





Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1874.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1874.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1874.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 1. — 1. Januar 1874.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Revue des Literaturjahres 1873.

Das Jahr 1873, ein Jahr des tiefsten Friedens für Deutschland, nur durch die Kämpfe des neuen Rom und seiner Anhänger mit der Staatsmacht bezeichnet, ein Jahr, in welchem das Reich in seiner Entwickelung manchen bedeutsamen Fortschritt aufzuweisen hat, tritt in seinen literarischen Leistungen ohne jede schärfer ausgeprägte Physiognomie vor uns hin. Jener Kampf, der die publicistische Literatur beherrscht, wirft einzelne Reflexe in Lyrik, Drama und Roman, ohne daß eine epochemachende Erscheinung als Trägerin desselben erschiene. Weder sind bedeutende neue Talente aufgetaucht, noch haben, mit wenigen Ausnahmen, die ältern namhaften Schriftsteller Hervorragendes geschaffen. Nirgends sehen wir ein Ueberschreiten des mittlern, bereits erreichten Niveau; dagegen hat die Massenhaftigkeit der Production nicht um das Geringste abgenommen; die Liedersammlungen, die Buchdramatik, die Unterhaltungslektüre, die geschichtlichen Monographien und Abdrucke aus den Archiven, die philosophischen Sammlungen, Streitschriften, Systembauten, die volksthümlichen Verarbeitungen jeder Art, und dann unzählbare kleinere Schriften aus allen Gebieten: das steht nach wie vor in Blüte, und nur die sorgfältige Kritik kann aus solcher Ueberwucherung die ansprechenden und nützlichen Productionen hervorsuchen.

Von Jahr zu Jahr weniger Widerhall findet die **Lyrik**. Das Gespräch über Gedichte ist in gesellschaftlichen Kreisen fast ganz verstummt, während ein oberflächlicher, wenn nur pikanter Journalartikel ein oft lautes Echo weckt. Es ist dies kein günstiges Zeichen für die Entwickelung der Literatur, deren Fortschritt doch nur durch die eigentlich schöpferischen Talente bedingt wird; die Vorliebe für den prickelnden Reiz des literarischen Champagner-Mousseux müßte zuletzt dazu führen, daß unsere Literatur nur lauter vergängliche Blasen treibt. Schon das Streben, etwas Ganzes zu schaffen, etwas Künstlerisches zu gestalten, verdient Anerkennung, gegenüber den flüchtig aufblitzenden Lebensäußerungen des Esprit, deren Ueberschätzung doch nur zu einer allgemeinen Verflachung führen kann.

Auf dem Gebiete der Lyrik heben wir die neue Sammlung der meist formschönen Felix Dahn'schen Gedichte, die kosmopolitisch-elegischen Dichtungen von Dranmor, Wilhelm Jensen's kräftige „Lieder aus Frankreich" und K. Bartsch, „Wanderung und Heimkehr" hervor, sowie die Gesammtausgabe von H. Kletke's gemüthlichen Gedichten, den dritten Band von Wolfgang Müller's „Dichtungen eines rheinischen Poeten" und die oft schwunghaften Gedichte der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy, denen Ada Christen mit ihren heinisirenden „Schatten" gegenübertritt. Wir erwähnen hier gleichzeitig noch folgende Dichterinnen: Pauline Brown, geb. Forster („Beschäftigungen des Geistes in einsamen Stunden"), Anna Lortzing („Vergangenheit und Gegenwart"), Rosa Warrens („Gedichte"), Marie von Najmájer („Gedichte, neue Folge"), Emilie Ringseis („Neue Gedichte"), Anna Stirn, geb. Rivière („Heideblumen"), Rosa Niemann (Käthe Boß, „Gedichte"), Fanny Edel („Muttergottesrosen"). Von der übrigen lyrischen Wald-, Wiesen- und Gartenflora mögen hier zuerst die Sammlungen mit blumistischen Titeln stehen: R. Sigismund: „Thüringer Waldblüten"; L. Stein: „Alpenrosen"; A. Bonnet: „Schwertlilien"; T. Aufrecht: „Blüten aus Hindustan"; J. Hensler: „Der Rosenkranz in Liedern"; F. Keppler: „Wilde Rosen"; A. Roth: „Wilde Blumen aus Oesterreich"; R. Fries: „Blüten aus einem Todtenkranz"; L. Altenbrand: „Frühlingsblüten und Herbstblätter". Außerdem sind Gedichtsammlungen erschienen

voh W. von Ising, B. Kiesler („Balladen und lyrische Gedichte"), J. Mohrbacher, E. Kohlmünzer („Bunte Steine"), R. Grimm („Kleine Münze"), A. Hopf („Frühlingsklang und Rosensang"), Ludwig Grote („Einsame Lieder"), H. G. Meyer, E. Leyden, T. Souchay, Freiherr G. von Dyherrn („Miniaturen"), F. von Woringen, K. Oberleitner, H. Spilcker, K. Mook und F. Mook, F. R. Schöni, F. Hoffmann, F. Größler, A. von Gömöry, O. Haggenmacher, F. Storck („Das Liederbuch, der Gedichte zweiter Band"), W. Spindler („Allerlei Gereimtes und Ungereimtes"), A. Dreesen („Perlen aus Schleswigs Sagenschatz"), M. Budich („Gehobene Stimmungen"), „Klänge des Herzens", R. Niggeler, F. X. Seidl („Das Jahr in Dichtungen"), G. Weck („Durch Nacht zum Licht"), C. G. Benzmer („Das Meer"), E. Stängel („Feierstunden"), G. Schliemann („Herbstvision"), H. Heine („Fröhliche Gedanken"), J. Rosen („Am Vermählungstage"), G. A. K. („Ein Cyklus von Gedichten in Liedform"), F. Müller („Gedichte"). In den meisten dieser Sammlungen befindet sich auch das Sonett, das sich als stehende dichterische Form in Deutschland eingebürgert hat. Sammlungen in Sonetten haben gedichtet: K. W. Hansgirg („Liebe und Leben"), H. Grasberger („Sonette aus dem Orient"), F. W. Wulff („Venezia, Sonette"). Der religiösen Dichtung gehören mehr oder weniger an: J. Feddersen („Zionslieder"), H. Schleiden („Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreichs"); Elisabeth („Die lauretanische Litanei"), J. W. Leschke („Schöpfung, Erlösung, Heiligung"), J. M. Schlinger („Christus der göttliche Knabe und Jüngling"), A. Berens („Glaubensfreude in Liedern"), J. J. Poncelet („Feierklänge, christliche Festtage in Dichtungen") und die in vierter Auflage erschienene Sammlung: „In einsamen Stunden. Erbauliches und Beschauliches". Mehr epigrammatisch sind: Hans am See („Das Narrenschiff unserer Zeit"), K. Hoffmann („Aus der Bibliothek"), S. von Insterburg („Tag und Nacht") und die obenerwähnten „Xenien" von Anna Lortzing.

Die politische Lyrik, welche sich an die letzten großen Ereignisse anschließt, sammelt jetzt gleichsam ihre Acten. Das umfassendste Sammelwerk derselben ist „Die Kriegspoesie der Jahre 1870 und 1871", geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hensing, F. Metzger, Mönch u. a. Außer W. Jensen's „Lieder aus Frankreich" erwähnen wir auf diesem Gebiete: Otto Prechtler: „Zeitaccorde"; G. Schwetschke: „Zeitgedichte, deutsch und lateinisch"; A. Moraht: „Patriotische Harfenklänge, zwölf Zeitgedichte"; E. Fürste: „Kaiser Wilhelm, Gedichte"; H. Stadelmann: „Zeitklänge"; Hermann Jahn: „Erinnerungsblätter aus eiserner Zeit", „Aeolsklänge, Rhapsodien aus der Originalmappe eines beurlaubten Landwehrmannes". In neuen Auflagen erschienen die „Gedichte" von Julius Sturm (4. Aufl.), „Die Sieben Todsünden" von Robert Hamerling, die „Gedichte" des Grafen von Bentheim-Tecklenburg und die „Gedichte" von A. Stöber, in einer Auswahl die „Gedichte" von W. Wackernagel und diejenigen von A. von Maltitz, herausgegeben von C. Freiherrn von Beaulieu-Marconnay, G. A. Bürger's Werke gab E. Grisebach heraus.

Von den epischen Gedichten erschienen in zweiter Auflage „Die Episoden" von A. F. von Schack. Auch die epische Dichtung wird fleißig angebaut, wie folgendes Register beweist: E. Zschokke: „Der heilige Gral"; A. von Wurzbach: „Laura"; M. Mandl: „Das Käthchen von Heilbronn"; Wernine Zimmermann: „Ein dürstend Herz"; J. von der Traun: „Salomon, König von Ungarn"; A. G. Eberhard: „Das Waisengrün"; J. Mühlfeld: „Zwei Dichtungen aus der Geschichte von Anhalt"; Ritter W. von Ratzenhofer: „Eusebia"; Maria von Thurnberg: „Die Rose von Granada"; Victor von Strauß: „Reinward Löwenkind"; H. von Treumann: „Liebesleid und Liebeslust"; K. Weiser: „Das Münster zu Straßburg"; M. J. Schwaiger: „Ein Edelmann"; Anton Hermann: „Der Schwedenjunker"; J. Freund: „Rübezahl"; A. Trümpelmann: „Perpetua und Felicitas"; J. H. Fehr: „Eigene Wege". Ein Scherenberg'sches Schlachttableau versuchte K. H. Keck in seinem „Sedan. Ein deutsches Heldengedicht" zu coloriren; J. J. Israel: „Kalewipoeg oder die Abenteuer der Kalewiden", eine estnische Sage; L. A. Ohorn: „Der fliegende Holländer". Didaktische Gedichte sind: B. Dixius: „Der Weinbau an der Mosel"; J. Köbner: „Das Lied von Gott"; B. Hasert: „Kosmos". Das komische Epos ist in diesem Jahr nur durch J. Grosse: „Der Wasunger Noth" und durch den „Pater Filucius" des W. Busch vertreten, in der bekannten Holzschnittmanier der „Fliegenden Blätter" mit einer oft sehr ergötzlichen Naivetät abgefaßt.

Mit der eigenen Schaffensfreude, so wenig bedeutsam die lyrischen Productionen selbst sein mögen, hält Schritt die Freude an Aneignungen der Lyrik und Epik anderer Völker. Man greift hierin bis in die Blütenzeit des Altenglischen zurück, wie die von Gräfin Wickenburg-Almásy und Graf Wickenburg übersetzte „Nymphidia" Drayton's, oder bis in die fernsten Länder, wie G. Böhm's Uebertragung der „Chinesischen Lieder aus dem Livre de Jade von Judith Mendès", beweist. Shakspeare's „Southamptonsonette" sind abermals übersetzt von F. Krauß; von Friedrich Notter's Dante-Uebersetzung ist der zweite Band erschienen, der das „Fegfeuer" enthält, während von der Kannegießer'schen Dante-Uebersetzung die fünfte von Karl Witte herausgegebene Auflage erscheint. Ebenso ist in zweiter Auflage die G. von Leinburg'sche Uebersetzung der E. Tegnér'schen „Frithjofssage" erschienen. „Ungarische Gedichte" hat Johannes Nordmann übersetzt; außerdem sind „Ungarische Volksdichtungen" von L. Aigner erschienen. Wir erwähnen noch: J. van den Vondel: „Gedichte", deutsch von F. Grimmelt und A. Jansen, J. Nöroth: „Blüten der neuern englischen und amerikanischen Poesie"; Miß Mac Mulock: „Gedichte", aus dem Englischen von C. B. Schlüter und A. Jüngst; A. Puschkin: „Gedichte", in deutscher Nachbildung von H. L. Schmitt; M. S. Mökesch: „Heideblümchen", zigeunerische Dichtungen und Sprichwörter ins Deutsche übersetzt; J. L. Runeberg: „Nordische Blüten", aus dem Schwedischen von A. Kluge; A. Sulzbach: „Dichterklänge aus Spaniens bessern Tagen", eine Uebersetzung jüdisch-spanischer Dichter; G. Strümpell: „Das französische Madrigal vom 16. bis zum 19. Jahrhundert"; H. Bonar: „Glaubens- und Hoffnungslieder", deutsch mitgetheilt von

einigen Freundinnen; L. Fritze: „Hitopadeſa", eine indiſche Fabelſammlung; G. G. Gervinus: „Händel's Oratorientexte überſetzt".

Ein Blick auf die dramatiſche Literatur des letzten Jahres muß in jeder Hinſicht entmuthigend wirken. Das Auseinanderfallen der Buch- und Bühnendramatik tritt wieder in bedenklicher Weiſe hervor; namentlich iſt das hiſtoriſche Drama, welches in der Buchdramatik überwuchert, mehr als je von der Bühne der Gegenwart verbannt, die immer mehr der Herrſchaft der franzöſiſchen Dramatik, der ſogenannten Rührkomödie verfällt, theils durch die Aufführung zahlreicher Ueberſetzungen und Bearbeitungen der pariſer Boulevardſtücke, theils durch Nachdichtungen, die ihre Vorbilder ſo wenig wie möglich verleugnen. Dieſer Richtung gehört das „Theater" des geiſtreichen Feuilletoniſten Paul Lindau an, von deſſen beiden Stücken „Marion" und „Maria und Magdalena" das letztere einen der ſeltenſten Bühnenerfolge der Neuzeit davongetragen hat und als das eigentliche Saiſonſtück, namentlich des berliner Hoftheaters betrachtet werden kann. Gleichen Erfolgs können ſich nur einige Weihnachtskomödien rühmen, namentlich C. A. Görner's „Aſchenbrödel", welches den zweiundzwanzigſten Band des „Deutſchen Theaters" bildet. Wenn aber auch ein beliebter Bühnendichter, wie Ernſt Wichert in ſeinem „Moritz von Sachſen", den er nach Prutz, Giſeke und Kruſe behandelte, einen hiſtoriſchen Stoff wählt, ſo verſchließen ſich ihm augenblicklich die Bühnen, die ſeinen Luſtſpielen ſtets bereitwilligen Zugang gewähren.

Nichtsdeſtoweniger laſſen ſich die dramatiſchen Dichter nicht entmuthigen und fahren fort, hiſtoriſche Stoffe aus dem Alterthum, dem Mittelalter und der Neuzeit zu behandeln. Wir erwähnen von Stoffen des mythiſchen und geſchichtlichen Alterthums: F. Helbig: „Babel"; C. Hepp: „Die Tochter des Diaios"; E. Böcker: „Periander"; A. Lindolf: „Nitetis"; „Daniel, Drama von einem Weltprieſter"; O. F. Genſichen: „Ajas"; F. O. Colans: „Tiberius"; R. Felix: „Saul und David"; R. Behrle: „Tobias"; M. J. Schwaiger: „Simon Petrus und Simon Magus in Rom"; „Solon", Schauſpiel mit Chören. Auf die Bühne iſt von dieſen Stücken aus dem Bereich des Alterthums nur das durch einzelne große Züge und dramatiſchen Schwung hervorſtechende Trauerſpiel von A. Wilbrandt: „Gracchus, der Volkstribun", gedrungen.

Dem Mittelalter und meiſtens ſeiner Kirchengeſchichte gehören folgende Dramen an: F. Walther: „Konrad I."; E. Wartenberg: „Heinrich der Vogelſteller"; H. Herrig: „Friedrich der Rothbart"; H. Lingg: „Der Doge Candiano"; A. Petrick: „Ernſt von Schwaben"; der neuern Geſchichte: E. Kulke: „Don Perez"; A. Hamann: „Cola Rienzi" und E. Pirazzi: „Rienzi, der Tribun", Eliſabeth von Berge: „Chriſtine von Schweden"; M. Greif: „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeiſter von Dänemark"; A. Haeger: „Die Gräfin Lichtenau"; E. Murad: „Selim III."; O. F. Genſichen: „Robespierre"; C. O. Teuber: „Ulrich von Hutten"; J. Mühlfeldt: „Der Herzog von Reichſtadt"; Baron F. von Nolde: „Herzog Wilhelm von Kurland und die Brüder Nolde"; K. Weickum: „Columbus". Trauerſpiele mit Senſationsmotiven ſind Wilhelm Jordan's „Arthur Arden" und R. Stegmann's „Vendetta". Andere Trauer- und Schauſpiele ſind: R. Weiland: „Des Landſtürmers Tochter"; E. Schottky: „Edda" und „Trand"; F. J. Egenter: „Geheime Trauerſpiele"; R. Bunge: „Nur ein Schauſpiel"; L. Reinhardt: „Edward"; G. von Meyern: „Ein Kind des Elſaß"; F. Treller: „Des Königs Narr"; M. Löbl: „Der dritte Hochzeitstag"; Gräfin Adele Bredow: „Ein verlorner Sohn"; J. Werther: „Das Grabdenkmal"; A. H. Poſt: „Wismund", ein Myſterium in acht Scenen. Zu den Gelegenheitsgedichten gehört das Feſtſpiel von Otto Devrient: „Was wir bieten", und dasjenige von S. Elſer: „Wien im Jahre 1873".

Das Beſtreben, die dramatiſchen Werke einzelner Schriftſteller in Geſammtausgaben herauszugeben, ſpricht noch am meiſten dafür, daß die dramatiſche Literatur der Gegenwart doch auf die Theilnahme des Publikums rechnet und ſich wenigſtens für die Zukunft nicht aufgibt. Von Grillparzer's „Sämmtlichen Werken", die ja hauptſächlich der dramatiſchen Gattung angehören, iſt eine neue Auflage erſchienen; Georg Köberle gibt ſeine „Dramatiſchen Werke" heraus, Robert Waldmüller die dramatiſchen Werke der Prinzeſſin Amalie von Sachſen (bisjetzt zwei Bände), H. Uhde die geſammelten dramatiſchen Werke Karl Töpfer's (bisjetzt drei Bände), und auch die erfolgreichen neuern Luſtſpieldichter E. Wichert und Guſtav zu Putlitz, G. von Moſer und Julius Roſen ſammeln ihre Stücke. In den Sammlungen Moſer's und Wichert's befinden ſich die beiden Luſtſpiele: „Das Stiftungsfeſt" und „Ein Schritt vom Wege". Zahlreiche kleine Luſtſpiele, Schwänke und Poſſen bringt E. Bloch's „Theatercorreſpondenz" oder andere Sammlungen wie „Deutſches Theater" und L. W. Both's „Bühnenrepertoire des In- und Auslandes". Einzeln erſchienene Luſtſpiele, Bluetten oder Schwänke ſind: C. Niſſel: „Hohenzoller und Piaſt"; J. V. Widmann: „Das Feſtgedicht, eine Komödie"; M. Bauermeiſter: „In ſicherer Hut"; E. Lohwag: „Beim Donauweibchen"; C. Lehmann: „Eine verhängnißvolle Nacht"; L. von Senden: „Luſtſpiele" und „Theaterſtücke zum Gebrauch der Geſellenvereine"; G. de Grahl: „In der elften Stunde"; J. Roſenzweig: „Nathan Schlemiel oder orthodoxe und reformirte Juden". Eine unbühnliche Originalität tragen die folgenden Dramen zur Schau: H. Lingg: „Die Beſiegung der Cholera", ein Satyrdrama mit Vorſpiel, und „Die Deutſchen und Engländer im Mond", humoriſtiſches Luſtſpiel von Moderatus diplomaticus. Einen dramatiſchen Triumphzug durch die Ruhmeswalhalla 1870—71 hat H. Görwitz gedichtet unter dem Titel: „Das erſte kaiſerlich deutſche lothringiſche Jägerbataillon im Lager." Bunt genug ſieht noch unſer dramatiſches Repertoire aus, das mit dem theatraliſchen nicht zu verwechſeln iſt. Hier ſind es immer nur vier oder fünf Schau- und Luſtſpieldichter, die en vogue ſind; gegenwärtig Wilbrandt, Lindau, Putlitz, Moſer, Roſen — der Reſt iſt Schweigen; die Tragödie beſonders iſt für die Bühne der Gegenwart todtgeboren.

Die Unterhaltungsliteratur in Roman und Novelle nimmt nach wie vor den breiteſten Raum im Gebiete der

schönen Literatur ein; sie kommt der Bequemlichkeit der schaffenden Talente und des aufnehmenden Publikums am meisten entgegen, denn von künstlerischen Intentionen ist nur sehr ausnahmsweise bei derartigen Erzeugnissen die Rede. Wenn sich geistige Bedeutung und Originalität der Weltanschauung in Roman und Novelle ausprägt, so darf man ihnen wol einen höhern Rang einräumen, als wenn sie nur die Alltagsprosa des Lebens abschreiben oder, selbst mit geschickter Hand, die kleinen technischen Kunstgriffe der Romanschreibekunst in Anwendung bringen.

Der bedeutendste Roman des letzten Jahres ist der Roman Paul Heyse's: „Die Kinder der Welt", ein durchaus gedankenvolles Werk von elegantester stilistischer Fassung, und selbst wenn der Vorwurf begründet wäre, daß es nur aus Novellen bestehe, die äußerlich locker verknüpft seien, so ist doch die innere Einheit vorhanden, die in einem alles Einzelne beherrschenden Grundgedanken besteht. „Die Erlöserin" von Fanny Lewald löst in episch breiter Durchführung ohne alle Sensationsmotive ein psychologisches Problem; Levin Schücking's „Die Heiligen und die Ritter" geben interessante Bilder aus dem katholischen Leben Westfalens; Gustav vom See's „Blätter im Winde" tragen das Gepräge eines Criminalromans, doch verbirgt sich hinter der äußerlich spannenden Erzählung ein tieferer Inhalt. Ein tüchtiger Volksroman ist der von Robert Schweichel: „Der Bildschnitzer vom Achensee." Eine kernige Begabung bei der Richtung auf das Bizarre zeigt die Novellistin E. von Dincklage in dem Roman: „Die fünfte Frau"; gedankenreich wie immer ist Robert Byr in „Wrak"; tüchtige Zeichnung bewährt Otto Müller's „Der Majoratsherr". Friedrich Spielhagen's „Was die Schwalbe sang" steht nicht auf der Höhe seiner größern Romane. Ein originelles Darstellungstalent mit oft launenhafter Färbung, aber glänzenden Reflexen der Schilderung und Charakteristik zeigt Wilhelm Jensen in seinen Romanen: „Die Namenlosen", „Sonne und Schatten" und „Nach hundert Jahren".

Wir führen hier aus dem Bereiche des Zeitromans von den übrigen, zum Theil beliebten Romanschriftstellern folgende Werke an: J. Grosse: „Natürliche Magie"; Ottfried Mylius: „Ein Meteor der Börse"; E. Schlieben: „Moderne Freier"; E. Wichert: „Die Arbeiter"; F. von Nemmersdorf: „Ritter unserer Zeit"; P. Galen: „Irene, die Träumerin" und „Der Alte vom Berge"; L. Habicht: „Vor dem Gewitter"; Max Ring: „Die Kleinstädter in Berlin"; E. Willkomm: „Im Glücke verwildert"; Robert Waldmüller: „Schloß Roncanet"; H. Wachenhusen: „Die Hofdame Ihrer Hoheit" und „Die Diamanten des Grafen von Artois"; J. D. H. Temme: „Die Universitätsfreunde", „Im Franziskanerthurm", „In der Ballus"; R. Springer: „Devrient und Hoffmann oder Schauspieler und Serapionsbrüder"; Luise Hohndorf: „Aus bewegten Tagen"; B. Möllhausen: „Die Einsiedlerinnen"; M. A. Niendorf: „Vom Altar in den Krieg"; E. A. König: „Das Kind Bajazzo's" und „Die Tochter des Franctireurs"; R. E. Hahn: „Stephanie"; Paula Herbst: „Im Sturm der Zeit"; Groß-Hoffinger: „Die Hölle auf Erden"; Anna Antonia von Thaler: „Ein seltsames Verhältniß"; C. Cressieux: „Die Kunstreiterin"; Emilie Heinrichs: „Im Irrenhause"; Baronin Elisabeth Grotthuß: „Die gemischten Ehen"; Schmidt-Weißenfels: „Adelsstolz"; A. Streckfuß: „Der verlorene Sohn"; A. Schrader: „Moderne Glücksjäger"; E. H. von Dedenroth: „Die Baronin"; J. Steinmann: „In eiserner Faust"; G. Kopal: „Hohenheim und Comp".; Jeanne Marie von Gayette-Georgens: „Sich selbst erobert"; Karl Detlef: „Mußte es sein?"; P. Fischer: „Kathinka"; Emma Ladbey: „Flitter und Gold"; Heribert Rau: „Rast' ich, so rost' ich"; Karl Heigel: „Die Dame ohne Herz"; Karl Zastrow: „Misverständnisse"; A. Schirmer: „Die Sklavenbarone" und „Der Waldmensch"; Luise Otto: „Rom in Deutschland"; Franziska Essenther: „Frauenehre"; Luise Ernesti: „Ein neues Jahr, ein neues Leben" und „Die Eremitin von St.-Cloud"; T. Griesinger: „Die alte Brauerei"; Otto-Walster: „Am Webstuhl der Zeit"; C. Vorberg: „Das Heldenthum des Dampfes"; E. Werner: „Am Altar"; G. Hesekiel: „Der Buchführer von Lemgo"; E. von Waldow: „Schloß Teufelsburg"; B. Möllhausen: „Die Einsiedlerinnen"; P. Laicus: „Silvio"; G. von Kunda: „Siegwart Morgenländer".

Auf dieser Liste sind alle Sorten von Romanen vertreten, von dem harmlosen Unterhaltungsromane bis zu den absichtsvollsten Tendenzromanen; wir finden psychologische und criminalistische Romane, socialpolitische, antikirchliche, exotische, namentlich nordamerikanische, Künstlerromane, israelitische, Börsen- und Eisenbahnromane. Die tapfere Betheiligung der weiblichen Federn bleibt stets dieselbe; denn außer den zahlreichen schriftstellerischen Weiblichkeiten, die sich offen zur Schau stellen, gibt es noch manche, die sich in ein männliches Costüm verkleiden, wie Franz von Nemmersdorf und Karl Detlef, welche daher auch dem Contingent der Romanschriftstellerinnen beizufügen sind.

Alexander Jung's „Darwin" ist eine philosophische Studie mit romanhaften Anklängen. Das pretiös Geniale und starkgeistig Emancipirte wird vertreten von E. M. Vacano: „Die Kirchenräuber" und „Wiener Fresken", und von Sacher-Masoch: „Ein weiblicher Sultan"; der humoristische Roman findet nach der Seite des geistreich Bizarren wie des spaßhaft Geschwätzigen hin Pflege in den Schriften von W. Raabe: „Christoph Pechlin, eine internationale Liebesgeschichte"; A. von Winterfeld: „Onkel Sündenbock" und „Alte Zeit oder die vier Töchter des Rittmeisters Schimmelmann"; E. Freiherr von Bibra: „Die neun Stationen des Herrn von Scherenberg".

Was den geschichtlichen Roman betrifft, so beutet er die Ueberlieferungen der Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten für seine Zwecke aus. Man fand früher ein weites Zurückgreifen in das graue Alterthum nicht geeignet für den Roman; das ist jetzt anders geworden. Altgermanische Stoffe besonders scheinen in Schwung zu kommen. Als Bahnbrecher trat hier Gustav Freytag auf mit seinem Roman: „Die Ahnen", dessen erster Band „Ingo und Ingraban" bis in die althistorische, vorhistorische Zeit unsers Volks zurückreicht. Diese beiden locker verknüpften Erzählungen verleugnen zwar in einzelnen Schilderungen das Talent ihres Verfassers nicht, machen aber durch stilistische Künsteleien und allerlei Absichtlichkeiten des Culturhistorikers nicht den Eindruck poetischer Ursprünglichkeit. Ein zweiter Band

unter dem Titel: „Das Nest der Zaunkönige", ist soeben erschienen. Daß Freytag's Vorgang Nachfolge finden würde, war vorauszusehen; Gna im Fluge jugendlich ungestüm und Iduna werden bald in unsern Leihbibliotheken heimisch werden. Man kann Freytag überbieten, indem man aus dem grauen Alterthum in das aschgraue übergeht. Dies thut Quitzow in seinem culturgeschichtlichen Romane: „Götterwanderungen und Götterdämmerung. Erste Abtheilung: Isomara, die Priesterin der Eisa."

Im ganzen hat indeß der Roman den richtigen Instinct, nicht Stoffe zu wählen, welche erst gelehrter Vermittelung bedürfen, um dem Publikum Antheil abzugewinnen. Romane aus der Napoleonischen Zeit, wie Karl Frenzel's lebensvoller Roman „Lucifer"; interessante Hofromane wie der von Ottfried Mylius: „Am Hofe der nordischen Semiramis"; Stoffe, wie sie Max Ring wählt: „Karl Sand und seine Freunde", oder Luise Mühlbach: „Der Dreißigjährige Krieg", „Kaiser Wilhelm und seine Zeitgenossen", „Von Königgrätz bis Chiselhurst", werden stets ein bei dem Roman ins Gewicht fallendes stoffartiges Interesse für sich haben. Wir führen hier folgende historische Romane auf: G. Hiltl: „Der Hochverräther" und „Das Roggenhaus-Complot"; Ludovika Hesekiel: „Von Brandenburg bis Bismarck"; George Hesekiel: „Fürst Christian der Andere, ein anhaltinischer Roman" und „Gefangene Frauen"; O. Wildenburg: „Philippine Welser"; F. Pflug: „Die Marquise von St.-Prie"; P. Lippert: „Der Heiland von der Rhön, Roman aus den Zeiten des Bauernkriegs"; F. Kaiser: „Unter dem alten Fritz und Kaiser Joseph"; Freiherr W. von Graßhoff: „Sibirien oder die Deklassirten vom 14. December". Edmund Lobedanz, „Die Bauernfreunde. Roman aus dem dänischen Leben des vorigen Jahrhunderts". Ein werthvoller geschichtlicher Roman ist der von Gräfin L. von Robiano: „Lady Jane Gray und ihre Zeit". Im schroffsten Gegensatz zu dem altersgrauen Culturroman steht der zeitgeschichtliche Porträtroman, in welchem lebende Persönlichkeiten in Romankapiteln untergebracht und von dem Verfasser mit Gedanken und Reden ausgestattet werden, auf deren Aeußerung sie sich schwerlich besinnen werden. Außer den ebenerwähnten Romanen der Luise Mühlbach gehören hierher besonders die Romane von Gregor Samarow, welche als zeitgeschichtliche Enthüllungen betrachtet wurden und deshalb Sensation machten. Der Zeitroman, „Um Scepter und Kronen", ist mit einer zweiten Abtheilung, „Europäische Minen und Gegenminen", vermehrt und der erste Band eines neuen Zeitromans von Gregor Samarow, „Die Römerfahrt der Epigonen", ausgegeben worden.

Unmittelbar an Gregor Samarow's Werke und diese ganze Richtung schließt sich der auf derbe Sensationsmotive speculirende Colportageroman an, der hinter allen Zeitereignissen her ist, um sie für das Leihbibliothekenpublikum einzuschlachten. Indem wir diese Romane hier aufzählen, haben sich unsere Bl. ein für allemal mit ihnen abgefunden; denn die literarische Kritik derselben wird durch kurze Bestimmung ihres Gattungsbegriffs erschöpft: J. von Rathewitz: „Die Opfer der Jesuiten"; E. Carido: „Der Aufstand der Karlisten oder die Tiger des spanischen Bürgerkriegs"; A. Kühne: „Nasr-ed-Din, der Schah von Persien oder der Verbannte zu Täbris und die Rose von Schiras"; A. Söndermann: „Der Freiknecht Johannes Böhme oder die Geheimnisse der wiener Spiel- und Gaunerhöhlen" und „Rinaldo die Banditenbraut"; T. Neumeister: „Das geraubte Kind", „Die Raben des Waldes".

Noch productiver als der Roman ist die Novellistik. Die große Zahl der belletristischen Journale und Modeblätter muß ihre Spalten mit Unterhaltungsliteratur füllen, und diese Erzählungen und Novellen werden dann meistens wieder gesammelt und im Buchhandel herausgegeben. Auch Verfasser mancher größern Romane widmen sich der Novellistik, namentlich wenn sie bei kürzerm Athem sind. Oft ist, was sie so schaffen, ziemlich physiognomielos, wie dies bei der durchschnittlichen Erzählungsliteratur in der Regel der Fall ist. Pikantere Physiognomien wie J. Scherr („Novellenbuch") und Sacher-Masoch, der als Novellist sehr fleißig ist und drei Sammlungen veröffentlicht hat („Russische Hofgeschichten", „Falscher Hermelin, kleine Geschichten aus der Bühnenwelt" und „Wiener Hofgeschichten"), gehören zu den Seltenheiten. Auch Romanschriftsteller, wie F. Spielhagen („Ultimo"), Levin Schücking („Aus heißen Tagen"), B. Möllhausen („Westliche Fährten"), W. Raabe („Deutscher Mondschein"), G. Hiltl („Historische Novellen"), Luise Otto („Zwischen den Bergen"), Ernst Wichert („Wider den Erbfeind"), E. A. König („Die Uhr der Fürstin", „Unter Polizeiaufsicht", „Der Sohn des Sträflings") machen es sich in Novellen oft bequem und sammeln allerlei Zerstreutes und Versprengtes unter ihre Fähnlein. Dagegen gibt es graziöse Novellisten von Fach, wie Karl Heigel („Wohin?"), Max von Schlägel („Vom Fels zum Meer"), Theodor Storm („Zerstreute Kapitel"), E. A. Dempwolff („Novellen, zweite Sammlung"), W. Schwarz („Aus Sommertagen, gesammelte Novellen", vierter Band), Lorenz Diefenbach („Arbeit macht frei"), Friedrich Friedrich („Von Sünde zu Sünde", „Nur ein Diener", „Wider das Gesetz").

Auch in der Novellistik sind die Frauen sehr thätige Mitarbeiterinnen, wie das folgende Register beweist, E. von Dincklage: „Heimatgeschichten"; Ida von Düringsfeld: „Prismen"; Claire von Glümer: „Frau Domina"; Klara Cron: „Adelaide"; Karoline Lewohl: „Myrte und Lorber"; Elise Polko: „Plaudereien", neue Folge; Mathilde Quednow: „Kämpfe und Siege"; Paula Herbst: „Novellen"; Hulda Kauffmann: „Schein und Sein"; Arthur Stahl (Valeska Voigtel): „Aus guter alter Zeit"; Luise Mühlbach: „Frauenherzen"; Helene von Rüts: „Entscheidende Lebensstunden"; Villamaria: „Manon"; Sophie Junghans: „Freudvoll und leidvoll"; Günther von Freiberg (Ada Pinelli): „Aus dem Süden"; Marie Giese: „Neue Novellen"; Marie Berger: „Novellen"; Karoline Gravière: „Zwei belgische Novellen aus der socialen Welt".

In der übrigen Novellistik finden sich orientalische, theatralische, bergmännische, dorfgeschichtliche, criminalistische, launige und sonstige Novellen jeder Art: E. von Vincenti: „Unter Schleier und Maske"; W. Anthony: „Silhouetten und Aquarellen aus der Coulissenwelt"; G. Billig: „Nach der Schicht"; F. Steinbach: „Engel und

Dämon"; H. Seidel: „Fliegender Sommer, Phantasiestücke"; R. Voß: „Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten"; T. Reinwald: „Gesammelte Novellen"; P. K. Rosegger: „Geschichten aus den Alpen"; G. Böhm: „Der Landsknecht mit dem einäugigen Wams"; C. Fritze: „Von Stufe zu Stufe"; Schmidt-Weißenfels: „Prinzeß Victoria"; J. E. Veith: „Stechpalmen"; P. Venator: „Konrad und Anna"; E. H. von Dedenroth: „Die Gouvernante"; C. Wurst: „Feststehen" und „Die Goldklumpen"; J. Krüger: „Die Romanheldinnen"; E. Zetter: „Gesammelte Novellen und Erzählungen"; A. Lommatzsch: „Der Renegat"; A. Streckfuß: „Ein Thaler" und „Ein Familiengeheimniß"; „Aus einem Mädchenleben, Weltliches und Geistliches"; B. Scholz: „Rheinbilder und Alpenblumen"; E. Pasqué: „Montroyal"; R. Niedergesäß: „Tenne und Speicher"; H. Riotte: „Des Bruders Vermächtniß"; R. Lindau: „Erzählungen und Novellen"; F. Eugen: „Schuldig oder nicht": J. D.: „Aus dem rheinischen Mädchenleben"; J. S.: „Verirrt und gefunden"; E. Vely: „Eine Walpurgisnacht, Waldmärchen" und „Am Strand der Adria"; J. Stinde: „Alltagsmärchen"; F. von Stengel: „Der Pflicht geopfert"; A. von Roberts: „Helgolander Novellen"; T. Bindewald: „Ernst und Humor"; O. Brandt: „Novellen"; Stephan Milow: „Zwei Novellen"; E. Heusinger: „Schicksals Walten"; van Dewall: „Der rothe Baschlik" und „Eine große Dame"; J. Smend: „In gesunder Luft"; Victor Granella (W. Tangermann): „Diotima"; B. Bronner: „Der Jesuit" und „Herr von Syllabus"; F. von Saar: „Marianne"; M. Horn: „In der Veranda"; H. A. Schaufert: „Dorothea"; E. Hahn: „Die falsche Gräfin"; E. Kohlmünzer: „Auf Kreuz- und Querzügen"; D. von Kászony: „Der neue Decameron"; E. Adolay: „Miß Hetty"; J. D. H. Temme: „Criminalnovellen" und „Die Weddinger"; Otto Girndt: „Dramatische Gestalten"; A. Joachim: „Vater und Tochter"; C. F. Meyer: „Das Amulet"; Graf A. Adelmann: „Ein Ausflug in die Normandie".

Von den humoristischen Erzählungen verdienen hervorgehoben zu werden: A. Wellmer: „Bruder Studio! Studentengeschichten aus vier Jahrhunderten"; Johannes Scherr: „Sommertagebuch des weiland Dr. gastrosoph. Jeremia Sauerampfer"; K. von Winterfeld: „Humoresken für Sofa und Eisenbahncoupé" (sechster Band) und A. Löwenstein: „Humoristische Originale". Wir erwähnen außerdem H. Starke: „Epistel an die Hagestolze"; T. Michel: „Der Fortschritt in Winkelbach"; H. Josionek: „Wie Studenten reisen"; H. Dewils: „Der heedelberger Draguner-Wachtmeester" (zweiter Theil); K. Rolfus: „Die Salpetrer"; C. Galluhn: „Muff, der Criminalgefangene"; „Novellen-Pastete"; „Reinhardt-Album, allen Freunden des Humors gewidmet"; F. Gerstäcker's „Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer" ist in vierter Auflage erschienen.

Außer den Journalen sorgen zahlreiche „Bibliotheken", Sammlungen neuer und auch älterer Novellen und Romane für die Unterhaltung des Publikums: der von Paul Heyse und Hermann Kurz herausgegebene „Novellenschatz" des Auslandes", und „Deutscher Novellenschatz" die „Bibliothek deutscher Originalromane" (achtundzwanzigster Jahrgang 1873), die „Illustrirte Romanbibliothek zu «Ueber Land und Meer»", herausgegeben von Hackländer; eine „Haus- und Reisebibliothek", eine „Unterhaltungsbibliothek für Reise und Haus" (17 Bde.), eine „Christliche Novellenbibliothek", von der das erste Bändchen vorliegt, und Taschenbücher wie „Cornelia" und „Parnassia".

Der einheimischen Romanproduction wird durch Uebersetzungen eine nicht geringe Ueberfracht zutheil. Am meisten bevorzugt sind die englischen Romane.: F. W. Robinson: „Das Lösegeld einer Frau"; Julia Kavanagh: „Bessy"; Bret Harte: „Californische Novellen"; „Melek-Hanum", Autobiographie; M. E. Braddon: „Milly Darrel", „Robert Ainsleigh"; Charlotte Yonge: „Die Säulen des Hauses"; Agnes Harrison: „Martin's Weinberg"; Mrs. Edwards: „Stephan Lawrence"; H. Wood: „Der Hohlweg auf Dene"; Florence Montgomery: „Unverstanden". Außerdem sind M. Jókai's Romane: „Tollhäuslerwirthschaft", „Ein Goldmensch" und „Andere Zeiten, andere Menschen" aus dem Ungarischen; J. Mármol's „Amalia" aus dem Spanischen; E. About's „Madelon" aus dem Französischen; W. Bergsöe's „Von der Piazza del Popolo" aus dem Norwegischen übersetzt.

Von deutschen Schriftstellern veranstalten Gesammtausgaben ihrer Werke Karl Gutzkow, Alfred Meißner, Paul Heyse. Von Moritz Hartmann's Werken erscheint eine Gesammtausgabe letzter Hand, von G. zu Putlitz: „Ausgewählte Werke". Von Friedrich Halm's Werken ist der elfte und zwölfte Band erschienen, welche Erzählungen und den poetischen Nachlaß enthalten. **Rudolf Gottschall.**

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Eine nachgelassene Schrift von Roderich Benedix.

Die Shakspearomanie. Zur Abwehr. Von Roderich Benedix. Stuttgart, Cotta. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

„Roderich Benedix und — Shakspeare!"

So werden die Shakspeare-Verehrer vom reinsten Wasser achselzuckend ausrufen, wenn sie den umfangreichen Band erblicken; der prosaische bürgerliche Lustspieldichter, und ein großes poetisches Genie! Wie kann ein so hausbackener Autor es wagen, ein Urtheil über den größten Dramatiker aller Zeiten zu fällen, dessen Riesengestalt sich in einem Taschenspiegel zum Hausbedarf, wie ihn Benedix aufstellt, freilich nicht auffangen läßt und nothwendig zu kurz kommen muß! Benedix und Shakspeare — das läßt sich kaum in einem Athem aussprechen! Die gutmüthige Beschränktheit eines wackern Familiendramatikers, und der weltweite Genius eines unsterblichen Dichters! Und wodurch weist sich denn der Autor des „Doctor Wespe" und des „Vetter" als

berechtigten Kritiker aus? Wo hat er seine philosophischen Studien gemacht, um die Grundgedanken in Shakspeare richtig erfassen zu können? Wie steht es mit seinem „Englisch" aus? Kennt er den Dichter im Original? Kennt er die Eigenheiten der altbritischen Sprache? Hat er irgendeine Shakspeare-Nuß geknackt, eine Stelle erläutert, eine Variante scharfsinnig angegeben, eine Untersuchung über Shakspeare's Leben geschrieben, über seinen Wilddiebstahl und seine Sonette, oder gar über seine Reisen in Italien und Deutschland? Kennt er auch nur den Unterschied zwischen den Quart- und Folioausgaben? Hat er eine neue Novelle, ein neues Drama entdeckt, aus welchem Shakspeare Stellen und Scenen entnommen hat?

Gemach, meine Herren! Zwar werden wir alle diese Fragen verneinen müssen; ja wir glauben nicht einmal, daß Benedix die deutsche Shakspeare-Literatur kennt, mit Ausnahme von zwei oder drei hauptsächlichen Erläuterern, die er in seiner Schrift citirt, daß er die Jahrgänge des deutschen Shakspeare-Jahrbuchs durchstudirt hat; wir meinen, daß er an keiner Shakspeare-Facultät promoviren könnte in Shakspeare-Antiquitäten, Shakspeare-Philologie und -Philosophie; er würde jämmerlich durchfallen, wenn ihn Ulrici und Elze examiniren wollten — und gleichwol und trotz dem allen behaupten wir, daß er ein verdienliches Buch geschrieben hat, ein Buch, das auch noch nach Rümelin in der Luft lag, und das, wenn nicht von Benedix, gewiß von einem andern geschrieben worden wäre; denn die Shakspearomanie ist eine Zeitkrankheit, bedenklich für unsere Literatur und für unsere Bühne, und die maßlose Apotheose des Dichters von Seiten, die man für competent zu halten geneigt ist, hat zur Folge eine ebenso maßlose Heuchelei von seiten des Publikums, das sich gegen seine bessere Ueberzeugung manche haltlosen und schwachen Producte als Meisterwerke aufdrängen läßt, während es ungerecht wird gegen unsere eigenen Classiker und gegen die moderne Production.

Schon für Rümelin war die absprechende Weise, in welcher die Shakspearomanie, vor allem ihr beschränktester Vertreter, Gervinus, über Schiller und Goethe urtheilt, ein Hauptgrund berechtigter Entrüstung, die ihm seine Schrift in die Feder dictirte. Dasselbe ist bei Benedix der Fall, der keine Gelegenheit versäumt, die Vorzüge der Schiller'schen Tragödien gegenüber vielen Dramen Shakspeare's glänzend ins Licht zu stellen, und überdies in der Apotheose eines ausländischen Dichters, sobald diese mit Zurücksetzung unserer einheimischen Genien verknüpft ist, eine Beschimpfung unserer nationalen Ehre erblickt.

Wir haben das Buch von Benedix mit vielem Interesse gelesen und sind der Ansicht, daß die Shakspearomanen in der Widerlegung seiner Kritiken der einzelnen Stücke keine leichte Arbeit finden werden. Doch sie werden sich wie immer aufs hohe Pferd setzen und sich zu solcher Widerlegung zu vornehm dünken. Die Kritik der Tragödien und Lustspiele, welche den Kern der Benedix'schen Schrift bildet, geht weit mehr ins Einzelne als die von Rümelin; es ist die Kritik des Ateliers, des Bühnendichters, und sagen wir's gleich, was die Technik des Dramas betrifft, so ist die Schrift von Benedix außerordentlich lehrreich, bei weitem lehrreicher als Freytag's Werk, welcher sehr fragwürdige Muster, blos weil die Dichtungen berühmt sind, kritiklos heranzieht. Das Werk von Benedix verdient das Studium aller jüngern Dramatiker; es kann manche verirrte Talente auf die rechte Bahn zurückführen.

Wir geben es zu, der Standpunkt des Kritikers ist ein einseitiger; aber diese Einseitigkeit gerade thut uns noth gegenüber der entgegengesetzten, einer dithyrambischen Verherrlichung jedes Schwulstes, an dem die Shakspeare'schen Dramen reich sind. Einem Dichter, der in allen seinen Stücken gute Menschen schildert, wie Benedix, sind die Bösewichter und moralischen Ungeheuer, wie sie Shakspeare liebt, von Haus aus antipathisch. Er weiß zwar diese Antipathie meistens zu beherrschen, aber hier und dort blickt sie doch hindurch. Einem Sittenmaler des bürgerlichen Lebens wie Benedix wird das Excentrische großer Leidenschaften fremdartig bleiben; er wird auch in dem Schwung getragener Rede oft zur Unzeit eine tadelnswerthe Großwortigkeit sehen, hier und da in der Analyse Shakspeare'scher Bilderfülle verkennen, daß auch die anscheinende Katachrese in der Sprache der Leidenschaft ihr gutes Recht hat, und daß der höhere Stil der Poesie Auslassungen und Sprünge verträgt, welche in der Prosa des Conversationstons fehlerhaft wären.

Daß aber ein Mann der dramatischen Praxis, ein schlichter, klarer Kopf, ein warmer Patriot und begeisterter Verehrer der deutschen Dichter, den Shakspeare-Dramaturgen, deren „Aug' in holdem Wahnsinn rollt", zuruft: Bis hierher und nicht weiter, das sind die Schwächen und Schattenseiten eures unfehlbaren Dichters; diese seine Stücke sind schwach und haltlos; dies sind die Schwächen seiner Zeit, die bei ihm maßlos hervortreten und ihn hindern, ein Dichter aller Zeiten zu sein — das ist immerhin eine verdienstliche literarische That, ein Vermächtniß, dessen sich der wackere verstorbene Lustspieldichter nicht zu schämen braucht, und es bezeichnet den zweiten Markstein einer Reaction gegen den überflutenden Shakspeare-Enthusiasmus, während den ersten Rümelin gesetzt hat.

Wir sind und bleiben der Ansicht, wenn es Lessing's Verdienst war, gegenüber der französischen Musterreiterei seiner zeitgenössischen Dramatik auf Shakspeare hinzuweisen, so muß ein neuer Lessing, wie das neufranzösische Unwesen, so vor allem auch die Shakspearomanie aus dem Wege räumen. Zwischen diesen beiden Polen schwankt die Bühne der Gegenwart in ihren maßgebendsten Instituten — und doch ist eine gedeihliche Fortentwickelung nur aus dem Kern unserer deutschen Dramatik heraus möglich. Benedix hatte den richtigen Instinct für das, was uns noththut; er hat in seiner schlichten Weise sehr eindringliche Wahrheiten gesagt. Auch thut man ihm unrecht, wenn man ihn blos für einen Praktiker der Coulissen hält; er hat sich mit deutscher Literatur und Sprache angelegentlich beschäftigt, wie seine Werke über den mündlichen Vortrag und den deutschen Rhythmus beweisen.

Doch sein Werk erschöpft den Stoff nicht; wir könnten uns sehr wohl einen zweiten umfassenden Band

hinzudenken: Die Geschichte der Shakspearomanie in Deutschland, eine Darstellung des verderblichen Einflusses, den Shakspeare auf die deutschen Dramatiker von Klinger und Lenz bis zu Grabbe, Immermann und Otto Ludwig ausgeübt, ein Nachweis desselben an den einzelnen Werken dieser Dichter, sowie eine genauere Charakteristik der einzelnen deutschen Shakspeare-Vergötterer und eine Gedankenharmonie aus den vielen hundert Shakspeare-Schriften der Neuzeit, in der wir freilich oft an den Eindruck erinnert werden, den Faust in der Hexenküche empfing, ein Beitrag zur Geschichte der Krankheiten des deutschen Geistes und einer Monomanie, die als ein Größenwahnsinn aus zweiter Hand erscheint, gleichsam ein Größenwahnsinn in favorem tertii! Eine Nebeneinanderstellung der Anschauungen von acht bis zehn der gefeiertsten Shakspearomanen würde überdies eine Fülle von Varianten bieten, gegen welche selbst die Varianten der Shakspeare-Texte zurücktreten müßten.

Benedix hat seine Polemik gegen die Shakspearomanie in dialogische Form eingekleidet; es sind drei Freunde, die sich über Shakspeare, seine Stücke und die Shakspearomanen unterhalten. Dem Zwecke des Werks entsprechend, hat von den drei Freunden, Hellmuth, Reinhold und Oswald, der letztere, der Shakspeare's Drama bisweilen gegen die Kritik der andern in Schutz nimmt, nur eine Nebenrolle, eine jener Rollen, welche Benedix in den Shakspeare'schen Dramen als „flaue Rollen" bezeichnet; er bringt nur vereinzelte Einwendungen hervor zu dem Zweck, daß sie widerlegt werden. Da er die vielen hundert Bände Shakspeare-Apotheose hinter sich hat, gegen welche Benedix seine Schrift richtet, so bedarf es für diesen Anwalt Shakspeare's keiner besondern Beredsamkeit.

Der Dialog beginnt mit einer kleinen Anthologie überschwenglicher Aeußerungen der Shakspeare-Vergötterer, von denen besonders eine hervorgehoben wird, welche Benedix im weitern Verlaufe des Gesprächs öfters ironisch beleuchtet: „Shakspeare vergriff sich selten in seinem Stoffe, und wo er es that, ward sein Misgriff zu einem Meistergriffe."

An diese Anthologie, in welcher die Ausfälle auf Schiller und Goethe, auf die vagen Seelenformen bei Schiller, die flachen Bildungen bei Goethe nicht fehlen, schließt sich eine Poetik und eine Dramaturgie in nuce, welche in schlichter Fassung treffende Bemerkungen enthält. Ein dichterischer Stoff für ein Drama, sagt Benedix mit Recht, ist nur ein solcher, der sich zu einer abgerundeten Handlung gestalten läßt. „Alles was man im Drama weglassen kann, ohne daß der Zusammenhang gestört, ohne daß das Weggelassene vermißt wird, ist ein Fehler." Die Unterschiede zwischen theatralisch und dramatisch, die Regeln dramatischer Charakterzeichnung u. s. f. werden einleuchtend auseinandergesetzt. Alles was Benedix hierüber sagt, ist in vollkommenem Einklang mit demjenigen, was wir in unserer „Poetik" über die dramatische Poesie aussprechen. Da auch Freytag in seiner „Technik des Dramas" in Bezug auf die Hauptpunkte zu gleichen Resultaten kommt, so darf man die Grundregeln im wesentlichen für feststehend erklären.

Die Anwendung derselben auf Shakspeare wird indeß auf mancherlei Schleichwegen vermieden. Bald werden die Historien für eine besondere dramatische Form erklärt; dann wieder beruft man sich auf die Eigenart der altenglischen Bühne, oder auf das Vorrecht des Genius, welches der Regeln spottet. Die Jetztzeit hat aber das Recht, jeden Dichter mit dem Maßstabe zu messen, welcher die Summe der gewonnenen ästhetischen Einsichten unserer Zeit vertritt. Bei einer literarhistorischen Untersuchung wird sie den Zeit- und Culturumständen Rechnung tragen, unter denen der Dichter schrieb; was aber für die Gegenwart als mustergültig gepriesen wird, was auf der Bühne der Gegenwart ein Heimatsrecht in Anspruch nimmt, das muß die strengste Beurtheilung der Kritik ertragen, und wenn die Shakspeare-Apotheose verfälschte Maßstäbe anlegt oder einen Jesuitismus mit ästhetischen Mentalreservationen predigt, so ist es an der Zeit, dies Verfahren aufzudecken und Shakspeare so zu beurtheilen, wie man einen modernen Dichter beurtheilen würde, der auf der Bühne der Gegenwart eine hervorragende Rolle einnimmt.

Benedix hat in seiner schlichten Weise mit einer solchen Beurtheilung Ernst gemacht; er zergliedert die Dramen Shakspeare's nach den berichtigten Grundsätzen der modernen Dramaturgie; er fragt bei jedem einzelnen, ob es eine abgeschlossene Handlung enthält, ob der Bau desselben ein kunstgerechter, nicht durch überflüssige Episoden verunstalteter ist; er fragt nach dem Causalzusammenhang der Handlung und ihrer Voraussetzungen, nach der innern Wahrheit und Bedeutung der Charaktere, nach der Sprache, ihren Fehlern und Vorzügen und faßt das Resultat seiner Untersuchungen in präciser Form zusammen.

Es ist merkwürdig genug, daß unter vielen hundert Shakspeare-Schriften sich außer derjenigen von Rümelin keine einzige befindet, welche den britischen Dichter einer so unbefangenen Kritik unterzieht. Die große Mehrzahl derselben ergeht sich in einer bewundernden Reproduction; andere suchen den Nachweis zu führen, daß dieser oder jener Grundgedanke, den sie selbst entdeckt oder dem sie wenigstens eine philosophische Fassung gegeben haben, auch wirklich in dem Stücke enthalten sei; noch andere weisen die Quellen nach, die Shakspeare benutzt hat, oder ergehen sich in Kritik alter und Aufstellung neuer Varianten, sodaß die Werke des Dichters oft nur als der Tummelplatz eines Scharfsinns erscheinen, der nach dem parasitischen Ruhme geizt, als Erklärer eines gefeierten Dichters selbst gefeiert zu werden.

Unbedingtes Lob zollt Benedix nur einer einzigen Tragödie Shakspeare's, dem „Macbeth":

Hätte Shakspeare nichts geschrieben als den „Macbeth", er wäre ein gewaltiger Dichter. „Macbeth" ist ein echtes Drama. Nichts liegt vor dem Stücke, die Handlung beginnt mit dem Anfange desselben und schreitet rasch und sicher fort. Eine Scene ergibt sich aus der andern; das ganze Stück hat einen folgerichtigen Zusammenhang. Der Inhalt ist einfach und interessant. Eine gewaltige Schuld wird gebüßt durch vernichtende Gewissensbisse und endlichen Untergang der Verbrecher. Als Grund der Schuld sehen wir kräftige Leidenschaften, Ehrgeiz und Herrschsucht. Die Charaktere sind sicher gezeichnet. Wir sehen keine gemeinen Bösewichter, sondern kräftige Menschen, ursprünglich von guten Anlagen, die dem verzehrenden Einfluß der Leidenschaft erliegen. Es überkommt uns die Ahnung, daß wir, von ähnlicher Leidenschaft ergriffen, auch vom

rechten Pfade abweichen würden, und so bewahren wir den Schuldigen menschliche Theilnahme. Wir sind durch ihren Untergang versöhnt, denn er war gerecht, und unser sittliches Gefühl erhält seine Befriedigung. Viele der einzelnen Scenen sind von erschütternder Wirkung. Ich meine: „Macbeth" sei eine der sehr wenigen Tragödien aus der Literatur aller Völker, welche den ersten Preis verdienen.

Wir möchten in Bezug auf Größe des Wurfs und einer Composition, welche, abgesehen von der überflüssigen Scenenzersplitterung des ersten Actes, sich in bedeutender Entwickelung kunstgerecht fortbewegt, den „Coriolan" neben den „Macbeth" stellen. Benedix findet den Stoff dieses Trauerspiels fesselnd und interessant, auch die Katastrophe oder vielmehr die Peripetie wahrhaft poetisch und dramatisch; doch vermißt er die übersichtliche Ordnung der Zeitfolge, der Charakter des Coriolan erscheint ihm widerwärtig, die Darstellung des Verhältnisses der Patricier und Plebejer unhistorisch, die letztern ganz verkehrt als Pöbel dargestellt, und auch die Charaktere des Stücks neben Coriolan uninteressant. Selbst dem Spaßmacher Menenius Agrippa kann er keinen Geschmack abgewinnen. Trotzdem halten wir den „Coriolan" für eine der folgerichtigsten Tragödien Shakspeare's, die einen durchaus großartigen Fortgang zu einer psychologisch bedeutsamen und wahrhaft tragischen Wendung nimmt.

Nächst „Macbeth" finden „König Lear" und „Romeo und Julia" am meisten Gnade bei Benedix. Von „Lear" sagt er, daß es wenige Stücke gebe, die eine so bedeutende Theilnahme erwecken, und was den Bau der Tragödie betreffe, so seien die beiden Handlungen mit großem Geschick ineinander verwebt:

Sie greifen entschieden ineinander, man kann die eine nicht von der andern trennen. Allerdings ist auch hier ein überreicher Scenenwechsel, das Stück hat sechsundzwanzig Verwandlungen. Allein die Handlung schreitet rasch und entschieden fort und ist mit keinen Episoden durchkreuzt.

Die Motivirung wird als sehr schwach getadelt, ebenso die gehäuften Greuel, besonders am Schlusse der unmotivirte Tod der Cordelia. „König Lear" würde eine der schönsten Tragödien sein und die größte Wirkung ausüben, wenn der Dichter ein paar Menschen mehr am Leben ließe. Der Charakter des Lear erscheint ihm in den ersten Acten als einer der am besten dramatisch gezeichneten Charaktere Shakspeare's.

„Romeo und Julia" rechnet Benedix zu den vollendetsten Stücken:

Hier ist ein lebensvoller, interessanter Hintergrund, die Privatfehde der Häuser Montague und Capulet. Auf diesem Hintergrunde, dicht verwebt mit ihm, entwickelt sich in rascher, durchsichtiger Folge die interessante Handlung, das Stück ist trefflich gebaut, die Scenen folgen nicht nur nacheinander, sie folgen auch auseinander, die Charaktere sind meistens voll frischen, individuellen Lebens und darum interessant. Der Hauptcharakter, Julia, scheint mir der gelungenste von Shakspeare's Frauencharakteren.

Einige Unbeholfenheiten des Baues, die Herbeiführung der Katastrophe durch den Zufall, der unberechtigte Tod des Paris und Inconsequenzen im Charakter des Romeo, wie namentlich sein kindisches Benehmen nach seiner Verbannung, der Charakter der gemeinen Zotenreißerei der Amme und einige schwülstige Partien der Diction, zu denen aber die Rede Julia's im vierten Act mit großem Unrecht gezählt wird — sind die Hauptbedenken, die gegen das Stück ausgesprochen werden.

Desto strenger geht Benedix mit zwei der berühmtesten Dramen Shakspeare's ins Gericht, mit „Hamlet" und „Der Kaufmann von Venedig". Daß die Composition des berühmten „Hamlet" eine höchst zerfahrene ist, und daß in den letzten Acten die Fäden des Stücks nicht zusammen-, sondern auseinandergehen, ist schon vor Benedix hervorgehoben worden; durch die genaue Angabe der fünf überflüssigen Episoden in dem Stücke und der einzelnen Scenen der letzten Acte in ihrer höchst äußerlichen Folge hat sich Benedix unleugbare Verdienste um die eingehende Prüfung dramatischer Technik erworben. Mit Recht macht er in Bezug auf die Katastrophe darauf aufmerksam, daß die Angabe, die beiden Kämpfer wechseln in der Hitze des Gefechts die Waffen, keine denkbare Möglichkeit ist. „Wer eine Waffe führt, läßt sie während des Kampfes sicher nicht aus der Hand."

Neu aber ist, daß Benedix den Charakter des Hamlet für inconsequent erklärt; der Dichter habe ihm den Zug der Willensschwäche verleumderisch angedichtet, um den schlechten Bau seines Stücks zu verdecken. Hamlet wäre wol zum Handeln gekommen, aber Shakspeare kam es nicht. Die Inconsequenz werde als Tiefsinn bezeichnet. Hamlet sei als eine durchaus edle, geistig und sittlich bevorzugte Natur hingestellt, doch diesen edeln Charakter habe der Dichter mit häßlichen Flecken verunstaltet. Sein Benehmen gegen Ophelia, die er in seinem verstellten Wahnsinn ziemlich schnöde behandle, der Hohn nach der Tödtung des alten Polonius, nach einem Versehen, welches ein jeder edle Mensch beklagen müsse, die Banditentücke, mit der er Rosenkranz und Güldenstern dem Tode überliefert — das sind diese von Benedix namhaft gemachten Schattenseiten des Charakters, die seiner edeln Anlage vollständig widersprächen. Den tragischen Tod Hamlet's hält Benedix nicht für nöthig, er stimmt Schröder bei, der in seiner Bearbeitung Hamlet leben und den Thron besteigen läßt, jenem großen Mann, der vom Theater und von dramatischer Dichtung mehr wußte als die ganze Shakspearomanie zusammengenommen. Mit Recht hebt Benedix wie Rümelin hervor, daß im „Hamlet" viel von der subjectiven Stimmung des Dichters stecke, dieser selbst sei ein Stück von Hamlet. Den interessanten Stoff und die bedeutenden dramatischen und theatralischen Effecte des „Hamlet" erkennt unser Autor als Ursachen seines Bühnenerfolgs an; doch hebt er nicht genug den außerordentlichen Gedankenreichthum und Tiefsinn der Dichtung hervor, welcher auch die auffallendsten Fehler der Composition vergessen läßt.

„Der Kaufmann von Venedig" erfährt das vollkommenste Verwerfungsurtheil auch vom sittlichen Standpunkte; das Stück wird als Ausgeburt des Judenhasses gekennzeichnet, die Absicht des Autors, in Shylock eine komische Figur zur Freude des Janhagels zu schaffen, zugegeben, doch wäre er wider den Willen des Autors eine tragische Gestalt geworden. „Shylock hat recht", sagt Benedix, „die andern alle unrecht. Und Shylock geht zu Grunde, und die andern triumphiren. Kann es eine größere Unsittlichkeit geben, als wenn das Unrecht triumphirt?" Noch abscheulicher werde dieser Triumph, weil er sich darauf stütze, daß Shylock ein Jude ist. Er habe,

nach der Behandlung, die ihm zutheil geworden, ein Recht, nach Rache, nach Vergeltung zu verlangen. Besonders die Entführung der Jessica gebe ihm dies Recht:

Und diese Jessica! Vergebens bemüht sich die Shakspearomanie, vergebens bemüht sich Shakspeare selbst, die Jessica weißzuwaschen. Was sollen nun die Worte: sie ist nicht seines Herzens, sie ist nur seines Blutes Tochter. Jeder, der schlecht handelt, sucht sich vor sich selbst zu entschuldigen, aber Phrasen sind keine Rechtfertigungsgründe. Und Jessica handelt schlecht, handelt gemein. Mochte sie sich entführen lassen, das entschuldigt vielleicht die Liebe. Aber den Vater um Geld und Gut bestehlen, ist gemein. Ich habe mich geschämt, als ich las, daß die Shakspearomanie diesen Zug schön findet und darin den praktischen Sinn ihres Volks erkennt. Wir haben also Shylock hier, der von einer ganzen Bande von Christen gehetzt wird, weil er ein Jude ist, den man verhöhnt, beschimpft hat, dem man Vermögen und sein Kind gestohlen hat, und dieser in den tiefsten Tiefen seines Lebens verwundete Mann soll vor Gericht Gnade üben, soll die Buße aufgeben, und damit die einzige Möglichkeit der Rache für Beleidigungen? Er thut es nicht, er will Rache, er besteht auf seinem Schein, und er hat recht, dreimal recht, zehnmal recht.

Dem „königlichen“ Antonio legt Benedix es als eine Gemeinheit aus, daß er das halbe Vermögen des Juden nimmt. Die Anforderung an Shylock aber, sich taufen zu lassen, ist „der Gipfel der Niederträchtigkeit“, die an dem Juden verübt wird:

Und nachdem Shylock derart vernichtet ist, beginnt der fünfte Act in zauberischem Mondscheine, sanfte Musik in der Ferne, und auf der Bühne sitzen Jessica mit ihrem Entführer. Nicht weit davon in Venedig liegt ihr alter Vater, das Gesicht am Boden, das Haupt mit Asche bestreut, gemishandelt, zertreten, vernichtet sucht er vergebens Trost in dem bittersten Weh — seine Tochter aber lehnt sich in süßem Liebesgeflüster an ihren Geliebten. Und heim nach Belmont kommen Porzia, Nerissa, Antonio, Bassanio, Graziano, alle von der großen Judenhetze, und in scherzhaftem Liebesstreite, in süßen Neckereien freuen sie sich ihres Lebens, während in Venedig das Opfer ihres Thuns sich krümmt im Schmerz der bittern Wunden, die sie ihm geschlagen. Dieser fünfte Act ist der Gipfel der Unsittlichkeit, den der Dichter erklommen.

Dieser fünfte, von den Shakspearomanen so verherrlichte Act erscheint Benedix poetisch und dramatisch so bedeutungslos wie möglich und in jeder Beziehung als der größte Fehler. Benedix stellt den „Nathan“ Lessing's dem Shylock Shakspeare's gegenüber und verherrlicht mit Lessing Goethe und Schiller, das Dreigestirn unserer großen Dichter.

Was „Othello“ betrifft, so beschuldigt Benedix Shakspeare der Inconsequenz in der Charakteristik, sowol in Bezug auf den Hauptheldem als auch auf Emilie. Diese Beschuldigung ist in Betreff der letztern wohlbegründet. Die Eifersucht des Othello selbst dagegen ist durch die Charakteranlage des Helden nicht ausgeschlossen. Treffender ist der Tadel der etwas plumpen Intrigue; mit Recht wird hervorgehoben, daß die Intrigue Wurm's in Schiller's Eifersuchtstragödie „Kabale und Liebe“ weit begreiflicher ist als diejenige Jago's, weit überzeugender für ein eifersüchtiges Gemüth. Jago's Gebaren auf eine Zurücksetzung im Dienst zurückzuführen, während die Novelle dem Dichter ein weit stärkeres Motiv, seine frühere Liebe zu Desdemona, an die Hand gibt, haben wir selbst schon mehrfach als einen offenbaren Misgriff bezeichnet. In „Julius Cäsar“ tadelt unser Autor den Bau des Stücks, lobt aber die Charakteristik. Die schwächern Dramen: „Cymbeline“, das auf uns in sehr vielen Scenen den Eindruck eines Marionettenstücks macht, „Antonius und Kleopatra“, werden kurz abgefertigt. Für die phantastischen Dramen: „Sturm“, „Sommernachtstraum“ und „Wintermärchen“, zeigt der Kritiker geringe Sympathie, am wenigsten für das erste, von vielen Shakspeare-Vergötterern so hochgepriesene Stück. Daß bei Hervorhebung der Geschlossenheit der Handlung als wesentlicher Forderung für das Drama die Historien nicht die Probe bestehen können, ist einleuchtend. Am meisten künstlerisch aufgebaut ist „König Richard II.“; auch Benedix rühmt, daß der Inhalt des Stücks klar sei und zu einem ordentlichen Abschluß führe. Doch wird er den Vorzügen dieser schönen Tragödie der Legitimität nicht gerecht. Einzelne Reden, die er als großwortig tadelt, erscheinen uns durchaus gedankenvoll und schwunghaft. „König Johann“ und „König Heinrich VIII.“, das letztere ein durchaus nicht abgeschlossenes Gelegenheitsstück, kann man ebenso wie „Heinrich V.“ als haltlose dramatische Werke gerechter Verurtheilung preisgeben. Auch „Heinrich VI.“ wird als dialogisirte Chronik bezeichnet, die Häufung der Greuelscenen getadelt, welche die Bühne in ein Schlachthaus verwandeln, der Charakter des Helden als undichterisch und undramatisch verworfen. Bei „Richard III.“ findet Benedix, daß zu viel vor und außerhalb des Stücks liege; er analysirt den Gang der Handlung, den Bau des Trauerspiels eingehend und tadelt besonders scharf das Hin- und Herspringen der Handlung in den letzten Acten. Von der Scene zwischen Anna und Richard heißt es:

Diese Scene, geschichtlich unmöglich, da Heinrich VI. schon sehr lange todt ist, ist das Abscheulichste, was mir je in der Dichtung vorgekommen ist. Erstens ist sie auf eine Art herbeigeführt, für welche ich den richtigen Ausdruck nicht brauchen will. Richard strebt nach der Krone und will Anna zur Gattin gewinnen, die große Reichthümer besitzt. Er setzt auch sein Vorhaben durch und gewinnt Anna. Allein auf welche Art. Richard ist von bösem Charakter, aber kräftig und schlau. Und hier wählt er für seine Werbung den möglichst ungünstigen Zeitpunkt, wo Anna die Leiche ihres von ihm gemordeten Schwiegervaters zur Gruft begleitet; auf offener Straße, vor vielen Zeugen bringt er seine Werbung vor. Das ist dumm; so einfältig kann der schlaue Richard nicht handeln. Daß Anna am Ende seine Werbung annimmt, ist in diesem Augenblicke unmöglich, weil sie rings von Zeugen umgeben ist, und wenn sie schamlos genug ist, Richard's Worte anzuhören, so kann das verworfenste Geschöpf nicht so schamlos sein, das vor Zeugen zu thun.

Ebenso scharf tadelt er die Werbescene bei Elisabeth, die sonst ein tragischer Charakter wäre, wenn sie nicht den Werbungen Richard's Gehör gäbe. Es ist indeß von Oechelhäuser mit Recht behauptet worden, daß sie dies in der That nicht thut; in den Worten liegt es ebenfalls nicht. Das stumme Spiel der Darstellerin muß ihre Ablehnung ausdrücken. Immerhin bleibt es ein Fehler, daß die Pointe einer großen Scene so abgeschwächt ist; der Contrast gegen die Scene mit Anna mußte gerade scharf hervorgehoben werden. Benedix besitzt eine Abneigung gegen historische Stoffe, die er ungünstig findet; doch sagt er manches Treffende über das Geschichtsdrama, ebenso wie über das Lustspiel. Der Dichter bürgerlicher Lustspiele kann sich natürlich mit dem romantischen Lustspiel Shakspeare's nicht befreunden; er verwirft nicht nur die schwächern, sondern auch die gefeierten wie: „Was

ihr wollt", dessen komische Personen er nicht komisch, sondern lächerlich und verächtlich findet, während er die Entwickelung der Liebesverhältnisse als uninteressant und unwahrscheinlich tadelt. Viele der andern Lustspiele sind auch von manchen Shakspeare-Erklärern, wie Ulrici, preisgegeben; Benedix hat den Muth, das Schlechte schlecht und das Verfehlte verfehlt zu nennen.

Die Parallele zwischen Shakspeare und der Frau Birch-Pfeiffer, die unser Autor in den Schlußbetrachtungen zieht, wird ohne Zweifel Sensation erregen. Die Shakspearomanie selbst wird auf das schärfste gegeißelt. Das „Steiniget ihn", das schon über Rümelin ertönte, wird auch in Bezug auf Benedix nicht auf sich warten lassen. Doch brûler ce n'est pas repondre! Die Einwendungen unsers Autors sind indeß durchaus sachlicher Natur; man mag ihm in vielen einzelnen Punkten nicht recht geben; aber man muß ihn Punkt für Punkt widerlegen. Wenn sich die Shakspeare-Dogmatik zu vornehm dafür hält: so wird man darin nur das Eingeständniß einer Niederlage sehen können; sie war stets zu kritiklos, um die Kritik entwaffnen zu können.

Rudolf Gottschall.

Neue Romane.

1. In Amerika. Amerikanisches Lebensbild aus neuerer Zeit. Im Anschluß an „Nach Amerika" von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1872. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
2. Die armen Reichen. Roman von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmann und Jugendfreunde des Dichters. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr.
3. Der Majoratsherr. Ein Roman aus der Gegenwart in drei Bänden von Otto Müller. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Arbeiter. Roman von Ernst Wichert. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Natürliche Magie. Roman von Julius Grosse. Zwei Bände. Stuttgart, Simon. 1873. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese fünf Romane, welche zusammen das stattliche Contingent von zwölf ziemlich starken Bänden repräsentiren, wurzeln in der Gegenwart. Mit mehr oder weniger Glück sind die Verfasser bemüht gewesen, unserer Zeit und deren Sitten den Spiegel vorzuhalten; nach Goethe's Vorschrift hineingreifend ins volle Menschenleben, packen sie es in der That meist da, wo es interessant ist.

Denn allerdings sollen uns doch nicht „des Lebens alltägliche Gestalten" vorgeführt werden; die Wirklichkeit schlechthin abzuschreiben, kann unmöglich Zweck und Ziel des Dichters sein. So real wir auch die Welt des Romans wünschen, sowenig mögen wir doch einen gewissen idealen Hauch vermissen, der, dem goldenen Duft der Morgenröthe vergleichbar, Personen und Ereignisse des Buchs umwebt und die gemeine Deutlichkeit der Dinge durch den Zauber der Poesie adelt und läutert.

Nicht von allen der zu besprechenden Romane läßt sich behaupten, daß dies Erforderniß erfüllt sei. Von Friedrich Gerstäcker (Nr. 1) in dem angedeuteten Sinne eine dichterische Verklärung seiner Gestalten zu erwarten, würde einer starken Enttäuschung gleichkommen. Mit keckerHand entwirft er ein grelles, aber farbenreiches Bild, dem oft wesentliche Züge zur Abrundung fehlen, das aber dennoch durch eine große Unmittelbarkeit und Drastik seiner Wirkung sicher ist. Gerstäcker's Volksscenen, anziehend durch das locale Colorit, welches der vielgereiste Autor ihnen zu verleihen wußte, erinnern in ihrer derben Kraft oft an die Bilder der gesundheits- und saftstrotzenden Holländer; wie diese, muthet auch Gerstäcker denen, die sich mit ihm beschäftigen, oft einen naiven Glauben zu, aber wie diese zwingt er uns auch, uns ihm voll hinzugeben, daß wir ihm folgen, wohin es ihm beliebt uns zu führen. Bunt genug ist die Gesellschaft, in die wir uns alsbald gerissen sehen; nur zu oft hört sie auf, Gesellschaft zu sein, und wird Gelichter; Spieler, Beutelschneider, Mörder und ihre Spießgesellen sind es, denen wir uns plötzlich gegenüberbefinden. Weder auf Mord, noch auf Diebstahl kommt es diesen Gesellen an: regelmäßig folgt dann die Hinrichtung: Schauerscenen, die mit einer gewissen Vorliebe ausgemalt sind.

Gleiche Vorliebe ist der „unterdrückten" Rasse der Nigger in dem Romane zutheil geworden; das Buch liest sich stellenweis wie eine wahre Verherrlichung der Schwarzen. Billige Humanitätsphrasen laufen dutzendweis mit unter — zuletzt triumphirt überall das gute Princip, während die Dämonen, in die Flucht geschlagen, scheu das Licht fliehen müssen.

Alles in allem ist dieser letzte größere Roman von Gerstäcker ein tüchtiges Volksbuch. Seine oft derbe, holzschnittartige Manier hat doch nirgend etwas Verletzendes, und wenn der Autor uns auch selten mit Glacéhandschuhen tractirt, so hat er doch immer — im edelsten Sinne des Worts — reine Hände. Das Tüchtige, Kernhafte und Gediegene strebt er an; da sind nirgends Zweideutigkeiten, Schlüpfrigkeiten und Aehnliches — eine deutsche Gesinnung leuchtet überall zwischen den Zeilen hervor. Gute Hausmannskost, das und nichts anderes bietet Gerstäcker; wessen Gaumen überreizt ist durch moderne pariser Confituren, die aber den Magen in Grund und Boden verderben, der greife nach welschem Tand oder dessen Nachahmung; nur ein gesunder Geschmack wird Schwarzbrot erheischen und vertragen.

Die meisten Vorzüge Gerstäcker's finden wir wieder bei Maurus Jókai: „Die armen Reichen" (Nr. 2). Hier wie dort Leben und realistische Kraft, hier wie dort ein seltsam phantastisches Colorit fremdländischen Wesens, hier wie dort grelle, abenteuerliche Situationen. Aber der Ungar ist weit mehr Poet als der Deutsche; namentlich die Schilderungen von Land und Leuten verrathen die geübte Hand des wirklich genial inspirirten Meisters, und die einzelnen Figuren erheben sich viel höher über das Niveau der Schablone als die Gestalten Gerstäcker's. Voll Originalität gleich am Eingange, erhält sich Jókai's Werk die-

fen Reiz bis zum Schluß, und wenn auch die Wahrscheinlichkeit nicht selten Schiffbruch leidet, so kommt doch die Hauptsache, die poetische Wahrheit, allemal gerettet davon. Der Roman, der weit Besseres ist als gewöhnliches Leihbibliothekenfutter, empfiehlt sich nach jeder Richtung hin — dem gedankenlos zeitmörderischen Dutzendleser durch seine spannende Handlung, und dem Tieferblickenden, geistiger Anregung Bedürftigen durch die Feinheit der Beobachtung und das pikante Detail.

Für diese zuletzt bezeichnete „besser situirte Minderheit" dürfte auch Otto Müller's „Der Majoratsherr" (Nr. 3) trefflich geeignet sein. Ein elegant geschriebenes, liebenswürdiges Buch, so recht ein Buch für die deutsche Familie. Nicht besser ist es zu charakterisiren als durch ein Citat aus dem dritten Bande, wo der Verfasser einem seiner Helden das wahre und schöne Wort in den Mund legt:

> Heutzutage braucht der Autor, der auf seines Volkes Geist und Gemüth nachhaltig einwirken will, nicht mehr die Helden der Vorzeit aus ihren Grüften zu beschwören; die Thaten der Gegenwart überragen die der Vergangenheit so gewaltig, daß selbst ein neuer Thucydides sich nur zögernd an sie heranwagen würde. Unsere nächste Aufgabe ist es daher, des Volkes geistig Auge dafür zu schärfen, seinen Sinn zu erweitern, damit es nicht gedanken- und verständnißlos an dieser mächtigen Zeit vorübergehe und jenem gefährlichen Indifferentismus nach kurzer Erhebung und Thatkraft wieder anheimfalle, der Deutschland schon mehr als einmal die Früchte seiner großartigsten Anstrengungen auf dem Gebiete der Politik gekostet hat.

Eine Tendenz, der wir als einer urgesunden vollkommen zustimmen. Echt und recht hat Müller's Roman, dem obige Worte als Motto sehr passend würden dienen können, die denselben zum Grunde liegende Anschauung zu verlebendigen verstanden.

Auch Ernst Wichert hat offenbar dieser Gedanke vorgeschwebt, als er zur Feder griff, um seine „Arbeiter" (Nr. 4) zu schreiben. Aber während Müller's Roman Schwung und Poesie athmet, fehlt dieses wesentliche Erforderniß dem Buche des königsberger Stadtrichters. Man merkt des Romanes Absicht — und man ist verstimmt. Er scheint dem Gehirn mühsam abgerungen, man würde die Schweißtropfen auf der Stirn des Autors zu sehen glauben, machten nicht auffallende Flüchtigkeitsfehler diesen Glauben zu Schanden. Zu diesen Flüchtigkeiten gehört es ohne Frage, wenn der Held des Romans fast öfter mit dem Namen wechselt als ein Chamäleon mit der Farbe. Er heißt bald Edwin, bald Edmund, bald Eduard — eine Thatsache, die mit der landesüblichen Entschuldigung „Druckfehler" nicht wohl bemäntelt werden kann. Trivial lesen sich Gemeinplätze wie dieser: „Wie lange wird es noch dauern, bis man allgemein zur Einsicht kommt, daß man sich selbst gar nicht vortheilhafter und gewinnbringender dienen kann, als indem man das Los derer verbessert, mit denen man schafft?"

Die letzte Weisheit des Romans in der Lösung der socialen Frage ist in der evangelischen Vorschrift: „Liebet euch untereinander", zu suchen. Wichert schreibt offenbar zu viel; es wäre schade, wenn ein so freundliches Talent durch Ueberproduction zu Grunde ginge! Diese „Arbeiter" aber machen ganz den Eindruck, als seien sie nicht aus innerm Schaffensdrange hervorgegangen, sondern lediglich auf buchhändlerische oder, vielleicht richtiger noch, auf eines Journalverlegers Bestellung an das Licht der Welt durch Druckpumpen und Saugwerke mühsam heraufgeschraubt worden.

Einen erfreulichen Gegensatz hierzu erblicken wir in Julius Grosse's anheimelnder Schöpfung: „Natürliche Magie" (Nr. 5), welche keck und frisch geschrieben ist. Eine anmuthige Doppelhandlung entfaltet sich vor unsern Blicken. Die „natürliche Magie" ist die der Liebe, deren Wesen das Grundthema bildet, das in ganz origineller Art abgehandelt wird. Der Verfasser hat Plato's „Συμπόσιον" fleißig gelesen; die Mysterien des dunkeln Zugs von Herz zu Herzen, soweit es an ihm ist, aufzuhellen, will Grosse's Roman versuchen. Ganz richtig ist deshalb die Handlung in das wundersame Märchenland Italien, in jene südlichen Gefilde verlegt, wo das Blut feuriger die Adern durchkreist und die Pulse rascher schlagen. Localton und Colorit, gehoben durch anscheinend persönliches, jedenfalls sehr genaues Studium jenes Landes, sind sehr glücklich getroffen, und so bietet das Buch auch von diesem Standpunkte aus betrachtet eine empfehlenswerthe Lektüre, der ein warmes Glück auf! mit auf den Weg gegeben sei.

Hermann Uhde.

Zur Ethnologie.

Ethnologische Forschungen und Sammlung von Material für dieselben. Von Adolf Bastian. Zweiter Band. Jena, Costenoble. 1873. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Den ersten Band von Bastian's „Ethnologischen Forschungen" haben wir bereits in Nr. 35 d. Bl. f. 1872 besprochen. Von dem vorliegenden zweiten Bande läßt sich dasselbe rühmen wie vom ersten, daß er sehr reich ist an ethnologischem Stoff und sich bei Betrachtung desselben zu höhern philosophischen Gesichtspunkten erhebt; es ist aber auch dasselbe zu tadeln wie am ersten Bande — die Formlosigkeit.

Den Vorwurf der Formlosigkeit haben nicht wir allein den Bastian'schen Büchern gemacht, sondern alle Recensenten, welche dieselben besprochen haben. Bastian sucht sich nun zwar in dem Vorwort zu dem vorliegenden zweiten Bande zu vertheidigen; aber was er da sagt, wird schwerlich seine Bücher genießbarer machen, als sie sind. Nachdem er nämlich einen Blick auf die Schwierigkeiten und Hindernisse, denen die Ethnologie begegnet, geworfen hat, fährt er fort:

> Bei diesem Ankämpfen gegen Hindernisse jeder Art, bei dem Zögern, die Ethnologie in der vollen Bedeutung der ihr gestellten Aufgabe anzuerkennen, bei dem nur langsam verschwindenden Mangel an Sympathien mit ihren Bestrebungen, unter all diesen Schwierigkeiten hätte es mir neuerdings doppelt entmuthigend sein können, selbst aus der kleinen Zahl ethnologischer Mitarbeiter absprechende Aeußerungen zu ver-

nehmen, die bei ihnen gleichfalls ein Verständniß für die Höhe und Bedeutung unserer Aufgabe vermissen lassen, da sie an Aeußerlichkeiten mäkeln, die, wenn auch vielleicht nicht an sich, doch im Verhältniß zu jener kleinliche bleiben, da sie eine Zeitvergeudung für Putz und zierliche Manierlichkeit verlangen, jetzt, wo es nur darauf ankommen kann, die ersten und rohesten Fundamente zu legen für einen Tempel des Kosmos, der sich einst mit allen Wundern dieses schmücken wird. Wer sich um solches Werk, dessen Einweihung freilich weder wir noch unsere nächsten Nachkommen erleben werden, nicht zu kümmern liebt, der tadle wenigstens nicht den, der „zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn fügt", der jedoch der Pflicht, die zu unablässiger Arbeit ruft, sich nicht entziehen kann. Der Tag hat 24 Stunden, die noch der Schlaf beschneidet; des Menschen Leben ist 70 Jahre oder, wenn es hoch kommt, 80, und wie wenig kann darin von uns Sterblichen, die sich nicht einer Vielfachheit der Hände und Köpfe, gleich brahmanischen Gottheiten, zu erfreuen haben, zu Wege gebracht werden, wenn auch jede Minute benutzt wird, deren nur 60 auf die Stunde gehen. Da innerhalb des so beschränkten Zeitraums nur ein bestimmtes Maß des Obliegenden ausgeführt werden kann, so bleibt es oft unmöglich, alle Seiten gleichmäßig zu vollenden, und welche für den einzelnen die wichtigere ist, welche er deshalb mit seinen Kräften am meisten fördert, das muß seiner eigenen Ansicht überlassen bleiben. Mir gilt darin die meinige, und sowenig ich meinen Kritikern die ihrige bestreiten werde, ebenso wenig kann ich mich zur Adoption derselben veranlaßt sehen, weil sie etwa anonym, im Namen der Kritik, ein Urtheil fällen.

Dieser Rechtfertigung fügt Bastian später noch einiges hinzu, worin er selbst die Schwächen seiner Bücher eingesteht. Er sagt:

Manches hätte sich allerdings bei hinlänglicher Muße bessern lassen oder würde bei Zufügung von Registern eine Abhülfe erhalten können, und ich bin ohnedem, wie ich es schon mehrfach hervorgehoben habe, von den vielfachen Schwächen meiner Bücher allzu sehr überzeugt, als daß es mir einfallen könnte, sie verdecken zu wollen. Wäre es auf einen temporären Effect angekommen, so hätten sie jedenfalls in einer andern Form erscheinen müssen. Jetzt wird es sich darum handeln, ob sie auch in dieser Ungeordnetheit und trotz derselben nicht ganz ohne Nutzen bleiben. Wenn die Gedanken zu ihnen spontan auf den Reisen selbst erwachsen sind, so ging dafür diese Zeit den Stubenstudien verloren, und es muß also der Einzelansicht jedes überlassen bleiben, ob darin ein Vorzug oder Fehler liegt. Gleichmäßige Doppelarbeit in derselben Zeit gehört, so viel ich davon verstehe, zu den Unmöglichkeiten unserer Existenz.

Der Ethnolog findet sich nach Bastian für jetzt in bedrängter Lage; denn einmal drücke die Ueberfülle des Stoffs, und doch fehle wieder die Hülfe zur Verarbeitung. Eine vielfache Theilung der Arbeit werde auch hier, je eher je besser, einzutreten haben, und außerdem bedürfe es vorher einer möglichst baldigen Orientirung über das ganze Forschungsfeld, damit jede Kraft gleich an den richtigen Platz gestellt und dort verwandt werde. Es bedürfe einer vorläufig cursorischen Durchwanderung aller Theile der Erde, und zwar einer immer wiederholten nach allen Richtungen hin, um die hauptsächlichen Orientirungspfeile zu markiren:

Für einen solch ethnologischen survey, für eine Ueberschau seinen allgemeinsten Umrissen nach, versuchen meine Bücher einige Beiträge zu liefern, und für den, der sie nicht von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, müssen sie so viel scheinbar unzusammenhängendes Zeug enthalten, daß er am besten thun wird, statt sich über dieselben zu ärgern, sie lieber gleich in den Papierkorb zu werfen.

An dieser ganzen Selbstrechtfertigung Bastian's ist nur so viel wahr, daß das menschliche Leben kurz ist, daß einer nicht alles leisten kann, daß auf dem Gebiete der Wissenschaft und sogar innerhalb einer und derselben Wissenschaft eine Arbeitstheilung einzutreten hat, so gut wie auf andern Gebieten, endlich daß vor dem systematischen Bau einer Wissenschaft das Material zu demselben zu beschaffen ist, also der eigentlichen Ethnologie die „Sammlung von Material für dieselbe" vorhergehen muß.

Aber die Sammlung von Material als solche war es auch gar nicht, was wir an den Bastian'schen Büchern zu tadeln hatten, sondern die Art, wie er das Material sammelt und zusammenträgt, die häufig nur den Eindruck einer Compilation aus allen möglichen Reisebüchern, eigenen oder fremden, sowie aus allen möglichen Geschichtsbüchern macht; während eine wissenschaftliche Sammlung von Material dasselbe doch schon nach Gesichtspunkten, nach allgemeinen Kategorien ordnet und folglich schon die Absicht der Zusammentragung des Materials, einen systematischen Bau aus demselben vorzubereiten, zu erkennen gibt. Jedenfalls steht doch eine mit wissenschaftlichem Geiste gemachte Sammlung von Material höher und ist werthvoller als eine blos compilatorische. Und daß Bastian selbst auch jener höhern Art von Materialsammeln fähig sei, dafür hat er den Beweis geliefert in dem vierten Kapitel des vorliegenden zweiten Bandes: „Zur vergleichenden Mythologie." Hier ist der Stoff nach allgemeinen Gesichtspunkten geordnet, dient zum Belege allgemeiner Sätze, die darum auch größer gedruckt sind als die einzelnen, subordinirten, zu ihrem Belege dienenden Thatsachen. Während man sonst in dem vorliegenden Werke Bastian's seitenlang nichts als Völkernamen, Genealogien und Geschichten von Wanderungen und Wandlungen der Völker zu lesen bekommt, sodaß man förmlich betäubt wird und zuletzt nicht weiß, was man gelesen hat, athmet man in dem erwähnten letzten Kapitel auf, weil hier die Einzelheiten in einer geordneten Weise vorgeführt werden und man den Zweck ihrer Zusammenstellung erkennt. Bastian sucht hier nämlich zu erweisen, daß die ersten Realisationen, in denen religiöse Strebungen zu Tage treten, aus den praktischen Interessen des Lebens hervorwachsen, und da dem Menschen nichts näher liegen kann als seine Selbsterhaltung, so seien es zunächst die Störungen, die zeitweise in der Gesundheit eintreten können, und das schreckbare Geheimniß des Todes, welches zuerst seine Aufmerksamkeit fesselt und dann den zum Fragen und Forschen angeregten Geist nach religiöser Hülfe suchen läßt.

Die zu diesem Zweck zusammengestellten und geordneten Thatsachen, die gläubigen Ansichten der Völker von Krankheit und Tod sind höchst interessant und lassen in all ihrer Verschiedenheit doch eine Identität der Grundanschauung und das gemeinsame psychologische Gesetz ihrer Entstehung erkennen. Dem Menschen in der Vollkraft des Lebens ist, wie Bastian zeigt, der Tod etwas Undenkbares; an die empfindungsvollen Anschauungen des Lebens gewöhnt, ist ihr Aufhören oder selbst ihre Störung für ihn eine Denkunmöglichkeit. Es findet sich deshalb auch überall bei den Naturvölkern die Vorstellung, daß der Tod auf die Erde nicht hingehöre, daß er ein unberechtigter Eindringling in das Leben sei. Man hat

bereits in der Umgebung, der natürlichen sowol wie der socialen, zwischen Freundlichem und Feindlichem unterschieden, und wie Wohlthaten jenem, werden diesem die Schmerzempfindungen zugeschrieben, welche die Krankheit begleiten und sich bis zum Todeskampfe steigern. Krankheit und Tod sind also das Werk eines Feindes, und zwar eines unsichtbaren, mit geheimnißvollen Waffen wirkenden, also eines Zauberers und (im Gegensatz zu angenehmen Gaben eines guten) eines bösen Zauberers. Von den Abiponern bemerkt der Missionar Dobsistoffer, daß, wenn jemand auch mit Wunden überdeckt sterbe, der Tod doch immer einem bösen Zauber zugeschrieben werde, und ebenso verhält es sich in andern Theilen Amerikas, in Afrika, Polynesien, sodaß dort überall die Gesellschaft im Kriegszustande gegen die auch unser ganzes Mittelalter unsicher machenden Hexen liegt, und wenn Angriffe dieser nicht zeitig genug bekämpft werden können, um das Leben zu retten, wenigstens den Geist des Abgeschiedenen befragt, um solch schädliches Gezücht auffinden und vernichten zu können.

In all diesen Vorstellungen herrscht nun, wie Bastian durch die gesammelten Thatsachen beweist, die völligste Identität auf der ganzen Erde; wir finden dieselben Operationen der Zauberärzte oder der weißen Zauberer, um den schwarzen Zauberern oder Hexenmeistern, welche die Krankheit verursachen, entgegenzuwirken, dieselben Gedankencombinationen, um sich die Wirkungsweise der krankmachenden Potenzen zu erklären, und dieselben Ceremonien, der in dem Verbrechen verletzten Gesellschaft durch die Strafe ihre Sühne zu verschaffen.

Diese durch Thatsachen belegte Nachweisung des durchgehend Gleichartigen in den Vorstellungen der Völker hinsichtlich der das Leben am unmittelbarsten berührenden oder sozusagen brennendsten Fragen ist sehr verdienstlich, und wenn Bastian in dieser Weise fortfährt, Material für die Ethnologie zu sammeln, so wird die Kritik gewiß nichts dagegen einzuwenden haben. Nur die ungeordnete Art des Materialiensammelns kann sie nicht billigen.

Julius Frauenstädt.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die erste Nummer einer „Jenaer Literaturzeitung“ liegt vor uns, deren Wiedererscheinen an die Traditionen unserer classischen Zeit anknüpft. Die „Allgemeine Literaturzeitung“ wurde in Jena 1785 durch Friedrich Justin Bertuch und Christian Gottfried Schütz begründet. Bei der Uebersiedelung des letztern nach Halle im Jahre 1803 ließ er die Zeitschrift vom 1. Januar 1804 an in dieser Stadt erscheinen. Es lag indeß im Interesse der Universität Jena, daß dieselbe nicht ohne ein einflußreiches wissenschaftliches Organ von kritischer Bedeutung blieb. Dies erkannte besonders Goethe an, und seinen Bemühungen war es zu verdanken, daß die „Allgemeine Literaturzeitung“ in Jena fortbestand und zwar unter der Redaction des Professors Heinrich Karl Abraham Eichstädt. Diese „Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“ erschien in 36 Jahrgängen bis zum Jahre 1840. Nach ihrem Eingehen trat die „Neue Jenaische Allgemeine Literaturzeitung“ an die Stelle derselben, welche von 1842—48 in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschien. Am Ende des Jahrgangs 1848 erklärte die Redaction: „Mit dem Schlusse des siebenten Jahrgangs der «Neuen Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung» tritt für dieselbe ein Ruhepunkt ein. Die dem Verkehr der Literatur ungünstige Zeit läßt die Fortsetzung bis dahin vertagen, wo die Beruhigung und Ordnung äußerer Verhältnisse das Interesse dem rüstigern Betriebe der Literatur wieder zuwenden wird.“ Im Jahre 1849 endete auch die Hallische „Allgemeine Literaturzeitung“.

Die Beruhigung und Ordnung äußerer Verhältnisse ist mit der Gründung des „Deutschen Reichs“ fraglos eingetreten, und so ist eine Wiederaufnahme des ältern Literaturblattes in neuer Gestalt wohl berechtigt. Die neue Literaturzeitung wird im Auftrag der Universität Jena von Anton Klette herausgegeben, sie wird in Bezug auf die fachwissenschaftliche Kritik hauptsächlich dem „Literarischen Centralblatt“, von Zarncke Concurrenz machen. Die schönwissenschaftliche Literatur, in deren Besprechung seinerzeit ihre ehrwürdige Vorgängerin eine tonangebende Stellung einnahm, sodaß sie auf das engste mit der Literaturgeschichte unserer classischen und romantischen Schule verflochten ist, scheint nicht in das Programm der neuen Zeitschrift zu gehören; wir finden wenigstens in der ersten Nummer keine einschlägige Kritik. Theodor Vischer's „Kritische Gänge“ werden von Walter eingehend besprochen; ebenso A. Schwegler's „Römische Geschichte“, fortgeführt von A. Claron, von Delbrück. Einer der namhaftesten Naturforscher der Neuzeit, F. Haeckel, bespricht Oskar Schmidt's „Descendenzlehre und Darwinismus“, welche den zweiten Band der bei F. A. Brockhaus erscheinenden „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ bildet, in sehr anerkennender Weise. Er nennt die Schrift „unstreitig eine der besten Darstellungen der gesammten Descendenztheorie und der damit zusammenhängenden Probleme, die bisher gegeben worden ist“. Aufgefallen ist uns, daß keine strengphilosophische Schrift in der Probenummer besprochen worden ist. Mit Kuno Fischer, der nicht mehr der Universität Jena angehört, fehlt der neuen Zeitschrift, insofern sie mit ihr in Zusammenhang steht, eine für geistreiche Kritik vorzugweise befähigte Persönlichkeit.

— Von Grillparzer's „Sämmtlichen Werken“ (Stuttgart, Cotta) ist eine „Neue Ausgabe“ erschienen, ein Beweis dafür, daß dieser bisher wenig gelesene Dichter jetzt in das Stadium des Nachruhms getreten ist, das der Verbreitung seiner Werke als derjenigen eines neuen Classikers im Lesepublikum sich besonders günstig erweist. Paul Heyse fährt rüstig fort in der Gesammtausgabe seiner Schriften (Berlin, Hertz), die bis zum neunten Bande uns vorliegen und seine Gedichte, Novellen in Vers und Prosa und seine Dramen bieten, also ein Gesammtbild des vielseitigen Schriftstellers. Gleichzeitig erscheint eine Gesammtausgabe der Werke von Moritz Hartmann (Stuttgart, Cotta), von welcher bisher fünf Lieferungen, fünf Bände, von vorwiegend novellistischem Inhalt vorliegen. Die zweite Lieferung enthält die eleganten und eingehenden Reiseskizzen des Verfassers.

Ausländische Literatur.

Die französischen Historiker ergeben sich neuerdings auch mit Vorliebe den breiten Ausführungen. Von Garnier Pagès' Werk über die „Februarrevolution“ liegt der elfte Band vor, der bis zu den verhängnißvollen Junitagen reicht; Taxile Delord's „Geschichte des second empire“ besteht bereits aus vier dicken Bänden und reicht nur bis zu Ende des Jahres 1866. Einen wichtigen Beitrag zur Genesis des second empire gibt Prosper Mérimée in seiner Schrift: „Les dernières nouvelles“; die Hälfte des Werks besteht aus einer Geschichte des Staatsstreichs vom 2. December.

— Das zweite Decemberheft der „Revue des deux mondes“ bringt eine ausführliche Besprechung der „Autobiography“ John Stuart Mill's von Auguste Laugel, welche diesen Confessions nachrühmt, daß sie von allen Werken Mill's die tiefste

und dauerhafteste Spur zurücklassen werden, daß ganz England sie lesen und jeder noch einmal dies merkwürdige Leben durchleben wird, welches eine beständige Kritik der Gegenwart, ihrer Moden und Anschauungen ist.

Theater und Musik.

Schweitzer's Schwank: „Epidemisch", fand am leipziger Stadttheater, wie schon früher in Frankfurt a. M., am dresdener Residenztheater und an andern Bühnen, eine freundliche Aufnahme. Das Stück ist keck hingeworfen, ohne alle Künstelei und alle Prätensionen, und wenn es die Manie der Zeit geißelt, durch Börsenspeculationen sich zu bereichern, so geschieht dies in einer ergötzlichen Weise, ohne tendenziöse Aufdringlichkeit. So übersieht man die Lockerheit der Composition und die Gedehntheit der letzten Acte.

— Victorien Sardou ist überaus fruchtbar. Seinem „Oncle Sam", einem amerikanischen Charakterbild, das an die „Famille Benoiton" erinnerte, läßt er jetzt „Les merveilleuses" am pariser Variétés-Theater folgen, ein Stück, dessen Inscenirung dem Director Bertrand 80000 Francs gekostet hat. Am Gaité-Theater wird ein Spectakelstück Sardou's: „L'officier de fortune", erscheinen, am Palais-Royal ein Schauspiel: „Le bonheur du jour". Man sieht, der Schloßherr von Marly ist nicht müßig und ruht nicht auf seinen Lorbern aus; doch sind die Erfolge seiner letzten Stücke nicht gerade glänzend zu nennen. Auch „Les merveilleuses" fand nur eine getheilte Aufnahme; es hatte einen succès de curiosité, etwa wie der zweite Theil von Goethe's „Faust" in Leipzig. Sardou ist nämlich im Grunde kein leichtfertiger Boulevardschriftsteller, es steckt in ihm etwas von gelehrten Passionen, wie er eine Zeit lang auch als spiritistisches Medium fungirte. Diesen antiquarischen Launen und Neigungen ist er in „Les merveilleuses" nachgegangen, er hat ein mit allem erdenklichen culturhistorischen Detail ausgestattetes Sittenbild aus der Zeit des Directoriums geliefert. „Les merveilleuses" war bekanntlich die Bezeichnung der Modedamen des Directoriums, welche für die Handlung, soweit von einer solchen die Rede sein kann, den Mittelpunkt bilden. Alles, Dichtung wie Inscenirung, athmet den Geist jener Epoche: der Dialog, selbst die Zwischenactsmusik, in welcher die Carmagnole und Marseillaise erklingen. Einzelne Decorationen zeigen das damalige Palais Egalité (Palais-Royal), oder die Börse, den an den Ecken angeschlagenen Courszettel, man bezahlt den Louisdor mit 1800 Francs Papier. Auch eine Heirath nach den Gebräuchen der Theophilanthropen findet auf der Bühne statt. Offenbar hat indeß der antiquarische Gelehrte in Sardou dem Dichter einen Streich gespielt; eine in ein Curiositätencabinet und Nationalmuseum verwandelte Bühne hat nicht Raum mehr für eine spannende Handlung.

— Am londoner Princeß-Theater ist ein Drama: „Griselda", von Miß Braddon zur Aufführung gekommen. Das „Athenaeum" erklärt das Stück nicht würdig des Rufs der Verfasserin. Unter ihren Vorgängern erwähnt es Boccaccio, Petrarca, Chaucer, Dekker, aber nicht unsern Friedrich Halm, der diesen Stoff doch dramatisch und theatralisch wirksam gestaltet hat. Miß Braddon hat eine Art von Othellostück daraus gemacht und läßt den Marquis von Saluzzo durch einen Vetter, eine Art von Jago, zur Tortur seiner Griseldis bestimmt werden. Der Sprache des Stücks fehlt der poetische Schwung.

— Die spanischen Dramatiker vertauschen immer mehr die romantischen Stoffe mit politisch interessanten. So hat Perez Galdo eine Trilogie: „Episodios nacionales", veröffentlicht, deren erster Theil „Trafalgar", der zweite „Der Hof Karl's IV." und der dritte, vor kurzem erschienene „Der neunzehnte März und der zweite Mai" heißt. Er behandelt den Fall des berüchtigten Friedensfürsten. Man rühmt den „Episodios" dramatischen Effect und markige Charakteristik nach.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die „Deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" hat ihren Proceß gegen Director Haase in der zweiten Instanz vor dem königlich sächsischen Appellationsgerichte in Leipzig verloren, indem das Urtheil des Gerichts die Ausführungen des Professor Nissen über diese Frage im wesentlichen adoptirte und besonders ein pactum in favorem tertii annahm, welches durch den Vertrag zwischen dem Director und dem Stadtrath von Leipzig gegeben sei. Der Syndikus der Genossenschaft, Dr. Gerhard, hat bereits eine Appellation an die dritte Instanz, das Reichs-Oberhandelsgericht in Leipzig, eingereicht, und man sieht mit allgemeiner Spannung dieser endgültigen und rechtskräftigen Entscheidung in einer für die dramatischen Autoren wie für die Theaterdirectionen gleich wichtigen Principienfrage entgegen. Inzwischen hat die berliner Generalintendanz in Betreff der Aufführungen von Werken der Mitglieder der Genossenschaft an den Hoftheatern von Hannover, Kassel und Wiesbaden, die nicht von seiten der königlich preußischen Intendanzen, sondern von den frühern Bühnenleitungen honorirt worden waren, einen Vergleich mit der Genossenschaft abgeschlossen, demzufolge für die Aufführungen dieser Stücke seit dem Beginn des Jahres 1871 eine Abfindungssumme nach einem bestimmten Procentsatz, von jetzt an aber je 5 Procent von der Bruttoeinnahme jeder Aufführung gezahlt werden. Da auch die Theater von Frankfurt, Breslau, Bremen, Danzig u. a. in Betreff der Aufführungen früherer Theaterunternehmer sich mit der Genossenschaft geeinigt haben, so schweben außer dem großen leipziger Proceß nur noch unbedeutende Differenzen, und es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß, nachdem dies Uebergangsstadium überwunden ist, der Verkehr der Autoren und Directoren von jetzt ab in geregelte Bahnen einlenken wird. Eine eingehende Darstellung der ganzen Entwickelung des neuen Autorenrechts in Bezug auf die dramatische Literatur und der aus derselben erwachsenen Conflicte gibt der Herausgeber d. Bl. in dem vierundzwanzigsten Hefte von „Unsere Zeit" f. 1873 in dem zweiten Artikel: „Die Reformbewegung auf dem Gebiete des deutschen Theaters".

— In dem Alter von 77 Jahren starb kürzlich der spanische Scribe, Don Breton de los Herreros, ein tapferer Liberaler, der mit dem Schwert für Spaniens Unabhängigkeit gekämpft hat und später wegen seiner Schriften in die Verbannung wandern mußte. Er ist an Productivität ein moderner Lope de Vega; er verfaßte nicht weniger als 90 dramatische Originalwerke, 109 Uebersetzungen ausländischer Dramen und richtete neun ältere spanische Lustspiele für die moderne Darstellung ein. Sein erstes Lustspiel „A la Vejez Viruelas", wurde in Madrid vom Teatro del Principe aufgeführt, als der Autor kaum 19 Jahre alt war. Im Jahre 1853 gab sein intimer Freund, Don J. E. Hartzenbusch, zwei Bände seiner auserwählten Werke heraus. Sie enthalten nur 25 seiner Stücke, darunter seine originellste und markigste Tragödie: „Don Fernando el Emplazador". Auch als Lyriker war er vielseitig, er hat Epigramme, Oden, Lieder und Romanzen gedichtet. Außerdem gibt es von ihm ein satirisch-burleskes Poem: „La desverguenza", in dem er nach Byron's Vorgang im „Don Juan", aber diesen und alle Nachahmer überbietend, die bizarrsten und schwierigsten Reime anwendet.

Bibliographie.

Benedix, R., Die Shakspearomanie. Zur Abwehr. Stuttgart, Cotta. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bernoulli, J. J., Aphrodite. Ein Beitrag zur griechischen Kunstmythologie. Leipzig, Engelmann. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Supplement. 1ste Lief. Berlin, F. Duncker. 1873. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Deutschen und Engländer im Mond. Humoristisches Lustspiel in 3 Acten von Moderatus Diplomaticus. Wien, Gerold's Sohn. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Dewall, J. van, Der Ulan. Roman. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Geschichte der preußischen Politik. 5ter Thl. 1ster Bd.: Friedrich der Große. 1ster Bd. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Faselius, A., Altaegyptische Kalenderstudien. Strassburg, Trübner. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 2. — 8. Januar 1874.

Neue Dramen.

Die unausgesetzte Thätigkeit, welche wir auf dem dramatischen Gebiete seit einer Reihe von Jahren mit theilnehmender Aufmerksamkeit verfolgen, dauert unvermindert fort. Der Markt dieser Literaturgattung wird nicht leer, und um so weniger, seit sich das Verhältniß der dramatischen Schriftsteller zur Bühne wesentlich gebessert hat und namentlich durch Begründung der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten denselben endlich eine Stellung mit Rechten erobert worden ist, auf die sie bei uns in Deutschland lange vergeblich Anspruch machten. Allein der Zustand der dramatischen Literatur erscheint durch diese günstigen äußern Vorgänge im ganzen doch nur wenig gehoben, und trotz aller Aussicht auf größern und raschern Erfolg bleibt das dramatische Schaffen im allgemeinen noch ebenso unfertig, überstürzt und künstlerisch unausgetragen wie vordem. Unser diesmaliger Bericht wird einen neuen Beleg dafür beizubringen leider nicht unterlassen können. Sind Grillparzer's sämmtliche Werke, bereits in zweiter Auflage von Cotta edirt, sind die ausgewählten Werke von Gustav zu Putlitz (Berlin, Gebrüder Paetel) mit ihren dramatischen Gaben, sind Karl Töpfer's gesammelte dramatische Werke, herausgegeben von Hermann Uhde (Leipzig, Duncker und Humblot), auf welche die „Blätter für literarische Unterhaltung" nach vollendetem Drucke noch besonders zurückkommen werden, dem Theaterkenner und -Freunde ein Trost, so kann das, aufrichtig und ehrlich gestanden, von dem neuesten Nachschub der dramatischen Poesie nur in sehr geringem Maße und bedingtem Grade behauptet werden. Es ist darin nicht viel vorhanden, das sich bedeutsam über die Gewöhnlichkeit hinaushebt; Stümperwerk und Mittelgut ist das meiste davon. Eigenartige, Sinn und Herz besonders fesselnde Schöpfungen entdecken wir nur wenige. Voran steht in dieser Beziehung zunächst wol:

1. Das Kronenhaus. Ein Trauerspiel in fünf Acten von Victor Stern. Wien, Beck. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Dichter hat zum Schauplatz seines Dramas ein Landstädtchen in gebirgiger Gegend gewählt und läßt in dieser eine Handlung abspielen, die in ihrer ganzen Art und Weise wie in ihrer innersten Tendenz einigermaßen an „Maria Magdalena" von Friedrich Hebbel erinnert. Paul, der junge stattliche Wirth zur Goldenen Krone, ist ein stolzer, hochfahrender, gewaltsamer Mensch, der nach dem Tode des Vaters das reiche Anwesen ererbt hat und nun verwaltet, dabei seinen jüngern Bruder Peter, den seine alte stumme Mutter über alles liebt, sehr über die Achsel ansieht und geradezu haßt. Dieser jüngere Bruder Peter ist seines Gewerbes ein Scherenschleifer und dabei ein höchst curioser Kauz. Seine Mutter hat ihn unter besondern Umständen geboren. Ehe sie heirathete, hatte sie einen jungen Mann geliebt, einen Gaukler, „der sich auf den Jahrmärkten und in Schaubuden herumtrieb, zwar nicht schön war, aber desto schönere Lieder wußte". Dieser Gaukler, Clemenz mit Namen, war durch ihre Heirath elend geworden und wild in die Welt hineingelaufen. Als sie mit Peter schwanger ging, hatte er noch einmal, „blaß und abgehärmt", sich zu ihr zu drängen gewußt und ihr zugerufen: „Vroni, Vroni, das also hast du mir angethan!" In demselben Augenblicke war Meister Christoph, der Gatte der Vroni, in die dunkle Stube getreten, und von Mistrauen und Eifersucht gefoltert, hatte er bei der bald darauf erfolgenden Geburt das Kind für einen Bastard erklärt. Vroni aber, darüber entsetzt, verlor die Sprache.

Das ist die Vorgeschichte unsers Dramas und unsers Helden, welcher, der Schmerzenssohn der Mutter, allerdings mit jenem Clemenz eine gewisse Aehnlichkeit besitzt.

Er liebt das Herumschweifen, die Einsamkeit und ein ungezwungenes freies Leben; außerdem versteht er überall und bei jeder Gelegenheit Lieder zu singen. Mit diesen Liedern ist er im Begriffe sich in das Herz einer gewissen Anna einzubürgern, der hübschen Tochter des Grundhegers Vincenz, der in Paul's Diensten steht und auf dessen Besitzthum lebt. Ehe dem sonderbaren Burschen das aber gelingt, kommt Paul ihm auf die Sprünge, und halb aus Schadenfreude, halb weil ihm das Mädchen gefällt, fängt er selbst an sich um dasselbe zu bewerben. Seine Bewerbung glückt nur zu wohl, und Anna fällt ein Opfer seiner Verführungskunst. Kaum ist das geschehen, so verläßt er sie, und die arme Betrogene fällt rettungslos der Schande und dem Elend anheim, denn ihr eigener Vater verstößt sie und das Kind, dem sie das Leben gegeben, indeß der Wirth des Kronenhauses sich prunkhaft mit Hedwig, der Tochter eines Großbauers, verlobt. Der unglückliche Peter, dem die Abwendung und Untreue Anna's das Herz gebrochen, siecht, von seiner stummen Mutter ängstlich gepflegt, langsam dahin und rafft sich nur auf, um für das gute Recht der Hintergangenen einzutreten. Er bittet, er beschwört seinen Bruder Paul, der Verlorenen durch eine eheliche Verbindung mit ihr Ehre und reinen Namen wiederzugeben. Da aber der Schändliche ihn mit Hohn und Verachtung von sich stößt und des gefallenen Mädchens spottet, ergrimmt er so heftig, daß er, von Niklas, einem Taugenichts und Landstreicher, aufgehetzt, sich selbst Recht zu verschaffen, hingeht und den Bruder vor der Kirchthür gleich nach seiner Trauung ersticht. Die Mutter stirbt aus Schreck über diesen Vorgang, und Peter, sich dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit übergebend, setzt Anna und ihr Kind in das Vermächtniß seiner Mutter ein.

Dies ist die Fabel des Trauerspiels, das an vielen Längen und Weitschweifigkeiten wie an ziemlich ungeschickter Mache leidet. Ein großer Fehler derselben ist unter anderm, daß die stumme Veronika, die eine originelle Gestalt ist, nirgends recht in die Handlung eingreift, und daß ein paar tief erschütternde Momente ihres Lebens nur erzählt und nicht dargestellt werden, obschon sie ganz wesentlich dazu beigetragen haben würden, dem Stücke Reiz und Wirkung zu verleihen.

Der eine dieser Momente ist der, in welchem die Mutter den Sohn Paul abhalten will, die Braut aus dem Brauthause abzuholen. Sie ahnt Schlimmes und wirft sich flehend und händeringend vor dem Uebermüthigen nieder. Als er sie von sich schleudert und auf ihre Jammergeberden nicht achten will, stürzt sie zum Ofen, reißt ein verkohltes Stück Holz daraus hervor und schreibt mit zitternder Hand an die weißgetünchte Wand ein ernstes warnendes Wort.

Dieser Auftritt würde, in der Handlung selbst mit Geschick vorgeführt, sicher nicht ohne Erfolg sein; ebenso der andere, in dem sie die Erbstücke des Kronenhauses, d. h. Leichentuch und Trauerleuchter, aus dem Familienschrank holt und in der Vorahnung der schrecklichen Hochzeit Brautstube und Brautbett damit ausschmückt. Der Verfasser hat sehr zum Nachtheile seines Trauerspiels diese Hauptfigur viel zu viel außer Acht gelassen. Die stumme Veronika mußte entschieden der Mittelpunkt der Handlung und diese enger und straffer um sie her zusammengezogen werden. Wie letztere jetzt ist, erscheint sie zu locker, zu lose und zerfahren ausgetragen. Sie ist weder stramm im Gang, noch wachsend und steigend genug in der Entwickelung, sodaß schließlich eben viel von der Theilnahme und Spannung verloren gehen muß, die bei einer glücklichern Behandlung sich unbezweifelt ergeben hätten oder bewahrt worden wären. Einräumen aber muß man trotz alledem, daß die Arbeit etwas Ungewöhnliches, daß sie einen gewissen frischen, unmittelbaren Hauch des Lebens hat und Menschen aufweist, die mit echter und quellender Natürlichkeit ausgestattet sind.

2. Adalbert von Bremen. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arthur Fitger. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Dies Stück, das wir zunächst anreihen, ist, streng genommen, der erste Theil einer Trilogie, indem es die Jugendgeschichte jenes unglücklichen deutschen Königs Heinrich IV. behandelt, der später die furchtbare Demüthigung zu Canossa erfuhr und nach langen unseligen Kämpfen endlich im Kriege gegen den eigenen Sohn ein trauriges Ende fand. Ein wechselvolles und so ereignißreiches Leben wie das hier in Rede stehende bietet reichen Stoff zu drei Dramen, und der „Adalbert von Bremen“, mit dem wir es hier zu thun haben, kann gleichsam nur wie ein Vorspiel, ja er muß sogar als ein solches betrachtet werden, denn trotz aller Vorliebe des Verfassers für die Titelgestalt dreht sich doch alles zu sehr um den jungen König, als daß dieser nicht schließlich gegen die Absicht des Dichters zur eigentlichen Hauptfigur werden sollte. Die Heraushebung des Adalbert von Bremen ist darum auch eine Verrückung des Interesses, die sich an dem Stücke insofern rächt, als der Schluß desselben vollständig unentschieden und ausgangslos bleibt. Was nun? fragt gewiß ein jeder, der das Stück liest oder darstellen sieht. Man hat den jungen König Heinrich herüber- und hinübergezogen; der eigenen Mutter hat Erzbischof Hanno von Köln ihn geraubt; diesem wieder entzieht ihn Adalbert, Erzbischof von Bremen. Der letztere wird in der Geschichte als ein durch seine Persönlichkeit, seinen lebhaften Geist und den Schwung seiner Entwürfe im höchsten Grade anziehender Mann geschildert, aber zugleich auch als grenzenlos eitel, hochfahrend, leidenschaftlich und grausam. Er liebte das Kaiserthum und suchte es gegen die Macht der Kirche zu schützen, wenn vielleicht auch nur um sich selbst gegen das Papstthum Bedeutung und Einfluß zu sichern. Er liebte das weltliche Treiben, und eine Ahnung von dem, was Gregor VII. schon als Cardinal Hildebrand wollte, trieb ihn nothwendig in die klerikale Opposition.

Hanno bildete den geraden Gegensatz zu ihm. Großen Leidenschaften unterworfen, wußte er sie zu beherrschen und ungewöhnliche Unternehmungen mit Verstand und Ruhe zum Ziele zu führen. Klug im Umgang mit seinesgleichen, konnte er herablassend, ja demüthig gegen Niedere, überaus hochmüthig gegen Höhere sein. Gerade, offen, streng im Wesen, galt ihm die Größe der Kirche über alles. Das übermüthige Kaiserthum zu Gunsten

der päpstlichen Herrlichkeit zu demüthigen und zu unterjochen, war ihm eine Lust. Hanno und Adalbert waren also entschiedene Gegensätze. Sie traten sich überall schroff und am schroffsten in der Erziehung des jungen Königs entgegen. Während der erstere den Königssohn in allem knapp hielt, ihm wenig zu Willen that und ihn, wo er konnte, einengte und zur Nachgiebigkeit gewöhnte, ließ der andere ihm die Zügel schießen, umgab ihn mit Vergnügen und Sinnenrausch.

Dies ist der wesentliche Inhalt des vorliegenden Trauerspiels. Es beginnt damit, daß uns der rastlos gegen das Papstthum arbeitende Kirchenfürst Adalbert von Bremen gerade in dem Augenblicke vorgeführt wird, in dem Hanno so unvorsichtig ist, mit Heinrich zu ihm zu Besuch zu kommen. Hanno selbst hatte die Verordnung getroffen: „daß der Bischof, in dessen Sprengel sich der König jedesmal aufhalten würde, so lange bis er zu reifern Jahren käme, Sorge trage, daß das Reich keinen Schaden leide, und die an den Hof gebrachten Rechtshändel entscheiden solle". Darauf bauend, bestrickt Adalbert so sehr den jungen Herrscher, daß dieser gleich im ersten Acte von Hanno sich lossagt und sich für ihn erklärt. Im zweiten Act sehen wir Heinrich sorglos heitere Tage verleben; eine Lustbarkeit folgt der andern: er tanzt, er bechert, er liebt. Indessen regiert Adalbert, und um sich Geld zu verschaffen, läßt er sich zur Simonie verleiten, zum Schacher mit Kirchengütern und Pfründen. Im dritten Act befinden wir uns in unmittelbarer Nähe des Reichstags zu Tribur, auf dem die Gegner Adalbert's von Bremen ihn in niederschmetternden Reden und Anklagen bekämpfen und stürzen. Des Bedrängten Geheimschreiber Adam läßt sich über die Absichten und Plane der Klerikalen wie seines Herrn im Vorzimmer dahin aus:

> Die Päpste ringen,
> Die ganze Welt zu beugen unter Rom,
> Und wollen alle Priester nur als ihre
> Verwalter sehn und ihres Willens Vögte;
> Und dem ringt er (Adalbert) entgegen, und er will,
> Daß sich das Volk die Priester selber setze,
> Daß Ein Gesetz für Klerus gelt' und Laien,
> Daß sich der Priester, der doch unser Brot ißt
> Und unsern Wein trinkt, auch als Bürger fühle
> Des Landes, das ihn nährt, und nicht als Fremdling,
> Als Heimatloser, dem der Papst der Vater,
> Der Vatican die Herberg' ist.

Man sieht, diese Streitfragen und Tendenzen sind dieselben, die auch unsere Tage durchtoben, und sie sind es hauptsächlich, die uns für die Arbeit des Dichters Sympathie und Interesse einflößen. Hier in diesem dritten Act erreichen sie ihren Höhepunkt, denn die Gegensätze, welche das Drama erfüllen, platzen hier mächtig aufeinander. König Heinrich, von allen Seiten bestürmt, schwankend in seinem Wesen, durch Adalbert's eigene Schuld ohne rechten Halt und Charakter, läßt sich bestimmen, sich von Adalbert loszusagen und in Hanno's Gewalt zurückzukehren, trotzdem ersterer ihm verzweifelnd zuruft:

> Heinrich, des Volkes Schicksal ruht auf dir!
> Sei stark, mein König, sei der große Held,
> Nach dem das Volk schreit wie der Hirsch nach Wasser!

Adalbert selbst hat eben Heinrich nicht zu diesem Helden erzogen und herangebildet, und so muß er erleben, daß er von seinem entarteten Zögling im entscheidenden Augenblicke furchtsam und feig im Stiche gelassen wird.

Der vierte Act zeigt uns Adalbert von Bremen im Kampf mit seinen Gegnern und zwar erliegend. Sein Bischofsitz wird eingeäschert, er selbst vertrieben. Im fünften finden wir jedoch das Blatt gewendet; König Heinrich hat sich aufgerafft, seine Bedränger abgeschüttelt und den allerdings fast sterbenden Adalbert wieder in seine Nähe gezogen. Er thut, was dieser ihm anräth. Adalbert's erster und wichtigster Rath ist, die gefangenen aufständischen Herzoge von Sachsen und Baiern, Magnus Billung und Otto von Nordheim, welche am meisten dazu beitrugen, Adalbert's Ansehen und des Königs Macht zu untergraben, um einen Kopf kürzer machen zu lassen. Er kennt seines Zöglings Schwäche und will ihm seine Hauptfeinde vom Halse schaffen. Als aber bei Fällung des Todesurtheils Adalbert ohnmächtig zusammenbricht, ist Heinrich gleich bereit, sich mit den zum Schwert verdammten heuchlerischen Fürsten zu versöhnen. Er zerreißt das Urtheil und schließt mit den Gegnern einen neuen Bund. Während der Besiegelung desselben durch gegenseitige Umarmung erwacht Adalbert wieder zum Leben, und sogleich wahrnehmend, was geschehen, rafft er sich mit letzter Kraft auf, um in Wahrheit sterbend in wild ausbrechender Wuth zu rufen:

> Fort mit den Buben, auf den Richtplatz fort,
> Dem Henker übergebt die schuld'gen Häupter!
> Eh' das Rebellenblut den Staub nicht netzt,
> Kann ich nicht sterben!

In diesem Augenblicke erscheint Hanno, um Adalbert nach Rom vor den Stuhl des neu gewählten Papstes Gregor VII. zu laden. Sinkend seufzt Adalbert:

> O Deutschland, Deutschland!
> Dein König ist ein rathlos schwacher Jüngling,
> Und ein dämonischer Titan der Papst.

Mit dem Triumph der Päpstlichen schließt das Trauerspiel, das nicht ohne Talent und manche mächtige und bedeutungsvolle Züge ist. Ueberdies behandelt es, wie wir schon gemeldet, ganz denselben Kampf, der auch unsere Gegenwart wieder entzündet, den Kampf zwischen Staat und Kirche, und daß dieser uns in unserer innersten Seele ergreifen und spannen muß, liegt außer allem Zweifel. Nur schade, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, diesen Kampf durch Gestalten ausfechten zu lassen, die uns echt menschlich interessiren und anziehen. Frauen weiß Arthur Fitger noch gar nicht zu schaffen; denn Agnes, verwitwete Gräfin von Wettin, huscht nur flüchtig wie ein Schemen durch die Handlung, und was seine Männer und selbst seinen Titelhelden betrifft, so bleiben auch sie mehr declamatorische und rhetorische Figuren, als daß sie zu Wesen von echtem Fleisch und Blut sich verdichten. Der volle, fertig gebildete Charakter, das Individuelle fehlt, außerdem die wohl berechnete und erwogene Fortentwickelung und Steigerung in dem großen Conflict. Es wühlt und wirrt zu viel in der Handlung, die nirgends recht klar und tragisch zum Stehen kommt. Immerhin aber kann man der Arbeit Werth und Bedeutung nicht absprechen; und wenn der

Verfasser bei der dramatischen Stange bleibt, dürfte man eines schönen Tags wohl von einem durchschlagenden Erfolge seiner Muse zu berichten haben.

3. Rienzi der Tribun. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Emil Pirazzi. Leipzig, Binder. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wir haben dies Drama bereits in Nr. 22 d. Bl. f. 1871 besprochen. Inzwischen ist es in Berlin nach dem Kriege von 1870—71 auf dem Belle-Alliance-Theater mit vorübergehendem Erfolge dargestellt worden, ein Umstand, welcher den Verfasser veranlaßt hat, dasselbe dem Lesepublikum mit einer Vorrede von 46 Seiten zu übergeben.

In dieser Vorrede legt der Dichter seine gemachten Bühnenerfahrungen, seine Klagen über die Zustände unsers Theaters und seine Ansichten über die Kritiken seines Stücks nieder. Es ist darin manches, dem man zustimmen, manches, dem man widersprechen muß. Da indeß diese Auseinandersetzungen nicht hierher gehören, so können wir an dieser Stelle nichts thun als auf sie hinzuweisen, indem wir im übrigen glauben, daß der Erfolg unserm Urtheil recht gegeben. Der „Rienzi" von Emil Pirazzi ist ein mit anzuerkennender Begeisterung und Hingabe verfaßtes Stück, ein Stück von großer, aber mehrfach fehlerhafter Structur, ein Stück, das sich lieben, aber auf der Bühne, trotz vieler poetischer Verdienste, doch wol kaum halten läßt.

4. Selim III. Trauerspiel in fünf Acten von Murad Effendi. Wien, Rosner. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Stück ist in Wien auf dem Hofburgtheater, im dresdener Hoftheater und an mancher andern Bühne mit einem, wie es scheinen will, doch auch nur vorübergehenden Erfolge gespielt worden. Der Verfasser, ein Deutscher in ottomanischen Diensten, hat seinen Helden, der zu Anfang dieses Jahrhunderts zu Stambul einen heroischen Versuch machte, die Türkei zu verjüngen und mit dem fortgeschrittenen Geiste der Neuzeit in Einklang zu bringen, mit hingebendster Begeisterung aufgefaßt und behandelt. Er läßt seinen Selim für Gleichberechtigung aller Religionen, für den aufgeklärten freien Staat, für die Emancipation des Weibes schwärmen. Selim sagt im dritten Acte:

Dem Staate aber gelten alle (Glaubensbekenner) gleich!
Um Achtung zu verschaffen dem Gesetz,
Bedürfen wir vor allem eines Heeres!
Deshalb hab' ich ein Mustercorps errichtet —
Der Janitschare wird ihm einverleibt!
Das Reich
Des Derwisch und der Soldateska stürzt!
Doch aus dem Schutt ersteht, dem Phönix ähnlich,
Das alte, neu verjüngte Reich Osman's,
Ein Stelldichein dem freien Weltverkehr,
Ein Ring, zwei fremde Welten friedlich bindend.
Und nun das letzte noch:
Den Sultan nennet ihr der Sklavin Sohn!
Anstatt der Gattin für sein fürstlich Bett
Gebt ihr ihm Odalisken sonder Zahl;
Ihr bannet die Familie vom Thron
Und setzt die Orgie an ihren Platz. —
Der Brauch ist alt — ehrwürdig aber kaum,
Und weil er altersfiech, verjüng' ich ihn:
Die zur Gefährtin ich mir auserfehn,
Soll offen vor der Welt als Fürstin stehn,
Zunächst dem Thron Osman's erscheine euch,
Dem Kaiser unterthan — dem Gatten gleich —
Selim's Gemahlin, Zuleicha Sultan!

Diese Neuerungen entrüsten die Höflinge, die Heerführer, die Derwische, am meisten die Janitscharen und alle zusammen verbünden und verschwören sich gegen Selim und Hussein Pascha, den Großvezier, einen Bismarck der Türkei mit einem Schiller'schen Posa-Anfluge. Um letztern zu stürzen, hinterbringen sie dem Sultan: er sei der heimliche Geliebte der Favorite, eben jener Zuleicha, die der Kaiser zu seiner Gemahlin machen will. Zum Unglück ergibt sich durch Zeugen, daß Hussein in der That im Harem gewesen und die Favorite insgeheim gesprochen hat. Darüber außer sich gebracht, vergißt Selim alle politischen Fortschrittsplane, alle Freundschaftsgefühle und befiehlt, den Pascha zu tödten. Zu spät erfährt der Himmelsstürmer, daß Hussein unschuldig, daß Zuleicha es war, die, von Liebe für den Minister hingerissen, ihn heimlich ins Serail beschied, dort aber von dem tugendhaften Freunde des Khan sich zurückgewiesen fand. Sie selbst ist es, die dem unglücklichen Herrscher Stambuls das beschämende Geständniß ihres Fehltritts macht. Davon im Innersten erschüttert und zerschmettert, empfindet Selim eine Art von Wollust, im Aufstande der Janitscharen den Tod zu finden. Von der Kugel eines Verräthers getroffen, fällt er mit dem Rufe: „Mein Blut dem Volk!"

Man ersieht unschwer aus dieser gedrängten Inhaltsangabe, daß „Selim III." so recht eigentlich die Tragödie der Reform ist. Sie ist nicht ohne Geschick, Schwung und Feuer geschrieben, diese Reformtragödie, allein sie behält dem Stoffe nach etwas zu Fremdes und der Behandlung nach zu viel Ueberstürztes, Wirriges und Tumultuarisches, um unsere volle Sympathie erhalten zu können. Rechte Theilnahme gewinnt man für keine Figur, weil alle, die in dem Stücke auftreten, zu äußerlich, zu rhetorisch erscheinen und zu wenig individuell Menschliches aufweisen.

5. Philippine Welser. Schauspiel in fünf Acten von Hermann Sallmayer. Dritte Auflage. Innsbruck, Wagner. 1873. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser dieses Schauspiels gibt in einem kurzen Vorwort an, daß sein Werk „an mehr als funfzig Bühnen einen mehr oder minder vorwiegend günstigen Erfolg gehabt", eine Angabe, die wir keinen Augenblick bezweifeln, wenn wir selbst freilich nur der Redwitz'schen „Philippine Welser" bisjetzt auf den Bretern begegnet sind. Daß letztere poetisch duftiger und feiner erscheint als die hier in Rede stehende, unterliegt keinem Zweifel; die Sallmayer'sche ist dagegen weniger sentimental und süßlich, dafür freilich etwas romantischer und abenteuerlicher. Philippine Welser soll hier als Opfer einer politischen Combination und persönlicher Rachsucht ein blutiges Ende finden, wird aber von einem andern Brackenburg mit Hingabe des eigenen Lebens gerettet. Auch wissen hier die Aeltern Philippinens um die Heirath ihrer Tochter und billigen sie, ein Umstand, der wie mancher andere abweichend von den Vorgängen des Redwitz'schen Schauspiels ist, mit dem es im übrigen selbst-

verständlich viel Aehnliches hat. Die Liebe des Erzherzogs Ferdinand, der Zorn des Vaters wie seine endliche Aussöhnung durch persönliche Bekanntschaft mit Philippine kehren hier wieder. Neu ist nur ein Moment in dem Stücke von Sallmayer, nämlich das, daß Philippine Ferdinand zuerst entsagen will, weil sie hört:

Sein edler Vater
Will, fest entschlossen, Oestreichs Lande ihm,
Dem Zweitgebornen, erblich überlassen,
Weil er der röm'schen Kirche zugethan
Und Maximilian zu Luther's Lehre hält.
So liegt sein Glück, sein Ruhm, die ganze Zukunft,
Das Heil von Millionen nun in Eurer Hand,
Liebt Ihr ihn wahr, jetzt könnt Ihr es beweisen —

und dann plötzlich sich entschließt, seine Frau zu werden, weil Ferdinand erklärt:

Ich aber,
Ich nehm' die Krone nicht. Sie werde sein,
Dem sie nach Erb- und Altersrecht gebührt,
Denn nähm' ich sie, so wär' es nur ein Trug,
Und nun ein doppelter. Hab' ich gebetet
Bis heute stets in meines Vaters Glauben,
So weiß ich doch: In jedem Glauben dringt
Ein echt und wahrhaft fromm Gebet zum Himmel,
Wie man in jeder Sprache Gott kann ehren.
So hör' denn, Philippine: du sagst dich los
Von mir. Den schönen Frieden meines Lebens
Hast du zerstört; so such' ich nun den Kampf
Und will das Schwert für jenen Glauben führen,
Den uns der Mönch von Wittenberg gepredigt
Mit starkem Wort. Ich werde Protestant.

Diese Wendung in der Sache und der damit geübte Druck in der Herzensangelegenheit der Liebenden bedünkt uns nicht sehr glücklich. Jedenfalls wäre derselbe, damit er nicht blos oberflächlich und als ein sogenannter Theatercoup erscheine, vorsichtiger und tiefer in der Anlage des Stücks zu begründen gewesen. Das Stück ist eben nicht ohne Bühnengeschick und keineswegs wirkungslos, aber für eine höhere und dauernde Bedeutung doch etwas zu äußerlich und auf den Eindruck eines mehr gewöhnlichen Theaterpublikums berechnet. Nichtsdestoweniger mag die Arbeit nicht unterschätzt sein; sie ist immerhin für eine Darstellung brauchbar.

6. Des Königs Narr. Schauspiel in fünf Acten von Franz Treller. Riga, Deubner. 1872. 8. 20 Ngr.

Ein gleichfalls zur Darstellung wohlgeeignetes, nicht ohne theatralische Gewandtheit abgefaßtes Theaterstück, das freilich darüber hinaus auf poetischen Werth keinen Anspruch machen kann. Nach dem Muster französischer Dramen gearbeitet, bietet es wirksame Auftritte, überraschende Momente und sogenannte dankbare Rollen. Das alles ist indeß nur ziemlich äußerlich gehalten und ohne jedes tiefere psychologische Leben. Hier und da wird man unter dem glatten Lack der Politur sogar durch eine gewisse Roheit erschreckt, namentlich da, wo es sich um Frauen und um gelegentliche Aeußerungen in ihrer Gegenwart handelt. Die Prinzessin Jeannette von Montpensier hört den Taugenichts Raoul von Sancerre z. B. über die Verführung und das Verlassen eines jungen Mädchens mit wahrhaft erstaunlicher Seelenruhe und Unempfindlichkeit reden.

Die ebengenannte Dame ist übrigens eine Hauptgestalt des Schauspiels, das, in Paris im Jahre 1580 spielend, die Intriguen und Verschwörungen behandelt, welche die sogenannte Liga, als deren Haupt Heinrich von Guise und seine Schwester Montpensier uns vorgeführt werden, gegen König Heinrich III. und seine Regierung anzettelten. Sie wollen diesen Monarchen, der die Montpensier heirathen wollte, nachher aber schnöde verschmähte, um jeden Preis entthronen und entweder tödten oder ins Kloster stecken. Allein des Königs Hofnarr, Chicot mit Namen, ein zu Grunde gegangener Edelmann, ein verschlagener und listiger Kopf, der Heinrich III. aufrichtig liebt, weiß alle Pfiffe und Kniffe der feindlichen Partei auszuspioniren und durch geschickte Gegenminen zu vereiteln. Er ist es allein, der den König und seine Sache triumphiren macht.

Das Ganze ist, wie gesagt, theatralisch nicht wirkungslos, mit einem gewissen Geschick und in geschliffener Weise, aber freilich ohne geistige Vertiefung und jede höhere poetische Bedeutung ausgeführt.

7. Der Herzog von Kurland. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Bunge. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1871. 16. 2 Ngr.

Dieses bereits mehrfach dargestellte und, wie wir lesen, hier und da mit Beifall aufgenommene Stück wünscht der Autor in seiner Vorrede nicht als „zeitgemäße Gelegenheitsdichtung", sondern vielmehr als „eine formgerechte historische Dichtung voll scenischer Wirkung und gestaltungsfähiger Rollen aufgenommen zu sehen, welche allein die Liebe zu unserm großen deutschen Vaterlande, der Schmerz über seinen Verlust und seine tiefe Erniedrigung und die feste Zuversicht auf seine dereinstige, nunmehr bereits erfolgte, siegreiche Erhebung und Machtentfaltung geschaffen haben".

Das letztere sind wir im Stande unbedingt zuzugeben, denn das Trauerspiel ist mit einer gewissen patriotischen Wärme und Begeisterung geschrieben, die durchaus wohlthuend berühren. Nicht so unbedingt können wir alles andere einräumen, was der Verfasser so zuversichtlich glaubt seiner Arbeit zusprechen zu dürfen. Mit der Geschichte verfährt er sehr eigenmächtig und willkürlich, und was das Formgerechte der Tragödie betrifft, so scheint uns, daß er dieses hauptsächlich in der unbeanstandeten Benutzung von Unwahrscheinlichkeiten erkennt, die allerdings eine theatralische Wirkung, aber nirgends Rollen von wirklich tieferer Gestaltungsfähigkeit ergeben. Im Gegentheil, der Vorwurf, welcher nach unserer Ansicht dem Werke vor allen Dingen zu machen ist, ist der einer gewissen Oberflächlichkeit. Es ist durchweg zu äußerlich und opernbuchmäßig, um echtes und durchgreifendes Interesse erregen zu können.

Die Inhaltsangabe allein wird dies schon darthun. Der Herzog von Kurland, ein Jugendfreund jener geistvollen Prinzessin Elisabeth Charlotte, welche als Herzogin von Orleans eine nicht unbedeutende Berühmtheit erlangt hat, begibt sich unter dem Namen Ottokar von Mitau an den Hof Ludwig's XIV., um dessen raublustige Absichten gegen Deutschland und namentlich die Pfalz zu vereiteln. Um sich Eingang zu verschaffen, benutzt er seine künstlerischen Talente, die ihn berechtigen, sich als Maler und Baumeister auszugeben. Ehe er an den Hof kommt, hat er Lucinde, eine blinde Harfnerin, aufgesucht,

die, eine natürliche Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, überall gleich zur Hand ist, wo man ihrer bedarf. Selbstverständlich fehlt sie nicht, als Ottokar, zu Versailles die Herzogin malend, diese überredet, heimlich einen Brief an den Prinzen von Oranien zu schreiben mit der Bitte: „des Königs schmachvolles Friedensanerbieten zu verwerfen und bis zum letzten Mann zu kämpfen", um dadurch Frankreich von jedem Einfall in Deutschland abzuhalten.

Lucinde, die am Pont des Arts bettelnd die Harfe spielt, ist hier gleich in den Gemächern der Fürstin zur Hand, um die Sendung zu übernehmen. Zum Unglück wird sie bei der Rückkehr den französischen Vorposten verdächtig. Man findet bei ihr des Prinzen Antwort und überbringt diese dem König, der die Blinde vor sich kommen läßt, dieselbe unwahrscheinlicherweise selbst verhört und durch sie erfährt, daß der Maler und Baumeister Ottokar von Mitau mit im Complot ist. Nun stürmt noch der Herzog von Orleans herbei und zeigt einen Brief an seine Gemahlin vor, den er sich durch heimliche Entwendung zu verschaffen gewußt hat und in welchem sich der Herr von Mitau als Herzog von Kurland offenbart. Alles ist nun entdeckt, und Ludwig wüthet, namentlich und zuerst gegen die herbeigerufene Prinzessin, die sich schließlich also ausläßt:

> Jetzt bin ich frei! — Und frei von allen Schranken
> Red' ich als deutsche Frau an Frankreichs Throne:
> Schmach über jeden blutigen Gedanken,
> Der durch Erobrung schmücken will die Krone!
> Beschwöre nicht den Krieg herauf! Bei Gott!
> Fried' ist der Völker Leben — Krieg ihr Tod!
> Was wendest du dich ab? Ha, was umwölkt
> Wie Zornglut flammend deine Königsstirn?
> Ich stehe hier im Namen meines Volks
> Und frage dich: was hat es dir gethan,
> Daß du so ungeheure Qual ersinnst
> Und ihm die reichen Aehrenfelder willst
> Zertreten lassen von der Rosse Hufen,
> Die Dörfer sengen und die Städte plündern?
> Hat's friedlich nicht mit deinem Volk gelebt,
> Und will dein Volk nicht Frieden wie das meine?
> O laß die Brücken brechen dort am Rhein,
> Laß deine Heere sich zur Heimkehr wenden;
> Nie wird dir unterthan der Deutsche sein;
> Vernichtung nur wird jenen Mordkampf enden!
> Und wirst du jetzt ein wehrlos Volk auch brechen,
> Ein ein'ges, starkes wird dereinst es rächen!

Im weitern Verlaufe ihrer Rede zieht sie ein Schreiben ihres Vaters hervor, in welchem dieser statt eines Kriegs einen Zweikampf, ein Gottesurtheil verlangt, ein Verlangen, das Ludwig XIV. verlacht, indem er befiehlt, zum Rheine aufzubrechen und die Herzogin so lange auf der Rheinbrücke bei Oppenheim stehen zu lassen, bis der letzte französische Soldat hinüber sei. Diese Brücke zu schlagen, hat nämlich Ottokar von Mitau den Auftrag erhalten, einen Auftrag, dessen Ausführung er sich unterzieht, weil er im Sinne hat, die Brücke mit der französischen Armee in die Luft zu sprengen.

Im vierten Acte sehen wir diesen furchtbaren Plan in voller Vorbereitung und die Brücke vollendet. Lucinde, die immer kommt, wo sie gebraucht wird, erscheint auch hier wieder mit Zigeunern, um dem geliebten Herzoge von Kurland ihr Herz und ihre Hülfe anzutragen, in demselben Augenblicke, in welchem der König mit seinem Heere heranrückt. Er läßt den Erbauer der Brücke gefangen nehmen und gebietet der Herzogin, der Armee voranzugehen; aber ehe das geschieht, drängt sich Lucinde heran, entreißt der Herzogin ihren weißen Schleier und stürzt sich, damit die Soldaten anführend, auf die Brücke, die bald darauf mit furchtbarem Krachen zusammenstürzt.

Der fünfte Act bietet nur ein kurzes Nachspiel, das in Straßburg spielt und uns den Herzog von Kurland im Gefängniß zeigt, das er eben verlassen soll, um erschossen zu werden. Die Herzogin kommt, um ihn zu retten. Er soll in ihren Kleidern entweichen. Er aber lehnt dieses edle Anerbieten ab und geht getrost in den Tod.

Unsere Leser werden uns zustimmen, wenn wir diese Handlung etwas wirrig, tumultuarisch und in den Beweggründen zu wenig verinnerlicht und sinnig angelegt erklären. Es ist viel Redepomp, viel theatralischer Effect, viel wirkungsreiche Mache in diesem Stück, aber doch kein recht gesundes dramatisches Leben, das wahrhaft zu ergreifen und zu erschüttern vermöchte. Es ist Bühnenfeuerwerk, das gewaltig lärmt und knattert, aber am Ende doch ziemlich spurlos verpufft.

8. Die beiden Cagliostro. Drama in fünf Aufzügen von Robert Gisele. Neue Ausgabe. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1873. 16. 2 Ngr.

Dieses Intriguenstück erschien zuerst 1858, und die kritischen Acten über dasselbe sind als bereits geschlossen anzusehen. Rudolf Gottschall in seiner „Deutschen Nationalliteratur", Emil Kneschke in „Das deutsche Lustspiel" u. a. haben eingehend darüber geurtheilt, sodaß uns nur übrigbleibt, es in seiner neuen Ausgabe neu zu erwähnen.

Feodor Wehl.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Revue des Literaturjahres 1873.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

Wenn wir von den zahlreichen Schriften zur Geschichte der **Philosophie** absehen, stehen Hartmann, Schopenhauer und David Strauß im Mittelpunkte der jetzigen philosophischen Bewegung, und auch die Selbstdenker, die neue Systembauten zimmern, sehen sich genöthigt, mehr oder weniger auf diese „Modephilosophen", so gering sie vielleicht von denselben denken mögen, Rücksicht zu nehmen. E. von Hartmann's geistreiches Werk: „Philosophie des Unbewußten", ist in fünfter Auflage erschienen, wiederum mit Erweiterungen, wie sie der rastlos thätige Philosoph jeder Auflage zutheil werden läßt. Schriften, die sich an dies Werk anlehnen, sind: G. Knauer: „Das Facit aus E. von Hartmann's Philosophie des Unbewußten gezogen", und G. Hansemann: „Eduard

von Hartmann's Philosophie des Unbewußten für das Bewußtsein weiterer Kreise"; A. Taubert: „Der Pessimismus und seine Gegner". Eine Gesammtausgabe von Arthur Schopenhauer's Werken veranstaltet Julius Frauenstädt; der erste Band enthält die „Schriften zur Erkenntnißlehre", der zweite und dritte Band „Die Welt als Wille und Vorstellung". Folgende Schriften verhalten sich entweder kritisch zu Schopenhauer oder sind in seinem Geiste gehalten: M. Venetianer: „Schopenhauer als Scholastiker"; J. Volkelt: „Das Unbewußte und der Pessimismus"; L. von Seydlitz: „Dr. Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpunkte dargestellt". „Der alte und der neue Glaube" von Strauß, eine durch ihre geistige Prägnanz bedeutsame Schrift, hat zahlreiche Gegenschriften hervorgerufen. Die bedeutendsten sind die von J. Frohschammer: „Das neue Wissen und der neue Glaube", welche als energischer Protest gegen die Hierarchie volle Anerkennung verdient, und die Schrift von J. H. Fichte: „Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung", welche, angeregt durch das Werk von David Strauß, eine selbständige Entwickelung des Theismus enthält. Andere mehr kritische und polemische Schriften der Strauß-Literatur sind: J. Huber: „Der alte und der neue Glaube, ein Bekenntniß von D. F. Strauß, kritisch gewürdigt"; L. Weis: „Der alte und der neue Glaube"; L. Philippson: „Gegen David Strauß, der alte und der neue Glaube"; H. Spörri: „Der alte und der neue Glaube"; W. Beyschlag: „Ein antiker Spiegel für den neuen Glauben von D. F. Strauß"; H. Thiel: „Ueber den alten und neuen Glauben des Herrn Dr. W. Wald"; H. Ulrici: „Der Philosoph Strauß"; Jürgen Bona Meyer: „Der alte und der neue Glaube"; E. Zirngiebl: „Der neue Glaube des D. F. Strauß ein naturwissenschaftlicher Aberglaube"; F. Nietzsche: „Unzeitgemäße Betrachtungen; erstes Stück: David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller"; W. Hieronymi: „Dr. David Strauß und die religiöse Bewegung der Gegenwart"; L. W. E. Rauwenhoff und F. Nippold: „Dr. F. Strauß' alter und neuer Glaube und seine literarischen Ergebnisse". Verwandte Themata behandelt die gediegene Schrift von A. Zeising: „Religion und Wissenschaft', Staat und Kirche".

Von selbständigen philosophischen Schriften erwähnen wir den zweiten Band der J. H. Fichte'schen „Psychologie", welche die Lehre vom Denken und Willen enthält; A. Spir: „Denken und Wirklichkeit"; P. Spiller: „Das Naturerkennen nach seinen angeblichen und wirklichen Grenzen"; K. Stumpf: „Ueber den psychologischen Ursprung der Raumvorstellung"; W. Preyer: „Ueber die Erforschung des Lebens"; H. Romundt: „Die menschliche Erkenntniß und das Wesen der Dinge"; E. Aeger: „Moralphilosophie nach christlichen Principien"; E. Krey: „Zum Problem der Materie"; E. Langwieser: „Du Bois-Reymond's Grenzen des Naturerkennens besprochen"; H. J. A. Körner: „Naturethik"; A. von Oettinger: „Die Moralstatistik und die christliche Sittenlehre" (zweiter Band); J. H. Scholten: „Der freie Wille"; A. Riedel: „Mein Gottesbeweis auf kosmologischer und anthropologischer Grundlage"; R. Seydel: „Widerlegung des Materialismus und der mechanischen Weltansicht"; Freiherr G. von Tucher: „Glaube und Reflexion"; J. Hartmann: „Humanität und Religion"; W. Bethe: „Psychologisches zur Willenserziehung"; W. Braubach: „Kleine philosophische Essays"; H. von Kittlitz: „Schlußfolgerungen von der Seele des Menschen auf die Weltseele"; K. E. Planck: „Grundriß der Logik als kritische Einleitung zur Wissenschaftslehre"; F. R. Hartsen: „Grundzüge der Logik"; R. Lober: „Alte Wahrheit in neuer Gestalt"; J. Hoppe: „Die Analogie"; J. P. Lange: „Zur Psychologie in der Theologie"; A. Kitz: „Das Princip der Strafe"; E. Falke: „Stoff, Leben, Gefühl, Selbstgefühl"; A. Stöckl: „Grundriß der Religionsphilosophie"; B. van Erk: „Ueber den Unterschied von Traum und Wachen"; G. Teichmüller: „Ueber die Unsterblichkeit der Seele".

Unter allen diesen Schriften befinden sich nur zwei oder drei von systematischer Architektonik; die Mehrzahl derselben sind Monographien in Bezug auf philosophische Detailfragen. Umfangreichere Werke dagegen betreffen die Geschichte der Philosophie, die immer mehr zu einer Lieblingswissenschaft der Gegenwart wird, je mehr der Glaube an die Alleingültigkeit origineller Systeme im Abnehmen begriffen ist. Eine der bedeutendsten Schriften auf diesem Gebiete ist F. A. Lange's „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart". Der erste Band der zweiten wesentlich umgearbeiteten und erweiterten Auflage liegt vor und behandelt die Geschichte des Materialismus bis Kant. Zeller's „Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz" bildet den dreizehnten Band der „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland". In zweiter Auflage ist E. Dühring's „Kritische Geschichte der Philosophie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart" erschienen; außerdem erwähnen wir T. Weber: „Die Geschichte der neuern deutschen Philosophie und die Metaphysik"; E. A. Thilo: „Kurze pragmatische Geschichte der neuern Philosophie"; F. E. Poetter: „Die Geschichte der Philosophie im Grundriß. Erste Hälfte: Die griechische Philosophie".

Mit der Philosophie des Alterthums beschäftigen sich zahlreiche Monographien. O. Caspari gibt eine vielfach anregende philosophische „Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens". Schriften über griechische Philosophie sind: J. Jahnel: „Ueber den Begriff Gewissen in der griechischen Philosophie"; A. Müller: „Die griechische Philosophie in der arabischen Ueberlieferung"; Karl Steinhart: „Platon's Leben"; W. Bethe: „Versuch einer sittlichen Würdigung der sophistischen Redekunst"; J. H. Schell: „Die Einheit des Seelenlebens nach den Principien der Aristotelischen Philosophie"; G. Teichmüller: „Aristotelische Forschungen. Dritter Theil: Geschichte des Begriffs der Parusie"; E. Bratuschek: „Die Bedeutung der platonischen Philosophie für die religiösen Fragen der Gegenwart"; E. O. M. Weiß: „Die metaphysische Theorie der griechischen Philosophie nach ihren Principien dargestellt", „Die Philosophie der griechischen Mythologie"; A. Nehring: „Die geologischen Anschauungen des Philosophen Seneca"; A. Harnack: „Zur Quellenkriti der Geschichte des Gnosticismus".

Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters sind: F. Dieterici: „Die Lehre von der Weltseele bei den Arabern"; P. F. Frankl: „Ein Mutazilitischer

Kalâm aus dem 10. Jahrhundert"; A. Dorner: „Augustinus, sein theologisches System und seine religionsphilosophische Anschauung"; M. Schneid: „Die scholastische Lehre von Materie und Form"; F. X. Linsenmann: „Der ethische Charakter der Lehre Meister Eckhardt's"; L. Schneider: „Roger Bacon"; Thomas Hobbes' „Abhandlung über den Bürger", mit Erläuterungen von J. H. von Kirchmann; K. Werner: „Die Philosophie des Wilhelm von Auvergne". Am meisten bebaut ist das Feld der Geschichte der neuern Philosophie: S. S. Coronel: „Baruch Spinoza im Rahmen seiner Zeit, aus dem Holländischen"; P. Wetzel: „Der Zweckbegriff bei Spinoza"; M. Heinze: „Die Sittenlehre des Descartes"; A. Hölder: „Darstellung der Kantischen Erkenntnißlehre"; G. Schramm: „Kant's kategorischer Imperativ"; J. H. von Kirchmann: „Erläuterungen zu Kant's Prolegomena und zu jeder künftigen Metaphysik", welche die Hefte 161 und 162 der „Philosophischen Bibliothek" bilden; L. Stählin: „Katholicismus und Protestantismus. Darstellung und Erläuterung der kirchengeschichtlichen Ansicht Schelling's"; C. L. Michelet: „Hegel und der Empirismus"; B. Hankiewicz: „Grundzüge der slawischen Philosophie"; W. Rein: „Herbart's Regierung, Unterricht und Zucht"; C. Beyer: „Leben und Geist Ludwig Feuerbach's". In neuen Ausgaben erscheint J. F. Herbart's Schrift: „Ueber allgemeine praktische Philosophie" und diejenige über „Das philosophische Studium"; ebenso wurde K. Ch. F. Krause's „System der Rechtsphilosophie" von K. D. A. Röder aus seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben.

Die außerordentlich productive Theologie, die den Meßkatalog alljährlich mit tausend Schriften bereichert, liegt außerhalb des Bereichs unserer Uebersicht. Wir heben nur wenige Werke hervor, die von allgemeinerm Interesse sind, darunter die dritte Bearbeitung von T. Keim's „Geschichte Jesu nach den Ergebnissen der heutigen Wissenschaft"; Renan's „Antichrist", der in autorisirter Uebersetzung erschienen ist; L. Werner: „Die geschichtliche Person Jesu Christi"; E. G. Laino: „Das Leben Jesu auf Grundlage des vornehmsten Gebots"; T. Keim: „Celsus' wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum"; E. O. Pfleiderer: „Der Paulinismus"; E. Deutsch: „Der Islam"; J. R. Hamm: „Protestantischer Glaube, christlich-religiöse Reden"; C. Palmer: „Geistliches und Weltliches"; H. Holtzmann: „Akademische Predigten"; A. Hausrath: „Religiöse Reden und Betrachtungen"; K. Schwarz: „Predigten aus der Gegenwart", sechste Sammlung.

Wichtiger als die religiösen erscheinen im Augenblick die kirchlichen Fragen. Der Krieg gegen den Vatican ist auf der ganzen Linie entbrannt; geharnischte Streitschriften gegen den Ultramontanismus überfüllen den Büchermarkt. So sehr viele derselben nur auf augenblickliche Wirkung berechnet sind und keine literarische Geltung beanspruchen, so wollen wir doch als einen Beitrag zur Signatur der Zeit ein möglichst erschöpfendes Register derselben mittheilen. Einige entnehmen ihre Waffen dem Arsenal der Geschichte: J. Huber: „Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin"; „Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu 1773"; T. Förster: „Der Jesuitenorden"; E. Pirazzi: „Stimmen des Mittelalters wider die Päpste und ihr weltliches Reich"; J. W. O. Richter: „Deutsche Dichter des Mittelalters im Kampfe für den Kaiser wider den Papst"; F. Maassen: „Eine Rede des Papstes Hadrian II. vom Jahre 869"; H. Sicherer: „Staat und Kirche in Baiern vom Regierungsantritt des Kurfürsten Maximilian Joseph IV. bis zur Erklärung von Tegernsee". In andern Schriften wird die Debatte über das Verhältniß von Staat und Kirche und über Wesen und Bedeutung des Altkatholicismus von verschiedenen Standpunkten aus geführt: R. Sohm: „Das Verhältniß von Staat und Kirche"; T. Weber: „Staat und Kirche nach der Zeichnung und Absicht des Ultramontanismus"; P. Freimuth: „Das moderne Recht und die Katholiken"; W. B. Theele: „Die Lehre von der Kirche" (erster Theil); „Der Altkatholicismus, ein Beitrag zum Verständniß der religiösen Bewegung der Gegenwart"; J. Schmeidler: „Ultramontanismus, Orthodoxismus und religiöse Weltanschauung unserer Zeit", und W. F. C. Schmeidler: „Die kirchlichen Wirren der Gegenwart"; F. Michaelis: „Meine Ansichten über Wissen und Glauben und über das Ziel der katholischen Reformbewegung"; J. F. R. von Schulte: „Die Berechtigung des Vorgehens der Altkatholiken vom Standpunkte des Kirchenrechts"; Reinkens: „Ueber die Hindernisse und Hoffnungen der altkatholischen Bewegung"; H. Lang: „Zur kirchlichen Situation der Gegenwart"; H. Kellner: „Verfassung, Lehramt und Unfehlbarkeit der Kirche nach den Anschauungen der wirklichen Altkatholiken"; F. von Florencourt: „Ueber die Stellung und die Maßnahmen der Staatsregierung gegenüber dem Ultramontanismus"; F. J. Rottels: „Die Rechte der Altkatholiken"; J. Buchmann: „Die unfreie und die freie Kirche"; G. Graue: „Die kirchliche Lehrfreiheit"; Koerner: „Grundzüge und Beiträge zur systematischen Behandlung der Religionspolitik im deutschen Staate"; C. E. Baumstark: „Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat"; J. Frohschammer: „Der Fels Petri in Rom"; G. Scheve: „Die Ungöttlichkeit des Papstthums"; E. Zeller: „Staat und Kirche"; O. Krabbe: „Wider die gegenwärtige Richtung des Staatslebens im Verhältniß zur Kirche"; W. Staudinger: „Ein Beitrag zur Verständigung über Staat und Kirche"; Freiherr von Goltz: „Die Grenzen der Lehrfreiheit in Theologie und Kirche"; K. Kümmel: „Zur Lösung kirchlicher Aufgaben der Gegenwart"; Michelis: „Zur Unfehlbarkeit des päpstlichen Lehramts"; P. de Lagarde: „Ueber das Verhältniß des deutschen Staats zu Theologie, Kirche und Religion"; G. Seyler: „Vom Bekenntniß der Kirche"; Maaßen: „Die Stellung der Staaten gegenüber dem vaticanischen Dogma".

Unter Anlehnung an eine in diese Conflicte verwickelte Persönlichkeit wird die kirchenpolitische Frage behandelt von E. Friedberg: „Johannes Baptista Baltzer", und A. Franz: „Johannes Baptista Baltzer". Auch der Blick auf die Gestaltung dieser Verhältnisse in Nordamerika soll zur Klärung der deutschen Conflicte beitragen: J. P. Thomson: „Kirche und Staat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika"; J. Rüttimann: „Kirche und Staat in Nordamerika"; Freifrau Helene von Barberey: „Elisabeth Seton und das Entstehen der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten".

Ein ähnlicher Kampf entgegenstehender Ansichten und Eifer der Reform ist auf pädagogischem Gebiete entbrannt, wo die Fragen über die Bedeutung des Gymnasiums und der Realschule für die Universitätsstudien, über confessionelle und confessionslose Schulen, sowie die verschiedenartigsten Reformbestrebungen in Bezug auf das Volksschulwesen eine lebhafte literarische Bewegung hervorrufen. Das Interesse für „Pädagogik" wird theils bewährt, theils in Anspruch genommen durch die Herausgabe hervorragender Schriften auf diesem Gebiete, wie es in der „Pädagogischen Bibliothek" geschieht. Auch J. F. Herbart's „Pädagogische Schriften" werden in chronologischer Reihenfolge herausgegeben, während Lauckhard Jean Paul's „Levana" in kürzerer, einfacherer Form bearbeitet; A. Diesterweg's „Selbstbeurtheilungen" sammelt aus seinen Schriften E. Lappenberg; G. A. Riecke's „Erziehungslehre" ist in vierter Auflage erschienen. Von A. Schorn erschien eine „Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern"; von H. Kern „Grundriß der Pädagogik". „Videant consules" behandelt die Forderung der Gleichberechtigung der Realschulen mit den Gymnasien; J. Lattmann die „Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien". Andere Reformschriften sind: G. Fröhlich: „Neue pädagogische Bausteine"; O. Runge: „Pädagogische Zeitstimmen"; A. Richter: „Schule und Leben, pädagogische Anregungen"; L. Völter: „Pädagogische Früchte"; W. Meister: „Drei Jahre auf einem preußisch-regulativischen Lehrerseminar, ein Beitrag zur Reform des Volksschulwesens"; „Die Bildungsfrage gegenüber der höhern Schule. Von einem Schulmann. Zweiter Abschnitt: Das Gesammtgymnasium"; A. Köhler: „Die neue Erziehung. Grundzüge der pädagogischen Ideen Fröbel's"; E. Schwab: „Die Arbeitsschule als organischer Bestandtheil der Volksschule"; E. Schmelzer: „Fromme Wünsche"; E. Volksmann: „Im neuen Staat eine neue Schule". Zur Geschichte der Pädagogik liefern monographische Beiträge E. Laas: „Die Pädagogik des Johannes Sturm"; Weitbrecht: „Johann Friedrich Flattich's psychologische Beiträge zur Gymnasialpädagogik"; F. E. Keller: „Geschichte des preußischen Volksschulwesens"; J. Wiesinger: „Pestalozzi's Antheil an der Erneuerung des deutschen Volks". Ueber die Berechtigung einzelner Disciplinen sprechen sich aus: E. Sack: „Die Naturwissenschaften und die Volksschule"; H. von Meltzl: „Stellung, Maß und Methode der Philosophie in der Gymnasialpädagogik"; G. Bartsch: „Ueber den naturwissenschaftlichen Unterricht". Das Verhältniß der Schule und der Religion behandeln H. Bachofner: „Christenthum und Schule"; A. Kirchner: „Gedanken über christliche Erziehung"; B. Baehring: „Ueber religiöse Erziehung"; R. Wägner jun.: „Das Judenthum in der Schule". Andere pädagogische Schriften sind: E. Heinze: „Die Regelung des Schulwesens durch die Disciplin"; G. Joß: „Die Gemüthsbildung in der Volksschule"; E. Bachmann: „Streiflichter auf das Volksschulwesen in Stadt und Land"; „Sammlung von Abhandlungen und Aufsätzen für deutsche Volksschullehrer"; E. Strack: „Die moderne Schule den bedenklichen Erscheinungen der Zeit gegenüber"; G. Lüfing: „Ueber das Verhältniß von Schulbildung und Sittlichkeit"; E. Ackermann: „Das Ehrgefühl im Dienste der Erziehung"; M. Hoffmann: „Das Weib und seine Erziehung"; J. Sörgel: „Die gegenwärtige Gymnasialbildung"; Schneider: „Der Lehrermangel"; E. Grüning: „Fürst und Lehrer, ein Gespräch".

Den Uebergang von der Pädagogik zur Aesthetik bildet die Schrift von Bruno Meyer: „Aus der ästhetischen Pädagogik". Von Moritz Carriere's geschmackvoller „Aesthetik" liegt eine neue Auflage vor, während das umfassende Werk von Max Schasler in diesem Jahre nicht fortgeschritten ist. Die „Poetik" des Herausgebers d. Bl. ist in dritter Auflage erschienen; die „Populäre Aesthetik" von C. Lemcke in vierter Auflage; außerdem von W. Wackernagel eine „Poetik, Rhetorik, Stilistik". Von ästhetischen Monographien erwähnen wir noch L. Friedländer: „Ueber die Entstehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur"; „Zwölf Briefe eines ästhetischen Ketzers"; Philimund: „Kunst und Socialismus"; E. E. Hense: „Das Schweigen und Verschweigen in Dichtungen"; R. Vischer: „Ueber das optische Formgefühl" und von den tüchtigen „Kritischen Gängen" F. T. Vischer's das sechste Heft der Neuen Folge. Das umfassende Werk von Moritz Carriere: „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit", welches eine Kunstgeschichte von einem neuen geschichtsphilosophischen Standpunkte aus gibt und in der Auswahl des Bedeutsamen aus der Stofffülle den feinsten Takt bekundet, liegt mit dem fünften Bande abgeschlossen vor uns, die vier ersten Bände bereits in zweiter Auflage.

Auf dem Gebiete der bildenden Kunst erwähnen wir zunächst die zweite Auflage der geistvollen „Freien Studien" von L. Pfau. Auch von A. Woltmann's großem Werke „Holbein und seine Zeit" ist eine neue Auflage erschienen, von H. Grimm's „Michel Angelo" die vierte, von A. Oppermann's „Ernst Rietschel" die zweite, von W. Lübke's „Grundriß der Kunstgeschichte" die sechste Auflage; von J. Braun's „Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgang durch alle Völker der Erde", eine zweite Ausgabe — ein Beweis dafür, daß die gediegenen Werke der Kunstgeschichte ein dankbares Publikum finden. Von der umfassenden „Geschichte der italienischen Malerei" von J. A. Crowe und G. B. Cavalcaselle, dessen deutsche Originalausgabe von Max Jordan besorgt wird, ist die erste Hälfte des fünften Bandes erschienen. Andere Schriften auf diesem Gebiete sind: J. J. Bernouilli: „Aphrodite, ein Beitrag zur griechischen Kunstmythologie"; O. Lüders: „Die Dionysischen Künstler"; W. Helbig: „Untersuchungen über die Campanische Wandmalerei"; A. Philippi: „Ueber die römischen Triumphalreliefe"; R. Gaedechens: „Unedirte antike Bildwerke, beschrieben und erklärt"; H. Grimm: „Zur Abwehr gegen Hrn. Prof. Springer's Rafaelstudien"; E. Dobbert: „Ueber den Stil Nicolo Pisano's"; L. W. Schaufuß: „Correggio's träumende Madonna"; A. Spieß: „Eine Episode aus dem Leben der Aeltern P. P. Rubens"; W. Hosäus: „Die Wörlitzer Antiken"; W. Lübke: „Würtemberg und die Renaissance"; O. Horn: „Hr. Alexander Jürgensen. Eine münchener Künstlergeschichte"; J. Amiet: „Urs Graf,

ein Künstlerleben aus alter Zeit"; K. Landsteiner: „Hans Makart und Robert Hamerling"; F. Förster: „Kunst und Leben, aus dessen Nachlaß"; F. Pecht: „Kunst und Kunstindustrie auf der wiener Weltausstellung 1873"; J. Falke: „Die Kunstindustrie auf der wiener Weltausstellung".

Die musikalische Literatur des Jahres 1873 ist weniger ergiebig als diejenige der vorausgehenden Jahre. Im Mittelpunkte derselben, von allen Seiten beleuchtet, steht die Gestalt Richard Wagner's, der im Kreuzfeuer der Polemik seine hervorragende Stellung unter den Componisten der Gegenwart behauptet. Seine „Sämmtlichen Werke" liegen jetzt in zehn Bänden abgeschlossen vor uns. Gegen die psychologische Studie Puschmann's, welche den Componisten des Größenwahnsinns anklagt, wenden sich F. Hermann: „Richard Wagner" und die Schrift: „Richard Wagner und der Specialist der Psychiatrie". Außerdem erwähnen wir: E. Schuré: „Richard Wagner und das musikalische Drama", aus dem Französischen übersetzt; J. Stinde: „Meistersingermotive"; B. Settenhofer: „Kann Richard Wagner's Musik Zukunftsmusik werden?"; C. G. Haebler: „Freundesworte an den berühmten Tondichter Richard Wagner gerichtet"; O. Gumprecht: „Richard Wagner und sein Bühnenfestspiel «Der Ring der Nibelungen»"; C. Koßmaly: „Ueber Richard Wagner, drei Abhandlungen"; B. Dieren: „Die Meistersinger von Nürnberg als Drama betrachtet". Andern musikalischen Koryphäen sind die folgenden Schriften gewidmet: P. Spitta: „Johann Sebastian Bach, erster Band"; M. Schick: „Johann Sebastian Bach, ein musikalisches Lebensbild"; G. Nettebohm: „Beethoven's Studien"; F. W. Jähns: „Karl Maria von Weber"; A. Reißmann: „Franz Schubert"; H. Giehne: „Felix Mendelssohn-Bartholdy's verdienstvolles Wirken als deutscher Tondichter"; „Immortellen auf das Grab Robert Schumann's". Beiträge zur Musikgeschichte sind: H. M. Schletterer: „Die Entstehung der Oper"; F. Hanna: „Der deutsche Kunstgesang". Der fünfte Band von C. Ritter d'Elvert's „Beiträgen zur Culturgeschichte Mährens und Oesterreichs" enthält eine „Geschichte der Musik in Mähren und Oesterreichisch-Schlesien". Außerdem erwähnen wir R. Zimmermann: „Ueber den Einfluß der Tonlehre auf Herbart's Philosophie", und H. Ehrlich: „Schlaglichter und Schlagschatten aus der Musikwelt"; La Mara's „Musikalische Gedankenpolyphonie" liegen in neuer vermehrter Auflage vor.

Was die Literaturgeschichte betrifft, so ist die Ausbeute des Jahres 1873 nicht bedeutend zu nennen. Hervorragend ist die fünfte Auflage des Koberstein'schen „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", dieses rühmenswerthen Denkmals deutschen Fleißes, welches Karl Bartsch gleichsam mit allen Reliefs der fortschreitenden Forschung ausgeschmückt hat. Von Scherr's „Allgemeiner Literaturgeschichte" liegt die vierte Auflage vor; es ist das das einzige Werk, welches in Wachler's Fußstapfen tritt. Bei Rosenkranz und Carriere überwiegt die philosophische Auffassung; compendiarisch ist C. S. Wollschläger's „Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte". W. Lindemann's „Geschichte der deutschen Literatur ist in dritter vermehrter Auflage erschienen"; C. W. G. E. Schwarz gibt eine „Vorschule der deutschen Literaturgeschichte für Mittelschulen" heraus; J. G. Findel eine volksthümliche „Geschichte der deutschen Literatur"; W. Wackernagel: „Kleinere Schriften, Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte"; R. Nicolai eine „Griechische Literaturgeschichte in neuer Bearbeitung". Von J. Schmidt's „Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI." sind zwei Bände in zweiter gänzlich umgearbeiteter Auflage erschienen; A. Strodtmann schildert „Das geistige Leben in Dänemark"; G. Brandes „Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts", der erste Band enthält die Emigrantenliteratur, der zweite behandelt die deutsche Romantik. Von „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" ist der achte Band erschienen; von J. Duboc eine „Geschichte der englischen Presse"; von F. Kreyssig: „Die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert". Die Monographien über antike Literatur, abgesehen von den bereits erwähnten philosophischen Schriften, sind nicht sehr zahlreich. C. Brentano: „Aristophanes und Aristoteles, oder über ein angebliches Privilegium der alten attischen Komödie"; M. Büdinger: „Zur ägyptischen Forschung Herodot's"; A. Zingerle: „Zu spätern lateinischen Dichtern. Beiträge zur Geschichte der römischen Poesie".

Die Shakspeare-Gelehrsamkeit läßt kein Literaturjahr vorübergehen, ohne dasselbe mit einigen wissenschaftlichen Arbeiten zu bezeichnen. Das regelmäßig erscheinende „Shakspeare-Jahrbuch" enthält auch in seinem achten Jahrgang 1873 eine große Zahl philologisch-kritischer Studien und dramaturgischer Aufsätze; der „Shakspeare" von G. G. Gervinus ist in vierter Auflage erschienen, mit ergänzenden Anmerkungen versehen von R. Gené; Kreyssig's „Vorlesungen über Shakspeare" in zweiter Auflage; außerdem eine Schrift von W. König: „Shakspeare als Dichter, Weltweiser und Christ"; eine Studie über Shakspeare's „Midsummer-night's-dream"; von H. Aubert: „Shakspeare als Mediciner"; von A. Hager: „Die Größe Shakspeare's"; von G. Liebau: „William Shakspeare's Leben und Dichten". Als gelehrte Schrift anerkennenswerth ist die von Michael Bernays: „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegel'schen Shakspeare". Einen Shakspeare-Cultus bei heftiger Polemik gegen Schiller athmen Otto Ludwig's „Nachlaßschriften", herausgegeben von Moritz Heydrich, mit biographischer Einleitung und sachlichen Erläuterungen; der erste Band enthält „Skizzen und Fragmente"; J. Keller sammelte „Shakspeare-Perlen". Doch auch die Reaction gegen den übertriebenen Shakspeare-Cultus gewinnt in Deutschland an Boden. Das beweist nicht nur die Schrift von Roderich Benedix: „Die Shakspearomanie", sondern auch die zweite Auflage von Gustav Rümelin's „Shakspeare-Studien". Von W. Oechelhäuser's Bearbeitungen der Shakspeare'schen Werke liegt der dreizehnte Band vor: „Was ihr wollt".

Die besondere Pflege der ältern deutschen Literatur hängt damit zusammen, daß diese, mit der deutschen Sprach- und Alterthumsforschung eng verbunden, eine an den Universitäten gelehrte Fachwissenschaft

ausmacht. Das Streben, diese literarhistorischen Studien populär zu machen, oder die Resultate derselben dem Publikum zum Genuß darzubieten, hat sich besonders erfolgreich in den von der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung herausgegebenen „Nationalbibliotheken" bewährt. Von den „Deutschen Classikern des Mittelalters", begründet von F. Pfeiffer, ist der erste Band in vierter, der zweite in dritter, der fünfte, sechste, siebente und achte in zweiter Auflage erschienen. Von den „Deutschen Dichtern des 16. Jahrhunderts", herausgegeben von Karl Goedeke und J. Tittmann, bringt der siebente Band Sebastian Brant's „Narrenschiff"; von den „Deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts", herausgegeben von denselben, der fünfte Band „Gedichte von G. R. Weckherlin". Eine „Bibliothek der niederrheinischen Literatur" gibt P. Norrenberg heraus, das erste Heft enthält das geistliche Schauspiel „Homulus". Von dem „Deutschen Heldenbuch" ist der vierte Theil erschienen. Monographien über ältere deutsche Literatur und Sprache sind: E. Meyer: „Die Nibelungensage"; M. Lexer: „Ueber Walther von der Vogelweide"; R. Gosche: „Ueber die Lieder und Reime von Straßburg bis zum Beginn der Reformation"; J. G. von Hahn: „Sagwissenschaftliche Studien"; E. Bratuschek: „Germanische Göttersage"; H. Paul: „Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache"? H. Baethke: „Der Lübecker Todtentanz"; K. Regel: „Das mittelniederdeutsche gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen"; H. Suchier: „Ueber die Quelle Ulrich's von dem Türlin"; E. Wilken: „Die Ueberreste altdeutscher Dichtungen von Tirol und Fridebrant"; K. G. Andresen: „Die altdeutschen Personennamen"; K. Steiger: „Die verschiedenen Gestalten der Siegfriedssage in der germanischen Literatur"; P. Norrenberg: „Kölnisches Literaturleben im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts"; L. Engel: „Deutsche Puppenkomödien, erster Theil"; F. Marbach: „Geschichte der deutschen Predigt vor Luther". Hieran schließen sich verschiedene Untersuchungen über Sprache und Mundarten. Von G. Gerber's hervorragendem Werk: „Die Sprache als Kunst", ist die erste Hälfte des zweiten Bandes erschienen; außerdem erwähnen wir: E. Groth: „Ueber Mundarten und mundartige Dichtung"; M. Weske: „Untersuchungen zur vergleichenden Grammatik des finnischen Sprachstamms"; E. Sellmann: „Die deutsche Mundart in Estland"; E. Spieß: „Die fränkisch-hennebergische Mundart"; V. Hintner: „Beiträge zur tirolischen Dialektforschung"; E. F. Trachsel: „Glossarium der berlinischen Wörter und Redensarten"; H. Paul und W. Braune: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur"; W. Binder: „Der Sprichwörterschatz der deutschen Nation". Beiträge zur Geschichte der mittelalterlichen Literatur sind außerdem: A. Horawitz: „Des Beatus Rhenanus literarische Thätigkeit in den Jahren 1530—47"; E. Dümmler: „Anselm der Peripatetiker"; E. Philippson: „Der Mönch von Montaudon, ein provenzalischer Troubadour"; A. Stimming: „Der Troubadour Jaufre Rudel"; Hehle: „Der schwäbische Humanist Jakob Locher Philomusus"; F. Hipler: „Die Biographen des Nikolaus Kopernikus"; B. J. A. Freih. von Tettau: „Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker".

Was unsere neuere Literaturepoche von der Mitte des vorigen Jahrhunderts anbetrifft, so ist die Goethe- und Schiller-Literatur diesmal nicht allzu reich. H. Viehoff gibt eine neue Bearbeitung der Karl Hoffmeister'schen Biographie Schiller's unter dem Titel „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke" heraus. Von den „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" sind die Bändchen 26—28 und 55—58 erschienen, welche Schiller's und Goethe's Werke erläutern und meistens von H. Düntzer abgefaßt sind. Außerdem erwähnen wir: J. Sengler: „Goethe's Faust, erster und zweiter Theil", C. A. Dietzel: „Ungedruckte Briefe Goethe's"; E. Hoheisel: „Goethe's dramatische und epische Hauptwerke, kurz erläutert und beurtheilt"; F. Soehlke: „Zur Textkritik von Goethe's Werken". Der „Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar mit Goethe" ist in neuer Auflage erschienen.

Andere Monographien über die neuere und neueste deutsche Literatur sind: Karl Goedeke: „Gottfried August Bürger in Göttingen und Gellinhausen", Ludwig Brunier: „Elisa von der Recke", W. Röseler: „Matthias Claudius und sein Humor", M. Claudius: „Briefe an Andres", C. Beyer: „Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert, und kritische Gänge und Studien", P. Eichholtz: „Uhland's schwäbische Balladen", G. Karpeles: „Nikolaus Lenau, sein Leben und Dichten", und „Unter Palmen, Literaturbilder"; M. Ring: „David Kalisch, der Vater des Kladderadatsch"; J. Simani: „Gedenkblätter an Friedrich Halm". Ludmilla Assing beginnt die Herausgabe der Werke des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau, der sie ein Lebensbild dieses Fürsten vorausschickte. Eine interessante englische Biographie J. Forster's: „Charles Dickens' Leben", übersetzte Friedrich Althaus ins Deutsche; es liegen bisjetzt zwei Bände dieser Uebersetzung vor. Literarische Charakterköpfe aus neuester Zeit enthält außerdem der dritte Band von Julian Schmidt's „Neue Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit"; der zweite Band von L. Steub's „Kleinern Schriften" enthält „Literarische Aufsätze"; ebenso sind hierher H. Landesmann's (Hieronymus Lorm's) „Philosophisch-kritische Streifzüge" zu rechnen. Einen Feldzug gegen die Kritik der Gegenwart eröffnet Sacher-Masoch in seiner Schrift: „Ueber den Werth der Kritik".

Zur Propaganda der neuern Poesie dienen auch die Anthologien und Sentenzensammlungen verschiedener Art, welche allerdings nur eine Anregung zur Kenntniß unserer neuen Dichter bieten, oft aber von dem kaufenden Publikum schon als der Inbegriff aller modernen Poesie betrachtet werden. „Ein deutsches Dichterbuch" mit Originalbeiträgen deutscher Poeten hat Max Kalbeck herausgegeben. Von den Anthologien erwähnen wir: F. Abt: „Lebenstrost, Sprüche in Versen und Prosa", G. Bauer: „Albumblätter für deutsche Frauen und Töchter", G. Kühn: „Blumenstrauß aus dem deutschen Dichtergarten", und den in achter Auflage erschienenen „Blütenkranz neuer deutscher Dichtung", sowie die in fünfter Auflage vorliegende „Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller" vom Herausgeber d. Bl. Aphorismen der Weltliteratur hat E. Berg gesammelt in dem „Buch der Bücher, Sterne vom Denker- und Dichterhimmel aller

Zeiten und Völker". Der bekannte „Pharus am Meere des Lebens" liegt in neuer, von A. Schmitz illustrirter Auflage vor. A. Kohut hat „Die goldenen Worte der Bibel" systematisch geordnet, E. Scholl Originalaussprüche aus den ältesten vorchristlichen Schriftwerken unter dem Titel „Wahrheit aus Ruinen" zusammengestellt. „Lichtstrahlen aus Johann Georg Hamann's Schriften und Briefen" hat Hugo Delff herausgegeben.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Schriften zur deutschen Geschichte.

1. Geschichte des deutschen Landes und Volkes. Von A. L. von Rochau. Zweiter Theil. Berlin, G. Reimer. 1872. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter. Herausgegeben von Otto Nasemann. Sechster Band: Kaiser Konrad II. und Heinrich III. — A. u. d. T.: Kaiser Konrad II. und Heinrich III. Nach Wigo, Herimann von Reichenau und den Altaicher Annalen dargestellt von A. Mücke. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 8. 25 Ngr.
3. König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten bis zum Ausgang des dritten Kreuzzugs von Friedrich von Bezold. München, Ackermann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
4. Der niedersächsisch-dänische Krieg. Von Julius Otto Opel. Erster Band: Der niedersächsische Krieg 1621—23. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1872. Gr. 8. 3 Thlr.
5. Der Tod des Herzogs Bernhard von Weimar nach einem authentischen Actenstücke aus dem kaiserlichen Bezirksarchiv zu Kolmar dargestellt von E. Alexi. Kolmar 1873.

Billig eröffnen wir die Umschau in einer Reihe von neuesten Arbeiten aus dem weitläufigen Bereiche der deutschen Geschichte mit dem oben zuerst nach seinem Titel aufgeführten zweiten Bande von A. L. von Rochau's „Geschichte des deutschen Landes und Volkes". Als der erste Band erschien, haben wir die Aufmerksamkeit der Leser bereits vorläufig darauf zu lenken versucht, aber uns vorbehalten, nach Abschluß des Ganzen noch einmal darauf zurückzukommen; denn der erste Band hinterließ uns und vielen andern Lesern einen keineswegs erfreulichen Eindruck und doch konnte man nicht verkennen, daß sein Verfasser unter gewissen Bedingungen recht wohl berufen sei, etwas in seiner Art Lehrreiches und Anregendes aus seinem Stoffe zu gestalten. Der zweite Band, dahin wollen wir sofort unser Gesammturtheil zusammenfassen, hat uns in viel höherm Maße befriedigt, wenn auch nicht als historiographische Leistung, und den Wunsch erregt, daß das nunmehr abgeschlossen vorliegende Buch in die Hände eines möglichst großen Kreises unserer gebildeten Gesinnungsgenossen, derjenigen, die in der Beurtheilung und Behandlung der Hauptaufgaben unserer deutschen politischen Gegenwart im großen mit uns und dem Verfasser dieses Buchs übereinstimmen, gelangen möge, wo es nur förderud und anregend wirken könnte; den in jeder Art viel ungenügendern ersten Band, der ohnehin bei seinem mäßigen Umfange leicht zu bewältigen ist, darf man dann gern mit in Kauf nehmen.

Der jüngst verstorbene Verfasser, dessen eifrige und wirksame Thätigkeit als politischer Schriftsteller allgemein bekannt ist, hatte den Haupttheil seiner ganzen nicht geringen intellectuellen Begabung und die Kraft seines Charakters dem einen großen Ziel, der Mitarbeit an dem Aufbau eines deutschen Staates geweiht, und es ist ihm von dem Geschicke vergönnt gewesen, nach manchen harten Kämpfen und schweren Niederlagen, welche die Laune des wechselnden Zufalls über die große ihm und uns heilige Sache jahrelang verhängte, endlich einen entscheidenden Sieg des guten Genius unsers Volks im Jahre 1866 und in den noch glänzendern Ergebnissen im Jahre 1870—71 mit zu erleben. Es war die schönste Belohnung für die unabsehbare Kette von Enttäuschungen, Beängstigungen und verzweifelnden Stimmungen, wodurch die vorausgegangenen beiden Jahrzehnte eine so leicht erregbare, in gewissem Sinne nervöse Natur wie die seine beinahe zerbröckelten.

In jener widerlichen und doch so unendlich inhaltreichen Periode, die heute in dem Qualme ihrer giftigen Nebel verhüllt schon als abgeschlossene Geschichte und nicht mehr als ein Stück der Gegenwart, wie wir sie doch alle durchlebt und durcharbeitet haben, hinter uns liegt, war es freilich nur wenigen, besonders glücklich angelegten Charakteren möglich, sich von der allgemeinen Verdüsterung und Versäuerung freizuhalten, welche gerade die treuesten und reinsten Gemüther am stärksten erfaßte. Wem es nicht ein glücklich elastisches Naturell von selbst als unverdientes Geschenk einer höhern Macht bot, der konnte aus eigenen Kräften vielleicht nur durch eine gründliche Vertiefung des Denkens in die Entwickelung unserer nationalen Geschicke zu einiger Fassung der Seele gelangen. Denn daraus mochte er den Trost schöpfen, daß, wie finster auch oft oder meistens die Wetterwolken über unser Volk hereinhingen, sein Dasein nicht blos als ein unverwüstliches, sondern sogar als ein neugekräftigtes aus den grauenhaftesten Katastrophen feindseliger Elemente hervorging. Er mochte daraus ferner abnehmen, daß die Gesetze, welche unsere Geschichte beherrschen, zwar, wie sich von selbst versteht, nach ihrem abstracten Gedanken dieselben sind, die überhaupt die Geschichte der Menschheit und jedes Volks regieren, daß sie aber hier auf deutschem Boden in ganz andern zeitlichen Dimensionen wirken als anderswo. Denn die im Vergleich mit andern so überaus breit und vielseitig angelegte Eigenart der deutschen Volksseele konnte ihre eigenen Bewegungen und Gestaltungen nicht in demselben Schrittmaße ausführen, das andern Naturen von viel enger gezogener Anlage wohl ansteht. Wir werden nicht umsonst wegen unserer Langsamkeit und Schwerfälligkeit von andern und wie gewöhnlich noch mehr von uns selbst gescholten. Es ist wahr, unsere deutsche Geschichte kann, wenn man ihre fertigen Ergebnisse mit den gleichartigen anderer Völkergeschichten vergleicht, auch die zäheste Geduld zur Verzweiflung bringen, aber nur dann, wenn der Verstand und das Gemüth des Betrachters vergißt, daß diese gleichartigen Er-

gebnisse doch keine gleichwerthigen sind, daß alles, was bei uns in der Verfolgung des einen großen Ziels gethan wurde, nach dem der Instinct des deutschen Volksgeistes von der Urzeit bis heute mehr ahnend fortgezogen als selbstthätig wollend hinstrebte, in den äußern Formen ähnlich dem, was anderwärts geschah, sich vollzog, aber in seinem innern Gehalte etwas ganz anderes als dort bedeutete.

Die ernste und gründliche Versenkung in die deutsche Geschichte ist für gar manche in jenen trüben Jahren eine Stütze geworden, die, je fester sie sich darauf lehnten, auch als desto gediegener sich erwies. Aber sie ist es nicht für alle geworden, die sich ihr zugewandt haben, und Rochau selbst legt in der überaus lehrreichen Vorrede, die er seinem zweiten Bande gleichsam als Epilog seiner ganzen Lebensthätigkeit vorangeschickt hat, dafür ein wegen seiner Aufrichtigkeit ebenso lehrreiches wie achtbares Zeugniß ab. Er war als praktischer Politiker den Geschichtsstudien nahe getreten, weil er das Bedürfniß empfand, die Thatsachen der deutschen Gegenwart etwas solider für sein eigenes Verständniß zu begründen, als es aus der Gegenwart selbst und ihrem wechselnden Parteistandpunkte möglich ist. Nicht also ein eigentlicher innerer Beruf, sondern die Hoffnung auf eine ganz bestimmte geistige Förderung, die dem Manne der politischen Praxis daraus entsprießen sollte, führte ihn dahin. Eben darum aber sah er die Geschichte nur mit den Augen des Tagespolitikers. Ein solcher mag noch so ehrenhaft und verständig sein — und beide Eigenschaften gehören Rochau im vollen Maße —, dem eigentlichen Wesen der Geschichte vermag er doch nicht gerecht zu werden, und was er aus ihr nimmt, ist nur scheinbar etwas aus ihr, eine aus ihr gewonnene Abstraction; thatsächlich thut er nichts, als daß er die fertig mitgebrachten Begriffs- und Empfindungsbilder von heute in sie hineinträgt und sie an und nach diesen mißt und abschätzt. Natürlich ergibt sich auf solchem Standpunkt eine Art von pessimistischer Verstimmung gegen den Inhalt der Geschichte überhaupt, der deutschen Geschichte insbesondere, weil er ja nirgends den Anforderungen des heutigen patriotischen Politikers zu entsprechen scheint, und es möchte nur noch der Erläuterung bedürfen, wie jemand von einer solchen Anschauungsweise her zu der Idee kommen konnte, ihr Darsteller zu werden, falls er es nicht nach Art unserer radicalen Weisen blos darauf abgesehen hatte, aus ihr den Beweis zu erbringen, daß alles Bisherige nicht einen Schuß Pulver werth sei und der wahre Zustand der Menschheit erst morgen oder übermorgen nach dem großen Aufräumetag mit allem Plunder der Vergangenheit beginnen müsse. Rochau war aber kein radicaler Phantast, sondern der „Realpolitiker" par excellence, wie er denn ja auch dies Schlagwort zuerst in die Welt gesandt hat. Als solcher hätte er sich gern mit dem ihm widerstrebenden Inhalt unserer Geschichte auseinander- oder auf freundlichen Fuß gesetzt, wenn es nur seinem Gewissen und Verstand möglich gewesen wäre. Da kam auch für ihn wie für die meisten andern Berufspolitiker, die über den confusen Straßenlärm des Alltags das wahrlich recht deutliche Rauschen des Sturms in den höhern Lüften überhört hatten, das Jahr 1866 gleichsam als ein Deus ex machina. Jetzt wurde auch ihm wenigstens einiges von dem innern Gefüge der deutschen Geschichte begreiflich. Er sah in ihr nicht mehr ein planloses Hin- und Herwogen elementarer Strömungen ohne Sinn und Verstand und folglich auch ohne Ziel, d. h. ohne Resultate, die für den Tagesgebrauch des Politikers der funfziger Jahre handlich gewesen wären. Es ging ihm auf einmal ein Licht auf, daß z. B. die eigenthümliche Constituirung des preußischen Staatsgeistes und seine großen Schöpfungen in Krieg und Frieden seit dem Großen Kurfürsten doch eine tiefere Bedeutung für die Gegenwart beanspruchen dürften, als er ihnen früher zuzuerkennen geneigt war. Er begriff, daß Königgrätz nicht geschlagen werden konnte, wäre nicht Fehrbellin vorhergegangen. Aber die deutsche Kaiserzeit, überhaupt das ganze Mittelalter blieb ihm nach wie vor nur eine große Lagerstätte sinnlosen und barocken Wustes und der leitende Gedanke der deutschen Entwickelung war ihm eins mit dem der Beseitigung aller solcher Schrullen und Verkehrtheiten der Geschichte.

Auf diesem noch immer gänzlich unhistorischen Standpunkt ist er denn auch bis zuletzt stehen geblieben und seine deutsche Geschichte hat keine andere Aufgabe, als nachzuweisen, wie groß der Schade gewesen, den die mittelalterliche Kaiseridee, der Begriff des Reichs und was von Romantik sonst damit zusammenhängt, in unserer Nation angerichtet habe, und wie sehr wir in unserer politischen Arbeit von heute noch durch die leibhaftigen Reste jener Truggebilde oder durch die phantastischen Spukgestalten derselben in unsern Köpfen gestört und zurückgehalten werden. Die deutsche Geschichte beginnt ihm auch jetzt noch erst mit dem Jahre 1866 oder 1871, und er vergißt dabei, daß an dem letztern doch immer auch ein gutes Stück jener von ihm tödlich gehaßten idealistischen Romantik hängt, die wir andern einfach Idealismus nennen und es ganz begreiflich finden, daß dieselbe je nach den verschiedenen Zeiten und Menschen auch eine verschiedene Physiognomie zeigt, ohne darum im Wesen etwas anderes zu sein.

Dieser ganze dialektische Proceß zur Erklärung der sonderbaren Thatsache, wie ein Mann, der Schmerling's bekanntes Dictum: „Es gibt ja gar keine deutsche Geschichte", unbedenklich für wahr hält, doch dazu kommen konnte, in einem langathmigen Buche von etwa 1000 Seiten eine deutsche Geschichte zu schreiben, hat uns — wahrscheinlich werden andere in gleichem Falle sein — mehr zu denken gegeben als das Buch selbst. Denn dieses ist, wie sein Verfasser mit anerkennenswerther Offenheit zugesteht, nur die Arbeit eines Dilettanten, der das nächste ihm zur Hand befindliche Material ohne alle methodische Prüfung nimmt und verarbeitet, wenn es in seinen fertigen Schematismus paßt, und um das andere, was ihm nicht paßt oder was ihm zufällig nicht zur Hand ist, sich nicht kümmert. Daß eine in der Publicistik so vielgeübte Feder wie die Rochau's auch diesem Stoffe eine gewisse gebildete Form abzugewinnen vermocht haben werde, bedarf keiner besondern Bemerkung. Das Buch liest sich leicht weg, aber von dem, was man historischen Stil nennt, ist so wenig etwas darin zu finden, wie von historischer Forschung, oder was ein noch viel größerer Mangel ist, von historischem Sinn überhaupt.

Es ist und bleibt ein publicistisch-historisches Pamphlet in der guten Bedeutung dieses Wortes, aber auch ebendeshalb ein werthvoller Beitrag, um den innern Gärungsproceß unserer deutschen Politiker nationaler Richtung während der letzten Jahrzehnte gründlich kennen zu lernen. Mehr oder minder haben ihn alle Gleichgesinnten auf gleiche Weise durcharbeiten müssen, und nur die sind zu bedauern, die entweder durch ein tückisches Schicksal gerade in den Momenten des wüstesten Durcheinanders weggerafft worden sind, oder noch mehr die, die sich von der schmuzigen Hefe jenes wilden Mostes, der doch endlich auch noch einen Wein gegeben hat, Herz und Verstand haben versäuern und benebeln lassen.

Vorsätzlich reihen wir an Rochau's deutsche Geschichte eine Anzahl neuerer Monographien aus demselben Bereiche, welche für einen, der die Geschichte nur mit den begehrlichen Augen des heutigen Tagesbedürfnisses sehen kann, so recht dazu angethan sind, um ihn in seiner Geringschätzung oder seinem Zorne gegen alles, was in Deutschland dagewesen, zu bestärken. Gewiß, wir wüßten kaum, wo sich in der Geschichte irgendeiner andern Nation eine solche Masse von Verkehrtheit, Gemeinheit und Böswilligkeit der treibenden Kräfte und der Menschen im allgemeinen, eine so völlige Blindheit gegen die Bedürfnisse der Nation und des Vaterlandes auf einen Haufen zusammendrängt, wie etwa in jener Episode aus den Hussitenkriegen, die F. von Bezold („König Sigmund und die Reichskriege gegen die Hussiten", Nr. 3) zum ersten mal in sorgfältiger kritischer Behandlung darstellt. Oder was gibt es Beschämenderes für den heutigen Patrioten, als der Einblick in jene rath- und thatlosen Menschen und Zustände, in die uns J. O. Opel's „Geschichte des niedersächsisch-dänischen Kriegs" (Nr. 4), hineinführt. Unsere Sympathien gehören wol den Vertretern der protestantischen und zugleich nationalen Sache, aber jede Faser unsers Verstandes protestirt gegen ihre charakterlose Nichtigkeit und gegen die mehr als blos laue, oft geradezu selbstmörderische Indolenz des gesammten protestantischen Deutschland jener traurigsten Zeit, wo es um ein Haar dazu gekommen wäre — so sieht es wenigstens dem aus, der mit heutigem Maßstabe jenes Damals mißt —, daß der ganze Gewinn der Reformation einer Hand voll kecker und energischer Jesuiten und Jesuitenzöglinge zur Beute geworden wäre. Auch C. Alexis „Der Tod des Herzogs Bernhard von Weimar" (Nr. 5) ist ein höchst unerquickliches Bild. Zwar ist es einigermaßen tröstlich, auch aus diesem neuen archivalischen Zeugniß bestätigt zu sehen, daß der unglückliche Mann, der einer bessern Zeit werth gewesen wäre, nicht an Gift zu Grunde gegangen, sondern ganz natürlichen Todes gestorben ist, aber der niederschlagende Eindruck der ganzen Lage der Dinge, das Gefühl der Scham und des Schmerzes über das unsagliche Elend der damaligen deutschen Zustände wird dadurch nicht gelindert. Und selbst die Heldenbilder eines Konrad II. und Heinrich III., die uns A. Mücke im sechsten Bande von O. Nasemann's „Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter" (Nr. 2) vorgeführt, werden von diesem Standpunkt aus nichts anderes als Bedauern erwecken, daß so herrliche Kräfte so nutzlos vergeudet wurden. Aber der Standpunkt selbst ist zum Glück nicht der, von dem aus die Geschichte gesehen werden will.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Das zweite Decemberheft der „Revue des deux mondes" enthält eine interessante und in der Hauptsache sehr anerkennende Besprechung des neuen Werks von Ernest Renan: „L'antechrist", von Albert Réville. Ganz vorzüglich findet der Kritiker die Darstellung der Menschen und Ereignisse unter der Regierung des Nero. Auch die Charakteristik Renan's, die unser Autor entwirft, erscheint uns sehr zutreffend: „Renan ist ebenso sehr Künstler wie Historiker. Diese doppelte Eigenschaft ist das Gegentheil eines Fehlers. Auch die Geschichte ist eine große Künstlerin, deren unvorhergesehene Combinationen nur dem Anschein nach unzusammenhängend, in Wahrheit durch ein inneres Gesetz geboten sind, das sie zusammenbringt, ihre Schönheit ausmacht und ihren wahren Sinn bestimmt. Um dies Gesetz mitten im Fluß der Ereignisse zu unterscheiden, bedarf es des künstlerischen Blicks, der die Harmonien und Uebergänge ungleichartiger Dinge zu ergreifen vermag, ohne daß ihm deshalb die Contraste derselben entgingen. Dadurch unterscheidet sich der einfache Gelehrte von dem echten Geschichtschreiber. Die Gelehrsamkeit vermag Namen, Daten, Thatsachen zusammenzustellen, aber sie genügt nicht, um daraus ein organisches Ganzes zu bilden. Auf der andern Seite gibt es sogenannte Historiker, die nur Künstler sind, denen es an Gelehrsamkeit fehlt, die sich zu sehr auf ihre divinatorische Fähigkeit verlassen und ins Blaue hinein speculiren. Renan hat den Vortheil, die Intuition des Künstlers, ohne welche man keine lebensvolle Geschichte schreiben kann, mit derjenigen Gelehrsamkeit zu vereinigen, welche der Intuition ihr unentbehrliches Material hergibt. Da man indeß niemals vollkommen ist und immer ein wenig nach der Seite hin sündigt, nach der man neigt, so wäre ich versucht, ihm den Vorwurf zu machen, daß er bisweilen die Logik des Historikers seinen künstlerischen Neigungen unterordnet. Das eigentliche Thema des Buchs, das er soeben veröffentlicht hat, war zum Glück für ihn dramatisch genug, um alle seine Fähigkeiten zu erwecken, und hinlänglich durch die Gelehrsamkeit seiner Zeitgenossen aufgeklärt, um ihn vor jedem groben Irrthum zu schützen. Dasselbe möchte ich nicht von den minder wichtigen Fragen behaupten, welche sich um das Hauptthema des Werks, die Apokalypse und den Antichrist, gruppiren. So gut erklärt und bewundernswürdig commentirt mir indeß die Apokalypse erscheint, so viele Bedenken und selbst formelle Erinnerungen hätte ich gegen manche derjenigen Erläuterungen zu machen, welche dieses oder jenes naheliegende Problem zu lösen suchen."

— Das Drama: „Dolores" von Joseph Weilen ist von Victor Krilow ins Russische und von Eduard Paulay ins Ungarische übersetzt worden und wird so dem russischen und ungarischen Repertoire einverleibt werden.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einer der namhaftesten Aesthetiker, der Hegel'schen Schule angehörig, der wir vorwiegend die Fortentwickelung unserer modernen Aesthetik verdanken, Professor H. G. Hotho in Berlin, ist am 24. December 1873 im Alter von 71 Jahren gestorben. Hotho war am 22. Mai 1802 in Berlin geboren und seit 1829 Professor der Philosophie an der Universität. Als Her-

ausgeber von Hegel's „Vorlesungen über Aesthetik" (3 Bde., 1835—38) gehört er mit zu den Stammhaltern des Hegel'schen Systems. Wie bedeutend die Anregungen waren, die er jüngern Kräften gab, das erfahren wir aus den Aufzeichnungen von Karl Rosenkranz, auf welchen Hotho bei seinem berliner Aufenthalt eine große Anziehungskraft ausübte. Die Milde und Liebenswürdigkeit seines Wesens wird allgemein gerühmt. Hotho's Specialität war die bildende Kunst, wie diejenige von Rosenkranz die Poesie. Hotho gab eine „Geschichte der deutschen und ausländischen Malerei" (2 Bde., 1840—43) heraus, in welcher er besonders das Studium der altflandrischen Maler ebenso bewährte wie anregte. In letzter Zeit veröffentlichte er eine „Geschichte der christlichen Malerei", die er in ihren geschichtlichen und culturgeschichtlichen Zusammenhängen darstellte, an deren Vollendung er aber durch seinen Tod verhindert wurde. Hotho war auch Director der Kupferstichsammlung des königlichen Museums. Seine akademischen Vorträge waren stets warm, lebendig und anregend; die Begeisterung für das Schöne und Vollendete, die ihn selbst erfüllte, wußte er seinen Hörern mitzutheilen.

— Victor Hugo hat seinen zweiten Sohn François verloren, der am 26. December 1873 in Paris starb, nachdem sein erster Sohn Charles kurz vor dem Aufstande der pariser Commune gestorben war, indeß der Vater am 18. März 1871, gerade am Tage des Ausbruchs der Insurrection, die Leiche dieses Sohnes nach Paris brachte. François Victor Hugo, am 22. October 1828 in Paris geboren, machte seine Studien am Lycée Charlemagne und an der Universität. Nach der Revolution von 1848 betheiligte sich François Hugo an dem „Evénement", einer Zeitung, in welcher ihm selbst die Artikel über das Ausland zufielen. Wegen eines Aufsatzes über „Die Todesstrafe" wurde er zu zweimonatlicher Haft verurtheilt. Nach dem Staatsstreich des 2. December theilten die beiden Söhne freiwillig die Verbannung ihres Vaters. François betrat Frankreichs Boden erst wieder im Juni 1869. Die beiden Brüder gründeten mit Vacquerie zusammen das Journal: „Le rappel", in welchem sie eifrig für die Candidatur Rochefort's wirkten. François Hugo ist einer der eifrigsten Shakspeareaner Frankreichs; er hat das erste mal 1857 die Sonette Shakspeare's übersetzt und in 13 Bänden von 1860—64 eine Uebersetzung der „Oeuvres complètes de Shakespeare" mit Studien über die einzelnen Werke und einer neuen Klassifikation derselben herausgegeben. Die Beerdigung des Dichters zeugte von den großen Sympathien, welche Frankreichs erster Dichter bei der pariser Bevölkerung besitzt. Eine Menge von 10000 Menschen hatte die Straßen von der Rue de Provence bis zu den Boulevards erfüllt, und auf dem Kirchhofe mochten sich an 50000 Menschen versammelt haben. Die Arbeitervorstädte hatten natürlich das bedeutendste Contingent gestellt. Das Civilbegräbniß selbst war einfach, einige Veilchen und Immortellen waren die einzige Zier des Leichenwagens. Victor Hugo schritt hinter dem Sarge, einen weichen, volksthümlichen Filzhut in der Hand, seinen Ueberzieher mit den Aermeln um den Hals zugebunden. Dem Zuge selbst hatten sich 1000 Leidtragende, darunter alle Schriftsteller von Paris und die Deputirten der Linken angeschlossen. Die Leichenrede hielt Louis Blanc, der es für nöthig fand, am Schluß zu erwähnen, daß trotz des Civilbegräbnisses der Verstorbene an Gott und Unsterblichkeit geglaubt habe.

— Richard Wagner und Johannes Brahms haben den bairischen Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft erhalten, ebenso der Naturforscher Professor Du Bois-Reymond.

— Ferdinand Freiligrath, Emanuel Geibel und Edmund Hoefer haben folgende Erklärung an die deutschen Schriftsteller erlassen: „Während deutsches literarisches Eigenthum gegenüber der Schweiz und andern Nachbarländern längst des Schutzes internationaler Verträge sich erfreut, besteht bis zur Stunde kein derartiger Vertrag zwischen Deutschland und dem Königreich der Niederlande. Die Folge ist, daß der Nachdruck deutscher Werke, insonderheit solcher schönwissenschaftlichen Inhalts, mehr und mehr in Holland um sich greift. So ist kürzlich Heine, so sind in jüngster Zeit Geibel und Freiligrath in holländischem Nachdruck erschienen. Was diesen heute begegnet ist, kann jedem unserer Collegen morgen begegnen. Dazu kommt, für die Novellisten und die dramatischen Dichter unter uns, noch eine andere wichtige Frage: die des Uebersetzungsrechts. Unsere Erzähler haben es sich bereits seit Jahren, unbefragt und unbelohnt, gefallen lassen müssen, den Holländern auf holländisch die Zeit zu vertreiben. Wir sind der Meinung, daß Deutschlands Schriftsteller diesem Unwesen nicht länger zusehen, daß sie, zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen, im Verein mit ihren rechtmäßigen Verlegern energisch darauf hinarbeiten sollen, daß ein Vertrag zum Schutze des literarischen Eigenthums zwischen Holland und dem Reich geschlossen werde. Wir ersuchen darum unsere Collegen nah und fern, sich uns behufs einer in diesem Sinne an den nächsten Deutschen Reichstag zu richtenden Petition in Masse anzuschließen. Von Ihrem eventuellen Beitritt bitten wir Sie, den mitunterzeichneten F. Freiligrath in Stuttgart bis spätestens Ende Januars 1874 in Kenntniß setzen zu wollen." Wir würden es nicht minder nöthig halten, daß ein solcher Vertrag mit den nordamerikanischen Freistaaten abgeschlossen werde. Auf eine betreffende Eingabe deutscher Dichter und Componisten hat das Reichskanzleramt bereits im Jahre 1872 sich geneigt erklärt, auf solche neu abzuschließende Verträge Rücksicht zu nehmen.

Bibliographie.

Müller, J. J., Studien zur Geschichte der römischen Kaiserzeit. Zwei Vorträge. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 12 Ngr.

Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften in theoretischer und praktischer Beziehung. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von H. J. Klein. 1ster Bd. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1873. 2 Thlr.

Roscher, W. H., Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer. I. Apollon und Mars. Leipzig, Engelmann. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Rümelin, G., Shakespearestudien. 2te Aufl. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Schlagintweit, R. v., Die Mormonen oder die Heiligen vom jüngsten Tage vor ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, W., Das Leben des Malers Adrian Brouwer. Kritische Beleuchtung der über ihn verbreiteten Sagen. Leipzig, Engelmann. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Smidt, J., Patriotische Mahnungen und Rückblicke. Praesidialreden bei Einführung neuerwählter Rathmänner und Bürgermeister. 1821—1857. Herausgegeben zum Säcularfeste seines Geburtstages (den 5. November 1773) von H. Smidt. Bremen, Tannen. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Spengel, J. W., Die Fortschritte des Darwinismus. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 16 Ngr.

Thilo, C. A., Kurze pragmatische Geschichte der neueren Philosophie. Cöthen, Schulze. Gr. 8. 2 Thlr.

Ule, O., Aus der Natur. Essays. 3te Reihe. Leipzig, Frohberg. 1873. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Waldow, H., Bausteine zu dem Tempel der Humanität. Dresden, Türk. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Wallner, F., Ueber Land und Meer. Reisebilder aus Nord und Süd. Berlin, Janke. 1873. 8. 1 Thlr.

Weickum, K., Columbus. Dramatisches Gemälde. Aus der Geschichte der Entdeckung Amerika's. Freiburg i/B., Herder. 1873. 8. 10 Ngr.

Weiser, K., Das Münster zu Straßburg. Eine Dichtung in 4 Liedern. Verfaßt im Felde den 1. October 1870 zu Arnouville vor Paris. Herausgegeben zur Feier des 3ten Jahrestages der Uebergabe von Straßburg. Karlsruhe, Gutsch. 1873. 8. 4 Ngr.

Die Welt durch das Teleskop, Mikroskop und die monistische Brille eines Narren gesehen. 1ste Abth. Potsdam, Rentel. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Werner, K., Die Psychologie des Wilhelm von Auvergne. Wien, Gerold's Sohn. 1873. Lex.-8. 10 Ngr.

Weisz, B., Volkswirthschaftliche Betrachtungen über die Weltausstellung zu Wien im Jahre 1873. Pest, Fekete. Gr. 8. 8 Ngr.

Wessely, J. E., Adolph Menzel. Sein Leben und seine Werke. Leipzig, Danz. 1875. Gr. 8. 15 Ngr.

Wesendonck, Mathilde, Gedichte, Volksweisen, Legenden und Sagen. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wiedemann, T., Die kirchliche Bücher-Censur in der Erzdiöcese Wien. Nach den Acten des Fürsterzbischöflichen Consitorial-Archives in Wien. Wien, Gerold's Sohn. 1873. Lex.-8. 12 Ngr.

Wittig, B., Ein Jahrhundert der Revolutionen. Geschichtliche Entwickelung der Kämpfe für und gegen die Völkerfreiheit, vom amerikanischen Unabhängigkeitskriege bis in die neueste Zeit. 1ste und 2te Lief. Zürich, Verlags-Magazin. Lex.-8. à 5 Ngr.

Die Wunderschau. Den Nüchternen gewidmet. Zürich, Höhr. 1873. Gr. 16. 7 Ngr.

Ziehen, E., Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 3. —— 15. Januar 1874.

Neue lyrische Gedichte.

1. Poetische Aphorismen von Albrecht Romann. Halle, Reichardt. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.
2. Gehobene Stimmungen. Gedichte und Reflexionen von M. Budich. I. Dresden, Jänicke. 1873. 16. 10 Ngr.
3. Am Bache. Lieder aus dem Tagebuche von Martin. Halle, Fricke. 1872. 8. 15 Ngr.
4. Zeitaccorde. Ein Cyklus jüngster Gedichte von Otto Brechtler. Linz, Wimmer. 1873. 8. 5 Ngr.
5. Frühlingsblüten und Herbstblätter. Gedichte von L. Altenbernd. Detmold, Meyer. 1872. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es hielt bisher ein jeder, der einmal den Dichternamen trug, es für Sünde, der Welt auch nur das kleinste seiner Verslein vorzuenthalten(?). Statt scharf zu unterscheiden zwischen dem, was für eine Abendgesellschaft von Freunden und Freundinnen recht löblich sein kann, und dem, was ewigen, göttlichen Werth in sich trägt ... statt alle Producte jener Art ängstlich in seiner Schublade zu verschließen und sie höchstens sich selbst bisweilen als warnendes Exempel vorzulesen, hat man den Hochverrath an aller wahren Dichtkunst und an jeder empfindenden Menschenseele begangen und Bücher und Bücher mit den Ergüssen seiner hochwichtigen Persönlichkeit angefüllt. So ist es denn gekommen, daß man fast erschrickt, wenn man in den öden Steppen ganzer dicker Bände manchmal ein saftiges, frisches, lebensgrünes Oaslein findet. Dieser Vorwurf reicht fast ausnahmslos von den Fürsten und Meistern unserer Poesie herab bis zu den Lehrlingen und Tagearbeitern. ... Das Resultat aber war der Miscredit, in dem eben jetzt die Poesie steht. Soll sie noch einmal zu Ehren kommen, so darf fortan nur das, was voll und goldgehaltig ist, uns werth scheinen, daß es auch andere in sich aufnehmen u. s. w.

So spricht sich Albrecht Romann in dem seinen „Poetischen Aphorismen" (Nr. 1) vorausgeschickten Vorworte aus. Gewiß, es ist sehr gut und löblich und sogar ganz nothwendig für jeden Schriftsteller, jedes seiner Werke, ehe er es an die Oeffentlichkeit bringt, einer strengen Selbstkritik zu unterwerfen und es für keine Sünde zu achten, der Welt manch kleines Verslein vorzuenthalten; aber der Wille, selbst der beste, allein genügt nicht, sondern es darf auch nicht, nach des Apostel Pauli Ausdruck, das Fleisch schwach sein. Der Verfasser der „Poetischen Aphorismen" zeigt, und zwar nicht allein in dem Vorwort, den besten Willen, auch ein nicht übles Geschick in Beherrschung des Worts und der Rhythmen, häufig auch poetischen Sinn und gutes Talent, aber leider auch fast überall ein stark hervorgekehrtes Selbstbewußtsein, welches den Leser seiner Gedichte, gegen die ausgesprochene Absicht des Dichters, um den unbefangenen Genuß bringt und förmlich zu kritischer Betrachtung herausfordert. Schon die Art und Weise, in der sich der Verfasser gewissermaßen eine Stellung als Reformator der modernen Lyrik in seinem Vorwort wie in seinen Gedichten zu geben sucht, erscheint weniger „jugendlich übermüthig" als berlinisch großsprecherisch. Denn hält der Dichter etwa Verse wie:

> Ja, es sind die alten Töne,
> Die auch meine Leier schlägt;
> Denn es ist das ewig Schöne,
> Das auch mir das Herz bewegt u. s. w. —

oder:

> Sag' an, was bist du, Dichter?
> Machst dich mit Liedern toll?
> Ist nicht von dem Gelichter
> Das ganze Land schon voll?
>
> Ihr Guten, braucht euch nicht zu kränken,
> Daß ich etwa an euch gedacht!
> Die eigne Seele wollt' ich tränken,
> Als meine Lieder ich gemacht —

wie überhaupt alle die Verse von S. 1—10 für so sehr erbaulich, wichtig und goldgehaltig, daß sie dem Leser zu „innerm Lebensgut" werden müssen? Schreiber dieses meint, das „Apologetische" hätte besser in dem Büchlein gefehlt; es liest sich etwas keifend. Warum springt der Dichter gleich auf jeden Kritikus so energisch los? Hat er sich selbst niemals ein Urtheil über fremde Gedichte erlaubt? Und warum lehnt sich der Lyriker Romann im Vorwort gegen das alte Recht der Lyriker auf, ihre Gedichtbücher mit „Ergüssen ihrer hochwichtigen Persönlichkeit" anzufüllen, wenn er genau dasselbe von der ersten

bis zur letzten Seite seiner „Aphorismen" thun will? Dann weiter: für einen so selbstbewußten „Meister des Worts", wie Romann sein will, ziemt sich keine Wortstellung wie folgende:

> Hast meinen Blick gemieden
> Dir tief ins Aug' hinein —

auch keine Reime wie „besser" auf „Professor", „küssen" auf „genießen" u. a. m. Endlich auch wird man beim Lesen der „Aphorismen" durch die gesucht salope Form derselben allzu häufig an Heine erinnert. Eins von den Liedern, welche wir für die bessern halten, setzen wir hierher:

> Hätt' gesungen so gerne
> Und ein Liedchen gemacht,
> Und es dann noch am Abend
> Dem Liebchen gebracht.
>
> Doch die Blätter gefallen,
> Und die Vöglein so still;
> Und das Herz auch nicht klingen
> Und singen mehr will.

Zu geringerer Strenge, aber auch zu wenigern Worten als Romann's „Aphorismen" reizen uns die „Gehobenen Stimmungen" von M. Budich (Nr. 2). Der Dichter ist sehr anspruchslos, wenn er solche einfache, naive und gewöhnliche Gedanken, Gefühle und Reflexionen, wie er sie uns hier gibt, als seine „gehobenen Stimmungen" bezeichnet. Er will oft viel sagen und sagt doch nichts; z. B. das „Blütenbaum und Singvogel" überschriebene Gedicht:

> Halte Herz und Augen offen,
> Mensch! Dein Gott spricht jetzt zu dir! —
> Sieh, so lohnt sich doch dein Hoffen! —
> Ist nicht Glück und Liebe hier?

Das ist alles. Oder was kann naiver sein als das „Vergißmeinnicht":

> Am Bache blüht Vergißmeinnicht —
> Wer hat es wol gepflanzet?
> Es lächelt still — die Welle spricht,
> Die ihm zu Füßen tanzet:
> Die Liebe pflanzt', verrath mich nicht!
> Rings auf der Erd' Vergißmeinnicht u. s. f.

Man wird ganz kindlich und schwach dabei. Aber noch mehr bei den „Reflexionen" des Dichters, wenn wir so große und neue Wahrheiten erfahren wie: „Ohne die Schule des Unglücks wird der Mensch übermüthig und hochmüthig." Oder: „Der Mensch ist am wahrsten, wenn er seine Rolle vergißt, bei großem Leid oder bei großer Freude" u. s. w. Man ist durch die Neuheit und frappirende Scharfsinnigkeit dieser kurzen Sprüche ergriffen, durch die man auf jede Frage eine vollgültige Antwort erhält. Z. B. Frage: Was ist der Mensch? Antwort: „Der Galerensklave der Gewohnheit." Frage: Was ist der Himmel? Antwort: „Der Himmel mit seiner Sonne ist das größte und schönste Vergißmeinnicht", und was ein Vergißmeinnicht ist, haben wir schon oben erfahren. Endlich, wer sollte es wol glauben, daß der gute Homer in den Anfangsworten der Odyssee die Devise aller Mädchenherzen aufgestellt hat? Ἄνδρα μοι! (Mir einen Mann!) Dieser drollige Schäker!

Mehr poetischen Sinn und Gehalt verrathen die „Lieder aus dem Tagebuche" von Martin (Nr. 3) unter dem Titel „Am Bache", obgleich wir dem großen Lobe anderweitiger und dem Büchlein vorgedruckter Recensionen über frühere Lieder Martin's, die wir nicht kennen, in Betreff dieser neuen Sammlung nicht zustimmen können. Die Gedichte lassen sich im allgemeinen recht leicht und flüssig lesen und besitzen einen wahren und reinen christlich gläubigen Sinn und eine gewisse poetische Anmuth; doch sieht man sie etwas schärfer an, so findet man auch an ihnen den Hauptfehler unserer modernen Lyrik: mehr Pathos als Inhalt, mehr Klang als Gehalt, Zeichen einer zu leichten Auffassung unserer lyrischen Dichter von ihrem Berufe, Zeichen von reimlustiger Schnellfertigkeit und von Mangel an entschiedener Strenge des Poeten gegen sich selbst. Das zeigen hier besonders die vielen incorrecten und nicht selten trivialen Bilder und Gleichnisse, falsche Reime, wie „streiten — beiden", „Wanderschaft — Davidsstadt", „Dudelsack — Ziegenbock" u. dgl. m., sowie andere formelle und inhaltliche Schwächen. Doch finden sich in dem Büchlein auch manche löbliche und poetisch gefühlte Lieder, wie das folgende:

Unverzagt.

> Die Schwalbe schwingt den Flügel
> Nicht mehr in blauer Luft,
> Es spinnt um Berg und Hügel
> Sich grauer Nebelduft;
> Es strecken nackte Wälder
> Die Arme in die Höh,
> Und über öde Felder
> Da setzt das scheue Reh.
>
> Ich geh' in meinem Garten,
> Im Laube rauscht der Fuß.
> Die Blümlein aller Arten
> Versagen ihren Gruß,
> Nur eine kleine Primel
> Erhebt das Augenlicht,
> Es fürcht(!) das tapfre Blümel
> Sich vor dem Winter nicht.
>
> Da ziehen durch die Sinnen
> Gedanken mancherlei:
> So steht im Herzen drinnen
> Die alte Liebestreu'.
> Die Jugend ist verflossen,
> Die leichte Lust ist hin,
> Die Liebe ist entschlossen
> In Ewigkeit zu blühn.

Fester und gesunder Sinn, Tüchtigkeit der Gesinnung und einfache, mehr zum Realismus als zum Idealismus neigende Anschauung documentiren sich in den „Zeit-Accorden" von Otto Prechtler (Nr. 4), einem kleinen Cyklus von Gedichten, deren Motive meistens aus einer gegebenen Gelegenheit und aus dem Boden der Wirklichkeit und Gegenwart gewachsen sind. Diese Lieder sind wirkliche Kinder ihrer Zeit, welche letztere Referent freilich wol für eine recht gesunde und bewegte, nicht aber für eine geistig sehr bedeutende hält. Wie dem Leben der gegenwärtigen Zeit die fröhliche Unbefangenheit, die Harmlosigkeit und Unbewußtheit und trotz alles Selbstbewußtseins und alles Strebens nach reeller Einfachheit und Klarheit doch die Ruhe des Gemüths und die echte Freudigkeit des Herzens fehlt, so fehlt es, nach unserm Gefühle, auch den Gedichten Otto Prechtler's an dem eigentlichen poetischen Hauche, an Tiefe und Wärme des Gefühls. Es sind lauter Verse, an denen man eigentlich nichts aussetzen kann, Gedanken, wie sie die gebildete

Gesellschaft unserer Zeit hegt und allgemein in Familie, bei festlichen Versammlungen, auf Reisen im Eisenbahncoupé u. s. w. erörtert und ausspricht, die uns hier aber in präciser Form und in poetischem Gewande vorgeführt werden. Dahin rechnen wir die Gedichte: „Ein deutscher Choral", „Erinnerung an Kaiser Joseph", „Gegen den Strom", „Am Beethoven-Tage", „Der dreizehnte März", „Die deutsche Bühne von heute", „Zwischen den bösen Geistern", und „Neu-Capua". Für ein Gedicht, in welchen sich der Pegasus Otto Prechtler's höher aufschwingt, halten wir:

Der Jugend Ideale.
(Ein Dichtergruß an die Studenten.)

Der Jugend Heil, der frohen Schar
Freilebiger Studenten!
Sie speist den Strom als Welle klar
Mit frischen Elementen.
Und braust und bäumt sie auf zur Stell':
Beim Himmel, um so besser!
Denn lautrer ist der lust'ge Quell
Als — stehendes Gewässer.

Noch schöner ruht ein güldner Schatz
Tief in der Jugend Herzen;
Da hat nicht Furcht, nicht Mistraun Platz,
Da wühlen noch nicht Schmerzen;
Da weben — leben — blühen nur
Im reinen Urlichtsstrahle
Die Kinder heiliger Natur:
Des Lebens Ideale!

O achtet sie — bewahret sie
Der Jugend Ideale!
Sie sind die ew'ge Poesie
Am ird'schen Lebensmahle.
Die Sinnen trinken wol mit Recht
Aus ihrer Freuden Schale;
Allein das geistige Geschlecht
Lebt fort — im Ideale.

So ringt denn mit dem Geist der Welt,
Nicht Narren — nicht Philister!
Und werdet, so es ihr gefällt,
Marschälle und Minister!
Erwartet nicht, daß sie euch frei
Jedwede Hoffnung zahle;
Doch achtet hoch und wahret treu
Der Freiheit Ideale!

Freut euch der Flammen, so die Brust
So selig süß durchschauern,
Freut euch der jungen Liebeslust —
Und kann sie auch nicht dauern.
Befleckt nicht euern Jugendtraum
Im Spiele schnöder Triebe;
Bewahret einen heil'gen Raum
Dem Ideal der Liebe!

Im Drang der goldnen Jugend schließt
Sich feurig Seel' an Seele;
Vertraun blüht, wo Vertrauen ist,
Der Kopf sagt nicht erst: Wähle!
Doch wenn auch später Eigensucht
Sich setzt zum Freundesmahle:
Bewahrt die „Blumen ohne Frucht":
Der Freundschaft Ideale!

Hört auf die trübe Lockung nicht
Von heuchlerischen Pfaffen!
Doch Pfui der Lehre, die da spricht:
Ihr stammet ab — vom Affen!
Fühlt, daß ihr Kinder Gottes seid,
Beseelt von seinem Strahle,
Und bleibet treu für alle Zeit
Dem Gottheitsideale!

So lebet fröhlich — denket frei,
Mit jugendlichem Muthe,
Und eurer Fahrt Devise sei
Das Schöne und das Gute!
Ergreift den Becher auf dies Wort
Beim heut'gen Jubelmahle:
„Es leben ewig — ewig fort
Der Jugend Ideale!"

Warme und wahre, Herz und Geist gleich erquickende Poesie fanden wir in den „Frühlingsblüten und Herbstblättern" von L. Altenbernd (Nr. 5). Es ward uns beim Lesen dieser Gedichte oft ebenso lauschig zu Muthe wie dem Dichter selber „Auf der Halde":

Am Walde da drüben, wo Hindin und Reh
Dem dämmernden Dickicht entsteigen,
Wo schweigende Tannen mit düsterem Grün
Und rauschende Buchen die Heide umziehn,
Da sahn wir die Sonne sich neigen.
Gar still war's im Walde, gar still auf der Heid',
Es sang nur da drüben die melkende Maid.

So hell wie der Lerche melodische Brust
Die jubelnden Töne entsendet,
So klangen hinaus durch der Heerde Geläut,
Sich hebend, sich senkend, die Lieder der Maid
Aufs neue, wenn kaum sie geendet.
Die Tannen und Buchen in träumender Ruh,
Sie hörten dem singenden Mägdelein zu.

Dem Walde, der Heerde, der einsamen Flur,
Sich selber nur sang sie die Lieder;
Und schüchtern und leise, verborgen im Wald,
Wenn eben der letzte der Töne verhallt,
Gab neckend das Echo ihn wieder.
O glücklich der Sänger, der so wie die Maid
Genügsam des eigenen Liedes sich freut!

Wol lang auf der Halde, die mählich verblich,
Noch standen und lauschten wir beide;
Dann mit uns zu Thale — ich hör' es noch heut —
Zog leiser und leiser das Trällern der Maid,
Als käm's von den Elfen der Heide.
Du fröhliche Unschuld, im Walde versteckt,
Wer hat dir das Räthsel des Lebens entdeckt?

Ja, solchem freundlichen lieben Sänger, dem die jubelnden Töne wie der Lerche aus melodischer Brust entsteigen, lauscht selbst der „Kritikus" mit Vergnügen und Lust und herzlicher Theilnahme. Es sträubt sich sogar sein Gefühl, mit Messer und Lupe zwischen den Fasern und Staubfäden dieser „Frühlingsblüten und Herbstblätter" herumzustöbern, und der untersuchende Botaniker wird zum betrachtenden und genießenden Blumen- und Naturfreunde, der jeden Vorübergehenden anrufen möchte: Kommt her und seht und freuet euch mit mir! Es ist dies kein Garten mit geraden Wegen, abgemessenen Beeten, voll seltener blendend leuchtender und betäubend duftender Blumen, sondern ein liebliches, grünes, vom dunkeln mächtigen Walde umstandenes Wiesenfeld, übersäet mit den verschiedensten, großen und kleinen, frisch und aromatisch duftenden Feld- und Waldblumen. Pflücken wir uns noch eine, die erste beste, von diesen bescheidenen freundlichen Frühlingsblüten:

Ich lag im Walde,
Vom Abendroth umglüht;
Gar einsam war die Stelle,
Gar einsam mein Gemüth.

Still war's wie Kirchenhallen,
Wenn Sang und Orgel schweigt
Und betend die Gemeinde
Ihr Haupt voll Andacht neigt.

Da sang vom Birkenzweige
Ein heitres Vögelein,
Es drangen seine Klänge
Mir tief ins Herz hinein.

Es sang so froh, so innig,
So hell, so sorgenlos,
Als ob nur Glück sich berge
Im grünen Waldesschoos.

„Wie, Vöglein, kannst du singen,
Da du so einsam bist;
Da nicht dein Waldesleben
Ein treues Lieb versüßt?"

Da hüpft' es singend weiter,
Bis wo in Laub und Gras,
Versteckt im kleinen Neste,
Ein ander Vöglein saß.

An seine Seite schmiegt' es
Sich traulich ins Gesträuch —
O Vöglein, glücklich Vöglein,
Wie bist du doch so reich!

Und leis kam mir gezogen
Ins Herz ein tiefes Weh;
Leb' wohl, du glücklich Vöglein,
Du grüner Wald, ade!

Wilhelm Paul Graff.

Revue des Literaturjahres 1873.

(Beschluß aus Nr. 2.)

Indem wir uns zur Geschichte wenden, werden wir alsbald von der Massenhaftigkeit des vorliegenden Stoffs und von dem Eindruck, daß die Masse der Production in gar keinem Verhältniß steht zu dem literarischen Werth der Erzeugnisse, in unerfreulicher Weise berührt. Wir haben alljährlich hierüber dieselben Klagen zu wiederholen. Zu Hülfe kommt uns diesmal die „Edinburgh Review" an den von uns mitgetheilten Stellen; sie hat den treffenden Ausdruck gefunden für das Verhängniß, das auf der deutschen Geschichtschreibung und Biographie lastet; es ist der „Dämon des Details", der, wie der bleierne Mantel die Verdammten in Dante's Hölle, die deutschen Historiker zu Boden drückt. „Das ist keine Literatur", ruft jener Kritiker aus; und, in der That, nicht alles was gedruckt wird, ist Literatur.

Zwar an Meistern und Mustern fehlt es uns nicht; Leopold von Ranke's „Gesammelte Werke", von denen auch in diesem Jahr wiederum mehrere Bände erschienen sind, bleiben das Vorbild geschichtlicher Darstellung für die würdig Nachstrebenden. Seine „Genesis des preußischen Staats", sein in sechster Auflage jetzt erscheinendes Werk: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten", zeigen, wie sich streng wissenschaftliche Forschung mit würdig edler Darstellung vereinigen kann. Außerdem erwähnen wir von Werken, welche in Bezug auf den Inhalt über die Specialität hinausgehen: J. G. Droysen: „Geschichte der preußischen Politik, fünfter Theil, erster Band: Friedrich der Große"; C. von Noorden: „Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert"; M. Ritter: „Geschichte der deutschen Union", zweiter Band; M. Philippson: „Heinrich IV. und Philipp III., die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa". Von H. Grätz' umfassender „Geschichte der Juden" erscheint eine neue Ausgabe.

Zur Geschichte des Alterthums liefern folgende Schriften Beiträge: K. Twesten: „Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Culturvölker und der Aegypter"; H. Schiller: „Geschichte des römischen Kaiserreichs unter der Regierung des Nero"; R. Pomsdorf: „Beiträge zur Geschichte Alexander's des Großen". Von Adolf Stahr's „Bilder aus dem Alterthum" ist der erste Theil: „Tiberius' Leben, Regierung, Charakter", in völlig umgearbeiteter Auflage erschienen. Im Anschluß hieran erwähnen wir die Max Beulé'schen Schriften über die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus, die E. Doehler ins Deutsche übersetzt hat.

Die Geschichte des Mittelalters wird in folgenden Monographien behandelt: A. L. Ewald: „Die Eroberung Preußens durch die Deutschen"; F. Palacky: „Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs", erster Band, zweites Heft; F. von Bezold: „Zur Geschichte des Hussitenthums"; R. Dederich: „Das Frankenland"; K. E. H. Müller: „Die deutschfeindliche Politik Karl's des Kühnen"; F. Schirrmacher: „Die Entstehung des Kurfürstencollegiums"; W. H. Kolster: „Geschichte Dithmarschens"; G. Lechler: „Johann von Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation"; C. Sattler: „Die flandrisch-holländischen Verwickelungen unter Wilhelm von Holland"; K. Rieger: „Heinrich von Klingenberg"; „Schriften für die Geschichte Leipzigs", erstes Heft; R. Damus: „Die Slawenchronik Arnold's von Lübeck"; F. Braun: „Die Tage von Canossa unter Heinrich IV."; K. Schrödel: „Geschichte der Päpste in den ersten drei Jahrhunderten"; H. Prutz: „Radewin's Fortsetzung der gesta Friderici imperator des Otto von Freysing"; C. Kestner: „Der Kreuzzug Friedrich's II."; A. Huber: „Rudolf von Habsburg vor seiner Thronbesteigung"; E. Fritsche: „Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Mittelalters"; R. Palm: „Italienische Ereignisse in den ersten Jahren Karl's IV." Wichtige Beiträge zur Geschichte des Mittelalters sind in den Specialgeschichten der einzelnen Städte, Landschaften und Klöster enthalten, ein nothwendiger Zweig der Geschichtsforschung, der, wie das folgende Register

ergibt, gegenwärtig mit großem Eifer gepflegt wird: H. Riemann: „Geschichte der Stadt Kolberg"; G. W. J. Wagner: „Die vormaligen geistlichen Stifte im Großherzogthum Hessen"; G. Hilpisch: „Kurze Geschichte der katholischen Pfarrei Wiesbaden"; G. Thomae: „Geschichte der Stadt und Herrschaft Schwedt"; C. W. Wolff: „Aus Brunsbüttels vergangenen Tagen"; „Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin", neuntes Heft: „Berliner Garnisonschronik von C. Friedländer", achtes Heft: „Berlinische Nachrichten, 16. Jahrhundert, von L. Schneider"; R. Beyr: „Die Einnahme der Stadt, des Passes und Schlosses Bregenz durch die Schweden"; G. Th. Dithmar: „Aus der Vorzeit Marburgs und seiner Umgebungen"; C. F. Gädechens: „Hamburgs Bürgerbewaffnung"; „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Nürnberg, vierter Band"; G. K. W. Lochner: „Geschichte der Reichsstadt Nürnberg"; F. Schildt: „Geschichte der Stadt Wismar"; L. F. von Schmitz: „Denkwürdigkeiten aus Soests Vorzeit"; H. Prutz: „Geschichte des Kreises Neustadt in Westpreußen"; J. Cramer: „Die Grafschaft Hohenzollern"; T. W. Ulmer: „Chronik der königl. bairischen Stadt Hersbruck"; J. Janssen: „Frankfurts Reichscorrespondenz, zweiter Band, zweite Abtheilung: Aus der Zeit Kaiser Maximilian's I."; „Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau, neue Folge"; F. Stein: „Geschichte der Stadt Schweinfurt"; J. Rathgeber: „Colmar und Ludwig XIV.", „Colmar und die Schreckenszeit"; J. Viktorin: „Visegrad einst und jetzt"; T. Herrlich: „Geschichte der Stadt Rostock bis zum Jahre 1300"; H. Frölich: „Das Kloster Babenhausen"; F. Compart: „Geschichte des Klosters Dobberan"; M. Neander: „Bericht vom Kloster Ilfeldt"; „Ulmisches Urkundenbuch". Diese rastlose Productivität auf dem Gebiete der Stadtgeschichten beweist indeß oft, wie die deutsche Gelehrsamkeit vom „Dämon des Details" beherrscht wird; wir können in der Ausschüttung aller Archive keine Bereicherung der Literatur finden.

Beiträge zur neuern Geschichte sind: F. Siebigk: „Katharina's II. Brautreise nach Rußland"; A. F. Gfrörer: „Geschichte des 18. Jahrhunderts", vierter Band, erste Abtheilung: „Der Siebenjährige Krieg"; A. Beer: „Die erste Theilung Polens"; B. von Winckler: „Rückblick auf die Vergangenheit Westpreußens"; C. Höfler: „Wahl und Thronbesteigung des letzten deutschen Papstes Adrian VI."; G. Wunderlich: „Die Beschützer der Reformation"; C. Hutzelmann: „Angriffe Frankreichs auf Elsaß und Lothringen"; F. H. Reusch: „Luis de Leon und die spanische Inquisition"; A. Ritter von Vivenot: „Quellen zu Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege"; K. G. Bockenheimer: „Die mainzer Patrioten in den Jahren 1793—98"; „Unser Krieg mit Ludwig XIV."; B. von Kraus: „Zur Geschichte Oesterreichs unter Ferdinand I." Als Historiker der neuesten Zeit sind zu nennen: Walter Rogge: „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart"; Wilhelm Müller: „Politische Geschichte der Gegenwart", sechster Band, das Jahr 1872; C. Arnd: „Geschichte der Gegenwart", vierter Band: „Geschichte der Jahre 1867—71".

Die wichtigsten Beiträge zur neuesten Geschichte liefern die militärischen, die kriegshistorischen Schriften, denn der Gang der Weltgeschichte ist in jüngster Zeit wieder durch große Kriege bestimmt worden. Das Hauptwerk über den „Deutsch-französischen Krieg 1870—71" ist dasjenige, welches die kriegsgeschichtliche Abtheilung des preußischen Großen Generalstabes redigirt. Es liegen von diesem trefflichen Werke vier Hefte des ersten Theils vor, der die Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs behandelt; das dritte Heft behandelt die Schlachten bei Wörth und bei Spicheren, das vierte den Vormarsch der Dritten Armee bis an die Mosel, die Ereignisse bei der Ersten und Zweiten Armee bis zum Abend des 14. August. C. von B. gibt eine Kritik dieses Werks unter dem Titel „Der deutsch-französische Krieg und das Generalstabswerk". Volksthümlich ist Th. Fontane's „Der Krieg gegen Frankreich 1870—71", der erste Halbband reicht bis zur Schlacht bei Gravelotte. Andere Schriften, welche theils den ganzen Krieg, theils die Operationen einzelner Armeen und die Betheiligung einzelner Truppentheile behandeln, sind: K. Abicht: „Geschichte des deutsch-französischen Kriegs"; J. G. T. Sinclair: „Der deutsch-französische Krieg"; „Der Krieg 1870—71, dritter Theil: Die Kriegsoperationen von der Schlacht bei Gravelotte bis inclusive der Schlacht bei Sedan, kritisch beleuchtet von J. R."; O. Kämmel: „Der deutsche Volkskrieg gegen Frankreich"; A. von Schell: „Die Operationen der Ersten Armee unter General von Göben"; Freiherr von der Goltz: „Die Operationen der Zweiten Armee von dem Beginne des Kriegs bis zur Capitulation von Metz"; Chanzy: „Feldzug von 1870—71, die zweite Loirearmee, übersetzt von O. von Busse"; W. von Hahnke: „Die Operationen der Dritten Armee"; H. von Hannecken: „Marschall Bazaine und die Capitulation von Metz"; von Twardowski: „Die Gefechte des dritten Armeecorps bei Le Mans"; P. von Schmidt: „Das zweite thüringische Infanterieregiment Nr. 32 im Feldzuge gegen Frankreich"; „Die Zwölfer im Feldzuge von 1870—71"; „Militärische Bibliothek für Offiziere aller Waffen, vierter Band: General Faidherbe und seine Gegner im Feldzuge 1870—71. Von C. von B."; L. von Besser: „Aus der Campagne 1870—71, der Ehrentag der deutschen Cavalerie"; O. Franke: „Das fünfte thüringische Infanterieregiment Nr. 94 im Feldzuge gegen Frankreich"; O. von Busse: „Erinnerungen des ostfriesischen Infanterieregiments Nr. 78"; C. Freiherr von Langermann: „Geschichte des thüringischen Ulanenregiments Nr. 6"; „Von Weißenburg bis Metz"; W. von Scharff: „Die Schlacht bei Beaune-la-Rolande". Mehr feuilletonistischer Art sind: J. Wickede: „Ein vielbewegtes Leben"; „Des Grenadiers Wiskott Tagebuch 1870—71"; G. Jäger: „Bis vor Paris"; F. von Krone: „Aus der Säbeltasche eines alten Cavaleristen"; M. Reichard: „Aus den Tagen der Belagerung Straßburgs"; O. Schreyer: „Im Lande der Gallier". Ein verdienstliches Werk ist das statistische von Engel über die Verluste der deutschen Armee an Offizieren und Mannschaften im Kriege gegen Frankreich 1870—71.

Kriegsgeschichtliche Schriften über andere ältere und neuere Kriege sind die folgenden: E. Egli: „Die Schlacht

von Kappel 1531"; J. G. Droysen: „Zur Schlacht von Chotusitz"; „Loudon's Briefe. Beiträge zur Charakteristik Loudon's und der Geschichte des Siebenjährigen Kriegs"; L. von Cornaro: „Strategische Betrachtungen über den Feldzug in Italien 1796—97"; F. von Meerheimb: „Die Schlachten bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813"; C. H. P. Edler von Westphalen: „Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg", fünfter Band; „Der Krieg in Italien 1859. Vom k. k. Generalstabsbureau für Kriegsgeschichte"; E. von Todleben: „Die Vertheidigung von Sebastopol"; A. F. Danzer: „Dembinski in Ungarn"; F. von Fischer: „Der Krieg in Schleswig und Jütland im Jahre 1864"; L. Schneider: „Der Krieg der Triplealliance gegen die Republik Paraguay", zweiter Band.

Ueber das Wehrwesen der Schweiz sind mehrere Schriften erschienen: C. von Elgger: „Kriegswesen und Kriegskunst der schweizerischen Eidgenossen im 14., 15. und 16. Jahrhundert"; F. von Erlach: „Wiedergeburt des eidgenössischen Wehrwesens"; J. Feiß: „Das Wehrwesen der Schweiz". Ein interessantes Werk ist dasjenige von M. Jähns: „Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart". Ueber die deutsche Kriegsmarine sind mehrere Schriften erschienen: A. von Crousaz: „Kurze Geschichte der deutschen Kriegsmarine"; A. E. Wollheim da Fonseca: „Der deutsche Seehandel und die französischen Prisen-Gerichte"; „Von der deutschen Kriegsmarine, erstes Heft: Der Vigilante-Fall". Andere militärische Schriften sind: Freiherr von Fircks: „Die militärische Leistungsfähigkeit der europäischen Staaten"; C. Walcker: „Die militärische, nationale, sociale und kirchenpolitische Nothwendigkeit der militärischen Jugenderziehung".

Wenden wir uns zur Biographie, so tritt uns auf diesem Gebiet ebenfalls eine große Productivität entgegen, welche Stoffe aus allen Zeiten wählt, aber selten ein maß- und zweckvolles Schaffen, das auf künstlerische Geschlossenheit hindrängt. Die großen Muster des Alterthums, ebenso die eines Varnhagen und Macaulay sind für unsere biographische Schriftstellerei verloren. Wie wir vernehmen, steht das Erscheinen eines „Neuen Plutarch" in Aussicht, in welchem künstlerische Meisterschaft und Begrenzung der Darstellung von seiten hervorragender Schriftsteller neue Vorbilder für die etwas verwahrloste und stillose deutsche Lebensbeschreibung schaffen soll. Auch werden die Biographien wahrhaft bedeutender Männer von selbst darauf hinweisen, daß die literarische Ueberflutung mit allen möglichen Lebensbeschreibungen eines Dammes bedarf; denn auch hier herrscht oft der Dämon des Details und der Specialität, wie das folgende Register beweisen mag: M. Schmidt: „Das Leben Konon's"; T. Zahn: „Ignatius von Antiochien"; R. Reinhard: „Diotrephes"; J. A. Ginzel: „Bischof Hurdalek"; F. Gruber: „Eberhard I., Erzbischof von Salzburg"; „Gregor VII., ein Geschichtsbild"; E. R. Wunderlich: „Fenelon, Erzbischof von Cambrai"; F. X. Remling: „Cardinal von Geißel"; F. Dibelius: „Gottfried Arnold"; H. Ulmann: „Franz von Sickingen"; J. F. X. Gistel: „Carolus Linnaeus"; F. Hunnius: „Das Leben Fenelon's"; M. Bleibtreu: „Pater Lacordaire's Leben"; F. Nippold: „Richard Rothe, Dr. und Professor der Theologie"; E. L. Kustodieff: „Peter der Große in Karlsbad"; A. Beer: „Joseph II., Leopold II. und Kaunitz, ihr Briefwechsel"; H. Hüffer: „Ungedruckte Briefe Napoleon's aus den Jahren 1796 und 1797"; R. Trampler: „Correspondenz des Cardinals Dietrichstein mit dem Hofkriegsraths-Präsidenten Collalto"; A. Beer: „Friedrich II. und van Swieten"; R. Jaensch: „Hans Ballenstedt und die Grafen von Ascherleben"; G. Rühl: „Die Bardelebens"; A. F. von Münchhausen: „Geschlechtshistorie derer von Münchhausen"; G. Jensen: „Rochus Graf zu Lynar"; J. C. Mörikofer: „J. J. Breitinger und Zürich"; A. Wolf: „Lucas Geizkofler und seine Selbstbiographie"; W. Krüger: „Dr. Friedrich Ribbentrop"; W. Guerrier: „Leibniz und seine Beziehungen zu Rußland"; L. Neff: „Gottfried Wilhelm Leibniz als Sprachforscher und Etymologe"; G. Liebusch: „Elisabeth von Dänemark, Kurfürstin von Brandenburg"; R. Schulz: „Stepan Nikititsch Sarafanow"; D. Hoffmann: „Max Samuel, Rector der jüdischen Akademie zu Nehardea in Babylonien"; K. Jansen: „Uwe Jens Lornsen"; J. Karsten: „Oliver Goldsmith"; M. Silberstein: „Moses Mendelssohn"; E. Bratuschek: „Adolf Trendelenburg"; W. Schmidt: „Das Leben des Malers Adrian Brouwer"; H. Henkel: „Leben und Wirken von Dr. Alois Schmidt"; F. Brandes: „Der Kanzler Krell, ein Opfer des Orthodoxismus"; G. R. Zimmermann: „Johann Kaspar Lavater"; G. Warneck: „Christiane Kähler"; „August Lüben, sein Leben und seine Schriften"; E. Mautner: „Karl La Roche"; C. A. Dempwolff: „Felicita von Vestvali"; G. Waldstedt: „Eduard Lasker"; J. Freytag: „Zu Petri's Gedächtniß"; Sternberg: „Mein Leben"; R. B. Oppenheim: „Benedict Franz Leo Waldeck"; F. G. Kießling: „Moritz Ludwig Seiffert"; „Wilhelm Löhe's Leben"; J. E. Wessely: „Adolf Menzel"; W. Gerlach: „Fürst Bismarck"; A. E. Brachvogel: „Fürst Bismarck"; K. Schwartz: „Albertine von Grün und ihre Freunde"; M. Belli-Gontard: „Lebenserinnerungen"; J. von Blaramberg: „Erinnerungen aus dem Leben"; „Erinnerungen aus dem Leben der Gräfin Mathilde von der Recke-Volmerstein"; Marie von Reichenbach: „Tagebuch"; H. Kudlich: „Rückblicke und Erinnerungen"; F. Münch: „Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit"; „Friedrich Heinrich Johann von Farenheid"; G. L. Kriegk: „Fr. Chr. Schlosser, der Geschichtschreiber"; F. Lentner: „Karl Freiherr von Stein in Oesterreich"; F. Schmidt: „Kaiser Wilhelm"; M. Zimmer: „Joseph Süß Oppenheimer".

Eine „Deutsche Kaisergeschichte in Biographien" gibt G. Böse heraus. Von Brachvogel's etwas schwülstigen Biographien neuer berühmter Staatsmänner sind außer der bereits erwähnten im Separatabdruck erschienenen von Bismarck auch die des „Königs Johann" und des „Kronprinzen Albert von Sachsen" erschienen, von F. Arndt's „Mütter berühmter Männer" das vierte Heft, welches die Biographie von Elisabeth Katharina Goethe enthält. Von vorwiegendem Interesse sind die aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense herausgegebenen „Tagebücher von F. von Gentz" und die „Briefe des k. preuß. Generals und Gesandten Th. Heinrich Rochus von Rochow an

einen Staatsbeamten". Die bedeutendste derartige Veröffentlichung ist aber ohne Frage Leopold Ranke: „Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Bunsen".

Von dem von F. von Raumer begründeten „Historischen Taschenbuch", welches jetzt von W. H. Riehl herausgegeben wird, liegt der dritte Jahrgang der fünften Folge vor, von H. Schultheß' „Europäischem Geschichtskalender" der dreizehnte Jahrgang.

Von culturhistorischen Schriften sind G. Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" erster Band: „Aus dem Mittelalter" in achter vermehrter Auflage erschienen, der zweite und siebente in vierter vermehrter Auflage; von Johannes Scherr's „Geschichte der deutschen Frauenwelt" liegt die dritte durchgesehene Auflage vor. Hier sind noch anzuführen: A. Freybe: „Altdeutsches Frauenlob"; W. Beheim-Schwarzbach: „Hohenzollernsche Colonisationen"; „Culturhistorische Skizzen aus der nächsten Umgebung Berlins"; A. von Kremer: „Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islams"; J. A. Mosbamer: „Geschichten vom Teufel"; F. Schlöpl: „Wiener Blut, kleine Culturbilder".

Wenden wir uns zu den publicistischen Schriften, welche an die neue Zeitgeschichte anknüpfen, so erwähnen wir in erster Linie den zweiten Band von K. Klüpfel's „Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen bis zu ihrer Erfüllung"; den ersten Band von A. Linel: „Das neue deutsche Kaiserreich, seine Entwickelung, Ziele und Culturbedeutung"; H. M. Richter: „Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860—1870"; R. von Mohl: „Das deutsche Reichsstaatsrecht", und M. Kähler: „Die starken Wurzeln unserer Kraft". Specialitäten des neuen Reichs behandeln F. H. Geffcken: „Das deutsche Reich und die Bankfrage"; L. Bamberger: „Die fünf Milliarden", und die Gegenschrift von F. Stöpel: „Die fünf Milliarden"; C. B. A. Warnefried: „Anfang und Ende der Irren und Wirren in unsern Tagen", und R. Reuter: „Der hohe Hof des Parlaments in Deutschland". Gegen die neue politische Entwickelung wendet sich Constantin Frantz mit seiner „Abfertigung der nationalliberalen Presse" und „Die nationalliberale Rechtseinheit und das Reichsgericht". Von entgegengesetztem Standpunkte aus sind die „Reden und Vorlesungen" Friedrich Hecker's, des tapfern Republikaners, gegen die monarchische Entwickelung der deutschen Verfassungszustände gerichtet. Einen Beitrag zur neuen preußischen Politik gibt das Werk von E. Lasker, „Zur Verfassungsgeschichte Preußens" und die „Reden des Grafen zu Eulenburg", während die „Geschichte der kirchlichen Politik des Hauses Brandenburg" von F. Brandes dargestellt wird. Von dem Staatsrecht und Verfassungsrecht anderer Staaten handeln: Lord John Russel: „Geschichte der englischen Regierung und Verfassung von Heinrich's VII. Regierung bis auf die Gegenwart. Nach der vierten Auflage übersetzt von Karl Lanz"; B. Möller: „Worauf gründet sich die schnelle und großartige materielle Entwickelung der Vereinigten Staaten von Nordamerika?", H. von Holst: „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Nordamerika"; „Oesterreich-Ungarn, betrachtet von unparteiischem Standpunkte"; Freiherr A. von Dumreicher: „Die Verwaltung der Universitäten seit dem letzten politischen Systemwechsel in Oesterreich"; „Gedanken über die Verhältnisse Oesterreichs"; Freiherr J. A. von Helfert: „Die böhmische Frage in ihrer jüngsten Phase"; „Bilder aus Oesterreich. Politische, sociale und volkswirthschaftliche Skizzen aus der jüngsten Zeit"; C. von Sarauw: „Das russische Reich in seiner finanziellen und ökonomischen Entwickelung seit dem Krimkriege"; C. Walcker: „Die gegenwärtige Lage Rußlands"; „Das neue Rußland"; M. Rosberg: „Ein Blick auf die weltgeschichtliche Bedeutung Rußlands". Karl Blind hat eine Schrift: „Zur Geschichte der republikanischen Partei in England", herausgegeben; J. Smidt's Präsidialreden sind unter dem Titel: „Patriotische Mahnungen und Rückblicke" gesammelt. Von mecklenburgischen Zuständen handelt C. G. Benzmer: „Mecklenburg und der reproductive Industrialismus". Eine historisch-politische Skizze über „Fürst Bismarck und den Bismarckianismus" hat W. R. Schulze veröffentlicht; B. Becker charakterisirt die „Briefe deutscher Bettelpatrioten an Louis Bonaparte"; außerdem ist des Böhmen Palacky „Politisches Vermächtniß" herausgegeben worden.

Schriften allgemeinern staatsrechtlichen, völkerrechtlichen und rechtsphilosophischen Inhalts sind: M. Seydel: „Grundzüge einer allgemeinen Staatslehre"; J. B. Fric: „Zur Idee des demokratischen Culturstaates"; A. T. von Kriesen: „Ueber die sogenannte organische Staatstheorie"; E. Lasker: „Ueber Welt- und Staatsweisheit"; T. Petermann: „Staatswissenschaftliche Untersuchungen"; J. Prince-Smith: „Der Staat und der Volkshaushalt". Von J. C. Bluntschli's Schrift: „Das moderne Völkerrecht der civilisirten Staaten als Rechtsbuch dargestellt", liegt in einer zweiten ergänzten Auflage vor; D. von Glinka's Schrift: „Die menschliche Gesellschaft in ihren Beziehungen zu Freiheit und Recht", ist aus dem Französischen übersetzt.

Die sociale Frage hat zu einer beträchtlichen Zahl von Schriften, theils systematischer, theils polemischer Natur, die Anregung gegeben. Das Hauptwerk der Socialisten de pur sang bleibt die umfassende Schrift von Karl Marx: „Ueber das Kapital", die in neuer Auflage erscheint. Die sociale Frage wird auch von der Nationalökonomie eingehend behandelt. So enthält der vierte Band von M. Wirth's „Grundzügen der Nationalökonomie": „Beiträge zur socialen Frage"; der sechste Theil von J. Roßbach's gediegener „Geschichte der Gesellschaft" behandelt den „Vierten Stand und die Armen". Streiflichter auf die sociale Frage fallen auch in die „Volkswirthschaftlichen Schriften" von O. Michaelis, deren erster Band Eisenbahnfragen und die Handelskrisis von 1857, der zweite aber Börsen- und Bankfragen und Staatsanleihen behandelt, sowie in O. Gurke: „Das deutsche Genossenschaftsrecht", dessen zweiter Band eine „Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffs" gibt. „Nationalökonomie und Socialpolitik in ihrer Beziehung und Wirkung auf die socialen Fragen der Gegenwart" bespricht E. Sommer.

Schriften über die sociale Frage insbesondere sind: E. Jäger: „Der moderne Socialismus"; J. Duboc: „Sociale Briefe"; H. B. Oppenheim: „Der Katheder-

socialismus“ (zweite Auflage); R. Schüren: „Zur Lösung der socialen Frage“ (zweite Auflage), und „Die Katheder-socialisten und die Manchester-Egoisten“; E. Baltzer: „Ideen zur socialen Reform“; A. Fläxl: „Die Productiv-genossenschaft und ihre Stellung zur socialen Frage“; J. Maly: „Gedanken über die Lösung der socialen Frage“; „Ueber die Arbeiterfrage und die Möglichkeit der Güter-gemeinschaft“; P. L.: „Gedanken über die Socialwissen-schaft der Zukunft“; J. Dippel: „Christliche Gesellschafts-lehre“; J. Ebeling: „Suum cuique. Ueber Pflichten und Rechte des Staats in Ansehung der socialen Frage“; E. Sickinger: „Forderungen und Sünden des Arbeiter-standes“; R. Meyer: „Die bedrohliche Entwickelung des Socialismus und die Lehre Lassalle’s“; „Die neueste Literatur der socialen Frage“; „Die ländliche Arbeiterfrage in Deutschland“; E. Walcker: „Die sociale Frage mit besonderer Berücksichtigung landwirthschaftlicher Reformen“; G. Hirth: „Ueber Volksbildung und Rechtsgleichheit. Zur Lösung der socialen Frage“; „Zur socialen Frage. Natürliche Grenzen“; L. Bamberger: „Die Arbeiterfrage unter dem Gesichtspunkte des Vereinsrechts“; M. A. Niendorf: „Sociale Studien“; H. von Scheel: „Die sociale Frage“; K. Badewitz: „Altes und Neues über Wohl und Wehe der menschlichen Gesellschaft“. Einzelne kleinere Sectoren aus dem Kreise, den diese Frage beschreibt, sind in folgenden Schriften behandelt: P. Laicus: „Der Werkführer“; Engel: „Die moderne Wohnungsnoth“; Freiherr T. von der Goltz: „Die sociale Bedeutung des Gesindewesens“; G. E. Loesing: „Die Strikes, ihre Erscheinung, Beurtheilung und Behandlung nach der heiligen Schrift“; „Der Arbeitgeber in seinem Wesen und seiner socialen Stellung“; J. Hermann: „Die Arbeiterfrage unter dem Gesichtspunkte des Vereinsrechts“, A. Held: „Die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart“. Zum Schluß erwähnen wir noch eine poetische Batrachomyomachie, in welcher der Communismus eine Rolle spielt: J. Richter: „Ultramontancommunisten, aus dem Griechischen verdeutscht“.

Die Reiseschriften zerfallen in zwei Klassen, von denen die eine Entdeckungen in bisher mehr oder weniger unbekannten Ländern zum Inhalt hat, während die andere der leichtern touristischen Literatur angehört. Das Interesse der centralasiatischen Verwickelungen und der russische Feldzug nach Khiwa haben die Augen Europas auf jene Gegenden gelenkt. Die Hauptwerke über dieselben bleiben die von H. Vámbéry. Seine „Reise in Mittelasien von Teheran durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach Khiwa, Bochara und Samarkand“ ist in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage erschienen, sowie seine gesammelten politischen Schriften unter dem Titel: „Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage“. Von H. von Schlagintweit-Sakünlünski’s „Reisen in Indien und Hochasien“ ist der dritte Band erschienen, welcher „Tibet und das Land zwischen der Himalaja- und Karakorumkette“ schildert. Außerdem sind zwei Schriften über Khiwa erschienen: P. Lerch: „Khiwa“ und „Zur Orientirung über Khiwa“. Nicht geringeres Interesse als die russischen Kämpfe in Centralasien nehmen die neuen Nordpolfahrten in Anspruch. Von M. T. von Heuglin’s „Reisen nach dem Nordpolarmeer“ ist der zweite Theil erschienen; über „Die Zweite Deutsche Nordpolfahrt in den Jahren 1869 und 1870“ gibt der Verein für die deutsche Nordpolfahrt in Bremen ein größeres Werk heraus, dessen erster Band den erzählenden Theil, der zweite Band die wissenschaftlichen Ergebnisse enthält. Von beiden Bänden liegt die erste Abtheilung vor. In neuer Ausgabe ist die populäre Schrift von H. Helms erschienen: „Die Eiswelt und der hohe Norden“. Von R. Werner’s Reisebriefen: „Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam“, liegt eine zweite Auflage vor, während W. Heine’s „Japan, Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Bewohner“ in Lieferungen ausgegeben wird. Schriften über ferne Gegenden sind ferner: Gräfin Nostitz: „J. W. Helfer’s Reisen in Vorderasien und Indien“; K. Semper: „Die Palau-Inseln im Stillen Ocean“; F. Jagor: „Reisen in den Philippinen“; E. Mohr: „Von Bremen nach dem Mosiwatunja, den Victoriafällen des Zambesi“; H. Rosenthal: „Erinnerungen aus meiner Gefangenschaft in Abyssinien“; G. C. Musters: „Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magehaës-Straße bis zum Rio-Negro. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin“; H. Freiherr von Maltzan: „Reisen in Arabien“; L. Rosenthal: „Diesseits und jenseits der Cordilleren“. Zur Geschichte der Erdkunde liefert einen Beitrag die spanische Schrift von D. G. de Palacio: „San-Salvador und Honduras im Jahre 1576, übersetzt von A. von Frantzius“.

Reiseschriften leichtern Kalibers sind: E. E. Geppert: „Reiseeindrücke aus Spanien“; A. Cremer: „Reiseskizzen aus Italien“; J. J. Richter: „Bilder aus den Vereinigten Staaten“; Johanna Lommatzsch: „Schilderungen aus Algerien“; L. Uhlig: „Land und Leute“; H. Grieben: „Durch Wald und Wasser“; G. E. Laube: „Zerstreute Blätter“; J. Walter: „Querfeldein“; J. Hintz: „Natur- und Culturbilder aus dem Burzenland“; L. Steub: „Kleine Schriften, erster Band: Reiseschilderungen“; E. Kron: „Reisebilder aus dem deutschen Norden“; O. Funcke: „Reisebilder und Heimatsklänge, dritte Reihe“; J. B. E. Rusch: „Wanderspiegel“; F. Wallner: „Ueber Land und Meer“; Julius Rodenberg: „In deutschen Landen“; Richard Andree: „Wendische Wanderstudien“; O. Moser: „Leipziger Marksteine“; P. Hunfalvy: „Reise in den Ostseeprovinzen Rußlands“; „Wiener Licht- und Schattenbilder“; G. Schneider: „Pariser Briefe“; E. Eckstein: „Pariser Silhouetten“; W. Elgner: „Jerusalem und seine Umgebung“; C. E. Riggenbach: „Eine Reise nach Palästina“; Graf von Bruges: „Reiseskizzen aus Westindien, Mexico und Amerika“; E. Graf zu Erbach-Erbach: „Reisebriefe aus Amerika“; F. Hedde: „Der amerikanische Westen“; F. F. Tuckelt: „Hochalpenstudien“, und A. W. Grube: „Alpenwanderungen“; F. Weber: „Reiseerinnerungen aus Rußland“; „Aus der Petersburger Gesellschaft“; Clara Rebe: „Potsdam“.

Von ethnographischen Schriften erwähnen wir: C. S. Wollschläger: „Handbuch der Ethnographie“; Adolph Bastian’s „Geographische und ethnographische Bilder“; F. Müller: „Allgemeine Ethnographie“; K. Hillebrand: „Frankreich und die Franzosen“; D. Grün: „Länder- und Völkerkunde“; M. Lüttke: „Aegyptens neue Zeit“; Franz von Löher: „Die Magyaren und andere Un-

garn"; W. Obermüller: „Die Herkunft der Szekler", und „Amazonen, Sarmaten, Jazygen und Polen". Von H. Daniel: „Deutschland nach seinen physischen und politischen Verhältnissen geschildert", erscheint die vierte Auflage; von L. Edlbacher eine „Landeskunde von Oberösterreich". Noch erwähnen wir die Schrift von J. G. Kohl: „Die geographische Lage der Hauptstädte Europas".

Auf naturwissenschaftlichem Gebiete sind zunächst einige volksthümliche Essays zu verzeichnen. Von Karl Vogt's „Physiologischen Briefen für Gebildete" erscheint eine vierte vermehrte Auflage; von Otto Ule's Essays „Aus der Natur" die dritte Reihe. J. G. Kutzner's „Naturbilder" wurden nach dem Tode des Verfassers von A. Kutzner herausgegeben. Von A. Bernstein's trefflichen „Naturwissenschaftlichen Volksbüchern" erscheint eine wohlfeile Gesammtausgabe; in zweiter bedeutend vermehrter Auflage das Werk von J. Schleiden: „Das Meer". Noch erwähnen wir: P. Kummer: „Skizzen und Bilder aus allen Reichen der Natur", und Karl Ruß: „Deutsche Heimatsbilder". M. Perty gibt den ersten Band der „Anthropologie" heraus. Anregend und geistvoll sind: G. T. Fechner: „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen". Von E. Haeckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" liegt die vierte verbesserte Auflage vor. Aehnliche Fragen behandeln: W. Baer: „Der vorgeschichtliche Mensch"; K. E. von Baer: „Zum Streit über den Darwinismus"; J. Reinke: „Morphologische Abhandlungen"; F. Chlebik: „Die Frage über Entstehung der Arten"; J. W. Spengel: „Die Fortschritte des Darwinismus"; O. Schmidt: „Die Anwendung der Descendenzlehre auf den Menschen"; P. M. Rauch: „Die Einheit des Menschengeschlechts". Ein wichtiges Werk des tonangebenden Forschers E. Darwin: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und Thieren" ist von J. V. Carus aus dem Englischen übersetzt worden.

Schriften zur Astronomie, Physik und Geologie sind: M. Meyner: „Untersuchungen über den Bildungsgang des Sonnensystems"; H. J. Klein: „Kosmologische Briefe"; F. Schorr: „Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe"; P. Spiller: „Der Weltäther als kosmologische Kraft", und „Naturwissenschaftliche Streifzüge"; E. Ketteler: „Astronomische Undulationstheorie"; E. Snell: „Rede über Kopernikus"; Schanz: „Die astronomischen Anschauungen des Nikolaus von Cusa"; O. Ule und A. Hummel: „Physikalische und chemische Unterhaltungen"; Warmann: „Untersuchungen über das Wesen des Lichts und der Farben"; R. Graßmann: „Die Weltwissenschaft oder Physik, zweiter Theil: Die Erdgeschichte oder Geologie"; J. Kayser: „Physik des Meeres"; G. B. Airy: „Ueber den Magnetismus", deutsche Uebersetzung; R. Rühlmann: „Handbuch der mechanischen Wärmetheorie"; A. J. L. F. Scholz: „Eine Ansicht über den Zusammenhang der Imponderabilien"; H. O. Lang: „Die Bildung der Erdkruste"; K. von Seebach: „Das mitteldeutsche Erdbeben vom 6. März 1872"; F. Dieffenbach: „Plutonismus und Vulkanismus"; G. Langenbach: „Die Meeresalgen der Inseln Sicilien und Pantellaria". Die neu erscheinende „Internationale Wissenschaftliche Bibliothek" enthält im ersten Band „Das Wasser in seinen Formen" von John Tyndall, im zweiten „Descendenzlehre und Darwinismus" von Oscar Schmidt.

Beiträge zur Zoologie sind: F. Ratzel: „Wandertage eines Naturforschers, erster Theil: Zoologische Briefe vom Mittelmeer und Briefe aus Süditalien"; A. und K. Müller: „Die einheimischen Säugethiere und Vögel nach ihrem Nutzen für die Landwirthschaft"; K. Oppel: „Thiergeschichten", und C. E. Freiherr von Thüngen: „Bilder aus dem Thierleben für Jagd- und Naturfreunde".

Noch erwähnen wir die „Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften in theoretischer und praktischer Beziehung" von H. J. Klein; den „Atlas der Botanik" von M. Willkomm, sowie den „Atlas der chemischen Technik" von F. Schoedler.

Das Literaturjahr 1873 zeigt wiederum fast auf allen Gebieten, bei großer Rührigkeit, doch eine Hyperproduction, die bisher weder durch die innere Beschränkung eines auf abschließende Vollendung der Form gerichteten Strebens noch durch die Maßbestimmungen des literarischen Haushaltes geregelt wird.

Rudolf Gottschall.

Neue Dramen.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

9. Andrea del Castagno. Tragödie in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 24 Ngr.

Das Stück behandelt eine dunkle Geschichte, welche Vasari in seinem „Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister" zum besten gibt. Andrea del Castagno, der von 1406—80 in Florenz lebte und wirkte und besonders durch den harten und düstern Charakter seiner Bilder bekannt ist, scheint auch in seinem Wesen ein finsterer und nicht eben sehr umgänglicher Mann gewesen zu sein. Von allen seinen künstlerischen Zeitgenossen hielt sich nur Domenico von Venedig zu ihm, und diesen soll er, wie die Sage geht, mit einem Stück Blei erschlagen haben. Wenigstens will man wissen, daß er auf seinem Sterbelager in seiner letzten Beichte diesen Mord, der unentdeckt geblieben, selber eingestanden habe. Künstlerneid und Eifersucht sollen die Veranlassung dazu gewesen sein.

Was wahr und was erfunden an dieser Erzählung, wird nicht mehr nachzuweisen sein. Unser Verfasser hat, von aller Untersuchung ihrer Richtigkeit absehend, sich eine dankenswerthe Mühe gegeben, sie dramatisch zu beleben und mit den stichhaltigen Beweggründen zu versehen. Er läßt Domenico den glücklichern Maler und Liebhaber sein und den verbitterten Andrea del Castagno darüber so außer sich gerathen und wild werden, daß er zuletzt den Freund und Schüler in halb wahnsinniger Wuth ermordet. Daß dieser Mord hinter der Scene geschieht und im Gang und in der Handlung des Trauerspiels über-

haupt zu wenig vorbereitet erscheint, bedünkt uns ein wesentlicher Fehler des Stücks, welches, wenn auch in gefälligen Versen geschrieben und von echt künstlerischem Geiste beseelt, doch wol des wahrhaft packenden dramatischen Lebens entbehrt, um auf der Bühne von durchschlagender Wirkung werden zu können. Zunächst ist schon die Einführung in seine Fabel und das Verständniß der Hauptcharaktere: Andrea, Domenico und Lucretia, nicht deutlich und klar erörternd genug. Das düstere Wesen des erstern, sein Verhältniß zu dem zweiten und die ganze Gestalt der letztern treten nicht durchaus klar und überzeugend ins Licht. Das ganze Drama baut sich, sozusagen, aus unbestimmten und nebelhaften Grundlagen, d. h. aus Voraussetzungen empor, die keine rechte Deutlichkeit und Stichhaltigkeit gewinnen. Der Autor hätte sich bemühen müssen, die damaligen Künstlerverhältnisse in Florenz und namentlich das Naturell seiner tragischen Hauptfigur eingehender zur Erscheinung zu bringen. Ferner mußten Andrea del Castagno und Domenico dramatisch schroffer einander gegenübergestellt und der zuerst Genannte in seiner dämonischen Leidenschaftlichkeit gesteigert werden. Diese Gestalt wächst zu wenig in ihrem tragischen Furor und bleibt zu sehr auf dem gleich anfangs gewonnenen Standpunkte geistiger Verfinsterung. Der Gedanke, den Freund und Genossen aus Neid und Eifersucht zu tödten, hätte in ihr langsam lebendig werden und endlich gewaltsam zur Ausführung drängen müssen. Daß dieser Theil der Entwickelung fehlt, erklären wir für einen großen und schwerwiegenden Fehler der Tragödie, für einen Fehler, der sie ganz wesentlich um ihre anziehendere und psychologisch werthvollere Bedeutung bringt. Offenbar ist dem Verfasser gegen den Schluß hin die Lucretia wichtiger als der Andrea geworden, und in der Vorliebe für jene hat er diesen allzu sehr aus dem Gesicht verloren. Durch eine solche Verrückung des tragischen Schwerpunkts ist nun aber natürlich die ganze Tragödie sehr zu ihrem Schaden ins Schwanken gekommen, denn nachdem man vier Acte hindurch für einen dämonischen Helden interessirt worden ist, erkennt man zum Schluß, daß es dem Dichter auf eine hochtragische Heldin ankommt und daß er mit der Heraushebung dieser seinen Erfolg zu sichern sucht, ein Versuch, der schon durch seine unvermittelte Gewaltsamkeit sich nicht gerade empfiehlt. Der Andrea verliert viel mehr als die Lucretia gewinnt, wenn wir auch schon gern und bereitwillig einräumen wollen, daß der Schmerz, den Lucretia über den Tod des Domenico empfindet, und der Auftritt, in welchem sie dem Mörder gegenübertritt, von entschiedener Großartigkeit und Mächtigkeit ist.

10. Anna Boleyn. Drama in fünf Aufzügen von F. A. F. Winderfield. Aarau, Sauerländer. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.

Wie wir aus der Vorrede ersehen, ist das Stück eine „erste literarische Arbeit“ des Verfassers, die auch alle Spuren einer solchen an sich trägt. Die Anlage des Stücks, seine Entwickelung und Katastrophe: dies alles leidet an einer gewissen dramatischen Ungelenkigkeit und Schwere; nirgends ergibt sich eine geschickt ausgeführte und wirklich ausdrucksvolle Bewegung, welche den Zuschauer oder Leser dauernd zu fesseln oder tief innerlich zu ergreifen vermöchte. Die Auftritte folgen sich ziemlich unvermittelt und nirgends in echt dramatischer Weise ausgetragen. Die Tragödie beginnt wie „Richard III.“ mit einem Monologe. Katharina, die spanische Gattin Heinrich's VIII., sitzt „in einem großen Zimmer des Tower“ allein „auf einem erhöhten Sessel, die Krone auf dem Haupte und schwarz gekleidet“, um ihren Schmerz und ihre Entrüstung über die Trennung, welche ihr Gemahl beabsichtigt, in zwar leicht hinfließenden, aber nicht gerade bedeutsamen Versen auszudrücken. Sie declamirt am Schluß:

> Jetzt fürchtet die Gewalt vor der Gewalt,
> Sie will als solche gelten nicht und scheinen,
> Und mit des Rechtes heiliger Gestalt
> Soll sich der Willkür Bubenstück vereinen.
> Verstoßet mich, sag' ich mit stolzem Sinn;
> Sie sagen: Niemals warst du Königin.
>
> Hat List erfunden jemals solchen Hohn?
> Kann ich noch siegreich mit dem Wahnsinn streiten?
> Oft schwindelt es vor meinen Sinnen schon,
> Und eines nur kann Tröstung mir bereiten:
> Wer früh gelernt im Purpur sich zu wärmen,
> Wird, ihn entbehrend, weniger sich härmen.
>
> Dies aber will ich feierlich geloben,
> Dem Unrecht nicht zu beugen dieses Haupt.
> Wenn ihr es wollet, sollt ihr es erproben,
> Daß ich nicht glaube, was ihr selbst nicht glaubt.
> Muß ich herab von diesem Throne steigen,
> Wohlan es sei, doch nimmermehr mit Schweigen.

Im darauffolgenden Auftritte läßt König Heinrich die Scheidung zum Beschluß erheben, und nachdem dies geschehen, beginnt ein Ball, während dessen ein Ballet stattfindet, dem Anna Boleyn, die erklärte Geliebte Heinrich's, und der Hof beiwohnen. Die erstere benutzt diese Gelegenheit, sich von Lord Percy loszusagen, mit dem sie einst verlobt gewesen und dem sie den Ring zurückerstattet hat, nachdem sich ihr die Aussicht eröffnet hat, Königin von England zu werden. Gleich darauf in die Schloßkapelle von Windsor versetzt, sehen wir Katharina noch einmal zu Heinrich dringen, um ihn zum Aufgeben seines Entschlusses zu bewegen. Als er jedoch fest bleibt und Anna Boleyn, von Uebermuth und Eifersucht getrieben, zwischen die zum letzten mal miteinander Verhandelnden tritt, da weissagt Katharina, von Verzweiflung außer sich gebracht, ihrer Nebenbuhlerin und Nachfolgerin auf dem englischen Throne den Tod durch das Beil des Henkers, indem sie von dem König heischt:

> Versprich es mir, daß, wenn sie dich betrügt,
> Umsonst gewesen nicht sei meine Schmach,
> Daß, wenn die Buhlkunst, welche mich hinab
> Vom Throne zwingt, zu diesem Thron hinauf
> Eh'brecherische Nebenbuhler leitet,
> Du deine Krone rächen willst an ihr,
> Daß süßes Schmeichelwort aus ihrem Munde
> Dem Henker nicht entwinden soll das Eisen,
> Daß dieses Haupt, das deine Größe theilen
> Will heute, dann getheilt vom Rumpfe rollt.

Diese Vorhersagung, die an sich in ihrer Fassung entschieden mehr tragischen Wurf und erschütterndes Pathos vertragen haben würde, wird überdies auch für die weitere Handlung des Stücks ganz bedeutungslos, weil darin von ihr gar keine Notiz mehr genommen wird.

Heinrich erinnert sich ihrer kein einziges mal, um sein Handeln dadurch beeinflussen und bestimmen zu lassen, und was Anna Boleyn betrifft, so hat der Dichter sich nicht entschließen können, ihr eine wirkliche frivole Haltung oder eine Untreue zur Last zu legen. Um das Publikum für seine Heldin einzunehmen und durch ihr Schicksal zu rühren, hat er sich bewogen gefunden, sie zwar lebenslustig und etwas kokett, aber durchaus schuldlos zu halten. Durch diese Haltung wird aber sowol jener Fluch der Katharina wie auch einigermaßen der Opfertod des Henry Norris theatralisch hinfällig. Dieser Norris nämlich gehört mit Lord Weston und Marcus Smeton zu den von Anna Boleyn begünstigten Hofleuten, d. h. alle drei lieben die Königin, und die Königin läßt sich diese Liebe gefallen, ohne daß indeß einer sich rühmen darf, eigentliche Gegenliebe zu finden. Dennoch werden alle drei hingerichtet und auch Anna Boleyn ihretwegen verurtheilt.

Diese Vorgänge und die erwachende Liebe Heinrich's zur schönen Johanna Seymour bilden nebst der Verzweiflung und der schließlichen Geisteszerrüttung und Hinrichtung der Königin Anna den weitern Inhalt der Tragödie, die nirgends in eine recht klare und wahrhaft dramatische Situation tritt.

Die drei Liebhaber der Königin sind keine lebenswahren und wirksamen Gestalten. Hätte der Verfasser Anna Boleyn ihrer Jugendliebe treu bleiben und ihre Heirath ein Werk ihrer ehrgeizigen Verwandten sein lassen, so wäre der Conflict leicht und ergreifend gegeben gewesen. In diesem Falle würde Lord Percy sich der Königin später aufs neue zu nahen und die alten Empfindungen in ihr wieder wach zu rufen haben, und um die Lage noch erschütternder und sensationsmäßiger zu machen, wäre dann nur nöthig gewesen, daß Henry Norris der Freund Percy's und der Vertraute der Liebenden geworden und, obschon die Königin selber liebend, doch den Tod dem Verrath ihrer Liebe zu Percy vorgezogen hätte.

Durch eine solche Knüpfung der Intrigue würde, unserm Ermessen nach, mehr Reiz, mehr Leben und Gewalt und dadurch zugleich mehr Interesse und Steigerung in den Gang und Aufbau der Tragödie gekommen sein. Wie sie derzeit ist, entbehrt sie eben einer durchgreifenden und zündenden Gestaltungskraft. Sie verzettelt sich in kleinen, zu wenig vermittelten Zügen und verpufft in Momenten, die ohne echt tragische Wirkung und durchschlagenden Erfolg bleiben, weil sie dramatisch weder weise angelegt noch ausgetragen sind. Der Arbeit fehlt es an echt dramatischer Mache, an echt dramatischem Stil, wie der Sprache an echt dramatischem Ausdruck. Die Verse sind oft ungelenk wie etwa:

> Lebendig Feuer — um lebend'ge Glieder —
> Ließ ich — wenn der Beweis mir ganz gegeben —
> Aufflammen und — es löschen — künstlich wieder,
> Dem zu verdoppeln todgeweihtes Leben —

oder geradezu geschmacklos wie:

> Reich, wie die prunkvoll trauernden Gewande,
> Groß, wie die Decken auf den Trauerpferden,
> Wird meiner Nebenbuhler Freude werden
> Aufsteigend zu dem königlichen Stande.

11. Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark. Trauerspiel in fünf Acten mit einem Vorspiel von Martin Greif. München, J. A. Finsterlin. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Titelheld, der dem 17. Jahrhundert angehört, gibt ein auffallendes Beispiel von dem Wandel menschlicher Geschicke. Wir erblicken denselben in dem Vorspiel, das im Haag spielt, auf dem Gipfel der Macht und des Ruhms. Nach Holland gekommen, um mit diesem Staate ein Trutz- und Schutzbündniß, hauptsächlich gegen Schweden, zu vermitteln, wird er wie ein Fürst und König gefeiert. Kaum indeß in die Heimat zurückgekehrt, sieht er sich am Hofe des schwachen Friedrich III. und besonders von dessen Gemahlin Sophie Amalie mit Mistrauen und offenbarer Verachtung behandelt. Man reizt und stachelt ihn, bis er alle Selbstbeherrschung und alle Ueberlegung verliert, dem Herrscher den Gehorsam, dem Reich den Dienst aufsagt und sich in frevelhafter Verblendung dem auf Krieg sinnenden Schweden in die Arme wirft, gegen das Dänemark zu schützen ehedem seine hauptsächlichste Sorge gewesen. Wie ein nordischer Coriolan besiegt er sein eigenes Vaterland und wird zum Dank dafür von seinen Verbündeten verrathen. Verfemt, verfolgt, gibt er sich am Ende selbst den Tod, um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen.

Dies in großen Zügen die Vorgänge der in Rede stehenden Tragödie, die wir zwar für eine in warmer Begeisterung geschaffene, aber zugleich doch noch ziemlich unreife Arbeit erklären müssen. Sie zeigt einen gewissen Schwung und zuweilen recht glückliche Anläufe zu dramatischer Gestaltung; allein da es dem Autor ersichtlich noch an Bühnenerfahrung und aushaltender Kraft in der theatralischen Mache gebricht, so bleibt er nicht überall Herr der Situation und des scenischen Aufbaues, sondern bekundet gerade da in der Durchführung der Handlung Abspannung und Schwäche, wo es des mächtigsten Aufschwungs und der durchgreifendsten Stärke bedurft hätte. Ulfeldt's ganzes Wesen und Charakter treten nicht voll ins Licht; er spricht viel, aber nicht stets das Rechte, um seine Gesinnung und Stellung klar und bestimmt zum Ausdruck zu bringen. Es fehlt diesem Helden alle epigrammatische Schärfe. Sein Auftreten am Hofe und im Reichsrath entbehrt fast jeder dramatischen Knappheit und imposanten Haltung. Die Gegensätze treten sich nicht schroff und erschütternd genug gegenüber; sie reiben sich nur aneinander, ohne daß es zu recht tragischem Geräusch und zum zündenden Ausbruch käme. Es ist dramatisches Gewehrfeuer, kein schweres Geschütz in diesem Trauerspiel. Es knattert immer in der Handlung, aber der Kanonendonner fehlt, welcher die Gemüther erschüttert: so kommt es, daß das Ganze sich ins Unbedeutende und Ausdruckslose verliert und man von ihm weder eine rechte Vorstellung, noch einen rechten Eindruck erhält, obschon sich Einzelheiten darin befinden, die immerhin Talent bekunden und wol zu schätzen sind. Der schwache König ist nicht ohne Glück gezeichnet, auch seine heftige, sich überall vordrängende Gemahlin hat frappirende Züge. Der Tod Malthe Juel's und das Auftreten von Ulfeldt's Gattin vor Gericht entbehren nicht einer gewissen Größe. Aber der ganze Gang und Austrag der Fabel bleiben

zu klein und nichtssagend, um von erhebender Wirkung werden zu können. Schon die Sprache streift oft an das Gewöhnliche und Platte, wie z. B. die Verse:

> Ich fürchte mich nicht im geringsten vor ihm —
>
> Die Sinne stürzen mir ins Blut zurück
> Gleich Lämmern, die im bangen Vorgefühl
> Des nahen Sturms zur offnen Hürde fliehen —
>
> Verbleicht Ihr auch dawegen u. s. w.

12. Don Perez. Tragödie in fünf Acten von Eduard Kulke. Wien, Beck. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Antonio Perez, jener spanische Staatsmann, welcher unter Philipp II. eine Zeit lang eine außerordentliche Macht ausübte, dann aber, mit seinem König in Zwiespalt gerathen, von dessen Einfluß erdrückt wurde, hat schon vielfach die Theilnahme nicht nur der Geschichtschreiber, wie Ranke's und Mignet's, sondern vorzugsweise auch der Dramatiker in Anspruch genommen. Auch Gutzkow z. B. hat diesen Helden in seinem Trauerspiel „Philipp und Perez" behandelt. Die uns jetzt vorliegende Behandlung desselben historischen Mannes müssen wir leider wieder im wahren Sinne des Wortes ein Buchdrama nennen; denn obschon, wie wir erfahren, der Verfasser seine Tragödie noch eigens für die Bühne eingerichtet und zusammengestrichen hat, glauben wir doch kaum, daß sie auf dieser jemals Gestalt gewinnen wird. Dazu erscheint sie, uns wenigstens, zu breit, zu auseinandergefasert, zu wirkungslos in der ganzen dramatischen Fassung. Das Stück beginnt damit, daß man erfährt: in Madrid sei der niederländische Gesandte Juan Escobedo ermordet worden, und zwar ermordet worden auf Anlaß des Antonio Perez. Perez hat hier im Auftrage seines Königs gehandelt, dem man hinterbracht hatte, daß Escobedo mit Hülfe Frankreichs und anderer Mächte mit der Idee umgehe, Don Juan von Oesterreich mit Maria Stuart zu vermählen, ihn so auf den Thron von England zu bringen und dann zur Eroberung von Spanien anzureizen. Diese abenteuerlichen und weitgreifenden Plane im Keime zu ersticken, hat Philipp II. Perez mit der Ermordung des Escobedo beauftragt, welchen Auftrag derselbe denn auch vollzogen, wie wir bereits gesehen haben. Allein anstatt durch diesen Mord sich in der Gunst des Königs zu befestigen, muß Perez nun erleben, daß seine Feinde und Gegner ihn benutzen, den Minister zu stürzen. Sie wissen nämlich den Monarchen zu überzeugen, daß Perez in einem „sträflichen Verhältnisse" zu der Fürstin Eboli stehe, welche die erklärte Maitresse Philipp's ist, und daß er nur deswegen so beflissen war, Escobedo auf die Seite zu schaffen, weil dieser um das Verhältniß gewußt und sich vorgenommen hatte, es dem betrogenen Monarchen zu entdecken.

Philipp, durch diese Mittheilung außer sich gebracht, läßt Perez einkerkern und bringt auf seinen Tod. Der letztere, den Untergang vor Augen, läßt sich von seinen Anhängern und Freunden halb gewaltsam und halb durch List befreien und flüchtet nach Saragossa, wo seine Treuen sich um ihn sammeln und ganz Aragonien für ihn zu begeistern wissen. Allein auch seine Gegner sind nicht unthätig: sie verstehen das Volk umzustimmen, den Regenten zu strengen Maßregeln anzuspornen und endlich Don Perez wieder gefangen zu nehmen.

Mit dieser zweiten Gefangennahme endigt das Stück, das geschichtlich ohne tragischen Ausgang bleibt, da Don Perez bekanntlich abermals zu entfliehen wußte und 1611 zu Paris verstarb, nachdem er vielfach höchst wichtige Aufzeichnungen über seine Zeit in Spanien und die Regierung Philipp's II. niedergeschrieben. Um nun doch einen tragischen Ausgang zu erreichen, läßt der Verfasser die dem Herzen des Helden zunächststehenden Personen einem gewaltsamen und traurigen Schicksale erliegen. Der Sohn des ermordeten Escobedo hat sich nämlich in Gregoria, die Tochter des Antonio Perez, verliebt und infolge dessen nicht nur die Anklage gegen den Mörder aufgegeben, sondern sich sogar zu dessen Anhängern gesellt. Er fällt im Aufstande gegen den König, und Gregoria stirbt über seiner Leiche, nachdem sie durch die Abweisung der glühenden Liebe Basante's, eines Pagen des Perez, diesen kurz zuvor noch zum Verräther an ihrem Vater gemacht.

Die Handlung ist, wie sich schon aus unserer Inhaltsangabe ersehen läßt, umständlich und schwerfällig, ohne imposanten Aufbau und jede Mächtigkeit der dramatischen Architektur. Das Drama gewinnt keine rechte Façade, sondern bleibt in der Ausführung nur Stückwerk der an sich großartigen Anlage. Ueber die Schuld des Perez schlüpft der Verfasser scheu hinweg; man erfährt nirgends, ob er in der That mit der Eboli ein sträfliches Verhältniß gehabt oder nicht. Das Trauerspiel gibt uns seinen Helden als guten Ehemann und zärtlichen Vater. Nirgends gesteht er jenes sträfliche Verhältniß ein, und doch ist es dieses gerade, welches das Verhängniß und den Zorn des Königs über ihn heraufbeschwört. Hier also durfte die Tragödie sich in kein stoisches Stillschweigen hüllen, und daß sie es thut, muß ihr entschieden als Fehler und dem Dichter als eine zu tadelnde Verzagtheit angerechnet werden. Er sollte und mußte hier den Muth haben, Farbe zu bekennen; denn diese Farbe gehört zur tragischen Schuld seines Helden. Konnte er sich indeß nicht entschließen, sie in dem Colorit seiner Hauptgestalt zu verwenden, so blieb ihm alsdann nichts übrig, als sie als hervorstechenden Ton in die Intrigue zu verweben und sie als eine schändliche, aber täuschende Lüge in der Hand von Perez' Feinden für die Action des Königs zu benutzen. Der König ist überhaupt eine zu wenig wirksame Figur geworden, wie denn im allgemeinen die Charakterzeichnung gerade keine starke Seite der Dichtung ist. Die Dichtung selbst ist redselig, auseinandergezogen und ziemlich ausdruckslos, das letztere sowol in Bezug auf Sprache als Inhalt. Es mangelt alle echte Größe und Bedeutsamkeit. Perez jammert einmal im Gefängniß:

> Wie kann er mich verdammen für die That,
> Die zu vollbringen er mir streng geboten,
> Und die ich doch — ach! Philipp weiß es ja —
> Nur ihm, nur ihm zu Lieb' geschehen ließ! —
> Jetzt hab' ich fünfmal schon an ihn geschrieben,
> Und keine Antwort! — Philipp, steh mir Rede!
> Ach Gott! der König hat für mich kein Ohr!
> Wen hat er lieber sonst gehört als mich?

So lamentirt ein Schüler, aber kein Staatsmann und dramatischer Held wie Antonio Perez. „Don Perez" von Eduard Kulke ist, alles in allem genommen, ein gutgemeinter und fleißiger dramatischer Versuch, dem

sich indeß irgendeine Bedeutung noch keineswegs zuerkennen läßt.

Das Gleiche gilt von:

13. Agamemnon. Tragödie in fünf Acten von Theodor Seemann. Dresden, Gilbers. 1872. 8. 10 Ngr.

Dieses mit einer feinsinnigen und bescheidenen Vorrede versehene Drama, in welcher der Autor dasselbe „vielleicht nur als sogenanntes Lesedrama" meint empfehlen zu dürfen, spielt im Lager der Griechen bei Aulis und im heiligen Hain der Artemis und hat den bekannten Inhalt. Iphigenia, die Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra, soll, um die erzürnte Artemis für die Abfahrt der Hellenen nach Troja zu versöhnen und günstig zu stimmen, auf dem Altar der Göttin geopfert werden. Der Vater selbst, von seinem Bruder Menelaos und dem Priester Kalchas beredet, willigt in das Opfer, das Artemis indeß nicht annimmt. In dem Augenblicke, in dem Agamemnon Iphigenia mit dem Schwerte durchbohren will, hüllt die Göttin das Opfer in eine Wolke und entführt es nach Tauris, wo Goethe's erhabene Dichtung in wunderbarer Meisterschaft sich ihrer bemächtigt hat. Die von Theodor Seemann gibt also gleichsam den ersten Theil zu jenem Drama, ohne sich dieses jedoch zum Muster und Vorbild zu nehmen. Sein Werk zeigt nichts von der schönen Ruhe, Einfachheit und Würde, welche wir in dem Goethe'schen finden. Mehr das Theater des Alterthums nachahmend, verfällt es in ziemlich linkische Reminiscenzen des letztern, indem es selbst eine Art von antikem Chor sich zu bilden versucht hat. Scenisch unruhig, ohne Mächtigkeit des Ausdrucks und des Affects, ja in dieser Hinsicht oft kleinlich und gewöhnlich — wir erinnern an die Rede des zweiten Kriegers:

> Wenn man's bedenkt, es ist doch jammerschade.
> Wie kann nur Zeus an solch unschuld'gem Opfer
> Gefallen haben. Wenn's noch meine Alte,
> Ja, oder sonst ein häßlich Weibsbild wäre;
> Doch so ein Wesen! Na, ich sollte König
> Statt Agamemnon sein, ich wollt' begrüßen
> Den weisen Seher, daß er nicht so balde
> Zum zweiten male mir zu nahe käme —

oder an die Verzweiflung Agamemnon's, der mit fürchterlichem Hohn und zum Entsetzen des Menelaos ausruft:

> O ja, mein Kind, dein guter Vater sorgte
> In väterlicher Liebe, daß in Aulis
> Das höchste Glück dir nun entgegenlächelt!
> Komm nun und siehe, wie zum Hochzeitsreigen
> Die Hand dir Hymen voller Freude bietet.
> Hei, wie das wirbelt, wie sich's dreht und wendet,
> Und horch, wie hell die lust'gen Flöten klingen!
> Blut, rufst du ängstlich? Kind, sei doch nicht bange,
> Sieh doch nur hin, es sind des Gatten Wangen,
> Die vor Verlangen sich so hochroth färben.
> Was, auch noch Thränen? Lasse doch die Possen,
> Siehst du denn nicht, wie jetzt dein guter Vater
> Vor lauter Lust und Lachen bersten möchte! —

da fehlen alle wahrhaft naturwüchsigen und erschütternden Züge, und wir treffen nur matte und geringfügige Vorstellungen und Gedanken; einigermaßen bedeutsam ist nur das eine: die Hinleitung und Vorbereitung Iphigeniens für die eigene Zustimmung zu ihrem Opfertode. Hier finden wir einen rührenden, feinen und echt poetischen Moment, der allerdings der Arbeit einen gewissen Adel verleiht. Das Mädchenhafte, Naive in Iphigeniens Selbstverleugnung, der Uebergang von ihrer Liebe zu Achill zur Lebensentsagung um der großen vaterländischen Sache wegen ist nicht ohne einen gewissen Reiz, wenn auch freilich noch lange nicht vollendet zu nennen.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Dreißig Jahre im Harem.

Melek-Hanum, Frau des Kibrizli-Mehemet-Pascha. Dreißig Jahre im Harem. Autobiographie. Autorisirte Ausgabe. Aus dem Englischen von Marie Saphir. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber diese „Bekenntnisse einer schönen Seele", die autobiographisch unter obigem Titel ein orientalisches Frauenleben schildern, sind wir leider nur in der Lage, nach einer nach dem Englischen von Marie Saphir bearbeiteten Ausgabe zu berichten. Wir zürnen der Bearbeiterin, daß sie uns nicht in einem, wenn auch noch so magern Vorworte erzählt, wo die Verfasserin der Autobiographie gelebt hat, als sie ihr Buch schrieb, und ob sie noch lebt. Nach unsern Berechnungen müßte sie jetzt, im Jahre 1873, eine Sechzigerin geworden sein, und da sie zu schreiben versteht, überhaupt einen auch in den Ländern des Occidents nur selten erreichten Bildungsgrad durch ihr Werk documentirt hat, so könnte sie noch manchen culturhistorisch wichtigen Beitrag zur Sittengeschichte des innern türkischen Familienlebens liefern. Das große Lesepublikum würde ihr jedenfalls für ihre Arbeiten dankbar sein müssen und mehr mit der Wahrheit und Wirklichkeit Stimmendes aus ihnen einheimsen als aus allen den Romanen einer Mühlbach. Viel bunten Schmuck der Rede liebt die Verfasserin nicht. Verstehen wir ihr Buch recht, so ist es auch ursprünglich nicht zur Unterhaltung der Leser, sondern zur Rechtfertigung der Verfasserin, zur Verständigung über die von ihr in schweren Situationen ergriffenen Maßregeln, kurz und gut, zur Information für ihre amtlichen und außeramtlichen Sachwalter geschrieben. Denn die Verfasserin ist niemand Geringeres als die langjährige, späterhin im ersten, d. h. schwächsten Grade geschiedene Ehefrau des in der letzten türkischen Geschichte noch vielgenannten und einflußreich gewesenen Kibrizli-Mehemet-Pascha, eines Reformtürken mit wohlconservirten Eigenthümlichkeiten und Bornirtheiten seines Volks, der seiner geist- und taktreichen, intriguanten und abenteuernden Frau seine brillante Carrière verdankte, dann aber auf eitele Gründe hin diese Frau — verstieß. Wahrscheinlich hat der weibliche Semilasso das Buch in England geschrieben nnd wartet dort den Erfolg sowol ihres Buchs

als des Processes gegen ihren Mann und die ottomanischen Behörden ab. Sie nennt sich Melek-Hanum und ist, aus halb orientalischem, halb occidentalischem Blute gemischt, jedenfalls eine jener Zwitternaturen, welche die Verschmelzung der vielfach getrennten Nationen des Morgen- und des Abendlandes vermitteln müssen.

Wir haben oben gesagt, die Verfasserin habe auch durch ihren Takt ihrem Manne genützt. Wir wollten damit nur den feinen Verkehrston bezeichnen, der ihr bei Hofe und bei Hochgestellten eigen war. Gott behüte uns, sie übrigens als eine taktvolle Gattin in die deutsche literarische Welt einführen zu wollen. Während ihr Mann als Gesandter in London fungirte, fühlte sie sich im Harem sehr vereinsamt, sie fing Grillen, und die eine zirpte ihr ins Ohr, wenn sie nicht wieder ein Kind gebäre, würde ihr Ehegemahl lau werden und eine andere Hauptgattin engagiren. Aussicht war nicht vorhanden, und so entschloß sie sich, wie sie denn überhaupt viel französische — Bildung sich angeeignet hatte, sich ein Kind unterzuschieben. Späterhin hatte sie Ursache genug, diesen dümmsten ihrer dummen Streiche gründlich zu bereuen. Sie bereute die That und klagte sich ernstlich derselben an. Aber it was a fact, und sie mußte die bösen Folgen tragen. Worin diese Folgen bestanden, können wir nicht wiedergeben, genug, das Folgeleben der immerhin interessanten Dame gestaltete sich übel genug. Wiederholtes Exil, Flucht nach Aegypten, später nach Europa, oft mit viel, oft ohne Geld, oft allein, oft in Gesellschaft von Kindern und Gefolge, Begegnungen der ehrenvollsten Art und Carambolage mit Räubergesindel — alles das erzählt sie mit ziemlicher Ungeschminktheit, sie will sich nicht besser machen als sie ist. Trotzdem wäre es für uns deutsche Leser von Werth, wenn dem Audiatur et altera pars zu Liebe auch die Gegenpartei das Wort ergriffe und uns von ihrem Standpunkte aus diesen seltenen und seltsamen Haremsflüchtling schildern wollte.

Unter allen Umständen empfehlen wir der Aufmerksamkeit der Leser das leicht sich lesende Buch.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In „The Saturday Review" vom 20. December v. J. heißt es über Max Beheim-Schwarzbach's „Hohenzollernsche Colonisationen. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates": „Das Werk ist nicht nur mit Geschick und gutem Geschmack geschrieben, sondern bildet auch wegen der ausführlichen Einzelheiten über die von den Behörden verordneten Gesetze einen werthvollen Beitrag zur Wissenschaft der Colonisation, während die reichhaltigen statistischen Tabellen das beste Mittel gewähren, die Geschichte der verschiedenen Niederlassungen zu verfolgen."

Baron von Maltzan's „Reise nach Südarabien" wird sehr anerkennend besprochen. Er sei einer der lehrreichsten Reisenden, sagt der Recensent, und wenn sein Stoff es zuläßt, amusant vorgetragen zu werden, einer der unterhaltendsten. Es sei also nicht seine Schuld, daß der originellste Theil seines letzten Reisewerks der trockenste sei; denn kein menschliches Talent vermöge es, den obscuren Einzelheiten der Stammesorganisation von Yemen und Hadramaut viel Interesse zu verleihen, es sei denn, daß sie mit einer Zuthat heiterer persönlicher Erlebnisse gewürzt seien. Des Verfassers Bericht über Aden hält der Recensent für den ausführlichsten, den es vielleicht gibt, und findet ihn auch höchst unterhaltend.

„Richard Oberländer's «Westafrika vom Senegal bis Benguela» ist zwar eine bloße Compilation von keinen besonders schriftstellerischen Ansprüchen, doch ist diese mit richtigem Urtheil ausgeführt und reproducirt die Beobachtungen vieler Reisenden, deren Werke in England kaum bekannt sind."

Von C. A. Thilo's „Kurze pragmatische Geschichte der neuern Philosophie" heißt es, sie würde ihren Zwecken gut entsprechen, ginge die Darlegung nicht zu häufig in Polemik über.

„Eine Gesammtausgabe von Arthur Schopenhauer's Werken, von dem «Apostel» Julius Frauenstädt herausgegeben — sagt das Blatt —, wird philosophischen Bibliotheken eine willkommene Bereicherung sein. Das Lebensbild ist eine gelungene Leistung.

„Unter dem wenig versprechenden Titel «Schopenhauer als Scholastiker», hat ein Schriftsteller, der sich «Moritz Venetianer» nennt (sic) und der entstehenden von Hartmann'schen Schule zugehört, eine sehr scharfe Züchtigung des frankfurter Weisen verfaßt, der äußerst ungehalten darüber sein würde, sich mit den Philosophen in eine Reihe gestellt zu finden, die er nie ermüdet als sophistische Entsteller Kant's anzuklagen. Es dürfte ihn jedoch trösten, eben Kant in derselben Verurtheilung mit inbegriffen zu sehen, und zu lesen, daß dieser, nachdem er das Scepter der Philosophie ein Jahrhundert lang geführt hat, jetzt aufgefordert wird, es an Herrn von Hartmann abzutreten. Der Verfasser hat übrigens Schopenhauer das Compliment gemacht, bei ihm, was den Stil anlangt, in die Schule gegangen zu sein, und sein derber Angriff wird durch reichliche Citate aus dem incriminirten Philosophen selbst nur noch amusanter gemacht" (d. h. für den, dem die Venetianer'sche Art des Angriffs gefällt).

„Dr. F. Nietzsche scheint, was in England ein Adullamit genannt werden dürfte, zu sein, der eine «Höhle» angelegt hat, aus welcher er sich vornimmt, sich periodisch dessen zu entledigen, was mit Hinsicht auf ihre vorauszusehende Unbeliebtheit er «Unzeitgemäße Betrachtungen» über Menschen und Dinge im allgemeinen nennt. Ein Mann von Talent kann schwerlich um sich herumschlagen, ohne irgendwo wirksam hinzutreffen, und in seinem ersten, Strauß' letztem Werke gewidmeten Versuche richtet er einige scharfe Angriffe gegen dieses Schriftstellers selbstgefälligen Optimismus und, was freilich einer directen Beweisführung fähiger ist, gegen die Ungenauigkeiten eines Stils, der classische Reinheit beansprucht. Beide Kritiken können gewissermaßen wohlbegründet sein; Heiterkeit dürfte indessen besser sein als Unzufriedenheit, und Strauß ist jedenfalls lesbarer als Nietzsche, der zwar gut schreibt, aber weder die Leidenschaft noch die Schärfe seiner Muster, Lassalle und Schopenhauer, hat und eher den Eindruck eines mürrischen Mannes macht."

„Friedrich Spielhagen's letzte Novelle «Ultimo» hat das Verdienst der Kürze, dramatischer Kraft der Situation und der Naturtreue, einer Natur freilich sehr unangenehmer und abstoßender Art. Die Handlung bewegt sich durchgängig nicht blos in einer schmuzigen, sondern in einer schurkenhaften Atmosphäre der Speculation und der gemeinen Habgier. Die anstößigste Person von allen ist der Held selbst, die einzige hervorragende Gestalt, die nicht mit der Finanzwelt in Verbindung steht, dabei aber die geldsüchtigste und herzloseste von allen. Der sittliche Maßstab der Erzählung ist in der That nahezu der von Thackeray's cynischsten Satiren, mit dem Unterschiede, daß, was Thackeray der Verachtung preisgibt, Spielhagen als natürlich und in Ordnung acceptirt. Die Geschichte ist nichtsdestoweniger so kraftvoll und so gut erzählt, daß sie

den Charakter deutscher Dichtung fast ebenso erhöht, wie sie den der deutschen Gesellschaft niederdrückt."

In „The Academy" vom 15. December v. J. (das Blatt, beiläufig erwähnt, erscheint von diesem Jahre an wöchentlich und hat denselben Charakter wie das „Athenaeum" angenommen) bespricht Edward Peacock die von Joseph Gostwick und Robert Harrisson veröffentlichten „Outlines of German Literature" in sehr anerkennender Weise, und bedauert nur, daß die Verfasser, die so Tüchtiges geleistet, sich allzu sehr beschränkt (das Werk überblickt die deutsche Literatur von Ulfilas bis Dr. Döllinger in einem Umfang von 581 kleinen Octavseiten) und nicht lieber ihren Plan erweitert haben. Für bei weitem den besten Theil des Buchs hält der Recensent die Kapitel II—VII, welche von der Literatur des Mittelalters handeln. „Hier", sagt er, „ist vieles von der gegebenen Belehrung neu in einem englischen Gewande, und wenn wir nicht irren, werden selbst wohlunterrichtete Deutsche, welche die Literaturgeschichte ihres Vaterlandes nicht zum besondern Gegenstand ihres Studiums gemacht haben, darin viel Interessantes finden." Nach einem Vergleich zwischen der altenglischen Volksliteratur und der deutschen, welche erstere er für ebenso grundaristokratisch in ihrem Tone erklärt, wie die letztere antiaristokratisch sei, entschuldigt er die Kürze, mit welcher die deutsche Philosophie behandelt ist, damit, daß man derselben in einem «Umriß» ja doch nicht gerecht werden könne, und rühmt das Wenige, was die Verfasser darüber gesagt haben, als gut dargestellt und von allgemeiner Billigkeit. „Siehe z. B.", fährt er fort, „die Paragraphen über Arthur Schopenhauer, einen Mann, von welchem die meisten Engländer, die überhaupt von ihm gehört haben, glauben, sie haben des Narren Vorrecht, ohne Ueberlegung über ihn zu reden."

Außerdem werden in derselben Nummer Hermann Hüffer's „Ungedruckte Briefe Napoleon's aus den Jahren 1796 und 1797" in Kürze besprochen.

In ihrer Anzeige der Umgestaltung der Zeitschrift sagt die Redaction, sie werde auf Deutschland, was die Wissenschaft, auf Frankreich, was die Kunst, und auf England, was die Dichtung und Novellistik betrifft, hinweisen.

Das „Athenaeum" vom 27. December v. J. enthält, wie alljährlich, einen Bericht über die deutsche Literatur im vergangenen Jahre. Der Berichterstatter, Professor Robert Zimmermann, findet, daß die buddhistische Lebensanschauung einen düstern und imposanten Ausdruck in den kürzlich erschienenen gesammelten Gedichten von Dranmor (Ferdinand Schmidt in Paris) gefunden. Seine Muse sei eine Medusa, meint er; dagegen die Felix Dahn's eine Tochter des Parnassus, die auf einer Universität gebildet worden, viel über Griechenland, Rom und das alte Deutschland weiß und in sehr passende Gewänder gekleidet ist. Unter einem classischen Firnis indessen besitze Dahn eine wahre poetische Ader, die er von seiner bairischen Heimat erlangt habe. Aus den erzählenden Dichtungen des verflossenen Jahres hebt der Bericht nur zwei als beachtenswerth hervor: „König Pharao" von Rudolf Gottschall, „dem wohlbekannten Dramatiker und Literarhistoriker", „eine" wie er sagt, „in schwungvollen Versen geschriebene Satire", und „Der Graf von Remplin" von der Gräfin Wickenburg-Almásy. Der Bericht umfaßt natürlich auch alle übrigen Gebiete der Literatur einschließlich der Philosophie, ohne freilich auf Vollständigkeit Anspruch zu machen. Bei dem ihm zugemessenen Raume muß sich der Referent selbstverständlich auf die bedeutendern Erscheinungen beschränken.

Bibliographie.

Alexis, W. (W. Häring), Gesammelte Werke. 20 Bde. Berlin, Janke. 1873. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Anthony, W., Silhouetten und Aquarellen aus der Coulissenwelt. Berlin, Staude. Gr. 8. 25 Ngr.

Baehring, B., Ueber religiöse Erziehung. Vortrag. Cassel und Göttingen, Wigand. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Beckmann, W., Die Gewerbe Mecklenburgs im 13. Jahrhundert. Rostock, Kuhn. 1873. Gr. 8. 4 Ngr.

Berger, Marie, Novellen. Ratibor, Wichura u. Comp. 8. 20 Ngr.

Bernstein, A., Naturwissenschaftliche Volksbücher. Wohlfeile Gesammt-Ausgabe. 1ster Bd. 4te vielfach verbesserte und vermehrte Aufl. Berlin, F. Duncker. 1873. Gr. 16. 6 Ngr.

Bezold, F. v., Zur Geschichte des Husitentums. Culturhistorische Studien. München, Ackermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Binder, W., Sprichwörterschatz der deutschen Nation. Aus mündlichen und schriftlichen Quellen gesammelt, nebst sprachlichen, sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen. Stuttgart, Schaber. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bredow, Gräfin Adele, Ein verlorener Sohn. Trauerspiel und ein Vorspiel. Leipzig, Leiner. 1873. 8. 1 Thlr.

Briefe und Akten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Bayerns Fürstenhaus. Auf Veranlassung und mit Unterstützung S. Maj. des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften. 1ster Bd.: Beiträge zur Reichsgeschichte 1546—1551. Bearbeitet von A. Druffel. München, Rieger. 1873. Lex.-8. 6 Thlr.

Ein Cyclus von Gedichten in Liedform von G. A. K. Leipzig, Priber. 1873. Gr. 16. 24 Ngr.

Dalton, H., 6 Vorträge. St. Petersburg, Röttger. 1873. Gr. 16. 1 Thlr.

Dederich, A., Der Frankenbund. Dessen Ursprung und Entwickelung. Hannover, Hahn. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.

Delorme, S., Caesar und seine Zeitgenossen. Eine Betrachtung der römischen Sitten gegen das Ende der Republik, deutsch bearbeitet von E. Döhler. Leipzig, Teubner. 1873. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Deutsch, E., Der Islam. Aus dem Englischen übertragen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Dümmler. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Dove, H. W., Das Gesetz der Stürme in seiner Beziehung zu den allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre. 4te vermehrte Aufl. Berlin, D. Reimer. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Erk, V. van, Ueber den Unterschied von Traum und Wachen. Eine erkenntniss-theoretische Studie. Prag, Tempsky. Gr. 8. 8 Ngr.

Feiss, J., Das Wehrwesen der Schweiz. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. 1873. Lex.-8. 15 Ngr.

Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 8te vermehrte Aufl. 1ster Bd. Aus dem Mittelalter. Neuer Abdruck. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Fritsche, E., Quellenbuch zur Geschichte des deutschen Mittelalters, mit Anmerkungen und historischen Erläuterungen sowie Zusätzen. Leipzig, Teubner. 1873. Gr. 8. 27 Ngr.

Fritze, L., Hitopadesa. Eine indische Fabelsammlung. Von der Erwerbung eines Freundes. Mit metrischer Uebertragung der Verse aus dem Sanskrit übersetzt. Breslau, Hoffmann. 8. 15 Ngr.

Gervinus, G. G., Händel's Oratorientexte übersetzt. Berlin, F. Duncker. 1873. 8. 2 Thlr.

Goltz, Freih. v. d., Feldzug 1870—1871. Die Operationen der 2ten Armee. Vom Beginne des Krieges bis zur Capitulation von Metz. Dargestellt nach den Operations-Akten des Ober-Commando's der 2ten Armee. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Gottschall, R., Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Vom Standpunkte der Neuzeit. 2 Bde. 3te verbesserte und vermehrte Aufl. Breslau, Trewendt. 1873. 8. 3 Thlr.

Gravière, Caroline, Zwei Belgische Novellen aus der socialen Welt. Berlin, Lüderitz. 1873. 8. 1 Thlr.

Hansemann, G., Eduard von Hartmann's Philosophie des Unbewußten für das Bewußtsein weiterer Kreise. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.

Hebbe, F., Der amerikanische Westen. 1stes Heft. Der Staat Nebraska. Kiel, v. Maack. Gr. 8. 10 Ngr.

Hölder, A., Darstellung der Kantischen Erkenntnisstheorie mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen Fassungen der transscendentalen Deduction der Kategorien. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 20 Ngr.

Kurz, H., Geschichte der deutschen Literatur mit ausgewählten Stücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller. Mit vielen nach den besten Original-Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitten. 4ter Bd. Geschichte der neuesten deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart. 2te unveränderte Aufl. Leipzig, Teubner. 1873. Lex.-8. 5 Thlr.

Kutzner, J. G., Naturbilder. Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von A. Kutzner. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Karl Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. Zweiter Band. Wissenschaftliche Ergebnisse. Erste Abtheilung. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Ranke, L. v., Die römischen Päpste in den letzten 4 Jahrhunderten. 1ster Bd. 6te Aufl. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Schack, A. Freih. v., Episoden. Erzählende Dichtungen. 2te stark vermehrte Aufl. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schleiden, H., Liederbuch für die Glieder des unsichtbaren Gottesreiches. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1873. 8. 2 Thlr.

Schmidt, F., Kaiser Wilhelm. Berlin, F. Lobeck. 1873. Hoch 4. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schmidt, J., Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774. 2ter Bd. 2te vollständig umgearbeitete Aufl. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Schopenhauer's, A., sämmtliche Werke. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 4ter Band: Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik. I. Ueber den Willen in der Natur. II. Die beiden Grundprobleme der Ethik. — 5ter und 6ter Band: Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 8 Thlr.

Schramm, G., Kant's kategorischer Imperativ nach seiner Genesis und Bedeutung für die Wissenschaft. Bamberg, Hübscher. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Schüren, R., Zur Lösung der socialen Frage. Eine volkswirthschaftliche Studie. 2te mit einer historischen Einleitung vermehrten Aufl. Leipzig, Luckhardt. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Bauernfreunde.

Roman

aus dem dänischen Leben des vorigen Jahrhunderts.

Von Edmund Lobedanz.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr.

Dieser fesselnde culturgeschichtliche Roman des bereits auf verschiedenen Gebieten der Literatur rühmlichst bekannten Verfassers wurde zuerst im Feuilleton der „Hamburger Nachrichten" veröffentlicht und fand bei den zahlreichen Lesern dieses Blattes den lebhaftesten Beifall. Mit vorliegendem, vom Verfasser sorgfältig durchgesehenen Abdruck wird das Werk nun der gesammten deutschen Lesewelt dargeboten.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Narren des Glücks. Historischer Roman. Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Sakuntala. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet. Vierte Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Deutsch metrisch bearbeitet. Zweite Auflage. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

König Nal und sein Weib. Indische Sage. Deutsch metrisch bearbeitet. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870

unter Führung des Kapitän Karl Koldewey.

Herausgegeben von dem

Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen.

Zweiter Band.

Mit 31 Tafeln in Lithographie und Kupferstich und 3 Karten.

Erste Abtheilung. 8. Geh. 4 Thlr.

Der zweite Band dieses deutschen Nationalwerks enthält die überraschend reichen und wichtigen wissenschaftlichen Ergebnisse der Expedition, bearbeitet von einem grossen Kreise der hervorragendsten Fachgelehrten.

Die zweite Abtheilung des ersten Bandes, des erzählenden Theils, wird voraussichtlich im Februar, die zweite Abtheilung des zweiten Bandes und damit der Schluss des Werks gegen Ostern zur Ausgabe gelangen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit.

Von

Moriz Carriere.

Fünfter (Schluß-) Band.

Das Weltalter des Geistes im Aufgange.

Literatur und Kunst im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Dieser Band, mit welchem das berühmte Werk vollständig vorliegt, schildert den geistigen Befreiungskampf, der, von England und Frankreich aus sich über Europa verbreitend, durch Deutschland in herrlichen Werken der Poesie und Musik vollendet ward. Der Verfasser betont namentlich überall, wie Kunst und Wissenschaft das deutsche Nationalbewußtsein geweckt und so zur Gewinnung eines einigen Vaterlandes mächtig beigetragen haben.

Die ersten vier Bände liegen sämmtlich bereits in zweiter Auflage vor und sind unter folgenden Specialtiteln auch einzeln zu beziehen:

1. Band: **Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum** in Religion, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Band: **Hellas und Rom** in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 15 Ngr.
3. Band: **Das Mittelalter** in Dichtung, Kunst und Wissenschaft. (1. Das christliche Alterthum und der Islam. 2. Das europäische Mittelalter.) Geh. 4 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr. 25 Ngr.
4. Band: **Renaissance und Reformation** in Bildung, Kunst und Literatur. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr. 5 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dictionnaire Trésor	**Praktisches Wörterbuch**
français-allemand et allemand-français.	der französischen und deutschen Sprache.

Von Jakob Heinrich Kaltschmidt.

Dritte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Französisch-Deutscher Theil. Geb. 24 Ngr.

Deutsch-Französischer Theil. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Kaltschmidt's Praktisches französisch-deutsches und deutsch-französisches Wörterbuch zeichnet sich besonders dadurch aus, daß es neben den für die Lektüre und Conversation nöthigen Wörtern auch die technischen Ausdrücke, welche in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben vorkommen, in großer Vollständigkeit enthält. Der Preis ist außerordentlich billig gestellt und jeder Theil auch einzeln zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 4. — 22. Januar 1874.

Zur modernen Romanliteratur.

Ganz besondere Lebensgeschicke von auffallend eigenartiger Gestaltung und einer Ausbildung der seelischen Welt, die zwar an den unveränderlichen Grundlagen des menschlichen Organismus hängt, so recht aber und nach ihren Einzelzügen doch blos in die modernen Verhältnisse hereingewachsen scheint: diese Kategorie von Novellen- und Romanbildungen ist längstens her eine ausnehmend beliebte und reich vertretene, nicht blos bei Franzosen und Engländern. Es hat für uns nichts Ueberraschendes an sich, obgleich der Fall nach Zahlenberechnung sich nicht gerade häufig so treffen mag, daß von sechs Productionen, die sich auf fünf Verfasser vertheilen, oder gar, wenn wir die einzelnen Novellen und Romane zählen, von neun nicht weniger als sieben jener Klasse angehören, die wir etwa im strengsten und engsten Sinne moderne Lebens- und Seelenbilder ernsten Schlags betiteln möchten. Lenken diese Arbeiten ins popularphilosophische Denken der Zeit socialer Richtung über, so der etwas weniger häufig bebaute historische Roman und die culturgeschichtliche Novelle, wie sie uns in zweiter Reihe vorliegen, in die Arbeit der strengen Geschichtsforschung. Die Uebergänge wären beiderseitig mit wenigen Strichen nicht schwer zu zeichnen.

Gemäß dem Gesagten verfahren wir mit unsern Vorlagen wie folgt.

Nach der Verwandtschaft in Ton und Haltung, in der psychologischen Motivirung und dem Schicksalsablauf scheiden wir die uns vorliegenden Nummern in zwei Partien ab und reihen in die erste folgende vier Stücke:

1. Ein seltsames Verhältniß. Roman von Anna Antonie von Thaler. Zwei Bände. Hamburg, Richter. 1874. 8. 1 Thlr 15 Ngr.
2. Der Pflicht geopfert. Erlebnisse aus den Schweizerbergen von F. von Stengel. Nürnberg, Richter und Kappler. 1873. 8. 1 Thlr.
3. Wrack. Zwei Erzählungen von Robert Byr. Vier Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Novellenbuch. Von J. Scherr. Dritter Band: Rosi Zurflüh. Brunhild. Werther-Graubart. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die beiden ersten Werke bringen Frauenschicksale von Frauenhand gezeichnet, aber unter wesentlich verschiedenen Formen und auf sehr ungleiche Naturen angewendet.

In Nr. 1: „Ein seltsames Verhältniß", von Anna Antonie von Thaler, ist Natalie von Dünnfeld, Frau eines Landraths, die natürliche Tochter eines stolzen und gewaltthätigen Ministers, ohne dieses Verhältniß zu kennen. Der andere Vater, der als ihr Protector immer für sie sorgte, der der jungen Dame bestimmte Gemahl, bedeutend älter, ein Ehrenmann, aber trockener Actenmensch, ist durchaus nicht angethan, ein Weib glücklich zu machen oder nur zu befriedigen. Da der Minister, der alle in seinem Herzen noch Platz habende Liebe auf dieses eine Wesen concentrirt hat, immer das Haus besucht und ihre Gesellschaft nicht entbehren will, so erklärt die ebenfalls mit dem wahren Verhältniß unbekannte, aber wie immer und überall um so klatschsüchtigere Welt Frau von Dünnfeld für — die Maitresse des Ministers, und dessen verdorbener Sohn, der die schöne Frau mit seinen gemeinen Werbungen verfolgt, thut ihr eine tödliche Beleidigung an. Die sogenannte „Gesellschaft" begegnet ihr mit ausgesuchter Zurücksetzung. Die äußere Unbefriedigtheit, hinzutretend zu der innern des Familien- und Herzenslebens, wird der gequälten und sich unglücklich fühlenden Frau unerträglich, als der zum Schutz für ihre Ehre aufgerufene Gemahl kühl beruhigt erklärt, nichts thun oder ändern zu wollen. Sie entflieht allem Luxus, lebt als Klavierlehrerin lange in Paris, lernt da einen jungen Mann kennen und lieben, wird dann aber durch einen falschen Hausfreund, welcher

sie wiedererkennt, halb gezwungen veranlaßt, ins Haus ihres Gatten zurückzukehren. Der Geliebte sucht und findet ihre Spur; im Laufe der Zeit sterben der Gemahl und der Vater; der junge Mann aber, durch jenen falschen Freund der Dünnfelds in alle Klatschereien nicht blos eingeweiht, sondern in der Meinung bestärkt, die Tugend seiner Herzensdame für eine blos kokette Larve zu halten, begegnet ihr mit so starker Roheit, daß der frühere reine Liebesbund für immer zerstört ist. Die reiche und so schwer geprüfte Witwe reißt die unwürdige Liebe aus ihrem Herzen, für ihr verlorenes Leben Trost suchend und findend in der edeln Bestimmung, die immer bereite großmüthige Wohlthäterin aller Leidenden um sich her zu sein.

Wie in nächster Nummer mit einem schwachen, so haben wir's hier mit einem ausgesucht starken Frauenherzen zu thun; beide sind aber gleich unglücklich, und beide durch verfehlte Heirath, wodurch ja nicht blos in Romanen, sondern im ganz gewohnten Alltagsleben so viele unglücklich oder verderbt werden, noch mehrere beides zugleich. An sich und ohne alle künstliche Zuthat gewinnt uns dieses Frauengeschick ein wahres Herzensinteresse ab, und die Gestalt der Heldin (das ist von Bedeutung) erscheint als die tüchtigste und mit voller Rundung gezeichnete. Neben ihr betrachten wir als die richtigste Zeichnung jenen grundverdorbenen schleichenden Hausfreund, den Hofcommissar Klaff, und wenn wir dessen ganze Gestalt mustern, so glauben wir wieder einmal eine alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß nämlich die schlechten Charaktere leichter zu zeichnen sind als die guten, weil sie mehr Windungen haben und der Beobachtung mehr Ecken bieten.

Die Ausführung zeichnet sich durch eine höchst frappante Gleichmäßigkeit des Tons aus, den wir den natürlich-familiären heißen möchten; das alles läuft so glatt und regelrecht ab, als sähen wir die Familiengeschichte eines unserer Nachbarn unmittelbar vor uns sich abrollen, ohne daß wir uns über eine einzige der Consequenzen zu wundern Grund finden, aber auch ohne daß wir besonders davon erregt oder angeregt werden. Wir kennen alle diese Figuren, nur unter andern Namen, und insofern ist allerdings genau nach der Natur gezeichnet, aber auch nicht mehr gethan. Es gibt übrigens einzelne viel andeutende Scenen, wie gleich anfangs die Geschichte der Vermählung und des ersten Abends der Neuvermählten. Die für den Begriff eines unbefriedigten Frauenherzens vollständig ausreichende Erklärung des besondern Verhältnisses mögen wir in folgenden Worten verzeichnet finden:

> Meine Ehe bezeugt, daß eine Verbindung, ohne Liebe geschlossen, ein grauer Tag bleibt, dem der belebende, tausend Keime des zarten Verständnisses hervorrufende Strahl fehlt. Dünnfeld's unbestimmter Charakter, der ewig zwischen Wollen und Können schwebt, war nie im Stande, mir Achtung einzuflößen, ... o nur achten, nur achten woll' ich ihn können, wie ihn die Welt achtet, weil auf seinem Rufe kein Makel liegt. Ich wiederhole mir täglich, wie verehrungswürdig Dünnfeld als Mensch ist, allein es trägt nicht dazu bei, ihm einen Werth als Mann zu verleihen.... Besäße er Fehler, wäre er böse, leichtsinnig oder rauh im Benehmen, es würde sich doch darin eine Bestimmtheit geltend machen, so aber verschwimmt jede Empfindung, jede Eigenschaft bei ihm in Unsicherheit.

Sehr richtig! Da liegt die Lösung des Räthsels. Das sind jene verzwickten Halbcreaturen — meist ehrliche Leute, weil sie nicht die Kraft haben, schlecht zu sein, welche die tüchtige Natur zum Verzweifeln bringen.

Wir sprachen von gleichmäßig ebenem Ton. Freilich machen wir auch eine starke Reihe hochromantischer Scenen durch, und zwar auf dem classischen Boden solcher Art Romantik, in Paris: jene ganze Geschichte, wie Herr von Laffitte, ein reicher und berühmter Operateur und nebenbei ein elend herzloser Verführer, sich anscheinend großmüthig der arm in der Weltstadt lebenden und infolge schwerer innerer und äußerer Kämpfe krank gewordenen schönen Frau annimmt, um sie hernach zum Werkzeuge seiner Lust zu machen, und wie er, als ihre Festigkeit den Plan scheitern macht, noch teuflischer vorgehend sie als Wahnsinnige in ein Irrenhaus sperren läßt: alles das bis zum Augenblicke der Rettung durch die Revolution ist eine einzige lange Linie von schwersten Erschütterungen im hochromanhaften Ton, Dinge à la française, etwas stark für eine weibliche Feder.

„Der Pflicht geopfert", von F. von Stengel (Nr. 2) ist das Erstlingsproduct einer ebenfalls weiblichen Feder und Lebensgeschichte einer Frau, die dem Familienhochmuth geopfert und in den Banden der Ehe, ja noch nach deren Lösung unter Familienbevormundung so weit heruntergebracht wurde, daß ihre Natur nicht mehr gegen das völlig passive Aufgeben der eigenen Persönlichkeit reagirt, selbst dann nicht, als der frisch und thatkräftig gebliebene Jugendgeliebte, dem sie einst entrissen worden, aus fernen Landen zurückkehrt, um sie zu retten und nun doch für sich zu gewinnen. Diese Frau Wassenberg ist eine durchaus gebrochene Natur ohne alle Federkraft des Geistes, und wie eine Frauenseele unter jahrelangem Drucke so weit sinken kann, das wird nur dem Manne recht klar und begreiflich, dem auf seinen Schicksalswegen ein Frauenleben dieser Art schon nahe stand. Es ist eine wenig tröstliche, aber mit einem gewissen psychologischen Reize trüber Natur ausgestattete Geschichte, der Kampf der Kraft mit der Erlahmung, in welchem diese schließlich Sieger bleibt. Die Grundfrage für die Beurtheilung wird also die sein: Ist das Seelenleben auf beiden Seiten richtig gefaßt und mit lebendigem Interesse seine Entwickelungslinie hindurchgeführt? Wir denken: Ja. Die liebevolle Theilnahme concentrirt sich auf jenen für einen Amerikaner sich ausgebenden, etwas geheimnißvollen Herrn Winter, der die Mutter aufgeben muß, da sie sich selbst aufgibt, dafür aber erreicht, daß der Tochter, welcher bereits durch tyrannischen Familienbeschluß das gleiche Schicksal bestimmt war, Rettung wird, sodaß wir sie als glückliche Gattin aus dem Verhängniß heraustreten sehen. Dafür zahlt der unglückliche Mann mit dem Leben, und es ist jedenfalls eine fein angelegte Verflechtung, daß er, das unschuldige Opfer, dem in der Schuld seiner Geliebten — denn Schuld ist jene zur Selbstvernichtung herabgesunkene Schwäche — begründeten Verhängniß unterliegt, gleichwol mit dem Schicksal ausgesöhnt durch das erhebende Bewußtsein, nun doch eine Rettung, wenn auch nicht die gewollte, vollzogen zu haben; tiefe Lebenswahrheit liegt in dieser Wendung: so fährt das Schicksal über unser schwaches Menschendasein hin.

Die junge und noch etwas scheue Feder hat sich nicht in großer Schilderung versucht, und doch beweisen kurze

Stellen wiederholt, daß die eigenthümlich großartige, die im Sturm und in der Ruhe erhaben sprechende Schönheit der graubündener Gebirgslandschaft, welche den ganz passenden Schauplatz bietet, nicht ohne tiefen Eindruck an dem Auge der Verfasserin vorbeigegangen ist. Allgemein ergeht sie sich, ohne jedwedes gesuchte Pathos, ohne jede Kunst oder Künstelei des Ausdrucks, in schlicht einfacher Darstellung, und wir rechnen ihr das zum Verdienst an; entschieden steht sie auf dem richtigern Ausgangspunkte naturgemäßer Entfaltung des Talents, als wenn sie forcirt den hohen Ton anschlagen wollte, den wir beim geübten Meister billigen, weil er ihm ohne Zwang von der Hand geht und weil bei ihm die Kunst wieder Natur wird.

Stehen sich die beiden eben behandelten Stücke nach Durchführung der Schicksalsbestimmung in einiger Verwandtschaft nahe, so wird die erste der zwei Erzählungen in „Wrack“ von Robert Byr (Nr. 3) nach eben dieser Richtung mit Nr. 2, die zweite derselben mit Nr. 1 in Berührung gebracht werden dürfen.

In hochpoetisch gehaltener Form orientirt uns der Autor einleitend über den Grundgedanken, der ihn bewogen hat, die beiden äußerlich sehr ungleichen Erzählungen unter demselben Haupttitel zusammenzustellen. Das Résumé jener Exposition ist dieses: Zwei Schiffe, stolz und schmuck, lichten am selben Gestade die Anker, siegesbewußt, zu glücklicher Fahrt; doch keins soll sein Ziel erreichen. Der Sturm tobt und wirft das eine zerschellt an den Felsen, treibt das andere leck und bordbrüchig an den sandigen Strand, Wrack dies wie jenes. Die Sonne steigt tröstend auf, und hülfreiche Hände nahen. Aus den Planken und Bohlen des ersten baut man eine enge Zelle auf inmitten der niedern Strandhütten, ein dürftig Dach und gleichwol eine warme treue Heimat. Das zweite, nicht unheilbar zertrümmert, wird ausgebessert und sticht verjüngt und gekräftigt wieder in die See, stolz dem sichern Hafen zu. „Im selben Wald aufgewachsen, auf demselben Werfte gebaut, mit denselben Hoffnungen ausgelaufen, gescheitert eins wie das andere, — und doch ein so ungleiches Geschick. Dort ein Nothbau aus Trümmern, hier ein kräftiges Neuerstehen daraus. Nicht auch im Menschenschicksal?“ Ja wohl! Das also ist die leitende Idee. Die Phantasie kann danach vorwegnehmen, was für Schicksale ihr mögen vorgeführt werden.

Der Inhalt der ersten Erzählung: „Trümmer“, ist kurz zu fassen: Ein tüchtiger Offizier gewinnt die Liebe einer viel umworbenen vornehmen Dame; Feinde und Neider suchen sein Verderben, und der frechste aus ihnen stellt ihn vor offener Gesellschaft unter die Anklage gemeinen Diebstahls. Alles zieht sich von dem Verfemten zurück, feig und zweifelnd selbst die Geliebte; ohne Gelegenheit zur Rechtfertigung gelassen, entflieht er, nimmt fremden Namen an, lernt ein bescheiden Handwerk und gründet einen stillen Haushalt. Lange Jahre gehen vorüber; die Jugendgeliebte hat einem andern Bewerber ihre Hand geboten, ohne glücklich zu sein; denn trotz allem lodert die erste Liebe in ihr fort. Und als endlich die Unschuld des so schmählich Behandelten offenkundig wird und sie ihn selbst wiederfindet, da erst flammt das alte Feuer gewaltig wieder auf; sie will die beiderseitigen Ehebande sprengen und ihm nun erst ihre Hand und die vornehme Stellung in der Gesellschaft zugleich geben. Er, schwankend, wird durch demuthsvoll innig ergebene Liebe seines Weibes am stillen Herde zurückgehalten und steigt zum wohlhabend geachteten Bürger seines neuen Heimatsortes auf.

Es ist im ganzen eine schwüle und trübe Atmosphäre, ein bleigrau über diesem Lebensbilde hängender Himmel, der um so schwerer drückt, als uns so recht eindringlich wird, daß es vielleicht das Geschick einer einzigen Stunde ist, welches hier das reiche Menschenleben knickt — Fatalismus; wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß trotz der sehr lebhaft spielenden Phantasie eine gewisse ins Schwere ziehende Monotonie über dem Gemälde hängt, das etwas stark an unsere moderne Sensationsliteratur erinnert; in erster Linie ist's Lektüre für den Pessimisten. Und trotzdem müßten wir weder Welt noch Leben erfahren haben, wollten wir die innere Wahrheit solcher Vorgänge bestreiten; wohl oder übel, schließlich müssen wir uns immer wieder sagen: so ist eben und leider der Mensch, so die Welt, so das Leben; sind wir ja mit unserm starken Willen oft nur die Puppen in der Hand eines diabolischen Schicksalsspiels. Das Gemälde ist richtig, nur ist es zu stark blos von der einen Seite genommen.

Es ist da eine Sorte Menschen von großer Erbärmlichkeit und Hohlheit, und nach der Schärfe der auf die detaillirte Zeichnung verwendeten Striche abzumessen, sollte man fast meinen, der Autor wäre ihnen wo anders als blos in seiner Phantasie begegnet. So dieser leichtfertige Geck, der Oberlieutenant Börtling, der sich von dem Hauptmann Rindhelm (und das ist der unglückliche Held des Stücks) wiederholt die Schulden bezahlen läßt, um unter den ersten den Freund rath-, that- und gewissenlos im Unglück stecken zu lassen, dann dieser Bankhalter und Falschspieler und was er sonst noch sein mag, Baron Webenstein, an dessen erstem Auftreten (I, 12—13) wir auch gleich die bis ins Einzelne zugespitzte Art der verwendeten Porträtzeichnung mögen kennen lernen. Immerhin etwas weniger schlecht, aber um vieles lächerlicher tritt der dritte im Kleeblatt auf, der nichtssagende Herr von Rothfelder, der gewissermaßen unter der vormundschaftlichen Schulung der Verdorbenheit des Barons steht und als dessen Spielkumpan misbraucht wird. Es ist wirklich eine allerliebste Gesellschaft zusammen, dieses Kleeblatt des blasirten Lasters und Müßiggangs. Die Niedrigkeit der ganzen vornehm sein wollenden Gesellschaft, selbst die Glieder mitgerechnet, die nur durch die gefühllose Härte des Welttons sündigen, ist mit wahrhaft durchdringender Schärfe gezeichnet, und es steht als bittere, aber grimmig wahre Lection da, wenn der verfemte Mann nach zehn Jahren unsaglichen Leidens der vornehmen Frau, die ihn mit der vollen Wucht neu emporgeschossener Liebe zu sich heraufziehen möchte, erwidert:

> In eurer Kaste altert man nur an Jahren; du kennst die Menschen nicht; das Elend kommt weit derber in Berührung mit ihnen, es sieht die wahre ungeschminkte Welt und stößt sich manche harte Beule an ihren scharfen Ecken. Sie ist bei weitem nicht so rund als ihr Schatten. Märtyrerkronen sind ein selten Ding; für Alltagskinder bedeutet Leiden auch Verschulden. Sieh um dich, überall ist es gleich: der Arme wird verachtet, nicht weil er es verdient, arm zu sein, blos weil er's

ist. Wem durch zehn Jahre ein Zettel mit dem Schimpfe „Dieb" auf den Rücken geheftet war, der hat gut ihn herunterreißen, man ruft ihn doch nicht mehr anders.

Das unauslöschliche Leid eines verfehlten Menschendaseins und der Schmerz des Verkommens in einer Atmosphäre, die nicht für eine feinere Organisation taugt; ferner das verschwiegene Bangen und Leiden des Weibes, das über das tragische Geschick seiner Jugendliebe in ewigem Zweifel ist; dann die Katastrophe in den vier Herzen und der Kampf der beiden Frauen um den Besitz des geliebten Mannes, bis die aufopfernde Liebe siegt: diese innersten Elemente sind mit dramatischer Lebendigkeit und Wärme gegeben, die eben deshalb nichts Künstliches hat, weil sie durchaus empfunden erscheint. Es ist Natur in dieser Sprache und Gesetzmäßigkeit im Fortschritte der Handlung.

Einen sehr verschiedenen Eindruck macht die zweite Erzählung: „Der Tuwan von Panawang." Auch ein Wrack, aber eins, aus dem sich wieder ein neuer stolzer Schiffsbau zimmern läßt.

Der Tuwan von Panawang — ein exotisches Gewächs. Tuwan heißt Herr, großer Gutsbesitzer; Panawang ist holländisch-ostindisch. Wir werden also unter die Tropen geführt, und die Geschichte, die sich da abspinnt, von tropischer Leidenschaft durchglüht, ist allerdings so recht angethan, uns das bekannte alte Wort zu demonstriren: Nicht ungestraft wandelt man unter Palmen. Kurz gefaßt, ist die Grundlage der Erzählung diese: Ein kernhafter und tüchtiger Deutscher aus sehr guter Familie hat in der Heimat so vollständig Schiffbruch an seinem Herzen gelitten, daß er in fremden Zonen Leben und Sein gewissermaßen neu erkämpfen will. Als Gemeiner tritt er in die holländisch-ostindische Legion, macht die bittersten Erfahrungen, namentlich Demüthigungen durch auf Betrieb leichtfertig übermüthiger Offizierchen, die nun einmal seine Vorgesetzten sind und den selbständig stolzen Mann um so weniger leiden können, als er einem von ihnen bei einer Liebeswerbung ins Gehege kommt. Die energische Natur überwindet alles; bei schweren Aufständen der Einheimischen durch Einsicht und Todesmuth sich hervorthuend, wird er nach seinem Wunsch ins technische Bureau versetzt, erringt eine sehr geachtete Stellung und gewinnt die Hand jener Schönen, die schon von der Ueberfahrt des gemeinen Soldaten her in einem nie ganz erloschenen Herzensrapporte zu ihm stand, mit ihr großen Besitz, sodaß er schließlich als bedeutungsvoll eingreifender Gutsherr vor uns steht. Daß eine solche Carrière die einschneidendsten Wechsel durchlaufen muß, ist begreiflich, und in der That: die Geschichte ist fast überladen; mit einer Hast und Glut, die man an der Tropensonne gereift halten möchte, werden wir durch die wildesten und auch zarten Scenen hindurchgejagt; die Phantasie scheint da und dort fast die Zügel zu zerreißen, ruhelos, sich aufbäumend.

Greifen wir zur Charakteristik die markantesten Scenen und Gestalten heraus: Da ist das Campement, d. h. für ein etwas reinliches Gemüth der Vorhof der Hölle. Die Grundlection spricht der barock philosophirende Baron Randolf aus, der nach einem unüberwindlichen Schiffbruch zu Hause gerade wie unser Held Albot mit Erwartungen von Carrièremachen herüberkam, getäuscht in Lebensüberdruß versank, dem Gintrinken verfiel und nun unfehlbar einem trostlos frühen Ende zugeht. Eine ursprünglich mit Geist und Adel und sogar Gemüthstiefe ausgestattete Gestalt, die ihr Elend sehr wohl kennt, aber nur noch durch Trinken sich über dasselbe hinaushebt, repräsentirt Randolf mit größter Eindringlichkeit das gewöhnliche Schicksal des verdammten ehr- und werthlosen Werbsystems alten Stils, das sich kurz in seine folgenden Worte kleidet:

> Eine rasche Jugend, ein kecker Entschluß, unklare Vorstellungen vom Ding an sich, glänzende Hoffnungen auf Avancement und Reichthümer, niederdrückende Behandlung, neue Pläne, vergebliche Versuche, schließliches Landen in Mester-Cornelis (dem Campement), angehende Verzweiflung, Untergehen im Pandämonium, aufkeimende Selbstmordgedanken — kennen das!

Sollte höchstens noch heißen: Landen bei der Branntweinflasche; dann ist der Kreislauf allerdings zu Ende. Es ist übrigens mit sehr treffender Seelenkenntniß die halb bereits zerrüttete, halb immer noch geniale Logik eines von Natur bedeutend angelegten und so gesunkenen Kopfes in den Reden Randolf's verfolgt; man nehme Passagen, wie III, 64, wo er beginnt: „Das Gin, das ist die Kritik der reinen Vernunft." Die lächerliche Seite dieser Species aber, d. h. die Wirkung, die eben dieses Leben auf nichtige und oberflächliche Naturen macht, repräsentirt der schwadronirende Franzose Riolle le brave mit seiner Maid Trinel, die er sich nach guter Soldatensitte beigelegt hat. In beiden Zeichnungen liegt ein grimmig bitterer Humor, ob er nun das verfehlte Leben tragisch wie dort oder wie hier als nichtige Maskerade komisch nehme; das menschenverderbende System ist gerichtet. Der im Trunk untergehende, selbst im Rausch noch nicht unedle Deutsche und der barbiermäßig geckenhafte Franzose sind mit überzeugender Consequenz gezeichnete Figuren. Jener wird uns noch interessanter durch den muthig gesuchten Tod und durch das Geständniß des heillosen Lebensschicksals, das ihn so heruntergebracht: wie nämlich der eigene Vater und ein sauberer Vetter den mit einem armen Mädchen Verlobten betrügen, diesem die Untreue des auf Reisen Geschickten einschwatzen und dadurch die Katastrophe der vorzeitigen Geburt eines Enkelkindes herbeiführen, welcher die arme Getäuschte erliegt. Die ganze Expedition gegen die Balinesen ist eine jener tigerjagdartigen Kampfscenen, an die wir etwa aus den Beschreibungen der nordamerikanischen Indianerkriege gewöhnt sind, geheimer Schrecken voll und unheimlicher Grausamkeiten; in Fieberhast jagen wir durch das fremdartig wilde und glühende Vernichtungsbild. Aber noch besser: jener Ueberfall der Wilden im holländischen Herrenhaus ist eine Situation mit wahrhaft teuflischen Schrecken. Man nehme jene ebenso originelle wie furchtbare Todesart, die ein Anführer der Wilden, der allerdings vollwichtig gerechte Rache zu nehmen hat, an einem übermüthigen holländischen Offizierchen vollstreckt:

> Auf einen Wink des Häuptlings wurden rasch zwei Pfähle in den Boden geschlagen und van Duizenbeek, dem man die Kleider bis zu den Hüften herab vom Leibe riß, so daran gebunden, daß er mit der Brust unmittelbar auf dem Bambusstumpfen auflag, ohne eine Bewegung machen zu können. Er hatte zu sprechen und sich zu wehren versucht; umsonst! Regungslos lag er da, und jauchzend umringte ihn die wilde

Schar. Wana Sariah erhob mächtig seine Stimme: „Bis die Sonne aufgeht, wirst du gesprochen haben, wo Matabunga ist; bis die Sonne niedergeht, haben die jungen Triebe deinen Leib durchwachsen, und aus deinem Munde kommt keine Lüge mehr.“ Entsetzen erfaßte den machtlos auf den Boden Hingestreckten. Die Worte seines Gegners klangen ihm wie ein erschütterndes Urtheil, gegen das jede Berufung vergeblich war. Er erinnerte sich, von jener in frühern Zeiten auf Bali üblichen furchtbaren Todesstrafe gehört zu haben, die er nun über sich selbst verhängt sah. Er wußte, mit welcher Schnelligkeit die jungen kieselreichen und spitzkugelförmigen Schossen des Bambus aus der Erde treiben; er wußte, daß deren Wachsthum bei Nacht, wo sie sich stärker entwickeln, beinahe zwei Zoll in der Stunde beträgt und daß sie mit der Unwiderstehlichkeit einer Eisenwaffe sich ihm ins Leben bohren mußten. Fast auf die Minute genau vermochte er den Beginn der Schmerzen, ihre Steigerung und das Ende zu berechnen. Keine Rettung, keine Hülfe denkbar!

Mit Verwunderung beachten wir, wie der Autor, dem doch Indien nicht aus Autopsie bekannt sein kann, mit großer Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Sicherheit die Besonderheiten in der Lebensweise der Eingeborenen, das halb phlegmatische, halb thatkräftige Residiren der reichen holländischen Gutsbesitzer und das Blühen und Treiben einer Natur zeichnet, von deren glühender Jugendkraft uns die Phantasie kaum eine Vorstellung geben kann.

Es ist zu viel in kleinem Rahmen, eine Hetzjagd der losgebundenen Phantasie, ein Ritt des Mazeppa.

Der dritte Band von J. Scherr's „Novellenbuch“ (Nr. 4) führt uns in drei Erzählungen schwere Lebensbilder auf, das bedeutendste in der ersten: „Rosi Zurflüh“, in der sich allerdings, wie der Verfasser einleitend erwartet, Alpenluft herausspürt.

Rosi Zürflüh ist eine ganz prächtige Erscheinung, übrigens ein Weib, wie es jedenfalls zu den ausgesuchten Seltenheiten ihres Geschlechts zählt. Man mache sich die Situation klar: Rosi ist die glückliche Frau eines in prächtigem Alpenthal wohnenden begüterten Bauern und Bildschnitzers; ihr Mann wird durch lockende Anerbieten in seinem Beruf nach Norddeutschland geführt und kommt dort zusammen mit der aus seinem Thale gebürtigen, jetzt als wohlbezahlte Maitresse lebenden Dirne Schwarz-Elsi, die den schwachen Mann, welchen sie von jung auf liebhatte und der Rosi förmlich abjagen will, verführt; ein Kind unterm Herzen tragend, folgt sie ihm heim. Sowie sie aber sieht, daß sie den Zaudernden denn doch nicht von der Rosi abbringen kann, läßt sie ihn und das Kind sitzen und zieht wieder fort. Rosi, die schwer Beleidigte und schwer Leidende, nimmt das Kind der Rivalin und des untreuen Mannes wie ihr eigenes an, steht in bester Treue ihren Hauspflichten vor, hält aber ernst und still den Mann in gemessener Entfernung: es ist eben eine Saite in ihrem Herzen gesprungen. Der Schuldige trägt die drückende Situation nicht lange; eines Tags auf die Gemsenjagd gehend, wird er als Leiche heimgebracht. Die Situation wird noch dadurch gespannt, daß der wackere Ortspfarrer die tüchtige Jungfrau, ohne daß sie's wußte, ebenfalls mit Leidenschaft geliebt hatte; sie aber, mitten im eigenen Unglücke das erfahrend, führt den Pfarrer und ihre Schwester, die ihn schon lange geliebt, glücklich zusammen.

So verwickelt die Lage ist, sie trägt gleichwol nicht den leisesten Zug an sich, der nicht volle Natur wäre; dergleichen Dinge geschehen auf unserm unvollkommenen Wandelstern alltäglich, das Seltene ist nur ein Herz wie das der Rosi. Die überzeugendste seelische Wahrheit inmitten der schweren Herzenskämpfe, kurz die volle und gehaltene Natur, bestimmt und kräftig ansprechend wie das Walten des Alpengeistes, tritt uns in dem ganzen Gemälde entgegen. Die Erzählung, tief zum Herzen sprechend, ohne allen künstlichen Aufwand, der da nur stören könnte, ist meisterhaft durchgeführt, und obwol der Conflict ein allgemein menschlicher ist, unter allen Zonen zu Hause, so sind doch die specifischen Charaktere, es ist das ganze Schalten und Walten so heimisch traut mit dem Wehen der schweizer Alpenluft verwoben, daß Schauplatz und Menschenwelt durchaus eine zusammenstimmende Einheit geworden, trotz des düstern Grundtons in seelenvoller Schöne abgeklärt.

Die zweite, viel kürzere Erzählung, „Brunhild“, ist furchtbar düster. Eine erschrecklich stolze und verzogene adeliche Schöne, deren Vater verarmt, wird von einem tüchtigen jungen Manne geliebt und vom Vater bestimmt, ihm die Hand zu geben. Sie träumt sich in den Wahn hinein, verschachert zu sein, und hält den jungen Gemahl systematisch kalt von sich fern; er, nichts fürs Leben gebend, fällt im Zweikampf. Und nun — Widerspruch des räthselhaften weiblichen Herzens. Nun zeigt sich, daß die statuenhafte Schöne vom ersten Augenblick an mit Glut eben den Mann liebte; verletzter Stolz, Eigensinn und Wahn haben das Unglück verschuldet. Halb wahnsinnig kniet sie in seinen letzten Stunden vor ihm und sucht dann ihr Grab im See. Die Tragik ist zu schroff, das Nachtgemälde gar zu mitternächtig finster ohne auch nur einen einfallenden Mondstrahl, der psychologische Conflict zu hart zugeschliffen, wir möchten sagen auf die Spitze des Nagels gestellt. Ob eine solche Seelenhaltung überhaupt möglich, jedenfalls ist sie wider die Natur, und wenn je auftretend, so wäre es nur das Gebaren eines mittelalterlichen Burgfräuleins zur guten Leibeigenenzeit; in die moderne Welt paßt die Erscheinung nicht mehr.

„Werther-Graubart“, in Briefform gebracht, ist eine ganz andere Nuancirung des in Millionen von Formen auftretenden unentwirrbaren Liebesproblems. Ein bereits alternder Mann und eine junge Dame, die sich flüchtig am Gotthard begegneten, finden sich wieder und — in beiden ist die Liebe da. Der sehr tüchtige und klar denkende Mann zweifelt immerhin, ob er für das junge Mädchen passe, ob es nicht eine flüchtige Liebesglut sei und eine eheliche Verbindung nicht verderblich enden könnte. Er sieht es gewissermaßen auf ein Gottesgericht ab: in den Krieg von 1870 für Deutschland eintretend, will er's riskiren, ob er umkommt oder leben bleibt. Unser Werther-Graubart fällt, die junge Schöne weint ihm bittere Thränen nach und — heirathet einen andern. Wer einen sentimentalen Schluß erwartete, wird bitter getäuscht die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Es thut uns fast leid um die Gestalten, die unser warmes Interesse erregten und uns den Begriff geben, über Mittelschlag hinauszugehen. Nun, dieses Ende ist pessimistisch ordinär, aber — von der vollkommensten Alltagswahrheit. Eine ernstere Frage ist die nach der psychologischen Wahrheit des ganzen Processes. Es ist zwar durchaus nicht

selten, daß ein junges Kind sich mit aller Heftigkeit in eine imponirende männliche Erscheinung verliebt, auch wenn schon Schnee auf ihrem Scheitel liegt; aber es geht da doch etwas unvermittelt und urplötzlich zu; und wenn wir zur Erklärung die auffallende Verwickelung in Rechnung bringen wollten, daß der alternde Herr und die Jungfrau unbewußt sich recht nahe stehen, indem er in der Jugend die Mutter des Mädchens, die das Schicksal einem andern zuwarf, liebte, wenn wir also eine Art naturbestimmter Sympathie in beiden waltend setzen wollten, so wäre das ein Seelenfactor, für den wir, wie freilich für noch vieles auf Erden, weder ein Maß noch eine Erklärung haben.

So viel von modernen Lebens- und Seelenbildern.

Der zweiten unserer heutigen Klassen gehören an:

5. Novellenbuch von J. Scherr. Erster und zweiter Band: Schiller. Culturhistorische Novellen in sechs Büchern. Neu durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 3 Thlr.

6. Der Hochverräther. Historischer Roman von George Hiltl. Zwei Bände. Berlin, Wedekind und Schwieger. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wenn wir aus dem Kreise der übrigen Romane und Novellen hinübertreten zu des „Novellenbuch“ zwei ersten Bänden (Nr. 5), so kommen wir in eine ganz andere Luft hinein, die uns viel kühler anweht; das Romanhafte ist da absichtlich so stark hinter das Culturgeschichtliche zurückgeschoben, daß wir ebenso wol einfach „Ein Bild aus der Culturgeschichte“ als Titel setzen dürften. Was der Verfasser will, sagt er deutlich selber: „Die Absicht war, ein durchweg auf quellenmäßigen Zeugnissen ruhendes, zugleich getreues und anschaulich belebtes Bild einer bedeutsamsten Culturepoche unsers Landes zu geben, ein Bild, dessen Mittelpunkt allerdings der große Dichter sein sollte, ohne jedoch der Held — das Wort im Sinn von «Romanheld» genommen — zu sein.“ Das also zwingt uns beim „Novellenbuch“ sehr zu unterscheiden: Haltung und Ton dieser zwei ersten Bände sind überwiegend geschichtlichen Inhalts, sodaß wir sie ganz füglich zwischen das Geschichts- und das Novellenfach einschieben und bestimmt als die Vorbereitung zur reinen Geschichtschreibung, die ja der Autor selbst an diesem selben Objecte geübt, betrachten dürfen; der dritte Band dagegen gehört entschieden dem romanhaften Genre an.

Zum Culturbild „Schiller“ nur wenige Worte. Indem wir die streng culturgeschichtlichen und die mehr romanhaften Elemente, die Scherr freilich mit seiner bekannten und viel gewandten Kunst in eine wohlgefugte Einheit zusammenpaßte, kritisch secirend auseinanderhalten, trifft sich's eben, daß auf die erstern zumeist uns wohlbekannte und bereits historisch aufgenommene Lebenslagen und Personen fallen.

Unter den ersten begegnet uns der unglückliche Dichter Schubart. Sehr lebendig gezeichnet ist zum Eingang eine der abscheulichen Menschenverschacherungsscenen, wie die patriarchalischen deutschen Landesfürsten im vorigen Jahrhundert sie zu spielen geruhten. Weiter ist's die echte humoristische Dichterwirthschaft des armen Regimentschirurgen, die ganze reine Häuslichkeit seiner Aeltern, der schäumende Kreis der „Stürmer und Dränger“, unter denen der „Sammetdoctor“ eine mit besonderer Vorliebe gezeichnete Figur; ebenso anziehend ist der Pater Aloisius, gleich jenem Illuminat — zwei Prachtmenschen zusammen, übrigens nach der Haltung zwischen geschichtlichen und novellistischen Elementen getheilt. Es kommt nach allerlei Abenteuern zur bekannten Flucht mit dem Freunde Streicher. Auch das „China in Deutschland“ und die ganze oberhofpredigerliche Machination am Hof eines kleinen und halbverrückten deutschen Fürsten sind Bilder nur allzu stark aus dem deutschen Leben, dazu das kostspielige Abenteuerleben des in ägyptischer Freimaurerei mit dem Halbnarren spielenden Conde Fenix; nur daß die gemeinsten Verführungsgeschichten dieser vornehmen Herren geistlichen und weltlichen Gelichters gewöhnlich nicht mit einem so derben Donnerschlag endeten wie hier. Dann kommt die Läuterungsperiode im Leben des Dichters, Läuterung durch Freundschaft und Liebe, getragen durch die Namen Wolzogen und Lengefeld, und den so herausgereiften deutschen Mann und Dichter und nebenbei glücklichen Gatten vorführend bricht das Lebensbild ab.

Auf mehr romanhafter Seite steht der Deutsch-Amerikaner Raleigh, neben ihm die von halb zigeunerhafter, halb vornehm launischer Romantik getragene Lauretta (Object der Laura-Oden), genannt Turbinella, um deren interessante Mädchengestalt her sich neun Zehntheile des romanhaften Gehalts ablagern — Flucht und Verführungs- und Entführungsgeschichten, natürlich mit der ganz unentbehrlichen ernsten Liebeshandelzuthat, die aber dem tollen Kinde gegenüber schweren Stand hat, bis der Gott Amor auch sie besiegt. Eigenthümlich vorüberhuschende Figuren sind die Baronesse Lolo und der Waldphilosoph Eberhard (eine Art Zwillingsbruder zum obengenannten Pater), die beide wie feine Schatten im Vexirspiel des Lebens, aber fast in feinem tragischen Spiel, eingeführt werden, um bald wieder zurückzutreten.

Die Elemente zur Culturzeichnung scheinen vollständig da und gut gemischt.

G. Hiltl's historischer Roman: „Der Hochverräther“ (Nr. 6), führt uns ins Jahr 1674 und nach der Rheinstadt Köln unter ihrem schwachen Kurfürsten Max Heinrich und seinen bösen Dämonen, den Brüdern Franz und Wilhelm Egon von Fürstenberg, den an Frankreich verkauften und ihren Herrn zum Reichsfeinde herüberziehenden Verräthern am deutschen Vaterlande. Es ist die arge, für die Geschichte der Deutschen ewig schmachvolle Zeit, da der Reichsfeind in ihrem Lande herrscht, da Verrath und Niedertracht in allen Ecken lauern und nicht blos die lenkenden Häupter von Staaten und Städten spalten, sondern auch die Familien; da endlich gallischer Uebermuth im Ueberschäumen ist. Es handelt sich also darum, ein um den Hauptverräther, diesen ersten Fürstenberg, gruppirtes Culturgemälde jener Zeit zu entwerfen, ein Gemälde, dessen ganzes centrales Leben sich um die im Dunkeln schleichenden Umtriebe der Französischgesinnten und um die Gegenmanöver der deutschen Partei bewegen wird; und in der That, wir athmen von Anfang bis zu Ende in der schwülen Atmosphäre eines politisch-diplomatischen Intriguenspiels vom schlimmsten Schlag, in einem wilden Wettlauf von Minen und Contreminen, die gegeneinander springen. Geht doch diese Geschichte unverändert gleich mit den ersten Strichen vor, die uns in den lustigen

Carneval von Köln führen; denn für diese Mitspieler ist der Carneval selbst nichts anderes als ein unausgesetztes Operiren der List und Tücke, welches die Narrenmaske nur leicht über diejenige wirft, die diese Leute im gewöhnlichen Leben tragen, um sich zu hintergehen und zu übervortheilen. Wechsel und ein intimeres Interesse wird übrigens in das Gemälde, das nach seinem ganzen Habitus eintönig werden mußte, dadurch hereingetragen, daß eine durch den Gang der großen öffentlichen Dinge bedingte Liebesgeschichte und ferner ein geheimnißvoll düsteres Familienschicksal, das seine rächende Hand von ferne hereinstreckt, genau in die Action verwoben sind. Es ist eine sehr für den Roman gewinnende Verschlingung, welche folgende Lebensläufe bilden: der Syndikus der Stadt Köln, gut deutsch gesinnt und gar ein Haupt der auf die Französischen Fahndenden, und die schöne Christine von Hadmar, deren Vater unter den französischen Conspiratoren steht, lieben sich ziemlich hoffnungslos. Nun fügt es aber das Schicksal, daß der Syndikus, ohne seine Pflicht als deutscher Mann zu verletzen, über den Häuptern der Familie Hadmar wachen und Christinen aus schwerer Gefahr retten und schließlich den Freiherrn selbst nicht nur vor Strafe und Untergang, welche die Französischen erreichen, bewahren, sondern auf den rechten Weg zurückbringen kann; Christine und ihr Ritter Georg werden mit dem Segen des alten Freiherrn ein glücklich Paar. Das Interesse an dieser Lage der Dinge wird aber bei weitem gespannter durch folgende herzutretende Verflechtung: der Marquis von Obizzi, Offizier im kaiserlichen Regiment Grana, hat es in allererster Linie auch aus schwerer Privatrache auf den alten Freiherrn abgesehen, denn dieser half in seiner Jugend einem elenden italienischen Adelichen bei einem Verbrechen mit, das der Mutter des Marquis ungefähr das Schicksal der römischen Lucretia bereitete. Aber mit der oben gegebenen Wendung fügt sich's, daß dem jungen Liebespaar zu Gunsten der Marquis nicht blos seine langgehegte Rache fahren läßt, sondern daß die bereits ergrauten, aber auch geprüften und geläuterten Herren recht herzliche Freunde werden. Also ein Schluß voll Glück und Frieden, wie wir ihn nach dem Titel und dem Objecte kaum erwarten durften. Selbst der Hauptverräther büßt nicht einmal mit dem Leben.

Der ganze Verschwörungsapparat liegt vor uns ausgebreitet: die Schliche im Kloster St.-Pantaleon, die unter Carnevalsscherz sich versteckende Hetzjagd auf die französischen Boten, das schwarze Cabinet des Prinzen, wo Briefe und Depeschen künstlich geöffnet werden, die possirliche Geschichte einer Puppe, welche die gefährlichen Briefe verbirgt, und die Auffindung des erkauften Schreibers, das Diplomatentreiben und versteckte Spiel in den Salons — es ist alles ein und derselbe Luftkreis, in unveränderter Physiognomie die gleiche Gesellschaft. Die in fortlaufend gleicher Spannung gehaltene Handlung würde Gefahr laufen, eintönig zu werden, wäre die Erzählung nicht rasch in Fluß gehalten; die Striche sind keck hingeworfen, und die Action läuft mit dramatischer Beweglichkeit und Lebendigkeit ab.

J. J. Honegger.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 3.)

14. Konrad I. Ein Trauerspiel von F. Walther. Halle, Lippert. 1872. 8. 15 Ngr.

Der Held des Dramas ist jener deutsche Kaiser, der nur wenige Jahre die Krone tragend (911—918) und in diesen wenigen Jahren in allen seinen löblichen Unternehmungen vom ausgesuchtesten Misgeschick verfolgt, am Ende seiner traurigen Laufbahn, zerschmettert wie er war, seinen eigenen Bruder und seine Anhänger veranlaßte, die Kaiserkrone demjenigen anzutragen, mit dem er bis zum Tode in Fehde gelebt, nämlich Heinrich I., genannt der Vogelsteller.

Diese weise Selbstüberwindung ist von jeher höchlich gerühmt worden und verdient es auch, wenn sie freilich schon keineswegs so beispiellos und unmotivirt ist als sie scheinen mag. Konrad selbst erhielt die Krone nur durch die Fürsprache des Herzogs Otto von Sachsen, des Vaters von Heinrich. Bei der Kaiserwahl 911 hatten die Großen und Bischöfe des Reichs ihre Blicke auf Herzog Otto von Sachsen und Konrad von Franken gerichtet, und zwar fiel die Mehrzahl der Stimmen auf den erstern; da ihm aber die Kraft der Jugend fehlte, richtete er selbst auf Herzog Konrad die Wahl: eine Wahl, die auch entschieden eine gute genannt werden kann, denn Konrad wird als tapfer, ritterlich, gütig, leutselig und freigebig gerühmt. Sein Trachten ging darauf hinaus, die Monarchie Karl's des Großen wiederherzustellen und der Eigenmacht und Willkür der einzelnen Fürsten und überhaupt des hohen Adels ein Ende zu machen. Hierbei warf er sich mehr als wol nöthig der Kirche in die Arme. Auch den Sohn Herzog Otto's, seines edeln Freundes, Herzog Heinrich von Sachsen bekämpfte er auf Tod und Leben, und weil er darüber wol etwas Reue empfand, die Tüchtigkeit desselben erkannte und sich von dessen Vater nicht verdunkeln lassen wollte, empfahl er sterbend gerade diesen zu seinem Nachfolger.

Aus diesem Vorgang heraus baut sich die in Rede stehende Tragödie empor. Wir sehen Konrad nach seiner Verheirathung mit Kunigunde, verwitweten Herzogin von Baiern, im Schos seiner eigenen Familie in arge Conflicte gerathen. Seine Gemahlin und deren nächste Anverwandte wollen allerlei äußerliche Vortheile erringen und bereiten, als sie erkennen müssen, daß der Kaiser ihnen hierin nicht willfahren mag, demselben die entsetzlichsten Widerwärtigkeiten. Sie zetteln Aufstände und Verschwörungen an und scheuen schließlich nicht davor zurück, die Ungarn in das Reich zu rufen. Im Kampfe gegen diese findet Engelhard, sein Sohn aus erster Ehe, seinen Tod, und Konrad, durch diesen Verlust, die häus-

lichen Wirrnisse und das Scheitern aller seiner Plane in seinem tiefsten Wesen bis auf den Grund erschüttert, verfällt in Krankheit und zeitweise Geisteszerrüttung, aus denen er schließlich sich nur aufrafft, um sterbend die Wahl Heinrich des Finklers durchzusetzen.

So der ungefähre Inhalt des Trauerspiels, mit dem wir es hier zu thun haben. Derselbe erscheint in gebildeter Weise vorgetragen, in oft anmuthiger Sprache ausgedrückt und bleibt in einigen Auftritten entschieden nicht ohne dramatische Wirkung. Allein im ganzen ist die dramatische Form in dieser Tragödie nicht so klar, scharf und deutlich innegehalten, daß sich aus ihr ein wahrhaft und mächtig ergreifender Eindruck ergäbe. Das Drama geht hier wie in zu dicke, schwere, vermummende Hüllen und Gewänder gepackt. Es fehlen die natürliche Gestalt, die freie Bewegung, das frischquellende und unmittelbar packende Leben. Konrad's Charakter, Wesen und Absicht treten nicht voll genug in Sicht, auch seine tragische Schuld nicht; selbst Heinrich, obschon vom Dichter ganz hübsch angelegt, entwickelt sich nicht, wie denn überhaupt das Entwickeln nicht gerade eine starke Seite unsers Autors ist. Es bleibt in seinem Stück die Handlung so ziemlich auf derselben Höhe und gewinnt nirgends eine eigentliche Steigerung und Katastrophe. Die Gegensätze platzen nicht recht aufeinander, treffen und kreuzen sich nicht. Konrad und Heinrich gehen mehr nebeneinander hin, als daß sie sich begegnen und packen. Der Tod Engelhard's ist allerdings ein ergreifender Moment (nur abgeschwächt durch Konrad's, des Vaters, abgeschmackten und fast burlesken Ausruf bei der Leiche: „Todt! wie 'n Sperling todt!"), sowie endlich auch der geistesirre Zustand des Kaisers im fünften Acte in der nächtlichen, winterlich durchsausten öden Thurmhalle zu Weilburg nicht ohne einen gewissen schauerlichen Reiz erscheint. Allein diese und manche andere wohlgelungene Stelle machen noch keineswegs ein glücklich ausgeführtes Trauerspiel. Das Trauerspiel in seiner Ganzheit ist im Gegentheil als ziemlich misrathen und nur als ein dramatischer Versuch zu bezeichnen, der zwar Bildung und feinen Sinn, aber durchaus noch keine durchgreifende dramatische Gestaltungskraft erkennen läßt.

15. Saul und David. Biblisches Trauerspiel in fünf Acten von Richard Felix. Köln, Roemke u. Comp. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

In diesem Erzeugnisse zeigt sich die dramatische Muse gleichsam in schlafwandelndem Zustande. Sie geht mit geschlossenen Augen, traumhaft, schwer und langsam, wie von einer geheimnißvollen Macht getrieben, einher. Sie erscheint nicht ohne eine gewisse Schönheit und Anmuth, allein es fehlt alle freie, selbstbewußte Bewegung. Ihre Glieder sind kalt und steif; ihr Gang ist schleppend, zutastend und schwankend; zuweilen klingt ihr Athemzug wie ein Schnarchen. Ueber schwierige Momente schreitet sie gelassen dahin, ohne deren Gefahr zu ahnen; bei ganz leicht zu bewältigenden hält sie zaudernd und verlegen an. Von ausgesprochen dramatischem Leben ist wenig vorhanden; nirgends ergreift, packt und zündet die Handlung; es ist eine Handlung ohne Wärme, ohne Augenaufschlag, ja, wenn man will, ohne laute Sprache. Selbst die Verse dieses biblischen Trauerspiels sind wie im Schlummer leise und tonlos hingehaucht; aller Ausdruck, alle Leidenschaft mangeln. Das Ganze spielt sich wie unter dem Drucke einer unheimlichen Stille ab. Samuel und Saul, Saul und David prallen nirgends mit der für die Wirkung zu wünschenden Heftigkeit aufeinander; Abner, der Intriguant und Bösewicht des Stücks, entpuppt sich nicht zur Genüge, und die gute Michal kommt kaum irgendwie zur Geltung. Alles schleicht und huscht schattenhaft aneinander vorüber und gibt den Eindruck, als würde ein herausgestoßenes lautes Wort dies biblische Trauerspiel wie einen Spuk in Nacht und Nebel zerfließen machen. Es mangelt an jeder Wahrhaftigkeit des Wesens und der Erscheinung, an Puls und Affect, vor allem auch am eigentlichen dramatischen Conflict. Kirche und Staat prallen nicht recht aufeinander, und der erwählte König gelangt weder zu einem hinreißenden Pathos noch zu der erfolderlichen tragischen Schuld. Wo eine That nothwendig eintreten sollte, wie z. B. wo es gilt, den Sieg David's über Goliath, die Rettung David's durch Michal zu vergegenwärtigen, da bleibt sie aus, und wo sie ganz ohne Werth sich zeigt, wie z. B. daß Abner einen Boten niederstößt, der die Nachricht von dem unliebsamen Siege David's bringt, oder Samuel den Agag sichtbar tödtet, da bricht und fällt sie roh, fast brutal in die Handlung ein. Es ist eben kein wacher, gesunder Zustand in dem Stück, keine wohlberechnete und den sichern Erfolg im Auge haltende Mache. Aus diesem Grunde verschwimmt und verpufft die Action ins Blaue, Unbestimmte und Fassungslose hinein. Es bleibt eigentlich nichts, was sich einprägte und festsetzte: das ganze biblische Trauerspiel gelangt zu keiner vollen künstlerischen Natur und Physiognomie, so manches Verdienstliche darin auch sonst enthalten ist. Die Sprache ist, bis auf Einzelheiten, gebildet und nicht ohne Gewandtheit. Besonders geschickt sind verschiedene Psalmen in den Text verwebt. Daß Abner aus der Schlacht fliehenden Israeliten, welche darüber klagen, daß „das Glück ihnen den Rücken kehrt", höhnisch zuruft:

> Doch ihr nicht mir, bitt' ich mir aus! —

daß Saul, nachdem Abner den Boten niedergestochen, demselben zahm entgegenhält:

> Abner — Ha! Die That
> In meiner Gegenwart! —

sind linkische Vorgänge, wie sie unter den vorhergeschilderten, in dieser Dichtung obwaltenden Umständen nicht ausbleiben konnten.

16. Ernst von Schwaben. Trauerspiel in fünf Acten von A. Petrick. Berlin, W. Müller. 1873. 8. 1 Thlr.

Das Stück scheint eigens geschrieben worden zu sein, um das gleichnamige Stück von Uhland in besonderes Licht zu setzen, denn nach Lesung des Petrick'schen „Ernst von Schwaben" wird man die Verdienste des Uhland'schen erst voll zu erkennen und zu würdigen im Stande sein. Wie dramatisch knapp und wirksam, wie poetisch ergreifend und menschlich erschütternd erscheint der letztere gegen den erstern gehalten! Und dabei soll gar nicht gesagt sein, daß dieser eine geradezu schlechte oder werthlose Arbeit sei. Im Gegentheil, das fünfactige Trauerspiel, mit dem wir es hier zu thun haben, zeigt nicht nur Fleiß und

redliches Streben, sondern auch eine zu zeiten schwungvolle Sprache und einzelne glückliche Momente. Allein im ganzen ist das Werk von allzu ermüdender Breite, von zu verschwommenem Ausdruck und von gar zu wenig stichhaltiger dramatischer Gestaltungskraft, als daß sich ein abgerundetes, im Aufbau irgendwie stattliches Theaterstück sollte ergeben können. Es ist gleichsam ein Schauspiel, das aus allen Nähten geplatzt ist: es hat nicht Maß noch Ziel, und besonders zeigt es gar keinen Unterschied in der Behandlung von Haupt- und Nebendingen, von sich aufgipfelnder Verwickelung, von tragischem Conflict und Austrag. Die Vorgänge wirren sich bunt und unklar durcheinander und kommen nirgends recht zum Stehen. Es ist eine immerwährende Unruhe, ein beständiges Laufen und Rennen, ohne daß damit etwas Rechtes beschickt und erreicht würde. Unser Autor hat noch nicht einsehen und begreifen gelernt, daß „in der Beschränkung sich der Meister kundgibt". Er gibt sein Drama gleichsam mit Haut und Haar, mit allem, was drum und dran hängt. So erscheint es sozusagen wie unabgeputzt und ungeklärt, behaftet mit allem Staub und Gerüll der Arbeit. Ernst Herzog von Schwaben und Werner Graf von Kyburg werden uns in ihrer großen Freundschaft vorgeführt, letzterer hier und da mit einem leisen Posa-Anflug, den Uhland weise und vorsichtig vermieden, wie dieser Dichter auch jede landläufige Liebe seines Helden aus dem Spiel gelassen, während A. Petrick dieselbe geflissentlich hineingezogen und dadurch die Theilnahme schon um deswegen getheilt hat, weil Werner nicht wie Posa diese Liebe braucht und benutzt, um seinen fürstlichen Freund damit anzuspornen und zu treiben. Ernst's Liebe ist kein dramatisches Motiv, kein besonderer Hebel in der Seele des Helden, sie ist und bleibt eben nur eine schöne Empfindung, ein poetischer Luxus. Kaiser Konrad II., der Stiefvater Ernst's, Gisela, dessen Mutter, Bischof Warmann und sein Neffe, Graf Mangold, Graf Warin, Graf Odo von Champagne und Graf Falkenstein, sie alle treten zwar bedeutsam und wichtig auch hier in die Handlung ein, aber sie alle zeichnen sich nicht entfernt so bestimmt und wirksam darin ab wie in dem Uhland'schen Stücke. Auch die Verse, obschon nicht ohne kühnen Wurf und Fluß, besitzen nicht die naive Einfachheit und Größe der Uhland'schen. Zuweilen sind sie glatt und gewinnend, wie etwa in folgender Stelle:

> So sprech' ich über die, die ihm (Werner) zu theil,
> Des Reiches Acht und Aberacht nun aus,
> Zu schneiden dich, den angefaulten Zweig
> Für immer von der Menschheit Stamme ab;
> Geh' hin von hinnen, wie dein Herz begehrt,
> In die vier Winde weis' ich dich der Welt,
> Ich nehme dich von jedem Rechte aus,
> In alles Unrecht setz' ich dich fortan,
> Und wo ein jeder Mann den Frieden hat,
> Sollst du allein, du keinen haben mehr!
> Frei bist du wie der Vogel in der Luft,
> Der Fisch im Wasser und im Wald das Thier,
> Frei jeden Rechtes, jeden Schutzes frei,
> Und wen, zu tödten dich, gelüstete,
> Und wer dich tödtet, der thut recht daran;
> Und wie den Handschuh hier hinweg von mir
> Ich werfe und zertrete, sollst auch du
> Immer zertreten, ausgestoßen sein!

Doch finden sich auch manchmal ungelenke und dem Sinne nach etwas ungeheuerliche Verse, wie z. B.:

> O ruf' zu mir der Freunde edeln Kranz,
> Daß er ums Haupt, ums thatengärende,
> Ein würd'ger Schmuck sich schlinge zu dem Kampf. —
>
> Was häuft sich Aufruhr hier so himmelhoch
> Und schlägt wild tosend selbst an mich heran? —
>
> Ich bin es selbst, und aus dem bebenden,
> Dem Herzen flügelt sich der Dank
> Zum Himmel. —

17. Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Ponholzer. Fünfte Folge: Religiöse Schauspiele für Frauendarstellungen. Augsburg, Kranzfelder. 1872. 8. 16 Ngr.

Volksdramen lassen sich diese Schöpfungen wol kaum nennen, denn weder ist die dramatische Form darin streng gewahrt, noch der Inhalt eigentlich derart, daß sich annehmen ließe, das Volk werde Theilnahme dafür zu empfinden im Stande sein. Der Text besteht aus Erzählungen und Berichten in dialogischer Weise, die so eingerichtet sind, daß es, um sie zum Vortrag zu bringen, nur Wesen des weiblichen Geschlechts bedarf; kein männliches Geschöpf tritt in diesen Schau- und Singspielen auf, die alle entweder der Bibel oder der kirchlichen Legende entnommen sind. Die Absicht, welche diese Arbeiten entstehen machte, ist gewiß ebenso löblich, als sie lauter und rein ist; allein daß sie irgendwie auch nur zu einem Werke geführt hätte, das Anspruch darauf hat, ein Kunstwerk genannt zu werden, sind wir zu sagen außer Stande. Die Auffassung der Stoffe, ihre Ausführung, sowie deren Sprache und Tendenz — dies alles geht nirgends über das Maß der Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit hinaus. Von einer dramatischen Anlage, einem dramatischen Aufbau und Austrage ist nirgends die Rede; auch fehlen poetischer Schwung ebenso wie Geist und Tiefe der Gedanken. Es sind eben wohlgemeinte, einem scharf ins Auge gefaßten Zwecke entsprechende literarische Bestrebungen, die man für diesen wol gelten lassen kann, denen aber darüber hinaus irgend eine künstlerische Bedeutung sich keineswegs zusprechen läßt.

18. Konradin, der letzte Hohenstaufe. Drama in fünf Aufzügen. Vom Verfasser der „Weizenähre". Gratz, Moser. 1872. 8. 12 Ngr.

Dieses Drama weist, im Gegensatz zu den vorgehend beurtheilten Stücken, in seinem Personal kein einziges weibliches Wesen auf, und wie jene für Mädchenpensionate und Schulen geschrieben, scheint dieses vorzüglich Knabeninstitute im Auge zu haben, namentlich streng katholische; wenigstens läßt das der ganze Standpunkt der Arbeit und ihre Tendenz erkennen. Schon der Prolog schließt mit den Versen:

> Soll nun das Auge schauen, und das Ohr
> Vernehmen, und das Herz bei sich erwägen,
> Wie, wer an Petri Felsen frevelnd stößt,
> Sich jedesmal das eigne Haupt zerschellt.

Diesem Ausspruch zu Liebe scheint das Schauspiel gedichtet, denn er selbst kehrt nicht nur mehrfach in veränderter Fassung wieder, sondern sein Inhalt zeigt sich auch gleichsam als der rothe Faden, der das ganze Ge-

webe durchzieht. Es muß freilich dabei eingeräumt werden, daß es nicht allzu absichtlich und betont geschieht und daß ihm zu Liebe der Held und seine Freunde, sowie endlich der Zweck, für den sie kämpfen, keinerlei parteiische Verunglimpfung erfahren, sondern daß im Gegentheil Konradin selbst sowie sein Anhang und die Sache, für die sie fallen, in edler und durchaus wohlwollender Weise behandelt werden. Wenn diese Behandlung an sich nur etwas mehr kecken Wurf, frischeres Leben und höhere Bedeutung hätte! So aber ist sie eben nur gefälligen Ansehens, reinlich und eben, ohne jeden Ueberschwang, ohne jeden Sturm und Drang der Gedanken und der Empfindung, ein Drama, wohl und schicklich angethan, sauber gekämmt und glatt gescheitelt, wie es eben ein anständiges Haus bedarf. Das Drama beginnt nach der unglücklichen Schlacht bei Tagliacozzo und führt uns Konradin geschlagen, auf der Flucht, im Schlosse von Astura vor, wo er gleich im ersten Act von den Schergen Karl's von Anjou gefangen wird. Im zweiten Acte sehen wir die vergeblichen Bemühungen, die dem König von Neapel gegenüber gemacht werden, den unglücklichen Jüngling zu retten. Im dritten sucht der eigene Schwiegersohn Karl's, Graf Robert von Flandern, den Gefangenen zu heimlicher Flucht zu bewegen, die jener aber heldenmüthig ablehnt. Der vierte stellt das schändliche Gericht vor, welches den Prätendenten, trotz aller Einwendungen gerechter Anwälte, zum Tode verurtheilt. Der fünfte bringt den Tod auf dem Blutgerüste und was ihm unmittelbar vorangeht — alles manierlich, wohlgesetzt und artig, aber ohne scharfe Charakteristik, ohne hinreißendes Gefühl und wahres und echtes Pathos einer großen Leidenschaft oder eines großen Talents.

19. Kaiser Rothbart. Phantastisches Volksschauspiel in zwei Aufzügen von Otto Devrient. Karlsruhe, Braun. 1872. 16. 15 Ngr.
20. Goldene Hochzeit. Vaterländisches Festspiel zur Feier des funfzigjährigen Jubiläums Ihrer Majestäten des Königs Johann und der Königin Amalie von Sachsen am 10. November 1872 von Moritz Heydrich. Leipzig, Cnobloch. 1872. Gr. 16. 5 Ngr.
21. Zur Gründung des Reichs. Dramatische Bilder von S. Carilon. Wiesbaden, Limbarth. 1872. 16. $7^1/_2$ Ngr.

Drei Gelegenheitsdichtungen, von denen die letztere in flüchtig hingewischten Strichen den ohnmächtigen Kampf des Papstthums gegen die Begründung des Deutschen Reichs zeigt. Das Werkchen ist in großen, etwas crassen, dabei aber im Grunde wenig imponirenden Zügen hingestellt. Es ist ein Frescobild in Federzeichnung.

Das Heydrich'sche Festspiel ist mit so sinniger und patriotisch wohlthuender Wärme ausgeführt, daß man wol sagen darf, es hat seinen Zweck in jeder Hinsicht erfüllt.

Das phantastische Gedicht Otto Devrient's feiert die Neubegründung des Deutschen Reichs in poetisch recht glücklicher und in theatralisch jedenfalls sehr wirksamer Weise. Von der alten Volkssage des Kyffhäuser ausgehend, benutzt der Verfasser unsere bekanntesten politischen Volkslieder und die hervorragendsten Geschichtsbilder unserer berühmtesten Meister, um in Verbindung mit seiner eigensten Erfindung eine Handlung zu gewinnen, die Auge, Ohr und Sinne in fortdauernder Weise zu fesseln weiß. Das treffliche Werkchen hat seine Wirkung gehabt und dieselbe auch durchaus verdient.

Zum Schluß erwähnen wir einer Uebersetzung aus dem Norwegischen, nämlich:

22. Die Neuvermählten von Björnstjerne Björnson. Deutsch von Franz Busch. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. 16. 9 Ngr.

eine in Anlage und Ausführung sehr breite und etwas schwerfällige dramatische Arbeit, die aber daneben so viel wahres Leben und gewinnende Natürlichkeit entwickelt, daß man ihr um deswegen warmen Antheil und aufrichtige Achtung nicht versagen kann. Der Stoff ist ein bei uns oft behandelter, nämlich eine junge Frau, die, das verhätschelte Kind ihrer Aeltern, in ihrer neugeschlossenen Ehe die Pflichten der Gattin weit unter die der Tochter setzt und dadurch ihren Mann schon nach wenigen Tagen zu der Einsicht bringt, daß er seine Frau, um sie als solche wirklich zu besitzen, aus dem Schos ihrer Familie entfernen muß. In dieser Entfernung von Hause entfremden sich Axel und Laura zuerst nur noch mehr, und dies hauptsächlich mit Hülfe einer Freundin, Mathilde, welche Axel heimlich liebt und welche eine Scheidung des Paars nicht ungern sähe. Doch siegt die Liebe schließlich und die Gatten vereinigen sich zur Freude und Genugthuung aller Theile fester und inniger als je.

Das Werk ist jedenfalls das eines wahren Dichters, der aus der Tiefe echten Gemüths und aus der Fülle warmen Lebens heraus zu schaffen versteht.

Feodor Wehl.

Zur deutschen Sprach- und Literaturkunde.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Herausgegeben von Hermann Paul und Wilhelm Braune. Erster Band. Erstes Heft. Halle, Lippert. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nichts beweist deutlicher die steigende Theilnahme für die germanistischen Studien als die verhältnißmäßig so zahlreichen Zeitschriften, die ihnen gehören. Wird auch keine von ihnen glänzende Geschäfte im gewöhnlichen Sinne machen, so bestehen sie doch, und zwar so, daß sie fast ausnahmslos auf eigenen Füßen stehen können. Auch hat unsers Wissens durch die bekannte Ungunst der augenblicklichen Geschäftsverhältnisse keine so stark gelitten, daß ihre Existenz in Frage gestellt wäre.

Zu den vorhandenen tritt nun eine neue, deren Erstlinge wir hier vor uns haben. Ohne weitläufiges Programm kündigt sie sich an als hervorgegangen „aus einem Kreise von persönlichen Bekannten, die sich in Leipzig zusammenfanden". Es sind die auch sonst schon den

Fachgenossen wohlbekannten Namen von W. Braune, R. Welcker, W. Creizenach, F. Vogt und H. Paul. Selbstverständlich denken die Herausgeber nicht an eine Beschränkung auf diesen Kreis, obgleich man seinen Angehörigen wol zutrauen darf, daß sie auch ohne auswärtige Genossen ihr Unternehmen weiter fortzusetzen und aufrecht zu erhalten vermöchten, zumal wenn dasselbe einen so bestimmt ausgeprägten wissenschaftlichen Charakter bewahrt wie dieses erste Heft. Vielleicht haben die Herausgeber, die sich dessen unzweifelhaft ebenso deutlich wie irgendein Leser bewußt worden sind, eben deswegen es für unnöthig gefunden, sich in der gewöhnlichen Weise eines Prospects oder Programms darüber noch weiter auszusprechen.

Unsere bisherigen germanistischen Zeitschriften, auch die heute noch bestehenden, sind mit wenigen Ausnahmen, wie aus der Geschichte unserer Wissenschaft leicht zu erklären, zu keinem scharf begrenzten Programme gediehen, und die Ausnahmen, wo ein solches aufgestellt und wirklich durchgeführt wurde, konnten durch ihr Schicksal den Herausgebern nicht gerade Muth machen, sich von vornherein nur auf einen Theil des ganzen Gebiets zu beschränken. Man erinnere sich z. B. des kurzen Bestehens der Zeitschriften für deutsche Mythologie und für deutsche Mundarten, deren gehaltvolle Leistungen doch allgemeine Anerkennung gefunden haben. So hat wol jede ihrer noch lebenden Schwestern sich im allgemeinen einem gewissen Ausschnitt aus dem ganzen so unendlich großen Kreise der Wissenschaft mit Vorliebe oder durch einen instinctiven Zug zugewandt, aber keine will sich nur darauf beschränkt wissen, man müßte denn etwa dahin rechnen, daß in der von M. Haupt begründeten und bis zum sechzehnten Bande fortgeführten „Zeitschrift für deutsches Alterthum“, die mit dem siebzehnten Bande in die Redaction von K. Müllenhoff und E. Steinmeyer übergegangen ist, eigentliche Recensionen ausgeschlossen sind, während solche in den andern, der „Germania“ von K. Bartsch, der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ von E. Höpfner und J. Zacher, und in dem „Anzeiger des Germanischen Museums“ sehr umfänglich vertreten sind.

Haben uns die Herausgeber dieser neuen Zeitschrift, wie schon bemerkt, überlassen, die eigenartige Stellung derselben zu bezeichnen, so können wir es in aller Kürze so thun, daß wir sie gleichsam als eine Erweiterung und Fortsetzung der einstmaligen Zeitschrift für deutsche Mundarten charakterisiren, aber als eine Erweiterung und Fortsetzung von einem etwas allgemeinern und darum höher gerückten Standpunkt. Sie will, so scheint es uns, ihr Augenmerk auf das mundartliche und volksthümliche Moment in der Sprache und Literatur richten, insofern es nicht sowol als ein Gegensatz zu der Schriftsprache und der eigentlich gebildeten Literatur heraustritt, oder sich vor beiden in seine primitive Naturwüchsigkeit zurückzieht, sondern insofern es als lebenbringendes Element fortwährend jener neue Säfte zuführt, bewußt oder unbewußt deren Dasein und Entwickelung bedingt und bis zu einem gewissen Maße beherrscht. Es begreift sich leicht, daß die Sprach- und Literaturgeschichte, von einem solchen Standpunkt aus erforscht und dargestellt, ihrem idealen Ziele, eine wahrhaft genetische zu sein, näher rückt als bei einer durch die Beschaffenheit des historischen Quellenmaterials so leicht veranlaßten Ablösung ihrer schriftlichen Denkmäler von dem Strome der volksthümlichen Entwickelung, für den es keine geschriebenen Denkmäler gibt oder dessen Spuren stets von den conventionellen Formen des literarischen Ausdrucks möglichst verwischt zu werden pflegen. Unsere neuere deutsche historische Grammatik und unsere Literargeschichte sind wissenschaftliche Schöpfungen ersten Ranges, aber es ist nicht zu leugnen und erklärt sich auch aus den allgemeinen Bedingungen, die bei ihrem Entstehen walteten, hinlänglich: beide sind ausschließlich auf jenes für den ersten Blick die ganze Sprache und Literatur beherrschende Element der bewußten That einzelner gerichtet. Nicht die Sprache als solche, jene Naturmacht, die alle Individualitäten, so stark und selbständig sie auch geartet sein mögen, allgewaltig umgibt wie die Atmosphäre den Leib, ist von unsern bisherigen deutschen Grammatikern der neuern Richtung seit J. Grimm dargestellt worden, sondern die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schriftsteller oder literarischen Denkmäler in Lautbezeichnung, Satzbau, Wortvorrath und Gebrauch in einer möglichst zusammenhängenden Reihenfolge. Ebenso ist es in unserer Literaturgeschichte gehalten worden, für welche doch immer der Standpunkt, den Gervinus eingenommen hat, weil er ihn einnehmen mußte, der herrschende geblieben ist. Auch hier stellt sich der innere Zusammenhang dar als eine Reihe von einzelnen mehr oder minder eigenartigen und insofern bedeutenden Productionen der schriftstellerischen Genialität oder, wenn dies zu viel ist, der freien Originalität der Individuen, die dann wieder eben durch diese hervorragenden Eigenschaften auf andere minder genial oder originell geartete bestimmend gewirkt haben. Daß in der Sprache wie in der Literatur die Individualität in ihrer begrifflichen Selbständigkeit und Abgeschlossenheit der von allen Seiten auf sie wirkenden Macht ihrer Umgebung gegenüber sehr wenig bedeutet, oder positiv ausgedrückt, nur so viel, als sie es versteht, einen oder mehrere der Töne, die im selbstwüchsigsten Durcheinander aus der Masse der Allgemeinheit oder des Volks in der eigentlichen Bedeutung des Wortes dem einzelnen entgegenschallen, klar und scharf zu erfassen und wiederzugeben — das blieb bei dieser frühern und noch jetzt überwiegend vertretenen Art von Sprach- und Literaturgeschichtsdarstellung verborgen, obwol auch in ihr von den geschichtlichen Mächten und von den Einflüssen des jemaligen Zeitgeistes die Rede ist. Aber worin und wie sich diese beiden, die, im Wesen eins, nur Synonyma für dasselbe Ding sind, äußern, das erfährt man nicht.

In sämmtlichen Arbeiten des ersten Hefts der neuen Zeitschrift glauben wir nun im Gegensatz dazu nur eine andere und in jeder Art fruchtbarere Auffassung der Sprach- und Literaturgeschichte zu erkennen, selbstverständlich aber je nach der Individualität der Verfasser und des Stoffs an der einen Stelle kräftiger und deutlicher herausgekehrt als an der andern. Am entschiedensten tritt sie uns nach unserm Gefühl entgegen in der ersten und letzten Abhandlung. Jene: „Zur Kenntniß des Fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung“,

von W. Braune, dem einen der beiden Herausgeber, diese: „Zur Lautverschiebung", von dem andern Herausgeber H. Paul, können, ganz abgesehen von der Einzeldurchführung ihrer Themata, als typische Muster dessen gelten, was wir vorhin als die eigentliche Aufgabe dieser ganzen neuern Richtung unserer germanistischen Studien bezeichnet haben.

Daß W. Braune gerade auf dem von ihm gewählten Gebiete zu den gediegensten Leistungen berufen ist, haben seine Untersuchungen über die mundartliche Gestalt der Sprache Heinrich's von Veldeke genügend dargethan. Sie haben eine bisher doch noch immer sehr schwierige Frage endgültig, wie man wol behaupten darf, beantwortet und ebenso wol für unsere Literatur wie für unsere Sprachgeschichte feste und in sich wohlbegründete Thatsachen an die Stelle schwankender und beinahe abenteuerlicher Vermuthungen gesetzt. Auch diese Monographie zeigt die Vorzüge einer verständigen und klaren Sonderung des weniger durch seine eigene Schuld als durch die Versäumnisse und Irrthümer der bisherigen Sprachforschung mit so vielen Schwierigkeiten erfüllten Stoffs, und gelangt auf einem ebenso anschaulichen wie originellen Wege zu einem Ziele, das wenigstens in der Hauptsache als ein definitives wird gelten dürfen, wenn auch im einzelnen durch die Heranziehung noch reichern Materials und durch die Ausdehnung der Localdialektforschung manche Ergänzung und Berichtigung der Zukunft und andern berufenen Kräften aufbehalten ist. Natürlich kann ein für eine Zeitschrift bestimmter Aufsatz, der doch nur höchstens einige Bogen füllen darf — dieser hat 57 Seiten — eigentlich nur eine Skizze eines so inhaltreichen Gegenstandes geben, wie es die gesammtfränkische Mundart und ihre Geschichte seit einem Jahrtausend ist. Selbst in der Form eines Buchs, das blos diesem einen Thema gewidmet wäre, würde die größte Präcision des Ausdrucks erforderlich sein, um nur alle wesentlichen Momente der Darstellung genügend zu begründen und auszuführen. Weinhold's längst erwarteter dritter Band seines großen Hauptwerks über die deutschen Mundarten, worin die fränkische behandelt werden soll, wird die Bestätigung für das eben Gesagte liefern. Obwol wir nicht daran zweifeln, daß die geübte Hand des Verfassers die hier noch ganz anders als bei dem Alemannischen und Bairischen gehäuften Schätze des volksthümlichen Sprachgeistes aus ihrer naiven Confusion in eine dem heutigen Verstande begreifliche Ordnung und Gliederung bringen werde, so ist es doch fraglich, ob dies in dem Rahmen eines einzigen Bandes möglich sein wird.

Wir hegen so lange noch Zweifel darüber, bis wir das Buch vor uns liegen sehen. Denn wie unendlich vielgestaltig und durchweg ergebnißreich innerhalb dieses — wie freilich innerhalb jedes andern mundartlichen Gebiets — hier das einzelne ist, und wie auch ein relativ kleiner Ausschnitt des Ganzen der exacten Forschung Stoff zu der umfassendsten Arbeit bietet, beweist das eben erschienene lehrreiche und anregende Buch von Richard Heinzel: „Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache", d. h. derjenigen aus den eigentlichen Localmundarten abgeklärten, aber immer noch mundartlich gefärbten und daher in zahllose Variationen spielenden Schriftsprache, deren sich die geistlichen und weltlichen Herren in den Rheinlanden während des spätern Mittelalters in ihren Kanzleien und zu ihrem Verkehr unter sich und mit andern Reichsständen bedient haben. Niederfränkisch ist hier in etwas anderm Sinne genommen, als es nach der äußerst zweckmäßigen Terminologie W. Braune's in der hier vorliegenden Skizze des Gesammtfränkischen geschehen sollte. Richard Heinzel versteht unter seinem Niederfränkisch die Mundarten an beiden Rheinufern nördlich von Mainz bis an die Grenze des jetzigen Holländischen oder wie es für das Mittelalter nach der von Jakob Grimm eingeführten Bezeichnung genannt zu werden pflegt, des Mittelniederländischen. W. Braune aber gliedert die gesammte fränkische Sprachmasse in drei große Abtheilungen von Süden nach Norden: Oberfränkisch, Mittelfränkisch und Niederfränkisch, und läßt die Grenzen und die Eigenart jeder dieser drei Gruppen auf die anschaulichste Weise heraustreten. Heinzel's Terminologie dagegen leidet an dem Uebelstande, daß mundartliche Elemente, die in nächster Verwandtschaft zueinander stehen, auseinandergerissen und wieder andere unter einen imaginären Gesammtbegriff gefaßt werden, die wol örtlich nahe oder nebeneinander, aber linguistisch nur in entfernterer Zugehörigkeit zueinander stehen.

Es ist hier nicht am Ort, in das nach allen Seiten hin so überaus gehaltreiche Detail des genannten Aufsatzes auch nur andeutend einzugehen; wir sprechen aber die Hoffnung aus, daß sein Verfasser diesen Stoff, für den er wie wenig andere gerüstet ist, auch weiterhin, je nach Umständen in seinen allgemeinern Beziehungen zur deutschen Sprachgeschichte oder nach seinen auf sich beschränkten individuellen Charakterzügen, in derselben Weise zu behandeln fortfahren werde. Der hier denkbaren Gesichtspunkte sind so unzählige, und fast jeder davon noch so gut wie unentdeckt und doch so leicht herauszufinden für ein glücklich organisirtes Auge, daß eine ganze lange und fleißige Lebensarbeit kaum dazu ausreichen würde, auch nur alle die, welche uns daran deutlich heraustreten, in wünschenswerther Vollständigkeit und Abrundung auszuführen.

Noch weniger als Braune's Arbeit können wir hier die gleichfalls schon genannten Untersuchungen von H. Paul über die Genesis und Geschichte der deutschen Lautverschiebung anders als blos erwähnend berühren. Zwar glauben wir nicht, daß die neuen leitenden Gesichtspunkte, die Paul für die innere, d. h. physiologische Begründung des für den gegenwärtigen Stand unserer Einsicht in die sinnlich-geistigen Urprocesse aller Sprachbildung noch so völlig räthselhaften Vorgangs aufstellt, sich als wirklich genügende Erklärungen ausweisen werden, aber es ist jedenfalls schon ein Schritt näher an das noch verhüllte Ziel, wenn, wie es hier geschieht, die ganze Erscheinung nicht als eine isolirte und momentane, sondern als ein der gesammten elementaren Seite der deutschen Sprachentwickelung von der Urzeit bisjetzt einwohnendes Lebens- oder Bewegungsprincip erfaßt wird.

Heinrich Rückert.

Ungarische Volkspoesie.

Ungarische Volksdichtungen. Uebersetzt und eingeleitet von Ludwig Aigner. Pesth, Aigner. 1873. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bei Gelegenheit der Besprechung einer Tragödie Vörösmarty's in Nr. 6 d. Bl. f. 1873 ist von der ungarischen Literatur im allgemeinen die Rede gewesen. In einem sehr lesenswerthen und sachkundigen Vorwort zu seinem Buche sagt L. Aigner über das Wiedererstehen der ungarischen Literatur, nachdem er die bekannten Gründe ihrer langjährigen Vernachlässigung angeführt hat:

Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1772) wurde sie wieder zu neuem Leben erweckt durch G. Bessenyes, der mit seiner Tragödie „Agis" der Begründer einer neuen Epoche wurde. Sein Streben fand Anklang und Nachahmung, und bald erstanden Dichtergenien wie Franz Kazinczy, Alexander und Karl Kisfaludy, Daniel Berzsenyi, Franz Kölcsey, Michael Vörösmarty, Alexander Petöfi und Johann Arany, welche die Existenz der ungarischen Literatur für immer sicherten, indem sie in richtigem Instinct von reflectirender Gesetzmäßigkeit zu den frischen Weisen und Motiven des Volksliedes vorschritten.

Auf dies wie überall lange verkannte Volkslied hatte in Ungarn schon 1826 Franz Kölcsey hingewiesen, als auf den „eigentlichen Funken nationaler Poesie"; doch weder er selbst noch andere nahmen sich der Sache an, und es währte zwei volle Decennien, bis die Kisfaludy-Gesellschaft sich durch Herausgabe einer Volksliedersammlung (3 Bde., Pesth 1846—49) ein bleibendes Denkmal setzte. Diese Sammlung übte sofort den wohlthätigsten Einfluß auf die ungarische Literatur aus. Die Volksmärchen, welche in den drei Bänden enthalten waren, regten besonders das Interesse für die Prosaschätze der Volksdichtung an, die man zu heben strebte; daß das Volkslied aber nicht in den Hintergrund trat, verhinderte die thatsächliche Theilnahme der Dichter an seinen Formen und seinem Inhalt, und bedeutungsvoll zugleich für die wissenschaftliche Würdigung dieser ganzen Literaturgattung wurde es, daß in jüngster Zeit abermals zwei äußerst werthvolle Sammlungen von Volksliedern — die eine vom Bischof Johann Kriza, die andere dagegen gleichfalls im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft — erschienen, um so wichtiger, als sie eine ziemlich bedeutende Anzahl epischer Stücke enthielten, die bis dahin zu den größten Seltenheiten gehörten. Und dies lag in der Natur der Sache.

Die große Masse, der eigentliche Kern des ungarischen Volks, schmachtete bis gegen die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts unter dem harten Drucke der Leibeigenschaft; die Kriege mußte es zwar mitkämpfen, aber unter der Führung einer privilegirten Klasse; wenn auch siegreich, mußte es heimkehren zur alten Frone, ins alte Joch. Es ist daher nicht auffällig, daß sich das Volk für die Heldenthaten seiner Bedrücker wenig begeisterte und dieselben nicht im Liede verherrlichte. Daher sind die rein lyrischen Volkslieder nach Tausenden zu zählen, historisch-epische dagegen finden sich kaum einige; während wieder das dramatisch-epische Lied reichlich vertreten ist. Das eigentliche subjective Lied ist es also, in welchem sich (sowie in der Ballade) die poetische Schöpfungskraft des ungarischen Volks ganz vorzüglich offenbart.

In der weitern Ausführung charakterisirt Aigner die Gattungen der ungarischen Volkspoesie als Liebeslieder, Pußtenlieder (Hirten- oder Räuberlieder), Trinklieder, Tanzlieder, Kriegslieder, Vaterlandslieder, geistliche Lieder, wobei er sich zu der nicht allgemein getheilten Ansicht bekennt, daß beim Volksliede die Melodie der Entstehung des Textes voraufzugehen pflegt. Endlich bespricht er die Heldengesänge und Volksromanzen und ihre Beziehung zu verwandten Stoffen anderer Literaturen.

Als Probe mögen hier einige der Uebertragungen folgen:

Mein Liebchen ist fort und ließ mich so ganz allein,
Und nahm mit sich alle Lust und Freude mein.
Die Donau fließt hinab und niemals zurück,
Mein Liebchen ist fort und kehrt nicht wieder zurück.
Die Schwalbe fliegt fort, doch kommt sie im Lenz wieder her,
Mein Liebchen aber kehrt nimmer und nimmermehr.

Schwalbe, fliege an ihr Fensterlein,
Sage ihr, sie soll dich lassen ein;
Sag', ein silbern Blatt hab' ich gekauft,
Ihren Namen schrieb mit Gold ich drauf.

Auf ein Demantblatt malt' ich ihr Bild,
In ein Kästchen von Rubin gehüllt;
Sage ihr auch, wie bestrebt ich sei,
Daß man einen Feiertag ihr weih'.

Schön ist das Pferd, wenn's schön gesattelt ist,
Schön ist mein Lieb, wenn's schön gekleidet ist;
Wenn sie so wandelt durch den Hof dahin,
Da lacht mir wol das Herz im Leibe drin.

Das Aigner'sche Werk verdient als ein fleißiger Beitrag zur Kenntniß des ungarischen Volks die weiteste Verbreitung zu finden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In „Ueber Land und Meer" veröffentlicht Karoline Bauer unter dem Titel „Komödiantenfahrten" frische und anziehende Erinnerungen aus ihrem Bühnenleben, in denen auch des frühern Herausgebers d. Bl., Hermann Marggraff, mit Wärme gedacht ist. Nur hat sich die Verfasserin dabei des Erinnerungsfehlers schuldig gemacht, Hermann Marggraff mit Oswald Marbach zu verwechseln, auf den sowol die Personalbeschreibung paßt wie die angegebene Thatsache, daß er mit Rosalie Wagner, einer bald darauf gestorbenen frühern Schauspielerin und Schwester von Richarad Wagner, verheirathet gewesen sei. Wir bedauern daher, für das glänzende Lob, das dem frühern Herausgeber d. Bl. gespendet ist, nicht dankbar quittiren zu önnen.

— In dem Verlage von Otto Spamer in Leipzig sind zum Theil in neuer Auflage mehrere jener Werke erschienen, denen durch Illustrationen und durchsichtige Darstellung ein weiter volksthümlicher Leserkreis gesichert ist. In einer Prachtausgabe erschien die Schrift von Wilhelm Wägner: „Unsere Vorzeit. Nordisch-germanische Götter und Helden. In Schilderungen für Jugend und Volk", welche in anziehender Weise in den nordisch-germanischen Sagenkreis einführt und uns durch 140 Illustrationen die Haupthelden und Ueberlieferungen derselben veranschaulicht. In zweiter Auflage liegen die deutschen und nordischen Märchen: „Elfenreigen" von Villamaria, vor. Neu erschienen ist ein Werk von A. Werner: „Die Helden der christlichen Kirche", mit 180 Textabbildungen, 8 Tondruckbildern, einem Titelbilde, und die zweite Abtheilung des interessanten

Werks: „Der vorgeschichtliche Mensch", von Friedrich von Hellwald. Die erste Abtheilung rührte von Wilhelm Bauer her, der inzwischen verstorben ist.

— Von August Koberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", fünfte umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch (Leipzig, C. W. Vogel), liegt der fünfte Band vor. Rudolf Gottschall's „Poetik, die Dichtkunst und ihre Technik" (Breslau, Trewendt) ist in dritter verbesserter und vermehrter Auflage erschienen.

— In einer zweiten vermehrten, von Karl Goedeke herausgegebenen Auflage liegt der erste Theil von „Schiller's Briefwechsel mit Körner, von 1784 bis zum Tode Schiller's" (Leipzig, Veit und Comp.) vor. Nächst dem Briefwechsel Schiller's mit Goethe, ist es derjenige mit Körner, der uns die tiefsten Blicke in die Entwickelung des Dichters thun läßt; ja er ist in Bezug auf die intimsten Lebensverhältnisse bei weitem reicher an Enthüllungen, während der Schiller-Goethe'sche für die classische Aesthetik eine grundlegende Bedeutung hat. Es ist daher erfreulich, daß eine neue Auflage jenes Briefwechsels von kundiger Hand herausgegeben wird. Wenn früher mancherlei Rücksichten es wünschenswerth machten, einzelnes zu unterdrücken, so sind diese Rücksichten jetzt meistens weggefallen, und der Briefwechsel wird wesentlich so mitgetheilt, wie er geführt wurde; einzelne unterdrückt gewesene Stellen sind ohne weiteres eingeschalten, ganz neu hinzugekommene Briefe von Schiller sowol als von Körner mit einem Sternchen vor dem Datum bezeichnet, und auch einige Briefe Schiller's, die den Freundschaftsbund betreffen und bisher nicht veröffentlicht waren, hinzugefügt. Die Anmerkungen sollen nur die Mühe des Nachschlagens erleichtern oder hin und wieder einen Punkt, der in den Briefen dunkel geblieben war, erläutern. Dem zweiten Theil, der den dritten und vierten Band der ersten Ausgabe umfaßt, soll ein Register der im Briefwechsel genannten bedeutendern Personen beigegeben werden.

— Die neuesten Hefte der Philipp Reclam'schen „Universalbibliothek (492—500) enthalten Fouqué's „Undine", G. von Meyern's Schauspiel: „Die Cavaliere" (nach Victor Hugo's „Cromwell" bearbeitet), Wilhelm Schröder's „De plattdütsche Sprückwörderschatz", Karl Immermann's dramatische Trilogie „Alexis", eine Alpenidylle, „Walpra" von Robert Waldmüller, Sallet's „Laienevangelium' 'und eine Novelle von Wilhelm Heinrich Riehl „Die vierzehn Nothhelfer".

— Die Predigtliteratur hat nicht allein für die Theologie Interesse, sondern gehört auch um ihres künstlerischen Elements willen der allgemeinen und zugleich der schönen Literatur an. Insofern darf hier auf ein Unternehmen aufmerksam gemacht werden, welches, nach den Anfängen zu schließen, einen würdigen Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur zu liefern verspricht, nämlich die „Geschichte der deutschen Predigt vor Luther" von Johannes Marbach (Berlin, Henschel). Bisjetzt liegt nur eine Lieferung vor, welche nach der Einleitung die „Vorgeschichte" bespricht und einen Theil der ersten Periode umfaßt. Die Darstellung ist etwas breit, aber die Gediegenheit in der Ausnutzung des historischen, theologischen und literargeschichtlichen Materials ist so erfreulich, wenn auch manches Nothwendige beiseite gelassen wurde, daß man gern von der Form absieht und allein der gelehrten Belehrung folgt. Andererseits hat vielleicht der Verfasser einem größern Leserkreise mit seiner wortreichern Diction entgegenkommen wollen. Eine genauere Betrachtung behalten wir uns bis zum Abschluß eines Bandes vor.

Ausländische Literatur.

Von Paul de Kock ist ein nachgelassener Roman: „Les intrigants (Paris, Sartorius) erschienen, der nicht zu seinen bessern Werken gehört. Bei demselben Verleger hat Xavier de Montépin, der sich als Vielschreiber ersten Ranges entpuppt, in weniger als zwei Monaten folgende Romane, die zum Theil eine zusammenhängende Serie bilden, herausgegeben: „La voyante" (4 Bde), „Le bigame" (2 Bde), „Le mari de Marguerite", „La comtesse de Nancey", „L'amant d'Alice", „La comtesse de Tullia". Der neue Roman von Arsène Houssaye: „Tragique aventure du bal masqué" (Paris, Dentu), ist ebenso elegant wie frivol. „Clotilde Matory" von Hector Malot (Paris, Levy Frères) spielt sich auf dem Hintergrunde des zweiten Kaiserreichs ab und schildert die dunkelsten Partien desselben, den 2. December und den Krieg in Mexico.

— Die „Collection of British authors", Tauchnitz Edition, bringt in den letzten uns vorliegenden vier Bänden 1367—70 „The Parisians, by Edward Bulwer, Lord Lytton".

— Eine eingehende Geschichte des großen deutsch-französischen Kriegs, welche die „Revue des deux mondes", trotz mancher episodischen Berichte und Einzeldarstellungen von den Thaten dieser oder jener Armee, bisher noch nicht gebracht hatte, beginnt in dem ersten Januarheft 1874. Der Verfasser dieser gewiß höchst ausgedehnten Artikelfolge ist Charles de Mazade.

— Ein neues Werk von Frank Vincent über „The Land of the white elephant", über Birma, Siam, Kambodja und Cochinchina ist nur ein Reisetagebuch mit flüchtigen Skizzen und in keiner Weise mit Adolf Bastian's auf tiefer und kundiger Forschung beruhenden Enthüllungen über jene Länder zu vergleichen.

— Baron Davillier hat ein interessantes, mit dreihundert Kupferstichen nach Doré'schen Zeichnungen ausgestattetes Werk über Spanien: „L'Espagne", veröffentlicht.

— Für die pariser Akademie finden am 29. Januar Neuwahlen statt. Groß ist die Zahl der Bewerber, unter ihnen in erster Linie der Philosoph und Literarhistoriker Taine und — Alexandre Dumas der Jüngere. Da die Akademie indeß gegen Alexandre Dumas den Aeltern sich stets ungerecht und ablehnend verhielt, so soll für den Sohn erst das Terrain recognoscirt werden, indem der letztere sich nicht ebenfalls einer Ablehnung aussetzen will; der Verfasser der „Cameliendame" auf einem der Sitze der Unsterblichen — welche Ironie!

Theater und Musik.

Das neue Drama von Joseph Weilen „Dolores" ist am darmstädter Hoftheater mit Beifall in Scene gegangen. Frl. Bognar spielte die Titelrolle. Das Stück ist, bei poetischer Haltung, nicht ohne sensationelle Wirkungen.

— Am weimarischen Hoftheater, wo Baron von Loën öfters mit Novitäten die Initiative ergreift und dadurch jungen Talenten Förderung zutheil werden läßt, ist ein Trauerspiel: „Edward" von L. Reinhardt, mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Die Kritik rühmt dem Stück eine Fülle dramatischer Gestaltung und einen noch nicht ökonomisch genug verwertheten Reichthum von Motiven nach.

— Franz von Holstein's Oper „Der Heideschacht" ist am münchener Stadttheater mit Erfolg in Scene gegangen. Holstein's Talent, welches, obschon an Marschner erinnernd, doch die eigenen Wege geht, verdient alle Beachtung.

— Robert Schumann's Oper „Genovefa" ist am wiener Hofoperntheater gegeben worden, welches damit in anerkennenswerther Weise eine Dankesschuld gegen den genialen Componisten abtrug. Dennoch darf das dramatische Talent desselben nicht hoch angeschlagen werden. Der Text, aus Tieck's und Hebbel's Dramen zusammengestellt, verdankt seine Hauptmomente dem Werk des letztern Dichters, und zwar nicht zum Vortheil der Composition, welche nicht einmal die volle Glut lyrischer Empfindung athmet, sondern in einem eigenthümlich fahlen, verdüsterten, grüblerischen Elemente lebt und webt. Die genialen Feinheiten der Partitur bleiben meistens für die dramatische Wirkung verloren. Für das Werthvollste der ganzen Schöpfung erklärt Hanslick in seiner geistreichen Kritik derselben in der „Neuen Freien Presse" die Ouverture.

— Das neue Drama von Emile Augier und Jules Sandeau: „Jean de Thommeray", welches am Théâtre français zur Aufführung kam, findet in der „Revue des deux mondes" eine sehr günstige Beurtheilung. Es ist nach einer in dieser

Zeitschrift früher abgedruckten Novelle gleichen Namens von Sandeau bearbeitet und verleugnet in seiner Scenenfolge durchaus nicht seine novellistische Herkunft. Der Held des Dramas ist ein bretagner Edelmann, welcher glücklich in ländlicher Einfachheit unter patriarchalischen Verhältnissen auf seinem Landschlosse lebt. Der erste Act schildert dies in einer Folge ansprechender Scenen, welche eine gesunde Landluft athmen. Da erscheint die Versucherin in Gestalt einer Baronin Montlouis; sie lockt den wackern Bretagner vom häuslichen Herd in Spielsäle und Liebeshändel. Denn neben dieser pariser Dame hat noch eine kleine goldlockige Schöne das Herz Thommeray's gewonnen. Er verliert außerdem im Netz der pariser Circe sein Vermögen durch Börsenspiel und würde gänzlich ruinirt sein, wenn ihn nicht — der fünfte Act rettete. Dieser Act ist eigentlich nur ein Schlußtableau, das aber einen mächtigen Erfolg hatte und auch die vornehme Kritik der „Revue des deux mondes" zu warmer Anerkennung begeisterte. Das Stück wird auf einmal Zeitgemälde, patriotisches Tableau, und während die großen deutschen Hoftheater vor jeder unmittelbaren Berührung mit der Politik der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit zurückschrecken, führt die erste Bühne Frankreichs Episoden aus der neuesten pariser Geschichte vor. Die Decoration des letzten Acts führt den Quai Malaquet in einer Herbstnacht vor; man sieht den Pont-des-Arts und den Pont-Neuf in der Ferne. Tiefe Stille herrscht; es ist die Zeit der Belagerung. Thommeray will die Stadt verlassen, vergebens mahnt ihn ein verwundeter Freund an die Pflicht, für das Vaterland zu kämpfen. Da plötzlich ertönt bretonische Musik, ein Echo des ersten Acts. Die Mobilgarden von Finistère erscheinen und stellen sich auf dem Quai auf. Sein Vater, seine Brüder, alle junge Mannschaft aus seiner Gegend sind herbeigeeilt, für das Vaterland zu kämpfen. Da erfaßt auch unsern Helden stürmischer Enthusiasmus; er ergreift ein Gewehr und erwidert auf die Frage seines Vaters: „Qui êtes-vous?", seine auch schon im Roman viel bewunderten Worte: „Je suis un homme, qui a mal vécu et qui veut apprendre à bien mourir."

— „The wandering heir" von Charles Reade, ein Stück, das am Queens-Theater zur Aufführung kam, ist ein Sensationsdrama, dessen Charakter und Scenen pêle-mêle durcheinandergehen.

Bibliographie.

Alberti, C., Gretchen. Erzählung aus der Heimath. Kiel, v. Wechmar. Gr. 16. 21 Ngr.

Baur, G. A. L., Boetius und Dante. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1873. Hoch 4. 15 Ngr.

Baumstark, R., Columbus. Münster, Russell. 1873. Gr. 8. 6 Ngr.

Beck, H., Fort mit der Büreaukratie aus der Schule. Vorschläge zur Verwirklichung der Selbstverwaltung mit besonderer Beziehung auf Berlin. Berlin, Gülker u. Comp. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Berg, E., Geist und Welt. Aphorismen der Welt-Literatur. Teschen, Prochaska. 1873. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

— — Herz und Natur. Aphorismen der Welt-Literatur. Teschen, Prochaska. 1873. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Bernheim, E., Lothar III. und das Wormser Concordat. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 20 Ngr.

Bicking, F., Nachgelassene Werke. Herausgegeben von E. Schröder. 4 Bde. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 6 Thlr.

Brandstäter, F. A., Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur. Eine patriotische Mahnung. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brackel, Ferdinande Freiin v., Gedichte. Paderborn, Junfermann. 1873. 16. 1 Thlr.

Brantôme, Boudoir-Geschichten. Frauenlieb und Leben in Frankreich. Frei aus dem Französischen übertragen. Hamburg, Berendsohn. 1873. 8. 1 Thlr.

Büchner, Luise, Clara Dettin. Erzählendes Gedicht. Leipzig, Thomas. 1873. Gr. 16. 12 Ngr.

Carcer-Blüthen. Aus Leipzig's Carcerräumen gesammelt von A. v. Carcerissimus. Leipzig, Matthes. 1873. 16. 6 Ngr.

Carion, F., Die Klöppel-Lady oder Der Lebensgang eines armen Mädchens. Roman aus dem ersten Fünftel unsers Jahrhunderts. 3 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Cassel, P., 29 Lieder aus Natur und Leben. Berlin. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Aus guten Stunden. Betrachtungen und Erinnerungen. Berlin. Gr. 8. 2 Thlr.

Cohen, H., Die systematischen Begriffe in Kant's vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältniss zum kritischen Idealismus. Berlin, Dümmler. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Collins, W., Die Blinde. (Poor Miss Finch.) Roman. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, C. J. Günther. 8. 4 Thlr.

Cramm, B. v., Aus drei Lebenskreisen. Novellen. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cron, Clara, Rosen und Dornen. Gesammelte Novellen. Magdeburg, E. Baensch. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dahn, F., Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga. Eine moralische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dederich, H., Uhland als episch-lyrischer Dichter besonders im Vergleich zu Schiller. Eine Skizze zur deutschen Literaturgeschichte und Poetik. Paderborn, Schöningh. 1873. 8. 13½ Ngr.

Detlef, K., Zwischen Vater und Sohn. Roman. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. 8. 2 Thlr.

Dozy, R., Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusiens durch die Almoraviden (711—1110). Deutsche Ausgabe mit Originalbeiträgen des Verfassers. 1ster Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Eggers, F., Christian Daniel Rauch. 1ster Bd. Berlin, C. Duncker. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Elvers, R., Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken. 2ter Thl. Bremen, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Emmrich, H., Geologische Geschichte der Alpen. Gletscher-Urzeit-Trias. Jena, Fr. Frommann. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Erlburg, B. v., Aus Herz und Welt. Novellen für den Familientisch. 4ter Bd.: Die Erben von Hoheneck. Blümchen Wunderhold. Die Grafen von Lauenaar. Mainz, Kirchheim. 1873. 8. 1 Thlr.

Ernst, (M. J. Schleiden), Gedichte. 2te Sammlung. Leipzig, Engelmann. 1872. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ernst, S. M., Bilder des Augenblicks. Wiesbaden, Riedner. 1873. 16. 15 Ngr.

Gensichen, O. F., Aus sonnigen Fluren. Ein Märchenstrauß. Berlin, Nicolai. 16. 22½ Ngr.

Gentz, F. v., Tagebücher. 2ter Bd. (Aus dem Nachlasse Varnhagen's von Ense.) Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gfrörer, A. F., Byzantinische Geschichten. Aus seinem Nachlasse herausgegeben, ergänzt und fortgesetzt von J. B. Weiß. 2ter Bd. Graz, Vereins-Buchdruckerei. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Goethe, Die Idylle von Sesenheim. Aus: „Dichtung und Wahrheit" ausgeschnitten und durch die Sesenheimer Lieder nebst anderen Beigaben vervollständigt. Diamant-Ausgabe. Mit Zeichnungen von Paul Thumann. Berlin, Grote. 1873. 16. 16 Ngr.

Goltz, Freih. v. d., Die 7 Tage von Le Mans nebst einer Uebersicht über die Operationen der 2ten Armee gegen den Loir im Dezember 1870. Vom Standpunkte des Ober-Kommando's der 2ten Armee nach dessen Akten dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.

Grein, C. W. M., Alsfelder Passionsspiel mit Wörterbuch. Cassel, Kay. 1873. 8. 3 Thlr.

Hansjakob, H., Im Gefängnisse. Neue Erinnerungen eines badischen Strafgefangenen. Mainz, Kirchheim. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Hartsen, F. A. v., Die Anfänge der Lebensweisheit. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 10 Ngr.

Hellwald, F. v., Geschichte des holländischen Theaters. Rotterdam, v. Baalen u. Söhne. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Henoumont, C., Alicens Rache. Lustspiel. Düsseldorf, Schaub. 1873. 8. 15 Ngr.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Herausgegeben von J. Czermak und J. Rosenthal. III. Bd.: Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Von A. Bain. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Joß, J., Die Lehrerbildungsfrage der Gegenwart. Ein Vortrag. Bern, Mann u. Baeschlin. 1873. Gr. 8. 4 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—1871 und das Generalstabswerk von C. v. B. 1stes Heft. Weißenburg, Wörth — Spichern. Berlin, Levit. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Krylóf's sämmtliche Fabeln. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von F. Löwe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwegel, Ritter v., Volkswirthschaftliche Studien über Constantinopel und das anliegende Gebiet. Beiträge des k. k. Consulats und der oesterreichisch-ungarischen Handelskammer in Constantinopel zur Darstellung des Welthandels und der Geschichte der Preise auf der internationalen Ausstellung in Wien 1873 zusammengestellt. Illustrirt durch die im Cercle oriental ausgestellten Muster. Wien, F. Meyer. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Schwaiger, M. J., Ein Edelmann. Romantisches Epos. Salzburg, Dier. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

— — Simon Petrus und Simon Magus in Rom. Drama. Salzburg, Dier. 1872. 16. 10 Ngr.

Seidel, H., Fliegender Sommer. Phantasiestücke. Breslau, Hoffmann. 1873. 16. 1 Thlr.

Sendschreiben an einen infallibilistisch gesinnten Freund. Bonn, Weber. 1873. 8. 6 Ngr.

Stirn, Anna, geb. Rivière, Haide-Blumen. Gedichte. Cassel, Hühn. 1873. Gr. 16. 20 Ngr.

Talvj, Gesammelte Novellen. Nebst einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte und einer biographischen Einleitung. 2 Thle. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Ueber Shakespeare's midsummer-night's-dream. Eine Studie. Wernigerode, Finkbein. Gr. 8. 20 Ngr.

Varnhagen von Ense. — Briefe von der Universität in die Heimath. (Aus seinem Nachlaß.) Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Vincenti, C. v., Unter Schleier und Maske. Orientalische Novellen. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie Union und Nationalkirche gemacht wird. Ein urkundlicher Beitrag zur vergleichenden Kirchenpolitik des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Bidder. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. — **Nr. 5.** — 29. Januar 1874.

Ein alttürkischer Roman.

Die Fahrten des Sajjid Batthâl. Ein alttürkischer Volks- und Sittenroman. Zum ersten male vollständig übersetzt von **Hermann Ethé.** Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Je weniger die Poesie und Literatur des Orients, namentlich aus der ältern Zeit, bei uns zu Lande noch bekannt ist, um so mehr muß es als eine wenn auch an sich nicht allzu dankbare, so doch im literarischen Interesse desto dankenswerthere Arbeit angesehen werden, welcher sich der Uebersetzer, Hermann Ethé, unterzogen hat, indem er diese Probe echter alttürkischer Volkspoesie durch die Uebertragung ins Deutsche uns zugänglich machte. Es ist eine höchst wunderliche, aber höchst charakteristische Literatur, in die man hier eingeführt wird, und indem Ethé sich die Selbstbeschränkung auferlegt hat, nicht eine Ueberarbeitung, sondern eben lediglich eine möglichst wortgetreue Uebersetzung zu geben, hat er den ursprünglichen Charakter des Werks vollkommen unverwischt gelassen, sodaß man ganz unmittelbar in den Bereich der nach vielen Seiten hin so höchst eigenthümlichen Vorstellungen und Gedanken hineinversetzt wird, die in den ersten Jahrhunderten des Islam die arabisch-türkischen Bekenner desselben beherrschten: ein Vorstellungs- und Gedankenkreis, der im Grunde nur aus dergleichen Erzeugnissen der Volkspoesie kennen gelernt werden kann, und der selbst der Gegenwart des Orients schon so fern liegt und so fremd geworden ist.

Die Arbeit des Uebersetzers bestand allerdings keineswegs blos in einer einfachen Verdeutschung des türkischen Textes. Mühsam mußte er sich zunächst diesen Text selber aus sechs verschiedenen Handschriften zusammenstellen (aus zweien, die der königlichen Bibliothek in Dresden, zwei andern, die der Stadtbibliothek in Leipzig angehören, einer in der Staatsbibliothek zu Wien und einer in Privatbesitz befindlichen tatarischen Abschrift), von denen keine einzige vollständig noch mit einer der andern gleichlautend war, die sich vielmehr sämmtlich einander ergänzen und berichtigen mußten. Die speciellen Resultate dieser auf die Textkritik gerichteten Arbeit verspricht der Uebersetzer in einer gesichteten Ausgabe des türkischen Originals vorzulegen; einstweilen aber hat er durch die der Uebersetzung beigegebenen Anmerkungen eine ziemlich vollständige Uebersicht über die zahllosen Varianten der verschiedenen Codices ermöglicht.

Der Roman — wenn man das Werk so nennen darf, denn ein Roman im modernen Sinne des Wortes ist es nicht — spielt während des Khalifats von Bagdad, und zwar ungefähr in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts n. Chr., also des 3. Jahrhunderts des Islam. Doch kann man dies letztere fast einzig aus der Angabe schließen, daß der Held der Erzählung, Sajjid Batthâl, 200 Jahre nach Mohammed geboren sei, sowie aus dem Auftreten des moslemischen Sektenstifters und falschen Propheten Bâbek. Im übrigen kann von einem historischen Boden hier kaum die Rede sein. Heraklius ist während des ersten Theils der Geschichte Kaiser des byzantinischen Reichs, während derselbe in Wirklichkeit fast zwei Jahrhunderte vor der oben angegebenen Zeit regierte; außerdem werden drei andere griechische Kaiser handelnd eingeführt, die gar nicht existirt haben, ja es befinden sich sogar unter den Khalifen, die im Laufe der Erzählung auftreten, drei, deren Namen ebenso wie jene Kaisernamen rein erfunden sind, während wiederum andererseits (allerdings nur in einem der Codices und vielleicht von einem schiitischen Abschreiber) bei einer Aufzählung der ersten Khalifen die den Schiiten verhaßten Khalifen Omar und Osman gänzlich ausgelassen werden.

Ebenso sehr schweben in geographischer Beziehung die berichteten Begebenheiten in der Luft. Um abzusehen von den überhaupt nicht existirenden und von vornherein in das Reich der Fabel zu setzenden Oertlichkeiten, kommen außer dem Wohnort des Helden, Malatia (einer Stadt

westlich vom Euphrat), Konstantinopel, Bagdad, Mekka und Medina nur wenige Namen vor, die der Wirklichkeit angehören, und im übrigen wird mit der Geographie in einer Weise verfahren, wie sie naiver sich kaum denken läßt. So segelt Batthâl einmal in sieben Tagen von Hindostan nach der Küste Syriens, ein andermal besteigt er in China ein Schiff und landet binnen kurzem in Georgien, welches letztere, nebenbei bemerkt, ein Koptenland genannt wird, was entweder gleichfalls auf einer aus Unwissenheit hervorgegangenen Verwechselung beruht, oder aber vielleicht den Schluß zuläßt, daß die Moslem den Namen „Kopten", der in Wirklichkeit nur die ägyptischen Christen bezeichnet und geradezu „Aegypter" bedeutet, zu einer allgemeinen Bezeichnung der Christen erweitert hatten. Betreffs der Christen herrschen übrigens auch sonst die verwirrtesten Vorstellungen, da sie oftmals mit den Heiden (heidnischen Arabern, feueranbetenden Parsen und Magiern) identificirt oder verwechselt werden. Auch der Held selber endlich ist keine historische Persönlichkeit, und wenn dieser Figur vielleicht auch ursprünglich irgendein berühmter Held, oder ihrer mehrere, die in eins verschmolzen worden sind, zu Grunde liegen mag, so ist sie doch augenscheinlich nach allen Seiten hin in den Nebelschleier der Sage und Dichtung eingehüllt.

Es kann keine Frage sein, daß wir es hier mit einem Erzeugniß der dichtenden Volkspoesie und nicht mit dem Werke eines einzelnen bestimmten Dichters zu thun haben, wie denn der Roman auch nicht mit dem Namen eines solchen verknüpft wird, obgleich allerdings, wie klar ersichtlich ist, eine schließliche und einheitliche Redaction stattgefunden hat. Allerdings darf man sich, wenn von Volkspoesie die Rede ist, auf dem Boden des Orients darunter nicht ganz dasselbe vorstellen wie auf unserm heimatlichen Boden, doch wird damit der volksthümliche Charakter nicht im mindesten alterirt. Während nämlich bei uns dergleichen Erzählungen, Sagen, Heldengeschichten sich wirklich im Volksmunde selber bilden, aus der Erfindungsgabe und dem Bedürfniß des Volks hervorwachsen, sind es dort die professionellen Erzähler, Improvisatoren und Fahrenden Dichter, die sie erfinden, ausschmücken und weiter tragen. Diese Erzähler (innerhalb der geschlossenen Kreise des Hauses und der Familie sind es zumeist Erzählerinnen) gehören auch heute noch zu den charakteristischen Figuren des Orients. Wo immer sie erscheinen, sei es auf offener Straße oder in einem Kaffeehause, dem Orte, wo der Orientale sich am liebsten dem süßen träumerischen Nichtsthun hingibt; sei es in den dichtbewohnten Quartieren der größern Städte, oder in den kleinsten Dörfern, oder zwischen den Beduinenzelten der Wüste: alsbald sammelt sich um sie eine aufmerksame, andächtig lauschende, überaus leicht zufriedengestellte und überaus dankbare Menge. Je bunter und abenteuerlicher die Erzählungen sind, desto besser, desto öfter wird der Erzähler das langgedehnte, bewundernde „Aah", oder „Allâh" oder „Allâh-akbâr" („Gott ist groß", will sagen: auch das Wunderbare kann er machen) aus der Zuhörerschaft ertönen hören.

Auf solchen Ursprung weist mit großer Deutlichkeit auch dieser Roman hin. Außer dem schon erwähnten ungenirten Verfahren in Bezug auf Geschichte und Geographie spricht dafür auch der Mangel an jeder Localwahrscheinlichkeit, der Mangel an Zusammenhang von Ursache und Wirkung, das echt märchenhaft, ja kindisch Wundersame, die oft wiederkehrende Anfangsphrase: „Nach dem Bericht der Ueberlieferer", die ebenso oft wiederkehrende Schlußphrase: „Alle überließen sich nun der Freude, dem Essen und Trinken", wie denn überhaupt für die Betheiligten fast immer alles herrlich und in Freuden endet. Desgleichen ist die Phantasie, die sich in der Mannichfaltigkeit der Erfindung und Ausschmückung zeigt, eines erfahrenen orientalischen Märchenerzählers, der sein Publikum und dessen Geschmack kennt, durchaus würdig. Auch die Form des Romans deutet auf diesen Ursprung insofern hin, als derselbe keinen innern Fortschritt, keine eigentliche Entwickelung aufzuweisen hat, vielmehr aus einer zahllosen Menge einzelner, in sich abgerundeter Geschichten besteht, die ganz lose aneinandergereiht sind und durch nichts anderes zusammengehalten werden als durch die allen gemeinsame Person des Haupthelden (hier und da auch einiger Nebenhelden) und allerdings durch die das Ganze tragende Idee, von welcher weiterhin noch die Rede sein wird. Eine solche Menge einzelner, in endloser Reihe aneinandergefügter Geschichten einem einzigen Nationalhelden anzuhängen, wird schwerlich irgendwo anders möglich sein als eben im Orient, wo ein jeder aufs Erzählenhören förmlich erpicht ist und wo auch gerade dies dem factischen Bedürfniß entspricht, indem das Auditorium des Erzählers fortwährend wechselt und folglich bei einem innerlich gegliederten Aufbau der Geschichte dem neu Eintretenden der Zusammenhang und das Verständniß fehlen würde.

Unser Roman beginnt mit einer Art von Vorgeschichte, indem er den Leser zunächst in die Zeit Mohammed's zurückversetzt. Der Prophet, „dieser Stolz der beiden Welten, der Fürst, der Vollmond der Welt, der Herr der Adamssöhne, das ruhmvollste aller existirenden Wesen und das Beste alles Seienden, der den vordersten Sitz einnimmt auf der Estrade der Lauterkeit und als Mond strahlt im Schwibbogen der Treue, Mohammed der Auserlesene", sitzt eines Tags bei seinen Freunden. „Aber Sr. Hoheit des Gottgesandten heilsgesegnetes Gemüth war schwer betrübt, weil drei Tage lang Gabriel's, des offenbarungsbetrauten Engels Excellenz ihm keine Offenbarung von dem Herrn der Weltgeschöpfe gebracht hatte." *) Um von seinen Sorgen abgezogen zu werden, läßt er sich von den Genossen erzählen, hört bei dieser Gelegenheit von dem großen Christenreiche Rûm (das byzantinische Reich; noch heute heißen die griechischen Christen Rûmi), wendet demselben seine eroberungslustigen Gedanken zu und empfängt alsbald durch Gabriel, „seinen Bruder", eine Offenbarung, daß es dem Islam verfallen sein solle; nach 200 Jahren werde ein in allen Trefflichkeiten leuchtender Jüngling geboren werden, und dieser werde es erobern und zum wahren Glauben bekehren.

Dieser Held, Namens Dschaafar, später aber mit dem Ehrennamen Sajjid (Herr, Fürst) und Batthâl (Kampfheld) genannt, wird dann wirklich zur verheißenen

*) Es sei hier bemerkt, daß dergleichen allerdings ganz orientalische, aber unerträglich bombastische Phrasen nur an einzelnen, besonders feierlichen Stellen vorkommen, daß dagegen der Stil der eigentlichen Erzählung der einfachste von der Welt ist.

Zeit geboren, und zwar geht er aus dem bevorzugten Geschlechte der Koraischiten und aus der nächsten Verwandtschaft des Propheten selbst hervor, indem er väterlicherseits von Abdullah, Mohammed's Vater, mütterlicherseits von Ali, dem Vetter und Schwiegersohn Mohammed's und vierten Khalifen, abstammt. Ausgerüstet mit allen Heldentugenden und mit einer Bewaffnung, die ihm durch göttliche Veranstaltung zugekommen, dazu in Gottesgelehrsamkeit alle andern übertreffend, bewährt er schon im Alter von 14 Jahren seine kriegerische Unübertrefflichkeit, indem er, um Blutrache für seinen Vater zu nehmen, den Besieger desselben, einen Feldobersten des Kaisers Heraklius, sammt vierzehn seiner Hauptleute umbringt und darauf sogar ein ganzes kaiserliches Heer, das gegen seine Vaterstadt Malatia heranrückt, fast ganz allein besiegt. Nach diesen Thaten wird er als der vom Propheten Verheißene erkannt, zum Oberfeldherrn gewählt und vom Khalifen in Bagdad als solcher bestätigt. Ein neues kaiserliches Heer (die Zahlen dieser Heere belaufen sich immer ins Ungeheuere, während die Moslem gewöhnlich um mindestens das Zehnfache schwächer sind) zieht heran. Die Schlacht beginnt mit Zweikämpfen, und dem ritterlichen Zuge gemäß, der in jener Zeit fast allen Ländern eigen war, ist dies auch in der Folge überall der Fall, wobei denn der moslimische Kämpfer allemal Wunder der Tapferkeit verrichtet, und nur selten einmal auch ein Grieche, ein „Ungläubiger" oder „Verfluchter" den Kampfplatz behauptet; Batthâl besiegt den Führer des Griechenheers und Vetter des Kaisers, bekehrt ihn aber zugleich zum Islam und schließt mit ihm einen Bund treuer und dauernder Freundschaft: ein Zug von Romantik, der in dieser oder ähnlicher Weise öfters wiederkehrt.

Im Anschluß hieran setzt sich nun die Reihe der Erzählungen von Batthâl's Fahrten, Schicksalen, Thaten und Abenteuern fort. In allen erweist er sich nicht allein unbezwinglich kühn und heldenmüthig, sondern auch ebenso klug und verschlagen; die Listen, die er überall anzuwenden weiß, sind vom Erzähler oft sogar mit besonders detaillirter Ausführlichkeit geschildert und bilden, wiederum echt volksthümlich, das komische Moment in der Erzählung; sie erinnern manchmal an die unsers „Reineke Fuchs", indem Batthâl nicht nur sich selbst dadurch rettet, sondern auch seine Feinde ins Verderben zu bringen pflegt.

Natürlich können wir uns hier nicht darauf einlassen, alle diese Einzelgeschichten zu verfolgen; wir heben nur etliche von den am meisten charakteristischen oder interessanten heraus.

Batthâl unternimmt einen Kriegszug nach Maghrib (wörtlich: das Abendland, der Westen, bezeichnet aber auch jetzt noch speciell die Länder des nördlichen und nordwestlichen Afrika), wo merkwürdigerweise ein großes jüdisches Reich besteht. Er besiegt und tödtet den Herrscher desselben, Firdews-Schah, befreit viele dort festgehaltene moslimische Gefangene, zerstört die jüdischen Gotteshäuser und baut an ihrer Stelle Moscheen, bekehrt das ganze Judenvolk zum Islam durch das Wunder einer Todtenerweckung, wozu er durch den Propheten Elias befähigt wird, und gründet endlich daselbst einen Khalifenthron, auf welchen ein Nachkomme Abu-Bekr's erhoben wird.

Auf einem andern Kriegszuge wird Batthâl gefangen, und es verbreitet sich die Kunde, er sei getödtet. Man hat nämlich einen eben Verstorbenen unter seinen Mitgefangenen, den er in seine Kleider gehüllt, statt seiner verbrannt; er selbst aber macht sich nach seinem Entkommen diesen Irrthum zu Nutze, um von da an sein Ansehen durch die Behauptung zu steigern, er sei verbrannt worden, aber von den Todten wieder auferstanden. Sobald der Kaiser von seinem (vermeintlichen) Tode gehört, bietet er seine Heere in unendlicher Zahl auf, hundertmal 100000 Mann, welche einen Raum von 40 Tagereisen Ausdehnung bedecken; Batthâl aber, wieder auf dem Schauplatz erschienen, tödtet heimlich eine Unzahl von griechischen Helden und richtet darauf während der Nacht in dem Heere eine Verwirrung an, infolge deren es sich in sich selbst bis zur Vernichtung bekämpft; der Kaiser Heraklius verliert ob all dem Unheil für eine Zeit lang den Verstand, wird schließlich von Batthâl durch neue List dahin gebracht, sich ihm zum Zweikampf zu stellen, und in diesem alsdann besiegt und getödtet.

Von einem falschen Freunde ist dem Batthâl sein Weib geraubt worden, und er zieht aus, um Rache zu nehmen. Nach allerlei Abenteuern gewinnt er sich ein anderes Weib, eine Tochter des griechischen Kaisers selbst, wird aber von diesem treulos verrathen, geräth in Gefangenschaft, wird in den Höllenbrunnen geworfen, daraus mit Hülfe der „Schlangenkönigin" und eines Drachen befreit und besiegt darauf nicht allein die vereinigten Heere des griechischen und des chinesischen (!) Kaisers, sondern tödtet auch diese beiden Kaiser selbst.

Besonders seltsame Abenteuer erlebt er auf einem Zuge zum Berge Kâf, aus dem er seine in demselben gefangen gehaltenen Söhne befreien will. Er hat mit Dîws (Dämonen), mit Zauberern, ja mit einem zahllosen Heere von Cerberussen zu kämpfen, wird unterstützt von einem Heere der Peri (guten Genien), trifft Gebäude aus Gold, Smaragd und Rubinen und ähnliche Wunderdinge, findet auch irgendwo „Alexander den Großen mit Aristoteles, dem Philosophen, seinem einstigen Vezier, gerade so als ob beide miteinander plauderten"; endlich findet er seine Söhne und mit ihnen einen gleichfalls gefangenen Sohn des griechischen Kaisers, führt den letztern seinem Vater wieder zu, und dieser bekennt sich aus Dankbarkeit zum Islam.

Ein etwas mehr in das Gebiet der wirklichen Geschichte hineinstreifender Abschnitt der Erzählung ist derjenige, in welchem der falsche Prophet und Usurpator Bâbek auftritt und von Batthâl, da sich derselbe die Herrschaft über die Gläubigen anzumaßen sucht, im Interesse des wahren Glaubens bekämpft wird. Diese Episode hat auch insofern ein eigenthümliches Interesse, als Bâbek gleichfalls mit wunderbaren Kräften und Künsten ausgestattet ist, die er als göttliche Beglaubigungswunder dem Batthâl entgegenhält. Dieser sieht dieselben zwar nicht für göttlich, sondern für satanisch an, vermag ihn indeß gleichwol nicht zu besiegen, und so stehen sich hier falscher und wahrer Islam, Satan und Mohammed, die

beide immerfort direct in den Kampf eingreifen, ja als die eigentlich Kampfführenden erscheinen, eine Zeit lang gegenüber, ohne daß einer den andern überwinden oder überführen könnte. Der Kampf läuft durch verschiedene Phasen; Batthâl wird unter anderm auch auf den Grund des Meeres geführt, während Bâbek für einige Zeit auf den Thron von Stambul zu gelangen weiß. Endlich indeß bleibt doch Batthâl Sieger, und Bâbek wird vor den Thoren von Bagdad verbrannt.

Zum Schluß sei noch der letzte Kriegszug des Helden erwähnt, den er zum Schutze des Islam unternimmt, und auf welchem er seinen Tod findet. Er hat sich, „weil nun kein Feind mehr übrig sei", in der heiligen Stadt Medina beim Grabe des Propheten niedergelassen, um dort den Rest seiner Tage zu verbringen. Aber der von ihm selbst eingesetzte und ihm tributpflichtige griechische Kaiser Kanathus hat sich wider den Khalifen erhoben, und so macht sich Batthâl trotz hohen Greisenalters noch einmal auf, zieht gegen den Kaiser zu Felde, besiegt ihn auch, erleidet aber dann den Märtyrertod (d. h. den Tod im Dienste des Glaubens), allerdings nicht durch Feindeshand, sondern auf eine Weise, in welcher der Erzähler eine directe göttliche Veranstaltung erblicken zu müssen glaubt.

Der moslimische Fatalismus einerseits, andererseits aber auch die einzelnen frommen Moslem ja nicht abzusprechende unbedingte Hingebung an Gott und Fügung in Gottes Rathschluß kommt, mehr noch als zuvor schon vielfach geschehen, in dieser Schlußgeschichte, wo Batthâl, obgleich von der Last der Jahre bereits überwältigt, dem Rufe Gottes gehorsam noch ein letztes mal das Schwert nimmt, in einer fast ergreifenden Weise zur Erscheinung. Ueberhaupt geht nach dieser Richtung hin durch das ganze Buch ein Zug der Frömmigkeit hindurch, der nicht nur wohlthuend berührt, sondern selbst eine gewisse Ehrfurcht und Bewunderung einflößt.

Wie man sieht, ist dieser sogenannte Roman ein buntes phantastisches Gewirre von wunderbaren Personen und Thaten, Oertlichkeiten und Begebenheiten. Nichtsdestoweniger ist mitten in diesem Gewirre, das kann man nicht verkennen, eine leitende Idee zu verfolgen, und diese läßt sich dahin aussprechen, daß Sajjid Batthâl in seiner Person, seinem Thun und seiner Geschichte den großen gewaltigen Kampf des Islam gegen das christliche Byzantinerreich und den endlichen Sieg über dasselbe darstellt. Insofern hat dieser Roman zugleich, wenn auch keinerlei haltbaren historischen Boden, so doch einen großen historischen Hintergrund, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von manchen andern türkischen oder arabischen Heldengeschichten, in welchen die handelnden Personen ihre Kräfte in Thaten verbrauchen, die, wie groß und wunderbar sie auch der Erzählung nach sind, doch keinem höhern Zwecke dienen. Batthâl soll das letzte große Hinderniß beseitigen, das der unbeschränkten Herrschaft der Religion des Propheten noch im Wege steht. Dazu ist er mit so wunderbaren Kräften und Gaben ausgerüstet, dazu erfreut er sich der besondern Protection und Hülfe des Propheten, dazu ist er nicht allein ein unüberwindlicher Krieger, sondern auch ein unüberwindlicher Gottesgelehrter, der in jedem Wortstreit über die Religion recht behält, dazu besiegt er nicht allein die Feinde, sondern bekehrt sie auch, freilich auf gut moslimische Art, indem er ihnen das Schwert an die Kehle setzt, wie denn auch die Bekehrung selbst nur darin besteht, daß der „Ungläubige" die Hand aufhebt und das kurze moslimische Glaubensbekenntniß nachspricht.

Es ist jene Zeit des gewaltigen Vorwärtsstrebens des jugendlichen Islam. Culturaufgaben hat er noch nicht vor sich, sondern sein Ziel ist einstweilen nur die Unterwerfung der Völker, ja der Welt; seine fanatisirten Bekenner tragen ihren Glauben auf der Spitze des Schwerts vor sich her, und das Schwert ist es, das demselben zur Herrschaft verhelfen soll. Dieses Ziel aber verfolgt er mit einer Energie und Rücksichtslosigkeit ohnegleichen, dabei getragen von dem unvertilgbaren Vertrauen, daß die Erreichung desselben Allahs und des Propheten Wille und Gebot, zugleich aber auch Verheißung sei. Mit Geringschätzung sieht er auf das Byzantinerreich hin, das trotz seiner Größe und seines Reichthums ihm keine Furcht einflößt. Freilich tritt ja auch die Morschheit und innere Fäulniß dieses Reichs zu jener Zeit schon überall zu Tage, und seine eigene moralische wie politische und militärische Elendigkeit arbeiten bereits an seinem Untergange. Die patriotischen Phantastereien unsers Volksromans, die Einen Moslem gleich Hunderte von Griechen besiegen lassen, sind nichts anderes als der berechtigte Ausdruck des Kraftgefühls, welches ein in sich gesundes Naturvolk gegenüber der Ohnmacht eines greisenhaften und entnervten Staats erfüllen muß. Man wird gewiß eine richtige Parallele ziehen, wenn man sich die Zustände des damaligen Byzantinerreichs ungefähr so wie die des heutigen Türkenreichs vorstellt. Die byzantinischen Scharen mögen den andringenden Türken und Arabern nicht anders gegenübergestanden haben, wie etwa in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts auf beinahe denselben Schlachtfeldern die osmanischen Heere den ägyptischen gegenüberstanden, als die aufstrebende Energie und der rücksichtslose Feuereifer Mohammed-Ali's das große morsche Reich in seinen Grundfesten erschütterte, und Ibrahim-Pascha eine türkische Armee nach der andern über den Taurus zurückwarf und besiegt nach Hause schickte.

Das schließliche Ziel des großen Kampfes zwischen Islam und Christenthum, oder vielmehr zwischen den Völkern des Islam und dem Reiche von Byzanz, wie es später, um die Mitte des 15. Jahrhunderts, mit der Eroberung Konstantinopels und der Aufpflanzung des Halbmondes auf die Aja Sofia erreicht worden ist — dieses Ziel sehen wir in unserm Romane hier noch nicht erreicht. Aber wir sehen seine Erreichung sich vorbereiten, sehen, daß es erreicht werden wird und muß, daß die jugendlich natürliche Volkskraft über ein verrottetes und überlebtes Staatswesen, die frische religiöse Begeisterung über eine der wahren Geisteskraft entleerte und zur bloßen Form herabgesunkene Religion der Aeußerlichkeit den Sieg davontragen wird.

Moritz Lüttke.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Principien der Wirthschaft von Emanuel Hermann. Wien, Lehmann u. Wentzel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede unter anderm:

Die wirthschaftlichen Grundsätze, welche im industriellen Schaffen aller Art in so maßgebender Weise und in ungemein detaillirten, den Verhältnissen genau angepaßten Methoden zur Geltung kommen, diese Grundsätze, welche die Organisation der Unternehmung wie des Haushalts allein begründen, haben bisher in der Nationalökonomie nicht Aufnahme gefunden, sondern werden von dieser als zu fremdem Terrain gehörig betrachtet.

In mehrern berühmten nationalökonomischen Lehrbüchern ist der Satz zu finden: „Die Erkenntniß der im Haushalte und im Innern der Unternehmung vorkommenden Erscheinungen ist Sache der Privatwirthschaftslehre." Doch nirgends wird erwähnt, wer diese Privatwirthschaftslehre geschaffen, wer sie geschrieben, wer ihre Gefahr entdeckt, wer ihre Geheimnisse veröffentlicht hat. Der Nationalökonom beruhigt sich eben einfach mit dem Gedanken, daß es nicht seines Amtes sei, jene Erscheinungen zu erforschen, und daß ihm auch nicht die Verpflichtung obliege, darauf zu sehen, daß andere ihres Amtes walten.

Hätten die Nationalökonomen sich der Mühe unterzogen, selbst Forschungen im Gebiete der Privatwirthschaftslehre anzustellen, dann wäre ihnen bald klar geworden, daß hier noch vieles zu entdecken sei, was auch der Nationalökonomie von Nutzen sein kann. . . . Nicht allein durch ihre Tragweite haben die privatökonomischen Gesetze Bedeutung für die Nationalökonomen. Die meisten dieser Gesetze gelten auch ebenso für die Gesammt- wie die Einzelwirthschaft. . . . Der Unterschied zwischen Privat- und Volkswirthschaft ist nur ein äußerlicher Eintheilungsgrund der wissenschaftlichen Arbeit. In das Gebiet der Einzelwirthschaftslehre werden nur jene Untersuchungen übertragen, welche sich auf die einzelnen Unternehmungen oder Haushalte beschränken; während die Gesammtwirthschafts- (Volkswirthschafts-) Lehre wieder nur allein den Zusammenhang, das Ineinandergreifen aller Unternehmungen, mit einem Worte den Gesammtorganismus der Wirthschaft zu betrachten hätte. Die Anatomie der Wirthschaft mag sich in Anatomie der Einzel- und Gesammtwirthschaft scheiden; die Physiologie der Wirthschaft hingegen wird stets das Einzelne wie das Ganze im Auge behalten müssen.

Also eine Physiologie der Wirthschaft, nicht wie es in den Anfangssätzen der Vorrede schien, eine Privatwirthschaftslehre wollte der Verfasser schreiben. „Allerdings ist das vorliegende Werk nur ein schwacher und mangelhafter Versuch, dem hohen Ziel der Wissenschaft, der allgemeinen, der Privat- wie der Volkswirthschaftslehre durch die Bearbeitung eines Kapitels derselben entgegenzustreben."

Wenn man überhaupt so hinkende Vergleiche anstellen will, wie die der staatswissenschaftlichen Wissenszweige mit den medicinischen, und wenn man die Privatwirthschaftslehre die Anatomie genannt hat, so müßte man doch, mit Roscher, dabei bleiben, die Volkswirthschaftslehre Physiologie zu nennen. Der Verfasser will also doch eigentlich keine Physiologie, sondern eine Wissenschaft schreiben, die beide Disciplinen zu einem Ganzen vereinigt — in den Naturwissenschaften ist dieselbe wol noch nicht erfunden. Und so schreibt er denn eine solche neuentdeckte Wissenschaft: die „Wirthschaftslehre".

Damit ist der Zweck des Buchs ebenso deutlich als unklar ausgedrückt; deutlich, indem man weiß, was er nicht schreiben will; unklar, indem man nicht begreifen kann, was außer der Betrachtung der Einzelwirthschaften als solchen und der Betrachtung der Einzelwirthschaften als Gesammtheit überhaupt noch erfolgen kann. Dem gewöhnlichen menschlichen Verstande nach kann man sich nur in dem einen oder in dem andern Kreise der Betrachtung bewegen. Wo von gemeinsamen Grundsätzen für die Einzelwirthschaften die Rede ist, da handelt es sich eben um die Gesammtwirthschaft, respective den „Zusammenhang der Einzelunternehmungen".

Glücklicherweise werden wir über die Methodik der hier aufgestellten allgemeinen „Wirthschaftslehre" noch weiter aufgeklärt in den „Schlußbemerkungen". Dort heißt es:

Es wird eine Zeit kommen, in welcher man eine Terminologie der wirthschaftlichen Erscheinungsformen: der „Typen", der „Modusarten", der „Principe und Grundsätze", so gut wird schaffen müssen, wie es im vorigen Jahrhunderte gang und gäbe war, die Pflanzen und Thierformen zu benennen und zu charakterisiren. Ist einmal diese Terminologie gewonnen, dann kann zur exacten Beschreibung aller Mittelarten und Arbeitsweisen, aller Methoden übergegangen werden. Aus der systematischen Zusammenstellung der Mittelarten wird sich dann von selbst das Entwickelungsgesetz derselben ergeben. Nur jene Wirthschaftslehre, welche sich auf die exacte Beobachtung der natürlichen Vorkommnisse und Verhältnisse stützt, vermag den Mann der Wissenschaft wie der Praxis zu befriedigen. Dieses Werk steht am Anfange des Wegs, aber schon sind die Fernen, welche einst erreicht werden sollen, dem Blick erschlossen. Darum unverdrossen vorwärts!

Oder sagen wir lieber zurück in die alten Unklarheiten der Freihandelsschule, welche sich vergeblich abgemüht hat, die „Naturgesetze" des wirthschaftlichen und socialen Lebens zu suchen. Bei ihr aber weiß man wenigstens, wie sie dazu gekommen ist, und was die Sache für Grund und Zweck hatte, hier aber in dieser Wirthschaftslehre der Zukunft herrscht nebelhafte Confusion in allen Theilen.

Der Verfasser besitzt sehr vielfältige Specialkenntnisse auf dem Felde der Technologie, er ist sogar selbst privatwirthschaftlicher Erfinder — nämlich der Correspondenzkarte (siehe des Verfassers „Miniaturbilder aus dem Gebiete der Wirthschaft", Halle 1872); desgleichen besitzt er einige Kenntnisse über Volkswirthschaft, und drittens eine unübertreffliche Kühnheit im Gebrauche statistischer Zahlen, die sich hier und da in wahrhaft erschreckender Weise zu erkennen gibt, wie z. B. wenn er mit kaltem Blute eine Consumtionsstatistik für ganz Europa zusammenstellt und zu dem Ergebniß kommt, daß das Leben der Bevölkerung Europas 75 Milliarden Francs jährlich kostet, z. B. Milch 1 Milliarde, Baumöl 447 Millionen u. s. w. Alle Achtung! Einem Manne von so genialen Conceptionen wird man auch die Erfindung einer neuen Wissenschaft zutrauen dürfen. Es ist ihm denn auch in der That gelungen, eine ganze Reihe von Principien zu entdecken, welche als Ecksteine einer neuen Wissenschaft brauchbar erscheinen. Die hervorragendsten unter ihnen

sind: das „Walzenprincip", das Princip „in einem nacheinander", das Princip „in einem fort".

Weil aber dieses letztere Princip unendlich häufig angewendet wird, ist auch die Walze, oder in andern Fällen das Rad und die Kreisscheibe eine der häufigsten und wirksamsten Erscheinungen des Maschinenwesens, und es gibt kaum irgendeine Gattung von Maschinen, bei welchen nicht die Einführung des Rades oder der Walze oder der Kreisscheibe einen enormen Fortschritt in wirthschaftlicher Beziehung angebahnt hätte. Die Resultate, welche die Anwendung dieses einzigen Princips erzielte, sind gewiß tausendmal beträchtlicher als die Anwendung des Princips der Arbeitstheilung.

Zwischen der Arbeitstheilung und der Walze ist nur der kleine Unterschied, daß ohne die erstere ein Zusammenhang der Privatwirthschaften, eine Volkswirthschaft nicht denkbar ist; während die Walze eben nur ein Mittel zur Beschleunigung der Gütererzeugung ist. Indessen, wenn man „Wirthschaftslehre" schreibt, braucht man ja dergleichen minutiöse Unterscheidungen nicht zu machen. Dies eine Probe der „Principien der Wirthschaft", von denen die Einleitung handelt.

Das erste Buch ist dann der „Analyse der wirthschaftlichen Verhältnisse" gewidmet. „Die verstandesmäßige Erkenntniß der Zusammenhänge der Naturvorgänge ist das fast einzig in Betracht kommende Civilisationsmittel." Von dieser ebenso vagen als unrichtigen Behauptung eines „geistreichen Offiziers", der dabei wahrscheinlich an seine Schußwaffen als „Civilisationsmittel" dachte, geht der Verfasser aus; behauptet, daß der „Wirthschafter" vor allen Dingen genöthigt sei, sich mit der technischen Analyse vertraut zu machen (was er aus einem willkürlich gegriffenen Beispiel abstrahirt), und meint, daß die Methode der Statistik dazu vorzüglich brauchbar sei, worauf eine Menge von Fällen angeführt wird, in denen die Statistik Nutzen schaffen könne.

Im zweiten Buche wird unter der Rubrik „Der Vortheil" eine Uebersicht der den Menschen nützlichen Naturkräfte und Naturprocesse gegeben, unter denen schließlich die Construction des menschlichen Körpers selbst figurirt, und an einigen Beispielen gezeigt, wie auf verschiedenen Culturstufen verschiedene Substanzen und Mittel (in der „dritten" Periode das Walzenprincip) angewendet werden, zur Darlegung des „Gesetzes des Wechsels der vortheilbringenden Mittel".

Das dritte Buch handelt in ähnlicher Weise vom „Nachtheil". In der Nationalökonomie wurde dieser bisher als „Productionskosten" bezeichnet. Bei der Aufzählung der Kosten, welche die Zeugung der Menschen verursacht, ist der Verfasser so erstaunlich genau, daß er sogar die Kosten der „Beschneidung" nicht vergißt; leider ohne Preisangabe.

Das vierte Buch: „Das Endziel der Wirthschaft" enthält zum Theil völlig unzusammenhängende und halbwahre Gemeinplätze über die weise Einrichtung, das „Zweckbewußtsein" der Natur, den Genuß, die Arbeit, ohne faßbares Resultat.

Nun sollte man hoffen, müßte das Buch zu Ende sein; leider kommen aber noch fünf Bücher über: „Die Aufgabe der Wirthschaft", „Die technischen Methoden und deren wirthschaftliche Bedeutung", „Die Geschichte des Mittels", „Das wirthschaftliche Arrangement", „Die wirthschaftliche Organisation", in denen zum Theil unter den verzwicktesten Kapitelüberschriften, wie: „Die Concurrenz der Daseinsepochen des Mittels", „Die Vereinfältigung und Vereinfachung des Nachtheils" u. s. w. ein polytechnisches Allerlei geliefert wird, das uns über die verschiedenen Grundsätze, welche bei der Güterproduction zur Anwendung kommen, unterrichten soll.

Manche schätzbare und interessante Detailmittheilung ist darin zu lesen über verschiedene Verfahrungsarten in diesem und jenem Gewerbszweige, und wir lernen den Verfasser als vielgewandten Mann kennen, wie bereits aus seinen „Miniaturbildern" geschehen konnte, aber als einen Schriftsteller ohne Takt in der Darstellung und ohne Schärfe im Denken. Die abgeschmacktesten Behauptungen (z. B.: die Alternative der Wirthschaft lautet Geld oder Blut. Daher der Haß der Arbeiter gegen das Kapital. Aber jedem steht es ja frei, sich in die Klasse derer zu begeben, die mit Geld Blut bezahlen. Es kommt nur auf einen guten Gedanken an!) wechseln mit Gedankenspielereien in Form von selbsterfundenen Rubricirungen und Kunstausdrücken ohne Nutzen und Berechtigung. Und schließlich weiß niemand, was nun mit allem dem gewonnen ist; eine neue Wissenschaft gewiß nicht.

Der Leser verzeihe die mit dem Werth des Buchs außer Verhältniß stehende Länge der Besprechung. Aber: gute, von klaren Grundgedanken getragene Arbeiten kann man wol kurz kennzeichnen; Schriften wie die vorliegende gleichen einem Sandhaufen, in welchem ein Diamant versteckt sein soll, und den man deshalb tüchtig durchschüttelt, um — nichts zu finden.

2. Ueber die Freiheit in der Volkswirthschaft. Von Heinrich Maurus. Heidelberg, Winter. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Wie die „Grundsätze der Volkswirthschaftslehre vom Standpunkte der socialen Reform" (1868) und „Die moderne Besteuerung und die Besteuerungsreform" (1870) desselben Verfassers ist auch das vorliegende Werk von einem durchaus originellen und unabhängigen wissenschaftlichen Standpunkte geschrieben, voll anregender, wenn auch meist nicht tiefer Gedanken, in frischer, wenn auch oft nicht musterhafter Schreibweise.

Der Verfasser, nach der hergebrachten Eintheilung der nationalökonomischen Richtungen Socialist zu nennen, geht davon aus, daß zur Herstellung der wirthschaftlichen Freiheit vor allem die der Gleichheit, d. h. die der thatsächlich gleichen Möglichkeit der wirthschaftlichen Kraftäußerung für alle erforderlich sei; wovon in der gegenwärtigen Gesellschaftsverfassung keine Rede sei. Um nachzuweisen, wie dies letztere nicht der Fall ist, und wie ersteres zu erreichen, durchmustert er die verschiedenen volkswirthschaftlichen Gebiete: Arbeitsstoff, Arbeitskraft, Arbeitslohn; die Besteuerung; das Eigenthumsrecht; die Concurrenz; das Geld- und Bankwesen; Verkehr und Handel; Credit und Versicherungswesen. Wir erhalten damit eine Beleuchtung aller dieser Gebiete von jenem Standpunkte aus, welche wir der Beachtung unserer Leser aufs wärmste empfehlen.

3. Der Emancipationskampf des vierten Standes von R. Meyer. Erster Band. Erste Abtheilung. Berlin, Schindler. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser hat in den letzten Jahrgängen der von ihm redigirten, wenig gelesenen, weil conservativen „Berliner Revue" durch eine Reihe von vortrefflichen Artikeln über die socialen Verhältnisse und Vorgänge der Gegenwart den Beweis geliefert, daß er ein ebenso fleißiger und geschickter wie unbefangener und scharfer Beobachter der socialen Entwickelung in unsern Culturländern ist; und es kann sich wol kein nationalökonomischer Fachmann rühmen, den Socialismus, wie er sich in den Kämpfen der Arbeiter mit den Unternehmern, in den Arbeitervereinigungen und Vereinen, in Büchern und in der Tagespresse äußert, so fleißig und ausdauernd beobachtet zu haben, seitdem der frühere Classiker der Geschichte des Socialismus, Lorenz Stein, unter die Gründer und Freihändler gegangen ist. Es darf deshalb mit guter Zuversicht gesagt werden, daß diese Schrift über den Emancipationskampf des vierten Standes die für die Gegenwart bedeutsamste und vollständigste werden wird, welche bisjetzt über dieses Thema geschrieben wurde. Das Unternehmen ist ein ähnliches wie die verdienstvolle Darstellung des „Modernen Socialismus" von Eugen Jäger (Berlin 1873), aber die Behandlung wird klarer, gründlicher und wissenschaftlicher ausfallen. Dafür bürgen nicht nur die bisherigen Leistungen des Verfassers, sondern dies beweist auch die vorliegende erste Abtheilung, welche im ersten Kapitel die socialistischen Theorien klar und kurz entwickelt und im besondern auch auf die Socialtheorie der Ultramontanen aufmerksam macht, zu deren Kenntniß das ältere Buch von Jörg über die „Socialpolitischen Parteien" (Freiburg i. Br. 1867) nicht mehr genügt. Auch die originellen, bisher noch wenig beachteten Ideen von Rodbertus werden ausführlicher dargestellt. Das zweite Kapitel behandelt die „Internationale". Wie der Verfasser dieser Bewegung gegenübersteht, davon geben die letzten Worte des Kapitels Zeugniß. Er sagt dort:

> Es gibt ein Wort, welches die Internationale tödtet, aber auch nur eins: Befriedigung, Zufriedenstellung der Masse des Volks, indem man ihr an den Segnungen der Cultur, an den Vortheilen einer steigenden nationalen Production ihren verhältnißmäßig mitsteigenden Antheil sichert.

Das vorliegende Heft enthält außerdem nur einige Seiten des dritten Abschnitts, in welchem die sociale Bewegung der verschiedenen Länder, zunächst in Deutschland, dargestellt wird.

Wir werden nicht versäumen, auf dieses werthvolle Werk nach seiner Vollendung zurückzukommen, glauben aber jetzt schon mit Fug und Recht als die Pflicht eines jeden, der aus Beruf sich über die sociale Bewegung orientiren muß, die Lektüre dieses Buchs hinstellen zu dürfen, und hoffen, daß es die immer noch so sehr fehlende Orientirung über unsere brennendsten Tagesfragen auch in weitere Kreise tragen wird.

4. Die Nationalökonomie ein politisches Bedürfniß unserer Zeit. Vorträge und gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft von H. Contzen. Zweiter Band. Berlin, Heimann. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn bedeutende Gelehrte ihre im Laufe einer arbeitsvollen Zeit hier und da zerstreuten kleinern Schriften zu einem Buche sammeln, so darf man sich freuen, daß in dieser Weise geistige Schätze dem Vergrabensein an allerlei minder zugänglichen Orten entrissen werden. Weniger erfreulich ist es, wenn auf solchem Wege gänzlich unbedeutende Geistesproducte wie aufgewärmte Semmeln dem Publikum aufgedrängt werden. In diesem unerfreulichen Falle befinden wir uns mit vorliegendem Buche H. Contzen's, der den Inhalt verschiedener Broschüren und Vorträge, die besser der Vergessenheit anheimgefallen wären, in demselben wiederholt zu veröffentlichen sich gedrungen fühlt. Schon seit ein paar Jahren macht der Verfasser theils allein, theils in Verbindung mit Hugo Schramm und Nikolaus Schüren den nationalökonomischen Büchermarkt durch Schriften unsicher, deren unfertiger, flüchtig zusammengestoppelter Inhalt nur zu deutliche Kunde von der nicht ausreichenden geistigen Schulung der Verfasser gibt, und deren Inhalt geradezu widerlich dadurch wird, daß die Verfasser jede passende oder unpassende Gelegenheit benutzen, um in ihren Schriften gegenseitig Reclame für sich zu machen. So z. B. hat Contzen durch Schüren eine eigene Broschüre unter dem frappanten Titel: „Socialisten und Communisten im Frack", schreiben lassen, die weiter keinen Zweck hat, als Freund Contzen zu verherrlichen. Dafür druckt denn Contzen als Anhang zu einer Abhandlung über die „Sociale Frage in Rom" ein Gedicht von Schüren über „Die Götter Roms und Griechenlands" ab; Schramm und Contzen schreiben ein „Lehrbuch der Wirthschaftslehre" zusammen, und nun werden die Arbeiten des „talentvollen Freundes" fortwährend citirt und belobt u. s. w.

Man weiß ja sehr wohl, daß literarische Coterien auf allen Gebieten vorhanden, ja bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich sind, weil sie aus gemeinsamen literarischen Bestrebungen naturgemäß hervorgehen; aber wenn sie so unverhüllt geschäftsmäßig und in Begleitung so mangelhafter literarischer Leistungen auftreten, so ist das denn doch abstoßend und der ernsten Rüge werth.

Sehen wir uns nun den Inhalt des zweiten Bandes der gesammelten Werke von Heinrich Contzen, Docent am Polytechnikum in Aachen, etwas näher an. Bunt genug ist das Verzeichniß: „I. Zur Geschichte der socialen Frage"; „II. Die sociale Frage der Gegenwart"; „III. Landwirthschaft und Socialismus". Der Inhalt dieser drei Abschnitte ist bereits in des Verfassers obengenannten Broschüren gegeben. „IV. Ziele und Aufgaben der heutigen Nationalökonomie"; „V. Ueber die Geschichte des Geldes und über Geldwährung"; „VI. Ein Wort für und über den Wald"; „VII. Zur Frauenfrage"; „VIII. Die sociale Frage — die Frage der Arbeit". Nr. IV und VIII waren früher als Anhang der Broschüre Nr. III abgedruckt.

Hieraus ist zu ersehen, wie der Verfasser sich nicht einmal die Mühe genommen hat, den Abdruck seiner ältern literarischen Producte so zu ordnen, daß wenigstens äußerlich ein wenig Logik in die Sache gekommen wäre; oder sollte es ihm gar nicht aufgefallen sein, daß am Anfang und am Ende Aufsätze über die sociale Frage stehen, und dazwischen der Wald in der Mitte von Geld und Frauen? Es zeugt schon von sehr bedeutender literarischer Nonchalance, dem Publikum in dieser Weise

Kohl und Rüben zu präsentiren. Indeß, möchte das hingehen, wenn in den durcheinandergewürfelten Abschnitten etwas Gescheites wäre!

Da wird nun zuerst als „Geschichte der socialen Frage" ein Auszug aus der zum Theil sehr einseitigen und schiefen Darstellung von Kübel: „Die sociale und volkswirthschaftliche Gesetzgebung des Alten Testaments", gegeben. Die bessere und Kübel zum Theil berichtigende Schrift von Maaß: „Die Religion des Judenthums und die politisch-socialen Principien unsers Jahrhunderts", scheint dem Verfasser leider nicht zufällig auch in die Hand gekommen zu sein. Dann werden ein paar Notizen über die socialen Zustände im alten Griechenland und Rom gebracht, wobei sich durch eine ausgiebigere Benutzung von Schriften wie Becker's „Charikles und Gallus" u. s. w. noch sehr viel Curiosa hätten zusammenschreiben lassen. Nun erscheint die „sociale Frage der Gegenwart", von der zunächst festgestellt wird, daß ihre Tragweite so groß sei, daß sie Gegenstand der ernstesten Betrachtungen unserer Staatsmänner und Staatenlenker geworden ist! — Wenn es nur wahr wäre! — Dann: mehrere Seiten Abdruck aus der „Concordia"; worauf mit Berufung auf verschiedene andere Autoritäten wiederum constatirt wird, daß die sociale Frage sehr brennend sei; folgen einige Seiten Abdruck aus Roßbach's „Geschichte der Gesellschaft"; zum Schluß eine freudige Begrüßung der „Bonner Conferenz" von Fabrikanten.

Die nun folgende Abhandlung über „Socialismus und Landwirthschaft" zeichnet sich dadurch aus, daß der Landwirthschaft nur an ein oder zwei Stellen Erwähnung geschieht, abgesehen von einigen Citaten dahin gehöriger Schriften in den Anmerkungen. Auch hier aber wird nicht vergessen, an den unpassendsten Stellen Bruchstücke von Gedichten behufs Vermehrung der Druckseiten einzustreuen. Sogar in der Betrachtung über die Ziele der heutigen Nationalökonomie, die namentlich durch Goethe und Schiller vorgezeichnet erscheinen, werden Verse nicht unterlassen. Dort findet sich unter anderm auch die Phrase eingestreut:

Es wäre schon viel gewonnen, wenn nur erst jeder Gebildete das Vorhandensein von Gesetzen des Verkehrslebens und die Harmonie der wirthschaftlichen Interessen ebenso anerkennen würde wie die Harmonie des Weltalls; denn auch hier gibt es Harmonien oft von wunderbarer Schönheit, die lange bestanden haben, als noch kein Mensch sie ahnte; unzählige Gesetze, die nicht erst auf jeweilige Anerkennung warten.

Man erwäge die Logik dieses Satzes und außerdem die Thatsache, daß sich Contzen z. B. hier als Manchestermann kennzeichnet, während er sich in der erwähnten Broschüre Schüren's als einen der größten Katheder-socialisten hat feiern lassen; wie er auch an andern Stellen dergleichen Ansichten aufnimmt: dann wird man sich wirklich wundern müssen, wie der Verfasser dazu kommen kann, sich und seine Arbeiten für wissenschaftlich auszugeben.

Doch wir glauben von diesem Buche genug gesagt zu haben. Bemerkt sei nur noch, daß verhältnißmäßig das Beste das ist, was der Verfasser zum Schutz des Waldes sagt; mit dem Inhalt seines Plaidoyers gegen die unvernünftige Waldverwüstung und für Staatseinmischung in die Waldwirthschaft der Gemeinden und Privaten darf man sich einverstanden erklären. Die Beilagen enthalten Reclamen für den Verfasser, theils in Form von Wiedergabe ihm günstiger Besprechungen seiner Schriften, theils in Form einer Abwehr gegen sehr milde Angriffe auf eine seiner Publicationen; wogegen der Verfasser sich wohl gehütet hat, solche Besprechungen seiner Schriften zu erwähnen, die ihm wirklich etwas derb am Zeuge flicken. Wir erinnern uns, in den jüngst erschienenen Broschüren über die „Neueste Literatur der socialen Frage" von R. Meyer eine Besprechung von Contzen's „Socialer Frage" gelesen zu haben, welche sein Gebaren ebenso treffend als wahr kennzeichnet, die er aber wahrscheinlich in dem zu befürchtenden dritten Bande seiner gesammelten Werke ebenso wenig erwähnen wird wie die vorstehenden Zeilen, deren Schärfe durch den Widerwillen entschuldigt werden möge, der einen, welcher es mit der Wissenschaft ernst nimmt, beim Anblick von dergleichen angeblich wissenschaftlichen, in der That aber rein buchhändlerischen Speculationen unwillkürlich überwältigt.

H. von Scheel.

Neue Romane.

1. Die fünfte Frau. Roman von E. von Dincklage. Zwei Bände. Stuttgart, Simon. 1873. 8. 3 Thlr.
2. Adelsstolz. Roman von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Kind Bajazzos. Roman von E. A. König. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 6 Thlr.
4. Onkel Sündenbock. Humoristischer Roman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 5 Thlr.
5. Tollhäuslerwirthschaft. Humoristischer Roman von Maurus Jókai. Nach der zweiten Ausgabe des Originals aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 2 Thlr.
6. Ein Goldmensch. Roman von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen. Autorisirte Uebersetzung. Deutsch herausgegeben von einem Freunde und Landsmanne des Dichters. Fünf Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr.

Die Masse der Production richtet sich nach der Nachfrage. Das gilt auch auf dem Büchermarkte. Da aber der Genius sich nicht citiren läßt, sondern über die Auserwählten kommt wie das Glück oder das Schicksal, darum gibt es zwar viele — gute Leute, aber wenige gute Musikanten. Aber nicht blos daß Unberufene durch den Bedarf zur Production berufen werden; nicht selten bequemt sich auch der Berufene, Associé solcher Roman-

fabrikation zu werden, und opfert die Würde des Kunstwerks dem momentanen materiellen Erfolge. Er sagt sich dann zu seiner Rechtfertigung: die Gemeinde, deren Religion Liebe zur Schönheit ist, sei eine verschwindend kleine und noch in steter Abnahme begriffen; die wenigsten träten mit Scheu und Ehrfurcht vor das Kunstwerk, um sich an der Architektonik des Aufbaues zu entzücken, durch den geistigen Gehalt erheben zu lassen; das hastende Geschlecht verlange auch von der Kunst nichts anderes als Amusement oder, um mit einem Lieblingsworte zu reden, Zerstreuung. Steuern wir aber dann nicht einem Zustande gänzlicher künstlerischer Barbarei zu, wenn die, welche zur Leitung und Läuterung des Geschmacks berufen sind, sich den rohen Wünschen ästhetischer Idioten bequemen? Von der Bühne ist das strenge Kunstdrama fast gänzlich entfernt worden, und einem modernen Schlagworte entsprechend, nährt sich hier „die Wirklichkeit von ihrem eigenen bürgerlichen überquellenden Fette"; der Romancier mag da nicht zurückbleiben, und in nicht seltenen Fällen weiß er die triviale Alltäglichkeit kaum mehr als durch Gerichtssaal-Notizen zu würzen. Solchem geistesöden Inhalt entspricht dann die salope Form. Man fühlt es, wie der Autor den Bogen nach einem Zeittermine schrieb; von künstlerischem Stil ist da nichts zu merken, ja nicht selten erleiden die einfachsten Gesetze der Syntax gröbliche Verletzungen.

Die Romanschöpfungen, welche uns diesmal zu kritischer Revue vorliegen, gehören nicht sämmtlich, aber doch zum Theil der von uns geschilderten Productionsweise an. Die Ausnahme nennen wir sogleich; es ist dies der Roman von E. von Dincklage: „Die fünfte Frau" (Nr. 1). Da begegnet uns nicht blos schriftstellerisches Talent, sondern auch poetische Kraft. Für letztere zeugt die stimmungsvolle Naturschilderung und die von der Schablone abweichende Charakteristik, für das erstere die Sorgfalt und Delicatesse der sprachlichen Darstellung. Der Angelpunkt der Handlung zeichnet sich nicht gerade durch Originalität aus. Dem Baron Brunold wird eine Kassette mit wichtigen Familienpapieren entwendet; der Kampf um den Wiederbesitz dieser Kassette bildet die Achse der Handlung. Als Hauptheldin des Kampfes tritt Talle auf, das Kind der Heide. Das ist ein Dasein von überschäumender Kraft und wieder magdlicher Anmuth, das sich da vor uns auslebt, und dabei von jener überzeugenden Lebenswahrheit, die stets nur eine Frucht echt poetischer Inspiration, nie bloßer realistischer Porträtmalerei sein wird. Gleiche Sorgfalt in der Charakteristik zeigen neben Talle noch Baron Brunold, der Mann mit dem grauen Haar und der energischen Leidenschaftlichkeit des Jünglings. Die aufkeimende Neigung zwischen ihm und dem Kinde Talle findet ihre psychologische Berechtigung in der verwandten Kraft des Gemüths und des Willens, welche Verwandtschaft über die Scheidung durch Lebensalter hinweghebt. Trefflich charakterisirt sind dann auch Gesche, die Mutter Talle's, und Großmutter Pottersiedt. Baronesse Gerda's poetische Abstammung weist auf die Jean Paul'sche Liane zurück. Auch die reflectirenden Stellen im Romane zeugen von einer selbständigen, geistig reifen Natur. Z. B.:

Der Muth ist etwas Unberechenbares und das Sprichwort: „Wer vor der Nadelspitze flieht, bleibt nicht vorm Degen stehn", ein in den meisten Fällen unwahres. Auch der Muthigste muß und wird den körperlichen und geistigen Schmerz fliehen und meiden, wenn derselbe nicht durch eine Idee getragen, durch eine Ueberzeugung besiegt wird. Ein Martyrium ohne den Heroismus des übersinnlichen Gedankens wäre Wahnsinn. Es ist nicht die Kraft des Körpers, nicht die Zähigkeit der Nerven, welche den Muthigen standhaft machen, eine Willenskraft ohne höhere Principien wird Eigensinn; ihn trägt das Bewußtsein seiner Ziele, ihn hält die Macht der Idee, die Kraft des Glaubens. Zartfühlende und sensitive Männer, sowie milddenkende schüchterne Frauen scheinen nicht selten von einem Extrem ins andere überzuspringen, wenn sie aus der Passivität abwartender und träumerischer Beschaulichkeit zu einer widerstandskräftigen Festigkeit überspringen; und doch ist es so erklärlich, daß dieselbe Phantasie, welche durstig alle Strahlen in sich auftrank, im Zustande der Erregung Blitze schleudert oder, von innerm Lichte durchglüht, sich gegen die äußern Reibungen abschließt.

Die beiden nächsten Romane (Nr. 2 und 3) verleugnen die poetische Signatur; sie sind Producte fabrikmäßiger Production. Nicht nur daß sich keine gestaltenschöpferische Kraft darin kundgibt, es mangelt auch geistvolle Reflexion, eine von künstlerischem Verstand dictirte Organisation des Ganzen und tadellose Reinheit der sprachlichen Darstellung, und doch könnten nur diese drei letzten Elemente uns gegen den Mangel poetischer Kraft nachsichtiger stimmen.

Der Titel des Romans „Adelsstolz" von Schmidt-Weißenfels (Nr. 2) erregt die Erwartung, daß sociale Conflicte hier in ihrer Tiefe erfaßt und zur Lösung gebracht würden. Nichts von dem. Bürgerthum wie Adel finden gleich schattenhafte Repräsentanten, und die Handlung weist die größte Erfindungsarmuth auf. Die Heldin des Romans, Fräulein von Tarnow, liebt den bürgerlichen Gutsbesitzer und Industriellen Wahlmann; die aristokratischen Traditionen aber, in welchen Frl. von Tarnow aufgewachsen, gebieten ihrem Herzen Stillschweigen. Erst da sie, verarmt, von ihrer eigenen Kaste sich verleugnet und gedemüthigt sieht, legt sie ihre aristokratischen Prätensionen ab und wird Gattin des bürgerlichen Industriellen Wahlmann. Charakteristik und Aufbau der Handlung zeigen die fliegende Hast des Scribenten; keine Seite des Buchs zwingt durch einen sinnigen Gedanken das Auge des Lesers zu längerm Verweilen, und der sprachlichen Darstellung mangelt künstlerische Haltung.

Der Roman „Das Kind Bajazzos" von E. A. König (Nr. 3) hat vor dem früher genannten Roman kaum einen andern als den zweifelhaften Vorzug voraus, daß er vierbändig ist. Man merkt dem keineswegs talentlosen, aber vielschreibenden Autor die Erschöpfung an, sowol in Erfindung der Handlung als in der Charakteristik. Die Kämpfe des tugendhaften Kindes des Bajazzo gegen unsittliche Nachstellungen bilden den eigentlichen Inhalt der kleinstädtischen Iliade. Hugo und Bertram, der Baumeister und der Kaufmann, sind die beiden jungen Helden, welche die Tugend des Kindes beschützen helfen. Beide lieben das Kind des Bajazzo, und beide werden von ihm geliebt, aber nur einer mit der Liebe der Geliebten, der andere mit der Liebe der Schwester. Die Zukunft gibt die Lösung. Es war psychologischer In-

stinct; Bertram, der schwesterlich Geliebte, ist thatsächlich der Bruder des Kindes des Bajazzo, denn dieses ist das verloren geglaubte Kind des Bürgermeisters, des Vaters Bertram's, das im zartesten Alter durch die Bosheit der Wärterin der gerade im Städtchen weilenden Komödiantenbande ausgeliefert worden war. Man wird merken, daß die Handlung auf Originalität nicht gerade Anspruch erheben darf. Der Mangel an gestaltenschöpferischer Kraft zeigt sich darin, daß nur da eine gewisse plastische Deutlichkeit in der Individualisirung merkbar wird, wo der Autor Caricaturen, nicht aber da, wo er Charaktere schildert. Nur Onkel Hubert dürfte vielleicht eine geringe Ausnahme machen. Wie schattenhaft sind aber Hugo und Bertram gezeichnet! Wie hervordrängend dagegen der Schandredacteur Schandow, der buckelige Mathias u. s. w. Wirkliche Charaktere vermag eben nur der echte Künstler zu schaffen; für die Caricatur genügt die routinirte Hand.

Der sprachlichen Darstellung kann eine gewisse Sauberkeit nicht abgesprochen werden.

Der nächste Roman: „Onkel Sündenbock" von A. von Winterfeld (Nr. 4), trägt die Etikette „humoristisch". Es ist an der Zeit, der beispiellosen Verwirrung in Bezeichnung ästhetischer Begriffe zu steuern. Nirgends tritt letztere so eclatant hervor wie in der steten Verwechselung des Komischen und Humoristischen. Selbst die wissenschaftliche Aesthetik muß hier noch corrigiren. Das Humoristische ist mehr als eine bloße Entwickelungsstufe des Komischen; es ist die Synthese des Komischen und Tragischen. Der Humorist hat seinen Standpunkt in der Idee und richtet von da aus die Größen der Endlichkeit. Der Humorist sieht das Erhabene stürzen, aber er ringt aus der tragischen Stimmung empor zu versöhntem und verklärtem Lächeln — sieht er schließlich doch alles im Unendlichen geborgen. Der Humorist belächelt alles und liebt doch alles: er nivellirt alles, aber nicht um schließlich das Nichts an dessen Stelle zu setzen, sondern um dem absoluten Ideal allein die Ehre zu geben. Er nimmt allem den Inhalt und gibt ihn doch allem wieder zurück; denn alles hat ewigen Urstand in der Idee, wie letztere auch immer gefaßt werden möge. Deshalb fordert aber auch der Humor ein glühendes Herz und einen hellen Geist, die Fähigkeit kühnster Speculation und ein scharfes Auge für die sinnenfällige Wirklichkeit, ein Zuhausesein in den Tiefen der Metaphysik und den engsten Stätten concreten Daseins. Gesellt sich dann hierzu die schöpferische Kraft des echten Genies, so kommen Kunstschöpfungen zu Stande, in welchen die völlige Polarisation von Idealismus und Realismus vorhanden ist. Der humoristische Dramatiker par excellence ist Shakspeare, und er ist dies mehr in seinen Tragödien als in seinen Komödien (diese Betrachtung läßt dann auch seine komischen Nebenpersonen zu voller Bedeutung kommen); der bedeutendste humoristische Romandichter ist Jean Paul, und aus seinem „Titan" heraus wird man mehr als aus seiner „Vorschule der Aesthetik" die Theorie des Humors zu deduciren vermögen. Danach, können wir sagen, ist in dem Roman von Winterfeld keine Spur von Humor vorhanden; er ist in dem Sinne humoristisch wie etwa die Possenproductionen der Dramatiker der Vorstadtbühnen oder — um einen dem Verfasser gewiß zusagendern Vergleich zu gebrauchen — wie die komischen Partien der Freytag'schen Romane („Soll und Haben" und „Verlorene Handschrift", in letzterm namentlich Familie Hummel), die ja auch von wohlmeinenden Recensenten für „humoristisch" erklärt wurden. Auf die Entwickelung der Handlung hat der Autor nicht viel Werth gelegt. Die Ausgleichsstiftung zwischen den weiblichen und männlichen Parteien zweier kaum vermählter Ehepaare soll dem Verfasser nur Gelegenheit bieten, „Onkel Sündenbock" in die fatalsten Lagen zu bringen, wenn zu keinem andern Zwecke, so doch zu dem — dem Leser ein Lächeln abzuringen. Im übrigen zeigt „Onkel Sündenbock" verwandtschaftliche Züge mit dem „Vetter" von Benedix. Als Vorzüge können wir dem Romane nachrühmen eine nicht zu unterschätzende Fähigkeit des Hineinfühlens in das deutsche Kleinleben, das Geschick, schlagkräftige, mitunter wahrhaft komische Situationen herbeizuführen, und einen tüchtigen Fonds an Charakterisirungsvermögen.

Die sprachliche Darstellung ist ziemlich correct bis auf Lakonismen, wie z. B.: „Ich danke dir, Max — reichte das junge Mädchen die Hand"; „Nicht wahr, du liebst mich noch? sah das junge Mädchen zu ihm auf", oder: „Komm, setze dich wieder zu mir, zog ihn das Mädchen mit kindlicher Freude zum Sofa", u. s. w.

„Tollhäuslerwirthschaft" von Maurus Jókai (Nr. 5) soll gleichfalls ein humoristischer Roman sein; doch ist er dies in noch minderm Grade als der Roman Winterfeld's. Der Grundgedanke des Romans ist gesund: der Sieg der Arbeit und persönlichen Tüchtigkeit über die erschwindelte Macht und die in persönlicher Nichtigkeit wurzelnde Prätension. Die Tollhäuslerwirthschaft legt sich dar in den verkehrten Strebungen, denen dann eben auch das verkehrte Ziel entspricht. Aber die Durchführung dieses Grundgedankens ist eine schwächliche, die Handlung ist dürftig; die Charaktere, dem ungarischen Volksleben angehörig, können nur geringes Interesse erwecken, zumal ihre gesunde Lebensfarbe auch durch die Uebersetzung an Frische einbüßt.

Eine Schöpfung Maurus Jókai's aber, welche den Ruf dieses Romanciers rechtfertigt, ist dessen Roman: „Ein Goldmensch" (Nr. 6). Das ist die lautere Offenbarung eines legitimen Dichtergeistes, ein Werk aus einem Gusse, tadellos im architektonischen Aufbau der Handlung, originell und von seltener psychologischer Tiefe zeugend in der Charakteristik und von poetischer Begeisterung getragen in den Naturschilderungen.

Timan ist der Goldmensch, eine von Haus aus tüchtige Natur; was er beginnt, schlägt ihm zum Glück aus; doch seine Seele hungert und dürstet. Einmal überschritt er die Linie des Rechts, und nun kommen die Qualen des Gemüths, daß er Sühne leiste für das Vergehen. Zum Frieden kommt er erst, da er alles von sich geworfen, was ihn in den Augen der Welt zum Goldmenschen machte, und er in seliger Abgeschiedenheit, todt für die Menschen, der Arbeit der Hände und der Liebe seines Weibes lebt.

Zeigt Timan eine psychologische Vertiefung, welche ihn weit über alle Romanhelden hebt, von welchen zwölf

ein Dutzend machen, so sind doch auch die andern Charaktere mit gleicher Liebe und Sorgfalt durchgeführt.

Da ist Timea, das Griechenmädchen, welche poetische Empfindungen in uns weckt, wie sie über uns kommen, wenn wir vor hellenischen Marmorgestalten stehen. Da ist Noemi, das Kind der Natur, der Einsamkeit, in manchen Zügen an Byron's Haydé erinnernd; da ist die resolute, auf sich selbst vertrauende Frau Therese; da ist Athalie, das Kind der modernen Erziehung, deren Charakteristik nur gegen Ende hin zu scharfe, oft rohe Züge aufweist. Der Roman hält vom Anfang an bis zum Ende das echt poetische Gepräge fest; im dritten Bande weilt der Dichter auf seiner Sonnenhöhe; die Schilderung des blühenden Naturlebens der verborgenen Insel, die Liebesidylle zwischen Timan und Noemi gehören zu dem Schönsten, was die Poesie unserer Tage geschaffen. Wir lassen eine Naturschilderung folgen:

Timan fühlte sich wie ausgewechselt, als er auf dem Rasenpfade dieser Insel dahinschritt. Hier war heilige Ruhe, tiefste Einsamkeit. Die Obstbäume dieses Paradieses stehen jetzt in Blüte; zwischen ihren weißen und rosafarbenen Blütenpyramiden wölben sich Dornröschenlauben; der prächtige grüne Rasenteppich ist bunt ausgestickt mit Veilchen und Butterblumen, der goldige Sonnenstrahl entlockt den Blumen ihren Liebeshauch, den Duft — die Lüfte sind geschwängert davon; mit jedem Athemzug schlürft man Gold und Liebe ein. Den Blütenwald durchschwirrt Bienengesumme, und aus diesem geheimnißvollen Summen, aus diesen Blumenaugen spricht Gott, schaut Gott. . . . Es ist dies ein Tempel des Herrn. Und damit auch der Kirchengesang nicht fehle, flötet aus dem Psalm David's die Nachtigall die Wehklage, und schmettert die Lerche das Loblied — nur schöner noch als König David. An einer Stelle, wo die mit Lilablüten behangenen Hollunderbüsche sich öffnen und die kleine Inselwohnung sichtbar wird, blieb Michael wie bezaubert stehen, die kleine Wohnung scheint in einem Flammenmeer zu schwimmen, aber nicht von Feuer-, sondern von Rosaflammen. Sie ist ganz bedeckt von Rosenguirlanden, die sich bis zum Dach hinaufziehen, und ringsum, auf einer fünf Morgen großen Fläche, nichts als Rosen. Tausende von Rosensträuchern und klafterhohen Rosenbäumen, welche Pyramiden, Hecken und Laubgänge bilden. Es ist dies ein Rosenhain, ein Rosenberg, ein Rosenlabyrinth, dessen Pracht blendet und schon von weitem einen Duft verbreitet, der uns wie eine überirdische Atmosphäre umfängt.

Doch, wie schon bemerkt, nicht blos als Schilderer der Natur zeigt der Dichter nicht gewöhnliche poetische Kraft, auch als Schilderer menschlicher Leidenschaften, namentlich wenn diese durch elementare Conflicte hervorgerufen oder gekräftigt werden, bewährt er Einsicht in die Tiefen der Menschennatur und die Fähigkeit, immer die künstlerische Form dafür zu finden. Sollte an seiner Seelenmalerei ein Besonderes hervorgehoben werden, so wären es jene Partien, wo ein Clairobscur der Stimmung oder der Ton gedämpfter Leidenschaftlichkeit waltet, wie z. B. in dem ersten Kapitel des dritten Bandes „Die Hochzeit einer Marmorstatue". Anerkennenswerth ist auch die Decenz — ohne Prüderie —, welche die erotischen Schilderungen auszeichnet.

Alles in allem: der Roman von Jókai: „Ein Goldmensch", verdient mehr Aufmerksamkeit, als sie den Erzeugnissen der Tagesbelletristik gewöhnlich zutheil zu werden pflegt.

So begegneten uns also bei unserer diesmaligen Revue zwei Romane, von denen der eine der Würde eines poetischen Kunstwerks sich nähert, der andere dieselbe erreicht — ein Zeichen, daß auch der poetischen Production der Gegenwart der Weg zum castalischen Quell nicht verloren gegangen. Das ist doppelt tröstlich in einer Zeit, in welcher ästhetische Roheit und ästhetischer Idiotismus nicht selten mit der kritischen Toga sich bekleiden und so der poetischen Impotenz, der Verwilderung des Geschmacks erheblichen Vorschub leisten. Hubert Janitschek.

Optimismus und Pessimismus.

Der Pessimismus und seine Gegner von A. Taubert. Berlin, C. Duncker. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Schopenhauer und nach ihm Eduard von Hartmann haben in unserer Zeit von neuem die alte Streitfrage, die wir in der Ueberschrift bezeichnet haben, angeregt und ihr in ihren Systemen eine hervorragende Stelle gegeben. Als Hegesias, der Cyrenaiker, in Alexandrien lehrte, daß die Lust oder, in andern Worten, ein wirklich glücklicher Zustand unerreichbar und der Tod dem Leben vorzuziehen sei, da kamen so viele Selbstmorde unter seinen Zuhörern vor, daß, wie Cicero uns berichtet, Ptolemäus ihm die Fortsetzung seiner Vorträge untersagte. Heutzutage ist man so consequent nicht mehr: man versteht es besser, die Theorie von der Praxis zu trennen und hamletartig bei aller Anerkennung der Uebel der Welt „lieber zu ertragen, als zu Unbekanntem zu fliehen". Hingegen ist der Streit, besonders seit von Hartmann's „Philosophie des Unbewußten" weit und breit ins gelehrte und Laienpublikum gedrungen ist, heftiger als je entbrannt *), und von dem Jünger auf den Meister zurückgehend, richten die für den Optimismus Kämpfenden ihre Angriffe, und mit Recht von ihrem Standpunkte aus, mehr gegen Schopenhauer als gegen von Hartmann. Wiederum wie zu den Zeiten Leibniz' und Voltaire's erschallt das „hie Optimismus, hie Pessimismus" aus den entgegengesetzten Lagern; auf der einen Seite sehen wir, um nur einige, die am lautesten und entschiedensten über die Frage sich geäußert haben, zu nennen, Männer wie Jürgen Bona Meyer und — ein Heer in sich selbst — David Friedrich Strauß; auf der andern die beiden vorher genannten Philosophen nebst ihrem Anhang, mit Ausnahme freilich gerade des Hauptjüngers Schopenhauer's, Julius Frauenstädt's, welcher in seiner Einleitung zu der Gesammtausgabe der Werke des Meisters zwar die Gegner zurückzuweisen sucht, auffallend genug aber erklärt, auch ihn habe nicht Schopenhauer's Pessimismus dazu bestimmt, ihn, als er fast in Vergessenheit gerathen war, aus derselben zu ziehen und für seine Philosophie einzutreten: er habe im Gegentheil dessen Pessimismus wiederholt in seinen Schriften und Journalartikeln bekämpft. Da hat von Hartmann

*) An der leipziger Universität wird sogar ein Colleg über diesen Gegenstand von einem Privatdocenten von Ruf gelesen.)

mehr Glück. Er hat einen Jünger gefunden, der nicht nur seinem Pessimismus treulich huldigt, sondern auch die in der Ueberschrift genannte Schrift darüber veröffentlicht hat, die wol die erschöpfendste ist, die überhaupt über den Gegenstand bisjetzt erschienen.

Sie trägt als Motto den Spruch aus Jes. Sir. 40, 1: „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben, vom Mutterleibe an, bis sie in die Erde begraben werden, die unser aller Mutter ist."

Taubert ist in der That ein Kämpe, wie sich ihn von Hartmann nicht besser hätte wünschen können. Er schlägt nicht nur die sämmtlichen Gegner seiner Philosophie, als da sind: J. K. Fischer, Otto Henne-Am Rhyn, C. Weiß, Gustav Knauer, J. B. Meyer, R. Haym u. a., mehr oder minder glücklich zurück, sondern geht so gründlich auf den Gegenstand ein, beleuchtet ihn von so verschiedenen Seiten und führt solch schweres Geschütz ins Feld, daß er, um auf mein ersteres Bild zurückzukommen, den Feind auf der ganzen Linie schlägt und ihn vom Kampfplatze gänzlich verjagt.

Wie scharf treffend auch sein leichtes Geschoß ist, davon möge die Art, wie er Haym zu Leibe geht, ein Beispiel liefern. Er sagt in der Einleitung:

Dr. R. Haym, außerordentlicher Professor der Philosophie zu Halle, wird ebenfalls besser, als wir es in Prosa vermögen, durch ein Grillparzer'sches Epigramm charakterisirt:

> Schreib etwa nicht etwas, schreib über,
> Schreib über etwas, mein Lieber,
> Um dich über andern zu sehen,
> Die etwas zu machen verstehen.

Eine positive philosophische Leistung Haym's, aus der man seinen Standpunkt entnehmen könnte, ist uns nicht bekannt. Daß er, bei aller Schärfe der Verurtheilung, höflicher ist als alle die übrigen Kritiker, entspringt wol aus dem Bewußtsein seiner Vornehmheit, mit welcher er Spinoza, Fichte, Schelling, Hegel, Herbart und Schopenhauer von oben herunter als Schulknaben behandelt, auf die er das Publikum als auf warnende Exempel verweist, weil er sie mit schlechten Censuren entlassen hat.

Ex ungue leonem. Diese eine Probe möge genügen; sie läßt die Schärfe der Taubert'schen Waffen hinlänglich erkennen. Er hat sich aber seine Arbeit nicht etwa leicht gemacht und sich in Allgemeinheiten bewegt, sondern hat den Optimisten Stück für Stück von ihrem Terrain streitig gemacht, es ihnen mit seinen wuchtigen Schlägen abgerungen und sie aus allen ihren Stellungen verdrängt. Er betrachtet nacheinander und beleuchtet mit scharfem Lichte: den Werth des Lebens, die privaten Güter und die Arbeit, die Liebe, das Mitleid, den Naturgenuß, die Glückseligkeit als ästhetische Weltanschauung, die Glückseligkeit als Tugend, die Glückseligkeit im Jenseits, die Glückseligkeit als historische Zukunftsperspective, und schließt mit einer allgemeinen Betrachtung über den Pessimismus und das Leben. Da ich mit seinen Ansichten fast durchweg übereinstimme und seine Gründe als vollgültig anerkenne, so wird man nicht erwarten, daß ich sie hier anführe, um so weniger, als ich dann fast das ganze Buch ausschreiben müßte, da es lediglich aus einer Reihe, besser gesagt aus einer geschlossenen Kette von Beweisgründen besteht, als er selbst diese fortwährend mit den schlagendsten Citaten aus den Dichtern alter und neuer Zeit belegt und ich vorziehe, daß man das übrigens auch sehr gut geschriebene Buch selbst lese und sich nicht mit diesem Referate als weniger Mühe und Zeitaufwand verursachend begnüge. Nur eins kann ich nicht verbergen. In seinem Eifer für die Sache, die er vertheidigt, hat Taubert einigermaßen über das Ziel hinausgeschossen. Er hat hier das Geschick fast aller derer getheilt, die sich mit Vorliebe einer Sache zuwenden und sich in sie vertiefen: sie gewinnen sie lieb, auch wenn sie an und für sich abstoßend ist, und wie Bileam müssen sie segnen, wo sie hinausgegangen waren, zu verwünschen.

Hiermit soll nicht etwa gesagt sein, daß ich den Pessimismus für verwünschenswerth halte — eine philosophische Weltanschauung soll nur mit dem einen Maßstab der Wahrheit und mit keinem andern, sei es ethischen oder ästhetischen, bemessen werden —; wol aber scheint es mir, daß Taubert's Pessimismus fast in Optimismus umschlägt, insofern er in ihm das alleinige Heil erblickt. Man muß eben, wie auch Frauenstädt in seiner obenerwähnten Einleitung richtig hervorhebt, den theoretischen vom praktischen Pessimismus zu unterscheiden verstehen, will man ersterm nicht unrecht thun. Und ebenso verhält es sich mit dem Optimismus. Auch dieser darf für sich denselben Grundsatz in Anspruch nehmen. Hier, wenn irgendwo und vielleicht mehr als irgendwo, müssen und können Theorie und Praxis weit auseinandergehen: ich kann pessimistisch denken und optimistisch handeln, während der Optimist von Gesinnung trotz solcher pessimistisch handeln kann.*)

Es wird nur zu oft Misbrauch mit Worten getrieben; wer das zehnte Kapitel von Locke's „Essay on the Human Understanding" inne hat, weiß, zu wie viel Unfug dieses Uebel in der Philosophie und in aller Polemik überhaupt Anlaß gibt und gegeben hat. Mit vollem Rechte drang Sokrates auf die „Definition" und legte damit den ersten Grund zur Logik. Ohne Einigung über die Begriffe, die wir mit den Worten, deren wir uns bedienen, verbinden, muß jeder Streit bis in alle Ewigkeit unfruchtbar und unentschieden bleiben. Dies ist ein Gemeinplatz, sagt der Leser, und ich pflichte ihm bei. Allein gewisse Dinge können nicht oft genug wiederholt werden. Wie vor etwa 30 Jahren, nachdem Hegel's Philosophie ins größere Publikum gedrungen war, ohne freilich immer verstanden zu werden, die Ausdrücke „subjectiv" und „objectiv" in aller Munde waren und gleichsam in der Luft schwebten: so ist es jetzt, seitdem Schopenhauer's und Hartmann's Systeme an der Tagesordnung und so vielfach in der Tagespresse besprochen worden sind, mit den Bezeichnungen „Optimist" und „Pessimist". Man vernimmt sie an der Börse ebenso wie im philosophischen Hörsaal; in der politischen Debatte ebenso wie beim Bierkruge. Zugegeben, daß man sich in den außerphilosophischen Kreisen dieser Ausdrücke einfach als einer dem philosophischen Gebiete entlehnten bequemen Münze bedient; hat man sich aber wol auf diesem letztern darüber verständigt, was man eigentlich für einen Begriff mit jenen Bezeichnungen verbindet? Ich glaube, es verneinen zu dürfen. Victor Kiy, in seiner Schrift:

*) Man vgl. über diesen Punkt eine schöne Stelle in Lord Lytton's eben erschienenen vierten Bande seines nachgelassenen Werks „The Parisians" (Tauchnitz ed., S. 82).

„Der Pessimismus und die Ethik Schopenhauer's", hat nach Hegel'scher Art den Pessimismus definirt 1) als subjective Idee und 2) nach seinem objectiven Inhalt. Diese beiden Hauptabtheilungen zerfallen dann natürlich wieder — wie könnte es in der Hegel'schen Dialektik etwas geben, was sich nicht trichotomiren ließe — in 3 Abtheilungen oder, um des Verfassers ipsissima verba zu citiren: „Der formelle Grund des Pessimismus ist zu suchen in einem theoretischen Egoismus, welcher sich darstellt 1) als ein einseitiger Idealismus, 2) als ein einseitiger Realismus, 3) als ein falscher Individualismus u. s. w. Sollte der Leser nach dieser erkünstelten Definition Verlangen tragen, so mag er es in jener Schrift selbst zu befriedigen suchen. Mir widerstrebt es, ihm mehr von dieser geschraubten, scholastischen, aller gesunden Vernunft hohnsprechenden Art der Behandlung philosophischer Fragen zu bieten. Das ist eitel Haarspalterei — was ja die andere Bedeutung von Trichotomie ist —, mit der man keinen Hund vom Ofen vorlockt.

Bei Leibniz und der optimistischen Schule jener Zeit hieß Optimismus, was noch jetzt die Erklärung der Fremdwörterbücher ist, die Meinung, daß diese Welt die bestmögliche sei. In Pope's „Essay on Man" findet diese Ansicht bekanntlich ihren dichterischen Ausdruck, und mit dem bequemen „All partial evil, universal good" half man sich über die Schwierigkeit hinweg, welche die Uebel der Welt der optimistischen Ansicht in den Weg stellten. Die entgegengesetzte, wol am schärfsten von Voltaire vertretene Ansicht hatte nur ein Auge für die Schattenseiten der Schöpfung und die Leiden alles Erschaffenen und hielt demnach diese Welt für die schlechteste. Insofern es sich hier um das Mehr oder Minder der irdischen Leiden und der Uebel der Welt handelt, ist die Frage schon richtig genug gestellt: nur wurde sie damals mehr nach außen hin, also das Weltganze betreffend, oder objectiv erörtert. Erst bei Schopenhauer wird sie verinnerlicht und vertieft; erst diejenige Philosophie, welche damit beginnt, daß es kein Object ohne Subject gebe, und zugleich dieses Object aus demselben heraus erklärt, doch so, daß es für sich besteht, also, daß die Welt einerseits Vorstellung, andererseits Wille ist — erst eine solche den Menschen mit dem Weltall und das Weltall mit dem Menschen gleichstellende Philosophie vermochte es, die Frage in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und zu erledigen. Pessimismus bedeutet nach ihr nicht etwa: Schwarzsehen, an der Börse z. B., daß die Curse heruntergehen werden, oder am politischen Horizont, daß es Krieg geben werde, oder in dem Leben des einzelnen, daß er dies oder jenes nicht erreichen werde, auf dies oder jenes Vergnügen werde Verzicht leisten müssen, und was man sonst alles darunter versteht; sondern es heißt: Klarsehen, es heißt deutlich erkennen, welcher Art diese Welt und das Leben und die Menschen seien, und daß sie das stets sein werden, was sie eben sind. Das mag trostlos sein, wie Jean Paul es als einer der ersten erklärt hat; die Wahrheit ist aber nur zu oft bitter. Der Optimismus ist freilich angenehmer: er ist ein Rosigsehen, nach welchem der Himmel voller Geigen hängt; er wiegt sich in schönen Träumen und Selbsttäuschungen; er ist in dem Wahne befangen, vor dem Schiller uns warnt, denn „er glaubt an die goldene Zeit, wo das Rechte, das Gute wird siegen"; er wähnt, daß „das buhlende Glück sich dem Edeln vereinigen werde", bis er zu seinem Schmerze findet, daß er sich einer optischen — nomen omen — Täuschung hingegeben.

Man hat vielfach Schopenhauer's Pessimismus als einen rein subjectiven verschrien, hat ihn aus der langen Vernachlässigung, die seine Schriften erfahren haben, herleiten wollen: als ob er erst nach dieser allerdings bittern Erfahrung Pessimist geworden wäre! Wer noch immer in diesem Irrthum befangen ist, der beachte doch die Thatsachen und lese, was Frauenstädt in seinen „Memorabilien" über die Entstehung des Pessimismus Schopenhauer's beigebracht hat.

Was ihm aber auch von Subjectivem anhaften mag, ich habe bereits in meinem „Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn" darauf aufmerksam gemacht, daß Professor Rokitanski, in seiner Schrift: „Die Solidarität alles Thierlebens", eine ganz objective, weil auf inductivem Wege erforschte Bestätigung des Schopenhauer'schen Pessimismus geliefert hat. Als ob es übrigens einer solchen bedürfte für den, der sehen will, der seine Augen nicht gegen die alltäglich sich uns aufdrängenden Thatsachen und Erfahrungen verschließt, aus Furcht sich in seiner Behaglichkeit stören zu lassen; der, nicht von etwaiger momentaner Befriedigung seiner eigenen egoistischen Wünsche irre geleitet, die Leiden und das Mühsal seiner Nebenmenschen übersieht oder auch nur seine eigenen gewiß weit zahlreichern Täuschungen und traurigen Erfahrungen vergißt. Ja, offen gestanden: gegenüber dem, was vom kirchlichen Standpunkt über das Leben ausgesagt wird, ist entweder der Optimismus eine Lüge, oder es lügt die Kirche, wenn sie an einer Stätte, wo man doch am ehesten Wahrheit erwarten sollte, in prangenden Worten verkündet: „Im Leben Mühe, im Grabe Ruhe", und wie sonst noch die Sprüche auf dem Leichentuche lauten.

Die „Saturday Review" brachte im vorigen Jahre einen Artikel über „Optimismus und Pessimismus", worin es unter anderm heißt: „Das andere Extrem (der Pessimismus) findet gleich kräftigere und vielleicht noch tüchtigere Vertheidiger. Nach Butler z. B. ist eine Milderung des Elends eher als positive Glückseligkeit alles, was wir berechtigt sind, in diesem Leben zu erwarten; und vielleicht sind die tiefsten Denker am bereitwilligsten, in nüchterner Trauer und nicht als bloße rhetorische Phrase die Meinung anzunehmen, daß alles weltliche Glück «bloß eitel und Jammer ist.» . . . Der Optimismus ist die natürliche Gemüthsverfassung derjenigen Menschen, die nicht gern den Thatsachen ins Gesicht schauen, und es vorziehen, die häßliche Seite der Welt unter einer nichtssagenden Art von Schönrednerei zu verdecken. Der Pessimismus hingegen deutet auf einen gewissen geistigen Muth sowol wie auf eine weite Sympathie und eine Fähigkeit für tiefes Gefühl, welches naturgemäß einen starken Verstand und eine lebhafte Phantasie begleitet." Das ist eine für den Pessimisten so schmeichelhafte Ansicht, daß man aus Bescheidenheit es unterlassen müßte, sich für einen solchen zu erklären. Allein wo es sich um Feststellung der

Wahrheit handelt, da darf man wol mit Goethe ausrufen: „Nur die Lumpen sind bescheiden" und nach dem Ausspruch handeln. Ich durfte aber um so eher diese Stelle aus dem genannten englischen Blatte anführen, als ich bereits in meinem Faustcommentar („Arthur Schopenhauer als Interpret des Goethe'schen Faust u. s. w.", Leipzig 1859) zu demselben Schluß gelangt bin wie die „Saturday Review" und gesagt habe: der Pessimismus müsse überwunden werden von dem, der das Gute will. In dem englischen Blatte lautet der Schluß ganz ähnlich. Es heißt daselbst: „Wir sind auf allen Seiten in Geheimnisse gehüllt; was aber immer die Thatsachen sein mögen, so ist es doch ebenso klar, daß, gleichviel ob die Welt im ganzen ein Schauplatz des Elends oder des Glücks sei, wir uns so gut wie möglich hineinzufinden haben (we have to make the best of it). Für praktische Zwecke genügt das."

Wie viel nützlicher und heilsamer die pessimistische Lebensanschauung als die optimistische gerade jetzt sei, hat Taubert, um auf ihn nochmals zurückzukommen, nirgends besser und schlagender dargethan als da, wo er über den in unsern Tagen grassirenden Socialdemokratismus spricht. Ich kann mir nicht versagen, eine kurze Stelle aus dem betreffenden zehnten Kapitel hier anzuführen:

Nur ein vollständiger Wechsel der Taktik von seiten der Versöhnung anstrebenden gebildeten Schichten wird im Stande sein, die unter dünner Decke grollende Lava von furchtbaren Ausbrüchen abzuhalten, nämlich die Verbreitung der pessimistischen Doctrin. Diese lehrt den Unterdrückten, daß ihr Leidenslos nur das allgemeine Daseinslos der Menschheit ist, und daß ihr grimmiger Neid auf die scheinbar bevorzugten Hoch- und Gutgestellten nur ermöglicht wird durch ein vollständiges Verkennen des eudämonologischen Seelenzustandes, der sich hinter den äußern Glücksgütern birgt, weil das Leid allerorten, im Palast wie in der Hütte wohnt. . . . Der so zwischen Besitzlosen und Besitzenden entbrannte Kampf, so unberechenbar in unsern Tagen auch noch seine einstige Ausdehnung und sein Austrag ist, kann jedoch als geistiges Ergebniß nur die Einsicht von seiner gänzlichen Nutzlosigkeit in Bezug auf sein bewußtes Ziel zu Tage fördern.

Die Welt bleibt elend immerdar,
Wie sie von jeher war!

Von solchen Gesichtspunkten aus betrachtet hat also der theoretische Pessimismus auch seinen praktischen Werth, den ich freilich, wie aus dem Vorangehenden leicht ersichtlich, auch dem Optimismus nicht streitig mache: mit dem Praktischen aber hat es die Forschung nach Wahrheit nie und nimmer zu thun. Auf dem ethischen Gebiete wenigstens werden wir sagen müssen: „Wir wissen das Schlimmere, thun aber das Bessere." Doch es bedürfen alle die hier angeregten Fragen einer so weitläufigen Auseinandersetzung, daß ich hier lieber abbreche und es bei den bloßen Andeutungen bewenden lasse; denn zu einer ausführlichen Erörterung aller der hier berührten Punkte genügt der enge Rahmen einer Besprechung nicht. Es ist aber dieser Umstand um so weniger zu beklagen, als das angezeigte Buch wirklich alles geleistet hat, was nöthig ist, und der Pessimismus in Taubert einen ebenso eifrigen wie geschickten und belesenen Sachwalter gefunden hat. Zum Schluß sei nur noch erwähnt, daß Taubert's Buch einen „Anhang" enthält, welcher den Anti-Materialismus von Ludwig Weis einer scharfen Kritik unterzieht.

David Asher.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Karl Vogt's „Physiologischen Briefen für Gebildete aller Stände" (Gießen, Ricker), erscheint die vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Das Werk ist mit einleuchtender Klarheit abgefaßt. Wer übrigens bei Vogt nur eine streng mechanische und craß materialistische Weltanschauung sucht, den verweisen wir doch auf eine Stelle wie die folgende, die er nach der erklärenden Physiologie des Herzens einschiebt: „Und so wäre es denn der Physiologie gelungen, das Herz, das so unruhig bewegte in der Menschenbrust, zu zähmen, ihm Fesseln anzulegen und Gesetze aufzubürden? Es wäre Erdichtung, die Theilnahme, welche wir ihm an unsern Gefühlen zuschreiben; und wenn wir unserer alten Gewohnheit nach reden vom stärkern Schlage unsers Herzens, von freudigem Pochen und angstvollem Erzittern, so wären das nur bildliche Redensarten, schöne Träume einer regen Phantasie? Es wäre uns gegangen wie dem Peter in Hauff's Märchen vom Tanhäuser, dem man das lebendige Herz aus der Brust riß und ein steinernes einsetzte, das zwar auch pochte und das Blut umtrieb, das aber keinen Antheil nahm an seinen Leiden und Freuden, das in Liebe und Haß gleichmäßig fortschlug wie das Ticktack einer Uhr? Nein! wahrlich nein! so weit geht unsere Mechanik nicht. Sie lehrt uns die Gesetze der physikalischen, an dem Herzen und den Gefäßen angebrachten Kräfte und deren Wirkungen kennen; allein Beobachtung und Reflexion zeigen auch, wie sehr die Anwendung dieser Kräfte von einem höhern Leiter, von dem Nervensysteme, abhängt, und wie sehr jeder dort empfangene Eindruck sich in dem Maße und der Art der Herzbewegungen so wie in der Vertheilung des Blutes abspiegelt und reflectirt. Wir täuschen uns nicht, wenn wir in der Begeisterung unser Herz voller schlagen, in der Angst, der Erwartung es krampfhaft erzittern fühlen; — wir täuschen uns nur, wenn wir dem Herzen unmittelbar diese Theilnahme zuschreiben; es ist nur der Reflector der von dem Centralorgane des Nervensystems, dem Gehirn, aufgenommenen Eindrücke und Empfindungen, und auf Reizungen, welche von diesen Centralorganen ausgehen, reagirt es sogar weit heftiger, als auf direct angebrachte Irritation."

— Von Adolf Stahr's Werke: „G. E. Lessing, sein Leben und sein Wirken" (Berlin, Guttentag), liegt die siebente vermehrte und verbesserte Auflage vor. Diesen seltenen Erfolg einer literarisch-biographischen Monographie erklärt die liebenswürdige Wärme, mit welcher Stahr sein Thema erfaßt hat und welche er seinen Lesern mitzutheilen weiß.

— Adolf Strodtmann's Werk: „H. Heine's Leben und Wirken" (Berlin, F. Duncker), erscheint in einer zweiten wesentlich verbesserten Auflage, die in Lieferungen ausgegeben wird. Die Biographie ist mit vielem Fleiß ausgearbeitet, und behauptet auch durchweg einen ästhetischen Standpunkt, von dem aus eine unbefangene Würdigung der Heine'schen Dichtungen möglich ist.

— Von den „Vorlesungen über Shakspeare, seine Zeit und seine Werke" von Friedrich Kreyßig (Berlin, Nicolai) erscheint eine zweite, verbesserte Auflage, von welcher der erste Band vorliegt. Die Erweiterungen und Verbesserungen sind

hauptsächlich den einleitenden historischen und literarischen Darstellungen zugute gekommen. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Die allgemeine Würdigung von Shakspeare's Zeit und Volk ist um eine Reihe wesentlicher Züge bereichert; der Ueberblick über die Geschichte des vorshakspeare'schen Dramas wird in zwei ausführlichen Darstellungen gegeben. Die vierte Vorlesung, Shakspeare's Lebensgeschichte, vollständig umgearbeitet, wird sorgfältige Verwerthung der neuern und neuesten Forschungen nicht vermissen lassen. Wesentlich erweitert ist ferner der Bericht über die Wiedererweckung und Ausbreitung des Shakspeare-Studiums, zumal in Deutschland. Daß derselbe vor der neuesten Zeit stehen bleibt und ein kritisches Eingehen auf zeitgenössische Bestrebungen vermeidet, wird in den betreffenden Kreisen hoffentlich nicht als Geringschätzung fremder Arbeiten gedeutet werden, die ja überdies vielfach benutzt und in den Anmerkungen gebührend citirt sind. Die Orientirung unter den zeitgenössischen Shakspeare-Interpreten und über sie wird eben kein Verständiger bei einem Schriftsteller suchen, der selbst zu ihnen gehört. Was die Abhandlungen über die einzelnen Stücke angeht, so haben sich dieselben von vornherein die Aufgabe gestellt, unbekümmert um Autoritäten irgendwelcher Art rein, freimüthig und unbefangen den Eindruck wiederzugeben, welchen der Verfasser bei jahrelanger Vertiefung in diese Dichtungen gewann, und dieser Unbefangenheit hat denn auch das Werk wol die immerhin lebhafte, anziehende oder auch abstoßende Wirkung verdankt, die es bei seinem ersten Erscheinen ausübte. Sie ist denn auch hier unentwegt das Gesetz der Darstellung geblieben, der Ueberzeugung des Verfassers entsprechend, daß es in ästhetischen Dingen weit weniger darauf ankommt, zu widerlegen, zu beweisen als vielmehr zu zeigen, das Bild zum Auge, das Gefühl zum Herzen sprechen zu lassen, wobei denn unbedenklich die ganze Person, die ganze Weltanschauung und Empfindungsweise des Interpreten einzusetzen ist. Dabei wird es sich dennoch zeigen, daß der Verfasser dem seit der Mitte der sechziger Jahre immer heißer entbrannten Kampfe der Auffassungsweisen mit sorgfältiger Theilnahme gefolgt ist und eine ernstliche Prüfung seiner früher gewonnenen Ueberzeugungen nicht gescheut hat. Wenn das Ergebniß dieser Prüfung mehr in Berichtigung von Einzelheiten und in einer Scheu vor Superlativen zutage kommt, als in Aenderung der Grundanschauungen, so werden die Freunde der ersten Auflage dies der zweiten nicht zum Vorwurfe machen, und die Gegner werden wenigstens anerkennen, daß die Auffassung des Dichters aus einem Stücke und durch das innerste Fühlen und Denken des Interpreten geboten ist. Wie das Werk jetzt vorliegt, dürfte es das nothwendige historische und literarhistorische Material in selbständiger Auffassung, für weitere Leserkreise genügender Vollständigkeit und übersichtlicher Anordnung darbieten. Die ästhetischen und ethischen Ausführungen aber, weit entfernt mit dem Unfehlbarkeitsanspruch von Dogmen aufzutreten, hoffen ihre beste Wirkung davon, daß sie aus einem Gusse, und Ausdruck eigenartiger, durch die Jahre gereifter Ueberzeugung sind." Es freut uns, daß der Verfasser sich gegen den Kitzel erklärt, an Shakspeare ästhetische Geistesgymnastik zu treiben; noch schlimmer ist der Kitzel, philologische Geistesgymnastik an ihm treiben zu wollen.

Theater und Musik.

Ein Lustspiel von Adolf Wilbrandt: „Die Wahrheit lügt", kam am wiener Stadttheater zur Aufführung. Es soll eine Jugendarbeit dieses Autors sein, aber trotz eines stark possenhaften Zugs viel Frische besitzen; der Grundgedanke des Stücks ist durch den Titel in etwas paradoxer Weise ausgedrückt; er besteht darin, daß niemand dem glaube, der die Wahrheit spreche, indem alle Welt glaube: die Wahrheit lüge. Es ist dies jedenfalls ein sehr geeignetes Thema für ein Lustspiel.

— Ein neues Stück von Max Ring: „In Charlottenburg", kam am berliner Hoftheater zur Aufführung; es spielt zur Zeit des Kurfürsten Friedrich, der sich später in Königsberg die Königskrone aufs Haupt setzte. Die geistreiche Kurfürstin Sophie Charlotte und der Philosoph Leibniz greifen wesentlich in die Handlung ein, da es sich um die Gründung der berliner Akademie handelt. Doch tadelt die Kritik den Mangel an energischem Fortgang der Handlung, welche einen mehr novellistischen Zug hat.

— „Die Realisten" von Ernst Wichert haben bei ihrer Aufführung am wiener Burgtheater Glück gemacht und finden auch in der Presse eine günstige Beurtheilung.

— Um einem lang gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, wird Paris demnächst auch ein „moralisches" Theater besitzen. Mademoiselle Savary von der Comédie française hat die Anregung hierzu gegeben. Bankier Lechambre, Latour du Peu, Graf Lemercier, Graf Anatole de Segur u. a. stehen an der Spitze des neuen Unternehmens, für welches bereits 500000 Francs gezeichnet sind. Das Théâtre lyrique soll für dasselbe gemiethet werden. Uebrigens beabsichtigt man durchaus nicht, specifisch moralisirende Stücke zu geben, was auch bei der Beschaffenheit des französischen Repertoires eine Unmöglichkeit wäre, sondern nur unmoralische Stücke nicht zur Aufführung zu bringen.

Bibliographie.

Bischof, H., Grundzüge eines Systemes der Nationalökonomik oder Volkswirthschaftslehre. 1ste Lief. Graz, Verlag „Leikam-Josefsthal." 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Braun, K., Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Kulturbilder und Studien. 3 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Duill, G., Des Helden Weib. Ein erzählendes Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Ruhl. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.

Heyder, C., Die Lehre von den Ideen in einer Reihe von Untersuchungen über Geschichte und Theorie derselben. 1ste Abth. Zur Geschichte der Ideenlehre. Frankfurt a/M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hiller, F., Felix Mendelssohn-Bartholdy. Briefe und Erinnerungen. Köln, Du-Mont-Schauberg. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hub, I., Deutschland's Balladen-Dichter und Lyriker der Gegenwart. Ein Hülfsbuch zur Wissenschaft der neuesten Literatur. Mit den Lebensabrissen und Charakteristiken der Dichter, auch eine Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus ihren Werken. Karlsruhe, Creuzbauer. Lex.-8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Hülskamp, F., und W. Molitor, Piusbuch. Papst Pius IX. in seinem Leben und Wirken geschildert. Lebens-Abschnitt vom Beginn des Concils bis zur Jetztzeit bearbeitet von W. Molitor. Münster, Russell. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Jókai, M., Die Narren der Liebe. Roman in 3 Bdn. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Körner, F., Süd-Afrika. Natur- und Kulturbilder mit einer besondern Einleitung und einer ausführlichen Uebersicht der neueren Reisen. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1873. Gr. 8. 4 Thlr.

Laddey, Emma, Aus dem Reiche der Frau. Bilder aus dem Frauenleben. Stuttgart, Metzler. 1873. Gr. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.

Lattmann, J., Die Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien II. Reform der Gymnasien. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1873. Gr. 8. 16 Ngr.

Lauckhard, Bilder aus dem Schulleben. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Deutsches Leben in Haus und Familie. Bremen, Müller. 1873. Imp.-4. 17½ Thlr.

Marpelt. Der militairische Ideendiebstahl. Ein Bruchstück aus dem Wirken des größten Abenteurers der Weltgeschichte und Kritik der neuesten Anordnungen und leitenden Ideen, welche er selber (lui-même-Louis Napoleon) in Folge der von Ihm dafür angeordneten Conferenzen und nach deren Ergebnissen zur Erhöhung der Vertheidigungs-Fähigkeit Seines Landes für die Folgezeit als maßgebend betrachtet und Seinen Instructionen für die Militär-Behörden und höheren Offiziere und Beamten zu Grunde zu legen insgeheim befohlen hatte. Gotha, Fellmer. 1873. 8. 1 Thlr.

Müller, F. M., Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. 4 Vorlesungen im Jahre 1870 an der Royal-Institution in London gehalten nebst 2 Essays „über falsche Analogien" und „über Philosophie der Mythologie". Strassburg, Trübner. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Niedergesäß, R., Die Anfänge der Erziehungslehre. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1873. Gr. 8. 16 Ngr.

Oertzen, G. v., Selbstgespräche. Neue Aphorismen. Stuttgart, Metzler. 1873. 8. 20 Ngr.

Pröhle, H., Patriotische Erinnerungen. Erzählungen und Abhandlungen aus den Zeiten der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Berlin, Gülker u. Comp. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schopenhauer, A., Parerga und Paralipomena. Kleine philosophische Schriften. Herausgegeben von J. Frauenstädt. 3te Aufl. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Wollschläger, C. S., Die Cardinalzahlen der Geschichte des classischen Alterthums (bis 476 nach Chr.). Eisenach, Bacmeister. 1873. Lex.-8. 20 Ngr.

Zimmer, M., Joseph Süß Oppenheimer ein Finanzmann des 18. Jahrhunderts. Ein Stück Absolutismus und Jesuitengeschichte. Nach den Vertheidigungs-Akten und den Schriften der Zeitgenossen bearbeitet. Stuttgart, Rieger. 8. 15 Ngr.

Zur socialen Frage. Natürliche Grenzen. Bonn, Weber. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erscheint wöchentlich. —— **Nr. 6.** —— 5. Februar 1874.

Der zweite Band von Gustav Freytag's „Die Ahnen“.

Die Ahnen. Roman von Gustav Freytag. Zweite Abtheilung: Das Nest der Zaunkönige. Leipzig, Hirzel. 1873. 8. 2 Thlr.

Wir dürfen annehmen, daß der Held der neuen culturhistorischen Novelle Gustav Freytag's, Immo, von Ingo und Ingraban in directer Linie abstammt. Der Dichter verschweigt uns zwar die Ahnentafel, im Gegensatz zur Bibel, welche ganze Kapitel dem sorgfältigen Nachweis des Familienzusammenhangs widmet; er deutet denselben nur gelegentlich an. Er darf sich indeß auf seine Vorrede berufen, aus der wir ja erfahren, daß wir den ganzen Stammbaum von Ingo herunterturnen werden, bis wir glücklich auf dem Boden des 19. Jahrhunderts im Lichte der Gegenwart angekommen sind.

Einen großen Sprung haben wir bisher noch nicht gemacht; die Erzählung beginnt mit dem Jahre 1003. Damals herrschte seit einem Jahre in Deutschland Heinrich II., einer der obscursten deutschen Kaiser, der sich zeitlebens mit seinen Vasallen und gelegentlich auch mit Italienern und Polen herumschlug, ohne daß diese Kämpfe irgendeine weltgeschichtliche Bedeutung gewannen. Er lebt daher auch nur im Gedächtniß der Jugend als ein Lückenbüßer in der Kaiserchronologie, der den klaffenden Spalt zwischen den Jahren 1002 und 1024 ausfüllt. Die geschichtliche Situation, in die wir eingeführt werden, ist ohne besonderes Interesse. Der Culturgeschichte kommt es freilich nicht auf die leitenden Persönlichkeiten einer Epoche an, sondern auf die Darstellung von Sitten und Bräuchen, der Lebens- und Denkweise. Wie wohnten und kleideten sich die Menschen in jener Zeit? Wie sah es in den Klöstern aus? Wie war die kriegerische Ausrüstung? Wie belagerte man die Städte und Burgen? Wie war das Verhältniß des Königs zu seinem Heergefolge? Wie sah das damalige Raubritterthum aus?

Auf diese und viele andere Fragen hat die Culturgeschichte zu antworten, und die culturgeschichtliche Novelle ertheilt diese Antwort in lebendig anregender Form, indem sie die Costüme nicht blos im culturhistorischen Museum aufhängt, sondern mit lebenden Gestalten ausstopft und auch außer der äußern Darstellung die innere Sinnesart berücksichtigt. Von der historischen Novelle eines Tromlitz und ähnlicher Autoren unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie nicht leichtfertig beliebige Hintergründe aufsucht, um Decorationen für ihre freierfundenen Abenteuer daraus zu machen, sondern daß ihr der Hintergrund die Hauptsache ist, und die Handlung nur hinzuerfunden wird, um für die Aneinanderreihung der Lebens- und Sittenbilder der Epoche einen Faden zu geben. Dagegen liegt der Unterschied von dem großen Geschichtsromane Walter Scott's darin, daß dieser, ein glänzender und phantasiereicher Dichter, bei aller genauen Beachtung des culturgeschichtlichen Elements individuelle Gestalten schuf, die sich dauernd der Phantasie und der Erinnerung der Leser einprägen, und eine Handlung erfand, welche fortwährend die Spannung wach erhält und neue und interessante Verwickelungen bietet.

Darauf kommt es bei dem novellistischen Culturbilde nicht an; auch keiner der begeistertsten Verehrer Freytag's wird behaupten wollen, daß diese Ingos, Ingrabans und Immos scharfnuancirte Charaktere seien; es sind lauter sehr wackere Knaben, aber in der Phantasie verschwimmen sie einer mit dem andern. Sie leiden an einem merkwürdigen geistigen Atavismus: Immo sieht seinem Urahn Ingo sprechend ähnlich, und was jener thut, würde auch dieser an seiner Stelle gethan haben. Der edle deutsche Jüngling, etwas trotzig und selbstgewiß, geistig und körperlich muskulös, guter Reiter, Turner und Fechter; keusch in seinen Liebeshändeln — das ist die Form, in

welche die Freytag'schen Helden gegossen werden; lauter charakterfeste Männer, würdig einem verweichlichten Geschlecht als Vorbilder hingestellt zu werden. Doch ihre Art, ihr Typus ist ein unerschütterlich fester. Auf allen Münzen, in welchem Jahrhundert sie auch geprägt sind, dieselben Gesichter; für den Culturhistoriker kommt es freilich auf die verschiedenen In- und Umschriften an.

Der Held des Romans, der Thüringer Immo, lebt als junger Scholastikus im Kloster Herolfsfeld; er ist dem geistlichen Stande gewidmet, weil zu Ingraban, seinem Ahnherrn, als er mit Wittekind von den Heiden erschlagen wurde, der Heilige gesagt hatte: „Wirf dein Schwert von dir!" Doch Immo hat kein Talent für das Schülerleben und die klösterliche Zurückgezogenheit. Er macht allerlei tolle Streiche, wie sie die ungezogenen Jungen auch noch in spätern Jahrhunderten bisweilen in den Schulstuben auszuüben pflegen. Dem gelehrten Vater Gozbert verkleistert er die Scheiben seines Zimmers mit Lehm und Kienruß, und steckt einen kleinen Hasen in seinen Deckelkrug, sodaß der fromme Pater in ihm den Teufel wittert. Wenn der kleine Immo in der neuern Zeit lebte, so würde er durch sein Talent, die Menschen zu „ennuyiren", vielleicht zum Helden eines modernen heitern Romans oder Lustspiels der Freytag'schen Muse sich eignen. So aber sehen wir in seinen „kecken Streichen" nur den überschäumenden Jugendmuth, der sich in das Klosterjoch nicht beugen will, nur die „versetzte" Heldenkraft, welche in wildwuchernden Ranken sich Bahn bricht. Er ist überdies, wenn er zum Fasten verurtheilt wird, gewöhnt, über die Dächer „den Katerweg" zu wandeln und im nahen Walde zu wilddieben.

Uebrigens geht es auch im Kloster nicht immer so still und ruhig her, daß die verborgenen Talente Immo's durchaus nicht zur Geltung kommen könnten; es gibt auch dort Paukereien, und ein paar tüchtige Fäuste machen sich um das Wohl des Klosters verdient. Da lagert in der Nähe Graf Gerhard, der eine Schenkung seines Vaters an das Kloster nicht anerkennt, über diese geschenkten Wiesen bei der Heuernte herfällt und die Klosterleute theils schlägt, theils zu Gefangenen macht. Natürlich fehlt Immo nicht bei dieser Rauferei: er ist mit hinausgeritten zur Heuernte mit einem bejahrten Dienstmann im Schuppenhemd, der ihm indeß gerathen hatte, statt des Strohhuts eine Eisenhaube aufzusetzen. Da richtete sich der Jüngling hoch auf und rief: „Denkst du an Hiebe?" Deutlicher kann sich der künftige Held nicht ankündigen; in dieser Frage haben wir bereits den ganzen Immo. In der That, die Hiebe blieben nicht aus, und Immo wird von Gerhard gefangen genommen und auf sein Schloß geführt. Hier tritt er sehr kühn auf, er verlangt in der Halle einen Ehrensitz am Grafentisch, sich auf die Ehren seines Vaters berufend. Der Graf läßt sich erbitten, wenn ihn seine Tochter Hildegard neben sich leiden will, die ebenfalls vor kurzem aus der Klosterschule geschlüpft ist. Die holdselige Hildegard duldet den Gesellen, der mit ihr von ihrem Teller essen und aus ihrem Becher trinken soll:

Das Mädchen schob den Teller zögernd nach dem Fremden hin. „Ich merke", sagte Immo ärgerlich, „daß dir dein Geselle unwillkommen ist." — „Wundere dich nicht, Immo", spottete der Graf, „du bist wie ein Frosch aus dem Klosterweiher herangehüpft. Ihr aber geht es wie der Königstochter, welcher auch ein Frosch zum Gesellen gesetzt war, stolz sah sie auf den Quaker, kalt erschien ihr sein Fell, und nur mit zwei Fingern griff sie ihn an." — „Ja, so that sie, Herr", versetzte Immo dreist, „aber zuletzt wurde der Quaker doch ihr Gemahl." Der Graf und die Bankgenossen lachten laut. „Misfällt dir auch seine ungefüge Stimme", rief der Graf ergötzt der Jungfrau zu, „so fülle ihm doch den Becher." — „Trinke mir zu", mahnte Immo, „dies ist mein Recht, da ich dein Geselle bin." Hildegard berührte den Becher mit ihren Lippen, schob ihm den Becher zu und sagte leise: „Stille ein wenig den lauten Gesang, denn der Reiher schwebt über dir." — „Sieh zu, Frau Reiherin, ob meine Hand kalt ist wie eine Froschhand", versetzte Immo, ihre Hand fassend. „Du wirst dreist, Herr Frosch", antwortete das Mädchen, die Hand zurückziehend, „tauche zurück in deinen Quell." Sie hob die Kanne und goß ihm den Becher voll.

Diese Liebesscene zwischen dem jungen Lateiner und der jungen Lateinerin ist sehr hübsch und artig ausgeführt, in die Arabesken culturgeschichtlicher Genremalerei originell verstrickt und reich an einzelnen feinen Zügen, z. B. wenn Hildegard erschrickt, daß ihr Geselle ein Kriegsmann werden will, und scheu aus ihren großen Augen auf den Nachbar sieht. „Daß er nicht geistlich werden wollte, störte ihr die Sicherheit; sie schob ihr Gewand zusammen und schwieg." Immo kündigt ihr an, daß er als ihr Geselle ein Recht habe, sie zu küssen, und wenn er sie einmal allein sähe, auf seinem Recht bestehen würde.

Aus den Gesprächen zwischen dem Grafen und Immo wird uns auch der Titel des Buchs klar. „Weil meine Vorväter als alte Landherren auf freiem Erbe saßen, deshalb haben die Mönche ihnen im Scherz den Namen Reguli, kleine Könige, gegeben", erläutert Immo selbst, und trotzig stellt er seine Väter den erbelosen Franken und Sachsen gegenüber, welche von der Dienerbank in das Land kamen, um hier Grafen zu werden. Der Stil Freytag's hat sich nach ehrwürdigen Mustern gebildet; wer glaubt nicht den alten Homer sprechen zu hören, wenn Immo laut in das Getöse ruft: „Zürnt mir nicht, starke Helden, daß ich als ein unberühmter Jüngling vor euch meine Stimme erhebe" u. s. f., und auch die zahlreichen Bilder aus dem Thierreiche erinnern an den ionischen Sänger.

Immo wird mit einer Botschaft an den Abt seiner Haft entlassen. Doch er scheidet nicht — ohne ein Billetdoux von seinem Gesellen erhalten zu haben. Wie solche Billetdoux im modernen Leben und Lustspiel aussehen, wissen wir; da sind es sehr verbrauchte Requisite. Doch ein Billetdoux aus dem 11. Jahrhundert hat außer seiner süßen Annehmlichkeit für den Empfänger noch einen antiquarischen Reiz:

Als er auf das Pferd steigen wollte, das ihm ein Reisiger zuführte, ging eine junge Magd aus dem Frauengemach bei ihm vorüber, legte ihm verstohlen etwas in die Hand und sagte leise: „Nimm zurück, was dir gehört." In ein großes Lindenblatt war ein Blättchen Pergament gewickelt, auf dem Pergament stand mit schöner Schrift der Reisegruß: „Die lieben Engelein sollen dich hüten und segnen auf allen deinen Wegen"; rings um die Schrift war mit der Nadel ein Goldfaden durch das Pergament gezogen. Er drückte das Blatt an seine Brust und barg es in seinem Gewande.

Wir können die Geschicke des jungen Thüring nicht

ferner so im einzelnen verfolgen. Er ist ein ausgezeichneter Voltigeur und Springer. Die Mönche des Klosters sind rebellisch gegen ihren Abt Bernheri; es kommt im Convent zu argen Scenen; Anführer der Widerspenstigen ist der Präpositus Tutilo. Als die Mönche sich nun tumultuarisch auflehnen, da bricht Immo mit seinen Schulgenossen, mit Stangen bewaffnet, in den Convent. Müßig dabei zu stehen, wenn sich die Mönche knuffen, das ist nicht seine Art; es beliebt ihm, die Partei des Abts zu ergreifen, und über den Rücken zweier Mönche, die er als Bock gebraucht, fliegt er wie ein Federball vor den Altar, den Abt zu beschützen. Die Mönche holen die Geisel, um ihn zu züchtigen; Immo aber schlägt Tutilo, der sie schwingen will, zu Boden mit den Worten: „Das sei dein Lohn, bellender Hund!“ Ihm droht schwere Buße für seine That; doch der Abt beschützt ihn und entsendet ihn heimlich mit Briefen an seine Mutter, an den Klostervogt auf Wassungen bei Erfurt und an den Kanzler des Königs Heinrich.

So gereicht ihm der erste Sprung, den er als „wilde Katze“ ausgeführt, just nicht zum Verderben. Er kehrt heim, mit der Absicht, ein tapferer Kriegsmann zu werden. Doch die Brüder sind ihm nicht hold, und der älteste weigert sich, ihm die Führung abzutreten, da er als Klostermann noch keine kriegerischen Lorbern geerntet habe. Da thut Immo der Springer, wie man den Helden des „Nestes der Zaunkönige“ nennen könnte, seinen zweiten Sprung. Dem ältesten Bruder Odo gegenüber fordert er das Gottesurtheil heraus:

Dort gähnte wenige Schritte von den Männern ein Erdriß, der nahe am Gipfel begann und sich bis zum Fuß des Berges hinzog. Vielleicht hatte das herabstürzende Wasser die Kluft geöffnet, vielleicht hatte unterirdische Gewalt das Gefüge des Bodens gesprengt. Die Stelle war unheimlich, und die Leute wußten, daß sich die Schlucht in mancher Zeit schloß und wieder öffnete, so oft Unheil die Landschaft bedrohte. Nackt und kahl starrte das wilde Erdreich in dem Spalt, kein grünes Kraut haftete darin, nur beim Gewitterregen rauschten schäumend die Wasser in trübem Schwall hinab und führten den rothen Schlamm über das lichte Gehölz und den Wiesengrund. Ungern klomm jemand längs dem Riß hinab, denn man sagte, daß dort der Eingang sei in das Innere des Bergs und daß böse Gewalten aus dem Reich des alten Gottes das Thor hüteten. Mehr als einer der Burgleute hatte bei Nacht ihr Geschrei gehört, Schnauben der Rosse und Bellen der Hunde, und viele hatten im Abendlicht erkannt, wie große Rudel von Wölfen hinein- und herausfuhren. Jetzt gerade war der Riß auf der Oberfläche breiter als wol sonst, an manchen Stellen so tief, daß man von oben in das Innere des Bergs hineinzusehen meinte. Immo sprang an den Schlund, aber Berthold lief ihm nach und schlang die Arme um ihn. „Halt ein“, rief er, „greulich ist die Stelle, kein Menschenfuß vermag die Tiefe zu überfliegen, fürchte die Unsichtbaren, welche dort unten lauern.“ Aber Immo schüttelte den Alten ab und rief: „Den guten Gewalten meines Lebens vertraue ich, ob sie mir gnädig sind. Sieh her, Odo, der Springer schwingt sich in sein Erbe, folge mir, Kriegsmann, wenn du vermagst.“ Und weit ausholend setzte er in mächtigem Schwunge über den Schlund. Erschrocken sehen die Männer die wilde That, als aber er am andern Rande des Schlundes auf die Knie sank und die beiden Arme gegen die untergehende Sonne hob, da schrien die wilden Genossen lautes Heil und zogen die Schwerter. Im nächsten Augenblick verstummten die Rufe, der Leib eines Mannes sank mit schwerem Fall, Odo stürzte in die Tiefe. Immo wandte sich um und Entsetzen durchfuhr ihn, als er den Bruder undeutlich unter sich liegen sah. Die jüngern Brüder liefen abwärts, die Gewappneten drängten sich mit starren Blicken um den Spalt. Sobald aber Immo erkannte, daß Odo, der weiter abwärts an das Licht getragen wurde, die Glieder regte und sich auf die Schulter eines Bruders stützte, hob er sich empor auf den Vorsprung, der untergehenden Sonne zu, riß das Schwert aus der Scheide, schwang es dreimal gegen die Sonne und rief: „Zu mir, ihr Helden. Von der Sonne holten meine Ahnen ihr Recht und von keinem geborenen Manne. Bezeuge mir, milde Herrin, daß ich als rechter Erbe Besitz ergreife von Burg und Herrschaft.“

Als Immo dem König zuzieht, um den Brief des Abts abzugeben, begegnet er dem Grafen Gerhard, der auf gleichem Wege begriffen ist; doch als dieser erfährt, daß dem König sein Schatz geraubt worden, kehrt er um und geht ins feindliche Lager über. Immo aber sucht seine Hildegard auf der Idisburg auf. Dort sitzt sie unter der Sommerlinde, die ihre großen Blätter und ihr dichtes Laubdach fast zum Boden breitete, und leise singt sie ein heiliges lateinisches Lied:

Aber sie gedachte im Singen nicht sehr an den Schöpfer, sondern mehr an einen Flehenden, der ihr dieselben Worte vor wenig Wochen im Scherz zugerufen hatte. Und während sie so sang und mit verklärtem Blick vor sich hinsah, war ihr, als tönte der Sang noch einmal über ihr in dem Baume. Sie hielt inne, da rauschte es in den Zweigen und bei dem Säuseln der Blätter klang über ihr wieder dieselbe Weise, aber mit andern Worten, und sie vernahm von der Höhe:

Rana coaxat suaviter
In foliis viridibus.*)

Sie saß unbeweglich, ein Lächeln flog um ihren Mund und eine hohe Röthe ergoß sich über ihr Antlitz, aber sie wagte nicht aufzusehen, damit der lustige Traum nicht entschwinde. „Bist du es, Geselle?“ frug sie leise. Aber gleich darauf schämte sie sich der vertraulichen Rede. „Ich liege über dir in den grünen Blättern“, klang es von oben zurück. „Ganz gut ist mein Lager auf starkem Ast; blicke aufwärts, wenn dir's gefällt, damit ich einmal deine großen Augen sehe, denn diese haben mich hergezogen.“ Das Mädchen erhob sich schnell und wandte sich dem Aste zu, in demselben Augenblick neigte Immo das Haupt behend abwärts, umschlang von der Höhe mit einer Hand ihren Hals und küßte sie auf den Mund. „Guten Tag, Geselle“, sprach er, „so hatte ich mir's ausgesonnen und so ist es vollbracht.“

Fein und zart ist diese Liebesscene unter der Linde ausgemalt. Immo sieht voraus, daß er gegen den Grafen, den Vater der Geliebten, kämpfen wird, und doch will er als Held im Kampfe sich die Geliebte erobern. Es folgt Immo's Ankunft bei dem Könige, eine bunte Reihe von Kampf-, Belagerungs- und Lagerscenen; die Burg der Babenberger wird gebrochen, Immo stürmt als der erste auf die Mauern und in die Stadt, in welcher seine Geliebte weilt: das ist die dritte Begegnung der Liebenden im Getümmel des Kampfes:

In der Mitte des Marktrings, wo das steinerne Kreuz auf einer Erhöhung ragte, sah er einige böhmische Krieger auf eine helle Gestalt eindringen, die am Fuße des Kreuzes lag und mit beiden Armen den Stein umschlang. „Hildegard“, schrie er, und ein schwacher Gegenruf: „Immo, rette mich“, klang in sein Ohr. Den Wilden, welcher die Arme nach der Liegenden ausstreckte, schleuderte er zur Seite, daß dieser das Aufstehen für immer vergaß, seine heranspringenden Genossen verscheuchten den fremden Haufen. Er hielt die Gerettete in seinen Armen, küßte das bleiche Antlitz und rief sie mit den zärtlichsten Grüßen, und als sie die Augen aufschlug, da hob er sie lachend empor, während ihm die Thränen aus den Augen stürzten, und mit dem Schildarm sie umschlingend, hielt er am Kreuze

*) Der Frosch quackt lieblich in den grünen Blättern.

die Wache für das geliebte Weib, das an seinem Halse hing und sich fest an seine Brust drückte. Ueber ihm wirbelte der glühende Rauch, um ihn krachten die stürzenden Balken, und das Kampfgetümmel wälzte sich durch die Straßen der Stadt, er aber stand, umgeben von Tod und Vernichtung, wie ein Seliger, und er sah, wie die hohen Engel mit flammenden Schilden und Speeren durch die Lohe schwebten und um ihn und die Geliebte eine feste Schildburg zogen.

Auch die Schlußkatastrophe des Romans wird durch die Liebe Immo's zu Hildegard hervorgerufen. Der König will sie ins Kloster bringen lassen; doch Immo entführt sie aus Erfurt. Die verwegene That ruft den Zorn des Königs gegen das Nest der Zaunkönige wach; die Mutter Edith verwandelt sich in eine Mutter der Makkabäer, was unerschütterlichen Heldenmuth betrifft; doch von dem großen Königsgericht wird ein mildes Urtheil gefällt, Immo nur auf ein Jahr aus seiner Heimat verbannt und Hildegard seine Braut und künftige Hausfrau. Buntbewegt ist die zweite Hälfte der Erzählung; sie nimmt gegen den Schluß hin einen dramatischen Anlauf; aber der Rahmen des Genrebildes wird nicht auf die Dauer gesprengt; alles fügt sich wieder zu jener saubern Heiterkeit zusammen, welche den Grundton des Ganzen bildet.

Gustav Freytag hat sich auch in dieser Erzählung wieder als ein vorzüglicher Genremaler bewährt. Eine Fülle von Genrebildern jeder Art reiht sich an den Faden der Handlung: ernste und tumultuarische Klosterscenen mit fein ironischer Beleuchtung, welche auch um die Raubritterscenen schwebt, in denen wir Graf Gerhard den vermeintlichen Goldschatz Immo's zu erobern bestrebt sehen, während sich dies Gold in „Heringe" verwandelt; die häuslichen Scenen im Nest der Zaunkönige, die Kampf- und Kriegsbilder, die Volksscenen jeder Art, von der heitern Ernte im Kloster bis zu den Scenen am Ufer der Horsila, wo Immo sein Talent für „Soll und Haben" bewährt und sich als fahrender Kaufmann mit Waaren einführt. Die Zaunkönige selbst sind artig charakterisirt, der kleine Gottfried ein allerliebster Junge. Perlen aber im Gewebe der Handlung sind die Liebesscenen, die zwar auch nicht über das Genrehafte hinausgehen, aber dabei einen Zauber eigenthümlicher Poesie entfalten. Der Stil ist durchweg von einer so maßvollen Feinheit und saubern Ciselirung, daß er in einer Zeit lässiger Schreiberei für musterhaft gelten kann; abgesehen von wenigen leisen Anflügen ist er frei von der abgeschmackten Manierirtheit, welche die Erzählung „Ingo" zum Theil ungenießbar machte, und das Streben classisch zu sein oder als classisch zu gelten, ist fast jeder dieser Wendungen aufgeprägt, denn selbst der naive Ausdruck strebt nach stilvoller Bedeutung. Dabei ist jede geistige oder stilistische Verschwendung, jeder Ueberschuß vermieden; die Oekonomie der Darstellung sucht Anschaulichkeit und Lebendigkeit mit geringen Mitteln zu erreichen; das sicher Treffende und Bezeichnende hat den Vorzug; alles ist kühl, reservirt, vornehm; auch die Motive sind oft nur angedeutet, man mag den Zusammenhang studiren. Nur an wenigen Stellen erhebt sich die Sprache zu einer Wärme, die alsbald einen echt poetischen Hauch entbindet, so wenn Immo im Streit mit seinen Brüdern ausruft:

„So bezeugt mir, ihr Helden, die ihr meinem Geschlechte dient", rief Immo in aufbrennender Wuth, „bezeuge mir, hoher Himmel, und du Grund meiner Väter, daß ich den gerechten Stolz gebändigt und ihm nachgegeben habe, soweit ich vermochte, und daß er mich schmäht und meinen guten Willen verachtet. Entehrt vermag ich nicht zu leben, das Blut des Bruders scheue ich mich zu vergießen. Darum fordere ich ein Urtheil vom Himmel oder aus der Tiefe. Besser ist es, daß einer von uns beiden dahinschwinde, als daß das ganze Geschlecht in Zwist verderbe. Seht um euch, ihr Männer, wo ihr steht, die rothen Berge gleißen und leuchten zu der Herrenwahl, und die in der Erde hausen, rüsten sich, einen Helden zu empfangen." Er wies vor sich hin, die Tiefe lag in grauem Dämmer, der Dunst auf Wasser und Wiese schied den Bergring von der Ebene; wie abgelöst vom Boden schwebten die Gipfel in der Luft und in der Abendsonne leuchtete das Erdreich gleich glühendem Metall.

Wir begreifen, wie bei gleichmäßiger Anerkennung der Vorzüge und Ansprüche des Werks man in demselben ein Meisterwerk sehen mag. Auch wir rühmen die Vortrefflichkeit der culturhistorischen Schilderungen; aber als poetische Schöpfung betrachtet erscheint uns das Ganze doch nur als Reliefbildnerei und Aquarellmalerei, selbst da wo der Gang der Handlung die poetische Freske verlangt. Es ist keine Größe, keine Leidenschaft, kein wahres inneres Leben in dieser Erzählung; auch wo stärkere Motive einsetzen, werden wir nicht gefesselt; nirgends Spannung und gesteigerte Theilnahme; überall ist das Interesse der Aeußerlichkeit zugewendet. Eine Fülle von kleinen feinen Zügen entschädigt nicht für den Mangel eines großen Zugs, der durch die Erzählung hindurchgeht. Allerlei Cabinetsstücke, aber überall das historische Tableau in das Genrebild aufgelöst. Weder für Immo, der im Grunde doch nur ein deutscher Schablonenheld ist, noch für König Heinrich vermögen wir uns zu erwärmen. Kühl bis ans Herz hinan — wie die Darstellung, so der Eindruck. Auch eine gewisse reservirte Art der Charakteristik ist stereotyp; die Helden interessiren, indem sie ihr letztes Wort errathen lassen; so der Abt Bernheri, so der König u. a.

Als culturhistorische Illustration einer Epoche des Mittelalters ist die Erzählung durchaus werthvoll und von größerm dichterischen Reiz als alles Aehnliche, was wir in diesem Genre besitzen; als freie Dichtung selbst entbehrt sie der Macht, Leidenschaft und Größe, welche die Fabel vielfach verlangt. In den geheimnißvollen Ballen und Fässern Immo's glaubt Graf Gerhard einen Goldschatz zu sehen; Immo verkündet, daß nur wollene Decken und gesalzener Meerfisch darin liegen. Wenden wir das auf die Erzählung selbst an, so bekennen wir, daß wir die Meinung des Grafen Gerhard nicht theilen. Kein Goldschatz echter Poesie, aber manches Wohlthuende, Nützliche, Schmackhafte und Pikante, besonders für literarische und culturhistorische Feinschmecker.

Rudolf Gottschall.

Neuere Gedichte.

1. Gedichte von Rosa Warrens. Berlin, Mitscher u. Röstell. 1873. 16. 1 Thlr.
2. Klänge des Herzens. Gedichte aus dem Tagebuche eines alten Wanderers. Berlin, Ebeling und Plahn. 1873. 8. 20 Ngr.
3. Lebensbilder eines fahrenden Sängers. Herausgegeben von Isaak Oppenheim. Leipzig, Mayer. 1873. 8. 1 Thlr.
4. Adelpha. Gedichte der Brüder Christian und Theodor Kirchhoff. Zwei Bände. Altona, Schlüter. 1872. 8. 2 Thlr.

Der Ausspruch Carlyle's: daß die Poesie ein Versuch sei, das Dasein des Menschen harmonisch zu machen, gilt ganz besonders für die Lyrik. Der Lyriker muß Optimist sein. Er muß sich von innen her gedrungen fühlen, die Mängel des irdischen Daseins mit dem Schleier der Dichtung möglichst zu verhüllen. Auf die Beschaffenheit dieses Schleiers kommt nun freilich sehr viel an. Sind die Maschen desselben zu groß, so sieht man die Welt, wie sie wirklich ist, zu deutlich dahinterliegen und findet, daß es ebenso gut ohne Verschleierung abgegangen wäre. Man sieht eben nicht ein, warum der Poet seine Stimmungen und Gefühle nicht lieber in nackter Prosa vorgetragen hat. Ist dagegen der bewußte Schleier so dicht, daß man nicht einmal mehr die Contouren der verhüllten Objecte wahrnehmen kann, so vermissen wir in dem Weltbilde allen thatsächlichen Hintergrund und verlieren gleichfalls das Interesse. Der Lyriker soll sich vor allen Dingen mit seiner Epoche eins fühlen; er soll die Mängel und Vorzüge seiner Zeit genau erkennen und die factisch bestehenden Dissonanzen in harmonische Klänge zu verwandeln suchen. Dem einen gelingt das; dem andern nicht!

Rosa Warrens („Gedichte", Nr. 1) ist eine lyrische Dichterin von offenbarem Talente. Manche ihrer Poesien sind sogar sehr anziehend und geistvoll. Sie hat sich mit den großen Grundanschauungen unserer Zeit vertraut gemacht, und vor allem steht ihr immer das große Universum vor Augen, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag und vor dessen Größe und Erhabenheit sich der Mensch in aller Demuth beugen muß. In einem kurzen Gedichte: „Die Apfelblüte", entrollt uns die Dichterin ihre Weltanschauung mit großer Prägnanz:

> Du Apfelblüte sei mein Trost
> Vom grünen Baum geflogen!
> Das Wetter, das dich wild umtost,
> Hat dich herabgezogen.
> Du liegst am Boden, welkend schnell,
> Im Mai dahingegangen,
> Und wirst im Herbst nicht purpurhell
> Als Frucht am Baume hangen!
>
> Läßt so Natur doch allumher
> Die liebsten Kinder sterben,
> Was klag' ich denn, was zürn' ich mehr,
> Läßt sie auch mich verderben?
> Ich gelt' ihr mehr und minder nicht
> Als jene Blüt' am Baume,
> Sie spendet mir dasselbe Licht,
> Denselben Platz im Raume.

Das Gedicht klingt etwas resignirt; aber es offenbart sich doch darin eine frische, zeitgemäße Welt- und Lebensanschauung. Der Reim „herabgezogen" im ersten Verse ist allerdings etwas erzwungen. Eine Blüte kann wol von einem Baume herabgeweht, aber nicht herabgezogen werden, am allerwenigsten durch ein Wetter.

Die meisten Gedichte von Rosa Warrens haben einen tiefern Gehalt, sodaß man hier und da gern einen schlechten Reim mit in den Kauf nimmt. Die Dichterin weiß auch an ganz unscheinbare Vorfälle ernste Betrachtungen zu knüpfen. Eine Raupe z. B., die auf ein Buch fällt und von da wieder weggeblasen wird, gibt zu folgenden Versen Anlaß:

> Schrieb' dies Lenzeskind Geschichte,
> Wär' mein Athem ihm ein Sturm:
> Weißt du mehr vom höchsten Lichte,
> Weiser, als von mir der Wurm?
>
> Wähnst du, daß du mehr ergründest,
> Die das All der Welten schafft,
> Jene Macht, und heller kündest
> Als das Räuplein meine Kraft?
>
> Wähnst du dich, des Urgeists Weben
> Tiefer, inn'ger zu verstehn,
> Als in seinem Traumesleben
> Jener Wurm mein Athemwehn?

In den Sonetten an Newton und Schiller und in denen, welche „Das Menschenherz", „Melancholie" und „Trennung" überschrieben sind, zeigt die Verfasserin eine große Geschicklichkeit in der Behandlung des Versmaßes und der Sprache. Dieselbe Gewandtheit findet man auch in den Uebersetzungen wieder, welche die Schlußabtheilung des Bändchens bilden. Es sind ausgewählte Gedichte von englischen, dänischen und schwedischen Autoren. Die Poesien von Rosa Warrens zählen entschieden zu den bessern Publicationen auf lyrischem Gebiete.

Dagegen tönt uns aus den „Klängen des Herzens" aus dem Tagebuche des alten Wanderers (Nr. 2), ein herzlich schlechter Singsang entgegen. Der Verfasser behauptet in der Vorrede, daß die Liebe der Liebe keinen Widerstand zu leisten vermöge, und daß ihn die wiederholt ausgesprochenen Wünsche seiner Freunde veranlaßt hätten, seine Gedichte in den Druck zu geben. Die Entschuldigung paßt vortrefflich zu den Gedichten; sie ist ebenso wenig originell wie diese. Man höre nur:

> Lina pflanzte Rosen,
> Die aus duft'gen Moosen —
> Lind vom süßen Hauch umwoben —
> Sich zu einer Pracht erhoben,
> Daß ein jeder Gönner,
> Rosenfreund und Kenner,
> Von dem Anblick hingerissen —
> Keine Sorte zu vermissen —
> Kaum den Augen traute,
> Mit Entzücken schaute u. s. w.

Das ist nur die erste Strophe zur Probe; die übrigen sind um kein Haar besser. Das ganze Gedicht trägt den Titel: „Die schönste Rose." Ein anderes ist überschrieben „Kindliche Einfalt", könnte sich aber mit größerer Berechtigung „Einfältige Kindlichkeit" betiteln. Das Söhnlein ist nämlich mit seinem Vater auf den

Berg gestiegen, und beide verbleiben da bis zum Abend, ja bis in die Nacht hinein. Beim Anblick des gestirnten Himmels fragt das Söhnlein:

Ist's nicht, was wir schauen, Gottes Angesicht?
Und die Sterne, sind es seine Pickel nicht?

Der liebe Gott mit Blüten und Pickeln im Gesicht! Ist so etwas schon dagewesen? Das Büchlein verdient aber trotzdem als ganz amusante Lektüre empfohlen zu werden!

Die von Isaak Oppenheim herausgegebenen „Lebensbilder eines fahrenden Sängers" (Nr. 3), bilden zu dem Tagebuche des alten Wanderers einen wohlthuenden Gegensatz. Der Verfasser gesteht, weder Dichter noch Schriftsteller zu sein und macht, wie er sagt, auch keinen Anspruch darauf, es zu sein. Trotzdem dichtet und schriftstellert er aber, und alles ist, wie er im Vorworte versichert, niedergeschrieben wie es der Moment eingegeben hat. Infolge dessen gleicht die Sammlung einem Kaleidoskope und enthält sehr Vieles und sehr Verschiedenartiges. Trinklieder, Toaste, Lebensmaximen, Betrachtungen, gute Rathschläge, Epigramme u. s. w.

Von diesen letztern gleich einige Proben:

Bewahre stets dir den Humor, dabei auch warme Socken,
Durch diese wirst du selten naß, durch jenen selten trocken.

Das Versmaß ist 'ne leichte Sache,
Das Maß in Versen ist die Sache.

Dem Edelmann steht besser der Kittel,
Als dem Bauer ein hoher Titel.

Sechs Sinne hat der Mensch,
Den sechsten wird er nie verlieren,
Er muß, gleichviel worin,
Auf etwas immer speculiren.

Gerade diese Epigramm- und Sentenzenabtheilung enthält viele vortreffliche und richtige Beobachtungen. Die Lektüre dieser Lebensbilder hat etwas Anregendes und Erfrischendes, wenn man über das minder Gelungene wohlwollend hinwegsieht. Das nachstehende Gedicht an Lasker zeigt uns den Verfasser von einer andern Seite — als politischen Gelegenheitsdichter. Die Sammlung enthält viele derartige Silhouetten:

Lasker.

Du kleiner, mächtiger Sprecher,
Du draschest niemals Stroh,
Bist ein gefürchteter Rächer;
Ein deutscher Mirabeau.

Du packst mit scharfen Worten
Den Gegner bei der Brust
Und suchst ihn aller Orten,
Weil du dich frei gewußt.

Ob Hufschmied oder Wagner,
Mag blitzen auch der Roon —
Du ein vom Volk Getragner
Weißt ihn zu finden schon.

Du läßt dich nicht verwirren
Durch eitles Wortgefecht,
Man kann dich nicht beirren,
Du stehst zur Pflicht, zum Recht.

Du bist nicht zu bestechen,
Verschmähst das goldne Netz,
Drum darfst du offen sprechen
Für Recht und für Gesetz.

Bist nur der Juden Tugend,
Nicht ihrer Schwächen Erb',
Warst nüchtern auf von Jugend,
Denkst nicht an Golderwerb.

Und so weiter in den noch folgenden fünf Vierzeilen.

Der Herausgeber dieser Gedichte scheint von der Maxime geleitet worden zu sein: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Und da der „Fahrende Sänger" ganz ohne Prätension auftritt, wird er schon seine Zuhörer finden! Fahre er also wohl!

Mit dem Dichten ist es doch eine eigene Sache. Die Muse verleiht nun eben nicht jedem den bewußten Schleier, der aus „Morgenduft und Sonnenklarheit" gewebt ist. Und mancher, der dieses köstliche Geschenk empfangen hat, weiß es nicht zu gebrauchen: anstatt den Schleier über die Wirklichkeit auszubreiten, hält er ihn dicht vor seine Augen und sieht infolge dessen alles in einen poetischen Nebel gehüllt. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß man sich wie in eine andere Welt versetzt fühlt, wenn man einem echten Sänger begegnet, oder gar einem Sängerpaar, wie es die Gebrüder Kirchhoff sind. Da lauscht man jeder Strophe und möchte kein Wort verlieren:

Wir spannten den eisernen Rappen vor,
Auf Flügeln des Dampfes zu jagen,
Zweitausend Meilen, vom Goldenen Thor
Zum Missouri, im glänzenden Wagen;
Hoch unter den Wolken, im donnernden Zug,
Durch endlose Wüsten, im sausenden Flug —
In vier gemessenen Tagen.

Wir sehen den Hotelzug auf der Pacificbahn an uns vorüberrollen. Jede Zeile athmet Frische und echte Poesie:

Ade, du herrliche grünende Flur,
Ade, ihr Frühlingsgefilde!
Dich, Goldland, schmückte Mutter Natur
Zu paradiesischem Bilde!
Der Himmel, so tief, mit klarstem Blau,
Die Lüfte im Winter sommerlau,
Wie im Tropenlande so milde!

Es ist bekannt, daß die Gedichte der beiden Brüder Christian und Theodor Kirchhoff unter dem Titel „Adelpha" (Nr. 4) erschienen sind. Der erste Band erregte bei seinem Erscheinen sofort Aufsehen. Jetzt liegt auch der zweite vor uns und bietet eine noch größere Auswahl vortrefflicher Gedichte als der erste. Diesmal erhalten wir auch eine reiche Auslese von Vaterlandsliedern, die sich durch kernige Sprache und tiefgefühlten Patriotismus auszeichnen. Sie sind größtentheils von Christian Kirchhoff gedichtet. Sie behandeln Schleswig-Holsteins Erhebung und Befreiung. Als ein den beiden Brüdern gemeinsames Theilstück der Sammlung müssen die Soldatenlieder gelten, die unter dem Titel: „Der Krieger und sein Mädchen", die Freuden und Leiden des Soldatenlebens schildern. Wie schön klagt das Mädchen um ihren Geliebten, der in den Krieg gezogen ist:

Und die Welt so köstlich,
Und die Welt so schön!
Und mein Herz so traurig!
Muß alleine gehn.

Auf die stillen Berge
Treibt mich's, durch die Flur,
Auf die alten Burgen,
Durch die Waldnatur.

Ob er froh und wohl ist?
Ob verwundet, krank?
Nicht den Hügel wüßt' ich,
Wo ins Grab er sank!

Wenn die blei'rne Kugel
Ihm die Brust durchschlägt,
Sind es zwei, die einsam
Man zu Grabe trägt.

Wahrlich, zu beneiden
Ist der Männer Los:
Siegend heimzukehren
In der Liebe Schos;

Oder leicht zu sterben
Schnellen Schlachtentod.
Unser sind die Thränen
Und die lange Noth.

Und die Welt so köstlich!
Und die Welt so schön!
Und mein Herz so traurig!
Muß alleine stehn.

Die Abtheilung enthält 24 schöne Lieder.

Die ganze Gedichtsammlung muß überhaupt für eine poetische Gabe von seltener Reichhaltigkeit angesehen werden. Sämmtliche Poesien des Brüderpaars empfangen ihre Anmuth und ihren Schwung aus dem lebenskräftigen Boden der Wirklichkeit. Das macht sie so anziehend, *wie* alles, was den Stempel der Naturwahrheit trägt. Ein aufmerksamer Leser kann in den Gedichten den individuellen Lebenslauf jedes der beiden Brüder wiedererkennen.

Die landschaftlichen Schilderungen aus der Neuen Welt von Theodor Kirchhoff sind mit wahrhaft hinreißendem Schwung der Sprache geschrieben. Es sind Gemälde, *die* mit wenigen Strichen das Wesentliche skizziren und das übrige der Phantasie zum Hinzudenken überlassen. Der Dichter weiß uns die Schönheiten des Yankeelandes zu erschließen und einen eigenthümlich romantischen Farbenton über seine Schilderungen zu verbreiten. Man höre die Beschreibung eines Urwaldes:

Von den düsteren Morästen
Längs dem tückischen Yazoo,
Wo sich an Cypressenästen
Wiegt das Cherokee-Canoe —
Bis zum Mississippistrande,
Wo sich walddebeckte Lande
Wie ein endlos hoher Wall
Spiegeln schwarz im Flutenschwall:

Dort erstreckt sich hundert Meilen
Modervoll ein Riesensumpf.
Mammuthbäume, noch von Beilen
Nie entweiht, stehn dicht und dumpf.
Träge Schlammgewässer fließen
Durch das Sumpfland; breit aufsprießen
Gelbe Blumen. Weit herum
Liegt der Urwald, kühl und stumm.

Durch der Waldcyklopen Gipfel
Dringt der Mittagssonne Glut;
Schweigsam stehn die hohen Wipfel
Und die Thierwelt schläft und ruht.
An den knorr'gen Aesten schwanken
Dichtverschlungne Epheuranken,
Ungeheuern Schlangen gleich
Aus der Vorwelt Fabelreich.

Von den Zweigen hängt herunter
Langes Moos, wie zott'ges Haar,
Und auf grünem Rasen drunter
Spielt die muntre Eichhornschaar.
Plötzlich jagen all im Sprunge
Hoch hinan mit leichtem Schwunge,
Von entferntem Knall erschreckt,
Der des Waldes Echo weckt.

Nun folgt in den weitern Strophen eine Beschreibung der Thierwelt des Urwaldes in größter Ausführlichkeit. Schlangen, Spinnen, Skorpione, Eidechsen, Mosquitos, Kolibris, Eichhörnchen und Waschbäre — jedes bekommt den ihm gemäßen Platz im Naturhaushalte des ungeheuern Waldes angewiesen. Dann folgt die Schilderung eines Orkans:

Plötzlich regen sich die Gipfel
Ries'ger Bäume wie zum Tanz,
Und die dichtbelaubten Wipfel
Drehen sich im Wirbelkranz.
Wie ein Donnerkeil von oben
Stürzt sich des Orkanes Toben,
Jäh, mit schmetternder Gewalt
Nieder auf den weiten Wald.

Hundert rothe Blitze sprühen
Durch die Lüfte auf einmal —
Leuchten, zischen, zucken, glühen,
Wie durchwühlt von Höllenqual
Scheint die Erde selbst zu wanken.
Hundertjähr'ge Bäume schwanken,
Zittern leicht wie Espenlaub,
Dicht umhüllt von schwarzem Staub.

Wir sehen das Schauspiel greifbar vor unsern Augen. In derartigen Beschreibungen ist Theodor Kirchhoff ein ebenbürtiger Rivale Freiligrath's. Ein wahrhaft großartiges Gemälde entrollt uns der Dichter in seiner Schilderung des schrecklichen Brandunglücks, welches den Dampfer Golden-Gate auf offener See betraf und den Untergang desselben zur Folge hatte.

Die „Adelpha" beweisen, daß es immer noch Poesie gibt, und daß Eisenbahnen und Telegraphen, Walzwerke und Spinnereien, Actiengesellschaften und Versicherungsbureaux nicht im Stande sind, die ganze Welt in prosaische Nüchternheit zu versenken.

O. Zachariä.

Fechner's neueste Schrift.

Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen. Von G. T. Fechner. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der verdiente Physiker und Philosoph gesteht in dieser kleinen gedankenreichen Schrift, nach längerm Sträuben zur Descendenzlehre bekehrt worden zu sein, trotz ihrer Schwierigkeit, Unwahrscheinlichkeit, Lücken und Hypothesen, weil andere Lehren an denselben Unvollkommenheiten leiden, sodaß — nach der Meinung des Verfassers — nur die Alternative bleibe: entweder Entwickelung der höhern Organismen aus den niedrigern, oder Neuschöpfung jeder höhern Stufe sozusagen aus dem Urschlamm. Es sei aber für Hebung wichtiger Schwierigkeiten noch eine Vertiefung der allgemeinen Principien der Descendenzlehre, eine Modification ihrer Ansicht von der organischen Grundconstitution und die Beseitigung ihrer Angaben von der allerersten Entstehung der Organismen möglich, um die Lehre eingänglicher zu machen. Man gewinnt indeß bald die Ueberzeugung, daß durch die Reformen des Verfassers von der Darwin'schen Lehre, sowol den Grundprincipien als den Consequenzen nach, fast nichts übrigbleibt. Und in der That durfte bei der geistigen Richtung Fechner's, seiner Denk- und Gefühlsweise, wie sie sich in seinen bedeutenden Leistungen in Naturphilosophie und Psychophysik bisher ausgesprochen hat, kaum ein anderes Ergebniß erwartet werden.

Er geht von der Atomen- (Molecul-) Theorie aus, zu deren Hauptvertretern er gehört, und unterscheidet gleich anfangs unorganische und organische Molecule. Die Theilchen der erstern ändern, obschon in Schwingungen gegeneinander begriffen, durch ihre gegenseitige Wirkung, unter Zutritt der Beharrung, die Ordnung nicht, in der sie gereiht sind, weil hierzu die Schwingungen um ihre mittlern Orte zu klein sind; die Theilchen der organischen Molecule hingegen wechseln diese Ordnung fortwährend, weil sie kreisende und verwickelte Bewegungen machen, ihre Theilchen können die Ordnung spontan, d. h. aus innern Kräften, ändern, die Theilchen der unorganischen Molecule nur ihren mittlern Ort. Wie die Molecultheilchen der organischen Materie verhalten sich auch die Körper unsers Sonnensystems, obschon deren Bewegungen minder verwickelt sind. Die Bewegungen der organischen Molecultheilchen können solche Amplitude erlangen, daß hierdurch zwei nebeneinander liegende Molecule und auch ganze Reihen solcher miteinander zu verschmelzen vermögen, wobei das lebende Parenchym zwischen ihnen eine Continuität organischer Bewegung vermittelt. Doch besteht zwischen organischen und unorganischen Zuständen kein absoluter, sondern nur ein relativer Unterschied, und wol alle Organismen sind als Mischsystem organischer und unorganischer Theile anzusehen. Blos unorganische Molecule oder Verbindungen solcher können jedoch nicht Lebenserscheinungen hervorrufen, nicht z. B. die Gestalt so ändern oder Ortsbewegungen machen wie ein weißes Blutkörperchen, eine Amöbe u. dgl. Die motorischen Antriebe sind von empfundenen spontanen Antrieben begleitet, diese an jene als innere Erscheinung geknüpft, und sie können bewußt werden, wenn hierbei die „psychophysische Schwelle" überstiegen wird. Wie Eisen, sagt der Verfasser, über einen gewissen Grad erhitzt, sichtbar glühend wird, so bricht Bewußtsein hervor, wenn der Proceß, an den es geknüpft ist, einen gewissen Grad der Stärke übersteigt. Er ist überzeugt, daß ohne seine Hypothese von der organischen Grundconstitution die Lebenserscheinungen nicht erklärbar sind, und daß dieselbe auch ohne Annahme einer generatio aequivoca die erste Entstehung der Organismen begreiflich macht. Der wahre Grund der Lebenserscheinungen liege nicht in einer besonders verwickelten chemischen Zusammensetzung, obschon eine solche vorhanden sein kann, sondern in der Bewegungsform der Molecultheilchen, denn ein Ei z. B. kann durch Kochen aus dem organischen entwickelungsfähigen Zustand in den unorganischen übergehen, ohne daß sich seine chemische Constitution ändert. Anfänglich ganz gleich geartete Keime können sich zu ganz verschiedenen Organismen entwickeln, weil ihre Molecultheilchen verschiedene Bewegungen eingehen, wodurch verschiedene Verbindungen und Combinationen auch mit unorganischen Theilchen eintreten.

Ein von dem Verfasser unter dem Namen „Tendenz zur Stabilität" aufgestelltes Princip scheint ihm geeignet, nicht nur die Metamorphosen der Einzelwesen bei ihrer Entwickelung, sondern auch die der Organisation überhaupt, ja des Universums zu erhellen. Stabilen Zustand, stabiles Verhältniß nennt er periodisch wiederkehrende Lagen- und Bewegungsverhältnisse der Theilchen eines materiellen Systems oder der Schwerpunkte ganzer Massen, welcher Zustand immer nur annäherungsweise erreicht wird, denn absolute Stabilität wäre der vollkommene Ruhezustand, absolute Instabilität die Zerstreuung der Theilchen ins Unendliche. Im Weltsystem findet ein beständiges Fortschreiten von instabilern zu stabilern Zuständen statt, sodaß die ursprünglich höchst unregelmäßige Bewegung der Theilchen des Planetensystems sich jetzt zu regelmäßigen periodischen Bewegungen ausgeglichen hat. Auch die Massentheilchen jedes einzelnen Planeten sind zur Stabilität fortgeschritten, sodaß alle Planeten mit periodisch veränderlicher Neigung ihrer Achse zu ihrer Bahnebene rotiren. Sogar in Ebbe und Flut, dem Kreislauf des Flüssigen, den periodischen Winden und Temperaturänderungen u. s. w. zeigt sich die Tendenz zur Stabilität, noch deutlicher im Leben der Organismen, obwol hier nicht immer dieselben, sondern nur gleichwerthige Theilchen periodisch in dieselben Lagen zurückkehren, selbst das Vorstellungs-, Empfindungs- und Gemüthsleben ordnet sich in regelmäßige Bewegungen, wird stabiler. Dem Fortschritt der Welt zur absoluten Stabilität setzt das „Princip der Erhaltung der Kraft" eine Schranke, sowie wieder die Tendenz zur Stabilität bewirkt, daß die lebende Kraft der Welt nur in der Form,

nicht in der Größe geändert werden kann, beide Principien sich also ergänzen.

Die Tendenz zur Stabilität geht ihrem Wesen nach dahin, organische Zustände in unorganische überzuführen, denn ein Organismus, ganz von der Außenwelt abgeschlossen, würde schnell in einen unorganischen, demnach stabilern Zustand übergehen, was auch im Tode geschieht. Daraus schließt der Verfasser, daß der unorganische Zustand keine Organismen erzeugen könne, deren erste Entstehung vielmehr aus einem Urzustand der Erde herzuleiten ist, den man als organischen fassen muß —, ganz entgegengesetzt der Descendenzlehre, welche die Organismen, zunächst die einfachsten, aus dem Unorganischen hervorgehen läßt. Hat auch die Chemie Harnstoff, Ameisensäure u. s. w. aus unorganischen Stoffen herstellen können, so vermochte sie doch ihren Producten kein Leben, kein Vermögen der Ernährung, des Wachsthums, der Fortpflanzung zu ertheilen. Den organischen Charakter der Urerde sucht der Verfasser zu erweisen durch uranfänglich gegebene, von der Richtung der Schwere abweichende Impulse, durch welche es zur Achsendrehung und elliptischen Bewegung um die Sonne kam und auch zur continuirlichen Aenderung in der Ordnung der Massentheilchen, weil die Impulse nicht auf alle Theilchen gleich gerichtet waren. Der Verfasser findet einen Widerspruch darin, die Erde durch Hitze in ihren ausgedehnten Urzustand versetzt und dann erst wieder die Hitze durch Verdichtung entstanden zu denken, aber es wird ja nur eine Steigerung der schon im gasförmigen Zustande vorhandenen hohen Temperatur durch Verdichtung angenommen. Im Fortgang der Erdentwickelung setzte sich die große kosmorganische Bewegung in molecular-organische um, wie sie in den Organismen stattfindet, aber der größte Theil der auf diese Weise entstandenen organischen Substanz wurde durch die Hitze verbrannt, und nur ein kleiner Rest erhielt sich auf der durch Ausstrahlung kältern Oberfläche, als Material für die organische Natur.

Zur Veränderlichkeit der Organismen, Kampf um das Dasein, Vererbung, mit einem Wort zur natürlichen Zuchtwahl will der Verfasser als „übergeordnetes" Princip die Abhängigkeit der Organismen voneinander und die Ergänzung durcheinander herbeiziehen, durch welche sie ihre Existenz gegenseitig fördern. Ich habe bereits in meinem Buche: „Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung", auf die Einseitigkeit aufmerksam gemacht, immer nur von einem Kampf um das Dasein zu sprechen, da doch neben diesem in gleichem, ja höherm Maße auch gegenseitige Förderung der Existenz stattfindet. Dieses Verhältniß hat seinen Grund selbstverständlich nicht in der natürlichen Zuchtwahl, sondern nach unserm Verfasser in dem kosmorganischen Ursprung der Organismen, welcher den Blick auf einen einheitlichen Entwickelungsplan derselben eröffnet, abermals eine der Descendenzlehre ganz fremde Idee, indem diese von einem Plan der Entwickelung nichts wissen will. Der Verfasser bekämpft auch oft die in jener Lehre herrschende Zufälligkeit, welche die Trennung der Arbeit (wozu auch die Trennung der Geschlechter gehört) herbeigeführt haben soll, und weist darauf hin, daß auch in der menschlichen Geschichte die Arbeitstheilung nie durch Zufälligkeit, sondern durch Entwickelungsbedingungen zu Stande komme. Mit ebenso viel Recht betont er die ungeheuere Schwierigkeit, das angeführte Ergänzungsverhältniß durch zufällige Anpassung der Organismen aneinander erklären zu wollen.

Der anfänglich kosmorganische Zustand der Erde differenzirte sich gleich anfangs in einen organischen und unorganischen, ersterer dann in ein Thier- und Pflanzenreich, und so weiter fort in immer speciellere Glieder, wobei der Verfasser der „zufälligen" Differenzirung der Descendenzlehre die „bezugsweise" entgegensetzt; alle Differenzirung war schon in der Voranlage des kosmorganischen Systems begründet. Bei diesem, in Verbindung mit den immer schwächer werdenden Aenderungen der Außenwelt vor sich gehenden Proceß wurde die Verschiedenheit der sich differenzirenden Glieder immer geringer, und jetzt reicht derselbe nicht mehr zur Erzeugung von Geschöpfen hin, die von den Aeltern specifisch verschieden sind, sondern nur noch zur Wiederholung der bestehenden Typen. Die frühern viel variablern Organismen sind stufenweise stabiler geworden, und darum konnten einst, aber jetzt nicht mehr, durch psychische Antriebe allerhand Organe entstehen, beim Hahn z. B. die Sporen, der im Zorn schwellende Kamm, die gegen die Bisse des Gegners schützende Federmähne, was der Verfasser im Gegensatz gegen die natürliche Zuchtwahl durch die in früherer Zeit auf den Bildungstrieb wirkende Leidenschaft des Thiers erklärt.

Während die Descendenzlehre vom Protoplasma ausgeht und von den einfachsten Geschöpfen die Differenzirung der Organisation ableitet, spricht der Verfasser dem Protoplasma die Entwickelungsfähigkeit ab und betrachtet dasselbe vielmehr als einen von aller Differenzirung zurückgebliebenen Rest, der zwar constituirend in alle Organismen eingeht, aber für sich, ohne organisirende Kräfte, nicht zu vollkommenern Organismen führen kann. Nicht von einfachsten protoplasmatischen Wesen sind ihm diese ausgegangen, sondern „von einem einzigen gewaltigen Geschöpfe verwickeltster Structur", welches von vornherein durch Trennung zu einer großen Mannichfaltigkeit der verschiedensten Geschöpfe als Stammältern der gegenwärtigen führte, indem sich aus demselben zahllose verschiedenartige Molecule und Verbände hervorbildeten, allmählich durch die Tendenz zur Stabilität periodische Kreisläufe und Bewegungen entstanden und gleichartige Molecule sich zusammengruppirten. Weil die Organismen nicht aus dem Unorganischen entstanden sind, so konnte gleich anfangs von ihnen eine unendliche Fülle und Ueppigkeit erscheinen, sogar mehr als jetzt, indem nach der Tendenz zur Stabilität das unorganische Reich auf Kosten des organischen stets wachsen muß. Auf der Erdkruste schlug sich eine Schicht organischen Schleims nieder und auch Luft und Wasser waren von organischer Substanz erfüllt, als Material für die sich bildenden Organismen, ja der Erdkörper selbst kann als Organismus aufgefaßt werden, der nach unten eine feste Schale, nach oben Meer und Atmosphäre ausschied.

Der Mensch wird bei seiner Entwickelung ähnliche Stufen durchgangen haben wie noch jetzt der Embryo.

Mag er nun von Anbeginn einen eigenen Ursprung gehabt haben, oder mögen die Stammformen der Menschen und Affen erst später in getrennte Stämme auseinandergegangen sein, wie noch jetzt geistig begabte und unvernünftige Kinder von denselben Aeltern stammen können — immer wird Abstammung der Menschen von den Affen ebenso unzulässig sein, wie solche geistig begabter Kinder von Blödsinnigen. Daß die organische Welt so vielen Störungen unterliegt und viel Unzweckmäßiges aufweist, rührt davon her, daß die Tendenz zur Stabilität, welche mit dem teleologischen Princip zusammenfällt, ihr unendlich fernes Ziel nicht erreichen, sondern sich ihm nur nähern kann. Wäre ferner mit dem Causalprincip nicht das teleologische verbunden, so käme es kaum je zu Einrichtungen, welche sich erhalten und fortpflanzen können, denn der denkbaren unhaltbaren Einrichtungen sind unendlich mehr als der haltbaren. Die Tendenz zur Stabilität ruft auch in der psychischen Welt den physischen analoge Zustände hervor, welche theils unter, theils über der „Schwelle des Bewußtseins" liegen.

Der Verfasser begreift nicht, was sich mit Grund gegen eine mit Bewußtsein vollzogene Einrichtung der Welt überhaupt einwenden ließe, denn daß diese nach festen Gesetzen geschieht, ist kein Grund, sie für eine bewußtlose zu halten, indem ja auch die bewußten Antriebe und Thätigkeiten des Menschen nicht gesetzlose sind. Er vermißt in den verneinenden, scheinbar exacten Ansichten der heutigen Naturforscher ganz den exacten Grund und die exacte Consequenz; warum sollte nicht auch über den Menschen hinaus Bewußtsein bestehen als „innere Erscheinung des äußerlichen materiellen Processes"? Allerdings hat eine naturwissenschaftliche Schöpfungsgeschichte als solche sich nicht mit geistigen Schöpferkräften zu befassen, sie darf aber ebenso wenig behaupten, daß es keine solchen gebe; denn wer die Welt blos äußerlich betrachtet, wird freilich so wenig von dem bewußten Gotte in ihr wahrnehmen, als von dem bewußten Menschengeist, wenn er in ein lebendes Gehirn zu blicken vermöchte. Das kosmorganische Reich der Erde „war das von Gott erfüllte Gebläse, aus dem der Wind in alle Pfeifen drang". Erleidet der menschliche Embryo seine Entwickelung unbewußt, so ist diese doch nur die Wiederholung von Entwickelungsvorgängen, welche die frühern Menschenformen bewußt durchlaufen haben und die sich jetzt durch Vererbung wiederholen. Wenn das teleologische Princip und jenes der Tendenz zur Stabilität die Annäherung zu befriedigendern Zuständen bewirken, und man dem Verfasser einwenden wollte, er verlasse sich dann mehr auf diese Principien als auf Gott, so erwidert er hierauf, daß eins sich nicht vom andern scheidet, wenn jene Principien eben die des göttlichen Waltens und Schaffens sind. Die Erzeugung der einzelnen Organismen hatte den Sinn, das bewußte Leben der Erde auf eine höhere Stufe zu heben, aber über ihr Bewußtsein greift ein umfassenderes, welches nicht nur die unermeßlich vielen Beziehungen zwischen ihnen, sondern die aller Wesen des ganzen Universums in sich hat, wobei der Verfasser an die unzähligen Strahlen des Lichts erinnert, die, gleich den Nervenfasern des Organismus, ihrerseits das All durchkreuzen und sich im All verweben.

Ich kann um so eher meine vielfache Uebereinstimmung mit den Ansichten des verehrten Verfassers aussprechen, als ich verwandte seit nun bald vierzig Jahren in Schriften und Lehre verkündet habe. Wie ihm, so sind auch mir die Weltkörper keineswegs blos mechanisch bewegte Wesen, und ich habe sie in der „Allgemeinen Naturgeschichte" (Bd. 1, 1837) als primäre Organismen den secundären, welche sich aus ihnen entwickeln, entgegengestellt. Bereits damals wurde jeder Weltkörper als ein besonderes, scharf markirtes Individuum erkannt, jedem ein eigenthümliches geistig organisches Princip vindicirt und das der Erde mit dem Namen Geodämon bezeichnet. Im zweiten Bande und in einem 1852 in Sitten gehaltenen Vortrage wurde das Hervorgehen der Organismen aus dem Chaos der Erde behauptet, und daß das Leben nicht aus dem Unorganischen, der Geist nicht aus dem Stoff, das Bewußte nicht aus dem Unbewußten hervorgegangen sei, sondern Bewußtes nur von Bewußtem entspringen könne. In dem Buche: „Die Natur im Lichte philosophischer Anschauung" (Leipzig 1869), wurde darauf hingewiesen, daß das Chaos, die Urmasse eines Weltkörpers alles der Potenz nach enthält, was später auf ihm in gesetzmäßiger, chronologischer Folge entsteht, und später wird die ursprüngliche Verschiedenheit auch schon der ersten protoplasmatischen Wesen ausgesprochen. Allerdings entsteht mir die Organisation nicht wie dem Verfasser durch Zerfallen eines makrokosmischen Organismus, sondern die Erde ist nur der Grund und die nothwendige Voraussetzung aller auf ihr erscheinenden Entwickelungsstufen, zu welchen die Keimanlage von Anbeginn in ihr vorhanden war. Das Geistige ist mir nicht blos wie dem Verfasser „die innere Erscheinung des äußerlichen materiellen Processes", sondern es ist überall das Primäre, das Bewegende und Schöpferische, und die materiellen Vorgänge seine sinnliche Offenbarung.

Erwägt man das Problem der Weltentstehung und Entwickelung nach seiner Tiefe und seinem unermeßlichen Umfang, wie dieses in Fechner's und auch in meinen Schriften geschehen ist, so wird man bald einsehen, daß der sogenannten Descendenzlehre dabei nur eine sehr untergeordnete Bedeutung zukommen kann. Jenes Problem hat die denkenden Menschen aller Zeiten und Völker beschäftigt und wird dieses noch in der fernsten Zukunft thun, wahrscheinlich ohne je eine vollkommene Lösung zu finden.

Maximilian Perty.

Zur zeitgenössischen Geschichte.

1. Geschichte der englischen Regierung und Verfassung von Heinrich's VII. Regierung bis auf die Gegenwart, von Lord John Russel. Nach der vierten Auflage übersetzt von Karl Lanz. Freiburg i. Br., Schenble. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.
2. Von 1806 bis 1866. Zur Vorgeschichte des neuen deutschen Reichs, von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Leipzig, Roßberg. 1872. Gr. 8. 1 Thlr.
3. Geschichte der Jahre 1860—71 von Wilhelm Zimmermann. Mit 4 Porträts in Holzschnitt. Stuttgart, Rieger. 1872. 8. 28 Ngr.
4. Der deutschen Hochschulen Antheil am Kampfe gegen Frankreich. Mit Unterstützung der Universitätsbehörden herausgegeben von Ludwig Bauer. Leipzig, Hirth. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
5. Oesterreichs parlamentarische Größen. Ein Beitrag zur neuesten österreichischen Geschichte. Leipzig, Luckhardt. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.
6. Die Wahlreform in Oesterreich von Max Menger. Wien, Rosner. 1873. Gr. 8. 16 Ngr.
7. Zu den commissarisch-deputatischen Verhandlungen über die Reform unserer Verfassung. Eine staatswissenschaftliche Denkschrift von Otto Piper. Rostock, Stiller. 1872. Gr. 8. 12½ Ngr.

Das unter Nr. 1 angeführte Werk Lord John Russel's scheint unter die Rubrik „Zeitgenössische Geschichte" nicht zu gehören. Dennoch haben wir es unter dieselbe gebracht, weil die ganze Geschichtsentwickelung desselben unmittelbar auf die Gewinnung der richtigen Gesichtspunkte zur Betrachtung der Gegenwart abzielt, was schon der fast ein Drittheil einnehmende Epilog: „Gang der Regierung und Entwickelung der Verfassung seit 1820", beweist.

Daß das in Frage stehende Werk in das Deutsche übersetzt worden ist, rechtfertigt nicht nur der Umstand, daß sein Verfasser einer der bedeutendsten englischen Staatsmänner ist, sondern noch viel mehr die Wichtigkeit der in demselben behandelten Gegenstände, die in so bedeutender Weise nur von einem Manne dargestellt werden können, dessen Name mit der Geschichte der Entwickelung Englands unauflöslich verbunden ist.

Mit Recht erinnert der Uebersetzer in der Vorrede an die hervorragenden Momente der politischen Thätigkeit Lord Russel's. Er gehörte zu den Vorkämpfern der freiern politischen und religiösen Entwickelung des englischen Staats- und Volkslebens und hat an den wichtigsten Reformen der englischen Gesetze mitgewirkt.

In der auswärtigen Politik war sein Einfluß als Minister des Auswärtigen auf den Krimkrieg und die Entwickelung Italiens bedeutend; seit 1861 gehört er dem Oberhaus an, und er war bis zuletzt noch politisch und schriftstellerisch thätig. Als besonders interessant heben wir aus dem Reichthum des Werks hervor die Auseinandersetzungen über bürgerliche, persönliche und politische Freiheit. In dem Abschnitt „Oeffentlicher Unterricht" tritt er warm für die öffentlichen Schulen gegenüber der Privaterziehung ein und tadelt als Grundirrthum, daß man die Kinder nur mit Kenntnissen aller Art ausrüstet, anstatt daß man ihren Charakter bildet. Eine öffentliche Schule nur bildet den Charakter. Sie versetzt den Knaben aus dem Aelternhause, wo er verhätschelt wird, wo seine Thorheit Witz, und sein Eigensinn Geist genannt wird, an eine Stelle, wo er seinen wirklichen Kräften und Talenten nach geschätzt wird. Sie bildet den Charakter. Die Demokratie des Adels ist zum großen Theil der Gemeinsamkeit der Erziehung zuzuschreiben. Auf diese Weise gehören die öffentlichen Schulen zur Verfassung des Landes. Er ist nicht blind für die Mängel der bestehenden Schulen; er bespricht auch die Bedeutung der einzelnen Fächer und redet dem Studium der lateinischen Grammatik warm das Wort, sofern sie wie nichts anderes geeignet sei, zu lehren, wie man lernen muß. Im fünfunddreißigsten Kapitel tritt er für die Freiheit der Presse ein: „Die größte Wohlthat, welche die Oeffentlichkeit uns erweist, besteht darin, daß sie die Mängel unserer Institutionen rügt und deren Wirkungen hemmt." Die Bedeutung eines derartigen Werks liegt auf der Hand: nicht nur der Historiker, auch der Jurist, der praktische Staatsmann, der Pädagog können aus ihm vieles lernen. Die Uebersetzung liest sich gut und scheint treu das Original wiederzugeben.

Nach der Lektüre eines Werks wie das von Russel macht das des Freiherrn von Simmern: „Von 1806—66" (Nr. 2), einen Eindruck, als ob man aus dem hellen Sonnenscheine einer freien Bergeshöhe in das Halbdunkel eines Klosterganges versetzt würde. Allen Particularisten von reinstem Wasser, insbesondere den Welfen können wir diese Geschichtsfabrikation bestens empfehlen!

Habent sua fata libelli, wie wunderbar oft die Dinge sich fügen! An ein Werk von derartiger Geschichtsbetrachtung, welche gern die letzten Jahrzehnte der Weltgeschichte ungeschehen machen möchte, indem sie das Rad der Zeit gewaltsam zurückdreht, schließt sich unter Nr. 3 eine „Geschichte der Jahre 1860—71", von W. Zimmermann, welche in ihrer Einleitung sagt: „Die Auferstehung der Völker ist das Wunder unsers Zeitalters, hat der Neuengländer Hartpole Lecky gesagt. Er hat es getroffen. Die Auferstehung der Völker ist die Geschichte, mit welcher die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts begonnen hat." Aber die Gegensätze berühren sich, auch Zimmermann's Geschichte der Jahre 1860—71 ist tendenziös und auf Effect berechnet. Ohne allzu kritische Sichtung des Materials greift sie die drastischen Momente aus der Geschichte der letzten zehn Jahre in Italien und den außereuropäischen Ländern heraus und schildert dann eingehender den preußisch-österreichischen und den deutsch-französischen Krieg. Wem Decorationsmalerei lieber ist als objective Geschichtschreibung, der wird zu solch einem Werk greifen und dem wird es auch genügen.

Die unter Nr. 4 angeführte Schrift von L. Bauer: „Der deutschen Hochschulen Antheil am Kampfe gegen Frankreich", ist eine sehr dankenswerthe Monographie, welche im Gegensatz zu den vorher besprochenen Schriften nur Zahlen und Thatsachen sprechen läßt ohne jegliche Zuthat des Verfassers. Sie ist als Festschrift zur Jubelfeier der Ludwig-Maximilians-Universität zu München

erschienen Die Betheiligung der gesammten Universitäten weist folgendes Ergebniß auf:

Von 13765 Studenten, die im Sommer 1870 an den deutschen Universitäten immatriculirt waren, standen 2745 unter den Waffen, 914 nahmen als Krankenpfleger oder Felddiakonen am Kriege theil. Von den 1505 Lehrern der deutschen Universitäten führten 15 die Waffen, 250 widmeten ihre Fürsorge den Verwundeten, 120 wirkten durch Wort und Schrift, 4 Universitätslehrer und 248 Studenten sind den Schlachten oder Seuchen des Feldzugs erlegen. Das Gesammtresultat gibt nachstehende Tabelle:

Universität	Zahl der immatr. Studenten	Combattanten	Krankenpfleger	Gesammtzahl der Betheiligten	Gefallene und Gestorbene
Berlin	1993	468	114	582	30
Bonn	922	174	97	271	9
Breslau	896	277	29	306	11
Erlangen	344	60	79	139	1
Freiburg	231	40	5	45	2
Gießen	306	82	10	92	3
Göttingen	759	259	81	340	23
Greifswald	450	—	—	225	5
Halle	881	—	—	326	19
Heidelberg	640	181	30	211	13
Jena	377	131	28	159	13
Kiel	168	49	40	89	5
Königsberg	494	111	30	141	5
Leipzig	1665	400	100	500	63
Marburg	418	76	90	166	4
München	1150	250	120	370	21
Münster	425	24	6	30	2
Rostock	137	34	25	59	6
Tübingen	836	—	—	300	8
Würzburg	673	129	30	159	5
	13765	2745	914	4510	248

Eine dankenswerthe Zugabe bilden die Reden bei der Eröffnungsfeier der Universität Straßburg nebst Urkunden, sowie die Stimmen der bedeutendsten Männer des In- und Auslandes über den Krieg.

Die Broschüre: „Oesterreichs parlamentarische Größen" (Nr. 5), gibt nach einer einleitenden Uebersicht über die Lage Oesterreichs einige leicht hingeworfene Skizzen von Giskra, der allein etwas ausführlicher behandelt wird, um desto geringschätziger über ihn abzusprechen, von Fürst Adolf Auersperg, Ignaz Kuranda, Dr. Herbst, Rudolf Brestel und Bemerkungen über einige andere weniger bekannte Männer. Wie diese Männer beurtheilt werden, geht am besten hervor aus dem Facit, welches der Verfasser aus der Betrachtung dieser parlamentarischen Größen zieht: „Oesterreich muß vor allen Dingen dahin streben, sich seiner einflußreichen Politiker, seiner parlamentarischen und politischen Größen zu entledigen. Diese Männer verfolgen nur persönliche Interessen, gerade die hervorragendsten von ihnen sind die eigennützigsten oder der freiheitlichen Entwickelung gefährlichsten."

„Die Wahlreform in Oesterreich" (Nr. 6) von M. Menger kommt nach einer Besprechung der Wahlverhältnisse in Oesterreich zu dem Resultate, daß dieselben manche bedeutende Uebelstände zur Folge haben, und stellt es als die Aufgabe der Verfassungspartei hin, diese Uebelstände zu beseitigen. Als Mittel dazu schlägt der Verfasser vor: Herabsetzung der Zahl der Vertreter des Großgrundbesitzes oder doch wenigstens Einführung des Lord Russel'schen Wahlverfahrens in dieser Wählergruppe, Verstärkung der Vertreterzahl der verfassungstreuen Landgemeinden und sachkundiges Vorgehen bei Eintheilung der Wahlbezirke.

Der Verfasser der Broschüre über die mecklenburger Verfassung (O. Piper, Nr. 7) geht von der Ueberzeugung aus, daß der altständische Staat einer Entwickelung nicht fähig sei, und glaubt, daß eine Versöhnung zwischen dem altständischen und constitutionellen Verfassungssystem nur dadurch herbeigeführt werden könne, daß in die neu zu schaffende Verfassung die bestehenden Corporationen der Ritterschaft und Landschaft mit aufgenommen werden. Als Resultat seiner Untersuchung ergibt sich der Reformvorschlag, auf Grundlage der constitutionellen Monarchie die künftige Landesvertretung zur einen Hälfte aus den gewählten Abgeordneten der gesammten Bevölkerung, zur andern Hälfte aus den Vertretern der bisherigen Ritter- und Landschaft zusammenzusetzen. Er meint, mit der Einführung einer derartigen Verfassung werde Mecklenburg in die Reihe der heutigen Staaten als gleichberechtigt eintreten, und aufhören in der politischen Literatur und den deutschen Reichstagsverhandlungen als das „deutsche Schmerzenskind" und in der Staatswissenschaft als das bemerkenswerthe Unicum eines in seiner staatlichen Entwickelung um Jahrhunderte zurückgebliebenen Landes zu figuriren. Ob die gestellten Forderungen weitgehend genug sind, darüber können wir hier keine Untersuchungen anstellen. Indessen sei die klar und scharfsinnig geschriebene Schrift allen, die sich für die mecklenburger Verfassungsfrage interessiren, bestens empfohlen.

Zur internationalen Literatur der Neuzeit.

1. Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen gehalten an der kopenhagener Universität von G. Brandes. Uebersetzt und eingeleitet von Adolf Strodtmann. Erster Band: Die Emigrantenliteratur. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Titel des ersten Bandes ist nicht ganz correct; die „Emigrantenliteratur" bildet nur einen Theil dieses Bandes; der Rest wird durch die Einleitung zur romantischen Schule in Deutschland in Anspruch genommen. Das den Vorlesungen zu Grunde liegende Thema ist die Reaction, welche das 19. Jahrhundert in seinen ersten Decennien gegen die Literatur des 18. Jahrhunderts ins Werk setzte, und die Ueberwindung dieser Reaction. Der Verfasser hat, wie aus Einleitung und Vorrede hervor-

geht, sich durch seine freigeistige Richtung mit der öffentlichen Meinung in Dänemark in Conflict gesetzt und zählt zu den Verfemten. Da er ein Mann von Talent und Wissen ist, nimmt er in diesen Vorlesungen und mehr noch in einer ihnen von dem Uebersetzer als Vorwort im Auszug vorausgeschickten Vertheidigungsschrift mit großer Beherztheit Stellung gegen seine Feinde, und es darf ihm nachgerühmt werden, daß er dabei mit ebenso viel Ernst als Entschiedenheit für die Wahrheit eintritt. Er hat bei diesem Kampfe die liberalen Elemente aller Nationen auf seiner Seite. Daß er freilich, indem er in die Verdeutschung seiner Vorlesungen willigte, die moralische Unterstützung auch der Besieger seines Vaterlandes herausfordert, wird ihm nicht leicht verziehen werden. Uebrigens hüllt seine Polemik sich tief genug in die Falten der Wissenschaftlichkeit, um diesen Vorlesungen, ganz abgesehen von den dänischen Beziehungen, warme Empfehlung zu sichern. Selten sind jene oft behandelten literarischen Strömungen mit so viel Frische, Lebendigkeit und Kühnheit sondirt worden. Und wenn der noch junge Verfasser sich mit manchen seiner Ansichten sehr weit vorwagt — z. B. bezüglich der Parallelisirung der Franzosen mit den Griechen, statt mit den Römern —, so wird der Leser seine Vorbehalte machen, ohne die ungewöhnliche Begabung, die sich hier mit allen Dogmen herumschlagen möchte, darum minder gelten zu lassen. Die Uebersetzung verdient alles Lob.

2. Das geistige Leben in Dänemark. Streifzüge auf den Gebieten der Kunst, Literatur, Politik und Journalistik des skandinavischen Nordens. Von Adolf Strodtmann. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser gibt nach eigenen Beobachtungen und an Ort und Stelle gesammelten Belehrungen eine Schilderung unsers Nachbarvolks, die augenscheinlich von Parteilichkeit frei ist. Er hält dafür, daß die geistigen Beziehungen zwischen Dänemark und Deutschland lange genug durch politische Voreingenommenheit getrübt worden sind, und will seinerseits nach Kräften dazu beisteuern, daß man wenigstens in Deutschland wieder danach frage: was geht denn drüben vor? Sehr erfreulich ist freilich nicht, was uns aus Strodtmann's Buch als die Signatur des jetzigen dänischen Geistes im großen und ganzen entgegentritt. Doch verdient das Streben einzelner die ihm hier mit liebevoller Ausführlichkeit zutheil gewordene Beachtung und Würdigung, und wenn die Engheit der localen Verhältnisse uns hier und da bei der Lektüre mit beengen will, so müssen wir nicht vergessen, daß die Bedingungen auch unserer nationalen Existenz erst seit gestern von einem ähnlichen Banne befreit worden sind. Je mehr sich die Wege ebnen werden, welche Dänemark und Deutschland verbinden, desto besser zumal für das kleinere Land. Es hat überdies ja den Vortheil, noch auf lange Zeit sich nicht durch Sympathie für uns in seinem Urtheil über das, was wir ihm zu bieten haben, bestechen zu lassen. Aus dem Buche selbst sei besonders auf die Charakterisirung der Grundtvigianer in ihrer halb katholisirenden, halb methodistischen Richtung aufmerksam gemacht; nicht minder auf die Widerlegung der vielverbreiteten Annahme: die politische Waffenbrüderschaft der dänischen und französischen Tagespresse beruhe auf einer tiefern verwandtschaftlichen Uebereinstimmung in Sitten und Anschauungen; endlich auf die Uebersetzung der vortrefflichen Studie, welche sich dem Buche als Anhang beifügt: H. C. Andersen als Märchendichter von G. Brandes, wiederum ein Beleg für den feinen Geschmack und die geistvolle Vortragsweise dieses dänischen Kritikers.

3. Ueber die französische Geistesbewegung im 19. Jahrhundert. Drei Vorträge von F. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat bereits früher eine Geschichte der französischen Nationalliteratur und ebenso Studien zur französischen Literatur- und Culturgeschichte herausgegeben. In den vorliegenden drei Vorträgen verbreitet er sich über literarische, culturgeschichtliche und geschichtliche Fragen, soweit sie das moderne Franzosenthum betreffen, und erweist sich als hinreichend orientirt, um auch über die schwierigern Phasen dieser weitschichtigen Gegenstände mit seinem Urtheil nicht zurückzuhalten. Wol mit Recht stimmt er denen bei, welche unsere Lesewelt vor einem allzu wegwerfenden Abschätzen des besiegten Nachbarvolks warnen möchten. Bei seiner Würdigung der Vorzüge und Mängel des letztverstorbenen französischen Kaisers hätte vielleicht der wichtige Umstand, daß Ludwig Napoleon eine militärische Null war, in ein helleres Licht gestellt werden sollen.

4. Geschichte der polnischen Nationalliteratur übersichtlich dargestellt von E. Lipnicki. Mainz, Kirchheim. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Das Werk umfaßt auf 145 Seiten einen Zeitraum von sechs Jahrhunderten. „Leitfaden" wäre wol die richtigere Bezeichnung gewesen. Als übersichtlich kann es aber allerdings gelten, und bei dem Mangel an deutschen Bearbeitungen der polnischen Literaturgeschichte verdient es auch empfohlen zu werden. Natürlich fehlt es dem Autor an Raum, den Zusammenhang der polnischen Literatur mit der Geschichte dieses Landes und allen auf seine geistigen Wandlungen und Häutungen bestimmend gewesenen Einwirkungen anschaulich zu machen. Auch sind die Vorarbeiten zu einer solchen Behandlung des Gegenstandes noch erst zu machen. Professor Roepell's Untersuchungen auf dem Gebiete der polnischen Civilisation haben kaum mehr als die erste Epoche derselben in ein helleres Licht gestellt.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien macht am 15. Januar 1874, dem dreiundachtzigsten Geburtstage Grillparzer's, in Bezug auf die **Grillparzer-Stiftung** bekannt, daß das den Bestimmungen des Stiftbriefs entsprechend zusammengesetzte Preisgericht zum Zweck der Zuerkennung des dramatischen Grillparzer-Preises aus den Herren Dr. Hermann Hettner in Dresden, Dr. Franz von Dingelstedt, Dr. Heinrich Laube, Joseph Weilen und Dr. Robert Zimmermann in Wien besteht, daß die Zuerkennung des Preises am 15. Januar 1875 erfolgt, und daß eine Einsendung von gedruckten oder geschriebenen Dramen behufs der Concurrenz statutengemäß nicht stattfindet.

— **Emil Rittershaus** hat ein Flugblatt: „Dem Papste, Antwort eines Freimaurers auf die Encyclica vom 21. November 1873", einen poetischen Fehdebrief in Terzinen erscheinen lassen, zugleich eine Verherrlichung der Freimaurerei, von der es heißt:

> O sieh', je mehr du spornst zu Grimm und Hassen,
> Je mehr des Guten sei vollbracht im Stillen;
> Nicht mit Posaunenschall auf Markt und Gassen!
>
> Wir thun das Edle um des Edeln willen;
> Der ins Verborgne blickt, sieht unser Wollen,
> Und Segen läßt er unserm Thun entquillen.

— Von dem ausnehmend fleißigen Werke von **Ignaz Hub**: „Deutschlands Balladenschatz", ist jetzt die zweite Hälfte des letzten Bandes erschienen, mit welcher dasselbe abgeschlossen vorliegt. Wir kommen auf diesen Halbband noch näher zurück.

Ausländische Literatur.

Saint-René Taillandier, bekannt durch die zahlreichen Aufsätze, die er in früherer Zeit in der „Revue des deux mondes" über neuere deutsche Literatur veröffentlichte, ist als Nachfolger des Pater Gratry in die französische Akademie aufgenommen worden. In Paris 1817 geboren, hat er in Deutschland studirt und in Heidelberg promovirt. Früher Professor in Straßburg und Montpellier, wurde er 1863 vom Kaiser Napoleon zum Professor der französischen Literatur an der Sorbonne ernannt, und nach dem 4. September 1870 Staatsrath und Mitglied des Unterrichtsrathes. Er hat jedenfalls viel dazu beigetragen, die neuere deutsche Literatur in Frankreich bekannt zu machen. Mit Heinrich Heine war er nahe befreundet. Die Begrüßungsrede in der Akademie hielt Hr. Nisard.

— Die Briefe und Tagebücher Lord **Macaulay**'s befinden sich in den Händen der Lady Holland und Trevelyan's, welche sie herauszugeben beabsichtigen.

— **J. Russel Endean** wird einige biographische Beiträge zur Charakteristik unsers Fabeldichters Gellert nächstens dem englischen Publikum mittheilen.

Theater und Musik.

Franz Grillparzer's „Libussa" ist am wiener Burgtheater zur Aufführung gekommen. So hat auch das dritte der hinterlassenen Dramen des Dichters das Lampenlicht erblickt, eine schöne gedankenreiche Dichtung; aber ihr dramatischer Nerv ist nicht stark, und die Einkleidung so romantisch bunt, daß bei der Aufführung der innere Kern zu leicht über der äußern Schale übersehen wird. Der letzte Act mit seinen visionären Prophezeiungen macht den Eindruck einer Gedankensymphonie, konnte aber deshalb von der Bühne herab nur eine matte Wirkung ausüben.

— Am wiener Stadttheater hat die altindische „Sakuntala" **Kalidasa**'s in der Bearbeitung von **Wolzogen** Interesse erweckt. Durch solche Aneignung verwandelt sich unsere Bühne immer mehr in einen Garten der Weltliteratur. Man würde dagegen nichts einwenden können, wenn nur die nationale deutsche Production ein genugsam energisches Gegengewicht gäbe.

— In dem wiener Liszt-Concert, in welchem der gefeierte Meister große Triumphe davontrug, ist ein festlicher Einzugsmarsch nebst Chor aus einer neuen Oper von **Goldmark**: „Die Königin von Saba", mit vielem Erfolg executirt worden. Man rühmt die äußerst glänzende Instrumentation.

— Im londoner Globetheater ging ein nach dem Roman von **Dickens**: „Dombey and Son", bearbeitetes Stück unter dem Titel „Heart's delight" mit großem Erfolg in Scene. Der Bearbeiter des Dickens'schen Romans ist **Andrew Halliday**.

— In Weimar ist eine neue Oper: „Der Schwedensee" von **Robert Emmrich**, der bisher nur als Liedercomponist bekannt war, mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Dichter des Textes ist Ernst Pasqué in Darmstadt, der sich an eine locale Sage, den bei Darmstadt gelegenen Kirchbergteich betreffend, anschloß.

— Am ungarischen Nationaltheater in Pesth ist ein preisgekröntes Lustspiel: „Der Kuß", von **Ludwig Doczy**, mit einem Erfolg zur Aufführung gekommen, wie er dort bei ungarischen Novitäten zu den Seltenheiten gehört. Graf Joseph Teleki hat einen Preisfonds gestifter, aus welchem jährlich ein Preis von 100 Dukaten für das beste ungarische Stück gezahlt wird. Die Entscheidung trifft die Akademie. Diesen Preis zu erhalten, war bisher ein Monopol Szigligeti's, der als der einzige erfolgreiche Lustspiel- und Schauspieldichter mit mehr als hundert Stücken die ungarische Bühne beherrschte. Da begab es sich vor zwei Jahren, daß statt Szigligeti ein junger, unbekannter Dichter mit seinem Lustspiel „Der Kuß" den Preis erhielt. Er selbst glaubte so wenig an diesen Erfolg, daß er sogar den Pseudonym Doczy wählte, obgleich es gegen die Statuten der Preisausschreibung verstößt, Stücke unter fremdem Namen einzureichen. Ein Freund des jungen Autors, eines Concipisten im Ministerium des Innern Namens Dux, der von diesem Verstoß wußte, kam hinter seinem Rücken bei dem Ministerium um die Bewilligung ein, daß der Name Dux in Doczy verändert werde. So erhielt der junge Autor nicht nur einen Preis, ohne ihn zu hoffen, sondern auch einen andern Namen, ohne davon zu wissen. Die Akademie hat die Erfindung der Fabel, die interessante, wenngleich nicht allzu wahrscheinliche Entwickelung, die schönen Verse und den dichterischen Schwung der Diction an dem Stücke gerühmt, doch einen möglichen Bühnenerfolg in Abrede gestellt. Der glänzende, durchgreifende Erfolg strafte diese Vorhersagung Lügen. Das Stück hat einen romantischen Hintergrund, wie Shakspeare'sche Lustspiele, und die Tendenz, den übertriebenen Platonismus ad absurdum zu führen. Ein König und eine Königin von Navarra sind wahre Tugendspiegel und geben ein Gesetz, nach welchem Galanterie, ungeweihte Liebe und selbst der uneheliche Kuß zum Staatsverbrechen gestempelt wird. Das ist noch strenger als das Staatsgesetz in „Maß für Maß". Des Königs Milchbruder Adolar, der mit all dieser Contrebande der Galanterie Bescheid weiß, mußte, um sein Leben zu retten, aus Navarra flüchten, kehrt aber zurück, verkleidet als Gesandter des Königs von Castilien, und wettet nun, daß er den König und die Königin selbst zur Uebertretung des Gesetzes verleiten werde. Die Pointe ist nun, daß die beiden Majestäten sich zuletzt küssen, ohne daß dieser Kuß in ihrer guten Meinung ein ehelicher war. Die Handlung ist überreich an Unwahrscheinlichkeiten, kein Mensch erkennt in dem Stück seine besten Bekannten wieder, doch ein Lustspieldichter darf sich viel erlauben, wenn er nur den Rausch der Lustigkeit hervorgerufen hat; da mag denn alles kunterbunt durcheinandergehen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Hoffmann von Fallersleben, der alte Liedersänger, einst eine volksthümliche Persönlichkeit in deutschen Landen, ist am

19. Januar in Korvei, wo ihn der Herzog von Ratibor als Bibliothekar angestellt hatte, gestorben. Plötzlich vom Schlage gerührt, starb er einige Tage darauf eines sanften Todes. Am 2. April 1798 zu Fallersleben, einem hannoverschen Städtchen, geboren, widmete er sich germanistischen Studien und wurde 1823 als Custos und zur Probe auf der breslauer Universitätsbibliothek angestellt; im Jahre 1824 erhielt er diese Stellung definitiv mit einem Gehalt von 400 Thalern. Damals sprach sich die philosophische Facultät entschieden gegen seine Anstellung als Professor aus, indem sie ihm „eindringenden philosophischen Geist, ernste Studienassiduität und Vorlesungsgabe" absprach. Er berichtet das selbst in seiner etwas weitschweifigen Autobiographie: „Mein Leben, Aufzeichnungen und Erinnerungen" (5 Bde., 1868). Dennoch machte ihn der Minister Altenstein 1830 zum außerordentlichen Professor, und 1835 wurde er zum ordentlichen ernannt, obgleich sich seine Collegen in die unglaubliche Thatsache gar nicht finden konnten. Jedenfalls war seine akademische Wirksamkeit nur von kurzer Dauer. Wegen seiner „Unpolitischen Lieder" (2 Bde., 1840—41) wurde er 1842 seines Amtes entsetzt, und wanderte nun von Stadt zu Stadt mit dem Knotenstock des Volkssängers, überall in einer Zeit der Demonstrationen gefeiert mit Hochs, Ständchen und Fackelzügen. Ein mecklenburgischer Gutsbesitzer ertheilte ihm damals in komischer Weise auf seinem Gute das Heimatsrecht. Seit 1848 in Preußen rehabilitirt, erhielt er das gesetzliche Wartegeld als Pension, und ging dann 1854 nach Weimar, wo er mit Oskar Schade das „Jahrbuch für deutsche Sprache, Kunst und Literatur" herausgab. Im Jahre 1860 bot ihm der Herzog von Ratibor ein Asyl in der alten Karolinger-Abtei Korvei. Hoffmann war ein unermüdlicher Forscher und Sammler auf dem Gebiet altdeutscher Literatur und spürte die verborgensten Schlupfwinkel in den Klosterbibliotheken, namentlich Oesterreichs und der Schweiz auf. Seine „Fundgruben für Geschichte deutscher Sprache und Literatur" (1830—37), seine „Horae belgicae" (10 Bde., 1830—54), seine „Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luther" u. a. beweisen das zur Genüge. Der Dichter Hoffmann war bald Minne-, bald Meistersänger, bald Troubadour mit politischen Streitliedern. Seine „Gedichte" (4. Aufl., 1853), seine „Liebeslieder", „Soldatenlieder", „Kinderlieder" u. a., diese unzähligen Producte einer atomistischen Lyrik, haben oft poetischen Hauch und fordern die Composition heraus, bisweilen sind sie trivial und gereimte Prosa. In seinen „Unpolitischen Liedern", welche Epoche machten, während seine andere Lyrik es nicht über einen succès d'estime hinausbrachte, war er der echte deutsche Chansonnier und Pamphletist in Versen; seine Ausfälle auf Censur und Polizei, Adel, Titel, Orden, seine antirussischen Kriegsgesänge hatten bald epigrammatischen Tic, bald eine gewisse Verve, die besonders dann heraustrat, wenn der Dichter diese Lieder selbst vortrug. Sie waren ein nicht unbedeutender Gärungsstoff in vormärzlicher Zeit, jetzt sind sie veraltet und kaum mehr genießbar. Doch unter seinen andern Gedichten finden sich viele, deren Anmuth noch jetzt von freundlicher Wirkung ist. Das Begräbniß des Dichters war ein glänzendes und zeugte von seiner Beliebtheit in nahen und fernen Kreisen.

Bibliographie.

Bibliothek für Haus und Reise. 21ster Bd.: Zur linken Hand. Von J. D. H. Temme. Berlin, Goldschmidt. 1873. 8. 10 Ngr.

Bismarck's geflügelte Worte in Bild und Schrift. Berlin, Moeser. 1873. Gr. 4. 4 Thlr.

Daifl, G., Auf dem Wege. Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Kuhl. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.

Dümas, A., Marie Antoinette von Oesterreich, Königin von Frankreich. 1ste und 2te Lief. Stuttgart, Franckh. 1873. Gr. 16. à 5 Ngr.

Erinnerungen an Melly Dumas für deren Freunde und Schülerinnen. Leipzig, Hinrichs. 8. 15 Ngr.

Feller, W., Das christliche Bekenntniß. Ein ernster Versuch zur Verständigung. Neuwied, Heuser. 1873. Gr. 8. 2 Ngr.

François, Louise v., Geschichte der preußischen Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815. Ein Lesebuch für Schule und Haus. Berlin, Janke. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Freytag, G., Die Ahnen. Roman. 2te Abth.: Das Nest der Zaunkönige. Leipzig, Hirzel. 1873. 8. 2 Thlr.

Goldschmidt, M., Kleine Erzählungen. Aus dem Dänischen von W. Reinhardt. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 2 Thlr.

Göring, C., System der kritischen Philosophie. 1ster Thl. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottschall, R., Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus deren Werken. Ein Führer durch das Leben und die sittliche Welt. 5te Aufl. Leipzig, Amelang. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grimm, E., Descartes' Lehre von den angeborenen Ideen. Jena, Mauke. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, A., Die Mecklenburgische Kirche unter Bischof Brunward (1192—1238). Rostock, Kuhn. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Grünfeld, P. P., Paris unter der Commune. Nach eigener Wahrnehmung erzählt. Nebst einem Anhang: Eine pariser Geschichte. Berlin, Moeser. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Dr. Herenäus Haid, Jubelpriester und erzbischöflicher geistlicher Rath. Sein Leben und Wirken. München, Lentner. 1873. 8. 6 Ngr.

Handelmann, H., und A. Pansch, Moorleichenfunde in Schleswig Holstein. Kiel, Schwers. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Harry, H., Von Fall zu Fall. Tendenz-Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1873. 8. 6 Thlr.

Hasenclever, R., Ueber die Grundsätze einer rationellen musikalischen Erziehung. Bonn, Weber. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heinzel, R., Geschichte der niederfränkischen Geschäftssprache. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hennig, G. A., Die ästhetische Bildung in der Volksschule. Ein Beitrag zur Schul-Erziehung. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 10 Ngr.

Heppe, J., Die Zukunft. Ein prophetisches Sendschreiben an die Fürsten. Schaffhausen, Hurter. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

Hochmeister, A. v., Leben und Wirken des königl. Rath, Senator und Proconsul Martin Edlen v. Hochmeister 1767—1837. Hermannstadt, Schmiedicke. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Hoefer, E., Kleines Leben. Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1873. 8. 4 Thlr.

Hüfner, G., Ueber die Entwicklung des Begriffs Lebenskraft und seine Stellung zur heutigen Chemie. Akademische Antrittsrede. Mit erläuternden Anmerkungen. Tübingen, Fues. 1873. Gr. 8. 9 Ngr.

Hülsenbeck, F., Das römische Kastell Aliso an der Lippe nachgewiesen und aufgefunden. Paderborn, Schöningh. 1873. 8. 24 Ngr.

Humm, H., Religion, Moral, Naturwissenschaft. Ein Mahnruf für das Wissen, gegen das Glauben. Leipzig, Mentzel. 8. 12 Ngr.

Ibsen, H., Brand. Ein dramatisches Gedicht. Deutsch von Julie Ruhkopf. Bremen, Kühtmann u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kauffer, E., Gottesminne. Gedichte. Leipzig, Klinkhardt. 1873. 8. 24 Ngr.

Klapp, A., Das Ethische im Nibelungenliede. Parchim, Wehdemann. 1873. 8. 10 Ngr.

Klein, H. J., Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe und ihre Bedeutung für die Astronomie mit besonderer Berücksichtigung des Durchganges von 1874. Leipzig, Mayer. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Kluge, H., Geschichte der deutschen National-Literatur. Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zum Selbststudium. 5te verbesserte Aufl. Altenburg, Bonde. Gr. 8. 16 Ngr.

Koberstein, A., Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5te umgearbeitete Aufl. von K. Bartsch. 5ter Bd.: Vom zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bis zu Goethe's Tod. 3ter Thl. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1873. Gr. 8. 4 Thlr. 25 Ngr.

Kreyenberg, G., Die höhere Töchterschule. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 8. 8 Ngr.

Krigar, E., Kleine Mittheilungen aus der Jugendzeit des Fürsten Bismarck in der Plamann'schen Pensions-Anstalt. Berlin, Nauck. 1873. 16. 10 Ngr.

Kuntze, J. E., Die sociale Frage und die innere Mission. Zwei Betrachtungen. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 1873. 8. 15 Ngr.

Deutsche Lehr- und Wanderjahre. Selbstschilderungen berühmter Männer und Frauen. I. und II. Berlin, Vahlen. 1873. 8. à 1 Thlr. 10 Ngr.

Lemmerich, E., Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde St. Petri in St. Petersburg. Mit Benutzung der gedruckten Nachrichten und der Akten des Kirchen- und Schularchives. 2 Bde. St. Petersburg, Deubner. 1862. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Neudecker, G., Untersuchungen über die Erkenntniß-Principien. Würzburg, Stuber. 1873. 8. 10 Ngr.

Palacký, F., Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkrieges in den Jahren 1419—1436. 2ter Bd. Von den Jahren 1429—1436. Prag, Tempsky. 1873. Lex.-8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Plath, J. H., Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren. III. Die Schüler des Confucius. Nach chinesischen Quellen. München, Franz. 1873. Gr. 4. 1 Thlr. 5 Ngr.

Prutz, H., Kaiser Friedrich I. 3ter (Schluß)-Bd. 1177—1190. Danzig, Kafemann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rajacsich, Baron, Das Leben, die Sitten und Gebräuche der im Kaiserthum Oesterreich lebenden Südslaven. Aus dem Serbischen in's Deutsche übersetzt vom Verfasser. Wien, Beck. 1873. Lex.-8. 2 Thlr.

Reade, C., Der Kampf um's Dasein. Roman. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Autorisirte Ausgabe. 5 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Schäfer, K., Junge Knospen aus Heimath und Fremde. Gedichte. Darmstadt, Rettig. 8. 15 Ngr.

Schartenmayer, P. U., Der deutsche Krieg 1870—1871, ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Verfassers herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Nördlingen, Beck. 1873. 8. 14 Ngr.

Stöhr, E., Die Provinz Banjuwangi in Ost-Java mit der Vulkangruppe Idjen-Raun. Reiseskizzen. Frankfurt a/M., Winter. 1873. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gesammelte Novellen

von

Talvj.

Nebst einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte und einer biographischen Einleitung.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dem Wunsche der verstorbenen Verfasserin gemäß werden diese Novellen, welche in den verschiedensten Perioden ihrer langen und ehrenvollen literarischen Laufbahn entstanden sind, hier gesammelt dem Publikum vorgelegt. Sie empfehlen sich durch geistvolle Darstellung und psychologisch interessante Charakterzeichnung zur Lektüre für gebildete Kreise.

Von Talvj erschien in demselben Verlage:

Heloise. Eine Erzählung. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Auswanderer. Eine Erzählung. 2 Theile. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Funfzehn Jahre. Ein Zeitgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Theile. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten

aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und **W. Häring (Wilibald Alexis).**

Fortgeführt von **A. Vollert.**

Neue Serie. Achter Band. 8. Geh. 2 Thlr.

Die in diesem Bande des bekannten Sammelwerks erzählten Criminalfälle gehören meist der neuesten Zeit an und bieten sämmtlich hervorragendes Interesse.

Der „Neue Pitaval" ist in Bänden zu 2 Thlr., oder in Heften zu 15 Ngr. (deren 4 einen Band bilden) zu beziehen.

Von der Ersten, Zweiten und Dritten Folge des Werks, jede aus 12 Bänden bestehend, ist eine zweite wohlfeile Auflage zum Preise von nur 1 Thlr. für den Band erschienen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Welt als Wille und Vorstellung.

Von Arthur Schopenhauer.

Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr. Geb. 7 Thlr.

Diese vierte Auflage des Hauptwerks Arthur Schopenhauer's ist von Julius Frauenstädt herausgegeben und mit den Zusätzen vermehrt, welche der Verfasser handschriftlich hinterlassen hat.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Klöppel-Lady

oder

Der Lebensgang eines armen Mädchens.

Roman aus dem ersten Fünftel unsers Jahrhunderts.

Von Franz Carion.

Drei Theile. 8. Geh. 5 Thlr.

Franz Carion gehört schon seit einer Reihe von Jahren zu den beliebten Romanschriftstellern der deutschen Lesewelt. Auch der vorliegende neue Roman wird sich freundlicher Aufnahme im Publikum zu erfreuen haben.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Maria Theresia und ihre Zeit. Historischer Roman. 3 Theile. Geh. 5 Thlr.

Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit. Historischer Roman. 3 Theile. Geh. 5 Thlr.

Der letzte deutsche Kaiser und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Theile. Geh. 6⅔ Thlr.

Der letzte Habsburger und seine Tochter. Historischer Roman. 2 Theile. Geh. 3⅓ Thlr.

Verlag von **Friedrich Vieweg und Sohn** in **Braunschweig.**

(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Der Darwinismus

und die

Naturforschung Newton's und Cuvier's.

Beiträge zur Methodik der Naturforschung und zur Speciesfrage von

Dr. Albert Wigand,

Professor der Botanik an der Universität Marburg.

Gr. 8. Geh. **Erster Band.** Preis 4 Thlr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin. Enthaltend bisher ungedruckte Briefe der Fürstin, ihrer Kinder, Fürstenberg's, Stolberg's, Overberg's, der Grafen Romanzoff u. A. 238 Seiten 8. Preis 1⅓ Thlr.

Schlüter, C. B. (Dr. Professor der Philosophie), Aristoteles' Metaphysik, eine Tochter der Sankhya-Lehre d. Kapila. Eine indisch-griechische Studie. Gr. 8. Preis ½ Thlr.

Uphues, Carl, Reform des menschlichen Erkennens. 128 Seiten gr. 8. Preis ⅔ Thlr.

Münster, Januar 1874.

Ad. Russell's Verlag.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 7. — 12. Februar 1874.

Inhalt: Himmelskunde. Von Heinrich Birnbaum. — Neueste Novellistik. — Zur Literatur der Volksüberlieferungen. Von Heinrich Pröhle. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Ausländische Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Himmelskunde.

1. Der Himmel. Gemeinfaßliche Darstellung des Wichtigsten aus der Sternkunde von J. H. von Mädler. Mit vielen Illustrationen. Hamburg, B. S. Berendsohn. 1871. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verfasser dieser Schrift versteht es vortrefflich, den reichen Schatz seines gediegenen Wissens für das denkende große Publikum zu einer interessanten Lektüre zu verarbeiten. Auch die vorliegende Arbeit liefert eine neue Bestätigung hierfür, und es wird ihr an einer günstigen Aufnahme sicher nicht fehlen. Wir haben es hier mit einer Sammlung wissenschaftlicher Aufsätze aus dem Gesammtgebiete der Astronomie zu thun, wie sie als Gelegenheitsreden, Aufsätze in populären Zeitschriften u. s. w. zum Theil schon veröffentlicht worden sind, zum Theil aber auch eine ganz neue Bearbeitung erfahren haben. Alles, was hier gegeben wird, gehört dem Hauptfache des berühmten Verfassers an, sowie seinem edeln Streben, die großen Errungenschaften auf dem Felde der Himmelskunde zum klaren Verständniß aller Gebildeten zu bringen. Es ist nicht eigentlich eine in sich abgeschlossene populäre Astronomie; diese hat der fleißige Verfasser schon früher gegeben und mit so gutem Erfolge, daß davon bereits sechs Auflagen erschienen sind, und dennoch hält es schwer, dem neuen Werke einen andern Namen beizulegen. Der Verfasser selbst meint, es solle eine Art Propädeutik für spätere tiefere astronomische Studien sein, und er hat darin auch meistens recht. Indeß gibt er in vielen Punkten die tiefern Studien schon hier, da er es selten unterlassen kann, den einmal betretenen Weg nicht bis zur Urquelle zu verfolgen. Darüber wird sich der Leser aber nicht beklagen, sondern ihm vielmehr dankbar sein.

Das Werk beginnt mit der Beantwortung der Frage, was Himmelskunde sei, und geht dann über zu einer allgemeinen Erklärung aller Bewegungen im Weltraume. Daran schließt sich eine Topographie unsers Sonnensystems, eine ausführliche Besprechung der Anziehungskraft, der Parallaxe der Fixsterne, der Milchstraße, der veränderlichen und neuen Sterne mit ihren Farbenerscheinungen. Den Sternbildern des nördlichen und südlichen Himmels so wie des Thierkreises wird eine eingehende besondere Thätigkeit gewidmet. Der himmlischen Spectralanalyse schenkt das Werk ausführliche Beachtung, indem es auf die hohe Bedeutung derselben für die physische Erforschung der Weltkörper hinweist. Dem Monde der Erde wird mit besonderer Vorliebe ein Cyklus von Vorträgen zugewandt, man merkt überall, daß hier der Verfasser sein wissenschaftliches Lieblingsthema bespricht. Ueber die verschiedenen Methoden, die Größe der Erde auszumessen, die Entfernungen zu bestimmen, das Wichtigste über Zeitrechnung und Zeitbestimmung zu geben, kommen neue Abhandlungen vor, welche selbst längst Bekanntes mit frischem Interesse zu behandeln verstehen. Zum Schluß ist ein ziemlich erschöpfendes Verzeichniß der Sternwarten mit ihren persönlichen Beziehungen aufgeführt, und dabei der Instrumente gedacht, welche im Dienste der Astronomen gestanden haben und noch stehen; auch läßt es das Werk hier nicht an einer geschichtlichen Uebersicht der Himmelskunde fehlen.

Um eine Mittheilung aus Mädler's „Himmel" zu geben, wählen wir einen Abschnitt aus der Abhandlung über das Erdenlicht im Monde. Es ist dies das sogenannte aschgraue Licht, mit welchem einige Tage vor oder nach dem Neumonde die dunkle Scheibe überzogen zu sein scheint:

> Der erste, der uns eine richtige Erklärung dieses Phänomens gab, ist Michael Möstlin, der Lehrer des Kepler und Galilei. Es ist der Schein der Erde, die für den Mond voll erleuchtet ist, wenn wir Neumond haben, also kurz vor und nach demselben mit fast voller Scheibe leuchtet und, da ihre Oberfläche 14 mal größer ist als die des Mondes, auch 14 mal heller dort scheint als der Mond in unsern Nächten. Alles vereinigt sich, diese Erklärung als die einzig richtige

erscheinen zu lassen, und sie ist von allen Astronomen ohne Ausnahme als solche angenommen worden. Unsere Sonne ist eine so reiche Lichtquelle, daß wir noch den Widerschein eines Widerscheins deutlich wahrzunehmen im Stande sind. In einer Beobachtung am 2. October 1834 morgens nur 18 Stunden vor dem Neumonde, als der Mond 11 Grad von der Sonne und fast senkrecht über derselben stand (in Berlin), sah ich die äußerst schmale Sichel, in der doch noch einige Randgebirge erkannt wurden, und von der Spitze aus konnte man den unerleuchteten Mond, zwar nicht rings herum, aber doch eine gute Strecke verfolgen. Die Sichel verschwand im Fernrohre 11 Minuten vor Aufgang der Sonne, als der Mond 8° 30′ über dem Horizont stand.

Man sieht, der Verfasser widerlegt die irrthümliche Ansicht, als wenn das Phänomen immer nur bei der Sichel des zunehmenden Mondes zu sehen wäre. Er hat sogar gefunden, daß dieses Aschenlicht im Herbste morgens kräftiger wahrnehmbar ist als im Frühjahr abends, wenigstens für Europa, und meint, daß im ersten Falle der Mond den großen Continenten gegenüberstände, im andern dem Atlantischen Meere; an Asiens Ostküste, in Peking, Kanton u. s. w. habe man gerade die entgegengesetzte Beobachtung gemacht. Hieraus wird also der Erfahrungssatz aufs glänzendste bestätigt, daß Landflächen, aus großer Ferne gesehen, das Sonnenlicht stärker reflectiren als Oceane, worauf der große Schröter zuerst hingewiesen hat. Mit unbewaffneten Augen ist es unmöglich, die Structur der Mondoberfläche in diesem schwachen Erdenlichte zu erkennen, dagegen ist dies mit einem guten Fernrohre wirklich zu erreichen. Mädler hat mit einem Refractor von $4^1/_2$ Fuß Brennweite den Aristarch gewöhnlich, den Kepler und Kopernicus nur zuweilen unterscheiden können. Die bekannte W. Herschel'sche Beobachtung von Mondvulkanen stellt der Verfasser ganz in Zweifel:

Betrachtet man die erwähnten Flecken in voller Beleuchtung, so wird man sie stets stärker als die Umgebung glänzen sehen, und namentlich bei Aristarch, dem hellsten Fleck der ganzen Mondscheibe, selbst in kleinern Fernröhren nie Schwierigkeit finden, ihn zu unterscheiden. Der Grund des starken Leuchtens findet sich darin, daß das Innere dieses Ringgebirgs eine nahezu parabolische Krümmung hat, das Ganze also im Sonnenlichte wie ein Hohlspiegel wirkt und ebenso in dem schwächern Erdenlichte. Wäre hier wirklich an Flammen zu denken, so müßten diese ja in der Nacht des Mondes viel glänzender als an seinem Tage sich zeigen, während doch ganz bestimmt das Gegentheil stattfindet.

Es wird dann auch darauf hingewiesen, wie Bode, Olbers, W. Struve dieselben Bedenken schon damals geäußert hätten, als W. Herschel zuerst mit seiner Vermuthung aufgetreten wäre. Alle vereinigen sich darin, daß diese ungleich starken Lichterscheinungen auf dem Monde ihren Grund in den verschiedenen Beleuchtungs- und Liberationsverhältnissen haben, und daß ein wirklicher brennender Vulkan nicht blos im Erdenlichte, sondern überhaupt in der Nachtseite des Mondes gesehen werden müßte: „da eine Flamme stets um so heller und deutlicher gesehen wird, je dunkler die Umgebung ist. Ein brennendes Moskau oder Hamburg würde man vom Monde aus in der Erdnacht gewiß deutlich sehen können, jedenfalls besser als am hellen Tage."

Der Verfasser kommt dann auf die Beantwortung der Frage, ob der Mond eine Atmosphäre habe oder nicht, und entscheidet sich für letztere Ansicht. Allerdings ist der blaue Saum, den man bei Mond- und Sonnenfinsternissen für ein Anzeichen einer Mondatmosphäre angesehen hat, nichts anderes als eine Wirkung der unvollkommenen Blendung im Fernrohre, aber wenn wir auch mit Hülfe der unmittelbaren Beobachtung keine Wahrnehmung von dem Vorhandensein einer Mondatmosphäre machen können, so wäre der Schluß, daß es überhaupt keine Atmosphäre des Mondes geben kann, zu unlogisch vorschnell und käme in Widerspruch mit der allgemein als richtig anerkannten Attractionswirkung auf die im Weltraume überall vorhandene Weltluft, wie Newton, Laplace u. a. unzweifelhaften Grund zur Annahme haben.

Wir verdanken Bessel eine Untersuchung, wie dicht eine Mondluft, die sich bei Sternbedeckungen unserer Wahrnehmung entzieht, noch möglicherweise sein könnte, und er findet $\frac{1}{968}$ der Erdluft, was jede Vergleichung ausschließt. Wenn wir den Mangel der Luft und des Wassers als Grund anführen wollten, den Mondbewohnern die Existenz abzusprechen, so geben wir dem Fische das Recht, uns Landbewohnern sie ebenfalls streitig zu machen. Selbstverständlich aber wird zwischen den Mondesbewohnern und uns ebenso wenig oder noch weniger Aehnlichkeit stattfinden können als zwischen uns und den Fischen.

Dies Kapitel des Bewohntseins der andern Himmelskörper wird übrigens durch die spectral-analytischen Forschungen jetzt zu einem ohnmächtig kleinen zusammengeschrumpft, sodaß die neuern Astronomen kaum noch davon reden können.

2. Geschichte der Himmelskunde nach ihrem gesammten Umfange von J. H. von Mädler. Achte bis dreizehnte Lieferung. Braunschweig, Westermann. 1873. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Wir haben dies ausgezeichnete Werk in seinem ersten Bande schon kennen gelernt und freuen uns sehr, auch noch Gelegenheit zu haben, den zweiten Band unsern Lesern in einer kurzen Besprechung vorführen zu können. Unser Urtheil bleibt auch hier noch ebenso günstig wie dort. Der Verfasser schenkt diesem Werke seine höchste Liebe und hat es mit solcher Gediegenheit und Allseitigkeit ausgestattet, daß man fühlt, wie sehr er wünscht, der Nachwelt noch eine Arbeit zu hinterlassen, die ihn auf immer in gutem Andenken erhalten kann, und für welche er sein ganzes Leben hindurch mit besonderer Vorliebe gesammelt hat.

Die vorliegenden sechs Lieferungen enthalten im allgemeinen die Himmelskunde des 19. Jahrhunderts, wobei die persönlich-biographische Darstellung nicht mehr wie im ersten Bande allein den charakteristischen Grundzug abgibt, sondern nach und nach mit der Specialgeschichte einzelner Bestandtheile der Himmelskunde und ihrer Hülfswissenschaften und Künste vertauscht wird. Aber dennoch fehlt nirgends die interessante eingehende Beziehung zu den hervorragendsten Personen, es war nur nicht mehr möglich, den gesammten Inhalt und Fortschritt der Astronomie an einzelne Männer der Wissenschaft zu knüpfen. Die Aufmerksamkeit wird schließlich auch der astronomischen Photographie, der Spectralanalyse, den veränderlichen Sternen, den neuesten Forschungen über den Mondlauf, über die Aberration des Lichts, über die Meteoriten in besondern Abschnitten zugewandt. Und schließlich wird auch eine ausführliche Geschichte der

Optik begonnen, aber überall nur so erfaßt, wie sie im Dienste der Himmelskunde steht.

Gehen wir etwas specieller an die Besprechung der vorliegenden Lieferungen, so wird unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die durch A. von Humboldt's Betrieb ganz neu geschaffene Sternwarte in Berlin gelenkt. Der Bau wurde von Schinkel den neuesten Bedürfnissen entsprechend durchgeführt. Dem Director Encke wurde Galle beigeordnet; auch trat der Verfasser als Observator mit hinzu, der aber noch auf einer andern Sternwarte daselbst seine Hauptbeschäftigung gefunden hatte. Das war im Jahre 1836:

Wilhelm Beer, ein wohlhabender Freund der Naturwissenschaften, dessen Bekanntschaft ich schon 1824 gemacht, hatte aus dem Nachlasse des Geheimen Raths Pastorff zu Buchholz ein schönes achromatisches Fernrohr von 4½ Fuß Brennweite und 43 pariser Linien Oeffnung erworben und auf seiner Villa im Thiergarten bei Berlin einen Aufbau mit Drehthurm errichtet, um dieses Instrument sowie einen Kometensucher und eine Tieck'sche Pendeluhr zweckmäßig aufzustellen. Im Jahre 1828 begannen hier die Arbeiten, an denen der in seinem Comptoir vielbeschäftigte Besitzer möglichst theilnahm, die jedoch hauptsächlich von mir besorgt wurden.

Die Beobachtungen der Marsopposition machten 1828 den Anfang und wurden 1830, 1832, 1835 und 1837 fortgesetzt. Die von Lohrmann in Dresden 1824 begonnenen Mondskarten wurden in vier Blättern als guter Anfang veröffentlicht, die übrigen 21 sollten in etwa vier Jahren nachfolgen. Diese Erwartung ging aber nicht in Erfüllung, und der Verfasser entschloß sich, die Lohrmann'sche Arbeit zur Revision und raschen Vollendung zu bringen: „Die Arbeit, welche 1829 vorbereitend, vollständig 1830 im Frühling begann, war im August 1836 beendet, und im September 1836 konnte ich der jenaer Naturforscherversammlung das erste aus der lithographischen Presse hervorgegangene Exemplar vorzeigen."

Das Werk erschien unter dem Titel „Der Mond, oder allgemeine vergleichende Selenographie" 1837 und wurde besonders von Bessel sehr eingehend und günstig beurtheilt. Hierdurch und durch Beobachtungen der Doppelsterne des Halley'schen Kometen u. s. w. hatte sich der Verfasser einen beachteten Namen erworben, sodaß er 1840 einen Ruf nach Dorpat als Nachfolger Struve's erhielt, der 1839 nach Pulkowa übergesiedelt war. „Da W. Beer im Jahre 1849 starb, gingen die Instrumente in andere Hände über. Die Warte selbst benutzte der Miether des Hauses, Stenzler, zu eigenen Beobachtungen, aber mit andern Instrumenten."

Von der astronomischen Photographie wird nicht blos der historische Entwickelungsgang gegeben, sondern auch speciell besprochen, was man in unsern Tagen Hervorragendes erreicht hat. Ganz ähnlich wird dann auch die astronomische Spectralanalyse behandelt und darauf hingewiesen, was hier noch alles zu erforschen vorliegt. Besonders interessiren den Verfasser die Bestrebungen Janssen's in Bezug auf die Absorption durch den Wasserdampf unserer Erdatmosphäre, wobei ein in der Nähe von Nyon bei Genf angezündeter Scheiterhaufen bis auf drei Meilen Entfernung beobachtet wurde:

In der Nähe zeigte das Spectrum keine Spur von Streifen; das Bild erschien in reinen ununterbrochenen Uebergängen; in Genf jedoch zeigten sich deutlich dieselben Streifen, welche man beim Sonnen- und Siriusuntergange wahrgenommen hatte. Zu den Versuchen, welche den Einfluß der verschiedenen Bestandtheile der Atmosphäre ermitteln sollte, war die Anwendung großer Gasmassen, sowie Instrumente von sehr bedeutender Dimension erforderlich. Er gelangte zum Ziele durch Anwendung des großen Gasbehälters von La Villette, welchen die Gascompagnie zu seiner Verfügung gestellt hatte.

Damit konnte er an die Beantwortung der Frage gehen, ob in der Gasumhüllung der einzelnen Weltkörper Wasserdampf enthalten sei. Die bisherigen Arbeiten bestätigen die Abwesenheit des Wasserdampfes in der Sonnenphotosphäre, dagegen zeigen sich deutliche Spuren desselben in den Spectren des Mars und Saturn:

Die Aehnlichkeit in der physischen Beschaffenheit des Mars und der Erde, für die schon die bisherigen Beobachtungen sprechen, ist also nun wol entschieden, und die Bewohnbarkeit des Mars und ebenso des Saturn von ähnlichen Geschöpfen, wie unser eigener Planet zeigt, ist demnach höchst wahrscheinlich. Wir hoffen, daß auch bei den übrigen, namentlich den größern Planeten, wie Venus und Jupiter, diese Entscheidung erhalten werde, und daß wir von der Fortsetzung dieser Arbeiten, namentlich in den herrlichen Klimaten von Marseille und Palermo (Janssen hat auf den Gipfeln des Faulhorn und des Aetna, sowie in den genannten Städten beobachtet) wichtige Aufschlüsse über die physischen Bestandtheile der kosmischen Globen hoffen dürfen.

Ueber das Zodiakallicht und die darauf bezügliche Smyth'sche Teneriffa-Expedition liefert das Werk ebenfalls eine eingehende interessante Abhandlung. Die Behauptung von Jones, daß er zwei solcher Lichter, eins im Osten und ein anderes im Westen, gesehen habe, scheint sich nirgends bestätigt zu haben, und am entschiedensten erklärt sich Smyth dagegen. Darin ist man aber jetzt vollkommen einig, daß dieser Lichtschimmer nicht der Erde angehört, womit indeß nicht in Abrede zu stellen ist, daß sich auch ein ähnliches Licht besonders in den tropischen Gegenden zeigen kann, welches nur unserer Atmosphäre angehört:

In dieser Frage, wie nicht minder in vielen andern ähnlicher Natur, ist eine Expedition von großer Wichtigkeit geworden, welche der Director der Sternwarte Edinburgh, Piazzi Smyth, 1856 unternommen hat, und wir zweifeln nicht, daß ein gedrängter Bericht über diese wichtige Reise unsern Lesern willkommen sein wird. Es handelt sich um Entscheidung der Frage, ob ein wärmeres und namentlich gleichförmigeres Klima sowie ein möglichst hoher Standort wirklich die großen Vortheile für die Beobachtung schwieriger Phänomene darbieten, die man vermuthete. Die großen Sandflächen Afrikas mit ihrer so stark hervortretenden Luftspiegelung konnten keine Entscheidung liefern, und die entlegenen Theile unsers Planeten müßte man aus andern Gründen vermeiden. So richtete Piazzi Smyth sein Augenmerk auf die Insel Teneriffa und insbesondere auf den hohen Pic. In kurzer Zeit kann er von England aus erreicht werden, und die Insel, wenngleich zu Afrika gerechnet, erfreut sich europäischer Cultur und einer geregelten Verwaltung.

3. Die physische Beschaffenheit des Sonnensystems. Von R. O. Meibauer. Nebst einer Tafel in Farbendruck. Zweite nach den neuesten Forschungen umgearbeitete Auflage. Berlin, Lüderitz. 1872. Gr. 8. 28 Ngr.

Daß von diesem geistreichen Werke bald eine neue Auflage erscheinen mußte, konnte mit großer Wahrscheinlichkeit erwartet werden, da es das Neueste vorführte, was in der physischen Himmelskunde zu Tage gefördert war, und zwar in einem ansprechenden populären Gewande. Die Schrift erscheint indeß in dieser zweiten Auf

lage so umgewandelt und so reich vermehrt, daß man in der That ein ganz anderes Werk vor sich zu haben glaubt. Den neuesten Fortschritten auf dem Gebiete der astronomischen Spectralanalyse ist überall auf das gewissenhafteste Rechnung getragen; die Hypothesen von Janssen, Zöllner, Andrew, Faye, Leverrier, Huggins, Secchi u. a. sind klar vorgelegt und kritisch besprochen, ja selbst die bedeutungsvolle Frage über den wahrscheinlichsten Ursprung alles organischen Lebens auf Erden und im ganzen Weltenraume ist nicht unbeantwortet gelassen. Fehlt es nun bei diesen Punkten auch nicht an manchen sehr gewagten Hypothesen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Verfasser nirgends ohne tiefere wissenschaftliche Grundlage seine Ansicht zur Geltung zu bringen versteht, daß er anzuregen weiß, wie kaum ein anderer es je gethan hat. Darum fühlen wir uns gedrungen, das Werk mit ganz besonderm Nachdruck zum Nachdenken und Beherzigen zu empfehlen. Die Art der Darstellung ist dabei leicht verständlich, übersichtlich, kurz und rasch zu dem Kernpunkt der Wissenschaft und ihrer neuesten Forschungen hinführend.

Das Buch zerfällt in vier Abschnitte, wovon der erste die Einleitung und die Eintheilung des Sonnensystems und seiner Gäste in sich schließt; der zweite behandelt die Sonne und die darauf bezogene Spectralanalyse; der dritte richtet die Aufmerksamkeit auf die Gäste des Sonnensystems, die Sternschnuppen, Kometen u. s. w.; der vierte zeigt, daß der Weltenraum mit permanenten Gasen erfüllt sei und also von einer eigentlichen Grenze unserer Atmosphäre gar nicht geredet werden könne. Auch schließen sich daran allerlei interessante Schlußfolgerungen und Betrachtungen über die Entwickelung des Sonnensystems und die Entstehung des organischen Lebens.

Nach Kirchhoff, Huggins, Secchi besteht der Stoff aller Himmelskörper aus denselben Bestandtheilen, und die Sonne ist ein fester flüssig glühender Körper. Dieser letzten Ansicht stand aber entgegen, daß man keine Spur von polarisirtem Lichte erkennen konnte, wie es eine leuchtende Flüssigkeit stets zeigen müsse, und wenn Kirchhoff dies Fehlende auch durch das beständige Wogen der Sonnenmasse zu erklären versucht hat, so wollte dies doch nicht recht befriedigen. Da trat Zöllner mit der Annahme hervor, daß die Sonne zwar im Innern gasförmig, aber nach Art einer Seifenblase von einer flüssigen Haut umgeben sei, welche polarisirtes Licht aussende. Es drängt indeß alles darauf hin, den leuchtenden Theil der Sonne, die Photosphäre, als gasförmig anzunehmen:

Doch hüten wir uns vor übereilten Schritten, denn das Sonnenspectrum ist ein ununterbrochenes, nach Art der glühenden Flüssigkeiten, aus welchen nur gewisse Linien ausgelöscht werden. Wäre die Photosphäre ein glühendes Gas, so könnte sie im Spectroskop nur helle Streifen, ohne Zusammenhang mit dunkeln Räumen dazwischen, liefern. Das spricht wieder für Kirchhoff. Allein nach den neuesten Untersuchungen können glühende Gase unter starkem Druck (Wasserstoff nach Wüllner bei etwa 20 Atmosphären) ein zusammenhängendes Spectrum liefern. Was uns also als leuchtende Sonnenscheibe erscheint, wäre demnach nur glühender Wasserstoff unter starkem Druck. Aber nach Zöllner ist eine flüssige Trennungsschicht der innern und äußern Sonnenmasse nöthig, um das Hervorbrechen der Protuberanzen zu so kolossalen Höhen zu erklären. Seine ganze oben aufgeführte Rechnung steht und fällt mit dieser Annahme. So scheinen wir in unvermeidliche unauflösliche Widersprüche verwickelt, aus denen sich kein Ausweg zeigt. Glücklicherweise helfen uns vielleicht die neuesten Untersuchungen, die Andrews über den Aggregatzustand der Kohlensäure bei sehr hohem Druck angestellt hat, über die Schwierigkeiten hinweg.

Nach Andrews gelangt man mit immer mehr und mehr zusammengepreßter Kohlensäure zuletzt zu einem Punkte, wo sie nicht blos die allen Gasen eigenthümliche leichte Zusammendrückbarkeit zeigt, sondern wo bei der geringsten Zunahme des Drucks oder Abnahme der Temperatur eine plötzliche und unverhältnißmäßig große Volumenverminderung eintritt. Operirt man in umgekehrter Richtung, so tritt wieder eine plötzliche und mit der geringen Aenderung des Drucks oder der Temperatur in gar keinem Verhältniß stehende große Volumenvermehrung ein, wobei zugleich eine eigenthümliche unstete Bewegung zum Vorschein kommt. Nach Thomson ist diese Eigenschaft nicht blos der Kohlensäure eigen, sondern schon bei mehrern andern Gasen als Thatsache nachgewiesen und wird wahrscheinlich ganz allgemein bei Gasen gelten, sodaß der Unterschied zwischen Gasen und Dämpfen ganz aufhört:

Da es nun auf der Sonne jeden Grad des Drucks und der Temperatur gibt, so muß sich eine Region finden, wo für das Wasserstoffgas ähnliche plötzliche und kolossale Volumenvermehrung und Volumenverminderung eintreten, wie sie Andrews für die Kohlensäure zuerst nachgewiesen hat. Das ist nach unserer Ansicht die Region der Protuberanzen.

Und nun wird diese Ansicht mit den Zöllner'schen Hypothesen in Einklang gebracht.

Wir wenden uns jetzt zur Beantwortung der Frage: wo kam die erste organische Zelle her? Daß sie aus den vorhandenen Elementen Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff unter günstiger Temperatur und erforderlichem Drucke in langer Zeit entstanden sei, war bisher die Ansicht der Alten, welche aber gar keine Thatsache im Reiche der Beobachtung für sich hatte. Zur Entstehung organischen Lebens waren Keime nöthig, welche schon fertig von der Weltenluft getragen und dahin geführt wurden, wo der Lebensproceß durchgeführt werden konnte:

Haben wir so die erste organische Zelle gewonnen, so brauchen wir nur den schönen Untersuchungen von Darwin zu folgen, um bis zum Menschen zu gelangen. Die Zeit, wo die Erde für Menschen bewohnbar bleibt, wie unermeßlich lang sie uns auch erscheinen mag, ist doch nur kurz, verglichen mit der Zeit, während welcher mächtige Pflanzen und Thiere gediehen, aber keine Menschen, eine Schöpfungsperiode, deren Dauer die Geologen auf 1—9 Millionen Jahre schätzen. Wiederum verschwindend klein ist die Epoche der organischen Wesen im Vergleich mit der, in welcher die Erde noch glühte. Versuche von Bischoff mit einem Basaltwürfel zeigen, daß 350 Millionen Jahre nöthig waren, um die Erde von 2000 Grad auf 500 Grad abzukühlen.

Die Zeit für das Auftreten des Menschengeschlechts wird nach des Verfassers Ansicht nur eine kurze sein:

Aber sicher werden wir einst andern vollkommenern Wesen Platz machen müssen, wie die Rieseneidechsen uns und unsern Mitgeschöpfen gewichen sind. So gut jeder für seine Person sich an den Gedanken des Todes gewöhnen muß, hat auch die Menschheit den Gedanken an den Untergang ihres Geschlechts ertragen zu lernen.

Man sieht, wie der phantastische und leicht fertige Verfasser hier so recht in seinem Elemente der Schluß-

folgerung ist. Wir wollen und können ihm nicht überall recht geben und beistimmen, aber wir können doch auch nicht in Abrede stellen, daß er da immer noch geistreich zu schildern versteht, wo der wissenschaftliche Forschungsboden schon aufhört eine feste Grundlage zu bilden.

4. Die Kometen als Trabanten der Planeten zum Belege für die gänzliche Reform der Himmelsmechanik entwickelt von V. P. Kluk-Kluczycki. Leipzig, Fries. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser hat sein Werk im schönsten äußern Schmuck erscheinen lassen, und daran hat er wohlgethan, damit die Käufer wenigstens hierdurch angelockt werden, denn der innere Gehalt desselben thut es wahrlich nicht. Wer angefangen hat, das Buch mit Aufmerksamkeit zu lesen, legt es bald wieder zur Seite und hält es für verlorene Zeit, mit einer so absonderlichen Lektüre sich die gute Laune zu verderben. Ganz am Ausgange des Werks erfährt der Leser, daß der Verfasser schon ein sehr betagter Mann ist und an der Neige seines Lebens steht. Darum wollen wir den schuldigen Respect vor dem Alter nicht außer Augen lassen. Aber das müssen wir doch wünschen, daß sich kein Verleger finden möge zu dem noch weiter parat liegenden, sehr umfangreichen Manuscript für die ausführliche Reform der gesammten Himmelskunde, und zwar um des Verfassers und des lesenden Publikums willen:

Da es nun fast zur modernen Sitte geworden ist, mit vornehmthuender Selbstüberhebung und einer im Vorurtheil verhärteten Ungeduld jegliche kritische Beleuchtung und Selbstarbeit als eine krank- und sündhafte Auflehnung gegen die Schulweisheit von vornherein wegwerfend zu stempeln, so ist mein vierzigjähriges Streben, diesen meinen geistigen Fund zur Oeffentlichkeit zu bringen, bisher ohne Erfolg geblieben. Ja es gab sogar unter meinen harten Erlebnissen auch Fälle, daß geschäftliche Verleger über eingezogene Warnung und den Orakelspruch der Doctoren und Professoren durch eilige Entfernung des geächteten Manuscripts aus ihrer Druckofficin, ihren Ruhm besserer wissenschaftlichen Kennerschaft gerettet zu haben glaubten.

Aus dieser kleinen Auslassung erkennt man schon die verbissene ärgerliche Stimmung gegen unsere heutige, von Kopernicus begonnene und durch Kepler, Galilei, Newton, Laplace, Gauß, Bessel weiter ausgebildete und tiefer begründete Himmelskunde, welche dem Verfasser nicht wegen biblischer oder religiöser Scrupel, sondern mehr wegen der zu hohen Wissenschaftskunst ein Dorn im Auge ist. Er hat etwas viel Einfacheres und viel Besseres ausgesonnen und kann nicht begreifen, warum man dies nicht mit lautem Frohlocken anerkennen und unmittelbar als besser und meisterhaft annehmen und alles andere als Plunder verwerfen will.

Der Newton'schen Gravitationslehre ist der Verfasser ganz besonders abhold. Diese Abneigung zeigt sich im Buche recht oft und hier wahrscheinlich aus demselben Grunde wie bei allen andern ähnlichen Fällen, nämlich aus der beschränkten Wissenssphäre in Bezug auf die analytischen Operationen:

Wahrlich, es hätten sich tausend Augen anders, auch freudiger zu den Himmelswundern erhoben, tausend denkende Sinne anders das durchgreifende, zur Erschließung der Wahrheit in der Schöpfung des Weltalls unendlich näher rückende Gesetz erfaßt, als dies mit oder ohne die Beihülfe der Kunstausdrücke der Sphinx der Gravitation möglich ist.... Fürwahr! wenn die Astronomie nicht vielmehr das höhere Stadium einer Geisteskrankheit heißen soll, so antwortet, wohin dies Gravitationsdelirium den menschlichen Geist noch hinreißen wird? In voller Unschuld, wenn auch nicht ohne Entrüstung erwidern hierauf die Astronomen, daß sie diesen Vorwurf unbegreiflich finden, eben weil eher Himmel und Erde — als das Heiligthum ihrer Gravitationslehre — vergehen werde! Nun wohlan, wir wollen sehen, ob denen, vor deren Gesicht der Himmel schon längst gewichen, nicht auch die Erde unter den Füßen in dem Augenblicke entschwindet, wo sie in ihrem verblendeten Hochmuthe wähnen, für den hohen astronomischen Spuk vom dankbaren Publikum auf Händen getragen zu werden.

Der alte Herr bemerkt in seinem blinden Eifer gar nicht, in welche Widersprüche er geräth, denn wenn er behauptet, daß die Kometen von den Planeten ebenso abhängig sein sollen, wie die zugehörigen Monde von diesen abhängig sind, so würde er die Richtigkeit einer solchen Ansicht doch auch erst mit Hülfe der Gravitation beweisen können; da er dies aber nicht will und wahrscheinlich auch nicht kann, so wählt er den Weg des Schimpfens und glaubt damit die Sache abgethan zu haben. Daß er in seinem befangenen Standpunkte schon längst nicht mehr allein steht, ist bekannt genug; auch weiß man, daß die berufenen Männer der Wissenschaft keine Neigung dazu haben können, den trüben Köpfen klaren Wein einzuschenken oder, was dasselbe sagen will, Mohren weiß zu waschen. Wir verlieren daher auch kein Wort weiter darüber.

5. Sternkunde für Frauen. Eine Anleitung zur Kenntniß der im mittlern Deutschland sichtbaren Sternbilder, sowie der allgemeinern Verhältnisse unsers Sonnensystems, in brieflichen Mittheilungen an eine Freundin von Wilhelm Plath. Mit einer Sternkarte nebst beweglichem Horizont, 32 kleinern Tafeln und einer Planetentafel. Braunschweig, J. H. Meyer. 1872. 8. 2 Thlr.

Nach der beschwerlichen Besprechung des vorigen Machwerks fühlt man sich erleichtert und wohl, wenn man mit einem so anmuthigen Werkchen zu thun bekommt wie das jetzt vorliegende. Dort war alles hochtrabende anmaßende Hohlheit, hier ist einfache bescheidene Wahrheit und Wirklichkeit der Grundton der Darstellung und des Inhalts. Geberdet sich dort der Unwissende wie ein zanksüchtiger Schiedsrichter, absprechend und verhöhnend über ehrwürdiges bewährtes Wissen, so gibt sich hier ein autodidaktischer Laie als ein dankbarer Verehrer der Himmelskunde zu erkennen. Größere Gegensätze sind kaum denkbar!

Der Verfasser des vorliegenden Werks erreicht ebenso sicher seinen Zweck, wie der des vorher besprochenen ihn ganz gewiß verfehlt. Damen, welche zur Selbstbelehrung in der Astrognosie das Plath'sche Werk zur Hand nehmen, werden gefesselt und auf eine leichtfaßliche Weise belehrt, sodaß sie es mit Vergnügen zu Ende lesen und mit Dank erfüllt sein werden für die angenehme Belehrung, welche sie überall darin gefunden haben. Wir können dasselbe daher nicht angelegentlich genug den gebildeten Damen als belehrende Lektüre empfehlen. Das, was gegeben wird, ist zwar nicht viel, aber es ist gerade das, was die allererste Grundlage zur Himmelskunde bildet, nämlich die Topographie des Sternenhimmels. Der Verfasser ist auch Dichter. Er beweist dies durch die That, indem er an seine Nichte, Fräulein Marie Plath, mit sinniger Widmung ein Sinngedicht, „Die Sterne", richtet,

in welchem ein feinfühlendes Herz, ein edler Geschmack und klarer Verstand sich widerspiegeln.

Zur nähern Vorführung des anmuthigen Schriftchens wenden wir uns gleich an den vierten Brief, in dem der Verfasser seiner Nichte die erste Grundlage zur Astrognosie gibt. Nachdem er den Grund zur Eintheilung in Sterngruppen gelegt und auch die einzelnen Sterne nach ihrer Lichtstärke in Klassen getheilt und darauf hingedeutet hat, wie die beigegebene Sternkarte dabei zu benutzen ist, geht er ohne weiteres an die Sache selbst:

Um nun bei der praktischen Benutzung der Sternkarte sogleich eine Art von Anhaltspunkt zu finden, betrachte einmal das dir vermuthlich schon bekannte Sternbild des großen Bären, aus sieben helleuchtenden Sternen bestehend, von denen vier ein unregelmäßiges Viereck bilden, als Körper des Bären, und drei, in einer etwas gebogenen Reihe, den Schwanz desselben darstellen. Eine durch die beiden Sterne an der Brust des Thiers gegen Norden gezogene Linie führt dich, fast in der Mitte der Karte, auf einen Stern zweiter Größe, der zum Sternbilde des kleinen Bären gehört und als sogenannter Polarstern, den nördlichen Himmelspol andeutet. Er steht also, wie du dich erinnern wirst, in der Richtung der Erdachse und ist demnach der einzige, der, bei der täglichen scheinbaren Umdrehung des Himmelsgewölbes (der wirklichen unserer Erde) seine Stellung fast gar nicht ändert, während alle übrigen regelmäßig binnen 24 Stunden einen Kreis um den Polarstern beschreiben, dessen Größe natürlich von ihrer Entfernung vom Nordpol abhängt, sodaß die demselben näherstehenden (die Circumpolarsterne) fortwährend über dem Horizonte bleiben und in jeder Sternennacht beobachtet werden können, während die entferntern, in weitern Kreisen sich drehenden, regelmäßig im Osten für uns aufgehen, einen größern oder kleinern Bogen im Himmel beschreiben und im Westen wieder untergehen, um auf der andern Seite der Erde ihren Kreis zu vollenden, und zwar in der Art, daß an jedem folgenden Tage der nämliche Stand der Gestirne um beinahe 4 Minuten früher eintritt als am vorhergehenden, sodaß nach einem vollen Jahre genau derselbe Stand wieder gefunden wird, wie er vor einem Jahre um die nämliche Stunde der Nacht sich zeigte.

Es werden dann auch einige Verhaltungsmaßregeln gegeben, um die auf der Sternkarte kennen gelernten Sterngruppen am Himmel selbst aufzufinden, und ihre Grenzgebiete sich zum klaren Bewußtsein zu bringen. Auch unterläßt der Verfasser nicht, ein mythologisches Wort hinzuzufügen, um dem Bilde die Phantasiedeutung der Alten zu geben. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß die drei Sterne im Schwanze Alioth, Mizar und Benetnesch genannt werden. „Dicht über Mizar, jedoch ohne Fernrohr nur einem scharfen Auge erkennbar, zeigt sich ein Stern fünfter Größe, Alcor oder das Reiterlein genannt.“ So wird im allmählichen Fortgange auch nicht der kleinste Punkt, der dem Verständniß des Ganzen nothwendig oder nützlich sein könnte, verschwiegen.

Schließlich sei noch erwähnt, daß dies Werkchen auch den gebildeten Männern zum Studium zu empfehlen ist, welche Neigung haben, sich mit dem Sternenhimmel auf eine leichte Weise bekannt zu machen.

Heinrich Birnbaum.

Neueste Novellistik.

Es ist wirklich ein gemeinsames Leben, das die Menschheit lebt. Wer sollte es glauben, daß die Poesie im allgemeinen zu Jahren kommen könne! Und doch ist es so. Da liegen hier zwanzig neueste Novellen vor mir und sie alle sind Ausdrücke der Bejahrtheit. Da ist nichts von dem jugendlichen Tendenzübermuthe, mit dem das Junge Deutschland einst debutirte, und nichts von den phantastischen Herzensschwärmereien, mit denen etwa noch die nun auch selige Luise Mühlbach zuerst Aufsehen machte. Hier finden wir überall den sehr ernsten thatsächlichen Kampf um das Dasein, Verwickelungen, die im Grunde immer aus dem Streite um Hab und Gut und aus den ständischen Conflicten entspringen, und endlich Entscheidungen, die entweder direct durch die Verhörzimmer der Criminalistik oder wenigstens dicht daran vorbeiführen. Vor allem aber tritt aus der unendlichen Mannichfaltigkeit des Menschheitsdaseins hier ein Moment immer wieder in den Vordergrund, und das ist der Todesfall. Es ist eben wie mit dem Einzelnen so mit der Allgemeinheit; das jugendliche Gemüth, das aus dem Kreise der gleichalterig Heranwachsenden selten einen Verlust erlebt, wird nur ganz ausnahmsweise an den Tod erinnert, während das hohe und das höchste Alter immer weniger vergessen kann, daß das Leben stets mit dem Ende des Lebens grenzt. So kommt es, daß die Novellistik der Bejahrtheit uns so viel vom Sterben berichtet.

1. Arbeit macht frei. Erzählung von Lorenz Diefenbach. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dies ist ein Gouvernantenroman, in welchem die höhere Beamtentochter sich zu selbständiger Lebensstellung emancipirt. Die freie Liebe, die von der einstigen Emancipationsliteratur à la George Sand in ihrer ersten Epoche erfunden wurde, wird hier in der Arbeit, d. h. im Atelier einer eleganten Damenschneiderin entdeckt, sodaß wir in dieser Erzählung einer moralisirenden Wiederaufnahme des Themas in Eugen Scribe's „Feenhänden“ begegnen, von welchem genialen Drama sich diese Novelle allerdings auch durch die Todesfälle allein schon unterscheidet.

2. Die Dame ohne Herz. Roman von Karl Heigel. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Neue Novellen von Karl Heigel. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mehrere der hier besprochenen Novellen haben das miteinander gemein, daß, wo sie politische oder höfische Verhältnisse berühren, sie das Leben kleiner oder kleinster Höfe und Staaten in ihre Schilderungen ziehen. Karl Heigel's Novelle „Packesel“ ist als Prototyp solcher Richtung zu bezeichnen, denn sie schildert die Schicksale eines jungen Mannes, eines Kleinstädters und Dichters zugleich, der durch das Auffinden des Affenpinschers

einer Hofdame in höfische Beziehungen geräth und dadurch in die Lage kommt, in denselben die Annectirungsschicksale eines deutschen Miniaturstaates im Jahre 1866 mit zu erleben. Soviel wir wissen, hat Karl Heigel gerade solche politische Katastrophe nicht in der Nähe mit angesehen; doch hat er mit wohlmeinendem Zartgefühle sich in die Aeußerlichkeiten derselben hineinzudenken verstanden. Kleinstädtisches Leben, statt des politischen mit social-politischem Hintergrunde, der jetzt so bedenklich wichtig wird, hat er nochmals in der attrapenartig überraschenden Novelle „Er kommt nicht", wo der „Er" dennoch am Ende kommt, geschildert. Sein „Hugilo und Waldrada" ist in seltsamem Contraste dazu ein Miniaturbild im Genre von Gustav Freytag's „Ingo und Ingraban". — Die „Dame ohne Herz" spielt an einem gräflichen Hofe und gibt uns Gelegenheit, im Gegensatze zu den Ständeverhältnissen des seit Jahrzehnten so glücklich erweiterten großstädtischen Lebens, uns in die sehr verschieden gearteten Dimensionen eines vornehmen ländlichen Hausstandes zu versetzen, wie solche in ihrer Isolirtheit in dem nun eben überlebten historischen Gesellschaftszustande ganz anders, als es in der Zukunft der Fall sein wird, hervorragende Träger der Cultur waren. Eigenthümliche Beziehungen der höchsten Gesellschaft und außergesellschaftlicher Zustände des ersten und des sogenannten vierten Standes weiß Heigel mit Takt anzudeuten. Alle seine Schilderungen geben Zeugniß von geprüfter Weltkenntniß und feiner Lebensauffassung.

4. Die falsche Gräfin. Novelle von Edmund Hahn. Leipzig, Luckhardt. 1873. 8. 10 Ngr.

In ihrer „Reisebibliothek" gibt die Luckhardt'sche Verlagsbuchhandlung, die in jüngster Zeit namentlich interessante Enthüllungen über österreichische Zustände veröffentlicht hat, hier ein Geschichtchen im beliebten Stil der Paternitätsenthüllungen, das sich vor andern ähnlichen ganz besonders dadurch auszeichnet, daß durch die betreffenden Hinterlassenschaftspapiere und Andenken nicht nur die echte, sondern auch noch zugleich eine falsche Gräfin heraufkommt und glücklich wird.

5. Die Gouvernante. Erzählung von C. H. von Dedenroth. Berlin, Brigl. 1873. 8. 25 Ngr.

6. Die Uhr der Fürstin. Novelle von Ewald August König. Berlin, Brigl. 1873. 8. 25 Ngr.

7. Von Sünde zu Sünde. Erzählung von Friedrich Friedrich. Berlin, Brigl. 1873. 8. 25 Ngr.

„Will nicht länger Diener sein, will jetzt selbst zum Herren werden", könnte als Motto auf Nr. 5 und 6 gesetzt werden. Speciell Nr. 6 ist als ein heroisches Idyll des emancipationslustigen Kammerdienerthums zu bezeichnen. Wie großartig tritt dieser aus Amerika zurückgekehrte vermeintliche Kammerdienersohn mit dem Bewußtsein, dem Fürsten ähnlich zu sein, in seiner Heimat auf! Ganz wie bei der obigen „Falschen Gräfin" werden auch hier die Beweismittel der geheimnißvollen Paternität entwendet und gemisbraucht, nur daß der entlarvte Betrüger, der unglaublicherweise bereits zum Cabinetsrath emporgestiegen ist, hier die verdiente Strafe findet!

8. Der Roman einer tugendhaften Frau. Ein Gegenstück zur „Geschiedenen Frau" von Sacher-Masoch, von Wanda von Dunajew. Prag, Verlag der Bohemia. 1873. Gr. 16. 20 Ngr.

9. Der Methodisten-Geistliche. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben von Armand. Prag, Verlag der Bohemia. 1873. 8. 15 Ngr.

10. Ungarische Erzählungen von Mariane Tenger. Erster Band: Der letzte Capy. Prag, Verlag der Bohemia. 1873. 8. 22½ Ngr.

Diese drei Nummern sind Fortsetzungen der Galerie „Interessanter Gestalten". Auch diese „Tugendhafte Frau" ist namentlich interessant durch beziehungsvolle Todesfälle. Der „Methodistengeistliche" aber erscheint uns denn doch gar zu unheimlich interessant, denn wir finden es zu weit gehend, einen gebildeten Menschen, abgesehen davon daß er Geistlicher ist, solche Brutalitäten begehen zu lassen, nur um die Tugenden und Reize eines weiblichen Wesens ins Licht zu stellen.

Die aufgeführte „Ungarische Erzählung" ist dagegen sehr beachtungswerth. Auf kaum 300 Seiten ist uns hier eigentlich im großen Maßstabe ein Roman aus dem nationalitätenreichen Culturleben des magyarischen Königreichs vorgeführt, offenbar mit thatsächlicher Kenntniß der wirklichen Zustände und mit jener ebenso taktvollen als zweckentsprechenden Technik, die eben auch als ein fast allgemeiner Vorzug der neuesten Novellistik nicht zu verkennen ist. Ganz besonders in den Vordergrund tritt die Schilderung der „Magyaronen", d. h. derjenigen Deutschen, die zur ungarischen Nationalität in befreundetem Verhältniß stehen.

11. Der Renegat. Eine Novelle aus Algier. Von Alfred Lommatzsch. Erfurt, Brodmann. 1872. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser dieser exotischen Landschafts- und Lebensschilderungen, ein königlich sächsischer Oberlieutenant, welcher das Opfer des Kriegs von 1866 geworden ist, schildert aus eigener Anschauung. Eine Notiz benachrichtigt uns, daß dieser Novelle die wahre Geschichte eines französischen Offiziers zu Grunde liege, welcher 1836 von Algier zu dem Stamme der Hadschuten in der großen Kabylie floh, als deren Chef er ein Jahr später von den Franzosen gefangen und erschossen wurde. Der Verfasser läßt indeß seinen Helden als Deutschen und Mitglied der Fremdenlegion auftreten. Die Novelle ist von der Witwe des Verfassers herausgegeben, von welcher früher, gleichfalls aus eigener Anschauung, „Skizzen aus Algier" erschienen sind.

12. Unter Polizeiaufsicht. Novelle von Ewald August König. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

13. Der Sohn des Sträflings. Novelle von Ewald August König. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In dem criminalistischen Novellengenre, das uns in der „Uhr der Fürstin" von demselben Verfasser begegnete, liegen uns noch zwei einigermaßen ähnliche Erzählungen vor. Wenn wir auf jene erstgenannte Novelle die in der Literaturgeschichte und Poetik allerdings noch nicht gebräuchliche Klassificirung als „heroisches Idyll" anzuwenden wagten, so finden wir nunmehr, daß diese Bezeichnung wirklich auf eine ganze

Kategorie neuester Novellistik paßt, denn auch in diesen beiden Erzählungen liegen harmlos idyllische Naivetät der Lebensanschauung und unglaublich brüske, geradezu heroische Herausforderung des gesellschaftlichen Auftretens so innig vereinigt nebeneinander, daß auch diese modernsten Lebensbilder fraglos die ästhetisch-moralische Charakterisirung als „heroische Idyllen" verdienen.

In „Unter Polizeiaufsicht" wird uns ein entlassener Zuchthaussträfling vorgeführt, der nach zehn wegen Fälschung abgesessenen Jahren fremd in die Heimat zurückkehrt. Die Fälschung, deren er überführt war, ist zwar ein ganz gemeines Verbrechen, denn er hat z. B. auch seine ehrliche Schwester Therese dadurch um ihr Vermögen gebracht, sodaß sie bei fremden Leuten dienen muß; aber der Umstand, daß er jene Fälschung aus Liebe zu seiner damaligen Braut Karoline gewagt hat, daß diese Karoline ihn jetzt nicht kennen will und sich schleunigst mit dem Polizeirath Baron von Poßnitzer verlobt, um den entlassenen Albert „unter Polizeiaufsicht" quälen zu lassen, dieser Umstand ist ein vom Verfasser technisch so geschickt arrangirtes Grundmotiv der Handlung, daß der Leser für den infolge dessen als Helden der Unverschämtheit sich entwickelnden Hauptcharakter der Erzählung wirklich einigermaßen interessirt werden kann. Nachdem es Albert „unter Polizeiaufsicht", trotz seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, nicht gelungen ist, dauernd ein sicheres Brot zu erhalten, weil immer hinter ihm der Polizeiaufsichtsgensdarm sich meldet, worauf stets sofort ein volles Quartal des Anstellungshonorars ausgezahlt, aber Albert dafür aus dem Dienste entlassen wird: verschwindet er, und einige Monate später tritt in dem Orte seiner Heimat ein sehr einnehmender und imponirender, stets in Hôtelequipage fahrender und mit Champagner tractirender, augenscheinlich äußerst reicher Engländer, ein Baronet Sir Arthur Wellesley auf, der, obgleich er von niemand, selbst nicht von seiner ehrlichen Schwester Therese erkannt wird, unglaublicherweise niemand anders als jener „unter Polizeiaufsicht" stehende Albert Rader ist! Dieses unerkannte Auftreten erinnert in der Kühnheit an die Composition der „Räuber", welche Karl Moor mit Amalia im vierten Act auf dem Schlosse seiner Väter incognito zusammentreffen läßt, und es kann sich damit nun in der That das bezeichnete „heroische Idyll" in brillanter Exposition abspielen. Baronet Sir Arthur Wellesley gewinnt, natürlich incognito, nicht blos die Verehrung und Liebe seiner frühern Braut, der jetzigen Frau Baronin von Poßnitzer; er steckt auch deren Gemahl, den Herrn Polizeirath Baron von Poßnitzer, im eigentlichsten Sinne des Wortes in seine Tasche, indem er ihn zu unglücklichem Spiele und zu weit gehenden Wechselunterzeichnungen verführt. Daß ein Baron-Polizeirath so leichter Weise hierzu von einem legitimationslosen Fremden verführt werden könne, ist nun zwar eine etwas gewagte und bedenkliche Seite in dieser Erzählung. Andererseits aber ersieht man wiederum daraus, wie nöthig unter Umständen die Polizeiaufsicht ist, denn dieser der Polizeiaufsicht unbegreiflicherweise entschlüpfte Sträfling geht in der Heldenhaftigkeit seiner Unverschämtheit so weit, daß er, auf allerdings nicht ganz aufgeklärtem Wege, durch ein alchemystikographisches Manöver aus einer Unterschrift des Herrn Baron von Poßnitzer einen Wechsel — man lese und staune — auf die Bank von London fälscht! Auf diese Art wird es nun beinahe schon möglich, daß der Herr Polizeirath von Poßnitzer von seiner eigenen pflichtgetreuen Polizei eingesperrt werden könnte, als der allgütige Deus ex machina der Novellentechnik denn doch den Fall eintreten läßt, daß Baronet Sir Arthur Wellesley, alias Albert Rader, sich sagen muß, daß er wiedererkannt ist. Er stirbt nun natürlich am Selbstmord.

In der Novelle Nr. 13 spielt der „Sohn des Sträflings" eine ganz ähnlich idyllisch-heroische Rolle wie dort der Sträfling selbst, indem er für seinen unschuldig im Zuchthause schmachtenden Vater die moralische Rache an der guten Gesellschaft ausübt und ihn schließlich aus dem Kerker befreit. Diese Wiederherstellung der vernachlässigten Gerechtigkeit ist dadurch möglich, daß der nach des Vaters Verurtheilung ausgewanderte Leopold Burger, wiederum incognito, als reicher, gleichfalls equipagenfahrender und champagnerbestellender Indier unter dem Namen Harrer in die Heimat zurückkehrt, wo er eine Rolle als großer Herr und Nabob spielt, Wechsel auf die Bank von London zieht, unerkannterweise seiner Schwester Wohlthaten zuwendet, den Gerichtsrath Natter wegen Schulden beinahe gerichtlich einsperren läßt und auch die Liebe der wunderschönen Ernestine, der Tochter des Staatsanwalts Fahrenberg, gewinnt. Er macht eine Reise nach London, um den an seinem Vater verübten Betrug zu entlarven, wobei ein englischer Polizeiagent in seiner eigentlichen und alltäglich gewohnten Berufsthätigkeit, die Unschuld zu beschützen, ihm amtlicherweise große Dienste leistet. Durch die hier gewonnenen Beweismittel wird es ermöglicht, daß der alte Burger, der von seinen zehn Jahren schon acht abgesessen hat, aus dem Inquisitoriat entlassen und statt seiner nun als der eigentliche Verbrecher der Bankier Semmelmann eingesperrt wird. Der Staatsanwalt geht seltsamerweise mit Ernestine und Leopold nach Indien, und der rehabilitirte alte Burger legt gerührt auf das Grab des dahingegangenen Gerichtsrath Natter den ersten Kranz.

14. In der Ballus. Criminalgeschichte von J. D. H. Temme. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
15. Im Franciscanerthurm. Erzählung von J. D. H. Temme. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

In der Völkerscheide an den Berührungspunkten europäischer und asiatischer Cultur, am Ural und am Kaukasus, ruht ein nach Jahrtausenden zu datirendes urgeschichtliches Problem, welches weder die Religions- noch die Staats- und Culturgeschichte bisher erschlossen hat. Ein ähnliches, aber jüngeres, nach Jahrhunderten zu berechnendes, neuzeitgeschichtliches Problem der Völkerberührungen liegt uns näher und nahe in der deutsch-russischen Grenze mit ihrer Zollsperre, ihrer doppelten Douanenwache, ihrem unabsehbaren Welthandelsaustausche und unermüdlichem Schmuggelcontrebandiren und endlich ihren so mannichfachen Nationalitäteninteressen. Unmittelbar nahe hinan an dieses Geheimniß des gegenwärtigen Völkerverkehrs versetzt uns Temme's Novelle „In der Ballus", die wir als ein ausgezeichnetes

Miniaturcabinetsstück von vielsagender ethnographischer Bedeutung auch andern als novellenbedürftigen Lesern empfehlen können, da, wenn sie den Schleier auch nicht indiscret von mysteriösen Culturzuständen lüftet, sie doch durch die detaillirteste Behandlung eines höchst interessanten localen Specialverhältnisses entlegener Provinzzustände zu allgemeiner Betrachtung anregt. „Ballus" heißt eine fast absolut unwegsame Sumpfgegend von meilenweiter Ausdehnung, rings von altem Urwald umgeben, im preußischen Litauen, über welche geradenwegs die russische Zollgrenze führt, und die einerseits eine unfehlbare Grenzsperre ebenso erschwert, als sie andererseits die geheime Kenntniß dieses gefährlichen Terrains im höchsten Grade werthvoll erscheinen läßt. Den Mythus dieses socialpolitischen Localgeheimnisses, wenn auch nicht in allen seinen realistischen Voraussetzungen und Enthüllungen, so doch poetisch und virtuosenhaft ausgeführt, trägt der bewährte belletristische Criminalist, der, wie er erzählt, diese Gegend in früherer juristischer Amtsthätigkeit in nächster Nähe kennen gelernt hat, in dieser Novelle dem aufmerksamen Lesepublikum vor. Internationale Begegnungen und Conflicte zwischen Deutschen, Litauern, Polen und Russen sind die Grundlagen seiner mit Präcision durchgeführten Handlung. Wenn dabei das politische Motiv der Befreiung eines revolutionären polnischen Edelmanns von der Verfolgung der russischen Häscher dominirend in den Vordergrund tritt, so darf der Verfasser es uns doch nicht verargen, daß bei der Lektüre davon der Gedanke an die nothwendigen socialen Consequenzen einer solchen abnormen Localcombination uns nicht verlassen wollte. Die Thatsache der russischen Grenzsperre bedingt den Schmuggelhandel. Die internationale Situation des Schmuggelhandels ist darum eine so ganz abnorme, weil er, während er der unermüdliche Gegner der Grenzcontrole und Grenzcontroleure ist, doch zugleich der ebenso principielle Gegner der Handelsfreiheit bleibt.

Die zweite Novelle Temme's hat uns eine rechte Enttäuschung bereitet. Wir sehen sie als „Erzählung" überschrieben und glaubten darin endlich einmal eine wohlthuende Abwechselung von den vielen Verbrecherhistörchen zu finden, und siehe da, auch sie führt von der Liebesgeschichte „im Franciscanerthurme" direct ins Criminalgefängniß. Warum ist auch die hübsche Seilerstochter nicht damit zufrieden gewesen, daß der brave Seilergeselle sie heirathet und glücklich macht, während ihr junger Assessor seiner Carrière pflichtschuldigerweise nachgeht! Nun stirbt sie in der Untersuchungshaft, und der Assessor heirathet doch noch die Amtshauptmannstochter.

16. **Wohin?** Eine Novelle von Karl Heigel. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir begegnen hier stofflich einer Fortsetzung der Novelle „Packesel", die oben bereits erwähnt ist. Dort wurde die Annectirung eines kleinen Hofs im Jahre 1866 skizzenhaft charakterisirt; hier werden uns Reiseerlebnisse und Herzensschicksale eines bereits annectirten kleinen Fürsten etwas ausführlicher geschildert. Durchlaucht Leo zieht sich nämlich mit einem Kammerdiener und einem Windhunde, der auf Amor! hört, zur weltentsagenden Villeggiatur in ein einsam aber reizend gelegenes Pensionshotel „Bellevue" in der Schweiz zurück, woselbst er noch ein Annectirungsabenteuer bestehen muß, nämlich den moralischen Eroberungsversuch von seiten einer hübschen dicken Berlinerin, deren Gemahl zwar Professor titulirt wird, aber eigentlich wol nur Privatgelehrter und jedenfalls der geistigen Richtung nach als sehr wilder „Materialist" zu charakterisiren ist. Auch die Frau Professorin ist, neben der natürlich höchst idealen Richtung ihres bevorzugten Naturells und Charakters, in ihrer Weise ein wenig „Materialistin", denn beim ersten waldeinsamkeitlichen Tête-à-Tête mit Durchlaucht Leo macht sie höchstdemselben die Avance, mit Seelenbeben einzugestehen, daß sie, in modernem Fortschrittsgeiste über die überwundene Weltanschauung ihrer seligen Mutter hinaufgehoben, den Kaffee stets ohne Cichorien koche — eine sympathisch zarte Andeutung, die von der, offenbar in verrotteter ultramontaner Romantik befangenen Seele der Incognito-Durchlaucht nicht einmal in ihrer ganzen Tiefsinnigkeit verstanden zu werden scheint. Indem der Herr Ehemann-Professor, dem auch noch ein Nationalbaier als würdiger Adjutant im Nichtsthun und Nichtssehen zur Seite gestellt ist, sich höchst verständig und anständig, und durchaus nicht störend zu benehmen weiß, soll es nach dem Inhalte der Erzählung dieser „Frau Professorin", gewissermaßen als einem umgekehrten „Lorle", gelungen sein, die gewaltsam politisch und äußerlich bereits annectirte Durchlaucht von einer durch ultramontane Einflüsse projectirten Verlobung mit einer Legitimistenprinzessin, die einen neuen antipreußischen Befreiungskrieg heraufbeschwören will, auch innerlich abwendig zu machen und somit der gesammten, so gefährlichen Systempolitik der europäischen Reaction eine sehr erhebliche Bresche beizubringen. Während also Karl Heigel in seiner Frau Professorin eine verdienstvolle moralische und socialpolitische Agentin der Einheitspolitik hochpoetisch individualisirt hat, muß es um so ergreifender auf uns wirken, daß dieses weibliche Ideal des moralischen Eroberungsheroismus im Begriffe, seine patriotische Großthat zu vollziehen, verhängnißvoll zu Grunde geht. Als sie eben so weit ist, den Mediatisirten entführen zu wollen, und selbst ihren braven, wenn auch materialistischen Gatten deshalb zu verlassen sich entschlossen hat, da handelt es sich nur noch um die Titelfrage der Novelle: „Wohin?" Diese Frage läßt der Dichter durch eine blinde Nemesis grausamen Schicksals zur tragischen Beantwortung gelangen: statt in die Arme des doppelt Annectirten stürzt die Heldin in einen schweizerischen Abgrund.

17. Neue Novellen von Marie Giese. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auch hier ein Annectirungsversuch, aber ein rein herzlicher, und im entgegengesetzten Verhältnisse: eine Prinzessin, d. h. keine eigentlich historische, sondern nur eine von der kaiserlich-russischen Rangordnung garantirte Prinzessin, will sich einen jungen Berliner, so eine Art von angenehmem Professorensöhnchen, einen angehenden Maler in Landschaft und Porträt und gebildeten Liebhaber und Kenner von Literatur und Dichtkunst, als guten Freund und anregenden Studiengenossen annectiren. Während

sonst die romantischen Mesalliance-Novellen meist dadurch zu Conflicten zu führen pflegen, daß die einem untergeordneten Stande angehörende bezaubernde Geliebte durch correcte Heirathsabsichten den Himmel eines überschwenglichen Glücks mit trüben Wolken ordinärer Lebensansprüche stört: so scheint es in dieser Erzählung im umgekehrten Verhältnisse der gebildete junge Mensch zu sein, der die eigentlichen Heirathsgedanken bekommt. Das wirkt störend, und so kommt es, daß selbst eine nicht romantische, eine ganz neuzeitgeschichtliche Prinzessin unglücklich zu werden scheint und sich in Italien von der Welt zurückzieht, während Werner ein großer Künstler wird und dieser Marie Giese'schen Novelle den Titel gibt durch die Unterschrift unter ein ausgezeichnetes Gemälde, welche lautet: „Medea".

Die zweite Novelle dieses Bandes heißt „Liebesopfer". Sie versetzt uns in die sociale Sphäre von Weber's „Freischütz". Herzens- und Anstellungsschicksale aus dem Försterleben unter der Hoheit eines liebenswürdigen, volksfreundlichen Herzogs, welche mit der gewünschten Anstellung und Heirath schließen, werden in anmuthiger Weise mit großer Lebenskenntniß vorgeführt.

18. Heimatgeschichten von E. von Dincklage. Paderborn, Schöningh. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ich begegne hier der Fortsetzung der „Neuen Novellen" derselben Verfasserin, die 1871 in zwei Bänden in Leipzig erschienen und in Nr. 39 d. Bl. f. 1871 vom Referenten angezeigt sind. Die Heimat auch dieser „Heimatgeschichten" ist wieder bei den überlebenden Resten des alten Friesenstammes und zwar hier speciell im Provinzialleben des Königreichs Hannover zu suchen. Die Verfasserin scheint die geschehene Annectirung dieses Königreichs mit Wehmuth zu betrachten, denn ihr reizender „Lichtfoot", d. h. Leichtfuß, dessen ganzes magisches Glück doch eigentlich daher kommt, daß des klugen Kindes Vater ein königlicher Grenzaufseher ist und die Mutter einst Hofkammermädchen war, würde nun freilich wol weniger Aussicht haben, einen reichen Bauern und dessen reiche Erbschaft sich zu annectiren. Auch der „päpstliche Zuave", der aus dem hannoverschen Dorfe mehr als einmal nach Rom geht, um dem historischen Rechte aufzuhelfen, kann elegische Empfindungen über welfische Treue im eigentlichen dorfgeschichtlichen Volke erwecken; während der „Schulrath", der blind werden muß — seltsamerweise um von der in weiß-rothem Atlas geputzten Tochter seiner einstigen Geliebten bestohlen werden zu können —, eine directe Anspielung allerdings nicht auf Volkszustände in Hannover darzubieten scheint.

Die vierte dieser Erzählungen: „Die Burgmannshöfe", schildert außer anderer erbrechtlicher Tendenz eine aus der Biermamsell zur Schloßfrau entwickelte Frau Backer, deren Bildungszustand die Verfasserin durch Begriffsverwechselungen bei Fremdwörtern, wie „transportiren" statt „transpiriren", zu kennzeichnen Gelegenheit nimmt.

19. Aus dem Süden. Novellen von Günther von Freiberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Auf 200 Seiten liegen hier vier recht beachtenswerthe Lebensbilder vor, bei denen sämmtlich freilich wiederum die Todesfälle eine hervorragende Rolle spielen. „Hortensia Mancini" erinnert an italienisches internationales Abenteurerthum in frühern Jahrhunderten und schließt mit einer angenehmen Sinecuraversorgung in England. „Zweimal gelebt" und „Südliche Liebe" sind Miniaturgemälde aus dem modernen, mit der westlichen Cultur in Wechselwirkung stehenden Gesellschaftsleben im Orient, deren Psychologie zum Theil in der excentrisch barocken Phantastik skizzirt ist, die einst Alexandre Dumas, d. i. der alte selige Herr, z. B. bei seinen Cagliostro-Romanen genial und effectvoll in Anwendung gebracht hatte.

Die bedeutungsvollste dieser Skizzen ist: „Ein Trauerspiel in der Krim." Wir werden hier in die eleganten und geistreich gebildeten Cirkel des höhern russischen Militärstandes auf der taurischen Halbinsel versetzt mit ihren Reminiscenzen an den furchtbaren Krieg, mit dem das neue französische Kaiserthum debutiren mußte, und mit daran sich anknüpfenden Gemüthsschicksalen, die bis in die neapolitanische Revolution von 1860 hineinspielen. Wer hätte nicht die Empfindung dafür, wie viele auch ungedruckte und ungeschriebene Trauerspiele in jenen heroischen Zeitkatastrophen sich mit abgespielt haben! Die Verfasserin nimmt Gelegenheit, an die historische Concurrenz der Italiener zur Marseillaise und zum spanischen Riego-Liede zu erinnern, indem er aus der Garibaldi-Hymne die Strophen mittheilt:

> Aufbrechen die Gräber, aufstehen die Todten,
> Sie kommen als Zeugen, sie kommen als Boten,
> Sie kommen mit Fackeln und Schwertern von Erzen,
> Den Brand in der Hand und Italien im Herzen.
>
> Herbei mit den Fahnen von Süden und Norden,
> Bis frei von den Fremden Italien geworden!
> Die Heimat der Blumen, der Klänge, der Lieder
> Soll werden zur Heimat der Waffen nun wieder! u. s. w.

20. Die Leute von Seldwyla. Erzählungen von Gottfried Keller. Zweite vermehrte Auflage in vier Bänden. Erster Band. Stuttgart, Göschen. 1874. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Ihr naht euch wieder, „schwankende Gestalten" des züricher Autodidakten, des einst mit Recht so allgemein mit Anerkennung begrüßten Romandebutanten (1854 mit „Der grüne Heinrich") — ihr größern und kleinern, aber immer denkwürdig zu betrachtenden „Leute von Seldwyla", nach 18 vollen Jahren in zweiter vermehrter Auflage! — Nicht selbst als „grüner" Junge trat der fünfunddreißigjährige Anfänger einst in die literarische Welt; ein Zug würdevoller Altklugheit ging schon durch seine Erstlingswerke, sodaß er mit ihnen in unveränderter Gestalt sehr wohl in gleiche Linie zu den neuesten Producten der seitdem, wie wir im Eingange bemerkten, offenbar bejahrt gewordenen Novellistik einrangirt werden kann. Um zu beurtheilen, wie weit er seinerzeit in seinen Erfahrungen vor uns eigentlichen Deutschen voraus war, braucht man nur die erste Vorrede von 1856 mit der allgemeinen Charakteristik des Gemeindelebens von Seldwyla zu lesen, bei welcher er öffentliches Leben, politische Parteien und Nationalliberalismus, was alles damals uns eigentlich erst noch bevorstand, in seinen Anschauungen schon hinter seiner damaligen Gegenwart hatte. Darum eben wird uns in unserer heutigen Ge-

genwart manches davon mit dem Gefühle in Erfüllung gegangener Prophezeiung, aber auch zugleich mit dem einer gewissen humoristischen Enttäuschung berühren. Als Ergänzung dazu ist dann sofort die Lektüre der neuern Vorrede zur zweiten Auflage zu verordnen, in welcher der Verfasser verräth, wodurch seitdem die freien Bürger von Seldwyla aus der Erblassung ihres kleinlich werdenden prototypischen Parteilebens sich in höhere Verhältnisse errettet haben. Tout comme chez nous. Erräth der Leser nicht, was sie thun, um auch heute noch als große oder kleine Herren, als gewichtige Kosmopoliten und Weltweise sich geriren zu können? — Sie fahren Eisenbahnen und telegraphiren! — Leider, leider hat Gottfried Keller seine „schwankenden Gestalten" aus seiner bald fast verschollenen Urzeit bis auf die volle Höhe dieses neuzeitlichen Maschinendaseins nicht erhoben. Seine so charmanten „Misbrauchten Liebesbriefe", was wären sie heute mit sorgfältig eingelegten Telegrammen, mit offenen abgestempelten Reichspost-Correspondenzkarten?

Zur Literatur der Volksüberlieferungen.

Die deutschen Sagensammler zerfallen der Zeit und den von ihnen gebildeten Perioden nach in gläubige und in ungläubige. In der ersten Klasse sind als Sagensammler zu bezeichnen Johannes Prätorius und Kaspar Schweng. Schweng's Sammlung ist die zweite Sammlung von deutschen Sagen, nicht blos von Harzsagen. Der Titel lautete: „Wahre Geschichten, wie sich die Bauern solche in den Gegenden des Harzes erzählen." Nur der Titel wurde mir vor Herausgabe meiner „Harzsagen" in einem von mir aufbewahrten Briefe angegeben. Die Aufforderung in meinen „Harzsagen" (Vorwort S. XVII), mir das Buch oder auch nur den Katalog, dem der Titel entnommen war, nachzuweisen, blieb bisjetzt ohne Erfolg. Nur daß Kaspar Schweng gelebt hat, weiß ich jetzt aus Moller's „Cimbria literata" und aus Jöcher. Moller gibt auch die Biographie von Kaspar Schweng's Sohne. So viel weiß ich jetzt, daß er ein Flensburger und Rector zu Gardinen im Eiderstädtischen, nicht minder*), daß er auch eine Quelle für Rübezahlsagen war. Es wird also sein Buch (bei Schönwetter's Wittib) nicht in Frankfurt a. M., sondern in Frankfurt a. O. erschienen sein. Wir erhalten wol aus Frankfurt a. O., wo nicht aus Schleswig-Holstein, einmal Aufschluß darüber.

Ein dritter Sagensammler der ersten Gruppe ist jener pseudonyme Otmar, der mit Prätorius eine Hauptquelle für die Brüder Grimm bildete. Er sammelte gleichfalls noch hauptsächlich Harzsagen. Er gehörte wesentlich zu den Aufklärern. Doch fehlte ihm noch der mythologische Schlüssel zur Auffassung der Sagen. Aber gläubig verhielt er sich ihnen gegenüber nur insofern, als überhaupt der sogenannte rationalistische Standpunkt überall noch ein Minimum von Wundern gelten lassen muß. Dieses Minimum waren hier die Riesen und die Zwerge, welche er auf gewisse ethnographische Verhältnisse und geschichtliche Begebenheiten zurückzuführen suchte.**) Auch Otmar sammelte blos Harzsagen, weil der Brocken, welcher lange für Deutschlands höchsten Berg gegolten hatte, und das Riesengebirge bis dahin allein für die deutschen Sagen in Betracht kamen. Wir erinnern uns nicht, in einem Werke über deutsche Mythologie schon gelesen zu haben, daß Otmar der Generalsuperintendent Nachtigal war. Auch seine Selbstbiographie haben wir nirgends aufgeführt gefunden, obgleich sie von Hoche (Verwandten des bekannten Generals und Vater der Luise Aston), welcher als Superintendent zu Gröningen starb, herausgegeben wurde. Nachtigal war am 25. Februar 1753 in Halberstadt geboren. Dort war Struensee, ein Neffe der bekannten Staatsmänner, sein Lehrer. Als Struensee 1782 starb, wurde sein Nachfolger zunächst der Dichter Nathanael Fischer. Erst 1800 wurde Struensee's wahrer Jünger Nachtigal, der letzte Generalsuperintendent von Halberstadt, auch der erste in der Reihe der „Directoren" des dortigen Domgymnasiums. Nachtigal erhob das Domgymnasium nochmals fast zu derselben Blüte, welche diese Schule schon unter Struensee entfaltet. Mit ihm zusammen hatte Nachtigal gerade jetzt vor hundert Jahren, im November 1774, das hundertjährige Stiftungsfest der Domschule zu Halberstadt durch einen dreitägigen Redeact von 70 Vorträgen gefeiert. Sollte das Jubiläum nicht 1874 cum grano salis zu wiederholen sein? Gewiß würde es jetzt zugleich eine Feier zum Andenken Gleim's, Struensee's und Nachtigal's werden.

Zu einer Würdigung der literarischen Wirksamkeit des letztern konnte Hoche noch nicht die Kenntnisse besitzen. Sie hat am meisten Aehnlichkeit mit der von Herder. Denn fast ebenso vielseitig als jener, behandelt Otmar die hebräische Poesie wie den Ossian. Doch steht Nachtigal's Sagensammlung Herder's „Stimmen der Völker" an Bedeutung und Einfluß in ihrer Art wenig nach. „Die Volkssagen" erschienen 1800 in Bremen. Zwar fehlt ihnen die Kürze und Einfachheit der spätern gelehrten Sagensammlung, aber vor den „Volksmärchen" von Musäus zeichneten sie sich doch sehr aus.

Die deutschen Sagenforscher der obenerwähnten zweiten Gruppe nehmen keine Einzelheit aus dem Gebiete der Sage als geschichtlich an, die nicht die strengste Quellenkritik aushält, also niemals einen der wunderbaren Züge, wie z. B. die Figur der Hünen und Zwerge. Sie meinen überhaupt, daß Märchen, Sage und Legende im wesentlichen kein Niederschlag von Thatsachen, sondern vielmehr von Glaubenssätzen einer heidnischen und christlichen Vorzeit seien. Da aber die deutschen Heiden so-

*) Aus dem Buche über die Schneekoppe, welchem alle Rübezahlsagen entstammen.

**) Vgl. auch die Bemerkung seines Freundes Hoche S. 98 der Schrift: „Biographie des königl. preußischen Consistorialraths, Generalsuperintendenten, Ephorus und Directors der Domschule in Halberstadt, Doctors der Theologie, J. C. C. Nachtigal, von ihm selbst geschrieben, und mit einigen seiner Schulreden über interessante Gegenstände herausgegeben von Dr. Hoche" (Halberstadt 1820). Diese Schrift enthält auch sehr viel Interessantes zur Geschichte der Pädagogik.

viel als gar keine schriftlichen Aufzeichnungen hinterlassen hatten, so begann Jakob Grimm zuerst methodisch diejenigen Züge aus deutschen Sagen auf deutsche Götter und Göttinnen zu übertragen, welche sich auch in den Edden bei der Schilderung der skandinavischen Gottheiten fanden. So entstand zunächst die deutsche Mythologie durch eine rein germanische oder deutsch-skandinavische Mythenvergleichung (Jakob und Wilhelm Grimm, Wilhelm Müller in Göttingen, J. W. Wolf, Simrock und W. Schwartz, welcher auch Verwandtschaft mit Mannhardt hat). Es folgte eine indogermanische Mythenvergleichung (Adalbert Kuhn, Andeutungen schon bei Heinrich Leo und selbst in Karl Ritter's „Asien"). Kuhn's Systeme der indoeuropäischen Sagenvergleichung dürfte aber noch vorauseilen Wilhelm Mannhardt's Vergleichung der europäischen, insbesondere der deutschen mit den gräcoitalischen Sagen. Moritz Haupt und Karl Müllenhoff sollen ihr ausdrücklich zugestimmt haben. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß selbst bei aufmerksamem Lesen der Einleitungen zu Mommsen's „Römischer Geschichte" sich die Einrichtungen der in Mittelitalien eingewanderten Stämme denen der alten Germanen vielfach als ebenbürtig zeigen. Tacitus wußte daher auch wohl, weswegen er diese den Römern einer spätern Zeit als Muster aufzustellen versuchte. Und so hat Mannhardt's Unternehmen die volle Berechtigung, wenn es auch durch Kuhn's indoeuropäische Mythenvergleichung vielleicht bald wieder überholt werden dürfte.

Wir haben oben nur die Stimmführer unter den Germanisten genannt, welche das Gesammelte auch selbst mythologisch deuteten. Die große Zahl der von den Grimms angeregten Sagensammler hatte das Unglück, wenigstens von diesen selbst, außer hier und da im Wörterbuche, nicht mehr benutzt zu werden. Nur die Märchen wurden noch 1856 von Wilhelm Grimm literarhistorisch verzeichnet und behandelt. Eine der von ihm besprochenen Märchensammlungen hat das Glück gehabt, in einer zweiten Auflage zu erscheinen:

1. Kinder- und Hausmärchen aus Tirol. Gesammelt durch die Brüder Zingerle, herausgegeben von Ignaz Vincenz Zingerle. Zweite vermehrte Auflage. Gera, Amthor. 1870. Gr. 16. 15 Ngr.

Es ist dies nur der erste Band von Zingerle's Märchen. Der schon von Wilhelm Grimm aufgeführte zweite Band besteht in erster Auflage selbständig daneben. In der zweiten Auflage sind zum ersten Bande mehr Sagen neu hinzugefügt, als aus der ersten Auflage weggelassen. Der Ton, in dem die Brüder Zingerle Märchen erzählen, gibt zwar das Charakteristische der Denk- und Sprechweise des Tirolers in Stil und Satzbau im allgemeinen selten wieder. Das Erscheinen einer zweiten Auflage beweist aber, daß Märchen durch den edeln und schlichten Ton, in dem sie erzählt werden, sich Freunde auch außerhalb der gelehrten Welt erworben haben. Wir bedauern jedoch, daß der Herausgeber die neue Auflage nicht benutzte, um literarhistorische Nachweisungen über Varianten hinzuzufügen.

Zu meinem großen Bedauern muß ich denselben Vorwurf auch der folgenden Schrift machen:

2. Schweizersagen. Für Jung und Alt dargestellt von H. Herzog. Aarau, Sauerländer. 1870. Gr. 8. 28 Ngr.

Herzog schrieb kein einziges Märchen nach dem Volksmunde auf. Doch hat er ein paar Sagen handschriftlich erhalten. Im allgemeinen aber sind die 226 Sagen dieser Sammlung aus gedruckten Quellen entnommen. Darunter befinden sich die allgemein bekannten Arbeiten von Rochholz und Vernaleken. In der Auffindung einiger seltenern Quellen ist Herzog nicht ganz glücklich gewesen.

Vor Jahren sammelte ein deutscher Flüchtling, Runge, in der Schweiz sehr eifrig die dortigen schönen Sagen. Proben daraus erschienen in der illustrirten Monatschrift „Die Schweiz". Aus dieser nahm ich sie zum Theil in meine „Deutschen Sagen" auf. Erst während des Drucks derselben erfuhr ich, daß der Sagensammler Runge inzwischen nach Berlin zurückgekehrt und mit dem damaligen hiesigen Stadtrathe und Abgeordneten dieses Namens identisch sei. Bei Einholung der Erlaubniß zum Wiederabdrucke jener Sagen aus der illustrirten Monatschrift erhielt ich von Runge noch eine Anzahl anderer, die er in Westermann's „Monatsheften" hatte abdrucken lassen. Vor allen Dingen erfuhr ich, daß Runge einen ganzen Band Schweizersagen aufgeschrieben hatte, für die er schon damals einen Mitherausgeber suchte, und die er jetzt als Kämmerer von Berlin sowie als Abgeordneter und Reichstagsmitglied für diese Stadt gewiß nicht mehr selbst ediren kann. Herzog benutzt nun zwar Runge's Schweizersagen aus der illustrirten Monatschrift „Die Schweiz" von neuem, hat aber offenbar keine Kenntniß von den Nachrichten über Runge's handschriftliche Sammlung, die schon in der Vorrede meiner „Deutschen Sagen" stehen, in denen Runge's „Schweizersagen" ohnehin vom Verfasser zum Theil wieder durchgesehen sein dürften. Möchten spätere Schweizer-Sagensammler auf die handschriftlichen Aufzeichnungen des Kämmerers Runge in Berlin noch aufmerksam werden! Wenn indessen Herzog nicht weiß, daß in meinen „Deutschen Sagen", die an Schweizersagen verhältnißmäßig reich zu nennen sind, mehrfach schon 1863 auch andere von ihm benutzte Quellen, wie Jeremias Gotthelf, berücksichtigt sind, so will ich ihm daraus nicht den geringsten Vorwurf machen und vielmehr gern anerkennen, daß seine für ein größeres Publikum bestimmte Blumenlese aus der Literatur der Schweizersagen zum mindesten durchaus keinen schlechtern Eindruck macht als die ähnlichen Werke von Gräße und Ludwig Bechstein in Deutschland.

Mehr aus dem Volksmunde als Nr. 2 schöpft die Schrift:

3. Ostfriesland wie es denkt und spricht. Eine Sammlung der gangbarsten ostfriesischen Sprichwörter und Redensarten. Erklärt und herausgegeben von W. G. Kern und W. Willms. Mit einem Vorwort von W. J. Jütting. Zweite Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1871. Gr. 8. 18 Ngr.

Jütting's Vorwort ist seit 1868 nicht erneuert, und so fürchten wir, daß diese gehaltvolle Sammlung 1871 nur eine neue Titelauflage erlebt hat. Der plattdeutsche Centralverein in Berlin hat sich aufgelöst und die schönen

gedruckten Bücher und Manuscripte, welche er besaß, sind nirgends mehr zu finden.

Die Schrift besteht nicht blos aus Sprichwörtern im strengsten Sinne des Wortes. Kern und Willms theilen das Buch ein in 1) Land und Leute im Sprichwort und 2) der Mensch im Sprichwort. Hier geben sie auch solche Redensarten, wie sie Edmund Hoefer in „Wie das Volk spricht" erzählt. Der Name Johann Ballhorn für einen Menschen, der unrichtige Verbesserungen anbringt, ist in Deutschland sehr allgemein und für diese Sammlung aus Ostfriesland fast zu wenig volksthümlich. Die Geschichte, welche zur Erklärung der Redensart erzählt wird, ist falsch. Nr. 3 behandelt das Thier, Nr. 4 den Tod, Nr. 5 Speise und Trank, Nr. 6 Kleidungsstücke, Nr. 7 Haus und Geräthe, Nr. 8 Geld, Nr. 9 Monate, Tage, Sonne, Mond und Sterne, Nr. 10 das Wetter im Sprichwort u. s. w. Unter Nr. 18: „Reimende Substantivpaare", lesen wir auch: „Erst 'n Parre (Pfarre), dann 'n Quarre (Weib?)." Dies Sprichwort kann ich erklären. Im Frühling, wenn der Saft in die Zweige der Weidenbäume tritt, sodaß man den Bast vom Holze abschälen und abdrehen kann, machen die Kinder aus dem Baste der Weide Schalmeien und Quarren. Diese, die Quarre, ist eine Weidenpfeife, welche einen weinerlichen Ton hervorbringt. Auch tönt sie nur, wenn sie feucht ist, und bespritzt daher den, der sie bläst, mit Wasser. Das Sprichwort: Erst 'ne Parre un denn 'ne Quarre, warnt daher jedermann: denke zuerst an Amt und Brot und dann erst ans Heirathen, denn die Weiber gleichen ohnehin einem Spielzeuge, welches nur zu häufig und selbst da, wo nichts mehr mangelt, seine eintönigen Klagelaute erschallen läßt. Nebenher läuft eine Ironie gegen die erst unlängst dem Cölibat entronnene protestantische Geistlichkeit.

Wie gehaltvoll die Sammlung von Kern und Willms in mancher Beziehung auch ist, so macht sie doch nach einer andern Seite hin zu sehr theils den Eindruck einer bloßen Sammlung von Material und theils einer bloßen sprachlichen Vorarbeit. Als eine solche geht sie zwar auch nicht bis in die grammatischen Tiefen hinab. Als bloße stilistische Vorarbeit für eine ostfriesische Sagen- und Märchensammlung gedacht, würde sie aber von unschätzbarem Werthe sein. Möchten unsere Sammler sich aus Grimm's Märchen und deren Vorreden überzeugen, wie sehr diese die Sprache während der verschiedenen Auflagen mit einem erstaunlichen Reichthum schöner Wendungen und Bilder geschmückt haben! Wird auch der Born der Sage in den letzten Jahrzehnten mehr versiegt sein, so werden die Sagensammlungen doch noch immer den größten Dank verdienen, wenn sie von vornherein dafür durch tieferes Eindringen in die Denkweise des Volks einen stilistischen Ersatz gewähren.

Uebrigens stehen die Deutschen noch bis auf den heutigen Tag im Rufe eines an Aberglauben und eigenthümlichen Gebräuchen sehr reichen Volks. In den Weihnachtstagen 1873 belehrte ein namhafter französischer Schriftsteller seine Landsleute über unsere Weihnachtsgebräuche und unsern Winteraberglauben. Er erzählte, daß er in Tübingen studirt habe. Indem er nun spuken (lutiner) und spucken (cracher) verwechselte, bemerkte er, daß es während seiner Studentenzeit in Schwaben alle Augenblicke geheißen habe: es spuckt! es spuckt! Er für seine Person aber (setzte der Franzose hinzu) habe von diesem Spucken selbst in Schwaben nie etwas bemerkt.

Daß es indessen doch nicht in Deutschland allein spukt, möge zu unserer Ehrenrettung noch die aus Petersburg datirte Schrift beweisen:

4. Sagen vom Ládogasee oder Erzählungen meiner Schudomóika von Bertram. Helsingfors, Wasenius. 1872. 8. 10 Ngr.

Ob's wol auch wirklich in Rußland spukt? Bertram gibt darauf an mehrern Stellen folgende Antwort:

In jeder Baumgattung wohnt ein Geist. In der Berjóha (Birke) die Baresinka. Lässowüja sind gute Waldgeister. . . . . Man mag in Rußland jeden einfachen Menschen fragen: Gibt es Domowojs? Er wird antworten: „Wie denn nicht!" — Glauben auch die Popen an den Domowoi? — „Allerdings!" — Warum vertreiben sie ihn nicht? — „Warum sollen sie das thun?" Hieraus ergibt sich, daß man die Domowois als schützende Wesen ansieht. . . . . Ein ganz junges Mädchen, direct vom Dorf, war einige Wochen lang in unserm Hause als Schudomóika (Aufwäscherin) thätig. Als ich erfuhr, daß sie vom Ladoga komme, fragte ich sie, ob es wahr sei, daß man im See drei weiße Streifen erblicken könne. Sie berichtete sofort die weit verbreitete und mir längst bekannte Sage, die diese Streifen mit dem Kaiser Peter dem Großen in Verbindung bringt, und als sie meine Aufmerksamkeit wahrnahm, sagte sie treuherzig: Willst du noch mehr aus unserm Dorfe hören? Ich merkte, es war eine geborene Märchenerzählerin, deren Talent aber in der Küchensphäre nicht zur Geltung kam, da der Koch, nebenbei gesagt ein Oinoman (Gewohnheitstrinker), sich all den „Unsinn" verbeten hatte. So kam es, daß sie mir dann und wann cursorisch Sagen und Dorfgeschichten erzählte, die ich sogleich, fast noch während der Unterhaltung, niederschrieb.

Die im Obigen erwähnte Sage von den weißen Streifen im Ladogasee, welche daran erinnert, daß nach asiatischen Sagen Cyrus den Euphrat peitschen und Xerxes außerdem Fußangeln in den Hellespont versenken ließ, lautet folgendermaßen:

Kaiser Peter fuhr einst auf dem See. Und der See ward zornig und warf Wellen ins kleine Boot. Aber die Sache fürchtet den Meister. Der Zar ergriff das Steuerruder und brachte das Boot glücklich ans Ufer. Dort aber nahm er die Peitsche in die Hand und gab dem See drei Schläge. Und die sind zu sehen bis auf den heutigen Tag, nahe bei der Stadt Ladoga.

Die Schrift erzählt nicht schlecht in 27 Nummern recht ansprechende Sagen. Weniger sind die Erläuterungen zu loben. Bertram bemerkt:

Auffallend häufig ist der tragische Ausgang in den vorliegenden Erzählungen. Das „Kopf ab!" wiederholt sich beständig. . . . . Die Erklärung jener melancholisch-tragisch gewordenen Stimmung liegt theils in der langen Mongolenherrschaft und in der später eingeführten Leibeigenschaft. Sodann muß man berücksichtigen, daß die Erzählerin ein junges Mädchen von sechzehn Jahren war, also in einem Alter stand, das schauerliche Romantik liebt. Die beginnende Geschlechtsreife steht in engem Connex mit Blutdurst.

Mongolenherrschaft — Geschlechtsreife — Blutdurst — sechzehnjähriges Mädchen — Kopf ab! Sollte denn das häufige: Kopf ab! in den russischen Sagen nicht auch durch gewisse allbekannte Geschichten aus dem Leben Peter's des Großen im allgemeinen psychologisch-ethnographisch erklärt werden können?

Heinrich Pröhle.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von August Schürmann herausgegeben und redigirt erscheint ein „Magazin für den deutschen Buchhandel“, welches auch für das deutsche Schriftstellerthum von Interesse zu werden verspricht. Es soll Beiträge zur Geschichte des Buchhandels enthalten, Aufsätze über seine Institutionen und Leistungen in productiver wie commerzieller Beziehung, über die Geschäftsusancen und das Verhältniß zwischen Autor und Verleger, und stellt sich überdies die Aufgabe, den Buchhandel der Oeffentlichkeit und der übrigen Presse gegenüber fachjournalistisch zu vertreten. Die beiden vorliegenden Nummern enthalten gediegene Aufsätze, z. B. über den „Deutschen Sortimentsbuchhandel und seine Lebensbedingungen“, über die „Pflichtexemplare in Beziehung zur künftigen Reichsgesetzgebung“ u. a. Interessant war uns eine vom buchhändlerischen Standpunkt ausgehende Beurtheilung des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur“, welche sich besonders gegen den Continuationszwang bei einer Serie von Werken verschiedener Autoren wendet und am Schluß meint, daß im Vergleich mit den von diesem Verein bekundeten Geschäftsgrundsätzen gegen die Abnehmer seiner Bücher unsere deutschen Verleger wahre „Schwärmer und Idealisten“ seien.

— Eine Anzahl französischer Schriftsteller, an deren Spitze Catulle Mendez, der Schwiegersohn Theophile Gautier's steht, und unter denen sich George Sand, Victor Hugo, Sandeau u. a. befinden, haben eine „Association internationale littéraire“ gebildet und sich an Laube und die wiener Schriftsteller gewendet, damit diese die Gründung einer Section des Vereins in Deutschland vermittelten, da die Verhältnisse die französischen Autoren verhinderten, sich direct nach Berlin zu wenden. Die Tendenz dieser internationalen Association soll die Knüpfung eines rein literarischen Bandes zwischen den verschiedenen Völkern sein. Der praktische Zweck ist für Deutschland die Uebersetzung hervorragender deutscher Werke auf dem Felde der Belletristik, Poesie und Dramatik zu Gunsten der Autoren ins Französische, Englische, Italienische und Russische und umgekehrt. Bei diesen vier Völkern sind bereits Sectionen in der Bildung begriffen, ebenso eine schwedische, slawische, ungarische und spanische Section. Jede nationale Section ist selbständig in sich. Der Gedanke verdient in Deutschland besonders deshalb freudig aufgenommen zu werden, weil die neuere deutsche, besonders dramatische Literatur bei dem internationalen Austausch der Geisteswerke entschieden den kürzern gezogen hat, namentlich in Frankreich, während unsere Bühne mit französischen Productionen überschwemmt wird. Bei einem Verhältniß der Gegenseitigkeit würde das Demüthigende dieser Thatsache verschwinden. Man braucht blos an Goethe's Gedanken einer „Weltliteratur“ zu erinnern, um den neuen Plan, zu dem die Initiative eigentlich dem deutschen Genius näher gelegen hätte als dem französischen, als sympatisch lange gepflegten Bestrebungen deutscher Literatur zu begrüßen. Die wiener Schriftsteller sind inzwischen zusammengetreten, haben Laube zum Präsidenten einer die Vorarbeiten leitenden Commission, Weilen zum Vicepräsidenten und Mauthner zum Schriftführer ernannt und deutsche hervorragende Schriftsteller in den einzelnen Städten gewählt, denen die Idee zur Prüfung und behufs Einleitung einer Organisation unterbreitet werden solle.

Ausländische Literatur.

Die von Prof. Angelo de Gubernatis zu Florenz herausgegebene „Rivista Europea“, welche der ausländischen, vor allem der deutschen Literatur eine sorgfältige Beachtung schenkt, sagt in ihrem Monatshefte vom 1. November 1873 über A. Strodtmann's „Das geistige Leben in Dänemark“: „Dieses Werk empfiehlt sich in jeder Weise, sowol durch den wohlbekannten Namen des Verfassers, wie durch seinen wiederholten längern Aufenthalt in Dänemark und die Unparteilichkeit, mit welcher er die mannichfachen Notizen bespricht, welche er über das gegenwärtige sociale und geistige Leben in Dänemark gesammelt hat. Alles dies zeichnet das Buch aus und läßt es als besonders wichtig erscheinen. Ohne Zweifel werden die Dänen nicht jedes seiner Urtheile unterschreiben, obgleich der Verfasser oft eine sehr lebhafte Sympathie für sie durchblicken läßt; allein es würde überhaupt ja keine Kritik möglich sein, wenn sie jedermann gefallen sollte. Wie viel Bildung ist aber in einem so kleinen Staate und einem so wenig zahlreichen Volke vorhanden, obschon sich dieselbe hauptsächlich in der Stadt Kopenhagen concentrirt. Es gibt keine Stadt in Italien, welche im Augenblick ein so bewegtes literarisches Leben hätte, und doch sind die dänischen Angelegenheiten momentan durchaus nicht prosperirend. Aber das ganze Leben dieses kleinen Volks vereinigt sich in Kopenhagen, dem Herzen und der Seele des Landes. Wie Strodtmann sagt, haben sich die Dänen aus politischem Grolle der französischen Literatur zugewandt, aber ihre Natur ist germanisch, und unter den germanischen Völkern haben sie vielleicht die unmittelbarste poetische Begabung. Strodtmann stellt ihren Märchendichter Andersen in bewunderungswürdig charakteristischer Weise dar. Es wäre zu wünschen, daß ein Werk wie dieses ins Italienische übersetzt würde, und eine Bibliothek, welche den Lesern in mehrern Bänden ein getreues Bild der einzelnen Völker Europas böte, würde unserer Bildung einen trefflichen Dienst erweisen. Strodtmann's Urtheil scheint uns sicher und wohlbegründet zu sein. Die Nachrichten, welche wir bei ihm finden, sind vielfachster Art; wir erfahren z. B. aus seinem Buche, daß das bekannte, so oft vom Telegraphen citirte «Dagbladet» nur 6000 Abonnenten hat“ u. s. w.

— Zwei Bände neuer „Essays“, das heißt gesammelter Aufsätze sind von englischen Autoren erschienen: „Toilers and spinsters“, von Miß Thackeray (Smith, Elder u. Comp.) und „Prose idylls“, von Charles Kingsley (Macmillan u. Comp). Unter den Aufsätzen der Miß Thackeray findet sich eine interessante Parallele zwischen der Novellistik von heute und derjenigen vor 70 und 80 Jahren unter dem Titel: „Heroines and their grandmothers“.

— In Paris beläuft sich die Zahl der Modejournale auf 23, diejenige der Revuen und Journale für belles-lettres nur auf 20, und die Zahl der katholischen religiösen Zeitschriften blos auf 7. Es scheint doch, daß die Pariser ihre Ansprüche auf Weltherrschaft noch immer mehr auf die Mode stützen als auf den jetzt modisch gewordenen Ultramontanismus.

Aus der Schriftstellerwelt.

Alexandre Dumas der Jüngere ist nun in die Reihen der pariser Unsterblichen aufgenommen worden und hat den froschgrünen Rock der pariser Akademiker sich erobert, glücklicher als sein Vater, der mit vielen hundert Bänden und einer kaninchenhaft fruchtbaren Phantasie nicht erreichen konnte, was sein Sohn mit geringer, aber besser geschulter Erfindungsgabe erreicht hat. Der schwarzgallige Sprößling des sanguinischen Vaters hat gewiß alle Hebel in Bewegung gesetzt, welche eine Aufnahme in die Akademie möglich machten. Jedenfalls ist das Niveau der letztern jetzt etwas herabgedrückt. Auch die gleichzeitig aufgenommenen Professoren Mézières, der über Goethe geschrieben, und Caro, der aus der „Revue des deux mondes“ den deutschen Lesern bekannt ist, gehören zu den secundären Größen. Daß der Verfasser einiger treuen pariser Sittenbilder und einiger monströsen Dramen und Novellen in die Akademie aufgenommen wurde, verdankt er wol seinem correcten Stil, den er vor dem Vater voraushat, wie er auch seine Sünden alle allein begeht, während Dumas Père zusammen mit einer zahlreichen Mitarbeiterschaft sündigte. Immerhin gibt die pariser Akademie den schönwissenschaftlichen Autoren den gleichen Rang mit den Vertretern der Wissenschaft, was

in Deutschland noch immer vermißt wird. Ohne dem akademischen Zopf das Wort sprechen zu wollen, könnte man doch die Begründung einer deutschen Akademie auf denselben Grundlagen wie die französische nur empfehlen. So erfreulich es ist, daß z. B. das berliner Ordenskapitel den Orden pour le mérite an einen so geistreichen, dem deutschen Genius so sympathischen Schriftsteller wie Carlyle verliehen hat, so muß man doch aufrichtig bedauern, daß keiner der hervorragenden deutschen Dichter der Gegenwart solcher Auszeichnung würdig befunden wurde.

Bibliographie.

Ambros, A. W., Bunte Blätter. Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. Neue Folge. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bacmeister, A., Keltische Briefe. Herausgegeben von O. Keller. Straßburg, Trübner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bibliothek humoristischer Dichtungen, herausgegeben von G. Haller. 11tes Bdchn.: Humoristische Gedichte von A. F. E. Langbein. Herausgegeben von J. Tittmann. Halle, Barthel. 1873. 16. 10 Ngr.

Bödeker, H. W., 50 Dienstjahre bei der Marktgemeine zu Hannover. Eine Denk- und Dankschrift zugleich ein Vermächtniß. Hannover, Hahn. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Dalton, H., Johannes Goßner. Ein Lebensbild aus der Kirche des 19. Jahrhunderts. Berlin, Verlag des Goßner'schen Missions-Vereins. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ethé, H., Julius Grosse als epischer Dichter. Eine literarhistorische Studie. Berlin, Lipperheide. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Fischer, K., Die Weltstellung Europa's. Gotha, F. A. Perthes. 1873. 8. 8 Ngr.

— — Geschichte der auswärtigen Politik und Diplomatie im Reformationszeitalter 1485—1556. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Förster, E., Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken mit Benutzung seines künstlerischen, wie handschriftlichen Nachlasses nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen und Aufzeichnungen. 1ster Thl. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Galitzin, Fürstin Amalie v., Briefwechsel und Tagebücher. Enthaltend bisher ungedruckte Briefe der Fürstin, ihrer Kinder, Fürstenberg's, Stollberg's, Overberg's, der Grafen Romanzoff u. A. Münster, Russell. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Götzinger, E., Vier edle schöne liepliche Tractetlein inhaltend nuwe un alte Geschichten uss San-Gallen Clauster un Statt. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 28 Ngr.

Hackländer, F. W., Nullen. Roman mit Randverzierungen. Geschichten im Zick-Zack. 3 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 3 Thlr.

Helfert, J. A. Freih. v., Napoleon I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba. April — Mai 1814. Mit Benützung der amtlichen Reiseberichte des kaiserl. österreichischen Commissärs General Koller. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Hermann, A., Der Schwedenjunker. Dichtung. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Historia naturalis culpaefactorum. Das ist: Naturgeschichte der Schuldenmacher. Skizzen und Studien zur Theorie und Praxis des Pumpes nach dem neuesten Standpunkte der Wissenschaften herausgegeben von A(ugustus) P(umpus.) Leipzig, Matthes. 16. 5 Ngr.

Keller-Leuzinger, F., Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise. Stuttgart, Kröner. Fol. 10 Thlr. 20 Ngr.

Koch, O. F., Von der Ostsee bis zum Kanal. Die 17te Division während des Feldzuges gegen Frankreich 1870/1871 unter specieller Berücksichtigung des Mecklenburgischen Garde-Regiments Nr. 89. 1stes Heft. Neustrelitz, Barnewitz. 1873. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Körner, F., Die Erdtheile. Natur- und Kulturgemälde für Lehrer und Freunde der Geographie. Leipzig, Oehmigke. 1873. 8. 20 Ngr.

— — Im Walde. Bilder aus dem Natur- und Menschenleben. Leipzig, Oehmigke. 1873. 8. 20 Ngr.

Deutsche Kunst in Bild und Lied. Original-Beiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von A. Traeger. 16ter Jahrgang. 1874. Leipzig, Klinkhardt. 1873. Gr. 4. 4 Thlr. 10 Ngr.

La Mara, Musikalische Gedanken-Polyphonie. Aussprüche berühmter Tonsetzer über ihre Kunst. Leipzig, Leuckart. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lamby, E., Ein Opfer der Geheimbünde. Auszüglich bearbeitet nach dem historischen Roman des A. Bresciani: Der Jude von Verona. Cöln, Bachem. 1873. 8. 25 Ngr.

Laur, E., Louize Labé. Zur Geschichte der französischen Literatur des XVI. Jahrhunderts. Strassburg, Trübner. 1873. 8. 16 Ngr.

Lenzen, Maria, geb. di Sebregondi, Das erste Jahr. Eine Weihnachtsgabe für junge Mütter. Cöln, Bachem. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.

Lingg, H., Berthold Schwarz. Dramatische Dichtung. Stuttgart, Göschen. 8. 24 Ngr.

Littrow-Bischoff, Auguste v., Aus dem persönlichen Verkehr mit Frz. Grillparzer. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr.

Lubbock, Sir J., Die vorgeschichtliche Zeit erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der 3ten Aufl. aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von R. Virchow. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig, C. A., Orts- und Wörter-Lexikon der deutschen Geschichte. Ein Hülfsbuch beim Studium derselben, alphabetisch geordnet. Gera, Ißleib u. Rietzschel. Gr. 8. 20 Ngr.

Maltzahn, W. v., Deutscher Bücherschatz des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Gesammelt und mit bibliographischen Erläuterungen. 1ste Abth. Jena, F. Mauke. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Maurenbrecher, W., Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Meyer, R., Der Emancipationskampf des vierten Standes. 1ster Bd. 1ste Abth. Berlin, Schindler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meyern, G. v., Das Haus der Posa. Historisches Schauspiel. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Mill, J. S., August Comte und der Positivismus. Wiederabdruck aus der Westminster-Review. Aus dem Englischen übersetzt von Elise Gomperz. Leipzig, Fues. Gr. 8. 20 Ngr.

Möhner, R., Ein Tourist in Oesterreich während der Schwedenzeit. Aus dessen Papieren herausgegeben von A. Czerny. Linz, Ebenhöch. 1873. Lex.-8. 1 Thlr.

Moosmüller, O., St. Vincenz in Pennsylvanien. Regensburg, Pustet. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Müldener, R., Nur eine Näherin. Amerikanisches Lebensbild frei nach dem Englischen des Solon Robinson. Altona, Verlags-Büreau. 1873. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Müller, W., Gedichte. Mit Illustrationen von J. Hailmair, Fuellhaas u. A. in Holz geschnitten von W. Aarland und H. Käseberg und einer Einleitung von E. Hermann. 2 Thle. Berlin, Grote. 8. 1 Thlr.

Mund, K., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Magdeburg, E. Baensch. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Petöfi, A., Der Apostel. Letzte Dichtung. Deutsch von A. Opitz. Frauenfeld, Huber. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.

Ploennies, Luise v., David. Ein biblisches Drama. Heidelberg, C. Winter. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.

Pringsheim, A., Richard Wagner und sein neuester Freund. Eine Erwiderung auf Herrn Dr. Gotth. Häbler's „Freundesworte". Leipzig, Fritzsch. 8. 6 Ngr.

Proschko, F. J., Erasmus Tattenbach. Historischer Roman. Graz, Vereinsbuchdruckerei. 1873. 8. 25 Ngr.

Reinisch, L., Der einheitliche Ursprung der Sprachen der alten Welt nachgewiesen durch Vergleichung der afrikanischen, erythräischen und indogermanischen Sprachen mit Zugrundelegung der Teda. 1ster Bd. Wien, Braumüller. 1873. Lex.-8. 13 Thlr. 10 Ngr.

Reuter, Die Sage von dem Altkönig. Frankfurt a. M., Keller. 1873. 8. 6 Ngr.

Ring, M., Bericht über die Curtius-Handschriften des ungarischen Nationalmuseums. Pest, Aigner. 1873. Gr. 4. 12 Ngr.

Robert, Clémence, Die vier Sergeanten von La Rochelle. Ins Deutsche übertragen von W. Reinhardt. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Salzbrunn, Alice, Musik. Gesammelte Blätter mit Originalbeiträgen deutscher Dichter. Berlin, Cronbach. 1873. Gr. 16. 2 Thlr.

Schaching, O., Immergrün. Ein Cyclus lyrisch-epischer Gedichte für Deutschlands Mütter. Eichstätt, Krüll. 1873. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schlüter, C. B., Aristoteles' Metaphysik eine Tochter der Sankhya-Lehre der Kapila. Eine indisch-griechische Studie. Münster, Russell. Gr. 8. 15 Ngr.

Erfurter Schnozeln. Auswahl. In Erfurter Mundart. Erfurt, Körner. 16. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Schön, B., Dr. Martin Luther auf dem Standpunkte der Psychiatrie beurtheilt. Wien, Sartori. Gr. 8. 6 Ngr.

Schwertzell, G., Helius Eobanus Hessus, ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Halle, Lippert. Gr. 8. 25 Ngr.

Johann Smidt. Ein Gedenkbuch zur Säcularfeier seines Geburtstags herausgegeben von der historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen. Bremen, Müller. Gr. 8. 2 Thlr.

Spyri, J. L., Die Betheiligung des weiblichen Geschlechts am öffentlichen Unterricht in der Schweiz. Zürich, Herzog. 1873. Gr. 8. 6 Ngr.

Spencer-Northcote, J., Geschichte des Johanniterritter-Ordens. Mit Genehmigung des Verfassers übersetzt von L. Studemund. Münster, Russel. 8. 1 Thlr.

Szalay, L. v., Geschichte Ungarns. 3ter Bd. 1ste Abth. Deutsch von H. Wögerer. Pest, Lauffer. Gr. 8. 2 Thlr.

Stark, K. B., Nach dem griechischen Orient. Reise-Studien. Heidelberg, C. Winter. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Straßmann, W., Geschichte, Verfassung und Wirksamkeit des Vereins gegen Verarmung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Ströll, M., Die Papiergeld-Reform. Eine populär-wissenschaftliche Darstellung. München, Grubert. Gr. 8. 5 Ngr.

Thiele, H., Kaiser und Papst. Eine zeitgeschichtliche Studie. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Tennyson, A., In memoriam. „Zum Gedächtniß." Aus dem Englischen übersetzt von Agnes v. Bohlen. Berlin, Bornträger. 8. 1 Thlr.

Thönissen, C. H., Die römisch-katholische Schlüsselherrschaft der Norderhamme zu Bremünwörde, Dorstade, Hammburg und Lüb-Rhede in Ditmarschen. Aus der Grundanschauung und der Chronik in unmaßgebliche Erinnerung gebracht. Leipzig, Mentzel. Gr. 8. 15 Ngr.

Tichonrawow, N., Quirinus Kuhlmann. Eine culturhistorische Studie. Aus dem Russischen übersetzt von A. W. Fechner. Riga, Kymmel. Gr. 8. 20 Ngr.

Ueber die Ursachen der physikalischen Erscheinungen. Frankfurt a. M., Heider u. Zimmer. Gr. 8. 16 Ngr.

Uhlhorn, G., Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart. Stuttgart, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Uphues, C., Reform des menschlichen Erkennens. Münster, Russell. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1ste Serie. 1873—1874. (7 Bde.) 1ster und 2ter Bd. Berlin, Hofmann. Gr. 8. 10 Thlr.

Vincenti, C. v., Unter Schleier und Maske. Orientalische Novellen. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Voß, Sophie v., Drei Menschenalter. Novelle. Gera, Griesbach. 8. 25 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 8. — 19. Februar 1874.

Neue Lyrik.

1. Gedichte von August Stöber. Neue durchgesehene und vermehrte Auflage. Basel, Detloff. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. Lieder aus Frankreich [aus dem Jahre 1870] von Wilhelm Jensen. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 16. 20 Ngr.
3. Schwertlilien von Albrecht Bonnet. St.-Johann-Saarbrücken, Bock u. Seip. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Balladen und lyrische Gedichte von Bernhard Kiesler. Frankfurt a. M., Hamacher. 1873. 8. 15 Ngr.
5. Blätter und Blüten. Gedichte von Heinrich Möchel. Reichenberg, Schöpfer. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.
6. Patriotische Harfenklänge. Zwölf Zeitgedichte von A. Moraht. Hamburg, Nolte. 1873. 12. 7½ Ngr.
7. Die Heiligthümer der Menschheit. Ein Morgengruß an die bessere Zeit von C. Lüdemann. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1873. 8. 12 Ngr.
8. Geheime Trauerspiele. Mit einem Nachspiele: Der Unfehlbare, von F. J. Egenter. Leipzig, Findel. 1873. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
9. Blüten aus Hindustan, gelesen von T. Aufrecht. Bonn, A. Marcus. 1873. 16. 12 Ngr.
10. Schatten. Gedichte von Ada Christen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1873. 16. 15 Ngr.
11. Gedichte von Hans Georg Meyer. Berlin, Springer. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.
12. Aus der Günther-Stadt. Gedichte von Robert Rößler, Hermann Mantell, Paul Ritter, Heinrich Waldau. Breslau, Schletter. 1873. Gr. 8. 12½ Ngr.
13. Perlen aus Schleswigs Sagenschatz. Gedichte von Adelbert Dreesen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 8. 20 Ngr.
14. Gedichte von Franz von Woringen. Bremen, Müller. 1873. Gr. 16. 24 Ngr.
15. Gedichte von Wilhelm von Ising. Kassel, Kay. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.
16. Cyclamen von W. Constant. Wien, Hügel. 1873.
17. Die Söhne der Sibyllen und der Nornen. Von E. von Wildenbruch. Berlin, Stilke. 1873. 8. 20 Ngr.

Die „Gedichte" von August Stöber (Nr. 1), mit denen wir unsere diesmalige Umschau beginnen, sind längst keine neue Erscheinung mehr auf dem Büchermarkte; der Name des Dichters hat seit Jahren einen guten Klang; seine schlicht und warm empfundenen Lieder wie desgleichen viele seiner erzählenden Gedichte haben sich bereits viele Freunde erworben, und wir erwähnen das Buch hier nur, um darauf aufmerksam zu machen, daß dasselbe wieder in neuer, vermehrter Gestalt erscheint, und um den Wunsch daran zu knüpfen, daß jetzt, wo das Elsaß wieder unser ist, die Gedichte des braven elsässischen Dichters, der stets auf der Seite von deutscher Art und Bildung gestanden hat, in Deutschland noch mehr als früher die verdiente Würdigung finden mögen.

Gleichfalls keine neue Erscheinung, sondern bereits in zweiter Auflage erschienen sind die „Lieder aus Frankreich" (aus dem Jahre 1870) von Wilhelm Jensen (Nr. 2), deren Verfasser sich erst jetzt auf dem Titelblatt der zweiten Auflage genannt hat, nachdem die Gedichte bereits bei ihrem ersten anonymen Erscheinen viel Lob geerntet haben. In der That verdienen sie dasselbe, und es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um — auch ohne Namensnennung des Verfassers — beim ersten Blick sofort zu erkennen, daß es sich hier um die Productionen eines wirklichen Dichters handelt, und jetzt, wo wir Wilhelm Jensen's Namen auf dem Titelblatt genannt finden, constatiren wir mit Vergnügen, daß sich diese Lieder den übrigen lyrischen und novellistischen Leistungen des talentvollen Dichters auf das würdigste anreihen und mit zu dem Allerbesten gehören, was durch den deutsch-französischen Krieg auf literarischem Gebiete hervorgerufen ist. Ehe noch der Name des Verfassers bekannt war, mußte man nothwendig meinen, daß die Gedichte wirklich von einem dichterisch begabten Krieger und Theilnehmer am Feldzuge herrührten. Diese Annahme war geboten durch die außerordentliche Lebendigkeit und phantasievolle Anschaulichkeit, mit der das Leben und die Stimmungen

des Kriegers im Felde in ihrer ganzen bunten Mannichfaltigkeit vorübergeführt werden. Die Achtung vor dem Talent des Verfassers muß somit noch um ein Bedeutendes steigen, wenn wir erfahren, daß Jensen seinen Wohnsitz Flensburg während des Kriegs nicht verlassen und sich lediglich mit dichterischer Phantasie in die Leiden und Freuden eines Kriegers hineinversetzt und dieselben im Wort geschildert hat. Wir können das Buch allen denjenigen, welche dasselbe noch nicht kennen, mit bestem Gewissen empfehlen; die Gemälde und Bilder, welche der Verfasser entwirft, wirken zum Theil außerordentlich rührend und ergreifend; durch das Ganze geht ein schöner Gemüthston und eine edle elegische Stimmung, wie sie der Sache angemessen sind, und das Buch ist werth, mehr als einmal gelesen zu werden.

Der Verfasser des zunächst hiernach zu besprechenden Dichtwerks: „Schwertlilien" von **Albrecht Bonnet** (Nr. 3), knüpft gleichfalls an den deutsch-französischen Krieg an, er schmäht Napoleon, preist Preußen und feiert die deutsche Erhebung; ob aber der Ton, in dem das 35 Seiten umfassende Heft gehalten, ein der Sache würdiger und angemessener ist, das dürfte gar sehr die Frage sein. Hören wir ein paar Proben:

In Frankreich saß auf stolzem Throne
Der Dritte der Napoleons,
Es klebte Blut an seiner Krone
Und Zweifel an dem Recht des Sohns.

Sein Weib, ein blondes Prachtgebilde,
War 'ne Hetäre und bigott.
Mit Hermelin und Kaiserschilde
Deckt' er die Herkunft, schäbig, blott. (!)

Des Purpurzeltes üpp'gen Schimmer,
Das Gold, die Gunst, die Macht, die Pracht
Umkreisten mit erborgtem Flimmer
Im Reiz des Fleischs die Feen der Nacht.

Und hinter reinen Edelsteinen,
Brocat und Seide, Sammt und Erz,
Fand an Charakter man nicht einen,
Nicht eine mit 'nem reinen Herz.

Hinterher heißt es vom Krimkriege:

Plonplon war leider in den Häfen
Sehr cholerinisch disponirt,
Sein Vetter Louis hat sich die Schläfen
Mit laurus nobilis garnirt.

Die Krone war mit neuem Flitter
Für ein'ge Jährchen aufgeflitzt,
Da rollt heran ein neu Gewitter,
Der Carbonaris Bombe blitzt.

Man gratulirt zum neuen Jahre
Und streckt die Zunge aus dem Mund,
Zupft Oestreich an dem Puderhaare,
Schimpft den Gesandten „krummer Hund!"

Da ist schon ein famos Krakeelchen
Zum populärsten Krieg entrirt,
Am Ruhmeswagen werden Felgen
Mit frischem Menschenblut geschmiert u. s. w.

Wir glauben, daß der zur dichterischen Befehdung der Napoleonischen Wirthschaft nöthige juvenalische Ingrimm anders aussieht, und daß derartige Invectiven aus aller Poesie herausfallen. Nicht glücklicher ist der Verfasser, wenn er weiterhin die preußischen und deutschen Helden feiert; wir glauben aber von der Mittheilung weiterer Proben zum Beleg unserer Ansicht absehen zu können, da die bisher angeführten für den Kundigen genug sagen.

Gleichfalls eine Niete und vollkommen danach gemacht, um alle neun Musen reißaus nehmen zu lassen, sind die „Balladen und lyrischen Gedichte" von **Bernhard Kiesler** (Nr. 4), die sich mit einer wahrhaft staunenswerthen Naivetät geben. „Wasser, Wasser, nichts als Wasser!" möchte man mit Falstaff ausrufen, und es ist unglaublich, wie jemand so wenig Selbstkenntniß und Selbstkritik besitzen kann, um derartige Sachen für druckfähig zu halten. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen: „Balladen" und „Lyrische Gedichte". Geben wir aus jeder zum Belege unserer Ansicht ein paar Proben:

Kindestrauer.

Armes Vöglein, bist gestorben,
Ach, ich liebte dich so sehr,
Hab' so schön mit dir gesungen,
Nun hab' ich kein Vöglein mehr.

Vater, Vater, komm', o komme!
Sieh mein armes Vöglein hier;
Helle Thränen muß ich weinen,
In der Nacht da starb es mir.

In ein Grab will ich es legen,
Blümchen will ich pflanzen drauf,
Will ihm täglich, täglich rufen,
O vielleicht wacht's wieder auf.

Indeß erklärt der Verfasser in diesem Gedichte die Naivetät vielleicht für einen feinen Zug berechneter Kunst (weil wir es ja mit einem Kinde zu thun haben); wählen wir deshalb eine andere Ballade, bei der diese Entschuldigung unmöglich ist:

Ballade vom König im Faß.

Es war ein stolzer König,
Der saß in einem Faß,
Das hatte hundert Löcher,
Dem König war's ein Spaß.

Es liefen viel Gesellen
Ums alte Faß herum,
Die wollten's wieder machen,
Doch waren sie zu dumm.

Da kam ein fremder Meister,
Der sah das Faß sich an —:
Wart', wart', ich will schon helfen,
Das Ding ist gleich gethan.

Er nahm einen großen Hammer,
Und schlug das Faß entzwei,
Und schlug auch todt den König,
Da war der Spaß vorbei.

Schüttelst du mit dem Kopfe, geehrter Leser, und weißt nicht, was du sagen sollst? In der That, das muß man schwarz auf weiß sehen, um es für möglich zu halten, daß jemand etwas Derartiges für Poesie ausgeben kann. Ein gleichfalls classisches Gedicht nach der Seite unfreiwilligen Humors ist „Heinrich Heine", welches also beginnt:

Alfred Meißner stand am Bette
Des gebrochnen Heinrich Heine,
Freute sich des süßen Schlummers,
Der den Musenhelden letzte,
Sah mit Wehmuth auf die Züge,
Die vom Schmerz so arg zerrissen u. s. w.
— — — — — — — — —

Plötzlich fing mit leisem Stöhnen
Sich der Kranke an zu regen,
Wollte öffnen seine Augen,
Doch sie waren fest verschlossen
— — — — — — — — —
Suchte nach des Freundes Rechten,
Hub so bitter an zu lachen,
Daß noch lang in Meißner's Herzen
Dieses Lachen widerhallte.

Und nun erzählt Heine einen Traum. Drei Frauen, „furchtbar, gräßlich anzuschauen", sind ihm erschienen und haben also gesungen:

Heinrich Heine, der Gemeine,
Warf ein Bündel mürben Zunders
In die Scheune des Jahrhunderts,
Und das mürbe Zunder brannte,
Ohne daß es jemand kannte,
In dem alten, dürren Strohe,
Das nun flammet lichterlohe
— — — — — — —
Heinrich Heine, der Gemeine,
Musenschänder des Jahrhunderts,
Warf ein Bündel mürben Zunders
In die Scheune des Jahrhunderts u. s. w.

In diesem Gedicht schreibt der Verfasser auch das Imperfectum von „winden" zweimal „wandt", was für seine Bildung in der Orthographie Zeugniß ablegt.

Eine andere sogenannte Ballade fängt an:

Der Herzog Karl von Würtemberg
War ein gar strenger Herr,
Das steht geschrieben groß und klar
Im dicken Johannes Scherr.

In einer Ballade: „Der ungetreue König", findet sich folgender Vers:

Nun reihen im Volke sich Fest an Fest,
Weil wieder ein Herrscher am Throne;
Ein Herrscher so herrlich, daß sagen sich läßt:
Es hat ihn Jupiter zum Sohne.

Die Messung „Jupiter" mit dem Ictus auf i ist noch gar nicht dagewesen und mehr als genial.

Ein rein„lyrisches" Lied lautet:

Die schönste der Stunden
Wird immer gefunden
Beim funkelnden Wein,
Herr Bacchus soll leben,
Herr Bacchus soll schweben,
Gelobet, gelobt soll er sein.

Und so geht es weiter durch fünf Strophen mit den drei letzten Zeilen als Refrain, und Herr Bacchus „schwebt" consequent bis zum Ende des Gedichts. Weiterhin spricht der Verfasser von einem „Nierenkenner", womit er aber nicht die bekannte medicinische Autorität bei Nierenkrankheiten, den Professor Frerichs, sondern den lieben Gott meint, als welcher Herz und „Nieren" prüft.

Leider ist die nächste Gedichtsammlung, mit der wir uns zu beschäftigen haben, nicht um ein Haar besser, und Heinrich Möchel, der Verfasser der „Blätter und Blüten" (Nr. 5), hätte gleichfalls besser gethan, die Producte seiner Dichterthätigkeit im Kasten zu behalten. Seine Naivetät ist nicht minder groß wie die von Bernhard Kiesler, und viele der Gedichte sind so fade und kindisch wie nur irgend möglich. Man höre folgendes Poem:

Biene und Hummel.

Eine Hummel sum, sum, sum
Summt mit stolzem Flügel
Um den Bienenkorb herum,
Nah' dem Gartenriegel.

„Kleines Thierchen", brum, brum, brum
Brummt sie an die Biene,
„Wie sind doch die Menschen dumm
Auf der Weltenbühne!

„Stellen Körbe, dum, dum, dum,
Dummem, winz'gem Thiere,
Meines Nestes Eigenthum
Ruht im Grasreviere." —

„Klein zwar bin ich, rüm, rüm, rüm,
Rühm' mich nicht mit Geiste,
Süß mein Honig, Ungethüm,
Das behaupt' ich dreiste.

„Was ich bringe heim, heim, heim,
Heimwärts von den Fluren,
Zuckersüßen Honigseim,
Sind des Dankes Spuren."

Hier gilt das alte Wort: difficile est satiram non scribere. Der Verfasser hat auch ein neues Gebiet für die Poesie entdeckt und bietet im letzten Abschnitte „Eisenbahnlieder". Auch von diesen eine Probe, die beweisen mag, wie der Verfasser diesen seinen Stoff in noch nicht dagewesener Art ausbeutet:

Verschiedene Dirigirungen.

Es ist vier Uhr, des Werkels Schrei
Ruft laut: Trah-rah, tra-rah,
Die Stationen nach der Reih'
Sind alle, alle da.
Nach des Bedarfes Eruirung
Erfolgt die Wagendirigirung.

Kaum hat das Werkel ausgetönt,
So öffnet sich die Thür,
Und mit Holdseligkeit gekrönt
Ein Mägdlein tritt herfür.
Es tönt aus ihrem Rosenmunde:
„Bitt', zum Kaffee!" die frohe Kunde.
So folgt der Wagendirigirung
Sofort die — Magendirigirung.

Mich dünkt, hier kann man wirklich sagen: ex ungue leonem; ein Buch, welches derartige Sachen bringt, kann auch im übrigen keine dichterischen Offenbarungen enthalten, und wenn die Gedichte auch nicht alle gleich schlecht sind, so findet sich doch Poesie auch nicht in der geringsten homöopathischen Dosis darin, und jeder, der Kunst und Literatur wahrhaft liebt, kann hier nur das Haupt abwenden und seinem Ingrimm Luft machen mit dem Ausruf: Vorbei! Vorbei!

Ueber das nächste, nur 29 Seiten starke Heftchen: „Patriotische Harfenklänge" von A. Moraht (Nr. 6) können wir rasch hinweggehen. Diese Gedichte sinken weder jemals in das Gebiet unfreiwilliger Komik hinab, noch erheben sie sich zu der Eigenart echter Poesie. Es ist mehr oder weniger gebildeter Dilettantismus, der sich in ihnen ausspricht und der es im besten Falle zu einem erträglichen poetischen Mittelgute bringt und wenn ihm einmal ein leidliches Gedicht gelingt, doch wieder aus irgendeinem Loche unfehlbar hervorguckt und sich in einer für den Kenner unzweifelhaften Weise verräth. Der Verfasser ist — wie so viele nicht eigentlich poetisch begabte Geister — durch die großen Zeitereignisse in begeisternder

Weise berührt worden, seine Seele ist in ungewöhnlichen Schwung versetzt, und in dieser Seelenstimmung sind die an die Jahre 1861, 1866 und 1870 anknüpfenden Gedichte entstanden. Der Standpunkt des Verfassers ist zugleich derjenige specifisch christlicher Frömmigkeit. Greifen wir als Probe folgendes Sonett heraus:

Zur Feier der Reformation und des 10. November 1870.

Auch sie ein Krieg — ein Kampf so heiß und schwer!
Mit Fleisch und Blute galt es nicht zu ringen,
Gar andre Mächte galt es zu bezwingen —
Den Fürsten dieser Welt mit seinem Heer.

Drum konnte nur mit Gott der Sieg gelingen,
Und er gelang! Und wer war Sieger, wer?
O Deutschland, deiner Söhne Herrlichster,
Den würdig gnug du niemals kannst besingen.

Und kämpfst du selber jetzt so schweren Krieg,
Nicht gilt's auch jetzt nur irdische Gewalten,
Noch einmal gilt's den alten bösen Feind;

Mein Vaterland, so wunderbar geeint,
Mit Luther's Glauben lern' am Worte halten,
Und dir wird mehr als blos der ird'sche Sieg.

Hier würde, wenn nichts anderes, so schon der bloße Reim „wer" und „Herrlichster" den Dilettanten verrathen; ein solcher Reim kann einem wahren Dichter nicht passiren.

Vom dichterisch-ästhetischen Standpunkte ein noch weniger günstiges Urtheil müssen wir fällen über das 67 Seiten starke Heft: „Die Heiligthümer der Menschheit, ein Morgengruß an die bessere Zeit", von Dr. C. Lüdemann, Kirchenrath und ordentlicher Professor der Theologie in Kiel (Nr. 7). Nebenbei bemerkt, gehört der Doctortitel wie auch andere Standesangaben nicht auf ein poetisches Werk. In einem solchen handelt es sich um eine Naturbegabung, für deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Doctortitel rein gar nichts aussagt. Man kann Doctor sämmtlicher Facultäten und doch ein äußerst mittelmäßiger Dichter sein, und umgekehrt hat es viele höchst bedeutende Dichter gegeben, die ihrem Namen ein „Doctor" nicht vorzusetzen hatten. Um nun zu den Dichtungen selbst überzugehen, so ist der Verfasser sicherlich ein höchst gelehrter, theologisch und philosophisch gebildeter und zugleich ein wohlmeinender und edeldenkender Mann, aber er ist schlechterdings kein Dichter, ja es dürfte sich überhaupt fragen, ob selbst bei größerer Begabung diejenigen Gedanken, die der Verfasser zu verarbeiten sucht, eine dichterische Bearbeitung zulassen. Die dichterische Form kommt uns hier geradezu vor wie ein Hemmschuh, und das, was — in eine prosaische philosophische Abhandlung gebracht — uns recht wohl ansprechen könnte, das wird hier im Kampfe mit Reim und Rhythmus im höchsten Grade ungelenk und geradezu ungenießbar. Der Verfasser schlägt sich fortwährend mit Abstractionen herum, denen er eine concret dichterische Gestaltung trotz aller Plage nicht zu geben vermag und die dann schließlich oft in haarsträubend prosaischer Form zu Tage kommen. Sehen wir den Anfang der Abtheilung „Gott":

Sie sagen, eh' man sich von dir zu reden
Erkühne, solle man erst Rede stehn,
Mit welchem Recht man, daß du seist, behaupte,
Du, den kein Menschenauge je gesehn.
Als ob's dem Menschen auch nur möglich wäre,
Dich nicht zu denken, und ins Nichts hinein,
Ins leere, die Gedanken zu entsenden,
Anstatt ins eine, ewige, volle Sein,

Das aller bunten Vielheit des Gewordnen
Alleiniger Urgrund, Halt und Zielpunkt ist,
Und darin du mit deines Wesens Kerne
Dem Menschengeiste gegenwärtig bist u. s. w.

Von Christus heißt es in der vierten Abtheilung:

Denn wie die einzige Absicht seines Kommens
Das Heil des menschlichen Geschlechtes war,
Das in ihm erst und durch ihn dann die Menschheit
Mit Gott geeint und jeglicher Gefahr

Des Untergangs in Wahn und Weh' und Sünde
Entrissen würde, wirkte er in sich
Zuerst voll aus des Menschen höchstes Leben
Im Bund mit Gott, darin ihm keiner glich,

Und reichte dann, daß all' ihm gleichen möchten,
Die Hülfe dar in seinem Lebenswort
Und seinem reinen, segensvollen Wandel,
Mit weiser Wahl ersehend Zeit und Ort u. s. w.

Das ist der Ton, der das Ganze durchzieht; auf keinen Fall ein poetischer, wie man sofort zugeben wird, und es ist geradezu eine Marter, die 67 Seiten des Hefts bis zu Ende zu lesen.

Das zuletzt besprochene Werk bewegte sich auf dem Gebiete grauer Didaktik und diente der Tendenz. Gleichfalls tendenziös sind die „Geheimen Trauerspiele" von F. J. Egenter (Nr. 8). Diese Gedichte stammen, wie es scheint, aus der Feder eines katholischen Priesters oder sind einem solchen wenigstens in den Mund gelegt und haben es auf eine energische Befehdung Roms und ganz speciell auf die Bekämpfung des Cölibats abgesehen. In der That handelt es sich hier um diejenigen „geheimen Trauerspiele", zu welchen im Leben der Priester und Nonnen durch den Cölibat die Veranlassung gegeben wird, und die ganze Unnatur des ehelosen Lebens wird hier von allen Seiten, in allen erdenkbaren Situationen und mit allen möglichen und wirklichen Folgen in unermüdlichen Variationen dargelegt, ja wir möchten sagen, daß das Thema fast in allzu großer Ausdehnung und Breite behandelt ist und — auf 159 Seiten unablässig wiederkehrend — zuletzt einigermaßen ermüdend wirkt. Doch ist die ergreifende Tragik des Priesterlebens in vielen dieser Gedichte höchst wirkungsvoll hervorgekehrt, und die Lektüre derselben wirkt theils rührend, theils erschütternd. Da es dem Verfasser vermuthlich vor allem darauf ankam, durch den Stoff zu wirken, so hat er der Form nicht immer die nöthige Sorgfalt zugewandt. Doch decken sich in einer Reihe von Gedichten Form und Inhalt ganz lobenswerth, und diese können dann nicht blos auf eine stoffliche, sondern auch auf eine poetische und ästhetische Wirkung Anspruch erheben. Der zweite Theil des Buchs verspottet in ähnlicher Weise das Unfehlbarkeitsdogma.

Fort aus den Wirren des Katholicismus führt uns das folgende Buch in die Region der träumerischen Menschen am Ganges. Wieviel in den „Blüten aus Hindustan" von Theodor Aufrecht (Nr. 9) blos übersetzt oder überarbeitet und wieviel darin eigene Poesie ist, läßt sich nicht klar sehen, doch vermuthen wir, daß der Verfasser manches im indischen Geiste gehaltene Kind seiner eigenen Muse mit eingeschmuggelt hat, wenigstens

paßt manches Gedicht ganz ausgezeichnet auf europäische und speciell deutsche Verhältnisse, und auf alle Fälle findet sich in dem Buche eine recht beträchtliche Zahl von ganz allerliebsten, theils dem Liede, theils der Spruchform angehörigen Gedichten. Statt aller Kritik lassen wir die Gedichte für sich selbst reden:

Billige Wirthschaft.

Die Liebenden bezahlen
Nicht viel für ihre Kost,
Sie speisen Mondeustrahlen
Und trinken Lippenmost.

Genie.

Wie Hunde zahllos läuft der Poetaster
Gevölk umher und tritt das breite Pflaster,
Doch eines schöpferischen Dichterkönigs
Erscheinung ist so selten wie ein Phönix.

Gleichgültig.

Ob Thoren preisen oder schmähen,
Was liegt daran?
Denn kreischen in dem Wald die Krähen,
Was liegt daran?

Dichter und Dichterlinge.

Die Backen bläst ein Schwätzer auf
Und plärret leeren Schwall in Eile,
Ein Dichter kann ermessen nur
Des Dichters mühevolle Feile.

Ein Jahr im goldenen Zeitalter.

Das war ein wundervolles Jahr!
Es haderte kein Ehepaar;
Die Schönen brauchten nicht zu weinen,
Denn jeder Mann blieb treu der Seinen;
Niemanden fand nach Wein man dürsten,
Kein Höfling schmeichelte dem Fürsten,
Die Richter waren unbestechlich,
Die Priester aufgeklärt und rechtlich,
Kunstrichter spalteten kein Haar,
Und was das Sonderbarste war:
Die Dichter rühmten unverdrossen
Die Schriften ihrer Zeitgenossen.

Sehr hübsch, doch zu lang zur Mittheilung ist das „Grablied", originell „Uschas", hübsch auch „Wilde Rosen", „Lenz und Winter" u. a., doch fehlt es in vielen Gedichten nicht an kleinen Formfehlern und sprachlichen Unebenheiten; und wie steht es denn mit dem Gedicht „Natürliche Folge":

So wie der Mensch ist auch sein Gott,
Darum ward Gott so oft zum Spott.

Den Spruch hat Goethe mit geringen Veränderungen am 21. Juni 1814 in Berka niedergeschrieben, und derselbe ist gedruckt zu lesen in der vierten Abtheilung der „Zahmen Xenien". „Sonderbar, höchst sonderbar!" würde der Dänenprinz sagen; wir aber fragen: wie ist dieses Räthsel zu lösen?

Ada Christen, zu deren zuletzt erschienenem Dichtwerk „Schatten" (Nr. 10) wir nunmehr übergehen, hat zuerst „Lieder einer Verlorenen" herausgegeben und damit ein gewisses Aufsehen gemacht. Der Titel war so ungewöhnlich und versprach so Ungewöhnliches, daß mancher schon in der Hoffnung auf eine pikante Lektüre zu dem Buche griff und der Herausgeber d. Bl. die Verfasserin als eine „Sappho des hamburger Bergs" (das Buch war in Hamburg erschienen) charakterisiren zu können meinte. Letzteres war nun freilich ein Irrthum; die Dame lebte nicht in Hamburg, sondern in Wien, und zwar keineswegs in Verhältnissen, die dem Titel des Buchs entsprachen, sondern in ganz bürgerlicher Solidität, und die Maske war nur eine angenommene. Jedoch hatte sie von ihrem eigenen Liebesleben immerhin so viel hineingeheimnißt, daß die Lektüre spannend genug war, und in jedem Falle fand sich in dem Bande eine Reihe wirklich guter Gedichte, die unzweifelhaftes Talent verriethen. Dieses Talent verbarg sich denn auch nicht in ihrem zweiten Gedichtbändchen „Unter der Asche", und es documentirt sich gleichfalls unverkennbar in dem uns vorliegenden „Schatten". Zunächst erfreut bei Ada Christen fast immer eine wohlthuende Reinheit der Form; in ihren Versen ist Melodie und Rhythmus, und das Sprachgefühl des Lesenden wird nicht alle Augenblick beleidigt, wenn er statt wahrhaft dichterischer Ausdrucksweise „die gestotterte Phrase der Unkunst" vernimmt. Was sodann den Inhalt der Gedichte betrifft, so zerfällt das Buch nach einem einleitenden Gedichte in vier Abtheilungen. Die erste ist betitelt: „Daheim", und statt aller weitern Charakteristik wollen wir sofort aus dieser Abtheilung ein paar ansprechende Proben mittheilen:

Schatten.

1.

Sind es Schatten ferner Zeiten,
Schatten schon aus Zukunftstagen,
Die durch meine Seele gleiten,
Die zu mir herüberragen?

Denn oft bluten alle Wunden,
Alle Sterne, sie erblassen,
Und ich kann in solchen Stunden
Nichts mehr lieben, nichts mehr hassen.

2.

Ihr ahnt nicht, wie der dumpfe Drang
Die Seele mir zerrissen,
Und wie ich litt, ach, wie ich rang
In Schmerz und Finsternissen,
Wie einst so bang, so qualvoll-bang
Durch Hirn und Herz geklungen;
Was endlich sich als herber Sang
Aus meiner Brust gerungen;
Wie ich, erschreckt von diesem Klang,
Mich schaudernd mußte fragen,
Ob ich's vermocht, so stumm, so lang
Mein klingend Weh zu tragen.

Schlummerlied.

O weine nicht,
Deine Aeuglein sind
So blau und licht,
Schlaf ein, mein Kind.
Dem Vöglein im Wald
Ist kalt, ach kalt;
Und für dein reines
Blumengesicht,
Du Kind, du kleines,
Taugt Regen nicht.
Du liegst so warm
In meinem Arm,
Hör', wie der Wind
Die Zweiglein bricht!
Schlaf ein geschwind
Und weine nicht!

Im Concert.

Die traurige Kindheit,
Des Vaters Tod,
Der Jugend Blindheit,
Die herbe Noth,
Die Wintertage,
Das dünne Kleid,
Die Sorg' und Plage,
Das Seelenleid,
Die Gleichgültigkeit,
So schwer wie Erz,
Die schmerzlose Zeit,
Die schlimmer als Schmerz ...
Das alles wogte
Wieder vorbei
Mit leisem Schluchzen
Und dumpfem Schrei,
Als deine Hand
Durch die Saiten glitt —
— — — — — —
O, wie ich litt! —

Mich dünkt, diese Gedichte sprechen für sich selbst, dem Zauber der melodischen Form und dem Eindruck ihres zum Herzen sprechenden Inhalts wird sich niemand entziehen können. Die zweite Abtheilung ist betitelt: „Aus der Ferne", und bietet vor allem poetisch fesselnde Reisebilder aus Venedig. Die dritte Abtheilung: „Modelle", bewegt sich auf dem Gebiete socialer Tragik, und wir theilen daraus folgendes Gedicht mit:

Vagabundenbild.

Was fragst du den Mann
Nach Heimat und Haus?
Er hat sie nicht;
Du horchest nach Vater
Und Mutter ihn aus,
Er kennt sie nicht;
Was fragst du den Mann
Nach Kind und nach Weib?
Er klagt doch nicht,
Daß sie ihn verließ
Mit Seele und Leib
Um einen Wicht ...
Was fragst du den Mann
Nach seinem Gott?
Er suchte Licht!
Warum blieb es dunkel
In Elend und Spott?
Er weiß es nicht.

Die vierte Abtheilung endlich: „Tagebuch", erzählt in Versen eine Novelle im Geiste Theodor Storm's, und wegen der von der Verfasserin selbst herausgefühlten Verwandtschaft ist diese letzte Abtheilung dem genannten Dichter auch gewidmet.

Wir gehen über zu den „Gedichten" von H. G. Meyer (Nr. 11), welche schon in einer Nummer von „Im neuen Reich" höchst günstig besprochen sind und in der That zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer diesmaligen Ueberschau gehören. Hier ist wirklich dichterische Essenz, und sowol Inhalt wie Formbehandlung verrathen so viel künstlerischen Adel, daß an dem poetischen Berufe nicht zu zweifeln ist. Die Form zunächst ist fast überall eine sehr glatte und abgeschliffene, und es waltet darin ein so feines Sprachgefühl, wie es immer den echten Kunstberuf vom bloßen Dilettantismus unterscheidet. Allerdings finden sich Form- und Sprachverstöße, doch in welchem Erstlingswerke eines jungen Dichters (und das ist der Verfasser unzweifelhaft) fänden sich dieselben nicht? Und sie verschwinden gegen die vortreffliche Formbehandlung im ganzen. Um einiges namhaft zu machen, so ist es undeutsch, wenn es heißt:

Ich fühle träumend, daß ich träume,
Und, kaum gefühlt, erwach' ich schon.

Auch ist es wol nicht gut, zu sagen:

Um meine Stirne saust
Ein Schwarm von Frühlingswinden.

Auf S. 16 heißt es:

Es wiegt, von allem Schmerz gestillt,
Mein Haupt in thatenreicher Ruh —

wo „wiegt" im Sinne von „wiegt sich" stehen soll. Auf S. 37 fehlt in der Zeile, „der Sonne, die nun auch verglüht", offenbar ein Jambus.

Auf S. 45 steht:

Was wir jugendfroh gesungen,
Was wir gläubig prophezeit,
Sieh, wir haben's ausgerungen u. s. w. —

wo statt „ausgerungen" der Sinn erfordert „errungen". Auf S. 62 ist das Haupt „im Moose" gestützt, statt „ins Moos". Und andere dergleichen Kleinigkeiten mehr. Im übrigen behandelt der Verfasser die einfache Liedform, den antiken Trimeter, die antike Ode (die Oden sind vorzüglich melodisch gebaut) wie das elegische Versmaß in gleich lobenswerther Weise, und die Verse lesen sich sehr angenehm. Was den Inhalt angeht, so sind die Gedanken und Gefühle durchgängig sehr maßvoll gehalten, und „Im neuen Reich" wird das Fehlen eines „schrankenlosen Individualismus" besonders gelobt. Wir haben an sich nichts dagegen, finden aber dieses abgeklärte Maß fast befremdlich bei einem jungen Dichter. Uns dünkt: etwas mehr Sturm und Drang und eine etwas individuellere Physiognomie könnte nicht schaden. Die Abklärung und das Maß kommt mit dem Alter schon von selbst, während bei gleich anfänglichem Vorhandensein desselben die Furcht für das spätere Versiegen des poetischen Stroms nicht fern liegt. Uebrigens pulsirt unter der äußerlich maßvollen Haltung ein sehr warmes inneres Leben, und es macht sich dasselbe in sämmtlichen Gedichten geltend. Zum Schluß eine Probe:

Frühlingsmuth.

Wenn der Lenz darüber streift,
Manche Knospe bricht;
Was im Herzen still gereift,
Schlummre länger nicht!

Rufen will ich in die Nacht,
Auf zum Himmel sehn,
Wo in stiller Glut entfacht
Tausend Sterne gehn.

Wandern will ich durch den Wald,
Selig wie ein Kind,
Fern von meinem Weg verhallt
Aller Schmerz gelind.

Wie der Wind die Segel schwellt,
Schwellt der Lenz den Muth,
Ach, ich liebe diese Welt,
Und die Welt ist gut.

Dies war eine Probe aus der Abtheilung „Lieder", unter denen uns namentlich noch „Marienthal" und

„Ἀνάγκη" besonders gefallen hat, die aber zur Mittheilung zu lang sind.

In der zweiten Abtheilung: „Vermischte Gedichte", finden sich gleichfalls treffliche Leistungen, aber dieselben sind zum Abdrucken gleichfalls zu lang, und da dasselbe von den „Oden" und „Elegien" gilt, so enthalten wir uns weiterer Mittheilungen und schließen damit, den jungen Poeten der Theilnahme der poesiefreundlichen Leser bestens zu empfehlen.

„Aus der Günther-Stadt", d. h. aus der Geburtsstadt des unglücklichen Dichters Johann Christian Günther (nämlich Striegau in Schlesien), betitelt sich eine Gedichtsammlung (Nr. 12), zu welcher viele Theilnehmer Beiträge beigesteuert haben. Die „Gedichte" von Robert Rößler sind — mit Ausnahme eines — alle in schlesischer Mundart geschrieben; Referent glaubt gern, daß sie das gleiche Lob verdienen, welches früher erschienenen schlesischen Gedichten desselben Verfassers in der „Neuen Preußischen Zeitung", der „Schlesischen Zeitung" u. s. w. gespendet worden, ist aber selbst zu wenig Kenner des schlesischen Dialekts, um in dieser Frage ein eigenes Urtheil zu haben. Die Gedichte der drei übrigen Theilnehmer gehen über die Leistungen des gebildeten Dilettantismus nicht hinaus; die unverkennbaren Spuren desselben ließen sich fast in allen Gedichten leicht nachweisen; auch handelt es sich zum großen Theil nur um Gelegenheitsgedichte, und wir können uns eine eingehendere Kritik um so eher ersparen, als die Verfasser — wie die Vorrede zeigt — von ihren Leistungen selbst sehr bescheiden denken und mehr die Erreichung eines wohlthätigen Zwecks als die Verfolgung hoher künstlerischer Ziele bei der Herausgabe im Auge gehabt haben.

Es bietet sich uns hiernach zur Besprechung dar: „Perlen aus Schleswigs Sagenschatz", Gedichte von Adelbert Dreesen (Nr. 13). Das Buch ist 175 Seiten stark, der verarbeitete Stoff ist also sehr reichhaltig, und es erhebt sich zunächst allen Ernstes die Frage, ob der Stoff auch jedesmal zu dichterischer Gestaltung geeignet war. Nicht jedes in Verse gebrachte Factum der Geschichte ist damit schon eine historische Romanze oder Ballade, es kann ein geschichtliches Ereigniß an sich vielleicht sehr fesselnd und in guter historischer Darstellung sogar *nicht ohne* poetischen Reiz sein; trotzdem aber würde es ein Irrthum sein, zu glauben, daß ein solches Factum, *dichterisch* verarbeitet, auch sofort ein Kunstwerk werde. So finden sich in der deutschen Kaisergeschichte gewiß außerordentlich viele poetische Partien; trotzdem aber wird nur eine beschränkte Zahl von Ereignissen eine eigentlich dichterische Gestaltung zulassen, und es wäre nichts verkehrter als der Glaube, daß sich hier ziemlich unterschiedslos alles poetisch Anmuthende auch in Verse bringen ließe. Und auch bei denjenigen Stoffen, die wirklich eine dichterische Gestaltung zulassen, wird das Factum immer nur als Rohstoff gelten können, die historische Wahrheit darf ihren großen Zügen nach allerdings nicht umgestoßen werden, aber im dichterischen Schmelztiegel muß doch erst eine künstlerische Gestaltung und Umbildung des Stoffs erfolgen, ehe überhaupt vom Zustandekommen eines Kunstproducts wird die Rede sein können. Dasselbe läßt sich nun auch unzweifelhaft von der dichterischen Gestaltung von Sagen behaupten. Gewiß hat die Sage in der Regel an sich schon einen gewissen poetischen Reiz, trotzdem aber eignet sich darum noch nicht jede Sage zu dichterischer Gestaltung, und auch wo letztere möglich ist, bedarf es eines wirklich künstlerischen Umbildungsprocesses, der nur in der Hand eines wahren Dichters gelingen kann. Wenn wir die vorstehenden Grundsätze auf das zu besprechende Buch anwenden, so glauben wir in der That, daß sich der Verfasser durch seine Heimatsliebe hat verleiten lassen, allzu viel sagenhaften Rohstoff der dichterischen Behandlung würdig zu erachten, und auch bei den wirklich brauchbaren Stoffen können wir seine dichterische Kraft nicht ausreichend finden, um das Gold echter Poesie von den Schlacken des Rohstoffs zu trennen. Er hat einen eigentlich dichterischen Gestaltungsproceß mit seinen Stoffen gar nicht vorgenommen, sondern einfach in Versen das nacherzählt, was er prosaisch im Volksmunde oder gedruckt vorgefunden hatte. Dabei geht es denn auch ohne Prosaismen und anderweite Unebenheiten und Holperigkeiten in der Form nicht ab, und es dünkt uns, daß diese Sagen prosaisch erzählt sich theilweise viel besser ausnehmen würden. Sehen wir zum Beweise des Gesagten, wie Dreesen eine wirklich poetische Sage (vom Friesenfürsten Radbod) behandelt hat, und vergleichen wir hinterher damit die Gestaltung derselben durch einen, wenngleich nicht sehr großen, so doch wirklichen Dichter, Karl Lappe. Die bloße Nebeneinanderstellung beider Gestaltungen wird sofort zeigen, welches allein die poetische ist, und jeder wird zugeben, daß schon die von Dreesen gewählte Form des Sonetts für die Behandlung eines derartigen Stoffs ein Misgriff ist:

Radbod der Friesenfürst.

Der wilde Friesenkönig Radbod stand,
Bereit, die heil'ge Taufe zu empfangen,
Mit seinen Großen an des Wassers Rand,
Und hell der frommen Priester Psalmen klangen.

Der Bischof hob in freudigem Verlangen
Das Sakrament zu üben schon die Hand,
Als plötzlich ernst der Fürst sich an ihn wandt':
„Nur eins noch, Bischof, sag' mir ohne Bangen:

Wo sind denn meine Väter hingekommen?" —
Der Bischof sprach: „Zur Höll' in ew'ge Pein
Die Heiden fuhren!" — Und in Zorn entglommen

Rief Radbod: „So will ich auch dort hinein!
Viel lieber als im Himmel bei euch Frommen,
Will ich bei Helden in der Hölle sein!"

Radbot der Friesenfürst.

(Von Karl Lappe.)

Radbot stand, der wilde Friesenkönig,
An dem Fluß, die Taufe zu empfangen,
Um ihn her die Priester, frohen Muthes,
Durch des Wankelsinnigen Bekehrung
Endlich doch der Mühen Lohn zu ernten.

Und er setzt den Fuß schon in die Welle,
Als er plötzlich hält: „Noch eines mußt du
Mir verkünden, Bischof! Meine Väter,
Alle meine Ahnherrn, da sie starben,
Sag' es frei, wohin sind sie gekommen?" —
„In die Hölle", sprach der fromme Bischof,
„Deine Väter, die als Heiden starben,
König Radbot, fuhren in die Hölle!"

Das entrüstete den wackern Degen:
„Schlechter Priester", rief er, „meine Väter,
Meine Väter waren tapfre Männer!
Lieber will ich, ja bei Wodan schwör' ich's,
Mit den Helden sein in ihrer Hölle
Als mit euch in euerm Priesterhimmel!"
Sprach's und eilte trotziglich von dannen.

Mit den „Gedichten" von **Franz von Woringen** (Nr. 14) gelangen wir aufs neue in die Region jenes naiven Dilettantismus, der uns schon in den Productionen von Kiesler und Möchel so unerfreulich entgegentrat. Die Gedichte Woringen's stehen ganz auf dem Niveau der letztgenannten; ja es will uns fast bedünken, als ob die dichterische Unfertigkeit bei Woringen noch größer sei, und „die gestotterte Phrase der Unkunst" erklärt sich hier in Permanenz. Die schöne Beredsamkeit, vermöge deren der Dichter der προφήτης der Menschheit sein soll, wird hier zu einem bloßen Stammeln, und wenn des Dichters Aug' „in schönem Wahnsinn rollen" soll, so herrscht hier schon mehr der Wahnsinn, von dem es im „Hamlet" heißt, daß er keine Methode hat. Hören wir gleich das Einleitungssonett:

Zueignung.

Dich möcht' ich gern erfreun, die du mich immer
Erfreust, weil dein ich liebend darf gedenken,
Und weil dich freut — wenn gleich der Weiheschimmer
Vom Blick der Muse fehlt — mein Angedenken,
Weil ich es gab. Mein Stolz sagt dieses immer —
Mein Lieben sagt's, damit dich nicht zu kränken,
Gewiß; — denn wie der holde Silberglimmer
Aus festem Stein erglänzt, so mußte senken

Sich Lieb' in unsre Brust, die wie des Steines
Gewalt den Glanz, so fest sie hält bewunden.
Drum was ich denk' und thu' ist deines, meines

Was du, und wenn es Liebe soll bekunden,
So freut's gewiß die Liebe: — so ein Reines
Und Schönes ist's, in Liebe sein verbunden.

Wir glauben, daß dies Sonett in Bezug auf sprachliche Verrenkungen und Verschwommenheit des Inhalts kaum übertroffen werden kann. Man höre folgenden Spruch:

Du sagst: du mußt — ich sag': ich will,
Doch ist das Wollen, was ich muß?
Drum sagt, wer richtig urtheilt: thu's —
Dem Wollenmüssen hält man still.

Ein anderes Gedicht ist überschrieben „Gerettetes Geheimniß":

Ein einsam Schifflein treibet
Auf dem tiefen endlosen Meer,
Dem Schiffer sinket das Ruder,
Es sinkt ihm das Haupt so schwer.

Da kommen die Wolken, die Winde,
Es gibt sich ein Brausen kund,
Es steigen und schwellen die Wasser,
Und spalten bis auf den Grund.

Da funkelt dem Schiffer das Auge,
Er stößt mit dem Ruder ins Meer,
Und steigt in die schäumende Tiefe,
Sah niemand ihn nimmermehr.

Und um dem Dichter nochmals in einem Sonette das Wort zu geben, so philosophirt er über Zeit und Ewigkeit also:

Man sagt, daß Zeit und Ewigkeit geschieden,
Als wäre Zeit nicht in der Ewigkeit.
Schon hat begonnen Ewigkeit hienieden,
Begonnen schon in Uranfänglichkeit.

Das ew'ge Leben ist uns zubeschieden,
Seit athmend wir der Welt sind angereiht.
Es ist nicht anderswo und noch gemieden,
Und noch gehemmt von Tod und karger Zeit.

Und wenn nun Einer reisen wollt' ins Weite
Viel tausend Meilen, und nur darauf sinnen,
Wie er der ersten Meile Last bestreite,

Nicht wie das Ziel, das letzte, zu gewinnen,
Wär's nicht ein Thor? Ist's besser nicht, die Weite
Des ganzen Wegs bedenken im Beginnen?

Dieser Tiefsinn ist sicherlich preiswürdig und mit solchen und ähnlichen Sachen füllt der Dichter 175 Seiten beneidenswerth schönen Papiers. Für jeden Einsichtigen aber ist klar, daß solche Producte keinen ästhetischen, sondern nur einen culturhistorischen Werth haben, indem sie einen interessanten Beleg dafür bieten, was an poetischem Unsinn 40 Jahre nach Goethe's Tode in Deutschland geleistet worden ist.

Mit den Gedichten von **W. von Ising** (Nr. 15) bewegen wir uns wieder in aufsteigender Linie, der Ausdruck ist ungleich gewandter, und der Ideen- und Gefühlskreis des Verfassers ist nicht ohne dichterischen Gehalt. Trotzdem aber kommt auch er über bloße Anläufe zu dichterischer Gestaltung nicht hinaus; Gedichte von wahrhaft künstlerischem Gepräge, in denen Form und Inhalt zu abgerundeter schöner Einheit verschmolzen sind, haben wir kaum entdecken können; es findet sich hin und wieder ein Aufblitzen von Poesie, aber es fehlt der wahrhaft harmonische Guß, die auf alle Theile sich gleichmäßig erstreckende Vollendung, und auch diejenigen Gedichte, die einen wirklichen dichterischen Kern enthalten, hätten eine ganz andere Durcharbeitung erfordert, um wirklich poetischen Werth zu bekommen. Wie die Dinge jetzt stehen, wird das Niveau poetischen Mittelgutes nicht überschritten, und viele Gedichte sinken — als überhaupt sehr unbedeutend — noch unter dieses Niveau herab. Welchen Werth soll z. B. das folgende Gedicht haben:

Tausch.

Dich schmückte eine Rose,
Der Schönheit schönste Zier.
Der Himmel fragte leise:
„Was gibst du mir dafür?"

Ich sah ihm in die Augen,
In die so oft ich sah.
Er hatte mich verstanden,
Und nickte freundlich „ja".

Da mußt' es wol geschehen,
Wie mich dein Blick auch mied.
Nun hab' ich meine Rose,
Der Himmel hat sein Lied.

Ein anderes Gedicht lautet: „Letzte Stunde":

Wie oft ich fiel im Streben,
Erhör' des Kindes Bitt'!
Ich that mit diesem Leben
Zu dir den ersten Schritt.

Ein Engel konnte fallen,
Und hatte dich gesehn;
Drum Gnade, Gnade allen,
Die noch so ferne stehn.

Wir bekennen frei, daß uns der Sinn dieses Gedichts äußerst mysteriös erscheint und daß wir etwas Klares dabei nicht zu denken vermögen. Auch in den Sprüchen, deren sich viele in dem Buche finden, ist der Verfasser nicht selten sehr matt. Man höre z. B.:

Nach der Natur.

Der Regen zieht die Frucht,
Doch auch der Sonnenschein;
Drum sieh nicht immer ernst,
Sieh auch mal heiter drein.

Das ist doch sicher durch und durch trivial und nicht im mindesten ungewöhnlich, und derartige Gedichte sollten schon durch eine gar nicht strenge Selbstkritik verbannt werden. An ähnlichen Trivialitäten aber ist das Buch nicht arm, und alles in allem müssen wir doch der Ansicht sein, daß mit der Herausgabe auch von Ising's Gedichten den Freunden der Poesie *ein* wahrhaft dankenswerther Dienst nicht erwiesen worden ist.

Einen bei weitem freundlichern und befriedigendern Eindruck empfangen wir dagegen von den „Cyclamen", der neuesten Gedichtsammlung des vielfach verdienten W. Constant (Edler von Wurzbach) (Nr. 16). Form und Sprachbehandlung bieten allerdings auch hier hin und wieder Anstoß: „in mir steckt manches wohl vom Adler", prosaisch! „auf Suche nach der richt'gen Spur", „entnarbte manche Wunde", und anderes mehr), aber alles in allem merkt man doch fast überall die Technik einer wirklich dichterischen Hand, und es stören uns nicht auf Schritt und Tritt die sichtbaren Spuren jenes Ringens mit der Sprache, in dem der Dichter unterlegen ist. Was den Inhalt betrifft, so erhebt derselbe keinen Anspruch auf besondere Neuheit und Großartigkeit, der Verfasser vertieft sich in schlichter Weise und mit sinnigem Gemüthe in Natur und Menschenleben, *und als* Ausbeute bietet er uns manches gemüthvoll empfundene und freundlich anmuthende Bild. Zur Charakteristik und Empfehlung theilen wir im Nachfolgenden einige Proben mit:

O Frühlingszeit
Mit deiner Lüfte würz'gem Kosen,
Was wärest du,
Ach, gäb' es keine Rosen!

O Menschensein,
Geheimnißvoll verworrenes Getriebe,
Was wärest du,
Ach, gäb' es keine Liebe!

Misverständniß.

Zwei verschiedne Wege wandern
Wollen wir, ich her, du hin,
Eines sehnt sich nach dem andern,
Trotzt und läßt die Tage fliehn.

Lernt an Trennung sich gewöhnen,
Und, vom Trotze überwallt,
Statt sich reuig zu versöhnen,
Macht es breiter nur den Spalt.

Wie wir so uns ferner rücken,
Kommt zuletzt der bange Tag,
Wo die Kluft zu überbrücken
Selbst die Reue nicht vermag.

S. 160:

Ich hab' seit frühen Jugendtagen
Jedwedes Leid für mich getragen,
Und, was ich je von Glück empfand,
Getheilt mit jedem, den ich fand.

So kam's, daß ich, gebeugt vom Wehe,
Nun früh gealtert vor euch stehe,
Und was ich andern gab vom Glück,
Gab auch nicht einer mir zurück.

Ein Theilchen der verschenkten Freude
Wie thät' es jetzt mir wohl im Leide;
So steh' ich, ein verdorrter Ast,
Den bald der letzte Sturm erfaßt.

„Die Söhne der Sibyllen und der Nornen" von E. von Wildenbruch (Nr. 17), mit denen wir unsere heutige Besprechung schließen, gehören nicht eigentlich in das Gebiet der Lyrik. Vielmehr würde das Werk der Gattung des Mysteriums einzureihen sein, und es versucht dasselbe, das welthistorische Verhältniß des Germanenthums und des Romanismus in seinen verschiedenen Phasen von den frühesten bis auf die jetzigen Zeiten dramatisch darzustellen. Die Scene ist im Himmel, als Vertreter des Germanismus figuriren die Nornen, als Vertreter des Romanismus die Sibyllen, und beide verfolgen von oben herab, bald triumphirend, bald klagend, die Erdenschicksale ihrer Kinder, über welche sie fortlaufend durch den Erzengel Michael unterrichtet werden. Wir glauben aber, daß es dieser Poesie an Ausdrucksfähigkeit fehlt, und wenn der Verfasser nicht bei jeder neuen historischen Wendung in guter deutscher Prosa gleichsam das Thema des nun folgenden poetischen Abschnitts angegeben hätte, so würde man oft schlechterdings nicht wissen, um welches historische Ereigniß es sich handle. Die Schwierigkeiten mehren sich, je näher der Verfasser der neuen, prosaischen, Zeit kommt, und wenn auf S. 79 als Thema des Folgenden angegeben wird: „Frankreichs Eifersucht gegen Norddeutschland und dessen Vorkämpfer, Brandenburg-Preußen, erwacht; es erhebt sich, um den Weg des Emporkömmlings zu unterbrechen, und es entsteht der lange furchtbare Kampf", so kann man überhaupt zweifeln, ob sich etwas Derartiges durch den Mund der Sibyllen und Nornen poetisch ausdrücken läßt. Die ganze Arbeit bringt es über den Eindruck einer gewissen anständigen Langeweile nicht hinaus.

Albert Moeser.

Naturwissenschaftliche Werke.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Erster Band: Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Von John Tyndall. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Zweiter Band: Descendenzlehre und Darwinismus. Von Oskar Schmidt. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Anregung einiger Gelehrten Deutschlands, Englands, Frankreichs und Amerikas haben sich die Verlagshandlungen F. A. Brockhaus in Leipzig, Henry S. King u. Comp. in London, Germer Baillière in Paris und D. Appleton u. Comp. in Neuyork vereinigt, den Schatz unsers gegenwärtigen Wissens auf dem Gebiete der Social- und Naturwissenschaften durch eine Reihe von Büchern zum Bewußtsein der betreffenden vier Völker zu bringen. Jedes dieser Bücher soll einen mäßigen Klein-Octavband von 15—25 Bogen zum Preise von 1 Thlr.—1 Thlr. 20 Ngr. für geheftete, 1 Thlr. 10 Ngr. bis 2 Thlr. für gebundene Exemplare nicht überschreiten; doch so, daß jedes Buch nur einen ganz bestimmten Gegenstand aus der Feder eines Gelehrten bringt, welcher in der Regel anerkannter Meister auf dem betreffenden Gebiete ist. Jeder Band soll möglichst gleichzeitig in den vier Ländern erscheinen. Für jedes Land ist eine besondere Redaction eingesetzt, für Deutschland: der leider nun schon verstorbene Professor J. Czermak, an dessen Stelle die Professoren H. Marquardsen in Erlangen und Oskar Schmidt in Straßburg getreten sind, und Professor Dr. J. Rosenthal in Erlangen. Zahlreiche Gelehrte haben bereits zugesagt, mit andern schweben noch die Verhandlungen. Unter den erstern bemerken wir namentlich Forscher englischer Abkunft; doch mischen sich bereits Deutsche und Franzosen darunter, welche vereint mit den erstern die interessantesten Themata gewählt haben. So wählte Bain: Die Beziehungen zwischen Geist und Körper, Charlton Bastian: Das Gehirn als Organ des Geistes, Berkeley und Cooke: Die Schwämme, Claude Bernard: Die physischen und metaphysischen Erscheinungen des Lebens, J. Bernstein: Die Physiologie der Sinne, Berthelot: Die chemische Synthese, W. B. Carpenter: Die Physische Geographie des Meeres, Clifford: eine Propädeutik der exacten Naturwissenschaften, Ferdinand Cohn: Die Thallophyten (Algen, Flechten, Pilze), Deville: eine Einleitung in die allgemeine Chemie, Dyer: Form und Erscheinung blühender Pflanzen, Foster: Protoplasma und Zellenlehre, Hermann: eine Physiologie der Athmung, Huxley: Bewegung und Bewußtsein, Stanley Jevons: Die Logik in der Statistik, Lacaze-Duthiers: Die Zoologie seit Cuvier, Leuckart: Grundzüge der thierischen Organisation, R. Liebreich: Grundzüge der Toxikologie, Lindsay: Die Seelenerscheinungen bei den niedern Thieren, Lockyer: Die Spectralanalyse, Lommel: Grundzüge der Optik, Lubbock: Die Urgeschichte des Menschengeschlechts, Maudsley: Die Verantwortlichkeit bei Geisteskrankheiten, Odling: Die alte Chemie, Pettigrew: Gehen, Schwimmen und Fliegen, Quatrefages: Die Negerrassen, Quetelet: Physik der menschlichen Gesellschaft, Ramsay: Die Sculptur der Erde, Rosenthal: Die allgemeine Muskel- und Nervenphysiologie, Edward Smith: Die Nahrungsmittel, Herbert Spencer: Das Studium der Gesellschaftswissenschaft, Steinthal: Grundzüge der Sprachwissenschaft, Balfour Stewart: Die Erhaltung der Kraft, Virchow: Physiologie der Krankheiten, H. Vogel: Die chemischen Wirkungen des Lichts, A. Wurtz: Die Atome und die atomische Theorie, schließlich Tyndall und Schmidt die obengenannten Themata.

Wie man sieht, beruht die „Internationale wissenschaftliche Bibliothek" auf dem Princip nationaler Theilung der Arbeit. Darin liegt auch ihre Stärke und ihre Schwäche. Ihre Stärke, weil es jedenfalls interessant und lehrreich ist, auch einmal einen fremdgeborenen Gelehrten über Gegenstände zu hören, über die wir bisher nur von inländischen Forschern belehrt wurden; weil sich, mit andern Worten, jedenfalls der geistige Horizont der einzelnen Völker durch diesen Austausch der Anschauungen beträchtlich erweitern muß; ihre Schwäche, weil möglicherweise der betreffende Monograph einem andern in einer andern Nation geistig nachsteht und mindestens französische Gelehrte gewohnt sind, alles nach ihrem eigenen französischen Maßstabe, der nicht immer ein objectiver ist, zu messen. Wir erinnern nur daran, daß z. B. A. von Quatrefages es sich vom Standpunkte des französischen Chauvinismus aus angelegen sein ließ, die Deutschen zu Finnen zu machen, worüber ihn bekanntlich Virchow zurechtsetzen mußte. Das schließt freilich nicht aus, daß derselbe Gegenstand nochmals auch von einem Gelehrten einer andern Nation behandelt werden könnte, wie ja auch bereits in dem vorstehenden Verzeichnisse manche Gelehrte miteinander concurriren oder doch nothwendig concurriren müssen, da sie höchst verwandte Themata wählten. Auf der einen Seite führt das zwar eine Vielseitigkeit der Anschauung herbei, auf der andern Seite aber eine Verlängerung der Bibliothek, sicherlich eine gewisse Zerrissenheit. Letztere muß überhaupt, der ganzen Anlage der Bibliothek nach, schon von vornherein gegeben sein, und es fragt sich nur, ob ihre Einrichtung sammt dem nationalen Arbeitsprincipe vortheilhaft genug sei, eine internationale wissenschaftliche Bibliothek wünschenswerth und erträglich zu finden. Wir bejahen die Frage unbedenklich, weil diese Bibliothek Leser voraussetzt, welche, durch eigene Studien zu Kritikern geworden, mit nüchternem Geiste an die Lektüre jedes Buchs herantreten werden. Auf alle Fälle muß die Theilung der Kraft und Arbeit schon von vornherein Bedeutendes erwarten lassen, wenn man auch manche der genannten Autoren, wenigstens in Deutschland, bisjetzt kaum dem Namen nach kennt.

Allerdings, beginnt die Bibliothek mit einem der populärsten Namen, welche England kennt. Vielleicht war es auch nicht ganz absichtslos, daß man gerade Tyndall voranstellte, um für die Fortsetzung des Unternehmens schon von vornherein einzunehmen. Denn so heftig auch derselbe, und wol nicht mit Unrecht, von unserm Astronomen und Physiker Zöllner in Leipzig angegriffen wurde, so hat er sich doch auch bei uns in Deutschland einen weitgekannten Namen gemacht, um dessen Haupt eine

gewisse Glorie spielt. Er verdankt dieselbe aber weniger seinen physikalischen Forschungen als seinen Alpenreisen: im Jahre 1872 erschien sein Buch „In den Alpen" bei Vieweg in Braunschweig, vortrefflich verdeutscht durch G. Wiedemann in Leipzig; ein Buch, welches bei der heutigen Manie, hohe Berge zu besteigen, nothwendig das größte Aufsehen bei allen Alpenreisenden und zugleich warme Sympathie für die außerordentliche Kühnheit, Standhaftigkeit und Geschicklichkeit Tyndall's erwecken mußte. Er zeigte sich daneben als ein zweiter Saussure, dem es nicht auf Bergbesteigungen allein, sondern auch auf das Leben in diesen Höhen ankommt, soweit dasselbe ein physikalisches ist. Auf diese Weise lag ihm der Stoff zu seinem Buche näher als jedem andern, und wer das seltsame unmotivirte Vorwort zu diesem ersten Bande liest, begreift erst durch Vorstehendes, wie passionirt der Verfasser für seine Alpenwelt der Schneeregion ist. Diese Passion verleitet ihn auch häufig im Texte, mehr von seinen Alpenwanderungen zu verrathen, als gerade nöthig wäre, um seine Beweise zu fördern. Der Leser indeß empfindet das als eine nicht unangenehme Unterbrechung seines Denkprocesses; denn die ganze Darstellung gewinnt dadurch außerordentlich an Anschaulichkeit, indem sich zugleich eine persönliche Theilnahme an den Alpengeschicken des Verfassers zugesellt. In dieser Beziehung ist Tyndall's Buch ein höchst individuelles, subjectives; es spiegelt sich in ihm der ganze Reiz eigener Erlebnisse in dem Hochlande ab, und wer letzteres auch nur einmal sah, wird gewiß diese persönliche Darstellung um ihres geschichtlichen Geistes willen gern verzeihen. Anregend wirkt sie auf alle Fälle selbst da, wo die Kenntniß der Hochlandsnatur noch mangeln sollte. Viel unangenehmer dagegen macht sich eine andere Schwäche des Buchs geltend, welches in 493 Sätzen besteht. Wir Deutsche lieben es mit Recht nicht, uns das, was wir lernen sollen, in so und so viel Fächer abtheilen zu lassen; um so weniger, da der nächste Satz meist nur die Folgerung des vorhergehenden ist. Der deutsche Geist empfindet diese Rubricirung wie ein dürres Geripp, das seinem ästhetischen Gefühle widerstrebt. Gleich unangenehm laufen viele Trivialitäten hindurch, und leider ist schon der erste Satz eine solche. Denn, daß „jeder Erscheinung in der Natur andere vorhergehen, welche ihre Ursachen bilden, und daß ihnen andere folgen, welche ihre Wirkungen sind", weiß eben schon das Kind. Es weiß aber auch, daß, wie Satz 5 lehrt, bei trockenem Wetter die Bäche schwach sind und zuweilen sogar ganz austrocknen, so gut wie es die scheinbar große Lehre des sechsten Satzes schon längst kennt, daß der Regen nicht aus klarem Himmel, sondern aus Wolken kommt. Solche und ähnliche Ausstellungen der Conception berühren aber nicht im entferntesten den Werth des Tyndall'schen Buchs, dessen Stärke darin besteht, daß der Verfasser auch zugleich ein Forscher seines Gegenstandes ist.

Diesen behandelt er in 67 Paragraphen, von denen 59 mehr oder weniger nur die Schnee- und Eisform des Wassers schildern. In Wahrheit begeistert sich Tyndall nur für diesen Aggregatzustand, und deshalb ist der Titel seines Buchs eigentlich nicht zutreffend, da er mehr verspricht als hält. Die übrigen Aggregatzustände haben ein Interesse für ihn nur in soweit, als er Wolken und Regen haben muß, um Schnee und Eis für seine lieben Gletscher daraus entstehen zu lassen, oder soweit sich an das Wasser seine Zauberwelt, die Hochlandsnatur, knüpfen läßt. Nur in dieser Beziehung ist sein Buch etwas Ganzes, voll Reiz der Landschaft und großartiger Vorgänge. Aber auch hier darf man nicht etwa auf eine erschöpfende Monographie des Wassers im Gebirge rechnen. Der Leser wird vergebens erwarten, von Wolkenbildungen eingehüllt, von Lavinendonner erschreckt zu werden. Das alles kennt Tyndall wie einer, der in den Alpen groß wurde; aber es kümmert ihn hier nicht, denn Eis ist und bleibt seine Lust, und so könnte man wol auf den Gedanken kommen, daß er sein Buch nur geschrieben habe, um in ihm seine abweichenden Meinungen über Gletscherbewegung und ihre Ursachen populär zu machen. Er vollführt das mit einem Geschicke, das seinen reichen Erfahrungen in der Gletscherwelt gleichkommt und den Leser mitten in die Vorgänge hineinstellt. Die Plasticität (Knetbarkeit) des Eises, seine Regelation, wie der jüngere Hooker das Wiedergefrieren des Eises nannte, seine Ausdehnung und Fortbewegung, wodurch Tyndall selbst Thalbildungen entstehen läßt — das und Aehnliches, was vorzüglich auf seine und andere englische Forschungen zurückzuführen ist, sind seine Lieblingsgedanken, die man nicht in jedem Punkte zu unterschreiben vermag. Mitunter erfaßt ihn dabei auch eine jener metaphysischen Anwandlungen, wie er sie z. B. bei der Schilderung seiner gelungenen Besteigung des Wetterhorns so wunderbar schön zum Ausdruck brachte, und es ergötzt ihn, auch einmal eine Attake auf teleologische Naturanschauungen zu machen, wie sie schlagender wol nicht gemacht werden könnte. In dieser Beziehung muß man den ganzen §. 46 unübertrefflich finden, in welchem er die Ansicht des Grafen Rumford geiselt, daß das Wasser, welches sich nur bis 4° C. abkühlt, blos deshalb diese Eigenschaft erhalten habe, damit Pflanzen und Fische sich auf dem nie gefrierenden Grunde zu erhalten im Stande sein möchten. Solche und ähnliche Ergüsse bringen zugleich ein ethisches Moment in seine Arbeit, und es dürfte darum kaum jemand, wenn er sich nur an den gehaltvollen Text und nicht an den Titel hält, das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Ob dies ebenso mit O. Schmidt's „Descendenzlehre und Darwinismus" (Bd. 2) der Fall sein werde, hängt davon ab, wie sich der Leser zum Darwinismus stellt. Derjenige, welcher sich zu ihm bekennt, ist vielleicht entzückt über die Energie des Verfassers, der schon alles bei allen vier Zipfeln hat und triumphirend sein „fundamentales Entweder — oder" ruft. Ein anderer, welcher den entgegengesetzten Standpunkt einnimmt, nennt wahrscheinlich diese Energie einen fundamentalen Hochmuth, welcher sich der Grenzen menschlicher Erkenntniß noch nicht bewußt wurde. Ein solcher wird schwerlich unterschreiben, daß „für alle, welche der Wunderglaube und die Unterwerfung unter die Annahme einer Offenbarung nicht befriedigt, nichts übrigbleibe als die Abstammungslehre", weil er auch ein drittes kennt, welches ihm sagt, daß wir von dem, was unserer sinnlichen

Erfahrung entrückt ist, einfach nichts wissen können. Freilich glaubt der Verfasser das Entgegengesetzte, und so wird denn der Antidarwinist nicht weiter mit ihm rechten, da bei so entgegengesetzten Voranschauungen doch keiner den andern eines andern zu belehren im Stande sein würde. Er wird aber dem Verfasser schwerlich zugestehen, daß die wohlwollende Aufnahme, welche sein Schlußartikel auf der wiesbadener Naturforscherversammlung fand, wie er selbst im Vorwort triumphirend berichtet, ein Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauungen und des angeschlagenen Tons sein könne. Denn er weiß ja, daß bei den verschiedenen Versammlungen die ganz entgegengesetzten Anschauungen denselben Beifall ernteten, wenn sie nur mit der nöthigen Rhetorik vorgetragen wurden. In dieser Beziehung wird er den Verfasser mit seinen Illusionen und mit seinem ungestümen Mahnrufe „Farbe bekennen!" vielleicht belächeln, weil er weiß, daß dergleichen mehr Sache des Temperaments als der wissenschaftlichen Schärfe ist. Ein orthodoxer Leser würde sich natürlich noch ganz anders zu dem Verfasser stellen.

Läßt man aber alle diese Controversen aus dem Spiele, so wird man zu gestehen haben, daß das vorliegende Buch mit einer „Schneidigkeit und Rücksichtslosigkeit" Stellung nimmt, für welche sich zu bedanken Darwin alle Ursache hätte. Dieser sagt doch wenigstens immer nur: Ich denke mir, daß das so und so war; unser Verfasser aber weiß es bereits sicher, und glaubt nicht mehr Hypothese auf Hypothese zu stützen, sondern mit feststehenden Thatsachen zu operiren. Ob das zu beklagen sei, hängt wieder davon ab, was man über die Bedeutung des Darwinismus überhaupt glaubt. Der Referent selbst meint, daß jede neue Lehre bis zu ihren äußersten Consequenzen ausgebaut werden müsse, um von da ab entweder dem Absurden oder dem Vernünftigen anheimzufallen. Er ist auch nicht zweifelhaft darüber — bekennt also offen Farbe —, daß der Darwinismus nur eine vorübergehende Erscheinung sei, daß er aber das Verdienst mit in sein Grab nehmen werde, Fragen, welche schon oft in gleichem Sinne behandelt wurden, mit größerer Energie als zuvor angeregt zu haben, daß, mit andern Worten, durch ihn die Grenzen menschlicher Erkenntniß in Bezug auf die organische Schöpfung mehr als je klar verzeichnet einst dastehen werden, wenn er dabei auch nur eine negative Rolle spielen müßte. Könnte er uns auch nur das Entstehen der ersten Zelle zweifellos darstellen, so würde er damit allerdings dasjenige Fundament gefunden haben, das ihm noch bis heute fehlt. So lange er desselben aber noch entbehrt, so lange auch werden seine Gegner das Recht haben dürfen, ihn zu bekämpfen.

Das alles jedoch berührt nicht das Recht der Existenz vorliegenden Buchs. Es faßt ja, und zwar in selbständiger Art, alles kurz zusammen, was der Darwinismus bis heute von der Abstammung, also der Schöpfung der Organismen zu wissen glaubt. Der Verfasser zeigt sich dieser Aufgabe nicht nur vollkommen gewachsen, sondern er löst sie auch als begeisterter Lehrer mit einer Klarheit und Schärfe, mit einer solchen Detailkenntniß, daß wir eine vollständig befriedigende Darstellung von dem Wesen der Abstammungslehre und ihren letzten Zielen empfangen. Aber nicht nur das. Weil die neue Lehre genöthigt ist, eine Menge von Erscheinungen unter eine einheitliche Betrachtung zu bringen, die vormals ganz isolirt standen, so erhalten wir zugleich den reichsten Stoff der Belehrung über die merkwürdigsten Thatsachen, soweit dieselben die Formenbildung und ihre Anpassung an die bestehenden Schöpfungsbedingungen betreffen. Wenn dieselben sich auch in dem entgegengesetzten Lichte betrachten lassen; wenn z. B. die Formenreihen, welche häufig so wunderbar aufeinanderfolgen, sich auch als ebenso viele Metamorphosenstufen einer und derselben Art betrachten lassen, ohne daß man genöthigt wäre, nun sogleich jede Art in Formen aufzulösen und den Artbegriff gänzlich zu cassiren: so lernen wir doch unverkennbar aus den Anstrengungen der Descendenzlehre, daß auch die Beobachtung der Art ein Studium ist, welches größere, umfassendere Forschungen nöthig macht, als wir bisher uns träumen ließen, obgleich wir längst wußten, daß sie unter Umständen, wie das Insekt und der Polyp, ein Complex der entgegengesetztesten Formen sei. Dieses Verdienst vindiciren wir dem Darwinismus unbedenklich, um so mehr, als er mit anerkennenswerther Unermüdlichkeit immer neue Thatsachen in dieser Richtung herbeizuschaffen sucht.

Nur in einer Beziehung geht unser Verfasser einseitig vor, indem er nämlich seine Aufgabe auf die Thierwelt beschränkt. Jeder Einsichtige wird ihm darin beistimmen; nicht nur weil der Verfasser ausschließlich Zoolog ist, sondern auch weil sich durch diese Theilung der Arbeit mit verstärkten Kräften allein Brauchbares hoffen läßt, wo der Stoff des Gegebenen in allen Disciplinen der Naturwissenschaft die Kräfte des einzelnen schon mehr als absorbirt. In zwölf Abschnitten behandelt er seinen Gegenstand, indem er nach einem einleitenden Kapitel die Thierwelt in ihrem gegenwärtigen Bestande, die Erscheinungen ihrer Fortpflanzung und ihre geschichtliche Entwickelung vorausſendet, um dann den Grund für die Abstammungslehre selbst zu legen. Zu diesem Behufe untersucht er auch die ältern Lehren von Linné, Cuvier, Agassiz und den ältern Artbegriff, und geht dann zur Betrachtung der ältern Naturphilosophie, besonders zu Goethe über, der bekanntlich eine Urpflanze suchte, aus der sich alle übrigen Gewächse entwickelt haben sollten, als ob die Pflanzenwelt nichts weiter als eine mathematische Formel sei. Durch die Prädestinationstheorie von Richard Owen hindurch gelangt er dann zu Lamarck, dem eigentlichen Vater des Darwinismus, und zu Lyell, der auf dem Gebiete der Geologie Aehnliches erstrebte, indem er für die Bildung der Erde zum ersten male ruhige Entwickelung unter den noch heute wirkenden Naturkräften forderte und nachwies. Darwin, auf welchen der Verfasser nun kommt, sei eigentlich nur der Ausfluß Lyell's, indem er auf dem Gebiete der Organismen das Neueste ebenso von dem Aeltesten herleite, wie Lyell es für die Erde gethan. Hiermit beginnt die Darstellung der Darwin'schen Lehren von der sogenannten Zuchtwahl, vom Kampfe um das Dasein, oder überhaupt die Darstellung der Selectionstheorie, welche die Grundlage für die Descendenzlehre bildet. Diese, der eigentliche Kern des Darwinismus und seine verdienst-

lichste Seite, ohne welche er schwerlich größern Anklang gefunden haben würde, wird nun nach allen Richtungen prüfend und vertheidigend behandelt, bis der Verfasser zu der Entwickelung des Individuums (Ontogenie) und zu den Wiederholungen der historischen Entwickelung eines Stammes (Phylogenie) gelangt, womit der Grund zu der Abstammungslehre gelegt wird. Im zehnten Abschnitte versucht sie der Verfasser mit der Zoogeographie in Uebereinstimmung zu bringen, während er im elften schließlich das Ganze in Bezug auf die Wirbelthiere in Anwendung bringt und deren Stammbaum von den niedersten bis zu den höchsten Stufen als ein Muster gibt, wie der Darwinismus sich die Ableitung des einen aus dem andern denkt und denken soll. Der letzte Abschnitt krönt das Ganze selbstverständlich mit der Betrachtung des Menschen und seiner Affenverwandtschaft.

Natürlich ist hier der Ort nicht, die einzelnen Lehren zu bekämpfen oder zu bestätigen. Wir haben es eben nur mit dem Buche als solchem, als einer kurzgefaßten Darstellung der Darwin'schen Lehren zu thun. Wer sich darüber näher unterrichten will, findet an dem Verfasser einen geistreichen Lehrer, der es versteht, mit dramatischer Kürze und Anschaulichkeit das zu belegen, was er meint. Mancher wird ihn zu radical finden; uns selbst aber behagt diese Ehrlichkeit, die Dinge beim rechten Namen zu nennen, und vieles darin ist dem Referenten aus der Seele gesprochen, namentlich wo orthodoxe Vorurtheile nach Gebühr gewürdigt werden. Ist man auch nicht mit seiner Grundanschauung einverstanden, so muß man doch die Begeisterung und die Gelehrsamkeit anerkennen, womit der Verfasser nach der Lösung des großen Schöpfungsräthsels strebt und ringt. Es steckt etwas jugendlich Frisches, Kühnes, ja Keckes darin, das nicht verfehlen kann, zum Denken anzuregen. Wie sich der Mensch die Welt construirt, war ja seit den Zeiten der ältesten Denker bis auf uns der Inhalt aller Philosophie, und wir leben der Hoffnung, daß sich aus diesem Ringen der Geister unserer Zeit eine neue, eine wirkliche Naturphilosophie herausentwickeln werde, dazu berufen, einen neuen Inhalt in die Geister zu bringen, wenn auch der letzte Satz immer nur der Oersted'sche sein sollte: „Das ganze Dasein ein Mysterium."

Eine Biographie von Dickens.

Charles Dickens' Leben von John Forster. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Althaus. Erster und zweiter Band. 1812—51. Mit dem Bildniß Charles Dickens' und 3 Kupferstichen. Berlin, v. Decker. 1872—73. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Das vorstehende Werk ist eins von jenen, welche man gern, wenn der Raum es gestattete, in der ausführlichsten Weise besprechen würde. Es muß für diesmal mit einer kurzen Empfehlung und Würdigung fürliebnehmen, doch bietet die Fortsetzung wol Gelegenheit, auf die hochinteressante Arbeit nach Gebühr zurückzukommen. Der zweite Band führt Dickens' Lebensbeschreibung erst bis in das Jahr 1851, und so reiches Notizenmaterial dem Verfasser auch schon über die Jugend seines Freundes Boz zur Verfügung stand, so ist doch die Darstellungsweise, in dem Maße wie die Romane neben der Biographie ihre Geschichte geltend zu machen begannen, eine immer umfänglichere geworden, und es läßt sich nicht beurtheilen, in wievielen Bänden der Stoff erschöpft werden kann. Man hat keine Ursache, sich darüber zu beschweren. Der Mensch, der uns hier vor Augen gestellt wird, ist es werth, im einzelnen studirt zu werden. Aber auch der Freund, welcher uns in Dickens' Geheimleben einführt, wird uns von den ersten Schritten an, die wir an seiner Seite machen, ein lieber und werther Begleiter. Die von ihm mitgetheilten Briefe des Dichters lassen keinen Zweifel darüber, daß Dickens vom Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn an ihm aufs innigste befreundet war, und daß wol niemand für die Aufgabe, welche der Ueberlebende in der Abfassung dieses Werks erfüllt, in höherm Grade berufen sein konnte als eben er. Es scheint, als habe Dickens schon zeitig in John Forster denjenigen erkannt, der, wenn das Schicksal es so fügen wollte, sein Biograph werden würde. Die zahlreichen und ausführlichen Briefe an Forster sind solcherart, soweit sie nicht dem Bedürfniß des Herzens entflossen oder geschäftlichen Gegenständen zu dienen hatten, im Interesse jenes Zwecks geschrieben, und es gibt ein neues Zeugniß für Dickens' weiten und scharfen Blick, daß er auf diese Weise jahraus jahrein an einem Denkmal mit bauen half, das nur ein anderer, nicht er selbst, errichten durfte, das aber doch mit seinen Zügen ausgestattet werden sollte und für dessen Echtheit er daher bei Lebzeiten selbst nach Kräften zu sorgen hatte. Zuweilen will es einem dabei freilich bedünken, als ob die Genauigkeit, mit der er auch unbedeutende Vorgänge seines Lebens festzustellen beflissen ist, zu weit gehe, ja es gewinnt wol hier und da das Ansehen, als überschätze er die Bedeutung solcher Details, weil sie ihn selbst betreffen. Doch liegt die Sache ohne Zweifel anders. Seine Art zu schildern war eben überhaupt eine nicht blos skizzirende; er sah die Dinge in mikroskopischer Deutlichkeit und Gründlichkeit, und so mußte er auch ins einzelne gehen, wenn er von dem, was ihm begegnet war, Rechenschaft gab. Dann ist nicht minder zu berücksichtigen, daß er ja durch alle seine Schriften den Beweis lieferte, wie es ihm immer auf Reformen ankam, sei es auf socialem, sei es auf moralischem Gebiet. Indem er aber genaue Rechenschaft gibt von dem, was der Knabe oder der Jüngling Dickens in dieser oder jener Lebenslage erfuhr, erlitt, erreichte, weiß er unwillkürlich unser Mitgefühl für andere zu wecken und uns aufgelegter zur Theilnahme zu machen, als wir es unter dem Druck eigener Sorgen und Interessen im allgemeinen zu sein pflegen. Er

selbst leuchtet uns auf diesem Wege immer voran, und das lebendige Interesse, mit welchem er beispielsweise in dem Blindeninstitut zu Lausanne zwei unglückliche Kinder studirt, die nicht nur blind, sondern auch noch taubstumm sind, hat nebenbei den Ernst wissenschaftlicher Forschung. Zu statten kam ihm dabei offenbar, daß sein Schönheitssinn nicht, wie z. B. bei Goethe, bis ins Feinfühlige entwickelt war: ein ästhetischer Mangel, der für die Darstellungssphäre des Verfassers von „Little Dorrit" zu einem Vorzuge wurde, sodaß Dickens beispielsweise bei einer Wanderung durch die londoner Diebshöhlen die dort auf ihn einstürmenden ekelhaften Eindrücke standhaft zu ertragen vermochte, während einer seiner Begleiter, der Illustrator Maclise, unwohl wurde; man vergleiche damit die Empfindungen, gegen welche Goethe anzukämpfen hatte, als ihm der verkrüppelte Volksdichter begegnete.

Die Dickens'sche Biographie ist ein ebenso belehrendes als unterhaltendes Werk, und nur unter besonders glücklichen Umständen wird es einem Dichter beschieden sein, nachdem die Feder seiner Hand entsank, in einem so liebevoll ausgeführten Bilde auf die Nachwelt zu kommen. Die Uebersetzung ist in den besten Händen.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In „The Westminster Review" vom Januar d. J. wird der zweiten Auflage von Lange's „Geschichte des Materialismus" das wohlverdiente und ihr allgemein ertheilte Lob gespendet. Es wird besonders als ein großer Vorzug gegen die erste Auflage hervorgehoben, daß der neuen erläuternde Anmerkungen beigegeben sind.

In Bezug auf das in diesen Spalten bereits erwähnte Werk: „Aus der petersburger Gesellschaft", welches bei der schweren Erlangung eines Einblicks in das Innere der russischen politischen Kreise sehr willkommen geheißen wird, glaubt dieselbe „Review", aus der genauen und umfassenden Schilderung der verschiedenen Schattirungen des nationalen politischen Lebens der Russen und der intimen Bekanntschaft mit den hervorragenden Persönlichkeiten der petersburger Gesellschaft schließen zu müssen, daß es nur einen geborenen Russen zum Verfasser haben könne.

In derselben „Review" wird die Biographie „Alexander von Humboldt", herausgegeben von Karl Bruhns, als ein des Verfassers des „Kosmos" sehr würdiges Denkmal gepriesen. Sie sei die erste und einzige genügende Biographie desselben, die bisher erschienen, und sei unter besonders günstigen Umständen zusammengestellt worden. Die eigentliche Lebensbeschreibung sei von J. Löwenberg vortrefflich behandelt. Der Schlußabschnitt, welcher der beste sei, wird für ebenso liebevoll wie richtig erklärt und eine Stelle daraus in englischer Uebersetzung mitgetheilt.

Außerdem werden noch erwähnt: „Die Heiligthümer der Menschheit" von C. Lüdemann und „Lieder aus Frankreich" (aus dem Jahre 1870) von Wilhelm Jensen. Von ersterm heißt es, er habe die natürlichen Schwierigkeiten der Aufgabe dadurch erhöht, daß er den Gegenstand nach seinen philosophischen Betrachtungen erwogen hat; es sei ihm die Lösung indessen so gut gelungen, als es die Umstände zulassen. Einem tief andächtigen Geiste habe er die Ergebnisse großer Bildung und reichen Denkens hinzugefügt. Von dem letztern Buche sagt der Recensent, es erzähle seine eigene Geschichte. Niemand, der diese Gedichte lese und die Vaterlandsliebe beobachte, welche den Dichter und seine Kriegskameraden beseelte, könne von den Siegen der Deutschen überrascht sein. Die hohe Gesinnung, welche diese Gedichte ausdrücken, habe nach seinem Dafürhalten weit mehr zu den Erfolgen der Deutschen beigetragen, als selbst die Taktik ihrer Generale. Jensen verdiene mit allem Rechte die Ehren einer zweiten Auflage.

Die daselbst besprochenen theologischen und strengwissenschaftlichen Werke bleiben selbstverständlich aus diesem Berichte ausgeschlossen.

Der „Saturday Review" vom 17. Januar entnehmen wir folgende Notizen. In der Besprechung von „Friedrich der Große" von J. G. Droysen heißt es: „Obgleich er kein Nachahmer von Ranke ist, was die Form betrifft, so gehört Droysen doch im wesentlichen zu derselben Schule wie dieser eminente Historiker; er ist in Höfen, Lagern und Cabineten zu Hause und läßt systematisch die socialen Bewegungen, welche im allgemeinen die bestimmenden Kräfte der Weltgeschichte bilden, aus den Augen. . . . Der Kern der Geschichte liegt diesmal auch wirklich in Feldzügen und Unterhandlungen, und so ist die fast ausschließliche Aufmerksamkeit, die Droysen diesen Dingen geschenkt hat, vollkommen gerechtfertigt. . . . Friedrich's schlesische Feldzüge sind gut geschildert, und des Verfassers durchsichtiger, wiewol ungeschmückter Stil ist belebt und anziehend. Im ganzen ist das Werk sehr günstig für Friedrich, dessen Handlungsweise gewiß entschuldigt zu werden verdient, wenn die öffentliche Wohlfahrt gewissenlose Habsucht überhaupt entschuldigen kann. Sie ist in der That das genaue Seitenstück zu Bismarck's Politik im Jahre 1866 und muß nach ähnlichen Grundsätzen gewürdigt werden." (!)

Ueber „Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860 bis 1870", von H. M. Richter, sagt das Blatt, es sei wenig in dem Buche, was man tadeln, und nicht viel, was man loben könne.

Von Adolf Beer's „Friedrich II. und van Swieten" heißt es: „Seine (des Verfassers) eigenen Erläuterungen, Muthmaßungen und Versuche, Friedrich's Plane zu durchschauen, sind unzweifelhaft aufrichtig und werfen ein sehr sonderbares Licht auf die diplomatischen Manöver der Zeit."

„«Fenelon, Erzbischof von Cambrai. Ein Lebensbild» von E. R. Wunderlich, ist eine saubere und fleißige Arbeit und in einem dem Inhalte geziemenden Geiste geschrieben. «Naturbilder, Studien aus dem Natur- und Menschenleben» von J. G. Kutzner, sind angenehm geschrieben, haben aber wenig Anspruch auf Neuheit oder außergewöhnliches Interesse." Ueber „Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen" von G. T. Fechner sagt der Recensent: „Fechner schreibt mit großem Ernste und Freimuth sowol wie mit hinlänglicher Klarheit, bringt aber den Eindruck hervor, als ob er in den Naturwissenschaften weniger zu Hause wäre als in der Metaphysik." In der Besprechung der Biographie „Christian Daniel Rauch" von Friedrich Eggers heißt es: „Eggers hat seine Aufgabe aufs vortrefflichste gelöst. Er hat eine enorme Masse von Briefen, deren Inhalt er in gedrängter und prägnanter Sprache wiedergibt, gründlich bewältigt und verarbeitet. Kann auch Rauch's Leben kaum ereignißreich genannt werden, so ist die Biographie doch niemals langweilig, ein Erfolg, welcher zum großen Theil der geschickten Einführung hervorragender Persönlichkeiten, wie Humboldt z. B., und der Art und Weise, wie dies angewendet wird, um die Laufbahn von Rauch's Collegen und Rivalen in der Kunst, besonders Schadow's und Friedrich Tieck's zu beleuchten, beigemessen werden muß. Das ganze Werk ist ein ausgezeichnetes Beispiel von der Kunst, eine Darstellung, welche in weniger geschickten Händen leicht fad und gänzlich technisch hätte werden können, zu beleben und ihr Mannichfaltigkeit zu verleihen.

Ueber „Die Shakspearomanie, zur Abwehr" von Ro-

derich Benedix, sagt das Blatt: „Die Einbürgerung Shakspeare's in Deutschland ist ein Seitenstück zu der Händel's in England. England hat den gewaltigen Meister des Oratoriums ohne den geringsten Groll wegen dessen Ueberlegenheit über seine eigenen Purcells und Boyces adoptirt, und die größten Dramatiker in Deutschland haben zu ihrer Ehre das meiste zur Einbürgerung des größern Engländers unter ihren Landsleuten beigetragen. Die Ansprüche indessen, welche ein Goethe, Schiller und Lessing gelten ließen, vermochten auf den verstorbenen Roderich Benedix, einen geschätzten Verfasser angenehmer Lustspiele, keinen Eindruck zu machen. Die obengenannten Dichter, meint er, seien von ihren undankbaren Landsleuten herabgewürdigt worden, und eine gute Hälfte von Shakspeare's Ruhm verdanke er seinem ausländischen Ursprunge. Diese freiwillige Vertheidigung der beleidigten und sich nicht beklagenden Größen ist höchst uneigennützig seitens Benedix, dessen eigener Ruf viel mehr vom Zahne der Zeit zu besorgen hat als von der Berühmtheit Shakspeare's. Er hat viel über den Gegenstand zu sagen: das Wesentliche seiner Beschwerden indessen läuft darauf hinaus, daß der unverbesserliche Shakspeare dabei beharrt, reich, überlegen und unergründlich, und zwar in einem für einen Dramatiker ganz unerlaubten Grade es zu sein; denn dieser müsse seine Verwickelung und Zwischenfälle auf das Maß seiner fünf Aufzüge beschränken und seine Ideen der Fähigkeit eines intelligenten Theaterkritikers anpassen, der im Stande ist, eine Novität bei ihrer ersten Aufführung zu verstehen. Mit einem Worte, das Weltmeer will sich nicht in einen Eimer fassen, und der Eimer will sich nicht trösten lassen. Oder sollte das Werk vielleicht nichts als eine versteckte Satire sein, welche beabsichtigt, die Unmöglichkeit irgendeiner theatralischen Darstellung von wirklicher Großartigkeit in einem Zeitalter, wo der Kritiker über den Dichter gestellt wird, darzuthun?"

„«Poetik, Rhetorik und Stilistik» von W. Wackernagel enthält viel nützliche Belehrung, scheint sich aber in keiner wesentlichen Hinsicht von den gewöhnlichen ästhetischen Lehrbüchern zu unterscheiden."

„«Ueber Mundarten und mundartige Dichtung» von Klaus Groth ist ebenso unterhaltend wie belehrend."

Ueber „Studien und Kritiken" von A. Rutenberg heißt es, sie enthalten nichts Bemerkenswerthes außer einer gelegentlichen Nichtachtung der Schicklichkeiten der Kritik. „Derselbe Verfasser", sagt der Recensent weiter, „hat einen recht guten Bericht über die dramatischen Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs in einem Geiste geschrieben, welchen man aus der Ueberschrift eines der Kapitel: «Die Dramatiker des Verfalls», entnehmen kann."

„«In Memoriam», aus dem Englischen übersetzt von Agnes von Bohlen", lesen wir schließlich, „ist eine sehr genaue und geschmackvolle Uebertragung. Der unerklärbare Zauber des Originals ist allerdings darin nicht zu finden; wenn sie aber einerseits einfacher ist, so ist sie andererseits desto klarer. Die Wirkung ist etwa die, als ob man einen Ort bei Tageslicht wieder besuchte, den man bisher nur beim Scheine des Mondes gekannt hat."

„The Quarterly Review" vom Januar d. J. widmet Karl Justi's „Winckelmann, sein Leben, seine Werke und seine Zeitgenossen" eine ausführliche Besprechung und sagt: „Die Durchlesung dieses Buchs ist sehr lohnend. Hat auch Winckelmann zu seiner Zeit einen elektrischen Einfluß ausgeübt und eine europäische Berühmtheit erlangt; hat er auch seinen Zeitgenossen eine neue Auffassung von der Kunst beigebracht und ihre Phantasie durch eine blitzartige Offenbarung der Antike entzündet, so geben uns doch diese Bände zum ersten mal seine wirkliche Biographie. Dem bisher noch nicht behandelten Gegenstande ist hier volle Gerechtigkeit widerfahren. Justi hat seine Aufgabe mit einsichtsvoller Liebe und erschöpfender Forschung, welche seine Leistung zu etwas mehr als einer Lebensbeschreibung gemacht hat, gelöst; es ist dieselbe vielmehr eine encyklopädische Geschichte alles dessen, was in irgendeiner Weise auf Winckelmann's Wirken sich bezieht oder seinen Einfluß beleuchtet. Wir statten ihm unsern wärmsten Dank für den unermüdlichen Fleiß ab, welcher jedes dunkle Fleckchen in der denkwürdigen und dramatischen Laufbahn eines außergewöhnlichen Mannes, einer in vielen Hinsichten unsern Antheil in Anspruch nehmenden Laufbahn aufgeklärt hat. . . ."

Ueber Winckelmann's eigene Leistungen sagt „The Quarterly" am Schluß: „Vieles in seinen Schriften ist jetzt veraltet; aber alle haben das höhere Feuer in sich, welches der Genius allein von sich geben kann; jene Glut, welche einen Glanz besitzt, der nicht mit der Zeit vergeht. . . . Winckelmann hat in hervorragendem Grade eine schöpferische Kraft entfaltet. Alles was er that und hinterließ war die freie Ausgeburt individuellen Bewußtseins. Er war vorzugsweise ein Dichter — ein Seher —, und seine Aeußerungen waren von jenem unerklärbaren Aufblitzen der Divinationsgabe gekennzeichnet, dessen eigentliches Wesen der Analyse spottet, dessen treffende Kraft aber sofort in die Augen fällt und für immer eine Spur zurückläßt. . . . Jeder aufrichtige Kunstkenner wird gern zugeben, daß Winckelmann zuerst Licht auf ein Gebiet geworfen hat, welches bis zu seiner Zeit eine chaotische Masse von vereinzelten Gedanken und verworrenen Lehren war. Er fand die Kunstforschung im Zustande einer Reihe unzusammenhängender, phantastischer und vom Zufall zusammengeworfener Vorstellungen; er hinterließ sie zu einem System krystallisirt, dessen Lehrsätze, von ihm selbst entwickelt, in allen wesentlichen Punkten die Probe der Erfahrung bestanden haben und durch den Prüfstein der fortschreitenden Kritik bestätigt worden sind."

Bibliographie.

Basilea poetica. Altes und Neues aus unserer Vaterstadt. Basel, Schneider. 8. 2 Thlr.

Büchmann, G., Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volks. 8te vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Curtius, E., Johannes Brandis. Ein Lebensbild. Berlin, G. Reimer. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Ehrenberg, C. G., Die das Funkeln und Aufblitzen des Mittelmeeres bewirkenden unsichtbar kleinen Lebensformen. Berlin, Dümmler. 1873. Fol. 10 Ngr.

Fontane, T., Der Krieg gegen Frankreich 1870—1871. 1ster Bd. Der Krieg gegen das Kaiserreich. 2ter Halbbd. Berlin, v. Decker. 1873. Lex.-8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Gnevkow, A., Novellen. Berlin, zum Felde. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gottschall, R., Blüthen neuer deutscher Dichtung. 8te Aufl. Breslau, Trewendt. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Janus. Friedens- und Kriegsgedichte. Leipzig, Keil. 1873. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. X. Bd.: Geschichte des spanischen Drama's. 3ter Bd. Leipzig, Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 24 Ngr.

Mach, E., Beiträge zur Dopplerschen Theorie der Ton- und Farbenänderung durch Bewegung. Gesammelte Abhandlungen. Prag, Calve. Gr. 8. 16 Ngr.

Meyer, L., Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungs-Anstalten. Breslau, Maruschke u. Berendt. Gr. 8. 10 Ngr.

Vogel, C., Frauenliebe und Dichterleben. Ein literarisches Album für die deutsche Frauenwelt. 3te Aufl. bearbeitet von Julia Dohmke geb. Vogel. Leipzig, Barth. Gr. 16. 2 Thlr. 25 Ngr.

Von der Gewissensfreiheit. Ein Censurflüchtling vor der „cisleithanischen Preßfreiheit". Wien, Gronemeyer. 8. 10 Ngr.

Voß, M. v., Zur Geschichte der Autonomie der Stadt Halle. Halle, Lippert. Gr. 8. 15 Ngr.

Wachenhusen, H., Des Herzens Golgatha. Roman. 2 Bde. Stuttgart, E. Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Wagner, R., Geschichte der Belagerung von Strassburg im Jahre 1870. Auf Befehl der k. General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen nach amtlichen Quellen bearbeitet. 1ster Thl. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Wilmanns, W., Die Reorganisation des Kurfürsten-Collegiums durch Otto IV. und Innocenz III. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Winkler, A., Probleme aus der Wärmelehre. Wien, Lehmann u. Wentzel. Gr. 8. 24 Ngr.

Winterfeld, A. v., Die schlimme Stelle. Humoristische Erzählung. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Wöhler, W., Hohenstein oder das Lied von der Eiche im deutschen Reiche. Rostock, Stiller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolff, E., Umrisse und Bilder aus der Literaturkunde. 1stes Buch. Leipzig, M. Schäfer. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Wort über die Kirchengesetze. Von einem Evangelischen. Halle, Barthel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Militärische Zeit- und Streitfragen. 21stes Heft: Unsere Kriegs-Kunstsprache in ihrer geschichtlichen Entwickelung und unterm Einflusse der Fremdwörter. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Zelený, A., Ueber Zerstörung von Eisenbahnen im Kriege. Prag. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 9. 26. Februar 1874.

Zwei Bekehrte.

Zwei Bekehrte. Zacharias Werner und Sophie von Schardt. Von Heinrich Düntzer. Leipzig, Hahn. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die literargeschichtliche Einzelforschung hat sich in den letzten Jahren weniger dem Zeitraume unserer classischen Dichtung zugewandt als dem Zeitalter der Romantik. Es ist das erklärlich; nachdem Lessing, Goethe, Schiller und deren Zeitgenossen ihrem Leben wie ihren Schriften nach durch die Fülle der veröffentlichten Einzelschriften, Briefwechsel und andern Arbeiten in helles Licht gestellt worden, offenbarte sich der Wunsch, auch die an der Schwelle und im ersten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts wirkenden Dichter eingehender kennen zu lernen, um so mehr, als uns dieselben unter der Hand auch schon in ganz ehrwürdige Ferne gerückt sind. So gesellt sich zu den neuerdings veröffentlichten Schriften über die Schlegel, Tieck u. a. hier eine Arbeit, deren Schwergewicht in der Betrachtung von Zacharias Werner ruht. Man mag dieses Weiterschreiten erklärlich finden, ohne sich desselben sonderlich zu freuen; wir steigen aus der klaren reinen Alpenluft jener großen Geister wieder hinab in das dunstige Thal. Je mehr es diesen Gestalten der Romantik an Kraft und Fülle der dichterischen Anschauung mangelte, desto mehr suchten sie, wenigstens etliche ihrer Hauptvertreter, diesem Mangel durch einen zwischen schwärmender Glaubensträumerei und gemeiner Sinnlichkeit auf- und abschwankenden Genialitätsdusel abzuhelfen; es sind theilweise echteste Vertreter jener kläglichen gesellschaftlichen Zustände, welche in der Schlacht von Jena ihre erbarmungslose Züchtigung, in der großen Zeit der Freiheitskriege ihre Heilung fanden. Mehrere dieser Schwarmgeister fanden schließlich nach durchtobtem Jugendleben Befriedigung im Katholicismus, welchen sie ebenso sinnlich schwärmerisch erfaßten, wie sie vorher die Freuden der Welt gekostet hatten. Man kann nicht sagen, daß diese „Spottgeburten aus Dreck und Feuer", in deren Grundstoff der erstere eine sehr bedeutende Rolle spielt, besonders anmuthende Erscheinungen wären. Unser Standpunkt hat sich, mag man unsere Zeit noch so eifrig die Zeit des rücksichtslosen Materialismus schelten, im Verlauf von funfzig Jahren einigermaßen und zwar zum Bessern verrückt. Wenn die genauere Betrachtung unserer classischen Dichter diese oder jene menschliche Schwäche an ihren edeln Gestalten aufdeckte, so treten dafür ihre schönen Seiten wie die Bedeutsamkeit ihrer Dichtungen um so lebendiger hervor, je weiter wir zeitlich von ihnen zurücktreten. Es läßt sich nicht Gleiches von den Romantikern sagen; ihre vor zeiten gefeierte Dichtergröße sinkt mehr und mehr hinab, und das hellere Licht, in welchem uns der Mensch erscheint, ist nur ausnahmsweise geeignet, für die fehlende dichterische Bedeutung zu entschädigen.

So ist auch Heinrich Düntzer, der fleißige Betrachter und Erläuterer unserer classischen Dichtung, herabgestiegen in den Dunstkreis der Romantik, zunächst allerdings zu zwei Gestalten, welche dem ihm vorwiegend vertrauten Bekanntenkreise Goethe's angehören. Vereinigt sind dieselben einestheils durch jenes Band schwärmerischer, an dem Abgrund der Sinnlichkeit hintaumelnder Freundschaft, wie solche in der Zeit der Romantik im Schwange war, anderntheils dadurch, daß beide, obwol aus verschiedenen Beweggründen, im katholischen Bekenntniß Ruhe für ihre Seelen zu finden glaubten. Die beiden Gestalten sind: Zacharias Werner, der vormals gefeierte Dichter der „Weihe der Kraft" und anderer romantisch-mystischer Dramen wie nicht minder berühmt durch seinen Uebertritt zum Katholicismus und zum Priesterstande nach einem, sogar nach dem Maßstabe der weitherzigen Romantik gemessen, außergewöhnlich sündigen Leben; und Frau Sophie von Schardt, nicht der glänzendste Stern, aber doch eine bedeutsame Erscheinung unter den geistreichen Frauen des weimarer Musenhofs.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner war in Königsberg

geboren, in der Nacht vom 18. zum 19. November 1768. Sein Vater, Professor der Beredsamkeit und Geschichte, ein freundlicher und geachteter, doch nicht eben bedeutender Mann, starb früh; die geist- und gemüthvolle, aber überspannte Mutter hat ihre Seeleneigenschaften nach der guten wie nach der schlimmen Seite hin auf Zacharias vererbt. Von der frömmelnden Mutter wie von einer lebenslustigen Tante gleichermaßen verzogen, widmete sich der Jüngling seit 1784 kameralistischen Studien in der Vaterstadt, mehr noch einem tollen Genußleben und der Hervorbringung erster und sehr unvollständiger dichterischer Versuche. Mit seiner Volljährigkeit in den Besitz des väterlichen Vermögens getreten, ließ Werner seine Studien unvollendet und lebte abenteuernd in den Tag hinein; dreiundzwanzigjährig heirathete er ein Weib der Viertelswelt, ward dadurch in Königsberg unmöglich, und nahm dann zu Petrikau in dem neugewonnenen Preußisch-Polen eine untergeordnete Beamtenstelle an. Durch die polnische Erhebung verjagt, treibt er sich in Königsberg, Thorn, Plozk u. s. w. herum, während die Frau in Königsberg ihren Liebschaften nachläuft. Er thut dasselbe und läßt sich schließlich von ihr scheiden. Im Jahre 1796 wird er Kammersecretär in dem damals preußischen Warschau. Er wird Freimaurer und beginnt alle Thorheiten des damals beliebten Geheimbundwesens mitzumachen, schreibt schwärmerische Gedichte auf die Jungfrau Maria und läuft dazwischen allen Weibsleuten nach. Im Jahre 1799 verheirathet er sich zum zweiten mal mit einer Beamtentochter, weil dieselbe, wie er meint, einige tausend Gulden hat. Damals lernte ihn Chamisso's nachmaliger Freund und Biograph Hitzig kennen; er gibt uns die erste Schilderung des sonderbaren Menschen, dessen schon erschlaffte, doch leicht erregte gutmüthige Züge durch die trüben, aber oft glühend aufblitzenden, schwarzen, breitgeschlitzten Augen unter den langen buschigen Brauen belebt wurden, sowie die Wärme seines empfindungsvollen Wesens und der Antheil, den das aus ihm sprechende, in ergreifenden Klagen sich ergießende Unglück, die herzliche Gutmüthigkeit und der bei vorherrschendem tiefen Ernste oft hervorbrechende, seine eigene Schwäche nicht schonende Humor, der in schalkhaftem Lächeln um die Lippen spielte und vergeblich im langgezogenen, behaglich mit der Hand gestrichenen Kinn sich zu verbergen suchte, hervorrief, alles Abstoßende des durch eine gewaltige, in Gesellschaft sich spürend nach allen Seiten hin wendende Nase entstellten dunkelgelben Gesichts, das Schlotterige und Ungelenke der schlanken hagern Gestalt und das Wirre seiner ganzen vernachlässigten Erscheinung vergessen ließen. Im Frühjahr 1801 löste Werner seine zweite Ehe. „Es war", schreibt er, „eine jämmerliche Ehe, ohne Haß und ohne Liebe. Keins von uns beiden war eigentlich schlecht; aber beide in einem hohen Grade leichtsinnig, gingen wir eins den Landweg, das andere den Stadtweg. Im Frühjahr 1801 ließen wir uns mit beiderseitiger Einwilligung förmlich trennen, wobei ich ihr mein letztes väterliches Kapital bezahlen mußte. Jetzt war ich zwei Frauen und den Rest meines Väterlichen los." Ein Vierteljahr danach verheirathet er sich mit der achtzehnjährigen Tochter eines warschauer Schneidermeisters, der er auf der Straße begegnete und deren Anblick ihm „wie ein Blitzstrahl ins Herz fuhr". Schön und liebenswürdig muß sie gewesen sein, aber leider, sie verstand ebenso wenig deutsch wie er polnisch.

Unterdessen hatte die schwärmerische Versenkung in die Freimaurerei den bei aller sittlichen Wüstheit hochbegabten Mann zur dramatischen Dichtung hingeführt; er schreibt sein erstes Stück: „Die Söhne des Thales", ein wunderlich Stück Arbeit, mit großen Schönheiten und größern Sonderbarkeiten. Im Jahre 1802 kehrt er mit Urlaub nach Königsberg an das Krankenbett seiner Mutter zurück; sie starb 1804, mit Hinterlassung eines Vermögens von 12000 Thalern, welches Werner in den Stand setzte, mit größerer Selbständigkeit zu leben. Seine „Söhne des Thales" gaben ihm Gelegenheit, brieflich mit Goethe, Iffland und dem Kurfürsten Erzkanzler Dalberg anzubinden, zunächst ohne Wirkung. Im Jahre 1805 hat er den ersten Theil seines zweiten Stücks: „Das Kreuz an der Ostsee", vollendet und schickt die Arbeit an Iffland mit der bescheidenen Bemerkung, „sowenig er sich mit Schiller in Parallele stellen wolle, getraue er sich doch vorläufig zu behaupten, sein erster Theil sei mehr ein Ganzes als die «Piccolomini», und enthalte wenigstens ebenso viel, wo nicht noch mehr Handlung, sei dazu ohne den zweiten Theil vollständig verständlich". In demselben Augenblick aber, da Werner meint, an des eben verstorbenen Schiller Stelle treten zu können, schickt ihm Iffland „Die Söhne des Thales" als ganz und gar nicht darstellbar zurück. Werner hatte nach der Mutter Tode das Amt in Warschau wieder angetreten, aber mit äußerster Unlust; Himmel und Erde bewegte er, um nach Berlin zu kommen, allerdings womöglich in eine Stellung, wo er nichts zu arbeiten habe. Endlich gelang dies im Jahre 1805. Der Minister Freiherr vom Stein kam nach Warschau, mit ihm Geheimrath Kunth, vormals Erzieher der beiden Humboldt; Werner erneuerte sein Gesuch und war glücklich damit. Kunth interessirte sich weit mehr für die schöne junge Polin, die er in ein unglückseliges Ehejoch gespannt sah, als für den überspannten, häßlichen und schmuzigen Dichter; er bewirkte Werner's Versetzung nach Berlin, zugleich mit dem erwünschten Versprechen, er solle möglichst mit Arbeiten verschont werden. Das war Mitte October 1805; schon vor Ende des Jahres ward auch Werner's dritte Ehe „wegen gegenseitiger Abneigung" aufgelöst; Frau Maria heirathete alsbald den Geheimrath, und Zacharias war abwechselnd selig und verzweifelt, daß er seine dritte Frau nun auch „los war".

Auf Iffland's Veranlassung begann Werner nunmehr ein neues Drama: „Luther oder Die Weihe der Kraft"; es war so rasch vollendet, daß es bereits im Sommer auf der Bühne erschien; die Musik war von Bernhard Anselm Weber, nicht, wie Düntzer ungenau meint, von Gottfried Weber gesetzt. Werner erhielt für seinen nun längst vergessenen „Luther" das unerhörte Honorar von 500 Thalern; Schiller hatte für seinen „Tell" nur $331\frac{2}{3}$ Thlr. empfangen. Werner's „Luther" machte mehr durch den Stoff und durch Iffland's Spiel in der Hauptrolle als durch seine Bedeutung Aufsehen. Wenige Monate danach warf die Schlacht von Jena den preußischen Staat und zugleich die Hoffnungen über den Haufen, welche Werner

auf Berlin gesetzt hatte. Ein tieferes vaterländisches Gefühl lebte in Werner ebenso wenig wie in einem großen Theil der in romantischem Gemüths- und Kunstdusel befangenen Gebildeten; aber da in jener Kriegszeit das berliner Theater nur den Bedürfnissen der französischen Besatzung diente, so gedachte Werner in Wien ein besseres Geschick aufzusuchen: er schrieb damals das aus der böhmischen Geschichte geschöpfte Drama „Wanda" und den „Attila". Von Wien ging er über München und Frankfurt nach Weimar, wo er Ausgang 1807 anlangte.

Goethe nahm den wunderlichen Weltfahrer, in dessen Wesen bei zahlreichen abstoßenden Eigenschaften sich doch eine unverkennbare Genialität aussprach, mit herzlichem Wohlmeinen auf. Zwar war Werner mit seiner unvermeidlichen riesigen Tabacksdose und dem blaugewürfelten Taschentuch eine Erscheinung, die nicht sonderlich in den feinen Hofkreis von Weimar paßte; die zahllosen Sonette, die er, auf schmuzigen zerknitterten Wischen geschrieben, aus der Hosentasche zog und vorlas, forderten den Spott heraus, aber der Vortrag seiner Dramen, seine lebhafte humoristische Unterhaltungsgabe verfehlte des Eindrucks nicht, vornehmlich auf die Seelen der Frauen, welche zumal der schwärmerische mystische Zug in dem Wesen des Sonderlings anzog. Goethe achtete in ihm das Dichtertalent; klare gesunde Naturen wie Passow und Heinrich Voß fühlten sich abgestoßen. Als Werner nach einem Vierteljahre wieder von dannen zog nach Berlin, konnte er mit der Aufnahme, die er in Weimar gefunden, wohl zufrieden sein. Iffland dagegen trug keine Lust, nochmals Werner's wunderlichen Stücken die Bühne zu öffnen; in dem verarmten Preußen gab es kein besoldetes Amt für Leute, die nicht arbeiten wollten. So veräußerte denn Werner seine fahrende Habe und trat in derselben Zeit als Preußen geknebelt zu Napoleon's Füßen lag, Frühling 1808, eine neue Abenteuerfahrt an, überall Dichter und Gelehrte aufsuchend, überall von Sonetten sprudelnd, bald in schwärmender Mystik sich ergehend, bald der gemeinsten Liederlichkeit huldigend, was er beides einträchtig in sein Tagebuch aufzeichnet. So geht es über Frankfurt, Köln und Karlsruhe in die Schweiz, nach Zürich, ins berner Oberland, über die Gemmi, nach Mailand und Genua; dann zurück nach Zürich, von dort nach Lausanne und in das Wallis. In Coppet legt er sich vor Anker im gastlichen Hause der Frau von Staël; sie selbst, Schlegel, Constant, Sismondi, Oehlenschläger bilden die Genossenschaft, denen der ungewaschene Evangelist sein katholisirendes Christenthum predigt und seine unverständlichen Sonette vorliest. In Paris verweilt er etliche Wochen; die Nachricht, Goethe habe die Leitung des weimarer Theaters aufgegeben, treibt ihn Ende 1808 zurück. Goethe empfing das wirre Genie, welches ihm die Schuhe auszutreten kam, diesmal nicht mit dem frühern Wohlwollen. Kurz vorher hatte er an Zelter geschrieben:

Die Kunstwelt liegt zu sehr im Argen, als daß ein junger Mensch so leicht gewahr werden sollte, worauf es ankommt. Sie suchen es immer wo anders als da, wo es entspringt, und wenn sie die Quelle ja einmal erblicken, so können sie den Weg dazu nicht finden, deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano u. a. arbeiten und treiben's immerfort, aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei und in der Gestalt die Specification, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe.

Auf Sylvester kam der Groll des alten Löwen zu einem donnernden Ausbruch. Steffens, Werner und zahlreiche andere waren mit Goethe zu Tische. Steffens berichtet:

Goethe war sehr heiter, das Gespräch drehte sich um mancherlei Gegenstände, und die unbefangenen geistreichen Aeußerungen des berühmten Wirths erheiterten uns alle. Auch mit den Frauen wußte er sich auf liebenswürdige Weise zu unterhalten. Endlich wandte er sich an Werner, der bisjetzt wenig an den Gesprächen theilgenommen hatte. „Nun, Werner", sagte er auf seine ruhige, aber fast gebieterische Weise, „haben Sie nichts, womit Sie uns unterhalten, keine Gedichte, die Sie uns vorlesen können?" Werner griff eilig in die Tasche, die zerknitterten schmuzigen Papiere lagen in solcher Menge vor ihm, daß ich erschrak. Werner fing nun an eine Unzahl von Sonetten uns auf seine abscheuliche Weise vorzudeclamiren. Endlich zog doch eines meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Inhalt des Sonetts war der köstliche Anblick des vollen Mondes, wie er in dem klaren italienischen Himmel schwamm; er verglich ihn mit einer Hostie. Dieser schiefe Vergleich empörte mich, und auch auf Goethe machte er einen widerwärtigen Eindruck; er wandte sich an mich. „Nun, Steffens", frug er äußerlich ruhig, indem er einen geheimen Ingrimm zu verbergen suchte, „was sagen Sie dazu?" — „Herr Werner", antwortete ich, „hatte vor einigen Tagen die Güte, mir ein Sonett vorzulesen, in welchem er sich darüber beklagte, daß er zu spät, zu alt nach Italien gekommen wäre; ich glaube einzusehen, daß er recht hat. Ich bin zu sehr Naturforscher, um eine solche Umtauschung zu wünschen. Das geheimnißvolle Symbol unserer Religion hat ebenso viel durch einen solchen falschen Vergleich verloren wie der Mond." Goethe ließ sich nun völlig gehen und sprach sich in eine Heftigkeit hinein, wie ich sie nie erlebt hatte. „Ich hasse", rief er, „diese schiefe Religiosität. Glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde; auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier, nie hören lassen!" Nachdem er auf diese Weise sich eine Zeit lang und immer lauter ausgesprochen hatte, beruhigte er sich. „Sie haben mir meine Mahlzeit verdorben", sagte er ernsthaft. „Sie wissen ja, daß solche Ungereimtheiten mir unausstehlich sind. Sie haben mich verlockt, zu vergessen, was ich den Damen schuldig bin." Er faßte sich nun, wandte sich entschuldigend zu den Frauen, fing ein gleichgültiges Gespräch an, erhob sich aber bald, entfernte sich, und man sah es ihm wol an, daß er verletzt war und in der Einsamkeit Beruhigung suchte. Werner war wie vernichtet.

Alle Hoffnung Werner's, seine neuesten Werke auf der weimarer Bühne aufgeführt zu sehen, war mit dieser scharfen Kriegserklärung Goethe's abgeschnitten; doch glich sich nach einigen Wochen das Verhältniß zu Goethe wieder so weit aus, daß dieser ihn aufforderte, einmal alle seine Kraft zusammenzufassen und ein rein menschliches, durch einfache Mittel wirkendes Drama zu dichten. Nach Hitzig hätten Goethe und Werner einen Wettkampf in einem einactigen Drama verabredet, in welchem Werner die Folgen des Fluchs, Goethe die des Segens darstellen sollte. Werner schrieb darauf in kurzer Zeit die Schicksalstragödie: „Der 24. Februar"; er wählte den Tag als den Todestag seiner Mutter; das Stück spielt bekanntlich auf dem einsamen Alpenwirthshaus Schwarenbach auf der Gemmi, welches Werner vor kurzem besucht hatte. Goethe gab dem Stück, welches ausnahmsweise alle frömmelnde Mystik mied und ungemein bühnen-

wirksam ist, lebhaften Beifall. Erst im Sommer schied Werner, vor kurzem durch einen Jahresgehalt des Fürsten Primas im Betrage von 1000 Reichsgulden aller Sorgen enthoben, von Weimar, um seine Weltfahrten fortzusetzen. Seine Gedichte vortragend, von jeder anmuthigen Mädchenknospe entzündet, zu zeiten sehr dichterisch angeregt, dann schwärmerisch frömmelnd, bald toll spaßhaft, bald von Reuegedanken über seine unbesiegliche Liederlichkeit gequält: so schmarotzt er an den kleinen thüringischen Höfen herum, geht nach Frankfurt und Köln, sitzt wieder etliche Monate in Coppet. Ende 1810 langt er in Rom an. Hier geräth er alsbald in die Kreise der Künstler und des Adels, besucht Kirchen und Museen. Der berauschende Prunk des römischen Cultus wirkt auf sein seit Jahren schon schwärmerisch angeregtes Gemüth aufs tiefste ein; das Reuegefühl über sein sündiges Leben faßt ihn schließlich mit Macht; im April legt er sein Glaubensbekenntniß als Katholik ab und ist fortan eifrig bemüht, noch mehr Seelen für den katholischen Glauben zu gewinnen, in welchem er nach schweren Kämpfen Ruhe gefunden. Es würde unrecht sein, diesen Glaubenswechsel auf niedrige Beweggründe zurückzuführen; daß der so leidenschaftliche Werner fortan sich eines durchaus erbaulichen Lebenswandels befleißt, ist jedenfalls ein Beweis für die Ehrlichkeit seiner Reue und seiner Bekehrung. Er will sogar Priester werden; aber das wird dem dreimal Verheiratheten und dreimal Geschiedenen nicht gestattet.

So verweilt Werner etliche Jahre lang zu Rom, dichtend und betend, während Deutschland unter Napoleon's Zuchtruthe seufzte. Im Sommer 1813 kehrt er nach dem Vaterlande zurück; in dem Getümmel des Freiheitskriegs weiß er nichts zu schreiben als „Die Weihe der Unkraft", ein tolles Gedicht im Nibelungenmaß, worin er seine ganze bisherige Schriftstellerei als sündig widerruft, Glauben, Demuth und Buße predigt. Bald nach Beginn des Jahres 1814 tritt er in das aschaffenburger Priesterseminar ein, empfängt im Sommer die Weihe und wendet sich nach Wien.

Wien bleibt fortan, zwei Reisen nach Polen und Venedig abgerechnet, Werner's ständiger Aufenthaltsort. Er predigt mit Beifall; der wunderliche Lebensgang des Mannes, seine noch nicht ausgebrannte Genialität, die glühende Beredsamkeit, mit welcher er der ganzen Welt und sich selbst zuerst seine Sündhaftigkeit vorhielt, seine Dreistigkeit, das Bedenklichste auf die Kanzel zu bringen, dann wieder die dichterische Fülle und Schönheit seiner Sprache: das alles zog zahlreiche Zuhörer, besonders der vornehmen Welt, nach der Augustinerkirche, in welcher Werner predigte. Nebenher ging die Sonettendichtung immer weiter; im Jahre 1816 begann er sein letztes Drama: „Die Mutter der Makkabäer", ein Gedicht erbaulichen, aber keineswegs anmuthigen Stoffs. Aufgerieben durch seine rastlose Thätigkeit als Prediger starb Werner am 17. Januar 1823.

Dies ist das Lebensbild des Mannes, von welchem sogar sein wohlwollender Freund und Biograph Hitzig sagt, er sei „in bürgerlichen Verhältnissen selbstsüchtig gewesen, sodaß er Freunde, die sich seiner Angelegenheiten einmal angenommen, mit seinen Anforderungen bis aufs Blut gequält, verschlagen, wenn er etwas für sich habe erreichen wollen, geizig, geldgierig, feig, eitel, ängstlich, peinlich, unreinlich", wobei sein schlimmster Fehler noch nicht einmal aufgezählt wird. Helios-Goethe nannte ihn Ende der zwanziger Jahre „jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Misgriffen und Extravaganzen, Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menschlicher Theilnahme, bitterlich gelitten". Es ist eben das trübe Bild eines hochbegabten, aber durch mangelnde Reife und sittliche Verderbniß untergegangenen Talents, wie deren der Zeitraum der Romantik manche aufzuweisen hat. So spricht denn auch Düntzer treffend am Schlusse seiner Betrachtung:

> In ihm ging der Nation ein Dramatiker verloren, weil er religiöse Erhebung und Erwärmung auf der Bühne erwirken wollte, und so Religion und Dichtung auf gleiche Weise verletzte. Sein leidenschaftlich unruhiger Geist hatte im katholischen Glauben freilich die Bezwingung seiner wilden sinnlichen Gier und der grauenvollen Verzweiflung an sich selbst, aber nicht stille gottselige Ruhe gefunden; der Dämon der Ehrsucht und Eitelkeit ist nie aus dieser von schaurigen Qualen durchwühlten Brust gewichen, nimmer hat ihm die reine Klarheit des auf sich selbst ruhenden Geistes sonniger Wahrheit geleuchtet, die er in seinem „Helios" sehnsüchtig verehrte. Seine in eigenwilliger Schrankenlosigkeit vergeudete Jugend hat sich an ihm gerochen; er hat diese schwer gesühnt, aber der volle Kranz, der seiner hohen Begabung blühte, ist ihm nicht geworden, und des Lebens wahres, in stiller Befriedigung ruhendes Glück hat dies einsam sich abhärmende Herz nie gekostet.

Neben den wunderlichen Heiligen stellt Düntzer eine Frau, welche wenigstens in dem Uebertritt zu dem katholischen Bekenntniß mit Werner zusammentraf, wenngleich ihr Lebensgang wie der Beweggrund dieses Uebertritts völlig verschieden waren. Sophie von Schardt gehörte zu den zahlreichen Asteroiden, welche zwischen den großen Planeten des weimarer Hofs hin- und hergingen, während Werner, ein unsteter Komet, nur zweimal in den Lichtkreis des Musenhofs eintrat, zu welchem er im übrigen sowenig wie möglich paßte. Wenn wir nun auch aus demjenigen, was Düntzer über das Leben der Frau von Schardt aus bisher unbekannten Briefen mittheilt, manche erwünschte Erweiterung unserer Kenntniß des weimarer Hofs gewinnen, so ist es dennoch erklärlich, daß wir hier die Lebens- und Bekehrungsgeschichte einer Frau, die im Grunde an dem Musenhofe nur eine bescheidene Rolle spielte, kürzer behandeln, wie ja auch Düntzer's Darstellung selbst, trotz mancher fühlbaren Längen, erheblich kürzer ist.

Geboren 1755 zu Hannover, war Friederike Sophie Eleonore von Bernstorff früh verwaist und bei einer Tante auf deren Gut in Holstein erzogen worden. Zweiundzwanzigjährig verlobte sie sich mit dem weimarischen Geheimen Regierungsrath von Schardt, dem Bruder jener Frau Charlotte von Stein, welche in Goethe's Leben eine so bedeutsame Rolle spielt. Schardt war ein etwas ernst gestimmter und nüchterner Mann, zu welchem Sophie nicht durch innige Herzensneigung gezogen ward; auch spielte er keinerlei Rolle in dem genialen Treiben des weimarer Hofs, an welchem das junge Ehepaar im Frühling 1778, also in der schönsten Blüte der tollen Zeit eintraf. Frau von Stein kam der jungen Schwä-

gerin mit herzlicher Liebe entgegen; auch bei Hofe war die anmuthige, kindlich unschuldige, feingebildete, leicht erregbare Sophie von Schardt gern gesehen. Sophie veranlaßte ihre Schwägerin zu eifrigem Betreiben des Englischen, dessen sie selbst mächtig war; wol durch dieselbe kam Sophie auch in Beziehung zu Goethe; ebenso stand sie mit Herder und Knebel in naher persönlicher Beziehung oder in Briefwechsel. In diesen Briefen aus den ersten weimarer Jahren wird sie von den Heroen des Geistes einigermaßen als ein anmuthiges gescheites Kind behandelt. Goethe nennt sie „liebe Kleine", „die kleine gute Schardt", schreibt ihr englische Briefchen, wie sie ihn Schach lehrt; wir finden sie bei Goethe zu Besuch, in Tiefurt u. s. w. Auch Herder schreibt an „seine liebe Kleine", den „kleinen unschuldigen Engel", die freundlichsten Briefe, aus welchen wir zugleich ersehen, daß Sophie einige Kenntniß des Griechischen besaß; Frau Karoline fügte in ihrer Weise überschwengliche Zeilen bei. Daß sie auch dem Herzog Karl August nahe genug stand, um ihn in wichtigen Dingen zu berathen, dafür gibt Zeugniß, wenn wir auch den Anlaß nicht wissen, sein Brief vom 1. Mai 1781:

Wenn man jemand recht herzlich und innig dankt, so ist's einem bei mehrern Gefühlen auch; man fühlt's in seinem Innersten, man trägt's wie einen Geruch, den man in der Nase hat, bei sich herum, ohne sagen zu können, was und wie man's fühle, nur hier und da bricht's aus, und da ist die involontärste Ausschüttung die beste. So geht's mit Ihnen. Könnte ich Ihnen doch sagen, was ich Ihnen schuldig bin, wie brav Sie an Ihrem Freunde handeln, wie gesetzt, mitfühlend und rein überlegend. Ich schweige auch sogar mit Fragen über alle Behandlung des Schicksals stille. Zerbreche man sich das Hirn, so erfährt man doch nichts weiter als was einem die Geister zu ihrem Spaße vorspiegeln; gibt man nur scharf acht, so lernt man endlich, was man in diesem oder jenem Falle *endlich* zu thun habe; warum aber dies oder jenes geschieht, bleibt ein Geheimniß. Die guten Geister bewahren Sie für einen Schnupfen wie den meinigen.

Und Goethe dankt ihr in demselben Sommer für ein Geburtstagsgeschenk mit den Zeilen:

Mögen Sie, meine Liebe, das Leben wieder so freundlich ansehen wie mich die Blumen von Ihrem Angebinde. Lassen Sie uns immerfort, so lange wir zusammenbleiben dürfen, des Guten miteinander genießen und dadurch unsere Kraft stärken, das Uebel vereint zu tragen. Glauben Sie mir, daß es eins von den liebsten Geschenken mir zum Geburtstage ist, daß ich Sie unter den Lebendigen nicht vermisse.

Auch am „Tiefurter Journal" arbeitete Sophie von Schardt mit, sie übertrug mit Geschick englische und italienische Dichtungen; ein von Düntzer mitgetheiltes Gedicht Sophiens, „An die Erinnerung", in freien reimlosen Versen empfing Goethe's, welcher die Verfasserin nicht kannte, besonderes Lob und verdient es durch die meisterhafte Behandlung der Sprache und die wahrhaft poetische Auffassung. In Beziehung zu Wieland trat sie erst in spätern Jahren.

So erscheint Sophie von Schardt in jenem ersten Jahrzehnt des genialen weimarer Treibens als eine allseitig gern gesehene, liebenswürdige und anmuthige Erscheinung, harmlos freundlich, klug und anregend genug, um in der geistsprühenden Geselligkeit nicht bedeutungslos zu erscheinen, welcher sie sich mit um so lebendigerm Behagen hingab, weil sie im eigenen Hause sich nicht sonderlich wohl befand. Des Gatten Abgeschlossenheit und eigensinnige Eigenheit mit seinen wunderlich eintönigen Liebhabereien konnte die nach äußerer Anregung und geistreich frischer Unterhaltung verlangende junge Frau nicht anziehen. Drei Kinder, welche Sophie geboren, waren alsbald wieder gestorben; der beste Segen des Hauses fehlte. So fühlte Schardt sich durch der Gattin frische Lebenslust, ihren nach stets neuer Anregung dürstenden Geselligkeitstrieb zu zeiten tief verletzt, und sie selbst empfand sich gedrückt durch die Einsamkeit des Hauses, die Stille des wackern, aber ungeselligen Mannes. Doch hielt sie sich völlig fern von jenen Verhältnissen, welche zu jener Zeit in Weimar zum guten Tone gehörten. In einem Briefe an die Schwägerin vom 17. October 1787 spricht sie sich darüber sehr deutlich aus. Sie nennt dieselben

ohne Sinn und Verstand, weder Liebe noch Freundschaft; man müßte eine Gans oder ein klein Mädchen sein, um sich damit zu amusiren. Es ist der sonderbarste Gedanke, daß man nicht eine Existenz in reellern Dingen finden könne, und daß es nicht begreiflich sei, wie man ohne eine Narrheit im Kopf leben könne. Das nennen sie ein „Interesse", und ein Interesse müsse man doch haben. Sag' mir, wie ist es denn in Rudolstadt, gibt's da auch Interessen? oder wie leben sie ohne dem? Ich möchte mir von der Lotte so ein Recept fürs gescheite Leben ausbitten, daß ich es den hiesigen Fräuleins mittheilen könnte. Ich bitte dich, laß uns eine Ligue machen gegen diesen Ton, der hier herrscht, und durchaus kein Interesse gestatten, am allerwenigsten ein unschuldiges. Der Winter kommt, daß Frühling werde; die Nacht sinkt herab, daß der Tag emporsteige wieder; die Nacht des Todes bringt Morgenröthe des neuen Lebens. Wohl uns, daß unser Dasein auch in die Wellen des ewigen Stroms rollt. Wenn ich mir das lebendig denke, wie es ist, so begreife ich nicht, wie man über etwas in der Welt sich unglücklich fühlen kann und nicht immer und immer heiter ist.

So schreibt jedenfalls nur eine nachdenkende, kluge und gute Frau.

In demselben Jahre 1787 kam Schiller nach Weimar. Es ist bekannt, daß unser herrlicher Dichter in seinen persönlichen Beziehungen recht hart und absprechend sein konnte, und so brauchen wir uns nicht zu wundern, daß das unruhige, zuthuliche, aufgeregte Wesen Sophiens auf Schiller keinen günstigen Eindruck machte. So ist seine Schilderung des Schardt'schen Ehepaars vom 12. Juni 1788 nicht eben schmeichelhaft. Er nennt Sophie

ein feines, schlaues, einschmeichelndes Geschöpfchen, nicht ohne Geist, nicht ohne Genie sogar, eine Espèce von Dichterin, wovon ich einige niedliche Pröbchen gesehen habe, dabei Kokette und sehr begehrlich obendrein; kurz, ein sinnlich spirituelles Wesen, das einem nicht Langeweile machen muß. Zugleich hat sie eine gewisse Delicatesse und Feinheit des Umgangs, die gefällt, und die noch mehr gefallen würde, wenn man ihr nicht das ängstliche Bestreben abmerkte, zu gefallen, das sie ihrerseits durch ein Räucherwerk von Schmeicheleien zu erhalten sucht.

Nach dieser Darstellung ist es erklärlich, daß Sophie von Schardt lebenslang Schiller fremd blieb, während sie mit dessen Gattin — und Lotte von Schiller war wahrlich keine Frau aus dem Dutzend — nachmals in vertrautester Freundschaft verkehrte. Wir können den unzähligen Einzelheiten nicht folgen, in welchen Düntzer, geleitet durch den Briefwechsel, uns entwickelt, nicht blos was Frau Sophie gethan, gedacht und geschrieben hat, sondern auch was sie möchte bei dieser oder jener Gelegenheit gethan oder gedacht haben. Es geschieht in dieser

Hinsicht ab und zu des Guten etwas viel: „Goethe's schöner Aufsatz wird auch Sophie erfreut haben — an der Wiederverheirathung ihres Neffen Fritz wird Sophie herzlichen Antheil genommen haben — Sophie wird an diesen Festlichkeiten herzlichen Antheil genommen haben" — solcher Sätze finden wir gar viele; aber aus dieser von Monat zu Monat weitergehenden Chronik des weimarer Lebens, wie es sich vornehmlich in Sophiens Briefen an Charlotte von Stein abspiegelt, ergibt sich dem Leser doch ein klarer Einblick in die wunderliche dichterisch-wissenschaftliche Atmosphäre von Weimar.

Inzwischen wurde der weimarer Hof älter, und auch „die Kleine" gewann mit der Zeit das gediegene Alter von vierzig und mehr Jahren, und hieß jetzt „die kleine Tante". Unbefriedigt im eigenen Hause, wie sie war, gutherzig, geistreich und theilnehmend, mag sie wol durch diesen Gegensatz ihres Alters zu ihrer stets beweglichen Natur auffällig erschienen sein, ab und zu den Spott herausgefordert haben. So finden wir der scherzhaften Aeußerungen über die kleine Tante gar manche. Ihre Schwägerin Frau von Stein berichtet selbst eine solche Geschichte. Einst las man in Gesellschaft Voltaire's „Zaïre". „Die kleine Tante las die Rolle der Lusignan; sie forderte mich auf, meine Hand auf ihr Herz zu legen, um das durch die Rolle verursachte heftige Schlagen zu fühlen. Zu faul, um von meinem Stuhl aufzustehen, sagte ich: «Ich kenne das schon; dein Herzchen schlägt gar leicht!» Und in dem Augenblick wurde wie ein elektrischer Schlag ein so entsetzliches allgemeines Gelächter, daß sie mich anfing zu dauern." Sophie mag wol hin und wieder trotz ihrer 40—50 Jahre ein bischen das junge Mädchen gespielt haben, und sie nahm auch nur eingebildete Anspielungen auf ihr Alter sehr übel. Doch trotz dieser kleinen Schwächen behielt sie den Ruf einer klugen, feingebildeten Frau; die Colonie von Engländern und Franzosen, welche um die Scheide des Jahrhunderts längere Zeit hindurch in Weimar sich ansiedelte oder dort aus- und einzog, hatte an der sprachgewandten, stets neuer Anregung bedürftigen Frau eine besondere Stütze; Frau von Staël, welche damals Weimar heimsuchte, war mit Sophie sehr vertraut und blieb mit ihr in dauerndem Briefwechsel. So kam das Jahr 1807 heran:

Wir stehen hier an dem entscheidenden Wendepunkte von Sophiens Leben. Bei aller Heiterkeit lag doch in entschiedenem Gegensatze dazu in ihr ein seelenvoller Drang nach tieferer Auffassung des menschlichen Daseins, welcher ihr oft das gewohnte gesellschaftliche Treiben verleidete und sie schwermüthig stimmte, sodaß das Leben für sie augenblicklich allen Reiz verlor und sie nach dem Ende dieses leeren, ihr keine innere Befriedigung gewährenden Spiels sich sehnte, doch ihre frische Lebenslust entriß sie bald wieder diesen traurigen Gedanken. Mit den Jahren mußte diese ernste Stimmung um so häufiger sich einstellen, je tiefer sie, bei manchen herben Verlusten, die sie erleiden mußte, das Gefühl ihres Unglücks ergriff, das ihr den Segen eines glücklichen, mit Kindern gesegneten Familienlebens, wonach ihre Seele so sehnlich verlangte, und dadurch einen festen Lebenszweck versagte. Und dabei der Druck eines nichts weniger als innigen ehelichen Lebens, das sie nur mit aller Anstrengung leidlich zu erhalten vermochte, da man, wie ihr Neffe Karl einmal äußerte, mit ihrem Gatten nur in einer gläsernen Harmonie lebte, die schwere Noth der Zeit und die nicht glänzenden Vermögensverhältnisse. Freilich war ihr manches Schöne und Erfreuliche nicht versagt; aber leidenschaftliche Unbefriedigung pflegt über dem Vermißten das wirkliche Gute zu übersehen. In diesem Zustande innerer Unbefriedigung und leidigen Schwankens trat ihr in Zacharias Werner der Mann entgegen, welcher sie mit der wunderlichen Gewalt seines zum Herzen sprechenden Wesens auf das hinwies, was dem verwundeten, sich unbefriedigt fühlenden Herzen einzig noththue. Und der, welcher sie auf das wahre Christenthum als das einzige Heil des sündigen Menschengeschlechts hinwies, war nicht ein gewöhnlicher Glaubenseiferer, ein salbaderischer Prediger, sondern ein hochbegabter Dichter.

Nun waren allerdings diese beiden Menschenkinder, Werner und Sophie von Schardt, so verschieden wie möglich. Beide aber trafen zusammen in dem tiefen Ungenügen mit demjenigen, was sie besaßen, in der traumhaften Sehnsucht nach einem Bessern, Unerreichbaren. Dreizehn Jahre älter als der keineswegs jugendliche Werner, trotz unbefriedigten Ehelebens allezeit ebenso sittenstreng, wie Werner bis zu seiner geistigen Wandlung allezeit sittenlos, ist Sophie dennoch ein wundersames Beispiel von der Gewalt, welche der häßliche unheimliche Werner auf manche Frauen übte. Dieses innige Seelenverhältniß, welches im übrigen bei Werner's allbekannter Leichtfertigkeit für fremde Augen etwas Bedenkliches haben mußte, ward nach Werner's Abreise durch den Briefwechsel mit ihm und Frau von Staël wach gehalten, bei Werner's erneutem Besuch Eingang 1809 aufgefrischt. Es war diese romantische katholisirende Frömmigkeit ein der weimarischen Gesellschaft völlig fremdes Element, welches man bei Werner, so gleichsam auf der Durchreise und als Sonderbarkeit, sich eine Weile gefallen ließ; auf die Dauer mußte es, besonders wenn es erobernd vorzudringen versuchte, mit der herrschenden Richtung feindselig zusammentreffen. So schreibt die treffliche Lotte von Schiller am 5. December 1811:

Ich möchte, Sie hätten meinen merkwürdigen Streit (doch so will ich's nicht nennen, wir sind gute Freunde eigentlich) über des Meisters — Goethe — Christenthum mit der Schardt gehört. Sie stellt ihn gegen Werner und meint, er wäre kein Christ, weil er nicht den, von dem wir den Namen haben, so hoch stellt als Werner. Ich sagte, er sei mehr Christ, als er sagt, und hätte ein tiefes Gefühl für Religion. Es ist ein recht gutes Geschöpf, die Schardt. Man lernt ihre Güte eigentlich immer mehr kennen; sie ist hülfreich und theilnehmend, aber ihr jetziger Eifer für die Religion ist mir nicht heilig. Es hat Frau von Stein sehr unterhalten, daß wir beide so warm wurden, und der Meister würde auch gelacht haben, daß ich für seinen Glauben streite.

Unterdeß war Werner in Rom zum katholischen Bekenntniß übergetreten; Sophien ward dieser Entschluß inmitten der sehr unromantischen und unkatholischen — denn unchristlich war sie nicht — weimarer Gesellschaft äußerst schwer. Ihr Seelenarzt und Gewissensrath weilte weit in der Ferne; so wandte sie sich im Sommer 1812 an Friedrich Leopold Stolberg, welcher den entscheidenden Schritt bereits gethan. Sie fragte an, ob sie nicht heimlich übertreten dürfe, ob die Einsendung eines schriftlichen Glaubensbekenntnisses genüge, ob sie auch fernerhin, um nicht auffallend zu erscheinen, das protestantische Abendmahl genießen dürfe. Das alles ging nun freilich nicht an, aber es entwickelte sich daraus ein mehrjähriger Briefwechsel mit Stolberg, aus welchen Düntzer bedeutsame, von der Beschränktheit des Standpunktes abgesehen, schöne und geistreiche Stücke mittheilt. Aus einem Schreiben Stolberg's

wie aus dem abgedruckten Briefe Schenkendorf's, an dessen Frau sich Sophie in ihrer Herzensnoth gewandt hatte, erhellt sattsam, wie der Drang zum Katholicismus in jener Zeit der Restauration und der Romantik so manche Seele ergriff; doch faßte Sophie erst Ostern 1817 den Muth, überzutreten, dem Gatten und der Schwägerin das Geheimniß mitzutheilen. Frau von Stein nahm die schwerlich sehr überraschende Kunde mit liebevoller Gelassenheit auf, Schardt war sehr unglücklich darüber, faßte sich aber; im übrigen blieb der Schritt Familiengeheimniß. Sophie litt große Bedrängniß und wagte, um in den Hof- und gebildeten Kreisen von Weimar nicht anzustoßen, sich keiner Seele zu offenbaren, obwol man von ihren Kümmernissen eine Ahnung hatte. Im Herbst 1817 schreibt die gute Lotte von Schiller:

Die arme kleine Schwägerin plagt sich mit ihrem Glauben, und der Mann hat doch dann und wann noch großen Kummer darüber. Keins von beiden hat Muth, für seine innere Ueberzeugung sich über die Urtheile der Welt hinwegzusetzen. Diese Zwiste und Kämpfe habe ich immer gefürchtet. Ich bin mit ihr auf einem sehr vertraulichen Ton wie immer, und wir theilen uns unsere höhern Ansichten mit, aber wir sprechen gar nichts über diesen Punkt.

So lebte Frau von Schardt, nach und nach alternd, an dem alternden Musenhofe, ab und zu getröstet durch einen Brief Stolberg's, welcher religiös und politisch völlig auf dem Standpunkte der Heiligen Allianz steht. Frühling 1819 verweilte „die kleine Tante" zum letzten male auf Kochberg; nach kurzer Krankheit starb sie zu Weimar am 30. Juli 1819. Jetzt erst ward ihr Uebertritt bekannt. Lotte von Schiller mag ihr die Denkrede halten; noch zwei Jahre danach schreibt dieselbe über „die gute Tante":

So wie sie fehlen nur wenig Menschen. Sie war aber auch so geistreich, liebenswürdig und klug. Auch die Großherzogin vermiße sie sehr, und wir gedenken ihrer oft. Sie war eine der Naturen, die bei aller Leichtigkeit und Beweglichkeit des Herzens nur wankend erscheinen. Das Gute wie ihre Anhänglichkeit und Eifer, ihre Pflicht zu erfüllen, war doch beständig in ihr. Sie hat es in ihrer Ehe bis zum letzten Augenblick bewiesen.

Dies ist das Leben der bedeutsamen Frau, welche allerdings am genialen weimarer Hofe keine besonders hervortretende Rolle spielte, aber doch bedeutend genug war, um von jenen mächtigen Geistern hoch geachtet zu werden; die theilweise vieljährigen Beziehungen zu Goethe, Herder, Wieland, Werner, F. L. Stolberg, Frau von Staël sprechen für ihren Geist, wie die herzliche Freundschaft der beiden Charlotten, von Stein und von Schiller, für ihr Herz.

Das Mitgetheilte wird wol die ausführliche Besprechung des Buchs rechtfertigen. Daß besonders Werner's Persönlichkeit ihre sehr abstoßenden Seiten hat, daß das ganze Werk an manchen Längen leidet, ist nicht zu verkennen; andererseits bietet es uns aus den bisher vereinzelt mitgetheilten Briefen und Tagebüchern Werner's, wie aus dem Nachlaß Sophie von Schardt's viel Neues und Denkwürdiges auch für unsere Zeit, in welcher der damals so still und sammtglatt einherschreitende Katholicismus sich in schwere Waffenrüstung gegen Staat und Gesellschaft geworfen hat. So dürfen wir auch diese neueste Veröffentlichung des fleißigen Verfassers willkommen heißen.

Wilhelm Buchner.

Zwei Reichstagsabgeordnete als Schriftsteller.

1. Zur Verfassungsgeschichte Preußens. Von Eduard Lasker. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 2 Thlr.

Bevor der Verfasser die parlamentarische Arena betrat, in welcher er vermöge seiner geistigen Begabung, seiner juristischen Kenntnisse und Schärfe, seiner überzeugenden und hinreißenden Beredsamkeit, seines überall durchschlagenden Patriotismus mehr als einmal den olympischen Kranz davontrug, hat derselbe, von 1861 bis 1864, eine rege Thätigkeit auf literarischem Gebiete entfaltet und seine politischen Anschauungen über die Geschichte des Verfassungslebens in Preußen in verschiedenen Aufsätzen niedergelegt, welche in den jetzt nicht mehr existirenden, damals von H. B. Oppenheim redigirten „Deutschen Jahrbüchern" veröffentlicht wurden. Als diese Zeitschrift 1864 zu erscheinen aufhörte und Lasker bald darauf in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, fehlten Ort und Zeit zur Fortsetzung dieser Arbeiten. Aus dem politischen Schriftsteller wurde der parlamentarische Politiker. Es wäre aber doch schade, wenn die von einem so bedeutenden Manne über die verschiedenen Phasen der preußischen Verfassungsgeschichte ausgesprochenen Urtheile der Vergessenheit anheimfielen und mit den Heften jener verstorbenen Jahrbücher in den Bibliotheken der Privaten ein mumienartiges Dasein fristeten. Denn eben jene sechziger Jahre und der in denselben ausbrechende Conflict haben für die neueste Geschichte Deutschlands so viel Interesse, daß man immer wieder darauf zurückgreift, die Reactionsminister, die Minister der neuen Aera, das nachherige Ministerium, die beiden Kammern und deren theils oppositionelle theils beistimmende Voten aufs neue prüft und sich die Frage vorlegt, welcher der verschiedenen Factoren dem Verfassungsrecht und der Politik gemäß gehandelt habe, vielleicht auch, ob die großen Erfolge von 1866 und 1870 errungen worden wären, falls das Ministerium den Conflict vermieden und sich zum Expeditor der Kammerbeschlüsse gemacht hätte. Auf diese Weise hängen unsere neuesten Errungenschaften aufs engste mit den in der Conflictzeit maßgebenden Ideen und Handlungen zusammen. Von Freunden aufgefordert, diese zerstreuten Aufsätze hervorzuholen und als Beiträge zur Verfassungsgeschichte zu einem fortlaufenden Ganzen zusammenzufassen, unterzog Lasker dieselben noch einmal einer genauen Durchsicht, ordnete eine das Verständniß förderndе Reihenfolge an und schaltete nach der Abhandlung über die Regentschaft eine neu bearbeitete ein unter der Ueberschrift: „Anfang und Ende der neuen Aera." Was in diesen Aufsätzen behandelt ist, betrifft die Hand-

habung der Verfassung in Preußen, und zwar von der Revision derselben bis zur Neubildung der Ersten Kammer und wieder von da an bis zur Entlassung des Ministeriums Manteuffel-Westphalen, sodann die Regentschaft, Anfang und Ende der neuen Aera, die Polizeigewalt und den Rechtsschutz in Preußen, das Herrenhaus, die Krisis in Preußen, verschiedene Fragen des Staatsrechts, die Stellung des Königs in der Verfassung. Schon aus diesem Inhaltsverzeichniß erhellt, welche reiche Fundgrube das Buch für den Politiker und für den Historiker ist. Fügen wir noch hinzu, daß die Darstellung durch Klarheit und Anschaulichkeit sich auszeichnet, daß die Diction eine durchaus edle und gewählte ist, daß nirgends Leidenschaft, überall eine gewisse classische Ruhe sich zeigt, so werden wir das Buch in die erste Linie unserer politischen Schriften stellen können.

Bei der Schilderung der funfziger Jahre geht der Verfasser davon aus, daß die preußische Verfassung das Werk widerwilliger Hände gewesen sei, die es darauf abgesehen hatten, sich von derselben möglichst zu emancipiren und neben diesem neuen Gesellschaftsbau noch verschiedene andere Gesetze einzurichten, in welchen dann gerade so wie in der verfassungslosen Zeit fortgewirthschaftet wurde. Dadurch daß die Minister sich den Erlaß einseitiger Verordnungen mit Gesetzeskraft vorbehielten, in der Verfassung selbst zwischen gesetzeskräftigen Vorschriften und allgemeinen Grundsätzen unterschieden und von den letztern behaupteten, sie seien blos Regeln für die zukünftige Gesetzgebung, hätten keine Gesetzeskraft, namentlich nicht die Aufhebung entgegenstehender älterer Specialgesetze zur Folge, die Verfassung zu der Bedeutung eines gewöhnlichen Gesetzes herabdrückten und ihr nicht mehr Gewicht als jedem Gesetze beilegten, brachten sie eine skandalöse Confusion in das öffentliche Leben, wobei es ihnen jederzeit möglich war, zu thun, was sie wollten, und auf dem Wege der Verwaltung die strengen Grundsätze der Verfassung beiseitezuschieben. Das reactionäre Ministerium, dessen eigentlicher Leiter der Minister des Innern Hr. von Westphalen war, knebelte die Presse trotz der Preßfreiheit, proscribirte die Freien Gemeinden trotz der „Freiheit des religiösen Bekenntnisses", für politische Clubs sie erklärend, hob die Gemeindeordnung auf und kehrte soviel als möglich zur alten Feudalität zurück.

Ein wichtiger Factor für die Durchführung weiterer Plane war die Neubildung der Ersten Kammer. Hier bespricht der Verfasser den Widerspruch, welcher zwischen dem Gesetz vom 7. Mai 1853 und der königlichen Verordnung vom 12. October 1854 stattfindet, die einzelnen Lücken und Verworrenheiten, welche erst durch „reglementarische" Bestimmungen des Königs erledigt werden sollten, die absichtlichen Unbestimmtheiten, durch die es dem Könige möglich sein sollte, gewisse Abänderungen einseitig zu treffen, und Standesvorrechte wiederherzustellen, trotz der gegentheiligen Bestimmung der Verfassung, ebenso die alte Gutsherrlichkeit und die damit verbundenen Rechte, namentlich die gutsherrliche Polizei. Nebenher ging der Sieg der Bureaukratie auf dem Gebiete der Polizei, welche nach und nach den größten Theil der innern Verwaltung für ihre Domäne ansah und, um die allgemeine Landesgesetzgebung sich nicht kümmernd, in Erlassung neuer Ukase unerschöpflich war. Die Regulirung des Volksschulwesens lag in den Händen des Hrn. von Raumer, welcher vier Jahre lang die frühern Zustände bestehen ließ, dann das erwartete Unterrichtsgesetz nicht vorlegte und am 1. October 1854 seine berüchtigten Regulative erließ, durch welche in einem Lande, das bei der Unfruchtbarkeit seines Bodens darauf angewiesen war, die Wissenschaft zu hegen und zu fördern, sie in tausend Adern in die untersten Schichten des Volks zu leiten und überall praktisch zu machen, die Wissenschaft zurückgeschraubt, ihre Resultate für den größten Theil des Volks als nicht existirend betrachtet werden sollten.

Trefflich ist die Charakteristik der Mitglieder des Reactionsministeriums und des nachfolgenden Ministeriums Hohenzollern, die Schilderung des Eindrucks, welchen die Ansprache des Regenten in der ersten Sitzung des neuen Ministeriums, eine Kritik der Vergangenheit und ein Programm für die Zukunft, im ganzen Lande hervorbrachte; ferner die Zeichnung jener freudigen, erwartungsvollen Aufregung, welche den neuen Wahlen voranging, wobei das breslauer Wahlprogramm mit seinen maßvollen Forderungen von Reformen für die übrigen Wahlkreise vorbildlich geworden ist. Der Entwickelungsgang der neuen Aera wird nun Schritt für Schritt verfolgt, der Eintritt Schwerin's und Roon's ins Ministerium nach seiner ganzen Bedeutung gewürdigt, die Stellung des Herrenhauses, welches alle liberalen Gesetze verwarf und doch die durch einen Pairsschub leicht zu bewerkstelligende Umformung nicht erlitt, gehörig beleuchtet, die im Ministerium sich geltend machende Spaltung hervorgehoben und die Gründe des Austritts der liberalen Minister angeführt. Die Krisis wurde von jetzt an acuter. Sie entstand bekanntlich infolge des Plans der Regierung, die Armee zu reorganisiren, das stehende Heer zu erweitern und schlagfertiger zu machen. Nachdem die Umgestaltung schon begonnen hatte, wurde der Kammer Gesetzentwurf und Geldforderung, welche das Begonnene in eine dauernde gesetzliche Staatseinrichtung umwandeln sollten, vorgelegt. Die Kammer ließ sich darauf nicht ein, worauf die Regierung einen andern Weg einschlug und bei der bedrohten Lage des Landes eine außerordentliche Geldbewilligung für den Militäraufwand verlangte. Dem wurde zweimal entsprochen, jedoch mit der Erklärung, daß dies nur eine einmalige Bewilligung sei und daß die Gelder nicht zur Befestigung des Reorganisationsplans verwendet werden dürften, da dieser nur nach Vorlage und Genehmigung eines förmlichen Reorganisationsgesetzes gesetzlich zulässig sei. Die Regierung kehrte sich nicht daran, arbeitete an der Organisation weiter, behandelte vor dem neuen Landtag die Reorganisation als vollendete, nicht mehr discutirbare Thatsache, forderte die Geldmittel hierfür wie in einem regelmäßigen Budget und legte kein besonderes Gesetz vor. Das Abgeordnetenhaus verweigerte alle für die Reorganisation zu verwendenden Gelder, und die Regierung gab nicht nach. Der Conflict war da; das Herrenhaus, den Etat des Abgeordnetenhauses verwerfend und den Regierungsetat in seiner ursprünglichen Form annehmend, mischte sich gleichfalls unter die Streitenden; die Lückentheorie

kam auf; Vertagung folgte auf Vertagung. Es war von keiner Seite eine Umkehr möglich; nur das scharfe Schwert von Königgrätz konnte noch diesen Knoten durchhauen.

Bei der Beurtheilung dieser Verhältnisse erscheint der Verfasser als der unerschütterliche Volkstribun, welcher fest zu der Verfassung steht und jeden Versuch einer Umgehung derselben mit der ganzen Schärfe seiner Logik bekämpft und verdammt. Er tadelt die liberalen Minister, daß sie, bevor die Volksvertretung die Geldmittel bewilligt hatte, die Reorganisation nicht gehindert, sondern gefördert hätten; tadelt die liberale Mehrheit des ersten Landtags, daß sie sich die Thatsachen über den Kopf wachsen ließ und durch einstweilige Bewilligungen ein Definitivum, das sie für ungesetzlich erklärte, selbst schaffen half; tadelt das Herrenhaus, daß es durch seinen Beschluß vom 11. October 1862 sich ein Recht anmaßte, das ihm nicht gehörte, da ihm gar nicht zustand, auf das ihm nicht vorliegende Regierungsbudget zurückzugreifen; tadelt die Minister der spätern Aera, welche es von sich weisen, die Gründe einer Kammerauflösung anzugeben, da eine solche ein Act der Prärogative des Königs sei, während doch die Verfassung ausdrücklich sage, daß alle Regierungsacte des Königs zu ihrer Gültigkeit die Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen, welcher eben damit die Verantwortlichkeit dafür übernehme. Es ist nicht dem geringsten Zweifel unterworfen, daß in allen diesen Fällen nicht constitutionell gehandelt worden ist, und nicht umsonst hat die Regierung im Jahre 1866 die Indemnität nachgesucht. Andererseits ist nicht zu verkennen, daß die Regierung in einer mislichen Lage war. Wenn sie die Gründe, welche sie zu der Reorganisation der Armee veranlaßten, und welche doch wol in der Erringung einer höhern Machtstellung Preußens in Deutschland und eben dadurch in Europa bestanden, dem Landtag mittheilte, so ist schwer anzunehmen, daß Oesterreich und Frankreich, in ihrem Besitzthum und in ihrem Prestige bedroht, die Vollendung der Reorganisation abgewartet und nicht bei zeiten losgeschlagen hätten. Man hätte der Kammer mehr Divinationsgabe wünschen mögen, um die nationalen Zwecke, welche die Regierung verfolgte, zu errathen und ihr dann, wie dies in den funfziger Jahren von seiten der sardinischen Kammern dem Cavour'schen Ministerium gegenüber der Fall war, mit vollen Händen die Mittel auszutheilen. In großen Zeiten und bei großen Zielen kommt das Staatsrecht öfters in Conflict mit der Politik, und der größte Politiker erfährt, bevor er seine Erfolge zeigen und seine Fäden bloßlegen kann, die schärfste Verurtheilung. Diese Conflictszeit war eine Zeit des gegenseitigen Misverstehens, und wenn wir jetzt bei unserer Retrospective, namentlich mit Hülfe des Lasker'schen Buchs, alles zu verstehen glauben, so glauben wir doch das am wenigsten zu verstehen, daß man sich gegenseitig nicht verstanden hat.

2. Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers. Culturbilder und Studien von Karl Braun. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1874. Gr. 8. 7 Thlr. 15 Ngr.

Diese drei stattlichen Bände geben nicht nur was sie versprechen, sondern noch ein gutes Stück mehr. Denn der Verfasser, welcher sich schon durch sein Homerisches Motto als einen Mann vorstellt, der viel gesehen und erlebt hat, die bedeutendsten Culturländer Europas theils aus eigener Anschauung, theils aus den Schriften ihrer großen und kleinen Schriftsteller kennt, hat bei allem, was er bespricht, ein reiches Material zur Hand, das er nicht vornehm und knauserig zusammenhält, sondern mit verschwenderischer Liebenswürdigkeit austheilt. Abgesehen von der Lebendigkeit der Auffassung und der Darstellung, welche bald einen dramatischen, bald einen epischen Charakter annimmt, zeichnet sich der Verfasser durch ein merkwürdiges Talent der Parallelisirung aus, vermöge dessen er für jedes Bild seinen Pendant hat, das bald als Seitenstück, bald als Gegenstück wirkt. Man glaubt, er habe alle Taschen voll von Citaten, Anspielungen, Vergleichungen, Gegensätzen, und doch geht alles so glatt fort, daß man ihn nie eine Handbewegung machen sieht. Der Humor, welcher das Ganze durchzieht, ist unerschöpflich und ebenso wol gegen den Verfasser als gegen andere Menschenkinder gerichtet, dabei von jener angenehmen Sorte, welche mehr schmackhaft macht als beißt. Nur wenn er unsere Erzfeinde trifft, die Klerikalen, denen manch schönes Blatt gewidmet ist, erlaubt er sich eine etwas schärfere Sorte in Gebrauch zu nehmen.

Die ersten Kapitel führen uns in das von den deutschen Truppen occupirte Nancy, und wir sind bald mitten in einer Galerie von französischen Typen, zwischen denen da und dort ein deutscher Charakterkopf auftaucht. Der Gegensatz der romanischen und germanischen Rasse, die Stellung der Frau sowol in dieser als in jener, das Beamtenthum hier und dort werden in interessanten Dialogen geschildert. Von Nancy kommen wir nach Metz, machen noch einmal die denkwürdige Belagerung mit, die Capitulation und den Einzug, nehmen Partei für den armen Sünder Bazaine, der gerade so ungeschickt und so gewissenlos ist wie alle andern, nicht mehr und nicht weniger, aber, weil sein Fehltritt der folgenschwerste war, von den französischen Machthabern mit alttestamentlicher Unbarmherzigkeit und Opferheuchelei als „Sündenbock" in die Wüste, Ste.-Marguerite genannt, hinausgestoßen wird, damit die französischen Geschichtsbücher, welche die heranwachsende Generation aufzuklären haben, der Jugend das Märchen auftischen können, die unbesiegbare große Nation hätte den Frieden in Berlin dictirt, wenn nicht dieser Bazaine alle Künste des Verraths gespielt und die letzte große Armee dem Feinde ausgeliefert hätte. Von der, wie Bismarck sagt, dem französischen Volke „eigenthümlichen Grausamkeit" gibt der Verfasser ein historisches Zeugniß, indem er den Notar Orly von Metz erzählen läßt, wie das Frankreich Ludwig's XIV. seine und andere metzer Familien, welche protestantisch waren, durch geistige und leibliche Torturen aller Art zum Uebertritt zum Katholicismus zwingen wollte, beziehungsweise gezwungen hat.

Von da führt uns der Verfasser in die Culturzustände und die neueste Geschichte Hollands, aus welcher er die imponirende Gestalt Thorbecke's hervorhebt. Das in Holland glücklich durchgeführte Princip der Selbstverwaltung in Staat, Provinz, Kreis

und Gemeinde empfiehlt uns der Verfasser zu genauerm Studium, und den deutschen Reichsfeinden, welche ihren crassen Particularismus unter dem anständiger klingenden Namen „Föderalismus" zu verdecken suchen, zeigt er Holland als eine Monarchie auf föderativer Grundlage, deren Föderalismus aber nicht centrifugal ist wie der der deutschen Kleinsouveränetät und Demokratie. Dagegen erhalten wir in der Schilderung der belgischen Cultur- und politischen Zustände das deutliche Bild einer klerikalen Herrschaft. Nach langjährigem Ringen mit den Liberalen sind in Belgien die Klerikalen zur Herrschaft gelangt und beuten dieselbe auf eine Art aus, von der man in protestantischen Ländern keine Ahnung hat. In ihrer Hand ist die Erziehung des ganzen weiblichen Geschlechts, und ihre Elementar- und höhern Schulen haben bereits doppelt so viele Zöglinge als diejenigen des Staats. Sie mischen sich in alle Wahlen und bezeichnen die tauglichen Candidaten, sie controliren die in den Bierhäusern aufgelegten Zeitungen, entziehen dem renitenten Geschäftsmann seine Kunden, bedrohen Gemeinderäthe und Staatsanwälte mit Excommunication, falls dieselben mit einem Kloster, wo es sich um eine Frage über mein und dein handelt, einen Proceß anfangen, und unterdrücken mit dem raffinirtesten Despotismus alles geistige Leben und jede geistige Unabhängigkeit. Es ist kaum abzusehen, wie diese Tyrannei in dem wegen seiner freien Verfassung so gepriesenen Belgien auf normale Weise beseitigt werden wird; die Zustände sind dort von der Art, daß nur eine furchtbare Explosion neue Bahnen schaffen kann. Und dieses Land, in welchem die Kirche vom Staat emancipirt ist, aber nicht der Staat von der Kirche, nahm die Gedankenlosigkeit unserer Liberalen und die Kurzsichtigkeit der Minister zum Muster für Deutschland, daher auch, besonders in Preußen, in manchen Gegenden die Herrschaft der Klerikalen über die Bevölkerung ebenso unbedingt ist wie in Belgien. Der Verfasser hofft für Deutschland das Beste von der Durchführung der Kirchengesetze und hält es für möglich, daß der künftige Papst von sämmtlichen katholischen Staaten eine Art Civilliste annehme und eine völkerrechtlich garantirte, aber politisch neutrale Stellung erhalte und einnehme. Bevor dies geschehe, müßte freilich der auf dem Papstthum selbst lastende Jesuitendruck beseitigt werden und noch manches andere auch. Wir gestehen, an solche Möglichkeiten nicht zu glauben, eine Reform des Papstthums für eine Phantasie zu halten und für diejenigen Staaten, welche sich nicht unter den Krummstab beugen wollen, kein anderes Rettungsmittel zu sehen als die gänzliche Lossagung von dem Papstthum. Schon jetzt rufen die Schweizer: „Los von Rom!" Wir wollen es ihnen nachrufen und so lange rufen, bis wir los sind. Bei dem Tode des jetzigen und bei der Wahl des künftigen Papstes läßt sich vielleicht allerhand erleben.

Ein ähnliches Thema bespricht der Verfasser im dritten Band bei der Charakteristik des Bischofs Ketteler von Mainz. Er legt sich die Frage vor, warum Ketteler sein Reichstagsmandat niedergelegt habe, und glaubt die Gründe darin zu finden, daß es einem „Kirchenfürsten", welcher gewohnt sei, unter einem Thronhimmel einherzuschreiten, doch unangenehm sein müsse, in der Hitze der Debatte sich wie jeden andern behandelt zu sehen. Ketteler selbst hat freilich in dem Schreiben an seine Wähler ganz andere Gründe angeführt und unter anderm die seltsame Behauptung aufgestellt, Deutschland stehe jetzt vor der Alternative, entweder die christlichen Principien, oder die Principien von 1789 anzunehmen, mit welchen letztern gerade diejenigen Gewalten, welche von Ketteler am meisten bekämpft werden, gar nichts zu thun haben. Aber diesen Herren ist alles, was nicht in ihren Kram paßt, Revolution, und doch sind sie selbst die schlimmsten Revolutionäre. Dies hat im Reichstage von 1871 der Abgeordnete Fischer von Augsburg angedeutet, sich auf die Ketteler'sche Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christenthum" berufend. Darin sprach sich der Bischof auf eine Art aus, daß Ferdinand Lassalle ganz entzückt war und auch persönliche Beziehungen mit ihm anzuknüpfen suchte. Der Verfasser weist nun nach, wie Ketteler, nach dem verlockenden Vorbild Belgiens, das Kapital zu katholisiren, den gottlosen und ungläubigen Händen zu entreißen und der Kirche zu übergeben wünschte, bei welcher es dann kein darbendes Proletariat mehr geben würde, wie er denn auch aus dem säcularisirten Kirchengut einen Staatsarmenfonds gemacht sehen wolle und kein Bedenken darin finde, wenn die Masse der Menschen, die kein Eigenthum besitzen, einmal durch Majorität den Beschluß fasse, daß die Besitzenden, sei es als Anleihe, sei es als eine Art Tribut, einen Theil ihres Vermögens abtreten müssen. So gut auf den Lehrkanzeln die Frage über die Existenz Gottes discutirt werde, so gut auch die Eigenthumsfrage in den Hütten. Der Verfasser geht dem Bischof noch weiter nach und citirt eine, nachher durch den Druck veröffentlichte, Arbeiterrede desselben, worin er im Namen „des göttlichen Zimmermannskindes, dessen Stelle er vertritt", den Arbeitern die Versicherung ertheilt, sie befänden sich in „dem fürchterlichsten Zustande", sie würden von den Kapitalisten aufs gottloseste ausgebeutet und von ihren eigenen Führern schamlos betrogen und thäten sehr recht daran, eine Erhöhung des Lohns zu fordern und Strikes zu machen. So beweist der Verfasser dem Bischof aus seinen eigenen Schriften, daß er die demagogische Agitation, die Befreiung der Massen, das Spielen mit der Revolution schon längst betrieben habe, freilich immer nur im Namen des göttlichen Zimmermannskindes.

Sehr richtig bezeichnet der Verfasser in dem nämlichen Bande Johann Jacoby in Königsberg als den „Urtypus des abstracten, unpraktischen, süddeutschen, staatlosen, vormärzlichen Liberalismus", welcher jeder Regierung Opposition macht, diese um ihrer selbst willen ausübt, starr auf seinem Standpunkt bleibt, die Welt mag sich inzwischen gestalten wie sie will, und so von einem Vorkämpfer des Verfassungs- und Rechtsstaats zu einem Anhänger von Bebel und Liebknecht herabsinkt und als solcher die Arbeiterfrage dadurch gelöst sehen will, daß die Gesammtheit des Staats überall da einzutreten habe, wo die Selbstsorge des Einzelnen nicht ausreiche, ihm ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen;

ein Satz, welcher mit den Aussprüchen der Communisten sehr viel Aehnlichkeit hat.

Höchst interessant sind im zweiten Bande des Verfassers Briefe über die deutsche Küche und die Erörterungen über die deutschen Vornamen. Wie launig gibt er als das, was ihn veranlaßt habe, Küchenstudien zu machen, jene Aeußerung Mittnacht's im Zollparlament an, daß Braun sich die würtembergischen Minister zum Gabelfrühstück ausersehen habe, wobei er nicht vergißt zu bemerken, daß einer dieser Minister, Hr. von Varnbüler, inzwischen allerdings verspeist worden sei, und zwar eben von Hrn. Mittnacht. Sehr glücklich ist auch die Vergleichung einer Hausfrau, welche an der Küche Erübrigungen für ihren Putz und sonstigen Luxus macht, mit König Ludwig I. von Baiern, welcher die für Militärzwecke verwilligten Staatsgelder zum Theil zu Siegeshallen und Glyptotheken verwandte.

Der übrige Theil der Schrift ist volkswirthschaftlichen Streifzügen auf dem Gebiete des Rechts und der Gesetzgebung und andern derartigen Abhandlungen gewidmet. Daß der Verfasser den Bischof Hefele, welchem der Papst die Wahl läßt, sein Amt niederzulegen oder sich blind zu unterwerfen, in Rothenburg „an der Tauber“, anstatt in Rothenburg „am Neckar“ residiren läßt, ist bei einem mit den besten Weinlagen so vertrauten Manne ein sehr begreifliches Versehen; denn der Tauberwein hat einen wohlbegründeten Ruf, mit dem Wein am obern Neckar aber nähere Bekanntschaft zu machen, möchte aus Humanitätsrücksichten dem Verfasser nicht zu rathen sein.

Neue Romane.

1. Madelon von Edmond About. Ins Deutsche übertragen von W. Reinhardt. Fünf Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 4 Thlr.
2. Die Geheimnisse des Irrgartens von Mrs. Henry Wood. Roman, aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
3. Ritter unserer Zeit. Roman in sechs Büchern von Franz von Remmersdorf. Drei Theile. Nürnberg, Richter u. Kappler. 1873. 8. 3 Thlr.
4. Die Kirchenräuber. Roman von E. M. Vacano. Stuttgart, Simon. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zwei Uebersetzungen und zwei Originalromane! Die Pflicht der Gastfreundschaft gebietet, daß wir den Fremden den Vortritt lassen.

Edmond About war bekanntlich der Leibromancier des „in Verstoß gerathenen“ Empire. Mit Feydeau, Cherbuliez, Houssaye, Achard und einigen andern, zu denen sich noch, einige Etagen tiefer, X. de Montépin und Ponson du Terrail gesellen, repräsentirt er so ziemlich die erzählende Literatur des zweiten Kaiserreichs, insoweit dieselbe auch im Auslande in weitern Kreisen Beachtung fand. About besitzt ein glückliches Erzählertalent, aber nicht mehr. Wie bei den modernen Franzosen überhaupt, George Sand, E. Souvestre, J. Sandeau etwa abgerechnet, liegt der Schwerpunkt seiner Romane nicht in der Idee oder in einer speciellen Tendenz, sondern nur in dem rein materiellen Elemente der Handlung. Ist man mit einem dieser Bücher zu Ende, dann fragt man sich umsonst: zu welchem Zweck hat der Verfasser sein Buch denn eigentlich geschrieben? Kunstwerke, die sich selbst Zweck sind, kann man sie auch bei dem besten Willen nicht nennen. Hierzu fehlt ihnen so ziemlich alles. Sie bleiben somit im glücklichsten Falle nur eine bessere Art gewöhnlichen Lesefutters.

Was „Madelon“ (Nr. 1) betrifft, so scheint About übrigens seinem Werke höhere literarische Bedeutung zuschreiben zu wollen. Er sagt in der Vorrede ausdrücklich, er habe auf den Roman „drei Jahre“ verwendet, oder vielmehr, er habe drei Jahre lang mit Eifer an demselben gearbeitet, so oft das Elend und der Ueberdruß des literarischen Lebens ihm genügende Freiheit gewährte. Das ist ein gewichtiges Wort! Sehen wir nun, wie die Erzählung, welche, falls ich mich recht erinnere, vor einem Dutzend Jahre bereits im Feuilleton einer pariser Zeitung erschien, dasselbe rechtfertigt.

Madelon ist eine jener in den modernen französischen Romanen bis zum Ueberdruß geschilderten pariser Hetären, die sehr viel Sinn für Luxus, sehr viel Talent zum Ausplündern alter und junger Gimpel, eine kolossale Unverschämtheit, aber absolut kein Herz haben. Andere Frauencharaktere verstehen die französischen Romanciers von heute, wie es scheint, nicht mehr zu zeichnen, hochgradige Unschuldsengel etwa abgerechnet, welche früh aus der Pension oder dem Couvent kommen und ces dames als Gegengewicht dienen müssen. Die einen wie die andern sind, bei Lichte betrachtet, reine Schablonen, möge sie der Autor auch noch so geschickt variiren. Was thut nun Madelon? Sie macht es ganz einfach wie alle andern ihrer Kategorie. In ihrer mit raffinirtem Luxus ausgestatteten Wohnung empfängt die „Dame“, deren „Schultern“, wie About sagt, „die Küsse kennen wie das Dach den Regen“, die Scharen ihrer müßiggängerischen Anbeter, streicht gemüthlich die Opfergaben ein und zahlt dafür theils mit der gewohnten Münze, theils auch mit Impertinenzen aller Art. Charakteristisch, nicht nur für den About'schen Roman, sondern für die ganze Richtung ist es, daß der Zauber dieser angeblichen Aspasia niemals auf geistigen, sondern stets nur auf rein sinnlichen Wirkungen beruht. Madelon sagt von sich selbst, sie sei „unwissend, besitze weder Ehrgeiz, noch Moral, noch Philosophie, noch Religion“, d. h. mit andern Worten, sie ist eine ganz vulgäre Natur gleich der ersten besten Straßendirne. Und das ist nun die Heldin eines Romans, auf welchen einer der hervorragendsten Romanciers des heutigen Frankreich „drei Jahre“ verwendet hat! Oh che donne! Che donne! möchte man dabei mit Signor Pantalone in der italienischen Komödie ausrufen, läge nicht ein anderer Ausruf noch weit näher.

Was sind das nämlich für Männer, die uns hier und anderswo vorgeführt werden! Kein einziger von ihnen vermag sich dem angeblichen Zauber dieser gemeinen Circen

zu entziehen! Pflicht, Ehre, ja ihre ganze Familie schlagen sie um solcher Weiber willen lustig in die Schanze, gleich Hrn. von Guernay, diesem Muster eines Familienvaters, der, obwol ihm das Vorleben Madelon's mit seinem ganzen Schmuze bis in alle Details bekannt ist, bei ihren Thränen plötzlich den Kopf verliert, oder, wie About sagt, „sein Waterloo" findet, und mit dem verworfenen Weibe ganz gemüthlich durchbrennt. Alle, von dem Herzoge von Armagnac an bis hinab zu Mr. Jeff, diesem Prototyp von Gemeinheit, erliegen sofort beim ersten Anprall; sogar der alte geriebene Spitzbube Noël Champion, der Akademiker und Moralist — ohne Zweifel ein Porträt —, welcher kommt, um seinen Neffen Gerard den Netzen der Phryne zu entreißen und sich im Handumwenden selbst so tief darein verstrickt, daß Madelon, ohne auch nur im geringsten die Waffen der Koketterie zu gebrauchen, mit ihm anfangen kann was sie will. Solche Geschichten sind natürlich einfach unmöglich, denn in einer derartigen Weise lassen sich höchstens dumme Jungen oder Idioten fangen, keinesfalls aber Männer mit gereifter Lebenserfahrung, gleichviel welches ihr moralischer Gehalt sein möge. Daß aber die Modeschriftsteller des heutigen Frankreich ihrem Lesepublikum fort und fort solche Jämmerlinge von Männern vorzuführen wagen, gibt jedenfalls zu denken. Wer sehen will, wie weit sie dabei gehen, möge einmal „La charmeuse" lesen. In diesem Roman reicht die Erbärmlichkeit des Mannes geradezu an den Cretinismus.

Eine eigentliche Handlung hat „Madelon" nicht. Der Verfasser hätte bequem noch ein Dutzend Kapitel hinzuschreiben können, ohne die Einheitlichkeit im entferntesten zu beeinträchtigen, denn eine solche ist eben nicht vorhanden. Die Heldin setzt einfach ihre nutzenbringende Thätigkeit unter allerlei Metamorphosen fort, um schließlich als „Gräfin Lena" auf ihren Lorbern auszuruhen. Das kräftige realistische Zeichnungstalent About's bekunden namentlich die Schilderungen des kleinstädtischen Provinzlebens im Elsaß und der französischen Souspräfectenwirthschaft. Das sind, nebst einer lebhaften pikanten Erzählungsweise, die Glanzseiten des Romans. Was die Uebersetzung betrifft, so liest sie sich ziemlich leicht. Größere stilistische Sorgfalt hätte bei dem Buche wol kaum der Mühe verlohnt.

Wenn der About'sche Roman weniger einen literarischen als einen in gewissem Sinne ethnographischen Werth hat, so fällt bei der Erzählung der Mrs. Wood (Nr. 2) auch dieses negative Element hinweg. Mir erscheint es unbegreiflich, wie das „Geheimniß des Irrgartens" einen Uebersetzer, einen Verleger und ein Lesepublikum finden konnte. Die Geschichte ist trivial und langweilig. Lady Andimuan hat zwei Söhne, Adam und Karl. Den erstern vergöttert sie, den andern behandelt sie kalt und hart, und zwar ohne jeden ersichtlichen Grund. Sir Adam tödtet in verrückter Eifersucht einen jungen Mann und wird dafür zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt. Der Baronetstitel geht nach seinem angeblichen Tode — bei dem Versuche durchzubrechen soll nämlich Sir Adam getödtet worden sein — auf den jüngern Bruder, einen gutmüthigen, durchaus ehrenhaften Charakter über, der dadurch in den Stand gesetzt wird, eine junge Dame von vornehmem Stande zu heirathen. Das Pärchen könnte ganz glücklich leben, hätte nicht Sir Karl von seiner Mutter plötzlich das Geheimniß erfahren, sein Bruder sei nicht todt, sondern halte sich mit seiner Gattin, derselben Dame, um derentwillen er einst den angeblichen Nebenbuhler erschoß, in dem „Irrgarten" versteckt. Das ist nun das übrigens sehr durchsichtige „Geheimniß des Irrgartens", und hierauf baut sich die Handlung. Ein Detective, abgeschickt, um nach einem gewissen Saunter zu fahnden, der zugleich mit Adam entflohen ist, bewacht mit Argusaugen den Irrgarten, weil er hier den Gesuchten vermuthet, während dieser längst über alle Berge ist. Die Angst Sir Karl's und seiner Mutter, das Geheimniß könne am Ende doch von dem Polizisten entdeckt werden, die Versuche, den Mann auf falsche Fährten zu leiten, und das ängstliche Versteckenspielen des Verfemten in seinem Irrgarten bilden die Peripetien des zu ermüdender Breite ausgesponnenen Romans. Eine maliciöse, bigote alte Jungfer bringt schließlich Sir Karl gar in den Verdacht eines unerlaubten Verhältnisses zu der jungen Dame im Irrgarten. Lady Andimuan erduldet alle Foltern der Eifersucht und entfremdet sich allmählich ihrem Gatten. Allerdings würde es diesem nur ein Wort kosten, um sich von dem Verdacht zu reinigen. Aber dieses Wort, das sich geradezu mit Gewalt aufdrängt, darf eben **nicht** gesprochen werden, denn sonst wäre die Geschichte ja bereits mit dem zweiten Bande zu Ende! Seine Lösung findet der „plot" durch ein ganz äußerliches Moment, den Tod Sir Adam's. An die Stelle der künstlerischen Entwickelung tritt somit, wie bei allen schlechten Erzählern, ein pathologischer deus ex machina. Das einzige wirklich Interessante an der endlosen Geschichte ist das mit Laune geschilderte kryptokatholische Treiben in der St.-Hieronymuskapelle. Der Leser erhält dadurch ein kleines Bild der religiösen Bewegung innerhalb der starren englischen Hochkirche. Für die Langeweile des übrigen bietet diese Episode indessen nur einen dürftigen Ersatz. Die Uebersetzung ist reine Fabrikarbeit.

„Ritter unserer Zeit" nennt sich der neue Roman in sechs Büchern (Nr. 3) von **Franz von Nemmersdorf** (Baronin Reitzenstein). Der Titel erregt Erwartungen, die jedoch das Buch nicht rechtfertigt. Man denkt dabei an die „Ritter vom Geiste" und vermuthet, die Verfasserin werde entweder das Bild eines modernen Ritterthums im Gegensatz zu dem platten Utilitätsprincip der Gegenwart zeichnen, oder sie werde das heutige „Börsenritterthum", das ja so viel des Lächerlichen bietet, ironisiren. Es geschieht jedoch weder das eine noch das andere. Der Roman ist eine adeliche Familiengeschichte, durchflochten mit allerlei Pfaffenspuk und Weiberkoketterie, tendenziös, aber ohne eigentliche Tendenz, hier und da einen Ansatz zu einem wirklichen Zeitroman nehmend, ohne sich indessen zur Höhe der Aufgabe erheben zu können. Im Grunde genommen lassen uns die Vorgänge im Hause Himmelburg alle gleichgültig, denn keine der vorgeführten Persönlichkeiten vermag ein nachhaltiges Interesse zu erwecken. Wolf Siegfried z. B. ist ganz einfach eine männliche Kokette, ein anderes Mitglied des erlauchten Hauses ist ein gewöhnlicher Rüpel, Rosa ist eine verdrehte aristo-

kratische Zierpuppe, und der Erbgraf ist geradezu ein Cretin. „Was kann solcher Misère Großes begegnen?“ möchte man mit Schiller ausrufen. Und in der That begegnet ihr auch nichts im bessern Sinne des Wortes Bedeutendes, obwol der Roman einzelne seiner Gestalten aus dem engen Kreise des Schlosses Himmelburg hinausführt auf die große Weltbühne, auf das Schlachtfeld von Custozza und in den französischen Krieg. Die einzigen Persönlichkeiten des an Gestalten überreichen Romans, in denen wirkliches Leben pulsirt, sind Ernst und Martha. Auch der alte Diplomat, Rosa's Oheim, ist gut gezeichnet. Hier hat ohne Zweifel Graf Beust zu Porträt gesessen. Frisch und anschaulich gehalten sind ferner die katholischen Pfaffen. Aber das alles gibt doch nur geringen Ersatz für das Massenhafte des Unbedeutenden. Ein Fehler, den der Nemmersdorf'sche Roman mit so vielen andern deutschen Romanen theilt, ist das verschwimmende Localcolorit. Man weiß nicht recht, sind wir in Oesterreich oder in Deutschland. Dieses Versteckenspielen mit dem Orte der Handlung, diese halben geheimnißvollen Andeutungen, wie „die Hauptstadt“ oder „die Residenz“, die „nördliche Provinz“ u. s. w., erscheinen — und das gilt nicht von dem Nemmersdorf'schen Roman allein — oft geradezu komisch. Weshalb sagt man nicht einfach „Wien“ oder „Berlin“? Der Franzose oder Engländer gibt immer bestimmt den Schauplatz seiner Erzählung an, und mit Recht, denn ohne diese unerlaßliche Unterlage schweben Handlung und Gestalten stets gewissermaßen in der Luft. Wol ist es wahr, daß uns bisher ein eigentlich großstädtisches Centrum des deutschen Lebens fehlte. Berlin steckt noch immer in ziemlich kleinstädtischen Verhältnissen, und Wien ist nur relativ eine deutsche Großstadt. Aber von dem Dichter verlangt ja *niemand*, daß er seinen Schauplatz mit topographischer Treue schildere. Das wirkliche Paris und London ist ja auch nur bis zu einem gewissen Grade das der Romane. Trotzdem verleiht es den dort spielenden Erzählungen Halt und Farbe, während diese wichtigen Elemente noch vielfach dem deutschen Romane mangeln.

Trotz der gerügten Mängel ist der Nemmersdorf'sche Roman doch dem „Geheimniß des Irrgartens“ noch ein gutes Theil überlegen. Die Verfasserin wird wenigstens *niemals* langweilig. Sie versteht zum mindesten das Interesse zu erregen, wenn sie es auch hinterdrein nicht rechtfertigt. Eine partie honteuse bleibt freilich der gehackte, holperige Stil und die oft höchst wunderliche Diction, wie z. B.: „Ernst verzichtete mit leidender Kraft“, „Ein urdenkender Geist durchdringt das Weltall“ u. s. w. Jede Seite des Buchs bildet in dieser Beziehung eine *artige* Blumenlese. Wie es scheint, verlernen unsere Romanschriftsteller nach und nach die solide, vernünftige Prosa; gar mancher von ihnen hat eine solche sogar niemals schreiben gelernt. Man sollte denken, bei dem erzählenden Dichter müsse ein guter Stil die conditio sine qua non sein. Aber bei der leidigen Sucht, vor allen Dingen „pikant“ zu sein und nur recht viel Stoffliches zu bieten, hat man für Kleinigkeiten wie „künstlerische Form“ weder Zeit noch Sinn.

Ein Meister moderner Stilverderbniß ist bekanntlich C. M. Vacano, dessen „Kirchenräuber“ (Nr. 4) ich deshalb nicht ohne Besorgniß zur Hand nahm. Auffälligerweise macht jedoch das Buch in dieser Beziehung eine lobenswerthe Ausnahme von den sonstigen Schriften des Verfassers. Es ist einfach und natürlich geschrieben. Nur hier und da taucht einmal eine besondere Verzwicktheit auf. Die Erzählung schlägt in das Fach des historischen Criminalromans und scheint sorgfältige Specialstudien zu bekunden. Eine Bande matriculirter Gauner betreibt schwungvoll das Gewerbe des Kirchenraubes. Die zopfige Polizeipflege der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege erleichtert ihnen das edle Handwerk. Die Leute sind aber keine gewöhnlichen Spitzbuben, sondern Räuber im großen Stil. Sie wissen sich das Air der vornehmen Welt zu geben, blenden durch Pracht und Reichthum, verkehren in der besten Gesellschaft und lenken so jeden Verdacht von sich ab. Ein Städtchen, Lüneburg, wird mit ihrem Besuche beglückt, und sofort geschieht ein frecher Einbruchsdiebstahl in der Hauptkirche. Alles ist consternirt. Die Polizei steht rathlos dem unerklärlichen Factum gegenüber. Ein junger Rathsherr, Frichwirth, in dessen Ressort die Criminalpolizei schlägt, zappelt in den Banden der listigen Circe, welche, unter der Maske einer vornehmen Dame, niemand anders als die Geliebte und Mitschuldige des Hauptes der Kirchenräuber ist. Endlich schöpft Frichwirth Verdacht. Er geht in den Gasthof, wo die Hochstapler wohnen, um eine Untersuchung vorzunehmen, verschwindet aber von diesem Augenblick an ebenso spurlos wie die geraubten Gegenstände, und die Räuber ziehen unbehelligt ab, um anderswo ihre Thätigkeit fortzusetzen. Hinter ihnen schreitet jedoch die Nemesis in Gestalt eines einfachen Bürgermädchens, einer Cousine des Rathsherrn, die den Verschwundenen heimlich liebt und sich fest vorgenommen hat, ihn zu retten oder wenigstens zu rächen. Ihren Bemühungen gelingt es in der That, daß die Kirchenräuber bei dem nächsten Unternehmen ertappt und der gebührenden Strafe zugeführt werden. Auch der Rathsherr findet sich wieder, wenn auch übel genug zugerichtet, und die Geschichte schließt mit der Vereinigung des liebenden Paars.

Das alles ist einfach, natürlich und dabei doch spannend erzählt. Recht anschaulich sind die Schilderungen des altdeutschen, kleinbürgerlichen Lebens in dem Reichsstädtchen gehalten. An humoristischen Streiflichtern fehlt es ebenfalls nicht. Man sieht, daß der Verfasser sein Buch mit eigenem Behagen geschrieben hat, und diese Empfindung theilt sich auch dem Leser mit. Der Roman ist ein kleines in sich geschlossenes Ganzes, und dies verleiht ihm literarischen Werth. Es wäre zu wünschen, daß Vacano sein keineswegs unbedeutendes Talent öfters in ähnlicher Weise bethätigte wie in den „Kirchenräubern“.

C. M. Sauer.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Das bereits in d. Bl. erwähnte nachgelassene Werk „The Parisians" von Lord (Bulwer) Lytton, welches bei Tauchnitz in vier Bänden erschienen ist, wird von dem „Athenaeum" und andern englischen Zeitschriften, wie auch kürzlich von David Asher in der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung" als des berühmten vielseitigen Verfassers reifstes Werk erklärt. Es vereinigt in sich alle Vorzüge seiner frühern besten Leistungen, übertrifft sie aber an reicher Lebenserfahrung, staatsmännischem Blick und Feinheit in der Beobachtung der pariser Gesellschaft, die hier zur Zeit des Ausbruchs des letzten Kriegs und während der Belagerung geschildert wird. Auch die Diction ist von seltener Glätte.

— In der bei Germer Baillière in Paris erscheinenden „Bibliothèque de philosophie contemporaine" ist soeben „La philosophie de Schopenhauer par Th. Ribot" veröffentlicht worden. Das sehr handliche Bändchen enthält eine zwar gedrängte, aber genaue Darstellung des Systems des berühmten Philosophen, von dem der Verfasser sagt: wäre Schopenhauer in unsere Sprache übersetzt, so würde man zweifelsohne erstaunen, ihn so wenig deutsch zu finden. Wo er nicht mehr den Philosophen reden läßt, sondern über ihn und seine Anhänger spricht, sind ihm allerdings einige Ungenauigkeiten mit untergelaufen. Sie thun aber dem sonst fleißigen und natürlich nach französischer Art gut geschriebenen Bändchen keinen Eintrag.

Theater und Musik.

Das berliner Hoftheater hat Grillparzer's „Des Meeres und der Liebe Wellen", eine schöne, vorzugsweise lyrische Dichtung, die aber bisher in Norddeutschland keinen Boden finden konnte, mit Erfolg zur Aufführung gebracht. Die Hero soll in Fräulein Klara Meyer eine treffliche Darstellerin gefunden haben.

— Am stettiner Stadttheater ist ein Trauerspiel: „Sidonia von Borck", von Paul Wendt aufgeführt worden, welches einen günstigen Erfolg hatte und dem von der Kritik ein spannender Inhalt nachgerühmt wird.

— Murad Effendi's Trauerspiel „Marino Falieri" ist am dresdener Hoftheater mit vielem Beifall in Scene gegangen.

— J. B. von Schweitzer's neues Lustspiel „Das Vorrecht des Genies" ist ein Schwank wie „Epidemisch", aber noch weit lockerer gebaut. Das Stück fand bei der Aufführung in Leipzig nur mäßige Theilnahme. Eine sehr glückliche Lustspielidee, die sich gerade für feinere Bearbeitung trefflich eignete, ist durch die derb possenhafte Behandlung um ihre eigentliche geistige Quintessenz gebracht worden. Das Vorrecht des Genies, dies Dogma der Romantiker diesseit und jenseit des Rheins, verdiente in einem geistreichen Conversations- und Salonstück behandelt zu werden.

— G. von Moser hat auf seiner Versuchsbühne Görlitz ein neues Stück: „Ultimo", mit sehr gutem Erfolg zur Aufführung gebracht. Man hofft auf einen ähnlichen Phönix, wie das „Stiftungsfest" gewesen ist. Gute Lustspiele sind der deutschen Bühne sehr zu wünschen; doch sind die Erfolge an einzelnen Theatern immer problematisch, da jedes Publikum in Deutschland seinen aparten Geschmack hat, und es bedarf erst mehrerer zusammentreffender Succeſſe, ehe sich eine Strömung bildet, von welcher ein Stück von Bühne zu Bühne getragen wird.

— Victorien Sardou hat sich im Genre des Palais-Royal versucht, indem er dieser Bühne ein einactiges Stück: „Le Magot" zuwendete. Ein eifriger Erbschleicher, der von dem Verschwinden seiner Tante gehört hat, durchsucht ihre Möbel nach dem geheimnißvollen Hort, den er erwartet, und trifft dabei mit einem andern zusammen, der im Secretär der Tante „confiscible" Liebesbriefe aufsucht. Die Idee ist ziemlich trivial, auch hatte das Stück nur mäßigen Erfolg.

— Am Royalty-Theater in London wurde eine dreiactige Komödie: „Ought we to visit her", von Edwards und W. S. Gilbert aufgeführt, welche sich gegen die gesellschaftlichen Vorurtheile exclusiver Kreise, besonders auf dem Lande, und gegen die sogenannte englische respectability satirisch wendet, doch die novellistische Fassung der Erzählung, nach der sie bearbeitet ist, beibehält. Der Charakter der muntern und lebensfrischen Heldin ist ganz anziehend.

Aus der Schriftstellerwelt.

Einer der hervorragendsten Denker und Schriftsteller Deutschlands ist nicht mehr: David Friedrich Strauß ist am 8. Februar in Ludwigsburg einem schweren Leiden, dem Magenkrebs, erlegen. Für die Theologie hat er die Bedeutung eines wissenschaftlichen Reformators, und selbst seine Gegner müssen anerkennen, daß sein erstes „Leben Jesu" eine Epoche in der Entwickelung dieser Wissenschaft bezeichnet; in unserer Nationalliteratur aber darf er mit vollem Recht als ein moderner Classiker gelten.

David Friedrich Strauß ist am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren, besuchte die Schule dort und dann die theologischen Lehranstalten zu Blaubeuren und Tübingen. Später studirte er noch ein halbes Jahr in Berlin, wo er von Hegel und Schleiermacher Anregungen empfing, die für sein ganzes ferneres Wirken eine durchgreifende Bedeutung gewonnen. Im Jahre 1832 hielt er als philosophischer Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen auch Vorlesungen an der Universität. In dieser Stellung ließ er sein großes Hauptwerk erscheinen, welches ihm mit einem Schlag einen Namen verschaffte und in die Mitte der geistigen Bewegung der damaligen Epoche rückte: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet" (2 Bde., Tübingen 1835). Obgleich ein streng wissenschaftliches Werk, erlebte dasselbe bis zum Jahre 1840 vier Auflagen. Die damals im Zuge befindliche jungdeutsche Bewegung, welche die Journalistik beherrschte, trug ausnehmend viel dazu bei, das Werk in weitesten Kreisen populär zu machen; nicht weniger der Eifer der Theologen, welche in zahlreichen Streit- und Gegenschriften Strauß als einen der gefährlichsten Gegner des Christenthums bezeichneten. Die Anwendung jener Kritik, mit welcher die profane Wissenschaft auf ihrem damaligen fortgeschrittenen Standpunkte dunkle vorzeitliche Geschichtsepochen im Zusammenhang mit der Culturentwickelung der Völker und mit der mythenbildenden Phantasie analysirte, auf die evangelische Geschichte, welche als ein Inbegriff von Mythen der christlichen Gemeinden aus den zwei ersten Jahrhunderten nach Christus, entstanden unter Anlehnung an das alttestamentliche Messiasbild, dargestellt wurde, war das Neue und Epochemachende in dem ersten „Leben Jesu" von Strauß. Dieser wurde inzwischen seiner Repetentenstelle entsetzt und gab auch bald eine Lehrerstelle am Lyceum von Ludwigsburg auf, um ungestört sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen. Im Februar 1839 wurde er nach Zürich berufen als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte; doch die von erhitzten Theologen aufgestachelten Züricher, namentlich die Bauern der Umgegend, erregten einen Aufstand, welcher nicht nur die Pensionirung von Strauß, sondern auch den Sturz der Regierung zur Folge hatte. Nachdem er in seinen „Streitschriften" (3 Hfte.) sich schon vorher mit seinen Gegnern auseinandergesetzt hatte, gab er in den Jahren 1840—41 sein zweites großes Hauptwerk heraus: „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem Kampfe mit der modernen Wissenschaft" (2 Bde.), welches ebenso revolutionär war in Bezug auf die christliche Dogmatik wie sein erstes Werk in Bezug auf die biblische Geschichte und, vielfach an Hegel und Schleiermacher anknüpfend, die Consequenzen zog, welche diese Denker zu ziehen versäumt oder aus Rücksichten gezögert hatten. Diesem Werke vorausgegangen war die Schrift: „Der Romantiker auf dem Throne

der Cäsaren" (1847), eine geistvolle Parallele, die viel Aufsehen erregte.

Schon in den „Streitschriften" hatte Strauß, noch mehr als in den wissenschaftlichen Werken, seine stilistische Meisterschaft an den Tag gelegt. Nach einer kurzen politischen Episode, nach seiner Wahl in die würtembergische Kammer, die ihn mit seinen ludwigsburger Wählern in Zwiespalt brachte, da er in der Politik sich als einen Vertreter des conservativen Princips erwies, sodaß er sein Mandat 1848 niederlegte, widmete er sich literarhistorischen Studien und Arbeiten, in denen seine philosophische Weltanschauung nur den durchscheinenden Untergrund bildete, die aber durch ihre durchsichtige Fassung, objective Haltung und das liebevolle Eingehen in das Detail allgemeine Sympathien fanden. Diese Werke sind „Schubart's Leben in seinen Briefen" (2 Bde., 1849), „Christian Märklin, ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart" (1851), „Leben und Schriften des Dichters und Philologen Nikodemus Frischlin" (1855), „Ulrich von Hutten" (3 Bde., 1858—60), „Hermann Samuel Reimarus" (1862). Diesen größern Werken, welche meistens geistvolle Vertreter eines literarischen Vagabundenthums, wie es eigentlich auch Ulrich von Hutten war, antheilvoll, doch ohne den Charakter fleckenreinigender Schutzschriften anzunehmen, schilderten, folgten seine „Kleinen Schriften biographischen, literar- und culturgeschichtlichen Inhalts" (1862 und 1867), alle von derselben Durchsichtigkeit und stilistischen Gefeiltheit der Form. Strauß hielt sich in den letzten Jahren meistens in Darmstadt auf, wo er zu dem Hofe in Beziehungen trat. Die Vorlesungen über „Voltaire", die er der Prinzessin Alice, der Tochter der Königin Victoria, gehalten hatte, ließ er als eine selbständige Charakteristik des größten französischen Schriftstellers (1870) erscheinen. Abermals machte er großes Aufsehen mit seinem letzten Werke: „Der alte und der neue Glaube" (1872), welches in zahlreichen Auflagen erschien und eine Flut von Gegenschriften hervorrief. Die Resultate unerschrockener theologischer Kritik sind hier mit den Resultaten und auch den Hypothesen der neuen Naturforschung zu dem Gesammtbau einer Weltanschauung vereinigt, in welchen in Bezug auf sociale und politische Fragen einige zu subjective Ansichten als Ecksteine mit eingebaut sind.

„Bewundert viel und viel gescholten" ist Strauß dahingegangen; das rechte Maß für seine Bedeutung wird erst die Nachwelt finden.

— Am 9. Februar ist **Michael Bernays** zum ordentlichen Professor der deutschen Literatur an der münchener Universität ernannt worden. Wir erwähnen diese Thatsache weniger um des tüchtigen Literaturforschers willen, obgleich wir seinem Fleiß und seiner Eloquenz auf dem Katheder diese rasche Beförderung gönnen, sondern mehr deshalb, weil zum ersten male an einer größern deutschen Universität eine ordentliche Professur für deutsche Literaturgeschichte errichtet worden ist. Denn die germanistischen Professuren sind philologische Fachprofessuren; für die allgemeine literarhistorische und ästhetische Bildung der Studirenden bedarf es der Professoren, welche über unsere classische und neuere Literatur lesen und dabei nicht als das fünfte Rad am Wagen der Universitäten betrachtet werden. Daß unsere ästhetische Bildung auch bei denen, welche die höhern Lehranstalten besucht haben, Rückschritte gemacht hat, ist fraglos, und selbst dasjenige, was man mit mehr oder weniger Recht über den Verfall des Theaters sagt, findet seine Begründung in dem Mangel eines ästhetisch gebildeten und begeisterten Kerns im Publikum, und fügen wir hinzu, auch bei einem großen Theil der Theaterkritik. So lange noch die akademisch Gebildeten in der Literatur und dem Theater nur Amusement suchen, wird die Schätzung der Talente stets eine einseitige und falsche sein. Gründliche Vorstudien auf den Universitäten werden den Faden, der von unserer classischen Literatur zu den bessern neuern Autoren hinüberführt, und damit auch die Theilnahme für die letztern beleben. Es ist bedauerlich, daß an den meisten deutschen Universitäten das Fach der Universalliteratur und der deutschen Literatur gar nicht oder nur höchst beiläufig vertreten ist. Vielleicht wird der Anfang, welchen König Ludwig in München gemacht und durch den er sich ein unleugbares Verdienst erworben hat, auch in Norddeutschland eine bessere Aera herbeiführen.

Bibliographie.

Aubel, H. und K., Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dozy, R., Geschichte der Mauren in Spanien bis zur Eroberung Andalusiens durch die Almoraviden. (711—1110.) Deutsche Ausgabe mit Originalbeiträgen des Verfassers. 2ter Bd. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Frey, J., Gedichte. 1ste Sammlung. Graz, Cieslar. 8. 20 Ngr.

Huhn, A., Robert Emmet. Eine Erzählung aus der Geschichte Irlands. München, Stahl. 8. 15 Ngr.

Nebenius, C., Geschichte der Pfalz. Heidelberg, C. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr.

Oldenburg's 1000jährige Jubelfeier am 14. December 1873. Eine Gedenkschrift. Oldenburg, Schulze. 8. 10 Ngr.

Perlbach, M., Die ältesten preußischen Urkunden. Kritisch untersucht. Königsberg, Beyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Petersdorff, R., Beiträge zur Geschichte Alexander des Grossen. Flensburg. 4. 12 Ngr.

Der Prozeß Bazaine aus den authentischsten Quellen gezogen und im Auszuge mitgetheilt von einem ehemaligen Militair. Mit einem Portrait Bazaine's und einem Grundriß des Sitzungssaals im Trianon. Leipzig, Matthes. 8. 10 Ngr.

Raabe, W., Meister Autor, oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ritter, M., Sachsen und der jülicher Erbfolgestreit. (1483—1610.) München, Franz. 1873. Gr. 4. 27 Ngr.

Ruppius, O., Gesammelte Werke. Neue Gesammt-Ausgabe. 1ste Lief. Berlin, F. Duncker. 8. 4 Ngr.

Russels, W., Kriegstagebuch mit Genehmigung des Verfassers bearbeitet von M. Schlesinger. Leipzig, Hirzel. 8. 1 Thlr.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. Novellen. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Die Messalinen Wiens. Geschichten aus der guten Gesellschaft. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Salomon, L., Verwehte Spuren. Neue Novellen. Halle, Barthel. Gr. 16. 1 Thlr.

Samarow, G., Die Römerfahrt der Epigonen. Zeit-Roman. 2ter Bd. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Schaching, O. v., Der Materialismus in der Erziehung und die Revolution. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus beleuchtet. Ein Beitrag zur Erziehungs- und Schulfrage. Kempten, Kösel. Gr. 8. 15 Ngr.

Schäfer, K., Junge Knospen aus Heimath und Fremde. Gedichte. Darmstadt, Rühl. 8. 15 Ngr.

Schau in Dich und geh' um Dich! Lenorenlieder. Leipzig, Barth. 16. 10 Ngr.

Schmidt, Marie, Die Rosen von Meran. In 5 Gesängen. Meran. 16. 25 Ngr.

Schönherr, D., Ueber die Lage der angeblich verschütteten Römerstadt Maja. Innsbruck, Wagner. 1873. 8. 5 Ngr.

Schwebel, O., Historische Bilder aus dem Elsaß. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schwebemeyer, C., Bartholomaeus Blume, oder der Untergang des deutschen Ordens. Historisches Trauerspiel in 2 Thln. Berlin, F. Duncker. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Siebeck, H., Untersuchungen zur Philosophie der Griechen. Halle, Barthel. 8. 2 Thlr.

Stadelmann, H., Gedichte. Eichstätt, Krüll. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Stengel, F. v., Aristokraten. Roman in 2 Bdn. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 3 Thlr.

Stimmen aus dem deutschen Alpenverein. Section Küstenland. Triest, Literarisch-artistische Anstalt. 8. 3 Ngr.

Die letzten Stunden unserer Bürgergarde. Ein militärischer Scherz. Nach Schiller's Wallenstein's Lager von einem Hamburger. Hamburg, Richter. 8. 6 Ngr.

Stutz, U., Der alte und der neue Glaube oder Christenthum und Naturalismus. An Strauß und den zürcherischen Reformern geprüft. Zürich, Hanke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stutzer, A., „Des Kampfes werth!" Novellen. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Temme, J. D. H., Schloß Lohburg. Roman. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Uschner, K. R. W., Der letzte Minnesänger. Erzählendes Gedicht aus den deutschen Reichszeiten. Hamburg, Richter. 1873. 8. 20 Ngr.

Verne, J., Reise nach dem Mittelpunkt der Erde. Wien, Hartleben. 8. 27 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 16te vermehrte Aufl. Marburg, Elwert. Lex.-8. 2 Thlr.

Wanderungen durch Deutsch-Lothringen. Ein kurzer Beitrag zur neueren Landeskunde. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 15 Ngr.

Werner, K., Wilhelms von Auvergne Verhältniss zu den Platonikern des XII. Jahrhunderts. Wien, Gerold's Sohn. 1873. Lex.-8. 8 Ngr.

Wigand, A., Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers. Beiträge zur Methodik der Naturforschung und der Speciesfrage. 1ster Bd. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Wurm, M., Vergissmeinnicht! Zerstreute Blumen auf dem Grabe eines Frühverblichenen. Gedichte. München, Wurm. Gr. 16. 10 Ngr.

Zehender, F., Hauspoesie. Eine Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung im Familienkreise. 3tes Bdchn. Frauenfeld, Huber. 16. 10 Ngr.

Zittel, E., Rings um die Jungfrau. Touristenblätter aus dem Berner Oberland und Oberwallis. Karlsruhe, Braun. Gr. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von David Friedrich Strauß.

Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet.
Zweite Auflage.
8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Ulrich von Hutten.

Zweite verbesserte Auflage.
8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gespräche von Ulrich von Hutten

übersetzt und erläutert.
8. Geh. 1 Thlr.

Hermann Samuel Reimarus

und seine Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.
8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kleine Schriften

biographischen, literar- und kunstgeschichtlichen Inhalts.
8. Geh. 2 Thlr.

Die Werke des eben verstorbenen berühmten Verfassers gehören zu den ersten Zierden der deutschen Literatur und sichern seinem Namen das Andenken der Mit- und Nachwelt; denn als ein Meister des Stils wußte Strauß bedeutenden, gedankentiefen Inhalt stets mit classischer und anmuthiger Form zu verbinden.

Verlag von C. Baader in Schaffhausen.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

In Sachen des Strauß'schen Buches

(Der alte und der neue Glaube.)

Eine Streitschrift gegen Herrn Professor Dr. Huber in München von

Theobald Ziegler.

Gr. 8. Brosch. 42 Kr. — 12 Sgr. — Fr. 1. 50.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LE MAGASIN DES ENFANTS

PAR

Mme LEPRINCE DE BEAUMONT.

Nouvelle édition revue et corrigée.
8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Dieses altbewährte französische Lesebuch liegt hier in abermals durchgesehener und verbesserter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Commentaire

sur les Éléments du droit international et sur l'Histoire des progrès du droit des gens de

Henry Wheaton.

Précédé d'une notice sur la carrière diplomatique de M. Wheaton.

Par **William Beach Lawrence,**
Ancien ministre des États-Unis d'Amérique à Londres.

Tome troisième. 8. Geh. 2 Thlr.

Der Commentar von Lawrence zu den zwei berühmten völkerrechtlichen Werken des verstorbenen amerikanischen Staatsmannes Wheaton führt jene Werke bis zur Gegenwart fort. Im ersten und zweiten Bande (Preis 4 Thlr.) wurde vorzugsweise die geschichtliche Entwickelung dargestellt, welche das Völkerrecht in unserer Zeit erfahren hat; der dritte Band behandelt die Fragen des internationalen Rechts vom Standpunkte der gegenwärtig geltenden Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten, wobei die politischen Ereignisse der letzten Jahre und deren Consequenzen eingehende Berücksichtigung fanden.

Die beiden Wheaton'schen Werke erschienen in demselben Verlage unter folgenden Titeln:

Éléments du droit international. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Illustrirte Bibel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Bibel

oder

Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments

nach der deutschen Uebersetzung von Dr. Martin Luther.

Mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von
E. Bendemann, J. Fischer, G. Jäger, F. Overbeck, A. Rethel, L. Richter, J. Schnorr von Carolsfeld, F. Schubert, E. Steinle, A. Strähuber, C. F. v. Stralendorf, L. Völlinger.

Dritte Auflage.

In ungefähr 30 Lieferungen. Preis jeder Lieferung 5 Ngr.

Erste und zweite Lieferung.

Die vorliegende dritte Auflage dieser rühmlichst bekannten illustrirten Ausgabe der Heiligen Schrift (früher Verlag der J. G. Cotta'schen Bibel-Anstalt), mit gegen 250 Abbildungen in Holzschnitt nach Zeichnungen der ersten deutschen Künstler, erscheint in ungefähr 30 Lieferungen zu je 5 Ngr., wird also vollständig nur etwa 5 Thlr. kosten, während in den frühern Auflagen der Preis 7½ Thlr. betrug. Auf vielseitigen Wunsch wurde der zum Theil veraltete Text mit dem jetzt allgemein gebräuchlichen revidirten Texte vertauscht, sodaß auch in dieser Beziehung die neue Auflage einen wesentlichen Vorzug erhielt.

In allen Buchhandlungen ist die erste Lieferung nebst Prospect und Probeblatt vorräthig und werden Unterzeichnungen auf das Werk angenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. | Nr. 10. | 5. März 1874.

Schriften zur militärischen und Kriegsliteratur.

1. Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie. Zweite unveränderte Auflage. Wien, Faesy und Frick. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Der ungenannte Verfasser dieses Buchs bespricht, angeregt durch die Waffenerfolge der deutschen Heere im jüngsten Kriege gegen Frankreich, in gediegener, fachmännischer Weise die militärischen Machtverhältnisse der österreichisch-ungarischen Monarchie, vergleicht dieselben mit der Leistungsfähigkeit des unter Preußens Führung *geeinten* Deutschland und knüpft an diese Auseinandersetzung eine Reihe positiver Vorschläge, um Oesterreichs *Kriegsmacht* entsprechend den veränderten Machtverhältnissen in einer die Sicherheit und Unabhängigkeit der Monarchie ausreichend garantirenden Weise zu verstärken.

Veranlaßt wurde diese lesenswerthe Schrift offenbar durch die Besorgniß, Deutschland werde infolge der jüngst erreichten kriegerischen Erfolge im Bewußtsein seiner Kraft eine aggressive Politik seinen Nachbarn gegenüber einschlagen — eine Annahme, welche bereits bei der *Proclamirung* des Deutschen Reichs Kaiser Wilhelm in den Worten von sich abwies:

> Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volks, zu vertheidigen. . . . . . Uns aber und Unsern Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Die **thatsächlichen** Vorgänge seit Beendigung des **deutsch-französischen** Kriegs, namentlich aber die gegenseitige **Annäherung** der drei östlichen Großmächte, dürften inzwischen **jenes** Mistrauen wol auch bei dem Verfasser obiger Schrift beseitigt oder doch wesentlich abgeschwächt haben.

Der erste Abschnitt: „Betrachtungen über die Einleitungen und den Beginn des Feldzugs 1870", bekundet eine genaue Kenntniß der preußischen Armee und der durch die Reorganisation derselben erzielten Vortheile. Wenn der Verfasser dabei Gelegenheit nimmt, eine erhebliche Herabsetzung der Dienstzeit im stehenden Heere für die Infanterie aus finanziellen Gründen zu befürworten, so möchte dem gegenüber auf Grund der im letzten Kriege von verschiedensten Seiten gemachten Wahrnehmungen doch zu constatiren sein, daß die Durchführung der so außerordentlich verlustreichen Infanteriegefechte nur von einer wohlgeschulten Truppe zu erwarten ist. Nur eine mehrjährige Dienstzeit bei der Fahne, nur starke Friedenscadres verleihen einer Infanterietruppe dasjenige Maß von Zusammenhalt, von Lenkbarkeit und von Selbstvertrauen, welches die moderne Kampfform der Einzelordnung beansprucht und welches sich stets überlegen erwies gegenüber losen Massenaufgeboten, wie solche während der letzten Kriegsmonate im Felde erschienen. Als Resultat der Betrachtungen dieses Abschnitts stellt der Verfasser den Satz auf, daß jeder Staat im Princip das System des organisirten Massenaufgebots, wie es Preußen consequent ausgebildet habe, annehmen und möglichst rasch durchführen müsse, falls er nicht seine Existenz aufs Spiel setzen wolle.

Der zweite Abschnitt „Vergleich: der Streitkräfte Preußen-Deutschlands und Oesterreich-Ungarns und Vorschläge zur Besserung dieses Verhältnisses", beleuchtet die relative Schlagkraft der beiden im Titel genannten Landmächte eingehend und unparteiisch. Dieser Theil des Buchs ist von bleibendem Werth und mit geringfügigen Abänderungen noch heute vollkommen gültig in Bezug auf die zum Vergleich gestellten Zahlenverhältnisse. Was

über die Bedeutung starker Friedenscadres für die zur Verwendung in erster Linie bestimmten Feldtruppen, speciell in Betreff des Pferdestandes der Cavalerie, gesagt ist, läßt das gediegene Urtheil des gewiegten Praktikers erkennen und ist durchweg mustergültig. Dagegen vermag Referent in dem Vorschlag, die Mitrailleusen paarweise den Infanterieregimentern zuzuweisen, keinen Vortheil zu erkennen, denn gerade die Mitrailleuse muß massenweise Verwendung finden, wenn sie im Feldkriege überhaupt mit Erfolg auftreten soll — nur für Zwecke der Grabenbestreichung bei Feldschanzen u. s. w.; dergleichen Impedimenta bei der Infanterie mitzuführen, erscheint wenig empfehlenswerth.

Der dritte Abschnitt: „Weitere Bemerkungen zur Hebung der Wehrkraft der Monarchie", enthält namentlich die folgenden Vorschläge zur Steigerung der militärischen Kraft von Oesterreich-Ungarn: Beschleunigte Auflösung der Militärgrenze und stärkere Heranziehung der Bevölkerung des Grenzdistricts wie Tirols und Vorarlbergs zum Dienst im stehenden Heere; Verwendung der dalmatischen Küstenbevölkerung im Seedienst und Organisation einer dalmatischen Nationalmiliz, wogegen die Verpflichtung zum Liniendienst für die Einwohner jenes entlegenen Bezirks in Fortfall kommen könnte; Beschränkung der Kriegsflotte auf das für die Küstenvertheidigung und den Schutz des Handels erforderliche Maß; Vereinfachung des gesammten Mechanismus der Verwaltung, dieserhalb einheitliche Leitung für alle Theile des stehenden Heeres, der Landwehr und der Honved, und rückhaltlose Auseinandersetzung, beziehentlich Klarlegung dieser Frage dem Lande gegenüber; homogene Ausbildung der Stäbe, gleichartige Bewaffnung und Munition, einheitliche Reglements, Bezirkseintheilung nach Landwehrregimentern; Organisation eines für Localvertheidigung und Sicherheitsdienst bestimmten Landsturms unter Ausnutzung der in der westlichen Reichshälfte noch bestehenden Bürgerwehren, der Schützengesellschaften, tiroler Freiwilligencompagnien u. s. w.

Weiterhin bespricht der Verfasser die Eintheilung der Armee, erklärt sich für stärkere Armeecorps, als in Deutschland üblich sind, hält dagegen die Verlegung der Truppen in die eigenen Ergänzungsbezirke theils aus Rücksicht auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, dieselben zweckmäßig unterzubringen, theils wegen der „leider noch nicht ganz geklärten politischen Verhältnisse der Monarchie" für nicht durchführbar. Dem gegenüber muß daran erinnert werden, daß die möglichst allgemeine Belassung der Truppen innerhalb oder in der Nachbarschaft ihrer Ergänzungsbezirke der wichtigste Factor ist in Bezug auf die Möglichkeit, jederzeit schnell und planmäßig vom Friedensstand zur Kriegsformation überzugehen. Von der Raschheit der Mobilmachung hängt aber in erster Linie die Möglichkeit ab, im Beginn des Kriegs die Initiative in Bezug auf die großen Operationen zu erlangen. Wer langsamer ist, kann — wenigstens zeitweise — die feindliche Invasion der eigenen Grenzdistricte nicht hindern, es sei denn um den Preis eines mit unvollständiger Kraft angenommenen Kampfes, der gar leicht dem bereits fertigen Gegner einen ersten Erfolg verschafft.

Auch die Nothwendigkeit, durch Ausbau des noch sehr lückenhaften Festungsnetzes Stützpunkte für die Landesvertheidigung zu schaffen, wird vom Verfasser eingehend motivirt, indem er in diesem Kapitel an der Hand der jüngsten Kriegserfahrungen in überzeugender Weise darthut, daß die strategische Bedeutung der Festungen, namentlich der an Bahnen gelegenen Sperrfestungen, keineswegs im Vergleich mit frühern Zeiten abgenommen hat.

Der Schluß des Werks bringt nach einigen Bemerkungen über den Kostenpunkt eine kurze Zusammenstellung der wesentlichsten Vorschläge und richtet danach an die zur Durchführung der Reform berufenen Personen die Aufforderung, dieselben zu prüfen und mit ernstem Pflichtgefühl und treuem Sinn ohne weitern Zeitverlust Hand anzulegen zur Beseitigung der corrumpirten, tief erschütterten, aber trotzdem noch nicht hoffnungslosen Zustände.

2. Zur Naturgeschichte des französischen Kriegs von Ludwig Bamberger. Leipzig, E. Günther. 1871. Gr. 8. 12 Ngr.

Die hier zusammengestellten Aufsätze erschienen bereits während der letzten Kriegsmonate in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und enthalten eine höchst interessante, geistvolle Schilderung der anscheinend so widerspruchsvollen und unerklärlichen Aeußerungen des französischen Volksgeistes. Die Periode, in welcher die Commune zur Herrschaft gelangte, ist nicht behandelt.

Ueber den Zweck der vorliegenden Schrift äußert sich der Verfasser:

> Das Eigenthümliche der Aufgabe, wie sie hier gedacht wird, läge eben darin: aus den Symptomen der heute in Frankreich wüthenden geistigen Krankheit, man könnte geradezu sagen Geisteskrankheit, auf inductivem Wege den culturhistorischen Nachweis zu schöpfen; mit Hülfe des eben Erlebten ein scharfes Licht in die rückwärts liegenden Windungen des Entwickelungsganges zu werfen. Einer solchen allerdings schwierigen Arbeit möchte ich einiges Material liefern dadurch, daß ich Vorkommnisse dieser Lage in möglichst vielen und natürlich auch in möglichst bezeichnenden Einzelheiten sammle, um mittels derselben wenigstens einen Beitrag zu den Elementen eines umfassenden Krankheitsbildes zu liefern.

Der Verfasser befand sich in Paris, als der Krieg ausbrach, und theilt im ersten Abschnitt seiner Schrift eine Fülle höchst interessanter Details über einige Vorgänge in den politischen Kreisen und an der Börse mit, welche die systematische Anwendung der Lüge sowie die Empfänglichkeit der Nation für Selbstbelügung in oft drastischer Weise illustriren. Wir machen namentlich auf die bezüglich des Ministers Ollivier und des englischen Gesandten Lord Lyons mitgetheilten Verhältnisse und das von seiten der kaiserlichen Regierung, insbesondere des auswärtigen Ministers Herzog von Gramont jenen Männern gegenüber eingehaltene Verfahren aufmerksam. Nicht leicht wurde jemals vorher in gleich frivoler und unverhüllter Weise von der Regierung eines großen Staats das eigene Volk sowie der amtliche Vertreter einer befreundeten Nation mittels politischer Taschenspielerkünste über die wichtigsten Staatsactionen getäuscht; nicht leicht aber auch, wie hier zur Entschuldigung anzuführen ist, möchte ein anderes Volk als das französische ein derartiges Lügengewebe so kritiklos und willig geglaubt,

oder eine andere Macht als Großbritannien die wissentliche grobe Täuschung ihres Gesandten mit gleich anerkennenswerther Langmuth hingenommen haben.

Im folgenden Abschnitt behandelt der Verfasser vornehmlich die tragische Seite der zum Kriege führenden Verhältnisse, weist nach, wie zwar fast niemand direct den Krieg gewollt habe, ja alle bedeutendern politischen Persönlichkeiten von demselben gelegentlich abgerathen hätten, wie aber doch andererseits alle Parteien dazu mitwirkten, den Bruch herbeizuführen, und wie die allgemeine Volksstimmung, die ganze Lage die längere Erhaltung des Friedens endlich unmöglich machte.

Es finden sich hier recht werthvolle Belege für die von verschiedenen Seiten beobachteten Störungen in den geistigen Functionen, Erscheinungen aus dem Gebiete der Monomanie, auffallende Reizbarkeit beim Aussprechen oder Anhören bekannter Schlagwörter, allgemeine Verbreitung der gleichen fixen Ideen unter Personen verschiedener Bildung, verschiedenen Berufs, an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten. Der Arzt, der Psycholog wird diesen zweiten Abschnitt mit besonderm Interesse lesen.

Sehr richtig wird zusammenfassend hierüber bemerkt:

> Wir alle haben staunend miterlebt, wie diese Massen auch nach den furchtbarsten Niederlagen nicht an ihre Besiegbarkeit glauben konnten; wie Unwissenheit, Dünkel und Fabelsucht alle Erfahrungen bis zu den bittersten sofort im Volksinstinct zu Erscheinungen umbildeten, welche mit dem unentbehrlichen Glauben an die eigene Ueberlegenheit sich wieder vereinigen ließen. Wo gar nichts anderes helfen wollte, mußte es der Verrath thun. Einfach der Schwächere zu sein an Tapferkeit oder Geschicklichkeit — dieser Gedanke hat noch bis auf diese Stunde in kein französisches Gehirn Eingang gefunden.

Es ist vom deutschen Standpunkt aus immerhin erfreulich, bei diesem Anlaß constatiren zu können, daß, wie der Ausgang des Processes über den Marschall Bazaine und die auf diese Angelegenheit bezüglichen Aeußerungen der französischen Presse noch kürzlich erwiesen haben, auch gegenwärtig die öffentliche Meinung der gebildeten wie der nichtgebildeten Franzosen noch in den nämlichen Irrthümern und Selbsttäuschungen befangen ist und deshalb nicht zu einem auf festen Grundlagen beruhenden reformatorischen Umschwung der innern Verhältnisse zu gelangen vermag. Die Revanche ist in aller Mund, doch werden die Ursachen der Niederlagen nicht erkannt und deshalb auch nicht beseitigt.

Ueber die mit der Ausweisung der in Frankreich wohnenden Deutschen in Zusammenhang stehenden barbarischen Vorgänge theilt der Verfasser einige Einzelheiten mit, welche leider für die im französischen Volkscharakter trotz der äußerlich so abgeschliffenen Umgangsformen noch unvermindert fortbestehenden blutgierigen Instincte ein vollgültiges und beredtes Zeugniß ablegen. Es wäre von allgemein culturhistorischem Interesse, eine möglichst vollständige, hierauf bezügliche Darstellung, die bisjetzt noch fehlt, zu besitzen. Wie sehr die nationale Tobsucht selbst bei den im Auslande wohnenden Franzosen zum Ausbruch gekommen war, erhellt aus der Beschreibung der Reiseerlebnisse eines von Sanghai über Saigon und Alexandrien auf einem französischen Dampfer nach der Heimat zurückkehrenden Deutschen. Weiterhin folgt eine recht gelungene Schilderung der drei großen Mythen, welche während des Kriegs in Frankreich ihren Ursprung nahmen und eine so allgemeine Verbreitung fanden, nämlich der Mythen von den Steinbrüchen von Chaumont, von den drei wunderbaren Särgen aus dem deutschen Hauptquartier und von Gambetta's berühmten Bulletins, speciell der Bulle „C'est avec une indicible joie", welches die völlige Sprengung der deutschen Cernirung von Paris mittels Rundschreibens zur Kenntniß der Provinzbewohner brachte, und des officiellen Neujahrstelegramms, welches unter anderm mittheilte: „Der Angriff der Preußen gegen den Avron ist glorreich zurückgeschlagen. 7000 bis 8000 Preußen todt. Abends geben die Mobilen ein großes Concert. Paris ist zauberhaft, antik, neugeboren."

Nach diesen Wahrnehmungen aus jüngster Zeit ist vergleichsweise, wie der Verfasser treffend bemerkt, die von Philosophen und Historikern vergebens erstrebte Aufklärung über das Entstehen des Mythus ziemlich gegenstandslos geworden und braucht man nicht mehr zu forschen, wieso in Hochasien und Griechenland derselbe Hercules, in Norwegen und der Schweiz derselbe Wilhelm Tell vorkommt, da ohne sichtbare Uebertragung zu gleicher Stunde in Mülhausen und in Avignon die nämlichen Erfindungen auftauchten.

Der Verfasser schließt seine höchst anregende und lesenswerthe Studie mit den inzwischen bereits durch die Entwickelung der Ereignisse zur Genüge bestätigten Sätzen:

> Das alte Frankreich lebt und stirbt mit der Formel der unverletzlichen Grenze, des heiligen Paris. Die Gambetta-Republik nagelte diese Formel an ihre Fahne und offenbarte sich als der Kampf des Alten gegen das Neue. Ein neugeborenes Frankreich würde von der Erkenntniß ausgehen, daß die Nation ihre Kraft weder in der Unentreißbarkeit des Elsaß noch in der Suprematie von Paris hat, mit einem Wort, nicht in ihrer alten aristokratischen Ueberlegenheit über Europa, sondern in eigener Tüchtigkeit und innerer Vollendung. Deutschland ist der dritte Stand, um dessen Gleichberechtigung jetzt gegen Frankreich gekämpft wird. In Paris sitzt die Romantik katholischen Geblüts, im deutschen Hauptquartier der Radicalismus eines neuen Emporkömmlings.

3. Der welsche Nachbar. Lebensbilder aus dem großen Kriege von 1870/71. Nach wahrheitsgetreuen Documenten geschildert von A. W. Grube. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1871. 8. 15 Ngr.

Dies Buch enthält ebenfalls eine recht gelungene Darstellung der während der letzten Kriegsperiode in Frankreich und der deutschen Armee zu Tage getretenen innern Zustände. Die Grundanschauung des Autors ist eine durchaus deutsch-patriotische. Mit großem Fleiß und Geschick sind zahlreiche verstreute Documente, namentlich auch aus den mehr ephemeren Erscheinungen der Tagespresse und Broschürenliteratur gesammelt und im logischen Zusammenhang wohlgeordnet verarbeitet. In den gelegentlich eingestreuten Angaben über Vorkommnisse rein militärischer Gattung finden sich wol hier und da kleine Irrthümer, doch bleiben dieselben ohne Belang, konnten auch zur Zeit der Abfassung des Manuscripts schwerlich ganz vermieden werden, da authentische Angaben über die bezüglichen Verhältnisse damals

noch nicht veröffentlicht waren. Der Verfasser wollte auch, wie er selbst sagt, nur einen kleinen Beitrag zu einer anschaulichen populären Völkerpsychologie geben, eine Art Federzeichnung in Umrissen, aber mit derben, scharf markirten Strichen. Dies ist ihm sehr wohl gelungen. Vieles aus dem Inhalt wird dem Leser nicht ganz unbekannt sein, und doch wird ihn das Buch deshalb keineswegs weniger fesseln, denn es ruft halbvergessene, der Erinnerung werthe Einzelheiten und Schriftstücke von frischem ins Gedächtniß zurück.

Der Verfasser hat zwar bei Besprechung der französischen Zustände der Wahrheit überall volles Recht widerfahren lassen und die Corruption und den innern Verfall der leitenden Kreise wie der ganzen Nation rückhaltlos geschildert, dabei aber doch mit anerkennenswerthem Geschick vermieden, in einer der ästhetischen Anschauungsweise unsers Volks zuwiderlaufenden Weise die schwachen Seiten des besiegten Gegners allzu stark hervortreten zu lassen.

Das Buch ist von bleibendem Werth und empfehlen wir dasselbe insbesondere auch für Lesecirkel und Volksbibliotheken als eine gediegene, maßvoll geschriebene und dabei billig zu beschaffende culturhistorische Studie, welche in anziehender Form vielerlei Belehrung über den Nationalcharakter der Franzosen zu verbreiten geeignet ist.

4. Aus dem Felde. Erinnerungen, Skizzen und Novelletten von Alfred Graf Adelmann. Leipzig, Amelang. 1871. Gr. 8. 18 Ngr.

Eine sehr flüssig geschriebene, fesselnde und interessante Unterhaltungslektüre, nach Form und Inhalt ausschließlich für die höhern Gesellschaftskreise bestimmt, also keine Volksschrift. Als besonders gelungen dürften die beiden Novelletten: „Frieden“ und „Helene“, zu bezeichnen sein, demnächst, auch für weitere Kreise, die treu nach der Wirklichkeit geschilderten „Kriegserinnerungen“, welche die täglichen Vorkommnisse in der Vorpostenkette skizziren.

Die eingangs mitgetheilte Kriegserinnerung: „Standrechtlich erschossen“, wäre wol besser fortgeblieben; dieselbe ist keine glückliche Einleitung für eine salonfähige leichte Unterhaltungsschrift. Derartige traurige Nothwendigkeiten, wie die hier vom Verfasser als Augenzeugen mitgetheilte Execution eines deutschen Soldaten, lassen sich in praxi allerdings nicht vermeiden — der Krieg ist ja ein rauhes Handwerk —, sind indeß glücklicherweise doch nur in ganz vereinzelten Fällen vorgekommen und bedarf es deshalb nicht ihrer nähern Beschreibung, zumal sie ohnehin den Mithandelnden und zufälligen Zeugen fest genug in der Erinnerung haften werden.

5. Im Lande der Gallier. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege 1870 von Otto Schreyer. Hamburg, Kittler. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser bereiste den Kriegsschauplatz als Specialcorrespondent der „Hamburger Nachrichten“ und bespricht in dem vorliegenden Buch nur Selbsterlebtes und Selbstbeobachtetes. Wer sich über das Leben und Treiben der deutschen Soldaten im Bivuak, auf dem Marsch, über die mannichfachen Beschwerden des Cernirungsdienstes vor Metz und Paris, über das Verhalten unserer Truppen im Gefecht unterrichten will, findet in dieser kleinen Schrift eine Menge interessanter, wahrheitstreuer Skizzen und wird dieselbe nicht ohne Befriedigung durchlesen. Die anspruchslose Darstellungsweise, welche des Verfassers eigene Persönlichkeit fast ganz zurücktreten läßt, erhöht dabei wesentlich den angenehmen Eindruck. Die auf den letzten Seiten mitgetheilten typischen Beschreibungen der im Gefolge der Armee befindlichen nichtcombattanten Berufsklassen (freiwilliges Sanitätspersonal, Begleiter von Liebesgaben, Armeelieferanten, kleine Speculanten, Marketender, Marodeurs, Spione, Dolmetscher, Regimentsjungen, Schlachtenmaler und Kriegstouristen) sind treu nach dem Leben geschildert. Ueber die Thätigkeit der Kriegscorrespondenten, über deren Lebensweise in den Lagern und zu Versailles, wird bereits vorher eingehend berichtet.

Die in den Text eingewobenen Reflexionen über den Nationalcharakter der Franzosen, über den Einfluß der Psyche auf die materielle Leistungsfähigkeit des Soldaten u. dgl. m. zeugen von viel Urtheil und scharfer Beobachtung. Ebenso findet sich unter den Terrainschilderungen einiges recht Werthvolle. Historische Daten, Documente sind nur in geringer Zahl beigebracht worden, da es nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat, Kriegsgeschichte zu schreiben. Die nach dieser Richtung mitgetheilten Angaben sind aber correct und zuverlässig; sie lassen erkennen, daß die während des Feldzugs gesammelten Notizen vor der Drucklegung einer sorgfältigen Durchsicht unterzogen wurden.

6. „Alldeutschland, in Frankreich hinein!“ Kriegserinnerungen von Adolf Strodtmann. Mit einem Titelbilde von C. Junk. Berlin, A. Duncker. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser machte den Feldzug unter besonders günstigen Verhältnissen mit, denn er gehörte zu der geringen Zahl bevorzugter Berichterstatter, welche dem Hauptquartier der Dritten deutschen Armee folgen durften. Der Inhalt der beiden Bände beschränkt sich indeß nicht auf die Mittheilung der in Begleitung des Hauptquartiers erlebten Kriegshandlungen oder auf ethnographische Skizzen über die Bewohner des Kriegsschauplatzes, wie solche vielfach auch von andern Seiten geliefert wurden, sondern der kunstsinnige Verfasser war bemüht, in den lebendigen Vortrag der beim Siegeszug des kronprinzlichen Heeres empfangenen Eindrücke auch die zahlreichen Wahrnehmungen über Kunstdenkmäler, Bauwerke und archäologische Besonderheiten, welche er zu sehen Gelegenheit fand, aufzunehmen. Daneben finden sich Aufzeichnungen aus der deutschen und französischen Kriegspoesie der beschriebenen Epoche, theils eigene Arbeiten des Verfassers, theils charakteristische Producte von gegnerischer Seite.

Der Inhalt ist also ein sehr vielseitiger und bietet reiche Abwechselung. Die Gediegenheit des Buchs verbürgt der Name des Verfassers, und kann dasselbe nach jeder Richtung hin nur empfohlen werden, namentlich auch für Bibliotheken als ergänzende Schrift für die rein militärischen Abhandlungen über die Leistungen der Dritten Armee.

7. Tagebuch vom französischen Kriegsschauplatze 1870—1871 von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Tagebuch Wachenhusen's ist, wie die Vorrede sagt, in der Hast und Ueberstürzung der Ereignisse geschrieben, auf dem Marsch, im Bivuak, im Cantonnement, oft, ja meist in der Nacht bei physischer Erschöpfung, geistiger Erschlaffung und schweren Entbehrungen. Der Verfasser war vom Druckort entfernt und konnte die unter diesen Verhältnissen unvermeidlich entstehenden Fehler und Irrthümer deshalb nicht berichtigen. Daß von seiten der Verlagsbuchhandlung dies nicht geschehen ist, bleibt zu bedauern und thut dem Werthe des frisch und anregend geschriebenen Buchs erheblichen Eintrag. Die Daten konnten nach den amtlich publicirten Depeschen, die Ortsnamen nach allgemein zugänglichen Karten ohne große Mühwaltung berichtigt werden, auch hätte mancher sinnentstellende Druckfehler, beispielsweise die allein auf S. 73 zweimal vorkommende Anwendung des Wortes Regli für Repli u. dgl. m. vermieden werden können, wenn ein mit militärtechnischen Ausdrücken vertrauter Corrector die Durchsicht übernommen hätte.

Der Verfasser hat bereits durch so viele Kriegsberichte unsere Literatur bereichert und ist durch seine lebendige Darstellungsweise in weiten Kreisen so vortheilhaft bekannt, daß es mislich erscheinen kann, nach dieser Seite Ausstellungen überhaupt zu machen. Der Rechtsgrundsatz, daß die Flagge auch jederzeit die Ladung decke, ist indeß bekanntlich noch nicht allgemein anerkannt. Referent glaubt daher darauf aufmerksam machen zu dürfen, daß eine etwas sparsamere Anwendung von Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, von Piff und Paff, von dem widerlichen Knarren der Mitrailleuse zwischen dem Heulen der Granaten für fernere Kriegsberichte doch zu empfehlen sein möchte, denn die allzu häufige Wiederkehr derartiger Effecte ermüdet den Leser.

Ebenso hätte die auf die Kaiserin Eugenie bezügliche Bemerkung: „Mama mag zu Hause in Thränen sitzen, da alles so anders gekommen, als sich diese spanische Fliege gedacht hat, da sie den Krieg mitschüren half. Hoffentlich packt sie schon zu Hause das Silbergeschirr zusammen, um es vor den Preußen in Sicherheit zu bringen", und die mehrfache Wiederkehr der Metapher von den silbernen Löffeln wol anders gefaßt werden oder besser ganz fortbleiben können. Sollte das Tagebuch weitere Auflagen erfahren, so dürften erhebliche Kürzungen in dem vorstehend angedeuteten Sinne anzurathen sein, um den wirklich interessanten Kern von der oft allzu starken Schale unwesentlicher Localnotizen zu trennen.

Freiherr A. von Fircks.

Neue Lustspiele.

„Ich verstehe diese Welt nicht mehr", rief vor einiger Zeit Karl Frenzel, der bekannte und geschätzte Kritiker der berliner „National-Zeitung", nach der ersten Aufführung einer neuen Komödie eines in den letzten Jahren vielgenannten Autors in schmerzlicher Verwunderung aus, vollauf einem wiener Collegen secundirend, welcher den Eindruck des nämlichen Stücks nach der Aufführung auf dem wiener Stadttheater einen „befremdenden" genannt hatte. Ja, mußten wir lächeln, wir haben diese Welt schon lange nicht mehr verstanden. Das heißt: verstanden wol, aber nur unter gewissen Voraussetzungen, nur unter eigenthümlicher Beleuchtung. Setzen wir jenem Motto ein anderes bei, zum Exempel: die dramatische Kunst ist niedergegangen, die Kunstreiterei dagegen hat sich gehoben; die Künstler sind gesunken, die Artisten dagegen gestiegen: so möchten wir die Beleuchtung hinlänglich angedeutet und den Gesichtspunkt gewonnen haben, unter welchen die Komödie von heute in ihrer Gesammtheit, speciell so viele leichtfertige Producte unserer modernen Dramatiker, doch auch nicht befremdlich erscheint.

Wir sehen sehr wohl das Kopfschütteln, hören den Widerspruch, den unsere Bemerkung hervorruft, wir lassen uns durchaus aber nicht umstimmen. Mag man uns immerhin die bedeutenden Leistungen unserer Künstler ersten Ranges, das gediegene Repertoire einzelner unserer vornehmern Bühnen, den sittlichen Ernst mancher jüngern Dramatiker, den besten Willen verschiedener Bühnenleiter und anderes entgegenhalten, wir halten an unserm allerdings sehr schweren Vorwurfe fest. Freilich wissen wir um die classischen Versuche und die — classischen Erfolge auf einzelnen Hofbühnen, auch größern Stadttheatern, kennen den Shakspeare-Cultus und was Löbliches es sonst noch geben mag: wir meinen aber gleichwol, daß all dieses Gute an der traurigen Thatsache wenig ändert; ja, wenn man uns z. B. auf den außerordentlichen Erfolg des „Tasso" auf der berliner Hofbühne in gegenwärtiger Saison hinweist, sollen wir da nicht fragen: Macht eine Schwalbe den Sommer? oder: Ist es nun gerade ein Fortschritt, wenn jetzt plötzlich im „Tasso" so viel applaudirt und so viel hervorgerufen wird wie sonst nur in „Dorf und Stadt" oder der „Martha"? Und wenn jetzt nun einmal wieder z. B. Gluck's „Iphigenie in Tauris" oder Shakspeare's „Was ihr wollt" classisches Behagen erregt, verlohnte sich nicht die ernstliche Untersuchung, weshalb ein solches Stück mit einem male gefeirt wird, als wäre es eine „Marie und Magdalene", ob dabei nicht gerade Aeußerlichkeiten der Darstellung oder auch nur das Bedürfniß des Publikums, ab und zu für allerlei ästhetische Sünden Absolution zu finden, mitgespielt haben?

Bei der Frage nach der Bedeutung der Komödie für die Gegenwart — gleichviel ob man unter Komödie die Gesammtheit der dramatischen Kunst mit allen ihren Factoren, oder nur das leichtere, flüchtigere Genre, das des Lustspiels, der Posse, der Bluette, also das Genre, welches recht eigentlich in unsern Artikel fällt, verstehen will — handelt es sich schon lange nicht mehr um das mehr oder

weniger „classisch", das mehr oder weniger „poetisch", das mehr oder weniger „ästhetisch", sondern fast lediglich um das Recht, beziehentlich die Pflicht der dramatischen Kunst im modernen Staate, um ihre sociale Stellung und Bedeutung. Und mit der ist es leider schlecht bestellt.

Wir können nämlich gegenwärtig gar nicht mehr classificiren, diese Bühnen ständen über, jene unter dem Striche, diese ragten wie Montblancs hervor, jene seien nur erbärmlichen märkischen Sandhügeln zu vergleichen; nein, das Charakteristische oder die Misère, aus der Gewerbefreiheit resultirend, ist, daß es von den Bühnen ersten Ranges, gleichviel welche und wieviele man als solche gelten lassen will, ohne Sprung, ohne Lücke Schritt für Schritt hinuntergeht bis zu jenen Chantants, in welchen Kunst und Prostitution — sit venia verbo, allein hier nützt kein Verschleiern, kein Verkleistern, hier nützt nur nackte Wahrheit — also Prostitution in des Wortes ekelhaftester Bedeutung, was Verhöhnung der Sitte, der Zucht, des Anstandes betrifft, identisch sind, hinunter bis zu jenen Kunstwinkeln, in welchen sich die Muse durch nicht zu beschreibende Attituden und schimpfliches Bloßstellen von Körpertheilen als eine erzliederliche, für die polizeiliche Controle reife Dirne erklärt.

Wir wiederholen: ohne Sprung, ohne Lücke! Noch vor wenigen Jahren gab es in der Stufenfolge der Bühnen wenigstens eine tiefe Kluft, sie resultirte aus dem „mit" oder „ohne Rauch". Aber auch diese Kluft hat sich längst geschlossen, denn in demselben Theater wird ein und dasselbe Stück heute mit, morgen ohne „Rauch" gegeben. Vivant die Geschmäcker! Und wem diese Thatsache noch nicht genügt, der führe sich die andere zu Gemüthe, daß man, auch nur zur Ausfüllung einer Lücke oder um einem lange gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, den Ton im berliner Orpheum, der Stätte der Nachtschwärmerei und Debauche, durch Etablirung eines Podiums der Kunst, einer Bühne, zu adeln gemeint hat.

Man beruft sich auf den Ausspruch, es sei alles eins, das heißt alle Genres seien gut mit Ausnahme des langweiligen. Wir in unserer antediluvianischen Einfalt sind aber der Meinung, es könne rücksichtlich der modernen Komödie kein zweischneidigeres Kriterium des Werthes als eben dieses geben. Hätte der berühmte Erfinder dieses geflügelten Wortes dasselbe in solchem Sinne verstanden, er müßte sich unserer bescheidenen Meinung nach desselben nur schämen, sowie Luther sein „Wein, Weib und Gesang" verleugnet haben würde, hätte er denken können, daß er mit demselben auch nur einmal als Autorität zur Rechtfertigung der Leichtfertigkeit, der Debauche figuriren würde. Wenn nun aber in ästhetischen Dingen der durch momentane Laune oder Nervenstimmung bedingte Geschmack allein maßgebend sein soll, wo ist nach unten hin eine sichere Grenze zu finden?

Ist nun aber an dem Körper der dramatischen Kunst auch nur ein Glied brandig, so ist es der ganze Körper, da das Uebel unaufhaltsam nach oben frißt; und wenn das Urtheil, es sei das Theater von heute in seiner Gesammtheit ein sociales Uebel, etwa zu hart klingt, wie lange wird es währen, daß es von Staats wegen als ein solches erkannt werden wird! Die Schuld liegt eben nicht in Einzelheiten, sondern in der Sache selbst; es fehlt der Komödie zumal durchgehends an sittlichem Gehalte, an edelm und veredelndem Geiste.

Selbst vielen Matadoren unter den Dramatikern gilt das, was auf der Bühne getrieben wird, doch nur als „Jux und Ulk", und sie schneiden deshalb ihre „poetischen Werke" nur auf Parforce-Erfolge zu; von den Neulingen aber kommen die einen als blinde Illusionisten und Utopisten, die andern, um einen Lichtenberg'schen Ausdruck zu adoptiren, als Exprimaner. Da möchten wir jedem unserer Artikel eigentlich ein kleines ceterum censeo der Abmahnung von der dramatischen Production überhaupt anfügen. Den jugendlichen Illusionisten und Utopisten gegenüber thut das dringend noth.

Noch im letzten Artikel (Nr. 48 d. Bl. f. 1873) verpflichteten wir uns halb und halb zur wackern Unterstützung jeglichen redlichen Versuchs in gebundener Sprache; ach, hätten wir ahnen können, so schnell von Ernst Lohwag am Aermel gefaßt zu werden!

1. Beim Donauweibchen. Lustspiel in zwei Acten von Ernst Lohwag. Wien, Fr. Beck. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Wenn ein junger Autor eine seiner Personen plötzlich hintreten und den Leser, beziehentlich das Publikum, mit Dichterwünschen bekannt machen läßt, so wissen wir schon, was die Glocke geschlagen, daß nämlich das bescheidene poetische Selbstlob das Beste am ganzen Opus zu sein pflegt.

Hier fällt nun Johann, der Bediente, plötzlich aus der Rolle und vermeldet:

> Klar seh' ich's an unserem Dichter,
> Wie der Aermste sich plagt und zu Tode sich gallt als echt hofmeisternder Trichter!
> Und am Abend spät, wenn er müde gehetzt, greift muthig er erst zu der Leier.
> Wenn ihr glaubt, es sei recht und es fördere die Kunst, dann sei für euch Dichter der Geier!

Wir dachten, der Olymp stände auch noch heute den Poeten offen!

> Nur ein fröhliches Blut und ein sorgenlos Haupt kann heitere Weisen euch singen;
> Doch hör' ich wol recht, so behaupt' ich auch keck, daß diese nicht traurig erklingen.

Etwas keck möchte die Zuversicht allerdings sein!

> Mag manches sogar noch ungelenk sein, habt Nachsicht, es ist ja sein Anfang!
> Und er weiß ja noch nicht, ob das Neue beim Volk auch findet gehörigen Anklang.

Neu! Dergleichen Novitäten haben wir leider schon zu Dutzenden in den Händen gehabt.

> Doch habt nur Geduld, bis er einmal erlöst von all den entsetzlichen Plagen,
> Dann sollt ihr euch freun und ihr werdet gewiß nur Herrliches über ihn sagen.
> Doch bringt er euch nicht Schlamm, Schmuz und die Pest französischer Ehebruchsdramen;
> Kanalpoesie, Bordelltragödie — ihr kennt ja die Gattungsnamen.
> Manch neuer Poet aus deutschem Geblüt trat auf mit der ähnlichen Jauche;
> Ich nenne sie nicht, ihr kennt sie ja gut, längst sind sie bekannt im Gebrauche.

Commod' sind die Herrn, auch grob in der Wäsche, das sieht man an ihren Gesängen.
Mit dem Kittel der Prosa, dem Alltagsklaus, muß jeder die Muse behängen,
Und die Aermel gerollt, den Pantoffel am Fuß, tritt keck sie dahin vor die Lampen.
So steht sie vor euch, jahrein, jahraus, ein widriger Alltagsschlampen!
Im Galafrack und im metrischen Schuh kommt selten wol einer ans Lichte;
Doch außer dem Stoff und der glücklichen Form tritt auch noch der Vers zum Gedichte.

Wir sehen, es ist ein ganz unreifes Opus, und, was noch schlimmer ist, der Verfasser wollte sich kraft der Veröffentlichung, der Vervielfältigung durch den Druck einen Platz in irgendeinem Literaturgeschichtswerke ertrotzen.

2. Hohenzoller und Piast. Historisches Originallustspiel in fünf Acten von Karl Nissel. Liegnitz, Kaulfuß. 1873. 8. 15 Ngr.

Karl Nissel, ein Schlesier, nicht zu verwechseln mit jenem (wiener Poeten) Nissel, welcher durch einige Dramen in den funfziger Jahren, namentlich in Wien, wie den „König Perseus“ ein mehr als flüchtiges Interesse erregte, hat sich schon früher durch eine Reihe dramatischer Arbeiten hervorgethan. Auch dieses historische Originallustspiel ist ein durchaus solides Werk; solid nicht zum kleinsten Theile deshalb, weil der Verfasser der Verlockung, ein horrend packendes Tendenzstück zu liefern, widerstand und die Beziehungen zu den Kämpfen der Gegenwart nur so weit andeutete, als sie die Handlung selbst bedingte. Und wie nahe lag die Verlockung! Das Stück spielt in Kostnitz 1418 zur Zeit des Concils, es treten, wenn auch nur als Nebenpersonen der Kaiser Sigismund und Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg auf: wie billig wäre es gewesen, sämmtliche Streitfragen der Gegenwart, die kirchlichen wie die politischen sammt den beliebten Schlagwörtern „reichsfreundlich“, „reichsfeindlich“ in die Scene stürmisch hineinzuziehen! Aber der Verfasser suchte mit der Huß'schen „sancta simplicitas“ mehr zu versöhnen als aufzureizen. Auch bildet das politisch-kirchliche Element keineswegs den Hauptfaden der Handlung, vielmehr lediglich die Werbung Ludwig's II., Herzogs in Schlesien, um des Brandenburgers Töchterlein Elisabeth. Wie kommt es nun, daß dieses Stück, trotz seiner Solidität und so sehr unser Herz bei der Sache betheiligt ist, keinen übermäßig fesselnden Eindruck hinterläßt? Wir glauben nicht, daß es allein am Dichter liegt, wenn uns die Personen mehr oder weniger trocken erscheinen und wenn trotz der vielen geleerten Humpen und Becher kein rechter Spiritus durch die Unterhaltung fließt. Es ist nun einmal so: fast sämmtliche Stoffe des frühern oder spätern Mittelalters widerstreben der dramatischen Behandlung, jeder neuere Versuch bestätigt nur diese Erfahrung, und es bleibt abzuwarten, ob selbst Wagner's „Nibelungen“ vermöge ihres dramatischen Gehalts oder nicht vielmehr wegen des Undramatischen, wegen einer gewissen epischen Breite der äußern Schilderung zu fesseln vermögen. So geht es uns namentlich auch mit den Liebesaffairen: es fehlt ihnen etwas, ob die reale Wahrheit oder der poetische Gehalt, wir untersuchen es nicht weiter. Aber selbst bei den so natürlichen Liebesgefühlen und Liebeswünschen dieser holden brandenburgischen Elisabeth schweifen unsere Gedanken ab, entweder hin zur Chriemhild, wie sie ehrlich mittheilt, ihr Herr Gemahl habe ihr tüchtig den Rücken durchbläut, oder zu Friedrich Bodenstedt, ob die edle Jungfrau nicht etwa die fünfunddreißigste Auflage von „Mirza Schaffy“ in Goldschnitt zwischen den zarten Fingern halte.

3. Eine verhängnißvolle Nacht. Komödie in vier Acten von Ernst Lehmann. Leipzig, Mutze. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser schreibt durchaus nicht eine schlechte Prosa, einen schlechten Dialog, wenn auch im Alltagsklaus. Freilich entbehrt sein Dialog noch vielfach der bühnlich wirksamen Fractur. Das hat er wol selbst gefühlt und mit der Bitte an die Regisseure um möglichste Kürzungen zugestanden. Leider fehlt uns der Raum, dies an einer einzelnen Scene oder auch nur an einer einzelnen Seite des Buchs zu zeigen. Oft handelt es sich nur um unnütze Zwischenreden, mit einem einzigen Rothstiftstriche über die Seite hin wären sie beseitigt; oft aber auch müßte eine vollständige Umarbeitung erfolgen. Der Wechsel des Gesprächs, der Rede und Gegenrede ist also nicht zwingend genug; diese kleine Unvollkommenheit mag mit des Verfassers genetischer Art der dramatischen Gestaltung zusammenhängen.

Sollte sich seine Komödie nicht an eine ältere oder neuere italienische anlehnen? Wenn nicht, so hätte er sich wenigstens gut auf den italienischen Standpunkt versetzt, von dem aus die Handlung überhaupt möglich, die komische Verwickelung allenfalls zu entschuldigen wäre. Da seine Komödie doch aber zunächst auf deutsches Publikum berechnet ist, so muß auch die Handlung nach unsern heimischen Begriffen von Gesetz und Recht bemessen werden. In den komischen Verwickelungen tritt nun ein schneidender Widerspruch des poetischen oder Komödienrechts gegen das Criminalrecht, gegen das Strafgesetz hervor. Nimmermehr darf es gestattet sein, daß eine nach dem Gesetze strafbare Handlung auf der Bühne der bloßen Theaterwirkung wegen durch die licentia poëtica gedeckt werde. Eine Freiheitsberaubung, wie sie hier, wenn auch nur Scherzes halber den Mittelpunkt der Verwickelung bildet, wird in jedem civilisirten Staate für etwas Strafwürdiges gehalten. Wir müssen italienische Rechts- und Gesetzespflege wahrhaft bedauern, wenn noch heutzutage, sei es auch nur unter der Maske der Carnevalsfreiheit, ein Attentat gegen die persönliche Freiheit, wie es hier von zwei der besten Gesellschaft angehörenden Männern gegen ein junges Mädchen ausgeführt wird, ungestraft hingehen dürfte. Ueber die mittlere Partie des Stücks hat also nicht sowol die Lachlust eines animirten Publikums als vielmehr der — Staatsanwalt zu entscheiden. Und dem möchten gewaltig die Finger nach einer Confiscation dieser ganzen mittlern Partie jucken.

Leider begegnen wir neuerdings, wol auch in der Lyrik, öfter einer falschen oder bedenklichen licentia poëtica. Wundernehmen wird es den Autor dieser Komödie gewiß um so weniger, daß wir diese seine Freiheit wie einen Mangel scharf hervorheben, ja rügen, als wir ja das sociale Recht und die sociale Pflicht der Komödie in die-

sem Artikel mehrfach accentuirt haben; gleichwie wir in dieser Beziehung mit unsern schweren Bedenken selbst nicht bei dem Werke eines uns persönlich befreundeten, von uns geschätzten Dichters, dem in mehrern Auflagen erschienenen Gedichtcyklus „Der neue Tanhäuser“ zurückhalten könnten und würden.

Noch eine äußerliche Kleinigkeit: Statt Benedicto hörten wir lieber Benedetto, einen so fatalen Beiklang dieser an sich so herrliche Name für uns auch haben mag.

4. Ein reizender Abend. Soloscene von Georg Horn. Erfurt, Bartholomäus. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.
5. Die Biographie der Künstlerin. Dramatische Scene von Karl Wilhelm Batz. Erfurt, Bartholomäus. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Im Seebade. Lustspiel in einem Act von Georg Horn. Erfurt, Bartholomäus. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.
7. Der erste April. Dramatischer Scherz in einem Act von Mathilde Raven. Erfurt, Bartholomäus. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.
8. Guten Abend. Dramatischer Scherz in einem Act von Wilhelmine von Hillern. Berlin, Lassar. 1873. 8. 20 Ngr.
9. Schön, lieber Joseph! Schwank in einem Act nach dem Französischen des T. Barrière, deutsch von A. Winter. Berlin, Hayn's Erben. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das wäre nun wieder ein halbes Dutzend Stücke ziemlich ephemerer Sorte. Für sich allein vermögen sie sich schwer auf den Füßen zu erhalten, drum kommen sie lieber sectionsweise anmarschirt. Die vier ersten Piècen gehören der Sammlung von „Lustspielen und Soloscherzen für Volks- und Dilettantenbühnen“ von Edmund Wallner an, die fünfte als Nummer 33 „Eduard Bloch's Theatercorrespondenz“; die sechste aber bildet die zweihundertvierundachtzigste Nummer von „L. W. Both's Bühnenrepertoir des In- und Auslandes“. Zweihundertvierundachtzig! Da wird die Kritik wol überflüssig sein. Im ganzen präsentirt sich Wallner's „Allgemeine Schaubühne“ nicht unvortheilhaft, wenn wir einen bescheidenen Maßstab anlegen; dazu mag auch die äußere Ausstattung nicht wenig beitragen. So sind wir denn auch Georg Horn gern wieder begegnet, und auch Karl Wilhelm Batz' „Biographie der Künstlerin“ würden wir noch aufmerksamer angehört haben, wenn uns nicht die Bemerkung: „Für Frl. Hedwig Raabe, k. k. russische Hofschauspielerin, geschrieben und ihr vorgelesen im Jahre 1869 in Wiesbaden“, über Gebühr zerstreut und verlegen gemacht hätte. Wir schämen uns nämlich Karl Wilhelm Batz gegenüber des Eingeständnisses, noch niemals bei einer Schauspielerin antichambrirt oder irgendeiner Künstlerin die Cour geschnitten zu haben.

Was sollen wir über des unermüdlich thätigen und erfindungsreichen Eduard Bloch „Theatercorrespondenz“ sagen! Da erhalten wir ein sauber verschlossenes Couvert mit der aufgedruckten Warnung: „Nur gegen Zahlung von 20 Silbergroschen Correspondenzgebühren ist das Oeffnen dieses Couverts gestattet.“ Wir sind natürlich auf Laurentius oder einen sonstigen „Jugendspiegel“ gefaßt, da schlüpft die geistreiche Tochter der seligen Birch aus dem Couvert und schlägt uns mit dem etwa dreißigmal wiederholten „Guten Abend“ ein Schnippchen. Und als wir dann bis zur letzten Seite der Theatercorrespondenz blättern, so finden wir: „Ausgewählte Sammlung der allervorzüglichsten einactigen Theaterstücke“ und speciell hinter dem „Guten Abend“ ein großes lateinisches F, was nach Theatercorrespondenzgebrauche „feinkomisch“ bedeuten soll. Gern glauben wir, daß unter den allervorzüglichsten Stücken der „Theatercorrespondenz“ dieser „Gute Abend“ das allervorzüglichste ist. Doch welche ästhetische Würdigung fordern solche Superlative in die Schranken?

10. Aschenbrödel oder: Der gläserne Pantoffel. Weihnachtskomödie mit Gesang und Tanz in sechs Bildern nach dem gleichnamigen Märchen bearbeitet von C. A. Görner. Altona, Verlagsbureau. 1873. 8. 1 Thlr.
11. Schneewittchen und die sieben Zwerge. Weihnachtskomödie in fünf Aufzügen von C. A. Görner. Altona, Verlagsbureau. 1874. 8. 1 Thlr.

Nun wird uns gewiß niemand mehr unserer langen Vor- und Zwischenreden wegen tadeln. Nun wird's klar, wohin wir steuerten, klar, daß wir das Beste bis zum Schlusse aufsparten.

Görner hat zur Weihnachtszeit 1873 den Vogel abgeschossen. Das ist's, was die große und kleine, die alte und junge Kinderwelt am liebsten goutirt, ein solches Schneewittchen, ein solches Aschenbrödel. Ein solches? Ja, ein solches! Gibt es nicht Aschenbrödel poetischerer Art, gibt es nicht einen „Gläsernen Pantoffel“ von Platen? Das fällt aber keinem Director ein, zu versuchen, ob nicht auch der mit Hülfe der luxuriösesten Ausstattung Zugkraft ausüben würde. Da muß man erst warten, bis sich ein Praktikus wie Görner der Sache erbarmt. Ihm, dem praktischen Görner verdenken wir's nicht, daß ihn die Concurrenz mit einem Dichter wenig ansicht; er macht eben aus dem Märchen, was sich daraus machen läßt — ein Kassenstück für Stadttheater ersten Ranges, ja selbst für Hoftheater.

Märchenhafte Poesie ist Görner's Sache wahrlich nicht. Nichtsdestoweniger hören und sehen wir ihn auf dem Gebiete der sogenannten Weihnachtskomödie noch am liebsten. So schauen wir denn sein „Aschenbrödel“, sein „Schneewittchen“ an, wie wir früher schon seinen „Prinz Honigschnabel“ angeschaut haben. Am liebsten, das heißt wenn sich Görner in seinen dramatischen Intentionen nicht übernimmt und nicht mit dem poetischen Feierkleide kokettirt. Am liebsten auch, wenn wir eben nur hören und nicht hören, sehen und auch nicht sehen und unsere Befriedigung mit einem gewissen unklaren oder halbklaren Sammelsuriumeindrucke decken.

Ein Feierkleid hat er angelegt und den ernstern Theil der Handlung in beiden Märchen durch gebundene Rede illustrirt, nicht besser und nicht schlechter wie ein zwanzigjähriger Dichter. Dieser licentia poëtica wegen rechten wir nicht mit ihm, desto mehr aber wegen einer andern. Man braucht kein zelotischer Orthodoxer zu sein, um die Verbindung specifisch christlicher Anschauungen mit Fictionen der dichterischen Phantasie widerwärtig, dem Gemüthe jugendlicher Zuschauer total verderblich zu finden. Was hat zwischen Feen, Gnomen, Zwergen und sonstigem phantastischen Zeug der „liebe Gott“ zu thun, wie er namentlich von Schneewittchen mehrfach angerufen wird! Da muß man warnend rufen: „Laß mir den Herrgott aus dem Spaß.“ So wenigstens versteht kein Mystiker, auch kein noch so verpönter Spiritist die Welt, daß neben

handgreiflichen Realitäten oder dem Erhebungsmoment, wie es der Glaube an den persönlichen Gott immerhin in sich schließt, allerlei Ausgeburten der dichterischen, sogenannten schöpferischen Phantasie gleichberechtigt wären.

Einiger wirklich recht drolliger Scenen wegen ziehen wir das „Schneewittchen" dem „Aschenbrödel" vor. An Caricaturen fehlt es in beiden Stücken nicht. Dem Pickelhering hat Görner die weitesten Zugeständnisse gemacht, ohne sich dabei vielleicht klar bewußt geworden zu sein, daß einzelnes total in die Sphäre der Circusclowns fällt. Damit wollen wir übrigens beileibe keinen Tadel aussprechen. Denn der ehrliche Clown ist, wenn auch nur ein Artist, doch auch ein Mensch mit dem Streben, in seiner Sphäre das Menschenmöglichste, was man von manchem Künstler nicht einmal rühmen kann, zu leisten.

Freilich, es scheint ein Werk, daß, wie das Theater dem Circus, auch der Circus dem Theater entgegenkommt. Bekanntlich gibt seit fast Jahresfrist Renz in seinem Circus auch ein „Aschenbrödel", natürlich als Pantomime, als Spektakelstück. Daß man in Circuskreisen schon längst etwas davon geplant hat, das Joch der ewigen Geistlosigkeit abzuschütteln, sich mit kühnem Sprung über die Gemüthsroheit zu erheben, das liegt wol klar zu Tage. Man ist sich aber auch dort der zum Ziele führenden Mittel vielleicht noch nicht klar bewußt. Das gälte nun freilich zunächst nur vom Ballet. Mit der Komödie möchte es etwas schwerer halten.

Zu bedenken geben wir dem Leser schließlich die einfache Thatsache: um die Weihnachtszeit 1873 ist die dramatische Kunst größtentheils zum „Aschenbrödel" (und nicht allein in Leipzig) geworden.

Emil Müller-Samswegen.

Gesammtausgabe der Werke Schopenhauer's.

Arthur Schopenhauer's Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Sechs Bände. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 16 Thlr.

Es darf wol dreist ausgesprochen werden, daß die deutsche Literatur durch diese Gesammtausgabe des größten deutschen Philosophen seit Kant eine ganz bedeutende Bereicherung erfahren hat. Die Verlagshandlung hat sich nämlich seit Jahren bemüht, auch diejenigen Schriften Schopenhauer's, welche bei andern Verlegern erschienen waren, an sich zu bringen, um ihm auch äußerlich jene Stellung in der Literatur des deutschen Volks, oder richtiger gesagt, in den Bibliotheken nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen civilisirten Welt zu geben und zu verschaffen, welche er durch seine innere Bedeutung längst einnimmt. Es ist doch ganz etwas anderes, wenn man die von Einer Hand herausgegebenen und bei Einer Firma verlegten opera omnia eines Autors beisammen hat, als wenn sie gleichsam wie disjecta membra zerstreut umherliegen und man sie, hier ein Glied, dort ein Glied, sich zusammensuchen muß. Und hat man Männern wie Fichte, Schelling, Hegel und Herbart längst diesen, jedem Schriftsteller gewiß erwünschten Dienst erwiesen und ihre verschiedenen Schriften zu einem Ganzen vereint, so durfte Schopenhauer, sei es als Denker oder als Schriftsteller, in welchen beiden Eigenschaften er den obengenannten Männern nicht nur ebenbürtig ist, sondern zumal in letzterer Hinsicht sie allseits eingestandenermaßen überragt, sicherlich gerechten Anspruch auf solche Ehre erheben. Aus triftigen Gründen hat er auch selbst eine Gesammtausgabe seiner Werke gewünscht und in Voraussicht einer solchen ein Vorwort dazu entworfen, welches der Herausgeber unter dem Titel: „Prooemium in opera omnia", in dessen handschriftlichem Nachlaß vorgefunden hat. Es lautet:

> Ich habe schon längst die Forderung aufgestellt, daß man, um ein gründliches Verständniß meiner Philosophie zu erlangen, jede Zeile meiner wenigen Werke gelesen haben muß. Dieser Forderung kommt nun gegenwärtige Gesammtausgabe auf eine erfreuliche Weise entgegen, indem der Besitzer derselben gleich alles beisammenfindet und in zweckmäßiger Ordnung lesen kann. Diese aber ist folgende: 1) Vierfache Wurzel. 2) Welt als Wille und Vorstellung. 3) Wille in der Natur. 4) Ethik. 5) Parerga.

Wenn er hinzufügt, „die Farbenlehre geht für sich", so sagt Frauenstädt mit Recht, er habe daraus nicht gefolgert, daß sie nicht in die Gesammtausgabe einzureihen wäre, da auch sie nach Schopenhauer's eigenen anderweitigen Aeußerungen einen integrirenden Theil seines Systems bilde.

Der Herausgeber berichtet ferner:

> Außerdem sagt er in diesem Proömium: Ich glaube auf den Ehrentitel eines Oligographen Anspruch zu haben; da diese fünf Bände (resp. Werke) alles enthalten, was ich je geschrieben habe und der ganze Ertrag meines dreiundsiebzigjährigen Lebens sind. Die Ursache ist, daß ich der anhaltenden Aufmerksamkeit meiner Leser durchweg gewiß sein wollte und stets nur dann geschrieben habe, wenn ich etwas zu sagen hatte. Wenn dieser Grundsatz allgemein würde, dürften die Literaturen sehr zusammenschrumpfen.

In der That, seine Werke sind ein multum in parvo; er ist kein voluminöser, aber desto luminöserer Schriftsteller (also das Gegentheil von dem, was ein Witzling über Gibbon, doch sehr mit Unrecht, geäußert haben soll), und alle seine Schriften dürfen wirklich, wie ich sie oben bezeichnet habe, als Glieder angesehen werden, die zusammen ein einheitliches, zusammenhängendes Ganzes bilden. Des Meisters Anweisungen in der Hauptsache folgend hat denn auch der Herausgeber die sechs Bände umfassende Gesammtausgabe so geordnet, daß der erste Band die „Schriften zur Erkenntnißlehre", der zweite und dritte das Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung", der vierte die „Schriften zur Naturphilosophie und Ethik" und der fünfte und sechste die „Parerga und Paralipomena" enthalten.

Die erkenntnißtheoretischen Schriften bestehen aus I. „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde"; II. „Ueber das Sehn und die Farben"; III. „Theoria colorum physiologica eademque primaria", von welcher letztern Schopenhauer in der Vorrede zur zweiten Auflage der deutschen Farbenlehre gesagt hat, sie sei keine bloße Uebersetzung der ersten Auflage, sondern weiche schon in Form und Darstellung merklich von ihr ab und sei auch an Stoff ansehnlich bereichert; deshalb

behalte sie noch immer ihren Werth, zumal für das Ausland. Die „Schriften zur Naturphilosophie und Ethik" enthalten: I. „Ueber den Willen in der Natur" und II. „Die beiden Grundprobleme der Ethik", welche die einzige von allen den genannten Schriften ist, die unverändert zum Abdruck gekommen, während die übrigen sämmtlich aus Schopenhauer's handschriftlichem Nachlaß vermehrt und verbessert worden sind. Die „Zusätze" hat der Herausgeber mit gewohnter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit überall angegeben; außerdem aber auch dem ersten Bande eine „Einleitung" und ein „Lebensbild" des Verfassers vorangeschickt. In jener, welche zur Orientirung über die Schopenhauer'sche Philosophie dienen soll und derselben ihre Stellung zu der heutigen Wissenschaft, mit welcher sie nach den verschiedensten Seiten hin nicht sowol Fühlung bewahrt, sondern die sie in den meisten Punkten sogar anticipirt hat, anzuweisen sucht, hat der Herausgeber sich zugleich die Aufgabe gestellt, die neuern und neuesten Gegner dieser Philosophie zu widerlegen. Hat er auch hierbei viel Scharfsinn aufgewandt und gewiß meiner Ansicht nach sein Ziel erreicht, so kann ich doch nicht umhin, mein Bedauern auszudrücken, daß es an solcher Stelle geschehen. Es sind ja bereits vor den diesmal angeführten Gegnern andere, von Frauenstädt an geeigneterer Stelle ebenfalls glücklich zurückgewiesene, aufgetreten, und es werden unausbleiblich deren später nachfolgen. Er hat also den in der „Einleitung" widerlegten eine zu große Ehre erwiesen; denn nun sind sie, da sie zufällig um die Zeit der Veröffentlichung der Gesammtausgabe gegen Schopenhauer aufgetreten sind, wie die Fliegen im Bernstein für alle Zeiten aufbewahrt und haben eine, wenn auch gerade nicht wünschenswerthe Unsterblichkeit erlangt, die wenigstens mehrere von ihnen durch ihre Leistungen nimmer erreicht hätten.

Frauenstädt wird indessen zu seiner Entschuldigung die Erwägung vorbringen, daß ihm auf diese Weise Gelegenheit geboten wurde, alle angegriffenen Punkte im System Schopenhauer's zur Sprache zu bringen und falsche Auffassungen zu berichtigen. Und von diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürfte er schließlich doch recht behalten oder wenigstens entschuldigt sein.

Bei dem zwar knappen, aber sorgfältigen und gelungenen „Lebensbild" ist Frauenstädt ebenfalls von der Absicht geleitet worden, wie in der „Einleitung" die Lehre, so hier die Person des Meisters in ein richtiges Licht zu stellen. Als Quellen hat er die von ihm herausgegebenen Memorabilien und den handschriftlichen Nachlaß Schopenhauer's, sowie Gwinner's Biographie benutzt. Letztere hat die „Saturday Review" kürzlich, es sei dies beiläufig erwähnt, als eine wahre Perle von Biographie bezeichnet.

Nun liegen die stattlichen, schön ausgestatteten Bände vor uns. Das Aeußere erfreut das körperliche Auge ebenso wie der Inhalt das geistige aufhellt. Und mögen der Gegner noch so viele auftreten, die deutsche Literatur hat nun einen Classiker mehr. Schopenhauer's schriftstellerische Bedeutung räumen sie ja auch alle ein, und nur dieser Seite seiner Werke will ich hier einige Worte widmen, da Frauenstädt in Bezug auf die Lehre bereits das Nöthige geleistet hat.

Ich bin keineswegs geneigt, des Buchhalters und Philosophen Moses Mendelssohn Verdienste zu schmälern; man wird aber doch beim besten Willen seine philosophischen Leistungen denen eines Schopenhauer nicht entfernt gleichstellen können. Ist er aber wegen seiner Popularisirung der Lehren eines Plato und der Philosophie seiner Zeit der deutsche Sokrates genannt worden, so gebührt dieser Titel mit weit größerm Rechte und in ganz anderer Weise dem vom angehenden Kaufmannsstande zur Philosophie übergegangenen Arthur Schopenhauer. Beiden ist die kaufmännische Vorbildung gemeinsam. Für Mendelssohn schloß diese die Bekanntschaft mit den neuern Sprachen in sich, die damals weit gebildeter waren als die deutsche; für Schopenhauer die weltmännische Ausbildung durch größere Reisen und Aufenthalt in Frankreich und England; sie beide verdanken ihr die Befreiung von der Pedanterie im Stil und Ausdruck, mit einem Worte, vom Gelehrtenzopf. Sie beflissen sich einer gemeinverständlichen, feinen und geschliffenen Ausdrucksweise, sie bedienten sich stets des rechten und edelsten Wortes, und indem sie dadurch die Philosophie vom Olymp der Götter oder dem Himmel der Gelehrtenwelt herabriefen und sie in die Wohnungen der Menschen einführten, d. h. sie auch für die Nichtgelehrten, für die dii minorum gentium, wie man Schopenhauer's Anhänger geschimpft hat, les- und genießbar gemacht haben, nehmen sie beide in der Literatur den Rang von Classikern ein; als Philosoph aber darf Mendelssohn, der Eklektiker, neben Schopenhauer, dem Schöpfer eines neuen Systems, kaum genannt werden.

Der classischen Gediegenheit seiner Darstellung verdankt es Schopenhauer denn auch, daß er, auf einem Umweg zwar, aber schließlich doch noch bei Lebzeiten zur Geltung kam, nachdem er über dreißig Jahre im Grabe der Vernachlässigung — dem schauerlichsten für einen Schriftsteller — geschlummert hatte, und dies trotz der Anerkennung eines Goethe, Jean Paul und selbst eines Mannes von der Zunft: Herbart. Frauenstädt, sein ältester Jünger, hatte seit den vierziger Jahren das Seinige gethan, um seine Auferstehung aus dem Grabe, in welches das Stillschweigen der Fachmänner ihn gebettet hatte, zu bewirken; es wollte aber nicht recht gelingen. Erst nachdem der mit der deutschen Literatur vertraute John Oxenford jenen berühmten Artikel in „The Westminster Review" über Schopenhauer — „Iconoclasm in German Philosophy" lautete der Titel — veröffentlicht hatte, und dieser, von Lindner, dem seitdem verstorbenen zweiten eifrigen Jünger des Philosophen ins Deutsche übertragen, in der Voß'schen Zeitung erschienen war, wurde die Aufmerksamkeit des deutschen Publikums auf ihn gelenkt und ihm allmählich die Bahn gebrochen. Was aber den Engländer Oxenford am meisten für ihn einnahm, war eben die sprachliche Seite, die von aller Pedanterie freie Darstellungsweise, in welcher, ebenso sehr wie in der Bekämpfung der drei philosophischen Idole der damaligen Zeit, Fichte, Schelling und Hegel, er den Iconoclasmus erblickt, den er in seinem Artikel behandelte. Herbart nannte Schopenhauer den klarsten und gewandtesten Schriftsteller. Und wer kann vergessen, was seine Schwester Adelaide über Goethe's Aufnahme seines

Buchs „Die Welt als Wille und Vorstellung" an ihn schrieb. Nur der Schluß dieses Briefs sei hier angeführt:

Wenige Tage darauf sagte mir Ottilie, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie noch nie an ihm gesehen. Er äußerte gegen sie: auf ein ganzes Jahr habe er nun eine Freude, denn nun lese er es von Anfang bis zu Ende und denke wol so viel Zeit dazu zu bedürfen. . . In deinem Buche gefalle ihm vorzüglich die Klarheit der Darstellung, die Schreibart, obschon die Sprache von der der andern abweiche und man sich erst gewöhnen müsse, die Dinge so zu nennen, wie du es verlangst. Auch gefalle ihm die ganze Eintheilung gar wohl. Du bist der einzige, den Goethe auf diese Weise, mit diesem Ernste liest.

Einige vierzig Jahre später äußerte sich der Franzose A. Foucher de Careil in seinem Werke „Hegel et Schopenhauer" im Kapitel „L'artiste" wie folgt:

Doch Plato's Wort ist stets wahr: „Viele tragen den Thyrsus, aber die Bacchus sind selten!" Es genügt nicht, die Lyra des Gottes zu tragen, man muß sie auch spielen können: daher bedeutet mir die Zahl der Aesthetiker, die Deutschland in der letztern Zeit hervorgebracht hat, nicht viel. Ich sehe wol den Thyrsus, welchen diese Leute unter ihrem schwarzen Gewande tragen; sie stellen sich sogar, als schlügen sie die Saiten der Lyra an; allein für Einen, der ihr einen Ton und eine kühne Musik zu entlocken versteht wie Schopenhauer, wie viele machen sich in der Versammlung der Götter familiär und maßen sich einen Platz an, welcher nur dem Genie zukommt! Schopenhauer gehört nicht zu diesen; er ist allerdings von der Familie: er ist Künstler. Er ist ein Schriftsteller ersten Ranges: dies ist das einzige Verdienst, welches die Hegelianer ihm nicht streitig machen. . . . Und wenn der Stil der Mensch ist, so ist er ganz besonders der Philosoph. Das ist sehr wahr von Schopenhauer. Er hat der deutschen philosophischen Sprache Eigenschaften verliehen, die sie vor ihm durchaus nicht hatte: eine ganz französische Sauberkeit und Genauigkeit. Dadurch vor allem ist er Hegel überlegen und muß er Schule machen. . . . Schopenhauer ist ein Schriftsteller, dessen Ton natürlich ist. Er hat Rabelais Wendungen entlehnt; er versteht es, einen Gegenstand zu sehen und ihn zu schildern; was er sieht, ist gut gesehen, er ist fest, präcis, kräftig, zuweilen etwas überschwenglich und excentrisch, aber niemals weder schwülstig noch prätentiös: er theilt nicht die Verachtung der Herren Gelehrten gegen das belletristische Publikum. . . . Er besitzt jenes nicht zu definirende Ding, welches ich dennoch habe definiren hören: den Geschmack. Er besitzt Humor, jene Form des Komischen; er ist sehr humoristisch: er ist es selbst in seinem Ascetismus. Er hat aber auch etwas Tragisches an sich, was mit der Rhetorik der Leidenschaften nichts gemein hat, sondern vielmehr aus dem Kampf zweier verschiedener Grundsätze hervorgeht, aus dem Kampfe nämlich der in Trauer versetzten Natur mit der strengen Sittlichkeit, die sie ihm auferlegt, und durch das Princip der Entsagung, welches nicht immer so vollständig wie man es wünschte, über die Empörungen des Fleisches siegt. So ist er durch die Mischung entgegengesetzter Eigenschaften, durch den Contrast einer reichen Natur gegenüber einer trüben Lehre und einer zuweilen erhabenen Aesthetik gegenüber einer mürrischen Sittenlehre, ein origineller Schriftsteller und wahrhaft einzig in seiner Art.

Hier haben wir das Zeugniß einmal des größten deutschen Schriftstellers und ein anderes mal eines Mannes, der Nation angehörend, welcher man, was man auch sonst gegen sie einzuwenden habe, guten und richtigen Geschmack, namentlich in der Prosa, nicht absprechen wird; und beide, die freilich, wie bereits angedeutet, nicht die einzigen sind, so übereinstimmend wie nur möglich, wenn sich auch Goethe nicht in solchen überschwenglichen Ausdrücken wie der französische Schriftsteller ergeht. Und will man sich aus Schopenhauer selbst überzeugen, wie wohlverdient das ihm gespendete Lob des Schriftstellers ist, so lese man, was er in seinen „Parerga" über Stil und Schriftstellerei und über „Sprache der Worte" sagt. Wenigstens wird man daraus ersehen, wie streng er gegen sich verfahren und wie peinlich er in diesen Dingen war. Wie man aber dem Erbauer der Paulskirche in London kein anderes Denkmal gesetzt hat als die Schrift in der Kirche selbst: „Si monumentum quaeris, circumspice", so schließe ich damit, daß ich jedem mit Schopenhauer etwa noch unbekannten Leser dieser Zeilen zurufe: Willst du dich selbst von der Wahrheit dessen überzeugen, was ich hier zu seinem Lobe als Schriftsteller beigebracht habe, so lies seine Werke. Auf diesen seinen Ruhm sich stützend und desselben bei der Nachwelt gewiß, hat er auch anbefohlen, daß man auf seinen Grabstein nichts als die einfache Inschrift: „Arthur Schopenhauer" setze, was einen jungen Dichter und eifrigen Verehrer des Meisters, den Dichter des „Neuen Tanhäuser", zu dem schönen Gedichte begeistert hat, in welchem es heißt:

Und immergrün mit lotosblauer Blume
Schmückt stets lebendig ihm den Leichenstein,
Mein Deutschland auch wird diesem Heiligthume
Alljährlich seine schönsten Kränze weihn. . . .

Du hobst empor der Dinge Majaschleier,
Den Nebelflor des Weltenzauberrings,
Du tratest kühn, der Wahrheit düstrer Freier,
Mit einer Antwort vor die alte Sphinx!

Wie vielen Dichtern und Schriftstellern seine Philosophie zur Hippokrene geworden, davon weiß die Literaturgeschichte zu erzählen.

David Asher.

Unterhaltungslektüre.

1. Interessante Gestalten. Bibliothek neuer Romane und Erzählungen. Erster und zweiter Band: Der Freiherr auf Schloß Ullosen. Roman von der russischen Grenze von J. D. H. Temme. Zwei Bände. Prag, Verlag der Bohemia. 1873. Gr. 16. 1 Thlr.
2. Gewonnen — nicht umworben. Von James Payn. Frei nach dem Englischen von Elise Mirus. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Kunstreiterin. Roman von C. Cressieux. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Von Brandenburg zu Bismarck. Roman von Ludovika Hesekiel. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
5. Amalia. Ein Bild aus den Schreckenstagen von Buenos-Ayres. Dem Spanischen des José Mármol nacherzählt von H. Breitinger. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
6. Das Roggenhaus-Complot. Historischer Roman von George Hiltl. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Bessy. Roman in sechs Bänden von Julia Kavanagh. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Hartknoch. 1873. Gr. 8. 5 Thlr.

Es ist bekannt, daß man bei J. D. H. Temme's Criminalnovellen nicht einschläft. Hat man sich bei seiner neuen Erzählung (Nr. 1) auf die nicht ganz leichte

Exposition unnöthiger Arabeskenfiguren, die zur Sache unwesentlich sind, hindurchgearbeitet, so hält man auf dem Parket gern aus und verfolgt den Gang der Handlung geduldig oder richtiger ungeduldig bis zum Schluß, der bei der oft sehr skizzenhaften Darstellung des Verfassers auch nicht zu lange auf sich warten läßt. Dabei haben Temme's Erzählungen vor denen mancher andern Erzähler immer den unbestreitbar großen Vorzug voraus, daß sie auf persönlichen Anschauungen des Verfassers beruhen und dem wirklichen Leben nacherzählt oder treu nachgebildet sind. Auf poetische Excurse, die viele Worte kosten, läßt er sich nicht ein, so poetisch wirkungsvoll auch manche Situation ist, die er vor uns entschleiert. Um ihm an Kürze nicht allzusehr nachzustehen, wollen wir nur noch erwähnen, daß wir dieses Werk von ihm seinen gelungensten beizählen, sowol was die Fabel als was deren Verschlingung und Vortrag betrifft.

Auch die Engländer machen ihre Romane nach dem wirklichen Leben, aber sie verfahren dabei ganz anders wie Temme, der stets mit einem Abglanz von der Gewissenhaftigkeit des Staatsanwalts plaidirt. So ein echter englischer Romanautor greift aus dem bunten Allerlei des englischen Familienlebens, in dem Haus bei Haus jedes Jahr wenigstens eine hübsche Dummheit passirt, eine Reihe anekdotischer Einzelheiten heraus und drillt und schüttelt sie so lange, bis ein Romanganzes daraus fertig geworden ist oder fertig geworden scheint, und dann setzt er sich an seinen transportabeln Writing-Desk, wo immer es sei, im Inlande oder im Auslande, und schreibt darauf los, bis — das Laster belohnt und die Tugend bestraft ist, oder umgekehrt, und der Autor dem Verleger melden kann: finished! Der Verleger zahlt dann anständig und läßt das Werk anständig ausstatten, sodaß es schon seiner äußern Erscheinung wegen dem ungeübten Leser imponiren muß. Die grundlegenden Anekdoten, deren sich Herr Payn (Nr. 2) bedient hat, falls er nicht Unterröcke und blaue Strümpfe trägt, also ein Weibchen Payn ist, sind diesesmal die Promenade einer Badegesellschaft am Meeresufer zur Ebbezeit. Die Flut überrascht die Entzückten, die sicher, wenigstens für den Roman, zu frühzeitigen Tod in den Wellen gefunden hätten, wäre nicht der zum glücklichen Liebhaber designirte Held in der Nähe gewesen, um die Hülferufenden in einem Nachen ans Land zu bugsiren. Damit hat er sich den Dank aller und das Herz der kleinen Mabel erworben. Leider hat er auch den zweiten Liebhaber gerettet, einen kostbaren Patron, einen Kannibalen, und zwar in der That, wie sich später ergibt, den unerlaubten Sohn einer Lady und des Häuptlings eines Volks, dem der Appetit an Menschenfleisch noch nicht vergangen ist. Die Geschichte ist haarsträubend, aber die kleine Mabel heirathet ihn auch nicht, sondern seinen — Vater, der sich als dritter Liebhaber entpuppt. Als dieser stirbt und sie als reiche Erbin hinterläßt, ringen der erste und der zweite Liebhaber sofort wieder um ihren Besitz. Aber der zweite, der Kannibale, hat einen bösen Hund. Er prügelt den bösen Hund. Dieser wird toll und beißt seinen Herrn. Nun wird auch dieser toll und erliegt der Hundswuth, worüber der Leser sich freut. Endlich hat jetzt der erste Liebhaber freies Spiel und heirathet die kleine Mabel, wobei die letzte Flasche von dem alten Portwein getrunken wird, der aus der ersten Periode der ganzen Geschichte stammt. Auch darüber freut sich der Leser, und weil er doch zum Mittrinken nicht eingeladen ist, klappt er das Buch zu und greift zum folgenden.

Dieses folgende (Nr. 3), der Roman von C. Cressieux, hat einen französisch klingenden Autornamen, aber es ist recht und schlecht deutsches Machwerk, was sich am deutlichsten zeigt, indem auch die wiener Revolution von 1848 im letzten Drittel in Anspruch genommen wird, um den dritten Band noch zu füllen und die katastrophischen Ausgänge wenigstens scheinbar zu motiviren. Als eigentliche Schattengestalten tauchen auf und tauchen unter Messenhauser, Blum u. a., was gar keinen Eindruck macht und wobei sich der Leser auch wahrscheinlich gar nichts denken soll. Die erste Liebhaberin, eine unternehmungslustige Dame, war unter die Kunstreiter gegangen und entzückt das Publikum. Bei der Gelegenheit ihres letzten Rittes bricht sie das Genick, sodaß der Geliebte, der ihr durch drei langweilige Bände treu geblieben ist, doch schließlich mit leeren Händen dasteht. Recht schlechte Menschen kommen in dem Buche vor, besonders der Heldin alte Stiefmutter, die den Dorfbarbier zum Liebhaber hat und auch als Verwalter der Güter benutzt, um die sie die Kunstreiterin betrogen hat. Schändlich!

Ein anderes Bild! Mit Hut in der Hand still dagestanden, denn jetzt kommt die Kreuzzeitungspartei in Romanverquickung! Das Buch von Ludovika Hesekiel (Nr. 4) handelt zuerst von einem alten Dichter und einem kleinen Mädchen; der alte Dichter ist Ludwig Tieck in seiner weftöstlichen Divansperiode, aus der das kleine Mädchen nur erzählt, was der Nachwelt gut und dienlich ist. Aber recht nett ist alles und von A bis O viel aufgeschmückte Weisheit und viel aufgeschmückte Ehrenhaftigkeit. Man freut sich, wenn man aus der Gesellschaft wieder fort ist. Von Brandenburg und Bismarck erfahren wir so viel wie in A. Jung's letztem größern Werke von Darwin, d. h. nichts. Die Verfasserin hat nur ihrem Dampfschiff den Namen gegeben, weil sie erwartete, daß er brav Passagiere anlockt. Weiter hat es keinen Zweck und keine Berechtigung, denn in der That werden nur die berliner Klatschgeschichten erzählt, deren sich die Verfasserin besonders erinnert, weil sie an Selbsterlebtes anknüpfen, und wahrscheinlich war sie ein junges Mädchen, als das Steuerruder des Staats dem Grafen Brandenburg anvertraut wurde. Das Buch enthält außer vielen trivialen Stellen und Figuren einige helle und sogar warme und poetisch angehauchte Partien und Personen. Von den letztern hat uns der sehr subordinirte „Specht" am meisten gefallen. Uebrigens glauben wir, daß aus diesem Buche niemand eine besonders lebhafte Sympathie für Berlin gewinnen wird, ein Umstand, den freilich die Berliner von älterm Datum nicht begreifen können. Für Deutschland ist es jedenfalls ein noch zu wenig erkanntes Glück, daß Berlin, wie viel Mühe es sich auch damit gibt, doch nicht bleiben kann, was es bisher gewesen ist.

Dann muß auch die berliner Belletristik ihren specifischen Charakter ablegen.

In „Amalia“ von H. Breitinger (Nr. 5) erkennen wir recht deutlich, wie grundverschieden die politischen und Liebesintriguen in Buenos-Ayres und Montevideo von denen in Berlin sind, daß aber überall jeder, so gut er kann, für seinen und seiner Partei Vortheil bedacht ist. Das Buch fesselt hin und wieder durch die Localfarben, die echt zu sein scheinen, weil das Original von einem Augenzeugen, der selbst Opfer des Dictator Rosas war, verfaßt wurde. José Mármol ist erst in den letzten Jahren als Bibliothekar und vielgenannter Schriftsteller und Dichter gestorben. Der bekannte Reisende J. v. Tschudi, jetzt schweizerischer Gesandter in Wien, hat sich an Ort und Stelle von der Richtigkeit der in diesen Roman verwebten historischen und socialen Schilderungen überzeugt und spricht sich in einem Briefe an den Professor F. Wolf in Wien über das Buch folgendermaßen aus: „Dieses Werk bietet ein doppeltes Interesse, einmal weil es der erste Roman südamerikanischer Literatur, zweitens aber weil es ein historisches Document ist. Die Charakteristik der Hauptpersonen, von denen die meisten noch leben und die ich zum Theil persönlich kenne, ist ausgezeichnet, die historischen Facta sind durchaus wahr. Kein Historiograph von Rosas' Schreckensregierung darf Mármol's «Amalia» ignoriren.“

Demgemäß scheint das Buch eine Art Pendant zu den „Dreißig Jahren im Harem“ von Melek Hanum zu sein, und es ist auch hier nur wieder zu beklagen, daß uns nicht lieber wortgetreue Uebersetzung statt abgeblaßter Nacherzählung gegeben worden.

Ein correcter historischer Roman und eine in jeder Hinsicht vortreffliche literarische Arbeit ist „Das Roggenhaus-Complot“ von George Hiltl (Nr. 6), das fleißig, aber kurz ausgeführte Ergebniß sorgfältiger Studien der betreffenden Theile der englischen Geschichte. Der sogenannte König Monmouth tritt in dem zu wenig beachteten und an effectvollen Schönheiten reichen Drama Palleske's als Gentleman auf und erwirbt sich die Sympathie der Leser und Hörer, vorzüglich auch durch seinen heldenhaften Todesgang. Hiltl läßt den Prätendenten vor uns auftreten, wie er in Wahrheit und Wirklichkeit gewesen, usurpatorisch, feig und schließlich verrätherisch gegen seine Champions, die er der Reihe nach nennt, um sie sofort dem Schaffot zu überliefern, aber das eigene erbärmliche Leben gerettet zu sehen.

Der siebente Roman „Bessy“, von Julia Kavanagh, ist wieder ganz nach der oben skizzirten Methode geschaffen und als zeittödtendes Lesefutter dem Publikum ohne alles Bedenken zu empfehlen. Anekdotische Züge sind in Unzahl eingeflochten und meistens ganz gut erzählt. Einmal erkrankt das Kind der Hauptheldin am Croup und scheint verloren. Nur der Kehlkopfschnitt kann es vielleicht noch retten. Aber der Arzt weigert sich zu operiren. Er ist zu seiner eigenen Erholung auf dem Lande, er will eine Zeit lang der Praxis überhoben sein, dazu ist es Nacht und er will schlafen. Aber die Mutter läßt sich nicht abweisen. Sie legt ihm das ächzende Kind in sein Zimmer und hält die Thüre zu und ruft: „Und ich sage Ihnen, mein Herr, daß Sie dieses Zimmer nicht eher verlassen dürfen, als bis Sie mein Kind entweder getödtet oder gerettet haben.“ Diese Energie und auch der Zwang imponiren dem alten Mediciner. Er schneidet und — rettet das Kind. Irgendetwas Wahres wird wol dieser Geschichte zum Grunde gelegen haben, aber darf so etwas benutzt werden, um die Katastrophe dadurch vorzubereiten? Der Arzt spielt übrigens im Roman keine Rolle und tritt nicht wieder auf. Er wohnt aber in derselben Villa, die der Großonkel des kleinen Patienten für sich gepachtet hat und in die der kleine Patient hineinescamotirt werden muß, um mit dem alten Lord in Berührung zu kommen und schließlich als Anverwandter und Erbe anerkannt zu werden. Es ist grausam, daß das Kind zu dem Behufe Croup und Luftröhrenschnitt durchmachen muß und daß deshalb dem alten londoner Praktikus die Ruhe seiner Sommervilleggiatur gestört wird, aber so eine englische Romane schreibende Julia ist einmal unbarmherzig grausam und denkt: Alle Gründe gelten; und der Leser, besonders die empfindsame Leserin, die zudem durch diese nächtliche Angstscene gewaltig gepackt und gerührt wird, läßt sich das alles gefallen. Die Kritik zuckt die Achseln und — der Rest ist Schweigen.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Der dritte Band der „Correspondance de *Lamartine*, publiée par Mme. *Valentine de Lamartine*“ (Paris, Hachette u. Comp.) ist ausgegeben worden. Die Briefe des Dichters behandeln die Zeit von 1820—26, die Epoche seiner jungen Ehe und glücklichen Flitterwochen, welche nur durch eine mürrische Stiefmutter sehr gestört werden. Die Briefe sind oft aus Florenz und Neapel datirt und enthalten viel Familienschwärmerei neben italienischen Reisebildern. Auch ein Duell, welches Lamartine 1826 mit dem italienischen Obersten Pepe wegen einer auf Italien bezüglichen Stelle in einem Werke des Dichters hatte, wird eingehend beschrieben; Lamartine erhielt einen Degenstich in den Arm. Wie galant der Dichter sein konnte und wie graziös in echt französischer Weise, wenn er nicht gerade im Hymnenschwung seiner „Harmonies réligieuses“ dichtete, beweist ein Albumvers, den er 1826 an Madame O'Donnell sandte:

> De la lyre les doux accents
> Sont un parfum qui s'évapore;
> Il faut respirer cet encens
> Au moment qui le voit éclore.
>
> Je voudrais, sur l'aive des vents,
> T'adresser un son de ma lyre,
> Mais toi qui demandes des chants,
> Peux-tu m'envoyer un sourire?

— Dr. Ch. Letorneau hat E. Haeckel's bahnbrechendes Werk unter dem Titel: „Histoire de la création des êtres organisés d'après les lois naturelles“ (Paris, Reinwald) ins Französische übersetzt.

— Das londoner „Athenaeum" schreibt in seiner Nummer vom 6. December 1873 über den zweiten Band von G. Brandes' „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts": „Brandes spielt in der literarischen Welt Dänemarks eine Rolle, welche keiner so ähnlich ist als der des alten Maëstro, der sich im Anfange der „Consuelo" mit einem Chore unfähiger Gesangschülerinnen abquält. Er ist sicherlich der beste jetzt lebende skandinavische Kritiker, er ist voll warmer Begeisterung für die Literatur, er schreibt einen pikanten und gewählten Stil; aber das Misgeschick seines Lebens ist, daß er den Dichtern seines Vaterlandes aufspielt und sie nicht tanzen wollen: er klagt über ihre Unzulänglichkeiten, und sie wollen sich nicht bessern. Kurz, er ist modern und kosmopolitisch, sie sind ängstlich national und reactionär; er deutet auf die neuen Interessen, welche die Welt bewegen, und sie klimpern eintönig auf den alten Saiten. Mittlerweile ist er ein Prophet und erntet den Lohn eines Propheten. . . . Brandes ist ein Mann von hoher, vielseitiger Bildung, und in keiner seiner Schriften begnügt er sich mit blos localen oder vorübergehenden Ideen. Seine Bücher sind Studien in vergleichender Kritik, und als solche verdienen sie allgemeine Beachtung. Eine deutsche Uebersetzung des Werks ist erschienen (2 Bde., Berlin, F. Duncker), und so wird dasselbe zweifelsohne vielen zu Gesicht kommen, denen das Original ein todter Buchstabe ist. Sei es nun daß eine gewisse Entfernung dem kritischen Blick größere Weite und Harmonie verleiht, oder sei es daß die klaren Sätze von Brandes' elegantem Stil sich der Seele schärfer einprägen, als die langen und formlosen Weitschweifigkeiten (sinuosities) deutscher Prosa: dies Buch hat uns einen deutlichern Eindruck von den Zielen und Leistungen der romantischen Schule hinterlassen als irgendeins, das uns aus Deutschland zugekommen. Es ist entschieden ungünstig, zugleich aber unparteilich und sympathisch."

— Daß die deutsche Lyrik selbst in Sicilien eine Heimat gefunden hat, beweist eine Sammlung, die vor einiger Zeit in Palermo erschien: „Liriche scelte di poeti Alemanni, versioni di *A. de Marchi*, sequite da un Compendio storico della Letteratura tedesca antica e moderna" (Palermo 1871). Die Sicilier zeichnen sich unter den übrigen Italienern durch eine wunderbar scharfe Penetrations-Schnelligkeit in der Auffassung und einen hohen poetischen Sinn aus. Es ist daher kaum zum Verwundern, wenn de Marchi eine so vortreffliche Uebersetzung deutscher Gedichte geliefert hat. Die Sammlung enthält 25 lyrische Poesien von 13 deutschen Dichtern: von Goethe an bis zu Geibel, welcher letztere von de Marchi der berühmteste und der anziehendste unter den lebenden Lyrikern genannt wird. Das an die Uebersetzung sich anschließende kurze Compendium deutscher Literatur erschöpft sich förmlich in Ausdrücken der Anerkennung unserer großen Dichter und der Tiefe und Innigkeit des deutschen Volksgeistes. De Marchi ist in Italien auch als dramatischer Dichter bekannt; aber seine „Adriana da Castiglione" ist trotzdem nur ein mittelmäßiges Stück. Seinen Hauptruf hat er sich als Uebersetzer erworben. Nach Andrea Maffei hat de Marchi die beste italienische Version des „Liedes von der Glocke" geliefert. Sie ist nicht so blühend und fließend als die des erstgenannten Uebersetzers aber sie schließt sich treuer an den Originaltext an. Um eine Probe von dem Nachdichtungstalente de Marchi's zu geben, wählen wir ein Lied von Geibel; das bekannte „O sieh mich nicht so lächelnd an!" Geibel singt:

> Mein Leben liegt im Abendroth,
> Deins tritt erst in den sonnigen Tag;
> Mein Herz ist starr, mein Herz ist todt,
> Deins hebt erst an den lustigen Schlag;
> Du schaust nach deinem Glücke
> In goldene Fernen weit,
> Ich blicke schon zurücke
> In alte Zeit.

De Marchi übersetzt:

> Declina rapida gia la mia stella,
> La tua s'innalza ridente e bella
> Spento è il mio core; mesto lo sguardo
> Ai di che turono rivolgo in van;
> Tu in violenti palpiti affretti
> Gioie che ancora lunge ti stan.

Die Wiedergabe ist ziemlich frei, aber trotzdem wird man die Geibel'sche Frische und Innigkeit im Italienischen nicht vermissen.

Ein gewisser Gaetano Oliva, ein Messinenser, hat sich gleichfalls in Uebersetzungen versucht. Das Buch ist uns indeß nicht zu Gesicht gekommen. Es enthält Poesien aus dem Deutschen, Englischen und Griechischen und ist in Messina selbst erschienen. Die deutsche und englische Abtheilung dieser Anthologie wurde in einem sicilischen Literaturberichte warm empfohlen. Aber eine unpassendere Zusammenstellung von deutschen und englischen Poeten, wie sie dieser Bericht enthielt, kann man sich kaum denken. Beim Herzählen der Dichternamen folgen Burns, Hemans, Byron und — Geßner ganz unmittelbar aufeinander. Indessen legt die rege Uebersetzerthätigkeit, die sich auf der Insel entfaltet, ein sehr gutes Zeugniß ab von der Strebsamkeit und dem großen Assimilationstalente der Sicilier. Für uns Deutsche ist es besonders wohlthuend und interessant, zu wissen, daß unsere heimatlichen Dichtungen auch noch auf der Grenzscheide von Europa und Afrika Leser und Bewunderer finden.

Theater und Musik.

S. Mosenthal's Lustspiel „Die Sirene" ist am wiener Burgtheater mit Erfolg in Scene gegangen. Man rühmt dem Stück die Eleganz eines Dialogs nach, welcher an denjenigen Bauernfeld's erinnert.

— Von Adolf Glaser, dem Redacteur der Westermann'schen „Illustrirten Monatshefte", ist ein nach dem Holländischen des Dekker bearbeitetes Schauspiel: „Infam cassirt", am berliner Stadttheater mit einem Achtungserfolg in Scene gegangen.

— Wie Albert Dulk ein Drama „Jesus der Christ", reich an poetischen Schönheiten und metaphysischem Tiefsinn, abgefaßt, so hat auch neuerdings ein italienischer Dramatiker, Felice Govean, ein Christusdrama geschrieben, welches in Mailand in Scene gehen sollte. Der Präfect, der anfangs die Erlaubniß zur Aufführung ertheilen wollte, schickte das Manuscript indeß, als die ultramontane Partei Lärm machte, an den Minister Lanza, und dieser verbot die Aufführung. Das Drama ist jetzt im Buchhandel erschienen, in einer Volksausgabe und in einer Auflage von 50000 Exemplaren. Dem mystischen Inhalt des Stoffs, welchen Dulk in seiner Weise auszulegen suchte, oft in überschwenglicher, oft in genialer Auffassung, tritt Govean durchaus nicht näher; sein Werk ist auf rein menschlicher Grundlage aufgebaut; Magdalena, Pilatus, Kaiphas greifen wesentlich in die Handlung mit ein; Magdalena ist kein Weib aus dem Volke, sondern eine vornehme und reiche Camelliendame. Der vierte Act, der im Gerichtssaale des Pilatus spielt, hat das meiste dramatische Leben. Es spricht für das Geschick des Verfassers, daß er die Kreuzigungsscene auf die Bühne zu bringen vermeidet und sie nur von Magdalena den Jüngern erzählen läßt. Die Reden Jesu sind großentheils treu nach der Ueberlieferung der Evangelisten abgefaßt; doch fehlt es nicht an einzelnen Wendungen, welche die ultramontane Partei erbittern mußten und so das Verbot des Stücks herbeiführten.

Bibliographie.

Amalie, Prinzessin, Herzogin zu Sachsen, dramatische Werke. Im Auftrage Sr. Maj. des Königs Johann von Sachsen aus dem Nachlasse vervollständigt und herausgegeben von R. Waldmüller (Ed. Duboc). 4ter Band. Leipzig, B. Tauchnitz. 8. 2 Thlr.

Bauer, B., Philo, Strauß und Renan und das Urchristenthum. Berlin, Hempel. Gr. 8. 25 Ngr.

Baumgarten, M., Kirchliche Zeitfragen in Vorträgen. Rostock, Kuhn. 8. 2 Thlr.

Baumstark, A., Was ist das Recht? Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Bernhardi, W., Zur dramatischen Literatur der Gegenwart. Lua's Tragödie „Thomasine" kritisch beleuchtet. Leipzig, Volksbuchhandlung. Gr. 8. 6 Ngr.

Bernhardi, W., Robert Greene's Leben und Schriften. Eine historisch-kritische Studie. Leipzig, Volksbuchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Berthold, G., Am Besuv! Geheimnisse von Neapel. Roman. 1ste und 2te Lief. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 5 Ngr.

Birlinger, A., Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kindereien. Neue Sammlung. 1ster Bd. Sagen, Legenden, Volksaberglauben. Wiesbaden, Killinger. Gr. 8. 3 Thlr.

Bischoff, H., Biographie des Troubadours Bernh. v. Ventadorn. Inaugural-Dissertation. Berlin, Dümmler. 8. 20 Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz. Nr. 42: Zu Befehl Herr Lieutenant. Schwank von J. Schröder. Berlin, Lasser. 8. 20 Ngr.

Blumenau, S., Den Schwestern Heil! Reden und Dichtungen maurerischen Inhalts, im Bruderkreise vorgetragen und für Schwesterhand ausgewählt. Bielefeld. 8. 17½ Ngr.

Blüthen und Perlen deutscher Belletristik. Unter Mitwirkung von Elise Polko etc. München, Wurm. Gr. 8. 25 Ngr.

Buchmann, J., Vermischte Aufsätze. 1stes und 2tes Heft. Breslau, Fiedler u. Hentschel. Gr. 8. 17½ Ngr.

Braddon, M. E., An's bittere Ende. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Calmberg, A., Der Sohn des Pastors. Schauspiel. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 15 Ngr.

Cohn, G., Die Entwickelung der Eisenbahngesetzgebung in England. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Collins, W., In der Dämmerstunde. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuchtet. 4te umgearbeitete Aufl. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Craven, Frau Augustus, geb. v. Laferronnays, Fleurange. Nach dem Französischen von F. Freih. v. Andlaw. 2 Thle. Münster, Russell. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cubasch, E., Stillleben mit Hindernissen. Schelmischer Roman in 2 Bdn. Würzburg, Keller. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eggers, F., Gedichte. Mit dem Bildniß des Dichters gestochen von E. Mandel. Breslau, Hoffmann. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erläuterungen zu den deutschen Classikern. 1ste Abth. Erläuterungen zu Goethe's Werken. VII. Goethe's Egmont. Erläutert von H. Düntzer. Leipzig, Wartig. Gr. 16. 7½ Ngr.

Ernst, E., Iphigenie in Delphi. Schauspiel. Leipzig, Stauffer. 1873. 8. 15 Ngr.

Förstemann, E., Geschichte des deutschen Sprachstammes. 1ster Bd. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 4 Thlr.

Frantz, C., Bismarckianismus und Friedricianismus. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Was soll aus Elsaß-Lothringen werden? Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 4 Ngr.

Freimaurer und Sozial-Demokrat. Klagenfurt, Bertschinger. 1873. Gr. 8. 6 Ngr.

Friedmann, A., Aus Hellas. Gesänge. Wien, Rosner. Gr. 16. 20 Ngr.

Goldschmidt, Henriette, Einfluß der Frau in Familie und Gesellschaft. Vortrag. Leipzig, Fischer u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Grans, A., Erlebtes und Erlittenes. Skizzen und Novellen. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Grasberger, H., Aus dem Carneval der Liebe. Gedichte. Stuttgart, Kröner. 16. 24 Ngr.

Grosse, J., Der Stadtengel. Ein bürgerlicher Roman in 8 Kapiteln. 2 Bde. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Grote, L., Einsame Lieder. Hannover. 1873. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Guckelsen, A., Aufgabe und Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an höheren Lehranstalten. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 10 Ngr.

Guéroult, C., Herr Lubin und seine Tabaksdose. Roman. Aus dem Französischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Hagen, C., Dichtungen in alemannischer Mundart aus Vorarlberg. 2te Sammlung. Innsbruck, Wagner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hamerling, R., Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Gesängen. 6te neuerdings sehr verbesserte Aufl. Hamburg, Richter. Gr. 8. 1 Thlr.

Hase, Die Bedeutung des Geschichtlichen in der Religion. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hausmann, B., Erinnerungen aus dem 80jährigen Leben eines hannoverschen Bürgers. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heisterbergk, Constanze, Ein Wort an Frauen über die Frau. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Herzfeld, A., Pantheon der Literatur. 1ster Bd. Versuch eines Auszugs aus einer „Allgemeinen Literaturgeschichte aller Völker und Zeiten bis zum Beginne unseres großen Jahrhunderts" in biographischer Form. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirsch, S. R., Das Princip der Gewissensfreiheit und die Schrift des Herrn Rechtsanwalts und Notars Makower über die Gemeindeverhältnisse der Juden in Preußen. Frankfurt a. M., Erras. Gr. 8. 10 Ngr.

Hofmann v. Nauborn, K., Ritter Konrad Bayer von Boppard. Eine rheinische Minnedichtung in 10 Gesängen. Mannheim, Schneider. Gr. 16. 1 Thlr.

Hübner, G., Günther von Schwarzburg. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 20 Ngr.

Hüffer, G., Das Verhältniss des Königreichs Burgund zu Kaiser und Reich besonders unter Friedrich I. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 12 Ngr.

Huyssen, G., Die Civilehe vom kirchlichen und kirchenrechtlichen Standpunkte aus beleuchtet und vertheidigt. Cöln, Roemke u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Kaftan, J., Die religionsphilosophische Anschauung Kants in ihrer Bedeutung für die Apologetik. Antrittsrede. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 5 Ngr.

Kirchhoff, A., Geschichte der reformirten Gemeinde in Leipzig von ihrer Begründung bis zur Sicherung ihres Bestandes. 1700—1725. Nach archivalischen Quellen bearbeitet. Leipzig, Kirchhoff u. Wigand. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Klein, S., Ernst und Scherz. Eine belletristische Aehrenlese. Ratibor, Wichura u. Comp. 8. 16 Ngr.

Kleinstäuber, C. H., Aphorismen über die Gymnasien, besonders die humanistischen, hauptsächlich im Königreich Bayern. Regensburg, Manz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Knapp, G. F., Theorie des Bevölkerungswechsels. Abhandlungen zur angewandten Mathematik. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Knies, C., Weltgeld und Weltmünzen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Krenkel, M., Friedrich Wilhelm der große Kurfürst als Schirmherr des Protestantismus. Ein Vortrag. Chemnitz, Focke. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Kriegs-Poesie der Jahre 1870 und 1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hensing, F. Metzger, Münch &c. 4ter Bd. Mannheim, Schneider. 1873. 16. 1 Thlr.

Der Krieg gegen den Krieg. Auch eine christliche Zeitstimme. Aarau, Sauerländer. 8. 3 Ngr.

Ladenburg, P. v., Aus bescheidenen Verhältnissen. Bern, Mann u. Baeschlin. Gr. 16. 10 Ngr.

Leise Lieder eines Schwergeprüften. Mit einem Vorwort von Frommann. Berlin, Beck. 1873. 16. 15 Ngr.

Lilienkranz. Frauenbilder aus alter Zeit. Gütersloh, Bertelsmann. 1873. 16. 12 Ngr.

Lindolf, A., Moses Mendelssohn. Schauspiel. Hannover, Helwing. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Die Grafen von Wildenström. Schauspiel. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Lubbock, Sir J., Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch die Ueberreste des Alterthums und die Sitten und Gebräuche der jetzigen Wilden. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der 3ten Aufl. aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von R. Virchow. 2ter Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Maltzan, Freih. J. v., Die ständische Basis. Rostock, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Martin im Grund, Diesseits und jenseits der Alpen. Erlebtes und Erdachtes. Erzählungen, Sagen und Lieder. Münster, Russell. 8. 1 Thlr.

Masius, H., Geographisches Lesebuch. Umrisse und Bilder aus der Erd- und Völkerkunde. 1ster Bd. 1ste Abth. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mayer, L., Blätter aus der Mappe des Philosophen von Rumpelsbach. Nebst einer Mittheilung über den Autor von R. Hamerling. Hamburg, Richter. 8. 15 Ngr.

Mayer, J. M., Der Kaiser und der Könige Buch, oder die sogenannte Kaiserchronik. Gedicht des 12. Jahrhunderts. In freier Prosa-Bearbeitung herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. München, Wurm. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Memoiren einer Nonne. München, Beck. 8. 15 Ngr.

Mühlbach, Louise, Kaiser Joseph und die Mäherinnen. Historische Novelle. Breslau, Lichtenberg. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mühlfeld, L., Ein finsteres Staatsgeheimniß oder ein Märtyrer der Liebe. Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Müller, B., Die Sonnenbraut. Südamerikanischer Geschichtsroman. Einsiedeln, Benziger. 8. 18 Ngr.

Muth, F. A., Wintergarten. Novellen und Wanderbilder nebst einer lyrischen Nachlese. Frankfurt a. M., Hamacher. 8. 20 Ngr.

Noiré, L., Zwölf Briefe eines Shakespearomanen. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Peschel, O., Völkerkunde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Pieler, F. J., Leben und Wirken Caspar's von Fürstenberg. Nach dessen Tagebüchern. Auch ein Beitrag zur Geschichte Westfalens in den letzten Decennien des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts. Paderborn, Schöningh. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Piening, T., Krischen Wehnke's Abenteuer im Mittelmeere. Eine Münchhausiade. Altona, Verlags-Büreau. 8. 1 Thlr.

Pniower, Moderne Märchen und Zukunftsbilder. Altona, Verlags-Büreau. Gr. 16. 7½ Ngr.

Polko, Elise, Aquarellskizzen. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Quaglio, A. v., Die wilde Jagd nach Gold und Glück oder die Opfer des Börsenkrachs. Original-Roman aus Wien's jüngster Vergangenheit. 1ste bis 5te Lief. München, Merhoff. Gr. 8. à 4 Ngr.

Ranke, F., Rückerinnerungen an Schulpforte (1814—1821). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 25 Ngr.

Rembowski, A. v., Polnische Agrargesetzgebung und Stadtgemeindeordnung vom Jahre 1791. Ein Beitrag zur Geschichte des Gemeindewesens. Heidelberg, Weiss. 1873. 8. 7 Ngr.

Richter, K., Die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit und der heutigen Pädagogik. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's geographisch-statistisches Lexikon über die Erdtheile, Länder, Meere etc. Mit Angabe sämmtlicher Post-, Eisenbahnen- und Telegraphen-Stationen der wichtigeren Länder für Post-Bureaux, Comptoirs, Kaufleute etc. 6te gänzlich umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Aufl. Unter Redaction von O. Henne-Am Rhyn. 1ster Bd. 1ste Lief. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 15 Ngr.

Samarow, G., Die Römerfahrt der Epigonen. Zeit-Roman. 3ter Bd. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Wickenburg, Graf A., Eigenes und Fremdes. Gedichte. Wien, Rosner. Gr. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 11. — 12. März 1874.

Kunst und Literatur der letzten zwei Jahrhunderte.

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. Von Moritz Carriere. Fünfter Band: Das Weltalter des Geistes im Aufgange. Literatur und Kunst im 18. und 19. Jahrhundert. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Mit dem vorliegenden fünften Bande ist das Werk von Moritz Carriere, dessen erste vier Bände bereits in zweiter Auflage vorliegen, zum Abschluß gelangt: ein glücklicher Gedanke ist hier mit harmonischer Eleganz ausgeführt worden. In Bezug auf den Inhalt sind Kunst, Wissenschaft und Literatur zum ersten male in ihrem gemeinsamen Entwickelungsgange dargestellt und diese unter den höhern Gesichtspunkt des Humanitätsideals gerückt, des Fortschritts der Menschheit — ein Ideal, das einem Lessing, Herder und Hegel gleichmäßig vorschwebte. In Bezug auf die Form aber ist der in Deutschland noch immer nicht häufige Versuch gemacht, ohne den so beliebten Einblick in die Geheimnisse des wissenschaftlichen Ateliers und der darangrenzenden gelehrten Rumpelkammer mit ihren verwirrenden Anhäufungen von Materialien jeder Art eine geschmackvolle, in sich geschlossene Darstellung zu geben, welche die Herrschaft über den reichen Stoff ebenso wenig verleugnet wie zur Schau trägt. Während eine mit dem wissenschaftlichen Rohstoff sich wichtig machende Gelehrsamkeit das volle Gewicht ihrer Bedeutung in die Wagschale zu werfen glaubt, vergißt sie ganz, wie bei weitem schwieriger eine kritische Sichtung ist, welche das Wesentliche vom Unwesentlichen scheidet und jenes in einer zusammenhängenden, sich selbst erläuternden Darstellung und in einer Form vorträgt, die ein Recht darauf hat, das nationale Schriftthum würdig zu vertreten. Bei der überwuchernden Stoffülle, welche die geistige Arbeit der beiden letzten Jahrhunderte zu Tage gefördert hat, bedarf es hier nicht nur eines seltenen Taktes und aufgeschlossenen Sinnes für das Bedeutsame, um die wichtigsten Glieder in der Kette der geistigen Entwickelung nicht zu übersehen; es bedarf ebenso sehr der eingehendsten Kenntniß des vorhandenen Stoffs, ohne welche die Bewährung solchen Taktes eine Unmöglichkeit wäre; denn die Bedingung berechtigter Auswahl ist die Kenntniß des Auszuwählenden, ohne irgendwelche Lücke. Hierin besteht der Hauptvorzug des Carriere'schen Werks und besonders auch dieses fünften Bandes. Ueber wie vieles man auch mit flüchtiger Berührung hinweggleiten mag, man verliert nie das Gefühl vollständiger Sicherheit des Urtheils, weil der Autor vertraut ist mit dem behandelten Stoff in seinem ganzen Umfang und diese Vertrautheit auch durch die schlagende Prägnanz der kurzgefaßten Urtheile beweist.

Einen Tadel möchten wir indeß in Bezug auf den letzten Band gleich vorwegnehmen, er betrifft die allzu geringe Beachtung, welche dem eigentlich Cultur- und Sittengeschichtlichen in diesem Bande zutheil geworden ist. Schon der Separattitel beschränkt den Stoff auf Kunst und Literatur, und scheint uns insofern mit dem Haupttitel in Widerspruch zu stehen. Der Hinweis auf die culturgeschichtlichen Abschnitte in Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts", auf Scherr's „Deutsche Cultur- und Sittengeschichte", auf Freytag's „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" wird genügen, um klarzumachen, was wir in den Carriere'schen letzten Bänden vermissen, und zwar mehr als in den drei ersten. Die Cultur des Alterthums und Mittelalters war von selbst als erläuternder Hintergrund für die Blüte der Literatur und Wissenschaft unentbehrlich und der Zusammenhang des geistigen Lebens mit der Volkssitte in jenen Zeiträumen ein weit innigerer, während Gelehrsamkeit und Kunst, letztere wenigstens theilweise, dieses Zusammenhangs in einer nach Fächern rubricirten Welt gänzlich entbehren, und daher eine Ergänzung der Kunst- und Literaturgeschichte durch die Culturgeschichte um so mehr geboten ist, je selbständiger sich jene an und für sich behandeln

lassen. Nun fehlen zwar bei Carriere die einzelnen culturgeschichtlichen Streiflichter nicht, aber sie sind doch nur sehr spärlich und nur so weit aufgesetzt, als es für das Verständniß der literarischen und künstlerischen Entwickelung unerlaßlich ist. Wir meinen, daß das Hofleben des 18. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland sowie die gesellschaftlichen und Volkszustände dieser Zeit, daß die berliner Genialitätsepoche am Anfang des Jahrhunderts, die Zustände des Restaurationszeitalters, die Sittenbilder des second empire und seines über ganz Europa ausgebreiteten Bannes, in einzelnen selbständigen Kapiteln behandelt, der Darstellung der literarischen und künstlerischen Entwickelung hätten vorausgeschickt oder mindestens in weiterer Ausführung in dieselbe verwebt werden müssen. Wir sehen ein, daß das Werk dadurch wol über den ursprünglich angenommenen Rahmen hinausgewachsen wäre, und erkennen gegenüber der Maßlosigkeit der Dimensionen, in welche z. B. Klein's „Geschichte des Dramas" auseinanderläuft, den Vorzug solcher Beschränkung für den Autor selbst, für Verleger, Publikum und für die Bedeutung des Werks an; doch scheint uns in der Versäumniß streng culturgeschichtlicher Darstellung eine gewisse Unzulänglichkeit in Bezug auf den Grundgedanken des ganzen Werks zu liegen, die wir bei den sonstigen hervorragenden Vorzügen desselben fortgewünscht hätten.

Zu diesen Vorzügen rechnen wir vor allem auch noch eine Wärme der Darstellung, welche nicht künstlich erzeugt ist, sondern aus der Begeisterung des Autors für das Humanitätsideal und dessen Vertreter mit freier Lebendigkeit hervorquillt. Die literarische Kritik, die bei der Charakteristik der großen Dichter und der minder großen Vertreter einzelner wichtigen Richtungen sich geltend macht, ist stets warm, unbefangen und unparteiisch und frei von jenen Anwandlungen des Größenwahnsinns, in welchen die Kritik der Apotheose verfällt; sie ist überdies taktvoll und bezeichnend, stets sachlich und frei von Excursen, in denen nur die selbstgefällige Geistreichigkeit der Autoren sich behagt. Was deshalb die Gesammtwirkung des Werks betrifft, so darf man wol dem Verfasser beistimmen, wenn er am Schluß der Vorrede sagt:

> Es bleibt immer eine Gunst des Schicksals, wenn uns die Vollendung so weit angelegter Bücher möglich wird; und wie sehr ich bestrebt war, überall mit unbefangenem Sinn die Wahrheit der Sache hervorzuheben, so darf ich doch sagen, daß mein eigenes Denken und Wollen in dem Werke ausgeprägt ist. Der dauernde Verkehr mit dem Schönen und Großen, mit den Idealen der Menschheit hat mir Trost und Lebenslust gewährt, hat mich selbst geläutert und erhoben, und es wird der beste Lohn meiner Arbeit sein, wenn sie auf andere eine ähnliche Wirkung übt.

Carriere unterscheidet Natur, Gemüth und Geist als Principien dreier Weltalter. In dem Weltalter des Geistes, dessen Aufgang er in dem vorliegenden Bande schildert, muß die Wissenschaft ebenso die Grundlage und Bedingung für die Kunst der Neuzeit werden, wie früher die volksthümliche Mythologie, und dann die geoffenbarte Religion die Ideen zuerst aussprachen, welche nachher Dichter und Bildner veranschaulichten. So stehen an der Pforte der Epoche Spinoza, Leibniz, Newton, welche von Carriere in ihren Hauptleistungen mit großer Durchsichtigkeit gezeichnet werden. Die Aufgabe des Werks erfordert hier wie später Ausschnitte aus einer Geschichte der Philosophie, und es erscheint schwierig, von so bedeutenden Gedankenbauten, wie die neuen Systeme sind, einen Aufriß zu geben, der uns von ihrer Architektur ein zugleich interessirendes und erschöpfendes Bild gibt. Fügen wir schon hier hinzu, daß es ein nicht geringes Verdienst Carriere's ist, dies mit Durchsichtigkeit der Darstellung und maßvoller Beschränkung erreicht zu haben. Dies gilt besonders auch von Kant, dem ein selbständiger Abschnitt gewidmet ist, von Fichte, Hegel und Schleiermacher, wie auch ihre Nachfolger mit kurzen aber treffenden Zügen gezeichnet sind, obwol der Verfasser hier von dem guten Recht Gebrauch macht, seine eigene philosophische Weltanschauung zum Maßstab der Beurtheilung zu machen. Vortrefflich erscheint uns besonders die Charakteristik Kant's. Daß controverse Punkte nicht hervorgehoben werden, ist selbstverständlich; gleichwol kann man mit den Erklärungen, die der Verfasser über derartige streitige Fragen gibt, ganz einverstanden sein. Entscheidungen in höchster Instanz sind dabei unerlaßlich, wenn nicht das Gewirr polemischer Meinungen die Klarheit der Darstellung trüben soll. Dies gilt z. B. von Kant's Ding an sich, welches in neuer Zeit zu einem wahren Brutnest von Controversen geworden ist.

An die Charakteristik von Spinoza, Leibniz und Newton reiht sich diejenige von Bach und Händel mit einer sinnigen Einleitung über die Bedeutung der Musik in der Cultur der Zeit; sie vertritt Phantasie, Gemüth, Religiosität in der Periode des Verstandes. Darauf folgt eine Schilderung der Aufklärungsepoche in England und Frankreich, zu welcher in Hettner's großem Werke bedeutsame Vorarbeiten vorliegen, wie auch die Monographien von Strauß über Voltaire, von Rosenkranz über Diderot werthvolle Grundlagen der Darstellung geben. Carriere behandelt auch diesen reichhaltigen Stoff mit verständiger Hervorhebung des Wesentlichen und nicht ohne Wärme für die hervorragenden Geister, so wenig auch das etwas nüchterne Zeitalter der Aufklärung mit seiner deistischen und atheistischen Weisheit die Sympathien des theistischen Denkers für sich haben kann. Doch in der parteilosen Gestaltung des literarischen Stoffs, welche durch Sympathien und Antipathien nicht beeinflußt wird, finden wir einen der Hauptvorzüge des Carriere'schen Werks. Treffend ist die Charakteristik Locke's, Shaftesbury's, Bolingbroke's. Von letzterm heißt es:

> Eine glänzende vielbegabte und vielbewunderte Erscheinung, ebenso kühn und listenvoll als Staatsmann wie als Gesellschafter bezaubernd durch Witz und gefällige Feinheit, geistig frei und sittlich ungebunden, als Schriftsteller an guten und schlimmen Einflüssen reich. Ein Vorläufer und Vorbild Voltaire's, tastet er mit leichtem Scherz um die schwierigsten Probleme der Wissenschaft und macht sie in Paris und London mundgerecht für die vornehme Welt, die er aufklärt und entzückt, indem er ihr Geheimniß verräth, daß selbstsüchtige Klugheit die Triebfeder ihrer Handlungen sei. Selbst ohne Religion meint er, man müßte sie erfinden, wenn sie nicht schon da wäre, sie sei ein Kappzaum für die Menge; und den gemeinen Mäulern solle man das Gebiß nicht abnehmen, sondern lieber

etwas fester anlegen. Darum eifert er gegen die Freidenker und verlangt unumwundene Anerkennung der Staatskirche, auf deren Lehre er für sich selbst den Spruch anwandte, der damals in Bezug auf die griechisch-römische Mythologie beliebt war: es sei schwer zu begreifen, wie etwas so Absurdes so lange Zeit habe Glauben finden können. Mit glücklichem Erfolg bekämpfte er die weitläufige Geschmacklosigkeit, die leichtgläubige Gelehrsamkeit der damaligen Historiker; Fabeln und Wunderberichte sollten ausgeschieden, die Geschichte zu einer Lehrerin der Politik gemacht werden. Von Bolingbroke stammt der aufgeklärte Pragmatismus, welcher die Ereignisse aus der klugen Berechnung oder den Leidenschaften der Menschen herleitete und die Gesetzgeber ihre Anordnungen nur darum mit dem Scheine einer übernatürlichen Offenbarung umkleiden läßt, weil sie so vom Volke leichter angenommen und besser gehalten werden.

Pope und Young, Defoe und Swift, die genrehaften Romanschriftsteller und Hogarth, der meisterhafte Zeichner des Sittenbildes, werden mit wenigen Zügen treffend charakterisirt. Unter den dramatischen Schriftstellern jener Epoche vermissen wir indeß Congreve, der wol der witzigste Lustspieldichter jener Zeit ist, und auch der Tragödiendichter Thomas Otway verdiente mehr als Southern und Rowe der Erwähnung, wenn auch an einer frühern Stelle des Werks.

Vortrefflich ist die Schilderung des Rococo und seiner Epoche; hier finden wir jene Culturmalerei, die wir in andern Theilen des Werks zu sehr vermissen:

Die äußere Erscheinung jener vornehmen Welt und ihre Kunstform nennt man das Rococo; das Wort selber ist eine Verschnörkelung von roc, Fels, und bezeichnet, ähnlich wie das Barocke, Groteske, das bunte bewegte Spiel der Linien und Farben in einer Muschelgrotte, wo die zufälligen Gestaltungen der Natur willkürlich aufgeputzt sind. Das Rococo ist die Laune, der geistreiche Einfall, das Spiel mit dem Gesetz, die scherzhafte Kleinigkeit gegenüber dem pomphaften Ernste, der gravitätischen Gemessenheit aus den Tagen von Ludwig XIV. Das stattliche Haargebäude, welches terrassenförmig über dem Kopfe der Frauen, als lockensteife Perrüke über dem Scheitel der Männer sich aufgethürmt, schrumpfte zusammen, und zierliche Bänder, flatternde Löckchen schwebten bepudert um die geschminkten und zum Contrast mit schwarzen Taftflecken schön bepflasterten Gesichter, die alle den gleichen Schimmer einer jugendlichen Greisenhaftigkeit selbstgefällig zur Schau trugen; statt der starrgestärkten Kragen und Manschetten leicht wallende Spitzen, statt der Schleppe das bauschige blumige Gewand über dem Reifrock der Frauen; die Männer spreizten sich und tänzelten im goldgestickten Rock mit dem Galanteriedegen an der Seite, alles zierlich, kokett und lüstern. Statt des Prunkgemachs für stolze Staatsactionen das Boudoir mit den weichen, wellig geschwungenen Sofas und Sesseln für heimliche Liebesfreuden und für vertrauliches Geplauder, das leicht über alles nach Schmetterlingsart dahinschwebt. Und diese Kleinkünste der Toilette, der Geräthe geben nun den Ton an; sie sind kein Nachklang des Stils großer monumentaler Werke, vielmehr folgen sie der Laune des Bestellers oder des Technikers, der sich über das Material wie über den Zweck der Sache keck hinwegsetzt, und in der Virtuosität der Behandlung wie im ausschweifenden Spiel der Formen alles Ruhige, Regelmäßige scheut und die lockere Ungebundenheit des Lebens abspiegelt. Von den Chinesen kam das Porzellan nach Europa und ward nun in Meißen und Sèvres nachgemacht; halb durchsichtig, leicht, in heiterm Grundton zu Vergoldung und zum Anhauch blasser Farbentöne auf der Glasur einladend, der rechte Stoff für Kannen, Tassen, Teller, für die Nippessachen, die puppenhaften Kunstspielsachen auf den Kaminen und Tischen. Von Meißen aus ging dieser Porzellanstil nach Sèvres und Paris. Auch der Marmor soll sich nun behandeln lassen wie der weiche Thon, und Satyrn schäkern mit Nymphen, verliebte Götter kosen in mannichfachen Verwandlungen mit den Schönen der Erde an Quellen und Teichen oder in Lauben und Grotten. Der Kunstschreiner, der Tapezierer hatten das Innere des Boudoirs ausgestattet, und für den Salon hat das Rococo sein Recht und seinen Reiz; seine Decorationen übertrug man auch auf das Aeußere, wo die schwellenden üppigen Wellen mit Guirlanden und Muscheln alles einfach Gerade, constructiv Bedeutende dem Auge verhüllten und in Zierath auflösten. Nirgends geschah dies genialer als im Zwinger zu Dresden. Die prachtvolle Decoration eines Festsaals ist hier unter freiem Himmel in Stein ausgeführt, die menschlichen Gestalten wie das Laubwerk setzen die Bewegung der architektonischen Kräfte lebendig fort, und das Ganze erscheint dadurch in organischem Zusammenhange, das bewundernswürdige Denkmal der Zeit August's des Starken und der Aurora Königsmarck. Aber nicht die Architekten, sondern der Juwelier, der Dosen- und Fächermaler sind eigentlich die Meister der Epoche; Hirten, Hirtinnen und Amoretten, Liebesscenen nach Ovid bewegen sich in der Hand der Damen, die nach der Schäferstunde küstern Kühlung auf Wangen und Busen fächeln.

Ein Hinweis auf den großen Culturmaler jener Epoche, den Herzog von Saint-Simon und seine Memoiren, wäre gewiß bei der Darstellung der Regentschaft am Platze gewesen.

Die Charakteristik Voltaire's liest sich sehr gut, auch nachdem das Werk von Strauß erschienen ist, welches Carriere eine gediegene reinliche Arbeit nennt. Mit einzelnen Werken Voltaire's beschäftigt sich unser Kunst- und Culturhistoriker eingehend, so namentlich mit der „Pucelle", die in der That auch origineller und charakteristischer ist als die auf antike Muster gepfropfte „Henriade"; Carriere findet freilich, daß das Gedicht jeden reinen Sinn empören müsse. Die Voltaire'schen Tragödien werden kurz aber treffend analysirt. Die Gabe, kritische Quintessenz zu bieten, unerlaßlich für den Verfasser eines Werks wie das vorliegende, bewährt derselbe in dieser Analyse in glänzender Weise. Sein Gesammturtheil über Voltaire lautet, nach Anführung des Goethe'schen Ausspruchs: „er sei der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller":

Wir betonen den Schriftsteller, da ist Voltaire einer der größten und wirksamsten, die je gelebt; Carlyle sagt wol nicht zu viel, daß er weniger als irgendein anderer Mensch aus der Geschichte des 18. Jahrhunderts hinweggedacht werden könne; aber er gehört weder zu den Dichtern noch den Denkern ersten Ranges; er ermangelt der Schöpferkraft für neue Ideen und Ideale, welche die Menschheit erleuchten und beglücken; der Philosoph, der Gelehrte läßt Tiefe und Gründlichkeit, der Poet sinnliche Fülle der Anschauung und innerlich belebende Charakterzeichnung vermissen. Aber die Vielseitigkeit und Beweglichkeit seines Geistes ist bewundernswerth, er ist ein Genie der Darstellung, klar, anziehend, witzig, jeder Form der literarischen Mittheilung mächtig, alle gutheißend bis auf die langweilige, der er niemals verfällt. Die französische Sprache war ausgebildet, die französische Literatur bereits tonangebend in Europa, da kam Voltaire und warf sich zum Sprecher des Jahrhunderts auf; zwei Menschenalter lang verstand er es, die Menge zu unterhalten, indem er sie belehrte, zu ergötzen, indem er sie aufstachelte; er verstand es, sie mit Witz und Scherz zu erleuchten und von Druck und Vorurtheil zu befreien, „heut' einen Narren neckend, morgen einen Thron erschütternd" (Byron); und je mehr es ihm gelang, für sich selber Effect zu machen, desto nachhaltiger durchsickerte sein Geist die ganze europäische Gesellschaft. In der Philosophie, der Naturwissenschaft, der Geschichte prägt er die schweren Goldbarren der Weisheit zu gangbar gefälligen Münzen aus, und

predigt in Vers und Prosa, mit Ernst und Spott, mit Enthusiasmus und Frivolität das Evangelium der Duldung, der Aufklärung, als ihr Patriarch von den einen verehrt, von den andern als giftigster Feind der herrschenden Ueberlieferung gehaßt und geschmäht, ein Gottesleugner geheißen, während er selbst am Abend seines Lebens segnend die Hand auf das Haupt von Franklin's Enkel legte mit den Worten: Gott und Freiheit!

Nicht minder treffend ist die Charakteristik von Diderot und Rousseau, obwol in der literarischen Porträtgalerie, ohne welche sich einmal eine Kunst- und Literaturgeschichte nicht denken läßt, wir das Bild Rousseau's gern neben denjenigen Voltaire's und Diderot's erblickt hätten, nicht getrennt von diesen durch die Darstellung der geistigen Entwickelung Deutschlands und durch den gewaltigen Markstein eines Lessing. Die Parallele zwischen Voltaire und Rousseau, welche Carriere verschmäht, ist nicht eine willkürliche; sie hat eine geschichtliche Bedeutung. Die großen Bewegungsmänner der Französischen Revolution sind entweder aus Rousseau's oder aus Voltaire's Schule hervorgegangen. Zu der letztern gehörte ein Theil der Girondins und der Dantonisten, namentlich Camille Desmoulins, ebenso die Chaumette, Hebert und Anacharsis Clootz, obschon sie den Theismus Voltaire's mit dem Atheismus vertauscht hatten, ferner die Barrière und Barras, die frivolen Lebemänner; zu den Jüngern Rousseau's aber gehörten die Hauptvertreter des Schreckensregiments, Robespierre und Saint-Just.

Das langsame Aufstreben in Deutschland, der Durchbruch des Gefühls in Klopstock und Wieland, die Stürmer und Dränger, unter denen Klinger mit besonderer Vorliebe behandelt ist, und dann die Koryphäen der Literatur, Lessing, Herder, Schiller und Goethe, lösen sich in einander folgenden Abschnitten ab. Was die Charakteristiken dieser geweihten Häupter deutscher Dichtung betrifft, über welche sich dem Anschein nach wenig Neues mehr sagen läßt, so sind sie alle durch den „Griff ins Volle" ausgezeichnet; wir finden kein langes schüchternes Präludiren, keine Analyse, welche ihre Resultate durch Auflösung des Ganzen in das Detail gewinnt, indem sie die so losgelösten Bruchsteine wieder als Bausteine für die Architektur des Ganzen verwendet, sondern das Gesammtbild tritt von Haus aus mit festen Umrissen, in frischem, warmem Colorit und gestaltet von einer Inspiration, deren Schwung nicht der Sicherheit ermangelt, vor uns hin. Die Analyse folgt später erst der begeisterten Synthese nach. Mit so vollen Accorden beginnt die Charakteristik von Lessing:

> Er ist der Reformator unserer Literatur zugleich durch wissenschaftliche Einsicht und Kritik wie durch künstlerische Schöpfungen, und die Erkenntniß geht der That voraus; dadurch ist er einer der Morgenboten im Reich des Geistes. Sein Wirken bezeichnet aber auch einen Fortschritt in der Weltliteratur; er bringt vieles zur Blüte und Reife, was in England und Frankreich aufgegangen, aber mangelhafter Versuch geblieben oder in Einseitigkeit entartet war. Aus der Nachahmung der Fremde heraus stellte er, ohne die Errungenschaften derselben preiszugeben, vielmehr sie weiterführend, das deutsche Wesen auf sich selbst; er verband das Volksthümliche mit der classischen Bildung; er schuf ein deutsches Drama, das die Literatur und die Bühne verknüpfte, indem es beide höher hob. Gegen alles Scheinsame und Ungeprüfte lag er in ununterbrochenem Kampf, sein Gewissen hieß ihn nichts als die Wahrheit, aber auch die ganze Wahrheit suchen; so fand er die echten Quellen des geistigen Lebens in Homer und Shakspeare, in Aristoteles, Leibniz und Spinoza wie in Jesus von Nazareth und seinem Evangelium gegenüber den Satzungen der Kirche. Die innere Unabhängigkeit wollte er auch in den äußern Verhältnissen nicht opfern, wie sehr deren Druck und Unzulänglichkeit ihn heimsuchen mochten; er selbst war der thatsächliche Beweis, daß die Freiheit kein ruhender Zustand, sondern fortwährende Befreiungsthat ist, daß wir stets nur dasjenige wirklich wissen, was wir uns selber erzeugen und begründen. Damit war er eine suchende, ringende, streitende Natur. . . .
>
> Jener sokratische Sinn des Nichtwissens und Strebens mit der Schärfe des kritischen Verstandes war Lessing's Genius und Dämon zugleich, die Größe und Grenze seiner Natur: er machte ihn zum hochherzigen, bahnbrechenden und befreienden Kämpfer, aber er ließ ihn auch streiten, um seine Fechterkünste zu zeigen, er entzog ihm den Frieden des Abschließens, des systematischen Einklangs. Wie Lessing mit wagendem Jugendmuth hervorbricht, seine Siege gewinnt und dann ruhelos auf der Höhe seines Lebens nur von wenigen ganz erkannt einsam dasteht, aber dem neuen Geschlecht den Preis seiner Thaten hinterläßt, so gemahnt er uns an den großen König und macht einen tragischen, aber tragisch erhebenden Eindruck auf uns. Es war Lessing's Lust, die Kraft seines Geistes gymnastisch zu üben. Mit durchdringendem Scharfsinn, mit geflügeltem Witz griff er die Gegner an und machte sie unsterblich, indem er sie zerschmetterte; die eigene Jugendfrische und Meisterhaftigkeit sichert seinen Streitschriften und damit auch einem Klotz und Riedel, einem Lange und Goeze ein unvergängliches Andenken. Erst durch den Widerspruch, meint er, werde die Wahrheit ihrer selbst gewiß, und darum sei jeder Kampf ihr förderlich. Er vergleicht sich einer Windmühle, die mahlt solange etwas aufgeschüttet ist; alle 32 Winde sind seine Freunde, er begehrt nichts als freien Umlauf; niemand möge ihn hemmen wollen, der nicht stärker ist als der Wind, welcher ihn treibt, sonst schleudert ihn sein Flügel in die Luft, und er kann ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt. Lessing's kritischer Kanon aber lautet: „Gelind und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher." Seine Kritik ist indeß niemals blos negativ und zerstörend, sondern positiv, reinigend, aufbauend. Er dringt auf den Kern der Dinge, um ihn von der Spreu zu sondern und aus der Hülse zu lösen, und weil das Leben keine taube Nuß, sondern die Entfaltung und Selbstverwirklichung idealer Kraft und Wesenheit ist, so wird auch Lessing's Dialektik geburtshelferisch; er räumt den Schutt der Vorurtheile, die Schranken der Selbstsucht und Lüge vor dem Wahrheits- und Wirkenstriebe hinweg und zeigt ihm die Wege eines gedeihlichen Wachsthums.

Die Charakteristik der Lessing'schen Dramen ist wieder vortrefflich. Nur in Bezug auf die „Emilia Galotti", wenngleich wir Carriere gern beistimmen, daß von der Bühne herab uns das eigene Leben ansprechen solle, können wir sein Lob nicht unterschreiben, daß Lessing mit Recht die Begebenheit, die im alten Rom gespielt, in die Gegenwart, in moderne Verhältnisse gerückt habe; wir meinen, es sei damit ein Zwiespalt entstanden zwischen der Fabel und dem Zeitcolorit, da antike Gesinnung und Handlungsweise an einem Rococohofe doch ein kaum möglicher Anachronismus ist.

Mit besonderer Vorliebe ist Herder behandelt. Es ist mehrfach, auch von uns hervorgehoben worden, daß Carriere's Werk denselben Geist athme wie die Herder'schen „Ideen zur Geschichte der Menschheit", nur bereichert durch die Bildungselemente, welche die dazwischenliegende Zeit entfaltet hat. Der Idealismus des Herzens war

Herder's Lebensathem, sein geistiges Ziel die Vollendung der Humanität. Der volle Accord, mit welchem Herder's Wirken uns eingeläutet wird, ertönt in folgender Weise:

„Licht, Leben, Liebe" — liest man in Weimar auf dem Grabe Herder's: die drei Worte sprechen Sinn und Ziel seines Wollens und Wirkens aus. Er war ein Genie der Empfänglichkeit, ein Herz und Centrum der Menschheit, ein Priester, der von sich aus das Verständniß aller Völker erschloß und die Stimmen der Nationen in ihren Thaten wie in ihren Liedern zu den Accorden der Weltgeschichte, zu dem Triumphgesang der Humanität anschwellen ließ. Hierauf beruht seine Größe, seine einflußreiche Stellung in der Geschichte des Geistes. Eine Fülle von Anregungen ging von ihm aus, die wie elektrische Schläge auf die Zeitgenossen wirkten und neue Bahnen eröffneten; wenigen Menschen war es vergönnt, in frischer Jugend so viele, so weitumfassende und so tiefe Blicke in das Wesen des Lebens und der Kunst zu thun, so congenial das Ursprüngliche, die idealen Triebkräfte und das Walten der Phantasie in der Menschheit und zugleich die Eigenart der einzelnen Volksseelen zu erkennen. Seine Grenze war, daß er im Dämmerungston der Gefühlsüberschwenglichkeit und in der Bildersprache der Jugend zur Scheidung von Prosa und Poesie nicht gelangte, daß seine Dichtung sich meist in Reflexionen erging, statt Handlungen und Charaktere zu gestalten, daß seine wissenschaftlichen Arbeiten Bruchstücke blieben, und Kant nicht unrecht hatte, wenn er die logische Pünktlichkeit in der Bestimmung der Begriffe, die sorgsame Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze vermißte: sein vielumfassender Blick verweile nirgends lange, aber er finde überall Analogien auf und wisse für seinen Gegenstand durch Empfindungen einzunehmen, die als Wirkungen von einem großen Gehalt und als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuthen lassen, als kalte Beurtheilung wahrnimmt; seine durch Metaphysik und Gefühl beflügelte Einbildungskraft ersetze die Beobachtung und die behutsame Vernunft. Zur Zeit seiner männlichen Reife sah Herder sich von denen überragt, die wie Kant, Goethe, Schiller in classischer Geschlossenheit vollendete Werke schufen; da verfiel er statt freudiger Anerkennung in ein verdrießliches Bemäkeln; er, der wie ein Sturmwind über das Flache, Selbstgefällige hergefahren war, begann das Veraltete, Mittelmäßige zu loben und eine chinesische Bildungspolizei zu fordern. Er hatte immer etwas Scharfes, Bissiges, aber in der Jugend verglich es Goethe dem härenen Tuch, dessen Reiben nach dem Bade uns wohlthut, im Alter ward es beleidigend und vereinsamte Herder; „man ging nicht zu ihm, ohne sich seiner Milde zu freuen, nicht von ihm, ohne verletzt zu sein". Er predigte im Gespräch und auf der Kanzel vortrefflich, aber er konnte keinen Widerspruch vertragen.

Auf die eingehende Charakteristik von Goethe und Schiller verweisen wir unsere Leser selbst; die geschmackvolle und zugleich prägnante Fassung derselben wirkt sehr anziehend. Mit besonderm Geschick weiß Carriere einzelne charakteristische Lichter aufzusetzen, die er den Sprüchen und Selbstbekenntnissen der beiden großen Dichter entnimmt. Sie tragen dazu bei, ihren Entwickelungsgang zu präcisiren und ihr innerstes Wesen zu enthüllen. Auch ist Carriere kein Orthodoxer de pur sang im Cultus unserer Classiker; er tadelt auch an vielen Goethe'schen Dramen im Bau des Ganzen und in der Fassung des Einzelnen; aber es geschieht ohne Naseweisheit und es sind nur bescheidene Schatten für das Lichtbild des Genius. Von Schiller's Werken stellt Carriere den „Wallenstein" am höchsten:

Die **Composition** ist breiter und reicher als im griechischen und französischen, enger als im englischen Drama; wir stehen vor der **Katastrophe**, die Vergangenheit wirkt herein, der Ausgang in seiner **Entwickelung** wird zum Gottesurtheil. Ebenso ist die **Charakterzeichnung** typisch idealer als bei Shakspeare, individueller als bei Corneille; die Sprache minder conventionell als auf der französischen Bühne, bei volksthümlichem Hauch voll Adel und Schwung. Die mittlere Stellung zwischen Shakspeare und Sophokles hat Schiller, soweit sie ihm erreichbar war, hier errungen und im „Tell" behauptet; aber er kommt Shakspeare nicht gleich an unmittelbarer Naturmacht und Lebenswirklichkeit der Darstellung, Sophokles nicht in ebenmäßiger mild-harmonischer Kunstvollendung.

So warm der Autor sonst die Vorzüge unsers großen Dichters hervorhebt, so erscheint uns hier dessen eigene Bedeutung doch zu sehr der Parallele geopfert. Was großen und feurigen Gedankenschwung angeht, übertrifft Schiller Shakspeare und Sophokles, und die kunstvolle Architektur seiner dramatischen Bauten steht auf so festen und glänzenden Säulen, daß er hierin den andern großen Meistern mindestens ebenbürtig ist. Kein Drama Shakspeare's athmet eine so fieberhafte Spannung wie „Die Räuber"; in diesem Stück ist mehr dramatischer Nerv als in irgendeinem andern Drama der Weltliteratur.

Von den Zeitgenossen der Classiker ist außer Hölderlin besonders Jean Paul mit Wärme gewürdigt, wie denn gegen die Nörgeleien, mit denen Gervinus und Julian Schmidt diesen Schriftsteller aburtheilen, immer mehr eine siegreiche Reaction sich geltend macht. Die Mängel Jean Paul's werden nicht verschwiegen; aber ihnen keine die Bedeutung des Schriftstellers erdrückende Wucht eingeräumt. Der „Titan" wird der Idee nach der gewaltigste aller Romane genannt; von Roquairol heißt es, daß er die Romantik und den Byronismus der Folgezeit präludire.

Von den drei deutschen Componisten: Haydn, Mozart und Beethoven, ist besonders der letztere, man möchte sagen, mit einer weihevollen Dithyrambik charakterisirt, treffender als in manchen langathmigen Werken, mit einem sehr glücklichen Wurf der Darstellung, wie das folgende Gesammtbild beweisen mag:

Wenn Mozart wie Goethe aufging in der Welt, die er spiegelt und darstellt, und sich freut, wie all seine Geschöpfe ihr selbständiges Dasein haben, wenn beide vorwiegend objectiv gestalten: so ist Beethoven wie Schiller subjectiv und prägt vor allem sein Fühlen und Denken, sein großes Selbst in allen Stoffen aus, die er ergreift. Wenn Mozart wie Rafael von Haus aus das Glück der Schönheit, der Harmonie der Welt als Gnadengabe des Himmels in der Seele trägt und mit ihrer Formenanmuth entzückt: so ist Beethoven wie Michel Angelo in Leid und Streit hineingestellt und kennt gleich ihm nur eine Versöhnung, die er in der Ueberwindung der Gegensätze errungen hat, und das Pathos des leidenschaftlich bewegten Gemüths, die Gewalt eines in sich wühlenden dämonischen Dranges, einer voll aus- und überströmenden Empfindung treibt auch ihn zu den kühnsten Wagnissen, die dem Geistigen ein Uebergewicht gönnen und in den Werken des Alters das Ebenmaß der Form zu sprengen drohen oder sich in das Uebersinnliche versenken. Vereinsamt, abgetrennt von der Welt durch die Taubheit, die über den tonfreudigen Meister kam, in reinem Seelenadel allem Gemeinen feind, voll Sehnsucht nach Liebe, und schmerzvoll entsagend, wenn sie in ihm zu Frauen sich entzündete, deren Lebensstellung sie ihm unerreichbar erscheinen ließ, von Brüdern, von Neffen verrathen, gekränkt und gequält — so kostete er die Bitterkeit des Lebens; aber ein Gott gab ihm zu sagen, was er litt, und im Glauben an das Ideal versöhnte er sich selbst und erhob sich zu dem Bewußtsein, daß das Wahre, das Gute dem gegeben ist, der den Muth hat es zu denken und zu wollen; er ging und leitete uns aus dem Dunkel zum Licht, aus der Beklemmung und Beengung zu Freude und Freiheit, und offenbarte uns damit immer über-

zeugender, daß der Emporgang der Menschheit wol ein Schmerzensweg ist, aber zum Heil führt. Er wollte nicht blos rühren, er wollte, wie er zu Bettina von Arnim sagte, den Männern Feuer aus dem Geist schlagen. Er ist einer der aufgehenden Sterne im Weltalter des Geistes, er denkt und dichtet in Tönen; der Gedanke ist mächtig in seinen Werken, der philosophische Sinn seines Jahrhunderts spiegelt sich in der dialektischen Behandlung seiner Motive, wo kein einzelner Moment für sich, sondern der Verlauf des Ganzen die Hauptsache ist. Abgeschieden von der Außenwelt schaut er in die innere Unendlichkeit, die sich ihm aufthut; auf sich selbst gestellt, mit titanischem Trotz gegen das äußerlich Scheinsame, Herkömmliche, Niedrige, mit wehevoller Demüthigung vor der Herrlichkeit des Ideals und mit brennendem Verlangen nach ihr, mit Faustischem Ungenügen am irdisch Gegebenen und mit Faustischem Verlangen, das Wohl und Wehe der Menschheit in seinem Busen zu erleben und sein Selbst zu ihrem Selbst zu erweitern, läßt er das Geheimnißvolle, Unergründliche, das unaussprechlich seine Seele bewegt, in den wogenden Tonmassen hervorquellen und die wortlosen Ahnungen und Stimmungen des innersten Gemüths in ihnen offenbar werden. So wird er der Vollender der Instrumentalmusik, und dem Geiste der Zeit gemäß ihr Dramatiker, indem das Kämpfen und Ringen der rastlos gegeneinander anstrebenden und ineinander verschlungenen Tonreihen durch die Gegensätze der Wehmuth und der Lust zu einem Verklärungsjubel führt, wie den keine andere Kunst so überwältigend und beseligend auszudrücken vermag.

Die folgenden Abschnitte: „Bildende Kunst unter dem Einfluß der Antike", „Französische und italienische Literatur zur Zeit der Revolution und des Kaiserreichs" (mit einer treffenden Charakteristik Alfieri's und Monti's), „Der Befreiungskrieg gegen Napoleon und Fichte", dessen System in fest umrissenen Grundzügen vor uns hintritt, bilden den Uebergang zu einer Charakteristik der Romantiker sowol in der deutschen Literatur wie in der des Auslandes. Die Bedeutung einer Darstellung der Literatur in ihren weltgeschichtlichen Zusammenhängen geht gerade aus solcher Charakteristik hervor; denn ein wie einseitiges Bild der romantischen Literatur gibt die oft unternommene Darstellung der deutschen romantischen Schule, wenn sie nicht durch diejenige der französischen Romantik und ihrer europäischen Ausläufer ergänzt wird. Die romantischen Principien werden von Carriere ebenso durchsichtig dargestellt, wie die hervorragenden Charakterköpfe der Schule mit vorurtheilsloser Treue abgezeichnet. Tieck, die Schlegel, der mit besonderer Wärme geschilderte Novalis, der mit lebhafter Anerkennung begrüßte Achim von Arnim, außerdem Brentano, Fouqué, Hoffmann, die Dramatiker Zacharias Werner, Müllner, Houwald, Grillparzer, Heinrich von Kleist ziehen an uns vorüber: ein Gruppenbild, das die Physiognomie jedes einzelnen zur Geltung kommen läßt. Arndt, Uhland, Rückert schließen sich ihnen an. Von Grillparzer, der durch die wiener Feste und die neue Cotta-Ausgabe dem Tagesinteresse näher gerückt ist als früher, heißt es:

Grillparzer war eine echte Künstlernatur, er arbeitete sich zu Freiheit und harmonischer Klarheit empor, indem er an Goethe und Schiller sich anschloß und ein nach antikem Muster einheitlich gerundetes und übersichtlich gegliedertes Drama gestaltete. In Oesterreich hatte schon Matthias Collin sich nach Schiller und Corneille das Heroische zum Stoff genommen und über Leid und Untergang durch die Bewunderung für die Größe erhoben; Grillparzer ist wärmer, farbenreicher als dieser; aber es heißt doch den Genius unserer Classiker verkennen, wenn seine Dichtungen ihnen unmittelbar zur Seite gestellt werden; er hat keine neuen Ideen welterleuchtend verkündet, keine neuen Formen gefunden, sondern hat sich auf der von jenen gebrochenen Bahn mit gediegenem Sinne, mit edelm Gleichgewicht von Phantasie und Kunstverständniß bewegt. Er selbst hat Wien das Capua der Geister genannt, er selbst hat sich abseits der freiheitlichen Strömung gestellt, Oesterreich im Lager Radetzky's gesehen, und etwas Verkümmertes ist unter dem Metternich'schen System doch über ihn gekommen, wodurch er in seiner Novelle vom armen Spielmann jenes scheue Sichzurückziehen in die helldunkeln Schlupfwinkel des Gemüths so ergreifend schildern konnte und für gebrochene Farben, für verhüllte Stimmungen eine eigenthümliche Neigung erhielt.

Heinrich von Kleist's Drama „Der Prinz von Homburg" wird ein Nationalwerk genannt, welches dem Dichter die Unsterblichkeit sichert. Gleich darauf heißt es freilich, die Weltliteratur wäre um ein Meisterwerk bereichert worden, wenn der Dichter seine Idee rein durchgeführt hätte, ohne die Romantik mit Hellsehen und Nachtwandeln, ohne die opernmäßigen Anfangs- und Schlußtableaux. Wir finden, daß dadurch das Meisterwerk allerdings wesentlich geschädigt ist, und würden anstehen, einem so geschädigten Meisterwerk die Unsterblichkeit zu verheißen.

Von ausländischen Romantikern werden Walter Scott, der indeß nur mit großer Einschränkung der romantischen Schule zuzuzählen ist, und Thomas Moore, Chateaubriand und Lamartine charakterisirt. Erst an einer spätern Stelle folgt die Charakteristik der neuromantischen Schule in Frankreich, Victor Hugo's und seiner Jünger. Wir meinen, daß Lamartine und Victor Hugo wol zusammen einer poetischen Epoche die Signatur gegeben haben und in der Darstellung nicht gut getrennt werden können. Victor Hugo, über den geringschätzig zu sprechen zum guten Ton der deutschen Akademiker gehört, wird hier nach Verdienst gewürdigt, besonders als Lyriker:

Victor Hugo's Stärke ist die Lyrik; hier finden wir reine Klänge, deren Schönheit unsterblich ist, innige Empfindungslaute neben der Poesie des Gedankens und der Geschichte, Farbenpracht der Schilderung bei stimmungsvoller Beleuchtung, die Form bald in kurzen leichtgeschürzten, bald in voll und weit austönenden Versen neu und dem Gedanken angemessen. So in den „Orientalen", wo vornehmlich Griechenland und sein Befreiungskampf besungen wird; so in den „Herbstblättern" und „Innern Stimmen", in welchen das eigene Herz, das Seelenleben des Dichters uns edel anspricht; so in den „Dämmerungsgesängen und Betrachtungen", in welchen er tiefsinnig über den Räthseln der Menschheit brütet und die Gedankenhelden der Vorzeit heraufbeschwört. In der „Legende der Jahrhunderte" schildert er in Bildern aus Sage und Geschichte, aus Religion und Philosophie die Bewegung der Menschheit aus Unwissenheit und Knechtschaft aufwärts zu Freiheit und Licht und stellt dies Trostwort der Poesie dem verbitterten Pessimismus entgegen. Aber auch in der Lyrik muß man die Perlen auswählen, denn auch hier liegt der Wortprunk und die hohle Rhetorik neben dem dichterisch geschmackvollen Ausdruck der Idee; Victor Hugo hat Gedankentreffer, aber er bleibt ein metaphysischer Träumer, er hat nicht wie Schiller in ernstem philosophischem Denken um die Wahrheit geworben, er ist nicht wie Goethe zu klarer Lebensweisheit im Leben selbst gereift, und darum ermangelt das Gewebe seiner Gedankensymphonien zwar nicht der unmittelbaren Offenbarung echter Geistesblitze in Ton und Bild, aber doch der Befriedigung, des harmonischen Abschlusses.

Die letzten Abschnitte des Werks behandeln die zeitgenössische Literatur, bildende Kunst und Musik. Es war hier besonders schwer, aus einer im Fluß befindlichen Bewegung das herauszuheben, was von Bedeutung für das „Zeitalter des Geistes" ist. Eine selbständige Geschichte der

neuesten Literatur, Musik und bildenden Kunst hat zwar mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen; doch treten dieselben weniger hervor, weil sie mehr in das Detail gehen kann, und wenn hier bisweilen das Streben mit der That verwechselt oder dem minder Bedeutenden eine zu liebevolle Anerkennung zutheil wird, so hat dies bei einer Charakteristik, welche auch die deos minorum gentium berücksichtigt, weniger auf sich. Ein Werk wie das von Carriere hat es aber nur mit den bedeutsamen Höhenpunkten zu thun, und hier wäre jeder Misgriff empfindlicher. Indeß sind in diesen letzten Abschnitten die einzelnen meistens nur flüchtig gestreift, die Werke selten erwähnt, nur bisweilen bei den Lyrikern und Epikern, fast gar nicht bei den Dramatikern. Das Maß der Schätzung verdient fast immer Zustimmung. Eingehend ist die Charakteristik Richard Wagner's und seiner Richtung; wir theilen dies von Parteiüberschwenglichkeit wie von Parteihaß gleich unabhängige Urtheil hier in seinen Hauptzügen mit:

Das absichtliche bewußte Machen (bei Meyerbeer) überwiegt das unwillkürliche Werden, wie bei Richard Wagner, dessen Werke sich auch auf die Selbstverherrlichung des Meisters zuspitzen, aber weit mehr ein harmonisches Ganzes bilden. Wagner geht gleichfalls von der Prunkoper aus, weiß aber die Coulisseneffecte aus dem Stoff, aus dem Geist der Sache zu bedingen und sie dadurch sinnvoll zu verwerthen; er nimmt seinen Entwickelungspunkt bei Gluck, und das deutsche Wesen in einem musikalischen Drama auszuprägen, greift er mit preiswerthem glücklichen Sinne nach der Sage unserer Vorzeit, welche ihm die Ereignisse, die Charaktere bereits in typisch klaren Formen bietet, um sie an die Stelle der antiken Stoffe zu setzen, die in ähnlicher Weise für die griechischen Tragiker national waren. Wagner ist selber Dichter, er weiß dem edeln Stoff die dramatische Form im Aufbau des Ganzen zu geben, was der Sprache an poetischer Fülle mangelt, das fügt die Musik hinzu, welche den Sinn der Worte vertieft, auslegt, der Empfindung einprägt, sowie wieder ihre Tongebilde durch das Wort verständlich werden. Er beherrscht die Instrumente, seine farbenprächtigen Tongemälde veranschaulichen in ihrer Bewegung die Sache mit seltener Lebendigkeit; als ich den Flammenzauber Odin's, den die Waberlohe um Brunhilde webt, unter Wagner's Leitung im Concert aufführen hörte, war das Flammenlodern mir vor der innern Wahrnehmung wirksamer als später im Theater im Geleit des äußern Anblicks. Wenn nun er und seine Jünger das musikalische Drama für das Kunstwerk der Zukunft ansehen, in welchem die Poesie wie die Musik, ja die bildenden Künste aufzugehen hätten, so ist das eine Uebertreibung; die Künste werden groß durch Vereinzelung und werden ihre Selbständigkeit behaupten, aber wie sie anfangs im gemeinsamen Keime beschlossen waren und zusammen begannen, so werden sie wie im kirchlichen Cultus auch auf der Bühne wieder zusammenwirken. Das Neue, was Wagner bringt, ist nun ein musikalisches Drama, in welchem aber nicht die Worte gesprochen und etwa Chöre und Arien gesungen werden wie bei den Griechen, sondern alles gesungen wird, aber die Poesie in der Art herrschend bleibt, daß die Musik sich ihr unterordnet, daß die in Liedern und Arien für sich entwickelten und in sich abgeschlossenen Melodien, daß die Ensemblestücke, welche mehrere Gestalten zugleich ihre verschiedenen Stimmungen und Strebungen äußern lassen, verworfen werden trotz Mozart, der diese so meisterlich behandelt und nach unserer Ansicht in der Musik hier ein ihr eigenthümlich Höchstes verwirklicht hat, das keine andere Kunst wetteifernd erreichen kann, trotz Mozart, der jene abgerundeten Melodienbildungen mit all ihrer Süßigkeit und formalen Anmuth doch so trefflich zum Ausdruck der Charaktere zu bilden verstand. Wagner verschmäht sie sammt den Wiederholungen, die uns in der Musik so wohlthun, weil wir die Bewegung der Töne nun mit der Erinnerung und Erkenntniß ihres Ziels nochmals hören wollen, weil das erregte Gefühl seinen Selbstgenuß verlangt; Wagner verschmäht all dies rein und echt Musikalische, weil die Dichtkunst es nicht besitzt und vermag, er nennt die Oper einen Irrthum, weil sie das Mittel des Ausdrucks, die Musik, zum Zweck, und den Zweck, das Drama, zum Mittel mache. Der höchste Zweck aber ist überall das Schöne, und darum steht in der Musik das Musikalischschöne obenan, und wie dies Mozart und Beethoven erreicht haben, bleibt mir bisjetzt der Gipfel dieser Kunst, den keine irrige Theorie erniedrigen wird, den nur eine schöpferische That überragen könnte. Daneben aber seien wir weitherzig genug, um auch noch ein Anderes, Eigenartiges in seiner Weise gelten zu lassen. Mir scheint Wagner weder als Poet noch als Musiker ein Genius, der mit Goethe und Schiller oder mit Mozart und Beethoven sich vergleichen darf; aber er ist ein reiches mächtiges selbständiges Talent, welches dichterische und musikalische Begabung auf seltene Weise in sich vereinigt und damit beide für einander zu einem ihm angemessenen harmonischen Werke verbindet, das ihm so leicht kein anderer nachmacht, das durchaus zu den hervorragenden Schöpfungen unserer Zeit gehört.

Dann weist Carriere in Wagner's einzelnen Opern das Vorzügliche und das Mislungene nach. Offenbach's Oper nennt er „ein leichtes Funkensprühen voll prickelndem Reiz, aber das Phosphorgeflimmer der Verwesung", und meint: „Es war auch diesmal gut, daß ein Gewitter die Luft reinigte." Von Offenbach, der Cancan- und Demi-Monde-Poesie ist die Luft in Deutschland leider noch nicht gereinigt worden.

Der Schlußabschnitt: „Das neue deutsche Reich und die sittliche Weltordnung", verherrlicht die politische Entwickelung der letzten Zeit, tritt polemisch gegen Ultramontanismus und Materialismus auf und erblickt in der Versöhnung von Bildung und Christenthum in einer Religion des Geistes und im Glauben an die sittliche Weltordnung das Ideal der Zukunft, „die Bedingung neuer herrlicher Werke der Dichtung und Kunst, eine Blüte des Idealrealismus".

Damit ist das umfassende Werk von Carriere, welches aber nirgends aus den Dimensionen des ursprünglichen Plans herauswächst, zum Abschuß gediehen — ein geist- und geschmackvolles Werk, welches vielen in ihre engen Cirkel vertieften Fachgelehrten als verflachende Darstellung des Aplombs der Gelehrsamkeit zu entbehren und als eine nur mit der eleganten Tünche leichtflüssiger philosophischer Phraseologie angestrichene Compilation erscheinen mag, welches aber in Wahrheit durch die geschichtsphilosophische Durchführung des Grundgedankens, durch die lichtvolle Beherrschung eines massenhaften Materials, durch die durchsichtige Gliederung des Aufbaues und die ebenso geschmackvolle wie bezeichnende Darstellungsweise eine in vieler Hinsicht mustergiltige Bedeutung in Anspruch nehmen darf.

Rudolf Gottschall.

Poetische Uebersetzungen.

1. Blüten der neuern englischen und amerikanischen Poesie ins Deutsche übertragen von J. Nöroth. Trier, Troschel. 1873. 8. 15 Ngr.
2. Gedichte von Miß Mac Mulock (Mrs. Craik). Aus dem Englischen von C. B. Schlüter und A. Jüngst. Münster, Russell. 1873. Gr. 16. 20 Ngr.
3. Der Heirathsantrag des Miles Standish, von H. W. Longfellow. Metrisch übertragen mit Einleitung von Wollheim. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8.
4. Aus den Dichtungen Aleardo Aleardi's. Freie und treue Uebertragungen von einem Gastfreunde auf italischem Boden. Basel, Schweighauser. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Wenn wir unter obigem Titel eine Reihe von Uebersetzungen neuerer englischer und italienischer Dichtungen zusammenfassen, so sei gleich gesagt, daß dieselben an Wort und Inhalt außerordentlich verschieden sind. Die beiden vorangestellten fordern keine ernsthafte Kritik heraus. Was in aller Welt kann es wol rechtfertigen, wenn J. Nöroth (Nr. 1) eine Anzahl längst bekannter englischer Gedichte abermals in ein sehr mäßiges Deutsch überträgt? So die beiden Lebewohl-Lieder Byron's, so das vielgesungene „Treu und herzinniglich, Robin Adair", ja sogar Wordsworth's „We are seven", welches sicher schon in hundert Mädchenpensionen hundertmal besser wiedergegeben ist. Zu dem Gedichte „Des Verbrechers Weib" macht der Uebersetzer die Anmerkung: „Das sollte ein Mensch nicht schreiben." Wenn damit der Stoff gemeint ist, so sind wir anderer Ansicht. Unter den jüngst besprochenen ungarischen Dichtungen, welche Aigner herausgegeben hat, finden sich zwei oder drei Balladen, welche denselben Stoff höchst ergreifend behandeln, und übrigens hätte sich J. Nöroth nur an Béranger's unübertreffliche „Jeanne la rousse" erinnern dürfen. Wenn der Tadel aber dem Gedichte gilt, so scheint uns: „das hätte ein Mensch auch nicht übersetzen sollen".

Vor diesem werthlosen, aber durch seine anspruchslose Mittelmäßigkeit vor schärferer Kritik geschützten Büchlein hat Nr. 2 den entschiedenen Vorzug, daß es den Leser, er mag wollen oder nicht, zu einem herzlichen Lachen nöthigt. Wir haben nichts gegen die Gedichte der Miß Mac Mulock; sie sind ehrwürdig und langweilig wie ein englischer Sonntag. Aber gegen die Uebersetzung wäre viel zu sagen. Hier eine Probe:

Das unbekannte Land.

(Nach einer deutschen Melodie.)

„Wo ist das ferne Land doch",
— Sprach trüb und leis mein Flehn —
„Das Land, so seltsam schaurig,
Wohin ich bald muß gehn, muß gehn,
Wohin ich bald muß gehn?"

Es sang aus fernem Lande
Eine Stimme sanft und schön:
„O, wonnig dieses Land ist,
Und süß ist es zu gehn, zu gehn,
Und süß ist es zu gehn.

„An seinem lichten Saume
Die stillen Ströme gehn,
Und in dem Wunderland ist
Der Lebensbaum zu sehn, zu sehn,
Der Lebensbaum zu sehn.

„O, dann zu jenem Lande,
Das ich nicht kann verstehn,
Dem ew'gen, sel'gen Lande
Will ich mit Freuden gehn, will gehn,
Will ich mit Freuden gehn."

Wer konnte solche Verse
— O sagt es! — nur begehn?
Fräulein Jüngst und Professor Schlüter
Uebersetzten wunderschön, ja schön,
Uebersetzten wunderschön.

Aber von nun an, Gott sei dank, können wir loben und dankbar anerkennen. Der „Heirathsantrag des Miles Standish" (Nr. 3) ist eine reizende Idylle. Es weht darin eine wunderbar frische Luft, wie im „Hiawatha" oder in den biblischen Hirtengeschichten. Longfellow ist ja der Dichter der Neuen Welt, welche keine „verfallenen Schlösser" und kein „unnützes Erinnern" kennt. Seine Erzählung spielt in der Zeit, da sich eben europäische Cultur in den wilden Steppen und Wäldern Amerikas niederläßt. Im heutigen Massachusetts gründen um 1620 englische Auswanderer die puritanische Ansiedelung Plymouth. Viele Gefahren bedrohen die junge Colonie. Alles geht in Waffen; vom Dach der Kirche herunter predigt eine Haubitze,

ein Pastor wie keiner,
Offen, beständig und stark, mit unwiderstehlicher Logik —

den finstern Heiden Unterwerfung. Der Hauptmann der Ansiedler, Miles Standish, ist ein schon bejahrter Edelmann Altenglands, ein tüchtiger Haudegen. Sein Lieblingsheld ist Julius Cäsar. Wenn er dessen Feldzüge liest, so sprudelt er über von Begeisterung, wie es urbehaglich im zweiten Gesange geschildert ist. Der Hauptmann hat einen Freund, John Alden, der weit jünger und schmucker als er, dazu ein feiner Gelehrter ist, d. h. er versteht die Kunst, Briefe zu schreiben. Wegen dieser auszeichnenden Eigenschaft erwählt ihn der Hauptmann zum Ueberbringer seiner Werbung bei Priscilla, der „Maiblume von Plymouth". Aber ach! John Alden liebt selber stillverschwiegen das junge Mädchen und wird wieder geliebt. Wie der Jüngling mit sich kämpft, um den Freund nicht zu verrathen, und wie schließlich Natur und Verhältnisse alles wieder ins Gleiche bringen, das bildet Inhalt und Schluß des Gedichts. Voll befriedigt erleben wir am Ende die Hochzeitsfeier John Alden's und die Versöhnung der Freunde.

Schließlich liegt uns ein Werk zur Besprechung vor, das in jeder Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Aus den Dichtungen Aleardi's (Nr. 4) hat ein Deutscher, der seinen Namen leider verschwiegen, einige wenige ausgewählt und in meisterhafter Uebersetzung mitgetheilt. Der Dichter, welcher hier wol zum ersten male vor das deutsche Publikum tritt, ist eine Natur von der allerseltensten Begabung. Er braucht sich ebenso wenig wie

Properz über den parvus in ore sonus zu beklagen, auf den er allzu beſcheiden in ſeinem Motto anſpielt. Vor allen Dingen iſt er Romane; das merkt man an dem unzerſtörbar claſſiſchen Stil ſeiner Bilder, welche bei aller Leidenſchaft des Gefühls niemals ihre monumentale Ruhe verlieren. Ferner iſt er ein Idealiſt, welcher die Schwere des Weltelends mit Grauſen empfindet:

O, irgendein geheimes
Verbrechen drückt auf unſer Erdenleben;
O, irgendetwas büßen wir.

In ſeinen Träumen entflieht er dem irdiſchen Daſein und durchfliegt alle Himmel. Dieſer „Traum über das All“ gibt an Großartigkeit keinem andern etwas nach. Noch einen Rückblick wirft der Dichter auf die Erde, die er verlaſſen hat und — ſieht ſie faſt nicht mehr:

Ein winzig Etwas ſeh' ich dort am Grunde
Im leeren Raum ſich drehn. Iſt das vielleicht
Der ſtolze Umkreis unſrer Heimatlaude
Von Meeren, Bergen, Wüſten weit durchzogen?

Aber auch dem kleinen Leben und Weben auf der Erde gewinnt er hohe und erhabene Gedanken ab. Er ſchildert einen Frühlingsmorgen:

Es wirbelt, wirbt und ſtirbt im goldiggrünen
Und perlenden Gebüſche ſeiner Mooſe
Lebendiger Ständchen ein vergnüglich Heer,
Dem wie ein Meer der Thau der Waldesroſe,
Und das im Wandern rings
Um eines Maßliebs weite Weltenkreiſe
Verzehrt ſein Leben leiſe.
Die Eidechs ſelber und die Brut der Schlangen
Spürt ein geheim Verlangen, und im Strahl
Des Mittags ſchlüpft aus dornumrankten Löchern
Sie vor und flieht und ſuchet den Gemahl
In hundert Brautgemächern. Ringelnd ruht
Sie dort und ziſcht in trunkner Wolluſtglut;
Und ſorglos lacht die Sonn' aus heitern Lüften
Hernieder auf die Trift
Und reiſt mit gleichem Strahl der Natter Gift
Und der Viole Düften.

Rafael und der Fornarina iſt ein Idyll gewidmet, welches dieſes, der hiſtoriſchen Darſtellung ja völlig entzogene Verhältniß ganz eigenartig und in dem großen Stile unſers Dichters auffaßt. Ihm iſt Rafael ein zu hoher Geiſt, als daß er aufgehen könnte in irgendeiner, ſelbſt der zarteſten Liebe. Die Fornarina gilt ihm nur als die treue Genoſſin, bei welcher der ewig rege Geiſt des Malers Ruhe findet:

Wenn er ſpät,
Ein müder Streiter, ruht an deiner Bruſt
Vom rauhen Kampfe, der dir nicht bewußt,
Vom Kampf des Genius, von dem Sturmgewog
Des räthſelvollen Meers, das er durchzog,
Das goldne Vlies des Ideals zu rauben:
Erquick, entzück' ihn in den Wonnelauben
Der Liebe, laß in deinen dunkeln Brau'n
Den Irisbogen ihn des Friedens ſchaun,
In deinem Blicke neuer Sterne Reigen
Empor am Himmel ſeiner Seele ſteigen.

Endlich und vor allem iſt Aleardi ein politiſcher Dichter. Er gehört zum „jungen Italien“. Sein Vaterland, das die dreifache Krone trug, das ſich mit den Waffen des Schwerts, der humanen Bildung und des Glaubens vor zeiten die Welt eroberte und dann von ſeinem Throne arm und kraftlos herunterſtieg, findet in ihm einen würdigen Sänger. Je ſehnſüchtiger er ſich der alten, verſchwundenen Herrlichkeit erinnert, deſto heißer entbrennt ſein Zorn und Ingrimm gegen den öſterreichiſchen Unterdrücker. Seine „Sieben Soldaten“ legen davon Zeugniß ab. Lange hat der Dichter auf die Wiedergeburt Italiens geharrt; jetzt wo ſie ſich vollzogen, jauchzt er dem in Rom einziehenden Könige jubelnd entgegen („Die Auferſtehung Italiens“). Dieſe letztere Dichtung hat für unſere Zeit ein beſonderes Intereſſe. Wir theilen daraus eine Stelle mit, die den freien und reinen Geiſt des Dichters im hellſten Lichte zeigt:

Unſeliger Greis du mit dem goldnen Morgen
Und ach dem Abend öd' und wetterſchwül,
Wie weckſt du, Pius, inniges Erbarmen!
Verſtörter, denkſt in deinen düſtern Sorgen
Du noch der Stunde, da vom Feſtgewühl
Des Volks umflutet, des begeiſtrungswarmen,
Du, ſtrahlend ſelbſt im Freudenthränenglanz,
Das Banner weihteſt deines Vaterlands?
— Italia grüßte dich im Jubelreigen
Und war dein eigen. Ihrem Heilspropheten
Gehorchend froh, dem lang und heiß erflehten,
Sprang ſie vom tauſendjährigen Grab empor
Und jauchzt' und ſchwor im Liebesüberwallen:
„Sieh, dein bin ich; nach deinem Wohlgefallen,
Gebieter, führe mich.“
O Pius, keiner, den ein Weib geboren,
War ſo wie du erkoren
Vom Herrn des Himmels. Doch des Herrn Prophete
Schwand in Gaëte.

Faſt hätten wir gewünſcht, wenn es überhaupt thunlich wäre, daß uns aus den Werken dieſes eminenten Geiſtes, der nicht dieſer oder jener Zeit, ſondern der Literatur angehört, nur Zeitloſes, Unpolitiſches, rein Dichteriſches geboten wäre. Aber daß dies nicht möglich, weil Aleardi mit allen Sinnen am Schickſale ſeines Vaterlandes hängt, darin beruht eben ſeine eigentliche Stärke, wie bei den Vorbildern, die er ſich erwählt hat, den Propheten und Dante.

Pädagogische Schriften.

1. Videant consules! Zur Orientirung über Fragen des höhern Bildungswesens, insonderheit über die Forderung der Gleichberechtigung der Realschulen mit den Gymnasien. Görlitz, Wollmann. 1873. Gr. 8. 17½ Ngr.
2. Im neuen Staate eine neue Schule. Von C. Volksmann. Erste Hälfte: Der neue Staat. Gera, Köhler. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Man wird sich erinnern, mit welcher Zähigkeit eine Partei die Wohlthaten des Zunftwesens zu beweisen suchte, als der Geist der Zeit auch an diesem zu rütteln und zu schütteln anfing. Die düstersten Bilder wurden entworfen, die furchtbarsten Folgen sollte es haben, wenn es diesem oder jenem gestattet sein sollte, als „Meister" seine Lebensexistenz fristen zu können, ohne die Vorstadien vom Prügeljungen bis zum „fechtenden", d. h. bettelnden Gesellen durchlaufen zu haben. Die Zunftschranken sind gefallen, und all die Schreckbilder erweisen sich jetzt als Phantasiegebilde einer Denk- und Anschauungsweise, die von den gewohnten Verhältnissen sich nicht loslösen, in neue sich nicht leicht hineinfinden kann. Heute lächeln wir über dergleichen naive und philisterhafte Ansichten, nach denen es erst des Spruchs eines Collegiums bedarf, ob der einzelne das natürliche Recht, eine selbständige Existenz sich zu gründen, ausüben darf. Man verzeihe es uns, wenn wir in dem rein realistischen, ja materiellen Kampf um das Zunftwesen eine Analogie für den Kampf auf dem geistigen Gebiete des Unterrichts und der Erziehung finden; haben wir doch in Nr. 1 ein Buch vor uns, das wol stärker, als es irgendje geschehen ist, die Lehre von der Gelehrtenzunft und Gelehrtenkaste vorträgt. Denn kann der Gelehrtendünkel und die Sucht, eine eigene Kaste zu bilden, welche die Berührung mit andern für verunreinigend hält, sich wol deutlicher zeigen als in einer Stelle dieses Buchs, an welcher sich der Verfasser über die jetzt gewöhnlichen populär-wissenschaftlichen Vorträge äußert:

> Selbst hervorragende Männer der Wissenschaft haben dieser Sucht nicht widerstehen können, vor einem gänzlich unzuständigen Publikum (!) ihre Wissenschaft zu profaniren (!) und kundzuthun, indem sie eine Wissenschaft der Salons inaugurirten, wie wenig Respect sie selbst vor der deutschen Wissenschaft hatten.

Bei solcher Zunftanschauung darf es uns nicht wundern, wenn der Verfasser gegen die Forderung, die Abiturienten der Realschulen, die nach ihm Kinder der alles nivellirenden Revolution sind, zu Facultätsstudien zuzulassen, mit aller Macht ankämpft.

Er geht von dem Gedanken aus, daß nur diejenigen wissenschaftliche Methode, welche die Wissenschaft als „historische Continuität und Setzen des Zusammenhangs aller einzelnen Zweige untereinander" erfaßt, das oberste Princip, daß Wissenschaft Idealismus sei, verwirkliche. Diese Bedingung erfüllen aber nur die Gymnasien. Der ganze Lectionsplan derselben, welcher den Schwerpunkt des Unterrichts in die classische Sprache legt, zeuge dafür; es ist hier nicht die Masse des Wissens, die angesammelt werden, sondern die Denk- und Urtheilskraft, die geübt und geschärft werden soll. Während aber das Gymnasium ein Können erstrebe, arbeite die Realschule auf das Wissen hin, und die Masse der Lehrgegenstände verhindere eine wissenschaftliche Methode wie auch die Berücksichtigung der Continuität der Wissenschaften. Der Idealismus gehe also auf der Realschule verloren, und dies könne, wollte man so vorgebildete Schüler zu Facultätsstudien zulassen, für die deutsche Nation und für die Universität von den bedenklichsten Folgen sein.

Der Verfasser befürchtet, daß bei Zulassung der Abiturienten der Realschulen in die juristische Facultät wol Rechtskundige, aber nicht Rechtsgelehrte gebildet würden, da letztere Rechtsgeschichte und Rechtsphilosophie treiben müßten, dafür aber ein Zurückgehen auf die Quellen unumgänglich nothwendig sei. Wenn aber auch zugegeben werden sollte, daß alle oder wenigstens der größte Theil unserer heutigen Juristen Rechtsgelehrte seien, was sicherlich nicht der Fall ist, werden denn dadurch, daß man Realschüler zur Universität zuläßt, die Gymnasien aufhören ihr Contingent zu den Hörern der juristischen Facultät zu stellen? Wir würden zu den trotz gymnasialer Vorstudien bereits existirenden Rechtskundigen noch eine weitere Anzahl solcher erhalten, das aber dürfte wol nicht ein so großer Nachtheil für unsere Verhältnisse sein! Ebenso verhält es sich mit der medicinischen Facultät und den Naturwissenschaften. „Der wissenschaftlich gebildete Arzt wird immer die nothwendige Continuität der alten Wissenschaft, für die auch die Griechen eine so große Bedeutung erlangt haben, als unbestrittene Voraussetzung ansehen und die oberflächliche Beachtung der Geschichte der Medicin als Mangel empfinden. Auf die Griechen zurückzugehen, die im Alterthum vor allen Völkern auch als Aerzte hervorragten, sodaß sie an alle fremden Höfe berufen wurden, wird sich auch heute noch verlohnen u. s. w." Wenn es sich um die Lösung einer so brennenden Frage wie die der Zulassung von Realschülern zur Universität handelt, so muß man nicht mit doctrinärem Idealismus, sondern mit den Thatsachen rechnen. Und was lehren die Thatsachen? Daß unsere deutschen Studenten der Medicin, sobald sie ihr Abiturientenzeugniß in der Tasche haben, zum größten Theil nie wieder ein lateinisches oder griechisches Buch ansehen. Und es wird wol ein sehr kleiner Bruchtheil unserer Aerzte sein, der sich für eine Cur oder eine Verordnung des Hippokrat oder Galen interessirte. Mit demselben Rechte müßte auch behauptet werden, daß ein angehender Astronom arabisch verstehen müßte, da die alten Araber in dieser Wissenschaft für ihre Zeit Meister waren. Naturwissenschaften und Medicin gehen ihren selbständigen Weg, die Schriften der Alten haben nur ein culturhistorisches Interesse, das bei den vielen, welche das Gymnasium zur Universität entläßt, auch seine Rechnung finden wird.

Wenn der Verfasser nun sich weiter zu der Behauptung versteigt, daß Anhänglichkeit an die Familie und Heimatliebe ganz vorzüglich durch die Art und Weise des Unterrichts auf den Gelehrtenschulen genährt werde, so ist das eine Behauptung, die — nicht einmal den Vortheil des Frappanten hat. Ebenso wenig möchten wir den Verfasser

als wahren Propheten bewundern, wenn er uns weissagt, daß die Zulassung der Realschüler zur Universität eine Corruption des Beamtenstandes zur Folge haben würde.

Ganz besonders würde aber das Studentenleben zu seinem Nachtheil eine Umbildung erfahren, wenn Realschüler zur Universität zugelassen würden. Hier ist der Idealismus des Studentenlebens mit so überaus rosigen Tinten gezeichnet, daß derjenige, welcher dieses Leben aus Erfahrung kennt, den Kopf unwillkürlich über eine derartige Schilderung schütteln muß:

Alle Parteiung, die aus wirklichem Gegensatz entspringt, wird wohlbegründet und tief und daher schädlich auf das Leben der studirenden Jugend einwirken und es zu wirklicher Parteileidenschaft und erbittertem Hader zerstören, während die jetzige durch das Verbindungsleben gesetzte Parteiung wenigstens bis vor kurzer Zeit auf einem wirklich innern feindseligen Zwiespalt keineswegs beruhte, und die Gegensätze vielmehr nur dazu dienten, einen künstlichen und erdichteten Zwiespalt zu setzen, aus welchem die thatsächliche Befriedigung der Lust an kleinen Waffenübungen ihre Berechtigung herleitet. Man sage nicht, daß der eigentliche Zweck, das Studium, davon unberührt bleiben werde; wer das deutsche Universitätsleben kennt, der weiß, daß alle Formen des geselligen Lebens dort zumeist Wirkung und Folge eines durchaus idealen Sinnes sind, und daß ihr Absterben auf Verdorren dieser nährenden Wurzel beruht, aus deren Säften auch das eigentliche Studium seine Kraft und sein Gedeihen erhält.

Es folgt die Behauptung, daß die antike Dichtkunst, die „das deutsche Gemüth in seinen Tiefen" berühre, die eigentliche Quelle für „Wanderlust und Waldlust, Heimatliebe und Heimatlust" sei:

Gibt es da ein lebensfrischeres und lebensfroheres Bild, als eine Schar Jünglinge, die hinauszieht in den deutschen Wald durch weite Thäler und über Bergeshöhen hin, wo die Quelle rauscht und der Vogel singt u. s. w. Da erklingt wol Justinus Kerner's Lied: „Wohlauf, noch getrunken u. s. w." — ein echt deutsches Lied.

Der Verfasser ergeht sich dann über den Einfluß des Verkehrs mit der Natur auf das Menschengemüth, wenn die Natur mit idealem Sinne angeschaut wird, während anderntalls „die erzeugten Gefühle nicht zur Mutter schöner und erhabener Gedanken" werden, und „die Plattheit der Seele" auch durch den reizendsten Anblick nicht aufgehoben wird. (Dies an die Adresse der Realschüler, die mit dem den Sonnenaufgang bewundernden Commisvoyageur bei Heine identificirt werden.)

Obschon — so fährt dann der Verfasser fort — das Uebermaß jugendlicher Kraft und die mangelnde Uebung im Gebrauch der Freiheit manche Ausschreitungen im Leben unserer studirenden Jugend bedingt, wie wir schon zugegeben, so sehen wir doch, daß bei den Reifern sich auch die Lustbarkeit bald nach andern Formen zu sehnen anfängt, edler und feiner, entsprechender der ewig erfrischenden Quelle classischer Bildung, an der die Jünglinge aufwuchsen und aus der sie sich noch täglich erfrischen. Da verschwindet wol das grobkörnige „Bier her" und setzt sich um in das feinere: „Descende, Corvino jubente" u. s. w. und statt des „Ich geh' nicht eher u. s. w." hört man: „Te, Liber, et, si laeta aderit, Venus u. s. w."

Zu dem Gelage trete nun die Dichtkunst, theile jedem ihre Gaben aus, lege dem Jüngling, wenn er begeistert „den Becher mit vaterländischem Weine" erhebe, ein goldenes Wort auf die Lippe. Die Bilder des Alterthums zögen dann aus den Tiefen herauf, die Freude mäßigend und verschönend.

Vor den geistigen Augen der schön erregten Jünglinge liegen sie in heiterer Ruhe, die ehrwürdigen Alten, anmuthig das sinnige Haupt mit Blumen geschmückt, und herein treten die Sänger, an ihrer Hand die Sage führend, die zurückweist in das alte Dunkel der Vorzeit, aus dem Stärkung des Nationalgefühls und Begeisterung für die Gegenwart fließt.

Der Verfasser will aber nicht „das traurige Bild unseres Universitätslebens und die graue Werkeltagsgesinnung unserer Jugend als Gegenstück hierzu weiter entwerfen", das vor unsern Augen sich entrollen würde, wenn der Jugend dieser ideale Sinn und dadurch die Fähigkeit zur Gewinnung ethischer und ästhetischer Ideale genommen würde durch welche allein die Erhaltung deutschen Volksthums gewährleistet sei:

Wir wissen, und das genügt, daß diejenigen niemals die Erhalter sein werden, welchen die sogenannte moderne Bildung, losgelöst von jedem Grunde und Ursprung, zur leidenschaftlichen Parteisache geworden, und wir wissen ferner, daß diejenigen niemals zur Veredlung der geselligen Formen in dem Leben unserer Jugend gelangen werden, denen die frühzeitige Bekanntschaft mit einer so fein angelegten Natur, wie Horatius war, gänzlich fehlt.

Wer einen etwas tiefern Blick in das Universitätsleben der Gegenwart geworfen, wer selbst inmitten der Parteiungen gestanden, welche unter den Jüngern der Alma mater sich gebildet, wer selbst theilgenommen hat an den Gelagen und Waldwanderungen, der wird sich sagen müssen, daß die vorhin skizzirte Panegyrik des Idealismus studentischen Lebens und Treibens entweder geflissentlich die klaffenden Wunden bedecke, welche dem gewöhnlichen Auge eine gleißnerische Hülle von Eleganz und Feinheit entzieht, oder daß der Verfasser dieses Leben nur von der Studirstube aus kenne oder, von einem Standesvorurtheil befangen, die Schäden und Mängel zu erkennen nicht im Stande sei. Wir sind wol berechtigt, letzteres anzunehmen, denn ein Mann, der in unserer Zeit für das Duell die elegante Phrase hat von einem künstlichen und erdichteten Zwiespalt, „aus welchem die thatsächliche Befriedigung der Lust an kleinen Waffenübungen ihre Berechtigung herleitet", der kann nur zu den Kreisen sich in Beziehung fühlen, welche, die Faust als Richterin über das höchste menschliche Gut, die Ehre, einsetzend, dieses Stück Mittelalter als Reminiscenz einstiger besserer Zeiten in die Gegenwart herübergerettet haben. Wer es erlebt hat, wie auf Universitäten, wo die Corps das Uebergewicht hatten, die Bildung von Burschenschaften auf die größten Hindernisse stieß, wie auch diese, sollten die Commilitonen derselben auf der Straße nicht thatsächlich insultirt werden, das ihnen verhaßte Duell als Existenzmittel für sich acceptiren mußten, und wie auf diesen Universitäten die Nichtfarben-Studenten als gar nicht existirend von den Bebänderten angesehen wurden, der wird nicht davon sprechen können, daß der Eintritt der Abiturienten von Realschulen das Universitätsleben stören werde, während bisjetzt alle Jünger der Universität eine große von einer Gesammtidee getragene Menge gebildet hätten. Wer Gelegenheit gehabt hat, selbst zu beobachten, der wird die Verhimmelung des Studentenlebens als übertrieben ansehen müssen. Wo ist dieser Idealismus? Auf der Kneipe? Oder in den verschiedenen Zusammenstößen des „Burschen" mit dem „Philister", in welchen letztern zu hänseln eine

verdienstliche That ist? Wo wird denn in Wirklichkeit am meisten studirt? Da, wo am wenigsten das eigentliche Studentenleben vorherrscht, und da wird man durchaus sich in seinen Studien nicht beengt und bedrängt fühlen, wenn nebenan auf der Collegienbank ein junger Mann sitzt, der seine Vorbildnng nicht im Gymnasium erhalten hat.

Wenn keine stärkern Einwände gegen die Zulässigkeit von Realschul-Abiturienten zu gewissen Facultätsstudien gemacht werden, als sie der Verfasser im vorliegenden Buche vorbringt, so wird man wol recht bald vielen rite immatriculirten Studenten begegnen, die ihre Vorbildung nicht in einem Gymnasium genossen haben.

Während das eben besprochene Buch keine Bildung als wissenschaftlich anerkennt, welche nicht aus dem Boden römischer und griechischer Classicität erwachsen ist, und eine Corruption des Beamtenthums befürchtet, wenn der Bildung der altclassische Boden entzogen würde; während also hier das Alte um jeden Preis festgehalten werden soll und es bedauert wird, wenn hier und da Gymnasien sich dazu bewegen ließen, den Zeitforderungen nachgebend, den traditionellen Weg zu verlassen und Gegenstände in ihren Lectionsplan aufzunehmen, die man früher als realistische nicht in die heiligen Hallen des Gymnasiums hätte eintreten lassen, — so stellt sich das Büchlein: „Im neuen Staate eine neue Schule" (Nr. 2), auf den Boden der wirklichen Gegenwart und bildet in Inhalt und Geist ganz den diametralen Gegensatz zu erstgenannter Schrift. Der Verfasser ist kein Freund von idealen Hirngespinsten, von Utopien, er sieht die Sachen nicht schöner als sie in Wirklichkeit sind, er verlangt eine gänzliche Umgestaltung unsers Schullebens, weil auch unser Staatsgebäude vollständig umgebaut worden ist, und der neue Staat eine neue Schule verlange. In dieser ersten uns vorliegenden Hälfte macht er uns mit den verschiedenen Staatsarten und der Staatsentwickelung bekannt und zeigt, wie die Schule, die dem Staatszweck entsprechen solle, auch mit der Staatsentwickelung gleichen Schritt halten müsse. Dem Staate liege nicht allein daran, daß seine Bürger für die Erfüllung ihrer Staatspflichten **fähig**, sondern auch **willig** gemacht würden:

Die Staaten sind aber verschieden: es gibt Staaten, die auf den entgegengesetzten Grundsätzen ruhen und entgegengesetzte Ziele verfolgen. Was dem einen Staate dienlich, ist dem andern verderblich; was dieser Staat für eine Tugend der Bürger erklärt, erklärt jener Staat für ein Verbrechen; die Gesinnung, die dieser Staat von seinen Bürgern fordert, verfolgt jener Staat als staatsgefährlich. Aus dieser Verschiedenheit der Staaten folgt aber nothwendig eine Verschiedenheit jener Anstalten, die dem Staate zur Erreichung seiner Zwecke dienen sollen.

Der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß der constitutionelle Staat der wahrhaft beglückende sei, in welchem Rechtsstaat, Volksstaat und Bürgerstaat zur Geltung komme. Höchst beherzigenswerth ist das, was der Verfasser über wahren und falschen Patriotismus sagt; geistreich und treffend die Parallelen, die er zwischen den verschiedenen Staatskategorien zieht. Wir sehen mit Spannung dem zweiten Theile, der sich über die Neuorganisation der Schulen aussprechen wird, entgegen und verweisen jeden Freund einer geistreichen und belehrenden Lektüre auf vorliegendes Schriftchen.

A. Sulzbach.

Volkswirthschaftliche Schriften.

1. Die sociale Frage mit besonderer Berücksichtigung landwirthschaftlicher Reformen und der Decentralisation der Bevölkerung. Ein Supplement zu den Lehrbüchern der Nationalökonomie von Karl Walcker. Berlin, Springer. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser hat sich als enthusiastischer Vertreter und literarischer Herold des Professor Gneist schon mehrfach hervorgethan und benutzt auch die ersten zwanzig Seiten dieses Buchs zu gleichem Zwecke, indem er im ersten Kapitel: „Orientirendes über die Geschichte der Nationalökonomie seit Adam Smith", Gneist mit Adam Smith vergleicht und Gneist's bisher ziemlich unbekannte Verdienste um die Nationalökonomie hervorhebt. Nach einigen Bemerkungen im zweiten Kapitel zur „Kritik der historischen Schule Roscher's" kommt der Verfasser im dritten und vierten Kapitel auf die sociale Frage, d. h. er bespricht ohne neue Gedanken zum tausendundersten male die tausendmal besprochene Frage des Groß- und Kleingrundbesitzes und bringt einige gleichfalls durchaus nicht neue, aber sehr mangelhaft geordnete Bemerkungen über Gewerkvereine, Associationen, Partnerschaft, Staatshülfe u. s. w. bei. Im fünften Kapitel werden „Zur Specialkritik der Nationalökonomie" wiederum höchst ungeordnete und undurchdachte Aeußerungen über das Kapital, über Roscher, die Bankfrage, Kanäle, gethan. Die Bemerkungen im sechsten Kapitel über die wahrscheinliche Zukunft der socialen Frage in Deutschland, worin von einer Lösung der socialen Frage infolge des wohlthätigen Einflusses einer bevorstehenden Verständigung zwischen Freihändlern und Kathedersocialisten auf die politischen Parteien geredet wird, zeugen davon, daß der Verfasser, Docent a. D. der Universität Charkow, weder die politisch-sociale Bewegung in Deutschland noch die sociale Frage kennt. Schließlich werden im siebenten Kapitel noch einige Bemerkungen über die Einkommensteuer hingeworfen. Wir dürfen füglich diese ganze unter dem Titel „Sociale Frage" zusammengeraffte Masse halber Gedanken, die den „Manen Adam Smith's" gewidmet sind, als fast ungenießbar und gänzlich unfruchtbar bezeichnen.

2. Gedanken über die Lösung der socialen Frage von Jakob Malý. Prag, Mercy. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Die Ursache des Pauperismus ist keine andere als die Einführung des persönlichen statt des **Gemeindeeigenthums**; und es gibt wirklich Leute, welche der Meinung sind, **daß** die sociale Frage am leichtesten durch die Aufhebung des **persönlichen** Eigenthums gelöst würde. Das ist die Lehre der **Communisten**, welche eine pure Theorie ohne jegliche **Berücksichtigung** der vorhandenen Verhältnisse praktisch durchführen **wollen**.

Sollte eine solche Durchführung zur Thatsache werden, das persönliche Eigenthum aufhören und eine neue Vertheilung der Güter vorgenommen werden, dann wäre die Grundlage der jetzigen Gesellschaft untergraben, und diese müßte unausweichlich über den Haufen stürzen. Wir haben es kein Hehl, daß diese Grundlage eine fehlerhafte ist, aber dagegen dürfen wir nicht verkennen, daß die jetzige Gesellschaft in ihrer, wenn auch einseitigen Entwickelung zu einer hohen Stufe der Vervollkommnung der Menschheit gediehen ist. An dem persönlichen Eigenthum darf keineswegs gerührt werden, sondern man muß ein anderes Mittel ausfindig machen, wie die ungleichmäßige Vertheilung der Glücksgüter auszugleichen wäre, und dies ist ohne Widerrede — die möglichste Erleichterung ihres Erwerbs.

Der Verfasser macht eine Anzahl Vorschläge, wie dies Ziel zu erreichen sei: höhere Entlohnung der Arbeiter und Theilnahme derselben am Unternehmergewinn auf Grund periodischer Vereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern; Hebung der Industrie durch Schutzzölle und Verwendung des Ertrags der Schutzzölle zu bestimmten socialpolitischen Zwecken, namentlich zur Hebung der Volksbildung.

Das Schriftchen ist geschickt und mit selbständigen Gedanken geschrieben.

3. Ueber Volksbildung und Rechtsgleichheit. Zur Lösung der socialen Frage. Vorträge gehalten im von Liebig'schen Hörsaale zu München von Georg Hirth. Zweite Auflage. Leipzig, Hirth. 1873. 8. 7½ Ngr.

Anregend und frisch sind diese Vorträge, in denen entwickelt wird, wie die sociale Frage nur mittels eines allgemeinen „Culturschubes" zu lösen sei, der vor allen Dingen durch Reform der Volksschule herbeigeführt werden müsse. In Deutschland müsse sich die Reichsgewalt derselben bemächtigen, die durch eine progressive directe Reichs-Einkommensteuer die Mittel zur Durchführung des Culturschubs gewinnen könne, um dadurch zugleich auch die großen Ungleichheiten zu beseitigen, welche jetzt in den Leistungen der einzelnen Staaten und Gesellschaftsklassen bestehen. Man wird in dem Schriftchen viel Beachtenswerthes und mannichfache Anregung finden.

4. Die bedrohliche Entwickelung des Socialismus und die Lehre Lassalle's von Rudolf Meyer. Berlin, A. Schindler. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine gelungene Darstellung der leitenden Gedanken, der Presse, der neuesten Thätigkeit der socialdemokratischen Gruppen Deutschlands, und dann der von ihnen bekanntlich wie ein Evangelium benutzten Lassalle'schen Lehre. Dieselbe ist in dem ganz neuerdings erschienenen Werke des Verfassers: „Der Emancipationskampf des vierten Standes" (erster Band), aufgenommen, resp. der dort gegebenen ausführlichern Schilderung der Arbeiterbewegung einverleibt. Das Schriftchen wird für den, der das größere Werk nicht liest, zur Orientirung über die stets wachsende Arbeiterbewegung auch sehr nützlich sein.

5. Die neueste Literatur zur socialen Frage. Erste und zweite Abtheilung. Von Rudolf Meyer. Berlin, A. Schindler. 1873. Gr. 8. 22 Ngr.

Eine Sammlung von Kritiken, erschienen in der vom Verfasser redigirten Wochenschrift: „Berliner Revue", welche systematisch geordnet mit wissenschaftlich orientirenden Bemerkungen in bisher wol noch nicht erreichter Vollständigkeit die außerordentlich große, fast ausschließlich deutsche Literatur aus den Jahren 1871—73 über die sociale Frage im allgemeinen, die Arbeiterfrage, die Internationale', die Frauenfrage, die Wohnungsfrage beleuchten. Dieselben, meist scharf, zum Theil witzig, bisweilen schonungslos, sind jedenfalls als ein recht brauchbarer Wegweiser durch die in Rede stehende Literatur zu betrachten auch für denjenigen, welcher den vom Verfasser der socialen Frage gegenüber eingenommenen Standpunkt nicht theilt, resp. seinem gouvernementalen Socialismus nicht huldigt.

6. Ricardo und Carey in ihren Ansichten über die Grundrente von A. Adler. Leipzig, Gebhardt. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Die alte Seeschlange der nationalökonomischen Literatur, genannt „Grundrente", muß wieder einmal für einen Essay herhalten, welcher zeigt, daß Ricardo wie sein Gegner Carey unrecht haben. Der Verfasser kommt ungefähr zu demselben Resultat wie Emilio Nazzani in seiner im Vorjahre erschienenen ausführlichern und bessern Darstellung „Sulla Rendita Fondiaria" (Forli 1872), die der Verfasser jedoch nicht zu kennen scheint, wenigstens nicht citirt. Bei dergleichen literargeschichtlichen Monographien ist es immer ein Fehler, sich durch Nichtkümmern um die Arbeiten der Vorgänger der Gefahr auszusetzen, gänzlich Unnützes zu schaffen. Und dieser Fall dürfte hier vorliegen. Eine Uebersetzung der erwähnten Arbeit Nazzani's wäre verdienstvoller gewesen. **H. von Scheel.**

Biographisches Allerlei.

1. Fürst Bismarck, deutscher Reichskanzler. Von A. E. Brachvogel. (Separatabdruck aus „Die Männer der neuen deutschen Zeit".) Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.
2. Die Männer der neuen deutschen Zeit. Eine Sammlung von Biographien unserer Fürsten, Staatsmänner und Helden. Von A. E. Brachvogel. Achte bis zehnte Lieferung. Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. Jede Lieferung 7½ Ngr.
3. Mütter berühmter Männer. Von F. Arndt. Viertes Heft: Elisabeth Katharina Goethe, geb. Textor, die Mutter Goethe's. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Von Brachvogel's biographischem Sammelwerk ist Nr. 1 bereits in Nr. 33 d. Bl. f. 1873 besprochen worden. Die achte bis zehnte Lieferung dieses Werks (Nr. 2), dem das Leben Bismarck's entnommen ist, enthalten die Biographien Johann's, des inzwischen verstorbenen Königs von Sachsen, seines Sohnes, des nunmehrigen Königs Albert, und des Königs Karl von Würtemberg.

Ebenso ist Arndt's Sammelwerk (Nr. 3) in der erwähnten Nummer bereits besprochen worden, und das vierte Heft desselben, Goethe's Mutter darstellend, reiht sich einer zahlreichen Literatur über diese interessante Persönlichkeit an.

4. Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen und vom Deutschen Reiche. Ein Bild seines Lebens, seiner Thaten und seines Wirkens. Für das deutsche Volk herausgegeben von W. Fricke. Vierte sehr umgearbeitete Auflage. Leipzig, Siegismund und Volkening. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese Lebensgeschichte des allseitig beliebten Heerführers und Thronerben und zugleich echt humanen und freisinnigen Mannes ist anziehend geschrieben, und ihre Vollständigkeit und vaterländische Gesinnung verdienen Anerkennung.

5. Lukas Geizkofler und seine Selbstbiographie. 1550—1620. Von Adam Wolf. Wien, Braumüller. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Schrift ist der Abdruck eines Manuscripts aus der tiroler Bibliothek des Ferdinandeischen Museums zu Innsbruck, enthaltend die von ihm selbst geschriebene Biographie des Lukas Geizkofler, seine Studien, Reisen, Dienste u. s. w., sammt Geschichte seiner Familie vom 15. bis 18. Jahrhundert, welche ein Verwandter des Lukas, Zacharias geschrieben hat. Die Selbstbiographie des erstern ist namentlich dadurch merkwürdig, daß er sich zur Zeit der Bartholomäusnacht als Student der Rechte in Paris aufhielt, und daß der ehrliche Tiroler sich über die damaligen Greuel, die er drastisch schildert, in nicht geringem Maße entsetzte. Auch die Deutschen, ohne Unterschied der Religion, waren nicht sicher, als Hugenotten ermordet zu werden, und wurden nur durch dortige Geistliche gerettet, die sich aber ihren Dienst gehörig bezahlen ließen. Das Buch ist überhaupt von Werth für die Geschichte der Ansichten, Meinungen, Sitten und Gebräuche im Uebergang vom 16. zum 17. Jahrhundert, und es muß betrüben, daß das schöne Tirol, welches damals einen so helldenkenden Sohn hatte, heute noch so tief in den Banden der Geistesfinsterniß begraben liegt.

6. Sören Kierkegaard. Eine Verfasserexistenz eigener Art. Aus seinen Mittheilungen zusammengestellt von A. Baerthold. Halberstadt, Frantz. 1873. 8. 16 Ngr.

Ein wunderliches Buch über einen wunderlichen Mann. Kierkegaard, ein dänischer Schriftsteller, 1813 zu Kopenhagen geboren, studirte Theologie, ging 1841 nach Berlin, um Schelling's Philosophie der Offenbarung kennen zu lernen, wiederholte diese Reise 1843 und starb 1855 unverheirathet zu Kopenhagen. Das Buch ist, außer einer kurzen biographischen Skizze, aus den Schriften Kierkegaard's und Bemerkungen des Herausgebers zusammengestellt und infolge der mystisch-theosophischen Ideen, welche es enthält, für Söhne der Jetztzeit und Freunde ihrer Bestrebungen schlechterdings ungenießbar.

7. August Lüben. Sein Leben und seine Schriften. Von ihm selbst beschrieben. Mit dem Bildnisse August Lüben's. Leipzig, Brandstetter. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.

Eine Selbstbiographie des bekannten vielseitigen und verdienten Schulmannes. Er wurde geboren 1804 zu Golzow bei Küstrin, wurde 1822 Hülfslehrer am Seminar zu Weißenfels, 1825 Lehrer und Cantor im Dorfe Alsleben an der Saale, 1829 an der Bürgerschule zu Aschersleben, 1850 Rector an derjenigen zu Merseburg und seit 1856 am Seminar zu Bremen. Das Buch bietet höchst schätzbare Materialien zur Geschichte des deutschen, besonders preußischen Schulwesens.

8. Friedrich Heinrich Johann von Farenheid. Eine biographische Skizze. Königsberg, Koch. 1872. Hoch 4. 10 Ngr.

Farenheid ist 1780 zu Königsberg geboren, studirte dort unter Kant, dann unter Lichtenberg, Blumenbach und Heyne in Göttingen, besuchte Paris und Amerika und auf der Rückreise London, begründete 1803 das erste und größte englische Vollblutgestüt in Preußen und 1834 die großen Rennen zu Königsberg und Danzig, wirkte als Besitzer großer Ländereien in Ost- und Westpreußen eifrig für Verbesserung in der Landwirthschaft, war Mitglied der Provinzialstände, hob das Schulwesen in seiner Gegend, übte Wohlthätigkeit aus und starb Anfang 1849.

9. Maria Luise, Erzherzogin von Oesterreich, Kaiserin der Franzosen. Mit Benutzung von Briefen an ihre Aeltern und von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Von J. A. Freiherrn von Helfert. Mit zwei Porträts und zwei Facsimiles. Wien, Braumüller. 1873. Gr. 8. 4 Thlr.

Das Buch enthält einen wahren Aufwand aus archivalischen Quellen geschöpfter, höchst genau gesammelter und, soweit es der große Vorrath gestattete, anziehend dargestellter Specialitäten, daher auch nicht unwichtige Beiträge zur Geschichte des Napoleonischen Kaiserreichs; es beginnt mit der Geburt Maria Luisens und reicht bis zu ihrer Flucht aus Frankreich nach dem ersten Sturze ihres Gatten. Den Inhalt gibt ein Verzeichniß der einzelnen Abschnitte am besten: 1) „Abkunft und erste Lebenszeit"; 2) „Das Unglücksjahr 1809"; 3) „Der Ehehandel"; 4) „Hochzeitsfahrt und Vermählungsfeierlichkeiten"; 5) Der König von Rom"; 6) „Die Regentschaft"; 7) „Krieg zwischen Gatten und Vater"; 8) „Flucht aus Paris"; 9) „Heimkehr". Ein Anhang enthält Actenstücke zur Geschichte der Zeit.

10. Fénélon, Erzbischof von Cambrai. Ein Lebensbild von E. R. Wunderlich. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von den fünf Büchern enthält das erste Fénélon's Jugend, das zweite die quietistischen Streitigkeiten, das dritte seine Amtsthätigkeit und sein Privatleben, das vierte seine Stellung zu den politischen Verhältnissen, das fünfte seine Thätigkeit in den letzten Lebensjahren und sein Ende. Die Hauptquelle des Buchs ist de Bausset's Biographie Fénélon's, und als Zweck desselben gibt der Verfasser an, in gegenwärtiger Zeit der Verschärfung des Gegensatzes zwischen den religiösen Parteien das Bild eines Mannes zu erneuern, welcher durch seine Friedensliebe und innere Frömmigkeit hervorleuchtete und versöhnend wirkte, während in seiner Kirche jetzt die evangelischen Grundsätze mehr und mehr vor der Herrsch- und Ränkesucht schwinden. Besonders interessant ist das Verhältniß eines solchen Mannes zu dem Hofe des despotischen Ludwig XIV., und die lächerliche Furcht, welche dieser angeblich große König vor dem harmlosen Jugendbuche „Telemach" hegte, das ihm seine Höflinge als eine Spottschrift gegen ihn denuncirten, weil ihnen der tugendhafte Verfasser unbequem war.

11. Pater Lacordaire's Leben und Wirken. Von M. Bleibtreu. Freiburg im Breisgau, Herder. 1873. 8. 18 Ngr.

Der Verfasser motivirt das Erscheinen seines Buchs mit dem Umstande, daß in unserer Zeit, in der eine neue

Julianische (!) Verfolgung gegen die Kirche ausgebrochen sei und der Kampf des Unglaubens gegen den lebendigen Gott und unsern Herrn und Heiland mit immer größerer Erbitterung geführt werde, Lacordaire ganz besonders verdiene, als Muster und Vorbild nicht blos allen Katholiken, sondern allen Christgläubigen vor Augen gestellt zu werden; denn er sei einer der glaubensfreudigsten und muthigsten Kämpfer gegen allen Unglauben und Irrthum gewesen u. s. w. Der Verfasser, den wir durch diese Worte als richtigen Ultramontanen kennen lernen, benutzte zu seinem Buche Lacordaire's eigene Werke und Briefe und die Schriften über ihn von Montalembert u. a. Die Wirksamkeit des gefeierten Predigers ist übrigens bekannt; geboren 1802 zu Recey in Burgund, starb er am 31. Januar 1861 zu Paris. Die Sprache des Buchs ist die fanatische des crassesten römisch-katholischen Wahnglaubens.

12. Porträt-Skizzen. Von Julius Mühlfeld. Bremen, Kühtmann. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Verfasser vereinigt in diesem Buche 16 Lebensbilder aus der Geschichte der neuern Zeit. Es sind folgende: „Zwei Ordensschwestern aus vorjesuitischer Zeit" (die Fürstentochter Scholastica von Bernburg, geboren 1451, Aebtissin zu Gernrode, eine Vorläuferin der Reformation durch Eifer für die Heilige Schrift, gestorben 1504, und ihre Nachfolgerin Elisabeth von Weida, eine Anhängerin Luther's, die den Muth auch gegenüber den Stürmen des Bauernkriegs nicht verlor, gestorben 1532); „Die blutige Maria" (Elisabeth's von England furchtbare Vorgängerin); „Eine unglückliche Königin" (Maria Stuart); „Ein Verkaufter" (Mirabeau als Verräther des Volks entlarvt); „Aus Beethoven's Jugend"; „Ein Naturdichter" (Gottlieb Hiller, geboren 1778); „Des Heldensängers Liebesleben" (Theodor Körner und seine Braut, die Schauspielerin Antonie Adamberger in Wien); „Eine von Anno 1813" (Johanna Häußer, die Pflegerin des verwundeten Körner zu Großzschocher bei Leipzig); „Der Vater der deutschen Reaction" (Metternich); „August Peters" (Elfried von Taura); „Giuseppe Mazzini"; „Bogumil Dawison"; „Emil Devrient"; „Ein Räuberleben" (der neapolitanische Räuber Gasparoni); „Louis Napoleon Bonaparte"; „Eugenie von Montijo". Das Buch ist demnach sehr reichhaltig und gewährt lehrreiche Unterhaltung.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die neuesten Hefte der „Universalbibliothek" von Philipp Reclam jun., Nr. 501—510, enthalten: Karl Rudolf's „Ein Vater auf Kündigung", ein in Königsberg mit Beifall gegebenes Lustspiel; Thomas Moore's „Irische Melodien"; Voltaire's „Henriade", übersetzt von Kraft; Aeschylos' „Agamemnon", übersetzt von Wilhelm von Humboldt; Friedrich Hölderlin's „Gedichte"; R. Töpffer „Die Bibliothek meines Onkels" und das Lustspiel: „Vier Uhr Morgens" von Siraudin und Delacour.

— Eine neue vermehrte Ausgabe der Gedichte von Hoffmann von Fallersleben wird von der Verlagsbuchhandlung von Franz Lipperheide in Berlin angekündigt. Wie die letztere in dem Prospect mittheilt, ist die letzte Auflage der Gedichte Hoffmann's seit einiger Zeit vergriffen, und er hat selbst eine neue Auflage vorbereitet, die jetzt von Freundeshand vollständig geordnet wird. „Möchte nun an derselben", fährt die Verlagsbuchhandlung fort, „sich nicht aufs neue das Wort unsers Dichters bewahrheiten, das auf die frühern Auflagen auch seiner Gedichte anwendbar ist:

> So ist's mit Gedichten immer gewesen,
> Und macht man davon auch viel Geschrei:
> Was Tausende singen oder lesen,
> Das kaufen am Ende noch nicht Zwei."

— Von Varnhagen's von Ense „Ausgewählten Schriften" (Leipzig, Brockhaus) liegt der dreizehnte Band vor, der siebente der „Biographischen Denkmale", einer Sammlung, die vollgültige Muster biographischer Kunst darbietet in einer Zeit, in welcher die Biographie oft nur eine todte Sammlung von Actenstücken ist, und der biographische Kunststil, mit wenigen glänzenden Ausnahmen, gänzlich vernachlässigt wird. Dieser siebente Theil enthält die Lebensbeschreibung des Feldmarschalls „Jakob Keith" und diejenige des „Hans von Held", eines frondirenden preußischen Beamten, der, sonst weniger bekannt, durch das Marmordenkmal, das ihm Varnhagen von Ense errichtete, erst in weitern Kreisen sich Ruf erworben hat.

— Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker u. Humblot), ist auf den fünfundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten Band, welche die beiden ersten Bände der „Zwölf Bücher preußischer Geschichte" enthalten, gleich der siebenundbreißigste Band gefolgt, welcher die „Geschichte der römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" darstellt, jenes Werk, welchem Ranke vorzugsweise seinen Ruf als feiner Cabinets- und Porträtmaler verdankt und welches jetzt in sechster Auflage vorliegt. Ohne Frage konnte es zu keiner Zeit erscheinen, in der es ein lebhafteres Interesse hätte erwecken können, und mag dies die Verlagsbuchhandlung veranlaßt haben, dem Plane des Werks vorgreifend, die spätern Bände schon jetzt erscheinen zu lassen. Doch werden die folgenden Bücher der „Preußischen Geschichte" gleichzeitig noch in diesem Jahre ausgegeben werden. Der erste und zweite Band derselben darf als eine ganz neue Arbeit betrachtet werden; der berühmte Historiker hat ihr auch den selbständigen Titel gegeben: „Genesis des preußischen Staats." Das erste Buch der frühern Ausgabe hat sich in vier Bücher verwandelt, welche eine zusammenfassende Darstellung der frühern Epochen der Geschichte des preußischen Staats geben. Durch diese Arbeit gelangen die spätern Bücher gleichsam zu einer festern Substruction und zu besserm Verständniß.

Bibliographie.

Russische Bekehrungen wie sie Herr Georg von Samarin enthüllt und bekennt. Von einem stillen Beobachter. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben K. Goedeke und J. Tittmann. 6ter Bd.: Gedichte von J. C. Günther. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Gießler, O., König Johann von Sachsen. Sein Leben und Wirken, Dichten und Trachten dem Sachsenvolke erzählt. Pirna, Literatur-Büreau. 8. 3 Ngr.

Grieben, Der Schultze von Bulow. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Schützengilden und zur weiteren Forschung. Berlin, 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Huppmann-Valbella, J. Freih. v., Die deutsche Regierung und die Priesterherrschaft. Ein offenes Wort zur Beherzigung bei den bevorstehenden Reichstagswahlen. Stuttgart, C. Müller. 1873. 8. 2 Ngr.

Kutschbach, A., Die Wahlsiege der Socialdemokraten in ihrer Bedeutung für die Arbeitgeber. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Landmann, R., Hauptfragen der Ethik. Eine Darstellung der Grundlehren der Moral und Rechtsphilosophie mit analytischer Entwickelung der ethischen Ideen und einer Umgestaltung der Ideenlehre Herbarts. Leipzig, Findel. Gr. 8. 2 Thlr.

Meyer, R., Der Emancipationskampf des vierten Standes. 1ster Bd. 2te Abthl. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 12. — 19. März 1874.

Neuere Reiseliteratur.

1. Unter den Patagoniern. Wanderungen auf unbetretenem Boden von der Magalhaës-Straße bis zum Rio Negro. Von G. C. Musters. Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Mit neun Illustrationen in Ton- und Schwarzdruck und zwei Karten. 1873. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Kapitän Musters unternahm es am 15. April 1869 von Punta Arenas in der Magalhaës-Straße aufzubrechen, um ganz Patagonien von Süd nach Nord in einer Ausdehnung von 12 Breitengraden zu durchziehen, bis zum Küstenplatze Carmen, von den Engländern Patagones genannt, den er Ende Mai 1870 erreichte. Während dieser Zeit schloß er sich beständig wandernden Tehueltschenhorden an und beobachtete dabei ihre Lebensweise und ihre Sitten. Er hat seine Erlebnisse in mündlichen Vorträgen der londoner Geographischen Gesellschaft, dann aber auch in einem eigenen Reisewerk geschildert, von welchem eine deutsche Uebersetzung jetzt vorliegt. Es ist dies einer der wichtigsten Beiträge für die Länder- und noch mehr für die Völkerkunde, um welchen uns das vorige Jahr bereichert hat. Die Patagonier galten, seitdem sie Pigafetta, der Begleiter des ersten Weltumseglers, beschrieben hatte, für Riesen. Jeder spätere Seefahrer, welcher die Küste berührte und einiger Menschenexemplare habhaft wurde, hat sie gemessen und Europa darüber beruhigt, wie auch in Patagonien dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Unbestritten bleibt gleichwol, daß die Bewohner der südlichsten Steppen Amerikas zu den stattlichsten Stämmen unter allen Völkern gehören. Im Spanischen wird mit Patagon jemand bezeichnet, der große und breite Füße hat. Nun vermuthet Musters, daß die ersten spanischen Entdecker durch die übermäßig großen Fußstapfen der Eingeborenen im Schnee zu jener Benennung veranlaßt worden seien. Diese rühren indessen davon her, daß die Tehueltschen, wenn die Sohlen ihrer Stiefeln schadhaft geworden sind, oder schon vorher bei nassem Wetter, zur Vorsorge noch ein Stück Haut um ihre Fußbekleidung binden. Zu Magalhaës' Zeiten waren die Patagonier noch Jäger zu Fuß; seit aber das Roß in die Neue Welt eingeführt wurde, haben sie einen großen Pferdebestand sich erworben und gehören jetzt zu den kühnsten Reitern. Ackerbau wird nicht getrieben, doch dienen wildwachsende Nährpflanzen der Steppe als Ergänzung zur Fleischkost. Neu war dem Berichterstatter die Erwähnung eines solchen Nahrungsmittels unter der Bezeichnung von Kartoffeln, obgleich die Aehnlichkeit nur eine ganz äußerliche ist. Die Pflanzen selbst konnte Musters nicht sehen; aber die Knollen glichen genau denen, welche er später weiter nördlich erhielt und die einem Gewächse „mit einem gefiederten, farrnkrautähnlichen Blatte an einem langen Stengel" angehörten. Die Gewässer der Steppe sind fischreich, aber nach Musters' Versicherung kannten die Tehueltschen weder ein Verfahren, Fische zu fangen, noch hatten sie welche gegessen, bis er ihnen die Geheimnisse der Angelruthe verrieth und sie für die Ichthyophagie gewann. Ihre sonstige Nahrung besteht aus dem Wild der Steppen. Gejagt wird nämlich das Puma oder der amerikanische Löwe, ein feiger Gesell im Vergleich zu dem Wüstenkönig der Alten Welt, dann das Guanaco, eine Lamaart, ferner wilde oder vielmehr verwilderte Rinder und der amerikanische Strauß, besonders die Species, welche in der systematischen Sprache Rhea Darwini nach ihrem wissenschaftlichen Entdecker genannt wird. Von diesem Vogel heißt es sprichwörtlich, er wiehere wie ein Pferd, habe Wolle wie ein Schaf, einen Hals wie ein Kamel und Füße wie ein Hirsch. Wir lassen hier einige Notizen des Verfassers über die Lebensweise der amerikanischen Strauße folgen:

Sie huldigen der Polygamie; ein Männchen gesellt sich zu fünf bis sechs Hennen, die sämmtlich ihre Eier in dasselbe Nest legen — ein in die Erde gekratztes Loch, das gegen dritthalb Fuß

im Durchmesser hat. Frühzeitig im September fangen sie an zu legen; die Zahl der Eier beträgt in jedem Neste zwanzig bis vierzig oder auch noch mehr. Zu Anfang der Legezeit wurden Eier außerhalb des Nestes (sogenannte Heckeneier) in verschiedenen Gegenden der Ebene zerstreut gefunden, von welchen manche sehr klein waren. Der gewöhnlichen Regel zuwider, die man sonst bei den Vögeln findet, sitzt das Männchen auf den Eiern und übernimmt auch, wenn die Jungen ausgebrütet sind, die Aufsicht über die Brut. Die Jungen laufen sofort oder doch kurze Zeit, nachdem sie aus der Schale gekrochen sind, haben auf dem Rücken Flaumfedern von graulich-schwarzer und auf der Brust und Hals von weißlicher Farbe. Ihr Geschrei gleicht den Silben pi, pi, pi, wenn man sie scharf und schnell ausspricht. Das alte Männchen stellt sich, wenn Gefahr droht, als wäre es verwundet; es will dadurch, wie andere Vögel, die Aufmerksamkeit des Jägers ablenken, damit seine Brut sich im Grase verbergen und retten kann.

Die Waffen der Patagonier für Jagd wie für Gefecht sind die Bolas oder Wurfkugeln, die entweder zu zweit oder zu dritt an einem langen Riemen um den Kopf geschwungen und gegen Wild oder Menschen geschleudert werden. Manche dieser Kugeln sind aus Eisen gefertigt und dann an Werth einem Rosse gleich geachtet, weil man sie wegen ihres Metallglanzes nach Fehlwürfen leichter auffinden kann, während die Steinkugeln nur zu oft verloren gehen. Die Tragweite der Bolas soll in einzelnen Fällen bis auf 70 Meter reichen. Musters selbst fand an dieser Art von Jagd großen Geschmack und brachte es im Bolawerfen zu einer gewissen Fertigkeit. Doch fehlte ihm die Muskelstärke der Patagonier. Dies erkannte er selbst bei folgender Gelegenheit:

An diesem Orte, den die Indianer „Amakaken“ nennen, gibt es einen großen kugelrunden Rollstein von Marmor, an welchem der Sitte gemäß die Indianer ihre Kraft prüfen, indem sie ihn emporheben. Casimiro sagte mir, dieser Stein sei schon seit vielen Jahren dort, und die Sitte sei sehr alt. Er war so groß und schwer, daß ich ihn gerade mit beiden Armen umfassen und bis zu meinen Knien emporheben konnte; einige der Indianer aber brachten es zu Stande, ihn auf ihre Schultern zu heben.

2. Pflanzerleben in Indien. Culturgeschichtliche Bilder aus Assam. Von O. Flex. Mit einer Abbildung. Berlin, Nicolai. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nicht leicht wird man ein Buch finden, welches so viele Belehrung bietet und zugleich den Leser so angenehm und dauernd unterhält. Selbst die Kenntnisse eines profunden Indianisten würden bereichert werden durch die Schilderung der Bevölkerung Assams, und doch enthält das Buch nur die Erzählung eigener Erlebnisse, häufig in der lebendigen Form des Dialogs. Der Verfasser hatte sich in Bengalen schon eine Reihe von Jahren aufgehalten, bevor er sich nach Assam begab, um dort eine Anstellung als Theepflanzer zu suchen und zu finden. In lebendiger Schilderung wird der Leser vom Verfasser auf dem Rücken eines Elefanten nach dem Bestimmungsort gebracht und bezieht mit ihm eine abgelegene Theeplantage, um monatelang, abgerechnet die Besuche des Arztes, vom Verkehr mit Europäern abgeschlossen zu bleiben. Der Umgang mit den indischen Arbeitern ist es nun, was hauptsächlich den Inhalt des Buchs füllt, sodann aber auch die periodischen Naturerscheinungen, die uns gelegentlich vorgeführt werden. Assam ist das nasseste Stück des ganzen Erdbodens, auf ihm erstarkt der Brahmaputr zum gewaltigsten Strome Indiens, bereichert durch zahllose Nebenflüsse, die ihre niedern Ufer oft acht Monate überschwemmt halten. Die Leserinnen d. Bl. mögen sich nun von einem Pflanzer belehren lassen, daß die Theesorten, welche sie unter den Namen Pekoe, Congou, Souchong kaufen, nicht etwa verschiedenen Spielarten des Theestrauchs angehören, sondern von einem und demselben Pflanzenindividuum gewonnen werden:

Die Theesträucher fingen bei dem fruchtbaren Wetter an ihre ersten Blättchen zu entfalten, und Mitte März konnte ich schon die Spitzen der neuaufgeschossenen Zweiglein pflücken lassen. Dies ist eine sehr delicate Operation, zu welcher man nur die erfahrensten Frauen verwendet. Es gilt nämlich, nur die obersten drei Blättchen der neuen Zweige abzunehmen, und zwar so, daß das zwischen dem dritten Blatt und dem Aststamm hervorkeimende Auge, aus welchem sich ja der nächste Sproß entwickeln muß, unversehrt bleibt. Diese ersten Blätter geben den besten Thee und besitzen das feinste Aroma. Das oberste noch unentfaltete silberbehaarte Blättchen gibt den Flowery Pekoe, das zweite schon entfaltete den Pekoe, und das dritte, schon etwas ältere den Souchong. Bei dem allmählich stärker werdenden Blattschuß nimmt man auch das tiefer stehende vierte und fünfte Blatt, welche größer und zäher geworden sind und den Congou liefern. Noch ältere Blätter sollten gar nicht gepflückt werden. Muß es dennoch wegen zu großer Blattfülle geschehen, um dem Strauch Luft zu machen, so wirft man sie weg, denn bei der Zubereitung geben sie nur rothen oder gelben saft- und kraftlosen Thee (Red leaf), welcher den Theehändlern in Europa ein billiges Material liefert, die bessern Sorten zu vermischen und zu verschlechtern.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Absonderung der Theeblätter schon beim Pflücken stattfinde, sondern alle Blätter werden ohne Auswahl gerollt und geröstet:

Der nun fertige Thee wird nach Entfernung aller rothen oder gelben Blätter, welche mit der Hand ausgepickt werden, in Kisten, welche mit Bleiplatten ausgelegt sind, verpackt und als Unsorted tea versendet oder vermittels verschiedener Siebe sortirt. Diese trennen, je nachdem sie größere oder kleinere Maschen haben, die drei Hauptarten: Pekoe, Souchong und Congou voneinander. Feinere Siebe scheiden die Bruchstücke dieser Sorten aus, und der dabei entstehende Staub wird durch Maschinen entfernt, welche wie Wurfmaschinen construirt sind und, indem sie den Thee durch bestimmte eingeschobene Siebe laufen lassen, ihn zu gleicher Zeit sortiren und ausstäuben. Mit Pekoe-Endchen vermischt gibt auch der Theestaub als Pekoe-Dust ein vortreffliches Getränk.

Nicht blos der gelehrte Kenner des alten und neuen Indien, oder die Hausfrau als Theeconsumentin, selbst der Nationalökonom kann von dem Verfasser sich belehren lassen über die wirthschaftlichen Vorbedingungen des Theebaues. Auch in Assam war viel „gegründet“ und Ländereien mit schwerem Gelde angekauft worden, zu deren Ausbeutung es an Arbeitern fehlte, sodaß sie schließlich entweder nur magere oder illusorische Gewinne abwarfen.

Das Buch schließt damit, daß am Christabend 1867 der Verfasser von der Actiengesellschaft, der er bis dahin als Subalternbeamter gedient hatte, zum Oberaufseher (manager) sämmtlicher Plantagen ernannt wurde. Hoffentlich läßt er bald noch weiteres von sich hören.

3. Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts, sowie zur Charakteristik des Orients und des Islam. Von Moritz Lüttke. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 4 Thlr.

Die Literatur über Aegypten in deutscher Sprache ist ziemlich umfangreich geworden. Selbst wenn wir davon absondern, was der historischen Forschung über das alte

Aegypten angehört oder zu den Fachwissenschaften zählt, wie etwa das Buch von O. Fraas über die Geologie des Nilthals und der angrenzenden Gebiete Palästinas, bleiben uns immer noch vier größere Bücher zu nennen übrig, die sich merkwürdigerweise wenig Concurrenz machen, sondern sich gegenseitig ergänzen. Hartmann's Werk über die Nilländer erledigte fast ausschließlich naturwissenschaftliche und anthropologische Fragen. Alfred von Kremer behandelte um dieselbe Zeit etwa (1863) den nämlichen Gegenstand von der historischen und politischen Seite. Ein zehnjähriger Aufenthalt im Lande gab allen seinen Mittheilungen ein hohes Gewicht. Dann folgte Heinrich Stephan („Das heutige Aegypten", 1872), der hauptsächlich die staatswirthschaftlichen Verhältnisse darstellte und mit großer Sachkenntniß die wichtigsten Angaben gesammelt hat. Man hätte nun glauben sollen, daß der Stoff allseitig erschöpft gewesen wäre, aber Moritz Lüttke fand vielmehr, daß die deutsche Leserwelt bisher über die merkwürdige Bevölkerung und die politischen Zustände Aegyptens nur sehr oberflächlich, meistens von flüchtigen Reisenden unterrichtet worden sei. Ein vieljähriger Aufenthalt in Alexandrien als Geistlicher der dortigen evangelischen Gemeinde setzte ihn in die Lage, tiefer blicken zu können. Das Aegypten, welches er uns schildert, ist ein wenig abweichend von dem Aegypten, welches A. von Kremer uns vorgeführt hat. Letzteres war das Aegypten Abbas Pascha's, während wir jetzt das Aegypten Ismaïl's, des Khedive, vor uns haben. Indessen müssen wir offen gestehen, daß das Charakterbild der Nilbevölkerungen, wie wir es aus den frühern Darstellungen gewonnen haben, nicht wesentlich durch M. Lüttke verändert, sondern lediglich nur bestätigt oder ergänzt wird. Den werthvollsten Inhalt von „Aegyptens neuer Zeit" finden wir in der historischen Darstellung über das Emporkommen des Hauses Mohammed-Ali's und in den Aufklärungen über die Ziele seines gegenwärtigen Nachfolgers. Beachtenswerth für Publicisten und Herausgeber von Zeitungen ist sogleich, was der Verfasser über die Aussprache und die Rechtschreibung des obigen Namens mittheilt. Wenn man nämlich den Namen schreiben und sprechen will, wie es in Aegypten üblich ist, so muß er Mohámmed heißen und der Ton auf die zweite Silbe gelegt werden, nicht Muhammed und nicht mit dem Ton auf der ersten Silbe. Mahmuhd oder Machmuhd mit dem Ton auf der letzten Silbe ist die türkische Form und Mehemed-Ali eine willkürliche Verstümmelung durch die Franzosen.

Ein Zeitungsleser, der mit Verständniß die Correspondenzen aus Alexandrien oder Kairo verfolgen will, wird bei Lüttke den besten Schlüssel finden. Er macht uns genau bekannt mit dem „großen Handelsmann im Süden", der Pascha, Reformator, Grundbesitzer, Fabrikant, Geschäftsmann und Bankier in einer Person ist. Ismaïl trat schon bei seiner Thronbesteigung in den Genuß umfangreicher Domänen, hat aber seitdem durch außerordentlich kluge Rechtsgeschäfte seinen Landbesitz derartig zu erweitern gewußt, daß er jetzt fast der alleinige Grundbesitzer in Mittel- und Oberägypten geworden ist, und er läßt seine Güter auf musterhafte Weise verwalten. Er ist gleichsam Joseph und Pharao in einer Person. Dabei war er weise bestrebt, die vielen Blut- oder vielmehr Geldsauger aus Europa, die sich unter Saïd-Pascha angesiedelt hatten und vom Marke des Landes zehrten, von sich abzuschütteln. Gänzlich gelang es jedoch nicht und bezeichnend ist, wo es gerade mislang:

Auf einzelnen Gebieten sah man sich freilich alsbald durch die Nothwendigkeit gezwungen, wiederum auf die europäischen Beamten zurückzugreifen. So hatte man auch das Personal der Eisenbahn ausschließlich aus Arabern zusammenzusetzen gesucht. Nachdem aber durch die nachlässige Leitung der arabischen Stationsvorsteher, Zugführer und Maschinisten binnen ganz kurzer Zeit eine große Anzahl von Unglücksfällen herbeigeführt worden war, mußte man wohl oder übel den Versuch schleunigst fallen lassen.

Das Ziel, welches der Khedive verfolgt, war schon das Ziel Mohammed-Ali's, seines Großvaters, nämlich die Lockerung des Vasallenverhältnisses zur Pforte. Einestheils sucht sich nun der Khedive vor Europa so beliebt als möglich zu machen, indem er bereitwillig den Wissensdurst aller Hieroglyphenjünger befriedigt, geographische Unternehmungen ausrüstet und scheinbare Reformen ausführt; anderntheils hat er durch Verdoppelung seines Tributs und durch Bestechungen die Pforte zu Zugeständnissen zu bewegen gesucht, die bisjetzt aber nur vorsichtig gewährt worden sind und ihm nur den Titel Khedive sowie ein etwas zweideutiges Zugeständniß bezüglich der Erbfolge des ältesten Sohnes eingetragen haben. Daneben wirft aber der Vicekönig für europäischen Luxus sündlich viel Geld hinaus, wie unter vielen andern folgendes Beispiel beweist:

Im Winter 1868—69 waren die Bedingungen, auf welche hin eine der besten Kunstreitertruppen Europas engagirt wurde, folgende: Die Truppe, bestehend aus ungefähr 100 Personen und 80 Pferden, wird auf vicekönigliche Kosten von Brüssel mit Extrazug nach Marseille, von da mit einem ägyptischen Dampfer nach Alexandrien und weiter mit Extrazug nach Kairo befördert, hat nicht nur die vollkommen freie Benutzung des Circus und die volle Einnahme aus den Vorstellungen, sondern auch noch eine Subvention von 200000 Francs. Bei dem Engagement derselben Truppe im folgenden Winter wurde diese Subvention sogar auf 400000 Francs erhöht. Die Ausgaben für den Circus aber wurden durch die für die Oper und das Ballet noch überstiegen. Eine einzige Sängerin z. B., die für sechs Monate, in denen sie nur je dreimal aufzutreten hatte, engagirt war, bezog für diese Zeit 36000 Francs, also für jede Vorstellung 2000 Francs. Die erste Tänzerin aber erhielt nicht weniger als 15000 Francs monatlich. Für Oper und Vaudeville beliefen sich im Winter 1869—70 an Gagen, Costümen u. s. w. die monatlichen Kosten auf 400000 Francs.

In neuester Zeit ist der Khedive etwas sparsamer geworden; immerhin aber lasten auf dem Lande oder, deutlicher gesprochen, auf den armen Fellahin oder Bauern wahrhaft erdrückende Steuern, die durch ihre Erhebung oder vielmehr Erpressung jedes andere als das pharaonische Volk längst zur Empörung fortgerissen hätten. Merkwürdige Aufschlüsse gewährt in dieser Beziehung besonders der Abschnitt über Finanzen und Besteuerungswesen.

4. Reisebilder aus Aegypten, Palästina und Konstantinopel zur Belehrung und Unterhaltung. Von Chrysostomus Stangl. Freiburg i. Br., Herder. 1872. 8. 25 Ngr.

Wem bange wird über den Unglauben unsers Jahrhunderts, dem können wir nicht eifrig genug obige „Reisebilder" „gedruckt zu Freiburg in diesem Jahre" empfehlen. Als guter Katholik glaubt Stangl nicht blos an

die Wunder, wie sie die Evangelien und die Apostelgeschichte berichten, sondern auch an alles Wunderbare, was seitdem geschehen ist. So heißt es bei der Beschreibung Nazareths:

Schon die heilige Helena baute über dem Hause, wo der Sohn Gottes Mensch geworden ist, eine Basilika, die bald von Pilgern besucht wurde, nachdem der heilige Hieronymus und die heilige Paula dorthin eine Wallfahrt gemacht hatten. Allein Stadt und Kirche zerstörten die Türken, weshalb im Jahre 1291 jenes Haus Mariens, in dem das Wort Fleisch geworden ist, von Engeln zuerst nach Dalmatien, später in einen Lorberhain bei Recanati in Italien und endlich nach Loretto gebracht wurde, wo ich es gesehen und verehrt habe.

Der Erwähnung Nazareths wollen wir eine pikante Notiz beifügen. Die heutigen Bewohnerinnen holen nämlich wie immer aus dem Marienbrunnen Wasser, wobei sie „der weiblichen Anständigkeit nicht sonderlich Rechnung tragen". Stangl beschwerte sich darüber bei dem katholischen Pfarrer und einer Dame des Orts, erhielt aber zur Antwort, daß sich nichts ändern lasse, weil die Frauen „sich noch in der Weise wie die Heilige Jungfrau kleiden".

Obgleich katholischer Priester, äußert sich doch Stangl sehr mild über die armen heidnischen Aegypter, ja er ist voller Lob für die Pharaonen:

Diese alten Despoten entzogen sich nicht dem Einflusse der Priester und der Religion, sie hielten Königthum und Priesterthum auseinander, jedes hatte seine Berechtigung. Die neue Zeit will beide Gewalten vermischen und das Priesterthum im Königthum aufgehen lassen; so war es nicht bei jenem Volke, das vom Orakel für das weiseste war erklärt worden.

Auf eine gleiche Toleranz haben natürlich die Protestanten keinen Anspruch, die es gewagt haben, ebenfalls in der Heiligen Stadt sich anzusiedeln. Man höre:

In neuester Zeit haben auch die Protestanten eine Missionsstation in Jerusalem eröffnet. Es war für die Bewohner der Heiligen Stadt, sagt man, ein eigener Anblick, als der protestantische „Bischof" mit der „Bischöfin" und seinen „kleinen Bischöfen" ankam. Denn verheirathete Bischöfe kennt das Morgenland nicht. Dieser Bischof spielt daher mit seinen 415 Glaubensbrüdern eine ziemlich jämmerliche Rolle. Obwol er aus seiner Kirche auf dem Berge Sion das Kreuz entfernen ließ, um Türken und Juden nicht zu ärgern, so hat er bisher noch wenige Bekehrungen gemacht. Höchstens nimmt hier und da ein halbverhungerter Jude so lange christlichen Unterricht, bis er vom Hungertode gerettet. Ich lernte einen protestantischen Missionspfarrer mit seiner zahlreichen Familie kennen; er gab selbst die Hoffnung auf, daß im Oriente und in Jerusalem der Protestantismus je viel gewinne. Denn die Religion der Bequemlichkeit dort predigen, wo Christus gesagt hat: „Nimm das Kreuz auf dich und folge mir nach", ist überhaupt ein Einfall, der nicht allen Leuten kommt. „Sündige wacker, aber glaube fest", hat der Protestantismus gelehrt (!). Das wird der Orientale, dem ein abgetödtetes Leben, sozusagen, angeboren ist, niemals begreifen. Die protestantischen Missionen kosten viel Geld, sind aber unfruchtbar wie der Sand der Wüste Sahara. Eins thun die Protestanten. Sie vermehren die Verwirrung in der Nähe des ersten und ältesten Heiligthums der Christen.

Ein Geograph ist der Verfasser nicht, obgleich er supra crepidam hin und wieder Bemerkungen einstreut. Einmal vergleicht er das Bergland Judäa mit Tirol und dem Kaukasus, fügt jedoch in unbewußter Selbstironie hinzu: „Einige Bergspitzen erheben sich bis zu 756 Metern." Ein andermal läßt er die Jordansspalte, also das Todte Meer und den Tiberiassee, „durch vulkanische Kräfte" entstehen, während seit länger als einem Jahrzehnt alle Geologen, die das Terrain untersucht haben, sich abmühen, diesen Irrthum zu beseitigen.

Wo übrigens der Verfasser nicht von den Interessen seines Métier beherrscht wird, wo er nicht als römischer Priester schreibt, sondern nur als Christ seine Freude am Heiligen Lande, als Mensch sein Entzücken über die syrische Natur äußert, haben wir ihn mit Vergnügen gelesen, z. B. als er das Paradies schildert, welches gegen Osten zu Jaffa oder Joppe umgibt und wo namentlich die Ueppigkeit der Citrusbäume ihn zur Bewunderung fortreißt:

Der junge Zweig strotzt über und über von duftenden Blüten, während der alte Stamm schon goldgelbe Früchte bietet; Blüten, halbreife und reife Früchte an demselben Baume sind keine Seltenheit. Die schönsten Orangen lagen um die Bäume herum und waren von Insekten angefressen, weil niemand sie aufhob und aß. Die Früchte um Jaffa sind viel zarter und feiner als die der andern Gegenden Palästinas; ihr rothes, süßes, saftiges Fleisch widersteht jedoch anfangs dem Europäer. Wie man bei uns zum Schutze der Gärten Weißdorn pflanzt, um die unlieben Gäste abzuhalten, so fand ich um Jaffa mächtige Riesencactus, die wirklich nur mit Blut und Eisen zu durchbrechen sind; sie tragen zum Lohne für die Mühe des Pflanzers nicht blos die hübsche rothe Blüte, sondern sogar saftige Früchte, welche im September reifen. Der Weinstock ist ebenfalls um Jaffa zu Hause und gedeiht ohne viele Pflege. Er rankt sich an den Fruchtbäumen empor und trägt schon in den ersten Monaten des Jahres schmackhafte Trauben. Eine Gattung Rebe kriecht auf dem Boden dahin, sucht sich Steingerölle, um darauf ihre riesigen Trauben zu legen, weil der dünne schwache Stamm die schwere Last nicht zu tragen vermag. Hoch über die Aprikosen-, Mandel-, Feigen- und Pfirsichbäume ragt die stolze Dattelpalme in die Luft empor. Der Boden ist wie ein Teppich mit Tulpen, Rosen, Narcissen, Nelken und Lilien geziert. So ließ die Vorsehung um Jaffa ein Stück Paradies zurück, damit wir noch sehen können, wie fruchtbar das Gelobte Land war.

Schriften über die Frauenfrage.

Die Frauenfrage ist nicht nur salonfähig geworden, sie hat sich, was mehr bedeuten will, das Bürgerrecht innerhalb der socialen Fragen der Zeit erworben. Seit beinahe neun Jahren, als sie zuerst in Leipzig in bestimmter Fassung als „Oeffentliche Versammlung deutscher Frauen", wenn auch in etwas schüchterner und schämiger Weise, ihr Dasein als auch für Deutschland vorhanden bekundete, ist eine ganze Literatur über Beruf und Stellung, Erziehung und Erwerb, Pflicht und Recht der Frauen angewachsen. Und es sind nicht blos weibliche Federn, welche die Frauenfrage zu einem geflügelten Worte innerhalb der socialen Streitfragen der Gegenwart erheben, auch männliche Stimmen haben ihr Wort in dem Für und Wider der Frage gesprochen. Freilich einen Ritter wie weiland Stuart Mill, der „wie ein schwer Gewitter" die Gegner der Emancipationsbestrebungen niederschlug, hat unser altes romantisches Land noch nicht erzeugt, und kaum gibt es bei uns einen Schrift-

steller seit Hippel, der wie Laboulaye, Legouvé u. a. seine volle Antheilnahme in einem größern Werke von wissenschaftlicher Bedeutung für die Frauenfrage bekundet hätte. Gelegenheitsreden und einige kleine Broschüren über die rechtliche Stellung der Frau tauchen hier und da auf und verschwinden wieder. Ein Kämpfer, der mit seiner Persönlichkeit auf die Zinne der Partei tritt und so selbst zum Parteimann wird, ist unter den deutschen Männern noch nicht aufgetreten. Auch die deutschen Frauen haben während fast eines Decenniums eigentlich keine Kämpferinnen erzeugt und mehr Arbeits- als Streitlust entwickelt; die meisten derjenigen, die als muthige Vorkämpferinnen in den Reihen gelten, halten die Waffen nur zum Schutz und nicht zum Trutz bereit. Sie treten weder mit den kühnen Anforderungen ihrer transatlantischen Schwestern, noch mit so bedeutendem wissenschaftlichen Rüstzeug versehen wie die Französinnen auf. Käme es auf einen geistigen Wettstreit unserer Frauen mit den Frauen unserer feindlichen Nachbarn an, so wäre der Sieg auf feindlicher Seite. Von Jeanne Hachette bis Jeanne d'Arc, von Frau Pompadour bis Manon Roland, von der Staël bis zu George Sand und Rosa Bonheur, von Frau Dacier bis zu Fräulein Daubié, deren Schrift: „La femme pauvre du dix-neuvième siècle", von der lyoner Akademie preisgekrönt ist, erblicken wir in den Reihen der Staatsmänner, der Gelehrten und Künstler sowie im commerciellen und gewerblichen Leben Französinnen, welche ihre geistige Ebenbürtigkeit mit den Männern nicht erst logisch zu beweisen brauchen.

Es mag gestattet sein, diese kurze Einleitung dem Referate über ein Literaturgebiet vorauszuschicken, für das sich der Leser mehr des Stoffs als der Form wegen interessirt. Vorläufig gilt es, die Gesichtspunkte zu erkennen, und diese treten um so klarer hervor, je mehr wir durch Vergleiche mit unsern Nachbarvölkern die Bewegung in ihrer allgemeinen und nationalen Bedeutung würdigen.

Wenn wir uns jetzt den vor uns liegenden Schriften zuwenden, so ist der Gesammteindruck ein friedlicher. Mit Ausnahme des „Jesuitismus im Hausstande" von Hedwig Dohm trägt keine den Charakter einer Streitschrift; sie sind meistens Erziehungsschriften und bilden eine Mittelstufe der Belehrung, die von der Schule zur Kirche und wiederum von der Kanzel zum Katheder führt. Und je nach der Individualität der Schreibenden ist die Stimmung lyrisch oder didaktisch oder auch beides zugleich; bisweilen erhebt sie sich bis zum oratorischen Schwunge und zu philosophischer Betrachtung der Dinge. Doch ehe wir zu diesen, der eigentlichen Frauenfrage gewidmeten Schriften übergehen, soll die

1. Geschichte der deutschen Frauenwelt. Von Johannes Scherr. In drei Büchern nach den Quellen. Dritte durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1873. 8. 3 Thlr.

uns einen Gegenstand der Besprechung bieten. Der Verfasser ist als origineller und vielseitig begabter Schriftsteller bekannt und beliebt. Die persönliche Theilnahme, die er für die von ihm behandelten Gegenstände zeigt, gibt selbst dem trockensten Stoffe etwas Flüssiges, das leicht einen Eingang in das Gemüth, in die Phantasie der Leser findet. Gerade das subjective Gepräge, das seine Biographien und Geschichtserzählungen tragen, hat Scherr seine Popularität verschafft. Das Motto: „Wahrheit ist Feuer, und Feuer reden heißt leuchten und brennen", scheint uns indeß wenig glücklich gewählt. Wirklichkeit ist noch nicht Wahrheit, und die Thatsachen geben erst den Stoff, das Material zum Offenbarwerden der Wahrheit; sonst wäre der Chronikenschreiber ein Historiker.

Es will uns doch bedünken, als hätte es der Verfasser an der reinigenden, läuternden Kraft des Feuers fehlen lassen, und daß eine Behandlung, welche die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" weniger faß- und greifbar schildert, der Wahrheit wol nicht ferner, sondern näher steht. Nicht ethische, sondern ästhetische Bedenken muß diese Art des Geschichtschreibens erregen. Die Photographie wird niemals den Anspruch erheben dürfen, die Züge in größerer Wahrheit darstellen zu können als die Malerei. Zugestanden muß indeß werden, daß „die Sittengeschichte des muthigsten Auges bedarf, daß sie es energisch offen halten muß, wo ihre Schwestern erröthend die Wimpern senken".

Der Verfasser führt uns in die germanischen Wälder und zeigt die kräftigen Gestalten der Vorzeit: Aurinia, Veleda, Ganna, Thusnelda, Bissula. Die letztere begeisterte den Ausonius, dem sie als Gefangene geschenkt wurde, zu folgenden Versen, die eigentlich zu dem Bilde, das man sich von jenen altgermanischen Heldinnen macht, nicht wohl passen:

> Bissula, die nicht in Wachs nachahmbar oder in Farben,
> Schmückte mit Reizen Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen.
> Ja, mit Mennig und Weiß malt Bilder auch anderer Mägdlein;
> Doch dies Farbengemisch des Gesichts, nicht malen es Hände.
> Mische doch, Maler, wohlan, die Ros' und Lilienweiße,
> Und die duftige Farbe dann nimm zu Bissula's Antlitz.

Die Völkerwanderungszeit, die Göttinnen und Heldinnen, das Verhältniß der Frauen zum Christenthum, die merovingische Tragödie, die Stellung der Frauen nach germanischem Recht, sowie die häuslichen Einrichtungen, die Tracht: das alles wird theils an einzelnen Gestalten, theils im ganzen lebensvoll vorgeführt.

Die Zeit Karl's des Großen, die Möncherei und Nonnerei, der Mariencult führen uns in Zustände, die der Verfasser sehr richtig veranschaulicht:

> Zwischen die himmelanspringenden Strebepfeiler hineingeklebte Buden mit ihrem gemeinen Trödel beleidigen das Auge, bizarre Sculpturen, die menschliche Gestalt zur thierischen verzerrend, verwirren die Phantasie, und das heisere Gekrächz der an Zinnen und Thürmen nistenden Dohlen, Sperber und Käuzlein macht sich den Ohren widerwärtig. ... Und einen widerwärtigen Eindruck macht es, daß der große Kaiser Karl, der das Christenthum mit Feuer und Schwert einführte, in Polygamie lebte, daß seine Töchter in Zucht- und Sittenlosigkeit lebten, daß die damaligen Himmelsbräute, die Nonnen, ihre Meisterschaft in der Webekunst dazu benutzten, ihre Liebhaber mit prächtigen Kleidern zu beschenken, daß sie ein vagirendes Leben führten und, statt dem himmlischen Bräutigam treu zu bleiben, sehr weltliche Liebschaften pflegten u. s. w.

Etwas reinere Züge trägt die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser; Scherr nennt unter den Frauen des 10. und 11. Jahrhunderts:

Hadumod, die Schwester Herzogs Otto des Erlauchten, die Gründerin und erste Aebtissin des Stiftes Gandersheim, welches unter ihr und ihren Nachfolgerinnen Gerberga und Christiana, ein Mittelpunkt gelehrter Studien und Versuche war, Hrotsuith (Roswitha), die erste deutsche Schriftstellerin, obgleich sie lateinisch geschrieben, und Frau Hadawig, des Schwabenherzogs Witwe, die sich von dem Mönche Ekkehard den Ovidius und Virgilius erklären ließ. Freilich der Schein, den hier Scheffel um die gemeine Wirklichkeit der Dinge wob, schwindet einigermaßen, wenn wir lesen, daß die Herzogin einem hörigen Diener Haut und Haar abzuschlagen, ihm eine erkleckliche Anzahl von Ruthenstreichen zu geben und die Haupthaare mit einer hölzernen Kluppe auszuraufen befahl, und daß sie selbst ihren Lehrer durchpeitschen ließ. . . . Diese Zeit war indeß nicht arm an Frauen, die ihr Geschlecht wirklich zierten, und es hätten sich vielleicht sittliche Familienzustände consolidirt, wenn nicht in dem Verbot der Priesterehe ein starkes Gegengewicht geschaffen worden wäre. Man ging auf das Vorbild Christi zurück, welcher ehelos gelebt hatte, und folgerte daraus, daß es dem Priester, dessen geweihte Hände die Sakramente verwalten, unziemlich sei, durch die eheliche Gemeinschaft mit dem Weibe, „diesem Gefäße der Sünde", sich zu verunreinigen.

Wir haben schon bei frühern Gelegenheiten darauf hingewiesen, daß die psychologische Ursache für die Entstehung der Frauenfrage zu einem großen Theile in der Heiligsprechung des ehelosen Standes zu suchen ist und daher mit dem religiösen Ideal der modernen Culturwelt im Zusammenhange sich befindet. Das Individuum ohne Familien- und Stammesgemeinschaft, wie es uns in Christus vorbildlich entgegentritt, mußte die Meinung rechtfertigen, daß es heiliger und gottesfürchtiger sei, mit solch irdischen Dingen wie Ehe und Familie nichts zu thun zu haben, und eine weitere Consequenz mußte die verächtliche Auffassung der Frau als Gattin und Mutter sein. Es ist ein noch lange nicht genug gewürdigtes Moment unserer modernen Culturentwickelung, daß das Individualitätsprincip an die Stelle des Familien-, Stammes- oder Staatsprincips trat: so manches Abnorme in unsern gesellschaftlichen Einrichtungen kann man auf die einseitige Betonung der Frauenfrage als Jungfrauenfrage zurückführen, und man muß es darauf zurückführen, um wieder die rechte Bahn zu finden.

Scherr erzählt weiter von der Hohenstaufenzeit, wo die „mittelalterliche Romantik" in ihre Glanzperiode trat:

Ein allgemeines Regen und Bewegen, ein Dürsten nach Schönheit und Lebensgenuß war über die Deutschen gekommen, unermeßlich waren die Nachwirkungen dessen, was die Kreuzfahrer in den Ländern des Morgens gesehen und gehört. Die ganze Fülle orientalischer Phantastik, Mystik und Symbolik ergoß sich über das Abendland und inspirirte die Poesie zur Schöpfung einer Wunderwelt, die sich farbenprangend über der rauhen Wirklichkeit wölbte.

Indeß, auch das Ritterthum, welches den Frauendienst in der abenteuerlichsten Weise schuf, und „alle Höfischkeit reichte nicht aus, die Frau dem Mann von Rechts wegen gleichzustellen", ebenso wenig wie der Mariencultus, der das Weib zur Krone der Schöpfung, zur Herrin Himmels und der Erde hinaufidealisirte, im Stande war, das Verhältniß der Geschlechter zu erheben oder es auch nur in gewöhnlichem Sinne sittlich zu gestalten.

In der Aufhebung des Cölibats aber sieht Scherr den feierlichen Widerruf jener Entwürdigung des weiblichen Geschlechts, welche kirchenväterlicher Afterwitz und päpstliche Herrschsucht herbeigeführt hatten. Bewußt oder unbewußt, Luther hat im Geiste der uraltgermanischen Frauenverehrung gehandelt, als er die aus Unnatur, Elend, Zuchtlosigkeit und Verbrechen zusammengesetzte Kette des Cölibats sprengte.

Wir können dem Verfasser nicht mit gleicher Aufmerksamkeit durch das ganze Buch folgen und beschränken uns daher zu bemerken, daß er in lebendiger, oft nur zu lebendiger Weise die socialen Sitten und Unsitten der Jahrhunderte schildert. Auch die französischen, italienischen und spanischen Zustände werden in den Kreis der Betrachtung gezogen. In Monsieur und Madame „Alamode" in Deutschland erblicken wir ein trauriges Bild, „wie die deutsche Gesellschaft an sich selbst verzweifelnd zwischen Hispanisirung und Französirung haltlos schwankte", bis die letztere entschieden den Sieg davontrug. Neben diesem vielfach lächerlichen Bilde erblicken wir das traurige Gemälde dessen, „was menschlicher Wahn und menschlicher Fanatismus unbewußt oder bewußt durch die bekannten Hexenprocesse gesündigt". Wiederum die Gegenseite stellt die Schilderung des Rococo dar, und endlich erfolgt der Uebergang in eine uns verständlichere Zeit, die mit der philosophischen Königin Preußens, Sophie Charlotte, der Freundin von Leibniz und Großmutter Friedrich's des Großen, beginnt und die Scherr bis zum Tode Johanna Kinkel's 1858 fortführt und abschließt.

Gewiß wird jeder auch aus diesem Buche die Beruhigung schöpfen, daß die Zeit sich fortschrittlich zu sittlichern Zuständen entwickelt hat; aber kein Denkender wird übersehen, daß ein Schriftsteller im zwanzigsten Jahrhundert aus unserm neunzehnten, wenn er es wie Scherr verschmähen sollte, die Maske einer angeblichen „Objectivität" vorzustecken, auch noch anderes zu berichten haben wird, als uns Scherr im letzten Kapitel: „Frauen und Dichter", erzählt.

Es muß wol dem Verfasser selbst ein Bedürfniß gewesen sein, nach dem schlimmen Wirrsal der Hexensabbate und der Walpurgisnächte, nach den Berichten von Zuständen, bei deren Schilderung der sittliche Ekel die sittliche Entrüstung nicht aufkommen läßt und die man menschliche nennt, weil das Thier, durch seinen Instinct geschützt, so tief nicht sinken kann — zum Schlusse auf das „Ewig-Weibliche" im Goethe'schen Sinne hinzuweisen. Dennoch scheint uns die Meinung des Verfassers, die er als Resultat seiner Studien in diesem letzten Kapitel ausspricht, nicht gerade folgerichtig aus seiner geschichtlichen Darstellung hervorzugehen: „Der Mann", meint Scherr, „gilt durch edles und großes Thun, die Frau durch schönes Sein: sie braucht nur den sittlichen Instinct, welchen die Natur in sie gelegt, walten zu lassen. Sie bedarf nicht der Reflexion, um das Rechte zu treffen, die Naturnothwendigkeit leitet sie dazu." Unsers Bedünkens hat „der sittliche Instinct" der Frauen sich nicht mit Naturnothwendigkeit, sondern nur sehr ausnahmsweise geltend gemacht. Zu der Zeit, die Hans von Schweinichen in seiner Selbstbiographie schildert, in den Verhältnissen, in die Ulrich von Lichtenstein durch seine Liebesabenteuer geräth, zeigt sich wenig von „schönem Sein" auch bei den Frauen. Wir haben nicht an das Häßlichste vom Häßlichen erinnert, da es unsere Absicht nicht ist und nicht sein kann, auf Einzelheiten näher einzugehen. Auch wol-

len wir es als eine Aufgabe der Philosophie des „Unbewußten“ und nicht als die unserige betrachten, den Nachweis zu führen, ob die Freundinnen unserer Dichter und Denker, ob Künstlerinnen wie Angelika Kaufmann, ob Frauen wie die Rahel und Johanna Kinkel, ob selbst das naive Kind Bettina „ohne Reflexion“ geworden sind, was sie waren.

2. Was die Frauen fordern! Von Graf Agenor von Gasparin. Autorisirte deutsche Ausgabe aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von R. Lutz. Bremen, Heyse. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Ueberseßer hält es für seine Pflicht, die Schrift mit einer Erklärung, wenn nicht gar mit einer Entschuldigung einzuführen, weil erstens „gar viele zweifelten, ob wirüber haupt eine Frauenfrage haben“, und weil wir, wenn dies zugestanden wird, „doch bereits genug eigenartige Schriften über die Frage besitzen“. Gasparin war einer der wenigen Franzosen, die einen klaren Blick und ein unparteiisches Urtheil über die jüngsten Kriege hatten, wie aus seiner in seinem Nachlasse sich befindenden Schrift „La France“ zu ersehen sei. Damit will R. Lutz das Unternehmen der Ueberseßung eines französischen Buchs, ein Unternehmen, „das uns so unerhört nicht dünkt“, rechtfertigen, und er thut noch ein Uebriges, indem er hinzusetzt: „Wäre Gasparin kein Franzose gewesen, er hätte verdient ein Deutscher zu sein.“

Wie bei allen in Frankreich erschienenen Schriften ist es auch hier die rechtliche oder rechtlose Stellung der Frau, die in den Vordergrund der Behandlung tritt. Der Code Napoléon, welcher die Tödtung der auf der That des Ehebruchs betroffenen Gattin erlaubt, und der Katholicismus, welcher keine Scheidung zuläßt, beide tyrannische Gewalten mit äußerm und innerm Zwang, erzeugen natürlich den ärgsten Widerpart, Zucht- und Zügellosigkeit:

Frankreich hat über 300000 (?) uneheliche Kinder aufzuweisen, sodaß Emile de Girardin, der selbst als ein solches Unglückskind geboren wurde, als das einzige Hülfsmittel vorschlägt: „Auch innerhalb der Ehe gibt nicht der Vater, sondern die Mutter dem Kinde seine rechtliche Stellung; das Kind erhält den Familiennamen der Mutter, erbt von der Mutter, wird von der Mutter erzogen; der Vater hat der Frau für das zu erhoffende Kind eine Morgengabe auszusetzen.“

Gasparin glaubt es nur mit französischen Zuständen zu thun zu haben, wenn er sagt:

Die Ungleichheit zwischen Vater und Mutter ist nach unserm Gesetze außerordentlich groß. Für den Hauptpunkt: die Verheirathung der Kinder, genügt die einzige Vollmacht des Vaters. Ob die Mutter dazu ja oder nein sage, die Kinder brauchen sich gesetzlich nicht darum zu bekümmern. Handelt es sich um das Vermögen, so legt unser Gesetz die Verwaltung der durch die Gemeinschaft vereinigten Güter völlig in die Hand des Mannes und überträgt ihm außerdem das Recht, über die Mobilien zu verfügen — mit einem Worte: das Recht, alles je nach seinem Belieben, seiner schlechten Aufführung und Roheit zu veräußern. Nach dem französischen Gesetze kann die Frau, welche infolge schlechter Behandlung das Haus verlassen hat, gezwungen werden, in dasselbe zurückzukehren. Von den Dienern der Obrigkeit ergriffen, wird sie auf die Forderung des Mannes hin seinen wüthenden und rohen Händen ausgeliefert.

Wir haben uns schon des Oeftern über die schlimmen Folgen, die das französische Ehe- und Familienrecht erzeugt, ausgesprochen, müssen aber wiederholentlich bemerken, daß auch die deutschen Rechtsverhältnisse einer gründlichen Reform bedürfen. Wenn die gebildetern und wohlhabendern Klassen sich mit dem Ausspruche des Tacitus trösten, daß die Sitten bei uns eine stärkere Macht bilden als die Gesetze, so gilt dieser Ausspruch nicht in gleicher Weise für alle Klassen der Bevölkerung. Bei der ärmern Volksklasse, die ja leider auch die in Sitten rohere ist, kommt es nur zu oft vor, daß eine Frau, die durch die Liederlichkeit des Mannes, durch seine Trunksucht und Faulheit gezwungen ist, sich und ihre Kinder selbst zu ernähren, oft die durch Nachtwachen mühsam erworbenen Groschen dem Manne geben muß. Auch in gebildeten Kreisen erzeugt dieser Rechtszustand abnorme Verhältnisse, oder er begünstigt sie mindestens: eine Frau, deren Mann sich der Verpflichtung, die Familie zu ernähren, überhoben glaubte, versuchte es, sich schriftstellerisch zu beschäftigen, und erwarb auf diese Weise für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt; der Mann spürte diese Erwerbsquelle auf und verbot dem Verleger, einem andern als ihm Zahlung zu leisten für die Arbeiten seiner Frau. Ist es nicht mindestens ein Hohn auf unsere Anschauungen oder auf unsere Gesetze, wenn es nach hamburgischen Rechte „dem Manne gestattet ist, seine Frau gelinde (!) zu schlagen!“ Es gibt aber, abgesehen von diesem „gelinden“ Verfahren, in den verschiedenen deutschen engern Vaterländern noch andere verwunderliche Rechtssatzungen, auf die hier näher einzugehen nicht am Orte wäre. Gasparin sagt:

Solange in unsern Gesetzbüchern eine schmähliche Ungerechtigkeit besteht, solange dieselben die knechtische Unterwerfung der Frauen aufrecht erhalten, werden sich zwei Thatsachen erzeugen: weibliche Hinterlist und weibliche Rache. Jene Schliche, die wir alle mehr oder weniger kennen, sind das Zeichen der Sklaverei; ich sehe darin die traurigste Frucht einer entwürdigenden Lebensordnung: der weibliche Charakter zieht, indem er sich herabwürdigt, alles übrige nach sich, die ganze Familie sinkt herab; Mann und Kinder, keins entgeht diesem vergifteten Dunstkreise.

So entschieden Gasparin für die bürgerliche Rechtsgleichheit der Frauen sich ausspricht, so entschieden ist er gegen die politische. Diese letztere wird bekanntlich nirgends mehr als in England und Amerika und nirgends weniger als in Deutschland betont. „The revolution“, ein in Amerika erscheinendes und von Frauen redigirtes Blatt, spricht es deutlich in dem Wahlspruch aus: „Den Männern ihre Rechte, nichts mehr, nichts minder; den Frauen ihre Rechte, nichts mehr, nichts minder.“ Gasparin nennt das Vorgehen der Frauen geradezu „den Krieg gegen das Evangelium“. „Das Christenthum“, meint er, „mahnt zur Duldung, es weist dem Weibe den ihm gebührenden Platz an und hält es darin fest. Die Frau wird nicht eher aufhören Frau zu sein, als wenn sie aufhört eine Christin zu sein — und daß sie Frau bleibe, verlange ihr Glück ebenso sehr wie ihre Ehre.“

Eines doppelten Widerspruchs macht sich Gasparin schuldig, wenn er die Rechtsgleichheit für die Frau beansprucht und sie auf das Christenthum verweist, welches der Frau „Duldung“ empfiehlt. Wie Christus selbst an sich Duldung und Hingebung zur Erscheinung gebracht, so predigt das Christenthum ebenso gut dem Manne wie der Frau Duldung. Deshalb wird consequenterweise für Mann und Frau als Christen „Gehorsam der größte

Schmuck" sein, oder es wird für beide die gegenseitige Anerkennung ihrer Menschenrechte gleich verpflichtend sein. Ist aber wiederum „Dulden das Erbtheil" des schwächern Geschlechts, so ist kein Grund vorhanden, warum sie nicht auch diese Tugend dem Manne gegenüber, „dem sie unterthan sei", ausüben solle; warum sie dem Manne gegenüber die Stellung als Rechtspersönlichkeit behaupten, und dem Staate gegenüber als tolerirte Persönlichkeit gelten müsse.

Gasparin verwickelt sich in noch größere Widersprüche, wenn er die Ehe als Sakrament vertheidigt und sich entschieden gegen die Scheidung ausspricht:

Die Scheidung, welche alle Bande trennt, die Scheidung, welche ein neues Bündniß zuläßt, die Scheidung, wie sie im Mittelalter von der päpstlichen Vollmacht öfters ausgesprochen wurde, die Scheidung, diese Schande protestantischer Länder, die Scheidung, welche Jesus förmlich verdammt, während er die einfache Trennung im Falle des Ehebruchs duldet, die Scheidung begründet schon an und für sich die Verneinung der Ehe; mit der Scheidung ist die Frau weder rechtsgültige Gattin, noch rechtsgültige Mutter, noch Herrin des Hauses mehr. Ihr schreit über die Erniedrigung euers Geschlechts, dann dürft ihr aber die Scheidung nimmermehr dulden noch selbst verlangen, sondern müßt überall, wo sie noch besteht, eine heilige Verbindung gegen dieselbe bilden, denn die Scheidung enterbt und entehrt euch. Ist die Scheidung einmal zugelassen, so habt ihr kein Heiligthum, kein Reich, keine Familie mehr: dies ist weit schlimmer als Abdankung, dies ist ein Abfall.

Gasparin will nur die Trennung „zum Schutze jener Unglücklichen, welche rohen, verworfenen und grausamen Männern preisgegeben sind", gestatten; „hingegen bei dem geringsten Zeichen der Besserung wird sich die christliche Frau wieder an die Seite ihres Mannes stellen und vielleicht neuen Leiden entgegengehen, nur um die Gelübde, die sie bei ihrer Trauung abgelegt hat, zu erfüllen."

Es ist wieder dasselbe und nur noch in verschärfter Weise: ist das Leiden wirklich die Bestimmung des Weibes, dann ist die Trennung von dem rohen Gatten auch überflüssig — dann wäre es ja um der Bethätigung der Tugend willen wünschenswerth, daß der Frau Gelegenheit, sie zu üben, gegeben werde, dann ersetzte die Roheit und Grausamkeit des Mannes die Peinigungen und Geiselhiebe, welche fromme Büßerinnen sich zur Gewinnung des Seelenheils aufzuerlegen für gut fanden. Difficile est satiram non scribere.

Der Schluß des Buchs bewegt sich so ziemlich auf demselben Gebiete, das in Deutschland vorzugsweise von weiblichen Schriftstellern behandelt wird: die Pflichten der Frau innerhalb der Familie und Gesellschaft, die Versittlichung des Lebens durch den Einfluß der Frau und ihre Aufgabe zur Linderung der socialen Misstände werden mit Wärme und Einsicht gezeichnet.

3. Die Frauenfrage und ihr Kern: Das Leben einer alten Jungfrau mit besonderer Berücksichtigung der Mädchenerziehung. Gütersloh, Bertelsmann. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

Die kleine Schrift steht in innerer Beziehung zu der vorher besprochenen, obgleich dort der Mann, der Franzose, der Katholik, und hier die Frau, die Deutsche, die Protestantin die Feder führt. Beide erkennen die Frauenfrage als eine berechtigte an, beide halten es für geboten, den sich geltend machenden Bedürfnissen nach Recht und Freiheit entgegenzukommen, und beide wollen schließlich das Bedürfniß nicht mit Brot befriedigt wissen, sondern beide verlangen, daß die Frauen durch Fasten und Hungern die Bedürfnisse möglichst beseitigen. Wie Gasparin zuerst als Kämpe für die Rechtsgleichheit auftritt und zuletzt „die Duldung, die Leiden", als zur Tugend eines christlichen Weibes gehörig, predigt, so beginnt die anonyme Verfasserin mit dem sehr modernen Schlagwort: „Die Frauenfrage ist eine Frage unserer Zeit; sie ist nicht gemacht, sie ist geworden." Und in dem Schlußkapitel: „Pfingstbetrachtung einer Einsamen", heißt es:

Eine Jungfrau, die als Verlobte des Herrn mit dieser Welt abgeschlossen hat, ist ein Fingerzeig nach oben, wie Thurmeskreuze und Friedhofskreuze und Pappelwipfel nach oben zeigen, auch ohne Wort durch Freundlichkeit und Lauterkeit des Charakters. . . . . . An der Verlobten des Herrn muß man's bei näherer Betrachtung entdecken, daß sie einen Stern im Herzen und im Blicke den Widerschein desselben trägt, einen Stern, der nie erlischt, den ewigen Morgenstern.

Die innere Mission hat ihre Apostel und Adepten, und sie hat ebenso gut ein Recht der Existenz wie alles, was besteht. Indeß, so lange fromme Demuth das gar nicht so demüthige und oft auch nicht einmal fromme Bewußtsein hatte (man lese in Scherr über Möncherei und Nonnerei, über das Treiben der Nonnen mit den „Jeserl"), „die Verlobte des Herrn zu sein", und „des himmlischen Bräutigams froh wurde" — war die Frauenfrage keine „Frage der Zeit". Eine culturhistorisch wichtigere Frage ist es, ob nicht die Meinung, „daß die Jungfrau seliger sei, die also bleibt, sie sorget, was dem Herrn gehört, daß sie heilig sei, beides am Leibe und am Geist", recht viel zur Entstehung der Frauenfrage beigetragen hat. Die antike Culturwelt wenigstens kannte diese sinnlich übersinnliche Auffassung des jungfräulichen Standes nicht. Wie dem auch sei, die Verfasserin hat sich und ihr Buch einer objectiven Beurtheilung entzogen, indem sie „die Frauenfrage in das Licht der Gnade stellt und sie vom christlichen Standpunkte betrachtet wissen will".

4. Mann und Weib (L'homme-femme) von Alexandre Dumas Sohn. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 1872. 8. 20 Ngr.

Eine eigenthümliche Illustration zu der Schrift von Gasparin und in gewissem Sinne auch zu der vorhergehend besprochenen bietet diese auch in Deutschland vielverbreitete Schrift. Wir schicken voraus, daß wir sie natürlich nur insoweit besprechen werden, als es für den bei uns herrschenden Gebrauch üblich und schicklich ist, ohne zu untersuchen, ob wir nicht in Bezug auf die von Dumas behandelten Gegenstände in der Lage des Pharisäers uns befinden, der in heuchlerischem Hochmuth sagt: „Gott sei Dank, daß wir nicht sind wie jene." Würden Schriften wie die vorliegende, würden Lust-, Schauer- und Trauerstücke, wie wir sie auch nach dem Siege über Frankreich siegreich über unsere Breter schreiten sehen, den Weg zu uns finden, wenn wir in der That ganz anders wären als „jene"? Und gibt nicht dieser Umstand den Franzosen ein gewisses Recht zu der Behauptung, daß in Deutschland alle Tugendspiegelei Spiegelfechterei sei, und daß ein gut Theil Heuchelei sich dahinter verberge?

Ein Proceß, der Henri d'Ideville veranlaßte, einen Artikel im „Soir" mit folgender Ueberschrift zu veröffentlichen: „Soll man das ehebrecherische Weib tödten? Soll man ihr verzeihen?" ist bekanntlich Veranlassung zu der Schrift von Dumas geworden, die übrigens in dem Augenblicke, als sie übersetzt wurde, in der dreiundzwanzigsten Auflage erschien. Diese Bemerkung soll indeß nur zur Charakteristik der Verhältnisse dienen, keineswegs die Neugierde der Leser reizen. Dumas beginnt mit einem Briefe an den genannten Henri d'Ideville: „Machen Sie sich gefaßt", schreibt er, „ich werde wunderliche Dinge vorbringen; dem einen werden sie widersinnig vorkommen, den andern ungehörig, den meisten ungeheuerlich." Vorläufig und ehe wir zu dem „Wunderlichen" kommen, mag es gestattet sein, folgende Stelle als Illustration zu den von Gasparin ausgesprochenen und von der anonymen Verfasserin des „Kerns der Frauenfrage" in Bezug auf „christliche Demuth und Seelenbrautschaft" vertretenen Ansichten der Beachtung anheimzugeben:

Die katholische Kirche wußte, als sie ihren Priestern die Ehelosigkeit auferlegte, sehr wohl, was sie that, denn wir sehen überall, daß, seit diese neue Welt der Seele existirt, gerade die Männer, welche sich von den Frauen fern hielten oder sich durch eine rein geistige Verbindung unterordneten, die wirklichen Hirten dieser Menschenheerde waren und noch sind. Kraft dieser Seelenherrschaft wandelt dann der Priester mit euern Frauen und Töchtern in Regionen, zu denen ihr keinen Zutritt habt; da werden Sachen verhandelt, die euch nichts angehen; das ist das Recht des Beichtigers, er bewahrt die Geheimnisse des Gewissens.

Und weiter sagt Dumas:

Ja, mein Herr, hätten Sie der Bewegung der Geister so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie Sie dem Gange der Politik und der Ereignisse schenken, so müßten Sie bemerkt haben, daß der Priester eifrigst bemüht ist, aus der katholischen Religion das männliche Element zu verdrängen: man möchte sagen, die Religion des Vaters und des Sohnes solle in eine Religion Maria's, der jungfräulichen Mutter, der Gattin des Heiligen Geistes, kurz in einen Frauencultus umgewandelt werden.

Diese Stellen könnten vielleicht eher zur Betrachtung der kirchlichen Frage unserer Zeit als zu der der Frauenfrage anregen, und dieser Umstand scheint uns beachtenswerth. Die kirchliche Frage greift in alle Lebensgebiete ein; dennoch wird sie bei uns in Deutschland immer noch mehr von ihrer theoretischen Seite und in Rücksicht auf Gewissensfreiheit behandelt, ohne daß die praktischen Consequenzen, die sie für das Familienleben bietet, genügend betont werden. Von der andern Seite kämpfen oder ringen einige Frauen in Deutschland — denn man kann die deutsche Bewegung in Bezug auf die Frauenfrage bisjetzt keinen Kampf nennen — um bessere Erziehung, um einige Erweiterung der Berufsthätigkeit, um Verwerthung ihrer Kräfte für die socialen Aufgaben der Zeit, und wissen nicht, daß wiederum ein großer Theil der deutschen Frauen in der „Seelenbrautschaft steckt" und daß die Brautschaft der ungeeignetste Zustand für eine ernste, vernünftige Arbeit ist. Unsere für fortschrittliche, politische und religiöse Entwickelung arbeitenden Männer müßten von den Feinden lernen, „was sie sollen": die harte protestantische Arbeit bedarf auch der Hülfe, und sie bedarf ihrer um so eher, je härter sie äußerlich erscheint. Die Art und Weise, wie Dumas die Frauen schildert, die Kategorien, die er aufstellt, sind für einen deutschen Leser so schwer zu verdauen, daß das Unbehagen, eine solche Speise genossen zu haben, eine ruhige Beurtheilung fast unmöglich macht. Es wird die „Bescheidenheit der Natur" sehr verletzt, und was die gnädigen Götter verbergen mit Nacht und mit Grauen, das wird man zu schauen gezwungen. Solches Seciren sollte nur mit einem todten Gesellschaftskörper vorgenommen werden, ein lebender hat ein Recht auf Schonung, auch wenn er krank sein mag. Indeß Dumas findet schließlich auch den Weg von der „Gosse" in den „Tempel"; von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge oder von der wirklichen Gemeinheit zu der „rührenden Anmuth", zu der „kühnen Poesie", zu der „göttlichen Offenbarung", zu der „Religion". Im Anfang war die Sünde, und die Sünde war bei dem Weibe — der Mann wird aus dem Paradiese getrieben, „weil er auf die Stimme des Weibes gehört hat". Der Erstgeborene Adam's und Eva's ist Kain, das Kind des Ungehorsams, der Versuchung und Auflehnung. Als Eva den Kain zur Welt bringt, ruft sie aus: „Ich habe einen Mann von dem Ewigen."

Die Schuld des Mannes und die Sünde des Weibes wird aber gesühnt, denn

plötzlich ertönt die Stimme eines Weibes, die Stimme einer Jungfrau von 16 Jahren, deren Mund nach fünftausend (?) Jahren die ersten Worte der ersten Mutter wiederholend ausruft: „Ich habe einen Mann von dem Ewigen." Aus den Wohnungen des ewigen Vaters schwebt ein Engel hernieder, eine Lilie neigt sich, eine Jungfrau betet, und der Erlöser der Welt, der Sohn Gottes, ist geboren. Das ist der Triumph des Weibes in seinem höchsten und idealsten Ausdrucke. Maria bedarf keines Mittlers zwischen sich und ihrem Gotte, und keines Mannes Schatten drängt sich auch nur auf einen Augenblick zwischen sie und den allmächtigen Schöpfer. Die beiden heiligsten Stadien im Leben des Weibes, welche jeder Mann, der nicht ein Verworfener oder ein Wahnsinniger ist, verehren wird, der Stand der Jungfrau und Mutter, welche bisher unvereinbar waren, sind nun und zwar in ihrer höchsten Vollendung in einer Person, in der Maria's, vereinigt.

Und nachdem Dumas der Jungfrau und Mutter, der Himmelskönigin, nach Gebühr gehuldigt, erzählt er weiter, wie Christus bei der einzigen Gelegenheit, in der die Bibel ihn mit jener einzigen Jungfrau, jener unvergleichlichen Mutter, redend einführt, zu ihr sagt: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" Dumas meint:

Diese Rede bedeutet ganz einfach, daß, da Jesus, wie er selbst gesagt hat, der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, alle Dinge nach seiner Ankunft auf Erden durch ihn in die von Gott eingesetzte Ordnung zurückkehren sollen, in die Ordnung, welche der erste Mann, da er auf die Stimme des ersten Weibes hörte, misverstanden und verwirrt hat und welche nun nach einem fünftausendjährigen (?) Misverständnisse wiederhergestellt werden soll.

In diesem neuen Eden soll der Mann nur auf die Stimme Gottes, das Weib nur auf die Stimme des Mannes hören. Es finde sich aus diesen, der Kabbalisten und Scholastiker würdigen Deductionen heraus, wer kann und mag: wir halten es für überflüssig, auf die Widersprüche näher einzugehen, der Leser wird sie aus den angeführten Stellen selbst finden. Dumas

schließt mit einem väterlichen Rath an einen Sohn, „wenn er einen hätte", und wir schließen das Referat über eine Schrift, die wie so manches von unsern liebenswürdigen Nachbarn mit den Worten Schiller's besser als mit einer langen Auseinandersetzung zu bezeichnen wäre: „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Aus dem Westen.

Die Argonauten-Geschichten, spanischen und amerikanischen Sagen und Stadt- und Charakterskizzen von Bret Harte. Erster und zweiter Band. Leipzig, Grunow. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieses Buch verdient eine eingehendere Besprechung, weil es das erste und einzige in seiner Art ist: ein culturgeschichtlicher Novellencyklus von künstlerischer Bedeutung. Der anonyme Uebersetzer möge mir verzeihen, wenn ich gleich von vornherein die Nachsicht des Lesers für den ersten Theil seiner Arbeit in Anspruch nehmen muß. Sie trägt die Merkmale der Flüchtigkeit an der Stirn, ein Vorwurf, der schwerwiegender ist, als wenn ich sagen müßte: der Unfähigkeit. Trotzdem möchte ich sein Verdienst nicht herabsetzen, nur muß ich gelegentlich bitten, mir zu verzeihen, wenn ich, um der Gefahr willen, die Schuld des Uebersetzers auf den Autor zu wälzen, mir über die Vorzüge und Nachtheile seiner Schreibweise kein Urtheil erlaube.

Der Leser wird wissen, daß Bret Harte ein Schriftsteller ist, der augenscheinlich die Anregungen zum Schaffen den Zuständen entnommen hat, die an den Grenzen der Civilisation herrschen. Das Leben in Californien in kurzen und treffenden Skizzen mit so viel natürlicher Begabung und in so leichtfaßlicher Gestalt geschildert zu haben, ist an und für sich ein großes Verdienst. Kommt hierzu eine künstlerische Beherrschung des Stoffs und der Form, so muß man sich bewußt werden, vor einer Schöpfung von literarhistorischer Bedeutung zu stehen, die einen mehr als vorübergehenden Werth beanspruchen darf. Man kann getrost sagen, daß es das erste und einzige Werk ist, das dem unbefangenen Auge einen klaren Einblick in jene Gegenden eröffnet, die das Eldorado so vieler europamüder Herzen sind. Wilde Zustände bieten sich dem Auge dar. Kleine Geister, große Seelen und gerade genug Menschlichkeit, um durch sie gegenüber den wilden Leidenschaften in eine stille Rührung über „das Los des Schönen auf der Erde" gewiegt zu werden. Daß ein Dichter es verstanden hat, diesen Gedanken, der sich in jenem Leben, das er schildert, täglich und in mannichfachster Gestalt bewahrheitet, in so einfacher Weise seinen Schilderungen zu Grunde zu legen, sichert ihnen auch ästhetischen Werth.

Die Gestalt, die er seinem Gegenstande verleiht, ist durchweg die eines kurzen Erlebnisses einer oder mehrerer Personen, die durch geringfügige Umstände gebessert und veredelt werden oder auch, wenn Hopfen und Malz an ihnen verloren sind, einem unvermeidlichen Schicksale erliegen unter Vorbedingungen, die das tiefste Mitgefühl der Leser herausfordern.

So schildert er in „Prinzessin Bob" ein Indianermädchen, das, durch angeborene Neigung zum Diebstahl, aller Versuche spottet, die darauf gerichtet sind, ein halbwegs gesittetes Wesen aus ihm zu machen. Sie entläuft mehrmals, kehrt wieder, bessert sich scheinbar auf kurze Zeit und verfällt ebenso schnell wieder in die alte Gewohnheit, bis sie zuletzt, allen Belehrungsversuchen zum Hohn, Schande über ihre Peiniger bringt und ihnen entläuft. Es vergehen einige Jahre, da zeigt sie uns der Dichter wieder in eines Einsiedlers Hütte, der die Elende vor dem Hungertode gerettet hat und zu dem sie in scheuer Ehrfurcht aufschaut. Durch einen Zufall wird sie von hier abermals in die schützenden Arme der Civilisation zurückgeführt von einem Mädchen, das ihr alle Liebe und Aufmerksamkeit zuwendet und der es gelingt, sie auf kurze Zeit ganz umzuwandeln, aber die bloße Nachricht, daß jene mit ihrem Vater, einem Offizier, das Land verlassen werde, und daß man sie nach der nächsten Indianerreservation schaffen wolle, treibt sie hinweg. Sie erscheint eines Abends in einem gestohlenen Pelz und anderm bei ihrem Wohlthäter und gesteht diesem auf seine Fragen, daß sie die Sachen gestohlen habe. Er behandelt sie hart und verläßt sofort die Hütte, um seine Absicht, beim nächsten Militärposten sich als Freiwilliger einreihen zu lassen, sofort auszuführen. Dort steht er eines Abends Schildwacht, und als auf sein mehrmaliges Rufen ein dunkler Gegenstand, der sich in seiner Nähe bewegt, nicht weicht und auch nicht antwortet, schießt er darauf. Einige Minuten später liegt die sterbende Prinzessin Bob vor ihm, die mit einigen rührend schönen Worten, welche das ganze Weh und Glück dieses Zufalls ausdrücken, dahingeht. Sie wollte nicht ins reservirte Land gehen. „Georgy!" flüstert sie nun. — „Bob!" — „Alles eins jetzt. Ich bald sehr wohl befinden. Ich kein' Dummheit mehr machen. Ich ins reservirte Land gehen."

In dieser kleinen Zeichnung ist eins der mächtigsten culturgeschichtlichen Probleme aller Zeiten, die Vernichtung aller Ureinwohner in den Vereinigten Staaten, wenn auch nicht für den Verstand, doch für das Herz gelöst.

Die Einleitungsworte deuten darauf hin, daß der Verfasser sich dessen nicht blos bewußt, sondern daß es seine Absicht war. Er sagt dort:

> Sie war eine Clamath-Indianerin. Ihr Titel war, glaube ich, ein Compromiß zwischen ihrem Anspruch als Tochter eines Häuptlings und ihrer Dankbarkeit gegen ihren frühesten weißen Beschützer, dessen Namen sie nach Indianerbrauch angenommen hatte. Bob Walker hatte sie von der Brust ihrer todten Mutter genommen, zu einer Zeit, wo die ehrliche Freiwilligen-Soldateska der californischen Grenze des edeln Glaubens lebte, daß Ausrottung die offenbare Bestimmung der indianischen Rasse sei. Mit Schwierigkeit hatte er den edeln Eifer seiner Landsleute lange genug zurückgehalten, um sie zu überzeugen, daß eine Ausnahme mit einem indianischen Wickelkinde diese Theorie nicht schwächen würde. Und er nahm sie mit nach seiner Heimstätte, einer einfachen Lichtung an den Ufern des Lachsflusses, wo nach Grenzersitte für sie gesorgt wurde.

Es war dem Verfasser augenscheinlich darum zu thun,

das Vorurtheil für die weißen Bewohner des Landes zu gewinnen, indem er diesem Kinde alle Vortheile zutheil werden ließ, die einem weißen Kinde in jenen Gegenden geboten sind. Er brauchte diese Thatsachen zur Vollendung des Gemäldes, das, auf düsterm Grunde mit düstern Farben gemalt, nun die Gestalt der Prinzessin im Vordergrunde hell genug erscheinen läßt, um unser Interesse und unsere Theilnahme für sie zu fesseln, während der tragische Ausgang von vornherein unvermeidlich erscheint. So bleibt am Schluß eine tiefe Rührung, ja ich möchte fast sagen Erschütterung zurück, die durch die Schlußworte des Verfassers, die auf jenes „reservirte Land" verweisen, das von Anfang an für die weisesten sowol wie für die niedrigsten der Geschöpfe abgesondert war, zu andächtiger Ruhe gesteigert wird.

In einem andern Stücke: „Das Glück des Brüllatenlagers", schildert der Dichter, wie eine Horde roher Gesellen durch die Geburt eines Kindes, die in ihrer Mitte stattfindet, wobei die Mutter des Kindes stirbt, zu Ordnung, Fleiß, Ruhe und Reinlichkeit zurückgeführt werden. Die Mutter, ein Cherokesenweib und das einzige weibliche Wesen im Ort, ist natürlich mit keinen zarten Farben geschildert. Da sie das einzige weibliche Wesen im Lager ist, muß ein Mann, „Stumgy", der, wie man glaubte, in andern Gegenden das Haupt zweier Familien gewesen war, ihr in allen Nöthen beistehen. Diese Geschichte endet damit, daß eine Ueberschwemmung das Kind mit sich fortnimmt, wobei einer der rauhen Männer sein Leben daransetzt, dasselbe zu retten. Er wird mit dem Kinde zusammen weiter unterhalb am Strome von einem Rettungsboot aufgefischt. Aber das „Glück", so nannten sie das Kind, ist todt, und Kentuck, der Retter, geht mit den Worten hinüber: „Sagt den Jungens, ich hätte jetzt das Glück bei mir."

Man sieht wohl, daß in den Erzählungen eine Aehnlichkeit des Grundgedankens nicht verkennbar ist, aber die überaus reiche Schilderungsgabe Harte's läßt durchaus das Gefühl nicht aufkommen, als ob es so wäre. Es sind die Wehen einer immer sich neugebärenden Zeit, die in den trefflichen Schilderungen mit eiserner Gewalt Herz und Ohr ergreifen und fesseln. Wenn der Autor einmal, wie in den „Aufzeichnungen in Flut und Feld", von dem Boden des ganz Außerordentlichen in den Zuständen, wenn man sie mit den unsern vergleicht, mehr auf den festern Boden der ländererwerbenden und viehzuchttreibenden Bevölkerung hinüberschweift, erhalten seine Schilderungen größere Klarheit und Kraft.

So an einer Stelle, wo er auf Befehl der Behörden zur Schlichtung eines Rechtshandels in Betreff einiger von einem Neuangesiedelten beanspruchten Ländereien berufen war. Er reitet mit einem Sohne des letztern zu Altascar's, des ursprünglichen Eigenthümers, Wohnung. Derselbe, ein Altcalifornier spanischer Abkunft, folgt seiner Aufforderung, zur Grenzbestimmung zu reiten, nach einem Achselzucken und nach den charakteristischen Worten: „Que bueno! Eure Gerichtshöfe sind immer gerecht." Im übrigen ist in ihm weder in einer Bewegung noch in der gelassenen Ruhe, mit der er sich zu aller Hülfeleistung und Zuvorkommenheit erbietet, der Spanier einen Augenblick zu verkennen. An Ort und Stelle treffen die Gegner zusammen, und die Grenzlinien werden bestimmt:

Senor Altascar war abgestiegen und sammelte mit seinen Händen ein paar Büschel dürres Gras. Er erhob sich bald nachher aus seiner gebückten Stellung, und indem er bis auf ein paar Schritte vor Joseph Tryan (seinen Gegner) hintrat, sagte er mit einer von Leidenschaft unterbrochenen Stimme: „Und ich, Fernando Jesus Maria Altascar, setze Euch in Besitz meines Landes nach der Weise meines Vaterlandes." Er warf die Grasbüschel nach jeder der Hauptwindrichtungen. „Ich kenne Euere Gerichtshöfe, Euere Richter, Euere Corregidoren nicht. Nehmt hin den Llano und nehmt Folgendes dazu: Möge die Dürre Euer Vieh treffen, bis seine Zunge heraushängt, so weit als die Euerer verlogenen Advocaten! Möge es der Fluch und die Qual Euerer alten Tage sein, wie Ihr und die Eurigen es zu dem der meinigen gemacht habt."

Nach einer von ihm nur halbverstandenen höhnischen Gegenrede seines Gegners, in der dieser ihm seine Liederlichkeit und seinen Stolz vorwirft, und nachdem die beiden Zuschauer zwischen die Streitenden getreten waren, endet diese Scene, die durch Altascar's Leidenschaft zu einer tragischen wird und mit dessen Worten schließt:

„Räuber des Sakraments! Oeffne sie nicht, öffne deine verlogenen Judaslippen nicht gegen mich, sage ich dir! Ha, du Halbblut mit der Seele eines Cayote! — Car-r-ramba!" Mit dieser Leidenschaft, die unter den Consonanten widerhallte wie ferner Donner, legte er die Hand auf die Mähne des Pferdes, wie wenn sie die grauen Locken seines Gegners gewesen wäre, schwang sich in den Sattel und galopirte davon.

Die Trefflichkeit dieser Zeichnung des Altcaliforniers kann nur der ganz würdigen, der mit Spanisch-Amerikanern schon verkehrt hat und diese im Grunde edelmüthigen, aber liederlichen und leidenschaftlichen Menschen kennt. So scharf, mit wenigen Strichen und an einem einzelnen Beispiele den Charakter eines Volks zu skizziren und ihn mit dramatischer Lebendigkeit vor die Seele des Lesers zu zaubern, das vermag nur ein Genie, und ein solches ist Bret Harte entschieden.

Die grausame Vergeltung, welche die Natur an dem augenscheinlich unrechtmäßig eingedrungenen Tryan nimmt, indem eine große Ueberschwemmung ihm, dem Neuling, der die Gefahren der Gegend nicht kennt, Haus, Hof und endlich den Verstand raubt, ist ein in großen und schönen Zügen entworfenes Gemälde, das die tiefsten Saiten der Empfindung harmonisch erklingen macht. Es ist nichts Unwahres, auch nichts Kleines hier, das den ungetrübten Blick in die Höhen der Dichtkunst hemmen könnte, wie es leider in den übrigen Schilderungen zuweilen passirt, wenn man die Verhältnisse nicht kennt. Daß der Dichter auch hier nach seiner besondern Liebhaberei den einzigen tüchtigen Sohn Tryan's, George, der mit der Tochter Altascar's, Pegita, auf dem bestmöglichen Friedensfuße steht, und den Altascar, wie alle die ihn kennen, liebt, nach heroischen Rettungsthaten in den Wellen auf einem Indianer-Grabhügel, auf dem der Winkel jener Vermessung bezeichnet worden war, verschmachten läßt, nachdem er als letzte That des Edelmuths sein Pferd freigelassen, damit es sich durch Schwimmen errette, ist eine Zugeständniß, das der Verfasser den eigenthümlichen Anschauungen der Bewohner Californiens machte, das jedoch auf falschen Prämissen ruht. Es war schwer, den Sohn des geopferten Vaters und

die Tochter von dessen Todfeind zu einem glücklichen Leben auf dem nassen Grabe der Aeltern und Geschwister zu vereinen, aber der eingeschlagene Weg, die poetische Gerechtigkeit zu wahren, erscheint mir zu schroff, zu gewaltsam. Es wäre genug gewesen, wenn aus dem Unglück widrige Schicksale entstanden wären, welche die Liebenden getrennt und erst nach harten Prüfungen ihre Hände ineinandergefügt hätten. In der Vereinigung Pegita's und George's hätte sich die weltgeschichtliche Lösung der in der trefflichen Erzählung aufgeworfenen Frage wie von selbst ergeben. Wie es ist, bleibt ein Grad von Erschütterung und Rührung zurück, der keineswegs jene künstlerische Befriedigung, die nothwendigerweise vorhanden sein sollte, ersetzt.

Der Verfasser, so scheint es, kokettirt nun mit dem rührungsbedürftigen Leser, der ihm in den andern Erzählungen mit ähnlichem Ausgang mit vollem Herzen entgegenkam. Aber er vergißt, daß jene Lösungen ihre volle Berechtigung in den Zuständen selbst hatten, die durchaus nur vorübergehend sind. Hier aber hat er höhere Rücksichten zur Wahrung der künstlerischen Gerechtigkeit zu nehmen, und wenn ich trotzdem gerade die „Aufzeichnungen in Flut und Feld" als zu dem Besten in der ganzen Sammlung gehörend hinstellen möchte, so ist dieses Urtheil in der schönen Anlage und in der trefflichen Ausarbeitung der mustergültigen Charakteristik begründet, die Land und Leute mit einem großen Federstrich kühn vor das Auge zaubert.

Wenn ich über die vorliegende Sammlung der „Argonautengeschichten", von denen verschiedene, so etwa „Mliß" und andere, in jeder Beziehung das Beste, was auf dem Gebiete der Novellistik geschaffen worden ist, herausfordern und überragen, ein kurzes Urtheil sprechen soll, so nenne ich sie: genial, aber nicht durchweg künstlerisch abgerundet und ausgereift. Wenn dieselbe innere Einheit zuweilen der Gleichförmigkeit wegen störend wirken könnte, so bildet sie doch auch wieder das Band, das dieses im Entstehen schon vom Verfall bedrohte Gebäude aufrecht erhält. Die Weltordnung sieht aus allen Fenstern mit demselben verweinten Gesicht heraus und spricht mit von Rührung erstickter Stimme; aber aus der Pforte tritt uns die schöne menschliche Gestalt des Dichters mit froher zuversichtlicher Miene entgegen und söhnt uns mit seiner ganzen Schöpfung aus. Daß er aus diesen Zuständen hervorgegangen, sie belebt hat mit dem unsterblichen Hauche der Dichtkunst, das erfüllt uns mit froher Zuversicht und stärkt uns im Glauben an die Bestimmung des Menschen.

Ich will noch eine Probe seiner Schilderungsgabe geben, die hier am Schluß dieser Besprechung Zeugniß ablegen mag, daß ich wol über Bret Harte geschrieben habe, nicht aber ihm etwas von seiner bedeutsamen Größe habe nehmen wollen, die ihn zu den ausgezeichnetsten Geistern auf dem Gebiete der Schilderung hinaufträgt.

In der „Sage vom Monte del Diablo" ist es, wo der Versucher einem frommen Padre auf einem Berge erscheint und ihn einen Blick thun läßt in Zukunft und Vergangenheit. Da ziehen zuerst die entweichenden Gestalten der Landsleute des spanischen Padre nach Westen ab, besteigen ihre Schiffe und verlassen die Küste, und wie er nun auf des Versuchers Aufforderung sich ostwärts wendet, da bemerkt er, wie die Sonne eben aufgehen will.

„Indem sie mit ihren hellen Strahlen durch die Pässe der schneebedeckten Berge in der Ferne heraustrat, erschien eine seltsame, bunte Menge. Statt der dunkeln und romantischen Züge des letzten Zugs von Phantomen, die er gesehen erblickte der Padre mit eigenthümlicher Ergriffenheit die blauen Augen und die Flachshaare eines sächsischen Geschlechts. An der Stelle martialischer Melodien und des Geräusches kriegerischer Musik vernahm das Ohr von drunten her ein seltsames Gewirr von harten Kehllauten und eigenthümlich gezischten Tönen. Statt des feierlichen Trittes und der wichtigen Miene der Ritterleute der frühern Vision kamen sie stoßweise, eiligen Ganges, keuchend und großthuend heran. Und als sie vorüber waren, bemerkte der gute Vater, daß riesige Bäume wie vom Hauch des Tornado niedergestürzt und die Eingeweide der Erde aufgewühlt und zerrissen wurden wie von einem Erdbeben. Und umsonst sah Vater José sich nach einem heiligen Kreuz oder einem andern christlichen Symbol um. Es gab ein einziges Ding, das ein Feldzeichen zu sein schien, und er bekreuzte sich in frommem Schauder, da er bemerkte, daß es das Bild eines Bären trug."

Zur Erläuterung habe ich zu bemerken, daß der Bär eins der Wappenschilder der Vereinigten Staaten ziert, und daß er zugleich die Gestalt war, in der, wie man sagte, den dortigen Christen der Versucher zu erscheinen pflegte. Dieser Aberglaube ist in der Wildniß leicht begreiflich. Uebrigens bemerke ich noch, daß ich für die „eigenthümliche Ergriffenheit" sowie das „Geräusch der Musik" und die „eigenthümlich gezischten Töne" den Uebersetzer und nicht den Dichter verantwortlich mache. Es ist sehr zu beklagen, daß die Speculationslust der Literaten und Verleger zu solchen Verbrechen an den Werken eines mit Recht gefeierten Dichters treibt. Es ist, als ob man frisches, kühles, aber — trübes Wasser tränke.

Hermann Riotte.

Nippsachen vom Büchertisch.

1. Selbstgespräche. Neue Aphorismen von G. von Oertzen. Stuttgart, Metzler. 1873. 8. 20 Ngr.
2. Ein Lebensspiegel. Sprüche und Sinngedichte von Hermann Dickmann (Franz Othen). Wiesbaden, Limbarth. 1873. 16. 15 Ngr.
3. Am Wege. Blicke in Gemüth und Welt in Aphorismen von J. G. Kohl. Neue Folge. Bremen, Müller. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Nippsachen — nicht anders kann ich jene literarischen Erzeugnisse nennen, welche ihren Hauptzweck darin finden, in Momenten der Muße den Geist zu erfrischen, auf eine pikante Weise den von ernsterer, angestrengterer Arbeit Ermüdeten zu reizen, wie ein Gläschen Chartreuse auf schweren Ungarwein. Man nimmt ein solches Büchlein vom Tische, nicht mit fortdauernder Thätigkeit es zu lesen, sondern durchblättert es heute und morgen und übermorgen, und freut sich der Gedankenblitze, der treffenden, schlagfertig hingeworfenen Urtheile, die man jedesmal entdeckt. Allein eben dieser Zweck des geistigen Dessert macht es, daß Aphorismen — um diese handelt es sich hier — nicht nur hingeworfene Einfälle oder zufällige Notizen für das Taschenbuch sein dürfen, sondern von Welterfahrung und Menschenkenntniß unterstützte Bleistiftskizzen eines geistreichen Künstlers, der mit wenig Strichen charakterisirt, eine prägnante Gestalt liefert, die jedermann sofort erkennt. Einen packenden Gegenstand, neu, wenigstens in der Form, unter das elektrische Licht des im Moment wirkenden Esprit zu bringen, dies ist die Aufgabe der Aphorismen, die nur zu oft mit formlos hingeworfenen Gedankenabfällen, die man unter kein einheitliches Band bringen kann, verwechselt werden.

Theilweise trifft dieser Vorwurf die unter Nr. 1 erwähnten „Selbstgespräche" von G. von Oertzen. Es findet sich so manches eben nicht mehr Unbekannte, manches Selbstverständliche darunter, dem wir nicht jenen schlagfertigen Reiz aphoristischen Blitzes abgewinnen konnten. Im großen und ganzen jedoch verdient das Büchlein, ohne hochgespannten Ansprüchen genügen zu können, immerhin empfohlen zu werden. Wir begegnen einer edeln, echt sittlichen Anschauung des Lebens, verbunden mit einer Energie, namentlich gegen conventionelle Sünden unserer modernen Gesellschaft, die ohne Uebertreibung eine scharfe Klinge zu führen weiß. Auch finden sich neben den erwähnten, stellenweise an Gemeinplätze streifenden Alltagsideen manche treffliche, originelle Blüten. Namentlich gilt dies von dem „Religion" überschriebenen zweiten Abschnitte des Werkchens, z. B.:

> Durch einen verhängnißvollen Irrthum wird die Religion häufig mit der Theologie verwechselt, die natürliche Gesundheit mit der Kunst des Apothekers. . . . . Eine Krankheit, welche jetzt weit und breit das religiöse Leben bedroht, ist jene hysterische Laientheologie. Sie schwätzt aus dem Familienverkehr die Anmuth fort und aus den Seelen Glaube, Liebe, Frieden.

Ebenso wäre einiges zu erwähnen aus dem fünften, „Glück und Leid" überschriebenen Abschnitte. Für Leser, welche nicht so sehr den Genuß suchen, welchen die funkelnden, effectvollen Brillantfeuer des vollendeten homme d'esprit bieten, als vielmehr Erfrischung, Ermunterung, ja auch Trost in den Gedanken eines gefühlvollen Menschen, der das Herz am rechten Flecke und dabei eine gewisse Lebenserfahrung, wenn auch in bescheidenen Kreisen hat, mag das Büchlein immerhin eine freundliche Gabe sein, ohne daß es auf besondere Bedeutung Anspruch machen könnte.

Entschieden bedeutender erscheinen mir die in Verse gebrachten Aphorismen von Hermann Dickmann: „Ein Lebensspiegel" (Nr. 2). Eine tiefe Lebensauffassung, ein reiches Gemüth offenbart sich hier, und wir finden eine Reihe der treffendsten Gedanken. Doch kann ich dem Büchlein darum nicht meinen unbedingten Beifall zollen, weil es in einigen seiner Abschnitte gewisse Saiten eines freigeistigen Fanatismus anschlägt. „Maß halten ist schwer!" und Dickmann versteht Maß zu halten nicht im mindesten. Wir haben Erfahrungen, die mich scheu gegen das prätentiöse Auftreten einer Freidenkerei machen, die bei unserm Autor stellenweise so frivol wird, daß gerade der maßvoll Freisinnige davon sich verletzt fühlt. Dies ist nicht die Art, wie Erkenntniß gegen Wahn kämpfen soll; so schmiedet man eher dem Gegner Waffen! In seinen Tiraden gegen die Pfaffen macht er statt Aphorismen Pasquille, von denen sich mit Fug sagen läßt, daß solche abgeschmackte, so oft schon dagewesene Poltereien eines geistvollen Mannes, wie es Dickmann offenbar ist, nicht würdig sind. Gerade um der Aufklärung willen sind derartige fanatische Ergüsse zu vermeiden. In dem vorliegenden Werke sind diese Flecken doppelt zu bedauern, weil man zugestehen muß, daß es daneben so viel des Schönen und Wahren enthält, welches dadurch in seiner ersprießlichen Wirkung gestört wird.

Das dritte der mir vorliegenden Werke: „Am Wege", von J. G. Kohl (Nr. 3), gehört allerdings dem Inhalte nach zu den Nippsachen, weniger der äußern Form nach, da es ein stattlicher Band von 28 Bogen ist. Gerade diese Dickleibigkeit schadet dem Werke, das einer bedeutenden Musterung und Reinigung bedürfte, um das vorhandene Edelmetall von Schlacken zu sondern. Solche Sammlungen von Aphorismen dürfen einen sehr beschränkten Raum nie überschreiten. Sie verfallen sonst in der Regel, wie dies auch bei Kohl geschieht, in eine Breite, die sie vom Hundertsten zum Tausendsten und damit sehr häufig zu Stoffen kommen läßt, die für Aphorismen völlig ungeeignet, dem gebildeten Leser langweilig sind. Kohl gibt hiervon ein Beispiel, indem er unter sehr vielen, tiefgehende Fragen behandelnden Gedanken uns, als wollte er uns mit Absicht ernüchtern, Lehren über das Verhalten bei Tische, über heiße Suppe, Schlürfen u. s. w. zum besten gibt, wenngleich sich unter diesen Complimentirbuchartikeln einige treffliche Bemerkungen über die Aesthetik der Mahlzeiten befinden. Die Dickleibigkeit, welche das Buch als Ganzes charakterisirt, klebt schädlich auch einigen der sogenannten Aphorismen an, welche eben damit aufhören, Aphorismen zu sein.

Sie werden zu kleinen Aufsätzen, die recht gute Gedanken enthalten, aber gerade das Schlagende, den blitzartigen scharfen Esprit vermissen lassen und ihn durch einen schleppenden Abhandlungston ersetzen. Wenn wir daher das Treffliche vieler Gedanken bei Kohl nicht leugnen wollen, so können wir doch seinen Aufsätzen nicht den Namen „Aphorismen" geben, und es scheint uns, als hätte der Autor den Titel nur gewählt, weil ihm für diese kleinen, im Durchschnitte sehr hübschen Aufsätze kein anderer Name einfiel. Doch hätten wir als „Aufsätze" oder „Betrachtungen" sehr gern gelobt, was wir als „Aphorismen" tadeln müssen, denn als solche haben sie ihre Form fast durchweg verfehlt.

Schließlich haben wir unter diesen Nippsachen noch eine Erscheinung zu besprechen, welche mit den vorstehenden Aphorismen nichts gemein hat als eben den Charakter der Nippsache:

4. Die Anfänge der Lebensweisheit von F. A. von Hartsen. Leipzig, Thomas. 1874. Gr. 16. 10 Ngr.

Hr. von Hartsen gibt an, die Anregung zu seinem Werkchen aus Machiavelli's „Principe" erhalten zu haben, und will uns nach Art der Staatspolitik des berühmten Italieners eine kleine Privatpolitik für den Hausgebrauch zum besten geben. Er sieht den Gipfelpunkt der Lebensweisheit in der Erreichung des größten subjectiven Glücks, und er betrachtet danach die Ethik nur vom Utilitätsstandpunkte; das Gute ist ihm nur insofern erstrebenswerth, als das Böse stets in einer oder der andern Weise Ungelegenheiten, Unglück bringt. Ihm sind daher die Begriffe „Pflicht", „Uneigennützigkeit" leere Worte, die hohen ethischen Eigenschaften werden von ihm gerade aus ihrer höchsten idealen Sphäre herabgezogen, und aus dem Ganzen schmiedet er eine Utilitätsreligion zusammen, welche doppelt bedenklich wird, da er sich an die Adresse der „deutschen Tugend" wendet. Manchmal zeigt er ganz eigenthümliche Begriffe gewisser Worte, z. B. wenn er sagt: „Geringschätzung schließt Liebe nicht aus! Wir lieben ja auch das Kind, ohne es hochzuschätzen! (!)" Indem er höhere Motive als das der Utilität, persönlich glücklich zu werden, nicht leugnen kann, verwickelt sich der Autor in Widersprüche und wird zu Spitzfindigkeiten und Sophismen genöthigt, um sein Princip der Lebensweisheit allen sittlichen Erscheinungen gegenüber aufrecht erhalten zu können. Es genügen diese Worte für ein Werk, welches im wesentlichen nur als Spielerei mit philosophischen Fragen ohne jede Bedeutung betrachtet werden muß, bei dieser Spielerei aber Grundsätze aufstellt, von denen wir wünschen, daß sie nicht an ihre Adresse, die deutsche Tugend, gelangen.

Theodor von der Ammer.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In „The Academy" vom 10. Januar bespricht Edward Caird die von William Wallace im vorigen Jahre veröffentlichte Uebersetzung der Hegel'schen „Logik", die er im ganzen für vortrefflich erklärt. Der Band selbst, sagt er, sei der bedeutendste Beitrag zur Kenntniß der spätern deutschen Philosophie, der in England erschienen, mit Ausnahme der Werke des Dr. Hutchison Stirling (des Verfassers des „The Secret of Hegel" u. s. w.). In den vorangehenden „Prolegomena" hat der Uebersetzer Hegel's Einleitung zur „Encyklopädie" mit so zahlreichen Erläuterungen versehen, daß sie dem englischen Leser viel verständlicher gemacht und ihr Verhältniß zu den in England herrschenden philosophischen Systemen gezeigt wird. In den letztern Kapiteln der „Prolegomena" hat Wallace auch einen laufenden Commentar zur „Logik" gegeben, der nach Caird so ausgezeichnet sein soll, daß man nur wünschen könne, er wäre ausführlicher. Gerade dort, wo die Schwierigkeit Hegel's ihren Höhepunkt erreicht, werde Wallace's Erläuterung am dürftigsten.

In derselben Nummer bespricht Max Müller die „Trojanischen Alterthümer" und „Photographische Abbildungen zu dem Bericht" von Heinrich Schliemann. Er ist der Ansicht, daß Schliemann's Entdeckungen in Troja bisjetzt kaum die Anerkennung gefunden haben, die sie verdienen, und sagt: „Ohne auf die Frage nach dem genauen Datum oder dem Ursprung der Denkmäler, die er glücklicherweise ans Licht gegebracht, einzugehen, bleibt doch die Thatsache stehen, daß eine höchst vollkommene Sammlung von Alterthümern ausgegraben worden, welche in Anbetracht der Oertlichkeit, wo sie aufgefunden worden sind, einiges Licht auf Troja und seinen Sagenkreis werfen dürfte, und welche, selbst wenn sie sich als etwas ganz anderes als den «Schatz des Priamos» erweisen sollte, ihren Platz stets neben den werthvollsten Schätzen, welche in unserm Jahrhundert dem Boden Griechenlands, Aegyptens und Ninives entrissen worden sind, behalten werden."

In der Nummer vom 31. Januar befindet sich eine sechs Spalten lange, bis auf einzelne kleine Ausstellungen sehr anerkennende Recension der „Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit" von J. H. von Mädler, aus der Feder des W. H. M. Christie.

Der „Saturday Review" vom 21. Februar entnehmen wir folgende Notizen: „Karl von Noorden's «Europäische Geschichte vom 18. Jahrhundert, Abth. I. Der spanische Erbfolgekrieg» (Bd. 2), verdient einen ehrenvollen Platz in der Reihe nützlicher, praktischer und kunstgerechter Geschichten, mit welchen Deutschland gegenwärtig die europäische Literatur bereichert. Die in dieser Zahl mit inbegriffenen Werke kann man als der Schule Ranke's angehörig bezeichnen, deren Verfasser es sich mehr zur Aufgabe gestellt haben, die dunkele und gewundene Politik der Cabinete aufzuklären, als, wie Michelet und Macaulay, scharf gezeichnete Bilder aus dem Leben der Völker zu entwerfen. . . . Von Noorden's Geschichte, ein vortreffliches Muster dieser Klasse, ist augenscheinlich auf die gründliche Kenntniß der Politik des Zeitraums gestützt, und diese zeigt sich mehr in der Zusammenfassung der Resultate als in der Anhäufung von Nachweisungen und drängt sich nie pedantisch vor. Zugleich jedoch fehlt es ihm durchaus nicht an den gewöhnlichen und traditionellen Eigenschaften eines Historikers, wie man aus der lichtvollen Behandlung der Schlachten, Belagerungen und Feldzüge und aus solchen meisterhaften, kurzgefaßten Darstellungen wie die Umrisse von der Lage Polens und Portugals beim Beginn des Kriegs ersehen kann."

„A. von Dressel's «Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts» u. s. w., die sich auf die Geschichte des deutschen Reichs während dieses Zeitraums beziehen, versprechen eine höchst werthvolle Sammlung von Staatsurkunden zu werden."*

„Napoleon's I. Fahrt von Fontainebleau nach Elba" von J. A. Freiherrn von Helfert, „vermehrt zwar unser Wissen von dem Gegenstande nicht sehr; dennoch muß man dem Herausgeber das Verdienst einräumen, daß er aus alten und neuen Quellen ein sehr anziehendes Buch zusammenzusetzen verstanden hat."

„Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler", bearbeitet von H. Uhde, „ist ein ebenso inhaltreiches wie einfaches und echtes Buch".

Von dem Werke „Nach dem griechischen Orient, Reisestudien von K. B. Stark", spricht die „Saturday Review" ebenfalls sehr anerkennend.

„Der Staat und die katholische Kirche im Großherzogthum Baden" u. s. w. von Emil Friedberg, „welches vom rein juristischen Gesichtspunkte aus geschrieben, ist von großem Werthe, schon wegen des reichhaltigen Anhangs von amtlichen Urkunden. Man muß jedoch sagen, daß des Verfassers eigener Stil nach dem von diesen Urkunden gegebenen Muster gebildet zu sein scheint."

„Die theistische Weltansicht und ihre Berechtigung" von J. H. Fichte gibt dem Recensenten Anlaß zu folgenden etwas eigenthümlichen und nicht immer genauen oder den Thatsachen entsprechenden Bemerkungen: „Eduard von Hartmann's Philosophie wird immer mehr zum Gegenstand der Erörterung in Deutschland. Der hauptsächlichste Grund seines Erfolgs, abgesehen von dem Geschick und der Lebendigkeit der Darstellung, ist ohne Zweifel der, daß sie von allen vorhandenen Philosophien die am wenigsten metaphysische ist und die, in welcher den Beobachtungen der Naturwissenschaft die größte Achtung gezollt wird. Hartmann würde nie Hegel's Irrthum begangen haben, mit Newton auf bloße a priori-Gründe hinzustreben. Seine Ansichten sind gänzlich auf die Prüfung der Natur gegründet. Die aus dieser Beobachtung hergeleitete Lehre bietet jedoch keine schlagende Neuheit. Hartmann's «Unbewußtes» ist nichts als Spinoza's natura naturans vom Gesichtspunkte der heutigen Wissenschaft aus betrachtet, und in seiner praktischen Anwendung reproducirt seine Philosophie die Ethik Schopenhauer's. Die Spinozistischen und Schopenhauer'schen Hälften des Systems scheinen keinen nothwendigen Zusammenhang zu haben. Spinoza, der consequenteste Denker, war wesentlich Optimist, und der Unterschied zwischen ihm und seinen neuern Vertretern ist wol zuweilen mehr Sache der Galle als des Gehirns. Dies scheint die Meinung des jüngern Fichte zu sein, dessen neuestes und fast letztwilliges (?) Werk augenscheinlich durch von Hartmann's hervorgerufen worden, obschon dieses Philosophen Name selten darin vorkommt (!). (Thatsache ist, daß Spinoza nur einigemal in Verbindung mit Leibniz genannt, während der Philosophie von Hartmann ein eigenes Kapitel, das vierte, gewidmet ist; der Recensent muß also ein für ihn besonders gedrucktes Exemplar vor sich gehabt haben, oder wie soll man sich seine Angabe sonst erklären?) Die Gesundheit und Nüchternheit der Fichte'schen Ethik ist nach den düstern Lehren der Schopenhauer'schen Schule erfrischend; seine Vertheidigung des Theismus aber ist wegen seiner Beibehaltung der alten metaphysischen Terminologie schwieriger zu würdigen. . . . Der letztere Theil seines Buchs verräth eine Neigung zum Mysticismus, die auch von Hartmann theilt, der weit davon entfernt ist, Erzählungen über somnambulistische Erscheinungen und Hellsehen mit Verachtung zu behandeln."

„J. Volkelt's „Das Unbewußte und der Pessimismus" „ist ein neuer wichtiger Beitrag zur Geschichte des Gegenstandes. Der Verfasser ist ein Jünger Hegel's; seine Methode ist streng metaphysisch, und er scheint die durch die Fortschritte der Naturwissenschaften in philosophischen Untersuchungen bewirkte Revolution, die nur der zu vergleichen ist, welche Baco durch die Anwendung der inductiven Methode in jenen Wissenschaften herbeigeführt hat, nicht zu begreifen."

„J. J. Baumann hat in seiner Schrift «Die Staatslehre des heiligen Thomas von Aquino, ein Beitrag zur Frage zwischen Kirche und Staat» eine ganz willkommene Leistung geliefert und ihr eine lichtvolle und anziehende Abhandlung vorangeschickt. . . . Zugleich scheint er nicht geneigt zu sein, die unfehlbare Kirche blos deshalb abzusetzen, um den unfehlbaren Staat deren Stelle einnehmen zu lassen; im Gegentheil drückt er seine Besorgnisse aus, daß einige der in jüngster Zeit vorgebrachten Ansichten in Betreff der sittlichen Mission des Staats zur Gründung eines Despotismus führen könnten, welcher der geistigen Freiheit ebenso verderblich, wenn auch dem Leben und den Gliedmaßen der Menschen weniger gefährlich sein würde."

Ueber „Elsaß-Lothringen im Reichstag" von August Stricker sagt das Blatt: „Es ist eine nützliche Leistung, in einer umfassenden Sammlung die Gesetze, nach welchen das politische Leben dieser Provinzen fortan geregelt werden soll, sowie die Verhandlungen, welche den Animus der betheiligten Parteien offenbaren, zusammenzustellen. Nach den jüngsten Wahlen jedoch zu urtheilen, hat diese wohlgemeinte Arbeit nicht viel zur Versöhnung der Elsaß-Lothringer beigetragen; vielleicht indessen, da es in deutscher Sprache geschrieben, haben sie das Buch nicht gelesen. Es wird von Ausländern, welche, sei es von einem freundlichen oder gegnerischen Gesichtspunkt, zu studiren wünschen, wie die Deutschen mit einem eroberten Gebiete verfahren, sehr nützlich befunden werden."

Ueber „Weltpost und Luftschiffahrt", ein Vortrag von Heinrich Stephan, heißt es: „Der Verfasser ist nicht gänzlich frei von der gewöhnlichen Täuschung der Erfinder, indem er aus der durch Eisenbahnen, Telegraphen u. dgl. hervorgerufenen Opposition schließt, daß alles, was mit ähnlichem Unglauben aufgenommen wird, ebenso ausführbar sein müsse — ein offenbarer Misbrauch des Schlusses nach Analogie. Wir müssen hinzufügen, daß man uns nur schwer überzeugen würde, daß ein von Paris aufgestiegen Luftballon je in einem Gebüsch in Natal gefunden worden sei. Stephan hat indessen vollkommen recht, wenn er die Aufmerksamkeit auf eine gewöhnlich ignorirte Thatsache hinlenkt, nämlich auf den stetigen wenn auch langsamen Fortschritt der wissenschaftlichen Methode in der Luftschiffahrt und des Strebens jeder Verbesserung, des Luftfahrers Beherrschung seiner Maschine zu vergrößern. Es ist ebenfalls richtig, daß es Weltgegenden gibt, wo die Regelmäßigkeit der Luftströmung die Leitung der Ballons während eines großen Theils des Jahres verhältnißmäßig leicht machen würde. Der vom genialsten Geiste beseelte Vortrag enthält viel interessante Einzelheiten über Postangelegenheiten im allgemeinen."

Bibliographie.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. IV: Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Von W. Bagehot. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mittheilungen aus dem Göttinger anthropologischen Vereine. Im Auftrage des Vereines herausgegeben von H. v. Ihering. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 15 Ngr.

Oster, E., Anna Komnena. 3 Thle. Rastatt. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Piening, T., De tweete Reis naa den Hamborger Dom. De erste Deel. Hamburg, Richter. 8. 10 Ngr.

Der Proceß Bazaine. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt, A., Das Salz. Eine volkswirthschaftliche und finanzielle Studie. Leipzig, Bidder. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneider, K. E., Musik, Klavier und Klavierspiel. Kleine musikästhetische Vorträge. Leipzig, Leuckart. 8. 1 Thlr.

Schubert, Die Betheiligung des 12ten (königl. sächsischen) Armee-Corps an der Schlacht bei Sedan, den 1. September 1870. Mit Ordre de bataille und Plan des Schlachtfeldes. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Sippell, C., Johann Georg Estor, Kanzler der Universität Marburg. Zur Erneuerung seines Gedächtnisses bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages. Mit einem Anhang enthaltend: rechtsgeschichtliche Mittheilungen und Idiotismen aus Estor's Heimat. (Ein Supplement zu Vilmars Idiotikon.) Marburg, Braun. Gr. 8. 6 Ngr.

Strasburger, E., Ueber die Bedeutung phylogenetischer Methoden für die Erforschung lebender Wesen. Rede. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Stricker, W., Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 1stes Buch. Geschichte von Frankfurt unter K. v. Dalberg vom Untergang der Reichsstadt bis zur Beschwörung der Constitutions-Ergänzungsacte 1806—1816. Frankfurt a. M., Auffarth. 8. 10 Ngr.

Was ist Geschichte? Bazaine vor dem Kriegsgericht. Stimmen Europa's über Proceß und Urtheil vom geschichtlich-philosophischen Standpunkte beleuchtet durch einen Unparteiischen. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Ein Polarsommer.

Reise nach Lappland und Kanin.

Von **Hermann** und **Karl Aubel.**

Mit vier Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Vorliegendes Werk, das Ergebniß einer im Jahre 1869 von den Verfassern unternommenen Reise nach Lappland und der Halbinsel Kanin, bietet Geognosten, Botanikern und Zoologen wie allen Freunden der Natur mannichfaches außergewöhnliches Interesse, insofern die darin geschilderten Gegenden zu den unbekanntesten Europas gehören. Die beigegebenen sehr charakteristischen Abbildungen gewähren eine lebendige Anschauung von der eigenthümlichen Scenerie jener nordischen Länder, während die eigens zu dem Werke entworfene Karte über deren geographische Lage orientirt.

Im Verlage von **A. Kröner** in Stuttgart ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Colmar und Ludwig XIV.

(1648—1715).

Ein Beitrag zur elsässischen Städtegeschichte im siebenzehnten Jahrhundert.

Aus ungedruckten Chroniken gesammelt und herausgegeben

von **Julius Rathgeber,**

Pfarrer in den Vogesen.

8. Geheftet. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Colmar und die Schreckenszeit.

Ein Tagebuch und Aktenstücke

aus den

Revolutionsjahren 1789 — 1796.

Aus ungedruckten Quellen gesammelt und herausgegeben

von **Julius Rathgeber,**

Pfarrer in den Vogesen.

8. Geheftet. Preis 20 Sgr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Der unheilvolle Brand der straßburger Bibliothek hat das Material zu einer innern Geschichte des Elsaß auf das furchtbarste gelichtet und es würde mit einer, unserer Theilnahme für das neue Reichsland entsprechenden Kenntniß derselben traurig bestellt sein, wäre nicht in einzelnen Privatsammlungen noch manches erhalten worden. Einer solchen entstammen denn auch die beiden vorliegenden Schriften. Sie führen uns in zwei Perioden der Geschichte Colmars, der alten Reichsstadt, ein und zwar mit der ganzen Anschaulichkeit und Lebendigkeit, die nur der Mitlebende, Mithandelnde und Mitduldende solchen Schilderungen zu verleihen vermag. Sie kommen daher auch der Theilnahme des Publikums nicht nur für das Elsaß, sondern auch für die Culturgeschichte überhaupt entgegen und verdienen in hohem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit und eine weite Verbreitung.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Topographisch-chirurgische

ANATOMIE DES MENSCHEN

von

Dr. Rüdinger,

ausserordentl. Professor an der Universität, Adjunct und Prosector an der anatomischen Anstalt in München.

Dritte Abtheilung. Erste Hälfte.

(Der Kopf.)

Mit 7 Tafeln

enthaltend 20 Figuren in Lichtdruck von **Max Gemoser,** 4 Stahlstichtafeln und 12 Figuren in Holzschnitt.

Geheftet. Preis 3 Thlr. 20 Ngr., oder 6 Fl. 24 Kr.

Ueber die beiden ersten Abtheilungen dieses Buchs hat sich die medicinische und nichtmedicinische Presse im höchsten Grade anerkennend ausgesprochen.

Die Königsberger wissenschaftlichen Monats-Blätter sagen unter anderm: „dass in diesem Werke ein anatomisches Handbuch zu begrüssen sei, das auf dem Schreibtische eines jeden Mediciners zu liegen verdiene“.

Eine Berliner medicinische Zeitung äussert sich über das Buch in folgender Weise: „Wir beeilen uns, unsere Leser auf ein eben erschienenes Werk aufmerksam zu machen, welches mehr wie jedes andere ähnliche geeignet erscheint, eine fühlbare Lücke in der medinischen Literatur auszufüllen. Wir sind überzeugt, dass dieses neue Werk Rüdinger's jedem Mediciner sowohl in Hinsicht auf den wissenschaftlichen Geist, der in demselben herrscht, als in Beziehung auf seine Brauchbarkeit zusagen wird.“

Die erste Hälfte der dritten Abtheilung behandelt die topographisch-chirurgische Anatomie des Kopfes. Ein klarer, acht Bogen starker Text bespricht alles Wissenwerthe über die Topographie des Kopfes und Gesichtes mit besonderer Rücksicht auf die Anforderungen des praktischen Arztes und des Studirenden der Medicin. Sieben prachtvolle farbige Lichtdrucktafeln, vier Stahlstichtafeln aus des Verfassers Anatomie der menschlichen Gehirnnerven, eine Tafel über die Windungen des Grosshirns und elf Holzschnitte schmücken das neue Heft. Für die folgenden Abtheilungen sind die Tafeln schon in den Händen der Verlagsbuchhandlung.

☛ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Krylóf's sämmtliche Fabeln.

Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von

Ferdinand Löwe.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krylóf's Fabeln, das beliebteste russische Volksbuch, erscheinen hier zum ersten male in deutscher Uebersetzung und werden sicher durch ihre Schlagfertigkeit und ihren natürlichen, harmlosen Witz auch in Deutschland zahlreiche Freunde gewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr **Eduard Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 13. — 26. März 1874.

Zur Kritik der Hartmann'schen Philosophie des Unbewußten.

1. Das Facit aus E. von Hartmann's Philosophie des Unbewußten. Gezogen von Gustav Knauer. Berlin, L. Heimann. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
2. Das Unbewußte und der Pessimismus. Studien zur modernen Geistesbewegung von Johannes Volkelt. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Gegen die überlauten und übertriebenen Lobeserhebungen, die anfangs von der Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten" gemacht wurden, konnte die Reaction nicht ausbleiben. Denn, wie Schopenhauer richtig bemerkt, es ist leicht begreiflich, daß ein Ruhm, der schnell erfolgt, auch früh erlischt, und auch hier heißt es: quod cito fit, cito perit.*) Ein schnell eintretender Ruhm ist *immer* ein verdächtiges Zeichen, weil Leistungen, deren Werth die Menge so bald und so willig anerkennt, nicht *sehr hoch* über der Capacität der Menge stehen können. In der Regel wird der Ruhm, je länger er zu dauern hat, desto später eintreten, wie ja alles Vorzügliche langsam heranreift. Der Ruhm, welcher zum Nachruhm werden will, gleicht nach Schopenhauer's treffendem Gleichniß einer Eiche, die aus ihrem Samen sehr langsam emporwächst; der leichte, ephemere Ruhm den einjährigen, schnell wachsenden Pflanzen, und der falsche Ruhm gar dem rasch hervorschießenden Unkraute, das schleunigst ausgerottet wird. („Parerga", I, 418 und II, 499.)

Für Hartmann's Ruhm trat die Peripetie mit J. C. Fischer's „Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes" (Leipzig 1872) ein. Seitdem ist die anti-Hartmann'sche Literatur noch im Wachsen begriffen. Aber, wie es zu gehen pflegt, das, was die Gegner dem System Hartmann's entgegensetzen, ist meistens nicht minder unhaltbar als dieses. Indem sie Hartmann's Blößen aufzudecken bemüht sind, geben sie sich selbst die ungeheuersten Blößen.

Hartmann's Philosophie ist in ihrem rein metaphysischen Theile die purste Mythologie, wie jedes kosmogonische, vom Weltproceß fabelnde System. Nicht etwa blos die Religionen haben ihre Mythologie, sondern auch die metaphysischen, über das Gebiet der Erfahrung hinausschweifenden Systeme. Der Unterschied ist nur dieser, daß in den Religionen die Mythologie Göttergeschichte ist, in den metaphysischen Systemen hingegen Geschichte abstracter Gottheiten, Geschichte hypostasirter Begriffe oder Ideen.

In diesem Sinne war Fichte's, Schelling's, Hegel's und zum Theil auch noch Schopenhauer's System Mythologie, obgleich an Schopenhauer zu rühmen ist, daß er mit seiner Auffassung der Aufgabe der Philosophie jenem mythologischen Philosophiren ein Ende zu machen suchte; denn er lehrte, die wahre Philosophie suche keineswegs das Woher und Wozu der Welt, sondern blos das Was derselben. Jeder sei noch himmelweit von einer philosophischen Erkenntniß der Welt entfernt, der vermeint, das Wesen derselben historisch fassen zu können. Solches historische Philosophiren liefere in den meisten Fällen eine Kosmogonie, die viele Varietäten zuläßt, sonst aber auch ein Emanationssystem, Abfallslehre, oder endlich, wenn aus Verzweiflung über fruchtlose Versuche auf jenen Wegen, auf den letzten Weg getrieben, umgekehrt eine Lehre vom steten Werden, Entsprießen, Hervortreten ans Licht aus dem Dunkeln, dem finstern Grund, Urgrund, Ungrund „und was dergleichen Gefasels mehr ist". („Welt als Wille und Vorstellung", I, 322.)

Ist nun etwa Hartmann dem hier von Schopenhauer gerügten Fehler entgangen? Ist seine Philosophie keine mythologische mehr? Es scheint zwar so, wenn man das Titelmotto der „Philosophie des Unbewußten": „Speculative Resultate nach inductiv-naturwissenschaftlicher Methode" und sodann die Nachweisungen des Unbewußten in der Leiblichkeit und des Unbewußten im menschlichen

*) Wir können einer Anwendung dieses Satzes auf das Hartmann'sche Werk nicht beistimmen; das Werk bezeichnet eine nicht unwichtige Etape in dem Entwickelungsgang der neuern Philosophie. D. Red.

Geiste (im Abschnitt A und B) liest. Aber kommt man an die „Metaphysik des Unbewußten" (Abschnitt C), so sieht man bald, wenn es einem nicht schon im Vorhergehenden klar geworden ist, daß Hartmann, anstatt die Schopenhauer'sche inductive Philosophie wahrhaft zu verbessern und weiter zu bilden, nur das alte kosmogonische Philosophiren der positiven Philosophie Schelling's zurückgefallen ist. Da wir Schelling's Vorlesungen in Berlin selbst zu hören das Glück gehabt, so wurden wir bei der ersten Lektüre der Hartmann'schen „Metaphysik des Unbewußten" sofort an Schelling erinnert und mußten über diese Anklänge an Schelling ebenso den Kopf schütteln, wie wir es über diesen selbst schon während seiner Vorlesungen in Berlin hatten thun müssen.

Hartmann hat in der That zu den metaphysischen Mythologien Fichte's, Schelling's und Hegel's nur eine neue, etwas modificirte metaphysische Mythologie hinzugefügt, anstatt dieses mythologische Philosophiren gänzlich aufzugeben, wie Schopenhauer gefordert hatte. Die Kritik der „Philosophie des Unbewußten" müßte sich also hauptsächlich und vor allen Dingen gegen diesen Rückfall Hartmann's wenden. Aber was thun die meisten Kritiker Hartmann's? Sie setzen seiner Mythologie des Unbewußten nur eine andere Mythologie entgegen. Auch die beiden in der Ueberschrift genannten Kritiker, Knauer und Volkelt, sind hiervon nicht ausgenommen. Auch sie sind Mythologen, nur setzt der eine (Knauer) dem „Unbewußten" Hartmann's die Mythologie des kirchlichen Dogmas von Gott Vater und Sohn, der andere (Volkelt) die Mythologie des dialektischen Processes der Hegel'schen absoluten Idee entgegen.

Gehen wir nun etwas näher auf die beiden genannten Schriften ein. Den Verfasser der ersten: „Das Facit aus E. von Hartmann's Philosophie des Unbewußten", G. Knauer, haben die bisherigen Beurtheilungen der „Philosophie des Unbewußten" unbefriedigt gelassen, weil sie in keiner ihn befriedigenden Weise das philosophische Facit „dieses Schoskindes unserer Tage" gezogen. Er versucht daher selbst, dieses Facit zu ziehen. Zu diesem Behuf sondert er den eigentlich philosophischen Theil des Hartmann'schen Werks von dem naturwissenschaftlichen:

Die Schrift von Hartmann's ist außerordentlich reich mit naturwissenschaftlichen Datis ausstaffirt, die meist naturwissenschaftlichen Werken entnommen und geschickt zusammengestellt sind. Diese Data und Ausführungen, durch deren Ausscheiden der dicke Leib der Philosophie des Unbewußten zur Schmächtigkeit zusammenschrumpfen würde, gehören nicht zur Philosophie des Unbewußten, zu ihr gehören nur die daran geknüpften Schlüsse. Mag man der Belesenheit von Hartmann's in Bezug auf die neuesten Forschungen über die Natur, mag man seiner Kunst in Zusammenstellung gewisser Resultate alles Lob angedeihen lassen: das hat mit seiner Philosophie nichts zu schaffen, und nur um diese handelt es sich für uns.

Knauer zieht das psychologische Facit, das metaphysische Facit, das Facit an praktischer Philosophie und an Philosophie der Geschichte, das ethische Facit, das Facit für die Geschichte der Philosophie, endlich „das unbewußte zum Theismus überführende positive Facit" der Philosophie des Unbewußten; vor allen diesen Facits aber gibt er folgende allgemeine Charakteristik der Philosophie des Unbewußten, aus der schon hervorgeht, daß die nachfolgenden Facits nicht eben sehr günstig ausfallen werden:

Man hat auch den Stil, in dem diese Philosophie des Unbewußten geschrieben ist, ungemein belobt. Nun ja, wer vielleicht eben vom Studium des großen Hegel, eines Vorläufers von von Hartmann, kommt und dann zu diesem, zu von Hartmann selbst sich wendet, dem wird es freilich sein, als käme er aus einer mit Miasmen geschwängerten Stickluft auf freie Bergeshöhen. Aber an diesen Bergen hängen immerhin dicke Nebel. Das „Unbewußte" selbst — wir werden es zeigen — ist nur ein Nebel-Conglomerat; die Bezeichnung „Philosophie des Unbewußten" ist ganz nebelhaft; kein Wunder, daß trotz einer im ganzen zu rühmenden Darstellungsgabe es an wüsten Partien nicht fehlt. Der Verfasser zaubert Nebelbilder aus seiner Laterna-magica; kein Wunder, daß er im Eifer hier und da sich selbst widerlegt, daß auch der poetische Anflug seines Stils sich nicht eben überall in treffenden Bildern bewegt (wie J. C. Fischer ihm nachgewiesen). Wir vertrauen uns der Führung des Philosophen an und haben hinter uns die reine Luft der Mutter Natur mit hellem Sonnenschein, in dem allerlei Gethier sich lustig tummelt, allerlei Geschmeiß summt und brummt, auch die Pflanzenwelt ihren Schmuck entfaltet; aber vorwärts führt der Weg durch Nebel und Düster, bis wir endlich vor einem tiefen Abgrund stehen, in den wir nur mit Schauder hinabblicken. Wenn die Zeit reif ist, ruft der Philosoph uns zu — dann muß die Menschheit hier hinunterspringen, aber ich thue es noch nicht und verlange es jetzt auch noch nicht von euch; vorläufig noch zurück ins Leben, auf die sonnige Höhe! Aber behaltet im Auge und vergeßt es ja nicht: da hinunter geht der Weg! So ruft also diese Philosophie uns zu, nicht: durch Nacht zum Licht, sondern: durch Licht zur Nacht! Glücklicherweise aber ist diese Nacht nur ein Phantasma, wie wir finden werden.

Das πρῶτον ψεῦδος der Hartmann'schen Metaphysik ist nach Knauer dieses: Sie kennt nicht den Unterschied zwischen Substanz und Accidenz, sie weiß nichts von der Bedeutung dieser Correlatbegriffe der einen von den drei Kategorien der Relation, welche Kant's Kritik aufgewiesen und welche auch Akantianer und Antikantianer als Kategorie anzuerkennen nicht umhin gekonnt haben.

Was, fragt Knauer, sind „bewußt" und „unbewußt" für Begriffe? Sind es Substanz- oder Accidenzbegriffe? Es sind, antwortet er, Accidenzbegriffe und können bis zum Jüngsten Tage nicht aufhören, solche zu sein und zu bleiben, und können nimmer Substanzbegriffe werden, „und wenn sie tausendmal versuchten, aus ihrer Haut herauszufahren".

Ja, es sind nach Knauer nicht einmal Accidenzbegriffe, die man unmittelbar von Substanzen aussagen kann, sondern solche, die erst wieder andern Accidenzbegriffen beigelegt werden müssen, die also nur mittelbar auf Substanzen anwendbar sind. Denn „bewußt" und „unbewußt" lassen sich von Rechts wegen nur auf Vorstellungen, Triebe, Begehrungen, Gefühle beziehen und von diesen aussagen. Vorstellungen, Begehrungen, Triebe, Gefühle sind aber keine Substanzen und ihre Begriffe keine Substanzbegriffe; vielmehr sind es selbst nur Accidentien jener Substanzen, die man Seelen nennt.

Knauer gibt zwar zu, daß auch Hartmann das „Unbewußte" zunächst nur als Accidenzbegriff gebraucht, indem er es den „Vorstellungen" oder dem „Willen" beilegt. Aber nach und nach verwandele Hartmann diesen Accidenzbegriff in einen Substanzbegriff, ja er lasse das Unbewußte sich als allumfassende Substanz, als Ur- und Grundsubstanz des Alls geberden:

Wäre das Unbewußte wirklich auch ein Substanzbegriff, so würde es sich doch noch fragen, ob das Wesen, dem der Be-

griff mit begrifflicher Berechtigung beigelegt werden kann, auch
wirklich in der Welt existirt. So ist „Centaur" Substanz-
begriff, aber damit ist noch nicht ausgemacht, ob es wirklich
auch in der Welt Centauren gibt oder gegeben hat. Aber was
soll man dazu sagen, wenn nun gar ein Accidenz zur Sub-
stanz gemacht wird und diese Substanz eo ipso als existirend
gelten soll! Man kann sich kaum einen nichtswürdigern meta-
physischen Fehler denken; aber freilich das philosophisch-dogma-
tische Hin- und Herreden des 19. Jahrhunderts hat ja längst
verlernt, die Worte so zu brauchen, wie sie allein zu brauchen
sind. Wenn man erkannt hat, wie der Philosoph des Un-
bewußten blos durch eine solche dreiste Erschleichung, durch
Umwandlung eines Accidenzbegriffs in einen Substanzbegriff
dazu gekommen ist, seine Metaphysik aufzubauen, so ist der
ganze staunenerregende Zauber auf einmal dahin, so ist alles
weg gleich der Fata-Morgana der Wüste.

Außerdem hebt Knauer hervor, daß das „Unbewußte"
nicht einmal ein positiver, sondern ein negativer Accidenzbegriff
sei; ferner daß es dazu noch ein Collectivum sei; ferner
daß Versuche, das „Unbewußte" in fremde Sprachen zu
übersetzen, sattsam zeigen würden, daß nicht etwa wir
vom Unbewußten abhängig sind, wie von Hartmann es
darstellt, sondern daß das Unbewußte ganz und gar ab-
hängig ist von uns:

Es stellt sich heraus, daß nur in unserer deutschen Sprache
diese Spottgeburt des Unbewußten als Substanz zu Tage ge-
fördert werden konnte; sie ist erzeugt durch einen schmachvollen
Misbrauch der Biegsamkeit und Gelenkigkeit unserer herrlichen
deutschen Sprache. Ob freilich, nachdem „das Unbewußte"
einmal in deutscher Sprache erfunden ist, nicht Ueberſetzer Mittel
finden werden, dieses Unbewußte auch mit seiner Umnebelung
und seinem Wahne in andere Sprachen einzuschmuggeln, will
ich nicht für unmöglich halten; aber so viel steht mir fest, daß
in keiner andern Sprache als in unserer deutschen die Erfin-
dung dieses Idols selbst gemacht werden konnte.

Knauer thut sich viel zugute auf seine Entdeckung,
daß das Unbewußte nur ein in einen Substanzbegriff
taschenspielerisch verwandelter Accidenzbegriff sei, und zwar
ein Accidenzbegriff, der selbst wieder nur von andern
Accidenzbegriffen prädicirt werden könne. Um die Hart-
mann'sche Erschleichung recht anschaulich zu machen und
recht schlagend zu zeigen, wie die Lobredner von Hart-
mann's sich durch dieselbe haben dupiren lassen, nimmt
er einen andern Accidenzbegriff zur Erläuterung:

Man nehme doch einmal einen andern Accidenzbegriff, der
auch wieder von Accidentien ausgesprochen zu werden pflegt,
und zwar sogar einen Begriff in positiver Wortform, auch
nicht einmal einen psychologischen, z. B. hell, „das Helle" —
und sehe, ob man nicht damit ähnliche Sprünge thun kann
wie mit dem Unbewußten. Hell ist der Tag, hell sind Farben,
auch die Nacht ist noch ein wenig hell — hell nennt man Töne,
hell nennt man sogar Vorstellungen. Nun wohl, tritt hervor
hinter den Coulissen, du „Helles"! Das Helle ist allmächtig,
allgegenwärtig, allwissend, allweise; es erkrankt nicht, es er-
müdet nicht, es schwankt und zweifelt nicht; das Helle ist das
All-Eine; u. s. w. Ich will ein gut Theil aus der „Meta-
physik des Unbewußten" ausschreiben und will es von meinem
„Hellen" aussagen, und man wird mir zugestehen müssen, daß
ich gerade so ehrlich und redlich mein „Helles" herausputze und
ausstaffire wie von Hartmann sein „Unbewußtes". Werden
die Lobredner der Philosophie des Unbewußten daraus erkennen,
wie diese Philosophie sie dupirt hat?

Knauer hat durch diese Auseinandersetzungen einen
Fehler aufgedeckt, der leider in der Philosophie häufiger
vorkommt, als man es weiß. Welcher Unfug ist nicht
z. B. mit den Accidenzbegriffen, wahr, gut, schön, oder
gar mit den quantitativen Accidenzbegriffen: unendlich,
endlich, getrieben worden, indem man sie substantivisch ge-
faßt und das Wahre, Gute, Schöne, das Unendliche und
Endliche wie Gottheiten betrachtet und behandelt hat. Die
sprachliche Verwandlung eines Adjectivs in ein Substantiv
verleitet zwar allerdings zu solchen Hypostasen. Aber der
Mann der Wissenschaft darf, wenn er ein Adjectiv in
ein Substantiv verwandelt, nie vergessen, daß es dadurch
noch nicht aus einem Accidenz in eine Substanz verwan-
delt wird. Hartmann aber, der anfangs („Einleitung",
3. Aufl., S. 4) sagt, das Unbewußte bezeichne nur
den unbewußten Willen und die unbewußte Vorstellung,
sei also ein Collectivbegriff für die unbewußten Functionen
dieser Attribute des All-Einen, vergißt dieses später und
hypostasirt das Unbewußte.

Doch das Spaßhafte bei der Sache ist, daß Knauer,
der ihm dieses vorwirft, selbst mit einem andern Accidenz-
begriff in denselben Fehler verfällt. Knauer hypostasirt
nämlich den Accidenzbegriff psychisch, indem er die Seele,
die doch nur ein Collectivbegriff für die psychischen Functio-
nen des Organismus ist, zur Substanz macht. „Der
Begriff Seele ist entschieden ein Substanzbegriff", be-
hauptet Knauer, nicht bedenkend, daß er damit in den-
selben Fehler verfällt wie Hartmann, ein logisches Sub-
ject für eine Substanz zu nehmen. Dabei noch will er
von dem Begriff der Substanz das Attribut der Un-
zerstörbarkeit und Unvergänglichkeit, welches doch unlöslich
mit ihm verbunden ist, als nicht zum Begriff der Sub-
stanz gehörig loslösen; denn er tadelt Kant wegen Bei-
behaltung dieses Attributs. Consequenterweise müßte Knauer
demnach zugeben, daß die Seele, obgleich sie Substanz
ist, dennoch sterblich, zerstörbar sei. Dies aber wieder
läßt sein theologisch gläubiger Standpunkt nicht zu.

Dieser völlig unphilosophische Standpunkt kommt im
Schlußkapitel „Das unbewußte, zum Theismus überfüh-
rende positive Facit der Philosophie des Unbewußten" an
den Tag. Hier freut sich Knauer, daß in Hartmann,
wenngleich ihm selbst unbewußt, ein theistischer Zug sich
regt, der seiner philosophischen Phantasmata spottet:

Wie gern möchten wir hier dem Philosophen des Unbe-
wußten die Hand reichen in der Hoffnung, daß er am Ende
doch noch in der Anerkennung und Anbetung des Einen wahren
Gottes, der Himmel und Erde gemacht, mit uns einig werden
könnte; wie gern möchten wir die Wunden vergessen, die sein
unreifes Philosophiren gesundem Denken und Forschen geschla-
gen! Aber nein, zur Zeit geht das noch nicht, auch wenn wir
seine zum Theismus überleitenden Aeußerungen noch so hoch
anschlagen wollten; es geht nicht, denn er hat keinen ethischen
Grund unter seinen Füßen, darum hat er wol ein unsichtbares,
den Sinnen nicht wahrnehmbares Idol, aber er hat keine über-
sinnliche Welt; darum mündet eben seine Speculation doch
schließlich in den Nihilismus, und sein Idol selbst ist ein nihi-
lum, quod videtur aliquid esse.

Einen theistischen Zug findet Knauer schon darin, daß
Hartmann den in der neuern Naturwissenschaft verwor-
fenen Begriff des Zwecks wieder zu erheben und aufrecht
zu halten sucht, wenngleich es nur das Idol, das Un-
bewußte sei, dem Zwecke beigelegt werden:

Betrachte ich die Welt unter Zwecken, so habe ich den
Boden der inductiven Naturwissenschaft verlassen, ich habe mich
dann auf einen andern Grund gestellt, ich betrachte dann die
Welt als das Werk Gottes des Schöpfers. . . . Das gibt aber
entschieden eine dualistische Auffassung der Welt, wie sie auch
dem Vater der neuern Naturwissenschaft, Baco von Berulam,

geläufig war. . . . Von Hartmann irrt sich, wenn er meint, beim Monismus stehen geblieben zu sein, unbewußt ist er thatsächlich ins dualistische Lager übergegangen. Soweit die naturwissenschaftliche Ader bei ihm schlägt, kennt er auch kein weltschöpferisches Unbewußtes; wo er dieses einführt, da handelt es sich bei ihm um einen Glauben, der freilich so gestaltet nur ein Aberglaube ist. Will von Hartmann wirklich Monist werden und consequent Monist bleiben, so muß er in das Lager der Materialisten übergehen, mit seinem verständigen Freunde J. C. Fischer Brüderschaft machen; dann aber Lebewohl du großes, allmächtiges und allweises Unbewußtes! Die Welt unter Zwecken faßt nur der Glaube, das naturwissenschaftliche Wissen fragt nicht nach Zwecken, sondern blos nach Ursachen und Wirkungen.

Diesem unphilosophischen Gerede, welches noch in dem alten, längst überwundenen Dilemma: Entweder der Theismus, oder Materialismus! stecken bleibt und nicht weiß, daß es zwischen Theismus und Materialismus noch ein Drittes gibt, das weder Theismus noch Materialismus ist, setzt Knauer die Krone durch folgenden erbaulichen Sermon auf:

Was zeigt nun der unbewußte theistische Trieb in von Hartmann, dem seine Speculation nicht widerstehen kann? Er zeigt von neuem, wie wahr jenes an den lebendigen Gott gerichtete Wort des Kirchenvaters ist: Du hast uns geschaffen zu dir, und unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir. Ja trotz aller seiner Irrthümer, trotz all seines von Gott abführenden Wissens, trotz seines verkehrten philosophischen Gebarens ist und bleibt von Hartmann ein Mensch, und ein Mensch ist nun einmal geschaffen „zu Gott". Auch von Hartmann ist geschaffen, daß er den Herrn suchen sollte, ob er ihn fühlen und finden möchte (Apostelgesch. 17, 27). Es muß ein Mensch entweder dem geoffenbarten Gotte sich unterwerfen, oder er muß sich selbst einen Gott, ein Göttliches, ein Idol zurechtmachen. . . . So erwecken denn die theistischen Anläufe oder vielmehr Ausläufe dieses unbewußten Philosophirens unser Mitleid mit den durch allerlei vermeintliche Weisheit in die Irre geführten und an einem finstern Abgrund als Schluß des Weltprocesses angelangten Philosophen.

Dem Hartmann'schen „Idol" gegenüber rühmt Knauer:

Wir können getrost unser Haupt erheben im Namen unsers Gottes; denn wir haben uns nicht einen Gott zusammengeschwindelt, sondern wir haben ein festes prophetisches Wort; wir haben Ihn, das ewige Wort, den Offenbarer Gottes und aller zur Seligkeit dienenden Geheimnisse, den Gekreuzigten und wahrhaftig von den Todten Auferstandenen, wir haben die geschichtliche Person des Gottesmenschen. Wir können besonders aus der Auferstehung und Verklärung Jesu Christi, die unter die bestbezeugten Thatsachen der Geschichte gehört, wir können daraus nach inductiv-wissenschaftlicher Methode das ewige Leben, das Jenseits als vorhanden nachweisen, wenn auch noch der Schleier dieser Zeitlichkeit und Sinnlichkeit vor unsern Augen hängt.

Wer in einer philosophisch sein wollenden Schrift solches sagt, hat — das brauchen wir wol nicht erst zu beweisen — gar kein Recht, in philosophischen Dingen mitzureden. Bemitleiden zwar mag er immerhin von seinem rechtgläubigen Standpunkt aus die Philosophen, die sich statt des Einen lebendigen Gottes, der die Welt aus nichts gemacht hat, ein „Idol" zurechtmachen — und an solchem hochmüthig-demüthigen Mitleid läßt es Knauer den Philosophen gegenüber nicht fehlen; Spinoza's Substanz, Fichte's absolutes Ich, Schelling's absolutes Subject-Object, Hegel's absolute Idee, Schopenhauer's Wille u. s. w. — alles dieses ist ihm eitel „Wahn". Aber daß sein Glaube nicht auch ein „Wahn" sei, den Beweis dafür ist er uns schuldig geblieben. Er begnügt sich, als das positive Facit der Philosophie des Unbewußten, das aber ihrem Verfasser selbst unbewußt geblieben sei, hinzustellen: „Die Welt bedarf noch heute eines Gottes. Möchten alle, die es ehrlich meinen, die Surrogate Gottes von sich werfen und den Einen, wahren Gott finden!"

Während Knauer nur in der Rückkehr zum Theismus das Heil sieht, so sieht es Volkelt („Das Unbewußte und der Pessimismus", Nr. 2) nur in der Rückkehr zu Hegel's logischer Idee:

Dem Hegel'schen Systeme ist schon so oft seine bald schadenfroh höhnende, bald mehr oder weniger anerkennende Leichenrede gehalten worden, daß jemand, der heutzutage noch von seiner Lebensfähigkeit spricht, allen Grund zu der Besorgniß hat, daß er vielen zu der Vermuthung Veranlassung geben könnte, er habe die letzten Decennien völlig verschlafen. Dennoch sprechen wir unsern Glauben an die Lebenskraft der Hegel'schen Principien aus.

Der Hegel'sche Panlogismus überwindet nach dem Verfasser die Einseitigkeit aller andern Systeme und nimmt ihre Wahrheit in sich auf. Er hat die Kraft, den modernen Pessimismus, Materialismus, Darwinismus zu verdauen und sich zu assimiliren. Hartmann's „Unbewußtes" steckt seiner wahren Bedeutung nach schon ganz in Hegel:

Das Hegel'sche System ist seinem innersten Kerne nach darauf hin angelegt, den modernen Weltbegriff des Unbewußten in seiner ganzen Fülle und allen seinen innern Unterschieden zur harmonischen Ausbildung zu bringen. Dagegen hat Hartmann zuerst diesen Begriff mit dem vollen Bewußtsein seiner Bedeutung ergriffen und ihn durch vielseitig inductive Begründung in das gebildete Bewußtsein unserer Zeit eingeführt.

Der Verfasser erkennt das Verdienst Hartmann's, den Weltbegriff des Unbewußten, der bei seinen Vorgängern aus der mystischen Tiefe ihres Denkens nur zuweilen und momentan an die Oberfläche ihres Bewußtseins emportauchte, mit Energie und scharfer Consequenz festgehalten und ihn auch dem gewöhnlichen Bewußtsein nahe gebracht zu haben, willig an und hebt dieses Verdienst im ersten Theile seiner Untersuchungen, der eine Geschichte des Unbewußten enthält, gebührend hervor. Aber den Hartmann'schen Dualismus von unbewußt Logischem und unbewußtem Willen findet er unhaltbar. Die Widersprüche, in welche Hartmann durch diese Theilung des Unbewußten verwickelt wird, drängen nach dem Verfasser darauf hin, das Unbewußte als durchaus einheitlich, und zwar im Sinne Hegel's als energische, sich selbst realisirende unbewußte logische Idee aufzufassen. Dies wird im zweiten Theile, der eine Kritik der Hartmann'schen Metaphysik gibt, näher nachgewiesen. Der Hartmann'sche Dualismus hebt sich dialektisch zum monistischen Hegel'schen Panlogismus auf.

Was den Hartmann'schen Pessimismus betrifft, den der Verfasser im dritten Theile seiner „Untersuchungen" kritisirt, so ist das Ergebniß seiner Kritik dieses:

Der Hegel'sche Panlogismus ist im Stande, der pessimistischen Strömung in der modernen Philosophie vollkommen gerecht zu werden. Vermöge seines dialektischen Princips erkennt er in dem Schmerze ein nothwendiges, unentbehrliches Moment der Vernunft selbst und läßt ihn in seiner ganzen Schärfe und Tiefe als durch und durch real gelten. Das pessimistische Fundamentalprincip ist durchaus unhaltbar und sich selbst aufhebend; ebenso ist die Hartmann'sche empirische Begründung des Pessimismus sowol ihrer Grundlage nach als auch im einzelnen verfehlt.

Vom Hegel'schen Panlogismus aus lassen sich nach dem Verfasser nicht blos die theoretischen, sondern auch die praktischen Fragen unserer Zeit am besten lösen. Wollte man uns, sagt er zum Schluß, um den Bankrott des Hegel'schen Idealismus zu beweisen, die Zeitgeschichte vorhalten und uns einerseits das fieberhafte Jagen nach Lust und Geld, wie es im Börsenschwindel gipfelt, und andererseits das immer wachsende rothe Gespenst, die immer mehr Anhänger gewinnende „Suppenlogik mit Knödelgründen", beides im Gegensatze zu der sich doch überall offenbaren sollenden Vernunft, schildern, so kann uns weder das eine noch das andere erschrecken:

Der Börsenschwindel ist die begrifflich nothwendige Consequenz der sich zersetzenden Periode des vulgären Liberalismus, der Auswuchs des individualistischen, selbstsüchtigen, zwar aufgeklärten und ungläubigen, zugleich aber des die Willkür aufhebenden, allgemeinen Ideen feindseligen Verstandesthums. Hingegen erblicken wir in den meist noch rohen, unklaren, gewaltthätigen, elementarartigen Ausbrüchen der socialistischen Idee die Vorbereitungen des Zeitgeistes, sich eine neue Gestaltung, ein neues Bewußtsein zu geben. . . . Die socialistische Organisation der Menschheit ist, soweit das moderne Denken wenigstens reicht, die höchste, vollendetste Verwirklichung des Logischen, des Vernünftigen, und vollkommen im Sinne der Hegel'schen Principien, nach denen die Vernunft mit der Macht bekleidet ist, sich auch in die Breite hin durchzusetzen, und nach denen die Geschichte immer mehr ein Product des bewußten Zusammenwirkens aller werden muß. Von diesem Gesichtspunkte aus gehört dem Hegel'schen Systeme die Zukunft. Doch hat es nichts mit dem maßlos schroffen Verhalten unserer Socialisten gegen Andersdenkende gemein, mit ihrem barschen Verweisen jeder nicht gerade so weit wie sie selbst vorgeschrittenen Persönlichkeit in die „Rumpelkammer der Geschichte". Der Hegel'schen Weltanschauung steht eben auch die Vergangenheit nicht feindlich gegenüber. Sie begreift jede Zeiterscheinung in der Kette der sich aneinanderschließenden Glieder der Entwickelung der Menschheit. Sie sucht jeder Erscheinung, wenn sie nicht zur bloßen Spreu gehört, die Seite der Idee, des für die ganze Entwickelung Werthvollen und Unersetzlichen abzugewinnen und läßt sie so allein unter der Beleuchtung des ihr eigenthümlichen Lichts erscheinen. Auch ein Nero gilt ihr als eine Darstellung des „ewigen Götterdrangs der Menschenbrust". So versöhnt die Hegel'sche Weltanschauung mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und gießt über den Geist des Betrachters der Weltgeschichte einen versöhnenden heiligen Frieden aus.

Schade nur, daß dieser versöhnende heilige Friede auf Kosten des Friedens der denkenden menschlichen Vernunft mit sich selbst erkauft wird. Denn die Hegel'sche Allvernunft, die von sich selbst abfällt, in ihr Gegentheil umschlägt, die Unvernunft producirt *), um durch Negation dieser Negation zu sich selbst zu kommen; der Hegel'sche Begriff, der in dem Anderssein der Natur begrifflos wird, um im Geiste wieder zu sich zurückzukehren, ist für die simple menschliche, dem Denkgesetz der Identität und des Widerspruchs unterworfene Vernunft ein Unbegriff. Ein Abfall eines Wesens von seinem Wesen und Umschlagen in sein Gegentheil ist nicht blos undenkbar, sondern widerspricht auch der Erfahrung, welche zeigt, daß jedes Wesen sich in seiner Essenz zu erhalten sucht oder, um einen spinozistischen Ausdruck zu gebrauchen, suum esse conservare conatur. Die Behauptung, daß die Vernunft, um nicht blos an sich, sondern auch für sich Vernunft zu sein, erst in ihr Gegentheil umschlagen und dann in sich zurückführen müsse, erscheint uns ebenso absurd wie die, daß der Mensch, um nicht blos an sich, sondern auch für sich in seiner Haut zu stecken, erst aus seiner Haut fahren und dann wieder in dieselbe zurückfahren müsse. Jene Hegel'sche Allvernunft, der die Unvernunft „ein nothwendiges Moment" ist und die deshalb dieses ihr Gegentheil selbst aus sich producirt, — solche mythologische Vernunft kann nur ein Hegelianer für ein reales, ja für das allerrealste Wesen halten. Aber nicht jedem ist es gegeben, Hegelianer zu sein. Wir unsererseits können in der folgenden sublimen, die Hegel-Idee plausibel machen sollenden Auseinandersetzung des Verfassers nichts als Hegel-Mythologie finden:

Selbstentzweiung und Wiederversöhnung, Negation und Aufheben derselben, kurzum Bewegung nach dem Gesetze des immanenten Widerspruchs findet sich bereits in der rein logischen Idee, in dem unzeitlichen und unräumlichen Ineinander der logischen Kategorien. Allein hier geht noch alles in rein innerlichem Elemente des allgemeinen Denkens vor sich; objective Innerlichkeit und raum- und zeitlose Allgemeinheit haben innerhalb der logischen Idee noch nicht ihren Gegensatz gefunden. Eben darum ist die Vermittelung innerhalb ihrer erst noch objectiv; die Ueberwindung aller Gegensätze ist noch nicht für sie selbst da. Damit nun die logische Idee es zu dieser Durchleuchtung mit ihrem eigenen Lichte, zu der Verinnerlichung des Sich-Wissens bringe, bedarf sie der totalen Entäußerung, der Einkehr in die Elemente des absoluten Außereinander, der totalen Vereinzelung, des Andersseins bis zu dem Punkte, wo jedes Andere immer noch in sich selbst für sich ein Anderes ist; sie bedarf mit andern Worten der Raum- und Zeitwelt, der sinnlichen Natur. Die logische Idee schaut sich sozusagen in ihr Gegentheil hinaus, sie projicirt sich in das zersplitterte Neben- und Nacheinander.

Bei diesem Aus-der-Haut-fahren kann aber natürlich die logische Idee nicht stehen bleiben; sie muß wieder in ihre Haut zurück; sie muß, nachdem sie außer sich gerathen, wieder zu sich kommen — ein Beweis, daß das Außersichgerathen unvernünftig ist:

Um wieder zu sich selbst zu kommen, muß die Idee in dem Elemente des Außereinander ihre Innerlichkeit herstellen; sie muß innerhalb dieses feindseligen Terrains sich immer mehr zur Innerlichkeit zu concentriren, zur Allgemeinheit zu erheben und zu immer concreterm Dasein zu gestalten suchen. Bei der Vollbringung dieser Aufgabe wird sie aber in ganz anderer Gestalt erscheinen als früher, wo sie im unzeitlichen Elemente des vorweltlichen Denkens sich befand. Raum und Zeit sind die Bedingungen ihrer Verwirklichung in der Natur; diesen wird sie Rechnung tragen müssen. Um Raum und Zeit zu überwinden, hat sie sich zunächst mit ihnen einzulassen, sich räumlich und zeitlich zu fixiren, kurz in die ganze Tiefe ihres Gegensatzes einzugehen.

Man sieht, der Verfasser hat ebenso vertrauten Umgang mit der „logischen Idee", wie Hartmann mit dem „Unbewußten". Er ist ebenso eingeweiht in die Geheimnisse des „Unbewußten". Und beide sind so eingeweiht in die Geschichte ihres Absoluten, wie der Gläubige in die Geschichte seines Gottes. Aber jene Geschichte ist eben auch nicht minder mythologisch wie diese.

Darum meint Volkelt irrthümlich, Hartmann widerlegt zu haben, während er doch nur dem Mythus des „Unbewußten" den Mythus der „logischen Idee" entgegensetzt. Volkelt gibt z. B. nicht zu, daß das Bewußt-

*) Dies sagt Hegel nirgends; die Vernunft in ihrem Anderssein ist deshalb nicht „Unvernunft". Wie hätte Hegel sonst eine Naturphilosophie schreiben können? Wir sind mit diesen Auffassungen unsers geehrten Mitarbeiters, welche eine metaphysische oder immerhin mythologische Entwickelung nicht nach ihrer innern Bedeutung erfassen, nicht einverstanden.
D. Red.

sein, wie Hartmann will, aus einem Kampf des Willens mit der unbewußten Idee entspringen könne. Dagegen stimme es mit der Analyse des Bewußtseins überein, es aus der Opposition der der unbewußten Idee immanenten Gegensätze hervorgehen zu lassen. Volkelt gibt uns demgemäß folgende Genesis des Bewußtseins:

In der organisirten Materie ist die Idee an einem Punkt angekommen, wo sie die stärkste Spannung der aufs bestimmteste herausgestalteten Gegensätze in sich trägt. Und nicht blos äußerlich sind diese Gegensätze einander gegenübergestellt, sondern sie bedingen und erfordern sich gegenseitig. Die Idee mußte, um sich durch die Natur hindurch wieder zu sich emporzuringen, die Gegensätze, die die Materie zunächst nur als ihr mehr äußerliches Gegenüber darstellt, in sich selbst aufnehmen. Infolge hiervon ist das Insichsein der Idee, welches aus diesem Kampfe mit ihrem äußersten Extrem, der Materie, resultirt, nicht mehr jene blos objective Innerlichkeit der vorweltlichen logischen Idee, welcher die Selbstoffenbarung, das Sichwissen mangelte. Das Insichsein der aus der Entäußerung in die Natur wieder zu sich zurückkehrenden Idee muß, eben wegen der viel tiefern Selbstentzweiung ein viel tieferes sein; ihrer Vermittelung mit sich selbst fehlt nun nicht mehr die subjective Innerlichkeit, die Durchleuchtung mit eigenem Lichte, kurz das Bewußtsein. In dem Bewußtsein besteht der Preis, den sich die Idee durch ihre Riesenarbeit, innerhalb der Natur ihrer Allgemeinheit und Unendlichkeit geltend zu machen, errungen hat. Wenn wir nun sehen, daß das Bewußtsein nur durch das Hereinziehen der Seite der Endlichkeit, der Vereinzelung, des zersplitterten Außereinander, von der Idee errungen werden konnte, so müssen wir freilich gestehen, daß dieser Preis theuer erkauft ist. Allein darüber ist nicht zu murren, denn es liegt in der Natur des Begriffs und der Vernunft selbst, daß sie ihrer vollen Tiefe nur durch die vollständige Entwickelung ihrer Gegensätze habhaft werden kann; wo aber Gegensätze sich bis zum äußersten Extrem gegeneinander entwickeln, da entsteht gegenseitige Beschränkung und Endlichkeit. So zeigt sich uns denn das Bewußtsein einerseits so beschränkt und allen Zufälligkeiten ausgesetzt, und andererseits doch über diese seine Endlichkeit übergreifend und das Unendliche erfassend; in seiner Vereinzelung wie leicht wegzublasen! und doch fähig, sich der Flucht der Erscheinungen gegenüber als der unwandelbar ruhige Pol zu fühlen. Indem das Bewußtsein so aus dem tiefsten Weltwiderspruche herausgeboren ist, erweist es sich als Quelle des höchsten Jammers, und ebenso sehr — denn es ist zugleich jenes Widerspruchs Versöhnung — als Born der reinsten seligsten Lust. Hamlet hat recht, wenn er den Menschen, diesen Höhepunkt der organisirten Materie und des Bewußtseins, die Quintessenz des Staubes nennt. Allein dessenungeachtet bleibt es ebenso wahr, wenn er ihn als Meisterstück der Schöpfung, als unbegrenzt in seinen Fähigkeiten, als Gott ähnlich in seinem Denken preist.

Eine merkwürdig richtige Ahnung von dem wahren Wesen des Bewußtseins findet sich nach Volkelt schon im alttestamentlichen Mythus vom Sündenfall. Denn dieser gestehe einerseits zu, daß die Menschen zugleich mit dem erkennenden Selbstbewußtsein Gottgleichheit erwerben würden; andererseits aber lasse er als factische Folge des Genusses vom Baume der Erkenntniß die Sterblichkeit der Menschen, also ihre eigentliche Endlichkeit eintreten.

Es ist schade, daß ein so fähiger Kopf wie Volkelt so durch Hegelthum auf Irrwege geführt worden ist. Vom Hegel-Jargon sucht er sich zwar möglichst loszumachen und bemüht sich, die Hegel'schen Gedanken in eine verständlichere Sprache zu kleiden. Aber die verständlichere Sprache kann den schärfer Denkenden nicht über die Ungereimtheit der Gedanken täuschen, vielmehr deckt sie die Ungereimtheit derselben erst recht auf. „Der logischen Idee Hegel's ist die Tendenz zur Selbstentzweiung, zur Erzeugung des Widerspruchs wesenhaft" — das ist zwar deutlich gesprochen. Aber wird dadurch diese logische Idee denkbarer? Ist nicht „logisch" und „Widerspruch erzeugend" eine contradictio in adjecto? Der Widerspruch ist ja unlogisch, antilogisch; wie kann also die logische Idee den Widerspruch aus sich erzeugen? Wie soll die Vernunft es anfangen, um unvernünftig zu werden? Kann sie es, auch wenn sie es wollte? Kann sie es wollen?

Wir rathen dem Verfasser, sich von der Hegel'schen metaphysischen Logik zum Studium der simpeln formalen Logik zu wenden. Die Verachtung dieser hat sich bisher noch an jedem bitter gerächt. Der Satz des Widerspruchs schreitet über jeden, der seiner spottet, zermalmend hinweg.

Julius Frauenstädt.

Schriften über die Frauenfrage.

(Beschluß aus Nr. 12.)

5. Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage von Hedwig Dohm. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift vermittelt am besten den Uebergang von den bisher besprochenen und namentlich von den aus Frankreich importirten zu den auf heimischem Boden erzeugten Früchten am Baume der Frauenliteratur. Befremdlich genug klingt deutschen Ohren der Ton, den die Verfasserin anschlägt, und doch sind die Enthüllungen „des Jesuitismus" im häuslichen Leben der Frauen, verglichen mit den Enthüllungen des „L'homme-femme", wie ein Spielen mit Bleisoldaten gegenüber der Verwüstung, die Pulver und Blei, wenn es sich um ein wirkliches Kriegsspiel handelt, anrichten. Wie kindlich naiv sind all die schrecklichen Thaten unserer guten Frauen, die von übriggebliebenen Fleischresten Bouletten machen, oder „hinter den Mädchen her sind", und deren ganzer Jesuitismus darin steckt, dem Manne vorzuspiegeln, daß seine irdische Wohlfahrt und seine himmlische Seligkeit, der Bestand des Hauses und die moralische Weltordnung von ihr, der „echten deutschen Hausfrau" abhängt. Frau Dohm entfernt unbarmherzig den Schleier, den die „Rauchwolken des Küchenherdes" und der Dunst, der aus den Kochtöpfen emporsteigt, um die Hausfrau breiten und der sie in den Augen der Uneingeweihten als „Priesterin" erscheinen läßt. Aber wenn auch dieser Schleier fällt — was thut's? Man lächelt, man lacht, und wenn die Frauen die Sache gar zu ernst nehmen, dann muß man erst recht lachen. Ganz anders reißt und zerrt Dumas an dem innern Wesen, an der

Seele des Weibes, er zerfasert und zerreißt keinen imaginären Schleier, er greift mit keckem Muthe den priesterlichen Schleier an, den die heilige Hand der Natur um das Wesen des Weibes gewoben. Ein Zerrbild, „mehr Thier als Engel", ist das Geschöpf, das er Frau zu nennen wagt. Solche Extreme erzeugt unser gutes Reich der Mitte, unser Deutschland nicht — und merkwürdig genug: als importirte Waare läßt man sich diese Extreme gefallen, als einheimische kann man sie selbst in viel milderer Form nicht vertragen. So ist das Buch von Hedwig Dohm bei uns im allgemeinen und namentlich von den Gesinnungsgenossinnen der Verfasserin schlecht aufgenommen worden. Doch gehören die letztern wol zu den wenigen Frauen, die das Buch überhaupt lesen: diejenigen Frauen, die Frau Dohm mit der Geisel ihrer Satire treffen will, entziehen sich ihr: sie nehmen keine Notiz davon und leisten passiven Widerstand.

Die Verfasserin ist uns durch ihre Schrift „Was die Pastoren von den Frauen denken" bekannt geworden. Wir haben uns damals aufrichtig gefreut, einer Frau zu begegnen, die den Humor, den sie hat, zu zeigen wagt. Es ist dies gewiß als ein Fortschritt in der Bewegung auf diesem Gebiete zu betrachten. Was aber diesen „Jesuitismus im Hausstande" betrifft, so ist der Humor, soweit er sich auf den „Hausstand" bezieht, nicht mehr Ausdruck der Freiheit des Geistes, der über den Dingen steht und sie beklagt und belächelt — es ist Spott und Satire, erzeugt aus einer Stimmung, wo „die Galle bitter macht den Trank". Bitterböse ist Frau Dohm auf die vermeintlichen guten Hausfrauen, die mit viel vermeintlicher Liebe und mit wenig wirklicher Butter das Gemüse anrichten, so bitterböse, daß sie zu zanken beginnt und die armen Hausfrauen gerade so schilt, wie *diese ihre* schlechten Dienstboten. Das ist aber wirklich kein Kampf mehr, das klingt wie scharfer Klatsch, auch wenn er gedruckt ist. Nicht eine Heldin mit der Feder, eine Zungenheldin ficht mit denselben Waffen, gegen die sie zu Felde zieht. Wol die Hälfte der Schrift können wir zu jenen Zungendreschereien rechnen, die in den von Frau Dohm gegeiselten Damencafés am Platze wären. *Daß es* „Hausfrauen gibt, die so sparsam sind, die Leibschmerzen ihrer Kinder zu kapitalisiren (denn ein *krankes* Kind darf nicht essen) und ebenso die Kolik des Mannes (denn er darf kein Bier trinken), daß es Gattinnen gibt, die sich über die Abwesenheit ihrer Männer trösten wegen ersparter Butterbrote, die ihren Angehörigen die Bissen in den Mund zählen und sich einer leichten Erbitterung wegen vielessender Gäste nicht erwehren können": derartige psychologische Wahrnehmungen *verwerthet* man in der niedrigsten Gattung der Posse, aber nicht in einer Schrift, welche einen Beitrag zur *Lösung einer* der wichtigsten socialen Fragen zu bieten den Anlauf nimmt. Wir übergehen die Bouletten von übriggebliebenem schlechten Fleisch und anderes dem guten Geschmack hohnsprechende Ragout, und wollen eine derjenigen Stellen citiren, die den Uebergang von dem bloßen Klatsch zu dem letzten und würdigen Theil der Schrift bilden:

Es thut mir leid um die frommen Seelen, die ich verletze, aber in meine Nase dringt kein Weihrauch aus der eingeseiften Wäsche, ich erblicke keinen Schimmer von Heiligenschein über Madames Taghaube oder Nachtmütze. . . . . . Ich will aber einmal annehmen, meine werthen Damen und Hausfrauen, daß der Herd ein Altar, die Nähnadel ein heiliges Symbol ist, daß dem Waschfasse eine läuternde Kraft innewohne — gut, warum ist dann die Köchin nicht ebenso gut Priesterin wie die Dame? Und warum nimmt man an, daß die Frau nur mit Liebe waschen, kochen, plätten kann und nicht auch zeichnen, malen, Bücher führen, Bücher schreiben, Klavier spielen, unterrichten — ist die Liebe wirklich an Nähnadel und Plättbret gebunden? Erstickt sie in Oelfarbe, ersäuft sie in Druckerschwärze? Wer gleicht mehr einer Amazone: Madame mit dem Besen und fliegenden Haubenbändern, Madame auf der Leiter, Madame gewaltige Laken über die Leine schlagend, Madame, die eine blutige Leber häutet und mit der Hökerin um ein paar Groschen feilscht, oder die Frau, die im stillen Gemache studirt und öffentlich über ideale Dinge spricht, die die Künste pflegt oder ruhig im Comptoir sitzt?

Man sieht auch aus diesen mildesten Stellen, daß die Verfasserin über die Stufe jenes zaghaften, verhüllten, Verstecken spielenden Gebarens der meisten deutschen „frauenfragenden" Schriftstellerinnen hinausgekommen; sie fragt nicht mehr, „darf ich so frei sein, frei zu sein?" sie sagt:

Alle Gelehrten der Welt, die ganze Wissenschaft mag kommen und mir zurufen: Du irrst, die häuslichen Verrichtungen sind dein Beruf; ich rufe ihnen zu: Ihr lügt, meine Natur ist Gottes, ich weiß und fühle, daß all meine Empörung nichts ist, als Sehnsucht nach meiner ureigenen, ganz harmonischen Natur, Sehnsucht nach mir selber.

Eigenthümlich ist es, daß die Sprache, welche die Verfasserin den Männern gegenüber führt, viel würdiger ist als die gegen ihre Geschlechtsgenossinnen. So zeigt sie den Widerspruch, in dem die Männer sich befinden, die sich gegen die Zulassung der Frauen zu Aemtern, zu dem Parlamente aus dem Grunde aussprechen, es entstände dadurch eine Gefahr für die männlichen Collegen. „Die Männer vergessen, daß sie stets mit ebenso viel Pathos als innerster Ueberzeugung die Meinung vertreten, eine Frau, die einen einem Manne zukommenden Beruf erfüllt, ist jeglichen Reizes bar, ein unausstehliches Mannweib."

Gewiß mit demselben Recht zeigt Frau Dohm das Unlogische der Beweisführung gegen das Studium der Frauen. Professor Gneist soll sich gegen die Zulassung der Frauen zum Studiren sehr energisch ausgesprochen haben, weil — die Professoren aus Eitelkeit und um der unzulänglichen Vorbereitung Rechnung zu tragen, sich zu glänzenden und oberflächlichen Vorträgen könnten hinreißen lassen. Die Verfasserin sagt:

Entspricht diese Anschauung nicht einem Verfahren, wie es unter der modernen Willkürherrschaft des ersten Napoleon den Frauen gegenüber in Paris gehandhabt wurde? Damals kam es nämlich in Paris häufig vor, daß anständige junge Mädchen, die wegen ihrer hübschen Erscheinung beleidigende Blicke und Aeußerungen der Männer dulden mußten, von einem Sergeanten angehalten und kraft der Ordonnanz von 1802 bei der Polizei angeklagt wurden, als „schuldig die Jugend zum Bösen verführt zu haben".

„Schuldig, die Professoren zur Oberflächlichkeit verführt zu haben", würde die Anklage des Professor Gneist lauten. Frau Dohm denkt consequent und scheut sich nicht, die Consequenzen zu ziehen; sie sagt:

Es ist möglich, daß durch die Selbständigkeit der Frauen hier und da einem Manne eine Quantität Hausfrauenliebe ver-

loren gehen kann — möglich, sogar wahrscheinlich. Aber gehören denn die Männer zu jenem Pöbel, der den Nachtigallen die Augen aussticht, damit sie besser singen sollen?

Daß eine Frau dem männlichen Schriftstellerthume gegenüber, das selbst in seinen erleuchtetsten Geistern den „Menschen" nur im „Manne" sieht, auch die Frau als Repräsentantin dieser Species anführt, ist nicht mehr als billig:

> Wenn ich ein philosophisches, politisches, nationalökonomisches Buch in die Hand nehme, so kann ich mich nie genug über gewisse immer wiederkehrende Ausdrucksweisen wundern, aus denen hervorgeht, daß bei den Verfassern dieser gelehrten Werke die Existenz der Frau gar nicht in Betracht kommt. Wir lesen da auf jeder Seite: die Menschen — alle Individuen — das menschliche Geschlecht — jeglicher; diese Ausdrücke enthalten eine ungeheuere Lüge, denn die darin entwickelten Grundsätze beziehen sich nur auf Männer. Es heißt z. B.: Das Individuum muß gelten rein als solches, um ihm die unbehinderte Selbstbethätigung seiner Kräfte als einzelner zu garantiren.

Die Verfasserin findet die Bestrebungen der deutschen Frauen um Fortbildungsanstalten, um Erweiterung der Erwerbsgebiete höchst kleinlich:

> Unsere bescheidenen Frauen schmachten nach einer kleinen Anstellung am Post- und Telegraphenwesen — für mich liegt der Anfang alles wahrhaften Fortschritts auf dem Gebiete der Frauenfrage im Stimmrecht der Frauen. Die Gesetze, bei denen sie am meisten interessirt sind, sind gegen sie, weil ohne sie.

Recht viel hätte die Schrift durch Kürzung gewinnen können: die namentlich im ersten Theile an die Hausfrauen gerichteten Philippiken wären auf die Hälfte zu reduciren. Diese ewigen Wiederholungen ermüden und schwächen den Eindruck eines sonst mit viel Witz und Geist geschriebenen Buchs.

6. Weibliches Wirken in Küche, Wohnstube und Salon von Marie Calm. Berlin, Staude. 1873. 8. 5 Ngr.

Einen rechten Gegensatz zu der eben besprochenen Schrift bildet dieses kleine Büchlein. Während Hedwig Dohm die Bedeutung des Hausfrauenthums unterschätzt, ihm mindestens eine sehr untergeordnete Stelle anweist, bemüht sich Marie Calm die Wichtigkeit dieser Welt im Kleinen zu zeigen. In dem Motto: „Was überhaupt gethan werden muß, ist werth, gut gethan zu werden", bezeichnet sie den sie leitenden Gedanken. Trotz der witzigen Abfertigung des Hausfrauenthums ist es keine müßige Aufgabe, den Blick auf ein Gebiet zu lenken, das nicht zu beseitigen, wohl aber zu reformiren ist. Wir müssen uns versagen, des Nähern auf die Einzelheiten einzugehen, empfehlen aber die Schrift unsern Leserinnen. Die Verfasserin hat bekanntlich eine gefällige und anmuthende Schreibweise und behandelt die Dinge nach dem Werthe, den sie verdienen, und nicht nach einem größern.

7. Frauenbildung und Frauengenossenschaftshäuser von Bertha Alrebi. Berlin, Gutstedt. 1872. Gr. 8. 4 Ngr.

Die Verfasserin betont die Nothwendigkeit von Genossenschaften im Interesse alleinstehender Frauen und Mädchen: sie macht auf die Pflicht der modernen Gesellschaft aufmerksam, die Klöster, welche dem Weibe gesicherte Zufluchtsstätten geboten, zu ersetzen. „Nehmen wir vom Klosterwesen, was in ihm wahr und gut ist, was ihm Jahrtausende Dauer verliehen: die Jugenderziehung und das Asylrecht." Die Jugenderziehung, namentlich der Töchter, nennt die Verfasserin das Feld, das den Frauen als Lehrerinnen unbestreitbar gehört, und auch hierbei beruft sie sich auf die Nonnen, namentlich auf das Ursulinerinnenkloster in Berlin. Derselbe Widerspruch, dem wir so oft in den Schriften von Frauen begegnen, findet sich auch hier: es wird die mangelnde Vorbildung der Lehrerinnen und das Verlangen, den Unterricht der weiblichen Jugend ihnen anzuvertrauen, zu gleicher Zeit, nur auf verschiedenen Seiten der Schrift verlangt. Die Verfasserin sagt:

> Kaum ein Atom des allgemeinen Wissens, von dem selbst Männer, durch Fachstudien gebunden, sich verhältnißmäßig wenig aneignen können, fällt ihnen zu. Es fehlt ihnen meistens die erste Vorbedingung einer geregelten Schulbildung, für Naturwissenschaften der mathematische Maßstab, für die Literatur die Kenntniß der classischen Sprachen. Mit dem achtzehnten Jahre, wo das Schullehrerinnenexamen abgelegt werden darf, ist jede weitere, öffentliche Gelegenheit zur Fortbildung den Frauen abgeschnitten.

Unter solchen Verhältnissen dürfte es denn doch nur einzelne, besonders begabte Lehrerinnen geben, die mit den männlichen Lehrern, die eine akademische Bildung besitzen, concurriren können, und es möchte daher wol richtiger sein, so lange männliche Lehrer in den Töchterschulen anzustellen, bis gleich gut vorgebildete Lehrerinnen vorhanden sein werden.

Die Nothwendigkeit der Einrichtung von Akademien, Lyceen oder Hochschulen für Frauen stellt sich so klar heraus, daß fast in jeder größern deutschen Stadt erfreuliche Anfänge gemacht werden.

Das Frauenheim in Berlin, Alexanderstraße 75, auf das die Verfasserin am Schlusse hinweist, ist in genossenschaftlicher Weise eingerichtet, bietet Wohnungsräume, die als lebenslängliches Besitzthum erworben werden können. Eine Restauration, eine Bibliothek, ein Lyceum und eine Zeichenschule befinden sich in dieser Anstalt.

8. Aphorismen über die Frauenfrage, zur Erinnerung an den Frauentag in Stuttgart, den deutschen Frauen gewidmet von Moritz Müller. Pforzheim 1873.

Moritz Müller ist ein echter Volksmann, in der besten Bedeutung des Wortes; er spricht die gesunde, unbeirrte Sprache einer frischen, fröhlichen Ueberzeugung. Solche „wie aus urkräftigem Behagen der Natur" erzeugte Menschen finden, was selbst den Genien nur durch große Anstrengung möglich — ein befreiendes Wort, das aus dem Dunst und Schwall der Worte sich heraushebt und die Verhältnisse so klar bezeichnet, daß es zu einem geflügelten wird und länger dauert als die Situation, die es geschaffen. Ein solch geflügeltes Wort hat Moritz Müller betreffs der Frauenfrage gesprochen: „Die Frau ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der sie befähigt ist."

In den „Aphorismen" will der Verfasser ergänzen, was von den Frauen, die in Stuttgart getagt, nicht ausgesprochen oder nur leise angedeutet worden: es ist die rechtliche Stellung innerhalb der Ehe in Bezug auf ihre Person und ihr Vermögen, über welche er sich in einfacher, klarer Weise ausspricht:

Die Sachenrechte sind von nicht geringem Belang. Der Mann verfügt bei dem Dotalverhältniß über die Mitgift und bei der Gütergemeinschaft über den Erwerb und den beweglichen Theil des Vermögens der Frau, welcher letztere, da er die Schuldforderungen umfaßt, sehr beträchtlich sein kann. Diese Vorrechte des Mannes widerstreiten dem natürlichen Recht, denn die Gleichstellung der Ehegatten in eigenthumsrechtlicher Beziehung ist nicht nur möglich, sondern auch sehr wohl mit dem Gesammtinteresse der Familie vereinbar. Sie findet statt, wenn sowol der Frau als dem Manne die freie Verfügung über die einem jeden angehörige Kapital- und Arbeitsrente zusteht, der gemeinsame, aus Immobilien und Schuldforderungen bestehende Vermögensstamm nur mit beiderseitiger Zustimmung angreifbar ist, durch Beschluß der Ehegatten ihr Vermögen ganz oder theilweise zu einem unveräußerlichen Ehegut erhoben werden kann, und den verwitweten Ehegatten die Nutznießung des Vermögens der Verstorbenen für die Dauer des Witwenstandes ganz oder doch nur in einer durch die Erbansprüche der Kinder beschränkten Weise zukommt.

Was den letztern Punkt betrifft, so ist es allerdings Sache der Ehegatten, ihren Vermögensstand in der angegebenen Weise zu ordnen — ein anderes ist es aber, wie wir schon früher erwähnt, in Bezug auf die Verfügung über das der Frau zugehörige Vermögen und das von ihr innerhalb der Ehe erworbene Gut; hier ist eine Reform der Gesetze kaum länger hinauszuschieben.

Moritz Müller kennt die Verhältnisse des arbeitenden Mittelstandes und findet auch, daß das „Personenrecht" der Frau nicht geschützt ist:

Die Frauen leiden unter der Nachsicht, womit das Gesetz zwischen Eheleuten vorkommende Mishandlungen ahndet. Mishandlungen werden in der Ehe von der physischen Ueberlegenheit der Männer nicht gar selten verübt. Das Gesetz ist da sehr nachsichtig. Die Nachsicht des Gesetzes ist aber nichts weniger als gerecht, denn die Gerechtigkeit erheischt vorbehaltlich des vollen Verzeihungsrechts nicht gemilderte, sondern geschärfte Strafbestimmungen für Vergehen, welche zugleich die gröblichsten Verletzungen der Gattenpflicht sind.

Wir empfehlen denjenigen, die sich gern in Kürze über die Frauenfrage orientiren wollen, die „*Aphorismen*" Moritz Müller's. In übersichtlicher und klarer Weise erhält der Leser einen Einblick fast in alle *Verhältnisse*, aus denen diese Frage entstanden.

9. Die Frauen und ihr Beruf von Luise Büchner. Vierte, bedeutend vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Thomas. 1872. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Die Welt findet man fertig, wie sie ist, aber die Wege muß man suchen", sagt die Verfasserin mit Rahel. Luise Büchner ist eine der tüchtigsten und bewährtesten Pfadsucherinnen und Pfadfinderinnen, und ihr Buch eignet sich zum Wegweiser auf den verschlungenen Wegen des Frauenlebens: auch wird es als solcher viel benutzt.

In dem großen Schwarm von Zeitungsartikeln, Broschüren, Reden, Schriften, die in den letzten Jahren der Frauenfrage gewidmet wurden, sind die meisten Eintagsfliegen, die mit ihrem Gesumme ein wenig Geräusch machen, größtentheils auch nur demjenigen vernehmbar, der nicht von dem stärkern und lautern Getöse der Zeitfragen in Anspruch genommen ist. Nur eine kleine Anzahl bewährt sich als lebenskräftig und überdauert den Tag der Entstehung: zu dieser kleinen Zahl gehört die Schrift von Luise Büchner, die bereits im Jahre 1856 in zweiter und jetzt in vierter Auflage erschienen ist. Somit ist die Verfasserin eine der frühesten deutschen Schriftstellerinnen in der Frauenfrage; auch ist ihr Buch nicht blos als ein literarisches Erzeugniß zu betrachten, sondern als die Frucht eines im vollen Leben arbeitenden und schaffenden Menschen. Luise Büchner kämpft nicht nur um Rechte und Pflichten der Frau, sie zeigt thatsächlich, daß die Frau schon jetzt einen ziemlich großen Boden zur Bethätigung ihrer Kräfte und Fähigkeiten hat.

Die Verfasserin will ihr Buch kein pädagogisches nennen, und es ist auch keins für den Schulgebrauch der Fachmänner. Zur sittlichen Förderung des Frauenlebens ist es in hohem Grade geeignet, und somit ist es ein Erziehungsbuch.

In den 18 Kapiteln, in denen Luise Büchner Erziehung und Stellung der Frau behandelt, sind acht direct der Erziehung gewidmet. In dem ersten: „Gleichberechtigung des Mädchens mit dem Knaben in der Erziehung", wendet sich Luise Büchner gegen die zu frühe Rücksichtnahme auf das „Ewig Weibliche", ein Wort, „bei dem man sich gewöhnlich etwas höchst Unklares und Allgemeines vorstellt":

Das Menschliche, die Tugenden des Charakters müssen beiden Geschlechtern gleichmäßig eingeprägt werden, denn auf beiden beruht zugleich das bürgerliche und häusliche Wohlergehen. Was der Staat und die Gesellschaft vom Manne fordern, das Nämliche fordern das Haus und die Gesellschaft von der Frau.

Bisher aber heißt es in Bezug auf den Mann:

Du mußt arbeiten, ringen, streben, des Lebens Ernst erfassen. (Und in Bezug auf die Frau:) Du zartes Wesen bist geboren, poetisch zu sein, zu tändeln, Toilette zu machen, Klavier zu spielen, französisch zu plaudern. Wir wollen Harmonie zwischen den zartern und stärkern, den geistigen und körperlichen Elementen, und diese kann sich nur in kräftigen, lebensfrischen Naturen entwickeln — diese wiederum gedeihen nur auf dem Boden einer ernsten Erziehung, wie sie auch dem Manne geboten wird.

Wir wollen mit diesem Hinweis der Pflicht des Referenten genügt haben, eine Pflicht, die auch darin besteht, sich zu bescheiden, wo die Anerkennung des Publikums sich in so unzweideutiger Weise gezeigt.

10. Stenographischer Bericht über die erste ordentliche Generalversammlung des 1869 gegründeten Verbandes deutscher Frauen- und Erwerbvereine, gehalten am 10. und 11. October 1872 zu Darmstadt. Darmstadt, Diehl. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir betrachten diese Berichte als einen literarischen Beitrag zur Frauenfrage, da sie zum großen Theil Vorträge enthalten, die, abgesehen von dem Interesse für den Gegenstand, auch der Form wegen Beachtung verdienen. Der größte Theil der Vortragenden waren Frauen, die durch ihre Wirksamkeit für humane Zwecke, für Frauenbildung und Erwerb sich einen ehrenvollen Namen erworben. Gegenstände der Verhandlung waren: Begründung Fröbel'scher Kindergärten und Ausbildung von Kindergärtnerinnen (Frau Johanna Goldschmidt, Hamburg), weibliche Krankenpflege (Frau Simon, Dresden), Ausstellungs- und Verkaufslocale (Fräulein Luise Büchner, Darmstadt), Höhere Töchterschule (Fräulein Marie Calm, Kassel).

Der Gesammteindruck der Verhandlungen ist ein friedlicher und hat viel mehr das Gepräge einer gemeinnützigen Gesellschaft als einer kämpfenden Partei. Wir

müssen es selbstverständlich den Fachblättern überlassen, auf die Einzelheiten näher einzugehen.

11. Einfluß der Frau in Familie und Gesellschaft. Vortrag gehalten im Verein für Familien- und Volkserziehung zu Leipzig von Henriette Goldschmidt. Leipzig, Fischer u. Comp. 1874. 8. 5 Ngr.

Die an Umfang kleine Schrift ist eine Gelegenheitsrede, welche die Verfasserin vor einem zahlreichen Zuhörerkreise in Leipzig gehalten. Sie bestätigt, was wir in der Einleitung ausgesprochen, daß die Frauenfrage sich bei uns in Deutschland das Bürgerrecht erworben hat. Je weniger man sie als Jungfrauenfrage ansieht, desto mehr verliert sie an Herbigkeit und Rauhigkeit. In diesem Sinne bewegt sich auch die vorliegende Schrift ganz auf dem Gebiete des normalen Familienlebens und behandelt Erziehung und Stellung, Pflichten und Rechte der Frauen nur von diesem Standpunkte aus. Je größer die Fortschritte sind, die sich auf allen Gebieten des intellectuellen Lebens vollziehen, desto größere Gefahr droht dem sittlichen, wenn die Verschiedenheit der Ausbildung der Geschlechter die Kluft zwischen dem männlichen und weiblichen Verständniß vergrößert und dem Jünglinge der Jungfrau, dem Manne der Frau, ja sogar dem Knaben der Mutter gegenüber eine Art von geistigem Uebergewicht gibt. Die Verfasserin will es nicht entscheiden, ob die geringern Leistungen der Frauen auf geistigem Gebiete in ihrer geringern Begabung oder in den Mängeln der Erziehung wurzeln. Sie sagt:

> Nicht daß es keinen weiblichen Newton gegeben noch einen Dichter von der Bedeutung eines Schiller oder Goethe, hat mich so nachdenklich über die größere oder geringere Begabung unsers Geschlechts gemacht, als daß Millionen von Frauen mit ihren Kindern gekost und gespielt haben, sie zu beschäftigen und zu erziehen hatten, und daß ein Mann das Gesetz dieser Spiele und Beschäftigungen gefunden. . . . Wäre indeß Fröbel aus der Mädchenschule, die er als Knabe besuchte, nicht hinausgekommen, hätte er keine Gelegenheit zu seinen Studien gehabt, so würde er vielleicht einige gute und schlechte Liedchen ersonnen haben, aber nimmermehr das Gesetz derselben und ihre Beziehung zu der naturgemäßen Entwickelung des Menschen. Und keine Hypothese, sondern Thatsache ist es, daß alle Frauen, die etwas Tüchtiges geleistet haben, eines männlichen Unterrichts theilhaft wurden.

Wir schließen unser Referat über ein Literaturgebiet, das, wie wir bemerkt, vorläufig mehr des Stoffs als der Form wegen beachtet wird. Aber auch der Stoff, der Inhalt ist in der kurzen Zeit des Bestehens der Frauenfrage ein anderer geworden. Unsers Erachtens hat der preußische Cultusminister Falk einen dankenswerthen Schritt in Bezug auf diese Angelegenheit gethan, indem er Lehrerinnen mit in den Kreis der Berathenden über Einrichtung von Mädchenschulen zog. Dieses Beispiel ist nachahmenswerth, denn fast in allen Gebieten, die nicht zum Militär- und Polizeiwesen gehören, ist die Frau mitbetheiligt, ohne bisher berücksichtigt worden zu sein — wenn man es nicht als eine besondere Rücksicht auffassen soll, daß sie bei einzelnen Veranlassungen zu der Species der „Unmündigen und Blödsinnigen" gerechnet wird. Solange man die Frau in dieser Weise als außerhalb des eigentlichen Volkslebens stehend betrachtet, aber auch nur so lange, wird es eine besondere Frauenliteratur geben und geben müssen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, nähern wir uns der Zeit, wo man ebenso wenig eine Frauenliteratur als eine Männerliteratur kennen wird, und wir glauben nicht, daß das Schriftthum dadurch eine besondere Einbuße erlitte.

Neue Romane und Novellen.

1. Nach hundert Jahren. Ein Roman aus neuester Zeit von Wilhelm Jensen. Vier Bände. Schwerin, Hildebrand. 1874. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.
2. Vom Fels zum Meer. Erzählungen von Max von Schlägel. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
3. Der Kleinstädter in Berlin. Roman von Max Ring. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 3 Thlr.
4. Ein vielbewegtes Leben. Nach den Aufzeichnungen des kaiserlich russischen Obersten Friedrich Reinhardt, bearbeitet von Julius von Wickede. Drei Bände. Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

In dem vorliegenden Werk Wilhelm Jensen's „Nach hundert Jahren" (Nr. 1) haben wir einen Roman von entschieden nationaler Tendenz vor uns, ein historisches Gemälde aus dem großen Jahre 1870. Doch irrte man sich, vermuthete man darin einen historischen Roman, in welchem wir Bismarck Cigarren rauchend politisiren hören oder Graf Moltke in seinen geheimsten Feldherrnplänen von uns durchschaut wird. Die gewaltigen historischen Ereignisse sind nur zur großartigen Folie benutzt, auf welcher der Künstler die Geschicke von Personen schildert, die der historischen Bewegung wesentlich passiv gegenüberstehen; ein bedeutsamer Hintergrund, unter dessen Lichteffecten die Helden der eigentlichen Erzählung in einer besondern Beleuchtung erscheinen.

Wir werden auf ein Gut in der Nähe von Hagenau geführt. Unter den politisirenden Tischreden der Männer, die hier deutsche, dort französische Sympathien bekunden, macht sich rasch die Politik der Liebe geltend zwischen dem Helden, Harald Trifels, und den beiden Mädchen Margarethe und Françoise. Wir sind ganz friedlich vertieft in das elsässische Stilleben, da öffnet sich plötzlich der Hintergrund. Bajonnete blitzen, Geschütze rasseln, die Lulu-Komödie von Saarbrücken beginnt. Bald aber sehen wir bittern, gewaltigen Ernst im Kanonendonner von Weißenburg und Wörth. Mit der Belagerung von Straßburg schließt der historische Hintergrund für unsere Geschichte. Die weitern Kriegsereignisse bleiben uns, die wir mit der Mehrzahl der Personen des Romans im belagerten Straßburg weilen, fremd. Eine der bisher von uns mit Interesse verfolgten Gestalten, die kokette, amazonenhafte, leidenschaftliche Françoise sehen wir auf Straßburgs Mauern als Opfer

der Eifersucht und ihrer leidenschaftlichen Liebe fallen. Endlich hält der Friede seinen Einzug, nicht nur als Friede der Völker, sondern auch als das friedliche Glück zweier liebenden Herzen, die in der schweren Zeit die Kraft ihrer Liebe gegenseitig erprobt.

Das Elsaß wird deutsch und der Sieg des Deutschthums tritt auch in den Geschicken der beiden Liebenden hervor, des deutschen Harald und der elsässischen Margarethe, deren Liebe zugleich ihre Väter, zwei als Franzosen- und Deutschenfreunde vor Jahren verfeindete Brüder, einträchtig sich die Hände reichen läßt.

Mit blendendem Colorit, poesievoll schildert der Autor die landschaftliche Schönheit der Umgegend von Hagenau, den lieblichen Landsitz der Familie Wölflin, Margarethens Lieblingsplatz mit der Aussicht auf das berühmte Sesenheim.

Großartig, in hohem epischen Stile aber geleitet derselbe uns durch das bunte, wechselvolle Gedränge deutscher und französischer Truppen, über die Schlachtfelder und in das von den feindlichen Geschützen bedrohte Straßburg. So fesselnd der Autor uns ein Stimmungsbild der elsässischen Bevölkerung unmittelbar bei Beginn des Kriegs gibt, ebenso packend sind die Bilder, welche aus dem belagerten Straßburg uns entgegentreten. Mit einem ausgesprochenen Realismus vereint Jensen hier eine künstlerische Gestaltungskraft, welche diesen Theil des Werks an mehrfachen Stellen als classisch bezeichnen läßt.

Betrachten wir nun die Personen des Romans, so haben wir es hauptsächlich mit den beiden Frauengestalten Margarethe und Françoise zu thun. Die übrigen Personen sind zwar trefflich charakterisirt, allein wie für die Kritik werden sie noch mehr für das lesende Publikum im Vergleich zu den beiden Mädchen zurücktreten. Es gilt dies sogar von Harald, obwol er als eingreifend in die ganze Handlung der Held des Romans genannt werden kann. Im Verlaufe der Erzählung tritt er in seiner Bedeutung immer mehr den beiden Frauengestalten den Vorrang ab.

Wäre von Gemälden die Rede, so würde ich sagen: Margarethe hat mehr Zeichnung, Françoise mehr Colorit. Margarethe ist eine echt poetische Figur, welche der Autor mit großer Sorgfalt und Liebe gezeichnet hat, um ihr die Sympathien der Leser zu erwerben. Ohne Anwendung besonderer Effecte hat er sie scharf und markig dargestellt; die wirkungsvollen Scenen, die bedeutenden Handlungen, als deren Trägerin sie erscheint, und welche sie zur Hauptperson des Romans machen, folgen mit richtiger Motivirung aus der Situation selbst.

Namentlich letzteres kann man aber nicht durchweg von dem Auftreten der schönen Françoise sagen. Die leidenschaftliche, intriguante Französin, in welcher ein ziemlich starker Anflug von Mannweib liegt, ist vom Autor mit einer blendenden Farbenpracht zu der pikantesten Figur des Romans gestaltet. Sie wird bei besonders phantastischen Gemüthern ein größeres Interesse sich erwerben als die viel feiner gezeichnete und liebenswerthere Margarethe in ihrer sanften Liebe, ihrem geräuschlosen Heldenthume. Allein eben darin liegt der Fehler, daß Françoise etwas zu einseitig die Phantasie des Autors zeigt. Das Schillernde, Prickelnde, welches diese Frauengestalt kennzeichnet, scheint den Autor selbst stellenweise irregeführt zu haben. Geblendet von den eigenen grellen Farben hat er dann und wann den sichern Blick verloren. So kommt es, daß er manche nicht gerade falsche, aber unmotivirte Linie zeichnet, die dem scharfen Auge hinter dem Glanze des Colorits störend entgegentritt. Willkür, vielleicht Unsicherheit liegt vielfach in der Erscheinung der Französin, die manches von einer problematischen Natur hat. Ihr tragisches Ende selbst, so wirkungsvoll es erscheint, trägt bei strenger Prüfung in der vom Autor dargestellten Weise etwas Launenhaftes an sich. Françoise muß nach dem Gegebenen tragisch enden, allein es hätte sich ein solcher Schluß ihres Auftretens strenger motivirt geben lassen, als es der Autor thut.

Betrachten wir zum Schlusse noch den Roman in seiner Totalität, so haben wir ein in der Form wie in der innern Entwickelung stilvolles, über die Alltagsschriftstellerei hoch emporragendes Werk von ebenso großem Gedankenreichthum als poetischer Schwungkraft. Die angedeuteten Fehler nehmen dem Werke seinen Werth nicht, ihre Erwähnung erscheint gerade um dieser Bedeutung willen als eine Pflicht der Kritik gegen den talentvollen, stetig fortschreitenden Autor. Jensen ist einer der wenigen Romanschriftsteller, welche dazu angelegt sind, die Behauptung gewisser Literatoren zu widerlegen, als sei der Roman nur ein verkommenes, ausgeartetes Epos, dem die Bedeutung einer besondern Kunstgattung gar nicht zukomme.

Den nächsten Platz nach Jensen darf unter den vorliegenden Werken Max von Schlägel mit seiner Sammlung von Erzählungen „Vom Fels zum Meer" (Nr. 2) beanspruchen. Allerdings ist dabei ein bedeutender Abstand in der künstlerischen Höhe der beiden Autoren nicht zu leugnen. Schlägel ist nicht ein mit vollendeter Klarheit seines künstlerischen Wollens schaffender Schriftsteller. Er ist ein tüchtiges Talent mit kühner Phantasie, großer Sprachgewandtheit und warmem Gefühle für das Schöne in Natur und Geschichte. Daher weiß er stets durch kraftvolle Gestaltung bedeutender Sujets zu fesseln. Allein er schafft nicht nach bewußten Principien, sondern wie es ihm seine eigene poetische Natur eingibt, in unbeherrschtem Drang der Phantasie. Daher vermißt man in seinen Werken die Ruhe, sieht zu viel von dem Gährungsprocesse in der Seele eines phantasievollen Schriftstellers. Letzteres gibt sich schon in der Wahl seiner Stoffe, in den Charakteren seiner Erzählungen kund.

„Ein entfesselter Dämon" ist die erste und größte Arbeit in der Sammlung. Wir werden an die südlichen Ufer des Gardasees, in die Gegend von Riva geführt. Auf diesem, die Phantasie reich belebenden Terrain treten uns die verschiedensten Charaktere in den verschiedensten Lebensverhältnissen entgegen. Die Zeichnung des Volkslebens, die Typen dieser welschen Männer und Frauen sind vortrefflich; die Schmugglerin Anna und ihr Bruder Domenico, die Dorfkokette Teresina und ihr Vater Antonio und alle die andern Figuren zeigen eine bewundernswerthe Lebensfülle; die verschiedenen Scenen sind so far-

benprächtig geschildert, daß wir ohne besondere Anstrengung der Phantasie mitten in dieses bunte Leben uns versetzt fühlen. Die gigantische Pracht des landschaftlichen Hintergrundes scheint die Domäne des Autors zu sein. Mit wahrhaft poetischem Schwunge schildert er uns Seen und Berge in einer Sprache, die meisterhaft zu nennen ist. Allein schon hier läßt sich bemerken, daß stellenweise die rege Phantasie, der lebhafte Natursinn seine Feder unsicher machen; mitten in der elegantesten Diction bricht eine Unruhe hindurch, welche die Klarheit der Sprache zu einem ungebändigten Strome der von der Phantasie überholten Worte macht.

Die hauptsächlich die Fäden der Handlung in sich fassenden Personen der höhern Lebenskreise nun sind höchst interessante Figuren, die in der vielfachen Berührung mit den neben ihnen in die Handlung eingreifenden Gestalten des Volks in den pikantesten Situationen erscheinen. So recht ein Geschöpf der Schlägel'schen Muse ist der hervorragende Graf Hyacinth Arco, der „entfesselte Dämon". Graf Hyacinth ist in jeder Beziehung ein moderner Titane, die im ihm wohnende stürmische Elementarkraft verzehrt in ihrer wilden Glut gleichsam sich selbst. Der Autor hat diese Hauptfigur mit einem bewunderswerthen Apparate von Phantasie zu einer den Leser unentrinnbar fesselnden Gestalt gemacht. Allein uns will es dünken, als ob in Anbetracht der modernen Toilette dieser im kühnsten Brillantfeuer glänzende Held zuweilen vom Boden des Wahrscheinlichen allzu sehr sich entferne und dadurch zu einer schwer verständlichen Phantasiegestalt würde, in welcher die plastische Ruhe der Darstellung einem tollen Wirbel der Phantasie weiche. Nicht durchweg tritt dies im Charakter des Helden ein, und wo es geschieht, muß man jedenfalls anerkennen, daß die dem Autor eigene Grazie seiner Feder ihn nie zu barocken Geschmacklosigkeiten verleitet, sodaß selbst diese allzu üppigen Blüten der Schlägel'schen Phantasie zwar nicht Anerkennung, doch Interesse gewinnen.

Gleichsam als Gegensatz steht dem Helden sein österreichischer Vetter, der Major Graf von Bogen, gegenüber. Dieser edle, ritterliche Charakter, der durch sein Liebesleid und seinen tragischen Kampf um die Ehre unsere besten Gefühle fortreißt, ist eine Gestalt, die auf uns wohlthätig beruhigend gegenüber der zitternden Unruhe Hyacinth's wirkt. Leider aber scheint es, daß der Autor sich in Schilderung dieser maßvoll harmonischen Gestalt nicht recht wohl befunden hätte, denn wir wünschten sie gern noch etwas mehr in den Vordergrund gestellt, ein stärkeres Gegengewicht gegen Hyacinth bildend. Mit höchst lobenswerther Feinheit ist die von den beiden Vettern geliebte interessante Curgästin Konstanze von Arco gezeichnet. Nur glauben wir, daß ihr Reiz noch gewonnen haben würde, wenn der leidende Zug ihres Wesens etwas weniger den Charakter des Hysterischen angenommen hätte.

Im ganzen zeigt die vorliegende, höchst spannende Erzählung ein vielversprechendes Talent, eine Kraft, die eben nur noch ein bischen sich selbst die Zügel anlegen sollte, um vor Ueberstürzung des schöpferischen Dranges einer schwungvollen Phantasie sich zu schützen.

Haben wir in der vorhergehenden Erzählung Bilder gewaltiger äußerer und innerer Kämpfe, Schilderungen, in denen wilde Leidenschaft, dämonisch überschwellende Seelenglut in grellen Farben sich spiegeln, so treten wir in der Novelle „Der steinerne Maler" verhältnißmäßig ruhigern Lebenskreisen entgegen. Wir sagen absichtlich „verhältnißmäßig"; denn Schlägel's Art ist es nicht, seine Sujets in einer friedlich anmuthigen Situation, in mehr oder minder einfachen Charakteren zu suchen. Auch in dieser zweiten Erzählung begegnen wir originellen Erscheinungen, die nicht jeder im wirklichen Leben antrifft. Doch ziehen wir diese wesentlich auf psychologischem Conflict beruhende Novelle dem „Entfesselten Dämon" vor, weil hier der Autor bedeutend mehr künstlerisches Gleichgewicht, bedachtes Ebenmaß zeigt als in der vorhergehenden, allerdings die Phantasie mehr bestrickenden Erzählung.

Der Fehler des „Steinernen Malers" liegt leider im Beginne, im Vordersatze des Ganzen. Die Liebe Elisabeth's und Alexander's ist denn doch zu wenig in ihren Anfängen motivirt. Die beiden Leute kennen sich kaum und lieben sich schon, ohne daß hier jene magische Gewalt einer großartigen persönlichen Erscheinung mitwirkte, wie in der vorhergehenden Erzählung. Dieser Fehler hätte sich leicht durch eine im Anfange etwas breitere Ausführung der Beziehungen Elisabeth's und Alexander's vermeiden lassen, und wäre dann vielleicht in wünschenswerther Weise Alexander selbst weniger auf Kosten Elisabeth's zurückgetreten. Von dieser etwas zu kühnen Entwickelung des Anfangs abgesehen, bietet die Erzählung mannichfache Reize. Elisabeth's Charakter ist mit graziöser Feinheit gezeichnet als eine Erscheinung, die wirklich alle Liebe verdient. Die Komik der gegen die Helden so stark contrastirenden Nebenfiguren birgt in ihrer Schärfe eine gute Dosis Satire. Zwei prächtige Gestalten, die in zweiter Linie als Heldenfiguren der Erzählung erscheinen, sind der wackere Bartel und seine Moidl, diese originellen und in ihrer tiefen Gemüthlichkeit lebhaft anziehenden Kinder des Achenthals.

Wie in der vorhergehenden Erzählung ist auch hier der locale Hintergrund meisterhaft geschildert. Die prächtige Alpenwelt am Ufer des Achensees, die berühmte Umgegend der Scholastica, weiß der Autor mit der ganzen Fülle einer für Naturschöne reich empfänglichen Seele wiederzugeben. Diese Kraft der Localschilderung gewinnt ihren Höhepunkt da, wo Handlung und Hintergrund in engste Verbindung treten. Es ist dies die Schilderung der Gemsjagd, bei welcher Bartel als Treiber den tollkühnen Gang zur Teufelskanzel und den Sprung in die Tiefe macht. Die psychologische Entwickelung, wie Bartel mit seinem Ehrgeize und dem Versprechen, das er Moidl gegeben, ringt und schließlich doch ersterer siegt, ist sehr fein. Die Schilderung des gefährlichen Ganges dann und der psychischen Qualen der die Todesgefahr des Geliebten ansehenden Moidl bekundet eine große Meisterschaft, wenngleich hier die Liebhaberei Schlägel's für prickelnde, nervenerregende Motive stark hervortritt und von manchem die Scene bei aller Pracht plastischer Darstellung als zu pikant bezeichnet werden könnte. Es liegt eben auch darin wieder ein gutes Stück der gärenden, übersprudelnden Naturkraft des Schlägel'schen Talents, das

aber hier schöne Blüten einer realistischen und dabei hochpoetischen Phantasie bietet.

Trotz dieses etwas starken Effects der Gemsjagdscene kann man doch sagen, daß im ganzen statt des blendenden Flinkerns eines phantastischen Brillantfeuers hier eine Frische und poetische Ursprünglichkeit herrscht, welche das Talent des Autors angenehmer ans Licht setzt als der heißblütige „Entfesselte Dämon".

Es folgt nun in der Sammlung eine kleinere Novelle mehr skizzenhafter Natur: „Das Marmorbild im Palazzo Doro", eine Geschichte aus Venedig, welche, im hohen Grade fesselnd, dem Autor alle Gelegenheit bietet, seine farbenprächtige Phantasie spielen zu lassen. Doch gleicht die Tragik der Erzählung zu sehr einer barocken Dissonanz, welche durch den eigenthümlich abgebrochenen Aufbau, die stellenweise aphoristische Sprache noch das Gefühl der Unruhe im Leser steigert und ein entschiedenes Unbehagen nach der Lektüre dieser fast übermäßig farbenreichen Skizze hinterläßt.

Weit besser behagte uns eine andere Skizze: „Die Lawine", in welcher mit zum Theil meisterhaften Zügen ein ergreifendes Seelengemälde aus den alltäglichen Lebenskreisen entworfen und zu einer günstigen Lösung gebracht wird.

Den Schluß der Sammlung bilden unter dem Titel „Strada d'Allemagna" frisch und mit sicherer Plastik gegebene Reiseskizzen aus Oberitalien, welche aber zu einer Zusammenstellung mit den vorhergehenden tiefgreifenden Erzählungen unter einem Rahmen nicht ganz geeignet erscheinen.

Ueberblicken wir noch einmal die ganze Sammlung, so werden wir, ohne das am Eingange der Besprechung über Schlägel Gesagte zu widerrufen, doch dem Buche die wärmste Empfehlung mit auf den Weg geben; denn wir haben es hier mit einem Talente zu thun, welches die lebhafteste Ermunterung verdient und das wir bei allen Auswüchsen mangelnder Selbstbeherrschung deshalb lieben, weil es zu jenen in Form und Stoff fein arbeitenden, nach einer wahrhaft poetischen Höhe strebenden Schriftstellernaturen gehört, die in unserer Romanliteratur als seltene Gäste zu schätzen sind.

Ein indirecter Beweis für diesen letztern Satz liegt in dem unter Nr. 3 angeführten Romane: „Die Kleinstädter in Berlin", von **Max Ring**.

Wenn wir dieses Werk besprechen, machen wir einen weit größern Sprung nach abwärts als oben von Jensen zu Schlägel; wir machen den Sprung von der poetischen Höhe, auf welcher die beiden vorhergegangenen Autoren stehen, in die — Alltäglichkeit der Routine.

Ring's Werk ist ein Roman in Briefform, wenn man überhaupt hier von „Roman" sprechen will. Ein junger Commis aus der Provinz sucht Condition in der Spreestadt, und es werden nun die Erlebnisse desselben in Briefen, die er an seinen Vetter schreibt, geschildert. Anfangs sind diese Aventuren der Einfalt vom Lande komischer Färbung, sie werden aber ernst, sobald der junge Mann aus Mangel an Beschäftigung in Noth geräth, an einem Vorstadttheater sich dem Schauspielerberufe widmet und, nachdem er hier durch einen dummen Streich sich unmöglich gemacht, Literat wird. Als Literat macht er anfangs Glück, eine lange Krankheit bringt ihn in Vergessenheit, aber — ein Romanschriftsteller läßt seinen Helden nicht im Stich — ein Biedermann von Spezereiwaarenhändler nimmt ihn zum Associé und er kann nun sein Mädchen heirathen.

Das Werk im ganzen ist formell eine geschickte, coulante Arbeit, die aber einen zu stark feuilletonistischen Charakter an sich trägt und des sorgfältigen Aufbaues namentlich in psychologischer Hinsicht gänzlich entbehrt. Im Anfange, dem komischen Theile, sind die ohne tiefern Zusammenhang aneinandergereihten Episoden mitunter recht ergötzlich, wenn auch zuweilen outrirt. Eine allzu specifisch berlinische Localfärbung tritt störend auf, so namentlich eine lange Auseinandersetzung über berliner Bühnenverhältnisse, die ganz den Charakter des Journalfeuilletons trägt.

Sobald der Roman aus dem Komischen in das Ernste umschlägt, erscheint nun die nackte Routine. Der einzige originelle Mensch ist der Held selbst, dem es an psychologischen Inconsequenzen jedoch nicht fehlt. Die übrigen Personen sind die hergebrachten Leihbibliothekfiguren: heuchlerischer Betrüger, fashionabler Schwindler, verfolgte Unschuld, Winkelliterat, verkannter Sohn, biedermännischer Polterer, Erbschleicher, mystische Heldin und endlich die kleinern Rollen von Dieben, Wucherjuden u. s. w.

Das gewandte localkundige Arrangement wird der leichten Arbeit wol Leser erwerben, die sich an der im Sinne des Romans à la mode spannenden Handlung ergötzen werden. Von einem höhern ästhetischen Standpunkt aus ist der „Kleinstädter in Berlin" bedeutungslos, ein Schablonenroman.

Wenn wir am Schlusse unserer Revue unter Nr. 4 das Werk **Julius von Wickede's**: „Ein vielbewegtes Leben", anführen, so ist wohl zu bemerken, daß dieses im Hinblicke auf die vorgenannten Arbeiten eine Sonderstellung einnimmt. Es hat den Charakter eines Memoirenwerks, mit allerdings sehr romanhafter Färbung. Die Geschichte eines durch Jugendirrthümer in den bewegtesten Strom des Lebens gerathenen und durch eigene Kraft emporgekommenen Mannes hat viel Interessantes an sich, wenngleich gerade aus der Periode der Napoleonischen Feldzüge bereits eine Fülle ähnlicher Werke vorliegt. Die Erlebnisse des Obersten Reinhardt sind nun allerdings nicht derart, daß sie, wie sonst wol Memoiren, in gewisser Beziehung historische Quelle sein könnten; sie sind eine Sammlung der verschiedenartigsten Abenteuer eines im vollsten Sinne des Wortes vielbewegten Lebens, ohne culturhistorisch oder politisch bedeutsame Aufschlüsse zu geben. Doch ist Wickede's Anordnung des Stoffs sowie die gewandte, lebhafte Diction zu loben, und wird das Werk, dem die Bezeichnung spannend nicht abgesprochen werden kann, Freunden kriegerischer Strapazen und Abenteuer eine willkommene Lektüre bieten.

Theodor von der Ammer.

Demokratische Schriften.

1. Reden und Vorlesungen von Friedrich Hecker. Mit dem Porträt des Verfassers. Neustadt a. d. Hardt, Gottschick-Witter. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Benedict Franz Leo Waldeck, der Führer der preußischen Demokratie (1848—70). Von H. B. Oppenheim. Berlin, Oppenheim. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Erlebtes. Von Karl Heinzen. Zweiter Theil: Nach meiner Exilirung. (Gesammelte Schriften vierter Band.) Boston 1874.
4. Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit. Dargestellt in den Lebensbildern von Karl Follen, Paul Follen und Friedrich Münch. Herausgegeben von Friedrich Münch. Mit Münch's und Karl Follen's Bildnissen. Neustadt a. d. Hardt, Gottschick-Witter. 1873. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wenn man längere Zeit die Demokratie von keiner andern Seite kennen gelernt hat als durch die Aeußerungen jener Sorte von Leuten, welche sich Socialdemokraten nennen; wenn man sich genug geärgert, ja man darf sagen, wenn man genug getrauert hat über die Verkommenheit des menschlichen Geistes, über den Mangel an allem Idealen, an aller Begeisterung, über das einseitige und selbstsüchtige Ringen nach bloßem materiellen Genuß, über den Haß gegen das eigene Vaterland und alle Errungenschaften desselben: dann ist es eine wahre Erquickung, wieder einmal die wahren Demokraten von 1848, so fern man ihnen und ihrer Verkennung der gegenwärtigen historischen Entwickelung stehen mag, anzuhören. Da ist noch Begeisterung, ist noch Vaterlandsliebe, ist noch Hingabe für Ideale, ist noch Anerkennung der höchsten Güter der Menschheit, Kunst und Wissenschaft zu finden. Da ist keine Verbrüderung mit dem Ultramontanismus, kein Terrorismus gegen Andersgesinnte, keine Unterdrückung der persönlichen Freiheit, kein Streben, die Handarbeiter zu einer neuen Aristokratie zu erheben und die Kopfarbeiter zu neuen Parias niederzudrücken, wie es die Socialdemokraten anstreben.

Doch zur Sache. Friedrich Hecker's kleines Buch (Nr. 1) enthält sechs Reden: „Festrede zur St.-Louiser Friedensfeier", „Rede bei der Turnfahnenweihe in Trenton (Illinois)", „Unsere Republik, ihre Kritiker und Gegner", „Die Beamten im Fürstenstaate und im Volksstaate", „Lincoln und Cromwell", „Weiblichkeit und Weiberrechtelei". Hecker hat noch Liebe zu Deutschland, die den Volksstaatlern längst abhanden gekommen, er läßt noch dem Kriege gegen Frankreich Gerechtigkeit widerfahren, dessen Lorbern jenen ein Dorn im Auge sind; er beurtheilt mit Freimuth die Schattenseiten des französischen Charakters und den Wahnsinn der französischen Politik, vor welcher die Socialdemokraten bewundernd kriechen. Hecker freut sich mit mannhaften begeisterten Worten über die deutschen Siege und über die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, welche vaterlandslose Keifer mit Gift bespritzt haben, natürlich ohne Erfolg. Hecker ist weit entfernt, gleich diesen Menschen die Sympathie mit den neuen Zuständen Deutschlands als Servilität gegen den Erfolg aufzufassen, und wenn er noch so kräftig gegen die Nichtbetheiligung der Nation an der Schöpfung des neuen Reichs protestirt, so gibt er doch zu, daß durch dieselbe der Sinn für Volksrecht und Freiheit befestigt, der Misbrauch des Volkswillens von nun an zur Unmöglichkeit geworden ist. Daher schließt auch seine erste Rede: „Heil dir, mein Vaterland!" Das begreifen freilich die Socialdemokraten nicht mehr — schadet aber auch nichts.

In den übrigen Reden, welche im ganzen Lobreden auf die Vereinigten Staaten Amerikas sind, vergleicht Hecker die Zustände Europas und Amerikas, zwar im ganzen zu Gunsten des letztern, aber doch mit einer Freimüthigkeit gegenüber amerikanischen Misbräuchen und Uebelständen, welche wirkliche Anerkennung und Bewunderung verdient. Recht wohlthuend wirkt, nach der aufregenden politischen Kost, der letzte Vortrag über Frauenemancipation, welcher reich an treffenden und gewichtvollen Wahrheiten ist.

Das Buch H. B. Oppenheim's (Nr. 2) über Waldeck will keine Biographie dieses Mannes geben, sondern ein „politisches Lebensbild". Waldeck war, wie sein Biograph sagt, weder Revolutionär, noch Republikaner, sondern ein Anhänger der demokratischen Monarchie, und sein Charakter war und blieb der des in vieler Hinsicht conservativen Westfalen; dabei war und blieb er auch, trotzdem er als Fortschrittsmann galt und wirkte, merkwürdigerweise ein gläubiger Katholik. Er war auch weder Socialdemokrat, noch ein Gegner der preußischen Staatsidee, und wurde daher ebenso sehr von der Reaction verfolgt und gequält, wie von den Radicalen verhöhnt und angefeindet. Das Verfahren gegen ihn von seiner Verhaftung 1849 an erinnert ganz an die Demagogenverfolgungen der zwanziger Jahre und war geeignet, ihm die Sympathien aller wahrhaft Freisinnigen zu erwerben. Das vorliegende Buch, welches die Thätigkeit dieses nichts weniger als idealistischen, sondern durchaus praktischen Staats- und Volksmannes von 1848 bis zu seinem Tode 1870 im Zusammenhang mit der gleichzeitigen innern Entwickelung Preußens schildert, liefert manchen interessanten Beitrag zur neuesten Geschichte Deutschlands. Interessant ist namentlich, daß Waldeck die Annexionen Preußens 1866 durchaus billigte und sogar die künftige Besitznahme Braunschweigs nach Erledigung des Throns vorbereitet wissen wollte. Aber im ganzen gehörte sein Standpunkt einer vergangenen Zeit an und ihm fehlte das volle Verständniß der fortschreitenden Entwickelung unserer Zustände.

Der vorliegende Band von Karl Heinzen's, des deutsch-amerikanischen „Pionniers", Lebenswerk (Nr. 3) enthält des Verfassers Erlebnisse von seiner Flucht aus Deutschland zur vormärzlichen Zeit, 1844 bis zur Gegenwart, mithin die interessanteste Periode. Die mannichfaltigen Schicksale des (nicht ohne Grund) vielverfolgten Publicisten auf seiner ersten und zweiten Flucht nach der Schweiz und Amerika und der dazwischen fallenden Rückkehr nach Deutschland im Revolutionsjahre 1848 sind pikant und frisch beschrieben und können, trotz der Verbissenheit des Verfassers, die freilich eine Folge seiner oft

traurigen Lage ist und dennoch mit dem köstlichsten Humor abwechselt, nicht umhin, allseitiges Interesse zu erwecken. Wenn Hecker das idealistische Element der Revolution von 1848 vertrat, so ist in Heinzen das realistische verkörpert; man könnte jenen mit seiner teutonischen Begeisterung den Faust, diesen mit seinem unverwüstlichen Sarkasmus und seiner nicht allzu ängstlichen Politik den Mephistopheles der Revolution nennen. Ueber die Häupter dieser Bewegung, besonders Struve, Hecker, Marx, Brentano u. s. w., werden in Heinzen's Schrift die ergötzlichsten und — betrübendsten Aufschlüsse ertheilt. Heinzen nimmt nirgends ein Blatt vor den Mund, und darum wirkt auch sein Buch nirgends ermüdend, sondern spannt vo[illegible] Anfang bis Ende wie ein gutgeschriebener Roman[illegible]

In weiter entlegene Zeitperioden [illegible]eg-tes Leben führen uns die Biographien [illegible]r Follen, welche schon in den ersten vie[illegible] Amerika einen frühen Tod fanden, und [illegible] Friedrich Münch (Nr. 4), welcher ein rau[illegible] im Urwald führte und in seiner Geschichte der Rev[illegible] von 1848 nicht einmal erwähnt. Ganz Amerikaner [illegible] worden, scheint er nur für die Neue Welt ein Herz zu haben; auch des neuesten Aufschwungs Deutschlands gedenkt er mit keinem Worte.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

In dem zweiten Februarhefte der „Revue des deux mondes" veröffentlicht Ernest Renan einen interessanten Aufsatz: „La crise religieuse en Europe." Bei der in Frankreich herrschenden Richtung betritt der Verfasser des „Leben Jesu" damit ein nicht unbedenkliches Gebiet. Er kritisirt mit Schärfe die Ausschreitungen des Ultramontanismus, aber er verdammt auch die deutsche Kirchenpolitik, die er als eine Tochter des protestantischen preußischen Staats und der patriotisch liberalen Partei hinstellt. Er tadelt die preußische Regierung, daß sie, anstatt einfach den Altkatholiken die Freiheit zu geben, auf ein Recht halte, welches die ungeheure Mehrheit der Katholiken beunruhigt, welche die Entscheidungen des Concils ruhig hingenommen habe. Heftig tadelt er die Maigesetze von 1873 als „wahrhafte Attentate auf die Freiheit". Er nimmt für sich das Recht in Anspruch, die katholische Doctrin anzugreifen, aber für die Katholiken das Recht, ihrem Glauben gemäß zu leben; er vertheidigt die Toleranz und eine Politik religiöser Freiheit, wie sie die ersten Geister Frankreichs stets mit einer an die Muster des Alterthums erinnernden Beredsamkeit vertheidigt hätten. Alle Welt in Frankreich soll frei sein: der Jesuit, der Protestant, der Altkatholik, der Freigeist, und jeder das Recht haben, Associationen zu bilden für seine Ueberzeugung. Renan vergißt bei dieser Verurtheilung der kirchenpolitischen Gesetze in Preußen, daß es sich um die Zurückweisung von Uebergriffen handelt, mit denen die Kirche die Rechte des Staats angetastet hat. Darin liegt der große Unterschied zwischen diesen Gesetzen und den Dragonaden eines Ludwig XIV., mit denen er sie zu vergleichen Lust zeigt.

— Das „Athenaeum" gibt eine kurze Charakteristik von David Strauß, welche zum wenigsten beweist, daß die orthodoxe Pruderie der Engländer ihnen doch jetzt die Anerkennung eines durchaus freigeistigen Schriftstellers gestattet. Das erste „Leben Jesu" findet sogar uneingeschränkte Anerkennung. Seine spätere destructive Wuth, seine mechanische Theorie des Universums, des gesetzmäßigen Kosmos wird als einseitig verurtheilt.

— In der „Academy" vom 14. Februar antwortet Dr. Schliemann auf Max Müller's Besprechungen seiner trojanischen Entdeckungen und hält ihm gegenüber alle seine Angaben aufrecht. Unter anderm sagt er: „Professor Müller sagt ferner: «Den Schatz des homerischen Priamos im Hissarlik suchen, ist als ob man den Nibelungenhort in Worms, oder Helle's Armband in den Dardanellen suchen wollte.» Hätte ich drei Jahre lang im Hissarlik ausgegraben, ohne etwas entdeckt zu haben, so hätte ich diese Bemerkung als vollkommen richtig gelten lassen müssen. Da aber meine riesigen Arbeiten mit völligem Erfolge gekrönt worden sind, da ich das wirkliche homerische Troja und den Schatz seines letzten Königs aufgegraben habe, so halte ich des gelehrten Professors Bemerkung für ebenso unrichtig wie sie unbegründet ist, und jedermann wird mir beistimmen."

— Mit den zwei eben erschienenen Bänden Nr. 1391 und 1392 der Tauchnitz'schen Sammlung ist die aus sechs Bänden bestehende Biographie Charles Dickens' von John Forster zum Abschluß gekommen. Dem fünften Bande ist ein sehr gelungenes Brustbild von Dickens in seinem funfzigsten Jahre, und dem sechsten eine Abbildung seines Grabmals in der Westminsterabtei beigegeben. Außerdem enthalten beide letztere Bände mehrere Holzschnitte, seine verschiedenen Wohnungen darstellend, und Facsimiles seiner Handschrift, die uns Bruchstücke seiner Romane und Entwürfe zu denselben zeigen. Besonders interessant sind die Auszüge aus seinen pariser Briefen an den Verfasser über dortige theatralische Vorstellungen, denen er stets mit so lebhafter Theilnahme beiwohnte. Im ganzen aber muß man sagen, daß eine weisere Beschränkung auf einen geringern Umfang dem Werke nur zum Vortheil gereicht hätte.

— Antoine de Latour, schon früher durch seine Schriften über Spanien bekannt, hat soeben eine treffliche Uebersetzung der Dramen Calderon's: „Oeuvres dramatiques de Calderon" (Paris, Didier), und ein neues Werk über Spanien: „Espagne, traditions, mœurs etlitt érature, nouvelles études" (Paris, Didier) herausgegeben.

Theater und Musik.

Robertson's „School" ist zum fünfhundertsten male am Prince-of-Wales-Theater gegeben worden — einer der seltensten Erfolge der englischen Bühne. Indem die londoner Blätter dies anerkennen, vergessen sie nur dabei zu erwähnen, daß dies erfolgreiche Stück nichts anderes ist als eine freie Bearbeitung von Benedix' „Aschenbrödel".

— Wichert's „Realisten" haben bei der Aufführung am berliner Hoftheater nicht denselben Erfolg wie in Wien davongetragen.

— Den verschiedenen Bearbeitungen der Jugendjahre der „Maria Stuart" schließt sich ein neues Drama von Wills an, welches an dem Princeß-Theater in London zur Aufführung gekommen ist. Der Stoff ist demjenigen verwandt, welchen Swinburne in seiner poesievollen Tragödie: „Chastelard" behandelt hat. Unter den Sensationsstücken der neuen englischen Bühne ist ein Drama von poetischer Richtung immer als ein weißer Rabe zu betrachten. Auch scheint der Erfolg keineswegs so groß gewesen zu sein wie bei den Effect- oder Ausstattungsdramen, die stets eine unabsehbar lange Reihe von Vorstellungen zu erleben pflegen.

— Der zweite Theil von Shakspeare's „König Heinrich VI." hat in der Bearbeitung von Dingelstedt am Burgtheater in Wien einen bedeutenden Eindruck gemacht. Mit Recht werden die Eingriffe des Bearbeiters und die freien Hinzudichtungen von der Kritik mit der Nothwendigkeit gerechtfertigt, den Kern des Shakspeare'schen Dramas auf der deutschen Bühne möglich zu machen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 14. 1. April 1874.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Nachlaß Mirza-Schaffy's.

Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's. Neues Liederbuch, mit Prolog und erläuterndem Nachtrag von Friedrich Bodenstedt. Berlin, Hofmann u. Comp. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Der Weise von Tiflis hat mit seinen poetischen Waaren auf dem Bazar der deutschen Literatur einen glänzenden Absatz erzielt. Mirza-Schaffy's Lieder werden nächstens die funfzigste Ausgabe erleben und sind in den verschiedensten Lettern erschienen, auch in Perl- und Diamantschrift. Wir wußten, daß der wahre Mirza-Schaffy nicht an den Ufern des Kyros, sondern an denen der Werra lebt, und daß sein Tiflis seit langer Zeit die Haupt- und Residenzstadt Meiningen ist. Bodenstedt selbst bestätigt dies in dem Anhang zu den jetzt neuerschienenen Liedern „Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffy's", und obgleich seine Enthüllungen einem Theil seiner Leser in Bezug auf den wesentlichen Hauptpunkt nichts Neues bringen, so verstatten sie doch einen so interessanten Einblick in die Genesis der Mirza-Schaffy'schen Lieder, daß wir diese authentische Erklärung ihres Entstehens zum Theil mit den eigenen Worten des Dichters wiedergeben wollen. Bodenstedt sagt:

Nach der in Deutschland vorherrschenden Annahme war Mirza-Schaffy ein berühmter persischer Dichter, durch mich mit allem Duft und Schmelz der Urschrift ins Deutsche übertragen. Nach einer andern, sich hartnäckig behauptenden Annahme hat Mirza-Schaffy in irdischer Wirklichkeit nie gelebt und der Name wie die Gedichte sind meine Erfindung. Mit beiden Annahmen könnte ich, wenn es sich blos um persönliche Genugthuung handelte, höchlich zufrieden sein, denn als Uebersetzer hätte ich einen Triumph gefeiert, wie ein ähnlicher nie dagewesen, und als Dichter hätte ich eine Gestalt geschaffen, über welche man mich selbst oft vergessen oder nur soweit beachtet hat, als ich Licht von ihrem Lichte empfing. Die Wahrheit ist nun, daß die Lieder des Mirza-Schaffy — ein einziges ausgenommen, von welchem später die Rede sein wird — keine Uebersetzungen sind, sondern mir allein ihr Dasein verdanken, daß aber nichtsdestoweniger vor Jahren ein Mann Namens Mirza-Schaffy gelebt hat, der längere Zeit mein Lehrer im Tatarischen und Persischen gewesen und als solcher nicht ohne Einfluß auf die Entstehung jener Lieder geblieben ist, von denen überhaupt ein großer Theil ohne meinen Aufenthalt im Morgenlande nicht entstanden sein würde.

Hierauf entwirft uns Bodenstedt mit liebevoller Pinselführung den Charakterkopf des tatarischen Sprachmeisters und trägt damit eine Schuld der Dankbarkeit ab gegen den unfreiwilligen Taufpathen seiner erfolgreichen Liederdichtung:

Da es in meinem Plane lag, von Tiflis aus Streifzüge durch das Innere des Landes zu unternehmen, wozu die Kenntniß des Tatarischen unerlaßlich war, so ließ ich es meine erste Sorge sein, einen guten Lehrer für diese Hauptverkehrssprache der Völker des Kaukasus zu finden. Von den mir empfohlenen gefiel mir am besten Mirza-Schaffy durch seine stattliche Erscheinung und den milden Ernst seines Wesens. Er war Tatar von Geburt, aber mit persischer Bildung getränkt, die er auch mir im Laufe der Zeit beizubringen suchte. Die Tataren haben keine so glänzende und reiche Literatur aufzuweisen wie die Perser, und ebenso wenig haben sie den äußern Schliff dieser Franzosen des Orients, aber dafür ist ihnen eine selbstbewußte männliche Kraft und Zuverlässigkeit geblieben, die den Persern längst abhanden gekommen. Mirza-Schaffy hatte zur Zeit, da ich ihn kennen lernte, schon eine Reihe von Jahren in Tiflis gelebt und war in seiner Stellung als Lehrer auch vielfach mit Russen, Georgiern und Armeniern — also mit Christen, die gern Wein trinken — in Berührung gekommen, ohne jedoch irgendwie in außergewöhnlicher Weise von sich reden zu machen. Es lag durchaus nichts Auffälliges in seiner Kleidung und seinem Auftreten, was ihn von andern Schriftgelehrten seines Stammes unterschieden hätte; als Sprachlehrer zeigte er keine besondere Begabung, und da er sich auch durch sonstige Leistungen nicht hervorgethan, so würde von ihm, wenn er

gestorben wäre, vor seinem Bekanntwerden durch mich, außerhalb seines nächsten Bekanntenkreises nie mehr die Rede gewesen sein. Was mich zunächst an ihn fesselte, war die vollkommene Natürlichkeit, der gelassene Ernst und überhaupt das Maßvolle seines ganzen Wesens. Man sah es dem bedeutenden Gesichte an, daß seine Ruhe nicht die Folge einer leidenschaftslosen Natur, sondern das Resultat schwerer, aber siegreich bestandener innerer Kämpfe war. Das Unglück und die Sorge hatten ihn in vielerlei Gestalt heimgesucht und sich seiner hohen Stirn eingegraben, aber seinen Nacken nicht gebeugt. Sein Streben war, nach dem Scheitern aller Jugendplane, lediglich auf Unabhängigkeit gerichtet, und da er diese durch Glücksgüter nicht erkaufen konnte, so suchte er sie durch Bedürfnißlosigkeit zu erringen. Obgleich er alle feinern Genüsse des Lebens wohl kannte und zu würdigen wußte, wußte er sie doch auch zu entbehren, sah neidlos auf das üppige Treiben der Menschen und war mit der ganzen Weltregierung vollkommen zufrieden, wenn er seinen Tschibuq nur mit gutem Tabacк und seinen Becher mit gutem Wein füllen konnte, was beides in Tiflis billig zu haben war. Aber so sehr er den Wein als Ursache guter Wirkungen liebte, so sehr war er aller Völlerei abhold, wie er sich überhaupt das Maßhalten in allen Dingen zur Richtschnur seines Lebens gemacht hatte. Mir ist ein Mensch von ähnlicher Bedürfnißlosigkeit, wie mein Lehrer war, nie wieder vorgekommen; was andern zum bescheidenen Frühstück diente, genügte ihm für den ganzen Tag. Dabei erfreute er sich einer vortrefflichen Gesundheit und eines allzeit klaren Kopfes. Sowenig wie in leiblichen Genüssen, übernahm er sich in geistigen: er hatte nicht den Ehrgeiz, für einen Vielwisser gelten zu wollen, und war sehr wählerisch in seiner Lektüre; aber alles Gute, was er las und hörte, ging ihm schnell in Fleisch und Blut über und regte ihn zu eigenen Betrachtungen an, über welche er sich gern mit seinen Freunden unterhielt. Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerte er sich wenig oder sprach wenigstens nicht davon und mischte sich überhaupt nie in Dinge, die ihn nicht angingen. Wenn er aber nicht umhin konnte, ein verfängliches Urtheil zu fällen oder eine kitzliche Frage zu beantworten, so sprach er gern in Bildern und Gleichnissen oder gebrauchte ein poetisches Citat als Blitzableiter. Ich erinnere mich nicht, daß er je ein Buch mit in seine Lehrstunden gebracht hätte: er sang, dictirte, demonstrirte und citirte immer aus dem Kopfe, und sein ebenso reich ausgestattetes wie glückliches Gedächtniß ließ ihn nie im Stich.

Mirza-Schaffy war ein Sufi, ein Anhänger des Sufismus, dem es als nächstes Ziel der Weisheit galt, mit Gott, den Menschen und sich selbst in Frieden und Einklang zu sein. Die Einwirkungen des Weisen von Tiflis auf seine Production schildert der abendländische Mirza-Schaffy in folgender Weise:

Wenn man längere Zeit mit einem Menschen von stark ausgeprägter Eigenthümlichkeit geistig verkehrt hat, so bleibt von ihm ein gewisser Gesammteindruck zurück, in welchem sich alle unwesentlichen Züge verlieren, alle wesentlichen aber um so lebendiger hervortreten. In meinem Versuche, den Gesammteindruck wiederzugeben, den Mirza-Schaffy in mir nach unserm Scheiden zurückgelassen, gestaltete sich sein Bild so wie ich es zuerst in dem schon erwähnten Werke „Tausendundein Tag im Orient" gezeichnet habe. Von den Heften, die ich in tatarischer Sprache unter seiner Anleitung geschrieben, von den tatarischen und persischen Liedern, die er mir vorgesungen und die ich ihm nachsingen mußte, konnte ich nur einen sehr mäßigen Gebrauch machen, indem ich mich darauf beschränkte, ihnen hin und wieder ein eigenthümliches Bild oder einen schlagenden Ausdruck zu entlehnen, denn mein Ziel war nicht, die Sache selbst zu geben, sondern nur das Resultat der Sache, wie es das Ziel aller künstlerischen Darstellung sein soll. Ich zeichnete das Bild Mirza-Schaffy's wie es vor meinem geistigen Auge stand und ließ sein Wesen in den Liedern und Sprüchen sich abspiegeln, die ich ihm in den Mund legte und die zum großen Theil in der That unter den Anregungen entstanden waren, welche ich ihm verdankte. Ob er nun in unserm Divan der Weisheit — in welchem auch Dr. Rosen, der jetzige deutsche Generalconsul in Belgrad, während des Winters 1843—44 mit mir saß — eigene Gedanken zum besten gab, die in mir nachwirkten, oder mir persische Ghasele vorsang, die mich poetisch stimmten: gewöhnlich setzte ich mich, sobald ich wieder allein und das Wetter freundlich war, vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen auf die Galerie meiner hochgelegenen Wohnung, um mit mir selbst über die empfangenen Eindrücke poetisch ins Reine zu kommen, wobei denn die märchenhafte Stadt unter mir und der fast sonnenhelle Mond über mir, wie er sich nahe vor mir im Kyros spiegelte und fern auf den Eisgipfeln des Kaukasus schimmerte, mich mit geheimnißvollem Zauber umwoben. Kein Mensch kann die Dinge so wiedergeben wie sie sind, sondern nur so wie sie sich in seinem Geiste abspiegeln; sicher aber fällt der Reiz morgenländischer Landschaft und das Charakteristische morgenländischen Wesens einem deutschen Dichter ganz anders ins Auge als einem persischen, dem alt und gewöhnlich ist, was jenem neu und ungewöhnlich erscheint. Indem ich dieses mir damals Neue und Ungewöhnliche so wiederzugeben suchte, wie es auf mich wirkte, ergab sich der eigenthümliche Ton und Inhalt der unter den geschilderten Einflüssen entstandenen Lieder von selbst. Ich brauchte dabei nicht im geringsten meine deutsche Natur zu verleugnen, noch mich in fremde Formen hineinzukünsteln, die ich, obwol sie mir bald sehr geläufig geworden waren, doch äußerst selten anwandte, und zwar nur in solchen Fällen, wo der Inhalt dadurch an Wirkung gewann. Hätte ich, statt harmlos ausklingen zu lassen, was mir Kopf und Herz bewegte, mein Augenmerk auf künstliche Reimverschlingungen und fremdartige Absonderlichkeiten gerichtet, so würden die Lieder des Mirza-Schaffy schwerlich so im deutschen Volksmunde leben, wie es der Fall ist. Mein einziges Bestreben war, meine Gedanken und Gefühle der Natur des Gegenstandes gemäß zu reinem poetischen Ausdruck zu bringen und allen Schwulst, alle Phrase, alles Pomphafte zu vermeiden. Tiefgehende Jugendeindrücke wirken durchs ganze Leben fort, und so ist manches, was unter der Sonne Georgiens in mir aufkeimte, erst in spätern Jahren in Kraut und Blüte geschossen; doch gehört auch vieles von dem, was ich als „Nachlaß des Mirza-Schaffy" biete, noch der Zeit meines Aufenthalts in Tiflis an.

Nur ein einziges Gedicht:

> Mullah, rein ist der Wein
> Und Sünd' ist's ihn zu schmähn —

ist dem Tatarischen des Mirza-Schaffy nachgebildet.

Nach diesen Selbstbekenntnissen ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß Bodenstedt das alleinige geistige Eigenthumsrecht an den Liedern Mirza-Schaffy's besitzt, und daß er, auch in Ermangelung internationaler Verträge zwischen dem Deutschen Reich und der Tatarei, die Interessen des Weisen von Tiflis und der Erben desselben nicht geschädigt hat.

Sehr willkommen ist die neue Sammlung der Mirza-Schaffy'schen Lieder; es ist das Gebiet, auf welchem die Muse Bodenstedt's vorzugsweise heimisch ist und sich mit einer eigenthümlichen Grazie bewegt, ohne orientalische Ueberladung mit einem kritisch sichtenden Takt, der ihr angeboren ist. Der jüngere Mirza-Schaffy war freilich etwas lebensfreudiger, und seine Feier von Wein und Liebe ging öfters ins Dithyrambische über; der ältere Sänger zieht das Gnomische, die Sprüche der Weisheit vor; aber in seinem Wesen ist Mirza-Schaffy unverändert derselbe geblieben. Das sagt uns schon der Prolog:

> Dir, der ich einst in trüber Zeit
> — Noch glomm die Welt vom Völkerbrande —
> Den ersten Liederstrauß geweiht,
> Erblüht im fernen Morgenlande:

Dir, jetzt im Aufgang bessrer Zeiten,
Im neugebornen Deutschen Reich,
Edlitam, weih' ich auch den zweiten,
An Duft und Glut dem ersten gleich,
Wenn auch in Farb' und Form verschieden,
Denn selbst im stillen Blumenreich
Ganz Gleiches gibt es nicht hienieden.
Und als ich jenen Strauß gewunden,
War ich noch jung — jetzt bin ich alt —
Doch, schlägt die Zeit auch schlimme Wunden,
Das Herz trotzt ihrer Allgewalt.
Noch glüht mein Herz, wie einst es glühte,
Als es geträumt den ersten Traum;
Treibt doch ein alter Baum die Blüte
So frisch, wie einst der junge Baum
Zum ersten male sie getrieben —
Wie oft der Sturm ihn auch entlaubt,
Wenn Stamm und Saft gesund geblieben
Und noch zum Himmel strebt das Haupt.

Der Nachlaß Mirza-Schaffy's zerfällt in sieben Bücher. Das erste ist der Liebe, das zweite dem Wein gewidmet. Die Liebeslieder, wie erwähnt, haben nicht die ganze Frische der ersten, nicht die Genußfreudigkeit, nicht die graziöse Sinnlichkeit; wir erwähnen dies trotz der Drohung, welche die lyrischen „Vorklänge" aussprechen:

Hoch vom Himmel pflück' ich Sterne
Wie die Blumen von den Beeten;
Alles Schöne nah und ferne
Dient zum Schmucke dem Poeten.

Und so kreisen ganze Welten
In den Bahnen kleiner Lieder;
Wagt's ein Krittler sie zu schelten:
Nun, so schelten wir ihn wieder!

Die neue Liebespoesie trägt einen mehr gnomischen Charakter:

Gib nie dein Herz verloren
Wo sich keins wiedergibt:
Der Mann zählt zu den Thoren
Der unerwidert liebt.

Wir schmücken und verschönern
Der Liebsten Herz und Haupt:
Ach! manches Herz klingt thönern,
Das wir von Gold geglaubt!

Die „Lieder vom Schwarzen Meer" athmen zwar eine warme Liebesempfindung; aber es ist durchaus abendländische Liebeslyrik, welche wenigstens die größern dieser Gesänge durchweht:

Wie kommt mir, was mich einst entzückte
Durch Liebesglut, so dürftig vor,
Seit ich mein Herz an deines drückte
Und deins gewann und meins verlor!
Mein ganzes Sein ward umgewandelt
Wie aller Erdenschlacken bar —
Ich weiß nicht, ob ich recht gehandelt,
Doch weiß ich, daß ich selig war.

Oder:

Der Himmel schien mir aufgegangen,
Ich wußte nicht wie mir geschah,
Als ich, in reiner Jugend Prangen,
Du holdes Weib, zuerst dich sah.
Dein bloßer Anblick war ein Segen,
Voll Andacht hab' ich aufgeschaut
Zu dir — doch du kamst mir entgegen
Als wären wir uns längst vertraut.

Schon diese Anfangsstrophen der beiden größten Gedichte dieser Abtheilung beweisen zur Genüge, wie hier ein vollausklingender empfindungsreicher Ton angeschlagen wird, der nicht einem georgischen Mädchen gegenüber paßt.

Treffliche Lieder enthält der zweite Abschnitt, welcher im Hafisischen Geist den Saft der Reben feiert:

Keiner trinke, der nicht lerne,
Daß der Wein vom Himmel stammt,
Und durch unsre Augensterne
Wieder auf zum Himmel flammt.

So gibt er dem Geist die Schwinge,
Die ihn trägt zu ewigem Leben,
Und den Kreislauf aller Dinge
Uns erklärt beim Saft der Reben.

Hier finden sich die graziösen Pointen wieder ein:

Sie sagen, ich lebe zu locker,
Und das bringe dem Alter Gefahr;
Ihr albernen Stubenhocker,
Mein Leben bleibt wie's war!

Lehrt eure trockene Tugend
Dem nüchternen Geschlecht;
Noch keiner starb in der Jugend,
Wer bis zum Alter gezecht!

Ein Mullah auf verbotnen Wegen
Trat mit der Frage mir entgegen:

„Wie kommt's, daß man dich niemals findet,
Mirza-Schaffy, in der Moschee?"

Weil mir schon alle Andacht schwindet,
Wenn ich dich nur von ferne seh'!

Da ergründet der Dichter im Wein des Geistes Geheimniß; er sieht in ihm einen Theil, aus dem das All entsprungen:

Das Schönste und das Größte
Im Himmel und auf Erden
Ist: wo sich Starres löste,
Ganz wieder Geist zu werden.

Viel Schwätzer sind zu finden;
Du rede nicht vergebens;
Gibst du ein Wort den Winden,
So sei's ein Wort des Lebens!

Unter den „Sprüchen" des dritten Buchs findet sich mancher beherzigenswerthe Albumvers, wenn auch hin und wieder eine taube Nuß mit dem Klappreim klappert, oder manche, welche schon längst vor Mirza-Schaffy vom Baume der Erkenntniß geschüttelt worden ist. Wenn der Dichter sagt:

Mehr freun wir uns der Sterne Pracht
Als glühnder Mittagssonne Klarheit,
In die wir nicht zu blicken wagen.
Ein Irrthum, der uns glücklich macht,
Ist besser als die volle Wahrheit,
Die wir zu schwach sind zu ertragen —

so fallen uns die Verse Schiller's ein:

Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod —

in denen mit einer Prägnanz, welche den schleppenden Gedankengang jenes Bodenstedt'schen Spruchs bei weitem überflügelt, derselbe Gedanke ausgesprochen ist. Einzelne dieser Sprüche erinnern glücklicher an die Goethe'schen „Aphorismen":

Was dumm erscheint im Anbeginn,
Woran kein Weiser sich betheiligt:
Rollt ein Jahrtausend drüber hin,
Erscheint's ehrwürdig und geheiligt,

Und, bringt es den Verstand auch ins Gedränge,
Wirkt es doch mächtig auf die Menge.

Oder:

Wenig große Lieder bleiben,
Mag ihr Ruhm auch stolzer sein;
Doch die kleinen Sprüche schreiben
Sich ins Herz des Volkes ein,
Schlagen Wurzel, treiben Blüte,
Tragen Frucht und wirken fort:
Wunder wirkt oft im Gemüthe
Ein geweihtes Dichterwort.

Aus dem folgenden Abschnitt: „Cypressen und Rosen", verdient das Gedicht „Die Cypresse" den Preis; es baut sich selbst schlank und stattlich auf wie der Baum, den es verherrlicht, und selbst die mehrfach wiederkehrenden Reime auf das Zeitwort und das nachgesetzte regierende Pronomen geben einen gewissen architektonischen Abschluß:

Die Cypresse ist der Freiheit Baum,
Nie zur Erde die Zweige senkt sie:
Empor zum lichten Himmelsraum
Ragt und die Blicke lenkt sie.

Schlank ist ihr Wuchs und fein ihr Laub,
Und keine Fruchtlast beugt sie;
Ihr Schmuck wird nicht des Winters Raub,
Von höherm Dasein zeugt sie.

Frei von dem lauten Weltgewühl
Den stillen Friedhof schmückt sie;
In ihrem Schatten ruht sich's kühl,
Den Blick vom Staub entrückt sie.

So ragt sie wie ein grüner Thurm
Der Hoffnung in die Ferne —
Tief unter ihr nagt der Grabeswurm,
Hoch über ihr leuchten die Sterne.

Das fünfte Buch sucht für seine „Morgenländischen Gestalten und Geschichten" eine ethische Bedeutung. Die orientalische Geschichte ist mehr oder weniger Parabel. „Timur" zeigt uns die Größe der Welteroberer und Weltverwüster in zweifelhafter Beleuchtung:

Wehe dem, der im Zerstören
Und in Leichen Ruhm nur sucht!
Gott wird sein Gebet nicht hören,
Und sein Name wird verflucht!

Wir glauben zwar nicht, daß der wilde Völkerführer sich diese Lehren des Dichters so zu Herzen genommen hat, wie uns Mirza-Schaffy glauben machen will. Der rohe Glaube an den äußern Erfolg hat ja bei den sogenannten großen Männern der Geschichte jede innerliche Selbstbespiegelung verdrängt. Doch im Gedicht läßt man sich einen solchen moralisch gezähmten Timur wol gefallen.

„Der Sufi" bringt eine Unterhaltung zwischen dem bevorzugten Denker, dem Gott sich sichtbar offenbart, und dem Herrn selbst. Der Sufi fleht ihn an, auch andern so sich offenbarend zu erscheinen, die „sonst den Pfad des Unheils gehn"; doch Gott erklärt, daß er die Menschen nicht durch Zwang lieben wolle, er sei ein Gott der Freien, nicht der Sklaven. Ein solcher Freier ist Ibrahim, der Sohn Abdulla's, der zwar tugendhaft lebt, doch von Gott und dem Propheten nichts wissen will. Die Frommen beschwören auf ihn den Zorn des Himmels herab:

Doch Gott sprach: Der Sohn Abdulla's
Mag sein Heil allein versuchen:
Lieber ist er mir als Mullahs,
Die in meinem Namen fluchen.

Der Wüstenheilige klagt bei Zoroaster über die Verderbniß der Welt; er selbst wird von ihr verlockt, als er aus seiner Wüste sich entfernte, und will wieder in dieselbe zurückkehren:

Denn Weltflucht nur und Selbstkasteiung
Führt von der Sünde zur Befreiung.

Drauf Zoroaster:
Nun, so geh,
Obwol ich keinen Nutzen seh',
Die uns von Gott verliehnen Gaben
Im Wüstensande zu vergraben.
Viel heiliger scheint es mir fürwahr,
Den Wüstensand durch thätig Handeln
In blühend Fruchtland umzuwandeln!
Wer einen Baum pflanzt in die Wüste,
Thut besser, als wer zwanzig Jahr
Sich selbst kasteiend darin büßte.

„Sadi und der Schah" behandelt eine ins Morgenland verlegte abendländische Hofgeschichte, während „Sadi's Lob der Weisheit" schwunghaft und gedankenreich ertönt.

Eine größere Erzählung aus dem Orient ist „Jussuf und Suleicha". Es ist eine orientalische Fassung der biblischen Geschichte von der Liebe der Frau Potiphar zu dem keuschen Hebräerjüngling Joseph. Hier ist es nicht die Frau, sondern die Tochter Potiphar's, Suleicha, welche Joseph liebt und schließlich ihm auch vermählt wird. Mirza-Schaffy erzählt uns diese Geschichte in ottave rime, doch wir vermissen den einheitlichen Grundton. Diese Stanzen haben etwas Plauderhaftes und Gevatterhaftes; gelegentlich blitzt allerlei satirisches Kolophonium auf; dann sollen wir uns aber auch für die Leidenschaft der schönen jungen Hofdame ernstlich interessiren. Wir meinen, daß hier die Art der Erzählung und ihre Form nicht zusammenstimmen. Diese Form ist die künstlerisch volltönende der ottave rime; die Art der Erzählung ist die der Makamen; dort poetische Gala, hier poetischer Schlafrock!

Das sechste Buch: „Lieder des Trostes", enthält die am meisten liederartigen Klänge der Sammlung; doch hier hat sich der westöstliche Divan ganz in den westlichen verwandelt; der orientalische Faltenwurf ist hier ganz ausgeplättet, es sind Lieder ähnlich wie sie Geibel gesungen hat:

Sommernacht.

Nun liegt die Welt im Traume,
Berauscht von Glanz und Duft —
Kein Blatt regt sich am Baume,
Kein Vöglein in der Luft,

Die müden Sterne neigen
Zur Ruh' schon ihren Lauf,
Doch mir im Herzen steigen
Noch schönre Sterne auf.

Was mir der Tag beschieden,
Ward sorglos nie vollbracht,
Doch selig ist der Frieden
Der stillen heiligen Nacht!

Das siebente Buch: „Welträthsel", zeigt uns Mirza-Schaffy als philosophischen Denker, er verherrlicht die

Allvernunft im Weltall; er verwirft die Bücherweisheit, die Kunstausdrücke der Philosophie:

> Stets vergebens klopfen Worte
> An der Welterkenntniß Pforte,
> Wenn zum Schloß kein Schlüssel geht.
>
> Der Gedanke, der nicht leiblich
> Kann im Bilde sich bewähren,
> Ist nicht männlich und nicht weiblich,
> Kann nicht zeugen noch gebären.

Das Gedicht „Die letzten Gründe" ist gegen die materialistische und mechanische Weltanschauung gerichtet, als deren Vertreter Hadschi Kiß hingestellt wird, welcher in der Schenke gründlich zu beweisen sucht, wie der Stoff sich selber lenke. Hadschi Kiß wird von Mirza-Schaffy ad absurdum geführt, in ähnlicher Weise wie andere Weltanschauer:

> Die Natur macht keine Sprünge,
> Sie veredelt das Gemeine
> Nach und nach: — im Lauf der Dinge
> Werden Kohlen Edelsteine.
>
> Aber du zeigst so vom Affen
> Den unmittelbaren Ursprung,
> Als wärst du allein erschaffen
> Ausnahmsweise durch Natursprung.

In dem Gedicht: „Die Schulen der Weisen", werden den „Glaubensmuthigen" und „Verstandesübermüthigen" diejenigen gegenübergestellt, welche die Menge durch gute Thaten überzeugen; und in dem Schlußgedicht, das im Stil der Goethe'schen Hymnen abgefaßt ist, wird gegenüber dem endlosen Kreislauf der Natur die Macht des Wortes und des Geistes verherrlicht:

> Doch Leben zu zeugen,
> Das blüht ohne Welken,
> Nicht wechselnd, nicht wandelnd —
> Ein Feuer zu zünden,
> Das sonnengleich leuchtet,
> Unlösch-, unzerstörbar,
>
> Die Herzen erwärmend,
> Die Geister erhebend —
> Vermag nur das Wort,
> Geschöpft aus dem Urquell
> Der ewigen Wahrheit.

Mirza-Schaffy's Nachlaß enthält allerlei funkelnde lyrische Edelsteine und manche werthvolle Gedankenperlen, und wenn auch hin und wieder ein etwas schleppender Ton an die Stelle des graziös geflügelten der ersten Mirza-Schaffy-Lieder getreten ist, so entschädigen dafür reichlich Wahrheiten, die sich uns hier in gefälliger Einkleidung bieten.

Rudolf Gottschall.

Neuere Schriften über die sociale Frage.

1. Menschheit und Kapital. Studien über Bewegung und Verhältnisse einflußreicher Erscheinungen des Lebens und der allgemeinen Entwickelung. Von Emil Richter. Erster Band. Leipzig, Luckhardt. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Die Productivgenossenschaft und ihre Stellung zur socialen Frage. Gekrönte Preisschrift von August Fläxl. München, Literarisch-artistische Anstalt. 1873. Gr. 8. 28 Ngr.
3. Die Parteiungen im socialen Kampf. Eine sociale Studie von Moritz Ströll. München, Grubert. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.
4. Der sociale Krieg. Vortrag von Hugo Hickmann. Dresden, Naumann. 1872. Gr. 8. 6 Ngr.
5. Das Lehrgebäude der Volkswirthschaft von C. W. Zöllner. Erstes Buch: Die Gestaltungen des Gutes und Werthes. Zweites Buch: Die Arbeit und die Association. Kottbus, Heine. 1872. Gr. 8. 22 Ngr.
6. Die Nationalökonomie ein politisches Bedürfniß unserer Zeit. Vorträge und gesammelte Abhandlungen aus dem Gebiete der Volkswirthschaft. Von H. Contzen. Zweite Auflage. Erster Band. Berlin, Heimann. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Volkswirthschaftliche Perspectiven in England. Ein vom Präsidenten William Newmarch in Leeds gehaltener Vortrag, deutsch von John Fretwell jun. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Berlin, Lüderitz. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

In der Einleitung zu seinem Buche über „Menschheit und Kapital" (Nr. 1) gibt Emil Richter eine längere Abhandlung über die Beurtheilung öffentlicher Dinge. Er verkennt keineswegs die Schwierigkeiten derselben und sieht ihren Hauptgrund einerseits in dem Mangel an Logik und an allgemeiner Erkenntniß, andererseits in dem Mangel an Humanität, der zum Köhlerglauben, mithin zu einer geistigen Knechtschaft führt, sowie in dem Verkennen des Gemeinsamen und Unterordnung desselben unter die persönlichen Interessen. Es sind dies Grundsätze, welche in politischen Schriften ausführlicher und in anderer Form wiederholt dargelegt wurden, sie nehmen selbstverständlich eine andere Gestalt an, sobald der Kern, um den die Abhandlung sich dreht, ein anderer ist. Der deutschen Nation aber wird in dem allgemeinen Theile der Einleitung das rühmliche Zeugniß ausgestellt, daß sich in ihr trotz aller scheinbaren und in politischer Hinsicht ehemals ja unleugbaren Zerfahrenheit doch der Geist der Freiheit erhalten habe, der sich über das Kleinliche erhob und selbstlos, vorurtheilsfrei Opfer zu bringen fähig war für das Gemeinsame. Ein solcher Geist ist die erste Bedingung für die richtige Beurtheilung der öffentlichen Dinge, mögen dieselben auf politischem oder socialem Gebiete basiren; daher dürfen wir Deutschen uns wol in erster Linie diese Befähigung zuschreiben.

Hegel sagt, wir könnten aus der Geschichte nur das lernen, daß wir aus ihr nichts lernen könnten. Dieser Ansicht ist der Verfasser des in Rede stehenden Buchs nicht, er hält vielmehr die Belehrung, welche die Geschichte darbietet, für ein gutes Hülfsmittel. Ein Mann, der sich zu freier Unbefangenheit aufgeschwungen, könne dieselbe sich wol zu Nutze machen und so die öffentlichen Dinge wol beurtheilen, ohne genöthigt zu sein, die Kritik der Gegenwart spätern Geschlechtern zu überlassen.

Im ersten Theile des ersten Bandes handelt der Verfasser weiter von den Quellen der socialen Gefahr.

Wir können uns durchaus nicht mit allem, was in den 14 Abschnitten dieses Kapitels geboten wird, einverstanden erklären, aber viele richtige Grundsätze werden aufgestellt, und zwar in so prägnanter Weise, mit einer so schlagenden Logik, wie wir sie selten aufgestellt gefunden. So wird unter anderm die falsche Erziehung, die Dressur hart getadelt, ferner die moderne Simonie gebührend gewürdigt. Der letzte Theil des Bandes handelt von der Wohnungsnoth, diesem entsetzlichen Feinde der Familie und somit des Staats. Es ist über dieses Thema im Laufe der letzten Jahre so viel gesprochen und geschrieben worden, daß wir hier auf diese Frage nicht weiter einzugehen brauchen. Alles in allem genommen können wir das vorliegende Buch zu ernstem Studium angelegentlichst empfehlen.

In Beantwortung einer von der staatswirthschaftlichen Facultät der Ludwig-Maximilians-Universität gestellten Preisaufgabe schrieb August Fläxl sein Buch über „Productivgenossenschaft" (Nr. 2). Wenn der Verfasser es dahingestellt sein läßt, wie weit ihm die Lösung der schwierigen Aufgabe gelungen sei, so hat das Urtheil der Facultät darüber unzweideutig entschieden, indem es der verdienstvollen Arbeit den Preis zuerkannte. Der Mittelweg wird häufig als der beste bezeichnet, und er ist es in der socialen Frage meist; man muß sich davor hüten, die Schäden zu ignoriren oder zu unterschätzen, darf aber auch nicht in blinder Weltverbesserungssucht das Kind mit dem Bade ausschütten. Der Standpunkt der Reform, so sagt Fläxl in seiner kurzen Einleitung, erschien ihm als derjenige, auf den er sich zu stellen habe, und er hat recht. Reformatorisch müssen die Schritte sein, die man thut, um an die Zustände bessernde Hand anzulegen; revolutionäre Schritte werden sie nur verschlimmern.

Die Abhandlung selbst zerfällt in sechs Abschnitte und eine Schlußbemerkung. Es würde zu weit führen, wollten wir auf den Inhalt näher eingehen. Werfen wir nur einen Blick in das zweite Kapitel, in welchem zu Anfang der Verfasser nachzuweisen sucht, daß die Lehre, eine Disharmonie zwischen Arbeit und Kapital bestehe nicht, vielmehr seien die Interessen der Kapitalisten und Arbeiter identisch, irrthümlich sei. Es heißt dort:

> Wenn man die Formel gebraucht: In der Productivgenossenschaft gleiche sich der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit aus durch die Vereinigung in Einer Hand, so ist damit die Idee der Arbeiterassociation nur in allgemeinen Umrissen gegeben; aber es ist sehr fraglich, ob diese Idee in ihrem vollen Umfange in der Association verwirklicht werden kann, und ob sie in den bestehenden schon wirklich realisirt worden ist. Die allgemeine Formel kann nicht genügen, um zu sagen, der Arbeiter habe in der Productivgenossenschaft eine unabhängige Stellung; um dies sagen zu können, muß eine Parallele gezogen werden zwischen den gegenwärtigen Verhältnissen des Arbeiters zum Arbeitgeber und der Stellung des Arbeiterkapitalisten in der Fabrikgenossenschaft u. s. w.

Im Folgenden weist der Verfasser die durch falsche Anwendung der Statistik hervorgerufenen Irrthümer nach, sowie er der Theorie entgegentritt, daß die Arbeiterfrage mit der Lehrfrage identisch sei. Das Erwähnte mag genügen, um zu zeigen, wie schwierig und vielseitig das gegebene Thema ist und mit welcher Gründlichkeit Fläxl es behandelt hat. Das Urtheil der Facultät hat dieselbe, wie oben erwähnt, gebührend gewürdigt.

In der socialen Studie von Ströll: „Die Parteiungen im socialen Kampf" (Nr. 3) haben wir wenig Neues gefunden. Der Verfasser gibt die Existenz der socialen Frage zu, schildert ihre Entstehungsursachen in objectiver Weise, und in der That läßt sie sich aus diesen bei humaner Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse allerdings mit vollem Rechte herleiten. Er steht auf dem Standpunkte der sogenannten Kathedersocialisten, den auch wir für den richtigen halten. Zur allgemeinen Orientirung über den socialen Kampf mag das Buch genügen, und in Anbetracht der richtigen Auffassung auch als ein nützlicher Beitrag für die in Rede stehende Frage gelten.

Hugo Hickmann gehört zu denen, welche mit religiösen Phrasen die Welt von den Schäden befreien wollen, mit denen sie behaftet ist. Wer den Werth wahrer Religiosität verkennt, wird selten etwas Gediegenes schaffen. Die Religion ist aber von keinem Dogma bedingt, von keinem Glaubenssatz abhängig. Wahre Religiosität ist vielmehr über alle engherzige Düfteleien erhaben, sie findet sich bei Juden und Mohammedanern, aber am seltensten bei denen, die es mit Aplomb betonen, daß sie Christen sind. So haben wir denn auch in Hickmann's „Der sociale Krieg" (Nr. 4) des Lesenswerthen wenig oder eigentlich nichts gefunden. Er will die Industrie christianisirt haben (warum nicht gleich orthodox-protestantisch gefärbt?), er wünscht aus jeder Fabrik ein Utopien, aber ein christliches, zu machen. Was er von gesunden Arbeiterwohnungen sagt, ist nicht neu, wiewol es vielleicht das einzige in dem ganzen Buche ist, was Beachtung verdient. Aber warum schaffen denn die Gesinnungsgenossen des Autors nicht solche Paradiese für den Arbeiter? Warum führen denn diese Herren stets ihr Christenthum im Munde, ohne es zu bethätigen? Mit Phrasen ist nicht zu helfen, und wer weiter nichts als solche zu bieten hat, schadet damit nur, selbst wenn seine Sache an sich gut ist.

Manchen ansprechenden Gedanken finden wir in dem „Lehrgebäude der Volkswirthschaft" von C. W. Zöllner (Nr. 5), doch wie der Titel an sich ist auch manches darin verworren, unklar, mehr richtig empfunden als klar ausgedrückt. Der Verfasser sagt, daß er diese Aufzeichnungen ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt habe, und das war vielleicht ein richtiges Gefühl. Wenn er nun aber einmal die Stille seines Arbeitszimmers verlassen hat, so muß er sich auch das öffentliche Urtheil gefallen lassen. Der geschätzte Verfasser betritt mit einer gewissen Leichtfertigkeit das Gebiet der Philosophie, während doch der erste Versuch schon zeigt, daß ihm eine philosophische Durchbildung fehlt. Daß er bisher nirgends seine Auffassung von Kapital und Geld gefunden hat, spricht zwar für die Originalität derselben, keineswegs aber für ihre Richtigkeit. Die Quellen, welche er in der Einleitung nennt, sind so heterogen, daß kein bestimmtes Princip zu erkennen ist. Wir haben auch bei der Lektüre des Buchs die heterogensten Ansichten angetroffen, überall aber den ernsten Willen, in den gegebenen Stoff einzubringen und praktisch etwas zu leisten.

In Rücksicht darauf mag das Werk empfohlen sein, doch hüte sich der Laie vor der Annahme, daß er daraus die Principien einer bestimmten Richtung oder Schule lernen könne. Das erste Buch handelt von den Gestaltungen des Gutes und Werthes, das zweite von der Arbeit und Association, das dritte soll von Geld und Banken, das vierte endlich von der Pflege der Volkswirthschaft und deren Nutzen für den Staat handeln.

Die in dem letztern Titel ausgesprochene Wahrheit wird niemand in Frage ziehen; aber H. Contzen geht noch einen Schritt weiter und nennt in seinem uns vorliegenden Buche (Nr. 6) die „Nationalökonomie" ein politisches Bedürfniß unserer Zeit.*) Das so betitelte Werk enthält eine Reihe von Vorträgen und Abhandlungen, von denen jede einzelne genügen würde, um daraus den tüchtigen Forscher und Fachmann zu erkennen. Das Werk ist bereits in zweiter Auflage erschienen, da die erste Auflage sich einer überaus günstigen Aufnahme erfreute. In der Vorrede zur zweiten Auflage stellt der Verfasser einen zweiten Band in Aussicht, der zwar noch nicht in unsere Hände gelangte, auf den wir aber nach Lesung des ersten gespannt zu sein nicht leugnen. Wenn wir dem gelehrten Autor einen Vorwurf zu machen hätten, so wäre es der, daß er einzelne Themata verhältnißmäßig kurz behandelt und diese einzelnen Abhandlungen gewissermaßen aphoristisch zusammenstellt, statt sich umfassendern Arbeiten hinzugeben, zu denen seine gründlichen Forschungen, von denen er anderweit Beweise genug geliefert hat, ihn nicht nur berechtigen, sondern eigentlich verpflichten. Was wir in dem vorliegenden Buche lesen, flößt uns großen Respect vor dem Wissen und Urtheil des Verfassers ein. Gehen wir etwas näher auf den Inhalt ein, und greifen wir eine Frage heraus, welche so recht in das praktische Leben einschlägt. Die dritte Abhandlung hat die Ueberschrift: „Die socialistischen Systeme und die Arbeiterfrage." Einem Ausspruche Buckle's folgend, daß nicht der Irrthum, sondern die Trägheit der Feind alles Wissens sei, und der Ansicht Raum gebend, daß es mit der „scheinbar sittlichen Indignation gegen den Socialismus nicht gethan sei", entschließt sich der Verfasser, dem Socialismus und Communismus etwas näherzutreten. Nachdem Contzen die verschiedenen communistischen Theorien vom Alterthume her, die Zeiten der Gracchen u. s. w. behandelt, die Grundzüge der Utopia des Thomas Morus in interessanter Weise geschildert, auch die Rousseau'schen Principien u. a. kritisch beleuchtet, gibt er etwa in folgender Weise den Unterschied zwischen Communismus und Socialismus an. Er sagt:

Es ließe sich dieser Streit am einfachsten dadurch schlichten, wenn man in ähnlicher Weise, wie bei den politischen Parteien und Theorien, eine Schule der Reform und des Umsturzes unterscheiden, und insbesondere die Communisten, welche durchweg eine radicale Umgestaltung der bestehenden Zustände empfehlen, als die extreme Partei der Socialisten bezeichnen würde. Denn eine aufmerksame Prüfung des Wesens und der Tendenz der socialistischen Lehre wird uns zur Erkenntniß führen, daß die moderne communistische Theorie nur das zu ihrem Extreme ausgebildete Resultat jener fundamentalen Principien ist, auf welche der Socialismus sein System und sein ganzes Gedankengebäude gegründet hat. Die Gütergemeinschaft, zu der sich der Communismus offen bekennt, ist die unvermeidliche Consequenz in den Forderungen auch der socialistischen Lehren. Mindestens wird das Grundeigenthum angegriffen u. s. w.

*) Wir haben von dem bereits erschienenen zweiten Theil dieses Werks eine minder günstig lautende Besprechung unsers geehrten Mitarbeiters von Scheel gebracht, glauben aber auch diese mit mehr Zustimmung abgefaßte Recension des ersten Theils, die uns später zugekommen ist, nachtragen zu müssen. D. Red.

Im weitern wird das System Richard Owen's charakterisirt, der Fourierismus beleuchtet und das Princip von Karl Marx erwähnt. Interessant ist es, wie der Verfasser Napoleon III. volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Daran knüpft sich eine scharfe schlagende Kritik des „monarchischen Socialismus". Wir geben den Schluß dieser Abhandlung hier wörtlich wieder. Er lautet:

Die socialistischen Theorien haben dazu Anlaß geboten, daß die Nationalökonomen den großen Fragen über Pauperismus und Armenwesen, über Anwachs der Population und Arbeitslohn, über Groß- und Kleinindustrie, Fabrikwesen und Maschinenproduction, Steuern und Staatsschulden, Credit und Association mehr Aufmerksamkeit zugewendet haben; daß die tiefgreifenden socialen, ökonomischen und politischen Probleme der Gleichheit und Freiheit, der Harmonie und Ordnung, von den Staatsgelehrten und Gesellschaftstheoretikern allseitiger ins Auge gefaßt wurden, während zugleich die Nothwendigkeit der Beachtung der ewigen Principien und Forderungen der Gerechtigkeit und Humanität diesen letztern durch die socialistischen Lehren entschieden nahegelegt wurde. Und so muß auch als ein bedeutsamer und charakteristischer Grundzug dieser Systeme der bezeichnet werden, daß sie, in bewußtem Gegensatze zu jener fatalistischen, blindgläubigen und quietistischen Gesellschaftstheorie und Oekonomik, die die Geschicke der Menschheit, die nothwendigen Reformen und Verbesserungen unserer Zustände sich ganz von selbst und ohne unser Hinzuthun vollziehen läßt, und den Menschen alle schöpferische, gestaltende und umbildende Kraft und Fähigkeit abspricht —, die Menschheit und die Gesellschaft über das Gegebene und Gewordene hinaus, doch immer auch auf eine bessere idealere Zukunft hinweisen, daß sie das Selbstvertrauen der Menschen, die Macht für etwas Besseres, Vollendeteres zu streben, stählen und fördern, und ihre Ziele und Strebepunkte nicht in eine längst verklungene, mit ihren morsch und faul gewordenen Institutionen dahingeschiedene Vergangenheit, sondern in eine durch ununterbrochene Arbeit, Cultur und Anstrengung herbeizuführende Zukunft versetzen, nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen, und Heil und Glück der Menschheit wenigstens nicht in der Umkehr zu längst verfallenen Institutionen und Lebensformen suchen.

Die „Volkswirthschaftlichen Perspectiven in England" (Nr. 7), eine Rede, welche der durch bedeutende nationalökonomische Arbeiten bekannte William Newmarch im October 1870 vor der Social Science Association zu Leeds gehalten hat, ist von hohem Werthe, wenngleich die darin ausgesprochenen Ansichten vorzugsweise für Engländer bestimmt waren und dem Deutschen wegen Unkenntniß dortiger Verhältnisse theilweise parador erscheinen werden. Im übrigen ist, ebenso wie alle Schriften des hochbedeutenden Verfassers, auch diese dem forschenden Fachmanne sehr zu empfehlen.

E. Neumann.

Zur neuesten Romanliteratur.

Die Zeiten sind vorbei, da es stehende Mode war im deutschen und französischen Roman, mit neun- bis zehnbändigen Compositionen aufzuwarten; vorbei zum Glück fürs lesende Publikum, noch mehr für die zum Lesen verurtheilten Recensenten und Literaturhistoriker. Wer seinerzeit sich den Magen überfüllen und consequenterweise durch Ueberfüllung verderben mußte mit der Masse jener ungeheuerlichen und zum starken Theil chaotischen Constructionen, der athmet förmlich erleichtert auf, eine Periode vor sich zu haben, welche gewöhnt ist, sich bedeutend kürzer zu fassen. Man klagt über die Hast und Unruhe unserer Tage; man bedauert den Mangel an Sammlung und Geduld. Ganz richtig ist, daß diese Eigenschaften einer sich überstürzenden Zeit vieles Bedeutende nicht aufkommen lassen; richtig, daß groß angelegte, weit- und tiefgreifende Unternehmen auch in der Literatur eine recht seltene Erscheinung geworden sind. Aber es ist trotz allem mit Freuden zu begrüßen, daß die Autoren durch die Forderungen des Publikums nach rascher ablaufenden Entwickelungen gezwungen werden, sich nicht ins Weite zu verlieren und uns mit nie endenwollenden Phantasiegebilden zu verschonen. Heute zählt es schon zu den Seltenheiten, wenn uns Zufall oder Auswahl nebeneinander eine Reihe Romane hinlegen, die alle drei- oder vierbändig sind. Diese Wahl hat bei den nächsten vier mitgespielt, und wir werden zu constatiren haben, daß ihre Bedeutung nicht im Verhältniß zum größern Umfang gewachsen ist. Es sind sämmtlich neuzeitliche Gesellschaftsporträts von etwas unbestimmter Natur.

1. Siegwart Morgenländer. Roman von Georg von Kunda. Vier Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Haben wir die vier Bände dieses Romans durchgelesen und suchen wir uns den Gesammteindruck zurechtzulegen, so wissen wir schließlich gar nicht, was wir daraus machen sollen. Held Siegwart, ein reicher unabhängiger Jude und begabter Künstler, hat eine Jugendliebe gefaßt zur unbemittelten Klara Förster; Widerstand von Klara's Vater und von Siegwart's Mutter, zwei gleich eigensinnigen und abstoßenden, heftigen und unverständigen, die Welt quälenden Geschöpfen, trennt die Liebe. Siegwart heirathet eine Cousine, die schon lange auf ihn gewartet, führt mit ihr eine höchst unglückliche Ehe, sucht eine wenn auch aussichtslose Annäherung an die Jugendgeliebte und brütet über Selbstmordgedanken. Klara selbst macht schwere Erfahrungen durch, wird Gesellschaftsdame in einem hochadelichen Hause, heirathet endlich halb widerstrebend einen fürstlichen Angehörigen dieser Familie, resignirt, ohne glücklich zu sein. Das Schicksal löst die beiden Ehen; Siegwart, obschon immer noch die alte Liebe hegend, wagt auch jetzt nicht nach der Hand der Geliebten zu fassen, sondern diese muß mit weiblichem Takte die Vermittelungsbrücke aufsuchen, wo sie sich finden, um sich für immer anzugehören.

Am Schluß angekommen, müssen wir uns zweifelnd fragen: Was soll die Darstellung eines solchen Charakters als Helden eines vierbändigen Romans? Was können und dürfen wir mit ihm anfangen? Wir erinnern uns kaum je mit strengerer Consequenz — und das ist allerdings die einzige an dem Werke heraustretende — die Durchführung eines so unconsequenten und unsichern, räthselhaften und zweifelvollen, nie entschlossenen und ewig schwankenden, eines weniger aus seinen Gaben und Glücksgütern machenden und dafür, zerschlagen und zerrissen, mit dem Schicksal, dem er selbst am stärksten in die Hand gearbeitet, hadernden Charakters als Ausgangs- und Endpunkt einer langgestreckten Composition gefunden zu haben. Zu welchem Zwecke? Man beachte Folgendes: Nach dem Tode seiner keifenden Mutter heirathet Siegwarrt ohne irgend vernünftigen Grund eine ungeliebte Person, wodurch er alle Betheiligten nur unglücklich machen kann; er scheint diesen Act als eine Sühne für die letzten Auftritte zu betrachten, welche seine Mutter ihm wegen der ihr verhaßten Geliebten unmittelbar vor ihrem Tode bereitet; wir wissen nicht recht, ob auch Bedenken wegen der Religion hinzukommen. Kurz, logisch ist der verhängnißvolle Schritt in keiner Weise motivirt, er scheint eine zerstörende Laune. In der Zwischenzeit verzehrt sich Siegwart ohnmächtig in kindischem Toben gegen das selbstbereitete Schicksal, treibt halborientalisches Mysterienspiel mit dem Bildnisse der Geliebten und unsinnige Verschwendung in tollen Bauten und vergeudet seine besten Mannesjahre. Zu Ende, da der Himmel es mit ihnen beiden gnädig gemeint, schaut er rathlos drein und läßt es auf den Zufall ankommen, ob nicht ein großes Misverständniß die beiden Herzen doch wieder und dann für immer auseinanderwerfe. Nochmals, was sollen wir mit einem solchen Wesen anfangen? Bedauern können wir's nicht, und verwünschen dürfen wir's nicht; jenes nicht, weil neun Zehntheile des auch die andern mit fortreißenden Elends unmotivirte Selbstverschuldung sind; dieses nicht, weil es zu sehr leibet. Gesetzt, ein solches Geschöpf sei echt modern; wir wollen das nicht bestreiten: warum in der Literatur uns nochmals mit einem Halbding plagen, das uns im Leben unliebsam genug in den Gliedern liegt? Verwünscht seien jene gleich hölzernen Wegweisern ewig unentschieden am Scheideweg stehenden Ja- und Neinsager, in denen nie ein lebenskräftiger Wille auftaucht, deren heilloses Zögern und Zaudern, Schaukeln und Laviren in der Welt hundertmal mehr Unheil anrichtet als selbst die Gewaltacte schlechterer Naturen, die aber Mark und Kern in sich haben! Soll es ein Verdienst sein, eine solche Chamäleonsseele ganz richtig durchgeführt zu haben, so fällt dies allerdings unserm Roman zu. Klara dagegen, das Weib, ist ihrer selbst viel sicherer; sie weiß, was sie will und thut. Absolut unbegreiflich ist uns, wie dem Verhalten Siegwart's gegenüber der Autor an einem Orte behaupten kann: Er war trotz seiner Jugend ein klarer, fertiger Charakter.

Unvergleichlich mehr Behagen können wir finden an der Zeichnung des alten Förster und des Sanitätsraths Schulze, des Vaters von Klara und des Aspiranten auf

ihre Hand, zweier Mucker, von denen der erste ein satanischer Tyrann an der eigenen Familie, der zweite ein förmlicher gemeiner Dieb und Betrüger ist; in den beiden liegt jedenfalls Realität. Eine Art von Jesuitenintrigue, die sich um Siegwart's großes Vermögen spinnt, hat mehr Bedeutung an sich, als die lange und langweilige Geschichte von dem verdrehten Theaterspiel einer vor aristokratischer Bornirtheit halb unzurechnungsfähigen alten Fürstin. — Sollte, um aus einer Reihe von Einzelstellen zu schließen, eine Art Tendenz zur Vertheidigung des Judenthums unterliegen, so ist dieselbe erstlich zu schwach, um Effect zu machen, zumal der Hauptcharakter wenig angethan ist, sie aufrecht zu halten, und zweitens ist sie in den Augen jedes wahrhaft Gebildeten unserer Zeit überflüssig. Die in einem Theil des Werks gebotene Unterlage des gewaltigen deutsch-französischen Kriegs hat für das Buch wenigstens den Vorzug, den Leser in eine Reihe bedeutsam wechselvoller Scenen einzuführen.

Nach seiner Tendenz hat einen Berührungspunkt mit dem vorigen der als solcher sich ankündende Tendenzroman:

2. Von Fall zu Fall. Von Hermann Harry. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 6 Thlr.

Er kann nicht mehr befriedigen als der erste. Die Composition ist übrigens erheblich complicirter: Die Justizräthin Röckel, aus hohem adelichen Hause, hat in früher Jugend ein Liebesverhältniß mit ihrem Klavierlehrer unterhalten, den sie dann doch aus Rassenhochmuth von sich stieß, obgleich eine Tochter die Frucht dieses Verhältnisses war. Der Vater ist ein sehr geachteter Schauspieler geworden und hat bei stillen tüchtigen Verwandten das Mädchen, das von der Mutter nichts wissen soll, erziehen lassen. Die hochmüthige Adeliche, deren Abenteuer nicht verborgen bleiben konnte, hat trotz Adel und Geld und Schönheit den bürgerlichen Röckel heirathen müssen, um nur unter die Haube zu kommen. Nun aber, einem elenden Speculanten zugefallen, der nur seinen Bauch pflegt, sinkt sie immer tiefer, und es geht an der Hand verschiedener Liebhaber wirklich von Fall zu Fall. Das letzte ist, daß sie Liebe faßt zu einem nobeln Maler, Raven, dem zufällig auch ihre eigene ihr unbekannte Tochter eine launisch heftige Jugendneigung schenkt; durch die hieraus entstehende Verwickelung lernen sich die beiden Frauen im Verlauf als Mutter und Tochter und zugleich als Rivalinnen kennen. Nach verschiedenen Schlägen und absoluter Trennung von ihrem Manne endet die Justizräthin, ohne moralischen Halt und ohne Hoffnung, im Irrsinn; die Tochter, die zu viel von den Hängen der Mutter geerbt hat, oben hinaus will, ohne Talent die Bühne betritt und die Maitresse eines reichen wiener Wüstlings wird, bringt den eigenen trefflichen Vater zum Selbstmord und endet darauf ebenso in der Donau. Raven, unter energischer Freundeshülfe einer momentan heftig entzündeten Leidenschaft für die Justizräthin entgangen, kehrt zu einer reinen und schönen Jugendliebe zurück und heirathet ein durch Geist und Schönheit gleich ausgezeichnetes Judenmädchen. Eine ziemlich starke Reihe von Nebenpersonen und ihre mitunterlaufenden Schicksale helfen den Rahmen der drei Bände füllen, sodaß die Erzählung für ihren Umfang Stoff genug bietet und auch Wechsel genug.

Tendenzroman hat der Autor seine Schrift genannt; das mag in doppeltem Sinne gelten: einmal ist das in Raven und einem herrlichen Judengreis repräsentirte Recht des freien Denkens mit großer Energie gewahrt, dem in einem bornirt gemeinen Pfaffen ergötzlich verkörperten Obscurantismus sehr entschieden gegenübergestellt, und der Kampf recht lebendig durchgeführt. Wenn irgendeine Seite, so gibt diese dem Werke Gehalt und Relief. Einem Feinde, der gleich der lernäischen Schlange immer wieder mit einem Dutzend neuer Köpfe aufsteht, der auch in diesen letzten Jahren mit seiner unvergleichlichen Zähigkeit und Frechheit den uralten Streit wider Licht und Freiheit aufgegriffen: einem solchen Feinde sollen und müssen wir mit allen erlaubten Waffen, in Ernst und Spott, auf den Leib rücken, unermüdlich, unerbittlich. Darin hat Harry ein Verdienst, auch ein schriftstellerisches, denn diese Partien gehören entschieden zu den am kräftigsten entworfenen und am besten geschriebenen; die Porträts haben am meisten Frische und Leben. Die zweite Tendenz geht in Uebereinstimmung mit dem vorigen auf eine Art Rechtfertigung des Judenthums aus. Dies mag man billigen; nur hat sich der Autor in seiner guten Meinung auf einen Irrweg ableiten lassen. Wir erinnern uns deutlich der Kinderfigur in Müllner's bekanntester Schicksalstragödie, und ganz klar steht uns vor Augen, wie dieses frühreife, über alles sentenziös aburtheilende Kind uns den abstoßenden Eindruck eines naseweisen Dinges gemacht hat, das man mit einer ordentlichen Lection heimschicken sollte. Durchaus nicht in dieser Stärke, aber doch etwas anklingend hat uns die weise und schöne Jüdin Golde gemahnt, zumal in den überweisen philosophirenden Lebensbetrachtungen mit ihrem Lehrer und Erzieher, dem edeln Greise Abraham, dem es doch allzu oft begegnet, daß er im Entzücken über die Frucht seiner Erziehertätigkeit dem schönen Zögling zu dicht vor den Ohren ein Loblied singt, offenbar gegen alle pädagogischen Grundsätze. Diese ganze Partie nimmt den Ton des Geschraubten an, läuft auf Stelzen, auch das wenig anmuthende Gewissensexamen, dem sich Raven wegen seiner vorübergehenden Neigung zu unterziehen hat; und was noch mehr abstößt, der Ton ist süßlich, geziert. Der Pfaffe Starzek dagegen mit der fanatisirten Bande seiner frommen Schäfchen, die dem Maler Raven mit Steinwürfen die Fenster der Wohnung einschlagen und sein als Kunstwerk werthvolles Altarbild zerreißen, weil sie kein solches von einem Ketzer wollen, ist eine Prachtfigur durchaus nach dem Leben, und die Züge des saubern Seelenhirten werden um so drastischer, als er in seinem Kaplan eine evangelisch fromme und stille Natur als Folie und in dem geistesgesunden Grenzwächter einen nett und kurz angebundenen Opponenten hat. Die directen Beziehungen auf die neueste Gestaltung Deutschlands und den Krieg von 1870 rücken die an dem sehr deutlich endenden Einzelfactum dargelegte Tendenz in die Höhe allgemein zeitgeschichtlicher Bedeutung.

Einige ergötzlich humoristische Scenen und Figuren, so ein paar recht plastische aus der Geschichte philiströser Kleinkrämerei und Klatschsucht im Leben eines

langweiligen Provinzialstädtchens und daneben eine Reihe echt moderner Gestalten in der vollen Glorie ihrer Leichtfertigkeit geben dem Ton einige Abwechselung, und die ist der sonst so düster ablaufenden Handlung nothwendig. Nehmen wir einmal die jüdische Bankierstochter Helene in dem großen Augenblicke, da die Landjäger ihr den verlogenen Freiherrn von Rebenstein, ihren gefühlvollen Bräutigam, der eine ansehnliche Zahl wahrer Schulden und falscher Wechsel gemacht, entführen, und zwar nach einem an speculativer Schlauheit unübertrefflichen Meisterstreich ihres Alten, der sich wieder zu dem freiherrlich angeliehenen Gelde verhilft. Das ist eine prächtige Dame von Welt, neuesten Schnittes und holdseligen Gemüths:

Helene erhob sich, strich mit graziöser Bewegung die unartigen Löckchen aus dem Gesichte, lächelte halb wehmüthig, halb freudig, richtete verzückt die Augen zur Decke und sagte mit schwärmerischem Ton: Ihr Götter, es war ein schöner Traum, aber das Erwachen stört alle meine Sentiments; doch ich tröste mich mit meinem Schiller, der den schönen Jüngling Carlos sagen läßt: Ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt!

Von Tod ist bei dieser neuen Helena freilich nicht die Rede, sondern nur von einem neuen Bräutigam. Wer möchte nicht ein solches Weib — für das pariser Modejournal!

Für die Romantik ist in dem Roman erst durch die Liebesintriguen gesorgt, im Verlauf — durch eine Räuberbande. Der Ton ist ziemlich gleichförmig, ruhig ablaufend, ohne ein auszeichnendes Moment.

Trotz einer ausnehmend verschiedenen Tonweise und eines nicht minder verschiedenen Inhalts, der auch auf ganz anderm Platze spielt, macht der nächste Roman:

3. Im Glück verwildert. Von Ernst Willkomm. Drei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 4 Thlr.

einen Gesammteindruck, welcher auffallend nahe mit dem eben besprochenen zusammenstimmt; es ist derjenige eines durch eigene gehäufte Schuld gründlich zerstörten Lebenslaufs, ganz wie dort eine durchaus trübselige Geschichte, derart daß wir nicht etwa wie bei jeder guten Tragödie das Gefühl der Erhebung davontragen, welches auch beim unglücklichsten Ausgange der Kampf mit den überstarken Mächten des Schicksals, der Welt und des Herzens hinterläßt; es sind einzig und allein die niedrigen Affecte und die gemeine Schuld schlecht angelegter Naturen, welche in diesem Stück wie im vorigen die Katastrophe herbeiführen; wir können weder trauern noch bedauern. Der vorliegende Roman könnte also ganz ebenso den Titel „Von Fall zu Fall" des bereits besprochenen tragen, obgleich wir, gewissen Nuancirungen der Geschichte folgend, den gewählten für den passendsten erachten. Ja wohl! Verwilderung im Glück und durchs Glück! In Glanz und Reichthum verzogene und verdorbene Naturen, und zwar von ganz modernem Schlage. Wir dürften sonach den Roman eine düster gefärbte moralische Illustration nennen zu dem ebenso berühmten als wahren Spruche, daß der Mensch nichts schwerer zu ertragen im Stande ist als eine Reihe von schönen Tagen. Zwei Unterschiede kennzeichnen übrigens die Haltung des vorliegenden Romans gegenüber dem unmittelbar zuvor behandelten, der eine als Vorzug, der andere indifferenter Natur: die Handlung läuft um vieles lebendiger und rascher ab, ist eher angethan, das Interesse unausgesetzt wach zu halten; daneben aber fehlt jede Spur von Tendenz, die Geschichte ist rein um ihrer selbst willen gegeben.

Der Verlauf ist nach seinen einfachsten Grundlagen dieser: Waldemar Nordenberg, Sohn eines reichen Handelshauses, ein abgefeimter Roué von schlechtester Art, hat die schöne Laura Alltag verführt; sie ist nachher mit einer Geldsumme — abgefunden, und ihr Töchterchen, ihr entrissen, ist in schlechten Händen erzogen worden. Wegen anderer schlechten Streiche, wie Wechselfälschung, hat Waldemar sein nordisches Vaterland verlassen müssen, hat aber in der Union durch Sklavenhandel und Plantagenbetrieb ein großes Vermögen und die Hand der Miß Doubles, einer Sklavenbaronin, gewonnen, die seiner würdig ist. Der Uebermuth treibt ihn heimzukommen. Er legt da in kolossaler Verschwendung sein großes Vermögen zur Schau, aber die Herrlichkeit dauert gar nicht lange. Mit der dicken Miß, die absolut auch in Europa im Lande der Sklaven zu sein meint und alle andern Leute außer den sklavenhaltenden Millionären als Geschöpfe unter aller Kritik betrachtet und behandelt, hat er einen fatalen Ehecontract eingehen müssen: eidlich mußte er bezeugen und notariell bekräftigen, daß keine Frau vermöge früherer intimer Beziehung irgendwelche Rechte auf ihn habe und daß insonderheit keine Frucht früherer Liebe da sei; sollte sich trotzdem später etwas der Art zeigen, so soll nicht blos das Vermögen der Frau ganz aus der Hand des Mannes gezogen werden, sondern auch ein großer Theil seines Vermögens jener als Strafe verfallen sein. Natürlich ist hierbei dem gewissenlosen Manne die Erinnerung an die Alltag und ihr Kind, die beide leben, schwer aufs Herz gefallen, und er hat sich schon vor der Ankunft für das Kind einen falschen Todtenschein zu verschaffen gesucht. Ein tüchtiger Anwalt ist hinter die Schliche gekommen und hat den zurückgekehrten Nordenberg ohne weiteres festsetzen lassen, und zwar mit absichtlichem Aufsehen. Der vorher so Uebermüthige verliert im Gefängniß jede Zuversicht und bringt sich um; die Gattin wird von ihrem zärtlich besorgten Alten dahin zurückgeholt, wohin sie paßt, zu ihren Sklaven.

So einfach wie dieser Abriß macht sich nun aber der Verlauf gar nicht; im Gegentheil, der Roman ist mit einer ziemlichen Reihe von Personen und Scenen durchwoben, und das nicht ohne Kunst, welche eben das ganz specifisch romanhafte Gepräge zu erhöhen bestimmt und auch geeignet sind. So dient als Introduction gleich zu Anfang eine wilde Octobersturmpartie an der See, die empörte Natur ganz passend zum Menschentreiben, denn eine verbrecherische Machination soll angesponnen werden. Der Bootsmann Jonas und seine Frau, grundbrave Leute, welchen das Schicksal auch das Kind Nordenberg's zuführt, das sie als das ihre erziehen und adoptiren, bilden eine lieblich friedliche Idylle in dem sonst so wilden Getriebe; man sehe ihre Weihnachtsfeier in dem traulichen Stübchen. Dagegen stellen der Dieb, Gauner und Bettler Balthasar mit seiner Beihälterin, der Karten-

schlägerin Taube, ferner eine volle Compagnie von Physiognomien ähnlichen Schlags und mehrere bis zur tollen Anarchie des Lumpenlebens ausgebildete Keller- und Kneipwirthschaftsbildchen eine Art Banditenidyll dar. Balthasar's gewaltsamer Tod unter polizeilicher Verfolgung und unter Beleuchtung einer von dem Gauner angelegten Feuersbrunst, die aber nicht verhindert, daß er elend im Wasser ertrinkt, ist sogar eine so hochromantische Scene, daß wir sie füglich in einen französischen Schauerroman einlegen dürften.

Die Verflechtungen sind um ein Erhebliches verwickelter als in beiden vorigen Nummern, und gleichwol ist die Composition ebenso richtig oder eher noch bestimmter zusammengehalten und die wechselnden Uebergänge nicht ohne Geschick motivirt. Allgemein macht diese Schrift den Eindruck, daß der Autor eines lebhaft anziehenden und spannenden Stils, einer scenischen Entwickelung von fast theatralischer Anschaulichkeit in ganz erheblichem Grade mehr Meister sei als die vorgenannten. Seine Darstellungsweise erinnert nicht übel an französische Manier, ohne deren Excesse zu theilen, sie versteht wenigstens, den Leser festzuhalten. Es darf dem Kritiker nicht einfallen, dem Roman irgendwie die Bedeutung eines Productes von erstem Rang beilegen zu wollen, aber die frische Darstellung zieht ihn zwanglos an.

4. Schloß Roncanet. Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Vier Bände. Hannover, Rümpler. 1874. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Nach seinem Hauptinhalt hat dieser Roman etliche Aehnlichkeit mit zweien der voraus besprochenen „Siegwart Morgenländer" und „Im Glück verwildert". Der Grundtext läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: Der junge und reiche sogenannte Mauthgraf Hr. von Neuhold, eine sehr unentschiedene Persönlichkeit, die nicht recht weiß, was sie mit sich und der Welt anfangen soll, ist am allerunsichersten im Punkte der Ehe, zu der er doch, einem der verstorbenen Mutter gegebenen Versprechen gemäß, bald schreiten sollte. Die volle vierbändige Geschichte, mit Intriguen, zweifelhaften Schachzügen und Berathungen ziemlich gesättigt, dreht sich um diese Heirathsfrage, die endlich zu einem Abschluß geführt wird, von welchem zu Anfang niemand eine Vermuthung hatte.

Auffallend nahe berührt sich dieser Roman mit „Siegwart Morgenländer" in Darstellung und Haltung des Hauptcharakters: auch hier eine jener unsichern, schwankenden, heute wollenden und morgen nicht wollenden, durch einen Strohhalm bestimmbaren Naturen, aus denen kein Mensch etwas Bestimmtes und Festes zu machen versteht. Und doch ist die Zeichnung um vieles weniger verletzend oder abstoßend als bei jenem parallelen Werk. Warum? Einmal dreht sich hier die Charakterhalbheit doch nur um den Einen Punkt des Heirathens; in andern Stücken des praktischen Lebens, zuvörderst im Großwirthschaftsbetrieb, dem er sich mit unausgesetzter Thätigkeit widmet, tritt er als eine besonnene und mit sich klare Natur auf. Zweitens hat die schwankende Unsicherheit hier gar nicht die Folgen wie dort; geschadet wird durch sie eigentlich niemand, weder dem Helden selbst noch seiner Umgebung; die Marotte im Punkte des Heirathens führt höchstens zu einer Reihe recht unschuldiger Heirathsprojecte und Machinationen, und am Ende wird ja alles gut. Also kein Grund, uns besonders hart an diesen Charakter zu stoßen! Mit dem andern Roman „Im Glück verwildert" theilt der gegenwärtige die erheblich größere Verwickelung der Gesammtcomposition und die erhöhte Lebhaftigkeit der Erzählung, die den zwei übrigen Werken abgeht; ganz entschieden ist auch hier das Gestaltungs- und Erzählertalent größer und geweckter, das Gewebe der Fäden verwickelter und künstlicher, der Effect sicherer, das Interesse fester gehalten und die Abwechselung des Tons größer.

Die Stärke liegt übrigens in den lebendig gehaltenen einzelnen Personenporträts, Sittenbildern und Scenerien, von denen wir folgende herausheben, da spiegelt sich das ganze Weben und Treiben in einem auf böhmischer Grenze gelegenen bäuerlichen Gebirgsdörfchen; es ist dargestellt in dem Schicksal des hölzern eigensinnigen und wegen einer furchtbaren Jugenderfahrung insgeheim den Evangelischen zugethanen Steigenbauern und seinen einem unbegreiflich hartnäckigen Heirathsprojecte zu Liebe dem Vaterhaus entfremdeten Töchtern, besonders der jüngsten; in dem ziemlich verschmitzten Bandweber und halb officiellen Heirathsvermittler nebst seiner thörichten Tochter, wobei die katholische Processionssitte des Prangerstehens zu einer sehr romantischen Episode Anlaß gibt, in dem lustigen Schulmeister und dem geistig beängstigten Kaplan. Ebenso ist nach allen Seiten die große Gutswirthschaft beleuchtet, wobei die Rivalität zwischen böhmischem und deutschem Wesen eine sehr bedeutende Rolle spielt. Die czechische Musterwirthschaft des Herrn, der Frau und dem Fräulein von Polzig ist eigentlich eine einzige große Scene des lustigen Humors, so was wir unter ungewaschener Kroaten- und Slowakenwirthschaft uns vorzustellen gewohnt sind, wozu nicht nur die deutschfeindlichen Tollheiten des Herrn, sondern offenbar auch der Streich gehört, daß das vorübergehend dem Mauthgrafen verlobte Fräulein mit einem Husarenlieutenant durchzugehen angenehmer findet. Der tief im winterlichen Gebirge liegende verfallene Wallfahrtsort Hochwiesen mit seinem jetzigen Findlingspensionat und dem wunderlichen Heiligen von Pfarrer, welcher der hier zusammengetriebenen Mannschaft vorsteht, sind eine der originellsten Partien nicht blos in diesem ganzen Werk, sondern überhaupt [illegible] Gestaltung von ganz einziger Physiognomie; [illegible] dem Unicum nach der Natur gemalt sein [illegible] schwer zu entscheiden sein, jedenfalls führt [illegible] Bild in eine ganz seltsame Welt hinein. [illegible] Moosdoctor, ein verrückter Adelicher [illegible] Neuholds spielt die Rolle eines wunder[illegible] — auch wieder eine curiose Erfindung.

Die Entwickelung scheint uns [illegible] haben kein Vertrauen zu ihr. [illegible] der Geschichte an die nach [illegible] zweifelhafte, halb als Magd [illegible] dem Neuhof lebende kurzweg [illegible] wunderlichen Situationen [illegible] von sehr wenig ehrfurcht[illegible] wenig als der Mauthgraf [illegible]

daß das eigentlich die Frau sein dürfte, die für den reichen Adelichen paßt, soll dieser unter der Einwirkung eines verständigen Weibes auf einmal zur Einsicht von dem Werthe der bisher stark über die Achsel Angesehenen gelangen und sie zur Gemahlin erheben. Die Zumuthung dieser Art von Lösung ist doch etwas stark, und sie scheint uns um so eher blos ein künstliches Auskunftsmittel, um doch zum Abschluß zu kommen, als die Scenerie sich eigentlich wiederholt, denn zwischen einem Deutsch-Amerikaner und des Steigenbauern Jüngster soll sich eine ebenso auffallende und kaum halb motivirte Heirathsverbindung vollziehen. Diese gleichförmige und wenig zusagende Doppellösung erscheint uns nicht als eine glückliche Erfindung.

Der Roman ist gut geschrieben, was wir nicht von allen vier Werken sagen dürften. J. J. Honegger.

Zur Ethnographie der Balkanhalbinsel.

1. Der Leuchtthurm des Ostens. Serbien und die Serben. Von Gustav Rasch. Prag, Skrejšovský. 1873.
2. Die Türken in Europa. Von Gustav Rasch. Erster Band. Prag, Skrejšovský. 1873.

Gustav Rasch erzählt selbst, daß er es liebt, neun Monate des Jahres auf Reisen zuzubringen, und wir vermuthen, daß er die übrigen drei Monate benutzt, um den Deutschen über seine Wanderungen Bericht zu erstatten und ihnen zugleich an dem Beispiele verschiedener interessanter Nationalitäten des südöstlichen Europa zu beweisen, wie tief sie selbst noch in politischer Uncultur stecken. Er reist immer als entschiedener Demokrat, schimpft auf die „Preußenseuche", die deutschen Zuchthäuser und das preußisch-deutsche Militärsystem, wo sich eine passende oder unpassende Gelegenheit findet, versichert, so oft man es hören will, daß Garibaldi sein „großer Freund" sei, und hat nie ein Wort der Anerkennung für das, was unser und auch sein Vaterland wirklich Großes geleistet hat. Seine politischen Anschauungen sind naiv-republikanisch und weder klar noch tief begründet; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — das ist sein Glaubensbekenntniß, und da er auch Bebel unter seine intimen Freunde zählt, so steht zu erwarten, daß er auch dem Socialismus huldigt.

Seinem Buche über Montenegro hat Gustav Rasch jetzt ein ähnliches Werk über Serbien folgen lassen. Er hat dieses Land im Jahre 1872 bereist und erzählt nun, welch einen gewaltigen Aufschwung dieser slawische Staat seit seiner Befreiung von der türkischen Verwaltung genommen hat. Ihm erscheint alles in blendendem Lichte, die Zuchthäuser wie die Gymnasien, die Verfassung wie der Volkscharakter; überall Biederkeit, ehrliches, gutmüthiges Wesen, Aufschwung und Fortschritt, und in prophetischem Geiste verkündet er, daß von Serbien aus die Wiedergeburt der slawisch-christlichen Völker ausgehen werde, die jetzt noch unter der Herrschaft der Türken, oder um seinen stereotypen Ausdruck zu gebrauchen, der „asiatischen Nomaden" nach Erlösung seufzen. Ueber diese sanguinischen Hoffnungen läßt sich mit Gustav Rasch nicht rechten, da sie eben nur auf Meinungen, nicht auf Thatsachen beruhen. Wir verkennen weder die Unterlassungssünden der türkischen Herrschaft, noch die Fortschritte, welche Serbien in dem letzten Jahrzehnt gemacht hat, müssen aber auch auf einzelne Stellen in dem Buche: „Der Leuchtthurm des Ostens", hinweisen, aus denen hervorgeht, daß die gepriesene Wiedergeburt des serbischen Staats sich nicht hat ohne die Mitwirkung fremder Kräfte vollziehen können, und die geeignet sind, dem Verfasser die Lehre zu geben, in seinem Schimpfen über deutsche und besonders preußische Verhältnisse etwas vorsichtiger zu sein. Schon der Umstand, daß Rasch Serbien hat durchreisen können, ohne der Sprache des Landes mächtig zu sein, wird für jeden andern als den Verfasser selbst ein genügender Beweis sein, wie sehr die Culturfortschritte der südslawischen Völker unter germanischem Einflusse stehen. Doch noch mehr. Rasch beschreibt den Palast der belgrader Universität, welcher auf einem Platze errichtet worden ist, den ehemals der türkische Friedhof eingenommen hat, und wir erfahren dabei, daß der Prachtbau in den Jahren 1851—62 von den Architekten Nevole und Steinlechner vollendet worden ist — Namen, denen der Verfasser wol kaum slawischen Ursprung wird nachsagen können. Kurz darauf spricht er von der Entstehung der belgrader Kriegsschule, die jetzt von dem Artillerieoberst Zach, einem geborenen Mähren, geleitet wird, und von dem städtischen Krankenhaus, das unter der Direction des Dr. Valenta, eines geborenen Böhmen, steht. Der frühere Kriegsminister Milivos Petrović, „ein Mann von großem Muth, von großer Energie, von einer ausgezeichneten wissenschaftlichen Bildung", dem Serbien die Reorganisation seiner Armee zu verdanken hat, fand seine militärische Ausbildung in Berlin, Metz und Wien. Jovan Ristić, der zur Zeit, als Rasch Serbien bereiste, Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hat auf den Universitäten zu Heidelberg, Berlin und Paris studirt, spricht deutsch und französisch ohne jeden Accent und hat ein Buch in deutscher Sprache geschrieben, welches in Berlin erschienen ist und den Titel „Die neue Literatur der Serben" führt. Doch genug mit diesen wenigen Notizen aus dem ersten Kapitel; sie zeigen, daß das Feuer auf dem „Leuchtthurm des Ostens" doch wol aus dem Grunde so weit strahlt, weil die Deutschen einen guten Theil des Oels dazu geliefert haben.

Gustav Rasch übersieht diese Thatsachen, die er selbst berichtet; wenn man seiner Erzählung Glauben schenken darf, hat er während seines Aufenthalts in Serbien nach Möglichkeit Preußen und Deutschland, „das Land der Füsiliere und Grenadiere", in Miscredit zu bringen gesucht. Er ist dabei folgendermaßen verfahren. Bei einem Besuche der Strafanstalt zu Belgrad klärt er den Director derselben über die Verhältnisse der preußischen Gefängnisse auf, die er ja aus eigener Erfahrung kennt, und vermischt in sehr sophistischer Weise Gegenwart und Vergangenheit. Was für die Reactionszeit der funfziger Jahre wahr sein

mag, läßt er noch für das Jahr 1870 gelten und kommt zu dem Endurtheil:

In den preußischen Zuchthäusern hungern die Gefangenen. Strafe ist der Hunger nicht. Kein Straferkenntniß spricht als Strafe den Hunger aus. Der Hunger ist die Consequenz des Sparsystems, welches sich durch die ganze preußische Verwaltung zieht. Dafür haben wir aber auch ein so herrliches Kriegsheer, Herr Director, wie kein Staat auf der Welt. Haben Sie von den Siegen der Preußen während der letzten sechs Jahre gehört? Ich nenne sie „Menschenschlächtereien“. In Preußen müssen sich die Zuchthäuser durch sich selbst erhalten, durch die Arbeit und durch den Hunger der Gefangenen.

Preußen und Türken theilen sich gleichmäßig in den Haß Gustav Rasch's; deren Feinde sind seine Freunde; er schwärmt für die Franzosen ebenso wie für die Haiducken, welche auf türkischem Gebiete rauben und morden, sengen und brennen. Rasch kennt einen Unterschied zwischen jenen Haiducken, welche den kleinen Krieg gegen die Türken in die wilden Gebirgsschluchten des Balkan trugen, und gewöhnlichen Räubern, einen Unterschied, von welchem die Geschichte nicht spricht:

Haiducken nannten sich die Serben, welche während der serbischen Aufstandsversuche auf eigene Faust die Türken bekämpften, welche, mit ihrem Karabiner bewaffnet, ins Gebirge flohen, dort Banden bildeten, die türkischen Konaks niederbrannten, kurz, den asiatischen Nomaden, welche die Herren im Lande waren, in jeder Art und Weise Schaden zufügten. Der Serbe, der einen Türken erschlug, weil der Türke ihm seine Tochter, seine Geliebte, seine Schwester zu rauben versuchte, floh ins Gebirge und wurde Haiduck; der Bauer, welcher nicht mehr im Stande war, den Zehnten zu zahlen, oder der seinem türkischen Lehnsherrn keine Fronarbeiten leisten wollte, verließ sein Dorf und wurde Haiduck. Der Haiducke führte nur mit den Türken Krieg. Jeder Serbe war sicher unter seinem Zelte. Der Haiduck schoß den Türken aus dem Hinterhalt nieder; den Wanderer, der sich im Walde verirrt hatte, geleitete er auf die Straße und krümmte ihm kein Haar, auch wenn der Wanderer tausend Dukaten in der Tasche hatte, nachdem er ihn vorher durch Speise und Trank gestärkt hatte. Georg der Schwarze, der Befreier Serbiens, hieß der „Haiduckenkönig“. Noch heute begegnet man auf den Höhen des Balkan häufig solchen „Haiducken“, welche gequält, gemartert und beraubt von den türkischen Dorfbeamten und Steuereintreibern, schließlich ihr Haus verlassen und im Gebirge auf eigene Faust ihre Peiniger bekriegen. „Mein Sohn ist Haiduck geworden“, sagt der Bauer von seinem Sohne, der empört über die Bedrückungen und die Raubsucht des Paschas schließlich den Pascha niederschießt und, das noch rauchende Gewehr auf der Schulter, den nächsten Bergpfad einschlägt, um sich der Haiduckenbande im Gebirge anzuschließen. Ich selbst habe mehrmals in Serbien Panduren zur Begleitung gehabt, welche jahrelang Haiducken in der Türkei gewesen waren und an deren Händen genug Türkenblut kleben mochte — prächtige Menschen, auf deren Ehrlichkeit, Treue und Diensteifer ich mich in jeder Beziehung verlassen konnte.

Wer vorurtheilslose Berichte über die Kämpfe der südslawischen Völker mit den Türken gelesen hat, weiß die Schönfärberei Gustav Rasch's zu beurtheilen; aber auch diejenigen, denen der „Leuchtthurm des Ostens“ zuerst das Haiduckenwesen in ein helleres Licht gestellt hat, brauchen nur einige Seiten weiter in diesem Buche zu blättern, um einen richtigern Begriff über diese nationalen Räuberbanden zu gewinnen, als Gustav Rasch selbst besitzt. Dieser erzählt nämlich, daß er zu Uzica vier Haiducken im Gefängniß gesehen, welche mit 200 Mitschuldigen lange Zeit hindurch das südwestliche Serbien als Räuber unsicher gemacht und deren einer allein 45 Morde auf dem Gewissen hatte. Der größte Theil dieser Bande bivuakirte in dem Hofe und den Säulengängen der Strafanstalt, die minder gravirten Mitschuldigen befanden sich aus Mangel an Raum, um sie einzusperren, noch auf freien Füßen. Unter ihnen waren, wie der Präfect erzählte, wohlhabende Handelsleute und Grundbesitzer. Trotz alledem preist Gustav Rasch die Rechtspflege, die Gefängnißeinrichtungen und die Sicherheit des Eigenthums und Lebens in diesem südslawischen Lande mit begeisterten Worten.

Das vorliegende Buch, welches „der kriegerischen Jugend Serbiens“ gewidmet ist, macht den Eindruck eines leidenschaftlichen Pamphlets; zur Abfassung eines wissenschaftlichen Werks über dieses wichtige Volk der Balkanhalbinsel ist vor allem Unparteilichkeit, gründliche Kenntniß der Geschichte und Verständniß der Sprache nöthig. Gustav Rasch ist nichts von dem eigen, nicht einmal das Verständniß für die Entwickelung der deutschen Geschichte in den letzten 25 Jahren; er verdammt die durch Preußen vollzogene Einigung der deutschen Staaten, während er Serbien den Beruf zuschreibt, „die Initiative zur Befreiung aller noch heute auf der Balkanhalbinsel von den asiatischen Barbaren geknechteten südslawischen und griechischen Stämme zu ergreifen“ und auf den Trümmern der Osmanenherrschaft ein großes gräco-slawisches Reich zu errichten.

Derselbe panslawistische Gedanke beherrscht auch das andere Werk, welches Gustav Rasch fast zugleich mit dem eben besprochenen hat erscheinen lassen: „Die Türken in Europa.“ Der Verfasser versteht die Buchfabrikation. Das erste Drittel des letztgenannten Werks ist nichts weiter als ein Auszug aus dem „Leuchtthurm des Ostens“. Erst im siebenten Kapitel wird der Leser nach Bukarest und von da über Varna nach Konstantinopel geführt. Viel Neues wird uns nicht erzählt; vor dem Verfasser sind viele andere Reisende denselben Weg die Donau abwärts gezogen, und haben eingehendere und gründlichere Beiträge zur Ethnographie dieser östlichen Länder geliefert als er; auch erinnern wir uns, vieles von dem, was hier erzählt wird, schon in dem ältern Werke von Gustav Rasch: „Die Völker der untern Donau“, gelesen zu haben. Es war zu erwarten, daß der Verfasser über die Regierung des Fürsten Karl von Rumänien den Stab brechen würde; er berichtet, wie wenig Culturfortschritte dieser Staat während der Herrschaft des hohenzollernschen Prinzen gemacht hat, wie die Flüsse noch ebenso versumpft, die Industrie ebenso unentwickelt, die rumänische Pferderasse ebenso verkommen sei wie unter Cusa; nur die Schulden und das Räuberwesen hätten sich vermehrt. Alle diese Unterlassungssünden werden auf die Rechnung des Fürsten Karl geschrieben und die Bojaren gelobt wegen ihrer Gastlichkeit und Wohlthätigkeit. Der spätere Finanzminister Rosetti, welchen Rasch mehrere Jahre früher über die Wahl dieses deutschen Prinzen interpellirt hatte, war gegen ihn offen gewesen: „Der Mann ist ja eine Null; macht er Staatsstreiche, so jagen wir ihn fort. Die Arbeit ist weit leichter als die Absetzung Cusa's.“ Das war die Gesinnung der Leute, mit denen Fürst Karl die Ministerien besetzen mußte; und gleiche traten an ihre Stelle, als jene abdankten. Rasch vergißt, daß Rumänien das Unglück hat, eine Constitution zu besitzen, und daß

dort in den Händen der Bojaren eine Macht liegt, welche alle Entschlüsse des Fürsten lahm zu legen im Stande ist; er gesteht nicht zu, daß Rumänien ein Augiasstall ist, verlangt aber vom Fürsten Karl die Arbeit eines Hercules.

Es kann nicht geleugnet werden, daß Rasch das Talent besitzt, frische, anschauliche und ansprechende Landschaftsbilder zu zeichnen; doch kommt diese Fähigkeit nur selten zur Geltung. Da seine Bücher in sehr kurzer Zeit zusammengeschrieben werden müssen, so ist der Verfasser gezwungen, mehr in die Breite als in die Tiefe zu gehen, um die Bogen zu füllen, vieles zu wiederholen, und wo sein eigenes Wissen ihn im Stiche läßt, die Werke anderer auszuschreiben. Am besten lesen sich in dem Buche „Die Türken in Europa" diejenigen Kapitel, welche Rasch's Spaziergänge in Bukarest und seine Eisenbahnfahrt nach Varna schildern, obgleich auch diese Gerichte allzu stark mit Tendenz gepfeffert sind. Als Probe der Darstellung diene die Beschreibung eines Bulgarendorfs:

Jeder Celo — ein bulgarisches Dorf — besteht aus vier bis fünf Höfen oder Gruppen von Häusern, welche durch grasreiche Räume oder durch kleine Gärtchen voneinander getrennt sind. Zehn bis zwölf Hütten bilden immer einen Hof. Die Hütten bestehen aus Weidengeflecht, wodurch sie großen Körben ähnlich sehen; oft sind sie auch in die Erde gegraben und mit einem konischen Dache von Stroh oder von übereinander geworfenen Baumzweigen bedeckt. Jedes Geschöpf hat in dem Celo seine abgesonderte Wohnung; man findet Hütten für Hühner, für Schafe, für Schweine, für Ochsen, für Pferde. Inmitten dieser zahlreichen Zuthaten seiner Wohnung nimmt der bulgarische Bauer eine Hütte ein, welche ihm zugleich als Speisekeller, als Speicher, als Küche und als Schlafzimmer dient. Er schläft auf Pelzen, die auf dem Boden um den Herd — ein dreieckiges, mitten im Zimmer ausgegrabenes Loch — ausgebreitet werden. Kaum erheben diese dunkeln Wohnungen ihr konisches Strohdach über den Erdboden; man steigt in dieselben auf einer Treppe von ein paar Stufen hinab und die Thüren sind so niedrig, daß man sich bücken muß, um eintreten zu können. Nichtsdestoweniger sind diese armseligen Wohnungen im Innern so reinlich und so ausgeschmückt wie nur möglich. Unermüdlich waltet in ihrem Hauswesen die „Baba" — die bulgarische Hausfrau —, für welche die Beschäftigung so nothwendig ist, daß sie ihren Rocken spinnt sogar während sie kocht und während sie die Erzeugnisse ihres Ackerbaues auf den Markt trägt. Noch einen charakteristischen Strich darf ich aber in diesem Gemälde eines Celo nicht vergessen. Es ist das Storchnest auf dem Dache. Dieser „heilige Vogel" ist eins von den auffallendsten Symbolen der asiatischen Civilisation (?). Zu Tausenden habe ich den Storch auf der Reise von Schumla nach Varna gesehen. In großen Zügen zu Hunderten erhoben sich die Störche von der Ebene, sobald sie das Rollen der Wagen auf der Eisenstraße hörten, und zogen, die langen Beine abwärts streckend, mit raschem Flügelschlage landeinwärts.

Die letzten Abschnitte des Buchs behandeln Konstantinopel, erzählen aber nur Altbekanntes. Gustav Rasch hatte auf dem asiatischen Ufer in Kadikioi, einem reizenden Villendorfe am Gestade des Marmara-Meers, seine Wohnung genommen, da er dort billiger lebte und möglichst weit entfernt war von Para, dem Herde der „Preußenseuche" in der Türkei; er fürchtet sich vor dieser Epidemie wie vor einer Art geistiger Cholera; seit mehreren Jahren hat er darauf bezügliche pathologische Studien in den verschiedensten Ländern Europas gemacht, die Preußen in Stockholm und Barcelona, in Venedig und Pesth, in London, Bukarest und Belgrad beobachtet und endlich gefunden, daß Konstantinopel in Heftigkeit dieser neuen Völkerepidemie alle andern Städte übertrifft. Es kann kein Zweifel sein, daß sich hier das Wort „Preuße" mit dem französischen „Prussien" deckt. In Pera gibt es ein deutsches Gesellschaftslocal „Teutonia"; Rasch hat dasselbe nicht mit seinem Besuche beehrt, er kennt aber ganz genau die Gesinnungen seiner dort verkehrenden Landsleute und fällt über dieselbe folgendes Urtheil, welches er zugleich auch wol als einen gelungenen Witz ansieht: „Bismarck kann dort einen Anblick haben, wie er ihm nirgends in der Welt zutheil werden wird. Sämmtliche in der Teutonia anwesende Preußen werden sich, sobald sie seiner ansichtig werden, vor lauter Verehrung platt auf den Bauch legen und den Boden mit ihren Gesichtern berühren." Sapienti sat!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der neue Roman von Berthold Auerbach: „Wildfeuer" (3 Bde., Stuttgart, Cotta), ist soeben ausgegeben worden; den Hintergrund des Romans bilden Vorgänge der neuesten Zeit.

— In Königsberg erscheint ein „Allgemeiner literarischer Wochenbericht", redigirt von P. Th. Leßmer. In diesem Blatt wird über alle empfehlenswerthen Neuigkeiten des In- und Auslandes berichtet. Das literarische Notizenfeuilleton ist nicht umfassend, aber gut redigirt, besonders mit Bezug auf Personalnotizen der Gelehrten und Schriftsteller.

— Der Ertrag der neuen Ausgabe der Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, welche in der Verlagsbuchhandlung von Franz Lipperheide in Berlin erscheint, ist zum Besten des Sohnes des verstorbenen Dichters bestimmt.

— Von den „Annalen der Physik und Chemie" (Leipzig, Barth), ist neuerdings ein dem Herausgeber J. C. Poggendorff gewidmeter Jubelband erschienen, zur Feier des seltenen Ereignisses, daß ein wissenschaftliches Unternehmen von solcher Bedeutung 50 Jahre hindurch von einer Hand redigirt, in einer und derselben Officin gedruckt und in demselben Verlage erschienen ist.

— Die nächsten Hefte der von Paul Wislicenus und Hermann Riotte herausgegebenen Zeitschrift „Die Literatur" werden neue Aufsätze von Eduard von Hartmann „Zur religiösen Frage" enthalten, welche der Inhaltsangabe nach einen Pendant zu dem letzten Werke von David Strauß bilden werden.

Ausländische Literatur.

Das erste Märzheft der „Revue des deux mondes" enthält einen Aufsatz von Ernest Larisse: „Les élections au parlement d'Allemagne", welcher mit besonderer Vorliebe bei den reichsfeindlichen Wahlen verweilt, im ganzen aber beweist, daß man sich in Frankreich mit den deutschen Zuständen jetzt bei weitem vertrauter gemacht hat als früher; denn so wenig glücklich die Beleuchtung ist, welche Larisse den Thatsachen zutheil werden läßt, so sind doch die letztern selbst meistens der Wahrheit gemäß mitgetheilt.

Das zweite Märzheft dieser „Revue" bringt einen interessanten Artikel über Victor Hugo's neuen Roman:

„Quatre-vingt-treize", aus der Feder von Saint-René Taillandier, dieses tüchtigen Kenners der deutschen Literatur, der aber seit längerer Zeit es aufgegeben hat, sich mit den neuern Werken des Erbfeindes zu beschäftigen. Der Kritiker beginnt mit einer wehmüthigen Betrachtung über die innige und gespannte Theilnahme, welche früher den Werken Victor Hugo's zutheil wurde, ohne daß man nöthig gehabt hätte, sie gleichzeitig in allen Sprachen und in allen Hauptstädten erscheinen zu lassen. Diese ganze lärmende mise en scène sei damals überflüssig, der Name Victor Hugo's der einzige Talisman gewesen. Dem Roman selbst rühmt er eine gewisse Unparteilichkeit nach; er setze die Humanität über die Revolution. Doch die Erfindung sei überaus dürftig; sie reiche kaum für mehr als dreißig Seiten aus; Mérimée würde daraus etwas wie seinen „Mateo Falcone" oder „La prise d'une redoute" gemacht haben. Das Beiwerk überwuchere in der bedenklichsten Weise. Die große Scene zwischen Danton, Robespierre und Marat habe keinen Einfluß auf den Fortgang der Handlung; der Schiffskatalog des Convents und seiner Deputirten sei ermüdender als irgendein Geschichtswerk. In der That läßt die Kritik Saint-René Taillandier's den Eindruck zurück, als habe Victor Hugo in seinem Roman etwas Aehnliches geschaffen wie dasjenige, was man im Drama als Historie zu bezeichnen pflegt.

— Das „Athenaeum" bespricht in einer warmen und sympathischen Kritik die „Literary remains of the late *Emanuel Deutsch*" (Murray), bekanntlich eines Deutschen, der im Jahre 1829 in Neisse geboren wurde und sich später als orientalischer Sprachforscher einen Namen machte, sowie er als Bibliothekar des British Museum lange Jahre hindurch thätig und deutschen Landsleuten ein freundlicher Führer war. Hervorgehoben werden die vorzüglichen Aufsätze von Deutsch über den „Talmud" und den „Islam", und dabei das Bedauern ausgesprochen, daß Deutsch durch seine Amtsthätigkeit verhindert worden sei, eine Hauptaufgabe zu erfüllen, die er seiner literarischen Thätigkeit gesetzt hatte, und eine vollständige Ausgabe des Talmud zu liefern.

Theater und Musik.

Adolf Wilbrandt's „Giordano Bruno" ist am wiener Stadttheater in Scene gegangen. Ein Theil der Kritik will in dem Werke eine neuerdings überarbeitete Jugenddichtung sehen; die Wiederaufnahme eines Stücks mit einem so philosophischen und kirchenpolitischen Helden erklärt sich mit der Signatur der Zeit und der Bewegung in Oesterreich. Von manchen Seiten wird indeß dem Stücke zu große Effecthascherei vorgeworfen, namentlich aber als Verstoß gegen die dramatische Oekonomie getadelt, daß der erste Act mit die größten und durchgreifendsten Wirkungen enthält.

— Das pariser Repertoire der wiener Theater ist neuerdings durch Sardou's „Seraphine", die am Stadttheater, und durch den „Alphons" des jüngern Dumas, der am Carl-Theater aufgeführt wurde, vertreten, immerhin eine sehr zweifelhafte Bereicherung, da beide Stücke einer eingehendern Kritik nicht standhalten und zu den schwächern Arbeiten dieser pariser „Realisten" gehören.

— Das Kaiser'sche Volksstück: „Ritter von Sonnefels", wurde am Josephstädter Theater in Wien mit Erfolg gegeben. Solch ein Griff in die eigene Geschichte des Volks verdient Anerkennung in einer Zeit, in welcher die wiener Bühnen vom Franzosenthum beherrscht werden.

— Das baireuther Unternehmen Richard Wagner's, welches bedenklich ins Stocken gerathen schien, ist durch einen *bedeutenden* Credit, welcher dem Componisten gewährt wurde, wieder in Fluß gebracht und scheint ein für allemal gesichert zu sein.

— Das Zaubermärchen von Görner: „Prinzessin Dornröschen", ist am leipziger Theater mit glänzender Ausstattung in Scene gegangen und fand dieselbe freundliche Aufnahme, wie alle Görner'schen Märchenprinzessinnen, welche mit Hülfe des Magnesia- und elektrischen Lichts und des Ballets und plastischer Attituden bei aller Kindlichkeit der Stoffe doch auch auf das Meßpublikum höchst anziehend wirken.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 26. Februar starb in Berlin Georg Ludwig Hesekiel, Sohn des bekannten Generalsuperintendenten Friedrich Hesekiel in Altenburg und am 12. August 1818 in Halle geboren. Er studirte in Jena, Halle und Berlin Geschichte und Philosophie und widmete sich später, ohne ein Staatsamt anzustreben, ganz der Publicistik und Literatur. Bald nach dem Revolutionsjahr 1848 war er einer der eifrigsten Anhänger der Kreuzzeitungspartei und ist derselben bis zu seinem Tode treugeblieben. Seine Mitarbeiterschaft an der „Kreuzzeitung" war besonders feuilletonistischer Art, doch auch in Gelegenheitsgedichten bei den verschiedensten Hoffestlichkeiten erwies er sich productiv. Hesekiel war außerordentlich fruchtbar als Romanschriftsteller, aber alle seine Romane, denen man phantasievolle Beweglichkeit und die Grundlage genauer geschichtlicher Studien nicht absprechen konnte, waren in das stark einfallende Licht politischer Tendenz gerückt. Mit Vorliebe wählte er Stoffe aus der Zeit des französischen Rococo und des preußischen Junkerthums am Anfange dieses Jahrhunderts. Wir erwähnen von seinen Romanen: „Anna Ansbach" (1847), „Graf d'Anethan d'Entragues" (1856), „Von Targot bis Baboeuf" (1856), „Ein nachgeborener Prinz", „Vor Jena", „Von Jena bis Königsberg" u. a. Aufsehen erregte sein Volksbuch über den „Grafen Bismarck", welches aber, trotz aller lebendigen anekdotischen Schilderungen, den berühmten Staatsmann vom Standpunkte einer Partei zu beleuchten sucht, von der er sich gerade losgesagt hatte. Das Begräbniß Hesekiel's, der von dem Herzog von Anhalt-Dessau zum Hofrath ernannt worden, war ein sehr einsames. Die Partei, die ihrem Wagner ein Rittergut gekauft, that nichts zu Ehren eines langjährigen Vorkämpfers. Nichts ist undankbarer als politische Parteien, mindestens wenn ihr Siegeslauf vorüber ist.

— Am 7. Februar starb in Hyères Jules Michelet, einer der geistvollsten Gelehrten Frankreichs. Geboren den 21. August 1798 sollte er anfangs sich der Buchdruckerkunst widmen, doch studirte er später, widmete sich dem Lehrfach, war eine Zeit lang Erzieher der Tochter des Königs Ludwig Philipp, Clementine, Chef der historischen Section in den königlichen Archiven, und wurde 1838 Professor im Collége de France und als solcher ein begeisterter Apostel demokratischer Ideen. Im Jahre 1851 verlor er seine Stellungen und lebte seitdem nur seinen wissenschaftlichen Studien und literarischen Leistungen. Sein großes Geschichtswerk: „Histoire de la France" (16 Bde., 1837—67), seine „Histoire de la révolution française" (7 Bde., 1847—53) stellen ihn in die erste Linie unter den französischen Geschichtsschreibern. Doch er war außerdem ein geistvoller Originaldenker mit warmem Herzen und glühender Phantasie, und hatte als solcher einen dem deutschen Genius verwandten Zug, der sich in seinen Werken: „Du peuple" (1846), „L'oiseau" (1856), „L'insecte" (1857), „L'amour" (1858), „La femme" (1859), „La mer" (1861) u. a. ausprägt.

Bibliographie.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. IV: Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Von W. Bagehot. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Psychische Studien. Monatliche Zeitschrift vorzüglich der Untersuchung der wenig bekannten Phänomene des Seelenlebens gewidmet. Herausgegeben und redigirt von A. Aksakow, unter freundlicher Mitwirkung mehrerer deutscher und ausländischer Gelehrten. 1ster Jahrgang. 1874. 12 Hefte. Leipzig, Mutze. Gr. 8. Halbjährlich 1 Thlr. 20 Ngr.

Stumm, H., Aus Chiwa. Berichte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tangermann, W., Zur Charakteristik der kirchlichen Zustände. 2te unveränderte Aufl. Leipzig, Mayer. 8. 12 Ngr.

Vargha, J., Ulrich von Hutten. Ein dramatisches Gedicht. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilmanns, W., Die Entwickelung der Kudrundichtung untersucht. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 15. — 9. April 1874.

Inhalt: Philosophische Schriften. — Unterhaltungslektüre. — Neue lyrische Gedichte. Von Wilhelm Paul Graff. — Feuilleton. (Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur; Deutsche Literatur; Ausländische Literatur.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Philosophische Schriften.

1. Denken und Wirklichkeit. Versuch einer Erneuerung der kritischen Philosophie. Von A. Spir. Zweiter Band. Leipzig, Findel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Bei dem vorliegenden zweiten Bande des Spir'schen Werks ist zunächst anzuerkennen, daß der in unserer Besprechung des ersten Bandes (Nr. 39 f. 1873) gerügte, scheltende und injuriöse Ton sich in demselben nirgends findet, daß wenigstens die hier und da eingestreuten schroffen und absprechenden Urtheile in anständige Formen gekleidet sind. Auch dem Inhalte nach unterscheidet sich der zweite Band vortheilhaft von dem ersten. Da der Verfasser in seinem achtungswerthen Streben nach Erkenntniß der Wahrheit sich durch keinerlei gemüthliche Rücksichten beirren läßt, so hat er in der empirischen Psychologie, welche er in diesem Bande vorzugsweise behandelt, manche Irrthümer erkannt und vermieden, welche in den üblichen Darstellungen der deutschen Psychologie fast traditionell geworden sind. Für diese unbefangene Auffassung der psychischen Phänomene scheint ihm das überwiegende Studium der bekannten englischen Psychologen eine wesentliche Unterstützung gewährt zu haben, da diese grundsätzlich jede Einwirkung der Metaphysik von der Psychologie fernhalten.

Indem wir hervorheben, daß der Verfasser manche treffende Bemerkung macht, manchen verbreiteten Irrthum aufdeckt, was wir im einzelnen nicht näher angeben, begnügen wir uns, auf einige Punkte aufmerksam zu machen, in denen seine Ansichten uns nicht genügend begründet erscheinen. Das ist zunächst der Fall mit seiner Auffassung des Selbstbewußtseins, welches er dem Bewußtsein von äußern Objecten vorausgehen läßt. Ebenso wenig befriedigend ist das, was er über das Verhältniß des Willens zum Gefühle sagt; er glaubt die Lehren Schopenhauer's darüber kurz abfertigen zu können, während gerade in diesen die Stärke dieses Philosophen liegt. Wenn ferner Spir den Egoismus als den Charakter des erscheinenden Individuums, des Menschen als Phänomenon bezeichnet, dagegen ihm als Noumenon den von Comte her bekannten „Altruismus" vindicirt, so hat er damit eine der unglücklichsten Lehren Kant's (vom intelligibeln Charakter) erneuert. Unter dem Drucke dieses mystischen Dogmas leidet bei Spir auch die Untersuchung über die Freiheit des Willens, über welche er bei seiner sonstigen Vorurtheilslosigkeit unbefangener hätte urtheilen können.

2. Die Geschichte der Philosophie im Grundriß. Ein übersichtlicher Blick in den Verlauf ihrer Entwickelung von Friedrich Christoph Poetter. Erste Hälfte: Die griechische Philosophie. Elberfeld, Friderichs. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Das Werk erfüllt seinen im Vorwort ausgesprochenen Zweck, den Anfänger in die Geschichte der Philosophie einzuführen, durch concise Zusammenfassung der Hauptlehren wie durch eine im ganzen zutreffende Beurtheilung derselben.

3. Vorlesungen über die jüdischen Philosophen des Mittelalters von Moritz Eisler. Wien, Wallishauser. 1870. Gr. 8. 1 Thlr.

Im vorliegenden Hefte wird die Doctrin des Maimonides behandelt, bei welchem der Verfasser epochemachende Lehren späterer Systeme nachzuweisen bemüht ist, wie den Occasionalismus und Optimismus, Kant's moralischen Vernunftglauben, die moderne Ansicht über die Erlangung der Unsterblichkeit durch persönliches Verdienst u. s. w. Außerdem war Maimonides strenger Nominalist, frei vom Aberglauben seiner Zeit und eiferte gegen Astrologie, praktische Kabbala, Amulete u. dgl. Mit dem Gebrauche des Dativs und Accusativs im Deutschen ist der gelehrte Verfasser nicht hinlänglich bekannt.

4. Versuch einer sittlichen Würdigung der sophistischen Redekunst von W. Bethe. Stade, Pockwitz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Bethe rettet die Ehre der Sophisten nach der Seite ihrer praktischen Redethätigkeit vornehmlich durch den Nachweis, daß die spätern Redner zwar theoretisch in das von Plato ausgehende allgemeine Verdammungsurtheil über die Sophisten einstimmten, praktisch aber sich ihre Grundsätze durchaus zu eigen machten.

Eine Ehrenrettung nach der unzeitgemäßen Seite hin ist die Schrift:

5. Roger Bacon, Ord. min. Eine Monographie als Beitrag zur Geschichte der Philosophie des 13. Jahrhunderts. Aus den Quellen bearbeitet von Leonhard Schneider. Augsburg, Kranzfelder. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser zeigt auf Grund der Schriften Roger Bacon's, den man als einen Freigeist zu betrachten gewohnt ist, daß er gläubig und abergläubisch war, dem Papste als der höchsten Autorität sich unbedingt unterordnete, Alchemie und Astrologie eifrig cultivirte und unter anderm ein Recept verfertigte zur Herstellung eines ovum philosophorum, welches der Anfang zu andern Naturgeheimnissen sein sollte.

6. Zur Genesis der Lehre Spinoza's, mit besonderer Berücksichtigung des kurzen Tractats „Von Gott, dem Menschen und dessen Glückseligkeit" von M. Joël. Breslau, Schletter. 1871. 8. 15 Ngr.

M. Joël bemüht sich, zu erweisen, daß Spinoza, welchen man seit Lessing und Schleiermacher als das Urbild aller Pantheisten verehrte, im Grunde nichts anderes gewesen sei als ein Theist, wie Maimonides, Gersonides und Creskas, welchen er außer Cartesius vornehmlich seine philosophische Bildung verdankte.

Dieser Nachweis ist vielleicht geeignet, die in unsern Tagen seltsam erscheinende Begeisterung für Spinoza, welche von Herbart's einschneidender Kritik unberührt gelassen wurde, etwas abzuschwächen.

Die vielfachen Widersprüche in der Philosophie Spinoza's werden auf einen Grundwiderspruch zurückgeführt in:

7. Pantheismus und Individualismus im Systeme Spinoza's. Von Johannes Volkelt. Leipzig, Lorentz. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Volkelt verweist auf die Hegel'sche Philosophie als auf die Lösung dieses Widerspruchs. Die gründliche Kenntniß der Lehre Spinoza's und die scharfsinnige Kritik, welche hier von einem dem Spinozismus verwandten Standpunkt geübt wird, werden auch diejenigen von der Unklarheit Spinoza's überzeugen, welche sich dem Nachweis derselben bisher verschlossen haben.

8. Sittenlehre des Descartes. Vortrag von Max Heinze. Leipzig, Hinrichs. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Autor faßt die zerstreuten Aeußerungen des Cartesius über die Ethik in übersichtlicher Weise zusammen.

9. Leben und Geist Ludwig Feuerbach's. Festrede am 11. November 1872 auf Veranlassung des Freien deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. gehalten von C. Beyer. Dritte Auflage. Leipzig, Frohberg. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Beyer gibt uns in der kleinen Schrift einen Panegyrikus der Person und Philosophie des bekannten Religionsphilosophen.

10. Dr. Arthur Schopenhauer vom medicinischen Standpunkte aus betrachtet von Karl von Seidlitz. Dorpat, Gläser. 1872. Gr. 8. 8 Ngr.

Diese interessante kleine Schrift enthält eine Ehrenrettung ganz eigener Art; sie versucht nämlich die bekannten unphilosophischen Eigenthümlichkeiten Schopenhauer's auf diejenige Art der Geistesstörung zurückzuführen, welche populär „Größenwahn" genannt wird. Indessen ist der Nachweis nicht gelungen, wie auch von Seidlitz selbst bereits aus Anlaß des durch die vorliegende Schrift entstandenen Streits erklärt hat, daß Schopenhauer's Extravaganzen zumeist auf Rechnung einer mangelhaften Erziehung zu schreiben seien. Die Selbstüberschätzung, welche jedem Menschen von Natur anhaftet, war vielleicht bei Schopenhauer ursprünglich größer als bei den meisten andern und steigerte sich durch verschiedene Umstände zu einer solchen unerträglichen Höhe, daß allerdings die von von Seidlitz aufgestellte Hypothese nahegelegt ist. Es fehlt aber bei Schopenhauer gerade das charakteristische Kennzeichen der Geistesstörung: die allgemeine Schwäche des Geistes, als deren Wirkung das partielle Irresein eintritt. Wir werden daher die Entschuldigung für ihn nicht sowol in einer krankhaften Veränderung oder ererbten Disposition seines Gehirns, als in seinem eigenthümlichen Lebens- und Bildungsgang suchen müssen, welcher seine natürliche Ueberhebung nicht abschwächte, sondern erhöhte, und den spröden Charakter bei ihm erzeugte, aus welchem seine wunderlichen Aeußerungen nothwendig hervorgingen, denn „operari sequitur esse".

11. Die Vorstellungen von Seele und Geist in der Geschichte der Culturvölker. Eine Skizze von Ernst Kuhn. Berlin, Henschel. 1872. 8. 7½ Ngr.

Diese Vorstellungen sind von dem Autor mit vieler Gelehrsamkeit und Sorgfalt in knapper und doch übersichtlicher Darstellung zusammengefaßt worden. Im Anschluß an Comte statuirt Kuhn drei verschiedene Entwickelungsphasen der Erkenntniß: Mythus, Metaphysik und forschende Wissenschaft, entsprechend den Anfängen, dem Fortschritt und der Höhe der Cultur. Die Metaphysik entlehnt ihren wesentlichen Inhalt aus dem Mythus, bearbeitet ihn aber mit dem logischen Rüstzeug der Wissenschaft und bildet hierdurch die Uebergangsstufe zur forschenden Wissenschaft, welche an dem vorgefundenen Erkenntnißinhalt Kritik übt, hieran ihre Methode bildet und dadurch zu positiven Resultaten des Erkennens gelangt. Diese Ansicht über die allmähliche Ausbildung des rein wissenschaftlichen Erkennens erscheint im ganzen zutreffend und sehr geeignet, die „Begriffsdichtungen" der Metaphysik endlich nach ihrem wahren Werthe erkennen zu lehren, und damit die dritte Erkenntnißphase der forschenden und kritischen Wissenschaft zu der ihr gebührenden Alleinherrschaft im Reiche des Erkennens gelangen zu lassen. Wie weit unsere Zeit von diesem Ideal noch entfernt ist, geht mit mehr oder minder großer Deutlichkeit aus einigen im Folgenden angezeigten Schriften hervor:

12. Die Gottes- und Unsterblichkeitslehre. Kurzgefaßte Uebersicht über die Gottes- und Unsterblichkeitsbegriffe der vorzüglichsten orientalischen Völker, mit einem Hinblick auf diese Lehren des Judenthums. Von P. Neustadt. Erster Theil. Leipzig, Leiner. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Maßstab für die Würdigung dieser Lehren ist unserm Autor die jüdisch-christliche Offenbarung; daher stehen ihm am tiefsten die Chinesen und Buddhisten als Pantheisten, die Aegypter haben eine Ahnung der Wahrheit, die Juden müssen erst durch den Mosaismus, d. h. durch die Offenbarung am Sinai belehrt werden.

13. Ueber die Lehren von der Unsterblichkeit der Seele bei den verschiedenen Völkern von H. S. Hirschfeld. Gleiwitz, Karfunkel. 1868. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser gelangt zu dem Ergebniß, daß das Judenthum die betreffende Lehre am reinsten enthalte. Dies ist eine so ungewöhnliche Behauptung, daß nur ein ganz originelles Raisonnement zu ihr führen kann. Nach einer philosophischen Einleitung, die wunderlich genug ist, bespricht Hirschfeld die nordische, indische, persische, ägyptische, griechische und römische Mythologie, und behauptet, daß die Lehre von der Fortdauer der Seele oder des eigentlichen menschlichen Wesens sich in allen heidnischen Religionen vorfinde. Auch die Offenbarung am Sinai, deren Schweigen über die Unsterblichkeit allen Gläubigen gerechtes Aergerniß gibt, enthält nach Hirschfeld die Lehre von der Unsterblichkeit „implicite", „als eine Wahrheit, die vorausgesetzt wird und sich von selbst versteht, und die somit stillschweigend in fortgesetzten Ueberlieferungen sich erhielt".

Eine ausdrückliche Belehrung über die Unsterblichkeit sei in der Offenbarung aus Zweckmäßigkeitsrücksichten unterlassen worden; erst Christus und Mohammed hätten sich, um ihren Lehren Eingang zu verschaffen, den herrschenden Ansichten des Heidenthums accommodirt, und so die Unsterblichkeit zu einem Hauptdogma ihrer Religionen gemacht. Das Christenthum erfreut sich einer milden Kritik seitens des Verfassers, aber gegen den Mohammedanismus predigt er mit der Stimme des Propheten:

> Dieser crasse Glaube an die Unsterblichkeit, der dazu als Stütze der Religion dient, trübt auch jede ihrer Wahrheiten und Lehren; die Cultur aber leckt, das Licht wird auch in diese Kreise dringen, und daran weit sicherer als an seinen politischen Misständen geht der kranke Mann im Osten über lang und kurz zu Grunde. Es wird auch da aufgeräumt werden, und von dem mächtigen maurischen Lügenbau bleibt nicht ein Stein auf dem andern.

14. Die Hauptformen des Glaubens an Unsterblichkeit und die Gründe dieses Glaubens. Ein Vortrag gehalten von Hermann Richter. Zwickau, Richter. 1871. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Verfasser gibt eine gute Eintheilung der Hauptformen des Glaubens an Unsterblichkeit, die er auf folgende drei zurückführt: 1) den Glauben an Unsterblichkeit im pantheistischen Sinne, 2) an eine bedingte, 3) an eine unbedingte Fortdauer der Seele oder des Geistes. Hierauf stellt er die bekannten Beweise für die Unsterblichkeit zusammen und resumirt am Ende: „Ja, unsere Seele, unser Geist, er ist unsterblich, er muß unsterblich sein!" Vorsichtig räth er, sich „kleinlicher" Fragen nach dem Wie? und Wo? u. s. w. zu enthalten. Die Worte Goethe's:

> Des Todes rührendes Bild steht
> Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen —

dürften wegen des Gegensatzes zwischen dem Weisen und dem Frommen nicht eben für den Glauben an Unsterblichkeit zu citiren sein.

15. Schlußfolgerungen von der Seele des Menschen auf die Weltseele. Von H. von Kittlitz. Mainz, von Zabern. 1873. Gr. 8. 6 Ngr.

Das religiöse Bedürfniß der Menschenseele ist nach dem Verfasser ein ursprüngliches, nicht von außen beigebrachtes; daß es reell, nicht blos in der Illusion des Gläubigen befriedigt werden könne, bemüht sich von Kittlitz zu erweisen, ohne jedoch den Unbefangenen mehr zu überzeugen, als es der an diesen Gegenstand verschwendete ungeheuere Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit bisher vermocht hat.

16. Moses und die Materialisten. Eine theologisch-naturwissenschaftliche Studie zur Rechtfertigung der biblischen Schöpfungsgeschichte. Nebst einem Anhang: Wie es kam, daß der dumme Affe eine vernünftige Seele empfing, oder wie die vernünftige Wissenschaft umkehrt. Von Eraw. Braunschweig, Zwißler. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Der lange Titel läßt den Kundigen sofort errathen, was hier geboten wird: eine Auslegung des Bibeltextes, wie sie schon Philo Judäus für nöthig hielt, und im Anhang einige für den populären Standpunkt berechnete Witze gegen die Descendenzlehre im Genre der „Fliegenden Blätter".

17. Das Facit aus E. von Hartmann's Philosophie des Unbewußten. Gezogen von Gustav Knauer. Berlin, L. Heimann. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Hengstenberg sagte bekanntlich von Strauß, er habe die Mission von Gott empfangen, durch Bekämpfung der halbgläubigen Rationalisten die moderne Welt wieder zum rechten Glauben zurückzuführen. Es erscheint keineswegs gewagter, wenn wir behaupten, daß eine gewisse Klasse von Theologen die Mission erfüllt, dem Philosophen den Ernst des Lebens durch einige erheiternde Scherze zeitweilig zu erleichtern. Zu dieser Klasse müssen wir auch Gustav Knauer rechnen, trotz seines Scharfsinns und trotz seiner philosophischen Bildung, die er wie früher anderwärts, so auch in der vorliegenden Schrift gezeigt hat. Wenn in der Philosophie des Unbewußten der Pessimismus dem populären Bewußtsein das Anstößige war, so ist sie unserm Kritiker nicht pessimistisch genug:

> Für uns, die wir in diesem Jammerthale ringen, uns mühen, leiden und dulden, für uns wiegt die Unlust schließlich doch nicht so schwer, als sie eigentlich wiegen sollte. . . . Der gläubige Christ weiß sich wandelnd im Jammerthal, aber er fühlt auch täglich, wie alle Last ihm abgenommen wird; er wirft sie hin auf den Herrn, der für ihn sorgt. Und so wirft er das Leben selbst, dies fanatische und psychische Erdenleben mit all seiner Last täglich hin auf den Herrn, bereit es Ihm zurückzugeben, wenn er (Er?) es haben will, und überwindet so auch in der Kraft des Glaubens täglich den Hauptfeind, den Tod.

Amen! setzen wir dieser Predigt in der Wüste des modernen Heidenthums hinzu.

18. Schelling's positive Philosophie als Einheit von Hegel und Schopenhauer. Von E. von Hartmann. Berlin, Loewenstein. 1869. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Schrift, welche kurz nach der „Philosophie des Unbewußten" erschien, enthält in nuce das Programm derselben. Die Vereinigung des Schopenhauer'schen Willens, welcher das „daß" der Welt, mit der Hegel'schen Idee, welche das „wie" der Welt als „überseiende Principien" repräsentiren soll, ist nach von Hartmann in Schelling's mystischer Philosophie aus seiner letzten Periode vollzogen. Hartmann bezeichnet es als die Aufgabe der Philosophie, diese mystische Conception Schelling's durch rationelle Begründung zur philosophischen Wahrheit zu erheben, was in der „Philosophie des Unbewußten" versucht worden ist.

19. Zum Verhältniß zwischen Wille und Motiv. Eine metaphysische Voruntersuchung zur Charakterologie. Von Julius Bahnsen. Stolp, Eschenhagen. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Der bekannte Verfasser, welcher die Schopenhauer'sche All-Einheit des Willens durch die Annahme der ewigen Selbstentzweiung des Willens, den „realdialektischen Proceß", aufrecht zu erhalten versucht, verhält sich ablehnend gegen die von Hartmann vollzogene, soeben angegebene Combination. Bei aller Anerkennung des unbestreitbaren Talentes Hartmann's kritisirt er sehr scharf dessen haarspaltende Dialektik und transscendente Speculation, welche er nicht zum Heile der besonnenen Forschung von Schelling überkommen hat, verwirft die als Deus ex machina ins Mittel tretende „unbewußte Vorsehung" Hartmann's, und weist die unbewußte Vorstellung, welche dem letztern erst das Wollen möglich macht, auf psychologische Gründe gestützt, entschieden ab, da sie ihm „in alle Ewigkeit eine simple contradictio in adjecto bleibt".

20. Zur Philosophie der Geschichte. Eine kritische Besprechung des Hegel-Hartmann'schen Evolutionismus aus Schopenhauer'schen Principien. Von Julius Bahnsen. Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 16. 15 Ngr.

Bahnsen vermag den Glauben Hegel's und Hartmann's an eine Theilnahme des Logischen bei der Weltschöpfung sich nicht anzueignen, und leugnet folgerichtig auch den stetigen Fortschritt und die durch ihn herbeigeführte Entwickelung zum Bessern, womit ihm natürlich der Hegel'sche Optimismus nichts als Chimäre ist. Aber auch das Hartmann'sche Ziel des Weltprocesses, die endliche Welterlösung durch Steigerung des Bewußtseins und damit Abschwächung, respective Verneinung des Willens zum Leben, erscheint auf Bahnsen's Standpunkt als eine optimistische Phantasie, hervorgegangen aus dem psychischen Bedürfniß, dem Pessimismus gegenüber nicht in absoluter Trostlosigkeit verharren zu müssen. Freilich hat Bahnsen als Individualist einen Trost, dessen die streng monistische Weltanschauung entbehrt, die sichere Erlösung des Individuums aus aller Noth und Traurigkeit durch den Tod.

21. Eine Lücke in Kant's Philosophie und Eduard von Hartmann. Von Ernst Fleischl. Wien, Rosner. 1872. 8. 4 Ngr.

Fleischl wendet sich in sehr starker Sprache gegen den Versuch Hartmann's, über den Kant'schen Kriticismus hinaus zur Erkenntniß des Dinges an sich zu gelangen. Ohne auf eine nähere Betrachtung seiner Argumente einzugehen, bemerken wir, daß die Frage nach der Erkennbarkeit des Dinges an sich eine gründlichere Behandlung erfordert, als sie auf wenigen Seiten überhaupt möglich ist.

22. Metaphysik die Schutzwehr der Religion. Rede gehalten von Emil Arnoldt. Königsberg, Beyer. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Kant „mußte das Wissen aufheben, um für den Glauben Platz zu bekommen". Deshalb diene seine Philosophie alten und neuen Rationalisten zur Stütze des Offenbarungsglaubens, d. h. des wesentlichen Inhalts der jüdisch-christlichen Offenbarung. Den Kant'schen Gedanken hat auch Arnoldt von neuem für die Wahrheit der Religion zu verwerthen gesucht.

23. Die Bedeutung der platonischen Philosophie für die religiösen Fragen der Gegenwart. Vortrag, gehalten von E. Bratuschek. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Christian Ferdinand von Baur hat bekanntlich nachgewiesen, daß das Christenthum seinem theoretisch-metaphysischen Theile nach vom Platonismus in vielen wesentlichen Punkten durchaus abhängig ist. Daher muß es von vornherein befremdlich erscheinen, wenn man die platonisch-christliche Weltanschauung, welche wenigstens in der Wissenschaft gegenwärtig besser begründeten Ansichten gewichen ist, in der Weise zu erneuern unternimmt, daß man die bereits vollzogene Verschmelzung der beiderseitigen Lehren noch weiter fortsetzt. Diesem Versuch, welchen die vorliegende Schrift macht, liegen allerdings zunächst praktische Motive zu Grunde; der Verfasser will den Widerstreit schlichten, in welchem die exacte Forschung zur „Grundfeste des Volksbewußtseins", zur Religion steht, weil nach seiner Ansicht nur dadurch die religiösen Fragen der Gegenwart gelöst werden können. Die praktische Lösung wird freilich durch einen derartigen Compromiß zwischen Wissenschaft und Religion am besten erreicht; eine theoretische Lösung muß aber vor allem nach den Gesetzen der Logik verfahren, und von diesen besagt ein freilich sehr unbequemes, daher in der Praxis nie, in der Theorie auch nur selten respectirtes Gesetz, daß von zwei conträren Urtheilen über dieselbe Sache nur das eine richtig sein kann. Hieran scheitern alle Versuche, Vernunft und Offenbarung (denn um diese handelt es sich trotz aller gegentheiligen Versicherungen doch im letzten Grunde, weil der von ihr allein ausgehende Inhalt festgehalten werden soll) miteinander in Einklang zu setzen. Vom wissenschaftlichen Standpunkt können wir daher nur bedauern, daß auch Bratuschek viel Gelehrsamkeit und Mühe umsonst aufgewandt hat, da die Natur der Sache aller Anstrengungen in der angegebenen Richtung spottet.

24. Ueber Welt- und Staatsweisheit. Von Eduard Lasker. Berlin, Springer. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

Der bekannte Politiker ist zu der Ansicht gelangt, daß unser Jahrhundert auf dem Gebiete des anwendbaren Wissens noch gar nicht so hoch steht, wie wir es einzuschätzen pflegen. „Wohlgefügte Sätze, streng durchdachte Lehren gelten mir nicht als wirkliche Erkenntniß und wahres Wissen. . . .“ „Die Anwendung allein ist das gültige Zeugniß.“ Wie psychologisch sehr erklärlich, erscheint dem Praktiker Lasker die Praxis als der einzige und absolute Maßstab, an dem jedes Wissen gemessen werden muß. Dies ist die Umkehrung des sachlichen Verhältnisses, welches vielmehr erfordert, daß die Praxis als eine vernünftige nicht ohne weiteres vorauszusetzen ist, sondern sich erst durch ihre Uebereinstimmung mit Vernunft und Wissenschaft als eine vernünftige zu bewähren hat. Wer daher der Wissenschaft zum Vorwurf macht, daß sie für die Praxis nicht das Genügende leiste, der übersieht, daß die Wissenschaft sich überhaupt nicht um die Praxis kümmern darf, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will. Der Unbefangene wird daher den Vorwurf Lasker's vielmehr der Praxis zurückgeben müssen, welche aus Utilitätsrücksichten sich den Lehren der Wissenschaft verschließt und darum dem von Lasker geforderten Ideal so wenig entspricht. Die erwähnte falsche Auffassung des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Leben hat zur Folge, daß Lasker über die Philosophie nicht so vorurtheilsfrei sich äußert, als man es sonst von ihm wol erwarten dürfte. Dagegen zeichnen sich seine Bemerkungen über Staatsweisheit durch die Schärfe und sachliche Auffassung aus, die wir aus seiner praktischen Thätigkeit hinlänglich kennen gelernt haben.

25. Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Vortrag, gehalten von M. Lazarus. Berlin, Dümmler. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der verdienstliche „Völkerpsychologe“ will die mannichfachen Gegensätze unserer Zeit durch den Hinweis auf das Ideale versöhnen. Indem er hierbei vorzugsweise die Religion im Auge hat, widerfährt es ihm, gegen seine Gewohnheit in die Phraseologie des Protestantenvereins zu verfallen: „Religion! allerdings nicht im Sinne des tödtenden Buchstaben, sondern im Sinne des belebenden Geistes; denn in Wahrheit, das Dogma des Materialismus und der Materialismus des Dogmas, sie wachsen auf demselben Baume u. s. w.“ Indessen werden wir dies damit entschuldigen, daß die vorliegende Schrift ursprünglich als Vortrag in der Singakademie abgefaßt wurde.

26. Philosophische Briefe. An eine Frau. Von Adolf Silberstein. Pesth, Zilahy. 1873. 8. 24 Ngr.

In guter Stilisirung und fesselndem Tone trägt Silberstein hier seine Ansichten über Logik, Religion und Erziehung vor, nachdem er durch eine vorbereitende Einleitung die Befähigung der Frauen zum Verständniß philosophischer Fragen gegenüber den absprechenden Urtheilen der Philosophen zu erweisen versucht hat. Ob es ihm gelungen ist, den Frauen seinen Pantheismus mundgerecht zu machen, wollen wir dahingestellt sein lassen; von wissenschaftlichem Werthe ist die pantheistische Ansicht nicht. Daß Silberstein sich herausnimmt, einen Denker wie David Strauß „kindlich“ zu nennen, muß durchaus gerügt werden, wenn er damit auch nur in den Chorus der Zeitgenossen einstimmt, welche durch vornehmes Aburtheilen im ganzen die unbequemen Beweisführungen des großen Gelehrten zu beseitigen suchen.

27. Das Naturgesetz der Seele, oder Herbart und Schopenhauer, eine Synthese. Inauguraldissertation von Ernst Friedrich Wyneken. Hannover, Schulze. 1869. Gr. 8. 10 Ngr.

Der kritische Theil dieser psychologischen Abhandlung ist als durchaus gelungen zu bezeichnen; besonders treffend sind die Widersprüche nachgewiesen, in welche Schopenhauer durch seinen all-einen Willen in der Psychologie sich verwickelt. Dagegen ist nicht recht ersichtlich, wie trotzdem der Verfasser in den principiell gleichen Fehler verfallen konnte, indem er Erkennen und Fühlen doch wieder als Zustände des Willens auffaßt: Der Wille κατ' ἐξοχήν ist ihm der „überwältigende“ Wille, der „überwältigte“ Wille Gefühl, Erkennen der Wille „im Gleichgewicht“.

28. Zum Problem der Materie. Eine philosophische Untersuchung von Ernst Krey. Greifswald, Bamberg. 1873. 8. 8 Ngr.

Die Resultate der modernen Naturforschung gefallen dem Verfasser nicht. Deshalb bemüht er sich, ihre Grundlage zu vernichten, indem er in bekannter idealistischer Weise die Materie aus dem Ich, der „Urrealität“, deducirt. Auf diesem Standpunkte dürfen Aeußerungen wie die folgende nicht überraschen: „Die Menschheit war schon vor der Menschheit da, oder — ohne Paradoxie gesprochen — die Menschheit war als Menschheitsperson schon da, ehe sie sich in einzelne menschliche Individuen mit individuellem Bewußtsein individuirte.“

29. Ideen zu einer Metaphysik der Materie. Von Edmund von Lüdinghausen-Wolff. Dorpat, Gläser. 1870. Gr. 8. 8 Ngr.

Diese klar geschriebene philosophische Studie schließt sich im ganzen an die bekannten Speculationen Herbart's und seiner Schule über das Problem der Materie an, löst somit die „Widersprüche des Empirikers“ u. s. w. in dialektischer Manier und construirt die Wahrnehmung der Materie aus einer „endlichen Menge unräumlicher Empfindungselemente“.

30. Die allgemeine Bewegung der Materie als Grundursache aller Naturerscheinungen. Von Heinrich Schramm. Erste Abtheilung. Wien, Braumüller. 1872. Gr. 8. 14 Ngr.

Der Verfasser überläßt die Frage nach der Existenz der Materie den Philosophen, ebenso wie die nach der Widerspruchslosigkeit der Bewegung; er bemüht sich, das Erklärungsbedürfniß im modernen naturwissenschaftlichen Sinne zu befriedigen, indem er alle Erscheinungen auf Eine Grundursache zurückführt. Da die allgemeine Bewegung kein ausreichendes Princip der Erklärung ist,

und die bisher zur Ergänzung aufgestellten Hülfshypothesen auf gewisse unerwiesene Eigenschaften der Atome gegründet sind, so kommt Schramm zu dem Ergebniß, daß die Annahme eines Weltgases eine logisch geforderte und durch die Thatsachen bestätigte Hypothese sei. Die nähere streng wissenschaftlich gehaltene Begründung verdient die Beachtung der exacten Forschung.

31. Glaubensbekenntniß eines modernen Naturforschers. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 5 Ngr.

Der ungenannte Verfasser ist begeisterter Anhänger des Materialismus und wünscht dessen Apostel zu werden. Neues bringt er nicht; doch beschränkt er sich im ganzen vorsichtigerweise auf die entschieden starke Seite des Materialismus, nämlich auf dessen negative Instanzen gegen die theologische Weltanschauung, welche er durch Citate aus den Werken bedeutender Gelehrter bekämpft. Den Verfasser der „Grundzüge der Weltordnung" nennt er einigemale statt Wiener irrthümlich „Rieger".

32. Gott und Naturwissenschaft, Irrthum und Wahrheit von A. von Hartmann. Halle, Erlecke. 1872. 16. 7½ Ngr.

Der Titel ersetzt die Inhaltsangabe vollständig. Wie die vorige Schrift, so bemüht sich auch diese, die „religiöse Frage" dadurch zu lösen, daß sie die Religion in das Gebiet der Fabel verweist. Die bekannten Argumente sind geschickt zusammengestellt, einige neue hinzugefügt.

33. Widerlegung des Materialismus und der mechanischen Weltansicht. Ein Vortrag von Rudolf Seydel. Berlin, Henschel. 1873. 8. 6 Ngr.

Die Identificirung des Materialismus mit der mechanischen Weltansicht erscheint nicht begründet; daher ist es dem Verfasser wol gelungen, den Materialismus zu widerlegen (was übrigens bereits so häufig geschehen ist, daß es allmählich langweilig wird), aber die mechanische Weltansicht wird durch seine lediglich den Materialismus treffenden Argumente nicht erschüttert.

Unterhaltungslektüre.

1. Per aspera ad astra! Roman von Georg Kampfmuth. Jena, Costenoble. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Stillleben mit Hindernissen. Schelmischer Roman in zwei Bänden von Karl Cubasch. Würzburg, Keller. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. „Des Kampfes werth." Novellen von Albert Stutzer. Leipzig, E. J. Günther. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Der Landsknecht mit dem einäugigen Wams. Reichsstadtnovelle von Gottfried Böhm. Nördlingen, Beck. 1873. 8. 16 Ngr.
5. Alte Zeit oder: Die vier Töchter des Rittmeisters Schimmelmann. Komischer Soldatenroman von A. von Winterfeld. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1873. 8. 3 Thlr.
6. Wilhelm Wolfschild. Ein Roman aus dem baltischen Leben von Theodor Hermann. Zweite Auflage. Mitau, Behre. 1873. Br. 8. 2 Thlr.

Der Roman von Georg Kampfmuth: „Per aspera ad astra!" (Nr. 1) ist ein etwas kindlicher Erstlingsversuch. Im Anfange und noch an einigen wenigen andern Stellen nimmt der Verfasser einen Anlauf mit glücklich reproducirten Tagesideen, sodaß er den flüchtigen Leser ebenso glücklich täuschen kann, aber dann wieder fällt er sehr platt ab und erscheint höchst gedankenarm. Er erfindet zwei „Ritter vom Geiste", um die sich das Stück dreht, aber daß sie „geistreich" sind, muß man sich vom Verfasser sagen lassen; aus ihren Gesprächen und aus ihrem Gebaren erkennt man es nicht, und man fürchtet bis zu dem glücklichen Schlusse, daß den armen Jungen einmal ein Malheur begegne. Weiter wird ein angeblich tiefdenkender und schwermüthiger Mönch erfunden, der in einer Berghöhle die modernen Classiker sämmtlich nicht blos besitzt, sondern auch studirt, Goethe, Schiller, und schließlich unter die Redacteure geht, vorher aber vom Guardian gehörig angeranzt und im Klosterverlies bei schmaler Kost unbarmherzig gepeinigt wird.

Nicht viel günstiger können wir über den sogenannten schelmischen Roman von Karl Cubasch: „Stillleben mit Hindernissen" (Nr. 2), urtheilen, eine höchst unglückliche Phantasterei. Anlage und Durchführung sind so unsittlicher Natur, daß dieses Machwerk schon vom Gesichtspunkte der trivialsten Moral das Anathema treffen muß. Für die Kritik entsteht die Frage, ob jemand, der in jungen Jahren derartige Fadheiten schreiben und veröffentlichen konnte, in gereiftem Alter wird Geschmack haben können.

Albert Stutzer nennt seine fünf Novellen „Des Kampfes werth" (Nr. 3). Des Druckes werth konnte er sie nicht nennen. Von den fünf Novellen Stutzer's ist die erste „Aus den schottischen Bergen" am wenigsten schlecht, aber die dritte „Nur ein Kreuz!" so schlecht, daß ebenso gut Karl Cubasch oder gar Georg Kampfmuth der Verfasser sein könnte.

Wir athmen wahrhaft auf, indem wir das kleine Werk Gottfried Böhm's: „Der Landsknecht mit dem einäugigen Wams", (Nr. 4), zur Hand nehmen, eine fleißig und auf historischer Basis correct ausgeführte Skizze aus der Vergangenheit der Stadt Nördlingen, ein Werk, das entfernt an „Ekkehard" und „Die Ahnen" erinnert, aber eben zu sehr Skizze geblieben ist und nur in Mußestunden rasch gearbeitet zu sein scheint. Wir hätten der Lesewelt wol wünschen mögen, daß es dem wackern Autor vergönnt gewesen wäre, seinem glücklich ausfindig gemachten Material sich mehr mit ganzer Hingebung widmen zu dürfen. Das Buch hätte eine Perle in unserer modernen Romanliteratur werden können. Manche Situationen und Personen sind bei unverkennbar treuem Festhalten des historisch Gegebenen originell und frappiren um so mehr, als die wenn auch leichten Farben, die aufgesetzt sind, charakteristischen Localton bewahren, und

nicht, wie es jüngern Künstlern so leicht passirt, in triviale und flache Allgemeinheit sich verwaschen. Es ist schon andernorts darauf aufmerksam gemacht, daß das schöne Kirchenlied: „Jesus, meine Zuversicht", für eine zur Zeit Karl's V. spielende Erzählung nicht hätte anticipirt werden sollen. Hoffentlich verdrießt es den Verfasser nicht, bei einer Neubearbeitung seiner immerhin werthvollen Dichtung auch an andere Stellen, denen der Vorwurf der allzu beflügelten Abfassung, wenn auch nicht gerade der Flüchtigkeit gemacht werden kann, die bessernde Feile anzulegen und manche Einzelheiten auch weiter auszuführen. Es soll indeß nicht als tadelndes Votum lauten, wenn wir darauf aufmerksam machen, daß das Werk noch schöner gemacht werden kann, als es schon ist, und gewinnen wird, wenn der Autor selbst seine Ausbildung noch nicht als abgeschlossen betrachtet.

Es ist eine bereits altbewährte Feder, der wir in Nr. 5: „Alte Zeit" von A. von Winterfeld, begegnen, und als je schwieriger wir es im allgemeinen bezeichnen müssen, ein dreibändiges Werk durchgehends derartig zu arbeiten, daß der komische Effect überall und stets neu, d. h. nie ermüdend erreicht wird, um so mehr müssen wir die besondere Leistung anerkennen und auszeichnen, durch die der geehrte Verfasser wieder gezeigt, in wie hohem Grade er Meister in diesem Specialfache ist. Unfreiwilliger Komik begegnen wir im Leben und in der Literatur gar zu oft. Umgekehrt ist es bei Meistern der Komik wie A. von Winterfeld, der uns auf jeder Seite zwingt, seine tiefe Menschenkenntniß, seine feine Combinations- und Darstellungsgabe alles Ernstes zu bewundern und doch in aufrichtiges und herzliches Gelächter über die überraschenden Quidproquo auszubrechen, die er uns bei der Lektüre seiner Schrift oft Zeile für Zeile erleben läßt. Damit soll nicht gesagt sein, daß das witzige Element stets fein und auf höhere Urbanität Anspruch zu erheben berechtigt sei. Im Gegentheil. Nur wenige Personen dürfen als distinguirter Natur bezeichnet werden, als wirklich geistreich nur der Lieutenant von Nasewitz, der Anstifter all der Conflicte, die bald beabsichtigt, bald unbeabsichtigt uns in Heiterkeit zu erhalten geeignet sind. Das übrige Personal besteht der Hauptsache nach aus derben Friedenssoldaten der stillen Zeit nach den sogenannten Freiheitskriegen, accurat im Dienste, daneben aber beflissen, das Leben von der leichten Seite zu nehmen und es in der hergebrachten Weise zu genießen. Und das gelingt ihnen, da für die Mehrzahl keine Schranke des Genusses existirt als die durch das Dienstreglement gegebene. Die Fabel ist einfach. Lieutenant von Nasewitz will seinem Freunde von Padderow Verdruß ersparen, der demselben aus dessen täglich wachsender Schuldenlast entstehen muß, und realisirt die Idee, dem Rittmeister Schimmelmann einzureden, sein Freund beabsichtige, die älteste von dessen vier heirathsfähigen Töchtern, Alfonsine, zu heirathen. Damit ist der Knoten geschürzt, aber es folgt nun Knoten auf Knoten, und als endlich alles sich löst und glücklich gestaltet, ist es Nasewitz selbst, der diese Alfonsine heimführt, aber nicht ohne daß auch die übrigen drei Heirathscandidatinnen gut an den Mann kommen. So hat Nasewitz das Problem gelöst, vier Schwestern, die nichts haben als große Heirathslust und das entsprechende Lebensalter, mit Manier unter die Haube zu bringen. Es ist unverkennbar nicht seine ursprüngliche Absicht gewesen; er ist ein resignirender, aber ein mit Lachen resignirender Philosoph, er will die Dame für den Freund, der indeß an einem für den Ehestand unfähig machenden Uebel laborirt, was übrigens nur angedeutet wird. Der Freund widersetzt sich; Bowlen- und Schlittenpartien, sogar Liebhabertheater werden vergeblich in Scene gesetzt, um das Paar zusammenzubringen. Als die drei Schwestern verlobt sind, fällt die noch immer freie älteste, die gute Alfonsine, wie eine überreife, aber um so süßere Frucht dem liebenswürdigen und gutmüthigen Intriguanten zu, der denn auch mit seinem Lose vollauf zufrieden ist; von Padderow, für den er Freiwerber war, bleibt ehelos. Vielleicht dürfen wir an den geehrten Verfasser die schüchterne Frage richten, wie wir es uns erklären sollen, daß das Offiziercorps im allgemeinen und die Herren von Nasewitz und Schimmelmann insbesondere, denen doch die ex abusu in Venere entstandene geistige Impotenz des Grafen von Schwülenberg so wohlbekannt war, nichts von der physischen Impotenz des Hrn. von Padderow wußten? Oder hätte der eine als Freund und der andere als Vorgesetzter und — Vater der intended maid es verantworten können, ihn zu einem Heirathsabschluß zu veranlassen? Beide hätten, wenn auch nicht vor dem geschriebenen, doch vor dem Moralgesetze strafbar gehandelt, und die arme Alfonsine würde im Rechte und wahrscheinlich auch bereit gewesen sein, nach einigen Wochen schon die Wiederauflösung des Ehebündnisses zu beantragen. Für je vortrefflicher wir den Roman A. von Winterfeld's übrigens erklären, um so mehr hielten wir es für Pflicht, auf diesen Lapsus in der Conception, zumal er der einzige ist und durch einen Zwang, auch in diesem Gebiete Motive zu suchen, nicht entschuldigt wird, hinzuweisen. Die Baßtuba wollen wir hinnehmen. Kurz, das Buch ist vortrefflich und darf allen Freunden humoristischer Lektüre bestens empfohlen werden.

Die ganz vortreffliche neue literarische Leistung von Panthenius (pseudonym Theodor Hermann), sein Roman „Wilhelm Wolfschild" (Nr. 6), obwol erst in zweiter Auflage erschienen, hat doch bereits in allen maßgebenden Kreisen, d. h. in den russischen Ostseeprovinzen, in denen er spielt, aus denen wenigstens seine Helden stammen, und bei den literarischen Kritikern und Feinschmeckern wohlverdientes Aufsehen erregt. Fast alles ist untadelig und meisterhaft, und wer diesen Roman den besten Erzeugnissen dieser Specialität unserer Literatur beizählen will, dem tritt vielleicht nur der Umstand entgegen, daß der schließliche Fall des Helden, die dramatische Tragik — und jeder gute Roman muß zugleich nach den Haupt- und Grundregeln des Dramas gearbeitet sein — zu ausschließlich dadurch motivirt wird, daß er auf die Dauer den Lockungen einer sinnlich ausgearteten Dame der höhern Gesellschaftsklassen, die bereits mit allen Finessen der Demi-Monde aufs beste vertraut ist, nicht widersteht. Hätte man ihn nicht von seiner überaus vorzüglichen Braut, die ja in jeder Hinsicht weit über dieser Lorette steht, aus thörichten Erziehungs- und Prüfungsmaximen fern gehalten, so würde er siegreich Widerstand geleistet haben. Denn gegen den dämonischen Einfluß des höchst nichtsnutzigen

Intriguanten Winter war der meisterlich gezeichnete Deutschrusse Paul ein vollauf genügendes Gegengewicht. Aber wir wollen über diese Einzelheiten nicht weiter mit dem Verfasser rechten, um so weniger, als es scheint, daß er sich auch hinsichtlich der Zeichnung seiner Personen und ihrer Schicksale wesentlich an wirklich Erlebtes angelehnt und vielfach Bilder gezeichnet hat, deren Originale er gesehen. Wir sind dem Verfasser für sein Werk um so dankbarer, als gerade solche Werke geeignet sind, dazu beizutragen, daß in dem weiten deutschen Vaterlande auch das größere Publikum über die thatsächlichen Verhältnisse in den baltischen Provinzen aufgeklärt und belehrt wird. Die bloße Polemik in Monographien gegen die Russificirungsoperationen der orthodoxen Partei in Petersburg erreicht diesen Zweck nicht, weil sie die größern Leserkreise nicht erreicht. In diesem Buche ist alles Fleisch und Blut, überall pulsirt das Leben der Gegenwart; was wir erfahren, es ist uns anschaulich und greifbar; die Charaktere sind klar und scharf abgegrenzt gedacht und mit consequenter Behandlung in den verschiedenartigsten Situationen durchgeführt. Manches ist uns, inmitten Deutschlands neu, aber alles heimelt uns an und überzeugt uns, daß wir es in den Culturtheilen der baltischen Bevölkerung mit einem Bruderstamme zu thun haben, der sich um keinen Preis dem Culturboden, dem er entsproßt ist, abtrünnig machen lassen will. Die entgegengesetzten Bestrebungen haben auch wenig Aussicht auf Erfolg, es müßte denn die brutale Gewalt der ostrussischen Landestheile ihnen entgegengesetzt werden. Aber je mehr Rußland zu solchen Maßregeln greift, um so mehr gefährdet es die Integrität seiner momentanen Gestalt. Was einmal deutsch ist, soll deutsch bleiben, und ebenso soll man von dem doch vergeblichen Gebaren lassen, an Stelle des alten guten Lutherthums, bei dem die Balten die besten Staatsbürger sind, die Rußland besitzt, den griechischen Cultus einzuschwärzen. Er wird sicher nicht Wurzel schlagen, und der Boden wäre nur für die Theorien, die jetzt die Hasselmann und Hasenclever im Deutschen Reichstage predigen, urbar gemacht.

Kein Leser wird diesen Roman ohne volle Befriedigung und manche Belehrung aus der Hand legen.

Neue lyrische Gedichte.

1. Dichtungen von Otto Häggenmacher. Zürich, Schabelitz. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gedichte von Eugen Leyden. Teschen, Prochaska. 1873. 16. 1 Thlr.
3. Wanderung und Heimkehr. Gedichte von Karl Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr.
4. Einsame Lieder von Ludwig Grote. Hannover. 1873. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
5. Auserlesene Dichtungen von Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg. Zweite gesichtete und vermehrte Auflage. Würzburg, Stuber. 1874. 8. 20 Ngr.
6. Fröhliche Gedanken. Gedichte von Hermann Heine. Dessau, Heine. 1874. 16. 17½ Ngr.
7. Verwehte Blüten. Poetische Versuche von Moritz von Schilling. Neutitschein, Enders. 12. 16 Ngr.
8. Miniatüren. Lieder zum Componiren von George Freiherr von Dyherrn. Breslau, Gosohorsky. 1873. 16. 15 Ngr.
9. Gedichte von Theodor Souchay. Stuttgart, Aue. 1873. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.
10. Gedichte, Volksweisen, Legenden und Sagen von Mathilde Wesendonck. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1874. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.
11. Das erste Jahr. Eine Weihnachtsgabe für junge Mütter von Maria Lenzen, geb. di Sebregondi. Köln, Bachem. 1873. 16. 15 Ngr.

Die Dichtungen von Otto Häggenmacher (Nr. 1) enthalten einen epischen und einen lyrischen Theil, deren erster an Umfang, der zweite dagegen an Werth der größere erscheint. Allerdings zeigen beide dieselben Vorzüge und Schwächen der poetischen Muse Häggenmacher's, doch treten die Schwächen fast im Verhältniß des Umfangs der Dichtungen und deshalb in den längern epischen fühlbarer hervor, was man umgekehrt von den Vorzügen nicht überall behaupten kann. Als Vorzüge erscheinen eine warme und wahre Empfindung, eine löbliche Selbständigkeit der Gedanken und ihres Ausdrucks, stellenweis treffliche Naturschilderungen und überall eine gehobene poetische Stimmung; als Schwächen dagegen ein häufiger Mangel an Kürze und Präcision, nicht selten fast triviale Harmlosigkeiten, besonders oft aber eine dem übrigen dichterischen Apparate nicht angemessene, zu unbedeutende und effectlose Pointe. Die Dichtungen zeigen demnach fast durchweg eine hübsche poetische Anlage des Autors, doch auch zugleich eine noch nicht völlige Durchbildung und Reife desselben; gute Mittel und Kräfte scheinen vorhanden, aber sie bleiben latent durch eine gewisse jugendliche Unbeholfenheit, nach deren Ueberwindung von dem Dichter wol noch manche gute Gabe zu erwarten sein wird. Die genannten Vorzüge überwiegen die Schwächen etwas mehr in „Die Hochzeit im Feuer", welche wir deshalb auch für die beste der „Erzählungen" halten; doch hinterläßt auch hier der tragische oder vielmehr nur traurige Schluß eine ästhetische Unbefriedigung; der völlig schuldlose Tod der Liebenden thut weh, stimmt das Gemüth des Lesers nichts weniger als versöhnlich, sondern reizt dasselbe gar zu einer frucht- und trostlosen Anklage wider das blind waltende und gnadenlos grausame Schicksal. Der Dichter liebt sehr, wie es scheint, diese Art tragische Schlüsse. Sie finden sich weiter auch in der Erzählung „Waldsee und Waldfee", in den Balladen „Bergmanns Hochzeit", „Der Troubadour" und im „Schicksal", in welch letzterm Gedicht uns noch der Refrain, worin sich auch die vorwiegende Tendenz des Dichters ausspricht: „Denn seinem Schicksal kann niemand entgehen", logisch nicht ganz richtig angebracht zu sein scheint. In den lyrischen Gedichten wählt der Dichter seine Motive hauptsächlich aus der Natur, zumal aus der seiner schönen Heimat, der Schweiz, doch auch aus dem Leben und der Reflexion. Unter den Naturliedern halten wir für das nach Form

und Inhalt gelungenste „Was ich im Walde hörte". Unter den übrigen zeichnen sich aus: „Gotteslichter", „Dichters Treue", „Ad notam" und die Ballade „Die Waise", welche hier einen Platz finden möge:

„Großmutter, wo ist der Vater mein?
Großmutter, wo ist die Mutter mein?" —
„Dein Vater und deine Mutter sind
Beim lieben Gott im Himmel, mein Kind." —

„Großmutter, wann kommen sie wieder heim
Und bringen mir Spielzeug und Kuchen und Seim?" —
„Wann der Frühling kommt, wann die Bäume blühn,
Wann der Kukuk ruft im Waldesgrün." —

„Großmutter, was trugen sie gestern hinaus,
Die schwarzen Männer vor unserm Haus?" —
„Zwei Rosen, gar lieblich und frisch erglüht,
Im Wintersturme verwelkt und verblüht." —

„Großmutter, warum das schwarze Gewand?
Gib mir das bunte mit flatterndem Band." —
„Die Engelein waren um Mitternacht hier
Und nahmen's, und bringen ein schöneres dir." —

„Großmutter mein, was weinst du, sag' an?
O sprich, wer hat dir ein Leids gethan?" —
Da seufzt sie laut auf, weint bitterlich,
Verhüllt das thränende Antlitz sich.

Der Abendsonne letzter Strahl
Fällt ins Gemach so bleich und fahl.
Dem Kinde wird bang, es wendet sich um
Und weinet laut und weiß nicht, warum.

Sonderbar muthen die Gedichte von Eugen Leyden (Nr. 2) an, denn sie bilden ein so wunderliches Gemisch aus Spreu und recht gutem Korn, aus Abgeschmacktheiten und wirklich Gelungenem, aus Liederlichkeit und sittlichem Ernst, kurz aus allen möglichen extremen Elementen, daß man nicht weiß, soll man das Talent des Dichters nach dem einen oder nach dem andern beurtheilen. Der mit Maß und Bescheidenheit gegebene „Vorgesang" contrastirt auf das merkwürdigste mit der maßlosen und selbstbewußten Dreistigkeit, die aus so vielen nachfolgenden Gedichten hervorleuchtet. Der Dichter thut sich an einem Orte („An die falschen Idealisten") etwas darauf zugute, daß er ein Materialist sei, und demgemäß ergeht er sich denn auch in den Liebesliedern in so materiellen Ausdrücken wie nur möglich. Nach dem für Referenten durchaus unverständlichen Liede „Wär' ich das Ringelein" scheint sich der Dichter nur noch von dem „Leibe", „Busen" und „Schos" seiner Schönen angezogen zu fühlen und spricht dieses ganz ungenirt so aus:

Ich schwelgte an den Brüsten
Lenettchen's schön und traut;
Sie kannte mein Gelüsten
Hat mir ins Haar gekraut —
Ich küßte, küßte, küßte —
Die vollen, warmen Brüste —
Ihr volles, glattes Leibchen
Erzitterte vor Lust u. s. w.

Aehnlich und oft in noch viel stärkern Ausdrücken S. 32, 93 fg., 98, 101 u. a. Wenn nun der Dichter meint:

Wer da sagt, daß die neue Philosophie
Die Sitten unterwühle,
Ist ein Esel oder ein Bube; denn sie
Führt allein zum sittlichen Ziele —

so wird er doch mit diesen kräftigen gereimten Worten unmöglich behaupten wollen, daß Stellen wie die vorher citirten die „sittlichen Ziele" der lyrischen Poesie seien? In diesem Falle antworten ihm seine eigenen Worte:

Nur dem, der innig und rein liebt, kann sich ein Himmel eröffnen;
Denn eine unedle Flamm' reißt aus dem Menschen den Mensch (!) —

oder an einer andern Stelle:

Wenn sie das Große frech verheeren,
Glauben sie, daß sie Größen wären.

Eine Lösung der Widersprüche, in welchen sich der Dichter mit sich selbst befindet, dürfen wir wol, anknüpfend wiederum an seine eigenen Worte:

Man hört so oft von Freiheit sprechen,
Allein die Freiheit sieht man nicht.
Die Freiheit macht Verstand zur Pflicht;
Der scheint fast allen zu gebrechen —

in der vielleicht noch zu unreifen Jugendlichkeit des Autors finden. Denn wir dürfen in den freilich sehr ungemessenen Ausdrücken der materiellsten Sinnlichkeit durchaus nicht auf sittliche Verkommenheit, sondern vielmehr nur auf eine partielle Verwirrung der Begriffe von Sitte und Anstand schließen, und glauben es der Zeit und den weitern Lebenserfahrungen des Dichters selbst überlassen zu können, ihn von solchen Verirrungen zurückzubringen. In Jünglingsadern fließt ein revolutionäres und wildes Blut, und die tollsten Sprünge, die zotigsten Rücksichtslosigkeiten sind uns für solche Jahre ein minder verdächtiges und gefährliches Zeichen als heimliche Sinnlichkeit unter der lügnerischen Maske der Prüderie. Ein materialistisch philosophirender und sinnlicher Jüngling steht unserer Nachsicht viel näher als ein Mann mit gleichen Eigenschaften; denn bei letzterm ist solcher Charakter das Resultat, bei ersterm dagegen das materiell Sinnliche vielleicht die Hefe, das Motiv der Gärung, aus der häufig die schönste und reinste Klärung erfolgt. Die Entwickelungsperiode des Jünglings zum Manne ist eine krankhafte, nicht ungefährliche Krisis auch für den Geist, in der dieser im allgemeinen immer dem crassen Materialismus zuneigt; und daß dieser selbst uns als etwas Krankhaftes erscheint, dafür gibt uns Grund die Beobachtung einer fast allen ihren Bekennern anhaftenden Todessehnsucht und Hypochondrie in allen möglichen Variationen und Schattirungen, wie wir davon denn auch mancherlei in dem vorliegenden Buche finden können. Daß wir über dasselbe nicht mit einem nur ganz kurzen Tadel weggegangen sind, findet seine Rechtfertigung einmal darin, daß die hier herrschende Ideenrichtung keine vereinzelt dastehende, sondern bereits in unserer modernen Poesie eine typische geworden ist, andererseits darin, daß sich unter den Gedichten Leyden's auch manche finden, wie z. B.: „Verrathen", „Unruhe", einige von den „Sinngedichten", die Erzählung: „Zwei Schelme" u. a. m., welchen ein lobendes Prädicat ertheilt werden muß. Eins davon: „Böckchen, schiele nicht!", welches nur der uns verstattete Raum hierherzusetzen verhindert, kommt durch seine Lebendigkeit, Naivetät und Leichtigkeit der Form dem Volksliede nahe und erinnert an einige ähnliche Jugendgedichte Goethe's, wie denn überhaupt bei vielen Gedichten Leyden's die Anregung und Einwirkung unserer deut-

schen Classiker, besonders Lessing's (als Lyriker), nicht zu verkennen ist.

Auch in Nr. 3 lernen wir, wie in Nr. 2 und 1, Erstlingsgedichte kennen, jedoch von einem Manne, der bereits auf andern Gebieten der Literatur, besonders in der Philologie, als Herausgeber und Uebersetzer in drei verschiedenen Sprachen, wie unter anderm der französischen Troubadoure, der deutschen Minnesänger und des englischen Volksdichters Robert Burns, seinem Namen einen ausgezeichneten Klang erworben hat, nämlich von dem Germanisten Karl Bartsch. Seine Gedichte, „Wanderung und Heimkehr" betitelt, zeugen denn auch fast sämmtlich, obgleich zum großen Theil auch wol aus jüngern Jahren des Dichters datirend, von einer Reife des Geistes, einer Klarheit, Größe und Einfachheit der Gefühle und Gedanken, bei einer Präcision und Reinheit des Ausdrucks, bei Strenge der Form und Wohllaut des Rhythmus und des Reims, daß der Autor sofort mit diesen Erstlingen an die Seite unserer bedeutendsten lebenden Lyriker tritt und auf diesem künstlerischen Gebiete dieselbe hohe Stellung beanspruchen darf, welche er sich bereits auf den von ihm bisher bearbeiteten wissenschaftlichen errungen hat. Besonders im Gegensatz zu den unter Nr. 2 besprochenen Gedichten, welche uns, bei gar nicht so übelm Talente, doch stets so peinlich und unruhvoll anmutheten, wirkte die Lektüre in „Wanderung und Heimkehr" höchst angenehm, versöhnlich und wahrhaft erquickend. Dort cholerische Leidenschaft, unsicheres Umherflattern, jugendliche Unreife und Zügellosigkeit; hier reines künstlerisches Maß, Strenge und Schönheit der Form, männliche Reife und Klarheit der Anschauungen, und zwar nicht die wol klare und wahre, aber kalte und kalt lassende Verständigkeit eines weisen Lebensphilosophen, sondern eine warme, in Kopf und Herz gleichmäßig und harmonisch erzeugte Lebensanschauung. Ueberall zeigt sich Glut der Empfindung und die leicht erregbare, gestaltungsreiche Phantasie des Dichters, aber stets unter dem Gebote der formellen Schönheit und des künstlerischen Maßes. Die Reflexion tritt nie im Magistertone auf, durch das Malerische in Natur- und Situationsschilderungen wird nie etwas geistig Inhaltloses übertüncht, die glühendsten Liebesworte streifen nie bis an die Grenze des Anständigen heran, die Leidenschaft ist keine phrasenhafte, die Gestalten nirgends wesenlos, sondern stets von frischer, fast realistischer Lebendigkeit und Wahrheit. Es findet sich in der ganzen, nicht kleinen Sammlung kaum ein einziges Gedicht, welches nicht, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, Hand und Fuß hätte. Schlagen wir das Büchlein auf. Wir finden da z. B. „Die Zeitlose":

> Der du dich müd' und matt gestritten
> Am Tag in heißer Sonnenglut,
> Du hoffest, was du auch gelitten,
> Der Abend macht es alles gut.
>
> Der du dem Schos der Mutter Erde
> Vertrauest deine Frühlingssaat,
> Du hoffest, daß es Abend werde
> Und daß der Herbst dir lohnend naht.
>
> Der du den dunkeln Lebensmorgen
> Verweint in Thränen und in Mühn,
> Du hoffst, es werde frei von Sorgen
> Der Abend deiner Tage glühn.
>
> Der Abend soll dir Frieden geben,
> Am Abend soll es stille sein;
> Der Abend bringt ein wildes Leben
> Voll Drang und Noth und Sorgen ein.
>
> Doch sahst du nie die Herbstzeitlose?
> Sie hat des Abends auch geharrt,
> Sie blühte nicht mit Nelk' und Rose
> Im holden Lenz der Gegenwart;
>
> Nun blüht sie auf entfärbten Matten,
> Die Schwestern gingen all' zur Ruh,
> Da deckt des Winters eisiger Schatten
> Sie ohne Frucht zu bringen zu.
>
> Ach, nicht des Abends mußt du warten:
> Die Rosen blühn, die Rose brich!
> Viel tausend stehn im Lenzesgarten,
> Vielleicht auch eine blüht für dich.
>
> Es weht der Herbst mit kühlen Schwingen,
> Du bist verlassen und allein,
> Und die verlornen Tage bringen
> Des Lebens Abende nicht ein.

Und so folge man dem Dichter von Seite zu Seite durch den ganzen ersten Abschnitt „Leben" hindurch, so lernt man ihn kennen und lieben als einen treuen zuverlässigen Führer, der das Leben kennt, der wahrhaft gelebt, gelitten und siegreich gerungen hat.

In dem zweiten, „Liebe" überschriebenen Abschnitte singt der Dichter in den verschiedensten Weisen von der Minne Leid und Lust, von holder Jugendschwärmerei und erster Liebe, zerstörter Hoffnung und verlorener Treue; doch der letzte Theil zeigt ihn uns glücklich geborgen in dem Hafen der wahrsten und tiefsten, der ehelichen Liebe:

> Ich hatte viel gesungen
> Von Liebeslust und Schmerz,
> Eh' noch ihr Schein gedrungen
> Tiefinnen in mein Herz.
>
> Das war des Lebens Morgen
> Voll Sehnen und voll Drang,
> Da in der Brust verborgen
> Des Liedes Quell entsprang.
>
> Nun ich den Lenz gefunden,
> Den Lenz, der nimmer flieht,
> Ist der Gesang entschwunden
> Und ist verstummt mein Lied;
>
> Wie Blumen Duft ergießen
> In dunkler Mitternacht —
> Und ihre Kelche schließen,
> Wenn hell der Tag erwacht;
>
> Wie eines Vögleins Töne,
> Das singt im Morgentraum
> Und schweigt, wenn lichter Schöne
> Erglüht des Himmels Saum.
>
> Und ist das Lied entflogen,
> Das Herz beklagt es nicht,
> Weil drein in vollen Wogen
> Ein neues Leben bricht.
>
> Von Lenz und Lieb' umgeben,
> Im Herzen Himmelsklang,
> Wird nun mein ganzes Leben
> Harmonischer Gesang.

Die „Sonette" zeichnen sich durch Sinnigkeit des Gedankens, Fluß und Correctheit der Form aus, und auch der Abschnitt „Vermischtes", meist durch Gelegenheiten veranlaßte oder an Personen gerichtete Gedichte enthaltend, zeigt überall das oben charakterisirte Talent

des Dichters. Eine neue Seite desselben lernen wir aber in dem Abschnitte „Gestalten" kennen, nämlich eine vorzügliche Begabung für die kleinere epische, balladenhafte Erzählung. Die beste Charakteristik derselben wird eins dieser Gedichte selbst geben, von denen wir zum Schluß gleich das erste des Abschnitts hierhersetzen:

Sieben.

Es ritt der Pfalzgraf über Rhein,
Zu frein des Königs Töchterlein.
Mit Rittern und Knechten in hellem Hauf
Zog er zur Königsburg hinauf.
Es müssen sieben drum sterben.

„Und weigert Ihr mir Euer Töchterlein,
Ihr müßt noch heute des Todes sein." —
„Mein Töchterlein ist dir zu hehr,
Mein Töchterlein geb' ich dir nimmermehr."
Es müssen sieben drum sterben.

Da floß des Königs Blut so roth,
Sie schlugen die greise Königin todt,
Sie schlugen der Jungfrau Brüder drei,
Sie stand mit weinenden Augen dabei.
Es müssen sieben drum sterben.

„Schön Jungfrau, willst du mit mir gehn,
Meine Schlösser und meine Burgen sehn?"
Er schwang sie vor sich auf sein Pferd;
Sie war dem Grafen lieb und werth.
Es müssen sieben drum sterben.

Sie ritten zu Berg, sie ritten zu Thal,
Sieben Schlösser funkeln im Sonnenstrahl.
„Die Schlösser sind alle sieben mein,
Da droben sollst du Pfalzgräfin sein."
Es müssen sieben drum sterben.

Sie saßen in des Pfalzgrafen Saal,
Sie aßen das fröhliche Hochzeitsmahl,
Sie tranken den kühlen, perlenden Wein,
Das Mägdlein wollte nicht fröhlich sein.
Es müssen sieben drum sterben.

Der Tag verging, es kam die Nacht,
Da ward die Braut zu Bett gebracht.
Man leuchtet ihr zum Kämmerlein
Mit siebenundsiebzig Kerzen hinein.
Es müssen sieben drum sterben.

„Ach, Pfalzgraf, lieber Pfalzgraf mein,
Laß mich nur heut' noch Jungfrau sein;
Nur diese Nacht noch laß mich ruhn,
Dann will ich dir all deinen Willen thun!"
Es müssen sieben drum sterben.

Es war in dunkler Mitternacht,
Da hat der Graf an sein Liebchen gedacht;
Da wollt' er sie küssen an ihren Mund —
Da war die Braut zum Tode wund.
Es müssen sieben drum sterben.

„Und bist du todt, Herzliebste mein,
So will ich nicht länger am Leben sein."
Da küßt er sein Lieb zum letzten mal,
Da stieß er ins Herz den scharfen Stahl.
Es müssen sieben drum sterben.

Von den folgenden Sammlungen haben die Nrn. 4—6 vorwiegend oder ausschließlich religiöse, resp. kirchliche Tendenz, von ihnen Nr. 4: „Einsame Lieder" von **Ludwig Grote**, obgleich von einem Pastor verfaßt, vielleicht noch am wenigsten, insofern der Dichter in seinen Natur-, Wander- und Liebesliedern wenn auch eine nicht sehr selbständige Anschauungsweise, so doch ziemlich objective Darstellungsgabe verräth. Die Gedanken und Empfindungen sind zwar nicht überall sehr tief und bedeutend, aber doch stets verständig und correct und ebenso in eine angemessene und correcte Form gekleidet. Kommt in den Liebesliedern („Blüte und Frucht") fast stets eine schöne und wahre Empfindung zum Ausdruck, so erscheint uns wiederum in andern Abschnitten, besonders in „Page und Königstochter" und „Sage und Geschichte" der geistige Inhalt oft zu klein und matt, und in noch andern, wie z. B. in dem „Auf dem Ilsenstein" überschriebenen, die religiöse Tendenz gesucht und wirkungslos; es lautet:

Des Kreuzes Stand ist doch fürwahr
Erhaben und sehr hoch;
Es steht auf einem Felsaltar,
Den mancher Sturm umzog.

Da steht es auch für mich und dich,
Da steht es ewig fest;
Drum hüte jede Seele sich,
Daß sie vom Kreuz nicht läßt.

Tief unten gähnt ein dunkler Schos,
Ein weites Felsengrab;
Läßt deine Hand vom Kreuze los,
So zieht es dich hinab.

Ein Schritt, und von der Felsenwand
Geht's jählings in den Tod;
Doch wer nur fest das Kreuz umspannt,
Mit dem hat's keine Noth.

Eine geringere poetische Begabung als in den Liedern Grote's spricht sich in den „Auserlesenen Dichtungen" von **Moritz Graf zu Bentheim-Tecklenburg** (Nr. 5) aus. Es ist dies zwar eine zweite, „gesichtete und vermehrte" Auflage, aber dies vermag uns nicht zu überreden, sie höher zu schätzen als so manche andere, welche es nur glücklichen Umständen zu verdanken haben, daß sie überhaupt eine neue Auflage erleben. Es ist nicht zu verkennen, es zeigt sich in den „Auserlesenen Dichtungen" überall ein recht tüchtiger, gerader und ritterlicher Sinn", ein recht gebildeter Geist und ein frischer Lebensmuth, allein das alles macht noch keine Poesie, selbst dann noch nicht, wenn es auch in richtigen Rhythmen und Reimen dasteht. Poesie ist doch etwas mehr als gebundene Rede, und die Prosa kann sich selbst in ein noch so künstlerisch gebautes Sonett einschleichen. So hätten wir denn auch das von ihm selbst in sechzehn Sonetten erzählte Leben des Dichters lieber in ungebundener Rede, wir sagen nicht in Prosa, gelesen, denn an dieser fehlt es in allen übrigen ebenso wenig wie in dem folgenden:

Ich war recht schwer erkrankt und aufgegeben,
Die Aerzte, die das Uebel nicht bezwangen,
Sie waren ohne Hoffnung weggegangen,
Man harrte auf mein Ende schon mit Beben.

„Der arme Graf hat aufgehört zu leben",
So ging's Gerücht, darob die Freunde bangen,
Zu deren Ohr die Trauerworte drangen,
Daß meine junge Seele sollt' entschweben.

Der Schreiner kam, den Sarg mir anzumessen,
Der Hausherr wies ihn zürnend von der Schwelle —
Ach, man erzählte schon, ich sei begraben!

Nie werd' ich solch lebend'gen Tod vergessen,
Den ich erfuhr in stiller Krankenzelle, ...
Jetzt darf, gottlob, mich dran Erinnrung laben.

Etwas mehr poetischer Schwung zeigt sich in einigen

kirchlich-religiösen Liedern („Stimmungen“), sowie stellenweise in „Naturbilder“ und „Vermischtes“. In den „Sagen, Balladen und Romanzen“ wird die prosaische Stimmung des Autors mehr durch den meist mit gutem und gebildetem Geschmack gewählten Stoff latent gehalten.

Eine weit größere poetische Begabung wie in Nr. 4 und 5, eine subjective und tiefe, minder kirchliche als herzliche Religiosität zeigt sich in den „Fröhlichen Gedanken“ von Hermann Heine (Nr. 6). Es ist das für jeden Gebildeten und sein Herz dem Frieden und der Gottheit zuwendenden Menschen ein empfehlenswerthes Büchlein. Echte Menschen- und Gottesliebe athmet aus jedem Liede, und um so wohlthuender, als sie sich stets in durchaus wohllautender und echt poetischer Form kundgibt. Einfachheit, Wahrheit und Schönheit bilden den Grundcharakter dieser „Fröhlichen Gedanken“. In einigen allerdings, besonders im letzten Abschnitt: „Aus den Fasten-Evangelien und Episteln“, findet sich zuweilen eine etwas gesuchte Tendenz und manche Spielerei in der Form, worüber der Dichter sonst erhaben zu sein scheint. Unserer Gewohnheit gemäß lassen wir auch hier ein Gedicht als Beleg der gegebenen kurzen Charakteristik folgen:

> Die Vöglein und die Fischlein
> Die haben's gut,
> Die Vöglein in den Zweigen,
> Die Fischlein in der Flut!
>
> Will's Vöglein all dem Jammer
> Der Erd' entgehn,
> Da schwingt's sich in die Lüfte
> Auf zu des Himmels Höhn!
>
> Schaut's Fischlein aus, wie drückend
> Der Erde Last,
> Da taucht's schnell in die Tiefe,
> Und sucht dort Ruh' und Rast!
>
> Mach's du, o Menschenseele,
> Wie's Vöglein thut,
> Das schwingt sich auf zum Himmel
> Und hat es dort so gut.
>
> Vom Fischlein laß dir sagen
> Auch noch dazu:
> Wie auch die Erde drücke,
> Die Tiefe bringt dir Ruh!

Unter dem Titel „Verwehte Blüten“ (Nr. 7) veröffentlicht Moritz von Schilling einige „Poetische Versuche“ unter dem vorausgeschickten Motto von Cerri:

> Denn es steht für mich geschrieben,
> Daß nur Schmerz mir sei gesellt,
> Und daß niemand mich soll lieben
> Auf der ganzen weiten Welt.

Ist auch nicht zu leugnen, daß sich der Verfasser durch den tief melancholischen und elegischen Ton, der sich durch diese wenigen Gedichte hindurchzieht, eine gewisse Sympathie des Lesers erwirbt, eine mitfühlende Theilnahme an seinem liebeleeren Geschick, so ist doch auch ebenso wenig zu verhehlen, daß diese poetischen Versuche noch allzu jugendlich und der darin herrschende Weltschmerz als der Ausfluß einer allzu lebhaften Jünglingsphantasie und einer noch zu großen Unreife und Unerfahrenheit erscheint.

Die „Miniatüren“ (Nr. 8) werden von dem Verfasser, George Freiherrn von Dyherrn, selbst als „Lieder zum Componiren“ bezeichnet. Man könnte daraus schließen, daß der Dichter so anspruchslos sei, für diese nackten Kinder seiner Muse weiter nichts als ein schönes Kleid zu begehren. Sieht man nun auch bald, daß diese Lieder vorzugsweise zu dem erwähnten Zweck geschrieben sind, so finden sich einmal doch auch einzelne (z. B. S. 45) dazwischen, wozu man sich schwerlich eine Musik denken kann, andererseits auch manche, welche auch ohne musikalische Unterstützung eine eigene, wenn auch nicht sehr hohe Geltung beanspruchen dürften, wie z. B.: „Süßer Abendfriede“, welches wir für das beste Lied der kleinen Sammlung halten. Die wenigen hinzugefügten Uebersetzungen aus dem Polnischen, Englischen und Italienischen, welche sich recht leicht und fließend lesen, möchten wol noch durch das nicht als solche bezeichnete Gedicht „Treulos“ zu vermehren sein, vielleicht als eine Reminiscenz aus dem Russischen, als eine Copie „en miniature“ des „Traums“ von Lermontow? Wenigstens herrscht eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Liedern, wie eine Nebeneinanderstellung derselben ergeben wird. „Treulos“ lautet:

> Lau war die Luft und die Lerche sang,
> Sie gingen den blumigen Rain entlang,
> Treu hielt ihre Hand die seine —
> Rauh weht nun der Wind, der Vogel ist fort,
> Und ein blasser Mann erstarrt liegt dort
> Auf ödem Schlachtfeld alleine.
>
> Und fern im glänzenden Saale zur Stund'
> Wird plötzlich bleich der lachendste Mund,
> Das Aug' gebannt voll Grauen,
> Als hab' es geschaut ein Schreckensgesicht,
> Und im Tanze todt zusammenbricht
> Die treulose, schönste der Frauen.

Der „Traum“ Lermontow's, übrigens auch schon (von Paufler) componirt, so schlecht und recht wir ihn im Versmaß des Originals zu übersetzen vermögen, lautet:

> Die Brust vom Blei durchbohrt lag ich im Thale
> Von Daghestan in Mittagssonnenglut;
> Noch dampfte aus dem tiefen Wundenmale,
> In Tropfen rieselnd, mein gerinnend Blut.
>
> Verlassen lag ich auf dem heißen Sande,
> Von kahlen Felsen starr und eng umdroht,
> Die Spitzen glühten hell im Sonnenbrande;
> Ich lag und träumte, lag und schlief wie todt.
>
> Im Heimatland sah ich zu hohem Feste
> Viel Kerzen flammen, strahlend glänzt der Saal,
> Ein Blumenmeer, geschmückte Fraun und Gäste:
> Sie plaudern fröhlich, auch von mir zumal.
>
> Auch sie war dort; doch jenen heitern Scherzen
> Lieh sie kein Ohr; tief sinnend saß sie da;
> Schwer lag ein Gram auf ihrem jungen Herzen,
> Und wachen Auges einen Traum sie sah.
>
> Sie sah die Leiche Eines in dem Thale
> Von Daghestan, in Mittagssonnenglut,
> Sie sah aus einem schwarzen Wundenmale
> In Tropfen rieseln sein gerinnend Blut.

Die „Gedichte“ von Theodor Souchay (Nr. 9) haben einen sehr ungleichen Werth. Einige, und zwar scheinen diese, mit den dem Inhaltsverzeichniß beigefügten Jahreszahlen verglichen, meistens aus jüngern Jahren des Dichters zu datiren, leiden an ziemlich großer Unfertigkeit sowol nach formeller wie nach inhaltlicher Seite hin, während in andern, scheinbar spätern, ein nicht un-

bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen ist. Ueberall aber erfüllt den Dichter eine löbliche Strenge gegen sich selbst, eine ernste Auffassung seiner Kunst und ein unverkennbar redliches Streben, sich in derselben zu vervollkommnen. Und das ist ein wohl zu schätzendes gutes Zeichen und Zeugniß für den Beruf des Dichters. Am besten tritt dies hervor in den kleinen poetischen Erzählungen und den eigentlichen Liedern. Unter den erstern zeichnen sich aus „An Philomele“, „Katharina Cornaro“, „Der Trompeter“ und „Traurige Fahrt“, unter den letztern besonders die „Lieder an der Ostsee“, deren letztes hier eine Stelle finden möge:

Spiegelglatt,
Klar und stille
Liegt die Fläche des Meers.
Kein Windhauch regt sich,
Der blaue Himmel
Hält die schöne Erde
Zärtlich umfangen —,
Hingesunken
Liegt sie
In trunkener Wonne
Am schmachtenden Busen
Des unendlichen,
Und mit lautlosem Hauch
Empfängt sie leise
Den Wonnekuß,
Der das ganze All
Durchzittert —,
Und durch den ewigen Raum
Schwebt mit dem Palmzweig,
Segnend,
Der Engel des Friedens! —

Ein schönes und reiches Talent documentirt Mathilde Wesendonck in ihren „Gedichten, Volksweisen, Legenden und Sagen“ (Nr. 10). Es tritt uns aus denselben überall ein reifer, ebenso sehr durch Wissenschaft wie durch Lebenserfahrung geschulter und gebildeter Geist, eine große Formgewandtheit und eine reiche Phantasie entgegen. Die in den Liedern zum Ausdruck kommenden Gedanken und Anschauungen wie auch die bündige und präcise Ausdrucksweise selbst tragen einen fast männlichen Charakter, und dessen Kraft erscheint noch dadurch erhöht, daß die nicht weniger belesene als begabte Dichterin es liebt, Bilder und Begriffe aus der urkräftigen, markigen Poesie altgermanischer und nordischer Mythologie herüberzunehmen. Bei einem so männlich starken und vielseitigen Charakter darf es denn auch nicht verwundern, die Dichterin für Emancipation der Frauen eintreten zu sehen, und man müßte ihren „Wehgesang der Mütter“ für durchaus gerechtfertigt erklären, wenn man zugleich zugeben könnte, daß alle Frauen einen so energischen und humanistisch gebildeten Geist, ein so starkes Herz und so viel Talent besäßen, wie die Dichterin dieses Wehgesangs selber zu besitzen scheint.

Insofern Tiefe und Schönheit der Reflexion und Stimmung, in eine entsprechend schöne Form gefaßt, das Wesentlichste der lyrischen Poesie ausmachen, finden wir diese Vorzüge in den Wesendonck'schen Gedichten zumal in dem „Ersten und zweiten Liederkreise“, wie auch in den Abtheilungen „Aus der Natur“ und „Volksweisen“. Der Liedercyklus „Mignon“ dagegen ist etwas leidenschaftlich trübe und für unser Gefühl der am meisten unsympathische des ganzen Büchleins. Freiheit und Bildung des Geistes bewährt die Dichterin in den Abschnitten „Humanistisches“ und „Nach dem Griechischen“; hohen Sinn und Energie des Ausdrucks besonders in den „Patriotischen Liedern“ und den „Sagen“. Ein Gedicht aus dem „Ersten Liederkreise“ sei hierhergestellt:

Einst wähnt' ich elend mich allein
In meinem thörichten Herzen,
Da schien mir unerhört die Pein
Und unerträglich die Schmerzen.

Da schaut' ich dir ins Herz hinein
Und sah die klaffenden Wunden:
Seitdem ertrug ich jegliche Pein,
Hab's nicht zu hart gefunden.

Da schaut' ich der Menschheit ins Herz hinein
Und sah die klaffenden Wunden —
Nun schäm' ich mich, daß ich so klein,
So niedrig einst empfunden.

„Das erste Jahr“ von Maria Lenzen (Nr. 11) ist ein kleines Epos in lyrischem Liedergewande, in welchem mit hübschem Talente und liebevollem Herzen das erste Jahr eines Kindleins wie das seiner glücklichen jungen Mutter erzählt wird. Recht sinnig und poetisch ist in diese Schilderungen das Leben der Natur als mitlehrender und nährender Amme und zweiter Mutter hereingezogen, sodaß die Lektüre in dem kleinen Büchlein so frisch und duftig anmuthet wie ein ländlich harmloses, liebliches Idyll:

Schlaf süß, mein Kind! Die Nachtigall
Wiegt sich auf Rosenzweigen
Und fordert mit süßer Lieder Schall,
Du sollest zum Schlummer dich neigen.

Schlaf süß, mein Kind! Die Rose streut
Die zauberreichen Düfte,
Auf daß ein Frühlingstraum dich erfreut,
Hinaus in die säuselnden Lüfte.

Ein Märchen flüstert leis' der Quell
In goldner Abendstille;
Schlaf, daß sein Zauber, hold und hell,
Deine Schlummerstunden erfülle.

Wie eine Mutter, sanft und traut,
Der Himmel blickt hernieder;
Du hast seine Sterne schon lang angeschaut,
Mein Kindlein, o schließe die Lider!

Und wenn verstummt die Nachtigall,
Der Rose Blätter sinken,
Vergäße der Quell sein Murmeln all,
Wenn die Sterne dir selbst nicht mehr winken:

Der Mutter Sorge, ewig neu,
Sie bleibt dir unverloren;
Denn ihre Liebe, so stark, so treu,
Ist im Herzen Gottes geboren.

Wilhelm Paul Graff.

kirchlich-religiösen Liedern („Stimmungen"), sowie stellenweise in „Naturbilder" und „Vermischtes". In den „Sagen, Balladen und Romanzen" wird die prosaische Stimmung des Autors mehr durch den meist mit gutem und gebildetem Geschmack gewählten Stoff latent gehalten.

Eine weit größere poetische Begabung wie in Nr. 4 und 5, eine subjective und tiefe, minder kirchliche als herzliche Religiosität zeigt sich in den „Fröhlichen Gedanken" von Hermann Heine (Nr. 6). Es ist das für jeden Gebildeten und sein Herz dem Frieden und der Gottheit zuwendenden Menschen ein empfehlenswerthes Büchlein. Echte Menschen- und Gottesliebe athmet aus jedem Liede, und um so wohlthuender, als sie sich stets in durchaus wohllautender und echt poetischer Form kundgibt. Einfachheit, Wahrheit und Schönheit bilden den Grundcharakter dieser „Fröhlichen Gedanken". In einigen allerdings, besonders im letzten Abschnitt: „Aus den Fasten-Evangelien und Episteln", findet sich zuweilen eine etwas gesuchte Tendenz und manche Spielerei in der Form, worüber der Dichter sonst erhaben zu sein scheint. Unserer Gewohnheit gemäß lassen wir auch hier ein Gedicht als Beleg der gegebenen kurzen Charakteristik folgen:

Die Vöglein und die Fischlein
Die haben's gut,
Die Vöglein in den Zweigen,
Die Fischlein in der Flut!

Will's Vöglein all dem Jammer
Der Erd' entgehn,
Da schwingt's sich in die Lüfte
Auf zu des Himmels Höhn!

Schaut's Fischlein aus, wie drückend
Der Erde Last,
Da taucht's schnell in die Tiefe,
Und sucht dort Ruh' und Rast!

Mach's du, o Menschenseele,
Wie's Vöglein thut,
Das schwingt sich auf zum Himmel
Und hat es dort so gut.

Vom Fischlein laß dir sagen
Auch noch dazu:
Wie auch die Erde drücke,
Die Tiefe bringt dir Ruh!

Unter dem Titel „Verwehte Blüten" (Nr. 7) veröffentlicht Moritz von Schilling einige „Poetische Versuche" unter dem vorausgeschickten Motto von Cerri:

Denn es steht für mich geschrieben,
Daß nur Schmerz mir sei gesellt,
Und daß niemand mich soll lieben
Auf der ganzen weiten Welt.

Ist auch nicht zu leugnen, daß sich der Verfasser durch den tief melancholischen und elegischen Ton, der sich durch diese wenigen Gedichte hindurchzieht, eine gewisse Sympathie des Lesers erwirbt, eine mitfühlende Theilnahme an seinem liebeleeren Geschick, so ist doch auch ebenso wenig zu verhehlen, daß diese poetischen Versuche noch allzu jugendlich und der darin herrschende Weltschmerz als der Ausfluß einer allzu lebhaften Jünglingsphantasie und einer noch zu großen Unreife und Unerfahrenheit erscheint.

Die „Miniatüren" (Nr. 8) werden von dem Verfasser, George Freiherrn von Dyherrn, selbst als „Lieder zum Componiren" bezeichnet. Man könnte daraus schließen, daß der Dichter so anspruchslos sei, für diese nackten Kinder seiner Muse weiter nichts als ein schönes Kleid zu begehren. Sieht man nun auch bald, daß diese Lieder vorzugsweise zu dem erwähnten Zweck geschrieben sind, so finden sich einmal doch auch einzelne (z. B. S. 45) dazwischen, wozu man sich schwerlich eine Musik denken kann, andererseits auch manche, welche auch ohne musikalische Unterstützung eine eigene, wenn auch nicht sehr hohe Geltung beanspruchen dürften, wie z. B.: „Süßer Abendfriede", welches wir für das beste Lied der kleinen Sammlung halten. Die wenigen hinzugefügten Uebersetzungen aus dem Polnischen, Englischen und Italienischen, welche sich recht leicht und fließend lesen, möchten wol noch durch das nicht als solche bezeichnete Gedicht „Treulos" zu vermehren sein, vielleicht als eine Reminiscenz aus dem Russischen, als eine Copie „en miniature" des „Traums" von Lermontow? Wenigstens herrscht eine große Aehnlichkeit zwischen beiden Liedern, wie eine Nebeneinanderstellung derselben ergeben wird. „Treulos" lautet:

Lau war die Luft und die Lerche sang,
Sie gingen den blumigen Rain entlang,
Treu hielt ihre Hand die seine —
Rauh weht nun der Wind, der Vogel ist fort,
Und ein blasser Mann erstarrt liegt dort
Auf ödem Schlachtfeld alleine.

Und fern im glänzenden Saale zur Stund'
Wird plötzlich bleich der lachendste Mund,
Das Aug' gebannt voll Grauen,
Als hab' es geschaut ein Schreckensgesicht,
Und im Tanze todt zusammenbricht
Die treulose, schönste der Frauen.

Der „Traum" Lermontow's, übrigens auch schon (von Paufler) componirt, so schlecht und recht wir ihn im Versmaß des Originals zu übersetzen vermögen, lautet:

Die Brust vom Blei durchbohrt lag ich im Thale
Von Daghestan in Mittagssonnenglut;
Noch dampfte aus dem tiefen Wundenmale,
In Tropfen rieselnd, mein gerinnend Blut.

Verlassen lag ich auf dem heißen Sande,
Von kahlen Felsen starr und eng umdroht,
Die Spitzen glühten hell im Sonnenbrande:
Ich lag und träumte, lag und schlief wie todt.

Im Heimatland sah ich zu hohem Feste
Viel Kerzen flammen, strahlend glänzt der Saal,
Ein Blumenmeer, geschmückte Fraun und Gäste:
Sie plaudern fröhlich, auch von mir zumal.

Auch sie war dort; doch jenen heitern Scherzen
Lieh sie kein Ohr; tief sinnend saß sie da;
Schwer lag ein Gram auf ihrem jungen Herzen,
Und wachen Auges einen Traum sie sah.

Sie sah die Leiche Eines in dem Thale
Von Daghestan, in Mittagssonnenglut,
Sie sah aus einem schwarzen Wundenmale
In Tropfen rieseln sein gerinnend Blut.

Die „Gedichte" von Theodor Souchay (Nr. 9) haben einen sehr ungleichen Werth. Einige, und zwar scheinen diese, mit den dem Inhaltsverzeichniß beigefügten Jahreszahlen verglichen, meistens aus jüngern Jahren des Dichters zu datiren, leiden an ziemlich großer Unfertigkeit sowol nach formeller wie nach inhaltlicher Seite hin, während in andern, scheinbar spätern, ein nicht un-

bedeutender Fortschritt nicht zu verkennen ist. Ueberall aber erfüllt den Dichter eine löbliche Strenge gegen sich selbst, eine ernste Auffassung seiner Kunst und ein unverkennbar redliches Streben, sich in derselben zu vervollkommnen. Und das ist ein wohl zu schätzendes gutes Zeichen und Zeugniß für den Beruf des Dichters. Am besten tritt dies hervor in den kleinen poetischen Erzählungen und den eigentlichen Liedern. Unter den erstern zeichnen sich aus „An Philomele", „Katharina Cornaro", „Der Trompeter" und „Traurige Fahrt", unter den letztern besonders die „Lieder an der Ostsee", deren letztes hier eine Stelle finden möge:

Spiegelglatt,
Klar und stille
Liegt die Fläche des Meers.
Kein Windhauch regt sich,
Der blaue Himmel
Hält die schöne Erde
Zärtlich umfangen —,
Hingesunken
Liegt sie
In trunkener Wonne
Am schmachtenden Busen
Des unendlichen,
Und mit lautlosem Hauch
Empfängt sie leise
Den Wonnekuß,
Der das ganze All
Durchzittert —,
Und durch den ewigen Raum
Schwebt mit dem Palmzweig,
Segnend,
Der Engel des Friedens! —

Ein schönes und reiches Talent documentirt **Mathilde Wesendonck** in ihren „Gedichten, Volksweisen, Legenden und Sagen" (Nr. 10). Es tritt uns aus denselben überall ein reifer, ebenso sehr durch Wissenschaft wie durch Lebenserfahrung geschulter und gebildeter Geist, eine große Formgewandtheit und eine reiche Phantasie entgegen. Die in den Liedern zum Ausdruck kommenden Gedanken und Anschauungen wie auch die bündige und präcise Ausdrucksweise selbst tragen einen fast männlichen Charakter, und dessen Kraft erscheint noch dadurch erhöht, daß die nicht weniger belesene als begabte Dichterin es liebt, Bilder und Begriffe aus der urkräftigen, markigen Poesie altgermanischer und nordischer Mythologie herüberzunehmen. Bei einem so männlich starken und vielseitigen Charakter darf es denn auch nicht verwundern, die Dichterin für Emancipation der Frauen eintreten zu sehen, und man müßte ihren „Wehgesang der Mütter" für durchaus gerechtfertigt erklären, wenn man zugleich zugeben könnte, daß alle Frauen einen so energischen und humanistisch gebildeten Geist, ein so starkes Herz und so viel Talent besäßen, wie die Dichterin dieses Wehgesangs selber zu besitzen scheint.

Insofern Tiefe und Schönheit der Reflexion und Stimmung, in eine entsprechend schöne Form gefaßt, das Wesentlichste der lyrischen Poesie ausmachen, finden wir diese Vorzüge in den Wesendonck'schen Gedichten zumal in dem „Ersten und zweiten Liederkreise", wie auch in den Abtheilungen „Aus der Natur" und „Volksweisen". Der Liedercyklus „Mignon" dagegen ist etwas leidenschaftlich trübe und für unser Gefühl der am meisten unsympathische des ganzen Büchleins. Freiheit und Bildung des Geistes bewährt die Dichterin in den Abschnitten „Humanistisches" und „Nach dem Griechischen"; hohen Sinn und Energie des Ausdrucks besonders in den „Patriotischen Liedern" und den „Sagen". Ein Gedicht aus dem „Ersten Liederkreise" sei hierhergestellt:

Einst wähnt' ich elend mich allein
In meinem thörichten Herzen,
Da schien mir unerhört die Pein
Und unerträglich die Schmerzen.

Da schaut' ich dir ins Herz hinein
Und sah die klaffenden Wunden:
Seitdem ertrug ich jegliche Pein,
Hab's nicht zu hart gefunden.

Da schaut' ich der Menschheit ins Herz hinein
Und sah die klaffenden Wunden —
Nun schäm' ich mich, daß ich so klein,
So niedrig einst empfunden.

„Das erste Jahr" von **Maria Lenzen** (Nr. 11) ist ein kleines Epos in lyrischem Liedergewande, in welchem mit hübschem Talente und liebevollem Herzen das erste Jahr eines Kindleins wie das seiner glücklichen jungen Mutter erzählt wird. Recht sinnig und poetisch ist in diese Schilderungen das Leben der Natur als mitlehrender und nährender Amme und zweiter Mutter hereingezogen, sodaß die Lektüre in dem kleinen Büchlein so frisch und duftig anmuthet wie ein ländlich harmloses, liebliches Idyll:

Schlaf süß, mein Kind! Die Nachtigall
Wiegt sich auf Rosenzweigen
Und fordert mit süßer Lieder Schall,
Du sollest zum Schlummer dich neigen.

Schlaf süß, mein Kind! Die Rose streut
Die zauberreichen Düfte,
Auf daß ein Frühlingstraum dich erfreut,
Hinaus in die säuselnden Lüfte.

Ein Märchen flüstert leis' der Quell
In goldner Abendstille;
Schlaf, daß sein Zauber, hold und hell,
Deine Schlummerstunden erfülle.

Wie eine Mutter, sanft und traut,
Der Himmel blickt hernieder;
Du hast seine Sterne schon lang angeschaut,
Mein Kindlein, o schließe die Lider!

Und wenn verstummt die Nachtigall,
Der Rose Blätter sinken,
Vergäße der Quell sein Murmeln all,
Wenn die Sterne dir selbst nicht mehr winken:

Der Mutter Sorge, ewig neu,
Sie bleibt dir unverloren;
Denn ihre Liebe, so stark, so treu,
Ist im Herzen Gottes geboren.

Wilhelm Paul Graff.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 21. März enthält abermals eine längere Besprechung der „Trojanischen Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja von Dr. Heinrich Schliemann." „Auch in diesem Berichte", sagt der Recensent, „sind die Vorzüge weit größer als die Mängel; jene betreffen hauptsächlich den Inhalt, diese die Form des Werks. . . Während Gelehrte sich bemüht haben, die von Demetrius und Strabo der Stadt Ilion angewiesene Lage mit dem Homerischen Text in Uebereinstimmung zu bringen, wies Schliemann die Unmöglichkeit der Theorie durch thatsächliche Ausgrabung an Ort und Stelle nach. Nicht nur waren keine Spuren vom Vorhandensein einer Stadt an der Stelle zu entdecken, sondern auch die Tiefe des Bodens war unzulänglich für die Grundlagen. Das Ergebniß schien der Theorie, welche die Existenz Trojas gänzlich leugnet, günstig; wenn aber Dr. Schliemann mächtig im Niederreißen war, so war er es nicht minder im Wiederaufrichten. . . Die von ihm entdeckten Ueberreste mögen niemals den Namen Troja geführt haben: die Identificirung der von ihm gefundenen Schmucksachen mit dem Schatze des Priamus mag gänzlich auf Einbildung beruhen: die Zerstörung des Ortes mag mit keinem Feldzug von Griechenland aus zusammenhängen — allein wenn man alles dieses eingeräumt hat, so bleibt es dennoch klar, daß die Gegend eine wirkliche Geschichte hat; daß Menschen zu dem für den Untergang von Troja gewöhnlich angenommenen Zeitpunkt existirt haben und Ereignisse vorgefallen sind, welche sehr wohl einer solchen Ueberlieferung, wie wir sie mit poetischer Verschönerung in der Ilias reproducirt finden, Entstehung gegeben haben mögen. . . Was die literarische Form betrifft, so ist das Buch ein unveränderter Wiederabdruck von Briefen, die Schliemann an Freunde während des Verlaufs der Ausgrabungen gerichtet hat, und bewahrt auf diese Weise die Lebendigkeit und Frische der täglichen Hoffnungen und Befürchtungen des Forschers weit wirksamer, als wenn er den Stoff nachträglich bearbeitet hätte. Besonders bezeichnend ist des Verfassers Schilderung der Umstände, welche die Entdeckung der goldenen Schmucksachen, die als «Priamus' Schatz» bezeichnet werden, begleiteten."

Nach kurzer Besprechung von R. Förster's „Der Raub und die Rückkehr der Persephone", H. Düntzer's „Die Homerischen Fragen" und H. Müller-Strübing's „Aristophanes und die historische Kritik", sagt das Blatt über „Völkerkunde" von Oskar Peschel: „Wir kennen kein Werk, welches besser geeignet wäre als dieses, den Mangel eines Handbuchs der Anthropologie zu ergänzen. Peschel, dessen eigener besonderer Wissenszweig der geographische ist, hat sich mit den Arbeiten der Specialisten in andern Zweigen vollkommen vertraut gemacht und ist glücklich im Besitze einer Nüchternheit des Urtheils, welche auf Forschungsgebieten, die zuweilen der phantastischen Speculation gänzlich anheimgegeben zu sein schienen, besonders nothwendig ist. Seine Aufgabe ist viel mehr die eines Darstellers und Kritikers als die eines selbständigen Forschers; die Ansichten der verschiedenen Schulen sind unparteiisch angegeben, und seine eigene Meinung wird weder aufgedrängt noch verheimlicht. Ein mäßiger Darwinist, ist er den Lehren der Polygenisten abgeneigt und schreibt dem Menschengeschlecht einen gemeinsamen Ursprung zu einer Zeit und einem Orte und unter Umständen zu, die gegenwärtig nicht nachgewiesen werden können."

„Geographische Beschreibung Brasiliens" von J. M. de Macedo, übersetzt von M. P. Alves Nogueira und W. T. von Schiffler „bietet mehr als der Titel verspricht, indem es auch ziemlich ausführliche historische Einzelheiten über die Ansiedelung der verschiedenen Provinzen sowol wie die allgemeine Geschichte des Landes, seiner politischen Verfassung und Naturerzeugnisse gibt. . . Das Werk macht den Eindruck ehrlicher und gründlicher Arbeit. Der einzige Mangel ist die Abwesenheit einer Karte."

Louis Rosenthal's „Diesseit und jenseit der Cordilleren" „ist durchweg heiter und unterhaltend, und vermehrt es auch unser Wissen nicht wesentlich, so verschafft es doch eine lebhafte Vorstellung von den geselligen Verhältnissen, in welchen ein europäischer Einwanderer sich wahrscheinlich in Südamerika befinden dürfte."

„Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin", von H. und K. Aubel, „ist ein Werk der Gattung, von welcher "Eothen" das bekannteste englische Muster bietet, und wenn auch weniger geistreich, so ist es doch kaum minder wirksam in der Schilderung der malerischsten Seiten der Sitten und der Landschaft. Die Kürze und Heftigkeit des Polarsommers weisen an und für sich auf den dramatischen Contrast hin, welchen das gewöhnliche Klima des Landes bietet; und diese Hast der Natur, die sich der Kürze ihrer günstigen Jahreszeit bewußt ist, wird durch der Verfasser einfache und ungestüme Darstellung, die reich ist an Schönheiten des Details, aber keine Spur von peinlicher Ausarbeitung verräth, außerordentlich gut wiedergegeben. Der Schauplatz ihrer Wanderungen war die Gegend zwischen dem Weißen Meere und der Küstenstrecke von deren Beginn bis zur norwegischen Grenze; ihre Schilderungen wechseln fortwährend zwischen Land und Wasser ab, und es ist schwer zu sagen, ob das üppige, fast drückende Leben der in Sommerherrlichkeit ausbrechenden Urwälder, oder die lachende Freiheit der Wellen mit mehr Genauigkeit und Reiz empfunden und reproducirt wird. . . Ein Kapitel über die Samojeden ist besonders anziehend und enthält viel seltene Auskunft in Betreff ihrer Religion und ihres Aberglaubens. Die Naturgeschichte der Gegend ist in einem Anhang ausführlich behandelt; der hauptsächlichste Werth des Werks indessen besteht nicht sowol in der Darstellung der Thatsachen, als in der Wiedergabe der Poesie der Natur."

Gustav Freytag's „Das Nest der Zaunkönige" wird als ein entschiedener Fortschritt gegen „Ingo und Ingraban" erklärt. „Die Annäherung an neuere Zeiten und Sympathien", heißt es, „ist einem Schriftsteller günstig, der alle Vortheile besitzt, welche Kenntnisse und literarisches Geschick verleihen können, dem aber die schöpferische Begabung abgeht. Freytag's genaue Bekanntschaft mit den Sitten des 11. Jahrhunderts ersetzt fast den Mangel jener persönlichen Beobachtung, welche den Erfolg seiner Romane aus dem heutigen Leben sichert. Das Kunststück ist nicht ganz gelungen; die mittelalterliche Zeit wird nicht wirklich lebendig vor unsere Augen hingestellt: wir verlieren nie das Bewußtsein, daß wir ein Gemälde anschauen. Dennoch ist die Ausarbeitung so gewandt, der Stil so fließend und das Detail im allgemeinen so vortrefflich dem Ganzen angepaßt, daß sich das Werk sehr angenehm liest. Die einleitenden Kapitel erinnern uns stark an Scott. Die folgenden Scenen sind geschickt dazu angelegt, das Lehnswesen von einer Mannichfaltigkeit von Gesichtspunkten zu entfalten, besonders was das Verhältniß des Monarchen zu seinen mächtigen Vasallen betrifft."

„Sind Götter?" von Felix Dahn, „ist ein Roman aus beinahe derselben Zeit, kaum historisch indessen, und eher eine Dichtung in Prosa als eine Novelle. Es mag wol der Zweck des Verfassers gewesen sein, den Einfluß ungewohnter Gedankengänge auf die rohe Einfalt eines Berserkers zur Anschauung zu bringen. Halfred's Skepticismus jedoch trägt wenig zur Wirksamkeit der Geschichte bei, welche man am meisten genießen wird, wenn man sie einfach als eine Erzählung wilden, stürmischen Abenteuers betrachtet. Wie in Freytag's Werk tritt der heutige Gelehrte auch hier zu sehr hervor; doch wird die an die Fachwissenschaft erinnernde Darstellung häufig durch einen Zug echter Poesie gehoben."

Deutsche Literatur.

„Ausgewählte Schriften" von Otto Müller liegen in einer Gesammtausgabe in zwölf Bänden vor uns (Stuttgart, A. Kröner). Der Autor gehört zu unsern gediegenern Romanschriftstellern, die sich in verschiedenen Gattungen versucht, stets aber die Vorzüge des epischen Stils, ruhige Entfaltung der Handlung und klare Darstellung gepflegt haben. Am glücklichsten erscheint uns Otto Müller in dem Theater- und Literaturroman, zu welchem er den Stoff deutschen Zuständen des vorigen Jahrhunderts entnimmt. Seine „Charlotte Ackermann" (Bd. 1 und 2 der neuen Sammlung) und sein „Bürger" (Bd. 3 bis 4) sind jedenfalls die vorzüglichsten unter seinen Werken. Wir erwähnen von den andern noch die Romane: „Roderich", „Die Mediatisirten", „Der Stadtschultheiß von Frankfurt", „Eckhof und Iffland", „Zwei Sünder an einem Herzen", „Die Försterbraut im Odenwald" und „Der Tannenschütz".

Ausländische Literatur.

Robert Lord Lytton hat „Fables in songs" (2 Bde., Blackwood and Sons) erscheinen lassen. Das Streben, die aus der Mode gekommene Fabel neu zu beleben, zeigt sich gleichzeitig in England und in Deutschland. Wir haben vor kurzem die Fabeln von Julius Sturm besprochen. Doch wenn diese sich durch epigrammatische und antike Kürze auszeichnen, verfällt Lord Lytton in einen behaglichen Gesprächston, der mehr an das Muster Lafontaine's erinnert. Vieles in der Sammlung ist deshalb weitschweifig; doch sind einige Naturschilderungen von großer Eleganz und auch an Humor fehlt es Lord Lytton nicht.

— Richard Wagner's „Die Musik der Zukunft, ein Brief" ist von Edward Dannreuther ins Englische übersetzt worden. Von demselben Uebersetzer ist eine Schrift erschienen: „Richard Wagner, his tendencies and theories."

— John Lothrop Motley, der berühmte amerikanische Historiker und Verfasser des „Rise and progress of the Dutch republic" hat eben „The life and death of John of Barneveld, advocate of Holland, with a view of the Primary causes and movements of the Thirty years' war" veröffentlicht. Das Werk ist bei Murray in London erschienen und hat auch, wie aus dem Titel ersichtlich, für Deutschland besonderes Interesse.

Bibliographie.

Alt oder Neu: die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines wiener Bureaukraten. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Alt, A., und M. Lutz, Aus jungen Herzen. Gedichte. Stuttgart, Galler. Gr. 16. 18 Ngr.

Arnold, J. G. D., Der Pfingstmontag. Lustspiel in Straßburger Mundart. Neue revidirte Aufl. Mit einer literar-historischen Einleitung von L. Spach. Straßburg, Schultz u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Aubel, H., und K. Aubel, Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grammatische Blumenlese zur Belehrung und Erbauung. Dem „kalten Loch" in Offenburg gewidmet von einem warmen Mitgliede. Offenburg, Trube. Gr. 16. 7½ Ngr.

Blueme-Strüßli us im Vereinshus-Gaertli im Baselbiet als Bazar-Grüßli. December 1873. Basel, Spittler. Gr. 16. 5 Ngr.

Böhtlingk, A., Die holländische Revolution 1787 und der deutsche Fürstenbund mit besonderem Bezug auf Carl August von Sachsen-Weimar. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Both's, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 285: Die Memoiren der Frau von Krilwitz. Lustspiel nach einem älteren Stoffe von A. v. Winterfeld. Berlin, Hahn'sche Erben. Gr. 8. 7½ Ngr.

Politische Briefe eines Hannoveraners. Hannover, Brandes. Gr. 8. 10 Ngr.

Daumer, G. F., Das Wunder. Seine Bedeutung, Wahrheit und Nothwendigkeit den Herren Strauß, Frohschammer, Lang, Renan, Reinkens ꝛc. gegenüber in's Licht gesetzt. Nebst thatsächlichen Belegen aus Geschichte und Ueberlieferung. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 25 Ngr.

Elisabeth Louise, Königin von Preußen. Ein Gedenkblatt für das preußische Volk. Leipzig, R. Schäfer. 8. 5 Ngr.

Egler, L., Deutschland's Ehrenkampf 1870—71. Dramatische Bilder. Sigmaringen, Tappen. 1873. 8. 12 Ngr.

Social-politische Flugblätter. Herausgegeben von R. Meyer. Nr. 1. Berlin, A. Schindler. Gr. 8. 1 Ngr.

Gätschenberger, S., Zwei Meisterwerke des altenglischen Drama's: Neues Recept, alte Schulden zu zahlen von P. Massinger. Venedig's Rettung, historisches Trauerspiel in 5 Akten von T. Otway. Zum erstenmal bühnengerecht für das deutsche Theater bearbeitet. London, Wohlauer. Gr. 16. 1 Thlr.

Geschichte morganatischer und legitimirter Fürsten- und Grafen-Ehen in Deutschland. Nebst Mittheilungen über damit verwandte Erscheinungen und einem Inhalts- und Namen-Register. Halle, Schwetschke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Interessante Gestalten. Bibliothek neuer Romane und Erzählungen. 7ter Bd.: Ungarische Erzählungen von Marian Tenger. 3ter Bd. Honképek. 8ter bis 10ter Bd.: Ein verlorener Thron. Roman in 3 Bdn. Von J. D. H. Temme. Prag, Verlag der Bohemia. Gr. 16. 2 Thlr. 4 Ngr.

Gottschalk, C., Der moderne Socialismus. Conventsvortrag. Leipzig, Hannoverscher evangelischer Bücherverein. Gr. 8. 6 Ngr.

George Grote. Sein Leben und Wirken aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen zusammengestellt von Harriet Grote. Autorisirte deutsche Uebersetzung von L. Seligmann. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Harries, D., Ueber die Aussichten des Altkatholicismus und seiner Unionsbestrebungen. Vortrag. Kiel, Schwers. Gr. 8. 4 Ngr.

Hennig, G. A., Die ästhetische Bildung in der Volksschule. Ein Beitrag zur Schul-Erziehung. 2te Aufl. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 10 Ngr.

Herbert, L., Casanova, Chevalier von Seingalt. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jacobi, L., Die Gewerbe-Gesetzgebung im deutschen Reiche. Für den praktischen Gebrauch dargestellt und erläutert. Berlin, Kortkampf. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jerwitz, W., Blüthenstaub. Dichtungen in Prosa. Dresden, Burbach. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.

Kahl, W., Die Selbstständigkeitsstellung der protestantischen Kirche in Bayern gegenüber dem Staate. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 14 Ngr.

Kamp, J., Bei den französischen Kriegsgefangenen. Mittheilungen aus rheinischen Lagern. Stuttgart, Kirn. Gr. 8. 15 Ngr.

Kampfmuth, G., Per aspera ad astra! Roman. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Keller, C., Einführung in das Studium der Kriegsgeschichte. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Kirchner, F., Ueber Freiheit des Willens. Vortrag. Halle, Fricke. Gr. 8. 10 Ngr.

Koch, O. F., Von der Ostsee bis zum Kanal. Die 17. Division während des Feldzuges gegen Frankreich 1870/1871 unter specieller Berücksichtigung des Mecklenburger Garde-Regiments Nr. 89. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 25 Ngr.

Mann, L., Betrachtungen über die Bewegung des Stoffes. Naumburg, Sieling. Gr. 8. 15 Ngr.

Manning, E., Cäsarismus und Ultramontanismus. Aus dem Englischen übersetzt. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 5 Ngr.

Michaelis, G., Grundzüge der Geschichte des Münzwesens. Mit einem Nachtrag über die Rechtschreibung auf deutschen Münzen. Nach einem in der polytechnischen Gesellschaft zu Berlin am 8. Mai 1873 gehaltenen Vortrage. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Möllhausen, B., Das Monogramm. Roman. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Mühlbach, Louise, Von Königgrätz bis Chiselhurst. Historischer Roman in 2 Abtheilungen. 2te Abth. Wilhelmshöhe und Chiselhurst. 3 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 5 Thlr.

Mylius, O., Ein verlorener Sohn. Familien-Roman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Neubauer, J., Die katholische Dichtung in der deutschen Literatur seit der Reformation bis zur Gegenwart. Literaturgeschichtliche Studie. Mit charakterisirenden Proben der hervorragenderen Schriftsteller. Prag, Calve. 8. 12 Ngr.

Nohl, C., Einige wichtige Fragen, das höhere Mädchenschulwesen betreffend. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 6 Ngr.

Parr, Louisa, Die Prescotts von Pamphillon. Roman. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Pfleiderer, E., Erinnerungen und Erfahrungen eines Feldpredigers aus dem Krieg der Jahre 1870/71. Stuttgart, Kirn. Gr. 8. 16 Ngr.

Der Neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. Gottschall. 1ster Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Rasch, G., Die Preußen in Elsaß und Lothringen. Braunschweig, Bracke jr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reber, F., Geschichte der neuern deutschen Kunst vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis zur Wiener Weltausstellung 1873 mit Berücksichtigung der gleichzeitigen Kunstentwickelung in Frankreich, Belgien, Holland, England, Italien und Russland. 1ste Lief. Stuttgart, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 24 Ngr.

Reiser, M., Der Schulzwang vor der belgischen Kammer. Referat des Abgeordneten Mgr. de Haerne. Aus dem Französischen übersetzt. Passau, Buchner. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.

Reumont, A. v., Elisabeth, Königin von Preußen. Erinnerungsblatt. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 10 Ngr.

Schlegel, J. H., Die tragische Ironie bei Sophokles. Tauberbischofsheim, Lang. 8. 20 Ngr.

Schliemann, H., Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmid, E. v., Antheil der K. Würtembergischen 1sten Feldbrigade am Kriege gegen Frankreich 1870—71. Stuttgart, Kirn. Gr. 8. 28 Ngr.

Schwarz, E., Die Kunst des dramatischen Vorlesens. Eine Studie. Celle, Literarische Anstalt. 8. 5 Ngr.

Stephan, Weltpost und Luftschifffahrt. Ein Vortrag. Berlin, Springer. Gr. 8. 16 Ngr.

Stern, A., Aus dem 18. Jahrhundert. Biographische Bilder und Skizzen. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der Preußischen Armeen in Böhmen 1866. 2tes Heft. Die Gefechte bei Skalitz und Schweinschädel. 2te ergänzte Aufl. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE BIBLIOTHEK.

Vierter Band.

Der Ursprung der Nationen.

Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen.

Von

Walter Bagehot.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

In einer der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode verwandten Betrachtungsweise erörtert der Verfasser dieses Bandes Probleme der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit, für welche es uns an historischen Documenten fehlt. Seine Untersuchungen gewähren jedem denkenden Leser eigenthümliches und vielseitiges Interesse, ja man kann sagen, sie bilden den Anfang zu einer neuen Wissenschaft.

Der erste bis dritte Band enthalten:

John Tyndall. Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Oscar Schmidt. Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1⅔ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Alexander Bain. Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Flügel's

Praktisches Wörterbuch

der

Englischen und Deutschen Sprache.

Elfte durchgesehene und verbesserte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 5 Thlr. Geb. 5 Thlr. 20 Ngr.

Englisch-deutscher Theil: geh. 2 Thlr., geb. 2⅓ Thlr.

Deutsch-englischer Theil: geh. 3 Thlr., geb. 3⅓ Thlr.

Das von Dr. Felix Flügel unter Mitwirkung von Dr. J. G. Flügel bearbeitete englisch-deutsche und deutsch-englische Wörterbuch gilt allgemein als das vorzüglichste für den praktischen Gebrauch. Es ist in seinen zahlreichen Auflagen, deren elfte jetzt vorliegt, immer mit den Bedürfnissen der Zeit fortgeschritten und enthält die Ausdrücke des täglichen Verkehrs sowie die im Handel und in den Gewerben, in der Kunst und in den Wissenschaften gebräuchlichen Wörter in größerer Vollständigkeit als andere viel umfänglichere und theurere Werke.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderjahre in Italien.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Vier Bände.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

Erster Band: **Figuren.** Geschichte, Leben und Scenerie aus Italien. Vierte Auflage.
Zweiter Band: **Lateinische Sommer.** Dritte Auflage.
Dritter Band. **Siciliana.** Wanderungen in Neapel und Sicilien. Dritte Auflage.
Vierter Band: **Von Ravenna bis Mentana.** Zweite Auflage.

Gregorovius' classische Schilderungen aus Italien, unter dem gemeinsamen Titel „Wanderjahre" zu einem Ganzen vereinigt, dessen Schauplatz sich von Toscana bis Sicilien erstreckt, gehören zu den anziehendsten und gediegensten Werken über das Land Italien und seine Bewohner, überhaupt aber zu den Zierden der deutschen Literatur.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kleinere Schriften

von

Ludwig Steub.

Zweiter Band:

Literarische Aufsätze.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Diese „Kleineren Schriften" werden in vier rasch aufeinander folgenden Bänden eine Reihe literarischer Arbeiten enthalten, welche in den letzten dreißig Jahren entstanden und in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Der erste Band bringt Reiseschilderungen, der zweite literarische Aufsätze, der dritte tirolische Miscellen, der vierte Bilder aus dem altbaierischen Leben. Ohne Zweifel werden diese Erzeugnisse bei ihrem zweiten Erscheinen ebenso freundlich aufgenommen werden als in früherer Zeit, da sie zum ersten male in die Welt gingen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Alt oder Neu:

die politische Entscheidungsfrage.

Aus der Mappe eines wiener Bureaukraten.

8. Geh. 24 Ngr.

Der Verfasser, eine hochgestellte Persönlichkeit aus der österreichischen Beamtenwelt, nennt seine Schrift „halb ein Gedenkbuch, und halb eine Studie über den modernen Staat und seine Entwickelung im Vaterlande". Er bespricht darin die politischen und socialen Fragen der Gegenwart in einer Weise, welche das höchste Interesse aller Parteien zu erregen geeignet ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 16. — 16. April 1874.

Lebensbilder.

1. Rückblicke und Erinnerungen. Von Hans Kudlich. Drei Bände. Mit dem Porträt des Verfassers. Wien, Hartleben. 1873. 8. 3 Thlr.
2. Elisa von der Recke. Von Ludwig Brunier. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Arnold Escher von der Linth. Lebensbild eines Naturforschers von Oswald Heer. Mit dem Porträt Escher's und Holzschnitten im Texte. Zürich, Schultheß. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
4. Johann Georg Hamann's Schriften und Briefe. Zu leichterm Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von Moritz Petri. Zweiter Theil. Hannover, Meyer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Volk, das seiner Gegenwart sich freuen kann, liebt, gleich dem Schiffer im sichern Hafen, zurückzublicken auf vergangene Noth und Gefahr, und der Geschichtschreiber, der die Kämpfe und Siege schildert, hat das Recht, die Vergangenheit zu deuten gemäß der Früchte, die sie erzeugt. So entsteht die pragmatische Geschichte, die in der Zerstörung das Leben nachweist und das Werdende aus dem Vergangenen entsprießen läßt. Das Buch, das wir unter Nr. 1 genannt, macht nicht den Anspruch, als ein Geschichtsbuch betrachtet zu werden; es sollen zunächst nur Rückblicke auf das eigene Leben, Erinnerungen an das eigene Wirken sein, die darin verzeichnet sind. Aber das Leben des Einzelnen ist eben doch ein Theil des Ganzen, und je höher die Zeitwoge geht, desto mehr auch tritt der Einzelne aus dem Rahmen der Sonderexistenz heraus und vermag mit physischer und psychischer Kraft in die Gestaltung der Gesammtheit einzugreifen. Und so sind auch die Rückblicke Kudlich's ein inhaltschweres Stück der Zeitgeschichte. Was er wirklich mit erlebt, woran er theilgenommen hat mit Wort und That, das war das Schicksal einer Nation, und deshalb reichen seine Erinnerungen weit über die Bedeutung biographischer Notizen hinaus.

Hans Kudlich ist der Sohn eines Bauern aus Lobenstein, und welchem Zufalle er es verdankt, als Deutsch-Oesterreicher und nicht als Preuße geboren zu sein, ist ihm ein Räthsel, da gerade jener österreichische Theil seit unvordenklichen Zeiten geschichtlich und geographisch zu Schlesien gehört. Von Kindheit an sah er ringsum die Nachbarn unter dreifachem Drucke seufzen, er sah die Folgen der religiösen Verdummung, er hörte von der gesetzlosen Herrschaft, die der Staat ausübte, erlebte täglich die Willkür der Patrimonialherrschaft, und so sammelte sich in seinem Herzen der Zündstoff, der endlich als auflodernde Flamme die sklavischen Fesseln der Bauern löste. Ueberhaupt ist es zweifellos, daß sowol die Erziehung des Vaters als eben gerade jene Kinderjahre in Kudlich die Liebe zum Volke, das Verlangen nach Freiheit erzeugten. Die noch bestehenden Robotpflichten der Bauern erkannte er als den Krebsschaden für den Wohlstand jener ganzen Bevölkerungsschicht:

> Der Staat, das Bewußtsein der Staatsbürgerschaft, war dem Bauer ebenso fern und fremd wie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit einer großen Nation. Die nahestehende Obrigkeit füllte sein Denken und Fühlen vollständig aus. Nur fern, wie über den Wolken, erschien ihm der Kaiser und die Regierung in Wien. Von constitutionellen Begriffen hatte er keine Ahnung.

So schildert er den damaligen politischen Zustand der Landbewohner, und in mannichfaltigsten Beispielen weiß er darzuthun, wie der Druck und der Aberglaube es dem Bauer unmöglich machten, Mensch zu werden.

Kudlich sollte dem Wunsche seines Vaters gemäß dem Elende des Robotbauern durch Studiren entrückt werden, und so zog er im Alter von 11 Jahren nach Troppau, um das Gymnasium zu besuchen. Wir finden hier ein höchst treffendes Bild von den Gymnasien jener Zeit:

> Die Gymnasien jener Zeit waren nichts anderes als Abrichtungsanstalten, um dem Staate gute Beamten, der Kirche

Material für ihre Seminarien zu liefern. Von einer Weckung des Talents, des schlummernden Genies, von einer Anregung zum selbständigen Denken und eigener Forschung war keine Rede. Die durchschnittlich sehr beschränkten Professoren hatten den Schülern innerhalb einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kenntnissen in den classischen Sprachen, im Rechnen, Algebra, Geschichte und Geographie, namentlich aber in der Religionslehre, beizubringen. Dieses Pensum erfüllt zu haben, genügte ihrem Selbstbewußtsein, genügte der vorgesetzten Behörde.

Es wurden dem jungen Geiste die Flügel beschnitten, und der Einfluß der Jesuiten-Katecheten machte die Kinder zu frühen Heuchlern und heimlichen Sündern. Kudlich empörte sich auf jede mögliche Weise gegen den moralischen Zwang — er erzählt einige ergötzliche Schülerstreiche und Beichtabenteuer —, wie viele nicht so energische Geister aber sind ihm erlegen!

Und dabei gehörte das troppauer Gymnasium zu den besten jener Zeit. Es wurde dort wenigstens recht gründlich Lateinisch und Griechisch gelehrt und dadurch, wenn auch wider Willen, der Verstand geschärft und der Geist gebildet. Daß trotzdem die große Mehrheit der Schüler, die sich dem Studium widmeten, Diener der Kirche wurden, hat seine natürlichen Ursachen, von denen die Armuth und der Mangel nicht die geringsten sind.

Kudlich geht, nachdem er sechs Jahre das Gymnasium besucht, nach Wien, um dort in die philosophischen Studien einzutreten. Wir lesen nun interessante Berichte über das wiener Leben, den „guten" Kaiser Ferdinand, die zur Zeit docirenden Professoren und die Allmacht der Metternich'schen Polizeiwirthschaft. Die wiener Studenten galten damals als die besten Elemente der Gesellschaft und waren wol der Mission, in der vaterländischen Geschichte eine große Rolle zu spielen, werth. Kudlich sagt von der so bedeutsamen Formirung der Studentenlegion:

Wol noch niemals hat eine Vereinigung so junger Männer in der Geschichte eine so große Rolle gespielt, wie die Studenten Wiens in den Tagen der Revolution von 1848. Die socialen Zustände des Metternich'schen Wien, die fade, witz- und kraftlose regierende Kaste, jene körperlich und geistig verkommenen Spitzen der regierenden und der regierten Gesellschaft, die große Masse des nichtdenkenden, nur instinctmäßig fühlenden Volks — wenn dies alles das Erstehen der Legion nicht verhindern konnte, so dürfen wir niemals an der Menschheit verzweifeln!

Der junge Student mit seinem strengen Rechtsbewußtsein, seiner Liebe zum Volke und zur Freiheit gehörte natürlich bald mit zu den Führern der Legion, der Verkehr mit Gleichgesinnten brachte seine politischen Ideen rascher zur Reife — und in der Gewitterschwüle einer Zeit, in der auf einmal an Stelle der Stumpfheit die Begeisterung tritt, in der das Bewußtsein der Menschenwürde alles feige Erdulden und Ertragen zurückdrängt, in solcher Zeit wurde Kudlich schon früh zum Mann.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Geschichte jener denkwürdigen wiener Revolution, selbst nur nach den Aufzeichnungen Kudlich's hier wiederzugeben; nur den Verfasser selbst wollen wir bei seinem Thun begleiten.

Am 8. März 1848 wurde im Schose der Burschenschaft „Arminia" der erste Schritt berathen, der zur Besserung führen sollte. Eine Adresse an den Kaiser, in der die Noth und die Wünsche des Volks Ausdruck fanden, wurde beschlossen, und damit war der erste Faden aus dem Netze, in das Metternich und seine Geschöpfe das österreichische Volk fest eingeschnürt hatten, zerrissen — das stummgemachte Volk hatte seine Sprache wiedergefunden.

Am 13. März floß das erste Blut; Kudlich selbst brach unter zwei Bajonnetstichen zusammen, und eine breite Narbe an der rechten Hand ist ihm seit jenem Tag geblieben. Unterdeß wurde der revolutionäre Wind aber zum Sturme, der durch das ganze Land brauste, und wie nachgiebig vor seiner Gewalt der Kaiser und seine Regierung wurde, ist hinlänglich bekannt. Der Kaiser erfüllte im Bewußtsein seiner Schwäche alle die mäßigen Wünsche seines Volks; eine Verfassung wurde bewilligt und ein Reichstag zu ihrer Berathung einberufen; im ganzen Lande wehte die schwarz-roth-goldene Fahne, jenes Symbol des freien deutschen Volks.

Kudlich wurde in seinem Heimatsdorfe als Reichstagscandidat aufgestellt und trotz seines Sträubens, trotz der Thränen seiner Mutter, die den Sohn schon den Tod als Hochverräther sterben sah, am 24. Juni auch wirklich gewählt. Damit beginnt nun seine rege politische Wirksamkeit. Der Reichstag trat am 10. Juli das erste mal zusammen; er bestand aus 383 Abgeordneten, von denen kein einziger eine parlamentarische Vergangenheit hinter sich hatte; man kann sich also leicht vorstellen, wie langsam dieser parlamentarische Körper arbeitete. Am 22. Juli fand die feierliche Reichstagseröffnung durch den Erzherzog Johann statt, und nun wurde vom Juli bis in den September hinein über die — Geschäftsordnung berathen. Schon am 25. Juli aber stellte Kudlich den Antrag:

Die Reichsversammlung möge beschließen: Von nun an ist das Unterthänigkeitsverhältniß sammt allen daraus entspringenden Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Bestimmungen, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei.

Die freudige Aufregung darüber war eine allgemeine und große, die Versammlung erhob sich in all ihren Theilen dafür. Leider gestattete aber die Geschäftsordnung nicht, daß bald die Vollberathung über den Antrag beginne; drei Tage mußten dazwischen verstreichen und aus den dreien wurden acht. Da hatten denn die Gegner, sachliche und persönliche, Zeit genug ihre Köpfe zu erheben, und mancherlei Anfeindungen mußte Kudlich ertragen. Aber sein großes Verdienst ist ja eben, daß er sich durch tausend Bedenken, Rücksichten und Zureden nicht abhalten ließ, den gewichtigen Schritt zu thun. Er sagt selbst darüber:

Daß ich es that, war ein Gebot innerster Nothwendigkeit. Ich kenne und kannte keine wichtigere Frage in Oesterreich. Die Emancipation von 14 Millionen mußte jeder andern Reform als Bedingung vorausgehen. Diese Frage berührte mich ganz persönlich durch die Erinnerungen meiner Jugendzeit, durch meine Aeltern, Geschwister, durch meine Wähler. Es war ja überhaupt die allererste politische und sociale Frage, für welche mir das Verständniß und Interesse sozusagen schon mit der Muttermilch eingeflößt wurde. Ich kannte und kenne nur eine Frage, die jener in Oesterreich an Wichtigkeit ebenbürtig ist und noch jetzt ihrer vollständigen Lösung harrt: die Emancipation von Rom!

Am 7. September wurde das Gesetz, allerdings mit einigen Modificationen angenommen; 73 Amendements waren dazu gestellt worden, und 141 längere oder kürzere Reden wurden gehalten. Die Geschichte der Verhandlungen bietet ein hochinteressantes Bild der Perfidie des Ministers Bach und der Parteischattirungen jenes ersten österreichischen Reichstags; aber mochte auch noch so viel an dem Antrage gedeutelt und corrumpirt worden sein, die Thatsache war unumstößlich, der Bauer war zum Menschen erhoben worden, und maßloser Jubel war darüber in den Dörfern eingekehrt. Zahllose Deputationen brachten Kudlich den Dank ihrer Gemeinden; aus den entferntesten Gegenden der Monarchie waren die Landleute zusammengeströmt, um am 24. September mit einem großartigen Fackelzuge ihren Befreier zu feiern. Es wurde das ein erhebender Abend, dessen Stimmung einige Sätze aus der Rede Kudlich's am besten zu schildern vermögen:

Nicht ein leeres Schaugepränge, sondern ein Fest von hoher Bedeutung ist dieser Tag. Zum ersten male stehen die Eichenherzen der Bauern aus allen Ländern beisammen, zum ersten male drückt der freie Mann vom Inn dem freien Mann von der Oppa und von der Weichsel die befreite Hand. Zum ersten male vereinigen sich heute die durch weite Strecken getrennten Herzen in einen Jubellaut, in den stolzen Donnerruf: Es lebe die goldene Freiheit!

Und für den Geist, der damals die Bauern durchdrang, zeugt deutlich die folgende Dankadresse:

Die unterfertigten Gemeinden erfüllen hiermit eine heilige Pflicht, den echten Volksvertretern im Reichstage, namentlich den Herren Kudlich, Borrosch, Schneider, Violand, Bielinsky, Löhner, Goldmark, Schuselka u. s. w. für die bisherigen Errungenschaften den wärmsten Dank auszudrücken. Sie erklären auch hiermit feierlichst, daß sie zwar erfüllt sind von Liebe zu ihrem constitutionellen Kaiser, aber auch nicht minder erglühen in heiliger Begeisterung für die ungeheuchelte Volksfreiheit. Sie werden bei jedem Versuche volksfeindlicher Reaction, woher er immer kommt, mit der akademischen Legion und allen wahren Volksmännern innigst sich verbinden, und wenn es noththut, auf den ersten Hülferuf mit bewaffneter Hand, mit Gut und Blut einstehen für die Freiheit des Volks. Sie sind der festen Ueberzeugung, daß Hunderttausende aus dem kräftigen Landvolke ihrem Beispiele freudig folgen werden.

Als aber die Fackeln erloschen waren und die Menge sich zerstreut hatte, da war es auch zu Ende mit Jubel und Freudigkeit; was jetzt noch kommt, hat die Geschichte mit blutigen Lettern gezeichnet, und das brennende Wien gibt die grausige Beleuchtung dazu. Es fiel die Maske friedfertiger Gesetzlichkeit; zurückgenommen, angetastet wurde, was man doch scheinbar so gern dem Volk bewilligt hatte; die tapfere Studentenlegion wurde bedroht, es wurde verhaftet und gerichtet, und schonungslos schwang Windischgrätz seine Zuchtruthe. Da zog Kudlich hinaus zu den Bauern, von Dorf zu Dorf, von Gemeinde zu Gemeinde eilte er mit dem Weckruf zum Streit für die gefährdete Freiheit; umsonst, ihm wurde nicht aufgethan; der Bauer hatte das Seinige erreicht; die Errungenschaften des 7. September schlossen alles in sich, was er unter Freiheit verstand, für den Hülferuf der Stadt Wien war er taub — und das Verhängniß vollzog sich. Der traurige 6. October sah Ströme Blutes fließen, aber er sah auch den Mord Latour's — und eine jede Schuld rächt sich auf Erden. Kudlich gelang es an jenem schreckensvollen Tage durch sein energisches Interveniren, wenigstens dem Blutvergießen vor dem Zeughause Einhalt zu thun, dann aber mußte auch er Wien verlassen. Am 30. October öffnete nach verzweifeltem Widerstand der Gemeinderath von Wien die Thore der tapfern Stadt den Truppen. Der strengste Belagerungszustand wurde verkündet, und die eiserne Herrschaft des Schwertes begann. Das Volk wurde mit Pulver und Blei gründlich curirt, alltäglich knallten die Schüsse gegen die Hochverräther im wiener Stadtgraben, und am 9. November fiel auch Robert Blum in Brigittenau zum Opfer.

Der Reichstag war am 22. November in Kremsier wieder eröffnet worden. Kudlich hatte trotz aller Warnungen vor der drohenden Gefahr seinen Sitz eingenommen, bis am 6. März 1849 die Auflösung des Reichstags erfolgte. Jetzt trieben ihn seine Freunde zur Flucht; sie gelang unter großen Gefahren, und so verließ einer der besten Söhne seines Vaterlandes den heimischen Boden, um in der Neuen Welt Schutz und Existenz zu suchen. Von Vater und Mutter nahm er Abschied für immer; 24 lange Jahre blieb Amerika seine Heimat, und als er endlich zurückkehrte, da fand er das Vaterhaus verödet; aber dankbare Söhne undankbarer Väter empfingen ihn mit lautem Jubel, und eine bessere Zeit lehrte ihn, daß er nicht umsonst geblutet, nicht umsonst gelitten hat.

Wir haben schon oben angedeutet, daß die Erinnerungen Kudlich's nicht beanspruchen, ein Geschichtsbuch genannt zu werden; dazu sind sie auch zu wenig objectiv; es weht aus den Blättern jene Märzluft uns entgegen, die damals die Geister entflammt und die Lippen gelöst hat. Aber als Beitrag zur Geschichte jenes gewaltigen Jahres erscheint uns das Buch höchst schätzbar; es entwirft ein Bild, das die lebendigen Farben jener Zeit trägt, und das in all seinen Linien wahr gezeichnet ist, wenn auch mit der Beschränkung auf persönliches Geschick. Wir wollen nicht leugnen, daß Kudlich seine Erinnerungen zu breit ausspinnt, um immer interessant zu sein. Es liegen jene Ereignisse doch schon zu lange hinter uns; ihr Detail kann allgemeine Theilnahme eigentlich nicht mehr erwecken; immerhin aber freuen wir uns aufrichtig der Arbeit und sind überzeugt, daß sie viele Freunde finden wird.

Wir wenden uns nun zu einem Lebensbilde (Nr. 2), von dem wir offen gestehen müssen, daß es zu wenig frappante Züge trägt, um uns zu langem Anschauen anzuregen. Wir sind weit davon entfernt, der reichen Anmuth, der edeln Weiblichkeit und den schönen Geistesgaben der kurischen Freifrau Elisa von der Recke den Preis zu versagen; im Gegentheil, es kommt wie Ehrfurcht über uns, wenn wir an die hochherzige Freundin Tiedge's denken; aber uns will scheinen, als wenn der Verfasser, Ludwig Brunier, mit gar zu vielem Fleiß zu schildern versucht hätte. Elisa von der Recke hat während ihres Lebens die reichste Liebe und Verehrung erfahren, und nach ihrem Tode ist sie schon wegen ihrer Freundschaft zu Tiedge nicht vergessen worden. Wir können jedoch nicht leugnen, daß die Schwester Elisa's, Dorothea, Herzogin von Kurland, in mancher Beziehung jene überragt, und eigentlich der Wunsch in uns rege

Material für ihre Seminarien zu liefern. Von einer Weckung des Talents, des schlummernden Genies, von einer Anregung zum selbständigen Denken und eigener Forschung war keine Rede. Die durchschnittlich sehr beschränkten Professoren hatten den Schülern innerhalb einer bestimmten Zeit eine bestimmte Summe von Kenntnissen in den classischen Sprachen, im Rechnen, Algebra, Geschichte und Geographie, namentlich aber in der Religionslehre, beizubringen. Dieses Pensum erfüllt zu haben, genügte ihrem Selbstbewußtsein, genügte der vorgesetzten Behörde.

Es wurden dem jungen Geiste die Flügel beschnitten, und der Einfluß der Jesuiten-Katecheten machte die Kinder zu frühen Heuchlern und heimlichen Sündern. Kudlich empörte sich auf jede mögliche Weise gegen den moralischen Zwang — er erzählt einige ergötzliche Schülerstreiche und Beichtabenteuer —, wie viele nicht so energische Geister aber sind ihm erlegen!

Und dabei gehörte das troppauer Gymnasium zu den besten jener Zeit. Es wurde dort wenigstens recht gründlich Lateinisch und Griechisch gelehrt und dadurch, wenn auch wider Willen, der Verstand geschärft und der Geist gebildet. Daß trotzdem die große Mehrheit der Schüler, die sich dem Studium widmeten, Diener der Kirche wurden, hat seine natürlichen Ursachen, von denen die Armuth und der Mangel nicht die geringsten sind.

Kudlich geht, nachdem er sechs Jahre das Gymnasium besucht, nach Wien, um dort in die philosophischen Studien einzutreten. Wir lesen nun interessante Berichte über das wiener Leben, den „guten" Kaiser Ferdinand, die zur Zeit docirenden Professoren und die Allmacht der Metternich'schen Polizeiwirthschaft. Die wiener Studenten galten damals als die besten Elemente der Gesellschaft und waren wol der Mission, in der vaterländischen Geschichte eine große Rolle zu spielen, werth. Kudlich sagt von der so bedeutsamen Formirung der Studentenlegion:

Wol noch niemals hat eine Vereinigung so junger Männer in der Geschichte eine so große Rolle gespielt, wie die Studenten Wiens in den Tagen der Revolution von 1848. Die socialen Zustände des Metternich'schen Wien, die fade, witz- und kraftlose regierende Kaste, jene körperlich und geistig verkommenen Spitzen der regierenden und der regierten Gesellschaft, die große Masse des nichtdenkenden, nur instinctmäßig fühlenden Volks — wenn dies alles das Erstehen der Legion nicht verhindern konnte, so dürfen wir niemals an der Menschheit verzweifeln!

Der junge Student mit seinem strengen Rechtsbewußtsein, seiner Liebe zum Volke und zur Freiheit gehörte natürlich bald mit zu den Führern der Legion, der Verkehr mit Gleichgesinnten brachte seine politischen Ideen rascher zur Reife — und in der Gewitterschwüle einer Zeit, in der auf einmal an Stelle der Stumpfheit die Begeisterung tritt, in der das Bewußtsein der Menschenwürde alles feige Erdulden und Ertragen zurückdrängt, in solcher Zeit wurde Kudlich schon früh zum Mann.

Es kann nicht unsere Absicht sein, die Geschichte jener denkwürdigen wiener Revolution, selbst nur nach den Aufzeichnungen Kudlich's hier wiederzugeben; nur den Verfasser selbst wollen wir bei seinem Thun begleiten.

Am 8. März 1848 wurde im Schose der Burschenschaft „Arminia" der erste Schritt berathen, der zur Besserung führen sollte. Eine Adresse an den Kaiser, in der die Noth und die Wünsche des Volks Ausdruck fanden, wurde beschlossen, und damit war der erste Faden aus dem Netze, in das Metternich und seine Geschöpfe das österreichische Volk fest eingeschnürt hatten, zerrissen — das stummgemachte Volk hatte seine Sprache wiedergefunden.

Am 13. März floß das erste Blut; Kudlich selbst brach unter zwei Bajonnetstichen zusammen, und eine breite Narbe an der rechten Hand ist ihm seit jenem Tag geblieben. Unterdeß wurde der revolutionäre Wind aber zum Sturme, der durch das ganze Land brauste, und wie nachgiebig vor seiner Gewalt der Kaiser und seine Regierung wurde, ist hinlänglich bekannt. Der Kaiser erfüllte im Bewußtsein seiner Schwäche alle die mäßigen Wünsche seines Volks; eine Verfassung wurde bewilligt und ein Reichstag zu ihrer Berathung einberufen; im ganzen Lande wehte die schwarz-roth-goldene Fahne, jenes Symbol des freien deutschen Volks.

Kudlich wurde in seinem Heimatsdorfe als Reichstagscandidat aufgestellt und trotz seines Sträubens, trotz der Thränen seiner Mutter, die den Sohn schon den Tod als Hochverräther sterben sah, am 24. Juni auch wirklich gewählt. Damit beginnt nun seine rege politische Wirksamkeit. Der Reichstag trat am 10. Juli das erste mal zusammen; er bestand aus 383 Abgeordneten, von denen kein einziger eine parlamentarische Vergangenheit hinter sich hatte; man kann sich also leicht vorstellen, wie langsam dieser parlamentarische Körper arbeitete. Am 22. Juli fand die feierliche Reichstagseröffnung durch den Erzherzog Johann statt, und nun wurde vom Juli bis in den September hinein über die — Geschäftsordnung berathen. Schon am 25. Juli aber stellte Kudlich den Antrag:

Die Reichsversammlung möge beschließen: Von nun an ist das Unterthänigkeitsverhältniß sammt allen daraus entspringenden Rechten und Pflichten aufgehoben, vorbehaltlich der Bestimmungen, ob und wie eine Entschädigung zu leisten sei.

Die freudige Aufregung darüber war eine allgemeine und große, die Versammlung erhob sich in all ihren Theilen dafür. Leider gestattete aber die Geschäftsordnung nicht, daß bald die Vollberathung über den Antrag beginne; drei Tage mußten dazwischen verstreichen und aus den dreien wurden acht. Da hatten denn die Gegner, sachliche und persönliche, Zeit genug ihre Köpfe zu erheben, und mancherlei Anfeindungen mußte Kudlich ertragen. Aber sein großes Verdienst ist ja eben, daß er sich durch tausend Bedenken, Rücksichten und Zureden nicht abhalten ließ, den gewichtigen Schritt zu thun. Er sagt selbst darüber:

Daß ich es that, war ein Gebot innerster Nothwendigkeit. Ich kenne und kannte keine wichtigere Frage in Oesterreich. Die Emancipation von 14 Millionen mußte jeder andern Reform als Bedingung vorausgehen. Diese Frage berührte mich ganz persönlich durch die Erinnerungen meiner Jugendzeit, durch meine Aeltern, Geschwister, durch meine Wähler. Es war ja überhaupt die allererste politische und sociale Frage, für welche mir das Verständniß und Interesse sozusagen schon mit der Muttermilch eingeflößt wurde. Ich kannte und kenne nur eine Frage, die jener in Oesterreich an Wichtigkeit ebenbürtig ist und noch jetzt ihrer vollständigen Lösung harrt: die Emancipation von Rom!

Am 7. September wurde das Gesetz, allerdings mit einigen Modificationen angenommen; 73 Amendements waren dazu gestellt worden, und 141 längere oder kürzere Reden wurden gehalten. Die Geschichte der Verhandlungen bietet ein hochinteressantes Bild der Perfidie des Ministers Bach und der Parteischattirungen jenes ersten österreichischen Reichstags; aber mochte auch noch so viel an dem Antrage gedeutelt und corrumpirt worden sein, die Thatsache war unumstößlich, der Bauer war zum Menschen erhoben worden, und maßloser Jubel war darüber in den Dörfern eingekehrt. Zahllose Deputationen brachten Kudlich den Dank ihrer Gemeinden; aus den entferntesten Gegenden der Monarchie waren die Landleute zusammengeströmt, um am 24. September mit einem großartigen Fackelzuge ihren Befreier zu feiern. Es wurde das ein erhebender Abend, dessen Stimmung einige Sätze aus der Rede Kudlich's am besten zu schildern vermögen:

Nicht ein leeres Schaugepränge, sondern ein Fest von hoher Bedeutung ist dieser Tag. Zum ersten male stehen die Eichenherzen der Bauern aus allen Ländern beisammen, zum ersten male drückt der freie Mann vom Inn dem freien Mann von der Oppa und von der Weichsel die befreite Hand. Zum ersten male vereinigen sich heute die durch weite Strecken getrennten Herzen in einen Jubellaut, in den stolzen Donnerruf: Es lebe die goldene Freiheit!

Und für den Geist, der damals die Bauern durchdrang, zeugt deutlich die folgende Dankadresse:

Die unterfertigten Gemeinden erfüllen hiermit eine heilige Pflicht, den echten Volksvertretern im Reichstage, namentlich den Herren Kudlich, Borrosch, Schneider, Violand, Bielinsky, Löhner, Goldmark, Schuselka u. s. w. für die bisherigen Errungenschaften den wärmsten Dank auszudrücken. Sie erklären auch hiermit feierlichst, daß sie zwar erfüllt sind von Liebe zu ihrem constitutionellen Kaiser, aber auch nicht minder erglühen in heiliger Begeisterung für die ungeheuchelte Volksfreiheit. Sie werden bei jedem Versuche volksfeindlicher Reaction, woher er immer kommt, mit der akademischen Legion und allen wahren Volksmännern innigst sich verbinden, und wenn es noththut, auf den ersten Hülferuf mit bewaffneter Hand, mit Gut und Blut einstehen für die Freiheit des Volks. Sie sind der festen Ueberzeugung, daß Hunderttausende aus dem kräftigen Landvolke ihrem Beispiele freudig folgen werden.

Als aber die Fackeln erloschen waren und die Menge sich zerstreut hatte, da war es auch zu Ende mit Jubel und Freudigkeit; was jetzt noch kommt, hat die Geschichte mit blutigen Lettern gezeichnet, und das brennende Wien gibt die grausige Beleuchtung dazu. Es fiel die Maske friedfertiger Gesetzlichkeit; zurückgenommen, angetastet wurde, was man doch scheinbar so gern dem Volk bewilligt hatte; die tapfere Studentenlegion wurde bedroht, es wurde verhaftet und gerichtet, und schonungslos schwang Windischgrätz seine Zuchtruthe. Da zog Kudlich hinaus zu den Bauern, von Dorf zu Dorf, von Gemeinde zu Gemeinde eilte er mit dem Weckruf zum Streit für die gefährdete Freiheit; umsonst, ihm wurde nicht aufgethan; der Bauer hatte das Seinige erreicht; die Errungenschaften des 7. September schlossen alles in sich, was er unter Freiheit verstand, für den Hülferuf der Stadt Wien war er taub — und das Verhängniß vollzog sich. Der traurige 6. October sah Ströme Blutes fließen, aber er sah auch den Mord Latour's — und eine jede Schuld rächt sich auf Erden. Kudlich gelang es an jenem schreckensvollen Tage durch sein energisches Interveniren, wenigstens dem Blutvergießen vor dem Zeughause Einhalt zu thun, dann aber mußte auch er Wien verlassen. Am 30. October öffnete nach verzweifeltem Widerstand der Gemeinderath von Wien die Thore der tapfern Stadt den Truppen. Der strengste Belagerungszustand wurde verkündet, und die eiserne Herrschaft des Schwertes begann. Das Volk wurde mit Pulver und Blei gründlich curirt, alltäglich knallten die Schüsse gegen die Hochverräther im wiener Stadtgraben, und am 9. November fiel auch Robert Blum in Brigittenau zum Opfer.

Der Reichstag war am 22. November in Kremsier wieder eröffnet worden. Kudlich hatte trotz aller Warnungen vor der drohenden Gefahr seinen Sitz eingenommen, bis am 6. März 1849 die Auflösung des Reichstags erfolgte. Jetzt trieben ihn seine Freunde zur Flucht; sie gelang unter großen Gefahren, und so verließ einer der besten Söhne seines Vaterlandes den heimischen Boden, um in der Neuen Welt Schutz und Existenz zu suchen. Von Vater und Mutter nahm er Abschied für immer; 24 lange Jahre blieb Amerika seine Heimat, und als er endlich zurückkehrte, da fand er das Vaterhaus verödet; aber dankbare Söhne undankbarer Väter empfingen ihn mit lautem Jubel, und eine bessere Zeit lehrte ihn, daß er nicht umsonst geblutet, nicht umsonst gelitten hat.

Wir haben schon oben angedeutet, daß die Erinnerungen Kudlich's nicht beanspruchen, ein Geschichtsbuch genannt zu werden; dazu sind sie auch zu wenig objectiv; es weht aus den Blättern jene Märzluft uns entgegen, die damals die Geister entflammt und die Lippen gelöst hat. Aber als Beitrag zur Geschichte jenes gewaltigen Jahres erscheint uns das Buch höchst schätzbar; es entwirft ein Bild, das die lebendigen Farben jener Zeit trägt, und das in all seinen Linien wahr gezeichnet ist, wenn auch mit der Beschränkung auf persönliches Geschick. Wir wollen nicht leugnen, daß Kudlich seine Erinnerungen zu breit ausspinnt, um immer interessant zu sein. Es liegen jene Ereignisse doch schon zu lange hinter uns; ihr Detail kann allgemeine Theilnahme eigentlich nicht mehr erwecken; immerhin aber freuen wir uns aufrichtig der Arbeit und sind überzeugt, daß sie viele Freunde finden wird.

Wir wenden uns nun zu einem Lebensbilde (Nr. 2), von dem wir offen gestehen müssen, daß es zu wenig frappante Züge trägt, um uns zu langem Anschauen anzuregen. Wir sind weit davon entfernt, der reichen Anmuth, der edeln Weiblichkeit und den schönen Geistesgaben der kurischen Freifrau Elisa von der Recke den Preis zu versagen; im Gegentheil, es kommt wie Ehrfurcht über uns, wenn wir an die hochherzige Freundin Tiedge's denken; aber uns will scheinen, als wenn der Verfasser, Ludwig Brunier, mit gar zu vielem Fleiß zu schildern versucht hätte. Elisa von der Recke hat während ihres Lebens die reichste Liebe und Verehrung erfahren, und nach ihrem Tode ist sie schon wegen ihrer Freundschaft zu Tiedge nicht vergessen worden. Wir können jedoch nicht leugnen, daß die Schwester Elisa's, Dorothea, Herzogin von Kurland, in mancher Beziehung jene überragt, und eigentlich der Wunsch in uns rege

mochte, lieber über Dorothea's Leben Genaueres zu erfahren, als über Elisa so Ueberschwengliches.

Die Berechtigung der ausführlichen Arbeit Brunier's nun aber einmal zugegeben, läßt sich ihr thatsächlich viel Gutes nachrühmen. Die Nachrichten über Elisa's Leben sind sorgfältig gesammelt und in verständnißvolles Licht gebracht. Elisa Gräfin von Medem in ihren Kinderjahren ist ein liebliches, anziehendes Bild, und wenn wir sie dann in ihres Gatten, des Freiherrn von der Recke, Schloß begleiten, so bringen wir der stillen Dulderin die warme Sympathie entgegen, die auch ihr ganzes ferneres Leben rechtfertigt. Neues sagt Brunier uns nicht viel; denn ob wir wirklich vorher nicht genau gewußt haben, wie oft Elisa nach Karlsbad gegangen ist, wie sehr sie für die Weiblichkeit der Katharina von Rußland und der Karoline von Neapel geschwärmt hat, ist wol doch eigentlich gleichgiltig. Elisa's Buch über Cagliostro, ihre Lebensbeschreibung Neander's, des Liederdichters, ihr „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italiens“ und ihre „Geistlichen Lieder“ sind noch bekannt, weil ja eben Elisa selbst nicht vergessen worden ist. Für uns hat Elisa von der Recke durch ihre treue Freundschaft für Tiedge, dies ewige Kind, das schönste Lorberblatt erworben. An ihr Verhältniß zu dem Dichter der „Urania“ hat sich selbst der Gifthauch der Verleumdung nicht gewagt, es war so edel und rein, auf so festem sittlichen Grunde aufgebaut und durch so viele hinreißende Züge echter Weiblichkeit geschmückt, daß es nicht vergessen werden darf.

Für die Mittheilungen über Elisa's Wirken auf dem Krongute Pfalzgrafen sind wir Brunier dankbar. Welche Liebe und Verehrung sich Elisa hier zu erwerben verstand, wie selbst die rohen Letten ihr zu eigen wurden, das beweisen deutlich die Abschiedsworte, die einer ihrer Gutsunterthanen weinend an sie richtete:

Gnädige Mutter! Edle Frau! Ihr habt uns oft gütig und freundlich um Euch versammelt; Ihr brachtet Heil und Frieden in unsere Hütten. Keiner ist, der Euch nicht eine Wohlthat verdankt. Jetzt verlaßt Ihr uns. Sehet, edle Frau, dort am Himmel hinter den Wolken steht die herrliche Sonne: Gott hat sie gesendet, Gedeihen und Freude zu verbreiten über unsere Felder und Hütten; auch sie verläßt uns und Nacht ist um uns her; aber sie kehrt wieder und bringt den freudigen Tag mit. Macht es wie sie, edle Frau, ziehet mit Gott; aber kommt, wenn der Himmel unser Gebet erhört und Euch Gesundheit schenkt, kommt bald wieder und bringt Frieden und Freude zu unsern Hütten zurück.

Die Nachrichten über den Kreis in Löbichau, dem Wohnsitze der Herzogin Dorothea, wo die Krönung des zweiten „Frauenlob“, des Dichters Johann Friedrich Schink, den die Fürstin aus großer Noth gerettet, und eine Apotheose Jean Paul's mit großer Feierlichkeit vorgenommen wurden, sind recht interessant; einen noch größern Werth gibt aber Brunier seinem Buche durch die besondern Kapitel, die er Christoph August Tiedge gewidmet hat.

Die Freundschaft Elisa's zu Tiedge währte von 1804 bis zu ihrem Tode im Jahre 1833. Brunier schildert den Charakter Tiedge's: „Er war ganz das, was Goethe vom Menschen verlangt: edel, hülfreich und gut, mithin die männliche Ergänzung Elisa's.“ Von seinem Dichterruhm, der in der „Urania“ gipfelt, läßt er Eberhard berichten:

Seit Klopstock's „Messias“ war kein größeres, die heiligsten Interessen des gebildeten Theils der Lesewelt so lebhaft berührendes Gedicht in Deutschland erschienen als Tiedge's „Urania“. Sie sprach Geist und Herz von unzähligen Lesern und Leserinnen auf das erhebendste und erwärmendste an. Sie machte Tiedge's Namen nicht allein in allen Winkeln Deutschlands, sondern auch, nach allen Seiten weit über die Grenzen desselben hinaus, auf das rühmlichste bekannt. Auch fehlte es nach und nach nicht an Uebersetzungsversuchen in englischer, italienischer und französischer Sprache.

Die Begeisterung für das Buch war so allgemein, daß es in rascher Folge wol 20 Auflagen erlebte — und jetzt? Man frage nach unter den Gebildeten beider Geschlechter; der bei weitem größte Theil der jetzigen Generation kennt Tiedge und seine „Urania“ nur noch aus der Literaturgeschichte. Ist es unsere größere Bildung und sind es damit unsere höhern Ansprüche, die uns ein Werk vergessen ließen, dessen Schönheitskern über jeden Zweifel erhaben ist? Wir geben in einem gewissen Sinne zu, daß unser Geschmack, durch die Stürme der Zeit gereift, nicht mehr Gefallen findet an jener breiten, redseligen Gefühlsschwärmerei, die Tiedge, ebenso wie Gleim, kennzeichnet; aber die „Urania“ ist und bleibt ein Sang für die Brust, die bedrückt ist von Zweifel und wund vom Gram; und den Menschen am tiefsten bewegt, der Glaube an Gott, an die Unsterblichkeit, die Sehnsucht nach Wahrheit und Tugend, findet darin seinen Ausdruck und in so [illegible] und wohllautender Sprache, so durchdrungen von dem Impuls der Ueberzeugung, daß die Dichtung [illegible] auch heute noch Anspruch auf Beachtung hat. Der Einfluß Schiller's auf Tiedge ist unverkennbar. Wir finden jenes Dichters großartige Ansichten über die [illegible] der Menschen in der „Urania“ wieder, und auch was darin über Gott und die Unsterblichkeit gesagt ist, [illegible] sich gleich Schiller's „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts“ an die Kant'sche Philosophie.

Während wir aber hier, trotz alledem, eine eigentlich schöpferische Dichterkraft bei Tiedge vermissen, vermochte er in seiner Vaterlandsliebe seiner Leier [illegible] Töne zu entlocken. Seine Lieder gegen Napoleon, gegen die feilen Fürsten Deutschlands und an das deutsche Volk, sind von wirklicher Begeisterung eingegeben. Er liebt sein Volk, er nennt es „das Volk der [illegible]“, und während dessen Erniedrigung singt er bitter:

Seht die Gestalt mit Fesseln an den Armen,
Daliegend wie ein Opferthier [illegible],
Aus dem schon bald das Leben weggeschwunden:
Das ist, entsetzt euch! euer Vaterland!

Wir sind selbstverständlich weit davon entfernt, aus den Liedern Tiedge's den hinreißenden Schwung [illegible] zuhören, der Körner's Strophen zu ihrer [illegible] Wirkung brachte; jenem gibt die Gesinnung, [illegible] spricht, die beste Weihe. Immerhin aber [illegible] seine heutige Vergessenheit nicht, und wir [illegible] streben dankbar, das ihr schon sehr [illegible] ihn wieder auffrischt.

Das Buch Brunier's würde uns noch [illegible] wenn der Verfasser seine Heldin nicht mit [illegible] Lobe überschüttet hätte; es macht [illegible] wenn er zu dem Bilde die schreiendsten [illegible] wählen müssen, um es anziehender zu [illegible] Absichtlichkeit verstimmt.

Wir wenden uns jetzt zu einem Buche von höherer Bedeutung. Oswald Heer (Nr. 3) hat nicht nur ein Lebensbild entworfen, er hat einem verdienstvollen Todten ein Cenotaph errichtet, das seinen Werth schon durch sich selbst besitzt. Wer in das Schaffen und Wirken eines bedeutenden Mannes so tief einzudringen versteht, der muß, in einer Art Wahlverwandtschaft, auch zu den Auserwählten gehören, die Aehnliches zu schaffen und zu wirken wissen. Es ist nicht nur eine Pflicht der Pietät mit dem vorliegenden Buche erfüllt, es ist dieses zugleich ein Lehrbuch geworden, das den Geist, der den Menschen und den Gelehrten durchdrang, weiter verkündet, nachdem die Hülle, die ihn faßte, zu Grabe getragen war.

Arnold Escher von der Linth durfte auch seinen Nachruf nur von einem Geistesverwandten, wie Heer das ist, empfangen; nur ein Freund konnte all die feinfühligen Züge wiedergeben, die zu dem Gesammtbilde gehören. Das schweizer Volk zählt viele tüchtige Söhne; niemand aber kann sein Vaterland mehr liebgehabt, niemand ihm treuer gedient haben als Arnold Escher, und ebenso war er der Wissenschaft eifrigster und aufopferndster Jünger. Sein Vater, der Staatsrath Hans Konrad Escher von der Linth, der durch den 62000 Fuß langen Linthkanal ein auf Jahrhunderte hinaus segenspendendes Werk geschaffen hatte, schrieb bei der Geburt des Sohnes in sein Tagebuch: „Mögest du, lieber Arnold, einst mit ruhigem Gewissen diese Blätter durchlesen und dir selbst sagen können, daß du meinem Wunsche, dich zu einem edeln Menschen zu bilden, entsprachest", und am Abend seines Lebens konnte der Sohn sich eingestehen, daß er seiner Väter werth gewesen sei.

Der Verfasser des Buchs wählt eine unbedingt richtige Weise, uns ein Bild des Todten zu entwerfen: aus sorgfältig gesammelten Tagebüchern und Briefen gibt er uns charakteristische Auszüge und verbindet dieselben durch seine erläuternden und ausführenden Bemerkungen. So durchleben wir die Jugendzeit mit Arnold Escher und begleiten ihn dann zu seinen Studien nach Genf und Berlin, wo er im Verkehr mit Leopold von Buch und Alexander von Humboldt die ausgiebigste Anregung fand. Von dem zärtlichen Verhältnisse, in dem er zu seiner Familie stand, ein Band, das alle Glieder bis zum Tode einte, geben uns Zeilen aus einem Briefe an seine Mutter, einer geborenen von Orelli, nach dem Tode ihres Vaters, beredtes Zeugniß: „Du hast mir nur ein Wort zu sagen und ich werde gleich kommen. Ich bitte dich, nicht aus Liebe zu mir diesen Wunsch zu unterdrücken." Die zärtliche Mutter rief den Sohn aber nicht zurück, und erst nach zweijähriger Abwesenheit sah er am 31. October 1829 das Vaterhaus wieder. Dort rastete er nicht lange; schon am 10. April 1830 trat er eine Studienreise nach Italien an, die er von Rom aus in Gesellschaft des Geognosten Fr. Hoffmann fortsetzte. Die Tagebuchblätter dieser Reise bieten eine herrliche Beschreibung der Natur und der Menschen. Sie sind getragen von jugendlicher Begeisterung für die Schönheiten der Schöpfung und durchdrungen von ebenso lebhaftem als gebildetem Geiste. Selbst stilistisch sind sie nachahmungswerth und bilden an und für sich eine hochinteressante Lektüre:

Die Fahrt durch die Apenninen gefiel mir ungemein; sie erinnerten mich durch ihre Gestalt und den Schnee, mit dem sie bis tief hinunter bedeckt waren, lebhaft an unsere lieben Schweizerberge. In Terni, wo die herrlichen Wasserfälle sind, fühlte ich recht, daß ich in Italien sei und mich Rom nähere. Ein so schönes Thal und so zarte Farbentöne in der Luft hatte ich noch nie gesehen. Die Wasserfälle und ihre Umgebung, in der Mittagsbeleuchtung gesehen, bieten ein magisches Schauspiel dar. In der ganzen Gegend bewunderte ich die Schönheit der Leute; man glaubte zuweilen alte Römergestalten vor sich zu haben. Du solltest einen Lazzaroni sehen, mit welcher Gravität er sich in einen zerlumpten Mantel hüllt und auf den öffentlichen Plätzen auf- und abgeht, als ob er ein römischer Senator sei.

So schreibt Escher an die Mutter, und von seiner tiefen Empfänglichkeit für all das Herrliche, was er erblickte, mögen noch folgende Zeilen über die Peterskirche zum Beweise dienen:

Es ist nicht möglich, sich von der Größe dieses Baues einen richtigen Begriff zu machen. Sonderbarerweise macht die ungeheuere Façade, wenn man etwa 20 Schritt davon entfernt ist, gar keinen verhältnißmäßigen Eindruck. Geht man aber nahe an die Säulen hinzu, wo man den wol zu schweren und dicken Architraph, der auf den Säulen ruht, nicht mehr sieht, so erkennt man, daß man vor einem Baue steht, der das Werk der ganzen Christenheit war. Ich ging in die Kirche hinein und staunte, daß sie so klein erschien; je weiter ich aber vorwärts ging, desto ungeheuerer erschien mir das Ganze, und als ich unter der Kuppel stand (die zweimal so hoch ist als unser Frauenmünsterthurm), schien mir der ganze Bau berechnet auf die Wirkung: Mensch, falle nieder und bete an! Viele tadeln an der Peterskirche, daß der Eindruck, den sie beim Eintritt bewirkt, der Größe derselben nicht entspreche. Mir schien, als ob der Baumeister gerade die stufenweise Wirkung habe hervorbringen wollen, die immer mehr zunimmt, je länger man diese ungeheuere Kirche durchwandelt, denn unsere Großmünsterkirche könnte man füglich in eine der Seitenkapellen der Hauptkirche stellen. Diese Wirkung schien mir voraus darauf zu beruhen, daß das ganze Schiff bis zur Kuppel blos auf vier Pfeilern ruht.

Es ist eine wirkliche Versuchung für uns, noch recht viele dieser Blätter wiederzugeben; zeichnen sie sich doch alle durch Anschaulichkeit und Wärme der Empfindung aus; aber wir wollen dem Buche seinen Reiz nicht rauben, sondern nur auf dasselbe hinweisen, und so sei nur noch eine Stelle aus einem Briefe Escher's an seinen Schwager Bürkli, der ihm den Tod der Mutter gemeldet hatte, als besonders bezeichnend für das Gemüthsleben des Gelehrten hier zum Abdruck gebracht:

So hart mich daher auch die Nachricht am Sonnabend Abend traf, daß ich auf dieser Welt die theuere Mutter nicht wiedersehen werde, so suchte ich doch mit Standhaftigkeit das zu ertragen, was einmal nicht zu ändern war, in der Ueberzeugung, daß ich die theuere Abgeschiedene, sowie den seligen Vater, besser ehre durch standhafte Ertragung des Unglücks und dadurch, daß ich suche meine Ausbildung zu fördern und ihnen in Sinnes- und Handlungsweise immer ähnlicher zu werden, als durch Klagen und ein unnützes Sichhingeben an das, was abzuändern nicht in unsern Kräften steht. Einen wahren, doch Gott sei Dank nicht unerwarteten Trost hat es mir gewährt, aus Ihrem Briefe zu sehen, daß Sie sich alle gelobt haben, das schöne Band der Freundschaft, welches bisjetzt uns alle verband, aufrecht zu erhalten und zu befestigen, wenngleich die liebe Mutter, welche durch ihre Liebe zu uns allen den schönsten Mittelpunkt unsers Kreises bildete, aus unserer Mitte verschwunden ist. Ja, ich verspreche es Ihnen und allen meinen Geschwistern, daß auch ich, so lange ich lebe, mein Möglichstes thun werde, die Eintracht und Freundschaft, die bisjetzt unter uns herrschte, zu erhalten und zu befestigen.

So haben wir also darzuthun versucht, was Escher als Mensch gewesen ist, und mit welchem Eifer er seine Lehrjahre ausnutzte. Wie emsig und unermüdet er immer tiefer eindrang in die wunderbaren Bildungen der Natur, deren entlegene Gebiete er, Gefahr und Mühen nicht achtend, forschend durchstreifte, wie segensreich er als Lehrer wirkte, welch hohen Klang sein Name in der Wissenschaft gewann: alles das läßt uns der Verfasser in andern Abschnitten seines Buchs durch ausführliche Berichte versichern. Wir wollen ihm hierbei nicht folgen, seine lichtvolle Darstellung würde durch Abkürzung an Klarheit verlieren. Arnold Escher war ein edler Mensch, er wurde ein Wohlthäter und Lehrer seinem Volke, eine Leuchte der Wissenschaft, und das Buch, in dem Oswald Heer darüber spricht, ist seines schönen Stoffes werth.

In Nr. 48 d. Bl. f. 1872 haben wir des ersten Theils des Petri'schen Werks gedacht, das sich zur Aufgabe gestellt, Johann Georg Hamann's Bedeutung aus seinen Schriften im Zusammenhang mit seinem Leben zu erläutern. Heute liegt der zweite Theil (Nr. 4) vor uns, und wir vermögen nun wol einigermaßen zu erkennen, in welchem Umfange Petri seinen Zweck erreicht.

Wir halten die Aufgabe, die er sich gewählt, für eine der schwersten in der ganzen deutschen Literatur und betrachten es fast als eine Unmöglichkeit, Licht da hineinzubringen, wo eigentlich niemals ungetrübtes gewesen ist. Hamann hat keine größern Werke geschrieben; alle seine Schriften sind meist nur 1—2 Bogen stark; sie sind Flugschriften, recht eigentliche Gelegenheitsproducte, die immer durch eine äußere Veranlassung entstanden sind, und welche wol in sich überstürzender Fülle einen wahren Schatz von Gedanken enthalten, die aber Irrlichtern gleich auftauchen, bald hier, bald dort hellglänzend leuchten, doch niemals, in logischer Folge sich aneinanderreihend, zu einem Resultate führen.

Hamann rief einst selbst verzweifelnd aus: „Ich bin recht gequält, immer soll ich sagen, was ich damit gemeint, was ich darunter verstanden habe, und ich weiß es selbst nicht mehr. Es war das Resultat einer Lektüre, in deren Ideenzusammenhang ich mich jetzt unmöglich wieder versetzen kann." Er nennt seine Schriften „Ohren", die in das Exemplar seines Lebens eingezeichnet sind. „Mein Gedrucktes", schreibt er, „besteht aus bloßem Text, zu dessen Verstand die Noten fehlen, die aus zufälligen auditis, visis, lectis, et oblitis bestehen, und eine stumme Mimik war das ganze Spiel meiner Autorschaft."

Zu den labyrinthischen Verzweigungen seines Gedankenganges tritt nun noch ein wahrhaft monströser Stil; wir finden bei aller Hochachtung für Hamann kein anderes Wort für seine Ausdrucksweise und können nicht umhin, sein Selbstbekenntniß gerechtfertigt zu finden:

> Mir wird bei dem, was ich selbst geschrieben, so übel und weh als dem Leser, weil mir alle Mittelbegriffe, die zur Kette meiner Schlüsse gehören, verraucht sind und so ausgetrocknet, daß weder Spur noch Witterung übrigbleibt. Ich habe mich in eine solche Manier zu schreiben hineinstudirt, die mir weder selbst gefällt, noch natürlich ist.

Trotz alledem aber ist der Einfluß Hamann's auf die deutsche Literatur zu unverkennbar und zu mächtig, als daß wir nicht jedem ernsten Versuche, den merkwürdigen Mann uns näher zu führen, mit großem Interesse zu folgen hätten. Schon allein die Anregung, die Hamann dem Geiste Herder's gegeben, ist epochemachend; wurden doch durch seinen Einfluß in Herder jene neuen Ideen über die Poesie erzeugt, die darauf ausgingen, deren ursprüngliche Hoheit darzulegen und die Volkspoesie als die reinste Quelle des poetischen Lebens darzustellen. Hamann entwickelt thatsächlich in der „Aesthetica in nuce" die Anschauungen im Keime, die wir in Herder's Schriften dann in schönster Blüte wiederfinden. Außerdem ist auch nicht zu leugnen, daß die Opposition, die Hamann den seichten Aufklärern seiner Zeit entgegensetzte, daß gerade seine mystisch-religiöse Richtung, die sich oft genug in fast prophetischer Tiefe äußerte, unsere Literatur zu einer Innigkeit der Auffassung hindrängte, die unberechenbar befruchtend wurde. So finden wir denn in Hamann die großartigsten, genialsten und kühnsten Ideen zugleich, aber wir müssen sie heraussuchen aus einem wahren Wust von Kreuz- und Quersprüngen und dürfen nicht leugnen, daß wir häufig auch auf taubes Gestein stoßen. Dankbar erkennen wir an, daß Petri uns mit kräftiger und kundiger Hand leitet, dennoch aber bleibt immer noch unserer eigenen Mühe ein sehr großer Theil überlassen. Am wesentlichsten unterstützt uns Petri in dem Verständniß der ungemein reichen und bedeutenden Correspondenz Hamann's dadurch, daß er die einzelnen Briefe in Zusammenhang mit den verschiedenen Lebensepisoden, denen sie gelten, zu bringen weiß. Es ist das immerhin schon ein sehr wesentlicher Beitrag zur Hamann-Kunde, für die überhaupt das Petri'sche Werk unbedingt sehr förderlich ist.

Albert Weigert.

Erzählende Schriften und Skizzen.

1. Vom Altar in den Krieg. Roman aus der Gegenwart von M. A. Niendorf. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 3 Thlr.

Jedes große oder kleine historische Ereigniß, welches in unsere raschlebige, nach Aufregungen jeder Art gierig hastende Zeit fällt, hat eine wahre Flut von historischen und belletristischen Werken im Gefolge, deren Verfasser theils bestrebt sind, politischen Parteien dienend, diese Ereignisse von solchem befangenen Standpunkte „wissenschaftlich beglaubigt" darzustellen, d. h. bis zu einem gewissen Grade gefälschte „Geschichte" zu machen, oder aber deren harmloserer Zweck es ist, diese Ereignisse als interessanten Hintergrund von romantischen Erfindungen ihrer selbstschaffenden Phantasie zu benutzen. Letztere thun dies in der Hoffnung und Ueberzeugung, durch Ausnutzung der gegenwärtigen Zeitgeschichte ihren Werken einen (oft sehr nöthigen) Reiz mehr zu verleihen, der sich dadurch zum Hautgoût steigern läßt, daß man diese

oder jene große politische Persönlichkeit als willkommenen Acteur in der selbsterfundenen Handlung mitwirken läßt. Leider ist unter der Flut dieser Schriften nur selten die eine oder die andere, welche auf bleibenden Werth Anspruch machen kann; das meiste ist Dutzend-Fabrikarbeit, vom Verleger für einen bestimmten Termin bestellt, mit großer Eile, ohne alle Selbstkritik, ohne alles tiefere Studium, nur mit Rücksicht auf das Honorar hingeworfen, dem Bedürfnisse des Tags dienend und zugleich mit diesem Bedürfnisse vergessen. Die belletristischen Schriften dieser Gattung erscheinen nun gewöhnlich in den Tagesjournalen und stehen dort vollkommen an der richtigen Stelle, oder sie werden in Lieferungen ausgegeben — simple Buchhändlerspeculation. Sobald aber ein solcher Roman „aus der Gegenwart" in entsprechender Ausstattung als wirklicher, rechter Roman erscheint, mit dem Anspruche recensirt zu werden, so hat das soviel zu sagen als: der Verfasser wünscht, daß der Kritiker an das Werk den künstlerischen Maßstab lege. Mit dieser Prätension tritt auch Niendorf vor uns hin, und so müssen wir denn, wenn auch nicht mit Freude, darangehen, zu untersuchen, inwiefern sein Wunsch ein berechtigter ist, inwiefern sein Roman: „Vom Altar in den Krieg", künstlerischen Ansprüchen genügt. Wir werden da zu ganz unbefriedigenden Resultaten gelangen. Allerdings gelingt es dem Verfasser, welcher das deutsche Grenzland, wo die saarbrückener Schlacht im letzten deutsch-französischen Kriege geschlagen wurde, das Erzbisthum Trier, zum Hauptorte seiner Erzählung macht, uns die fatalen, verquickten und verworrenen Verhältnisse in diesem Grenzlande zu schildern; er gibt uns Aufschluß darüber, warum den Franzosen viel daran gelegen sein mußte, dieses Gebiet zu erobern; aber damit hat er noch kein Kunstwerk geliefert, und doch ist diese „Einleitung" die beste Partie seines Buchs. Der eigentliche Roman, welcher sich seinem stofflichen Inhalte entsprechend in einer mäßig langen Novelle vollkommen erschöpfend behandeln ließe, ist dadurch zu einem unförmlichen Machwerke geworden, daß der Verfasser, anstatt bei der Sache zu bleiben uns nur mit den Schicksalen der beiden Haupthelden der Geschichte des Weitern bekannt zu machen und sich in das seelische Empfinden und Denken dieser Personen künstlerisch zu vertiefen, es für gut fand, die ersten 140 Seiten des zweiten Bandes nahezu ausschließlich der Darstellung von Kriegsbildern und der Stimmung der pariser Bevölkerung zu widmen. Ganz abgesehen davon, daß diese Schilderungen in ihrer Ausführlichkeit im Misverhältnisse stehen zu dem Umfange des Werks (der zweite Band hat 214 Seiten), so sind sie auch an und für sich nicht gelungen, weil sie nicht den Eindruck des nach eigener Anschauung Wiedergegebenen machen. Und dies allein könnte ihnen einigen Werth, wenn auch noch immer keine künstlerische Berechtigung verleihen.

Was nun den novellistischen Kern des Werks betrifft, so kann wol von Originalität in keiner Beziehung die Rede sein. Im Titel ist eigentlich schon die Hauptsache enthalten. Ein junger Gutsherr von adelicher Familie und ferndeutscher Gesinnung, Ernst von Hellengau, liebt die Tochter seines Nachbarn, des Fabrikherrn Theuring, eines französisch gesinnten Deutschen. Der politische Gegensatz, in Verbindung mit dem Umstande, daß der junge Gutsherr nicht eben glänzend situirt ist, veranlaßt Theuring lange Zeit, die Einwilligung zur Ehe der Liebenden zu verweigern, bis es diesen endlich doch gelingt, den starrsinnigen alten Mann ihren Wünschen willfährig zu machen. Schon steht das Paar vor dem Traualtar, da trifft die Nachricht von dem plötzlichen Ausbruche des deutsch-französischen Kriegs ein und gleichzeitig mit ihr der Ruf an Ernst von Hellengau, seinen militärischen Pflichten nachzukommen. Natürlich ist er entschlossen, dem Rufe des Vaterlandes und des Königs zu folgen, doch vorher soll noch die Trauung vollzogen werden. Allein jetzt im entscheidenden Momente zieht Theuring sein Wort zurück, er nimmt die widerstrebende Tochter vom Altare fort, und mit schmerzerfüllter Brust muß Ernst in den Krieg. Hiermit schließt der erste Band. Nun folgen die 140 Seiten Kriegsgeschichte, während deren Lektüre wir Ernst und seiner Braut kaum flüchtig begegnen; und dann kommt der Schluß des Romans: Ernst, der den ganzen Feldzug hindurch mit Glück den feindlichen Kugeln entronnen ist, wird auf der Heimkehr, als er plündernde Franctireurs überfällt, die in die Behausung Theuring's eingedrungen sind, schwer verwundet. Die Aerzte geben alle Hoffnung auf, ihn zu retten, seine Braut verfällt darüber in Wahnsinn; schließlich aber erholt sich Ernst doch, seine Genesung gibt der Geliebten den Verstand wieder, sie heirathen sich, und Theuring gibt ihnen, von seinem Franzosenenthusiasmus geheilt, den väterlichen Segen.

Die Gestalten des Romans sind so ziemlich nach der Schablone gezeichnet, die Deutschen natürlich alle idealisirt, die Franzosen und französisch Gesinnten dagegen, mehr als nöthig und wahr, heruntergesetzt. Originell ist einzig der Versuch Niendorf's, die Heldin seiner Geschichte als Schopenhauerianerin darzustellen — und dabei doch liebenswürdig. Darin liegt eine contradictio in adjecto, denn ein Weib, das den Ideen jenes Philosophen anhängt, das also pessimistisch denkt, wird niemals liebenswürdig sein können. Zum Glück für seine Gestalt scheint der Verfasser selbst nicht tief in die Kenntniß der Schopenhauer'schen Philosophie eingedrungen zu sein, und so ist dieselbe eigentlich nur anfangs ein bischen pessimistisch angekränkelt und entwickelt sich dafür später um so weiblich-edler.

Um übrigens nicht misverstanden zu werden, müssen wir bemerken, daß, obwol Niendorf's Roman keine ernste Kritik auszuhalten vermag, der Verfasser doch von einem bessern und edlern Streben geleitet wird, in seinem Werke häufig Zeugniß gibt von Bildung des Geistes und Herzens, und daß der gute Wille auch dann anerkannt werden mag, wenn er mit schwacher Kraft gepaart ist.

2. Stepan Nikititsch Sarafanow. Aus dem kirchlich-politischen Leben Livlands. Erzählung von Rudolf Schulz. Leipzig, Bidder. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mit viel mehr Talent und künstlerischem Verständnisse als Niendorf hat Rudolf Schulz seine Aufgabe gelöst. Auch seine Erzählung spielt in der Gegenwart, oder richtiger gesagt, in der jüngsten Vergangenheit, und

auch er gibt den darzustellenden Ereignissen gewissermaßen einen historischen Charakter, indem er uns ein lebendiges Bild der kirchlichen und politischen Zustände von Livland entwirft. Dadurch aber, daß er eben Livland mit seiner Hauptstadt Riga zum Orte der Handlung macht, wird seine Aufgabe viel schwieriger, als diejenige war, die sich Niendorf gestellt hat. Denn uns Centraleuropäern liegen die russischen Ostseeprovinzen ziemlich fern, und die dortigen Verhältnisse sind uns mehr oder minder fremd. Schulz muß also vor allem die große Schwierigkeit überwinden, uns mit diesen fremden und zum Theil sogar abnormen, unserm Verständnisse weniger zugänglichen Verhältnissen bekannt zu machen, und er muß dies in einer Weise thun, daß dabei der Wesenheit seines Buchs als „Unterhaltungslektüre" kein Abbruch geschieht. Dies gelingt ihm nun vollständig, wir kommen ihm insofern rasch mit unserer vollsten Sympathie entgegen, als es sich in dem Werke um unsere deutschen Brüder, die unter russischer Botmäßigkeit stehen, und um den Kampf handelt, den dieselben gegen die Tücke der national-russischen Partei führen müssen. Diese fanatischen und ehrgeizigen Russomanen lassen nämlich alle Minen springen, um russische Sprache, russische Sitte und die orthodoxe russische Religion in den vorwiegend deutschen Ostseeprovinzen einzuführen, und dort dem seit Jahrhunderten eingebürgerten deutschen Geiste, der deutschen Bildung und Sitte immer mehr den Boden zu entziehen. Daß ihnen dies nicht gelingt, obwol sie vor keinem noch so niedrigen Mittel zurückschrecken, ihr Ziel zu erreichen, daß die Deutschen mit ihrer gerechten Sache endlich doch siegreich aus dem Kampfe hervorgehen und in dem von ihnen cultivirten Lande nun um so festern Fuß fassen, bildet den befriedigenden Abschluß des Werks und gestattet einen erfreulichen Ausblick in die Zukunft.

Der Roman, welchem diese culturhistorisch gewiß hochinteressanten Momente zur Unterlage dienen, ist bei all seiner Einfachheit ungemein anziehend und in seiner harmonischen Lösung ebenso befriedigend. Die Liebe eines jungen tüchtigen Deutschen zu einer reichen russischen Kaufherrntochter, die Intriguen und Falschheiten, welche von dem fanatischen Titelhelden des Buchs aufgeboten werden, um den verdienstvollen braven Jüngling aus allen seinen Stellungen herauszudrängen, bis endlich das Lügengewebe zerreißt und das Band der Ehe das schwergeprüfte liebende Paar vereinigt: all das wird mit viel poetischem Sinne und großem Aufgebot charakteristischen Details geschildert. Und namentlich hat der Verfasser eine große und liebenswürdige Gestaltungskraft, verbunden mit klarer psychologischer Motivirung, in dieser Erzählung bekundet. Da ist vor allem die köstliche, lebensvolle Figur des alten Kaufherrn Kainikow, die edle, deutschenfreundliche Gestalt seiner Gattin und die liebenswürdige der Tochter. Da ist als Gegensatz die deutsche Familie Hoffmann, der brave, strebsame, nur zu empfindliche Sohn an ihrer Spitze; und dann ein wahres Cabinetsstück, dieser lebensmüde Erzbischof mit dem schönen Gesicht und den feinen Händen, welcher der dunkel gehaltenen Gestalt des rastlos ehrgeizigen, fanatischen und fanatisirenden Russen Stepan Nikititsch Sarafanow, der Hauptfigur der Erzählung, zur trefflichen Folie dient. Mit einem Worte, Rudolf Schulz hat uns hier ein ganz eigenartiges, in jeder Beziehung werthvolles Werk geliefert, welches ebenso sein Darstellungstalent wie seine Fähigkeit beweist, das wirkliche Leben zu schauen und im Anschauen zu erfassen.

Ein interessantes Moment dürfen wir übrigens hier nicht unerwähnt lassen, das uns ganz besonders in die Augen fiel. Es ist dies die Art und Weise, wie Schulz die Russen schildert im Gegensatz zu den Schilderungen, welche z. B. Turgenjew von seinen Landsleuten entwirft. Beide Schriftsteller kennen offenbar diese Nation aus eigener Anschauung, beide stehen auch auf ganz objectivem Standpunkte, und doch, welch ein Unterschied! Die Russen Turgenjew's sind so durch und durch Russen, d. h. Russen mit slawischem Typus, daß wir sie niemals für etwas anderes halten könnten, und wenn uns der Autor auch selbst in Bezug hierauf irreführen wollte; die Russen bei Schulz dagegen haben, ohne daß es der Autor auch nur im entferntesten ahnte, etwas Deutsches angenommen, was sich nicht so eigentlich nennen läßt, was aber trotzdem in merklichem Grade vorhanden ist. Schulz sieht eben die Russen mit deutschen Augen an, Turgenjew mit russischen: das sind zwei verschiedene Medien, und daher wol auch die leisen Unterschiede in der Darstellung des Geschauten. Sollte daraus ein Schluß gezogen werden dürfen, der da lautet: Kein Dichter kann Individuen einer fremden Nation vollkommen der Wirklichkeit entsprechend schildern? Man sollte es fast glauben. Wird ja doch Shakspeare sogar der Vorwurf gemacht, daß sein römisches Volk dem englischen Pöbel gleiche wie ein Ei dem andern.

3. Schloß Teufelsburg. Roman von Ernst von Waldow. Drei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 4 Thlr.

Nur wenig und absolut nichts Gutes haben wir über diesen Roman zu sagen. Die Verfasserin desselben (Lodoiska von Blum), eine Berlinerin, welche in Wien journalistisch und feuilletonistisch thätig ist, legt darin neuerdings den Beweis ab, daß sich viele berufen glauben, Romane zu schreiben, welche sich noch nicht einmal darüber klar geworden sind, was ein Roman will und soll, und daß vor allem im Roman ein Mittelpunkt vorhanden sein muß, auf dessen Geltendmachung alles andere hinwirken muß. Ein solcher Mittelpunkt fehlt nun ihrem Romane vollkommen. Wenn wir uns nach langer vergeblicher Anstrengung so weit orientirt haben, um für eine oder die andere Person Interesse zu fassen, sie als Mittelpunkt der Ereignisse zu betrachten, so werden wir gewiß schon im nächsten Kapitel aus dem Sattel geworfen und können uns einen neuen Mittelpunkt suchen. Der Gerechtigkeitssinn der Verfasserin hat eben die Rollen ungemein „gleich vertheilt" — und so sind sie alle zu kurz gekommen. Abgesehen hiervon fehlt es der Dame auch an den nöthigen tiefern Studien und Kenntnissen, um einen Kampf der freigeistigen religiösen Richtung gegen die dunkeln Bestrebungen des Pfaffen- und Muckerthums entsprechend darzustellen. Am besten gelingt es ihr noch, die corrupten Zustände der

berliner „guten" Gesellschaft zu schildern. Hier scheint sie wirklich sehr eingehende Studien gemacht zu haben und entwickelt in der That ein ganz bedenkliches Raffinement in Darstellung unsittlicher und dabei unnatürlicher Verhältnisse. Und was da ganz besonders auffällt, ist, daß durchgängig nicht, wie sonst üblich, die Herren die Damen, sondern vielmehr die Damen die Herren verführen oder, wo dies nicht gelingt, mindestens verführen wollen. Da sind die Damen der Reihe nach: Clemence, Essolda, Elisabeth, Esther und wie sie heißen mögen; jede versucht ihr Glück ein oder mehrere male mit mehr oder minder befriedigendem Erfolge, aber immer mit einem wenigstens moralischen Erfolg — in Erstrebung unmoralischer Gelüste. Ich sage unmoralisch, nicht als ob ich das Streben nach sinnlicher Befriedigung als unmoralisch betrachten würde, sondern weil sich diese Damen in den Kopf setzen, stets diejenigen Männer zu verführen und zu besitzen, die durch die Verhältnisse unter die „verbotenen Früchte" rangirt werden. Und das ist doch jedenfalls unmoralisch. Sollte wirklich derlei jetzt in den ewig weiblichen Kreisen Berlins Mode geworden sein?

Im übrigen fehlt es dem Romane auch nicht an stilistischen Mängeln, Provinzialismen und grammatikalischen Fehlern.

4. Wiener Fresken. Von E. M. Vacano. Sechs Hefte. Pesth, Heckenast. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Emil Mario Vacano gehört unzweifelhaft zu den seltsamsten, räthselhaftesten Individualitäten der deutschen Schriftstellerwelt. Von einer stupenden Fruchtbarkeit, von einer geradezu krankhaften Hast im Produciren, von einer geistigen Elasticität, die ihn befähigt, sich in den verschiedenartigsten Materien vollkommen zurechtzufinden, und dabei von einer Ueberzeugungslosigkeit, die ihn morgen das bekämpfen und persifliren läßt, was er heute verherrlichte, documentirt er in seinen Schriften die überraschendste Tiefe in Auffassung und Darlegung psychologischer Probleme und doch auch die crasseste Oberflächlichkeit in derselben Beziehung. Ein Realismus, der es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, in erschreckender Schilderung des Häßlichen, Schauder- und Ekelerregenden die Palme zu erringen, findet Platz neben Schilderungen voll wunderbarer Poesie und Schönheit; in einem Athem vermag Vacano Vergleiche zu machen von so schlagender Richtigkeit, daß man die Behauptung, „alle Vergleiche hinken", dadurch widerlegt zu sehen meint, und wiederum andere Vergleiche, die uns an der gesunden Vernunft des Schreibers zweifeln lassen. Vacano wird einen Stoff ganz von der richtigen Seite anpacken, ihn bis über das dritte Viertel hinaus entsprechend durchführen, dann aber in einer Weise schließen, die das Ganze verdirbt, oder er schildert bei dem Beginn eine Situation völlig falsch und macht einen merkwürdig guten Schluß. Wenn man in den Schriften dieses Poeten liest, kommt es oft ganz wunderbar über einen, und man will schon ausrufen: Vacano ist ein Genie! Doch man liest noch den nächsten Satz und muß hellaut auflachend rufen: Vacano ist ein Narr! Wer sein dickes Buch „Die Heiligen" gelesen hat, für welches der unfehlbare Papst selbst Reclame machen könnte, würde den Verfasser für einen verzückten religiösen Schwärmer halten, und doch finden wir in seinen „Wiener Fresken" eine Novellenskizze „In der Kirche", über welche derselbe unfehlbare Papst ein „anathema sit!" herabdonnern müßte. Diese „Wiener Fresken", welche mit staunenswerther Lebendigkeit und Wahrheitstreue Wien und das Leben und Treiben in Wien schildern, sind überhaupt eine seltene Musterkarte von Vacano's oben angedeuteten schriftstellerischen Fehlern und Vorzügen, anziehend und abstoßend, rührend und erheiternd zugleich, einzig in ihrer Art und deshalb sehr zu empfehlen, obwol trotz des Talents, das darin zur Geltung kommt, von keinem absoluten Kunstwerthe. Und doch könnte Vacano, wenn er nur die Vorzüge seiner Begabung in seinen Arbeiten verwerthen wollte, einer der besten Schriftsteller unserer Zeit sein. Vielleicht will er, aber er kann nicht; das liegt eben in seiner Begabung, in seinem rastlosen Schaffenstrieb, der sich mit Feile und Correctur, mit Selbstkritik nicht verträgt.

Unter den „Wiener Fresken" sind wegen ihrer Eigenart besonders hervorzuheben: „Der Sperl und das Spital", „Die Ratten des Elends", „Der Hausirer", „In der Kirche", „In der Hausmeisterwohnung", sowie auch der Schluß von „Don Juan in Wien".

5. Silhouetten und Aquarellen aus der Coulissenwelt. Von Wilhelm Anthony. Berlin, Staude. 1874. Gr. 8. 25 Ngr.

Ein Buch, welches trotz des Umstandes, daß darin von dem Leben und künstlerischen Schaffen der hervorragendsten deutschen Bühnenkünstler, wie Dawison, Emil Devrient, Hermann Hendrichs, Heinrich Marr, und anderer, wie Graf Hahn, Wilhelm Kunst, Baudius u. s. w., erzählt wird, doch nicht gerade zu fesseln vermag. Es herrscht eben in den meisten dieser Skizzen eine gewisse Oberflächlichkeit vor, die ein gemachter Kunstenthusiasmus nicht zu verdecken im Stande ist. Die Silhouetten haben übrigens das Gute, daß wir in denselben hier und da eine interessante Anekdote, einen bedeutsamen Zug aus dem Leben oder Charakter der obengenannten Männer kennen lernen. In den Aquarellen hingegen schöpft der Verfasser „aus der eigenen Brust", und da wiegt merkwürdigerweise das possenhafte Element vor. Interessant ist nur eine Anekdote aus der Künstlerlaufbahn der Sängerin Désirée Artôt und „Die komische Alte", „eine Photographie ohne Retouche", wie der Autor diese Skizze zu nennen beliebt.

Oskar Welten.

Ernst Förster's „Peter von Cornelius“.

Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken, mit Benutzung seines künstlerischen wie handschriftlichen Nachlasses und mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner Freunde und eigenen Erinnerungen von Ernst Förster. Erster Theil. Mit Cornelius' Bildniß. Berlin, G. Reimer. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ein Werk über Cornelius zu schreiben, das in gebührendem Maße gleich sehr der idealistischen Grundrichtung dieses Meisters und dem realistischen Geschmack der heutigen Lesewelt gerecht wird, ist jedenfalls eine nicht leichte Aufgabe. Gleichwol muß das vorliegende Buch als eine überaus glückliche Lösung derselben bezeichnet werden, indem es seinem Inhalte nach durchaus ein Erzeugniß der dem Künstler und seiner Zeit eigenthümlichen Weltanschauung ist, bezüglich seiner Form dagegen entschieden mehr sich selbst erläuternde Thatsachen als Reflexionen bringt. Dies in ungezwungener Weise zu erreichen war nur unter besonders günstigen Umständen möglich. Die beiden wichtigsten derselben bestanden im vorliegenden Fall einerseits darin, daß der Autor selbst ein Schüler und vertrauter Freund des Meisters gewesen ist, eine längere Reihe von Jahren hindurch in unmittelbarem Verkehr mit ihm gestanden hat und den wesentlichsten Theil seiner eigenen Entwickelung denselben Zeitideen wie jener verdankt, andererseits darin, daß ihm bei Abfassung seines Werks außer dem reichen Schatz seiner eigenen Beobachtungen und Erinnerungen auch noch die von Cornelius nachgelassenen Correspondenzen und anderweitige für dessen Leben und Wirken wichtige Documente zu Gebote gestanden haben, und zwar in solcher Fülle und Bedeutsamkeit, daß sie fast schon allein im Stande sind, von dem Lebens- und Bildungsgange, dem Genius und Charakter, den Bestrebungen und Leistungen des Künstlers ein lebendiges, die Wirklichkeit treu abspiegelndes Bild zu geben.

Mit richtigem Takt in der genauen Wiedergabe, zweckmäßigen Zusammenstellung und möglichst einfachen Verknüpfung dieser Documente den eigentlichen Kern der von ihm zu lösenden Aufgabe erkennend, und von der Ueberzeugung getragen, gerade hierdurch zu einer möglichst gegenständlichen Zeichnung und Würdigung des Meisters einerseits den wissenschaftlich werthvollsten, andererseits zugleich den für weitere Kreise unmittelbar interessantesten Beitrag zu liefern, hat der Verfasser von vornherein darauf verzichtet, seinem Buche die Form einer Biographie oder Charakteristik in sonst üblicher Verarbeitung der dafür benutzten Quellen zu geben, und es war dies um so mehr gerechtfertigt, als — abgesehen von vielen kürzern Arbeiten — ein ausführliches Werk dieser Art bereits bei Lebzeiten des Meisters von Hermann Riegel erschienen war, in welchem Förster selbst ein mit Liebe und Verständniß geschriebenes Buch erblickt. Nachdem er mit Beziehung auf dasselbe im Vorwort erklärt, eine zweite derartige Arbeit würde sich kaum haben rechtfertigen lassen, wenn man auch hier und da eine andere Auffassung geltend zu machen hätte, spricht er sich über Entstehung, Zweck und Anlage seines eigenen Werks folgendermaßen aus:

Was noch zu thun übrig und wünschenswerth war, ist, was Cornelius selbst zu thun sich vorgenommen hatte: seine Memoiren zu schreiben. Während ich über die Möglichkeit nachsann, wie — wenn auch nur einigermaßen ausreichend — der Gedanke ausgeführt werden könnte, wurden mir unvermuthet und ungesucht die ergiebigsten Mittel dazu in die Hand gelegt. Offenbar für die angedeutete Absicht hat Cornelius vieles von dem, was sich mit der Zeit an Briefen und Briefconcepten, an Gedichten, Beiträgen und Schriftstücken aller Art bei ihm angesammelt, sorgfältig aufbewahrt. Dieser umfangreiche, in hohem Grade interessante handschriftliche Nachlaß ist zugleich mit den vorhandenen Handzeichnungen des Meisters von seiner Witwe in den Besitz seines Neffen, des Professor Karl Cornelius in München, übergegangen. Und dieser hat den ganzen Schatz mir zum Behuf biographischer Mittheilungen über seinen verstorbenen Oheim auf das liberalste zur freien Verfügung übergeben. Damit ist meiner Arbeit die Aufgabe gestellt, das Gepräge gegeben. Was ich auch mehr oder minder Bekanntes mittheile, was ich aus eigenen und fremden Erinnerungen und Aufzeichnungen schöpfe: der eigentliche Werth des Buchs wird immer in jenen Schriftstücken liegen, die uns das Leben und Wirken von Cornelius, sein Denken und Handeln, ihn selbst unmittelbar vor die Seele stellen. War ich nun auch hier und da genöthigt, anderwärts Gegebenes zu wiederholen, da mit der bloßen Hinweisung darauf wenigen Lesern gedient sein würde, so habe ich dafür ausführliche Beschreibungen der Werke, wie sie in Büchern und Zeitschriften veröffentlicht sind, vermieden und mich begnügt, sie in einfach allgemeinen Umrissen zu bezeichnen, um den Fortgang der biographischen Erzählung nicht mehr als unumgänglich nothwendig zu unterbrechen.

Der Ausführung der hier entwickelten Grundsätze gemäß besitzt denn in der That das Förster'sche Buch zugleich die wissenschaftliche Bedeutung eines Quellenwerks und jene allgemein ansprechende Unmittelbarkeit und Frische, welche memoirenartigen Aufzeichnungen, Briefen und ähnlichen Hinterlassenschaften bedeutender Persönlichkeiten eigen zu sein pflegen. Um ihm diese beiden Vorzüge in möglichst hohem Grade zu sichern, hat sich der Verfasser nicht mit der gewissenhaften Benutzung und Wiedergabe des ihm zur Verfügung gestellten Nachlasses und einer Ergänzung desselben aus seinen eigenen Erinnerungen begnügt, sondern ist, mit der ausgesprochenen Absicht, künftigen Forschern vorzuarbeiten, gleichzeitig bemüht gewesen, die vorgefundenen Schriftstücke noch zu vervollständigen. Außer durch mündliche und schriftliche Mittheilungen, die er demzufolge von Freunden und Bekannten des Meisters erhalten, ist er hierbei insbesondere vom königlich preußischen Ministerium unterstützt worden, dessen bereitwilligem Entgegenkommen er es zu verdanken hat, daß er namentlich über des Künstlers Beziehungen zur düsseldorfer Akademie sehr vollständige und zuverlässige Documente hat liefern können, welche, sofern sie sich nicht wohl in den Text einfügen ließen, neben andern Actenstücken in einem besondern Anhang zusammengestellt sind. Außerdem hat es sich der Autor auch angelegen sein lassen, sein Buch mit einem Bildniß des Meisters auszustatten, und zwar einem solchen aus dessen frühern Lebensjahren; und durch die Gefälligkeit der Brockhaus'schen Verlagsbuchhandlung ist ihm zu diesem Zweck ein Barth'scher Kupferstich nach einer Zeichnung von Schlotthauer aus dem Jahre 1827 oder 1828, welche Cornelius als den Meister des Götter- und Heroensaales der münchener

Glyptothek zeigt, zur Benutzung überlassen worden. Bis auf diese Zeit ist auch der Lebens- und Entwickelungsgang des Künstlers in dem uns zunächst vorliegenden ersten Theile des Werks ausgeführt. Ein zweiter Theil, der die weitern Erlebnisse und Leistungen desselben bis zu seinem Lebensende umfassen und damit das Ganze schließen wird, soll noch im Laufe dieses Jahres folgen.

Der uns bisjetzt gebotene Inhalt ist in natürlichem Anschluß an die wesentlichen Fortschrittsmomente im Leben und Wirken des Künstlers in fünf Abtheilungen gegliedert. Die erste umfaßt seine Jugendjahre zu Düsseldorf von 1783—1809; die zweite seinen Aufenthalt zu Frankfurt a. M. von 1809—11; die dritte die Zeit in Rom von 1811—19; die vierte die abwechselnd in Berlin, München und Düsseldorf verlebten Jahre von 1820—25; und endlich die fünfte den Zeitraum von seiner festen Anstellung als Director der münchener Akademie bis zur Vollendung der Glyptothekfresken von 1825—30.

Jeder dieser Abschnitte ist von besonderm Interesse und reich an Mittheilungen, in denen sich uns Cornelius gleichsam leibhaftig vom frühesten Kindesalter an bis zur Akme seines Mannesalters und zur allgemein anerkannten Bethätigung seiner Künstlermeisterschaft vor unsern Augen entwickelt. Im ersten derselben sind insbesondere seine mit einem Jugendfreunde Fritz Fleming gewechselten Briefe höchst interessant, indem sie trotz der gröbsten Verstöße gegen die Orthographie und trotz der in Ueberschwenglichkeiten und Phantasmen sich verrathenden Unreife des Geistes doch schon in bedeutungsvollen Anzeichen die Keime und Triebe des werdenden Genius offenbaren und es keineswegs blos als knabenhafte Schwärmerei, sondern als einen divinatorischen Blick in die Zukunft erscheinen lassen, wenn er hier seinem als „Plato" bezeichneten Freunde gegenüber selbst den Namen „Rafael" führt, oder wenn er noch während seiner Schülerjahre dem Akademiedirector Langer, der von seinem beschränkten Standpunkte aus einst mit herausforderndem Spott zu ihm sagte: „Sie wollen am Ende noch gar ein Rafael werden!" zur Antwort gab: „Aut Caesar, aut nihil!"

In überraschender Weise enthüllt sich seine auf das Ideale und Große gerichtete Natur auch in seinen Jugendgedichten; ja in der auffälligen Erscheinung, daß er sich hier in gebundener Rede verhältnißmäßig weit gewandter und correcter auszudrücken weiß als in der Prosa seiner Briefe, kündigt sich bereits seine besondere Befähigung zu künstlerischer und schwungvoller Gestaltung an. Bezüglich seiner damaligen Leistungen auf dem Gebiet der von ihm erkorenen Berufsthätigkeit sind besonders seine brieflichen Auslassungen über diejenigen seiner Arbeiten von hohem Interesse, mit denen er sich an der von Goethe ausgeschriebenen Concurrenz betheiligte. Wie bestimmt ihm schon damals das später von ihm in so hohem Grade verwirklichte Ideal einer in zusammenhängenden Bildercyklen sich aussprechenden Gedankenmalerei vor der Seele stand, läßt sich insbesondere aus den Betrachtungen erkennen, die er an die Besprechung der damals von Goethe für den Palast der Herzogin von Weimar intendirten Plafondgemälde anknüpft. Er schreibt unter anderm:

Ich kann die Ursache leicht errathen. Nämlich: Herr Goethe hat im Sinn, die Kunst noch auf eine höhere Stufe zu stellen; sie sollte nicht allein zum Herzen, sondern auch zum Verstand sprechen, sie sollte nicht allein vergnügen und erschüttern, sie sollte auch belehren. Denn die Menschheit würde nie so abstract werden, daß sie alle sinnliche und bildliche Mittel zu ihrer Veredlung entbehren könnte. Darum will er auch immer, daß ein Bild sich selbst ausspricht, sodaß jeder Unbefangene, wenn er auch die Geschichte nicht kennt, den Sinn des Bildes gleich erkennt und dann seine Resultate ziehen kann. Auf diese Art würde die Kunst mit der Philosophie verwandt werden und immer mit ihr Hand in Hand gehen; sie würde wichtig, gemeinnützig und am Ende der Menschheit ganz unentbehrlich werden. Um nun diesen großen und schönen Plan auszuführen, muß er einen jungen und talentvollen Künstler um sich haben; er muß ihn gleichfalls zu diesem hohen Endzweck bilden und fähig machen; er muß ihm täglich das erhabene Ziel vor Augen stellen und die Mittel, es zu erreichen, liebreich in die Hände geben. O mein Plato! so wie der der ersten Liebe würdige Gegenstand immer vor der Phantasie des platonisch liebenden Jünglings in der Jugend blühender Schönheit schwebt, also umschweben diese Bilder unaufhörlich meine Phantasie. O wenn es dem durch Leiden geprüften Rafael vergönnt würde, im echten Sinn ein Wiederaufhelfer der gesunkenen Kunst zu werden — dann, o dann würde ich inniger im Gefühl meiner Würde meinen unvergeßlichen Plato an mein Herz drücken.

In der zweiten Abtheilung bildet besonders der Briefwechsel mit seinen Freunden, den Künstlern Mosler, Xeller und Barth, und die über seine Compositionen zu Goethe's „Faust" zwischen ihm, Sulpiz Boisserée, Goethe u. a. geführte Correspondenz den Kern der Mittheilungen. Erstaunlich ist, zu einer wie viel höhern Stufe der geistigen Entwickelung er sich hier bereits emporgearbeitet hat, nicht blos auf dem Gebiet seines künstlerischen Schaffens, sondern auch in seinem ganzen Denken und Empfinden und in dem schriftlichen Ausdruck seiner Gefühle und Vorstellungen. In beiden Beziehungen documentiren dies besonders seine Ideen und Arbeiten zu den Faust-Compositionen und seine ersten Zeichnungen zu den „Nibelungen". Daß es ihm neben dem hohen Ernst, der in diesen Unternehmungen sich kundgab, auch nicht an jugendlichem Frohsinn und Humor gebrach, bezeugt seine Theilnahme an einer lustigen Taunusfahrt und seine humoristische Darstellung derselben. Von vorwiegend psychologischem Interesse sind in diesem Abschnitt die von ihm und Xeller auf der Reise nach Italien geschriebenen Briefe. Der urdeutsche Kern seines Wesens einerseits und die unbezwingliche Sehnsucht nach der Metropole der Kunst andererseits versetzen ihn hier in eine Mischung von Verstimmung und Aufregung, die ihn zu einer gerechten Auffassung der Reiseeindrücke unfähig macht, ja ihm schließlich eine körperliche Erkrankung zuzieht. Demgemäß konnte sein Reisegefährte in einem seiner Berichte schreiben: „Jean Paul's begeisterte Beschreibung von Italien und Rom ist außerordentlich schön und wahr. Aber — Deutschland über alles! Einen Rhein, einen Neckar hat Italien doch nicht! Hier fehlt die alles belebende, erquickende Wasserquelle. Cornelius denkt und fühlt in diesem Punkte mit mir."

Mit wahren Riesenfortschritten sehen wir den Künstler während des dritten Zeitabschnitts die „Pfade zum Olymp empor" sich aufarbeiten. Es werden hier nicht nur die Faust-Blätter und die Compositionen zu den „Nibelungen" vollendet, zahlreiche Modelle und Gewandstudien gezeichnet, biblische Stoffe (z. B. die drei Marien, die klugen und thörichten Jungfrauen u. s. w.) in Oel

ausgeführt, sondern auch mit der Herstellung, resp. Entwerfung der Frescogemälde in der Casa Bartholdi (Darstellungen aus der Geschichte Joseph's) und in der Villa Massimi (Compositionen nach Dante's „Göttlicher Komödie") die ersten derjenigen seiner Werke ins Dasein gerufen, die ihm von Anfang an als das Ideal seiner Kunst vorgeschwebt hatten und denen er wirklich die Unsterblichkeit seines Namens und die epochemachende Bedeutung seines Wirkens in der Kunstgeschichte verdankt. Ueber alle diese Arbeiten, die Art und Weise ihrer Entstehung, Conception und Ausarbeitung werden hier neben manchem bereits Bekannten auch mehrfache interessante neue Mittheilungen geboten, und dasselbe ist in Bezug auf den theils persönlichen, theils brieflichen Verkehr des Künstlers mit seinen Freunden und Fachgenossen Overbeck, Schadow, Koch, Vogel, Veit, Schnorr u. s. w., sowie mit Niebuhr, Passavant, Görres, Reimer, Rückert und dem für seine weitere Laufbahn so bedeutungsvoll gewordenen Kronprinzen von Baiern der Fall. Besonders wichtig sind die von Niebuhr über Cornelius geschriebenen Briefe, weil sie zeigen, daß Niebuhr es war, der zuerst die bahnbrechende Bedeutung des damals noch ziemlich namenlosen Kunstjüngers nicht nur von seiten seiner artistischen Leistungsfähigkeit, sondern auch in Betreff seiner allgemeinen Intelligenz und Gesinnungstüchtigkeit klar erkannt hat und eifrig bemüht gewesen ist, ihm eine seinem Werth entsprechende Stellung im Leben zu verschaffen. Unter den von Cornelius selbst geschriebenen Briefen ist besonders der an Görres von schwerwiegendem Gehalt. Es offenbart sich darin nicht nur der hohe Sinn, in welchem er die Aufgabe der Kunst erfaßt, sondern zugleich sein mannhafter Charakter, seine Begeisterung für alles Wahre, Gute und Schöne, seine vorurtheilsfreie Religiösität und sein warmes, echt deutsches Nationalgefühl. Zwar kommt in demselben auch eine Stelle vor, welche die mehrfach über ihn verbreitet gewesene Meinung zu unterstützen scheint, als habe er, wie Overbeck, Schadow, Vite und andere gleichzeitig mit ihm in Rom lebende und ihm eng befreundete Künstler, ein Gedeihen der Kunst allein im Schos der katholischen Kirche für möglich gehalten; in der That war er jedoch nicht in einer so engherzigen Glaubensrichtung befangen. Weit entfernt, das damals unter seinen Genossen epidemisch gewordene Uebertreten zum Katholicismus gutzuheißen, sprach er vielmehr unverhohlen seine Misbilligung darüber aus, ja ereiferte sich dagegen, wie Förster ihn selbst hat erzählen hören, einmal bis zu der Drohung, seinerseits zur protestantischen Kirche übertreten zu wollen, wenn noch einer aus dem genannten Kreise katholisch würde; und als man einst von ihm verlangte, auf einer damals von ihm beabsichtigten Darstellung des Jüngsten Gerichts unter den zur Hölle Verdammten auch Luther mit aufzuführen, erwiderte er: „Gut! Aber mit der Bibel in der Hand, daß der Teufel vor ihm zittert!" In gleichem Sinne äußert sich auch Niebuhr über ihn, wenn er nach tadelnden Bemerkungen über die Bigoterie der übrigen Künstler an Jacobi schreibt: „Eine glorreiche Ausnahme macht Ihr Landsmann Cornelius. Das ist der Goethe unter den Malern und in jeder Hinsicht ein frischer und mächtiger Geist, frei von aller Beschränktheit."

Der vierte Abschnitt verbreitet sich zunächst über des Meisters Rückkehr nach Deutschland, sodann über den Wetteifer, mit welchem ihn gleichzeitig das preußische Ministerium für das Directorat der düsseldorfer Akademie und der Kronprinz von Baiern für die Ausführung der Glyptothekfresken und anderweitiger Aufträge zu gewinnen suchten, sowie über die Verdienste, welche sich Cornelius während der ihm hieraus erwachsenen fünfjährigen Doppelstellung einerseits um die Verjüngung der rheinischen Kunstanstalt und die Gründung einer in seinem Geist arbeitenden Malerschule, andererseits um die Wiedererweckung der monumentalen Frescomalerei und um die Verwirklichung der großartigen Plane seines hohen Gönners in München erwarb, und endlich über seine vollständige Uebersiedelung nach München infolge seiner Berufung an die dortige Kunstakademie durch den inzwischen zur Regierung gelangten König Ludwig. Daneben ist dieser Abschnitt wieder besonders reich an interessanten Mittheilungen über alte und neue persönliche Beziehungen des Künstlers, z. B. zu Schinkel, Rauch und Lauska in Berlin, zum Freiherrn von Stein, zum Fürsten Radziwill, zu den Gebrüdern Boisserée, zu Welcker in Bonn, zu Schlotthauer, Zimmermann, Robert Langer, Ringseis u. s. w. in München, zu seinen Schülern Ernst Förster, Karl Hermann, Stürmer, Stilke, Kaulbach u. s. w. Auch hier erfahren wir das meiste unmittelbar aus den zwischen diesen Personen und Cornelius gewechselten Briefen oder aus Erinnerungen an mündliche Unterhaltungen. Neben dem Gewichtvollen und Bedeutsamen fehlt es hier auch nicht an Ergötzlichem und Pikantem. So dürfte es z. B. auf manchen sehr erheiternd wirken, wenn unter anderm in einem Briefe aus der Feder eines Mitglieds der Familie Ringseis nicht ohne einen Anflug von sich lustig machendem Humor über den gar zu exclusiven Katholicismus der Familie Overbeck gesprochen und hierbei wörtlich erzählt wird: „Ringseis speiste eines Abends bei Overbeck, kam aber mit Frau Overbeck und Clemens Brentano so ernstlich in Streit — versteht sich, über religiöse Gegenstände —, daß dieser von jener Stunde an Ringseis meidet": eine Mittheilung, der die Erzählerin mit noch munterer sprudelnder Laune unmittelbar eine „lustige Geschichte", die sich zwischen „Sanct-Brentano" und österreichischen Soldaten zutrug, folgen läßt.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich eingehender als die bisherigen mit den künstlerischen Schöpfungen des Meisters und der unter seiner Leitung arbeitenden Schüler, namentlich mit der Vollendung der Glyptothekfresken, mit den Wandgemälden in den Arkaden, den Odeonbildern, den Malereien in den Loggien der Pinakothek, und den Räumen des neuen Königsbaues, den Frescobildern des Isarthors u. s. w. Jedoch bilden auch hier den Hauptinhalt die Briefe und sonstigen Mittheilungen über die äußern Verhältnisse und persönlichen Beziehungen, unter denen Cornelius diese Werke theils mit eigener Hand, theils nur als Erfinder und Leiter ins Leben rief. Auch sie enthalten des Bedeutenden und Charakteristischen wieder in solcher Fülle, daß wir hier auf eine nähere Angabe verzichten müssen. Das größte Interesse nehmen hier unstreitig diejenigen Schriftstücke in Anspruch, die uns einen Einblick in den weitern Verlauf des zwischen dem

König und dem Künstler bestehenden Verhältnisses gestatten. Leider blieb dasselbe nicht so herzlich wie es begonnen. Auch Cornelius sollte an seinem Gönner die Erfahrung machen, daß Kunst und Gunst in der Wirklichkeit nicht so reine Reime sind als in ihrem Wortlaut, und er konnte dem um so weniger entgehen, als er in Klenze einen Rivalen besaß, der sich auf ein allezeit anschmiegsames Zusammengehen der Kunst mit der Gunst besser als er verstand. Die Aufschlüsse, welche die bezüglichen Briefe und Actenstücke hierüber geben, sind für den genialen Künstler, der sich zugleich als charakterfesten Mann bewähren will, nicht gerade ermuthigend, um so mehr aber dazu angethan, uns in Cornelius einen solchen Genius erkennen zu lassen; außerdem ebenso unterhaltend wie lehrreich für den Leser und von unersetzlichem Werth für den Historiker, der diese Verhältnisse wahrheitsgetreu darzustellen wünscht. Uebrigens blieb das freundliche Verhältniß zwischen dem Gönner und Könner wenigstens nach außen hin ungestört. Als daher die glückliche Vollendung der Glyptothekfresken durch ein Festmahl gefeiert wurde, konnte Ernst Förster, ohne mit den Thatsachen in Widerspruch zu gerathen, sein die Kunst des Meisters als ein aus hohem Norden nach Welschland getriebenes, aber durch einen deutschen Fürsten zur Heimat zurückgeführtes „edles Mägdein“ preisendes Festgedicht, wie auch den ersten Band des vorliegenden Werks, mit folgenden Versen schließen:

> Kennt ihr aus hohem Norden das auserwählte Kind?
> Kennt ihr den deutschen Fürsten, der also ist gesinnt?
> Die hohe Jungfrau heißet die neue deutsche Kunst,
> Zu freien Thaten führte sie König Ludwig's Gunst.

Adolf Zeising.

Lyrisches und Lyrisch-Episches.

Immer noch kommen einige Nachzügler aus dem letzten großen Kriege durchs Reich gezogen, und sie werden hoffentlich auch nicht aufhören, nachdem der letzte deutsche Soldat das französische Land längst verlassen hat, unermüdlich in der patriotischen Aufgabe, dem Volke von den glorreichen Thaten deutscher Männer in jenen denkwürdigen Jahren 1870—71 in kleinern und größern, gereimten und ungereimten, schlechten und rechten Liedern vorzusingen. Da hören wir zuerst die

1. Zeitklänge. Gaben der deutschen und römischen Muse. Von Heinrich Stadelmann. Memmingen, Besemfelder. 1872. 16. 12½ Ngr.

von der Straße herauf an unser Ohr schallen, fröhlich und frisch und doch dabei etwas mit Gelehrsamkeit kokettirend, sodaß wir in dem Sänger einen strebsamen Bruder Studio vermuthen, der als Frei- oder Unfreiwilliger das Kriegsjahr freudigen Herzens mit durchlebt und mit durchsungen hat. Neben eigenen Liedern hören wir da auch in fließenden lateinischen Rhythmen und Reimen den „Deutschen Rhein“ von Nikolaus Becker, „Das Kutschke-Lied“ und „Die Wacht am Rhein“.

Nach diesen mehr oder weniger zierlichen Melodien schlagen aber stärkere, aus derberer Brust strömende, urdeutsche, mit kraftvoller Rhetorik und populärem Patriotismus vorgetragene Lieder an unser Ohr:

2. Das Jahr der Vergeltung als Antwort auf Victor Hugo's „schreckliches Jahr“, von S. Gätschenberger. Würzburg, Gätschenberger. 1873. 8. 12 Ngr.

Nach einer mannhaften Anrede an Victor Hugo beginnt der Sänger in einer Reihe von tableauartigen Liedern das Kriegsjahr, so wie er und mit ihm das große deutsche Volk es auffassen, zu erzählen und zu schildern, und man muß gestehen, daß einzelne Skizzen, wenn auch nur in Contour und mit breiten Pinselstrichen hingeworfen, etwas von dramatischer Kraft und Bewegung haben. Jeden deutschen Patrioten mit „festen Ohren und gesunden Nerven“ wird Gätschenberger's aus tiefster Brust quillender Gesang mit Genugthuung und Freude erfüllen.

Etwas vorweg ist schon, in der Art und Haltung eines neudeutschen Rhapsoden, ein anderer Dichter mit seinem Gedicht aufgetreten:

3. Die Schlacht von Sedan. Von Felix Dahn. Würzburg, Stahel. 1871. Gr. 16. 3 Ngr.

Die Schlacht ist vom Standpunkte des Dichters aus, wie er sie, thätig an ihr Antheil nehmend, zu beobachten im Stande war, mit großer Lebendigkeit und Anschaulichkeit, ebenso mit Kraft und Präcision des Ausdrucks geschildert. Während F. Dahn uns so in ähnlicher Weise wie der Minstrel in Walter Scott's „The lady of the lake“ als Augenzeuge einen charakteristischen Theilverlauf der großen Schlacht schildert, übernimmt es eine Dichtung:

4. Sedan. Ein deutsches Heldengedicht von Karl Heinrich Keck. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 8. 10 Ngr.

ein dem General von Manteuffel gewidmetes „Deutsches Heldenlied“, wie eine poetische Berichterstattung mit ziemlich eingehender historischer Darstellung und mit Nennung aller dazu gehöriger Namen, in epischer und behaglicher Breite, ein recht anschauliches Gemälde von der ganzen Schlacht in allen ihren Theilen zu entwerfen. Keck's „Sedan“ erinnerte uns unwillkürlich und sehr stark an die mittelalterlichen gereimten Mönchschroniken. Man möchte sie für Geschichte nehmen, und traut ihrer wissenschaftlichen Wahrheit doch nicht so ganz, schon wegen des poetischen Gewandes.

Neben diesen vier Büchern trommel- und schwertklingenden Inhalts findet der Recensent noch vier Bändchen von minder kriegerischem Charakter auf seinem Büchertische:

5. Von Liebesleid und Liebeslust. Ein erzählendes Gedicht von Heinrich Treumann. Berlin, Schweigger. 1872. 16. 20 Ngr.

Dies Gedicht ist recht gut gemeint, aber — wie

meinen, es hätte sich vielleicht als dichterische Erzählung in Prosa besser gelesen denn als „erzählendes Gedicht“. Dagegen scheint uns die erzählende Dichtung:

6. Ein dürstend Herz. Erzählende Dichtung von Wernine Zimmermann. Poesneck, Latendorf. 1873. 16. 20 Ngr.

zwar nicht minder gut und sogar christlich erbaulich gemeint, jedoch gibt die dichterische Form, viel gewandter und leichter als die im vorgenannten Gedichte gehandhabt, so ziemlich allein, neben einer gewissen darin herrschenden weichen Stimmung, dem Poem seinen Werth als Dichtung. Der Charakter des Helden Johannes ist zwar im allgemeinen nicht ganz ohne Wahrheit und deshalb auch nicht ohne alles Interesse, allein nur nicht so, wie er hier dargestellt ist, oberflächlich und andeutungsweise, sondern wie etwa die nachdichtende Phantasie eines theilnehmenden und wohlwollenden Lesers ihn sich ergänzen möchte. Es scheint der Dichterin die Kraft gefehlt zu haben, das Bild, wie es ihrem innern Auge bei Empfängniß des poetischen Gedankens vorgeschwebt, so wie sie es wol selbst gewünscht hätte, wiederzugeben. Ut desint vires tamen est laudanda voluntas.

7. Zwei Dichtungen aus der Geschichte von Anhalt von Julius Mühlfeld. Königsberg, Beyer. 1872. Gr. 16. 6 Ngr.

Gelegenheitsgedichte zur Feier des Regierungsjubiläums des verstorbenen anhaltischen Herzogs, die als solche wol vorzugsweise nur für diejenigen Werth besitzen, welche bei ihrer Aufführung als Mitwirkende oder Zuschauer betheiligt gewesen. Auch der

8. Kosmos. Ein didaktisches Gedicht von Bruno Hasert. Berlin, Denicke. 1873. 8. 10 Ngr.

mit dem Rückert'schen Motto:

> Mannhafte Poesie ist's, was ich dir, o Sohn,
> Hier bringe, denn die knabenhafte hast du schon.
> Mannhafte Poesie, die Grundsatz und Gedanken
> Führt gegen Phantasie und Traumwerk in die Schranken —

wird seines lehrhaften und schulmeisterlichen Inhalts wegen, obgleich nicht ohne Geschick gearbeitet, wol nur auf engere Leserkreise, etwa die der Naturforscherversammlungen, behufs einer poetisch angestrichenen wissenschaftlichen Unterhaltung derselben, beschränkt bleiben.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Der siebenunddreißigste Band der „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts“ (Leipzig, Brockhaus) bringt die „Gedichte“ von Matthisson, herausgegeben mit einer Einleitung und Anmerkungen von Ernst Kelchner. Die Einleitung gibt einen kurzen Lebensabriß von Matthisson, ohne weiter auf eine kritische Würdigung seiner Gedichte und die Stellung, die er in der deutschen Literatur einnimmt, einzugehen. Die Vorzüge des Dichters sind bekanntlich von Schiller mit großer Wärme hervorgehoben worden, und noch in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts erfreute sich Matthisson einer großen Popularität und war namentlich einer der beliebtesten Stammbuchpoeten. Obgleich einzelne seiner Gedichte in den Anthologien und poetischen Sammlungen für Schule und Haus fortleben, so ist er doch seitdem mehr in Vergessenheit gerathen, als er es verdient. Er hat landschaftliche Stimmungsbilder von großer Vorzüglichkeit geschaffen, den elegischen Ton oft glücklich getroffen und ist Meister einer harmonisch vollklingenden, graziösen und correcten Dichtweise.

— Das Zwiegespräch des ungarischen Dichters Moritz Jokai mit dem deutschen Reichskanzler ist viel besprochen worden, und wenn es der Größe des letztern nichts hinzufügen konnte, so hat es wenigstens der wirklichen oder vermeintlichen des erstern immerhin einigen Vortheil gebracht. Heute werden dessen Werke von einem ungleich größern Leserkreise als bisher gelesen, und den Ungarn wird gerade in einer Zeit, welche von den Klagen der Deutsch-Ungarn über ein rücksichtslos auftretendes Magyarenthum widerhallte, die Genugthuung, daß deutsche Leser die Kenntniß ihres Landes aus den Schätzen eines mit glühender Begeisterung ihm dienenden Autors schöpfen.

Glücklicherweise hat sich eine nicht minder talentvolle Schriftstellerin offen zur Vertheidigerin des Deutschthums in Ungarn aufgeworfen. Es ist dies die unter dem Pseudonym Mariam Tenger schreibende, der ungarischen Aristokratie angehörende Dame, deren letzter Roman soeben in Wachenhusen's „Hausfreund“ zum Abschluß gelangt ist. Wir sind überzeugt, daß „Die drei Kassetten“, so betitelt sich dieser Roman, der auch nichtungarische Zustände und Personen, unter anderm das Oesterreicherthum und das Russenthum unter dem Kaiser Nikolaus behandelt, der Verfasserin viele neue Freunde gewonnen haben wird.

Mariam Tenger ist ein entschiedenes Talent, ihre Charaktere wie Naturschilderungen sind von wohlthuender Frische, ihre Erfindungsgabe zeigt sich reich und schöpferisch. Unter so bewandten Umständen muß es wundernehmen, daß diese die deutsche Sprache mit Meisterschaft beherrschende Deutschungarin, der man nicht undeutlich den Einfluß Adalbert Stifter's anmerkt, in Deutschland nicht noch mehr geschätzt wird. Daß das in Ungarn nicht der Fall ist, erklärt sich leicht aus der Abneigung, welche das Magyarenthum gegen sie hegt, während das Deutschthum das bisher vielleicht Versäumte in der Anerkennung nachzuholen sucht. Das vortrefflich redigirte, das Deutschthum mit Unerschrockenheit vertretende „Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt“ zu Hermannstadt bringt jetzt in seinem Feuilleton eine ihrer reizendsten Erzählungen „Der letzte Capy“, die allein schon den schriftstellerischen Ruhm Mariam Tenger's zu sichern im Stande ist. Andere Romane und Erzählungen derselben sind: „Das Fest auf Arpádvar“, das in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zuerst erschien und in der Buchausgabe der Prinzessin Luise von Preußen gewidmet ist, „Anna Delsy“, „Esther Zivatar, die kleine Weberin“ (eine Episode aus Wesselenyi's Leben behandelnd) u. s. w. In allen diesen Schriften treten uns Gestalten entgegen, die, wie die Dichterin in der Vorrede zu ihren „Heimatsbildern“ (Honkepék) selbst sagt, keine Schattenbilder sind, sondern sich an leicht erkennbare Originale anlehnen, darum aber ein doppeltes Interesse erwecken.

In derselben Vorrede nun sagt die Verfasserin, und darauf möchten wir schließlich die Aufmerksamkeit deutscher Leser besonders lenken, um ihr deren volle Gunst zuzuwenden, über ihre Bestrebungen: „Ich liebe das Magyarenthum! Ich liebe seine Sprache und Sitte, ich liebe die hervorragenden politischen und socialen Tugenden meiner Landsleute; aber ich kann mich dem Wahn nicht hingeben, daß das Magyarische bestimmt sei, die Cultursprache in Ungarn zu bilden und auch auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst wie der Staatswirthschaft sich ausschließlich zur Geltung zu bringen. Soll und muß nicht vielmehr dem deutschen Elemente eine hohe Bedeutung in der Culturentwickelung Ungarns zuertheilt, und in ihm auch für die Zukunft ein Hauptträger derselben anerkannt werden? Ich bin davon überzeugt und habe daher mit einer gewissen Vorliebe neben den edeln magyarischen Gestalten, neben den poetischen Gestalten der Puszta und des Waldgebirgs, das sächsische Wesen und dessen Träger behandelt.“

— Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken“

ist der achtunddreißigste Band erschienen (Leipzig, Duncker und Humblot). Er enthält den zweiten Band seines zuerst epochemachenden Hauptwerks: „Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten", und umfaßt die Zeit von 1563 —1629.

Theater und Musik.

In Breslau hat ein Stück von Hermann Kette: „Preußens erstes Schwurgericht", Beifall gefunden. Es behandelt eine Anekdote aus dem Leben Friedrich's des Großen; die Wirkung soll sich steigern und namentlich in dem letzten Acte gipfeln.

— Gustav Flaubert, der Verfasser der frivolen „Madame Bovary" und des karthagischen, grausam üppigen Romans: „Salammbo", hat sich jetzt auch auf die Bühne gewagt; doch sein vieractiges Drama: „Le candidat", welches am pariser Vaudeville-Theater zur Aufführung kam, hat keinen Erfolg zu erringen vermocht. Die Wahlintriguen des Candidaten sind etwas niedriger Art, und da dem Stück eine Liebesintrigue fehlt, so verhielt sich das pariser Publikum, welches mit Wahlangelegenheiten schon außerhalb der Bühne hinlänglich beschäftigt ist, gleichgültig gegen das Stück.

— Unter den neuen, leider allzu zahlreichen Aneignungen französischer Stücke auf deutschen Bühnen ist auch die Aufführung des Sardou'schen Dramas „Rabagas" auf dem berliner Stadttheater zu verzeichnen. Das Stück enthält eine schneidende politische Satire, doch da diese Satire sich wesentlich französischen Zuständen zuwendet, so kann man sie in Deutschland nur gleichsam aus zweiter Hand genießen. Die Aneignung dieses Stücks erscheint daher immerhin als ein zweifelhaftes Verdienst.

— Shakspeare's „Cymbelin" ist, wie von Lindner und Wolzogen, auch neuerdings von Gisbert von Vincke bearbeitet worden und in dieser Bearbeitung am karlsruher Hoftheater zur Aufführung gekommen.

— Oswald Marbach's „Coriolan", eine Neudichtung auf Grundlage Shakspeare'scher Motive, fand bei der Darstellung am rostocker Theater lebhaften Beifall.

— In Dresden kam eine neue große Oper: „Die Folkunger", von Eduard Kretzschmar nach einem Text von Mosenthal componirt, zur Aufführung. Der Componist, Hoforganist in Dresden, zeigt sich als einen feinfühlenden Tondichter, der den Adel künstlerischer Formen pflegt; die Aufnahme der Oper war eine günstige.

— Im Théâtre français ist ein neues Lustspiel von Octave Feuillet: „Le sphinx", mit Erfolg in Scene gegangen. Das Stück ist von dem Autor nach seinem eigenen Roman „Julia de Trécoeur" bearbeitet worden, welcher im Jahre 1873 in der „Revue des deux mondes" zum Abdruck kam. Die Heldin ist ein räthselhaftes Wesen von dämonischer Eigenwilligkeit und Leidenschaftlichkeit, die sich, nach einem an Abenteuern reichen Leben, in den Gatten ihrer Freundin verliebt und zuletzt sich vergiftet. Diese Vergiftungsscene der Madame de Chelles wird von Fräulein Croissette mit einem solchen realistischen Detail ausgestattet, daß die Erfolge der verschiedenen Darstellerinnen, die in der „Adrienne Lecouvreur" sich ausgezeichnet hatten, dadurch beeinträchtigt werden. Die „Revue des deux mondes" sagt hierüber: „Die Vergiftungsscene dient dem Stücke als Epilog; aber sie gehört eigentlich nicht zu demselben; sie gibt ihm nur einen Beigeschmack des Abstoßenden und Schrecklichen, für den ich keineswegs Feuillet verantwortlich machen will. Was soll diese Hospitalscene, die mit einer so detaillirten Wahrheit gespielt wird? Was soll dies Schluchzen der Agonie, diese gräßlichen Verzerrungen, diese leichenhaften Grimassen in den erlöschenden Zügen? Wie kommt es, daß Feuillet, der sein Leben damit zugebracht hat, die Feinheiten der Empfindung zu studiren, ihre Nuancen in seinen Dichtungen wiederzuspiegeln, es Fräulein Croissette erlaubt hat, sich diesen Uebertreibungen realistischer Analyse hinzugeben? Ganz Paris will dieses schreckliche Kraftstück mit ansehen; das ist klar, und gerade daß sich diese Kühnheit an die ungesunde Neugierde des großen Publikums wendet, macht sie um so verletzender." Wir werden gewiß nun bald Madame de Chelles auch auf den deutschen Bühnen sterben sehen, und unsere deutschen „Fräulein Croissette" werden uns nichts schenken von dieser Pathologie des Lazareths.

Bibliographie.

Bastian, Offner Brief an Herrn Professor Dr. E. Häckel, Verfasser der: „Natürlichen Schöpfungsgeschichte." Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Gr. 8. 10 Ngr.

Bechtold, C. v., Ulrich Pulß von Carlsen. Ein ächtes Soldatenleben. Nach hinterlassenen biographischen Skizzen. Darmstadt, Zernin. 8. 6 Ngr.

Demonstrationen des Grafen von Chambord gegen Deutschland und Italien. Von einem Diplomaten. Leipzig, H. Schmidt. Gr. 8. 9 Ngr.

Ehrlich, J. N., Der Weg meines Lebens. Erinnerungen eines ehemaligen Chassiden. Mit einem Vorwort von J. Weilen. Wien, Rosner. 8. 24 Ngr.

Fries, A., Zur Reformfrage des bremischen Mädchenschulwesens. Ein Vortrag. Bremen, Valett u. Comp. 8. 9 Ngr.

Girschner, W., Deutsche Kaiser-Gallerie. Geschichte der deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis auf Wilhelm I. Dem deutschen Volke als ein Spiegelbild seiner Vergangenheit gewidmet. 1ste Lief. Erfurt, Stenger. Gr. 8. 5 Ngr.

Glaubrecht, J., Die selige Königstochter Agnes von Böhmen und die letzten Premisliden. Ein historisches Zeit- und Sittengemälde aus dem 13. Jahrhundert. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.

Helmsdörfer, A., Forschungen zur Geschichte des Abtes Wilhelm von Hirschau. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 28 Ngr.

Jaques, H., Abhandlungen zur Reform der Gesetzgebung. I. Grundlagen der Preßgesetzgebung. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 20 Ngr.

Kaiser Josef II. und seine Zeit, nach dem Urtheile seiner Freunde und Feinde von einem Geschichtsfreunde. Amberg, Habbel. 8. 15 Ngr.

Kähler, Seydlitz in seiner Bedeutung für die Reiterei von damals und jetzt. Vortrag. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Köhler, R., Wunde Stellen. Ein Beitrag zur Diagnose etlicher Krankheitserscheinungen innerhalb der evangelischen Kirche Preußens. Berlin, Berggold. Gr. 8. 12 Ngr.

Kostrenčić, I., Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslaven in den Jahren 1559—1565. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 2 Thlr.

Die Lage des niederen Clerus in Oesterreich. Von einem aus dem niederen Clerus. Wien, Rosner. Gr. 8. 6 Ngr.

Neuhaus, J. C., Der Friede von Ryswick und die Abtretung Straßburgs an Frankreich 1697. Größtentheils nach ungedruckten Gesandtschafts-Berichten und Sitzungs-Protokollen dargestellt. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 24 Ngr.

Niemeyer, H. A., Allgemeiner ausführlicher Geschichts-Kalender. Gedenkblätter auf alle Tage des Jahres. 1stes Heft. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Nietzsche, F., Unzeitgemässe Betrachtungen. 2tes Stück. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Piening, T., Krischan Wehnke's Abenteuer im nördlichen Eismeer. Eine Münchhausiade. Altona, Verlagsbüreau. 8. 7½ Ngr.

Reichlin-Meldegg, K. A. Freih. v., Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters. Eine Jubelschrift. Heidelberg, Bassermann. Gr. 8. 28 Ngr.

Schwetschke, G., Jubiläums-Ausgabe der novae epistolae obscurorum virorum. Zum ersten Male mit Erläuterungen versehen. Erinnerungen aus den Frankfurter Parlamentstagen. Halle, Schwetschke. 8. 10 Ngr.

Streckfuß, A., Bekehrt. Novelle. 2 Bde. Berlin, Brigl. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Temme, J. D. H., Das goldene Herz. Criminalgeschichte. Leipzig, Thiele u. Freese. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Trümpelmann, A., Bilder aus den Verhältnissen der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Thüringen, Elsaß, Westphalen und Ostfriesland. Gotha, F. A. Perthes. 8. 10 Ngr.

Venetianer, M., Der Allgeist. Grundzüge des Panpsychismus im Anschluss an die Philosophie des Unbewussten dargestellt. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 2 Thlr.

Wartenburg, K., Der Zweck heiligt das Mittel. Social-politischer Roman aus der Gegenwart. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die allgemeine Wehrpflicht in Rußland. Dorpat, Glaeser. Gr. 16. 6 Ngr.

Weisse, R., Gedichte. Berlin, C. Duncker. 8. 15 Ngr.

Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande. Aus dem Russischen übertragen von Krahmer. Mit einer Uebersichtskarte. 1ste Lief. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 Thlr.

Wickenburg-Almásy, Wilhelmine Gräfin, Der Graf von Remplin. Eine Erzählung in Versen. Wien, Rosner. Gr. 16. 24 Ngr.

Widerlegung des Materialismus durch die natürlichen Offenbarungen des Geistes oder Glaube und Wissenschaft. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 20 Ngr.

Widmann, J. V., Mose und Zipora. Ein himmlisch-irdisches Idyll in 12 Gesängen. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ziegler, T., In Sachen des Strauß'schen Buches (der alte und der neue Glaube). Eine Streitschrift gegen Herrn Prof. Dr. Huber. Schaffhausen, Baader. Gr. 8. 12 Ngr.

Zille, M., Spitzhammer und Kelle. Maurerische Abhandlungen und Aufsätze, Vorträge, Zeitstimmen und Gedichte. Herausgegeben von Br. H. Schletter. Handschrift für Brüder. Leipzig, Zille. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 17. —— 23. April 1874.

Eine deutsche Künstlerin.

Erinnerungen und Leben der Malerin Luise Seidler (geboren zu Jena 1786, gestorben zu Weimar 1866). Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von Hermann Uhde. Berlin, Hertz. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Jeder, der durch eine Gemäldegalerie wandert, trifft eine große Zahl oft ziemlich romantisch costümirter Kunstjüngerinnen, die hinter ihren Staffeleien dem Rafael oder Correggio ein unsterbliches Bild stehlen oder auch eine minder berühmte Heilige oder Landschaft copiren. Doch wie wenigen dieser Künstlerinnen mit den scharfmessenden oder phantasievoll beseelten Augen gelingt es, auf der rauhen Bahn des Ruhms auch nur die am nächsten liegenden Ziele zu erreichen! Mögen sie auch selbständig daheim in ihren Ateliers ihren schöpferischen Neigungen folgen, die Bilder von Freunden und Freundinnen auf die Leinwand werfen mit einer künstlerischen Idealität, welche die Verachtung der photographischen Lebenswahrheit zu weit treibt, oder classische und romantische Landschaften hinzaubern, oder sich an eine Phantasieheilige wagen — die Welt bleibt in der Regel undankbar, die hölzernen Kisten mit den Meisterwerken wandeln von einer Gemäldeausstellung auf die andere, doch die Verdienste der weiblichen Paletten bleiben im Dunkeln. Nur sehr ausnahmsweise gelingt es einer oder der andern, von sich sprechen zu machen und in den Annalen des Künstlerruhms ein bescheidenes Plätzchen zu erobern.

Zu den wenigen namhaften deutschen Malerinnen gehört Luise Seidler, deren Memoiren Hermann Uhde herausgegeben hat. Auch sie verdankt es vorzugsweise ihren Beziehungen zu Goethe und dem classischen Weimar, daß ihrem Namen wie ihren Leistungen eine regere Aufmerksamkeit zutheil wurde, und es sind gerade diese Beziehungen, welche auch ihren Lebenserinnerungen ein besonderes Interesse verleihen. Das schöne Kennzeichen unserer classischen Epoche, das sich ihr Hauptträger Goethe bis in das späteste Alter bewahrte, ist ja die allgemeine harmonische Bildung, der schöne Einklang von Poesie, Philosophie, bildender Kunst, Naturwissenschaften, das Zusammenwirken der Künste und des Wissens, während heutigentags mit der ausschließlichen Pflege der Specialitäten das Handwerksmäßige immer mehr in dem geistigen Leben platzgreift, der eine gleichsam die Nadel macht und der andere das Oehr oder den Knopf und selbst in der gemeinsamen Nadelfabrik einer der geistigen Fabrikarbeiter sich nicht um die Leistungen des andern bekümmert.

Schon deshalb, weil die Memoiren der Luise Seidler uns ein Bild dieser schönern Epoche geben, hat sich Uhde ein Verdienst durch die Herausgabe derselben erworben. Es kommt aber dazu, daß Luise Seidler selbst eine echte Künstlernatur ist, von großer Naivetät, Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit, daß ihre Seele Welt und Leben wie in einem krystallklaren Spiegel auffängt und daß daher ihre Memoiren den wohlthuenden Eindruck der Herzensgüte machen, während wir in den Aufzeichnungen anderer Frauen oft nur eine geistreich oder auch geistlos boshafte Skandalsucht finden, bei der allerdings ein nicht unbeträchtlicher Theil des Publikums besser auf seine Rechnung kommt.

Hermann Uhde sagt in der Einleitung:

Als ich im Juni des Jahres 1870 in Weimar liebe Freunde besuchte, wurde mir ein Packet loser Blätter zur Durchsicht übergeben, welches lange vergeblich der ordnenden Hand geharrt hatte. Es waren die Papiere der 1866 gestorbenen sachsen-weimarischen Hofmalerin Fräulein Luise Seidler; den Inhalt bildeten Jugenderinnerungen aus Jenas und Weimars classischer Zeit, unbekannte Briefe Goethe's, Mittheilungen über des Dichters Häuslichkeit, über das Frommann'sche Haus und seine Freunde, über Philipp Veit's, Overbeck's, Thorwaldsen's und anderer Meister Leben in Rom, über eine ganze Reihe merkwürdiger Menschen aus Künstler-, Gelehrten- und staatsmännischen Kreisen der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts. Sehr vieles darunter war völlig neu, anderes erschien eigenthümlich durch die Auffassung der Erzählerin, das Ganze war unzweifel-

haft der Sichtung und alsdann der Veröffentlichung werth. Man vertraute mir die Blätter zur Herausgabe an, ich konnte diese jedoch, da ich als Berichterstatter auf den Schauplatz des französisch-deutschen Kriegs entsendet wurde, erst im März 1872 beginnen. Damals ließ ich in den „Hamburger Nachrichten" Bruchstücke der Handschrift erscheinen, welche trotz starker Lücken nicht ohne Anklang blieben. Nachdem so die Theilnahme für die verstorbene Künstlerin wieder angeregt worden, gelang es, von verschiedenen Seiten Material zur Ergänzung des Mangelnden herbeizuschaffen, namentlich aus Kiel, Sehestedt, Hamburg, Wittenberg, Gotha, Kösen, Weimar, Jena, Erfurt, Mainz, Dresden und Berlin. Nun wurde die vorliegende Bearbeitung unternommen, deren Hauptschwierigkeit darin lag, daß sich im Original beständig Urtheile, Wahrnehmungen und Thatsachen zusammengestellt fanden, welche nach Zeit und Raum durchaus unvereinbar waren. Einzelheiten aufzählend, deren Erwähnung sie unvermerkt an die Schwelle des eigenen Greisenalters führte, hatte Luise Seidler den lang ausgesponnenen Faden ihres Berichts selten wieder mit dem Ausgangspunkte verknüpft, und so reihte sich Episode an Episode, Skizze an Skizze: der sprechende Beweis, daß die Erinnerungen, wie sie gerade farbenfrisch vor dem Geiste der fast blinden Erzählerin heraufzogen, dritten Personen dictirt worden waren. Zur Verbindung des Unvermittelten erschienen Auszüge aus Briefen Luise Seidler's am meisten geeignet; wo diese fehlten, mußten Acten, Notizbücher und Tageshefte zu Rathe gezogen werden, sodaß — durch Gruppirung unter Einen Gesichtspunkt und planmäßig innegehaltene Reihenfolge der Einzelheiten — jenes Ganze, welches der Leser im ersten und zweiten Theile des Werkchens vor sich hat, oft Zeile um Zeile, mosaikartig, zusammengestellt wurde.

Daß der Herausgeber in geschmackvoll verständiger Weise die Erinnerungsblätter in diesem Album angeordnet hat: das ergibt sowol der Gesammteindruck der Biographie, als man es auch von Haus aus von dem bewährten Takt desselben voraussetzen durfte.

Luise Seidler war die Enkeltochter des braunschweigischen, später weimarischen Oberconsistorialraths Seidler und Tochter des Universitätsstallmeisters in Jena. Hier kam sie schon als Kind mit Goethe in Berührung, und zwar zuerst durch Veranlassung eines häßlichen, struppigen alten Hundes:

Dieser Hund, Dacke mit Namen, war ein unausstehlicher Beller und Kläffer; eine Eigenschaft, durch welche er sich den ernsten Unwillen Goethe's zuzog. Der Dichter brachte in jenen Jahren oft ganze Monate in dem Hauptflügel des alterthümlichen jenaischen Schlosses zu, dessen Querbau meinem Vater als Dienstwohnung angewiesen war; die beiderseitigen Fenster — jene Goethe's und die unserigen — lagen einander gerade gegenüber; beide gingen auf den innern Schloßhof. Ich bemerkte nun mit nicht geringem Verdrusse, daß Goethe, dem alles Hundegebell in den Tod zuwider war, häufig nach Dacke, meinem beständigen treuen Begleiter, erklärten Lieblinge und Spielkameraden, warf, um ihn unter seinem Fenster fortzujagen; ja, endlich gab er den gemessenen Befehl, das Thier solle eingesperrt oder ganz weggeschafft werden. Als dasselbe nun bald darauf starb, welcher Todesfall mir bittere Thränen entlockte, warf ich einen großen Haß auf Goethe, denn ich ließ es mir nicht ausreden, daß er meinen Dacke habe umbringen lassen. Besagter Haß auf den Dichter hielt mich jedoch nicht ab, unter den Fenstern seiner Zimmer mit seinem damals etwa siebenjährigen Sohne, der den Vater häufig besuchte, recht nach Herzenslust vergnügt zu spielen. August war ein wunderschöner Knabe und sah in der schwarzen idealen Bergmannstracht, die ihm sein Vater hatte anfertigen lassen, besonders reizend aus. Goethe hing mit unendlicher Liebe an ihm; oft fütterten beide miteinander die Tauben; noch öfter versüßte der Dichter des „Götz" und „Werther" unsere Kinderspiele dadurch, daß er Stückchen Torte, an einen Bindfaden gebunden, aus dem Fenster seines Arbeitszimmers in den Schloßhof, wo wir uns tummelten, herniederließ, damit wir danach haschten. Herzlich lachen konnte er, wenn die Leckerbissen endlich, zu kleinen Brocken zerkrümelt, in unsere Hände gelangten.

Luise, die zunächst bei einer Tante Musik und Zeichnen erlernte, wurde zusammen mit der lieblichen Auguste Böhmer, der Tochter jener interessanten Karoline, die nacheinander A. W. Schlegel's und Schelling's Frau wurde, confirmirt und kam dann drei Jahre nach Gotha in die Pension, wo sie mit der anmuthig feinen Pauline Gotter und der bildschönen Fanny Caspers ihre Jugend verlebte. Nach Jena zurückgekehrt, bewegte sie sich in verschiedenen interessanten Kreisen, namentlich im Hause des Buchhändlers Frommann. Hier lernte sie auch Minchen Herzlieb kennen, von der sie uns folgenden Steckbrief entwirft:

Das schöne und anmuthreiche Minchen Herzlieb — mit einem artigen Wortspiel meistens „Minne Herzlieb (Minne, Herz, Lieb')" genannt — war Frau Frommann's Pflegetochter; dieselbe, welche Goethe späterhin als Urbild zu seiner Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" vorschwebte. Minne war die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunkeln Augen, die — mehr sanft und freundlich als feurig — jeden herzig unschuldsvoll anblickten und bezaubern mußten. Die Flechten glänzend rabenschwarz, das anmuthige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Colorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß, edel und graziös in allen ihren Bewegungen: so steht Minne Herzlieb noch heute vor meinem Gedächtniß. Ihr Anzug war stets einfach, aber geschmackvoll; sie liebte schlichte weiße Kleider; in einem solchen habe ich sie lebensgroß in Oel gemalt. Gewöhnlich trug sie auch beim Ausgehen keinen Hut, sondern nur ein kleines Knüpftüchelchen, unter dem Kinn zugebunden. Und wie herzgewinnend war sie mit der Musik ihrer Stimme, dem melodischen Organ! Wie völlig die Goethe'sche Ottilie! Ihr Gesang war nicht bedeutend, aber im Einklang mit ihrer ganzen Erscheinung, einfach anmuthig.

Für Goethe hat Minchen Herzlieb nach der Ansicht von Luise Seidler eine tiefe Verehrung empfunden, die sich aber nie zur Leidenschaft gesteigert hat. Sie nennt Goethe ihr ganzes Leben lang nur „den lieben alten Herrn". Das tragische Schicksal des jungen Mädchens, ihre spätere unglückliche Ehe, ihr Tiefsinn, ihr Herzleiden, werden uns mit wahrem Antheil geschildert.

Auch eine andere in Goethe's Gedichten verherrlichte weibliche Erscheinung lernen wir von Angesicht zu Angesicht kennen, Sylvia von Ziegesar, eine liebliche schlanke Gestalt, welche Luise Seidler zum ersten male auf einem Balle sah. „Sie trug ein weißes, anliegendes, mit Vergißmeinnichtblümchen umsäumtes Gewand und einen Vergißmeinnichtkranz in dem vollen blonden Haar."

Von Knebel heißt es:

Auch Knebel, den geistreichen Alten, lernte ich persönlich kennen. Sechzig Jahre alt, schlug er 1805 dauernd seinen Wohnsitz in Jena auf (bis dahin hatte er abwechselnd in Weimar und Ilmenau gelebt), indem er sich in einem anmuthig belegenen Gartenhause am sogenannten „Paradiese" — einem schönen, mit alten Bäumen besetzten Platze an der Saale — zu behaglich philosophischer und dichterischer Lebensweise einrichtete. Noch dreißig Jahre lang sollte er dieselbe in jenem stillen Thale genießen; er starb später als Goethe, am Anfange des Jahres 1834 in seinem einundneunzigsten Jahre. Knebel war von athletischem Wuchs, schön und ausdrucksvoll sein Kopf. Den Hals trug er entblößt, ohne Halsbinde; zu Hause war er stets mit einem fliegenden Schlafrock bekleidet; so empfing er alle seine Besuche. „Jo! jo!" „Ho! ho!" waren Ausrufe, die er seinen Gesprächen immer beimischte, wie er z. B. bei meinem Eintritt allemal auszurufen pflegte: „Ho! ho! Kommt

das liebe Kind auch einmal? Jo! jo! Schöne Sachen hab' ich zu zeigen — ho!" Und nun brachte er allerlei Raritäten aus seinen Schubkästen hervor. Da gab es Pasten, Versteinerungen, Münzen, kleine Bilder, Muscheln und ähnliche Gegenstände, deren jeder eine eigene Geschichte hatte. Bald unterrichtete Herr von Knebel mich über die Blumen seines Gartens, bald über das Innere der Berge, welche Jena malerisch umgeben; bald machte er mich auf schöne Baumgruppen, bald auf merkwürdige Wolkenformationen aufmerksam; dann wieder führte er mich im Geiste hin zum Pic von Teneriffa, der in Oel gemalt an der Wand seines Stübchens hing. Stets kam ich angeregt oder belehrt aus seinem Zimmer, in welchem Sauberkeit und peinliche Ordnung herrschte — ganz im Gegensatze zu den Gemächern seiner Frau. Diese, eine ehemalige Hofsängerin der Herzogin Amalie, war stets von einem wahren Chaos umgeben; die Räume, welche sie bewohnte, glichen der Arche Noah, wo Gethier aller Art heimisch war, das jede Reinlichkeit illusorisch machte. Dies hinderte Frau von Knebel aber nicht, in diesen Räumen Gesellschaften zu geben; ein buntes Foulardtuch phantastisch um den Kopf gewickelt, machte sie dann gewandt die Wirthin, bewährte sich als treffliche Kochkünstlerin, ja gab auch wol bisweilen eine Arie mit guterhaltener Stimme zum besten.

Wir bewegen uns in Kreisen, in denen Goethe heimisch war, und die Hauptpersönlichkeiten derselben einmal mit andern Augen anzusehen und zwar mit den klaren Augen einer Malerin, ist eine ebenso erfreuliche wie lehrreiche Abwechselung. Immer mehr wurde Luise Seidler auf die Malerei als ihren Lebensberuf hingewiesen; der Maler Roux aus Dresden, der nach Jena gezogen war, gab ihr hier Unterricht in seiner Kunst, und nachdem die Katastrophe von Jena, die uns in lebendigen Bildern vorgeführt wird, eingetreten war und das zwanzigjährige Mädchen zu einem französischen Regimentsarzt Geoffroy eine tiefe Neigung gefaßt und sich mit ihm verlobt hatte, diese Verlobung aber durch seinen Tod getrennt worden war, begab sich die Künstlerin nach Dresden, um sich dort, in der Mitte so reicher Kunstschätze, dem Studium der Malerei zu widmen.

Zu ihren letzten Erlebnissen in Jena gehörte noch, daß sie von der Studentenschaft in Acht und Bann gethan wurde. Sie hatte mehrere der berühmtesten Ballherren als Caricaturen gezeichnet, das Blatt war von einigen Studenten zufällig entdeckt worden, und die über die übermüthige Zeichnerin verhängte Achtserklärung war die Folge davon. Ein anderes Erlebniß war ein Besuch der Demoiselle Jagemann, spätern Frau von Heygendorf:

Eines Tages sprengte eine üppig schöne, jugendliche Frauengestalt in grauem, eng anliegendem Reitkleide, mit wallendem Federhute, unter dem ein blühendes, frisches Gesicht hervorleuchtete, in den Schloßhof zu Jena. Es war die Jagemann, nur von einem Stallmeister begleitet. Sie fragte nach uns und brachte meiner Schwester Grüße von der ihrigen; die beiden Mädchen waren befreundet, sie hatten sich im Stieler'schen Institut zu Gotha kennen gelernt, wohin meine Schwester mir nachgefolgt war. Ich hatte die Jagemann schon mehrmals auf der Bühne in Weimar bewundert. Sie war eine ebenso tüchtige Sängerin als gute Schauspielerin, welche sich tragischen wie komischen Aufgaben mit gleichem Geschick unterzog. Ihre Sprache klang so melodisch wie ihr Gesang; ihre Declamation war lebendig und tief empfunden. Ein ähnliches schauspielerisches Genie mag selten geboren werden; Anmuth und Würde vereinigten sich in ihren Darstellungen.

In Dresden arbeitete Luise Seidler fleißig als Copistin in der Galerie; Unterricht ertheilte ihr zuerst Professor Vogel, ein Original:

Ich sehe den kleinen zarten Mann noch vor mir, höre noch seine drollige sächsische Mundart. Zuerst mußte ich ein blondes Mädchenköpfchen aus einem größern Bilde von van der Helst copiren, und Vogel gab mir während dieser Arbeit den ersten Begriff von Ausführung und Gefühl in der Kunst mit folgenden Worten: „De Sache muß da sein, un muß ooch nich da sein! De Phantasie muß ihr Spielwerk haben, un wenn Sie vierzehn Tage an eenem Ohrläppchen malen — schadet nicht, wenn nur alle Gefiehle darin ausgedrückt sin! Sehen Sie, der Kinderkopf ist vollgestopft mit kleenen Gefiehlen — die Madonna von Rafael kribbelt und wimmelt von Zeechnung!"

Ein anderes Original war der Genremaler Kersting, ein überaus drolliger guter Mensch; er liebte es, die Personen, welche er zu porträtiren hatte, in ganzer Figur auf mäßig großen Holztafeln zugleich mit dem Innern ihrer Behausung abzubilden.

Luise Seidler wurde auch in das Körner'sche Haus eingeführt und machte bei einer Durchreise Goethe's die nähere Bekanntschaft des von ihr schon gekannten Dichters, der sich ihrer sehr annahm, mit ihr spazieren fuhr und einen großen Theil seiner Zeit der anspruchslosen Künstlerin widmete. Sie besuchte dafür Goethe wieder in Weimar, zur Zeit als Fräulein Karoline Ulrich, die spätere Frau Riemer's, durch ihre liebliche Erscheinung den Reiz der Goethe'schen Häuslichkeit erhöhte:

Es ging bei dem Dichterfürsten oft ganz patriarchalisch zu, besonders wenn Goethe mit seiner Frau und Fräulein Ulrich an stillen Abenden eine Partie „Whist mit dem Strohmann" spielte, wobei ein Gläschen Punsch nicht fehlen durfte. Des Spieles unkundig, saß ich daneben, langweilte mich oft und erlaubte mir dann neckend muthwillige Störungen, welche Goethe voll Scherz, aber nie zürnend abwehrte. Beim Mittagessen war Goethe mit Riemer, Meyer (dem sogenannten „Kunst-Meyer") und andern Gästen, deren Zahl jedoch niemals acht überstieg, immer sehr heiter. Man speiste in einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Handzeichnungen berühmter alter Meister geschmückt waren; das Mahl war stets von gediegener Einfachheit, das Getränk trefflicher Burgunder. Beim Dessert entfernten sich die Damen des Hauses, „die lustigen Weiber von Weimar", wie Goethe sie scherzend nannte, um spazieren zu fahren. Auch August, sein schöner erwachsener Sohn, wiewol bei Tische am Gespräch theilnehmend, zog sich still zurück und ging andern Geschäften nach. Die Herren (denn nur sehr selten wurden Damen zu Mittag geladen) blieben dann sitzen. Auch ich hatte ein für allemal die Erlaubniß zum Dableiben. Sobald wir allein waren, nahm Goethe jederzeit irgendeinen bestimmten Gegenstand vor, an welchen er seine scharfsinnigen Bemerkungen reihte; z. B. einen bronzenen Moses von Michel Angelo in kleinen Dimensionen; die Werke des Canova; die Abbildungen der gesammten im Besitze des Herrn von Quandt befindlichen Kunstwerke; den Faust von Cornelius, und anderes. Unter diesen interessanten, belehrenden Gesprächen kam unmerklich der Abend herbei, der neue Genüsse brachte, da man gewöhnlich in das Theater fuhr.

Luise Seidler porträtirte Goethe in seinem „Urbino-Zimmer", und der Dichterfürst war mit dem Porträt sehr zufrieden; sie gibt uns eine ansprechende Darstellung seiner ganzen häuslichen Einrichtung und theilt Charakterzüge von ihm mit, welche sein menschenfreundliches Walten in das schönste Licht stellen. Er war stets bereit, Sammlungen für Bedürftige zu veranstalten, und in einer Weise, welche alles Beschämende ausschloß.

Von Dresden aus, wohin die Künstlerin zurückkehrte, entwirft sie uns das Bild mehrerer namhaften Maler, Anton Graff's, Gerhard von Kügelgen's, der Harfenspielerin, Schriftstellerin, Malerin Fräulein Therese aus

dem Winckell, einer jener merkwürdigen künstlerischen oder belletristischen Existenzen des Elbflorenz, welche für die ästhetische Epoche der sächsischen Residenz so charakteristisch sind:

Sie beschäftigte sich jahraus jahrein mit Anfertigung von Copien der besten Meisterwerke auf der Galerie, welche namentlich von den durchreisenden Polen gesucht waren. Auf der Rückkehr von Paris, wo sie ihre verschiedenen Begabungen weiter ausgebildet hatte, war sie durch Weimar gekommen und hatte daselbst einen Theil ihrer „zweiunddreißig Talente", wie ihre Mutter, eine alte redselige Offiziersswitwe, sich ausdrückte, producirt. Sie stellte ihre Gemälde aus, spielte Harfe, declamirte und gab mimisch-plastische Darstellungen nach Art der Hendel-Schütz. Ihr Ruf war bereits zu mir gedrungen; die persönliche Bekanntschaft der merkwürdigen Dame war mir deshalb um so erfreulicher. Therese aus dem Winckell hatte eine kleine, zierliche Gestalt, hübsches, blühendes Colorit und sanfte Züge. Sie frisirte und kleidete sich gegen die damals herrschende Mode; braune, durch ein schwarzes Sammtband zusammengehaltene Locken umgaben den Kopf; ein weißer Spencer und ein schwarzer Rock waren ihr steter Anzug. So saß sie hinter spanischen Wänden und copirte auf der Galerie, wo damals zur Erleichterung der Künstler die Gemälde sogar herabgenommen wurden. In ihrem Verschlage saß gewöhnlich die Kammerjungfer neben ihr, welche ihr leise vorlesen und zu bestimmter Stunde das zweite Frühstück credenzen mußte. Fräulein aus dem Winckell bewohnte im „italienischen Dörfchen" ein einstöckiges Häuschen, welches reizend an der Elbe belegen und mit Copien aller Art ganz austapezirt war. Wenn Fremde kamen, um ihre Gemälde zu sehen, so schuf sie durch Sperrung und Oeffnung von Läden im Nebenzimmer eine künstliche Beleuchtung; zugleich suchte sie durch Geschichte und Charakteristik des Originals das Interesse an der Copie zu erhöhen. Ziemlich oft empfing sie kleine Gesellschaften; gewöhnlich eröffnete sie den Abend mit einem Harfensolo, währenddessen eine einzige Tasse Thee oder Kaffee gereicht wurde. Die Unterhaltung bestand meistens darin, daß man ihren Talenten Bewunderung zollte und dazwischen sich an der schönen Aussicht auf die Elbe erquickte.

Ein anderes und noch dazu ein fürstliches Original lernte Luise Seidler in Gotha kennen, den seit 1804 regierenden Herzog Emil August, den sie ebenfalls porträtirte. Von diesem witzigen, aber auch witzhaschenden Fürsten erzählt sie uns allerlei ergötzliche Anekdoten:

Bisweilen genoß ich den Vorzug, mit ihm und seinem Kammerherrn allein zu speisen; nach der Tafel ging der Herzog auf und nieder und ließ sich von mir erzählen, oder er that in seiner originellen Art allerlei Fragen. So rief er eines Tages: „Was macht euer Kunstpapst?" Damit meinte er Goethe. Sein beißender Witz verschonte niemand; hatte man Geistesgegenwart genug zu einer passenden Entgegnung, so imponirte man ihm. Einem wenig begüterten, sehr häßlichen Fräulein vom ältesten Adel gab er einst das Räthsel auf: „Das Erste haben Sie nicht, das Zweite sind Sie nicht; das Ganze ist die Farbe Ihres Teints." (Or-ange.) Den Kammerherrn von Seebach fragte er: „Was ist das: die erste Silbe ist ein großes Wasser, die zweite ist ein kleines Wasser, das Ganze ist doch unbeschreiblich trocken." Die Gräfin Auguste von W. empfing er bei einer Audienz mit dem Ausrufe: „Der Blitz! Ist das nicht die Gustel von Blasewitz?" Und als sie vor versammeltem Hofe erwiderte: „O je! Da ist ja der lange Peter von Itzehoe!" lachte er aus vollem Halse. Auf einem Maskenballe bemerkte er, wie ein junger Kaufmann Namens Tröbsdorf, den er unter der Verkleidung erkannt hatte, einer weiblichen Maske stark den Hof machte. Der Herzog trat auf ihn zu, schlug ihm auf die Schulter und sagte laut: „Tröbsdorf mit der Elle verliebt sich schnelle!" Der Angeredete, welcher den Herzog sofort erkannte, antwortete mit großer Geistesgegenwart: „Ich führe meine Elle mit Verstand; das Scepter — ruht in August's Hand!" Weit entfernt, dergleichen Sarkasmen übel zu nehmen, ergötzte sich der Herzog darüber im Gegentheil außerordentlich.

Die Künstlerin malte auch Knebel, den Bergrath Lenz in Jena, den Doctor Kieser, später Präsidenten der Karolinischen Gesellschaft, von dem uns eine beträchtliche Zahl Briefe mitgetheilt werden, die ganz geeignet sind, uns die Stimmung der Zeit bei dem Beginn der Befreiungskriege zu schildern. Kieser war nämlich mit in den Krieg gezogen.

Nach dem Kriege begab sich Luise Seidler mit einem Reisestipendium des Großherzogs Karl August nach München, wo sie im Hause Schelling's bei ihrer Jugendfreundin Pauline Gotter, der zweiten Gattin des Philosophen, die freundlichste Aufnahme fand. Es war damals die Zeit der Schicksalstragödien, Müllner und Grillparzer standen im Vordergrunde des theatralischen Interesses; man sprach über ihre Stücke und über Sophie Schröder, die Darstellerin der Bertha und Sappho. Die münchener Künstlerwelt war damals durch die Kunstbeute, die Lord Elgin aus Griechenland nach London geschleppt hatte, in Aufregung versetzt worden. Von London waren die ersten Abgüsse des Frieses vom Tempel des Apollon Epikurios zu Bassae in Arkadien in die Akademie nach München gekommen. Luise Seidler zeichnete den Fries in der Größe des Originals und sandte die Zeichnung an Goethe. Sie erhielt als Dankschreiben den folgenden liebenswürdigen Brief, welcher uns von dem frischen, für alles Schöne so empfänglichen Sinn des alternden Dichters ein neues Zeugniß gibt:

Nicht einen Augenblick will ich säumen, mit den schnellsten Worten zu sagen, daß Sie mich durch Uebersendung der Basreliefs in die größte Bewegung und Betrachtung versetzt haben! Jetzt bedarf es nicht mehr zu vergnügtesten Stunden; bisher wiederholte ich nur immer das Lied:

> Der Vorhang rührt sich hin und her
> Bei meiner Nachbarin u. s. w.

deshalb auch zuletzt eine Ortsveränderung stattfand. Wo aber Ihr blauer reichlich ausgebildeter Streifen, auf blaßgelbem Grunde, sich herrlich ausnimmt, rathen Sie wol nicht. Auf dem rechten Ufer der Saale, im Erker der Tanne, wo es wirklich schöner ist, als man es sich denken darf, da bewirthen Sie mich und meine Freunde mit der schönsten Gabe, wofür Ihnen der wärmste Dank entrichtet wird. Wie heute früh beim Gläserklang in Gesellschaft von hübschen jungen Leuten geschah. Die hellen, mitunter sonnenreichen Stunden des Tages verbringe ich auf dieser Zinne, wo des letzten Camsdorfer Bogens Wasser immer lebhaft unten rauscht. Nur die Nacht über wohne ich in der alten Nachbarschaft. Gleich jetzt erlebe ich den schönsten Sonnenuntergang. Mehr setze ich nicht hinzu, damit dieses Blatt nicht säume. In wenigen Tagen mehr. Goethe.

Für den Herzog von Gotha hatte sie ein merkwürdiges Bild zu malen, einen Wischnu, den er sich als Christus dachte und den er als solchen dargestellt wünschte! Das Bild entsprach nicht seinen Anforderungen; er kritisirte es ziemlich scharf in einem sarkastischen Briefe, zahlte aber ein reichliches Honorar dafür. In München erneuerte Luise Seidler auch die Bekanntschaft mit Henriette Herz, die sie schon in Dresden kennen gelernt hatte, und der sie gebildeten Geist, tiefes Gemüth und Anmuth nachrühmt. Henriette Herz reiste nach Italien und schrieb ihr aus Rom einen so begeisterten Brief, daß sie keinen andern Wunsch mehr hegte, als der Freundin dorthin folgen zu können. Die Güte des Großherzogs von Weimar,

ein neues Reisestipendium ermöglichte ihr die Reise nach Italien.

Die Schilderung ihrer Erlebnisse in Rom, Florenz, Neapel (1818—23) bildet die zweite Hauptabtheilung des Werks. Das Leben und Treiben der Künstler in Rom, die Eindrücke, welche italienische Landschaft, große Architekturschöpfungen, wie der Dom von Sanct-Peter, den sie mit feinem Kunstgefühl schildert, die Genrebilder des neapolitanischen Volkslebens auf sie machten: das schildert sie alles mit einer so schlichten und doch so bezeichnenden Darstellung, daß man auch dem längst bekannten und hundertmal Geschilderten immer mit Interesse folgt. Am wenigsten bekannt sind die Abenteuer der deutschen Künstlercolonie in Rom aus jener Zeit. Luise Seidler lebte mitten unter ihnen; sie hatte ein Quartier auf dem Monte Pincio, dicht an der Porta Pinciana im Palazzo Guarniere; hier wohnte auch der Historienmaler Joseph Veit und ihr Lehrer und Freund, der große Meister Philipp Veit, Sohn der Dorothea Schlegel:

Mir imponirte gleich sein erster Anblick; er war eine schlanke, hohe, orientalische Schönheit, sein Wesen ernst, aber nicht finster. Geist und Witz belebte seine Unterhaltung, und wo er erschien, beherrschte er unwillkürlich die Umgebung, ohne es zu wollen. Er hatte den Freiheitskrieg unter General Kleist als Freiwilliger zu Pferd mitgemacht, und etwas Ritterliches lag in seinem ganzen Wesen; auch ging er gern mit dem Hausherrn Pulini auf die Jagd. Seine Kunst war in jeder Hinsicht so einfach groß wie er selbst, besonders zeichnete er sich durch sein schönes, klares Colorit aus. Er heirathete später die älteste Tochter unsers Hausherrn, die bereits erwähnte Karoline, ein liebes, sinniges Wesen, frisch und heiter; trotz ihrer funfzehn Jahre zwar ohne besondere Schönheit, aber tüchtig im Haushalte, in welchem sie überall wacker mit zugriff, bald am Kochtopfe, bald in der Waschküche ihre emsige Thätigkeit entfaltend. Ihre beständigen kindischen Neckereien mit Philipp Veit veranlaßten mich eines Tags, dessen Mutter, Frau von Schlegel, aufmerksam zu machen, daß dies für beide Theile gefährlich werden könne. Stolz sich von mir abwendend, erwiderte sie: „Mein Philipp wird doch keine solche Hausglucke heirathen?“ Aber Karoline wurde dennoch Philipp's Frau.

Von deutschen Berühmtheiten werden uns die Männer der Gesandtschaft, Niebuhr und Bunsen, vorgeführt. Drei hervorragende Frauen walteten anregend und tonangebend in diesen Künstlerkreisen, Frau von Humboldt, mit ihren Töchtern Gabriele und Karoline, die manchem schöpferischen Talente mit Rath und That in edelster Weise nützte, Henriette Herz und Dorothea Schlegel, letztere geistreich, freundlich und wohlwollend, sodaß man sich trotz ihrer Häßlichkeit und des brennenden Blicks ihrer großen dunkeln Augen doch unendlich angezogen fühlte:

Eigenthümlich war übrigens der Contrast zwischen Dorothea Schlegel und Henriette Herz. Diese genoß in jeder Hinsicht allseitige Verehrung; über ihrem ganzen Wesen lag der Zauber der Schönheit und Anmuth ausgegossen; echt weibliche Herzensgüte zeichnete sie aus. Ganz Bescheidenheit, ließ sie ihre mannichfachen Begabungen, besonders ihre großen Sprachkenntnisse, selten ahnen. Sie war nicht genial und geistreich wie Dorothea Schlegel, die von Witz und Leben sprühte. Dorothea imponirte unbewußt; nebenbei verstand sie es meisterhaft, jedem etwas Passendes, Liebes und Angenehmes zu sagen. Gern setzte sie fremde Vorzüge ins rechte Licht und suchte dieselben vortheilhaft zur Geltung zu bringen. Waren beide Frauen beisammen, so überragte die häßliche Dorothea doch die schöne Herz bei weitem. Allein während das Leben der letztern in unschuldigster Reinheit strahlte, konnte das der Schlegel nicht vor einem strengen Richterstuhle bestehen.

Friedrich Schlegel besuchte 1819 seine Gattin und seine Stiefsöhne; die glaubwürdige Porträtmalerin entwirft uns das folgende, wenig geschmeichelte Bild von dem Dichter der „Lucinde“:

Je mehr ich mich darauf gefreut hatte, ihn zu sehen, desto bitterer ward ich durch seine äußere Erscheinung enttäuscht. Wie hätte ich mir einen so lebendigen Geist in einer so schwammigen Fleischmasse denken können! Auch seine Augen sprühten kein Feuer; der Dichter der „Lucinde“ und des „Alarkos“ glich einem in Schwelgerei sich behaglich fühlenden Sybariten. Selten war er munter und aufgeweckt, doch meistens freundlich und wohlwollend. Sein Lieblingsthema des Gesprächs war alles, was mit der Kochkunst und mit gastronomischen Genüssen zusammenhing; er redete immerfort vom Essen und aß anscheinend nicht um zu leben, sondern umgekehrt. Da konnte es denn nicht wundernehmen, daß er so dick war. Seine Frau machte zu allen Zeiten einen bedeutendern Eindruck als er; ihre Unterhaltungen waren interessant, sie war zu klug, als daß nicht jedes Gespräch durch ihre Einmischung hätte Werth erhalten sollen. Auch mit ihrer einigermaßen zur Schau getragenen Frömmigkeit mochte man sich aussöhnen, denn dieselbe ruhte in der That auf festem Grunde. Recht in die Augen springend war sie freilich; die Umgebungen der als Jüdin Geborenen waren durchweg geistlich, so Bücher, als Bilder und Menschen. Namentlich pflegte eine unendliche Menge von Patres damals wie später bei ihr aus- und einzugehen. So bildeten die beiden Gatten einen Contrast, bei welchem mir so ziemlich alles Licht auf seiten Dorothea's, der Schatten aber bei dem dicken Friedrich zu sein schien, über dessen baldige Abreise von Rom ich mich denn auch nicht eben sehr betrübte.

Von den Künstlern führte Thorwaldsen ein romantisches Liebeleben; an Bedeutung, Gewalt des Genies und europäischem Rufe war er damals allen voran. Er war indeß ein überaus einfacher Mann, der Schlichtheit seines Innern entsprach diejenige seines Aeußern. Als Luisens Jugendfreundin Fanny Caspers als Gouvernante einer russischen Fürstin nach Rom gekommen war, lernte Thorwaldsen das ausnehmend graziöse, witzige und lebhafte Mädchen kennen; beide verliebten sich ineinander; doch die Antecedentien des gefeierten Bildhauers auf dem Gebiete der Liebe traten einer ehelichen Verbindung entgegen. Nicht allein das Verhältniß desselben zu jener üppigen, jähzornigen Römerin, Anna Maria Magnoni (verheirathet mit einem berliner Professor, der sich aber nicht mehr um sie kümmerte), war das Haupthinderniß. Diese Furie erinnert der Schilderung nach uns an Byron's venetianische Geliebte. Von ihr hatte Thorwaldsen eine Tochter Elise, welcher Fanny, wie Luise Seidler meint, gewiß eine gute Mutter gewesen wäre; die Magnoni hatte überdies dem Bildhauer wegen seiner Treulosigkeit Rache geschworen und würde dieselbe auch ausgeführt haben, wenn er der Gemahl einer Nebenbuhlerin geworden wäre; hatte sie doch ihm schon früher bei häuslichen Zwistigkeiten Gefäße aller Art an den Kopf geworfen. Nein, das Hinderniß für die Verbindung mit Fanny lag in der Verlobung Thorwaldsen's mit einer edeln, aber unschönen Schottin, Miß Franziska Mackenzie Seaforth, ein Verhältniß, welches der Künstler zur Beruhigung der Trostlosen mit dem Versprechen gelöst hatte, sich nie zu verheirathen. Miß Mackenzie hatte

Thorwaldsen in Albano, wo er heftig erkrankt war, gepflegt; er schätzte ihren edeln Sinn, ihre Kenntnisse, ihren Kunstenthusiasmus. Sie war dabei aber häßlich, groß, mager und knochig, ihr Teint grau, wie ihr Anzug von Kopf zu Fuß; sie kam Luise Seidler immer wie eine Fledermaus vor. Bei den englischen Bekannten in Rom langweilte sich Thorwaldsen so bodenlos, daß sie ihm bald unausstehlich wurden und er in seiner Osteria zu seiner strohumflochtenen Weinflasche mit doppelter Wonne zurückkehrte. Doch das Wort, das er bei Lösung des Verhältnisses gegeben hatte, band ihn, und so konnte den dänischen Künstler eine schöne Deutsche weder von der üppigen Sinnlichkeit einer ungebildeten Römerin, noch von dem moralischen Zwang, den eine langweilige Tochter der Nebelinsel auf ihn ausübte, erlösen.

Da war Overbeck, der damals gerade die Fresken in der Villa Massimi ausführte, glücklicher; eine zweite, sehr gebildete, etwas intriguante Schöne, Signora Nina, Kind der Liebe eines aristokratischen Vaters in Wien, eroberte sich den Freier; der Beichtvater wirkte mit, das Band zu schließen; der Hauptführer der Nazarener wurde so glücklicher Gatte. Auch Eggers heirathete, und zwar die Gesellschafterin der Signora Nina, Elisa, ein heiteres, „fesches" wiener Kind, und lebte mit ihr und der gemeinschaftlichen Freundin Auguste Klein in einigen düstern Gemächern des Palazzo Caffarelli. Die Charakteristiken des tiefen und bedeutenden Cornelius, des geistreich barocken Koch, des eleganten Canova, eines Begas, Wilhelm von Schadow u. a. möge man in der lebendigen Schilderung der Künstlerin selbst nachlesen. Auch Grillparzer und Witte lernte sie in Rom kennen:

Eines Mittags traf ich bei dem Prinzen Friedrich den Dichter Grillparzer, der mir durch das münchener Theater schon rühmlichst bekannt war. Sein Aeußeres — eine schlanke, magere Figur, ein blasses, ovales Gesicht mit milden, gleichsam verklärt dreinschauenden Augen — war nicht unangenehm; es kam aber zu keiner interessanten Unterhaltung, weil der anscheinend kränkliche Grillparzer sehr zurückhaltend und schüchtern auftrat. Von ebenso überraschender Anspruchslosigkeit wie er war das Wunderkind Witte, welches etwa gleichzeitig Italien bereiste. Dieser junge, noch als Kind seiner eminenten Gelehrsamkeit halber zum Doctor promovirte Mann, der bei schlankem Wuchs, weichen Zügen und gefälligen Formen einen noch fast knabenhaften Eindruck machte, erfreute uns durch eine Reihe von Vorträgen aus und über Dante sowie über den heiligen Franciscus von Assisi, an deren Trefflichkeit ich noch heute dankbar zurückdenke.

Das dritte Buch „In der Heimat" (Weimar 1823—66), in welchem der Herausgeber das Wort ergreift, da die eigenhändigen Aufzeichnungen der Künstlerin hier abbrechen, führt uns dieselbe in ihrer fleißigsten und schöpferischen Epoche vor. Zahlreiche Altarbilder und Porträts, oft Pastellbilder, einige größere Gemälde: „Ulysses an den Sirenen vorüberschiffend", rühren aus dieser Epoche her. Auch als Lehrerin war sie sehr thätig; die Prinzessinnen Maria und Augusta, die jetzige Kaiserin von Deutschland, waren ihre Schülerinnen. Am 27. Juni 1835 wurde sie von dem Großherzog Karl Friedrich zur Hofmalerin ernannt; das thätige Wohlwollen des Großherzogs Karl Alexander stand ihren letzten Lebensjahren zur Seite. Sie starb in hohem Alter am 7. October 1866.

Mit ihr wurde ein Stück des alten Ilm-Athen zu Grabe getragen. Die Erinnerung an diese edle, hochsinnige Natur, an das freundliche Gemüth, das sich in allem ausprägte, was sie schuf, während das Verschwommene, Hypersentimentale des Nazarenerthums sich in ihren größern Werken nicht verleugnet, wieder wach gerufen und mit Wärme gepflegt zu haben, ist ein Verdienst, das niemand dem Herausgeber dieser für die Literatur- und Kunstgeschichte nicht unwichtigen Memoiren bestreiten darf.

Rudolf Gottschall.

Epische und episch-lyrische Gedichte.

1. Dichtungen von Karl Simrock. Berlin, Lipperheide. 1872. 8.
2. Die Braut von Abydos. Der Traum. Zwei Gedichte von Lord Byron. Im Versmaß des Originals übertragen von Otto Riedel. Hamburg, Grüning. 1872. 16. 15 Ngr.
3. Der Hexenmeister von Adolf Pichler. Gera, Amthor. 1872. 8.
4. Der Kedrich. Eine Dichtung nach Rheinsagen von A. M. in E. Aachen, Mayer. 1872. 8. 25 Ngr.
5. Roland und die Rose. Eine Phantasie im bremer Rathskeller von Arthur Fitger. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze. 1872. 8. 5 Ngr.
6. Vom kleinen Gral. Eine Erinnerung aus Warnemünde in sechs Stücken von Karl von Stein. Wismar, Hinstorff. 1872. 16. 10 Ngr.
7. Schneewitchen vom Gral. Das Lied von Deutschlands Auferstehung in zwölf Gesängen von Joseph Pape. Zweite verbesserte Auflage. Paderborn, Schöningh. 1872. 16. 1 Thlr.
8. Das Laien-Brevier in freier Bearbeitung von Julius Bolia. Leipzig, Veit. 1872. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
9. Loreley. Dramatisches Gedicht von Julius Mag. Wien, Rosner. 1872. 16. 16 Ngr.

Das Interesse, ja das Verständniß für die epische Dichtung ist in Deutschland bekanntlich ein auffallend geringes, und der Leserkreis, den dieses Genre der Poesie findet, ein demgemäß verschwindend kleiner. Um so mehr spricht es für das Talent des Dichters, wenn er mit epischen Poesien das deutsche Publikum dauernd zu fesseln versteht. Karl Simrock ist seit dem Erscheinen seines „Wieland der Schmied" (1835) sozusagen der deutsche Epiker par excellence. Eine Sammlung seiner „Dichtungen" (Nr. 1), wie sie uns heute vorliegt, ist daher durchaus gerechtfertigt und darf mit Recht auf das Entgegenkommen des Publikums rechnen. Die Sammlung enthält „Eigenes und Angeeignetes", d. h. solche Dichtungen, welche der Phantasie des Dichters allein ihre Entstehung verdanken, und solche, welche mehr Bearbeitungen sagenhafter Stoffe sind, und zwar theils mit Zugrundelegung von bereits vorhandenen ältern Dichtungen. Es

fehlt uns hier der Raum, auf die einzelnen dieser kleinen Epen einzugehen, und ersparen wir uns dies um so mehr, als wir voraussetzen dürfen, daß der Inhalt derselben in weitern Kreisen bekannt ist. Von derbem und kerngesundem Humor erfüllt sind die beiden Dichtungen: „Die Eselsbeichte" und „Die sieben Schwaben", welchen „Salomon und Morolf" hierin nicht nachsteht. Dagegen kommt die sinnige Seite der Simrock'schen Muse, ihre ganze Anmuth und Grazie in „Bertha die Spinnerin", „Otto im Bart" und „St.-Sylvester" zum Austrag. Die Abtheilung „Lyrisches und Didaktisches" enthält eine reiche Fülle des Bedeutenden. Das Satirische und Humoristische wiegt in ihr vor, und wenn der Dichter sich in Positur stellt und mit dem Schläger des Witzes ausholt, erfolgen stets Quinten und Quarten, welche „sitzen". Dies beweisen die Gedichte: „Die Wahrheit", „Monumente", „Den Autographensammlern", „Ketzerisches", „Volksschule", „Schmach und Schande", „Warum wir arm sind" u. a. Die Pfaffen bekommen arge Hiebe, wie z. B. in den folgenden beißenden Strophen:

Die Nacht am Rhein, o sage,
Bei hellem, lichtem Tage,
Mein Freund, wo kommt sie her?
Denn ich errath' es schwer.

„Sie kommt von dicken Bäuchen,
Die Licht und Sonne scheuchen
Und werfen schwarz und schwer
Den Schatten vor sich her."

Noch hätt' ich gern vernommen,
Woher die Bäuche kommen
Mit ihrem Bleigewicht:
Sprich, Freund, ich weiß es nicht.

„Von Fasten und Kasteien,
Gebet und Litaneien,
All dem Studiren auch!
Davon geschwillt der Bauch."

Wer's glauben will, der glaub' es,
Und wer nicht will, beschnaub' es.
Wahr bleibt doch sicherlich,
Ein Narr glaubt mehr als ich.

Der patriotischen Lyrik zahlt der Dichter in mehrern gesinnungsvollen Liedern seinen Tribut („Ein Reichslied", „Kaiserlied" u. a.), und damit neben Epos und Lyrik auch das Drama zu seinem Rechte komme, finden wir schließlich das fünfactige Trauerspiel „Doctor Johannes Faust" der Sammlung einverleibt, welches der Dichter hier als sein „Eigenthum" veröffentlicht, d. h. mit seinen eigenen Zuthaten, die er bei der frühern Publication (1846) des von ihm wiederhergestellten alten Puppenspiels unterdrückt hatte. Die urwüchsigen, kernigen Gestalten dieses originellen Dramas sprechen so tiefe Wahrheiten aus und bewegen sich in so drastischen und packenden Situationen, daß sie jeden Leser für sich einnehmen werden. Abgesehen von diesem dem Drama an und für sich innewohnenden Reize, gewährt dasselbe ein nicht zu unterschätzendes literarhistorisches Interesse, indem es uns vermöge seiner dem alten Puppenspiel abgelauschten Form in die frühesten Zeiten des deutschen Dramas zurückversetzt.

Wir geben diesen „Dichtungen" des braven Simrock den Wunsch mit auf den Weg, sie mögen sich immer mehr in den Herzen des deutschen Volks einbürgern; sie haben hierzu durchaus das Zeug.

Der geschickten Uebertragung der Byron'schen Gedichte „Die Braut von Abydos" und „Der Traum" von Otto Riedel (Nr. 2) müssen wir das Lob zutheil werden lassen, daß sie die Schönheiten dieser trefflichen Poesien des britischen Romantikers mit großem Glück zur Geltung bringen und sich sehr fließend und leicht lesen. Die der „Braut von Abydos" angefügten Bemerkungen verdienen den Dank des Lesers, da sie zum Verständniß der Dichtung wesentlich beitragen und manche schätzenswerthe neue Aufklärung enthalten.

„Der Hexenmeister" von Adolf Pichler (Nr. 3) behandelt ein Thema, dem es an Originalität gebricht: Ein verbrecherischer Wilderer, Mörder und Ex-Zuchthäusler, zur Zeit Einsiedler auf den bairischen Alpen, erzählt uns durch den Mund des Dichters seine Vorgeschichte in dem sehr nüchternen Maße des Blancverses. Diese Vorgeschichte aber wurde mit einigen Variationen schon hundertmal, sei es in Versen oder in Prosa, anderswo bei Gelegenheit ähnlicher Geschichten erzählt. Dem Ganzen fehlt Bedeutung und packende Kraft, Schärfe der Charakteristik und Farbe der Schilderung. Es gemahnt außerdem stark an die Schauer- und Sensationsromane einer überwundenen Literaturperiode.

Ein echt poetischer Duft, der ganze Zauber rheinländischer Märchenpoesie liegt dagegen über der lieblichen Dichtung „Der Kedrich" (Nr. 4) von A. M. in E. ausgegossen. Dieselbe ist der Hauptsache nach aus mehr oder weniger bekannten rheinischen Volkssagen zusammengewoben, jedoch hat der Verfasser hier und da seine eigenen Erfindungen mit Geschick und Glück in das Ganze hineingedichtet. Nach einer kurzen Widmung: „Erinnerung an Lorch", hebt die Dichtung, welche aus drei Theilen besteht, mit einer phantastischen Schilderung der Entstehung des Rheinthals an. Die zu dergleichen descriptiver Poesie sehr geeignete Form der Alliteration erzielt hier eine bedeutende Wirkung und hebt diesen einleitenden Gesang von den in gewandten Nibelungenversen geschriebenen übrigen Abschnitten der Dichtung auch äußerlich als selbständiges Präludium effectvoll ab. Der Dichter schließt diesen ersten Gesang mit folgender sinnreichen Betrachtung:

Da wuchs in der Wildniß die Wunderblume
Auf waldigem Felsen: Glück der Welt.
Aus lauterm Golde leuchten die Wurzeln ihr;
Vom Stengel stammen die Scepter der Reiche;
Die Blätter enthalten vollkommene Heilkraft;
Liebliche Luft duftet vom Kelche;
Weisheit schenkt die schimmernde Krone:
Was weiter ihr Wesen — weiß niemand zu sagen.

Stets trachten und treiben sich mühsam die Menschen
Die Seltne zu suchen, doch ewig umsonst.

Wol werfen ein winziges Würzlein die Zwerge
Dem Schätze zu schürfen und schaffen Bestrebten hin;
Wol brechen ein Stücklein sie jenem vom Stengel,
Der Herr will heißen und herrschen im Land,
Wol spenden in Spitzchen vom Kelch sie dem Weisen,
Und reichen ein Blättlein, ein Leben zu retten; —
Doch kennt man noch keinen, dem gnädig die Gnomen,
Daß werth er und würdig der ganzen gewesen.

Auch hegen und hüten die heimlichen Zwerge
Gar still ihr Geheimniß; das leuchtende Kleinod
Halten verhüllt sie in Nacht und Nebel,
Denn wer es erlangte, der war ihr Herr.

Wer Unschuld bewahrte, da Unglück ihm wurde,
Wer Frohsinn und Frömmigkeit, Wahrheit und Weisheit,
Thatkraft und Tapferkeit, Treue und Liebe
Durchs Leben getragen — der wäre wol fähig,
Die Gesuchte zu sehen, erforschen und finden.
Von solchen nun sah sie, nach Mühe und Arbeit,
Ein mancher am Ende des Lebens ihm leuchten,
Wenn trostlos er grade die Gruft betrat:
Dann schien ihm im Scheiden ein schimmernder Stern;
In gläubiger Hoffnung, daß Gott ihm nun gebe
Die heil'ge, liebglühende Blume des Glücks,
Mit ewigem Leben, verschied er dann gern.

Diese Blume des Glücks wird in der Dichtung durch Garlinde, die schöne Tochter des Ritters Sibo, repräsentirt, und der Glückliche, der sie durch Treue und ausharrende Geduld erringt, ist der junge Ruthelm. Wie das Mädchen dem Vater entführt und von dem tapfern Ruthelm unter mannichfachen Abenteuern gesucht und endlich gefunden wird, wie gute und böse Geister dabei die Hand im Spiele haben, hindernd und helfend, wie unterdeß der Vater um die Verlorene klagt, und wie die in der Wildniß gefangen gehaltene Garlind auf die Treue des Geliebten hofft und harrt — alles das, unterbrochen durch mehrfache lyrische Intermezzos und hineingewobene märchenhafte Motive von oft sehr poetischem Reize, schildert uns die Dichtung, welche, nebenbei bemerkt, ihren Namen von Kebrich, dem Könige der Kobolde, empfangen hat, in sehr melodischen Versen und mit einer anerkennenswerthen Kunst der Spannung und Steigerung des Interesses an der Handlung. Die Composition der Dichtung, also das rein Technische an ihr, ist nicht minder lobenswerth wie die dichterische Ausführung derselben. Wir können somit das Gedicht als ein sehr gelungenes bezeichnen und wünschen dem Verfasser, welcher bei andern Dichtungen, die wir mit Zuversicht von seiner Feder erhoffen, die Maske der Anonymität fallen lassen wolle, zu diesem „König Kebrich" von Herzen Glück.

Ebenfalls in der Nibelungenstrophe abgefaßt ist „Roland und die Rose. Eine Phantasie im bremer Rathskeller" von **Arthur Fitger** (Nr. 5). Den Inhalt der Dichtung, die uns bereits in zweiter Auflage vorliegt, bildet die bekannte Sage von dem Hifthorn Roland's, welches ihn, indem er es erschallen ließ, in der Schlacht von Ronceval im Augenblicke der Gefahr in die Arme seiner Geliebten, der schönen „Rüdisheimer Rose", rettete, mit der er nun im rüdisheimer Berge Tage der ewigen Freude lebt. Mit dem bremer Rathskeller hat diese „Phantasie" wenig zu thun, da der Verfasser nur im Anfange seiner Dichtung an das Bild Roland's auf dem bremer Markte anknüpft, indem er singt:

Wie hält der hohe Riese, der ragende Roland,
In deines Marktes Ringe das Recht bewachend, stand,
Als Bild der unbeugsamen Gerechtigkeit bestellt,
Steht er im Strom der Zeiten, der kleinern strenge Held —

und dann dem Rathskeller folgende Strophen widmet:

Heut' sei mein Lob gebracht
Der traubensaftdurchglühten Weinkeller-Dämmernacht.
Ehrwürdiges Gewölbe, dich preis' ich für und für;
Mein vollster, klarster Becher, mein bestes Lied gilt dir.

Wenn mir auf finstern Schwingen ums Haupt die Sorge flog,
Wenn meine strebende Seele der Kleinmuth niederzog,
Wenn um verlorne Liebe mich bittres Leid zerwühlt,
Wie oft hab' ich da unten das alles weggespült.

Die Ros' im bremer Keller ist mir der beste Trank,
Der Stadt, die ihn credenzet, sag' ich viel tausend Dank;
O Rose, deine Fluten sind eitel Gold und Licht,
Das wie Lenzeswonne mir das Herz umflicht.

Wie schöpf' ich neues Leben und froh erregte Kraft
Und neue Liebeshoffnung aus deinem Zaubersaft,
Wie haben mit blendendem Schimmer hervor aus Rheinweingold
Sich farbenhelle Bilder und Mären mir entrollt.

Und wie ich trinkend träume einsam in der Nacht,
Da dämmert's mir im Geiste herauf in alter Pracht.
Wie Harfenklang, der zitternd im Winde sich verlor,
Wie hohe Heldenlieder durchrauscht es mir das Ohr.

Die Dichtung liest sich leicht und fließend, allein der ritterlich-romantische Stoff derselben liegt dem modernen Bewußtsein allzu fern und kann uns trotz der hübschen Verse daher nicht sonderlich erwärmen.

Die Erinnerung aus Warnemünde: „Vom kleinen Gral" von **Karl von Stein** (Nr. 6), dem Verfasser von „Mit der Feder für das Schwert", „Ebbe und Flut" u. s. w., ist leider nichts weniger als Poesie. Die Geschichte ist diese: Der Förster Hermann wohnt mit seiner Frau Marie an der Küste,

Die man nennt den Gral, den kleinen,
Ob verwandt mit alten Sagen,
Mit dem heil'gen, vielbesungnen —
Niemand weiß es wol zu sagen.

Das Paar wird durch die Geburt eines Töchterleins beglückt, welches in der Taufe den Namen Elise erhält und von den Aeltern nicht anders als „Traumlisel" genannt wird. Bald nach der Geburt des Kindes erblindet die Mutter. Ueber den sonstigen Inhalt der Dichtung lassen wir den Verfasser selbst reden. Er recapitulirt denselben gegen den Schluß der Dichtung in folgenden Strophen:

Vor funfzehn Jahren und drüber,
Als Lisel noch ein Kind,
Da kam ein Sänger gefahren
Und hat um Lisel geminnt.

Der Sänger zog von dannen
Und Lisel blieb zurück.
Doch mit dem Sänger verschwunden
War Lisel's Kindheit und Glück.

Sie wußte nicht seinen Namen,
Sie ahnte nur seinen Stand,
Und in dem ganzen Kreise
Hat niemand ihn gekannt.

Und funfzehn volle Jahre
Hat sie um ihn geweint,
Doch Gottes gnäd'ge Fügung
Hat beide jetzt vereint.

Der Sänger ist vom Schlage
Gelähmt bei seinem Gesang,
Und auf dem Schmerzenslager
Ihm Reue ins Herze drang.

Da ist er von neuem gekommen
Und hat nach Lisel gefragt,
Und Lisel hat ohne Säumen
Gleich Ja und Amen gesagt.

Es ist eine wunderbare,
Gewalt'ge Melodei,
Es ist die große Historie
Von deutscher Mädchen Treu'.

Das singt der Dichter mit ganz ernsthaftem Gesichte. Was bleibt da dem Kritiker übrig? Gegenüber so herzerschütternden Versen legt er die Feder nieder — und überläßt das Urtheil dem Publikum.

Mit vielem Geschick hat Joseph Pape es verstanden, in seinem „Schneewitchen vom Gral“ (Nr. 7) die im Titel benannten beiden Märchenstoffe zu einem abgeschlossenen Ganzen zu verarbeiten und die sinnreiche Dichtung zugleich zu einer allegorischen Verherrlichung der Aufrichtung des neuen Deutschen Reichs zu machen. Die Dichtung umfaßt zwölf Gesänge und ist, wie die eben besprochenen Epen, „Der Kedrich“ und „Roland und die Rose“, in dem Maße der Nibelungenstrophe geschrieben. Es würde uns hier zu weit führen, auf den complicirten Inhalt der Dichtung eines Nähern einzugehen und beschränken wir uns daher auf diese wenigen Worte der Anerkennung, indem wir nur noch hinzufügen, daß dieses „Lied von Deutschlands Auferstehung“, wie der Dichter es selbst nennt, bereits in zweiter, und zwar verbesserter Auflage erschienen ist, gewiß das beste Zeugniß für seinen innern Gehalt. Die zugleich schwungvolle und anmuthige Sprache dieses „Schneewitchen“ hat zu der schnellen Verbreitung des Buchs sicher das Ihrige beigetragen; denn der Verfasser behandelt das so leicht zur Monotonie verführende Maß der Nibelungenstrophe mit einer nicht gewöhnlichen Sicherheit und Gewandtheit.

„Das Laien-Brevier in freier Bearbeitung“ von Julius Bolia (Nr. 8) will die herrliche Schöpfung Leopold Schefer's einem größern Leserkreise dadurch zugänglicher machen, daß es den Tagesbetrachtungen des Dichters, deren Schönheit, wie dies freilich nicht zu leugnen ist, hier und da durch den allzu großen Bilderreichthum der Sprache einigermaßen beeinträchtigt wird, eine gemeinverständliche Form gibt. Wenn es nun an und für sich schon ein höchst bedenkliches Unternehmen ist, die Erzeugnisse anderer, zumal poetische, zu emendiren, so ist die Art, wie Julius Bolia hierbei zu Werke geht, gewiß die allerverkehrteste. Er übersetzt die schönen Gedichte Schefer's einfach in Prosa und löst zugleich mit der poetischen Form den Geist der Weihe, der in diesen Formen lebt, sehr oft in nüchterne Alltäglichkeit auf. Natürlich! denn bei einem guten und echten Gedichte sind Form und Inhalt so eng miteinander verwachsen, daß sie ein untrennbares Ganzes bilden. Man übersetze einmal Schiller's „Glocke“ oder „Das Ideal und das Leben“ in die Sprache der Prosa, und wir wollen sehen, ob etwas anderes daraus wird als eine Misgeburt, ein Zwitterding, welches, um Prosa zu heißen, zu pathetisch, um für Poesie zu gelten, zu nüchtern ist. Schefer gehört zu den berufenen Dichtern; er ist im schönsten Sinne des Wortes ein Priester unter den Dichtern — und diesem Priester will Bolia etwas flicken am geweihten Gewande? Nein, man lasse unsere Dichter wie sie sind! Das ewige Putzen, Säubern und Scheuern am dichterischen Hausrathe unserer Literatur ist eine immer mehr einreißende üble Angewohnheit, von der wir ablassen sollten; denn alles das kommt doch schließlich nur auf eine Verballhornisirung hinaus. Wer den wackern Schefer nicht verdauen kann, wie er ist, der wird den Bolia-Schefer erst recht unverdaulich finden. Obgleich nun Bolia im Vorworte seines Buchs gegen eine Vergleichung der einzelnen Tage-Dichtungen seiner Bearbeitung mit den betreffenden Schefer's als gegen ein falsches Verfahren der Kritik protestirt, und vielmehr das Einzelne in seinem Verhältniß zum Ganzen betrachtet sehen will, so glauben wir doch, daß ein wiederholtes Vergleichen der beiden Bücher herüber und hinüber der einzig richtige Weg ist, den die Kritik in diesem Falle einzuschlagen hat. Ueberhaupt kann ein todter Dichter gegen diese Hofmeisterei keinen Protest mehr einlegen, was, lebte er, gewiß nicht unterblieben wäre. Zur Bekräftigung dieses abfälligen Urtheils über die Bearbeitung des „Laien-Brevier“ theilen wir eins der schönsten Stücke desselben in beiden Lesarten, der alten und der neuen, hier mit. Schefer singt:

> Lebe rein, mein Kind, dies schöne Leben,
> Rein von allem Fehl und bösem Wissen,
> Wie die Lilie lebt in stiller Unschuld,
> Wie die Taube in des Haines Wipfeln;
> Daß du, wenn der Vater niederblicket,
> Seist sein liebstes Augenmerk auf Erden,
> Wie des Wandrers Auge unwillkürlich
> An den schönen Abendstern sich heftet;
> Daß du, wenn die Sonne dich einst löset,
> Eine reine Perl' ihr mögest zeigen,
> Daß dein Denken sei wie Duft der Rose,
> Daß dein Lieben sei wie Licht der Sonne,
> Wie des Hirten Nachtgesang dein Leben,
> Wie ein Ton aus seiner sanften Flöte.

In Bolia'scher Prosa heißt das:

> Wie die Lilie der stillen Unschuld Tage lebt, die Taube arglos in des Haines Wipfeln wohnt, lebe du, o Mensch, dies schöne Leben so frei von bösem Wissen und Vollbringen, daß, wenn der Vater zur Erde niederblickt, er dich als liebstes Kind begrüße und dich so gern betrachte wie der Wandersmann den schönen Abendstern. Stets möge deine Seele dem Auge der Sonne eine echte Perle zeigen; dein Denken sei unverfälscht und rein wie Duft der Rose; dein liebendes Herz sei ungeschminkt und warm wie das Licht der Sonne; dein Leben sei andachtsvoll wie gottgeweiht des Hirten Nachtgesang, und sanft wie das Gebet, das er auf seiner frommen Flöte spielt.

Möge der Leser sich auf Grund dieses Beispiels ein annäherndes Urtheil bilden über die Berechtigung einer Bearbeitung des „Laien-Brevier“ durch Bolia, wenn er eine solche überhaupt, sei es durch wen es wolle, für statthaft erachten kann, was wir für unsern Theil entschieden in Abrede stellen müssen. Wenn der Verfasser in dem Vorworte seiner Bearbeitung erklärt, daß er sich in seinem Vorsatze zur Abfassung derselben noch durch die Mittheilung der Verlagshandlung, daß „in diesem Sinne zahlreiche Wünsche und Nachfragen bei ihr eingetroffen“ bestärkt gefühlt habe, so ist das ein Motiv, welches, vom Standpunkte der Verlagshandlung betrachtet, wol leicht begreiflich erscheinen kann, über dessen weiterreichende Berechtigung oder Nichtberechtigung zu urtheilen hier aber leider nicht der Ort ist.

Das dramatische Gedicht „Loreley“ von Julius Mag (Nr. 9) ist eine gedankenvolle Phantasie von selbständigem dichterischen Gepräge. Schwungvoll und leidenschaftlich in der Sprache, lebhaft und spannend in der Entwickelung der Handlung und geistvoll und originell in den einzelnen Reflexionen, läßt die Dichtung doch eine prägnante Markirung ihres Grundgedankens vermissen. Bis zum Schluß hofft man, daß irgendwo die ethische

Idee des Ganzen ausgesprochen werde — vergebens! Und wenn die Loreley am Schluß des kleinen Dramas, nachdem die Wellen „Schiffer und Kahn verschlungen“ haben, in die Worte ausbricht:

> Dich grüßt, ruft: die Erlösung sei — erlöst!
> Nur mich will jener graue Gast nicht bergen,
> Nur ich hab' keinen Tod, bin nie — erlöst.
> O, eure Qualen muß ich schmerzvoll tragen,
> Doch eure Hoffnung wird mir nicht dafür.
> Ihr Wolken, die ihr oben zieht, ihr Wellen,
> Die ihr da unten rauscht — ich blick' hinauf
> Mit Sehnsucht, blick' herab mit Schaudern, ich
> Ein Jammerbild, gestellt in eure Mitte,
> Woher die Lösung, die Errettung naht —
> Und still, den Gräbern gleich, ist's um mich her.
> Nur geisterhaft entsteigen jetzt den Fluten
> Die Seelen, die auf ihrem Grunde wohnen,
> Und eine neue junge, blutende
> Steigt klagend mit den andern zu mir her.
> Sie alle weinen still und unhörbar —
> Sie weinen um ihr Leben, ihre Jugend.
> Ich wein' mit euch um meine Jugend, Schönheit,
> Um mein, um euer tief zerstörtes Glück! —

so steht man auch dann noch vor einem ungelösten Räthsel. Man hat sich über manche einzelne Schönheiten der Dichtung gefreut. Aber das Ganze? In der kunstgerechten Handhabung des Jambus läßt der Dichter noch manches zu wünschen übrig. **Ernst Ziel.**

Das „Historische Taschenbuch“.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Friedrich von Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. Fünfte Folge. Dritter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 2 Thlr.

Der ehrenvolle Platz, welchen sich das „Historische Taschenbuch“ unter seinem inzwischen auch heimgegangenen Begründer, Friedrich von Raumer, in der geschichtlichen Literatur Deutschlands, bei Geschichtsfreunden und Geschichtsforschern erworben und schon durch volle vier Jahrzehnte unangefochten behauptet hat, wird demselben unter der mit der neuen (fünften) Folge eingetretenen Redaction W. H. Riehl's in München nicht blos bewahrt werden, sondern wir glauben voraussagen zu können, daß manche Aenderung, welche infolge des Wechsels der Leitung in der Haltung und Einrichtung des seinem alten, bewährten Plane in der Hauptsache treubleibenden Taschenbuchs eingetreten ist, nicht blos alte Freunde und Verehrer von neuem an dasselbe fesseln, sondern die Zahl derselben von Jahr zu Jahr vermehren wird. Im allgemeinen nämlich ist unverkennbar, daß eine größere Mannichfaltigkeit des Inhalts erstrebt wird, womit natürlich eine Beschränkung der einzelnen Aufsätze hinsichtlich des ihnen früher gewährten Raums verbunden sein muß. Dieses Princip aber zur Geltung zu bringen, ist bei Sammelwerken, wie das „Historische Taschenbuch“ eins ist, der einzig richtige Weg, um stets neues Interesse zu erwecken und nicht durch die Regelmäßigkeit der Wiederkehr zu einer gewissen Monotonie oder schablonenartigen Gleichmäßigkeit des Inhalts verleitet zu werden. Die Vorzüge, welche mit dieser Art der Einrichtung verbunden sind, läßt auch der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“ in vollem Lichte erkennen.

In dem einleitenden, über den Gesammtinhalt orientirenden Vorworte, welches der Herausgeber W. H. Riehl auch diesem Bande voranschickt, bezeichnet er als die beiden Arten von Aufsätzen, welche nach der Natur seines Leserkreises in dem „Historischen Taschenbuch“ enthalten sein sollen, einmal Aufsätze zur belehrenden Lektüre, dann solche zum Studium, und er classificirt demnach die sechs uns hier vereinigt gebotenen, ihrem äußern Umfange nach voneinander sehr verschiedenen Aufsätze in folgender Weise: Georg Weber's „Der Uebergangsproceß zweier Weltalter und François Rabelais“, und die von Hermann Uhde mitgetheilten Denkwürdigkeiten „Aus dem Komödiantenleben des vorigen Jahrhunderts von Karoline Schulze“, sind fürs Lesen im besten Sinne geschrieben, unterhalten und regen an; Felix Dahn's Schilderung von „Gesellschaft und Staat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung“ und die Arbeit des inzwischen verstorbenen E. L. Th. Henke über „Theodor Agrippa d'Aubigné“, stehen auf der Grenze der belehrenden Lektüre, insofern sie Studium in der Lektüre erheischen. R. von Liliencron's Abhandlung über den „Weißkunig Kaiser Maximilian's I.“, ist eine in ansprechender Form gegebene literarhistorische kritische Studie, während das den Band eröffnende umfangreiche Actenstück, die Denkschrift des Generals Mack über die „Capitulation von Ulm“ eigentlich ganz direct in das archivalische Gebiet gehört — „und das Archiv besucht man nicht um zu lesen, sondern um zu studiren“.

Wenden wir uns, um den Lesern d. Bl. von der reichen Fülle der Unterhaltung und Belehrung und auch der Anregung und des Materials zum Studium, welche ihnen der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“ bietet, ein ungefähres Bild zu geben, zu einer kurzen Charakterisirung der einzelnen Aufsätze, wie sie beim Durchblicken des Bandes sich uns nacheinander darbieten.

Die Veröffentlichung der Denkschrift, durch welche General Mack die Fehler und Versäumnisse, welche man bei dem gegen ihn eingeleiteten kriegsgerichtlichen Verfahren ihm schuldgab, sie Punkt für Punkt durchgehend, zu widerlegen versuchte, ist eine sehr dankenswerthe Bereicherung der archivalischen Materialien zur genauern Kenntniß der Ereignisse des verhängnißvollen Jahres 1805; ein besonderes Interesse aber wird dieselbe gerade in unsern Tagen beanspruchen dürfen, wo unter den Ereignissen des deutsch-französischen Kriegs 1870—71 sich Capitulationen finden, gegen welche die Mack's zu Ulm (20. October 1805), bisher als das großartigste Ereigniß dieser Art angesehen, allerdings verblaßt und sehr bescheiden in den Hintergrund treten muß, und wo wir erst als widerwärtiges Nachspiel dazu den Proceß Bazaine zu Ende gehen sahen. Freilich — wie in den Mack's

Denkschrift einleitenden Worten mit Recht hervorgehoben wird — wäre es sehr ungerecht, Mac Mahon und Bazaine mit dem ganz unfähigen Mack auf Eine Bank setzen oder die Capitulationen von Sedan und Metz, denen mörderische Schlachten voraufgegangen waren, mit der von Ulm, zu der Mack, ohne eine Schlacht geliefert zu haben, blos durch die geschickten Manöver des Feindes und seine eigene Blindheit gezwungen wurde, in ein und dieselbe Kategorie rechnen zu wollen; aber die Ereignisse von 1805 und die von 1870 bieten doch in einer Hinsicht eine schlagende und äußerst lehrreiche Parallele dar, insofern nämlich, als sich hier wie dort eine gemeinsame psychologische Quelle der gröbsten begangenen Fehler greifbar deutlich erkennen läßt:

Jene neuen französischen Feldherren wie der alte Oesterreicher erfaßten den Gegner und seine Plane mehr mit dem Auge der Phantasie, welche sieht was sie sich einbildet, als mit dem Auge des Verstandes, welcher die Dinge erkennt wie sie sind. Sie stellten sich die feindliche Heeresmacht vor, wie sie wünschten, daß dieselbe hätte sein mögen, nicht wie sie wirklich war, sie bauten auf Verlegenheiten, die dem Feinde hätten bereitet werden können, die aber factisch nicht eintraten; kamen dann die Ereignisse anders, als man vorgedacht, so fehlte jener sichere neue Entschluß und Plan, der nur aus der scharfen Erkenntniß der Thatsachen quellen kann.

Mit Recht wird dann aber auch darauf hingewiesen, daß die Gründe dieser verkehrten Auffassung bei Mack ganz andere waren als bei den französischen Generalen: jener genoß den Ruf eines schulgerechten Theoretikers, und entpuppte sich nachher als ein eigensinniger Doctrinär, der in seiner eingebildeten Weisheit blind wurde für die einfachste Beobachtung des realen Lebens; diese waren mit der Gesammtheit ihrer Nation befangen in Einbildungen, die keine gesunde Kritik, vor allem keine Selbstkritik aufkommen ließen, verwirrt von dem phantastisch-doctrinären Geist der „großen Nation". Aber hier wie dort liegt an dem General nicht allein die Schuld, hier wie dort ist über Verrätherei mit gleichem Unrecht geschrien worden: der Organismus der Armeen, die es zu führen galt, muß zur Erklärung der Ereignisse von 1805 ebenso sehr als mächtig wirkender Factor in Rechnung gezogen werden wie bei denen von 1870. Zur Kenntniß der ungesunden Zustände in der damaligen österreichischen Armee enthält die Mack'sche Denkschrift eine reiche Fülle von Beiträgen.

Die zweite Stelle in dem neuen Jahrgange des „Historischen Taschenbuch" nimmt eine interessante und fesselnd geschriebene Abhandlung von **Georg Weber** in Heidelberg ein, welche François Rabelais in seinem Leben und in seinen Schriften als den Repräsentanten des Uebergangsprocesses zweier Weltalter darzustellen versucht. Mit frischen Farben und unter geschickter Benutzung belebenden Details zeichnet der Verfasser zunächst jene wunderbar bewegte, gärende und treibende, schaffende und zerstörende Zeit des Uebergangs aus dem absterbenden Mittelalter zu der auf neuen Grundlagen erwachsenden neuern Zeit, die gewöhnlich so genannte Renaissance mit ihren uns immer wieder fesselnden eigenthümlichen Bildungen in Staat, Kirche, Literatur und Gesellschaft, und erzählt dann das Leben François Rabelais', zeigt, wie die verschiedenen, einander zum Theil feindlich entgegengesetzten Strömungen der Zeit an die Bildung dieses reichbegabten, freien und productiven Geistes eingewirkt haben, und geht endlich auf eine nähere Inhaltsangabe und Analyse von Rabelais' bekanntestem Werke, dem „Gargantua" ein, um den Nachweis zu führen, wie eben diese eigenartige Schöpfung der Zeit ihres Urhebers den unmittelbarsten und lebensvollsten Spiegel vorhielt und daher auch für die Kenntniß der Zustände desselben besonders werthvoll ist.

Auch eine solche Uebergangszeit von einem abstracten Zeitalter zu einem erst aufdämmernden behandelt **Felix Dahn**, der als Jurist und Dichter ebenso wie als Historiker bewährte Geschichtschreiber der „Könige der Germanen". In dieser Studie über „Gesellschaft und Staat in den germanischen Reichen der Völkerwanderung" wird die Einwirkung dargestellt, welche das überlebte Römerthum auf die sociale und politische Bildung der zu seiner Vernichtung berufen scheinenden Germanen ausgeübt hat; das Verhältniß von Romanismus und Germanismus in seiner ersten und unmittelbarsten Gestaltung ist es, das hier aus der Fülle einer detaillirten Kenntniß jener dunkeln Zeit anschaulich und nach vielen Seiten belehrend und aufklärend dargestellt wird. Die eigenthümliche Art der Entstehung der romanischen Nationen wird von einem neuen Standpunkte aus erörtert. Seine Auffassung, die von der landläufigen in wesentlichen Stücken abweicht, spricht Dahn gleich im Eingange seiner Arbeit klar und bestimmt dahin aus:

Man ist gewohnt, nur die Schattenseiten dieser römischen Aristokratie der Verfallzeit aufzudecken, und gegenüber dem jugendlichen Germanenthum und der Reinheit des Christenthums nur das widerliche Bild greisenhafter Laster in den Optimatengestalten jener Jahrhunderte zu erblicken. Wir wollen zeigen, daß alle Kraft, welche die kranke Gesellschaft, den morschen Staat noch zusammenhielt — und zwar doch noch sehr lange — in diesem Provinzialadel beruhte; diese Geschlechter sind es auch gewesen, welche, die Träger der römischen Cultur, mit dieser Cultur den rohen germanischen Staat umgestürzt oder umgestaltet und den germanischen Eroberern allmählich die eigene Nationalität entwunden haben; sie sind die Begründer geworden der romanischen Nationalitäten und ihrer Eigenart in aller Cultur, in welcher wahrlich das germanische Element bis zum Verschwinden von den römischen Traditionen überwältigt worden ist.

Nachdem Dahn von diesem Standpunkte aus die Wechselwirkungen im einzelnen dargethan hat, die in den von den Germanen eroberten römischen Provinzen zwischen dem jugendlich kräftigen, aber noch rohen Germanenthum und der scheinbar schon so völlig abgestorbenen und leistungsunfähigen römischen Cultur eingetreten sind, kommt er zu dem Schlusse:

Man trat wirthschaftlich, gesellschaftlich vollständig in die vorgefundenen römischen Verhältnisse, zumal des Grundbesitzes, ein, und so ergriffen die Krankheiten, welche den römischen Mittelstand dahingerafft hatten, auch die germanischen Gemeinfreien.

In der Abhandlung über „Theodor Agrippa d'Aubigné" liegt uns nach einer Mittheilung des Herausgebers wol die letzte literarische Arbeit des verdienten Kirchenhistorikers **E. L. Th. Henke** vor; dieselbe trägt alle die Vorzüge an sich, die den Freunden und Schülern desselben aus seinen sonstigen Leistungen bekannt und werth sind. Die sorgsame Benutzung der mancherlei

neuern Quellenmaterialien, die über seines Helden Leben bisher in die Oeffentlichkeit gekommen sind, zusammen mit einer tiefen Vertrautheit mit der ganzen Zeit, in welcher derselbe lebte, und deren geistigen und socialen Verhältnissen und einer liebevollen Versenkung in die Eigenart des bedeutenden, unglaublich vielseitigen Mannes, den es zu zeichnen galt, sind hier zu einer überaus ansprechenden und fesselnden Studie vereinigt. Gerade die Vielseitigkeit d'Aubigné's ist es, welche seine Biographie zu einer concentrirten Darstellung des ganzen Zeitalters, in dem er lebte, werden läßt; die kritischen Jahrzehnte von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Jahr 1630 — den großen Zeitraum von achtzig Jahren — umspannt d'Aubigné's Leben, das, in Kampf und Arbeit, in der mannichfaltigsten Thätigkeit verflossen, auch die Summe dieser ganzen Zeit gewissermaßen in sich zusammenfaßte: als Dichter fast ersten Ranges, ein angesehener Geschichtschreiber, ein reich belesener Gelehrter, vor allem ein starker Charakter, ein unermüdlicher, durch keinen Schicksalsschlag völlig niederzuwerfender Kämpfer für Reformation und Religionsfreiheit, mit dem eisernen wie mit dem geistigen Schwerte, ein Hofmann, aber mit prophetischer Freimüthigkeit, ein schlagfertiger Cavalier und ein beißender Satiriker, dabei ein demüthig frommer Christ, zwar kein Ulrich von Hutten und kein Pascal, kein Milton und kein Klopstock, aber ein gutes Stück von diesen allen, und dabei in Einer Person; so tritt uns d'Aubigné in seinen wechselvollen Schicksalen als eine ebenso bedeutende wie fesselnde und anziehende Persönlichkeit entgegen.

Ueber die beiden besten Aufsätze des vorliegenden Jahrgangs des „Historischen Taschenbuch" können wir uns kurz fassen. R. von Liliencron's nach vielen Seiten hin neue Aufschlüsse gewährende Untersuchung über den „Weißkunig" Maximilian's I. vereinigt alle die Vorzüge einer eindringenden und umsichtigen Kritik, eines sinnigen Verständnisses und peinlicher Genauigkeit der Forschung in sich, die wir alle an dem hochverdienten Herausgeber der historischen Volkslieder der Deutschen verehren gelernt haben. In Betreff der von Hermann Uhde mitgetheilten Denkwürdigkeiten der Karoline Schulze sei nur das Eine bemerkt, daß dieselben in ihrer Ungesuchtheit, ihrer ungekünstelt sich gebenden Unbefangenheit und Unmittelbarkeit außerordentlich anmuthig, wie ein erfreuliches plauderndes Erzählen zu lesen sind und von dem Theater- und Komödiantenleben in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ein höchst anschauliches und reines Bild geben. Hans Prutz.

Populäre Naturbilder.

1. Naturbilder. Studien aus dem Natur- und Menschenleben. Von J. G. Kutzner. Nach dessen Tode herausgegeben von seinem Sohne A. Kutzner. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.
2. Wind und Wetter. Gemeinfaßliche Darstellung der Meteorologie von E. Lommel. Mit 66 Holzschnitten. München, Oldenbourg. 1873. 8. 24 Ngr.
3. Wandertage eines Naturforschers. Von Friedrich Ratzel. Erster Theil: Zoologische Briefe vom Mittelmeer. Briefe aus Süditalien. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Eine wunderliche Zusammenstellung! wird man vielleicht sagen, wenn man Inhalt und Werth vorliegender Bücher näher betrachtet. Wir haben sie in der That auch nicht zusammengestellt, weil sie sich innerlich verwandt wären, sondern weil sie sämmtlich einen Zweck verfolgen: zu popularisiren. In dieser Beziehung bleibt es sich wirklich gleich, was man zusammenstellt; der nationale Zweck ist klar und die Natur unendlich.

„Naturbilder" von J. G. Kutzner (Nr. 1) charakterisirt sich schon durch seinen Titel. Es ist ein anspruchsloses Product eines Mannes, der nicht mehr die letzte Hand an dasselbe legen konnte, der aber durch mancherlei andere Schriften ähnlicher Tendenz bezeugte, daß er als Pädagog die Naturwissenschaften in erste Linie stellte, um durch sie, d. h. durch Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner, einen Humanitätssinn entwickeln zu helfen, der den Völkern durch Ueberwucherung socialen und ultramontanen Unkrautes in vielfacher Beziehung abhanden kam oder noch abhanden zu kommen droht. Wer auf diesem Standpunkte sich befindet, wird sicher auch das kleinste literarische Product mit Freuden begrüßen; denn jedes kann ein Sonnenstrahl werden, der irgendeine Menschenseele erleuchtet und ihre Umgebung erwärmt, sofern es nur darauf ausgeht, Ideen zu produciren. In dieser Beziehung hatte es der verstorbene Verfasser leichter als mancher andere, weil der größte Theil seines Buchs geographische oder ethnographische Aufsätze bringt, die schon an sich mehr auf das ethische Gebiet hinsteuern. „Der Mensch steht unleugbar in seinem leiblichen und geistigen Sein in Abhängigkeit von der Außenwelt; wenn er auch mit seinem geistigen Princip unabhängig von ihr und über sie erhaben ist." So beginnt schon der erste Satz der ersten Abhandlung „Der Mensch und die Zone". Wer einen solchen Satz an die Spitze seines Buchs stellt, zeigt sich einverstanden mit unserer realistischen Weltanschauung der Neuzeit und dadurch nur allein berufen, an der Bildung des Volks mitzuwirken. Denn dieser Cardinalsatz besagt, daß dieses Leben keine Doppelnatur sei, daß vielmehr das ganze Dasein als ein so einheitliches Ganzes dastehe, wie es der Geist in seinen letzten Fäden gar nicht mehr zu entwirren vermag. So macht man die Natur menschlich und den Menschen natürlich, woraus von selbst eine große Zahl anregender Ideen hervorgeht, auch ohne daß sie der Verfasser besonders ausspricht. Freilich ist der gegebene Stoff immerhin ein dürftiger; indeß jedes Object ist ein Mikrokosmus oder kann doch zu ihm gemacht werden. Nach allen diesen Richtungen hin zeigt sich aber der Verfasser seiner Aufgabe gewachsen.

Nach einem Vorworte des Herausgebers, des Sohnes unsers Verfassers, Adolf Kutzner's, folgen 14 Aufsätze

geographischen Inhalts, über Mensch und Zonen, über Sudeten und Böhmerwald, über den Himalaja und Ganges, über Ceylon und die Singhalesen, denen später noch besondere Bilder von der Zimmtinsel folgen, über Damaskus und das Leben im Orient, über Peking und Bombay, sowie über die Banianen, indische Bilder, die höchst unlogisch von Damaskus und Orient unterbrochen wurden, endlich über die Renthier-Tungusen, die Andes von Südamerika und Neucalifornien. Die Krone dieser Land- und Völkerbilder wie des ganzen Buchs überhaupt ist der zweite Theil desselben: „Vergleichende Blicke in das Völkerleben". In ihm verbreiten sich sechs besondere Abhandlungen über die Verschiedenartigkeit des Charakters, der Sitten und Gebräuche, der religiösen Anschauungen, der gesellschaftlichen Zustände und der Culturverhältnisse bei den verschiedenen Völkern der Erde. Der Gedanke selbst, die Völker in diesen Beziehungen contrastlich nebeneinanderzustellen, ist zwar nicht neu, aber ebenso vortrefflich durchgeführt, wie der große Fleiß anerkannt werden muß, dergleichen Contraste aus einer reichen Belesenheit wirksam zusammenzustellen. Solche Zusammenstellungen zeigen am besten, daß es auch in der Menschenwelt sich ähnlich verhält wie mit der Erde selbst. Könnte man sich jene nämlich als Kugel denken, so würden die Menschen sich ebenso antipodisch oder correspondirend in ihren Eigenschaften zeigen wie der Erdball auch. Was hier landesüblich und sittlich, ist dort die umgekehrte Welt und unsittlich. Dürfte Referent auch nur wenige Proben der oft höchst ergötzlichen Contraste anführen, so würde man bald daran erkennen, wie weit wir noch von Einem Hirten und Einer Heerde, und zwar glücklicherweise, entfernt sind. Und doch ist alles, was der Verfasser beibrachte, nur noch ein dürftiger Anfang im Vergleich zu dem kolossalen Material, welches für besagtes Thema schon zu unserer Kenntniß kam. Es würden aber Jahre darüber vergehen, ehe es jemand gelänge, seiner auch nur einigermaßen erschöpfend habhaft zu werden. Jedenfalls wollen wir auf dieses höchst interessante ethnographische Thema ganz besonders hingewiesen haben. Es zeigen solche Bilder am besten, was es mit der Gleichmacherei fanatischer Geister auf sich habe. Uebrigens wollen wir nicht verkennen, daß das Thema schließlich die ganze Natur umfassen würde; denn das eine lebt im Wasser, das andere auf der Erde, das dritte in der Luft, das vierte im Lichte, das fünfte im Dunkel u. s. w., wonach sie schwimmen, kriechen, laufen, fliegen u. s. w., mit oder ohne Augen, je nachdem.

Etwas heterogen schließen sich endlich physikalische Betrachtungen über Wärmeerscheinungen bei festen und flüssigen Körpern, bei Luft, Wasser, Schnee und Eis in 14 Abhandlungen an, während eine vierte Abtheilung den Kiesel, sowie das Glas und die Glasfabrikation behandelt. Im Texte wendet sich der Verfasser zwar an die Jugend; doch meinen wir, daß er auch für große Kinder schrieb, welche die Natur lieben und sich über die betreffenden Gegenstände in einer Art unterrichten wollen, die ihnen unter der Führung des Verfassers sicher keinen Kopfschmerz machen wird.

Ganz anders Nr. 2: „Wind und Wetter" von E. Lommel. Dieses Buch vertritt den zehnten Band einer schon nach ihrem Chamoisumschlage bekannten Reihe naturwissenschaftlicher Bücher, die, da der Verleger ein Münchener ist, meist auch von münchener Gelehrten herausgegeben wurden und den etwas sonderbaren Collectivtitel „Die Naturkräfte" tragen. Diese eigenthümliche, keineswegs an sich einzig dastehende Bibliothek muß wol recht beifällig aufgenommen worden sein, da sich der Verleger erkühnt, ihr soeben eine zweite Serie folgen zu lassen, für die er 22 neue Themata ankündigt, für welche zum Theil schon die Verfasser gewonnen sind. Jedes Bändchen soll den Preis von 24 Ngr. vorläufig nicht überschreiten, wodurch dem Abnehmer, da er jährlich nur etwa vier Theile zu kaufen hätte, keine allzu große Steuer aufgelegt werden würde. Wir haben es folglich mit einer Bibliothek zu thun, für welche der Verleger selbst die industrielle Schablone erfand. Meist sind die einzelnen Bändchen populäre Lehrbücher, jedoch mit akademischem Charakter. Denselben trägt auch das vorliegende an sich, ohne sich viel um geschmackvolle Darstellung zu kümmern. Wer den Kathederton liebt, wird wol auch mit der trockenen systematisirenden Schreibart des Verfassers sich versöhnen und viel Wissenschaftliches aus dem Buche lernen können. Setzt es auch weit gebildetere Leser voraus wie Nr. 1, so hält es doch immer eine gewisse Linie der Voraussetzungen ein und kann mithin als eine populäre Meteorologie betrachtet werden, die gerade so viel über ihren Gegenstand bringt, als absolut nothwendig ist, um diesen zu verstehen. Der Reiz geschichtlicher Darstellung unserer Theorien über die einzelnen Materien ist deshalb, vielleicht der Kürze wegen, fast nirgends sichtbar. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand in sechs Abtheilungen, in die sich alle Erscheinungen von Wind und Wetter einrangiren: „Die Sonnenstrahlung", „Die Winde", „Die Meeresströme", „Das Klima", „Die elektrischen Erscheinungen der Atmosphäre" und die „Lichterscheinungen" derselben. Da dergleichen Bücher den hergebrachten Gang akademischer Vorträge einhalten, so ist über sie auch nicht viel zu sagen. Ihr Charakter trägt gewöhnlich, wie auch das vorliegende bestätigt, so wenig Individuelles an sich, daß sie jeder beliebige X geschrieben haben könnte, der des Gegenstandes mächtig wäre.

Das Umgekehrte muß von Nr. 3: „Wandertage eines Naturforschers", gesagt werden. Der Verfasser, der sich früher Fritz Ratzel schrieb und der gegenwärtig schon wieder auf einer nordamerikanischen Reise begriffen ist, gehört ohne Frage zu den geistreichsten der in letzter Zeit aufgetauchten Naturforscher, zu denen nämlich, deren Neigung entschieden sich größern, allgemeinern Anschauungen zuwendet. Er hat sich weniger durch eigene Forschungen als dadurch bekannt gemacht, daß er das Bekannte zu höhern Gesichtspunkten erhoben, das Einzelne in das Allgemeine eingereiht hat. Doch scheint seine Vorliebe, obgleich er auch für Geologie und Botanik zu schwärmen scheint, auf seiten der Zoologie und Anthropologie zu liegen. Auch das vorliegende Buch, wol sein erstes selbständiges, ist davon Zeuge. Eigentlich besteht es nur aus Skizzen, welche der Verfasser in der „Kölnischen Zeitung" unter dem oben angegebenen Collectivtitel nach und nach erscheinen ließ. Doch wäre es wirklich schade gewesen, wenn dieselben nicht gesammelt her-

ausgekommen wären. Referent freut sich um so mehr hierüber, als er sie sämmtlich schon bei ihrem damaligen ersten Erscheinen mit Interesse und Anregung las. Sie stammen aus den Jahren 1868—69 und 1872, und wurden an Ort und Stelle geschrieben, sodaß sie auch die ganze Frische ihrer Umgebung an sich tragen. Eigentlich sind es weiter nichts als Plaudereien über Seethiere und Schöpfungsgeschichte, die wir in den ersten Briefen empfangen, über Vesuv, Liparische Inseln, Aetna und Steinzeit in Sicilien, die wir in den letzten Briefen lesen; aber jeder Brief liest sich für den Naturkenner wie eine Novelle, und darin steckt auch die Bedeutung dieser Wanderbriefe. Der arme Naturforscher, der so wenig Zeit und infolge davon so wenig Appetit hat, seine Mußestunden mit belletristischen Studien und Delicatessen auszufüllen, hat nichtsdestoweniger einen sehr ernsten innern Drang nach philosophischern Betrachtungen des Lebens, je mehr seine Neigung einer höhern Auffassung der Natur zugewendet ist. Man erstickt ja förmlich in dem kolossalen Wuste von Thatsachen, die zu ihrer Reception alles deductive Vermögen des Geistes völlig erdrücken. Jede kleinste Disciplin der Naturwissenschaften erweitert sich ja gegenwärtig durch Hunderte von Kräften so gewaltig, daß man die Nachkommen unwillkürlich bedauert, sich erst des gewaltigen physikalischen Apparats bemächtigen zu müssen, ehe sie daran denken können, selbständig zu arbeiten, selbständig Neues und Weittragendes zu Markte zu bringen. Es wird und muß einmal eine Zeit kommen, wo diese Bergmannsarbeit mehr mit einer Hüttenarbeit vertauscht werden, der geistige Schmelzproceß mehr in den Vordergrund treten muß. Jedenfalls tragen dergleichen Schriften wie die Ratzel'sche dazu bei, den Geschmack für solche combinirende Studien vorzubereiten; fürs erste freilich können sie nur noch ein Anfang dazu sein. Aber dennoch sind sie ein Anfang, der den Wissenschafter anregend unterhält, den Naturfreund in geschmackvoller Weise belehrt. Ihrem innern Wesen nach erinnern sie an Karl Vogt, besonders an dessen zweibändiges „Altes und Neues aus Thier- und Menschenleben"; um so mehr, da auch diesem Vogt'schen Producte die Briefform eigen ist. Vielleicht waren auch die „Naturstudien am Seestrande" von G. H. Lewes, dem englischen Biographen Goethe's, nicht ohne Einfluß auf den Verfasser. Jedenfalls aber hat er sich seine Freiheit gewahrt, nach eigener Façon selig zu werden.

„Warum reisen wir ans Meer?" lautet sein erster Brief, welcher aus Cette geschrieben wurde. Von daher datiren noch: „Das Thierleben in der Brandung", die „Rhizopoden und ihr Protoplasma", „Schöpfungsgeschichtliches" (Darwinistisches), „Das Ei und seine Entwickelung", „Aus der Ahnengeschichte des Tintenfisches", „Die Sackthiere und einige Rückblicke", die sie hervorrufen, „Etwas Systematisches", „Natürliches Aquarium" und eine „Excursion in Fischeingeweide". Aus Genua stammt ein Brief über den „Polymorphismus der Thiercolonien" und über den „Hectocotylus", aus Messina ein anderer über „Theilung der Arbeit" und die „Geheimnisse einer Austerschale", ein weiterer über „Die kleinen Submarine-Ingenieure", aus Catania ein Brief über „Faunistisches aus Sicilien", aus Neapel endlich ein solcher über „Pelagische Thiere" und das „Seelenleben der Thiere". Das Jahr 1872 dagegen brachte dem Verfasser eine „Vesuvbesteigung" und Betrachtungen über „Die zerstörenden Wirkungen des Vesuv am 26. April", sowie „Die erste Vegetation auf den Laven", dann Schilderungen von Lipari, Stromboli, Vulcano und Aetna, endlich „Acclimatisation" und „Steinzeit in Sicilien" (zwei Briefe) und Betrachtungen „Am Meere" von Neapel. Wissenschaftliche Anmerkungen beschließen diesen ersten Band, der auch selbständig im Buchhandel ausgegeben wird.

Aus Allgemeinem Specielles beizubringen, wird man uns wol gern erlassen, weil jeder schon von vornherein die Unmöglichkeit einsehen muß. Wir brauchen wol nicht noch besonders zu versichern, daß der Verfasser, nachdem wir ihn oben schilderten, zugleich einer der wenigen ist, welche man zu den naturwissenschaftlichen Stilisten zählen kann. Es sollte uns freuen, wenn es uns gelungen sein sollte, die Aufmerksamkeit auf den talentvollen Mann zu lenken, dem wir nur wünschen wollen, daß ihm sein Geschick günstig genug sein möge, sich nun auch in einer einzelnen Disciplin zu concentriren. Das ist und bleibt ja doch schließlich das archimedische Da, ubi sto!

Karl Müller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Unsere deutschen Kritiker sitzen jetzt auch auf den kritischen Lehnsesseln des Auslandes über ihre Collegen zu Gericht. Die letzte Nummer des „Athenaeum" enthält einen berliner Brief von Spielhagen, der sich sehr eingehend mit Berthold Auerbach's neuem Roman „Waldfried" beschäftigt. Spielhagen beklagt sich über den Mangel eines Mittelpunktes in Deutschland, wie ihn Frankreich in Paris und England in London besitzt; dadurch werde die Romandichtung selbst sowie die Verbreitung des Rufs der Romandichter erschwert. Süddeutsche und norddeutsche Natur seien wesentlich verschieden. Ein Fremder würde vielleicht vermuthen, er habe in den Charakteren des Auerbach'schen Romans Typen deutscher Natur vor sich und ihre Sitten und Sprachweisen wiederholten sich in ganz Deutschland. Das sei aber so wenig der Fall, daß ihm als Norddeutschen das Buch in vieler Hinsicht so fremdartig sei wie den meisten Engländern: der Süddeutsche habe in seiner Natur etwas, das er selbst Gutmüthigkeit, Naivetät nenne, dem aber der Norddeutsche ganz andere Namen gebe. Der Norddeutsche sei wesentlich aristokratisch, hier gebe es nur Herren und Diener. Einen Norddeutschen und auch einen Engländer werde es auf das äußerste befremden, wenn Auerbach einen studirten Landedelmann, der wiederholt wichtige Staatsämter bekleidet habe und dem sogar einmal der Posten eines Premierministers in seinem Staate angetragen worden sei, gegen seine Nachbarn sich des traulichen „Du" bedienen, von ihnen wieder geduzt werden lasse, und etwa mit ihnen auf demselben Fuße stehe, wie Odysseus mit dem göttlichen Schweinehirt. Die ganze Geschichte sei unbegreiflich und unmöglich, sobald man sie nach Norddeutschland versetze. Spielhagen meint, es sei Auerbach's Absicht gewesen, durch die Schicksale einer zahlreichen Familie die Geschichte Deutschlands von 1848 bis zur Gegenwart zu beleuchten. Trotz des Lobes einzelner Stellen zerpflückt Spielhagen den Auerbach'schen Roman nach Kräften und stellt

ihm ziemlich unverblümt das Zeugniß aus, daß er langweilig sei.

Wir werden auf den Roman selbst demnächst zurückkommen, haben aber hier etwas anderes auf dem Herzen. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wenn die deutschen Schriftsteller sich gegenseitig scharf recensiren; es ist dies zu allen Zeiten Mode gewesen, auch bei denjenigen, die auf demselben Literaturfelde ackern; doch wir finden es nicht passend, wenn diese „Familienkritik" in auswärtige Journale übertragen wird, wenn etwa Spielhagen in England Auerbach und vielleicht Auerbach in Italien Spielhagen herunterreißt. Dem Auslande gegenüber müßten wir so viel esprit de corps besitzen, um als eine literarische festgeschlossene Gesammtheit zu erscheinen, einer für den andern und dadurch für unsere Nationalliteratur Propaganda machen. Wir meinen, eine scharfe Kritik eines deutschen Romanschriftstellers über den andern in einem englischen Blatt, welche vielleicht für John Bull den Reiz eines literarischen Hahnenkampfes hat, sei kein würdiges Schauspiel, welches wir den Engländern geben. Was würden wir dazu sagen, wenn Dickens in der „National-Zeitung", in der „Gegenwart" oder in d. Bl. Thackeray mit der kritischen Geisel gezüchtigt hätte, oder Victor Hugo in der „Kölnischen Zeitung" über die George Sand herfiele? Es sind dies einfach Undenkbarkeiten; wir sehen aber nicht ein, warum bei uns alles möglich sein soll, was bei andern Nationen für unmöglich gilt.

— In einer dritten neu bearbeiteten und bereicherten Auflage erscheint das Werk: „Die gesammten Naturwissenschaften, populär dargestellt von Dippel, Gottlieb, Gurlt, Koppe, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, Reclam, Reis, Romburg, Zech" (Essen, G. D. Bädeker). Die Einleitung, welche sich über die Principien der Anordnung verbreitet, ist von Hermann Masius abgefaßt. Alexander von Humboldt hat bereits den frühern Auflagen des Werks ein rühmliches Zeugniß ausgestellt; er schrieb an die Verlagsbuchhandlung: „Ihr Werk über die gesammten Naturwissenschaften hat viel mehr geleistet, als ich je erwartete; es wird nicht oberflächliches, sondern sehr gründliches Wissen verbreiten." Und in der That hält sich dasselbe von der schlechten Belletristik populär-naturwissenschaftlicher Schriften fern und gibt durchweg einen gediegenen sachlichen Inhalt, der in der neuen Auflage durch Mitaufnahme aller Entdeckungen auf diesen Gebieten und sorgfältigere Durcharbeitung, respective Neubearbeitung einzelner Abschnitte, z. B. der „Physiologie" durch Professor Reclam, bereichert worden ist.

— Das dritte Heft des achten Bandes des „Neuen Pitaval" (Leipzig, Brockhaus), enthält: „Dr. Hermann Demme, Diebstahlsprocedur und Selbstmord" und eine Darstellung des Processes der Frau Wheaton (in Baltimore 1871), welcher für die Charakteristik des englisch-amerikanischen Strafverfahrens von Interesse ist.

— Von der volkswirthschaftlichen Studie von Nikolaus Schüren: „Die Lösung der socialen Frage" (Leipzig, Luckhardt), ist eine neue Auflage erschienen, vermehrt durch eine historische Einleitung, welche die Geschichte der Erwerbsfrage und der nationalen Oekonomielehre behandelt.

Theater und Musik.

G. von Moser's Lustspiel „Ultimo" ist am hamburger Thaliatheater und auch am dresdener Hoftheater zur Aufführung gekommen. Es ist ein schwankartiges Lustspiel, mehr im Stil der Rosen'schen Muse als in dem von Benedix, mit einigen ergötzlichen Situationen ausgestattet.

— Von neuern Stücken macht Mosenthal's „Sirene" die Runde über die meisten deutschen Bühnen.

— Am Hoftheater zu Weimar ist der „Oedipus" des Sophokles mit Lassen'scher Musik zur Aufführung gekommen, die Vorstellung hat einen bedeutenden Eindruck hervorgerufen; Mosenthal's „Lambertine" dagegen wollte nicht zünden.

— Auch in London erstehen fortwährend neue Theater wie die Pilze aus der Erde. Ein „Criterion-Theater" wurde in Piccadilly eröffnet und zwar mit einem neuen dreiactigen Stück des Vielschreibers Byron: „An American lady", welches das „Athenaeum" eine Masse von Unhaltbarkeiten und Unmöglichkeiten nennt, die durch den gewandten Dialog des Autors zum Leben galvanisirt worden. Der Chauvinismus der Engländer gegenüber Amerika wird in dem Stücke gegeiselt. Eine dreiactige Comedy von G. W. Godfrey mit dem Titel „Queen Mab" wurde am Haymarket-Theater ohne sonderlichen Erfolg gegeben. Es soll eine Anfängerarbeit sein, nicht ohne Geschick in den Situationen, aber mit verzeichneten Charakteren.

Bibliographie.

Barre, E., Ueber die Bruderschaft der Pfeifer im Elsaß. Vortrag. Colmar, Barth. Gr. 8. 12 Ngr.

Baumstark, A., Was ist das Recht? Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Boehmer, H., Christenthum und sociale Frage. Rede. Bonn, Weber. 8. 6 Ngr.

— — Die freie Kirche im freien Staate und der Ultramontanismus. Rede. Bonn, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ritter Lupold von Wedel's Abenteuer. Historischer Roman in 3 Bdn., mit freier Benutzung von Lupold's Selbstbiographie. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Crousaz, A. v., Abbildung und Charakteristik Leopold's I. Fürsten von Anhalt-Dessau. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ditfurth, F. W. Freih. v., 52 ungedruckte Balladen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und mündlicher Ueberlieferung. Stuttgart, Göschen. 8. 28 Ngr.

Faber, W., Die Macht des Genies. Charakterbild, mit theilweiser Benützung des Brehmer'schen Sujets. Hanau, Prior. Gr. 8. 10 Ngr.

Förster, T., Drei Erzbischöfe vor 1000 Jahren. (Claudius von Turin, Agobard von Lyon, Hinkmar von Rheims.) Ein Spiegelbild für ihre Epigonen in unsern Tagen. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 18 Ngr.

François, Louise v., Hellstädt und andere Erzählungen. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Friedrich, F., Heiße Herzen. Erzählungen. 2 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 3 Thlr.

Gensichen, O. F., Erloschene Geschlechter. Trauerspiel. Berlin, Grosser. 8. 20 Ngr.

Gindely, A., Ueber die Erbrechte des Hauses Habsburg auf die Krone von Ungarn in der Zeit von dem Jahre 1526—1687. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Goethe. — Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. 1ster und 2ter Thl. — A. u. d. T.: Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz. (1812—1832.) Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 8. 5 Thlr.

Greßler, F. G. L., Erde und Abendstern, ein Geschwisterpaar von gleicher Größe, Gestalt und Naturanlage. Landschaftsbild gemalt auf den Untergrund mathematischer Wahrheiten veranlaßt durch den Venusdurchgang am 9. December 1874. Langensalza, Greßler. 8. 10 Ngr.

Hackländer, F. W., Kainszeichen. Roman. 1ste Lief. Stuttgart, Kröner. 8. 7½ Ngr.

Hartmann, E. v., Shakespeare's Romeo und Julia. Leipzig, Hartknoch. Gr. 8. 12½ Ngr.

Höfler, C. v., Kaiser Karl's (V.) erstes Auftreten in Spanien. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Ildefons von Arx, P., Der Geschichtsschreiber des Kantons St. Gallen. Ein Lebensbild aus der Zeit der Umwälzung. Herausgegeben vom historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 4. 16 Ngr.

Lorenz, O., Papstwahl und Kaiserthum. Eine historische Studie aus dem Staats- und Kirchenrecht. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mach, E., Physikalische Versuche über den Gleichgewichtssinn des Menschen. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Mignet, F. A., Geschichte der französischen Revolution 1789—1814. Deutsch von F. Köhler. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Ngr.

Sacken, E. Freih. v., Ueber Ansiedelungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich. Wien, Gerold's Sohn. 1873. Lex.-8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Scherer, G., Kleine Toggenburger Chroniken. Mit Beilagen und Erörterungen. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 28 Ngr.

Seydel, R., Ueber Glaube und Unglaube. Mit Beziehung auf David Strauß und Paul Heyse. Vortrag. Dresden, Kaufmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Simson, B., Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen. 1ster Bd. 814—830. Auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Bayern Maximilian II. herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Academie der Wissenschaften. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Spieske, H. A., Erinnerungen eines alten Oldenburgers. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Volksbildung und Schulwesen. Herausgegeben von A. Egger. I. Industrie und Schule in Oesterreich. Eine cultur-politische Studie von A. Egger. Wien, Hölder. Gr. 8. 9 Ngr.

Zubitza, J., Zur Literaturgeschichte des Guy von Warwick. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Erster Theil.

8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: Martin Luther. Von Heinrich Rückert. — Oliver Cromwell. Von Reinhold Pauli. — König Heinrich IV. von Frankreich. Von Martin Philippson. — Voltaire. Von Karl Rosenkranz.

Mit diesem Bande wird ein Sammelwerk eröffnet, das unter dem Titel „Der Neue Plutarch" Charakterbilder ausgezeichneter Persönlichkeiten, zunächst seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart, in möglichst künstlerischer Gestaltung des Stoffs zur Darstellung bringen soll. Namhafte deutsche Historiker, Literatur- und Kunstgeschichtschreiber sind als Mitarbeiter gewonnen, Rudolf Gottschall hat die Herausgabe übernommen, das Werk verspricht somit ein deutsches Haus- und Familienbuch zu werden, das der weitesten Verbreitung fähig und würdig ist.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in Stuttgart.

Shakespearomanie.

Zur Abwehr.

Von

Roderich Benedix.

28 Bogen. 8. Preis 2 Thlr. 10 Sgr., oder 4 Fl.

Roderich Benedix hat noch wenige Wochen vor seinem Tode obiges Werk vollendet, welches mit Recht das Resultat lebenslänglichen fleißigen Studiums genannt zu werden verdient. War jemals ein Deutscher berufen, dem nahezu an Götzendienst streifenden Shakespeare-Enthusiasmus entgegenzutreten, der sich leider in Deutschland immer mehr breit macht, und sich selbst nicht scheut, unsere erhabensten Dichterheroen, Schiller und Goethe, tief unter den „niemals erreichten und niemals erreichbaren Dichterkönig" zu stellen, so war es Roderich Benedix. Er bietet uns in diesem nachgelassenen Werke nichts Aphoristisches, sondern seine Kritik dehnt sich auf sämmtliche Dramen Shakespeare's aus. Er zeigt uns an der Hand jedes einzelnen Stücks, wie wenig die deutsche Nation berechtigt oder gar genöthigt ist, Shakespeare über ihre eigenen dramatischen Dichtergrößen zu stellen. Sein Werk gestaltet sich dadurch zu einem vollständigen Shakespeare-Commentar, der hoffentlich sein Theil dazu beitragen wird, die deutsche Kritik von dem Wege der blinden Vergötterung Shakespeare's wieder abzulenken auf die Bahn objectiver Vergleichung, und damit zu gerechter Würdigung der Bedeutsamkeit unserer eigenen classischen Literatur.

☛ **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

NEDERLANDSCHE BIBLIOTHEEK. I. DEEL.

GEDICHTEN

van

Emanuel Hiel.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die „Nederlandsche Bibliotheek", deren erster Band hiermit vorliegt, reiht sich den übrigen von der Verlagshandlung herausgegebenen Sammlungen ausländischer Autoren in den Originalsprachen an. Sie beginnt mit einer Originalausgabe der „Gedichten" von Emanuel Hiel, eines bei seinen Landsleuten hochgeschätzten Dichters, welche auch im Auslande bekannt zu werden verdienen.

Brockhaus'

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts.

Soeben erschien als 37. Band:

Friedrich von Matthisson's Gedichte.

Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ernst Kelchner.

Preis des Bandes geheftet 10 Ngr., gebunden 15 Ngr.

Jedes Werk der „Bibliothek" ist einzeln zu haben. Die erschienenen Bände sind geheftet und gebunden in allen Buchhandlungen vorräthig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Gedanken

über Kunst, Religion und Philosophie.

Von

Melchior Meyr.

Aus seinem Nachlasse herausgegeben von **Max Graf von Bothmer** und **Moriz Carriere.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Die Sammlung von Aphorismen, welche hier aus dem Nachlasse des Dichters und Denkers Melchior Meyr, des Verfassers der „Erzählungen aus dem Ries", zur Veröffentlichung gelangt, erinnert an Pascal's „Gedanken" und an Klinger's „Betrachtungen". Es ist ein Buch, das auf empfängliche Seelen anregend, ermuthigend und befruchtend wirken wird.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 18. — 30. April 1874.

Zur Literaturgeschichte.

1. Neue Mittheilungen über Friedrich Rückert, und kritische Gänge und Studien. Von C. Beyer. Zwei Theile. Leipzig, Frohberg. 1873. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Durch eine Reihe von Arbeiten hat der Verfasser sich um die nähere Kenntniß vom Leben und Dichten Friedrich Rückert's besondere Verdienste erworben; das vorliegende Werk dient jenen frühern Schriften gleichsam als Zusammenfassung und gibt eine ergiebige Nachlese; mit Herausgabe dieses Buchs, bemerkt der Verfasser im Vorwort, haben nunmehr seine Arbeiten und directen Studien über Rückert einen Abschnitt und Ruhepunkte erhalten. So schätzenswerth es nun auch erscheint, daß das über den Dichter erreichbare Material jetzt im ganzen und großen gesammelt vorliegt, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß die hier gewählte Form der Nachlese, einzelner zusammenhanglos aneinandergereihter Aufsätze, Mittheilung bisher ungedruckter Briefe, Gedichte u. s. w. einen einheitlichen Eindruck zu machen nicht geeignet ist. Dabei ist die Anordnung des Mitgetheilten nicht eben glücklich zu nennen; nicht alles erscheint bedeutsam genug, um die Mittheilung in voller Ausdehnung erklärlich zu machen; es ist Stoffsammlung, Zeugniß unsaglichen Fleißes, für den künftigen Bearbeiter der Werke von unschätzbarem Werthe, dagegen nur manches frei vom Schwergewicht bio- und bibliographischer Belesenheit. Indeß auch diese Nachlese bringt Neues und Werthvolles, und wir müssen sie daher willkommen heißen, wenn es hier auch nur möglich ist, über die verschiedenen Aufsätze, aus welchen das Werk sich zusammensetzt, kurz zu berichten und einiges Bedeutsame hervorzuheben.

Der erste Theil bringt zunächst eine sehr schätzenswerthe Zeittafel über Rückert's Leben und Wirken. „Neues aus dem Leben Friedrich Rückert's", der zweite Aufsatz, ist werthvoll vornehmlich durch die Mittheilungen eines Mannes, welcher 1810 als Student in Jena des gleichalterigen Docenten Rückert Hausgenosse und Freund ward und ihm bis zu des Dichters Scheiden herzlich befreundet blieb, wenn auch die beiden sich nur von Zeit zu Zeit und in längern Fristen wiedersahen. Es ist dies Friedrich Schubart, welcher, geboren 1789, viele Jahre hindurch eine höhere Töchterlehranstalt in Berlin leitete, dann Schuldirector in Erfurt ward und, nach Beyer's Bericht zu schließen, noch daselbst hochbetagt lebt, wenigstens noch vor kurzem lebte. Die ausführlichen Mittheilungen Schubart's geben sehr schätzenswerthen Aufschluß über Rückert's Aufenthalt in Jena, eine Zeit also, über welche unsere Kunde im ganzen sehr unzureichend ist. Im Herbst 1810 kam Rückert von Göttingen, wo er promovirt hatte, nach Jena, um Docent der Philologie zu werden. Ueber seine Disputation daselbst berichtet Schubart höchst ergötzliche Einzelheiten. Rückert hatte an dem berühmten Latinisten Eichstädt einen gefährlichen, auf jeden auftauchenden Nebenbuhler eifersüchtigen Gegner. Eichstädt machte zunächst

dem jungen Habilitanten den Vorwurf des Mangels an lateinischer Stilreinheit und drückte das Wort Reinheit mit puritas aus (puritatem linguae desidero in libello tuo, ich vermisse die Sprachreinheit in deiner Schrift). Rückert gab die kecke Entgegnung, in diesem Worte liege ebenfalls jener Mangel durch den Gebrauch dieses Wortes, denn, so sagte er, Puritas ipsa vox impura est (Puritas ist selbst ein unreines Wort), und da ihm Eichstädt dies bestritt, steigerte sich seine Keckheit zu der Kühnheit, daß er dem Meister und Inhaber der reinen Latinität zurief: Evolvas lexica (schlage die Wörterbücher nach!) Dieser kühne Zuruf machte nun schon einen gewaltigen Eindruck in der zuhörenden Versammlung, und wie tief ihn Eichstädt selbst empfand, das zeigte sich bald in der Fortsetzung seiner Opposition, in welcher die leidenschaftliche Erregtheit deutlich hervortrat; er nahm sogar jetzt Gelegenheit, dem jungen Manne eine recht schwere Wunde der Verspottung zu versetzen. Rückert hatte in seiner Habilitationsschrift „Idea philologiae" auch eine Ansicht über Wortbildung gegeben und Beispiele von Wortstämmen aufgestellt. Der berühmte Latinist verschmähte es nicht, dies auf die deutsche Sprache anzuwenden, und stellte

den Stamm Ruck, im Umlaut Rück auf; davon, sagte er, bilde man rücken, gerückt, auch Rückert — aber mein Freund, sowie er seinen Namen hörte, parirte schlagfertig den Fechtstoß durch einen eigenen, mit den zuvorkommend beistimmenden Worten: et quod oppositum est (und was dem entgegengesetzt ist), verrückt".

Lautes Gelächter scholl durch den Saal; die Studenten klatschten in die Hände vor Vergnügen, daß der junge Docent dem eiteln, höchst unbeliebten Eichstädt, seinem Opponenten, einen so sichern und so trefflich verhüllten Stich beigebracht; Professor Gebler erhob sich und rief Rückert zu: „Ego exprorector modestiam tibi commendo" (ich als Exprorector empfehle dir Bescheidenheit). Des weitern Verlaufs weiß sich Schubart nicht mehr zu entsinnen; als er aber 30 Jahre später zu Berlin den Freund an jenes scharfe Wortgefecht erinnerte, antwortete Rückert, mehr im ernsten als im heitern Tone: „Bin ich so frech gewesen?"

Im übrigen machte Rückert von den Rechten eines Docenten sehr bescheidenen Gebrauch; er las nur ein Publicum über den „Prometheus" des Aeschylus und stellte dann seine Vorträge ganz ein, fortan nur der Dichtung hingegeben, welche ihn damals völlig beherrschte; er konnte keine Viertelstunde am Wirthstisch von der Wanderung rasten, ohne zur Schreibtafel zu greifen und ein Lied hinzuwerfen. Als ihn einst in einer Dorfkirche die Predigt nicht ansprach, schrieb er ein Sonett an die Wand. So ward ihm bis ins Greisenalter jedes Erlebniß ein Gedicht, welches unwillkürlich wie eine Waldquelle hervorsprang; die dramatischen Dichtungen aus jener Zeit, welche nach seinen eigenen brieflichen Berichten sehr romantisch angekränkelt waren, hat er nie veröffentlicht.

Schubart knüpfte das fast dreißig Jahre lang unterbrochene Freundschaftsband wieder an, als Rückert 1841 für die Wintermonate nach Berlin zog. Der Dichter erschien ernster und stiller geworden; das lange volle Haupthaar war noch schwarz, aber die Fülle des in jungen Jahren riesenartig erscheinenden Mannes war zu magerer Schlankheit geworden. Rückert war gleich Jean Paul eine durchaus beschauliche Natur, die sich lebenslang nur in engbeschränkten Verhältnissen wohl fühlte und sich diese durch die Gestalten seiner dichterischen Einbildungskraft verschönte.

> Möge jeder stillbeglückt
> Seiner Freuden warten;
> Wenn die Rose selbst sich schmückt,
> Schmückt sie auch den Garten.

Das war Rückert's Glaubensbekenntniß auch fürs Leben. So behagte es ihm in Berlin gar nicht. Er begann mit öffentlichen Vorlesungen über die Geschichte der arabischen Poesie; der Ruf des Dichters hatte etliche hundert Zuhörer in seinen Hörsaal geführt; aber Rückert sprach so klanglos leise, als säße er noch vor seinem Dutzend Theologen in Erlangen. Schubart ermahnte ihn freundschaftlich, doch auf seine Zuhörer durch lauteres angeregteres Sprechen Rücksicht zu nehmen, wie ja auch der alte Schelling thue. „Sie haben", sprach er, „die erfurter große Glocke in der Brust, läuten Sie doch!" Lächelnd und kopfschüttelnd antwortete Rückert: „Ja, Schelling mag es können, ich aber kann es nicht!"

Aehnlich erging es Rückert in seinem Verhältniß zum Hofe. Zwar war Friedrich Wilhelm IV. gegen den Dichter, welcher den Glanz des Throns erhöhen sollte, huldvoll genug, aber Rückert's kleinstädtische Unbeholfenheit ließ es zu keinem nähern Verhältniß kommen. Die Einladung zur Aufführung der „Antigone" benutzte er nicht; bei der ersten Einladung zur Hoftafel fühlte er sich dadurch verletzt, daß der König allerlei Gelehrtes über orientalische Poesie mit ihm gesprochen; bei der zweiten ärgerte er sich, daß Friedrich Wilhelm IV. über das ihm übersandte Drama „Saul und David" nicht sprach. So getäuscht in der Erwartung, in Berlin erfreuliche Förderung seiner wieder aufgenommenen dramatischen Bestrebungen zu finden, unbefriedigt durch das Getreibe der großen Stadt, während er selbst des steten Zusammenlebens mit der Natur gewöhnt war, gab er nach seiner Art diesen Mißstimmungen in Gedichten Ausdruck und überließ, wieder nach seiner Art, diese Geburten des Unmuths, ohne vorher zu sichten, unbedachtsamen Freunden oder Bekannten zum Abdruck; das machte dann wieder böses Blut. So ward Rückert, zumal da er den Sommer immer in Neuseß bei Koburg zubrachte, des berliner Aufenthalts nicht froh; mit der Märzrevolution 1848 trat er ganz in Ruhestand und verweilte fortan dauernd zu Neuseß.

Von seinem neuen Wohnorte Erfurt aus besuchte Schubart den alternden Jugendfreund mehrere Jahre lang während der Sommerferien. Das behagliche Stillleben dieser Sommerwochen ist, wie die Aufzeichnungen überhaupt sind, etwas weitschweifig, aber ansprechend geschildert. Leider ward die vierzigjährige Freundschaft durch ein unliebsames Ereigniß schmerzlich gestört. Rückert war ein begeisterter Bewunderer Heinrich von Gagern's, ein warmer Anhänger des frankfurter Parlaments und des Kaisergedankens; Schubart seinerseits war, was man damals mit einer gewissen Geflissenheit „königstreu" nannte, ein Anhänger jenes specifischen Preußenthums, auf welches Rückert mit ganz Süddeutschland schlecht zu sprechen war. Die Zusammenkunft des Jahres 1848 ging noch ohne Anstoß vorbei; als aber im Jahre 1849 die frankfurter Reichsherrlichkeit zusammenbrach, als die Kaiserkrone abgewiesen ward und Preußen gar Schleswig-Holsteins Sache fallen ließ, da gerieth der Dichter in so tiefe Gereiztheit und Gemüthsverdüsterung, daß Frau Luise Rückert Ende Juli dem Freunde schrieb, er möge diesmal lieber nicht kommen. Aber Schubart empfing den Brief nicht; er war bereits unterwegs und trat unvermuthet ins Haus. Alsbald am ersten Abend erhob sich ein so erbitterter politischer Streit der alten Freunde, daß Schubart sofort andern Morgens ohne Frühstück und Abschied aus dem Hause ging und heimfuhr. Und sicherlich hat ihm dieses Scheiden im Unmuth nachmals bitter leid gethan; denn Unwohlsein oder häusliche Verhinderung gestatteten dem Alternden die frische Bergwanderung von Erfurt über den Wald nach dem traulichen Neuseß nicht mehr; die vieljährigen Freunde haben sich seitdem nicht wiedergesehen.

Diesen Aufzeichnungen Schubart's folgt eine Anzahl ungedruckter Briefe Rückert's geschäftlicher Art an Cotta, freundschaftliche an Schubart von Rückert und seiner

Frau; dieselben erscheinen zur Kennzeichnung dieses alten und treuen, auch nach dem jähen Abbruch brieflich unterhaltenen Freundschaftsverhältnisses besonders bedeutsam. Daß aber der Wiederabdruck der Briefe an Fouqué, der Urtheile von Truchseß und Heinrich Voß nöthig gewesen, möchten wir nicht behaupten. Daran reiht sich eine Anzahl ungedruckter Gedichte Rückert's aus dem Jahre 1842 in jener bekannten Art des Dichters, das bescheidenste Ereigniß zum Gedicht werden zu lassen. Bedeutsamer als diese zum Theil ziemlich leicht wiegenden Mittheilungen ist die Rückert'sche Bibliographie, der Nachweis, wann und wo sämmtliche Arbeiten des Dichters zuerst veröffentlicht wurden. Es ist das eine bei der überwältigenden Fülle von Rückert's Dichtungen, vornehmlich seiner Lyrik, ganz gewaltige Arbeit, wenn es auch für zahllose Gedichte ganz unerheblich sein mag, wann und wo sie zuerst erschienen. Nun gibt es eine Unzahl in den verschiedensten Taschenbüchern und rasch verfliegenden Schriften erschienener Gedichte, welche in die bisherigen Sammlungen nicht aufgenommen sind. Rückert schuf nämlich nicht nur seine lyrischen Sachen massenhaft, sondern spendete sie auch so bereitwillig nach allen Seiten, daß er nach kurzer Frist nicht mehr wußte, was er gedichtet und wo es zu finden war. Der gesammelten ist schon eine große Menge; die letzte zwölfbändige Sammlung enthält allein acht Bände Lyrisches und Lehrhaftes, und der Verfasser berichtet uns, daß er zwei Bände Nachlese zusammengebracht hat. Bei der rein zufälligen Art, in welcher vielfach die Zusammenstellung erfolgt zu sein scheint, ist es nicht zu verwundern, sowol daß unter dem Gesammelten sich zahlreiches Mittelgut findet, wie auch daß manches wegblieb, was dem Aufbewahrten gewiß ebenbürtig gewesen wäre. Ob mit einer vollständigen Nachlese dem Andenken des Dichters besonders genützt würde, darüber kann man verschiedener Ansicht sein; wir sind immer der Meinung gewesen, daß Rückert's Bedeutung für das deutsche Volk unter dieser Ueberproduction, unter dem Mangel gediegener Sichtung entschieden nothgelitten hat; das wahrhaft Gute verschwindet nicht selten unter der Fülle des minder Bedeutenden; wer kann auch ganze Reihen von lyrischen Bänden durchlesen? Wir sind daher der Ansicht, daß derjenige, welcher aus sämmtlichen lyrischen Dichtungen Rückert's einschließlich der Nachträge eine Auslese nur des völlig Werthvollen herstellte, dem Dichter den allergrößten Dienst thäte. Im übrigen ist auch dieses Verzeichniß der bisher verstreut gebliebenen Gedichte Rückert's mit ganz erstaunlichem Fleiße gearbeitet.

Der zweite Theil des Werks bringt ebenso Verschiedenartiges. Zunächst „Lexikalisches aus Rückert's Werken" im Anschluß an ein darauf bezügliches weimarer Gymnasialprogramm 1872, von Meurer, ein höchst verdienstliches Unternehmen, welches die Sprachgewalt und Sprachkühnheit des Dichters ganz besonders zu erweisen geeignet ist. Beyer gibt dazu aus den von Meurer nicht berücksichtigten Werken und Gedichten eine beachtenswerthe Nachlese. Sodann wird das 1869 erschienene Buch von Kühner: „Dichter, Patriarch und Ritter", welches in Einzelheiten von den Ergebnissen Beyer's abweicht, eingehender Betrachtung und Berichtigung unterzogen; ähnlich ein Aufsatz von Cajus Möller. Hierauf folgen Bemerkungen über Rückert's dramatische Dichtungen, wobei besonders die Mittheilungen über seine so gut wie verschollene aristophanische Komödie „Napoleon", deren anregende Einwirkung auf Platen nicht zu verkennen ist, bemerkenswerth sind. Daran schließt sich die „Beleuchtung eines Angriffs auf die religiöse Freisinnigkeit Rückert's", sodann eine Beurtheilung der zwölfbändigen Ausgabe von Rückert's gesammelten Werken, welche auf manchen nicht unwesentlichen Mangel derselben hinweist. Ein kürzerer Aufsatz betrachtet Rückert's dichterische Bedeutung im allgemeinen. Sehr umfassend dagegen ist der kritische Nachweis zu Friedrich Rückert's „Gesammelten Gedichten", eine vergleichende Zusammenstellung der lyrischen Dichtungen der erlanger und frankfurter Ausgabe, nebst Mittheilung über den ersten Abdruck der Gedichte, theilweise auch über die Quellen derselben; von Werth indeß eigentlich nur für den Bibliographen oder für den zukünftigen Herausgeber einer neuen Sammlung von Rückert's Gedichten.

Aus dem Mitgetheilten erhellt ohne Zweifel, daß diese zwei Bände vielerlei enthalten, was zur Kenntniß von Rückert's Leben und Dichten werthvoll ist, leider allerdings in einer theilweise ziemlich ungenießbaren Gestalt, wunderlich zusammengestellt, einzelnes überflüssig, lediglich Materialsammlung. So wird der Leser an manchem, wie an Schubart's Mittheilungen und an einem Theil der Briefe, sich herzlich erbauen, dagegen auch manchen umfänglichen Abschnitt überschlagen.

2. Friedrich von Hardenberg (genannt Novalis). Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs, herausgegeben von einem Mitglied der Familie. Gotha, F. A. Perthes. 1873. 8. 28 Ngr.

Abermals eine Nachlese, doch etwas anderer Art. So bescheiden das Buch sich einführt, so schätzenswerth erscheint es. Die romantische Schule ist in neuerer Zeit mehrfach zum Gegenstand literargeschichtlicher Betrachtung geworden, und man kann nicht sagen, daß diese genauere Kenntniß gerade dazu beigetragen habe, unsere Werthschätzung sonderlich zu erhöhen. Das Wort der Frau von Staël „Tout connaître c'est tout pardonner" ist sehr schön, aber keineswegs allezeit wahr. Es läßt sich solches nicht von Friedrich von Hardenberg sagen; in je hellerm Lichte diese feine vergeistigte Dichtergestalt erscheint, desto vortheilhafter hebt sie sich hervor aus der Reihe der mitstrebenden Zeitgenossen, wie ja Novalis im Grunde der einzige der alten Romantiker ist, dessen Dichtungen noch jetzt lebendig, noch nicht zu literarischem Heu geworden sind. Freilich machen wir auch bei ihm die Beobachtung, daß bewußt geschaffene, umfassende Arbeiten nicht selten versinken, anderes im Gedächtniß der Nachwelt erhalten bleibt, was einem raschen Schöpfungsdrang fast bewußtlos entsprossen, vom Dichter kaum beachtet ward. Für uns sind aus Novalis' „Ofterdingen", in welchem er seine tiefsten Offenbarungen über Poesie und Religion niederzulegen gedachte, nur noch einige schöne Lieder und die blaue Blume der Romantik übrig, sonst aber nur jene wenigen unvergleichlichen geistlichen Lieder, die eigentlich mit der „Schwebereligion" der Romantik so wenig stimmen wollen. Aber dieses Dutzend

Lieder genügt, um uns das Bild des wundervoll begabten Dichters allezeit gegenwärtig zu erhalten, dessen gesammtes Schaffen, auch da er noch gesund war, von der Ahnung frühen Todes durchdrungen erscheint.

Die hundertjährige Wiederkehr von Hardenberg's Geburtstag am 2. Mai 1872 gab Anlaß zu mehrern Schriften über den Dichter, wie dazu, daß sein Grab mit einem Denkmal geschmückt ward; es ist zu bedauern, daß das vorliegende kleine Buch nicht gleichzeitig oder etwas früher erschien, um damals schon unsere Kenntniß dieses anscheinend bedeutungslosen, aber innerlich von schweren Stürmen bewegten Dichterlebens zu vermehren. Der Beurtheiler ist nicht in der Lage, festzustellen, welche der zahlreichen hier mitgetheilten Briefe und Briefstellen zum ersten male in die Oeffentlichkeit treten; die Briefe an den Vater, an den Bruder Erasmus, an den Amtmann Just und manche andere machen den Eindruck erster Veröffentlichung und sind zur Kenntniß des Dichters vom allerhöchsten Werthe. Eine eigentlich vollständige, kunstmäßig verarbeitete Biographie ist nicht beabsichtigt; Hardenberg's Bedeutung in der schriftstellerischen Bewegung seiner Zeit ist nur vorübergehend berührt; den Schwerpunkt des Ganzen bilden jene Mittheilungen, welche der ungenannte Verfasser eben nur als „Mitglied der Familie" machen konnte, die berichteten oder in Briefform ausgesprochenen Beziehungen zu dem strengen, ernst christlichen Vater, zu dem Oheim, zu den Geschwistern, zu Sophie von Grün. Was die Freunde Tieck und Schlegel nicht wußten oder nicht mittheilen konnten, diese freien Seelenbeziehungen des Dichters zu denen, die er liebte: das durfte der Verwandte thun, nachdem viele Jahre mehr über die Erde gegangen sind. Der Dichter wird uns darum nicht weniger lieb, wenn wir sehen, daß auch er als Mensch durch mancherlei Schwankungen und Irrungen durchgegangen ist; sein Wesen erscheint uns doppelt durchsichtig auf dem Hintergrunde strenger Familiensitte, schweren Familienleides; denn Novalis starb, wie seine zahlreichen Geschwister fast sämmtlich, vor den Aeltern in der Blüte der Jahre. Zu sehen, wie die eigenthümlichen Familienzüge der Lebenslust und der Frömmigkeit, des klaren Denkens und der träumenden Phantastik, die in allen den verschiedenen Gliedern des kinderreichen Hauses so oder anders gestaltet und zusammengestellt hervortreten, sich in Friedrich von Hardenberg zu einer wundersamen Gesammtbildung vereinigen, das ist von hoher Bedeutsamkeit; wir erkennen schon aus den Jugendbriefen des Dichters außerordentliche Begabung für schöne künstlerische Darstellung, seine auf das Durchdenken der tiefsten Probleme zielende Geistesrichtung, wobei denn freilich nicht selten schöpferische Phantasie oder gedankenvolles Schauen an die Stelle des klaren Denkens treten mochte. So dürfen wir diese Biographie Hardenberg's mit eingestreuten zahlreichen Briefen um so lebhafter empfehlen, weil sie mit rühmlichster und vielleicht nachtheiliger Bescheidenheit nur den Titel einer Nachlese gewählt hat. Das Buch ist so schätzenswerth, daß der ungenannte Verfasser seinen Namen demselben dreist auf die Stirn schreiben durfte. Der frühgestorbene Novalis theilt mit seinem Leidensgenossen Hölty das trübe Geschick, daß die hinterlassenen Werke der beiden in einigermaßen mishandelter Gestalt von überlebenden guten Freunden herausgegeben worden sind. Wie Voß manches zarte Lied des sanften Hölty mit plumper Hand verunzierte durch eigene Zuthaten, so haben Tieck und Fr. Schlegel in verschiedener Weise Novalis' Werke durch Aenderungen oder Auslassungen entstellt, woraus unter anderm die Meinung entstanden ist, Novalis sei zum katholischen Bekenntniß übergegangen, ein Irrthum, welcher hier eingehende Beleuchtung findet. Möchte eine kritische Bearbeitung der sämmtlichen Werke von Novalis und eine alles Vorhandene sammelnde Lebensbeschreibung des Dichters sein edles Bild in reiner ursprünglicher Schöne bald herstellen!

3. G. A. Bürger in Göttingen und Gelliehausen. Aus Urkunden von Karl Goedeke. Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Daß Bürger nach Abschluß seiner Studien zwölf Jahre lang Amtmann des Amtes Altengleichen gewesen, und daß er mancherlei Ursachen hatte, dieser Stellung nicht froh zu werden, ist bekannt. Der verdienstvolle Verfasser der vorliegenden Schrift hat nun aus alten Acten des ehemaligen Hofgerichts in Hannover, welche ein günstiges Geschick vor der Vernichtung bewahrte, ans Licht gestellt, in welch jammervoller Weise dem Dichter von seinen adelichen Gerichtsherren das Leben sauer gemacht worden ist. So ist denn das kleine Buch ein allerdings wenig erfreulicher Beitrag zur Kenntniß nicht nur von Bürger's Leben, sondern auch der verrotteten Patrimonialgerichtsbarkeit der „guten alten Zeit". Die erwähnten Acten sind übrigens jetzt auf der göttinger Universitätsbibliothek aufbewahrt.

Von welchem Gesichtspunkte aus Goedeke den unerquicklichen Handel betrachtet, mag er mit eigenen Worten sagen:

Als Bürger in die Dienste der Herren von Uslar trat, hatte sein entschiedener Gegner, der Oberst Adam Henrich von Uslar, wahrscheinlich keine Ahnung davon, daß der Ausländer Namens Bürger noch zu Größerm fähig und bestimmt sei, als zur Führung des Richterstäbchens zu Altengleichen. Und hätte er auch etwas von dem dichterischen Berufe des „interimistischen Gerichtshalters" gewußt — was galt ihm Hekuba! da er noch nach zwölf Jahren, zu einer Zeit, als selbst ihm nicht verborgen geblieben sein konnte, daß der Dichter der „Lenore" in seiner Familie Diensten stehe, die alten Drangsale so weit trieb, daß der unglückliche Poet endlich nicht länger im Stande war, dies qualvolle, an stets neuen Beschuldigungen und Verfolgungen unerschöpfliche Leben im vielköpfigen Herrendienste zu ertragen. Dem Sinne der Welt erscheint es als eine fremdartige Zumuthung, daß der Machthaber dem nicht unmittelbar im Dienste der Macht zu verwerthenden Talente seiner selbst willen freundlich pflegend, fördernd, nachsichtig und voll Geduld begegnen solle. Aber die Geschichte könnte die Mächtigen und Reichen belehren, daß jede Ungunst gegen das Talent von seiten derer, die durch Gunst und Güte zu fördern berufen waren, in den Augen der stets auf seiten des Talents stehenden Nachwelt zum dunkeln Schatten und schweren Vorwurfe wird, während ihre Dankbarkeit die milde, dem Talent erwiesene Pflege zum schönen Verdienste rechnet und aus dem, was vielleicht nur eine gütige Wallung des Herzens that, einen Vorzug des ganzen Menschen vor der übrigen Menschheit zu folgern geneigt ist. Wenn man von einigen freundlichen Diensten, die Gleim und Goethe dem Dichter erwiesen, absieht, so hat Bürger dergleichen milde Pflege niemals erfahren, weder bei seinen Gerichtsherren noch später bei der hannoverschen Regierung, deren Aufgabe es hätte sein sollen, sein Talent

ausfindig zu machen und ihm die gemäße Bahn anzuweisen. Aber statt dessen ließ sie ihn, als er bittend kam, zu einer Hungerprofessur gelangen und im Hunger verkommen. Wie werden die kleinen Dienste Gleim's und Goethe's gerühmt, und welchen Namen hätte der Oberst Adam sich bei der dankbaren Nachwelt zu verdienen vermocht, wenn er mit derselben hartnäckigen Ausdauer die Dankbarkeit Bürger's hätte verdienen wollen, mit der er und seine dienstbereiten advocatorischen Helfer ihm den Dienst und das Leben vergällten.

Nachdem Bürger Ostern 1768 die Georgia Augusta, nunmehr als Studiosus der Rechte, bezogen hatte, setzte er zwar den wüsten Lebenswandel seiner halleschen Studienzeit noch eine Weile fort, aber da des Großvaters Unterstützungen ausblieben, sah er sich schließlich doch zu geordnetem Leben und fleißigerer Arbeit genöthigt. Goedeke weist nach, daß Bürger in den Jahren 1770 und 1771 die göttinger Bibliothek fleißig benutzt hat, auch empfing er beim Abgang die günstigsten Zeugnisse; Sommer 1871 war er als Gehülfe eines Anwaltes thätig. Mit Boie, Hölty, den Brüdern Miller, dem Stamme des nachmaligen Hainbundes, war er befreundet, aber die Noth des Lebens machte ihn zum Dichten fast unfähig; er kam damals auf den Gedanken, es sei am Ende wol besser, wenn er alles Versemachen einstelle. Bedrängt von Schulden, sehnte er sich, eine sichere Stellung zu finden, und der Allerweltsfreund Boie, der bei dem Landadel rings um Göttingen allerlei Verbindungen hatte, empfahl ihn Eingang 1772 für die demnächst erledigte von Uslar'sche Gerichtshalterstelle zu Gelliehausen im Amt Altengleichen. Damit stehen wir an der Schwelle der langen Marterzeit, welche sich füglich „Pegasus im Joche" überschreiben läßt.

Die Familie von Uslar, in deren Dienste Bürger eintreten sollte, bestand aus sieben Stämmen, die sich auf zwei Linien vertheilten, fast lauter in Ruhestand getretene hannoversche Offiziere, welche in nicht sonderlich glänzenden Verhältnissen, jeder gesondert auf seinem Gute, lebten. Ihre Hauptbeschäftigung waren die zahllosen Processe, welche sie bald unter sich, bald vereinzelt nach außen führten, und welche sinnigerweise aus der gemeinschaftlichen Familienkasse bezahlt wurden. So war das siebenköpfige Geschlecht derer von Uslar ein unschätzbares Kleinod für die Advocaten. Als Haupt des Hauses, obwol unter allseitigem Widerspruch, geberdete sich der Zanksüchtigste der zanksüchtigen Sippe, der Oberst Adam Henrich von Uslar auf Elbickerode.

Diese sieben Uslars hatten nun die Gerichtsbarkeit in den sechs Dörfern des Amtes Altengleichen zu üben. Seit fünf Jahren waren nicht weniger als vier Gerichtshalter einander gefolgt, alle aber wegen Untauglichkeit oder Unehrlichkeit nach kurzer Frist wieder fortgeschickt worden. Als der letzte derselben für Johanni 1772 kündigte, entbrannte nach Sitte des Hauses heller Zank. Die Mehrzahl der Häupter des siebenköpfigen Drachen entschied sich für Bürger; der angebliche Senior wollte mit allen Mitteln seinen Schützling, einen Auditor Oppermann in Göttingen, durchsetzen. Nach etlichem Hader einigte man sich, die beiden Bewerber sollten Ostern 1772 nach Uslar'schen Gerichtsacten an dem Amtssitze Gelliehausen selbst, unter der Aufsicht eines der Stimmberechtigten, Probearbeiten liefern; die göttinger Juristenfacultät sollte dann diese Arbeiten prüfen, und der als der Tüchtigste Erkannte das Amt erhalten. Bürger erschien rechtzeitig in Gelliehausen und machte unter den Augen eines rechtskundigen Beirathes der Familie seine drei Probearbeiten; doch nach Beendigung derselben erschien auch Oppermann beim Senior mit einer bereits fertigen Schrift und empfing die Erlaubniß, die beiden andern gleichfalls in Göttingen unbeaufsichtigt auszuarbeiten. Bürger und seine Gönner fanden sich dadurch mit Recht benachtheiligt. Der Spruch der göttinger Juristen liegt nicht vor; er scheint beide Bewerber für befähigt erklärt, aber Bürger's Gegner mehr Uebung zuerkannt zu haben, was sehr erklärlich ist; Bürger dagegen wies darauf hin, daß Oppermann gar nicht unter den festgestellten Bedingungen gearbeitet habe. Beide Parteien suchten sich aus dem Gutachten heraus, was ihnen zusagte, und so stand die Sache auf dem alten Fleck. Doch fand Herr Adam Henrich gegenüber der Mehrzahl der Widersacher endlich für zweckmäßig, nachzugeben; er erklärte sich einverstanden, doch unter der Bedingung, daß Bürger Caution stelle, ohne Zweifel in der Meinung, der arme verschuldete Student vermöge das nicht. Indeß zwei göttinger Bürger sagten alsbald schriftlich mit je 300 Thlr. gut für den vielgeplagten Dichter und Juristen; am 1. Juli 1772 ward Bürger, immer unter dem Widerspruch des Seniors, vereidet und in sein Amt eingeführt; ein halbes Jahr danach leistete er auch der hannoverischen Regierung den verlangten Huldigungseid. Sein vermögender Großvater, nunmehr mit dem Enkel versöhnt, gab nicht blos die 600 Thaler Caution her, sondern noch 200 Thaler zur Bezahlnng der „kleinen schreienden Schulden"; Bürger hatte sein Richterstäbchen mit vieler Mühe erobert; er nahm seinen Wohnsitz zu Gelliehausen; Gehalt 150 Thaler nebst 30 Thaler Wohnungsentschädigung und 2 Thaler für Schreibmaterialien; außerdem die Gerichtssporteln, die aber, da die Unterthanen größtentheils dürftig waren, und Bürger nicht das Talent besaß, „zu nehmen wo es nur irgend zu kriegen steht", nicht über 150 Thaler ausmachten. Ein klägliches Aemtchen, zumal für einen Mann, den noch alte Schulden drückten. Indeß erbte Bürger gleich danach vom Großvater etwa 8000 Thaler, die ihm wol über diese Nothzeit hinweghalfen.

Mit der Einführung ins Amt waren übrigens die Drangsale des Dichters noch keineswegs erschöpft. Der Oberst griff die Sache nunmehr anders an. Bürger war Amtmann; nun ward er angeklagt, daß er „nicht aus hannoverischen Landen, ein auswärtiges Subject, ein aus preußischen Landen gebürtiger Student" sei. Diese „Gemüßigte Anzeige und Bitte" erging wenige Tage nach Bürger's Vereidigung an das Hofgericht, welches Untersuchung anordnete. Auf 66 Foliofeiten erließen Bürger's Gönner eine „Gemüßigte Gegenanzeige und Bitte". Noch ehe der Spruch erfolgt war, ließ Herr Adam Henrich eine „Fernerweite Gehorsamste Anzeige und Bitte" vom Stapel, in welcher er den Amtmann Bürger wegen ungerechter Begünstigung des in Gelliehausen ansässigen Hofraths Liste und gröblicher Misverwaltung seines Richteramtes verklagt. Bürger antwortete darauf Eingang 1773 mit einem uns erhaltenen

ausführlichen Schreiben, welches Goedeke mittheilt. Er rechtfertigt sich gegen die gehässigen und unwahren Anschuldigungen in triftiger Weise und bringt seinerseits bittere Klagen vor gegen den Senior, den streitfertigen Obersten. Er kommt dabei auf die Mängel des Patrimonialgerichtswesens im allgemeinen zu reden und sagt sicherlich mit vollem Rechte:

Wann werden Patrimonialgerichtsherren aufhören ihre Gerichtshalter als Hausbediente zu betrachten? Wann wird ihnen der Begriff eines Vertrags einleuchten, der nicht einseitig, so lange die Bedingungen von der andern Seite erfüllt werden, nach Willkür zerrissen werden kann? Wann wird man aufhören, die Gerichtsverwaltung, den Inbegriff der ansehnlichsten Hoheits- und Landesgerechtsame und des Wohls und des Wehes einiger hundert Unterthanen, wie einen Federball aus einer Hand in die andere zu schlagen und bei jedem neuen Wurfe noch mehr zu zerrütten? — Wenn dieser Veränderungssucht nicht Ziel und Maß gesetzt wird, wenn kein Beamter hier so lange dauern kann, daß er mit seinen Gerichtsuntergebenen bekannt und vertraut werden und endlich sich, wie ein guter Hausvater um seine Familie, um sie interessiren, richten, schlichten und berathen kann, so wird sich endlich kein rechtlicher Mann mehr anfinden, sondern feile Miethlinge von den Zäunen und Landstraßen werden die kurze Zeit ihrer Dauer das Gericht blos ihres eigenen Nutzens willen verwalten und sowol die allerhöchsten königlichen und Landesgerechtsame als auch das Wohl der Unterthanen gänzlich zertrümmern lassen.

Das Ergebniß der Schrift war, daß die Klage abgewiesen und der Kläger angehalten ward, den Amtmann Bürger nicht in seiner Amtsthätigkeit zu behindern. Adam Heinrich schäumte und reichte im Sommer 1773 abermals eine Klageschrift von 106 Folioseiten ein, welche von Schmähungen und Grobheiten überfließt; er bittet schließlich, daß Bürger wegen seiner Beleidigungen und Grobheiten exemplarisch bestraft und seine Bestallung als Gerichtsverwalter aufgehoben werde. Bürger antwortete nicht. Der Schlußbescheid fehlt; jedenfalls ward der vielgeplagte „Amtmann" des siebenköpfigen Hauses derer von Uslar nicht abgesetzt, sondern hatte noch ein Jahrzehnt das zweifelhafte Vergnügen, Amtmann von Altengleichen zu sein, bis er schließlich das vormals so sehnsuchtsvoll erstrebte „Richterstäbchen" freiwillig niederlegte.

Dies ein kurzer Auszug aus dem in Text und Beilagen theilweise vollständigen Abdruck der Proceßacten. Sie geben ein trübes Bild von dem Geschäftsleben des Mannes, welcher, während er mit dem göttinger Hainbund Briefe wechselt, während er seine „Lenore" und den „Wilden Jäger" dichtet, an seinem Homer arbeitet, sich mit solcher Canaille herumschlagen muß, um ein Wort des alten Fritz zu gebrauchen. Es ist ein Beweis für die ungewöhnliche Lebenskraft des Dichters, daß er unter diesen Verhältnissen, in wenig anregender Umgebung, zwischen rohen Bauern und rohern Edelleuten stehend, nicht den Muth verlor. Das Büchlein ist ein nicht erfreulicher, aber werthvoller Beitrag zu Bürger's Lebensgeschichte.

Wilhelm Buchner.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Neue lyrische Gedichte.

1. Gedichte von S. Heller zum Besten der durch die Ueberschwemmung vom 25. Mai 1872 Betroffenen. Herausgegeben vom Hülfscomité des deutschen Casino. Prag, Verlag des Hülfscomité. 1872.
2. Gedichte von Rudolf Niggeler. Bern, Fiala. 1873. 8. 1 Thlr.
3. Politische und unpolitische Dichtungen von Ernst von Bothmer. Hannover, Schulze. 1872. 16. 22½ Ngr.
4. Das Jahr in Dichtungen von F. X. Seidl. Stuttgart, Metzler. 1873. 8. 24 Ngr.
5. Deutschlands Siegesjahr 1870—71. Poetisches Kriegstagebuch von M. Evers. Oldenburg, Schulze. 1872. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Gedichte von Franz Robert Schöni. Bern, Fiala. 1873. 8. 1 Thlr.
7. Gedichte von Peter Krauß. Manheim, Schneider. 1872. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
8. Brief-Sonette. Eine Seelsorgs-Idylle von Rudolf von Linde und Philipp Melchior. Frankfurt a. M., Hamacher. 1872. 16. 15 Ngr.
9. Poetische Versuche von Klaus Einsiedel. München, J. A. Finsterlin. 1872. Gr. 8. 18 Ngr.
10. Liederbuch von Friedrich Storck. Der „Gedichte" zweiter Band. Leipzig, Matthes. 1873. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
11. Buch der Lieder aus der Minnezeit von Wilhelm Storck. Münster, Russell. 1872. 16. 2 Thlr.
12. Chinesische Lieder aus dem Livre de Jade von Judith Mendès in das Deutsche übertragen von Gottfried Böhm. München, Ackermann. 1873. 16. 18 Ngr.
13. Geistesperlen. Anthologie aus den dramatischen Werken von Franz Grillparzer. Herausgegeben von Albin Mollieb. Wien, Perles. 1872. 16. 20 Ngr.

Wir eröffnen unsere heutige Revue über neue lyrische Werke mit einem Hinweis auf ein Bändchen „Gedichte" (Nr. 1) aus der Feder des genialen und leider viel zu wenig gewürdigten Verfassers des „Ahasverus", S. Heller. Diese Gedichte wurden zum Besten der in Böhmen am 25. Mai 1872 Ueberschwemmten herausgegeben; sie enthalten glänzende Proben echter Poesie und bieten fast durchweg in einer meistens künstlerisch abgeklärten Form einen bedeutenden Gedankengehalt. Seiner bereits in dem „Ahasverus" documentirten Richtung getreu, wählt Heller seine Stoffe mit Vorliebe aus dem Alterthum, namentlich der Sage und Geschichte der Griechen und Römer. Seinen Rhythmen ist das glutvolle Colorit des Südens angehaucht; sie bekunden alle einen feierlichen, grandiosen Gang und sind somit ein überaus geeignetes Gefäß für die von den großen Anschauungen der antiken Welt ausgehenden Ideen und Schilderungen des Dichters. Sein „Endymion", sein „Gesang der Titanen", sein „Salamis", namentlich aber sein „Gastmahl des Titus" sind leuchtende Beispiele dafür, daß Heller, der uns in diesem Bändchen eine Auswahl seiner Gedichte bietet, sich mit objectivem Ernst und einer seltenen Feinheit der Anempfindung in das Cultur- und Ideenleben einer fernen

Geschichtsepoche hat einzuleben verstanden, und die classische Ruhe, welche seine Reflexionen und Schilderungen durchweht, stellt seine Gedichte dem Besten würdig an die Seite, das die Neuzeit in diesem poetischen Genre hervorgebracht hat. Interessant war es uns, in der Sammlung eine Variante des Schlusses des „Ahasverus" zu finden, welche bei der ersten Veröffentlichung des Gedichts (1866) gleichzeitig mit der in das Buch aufgenommenen Lesart entstand und dieser letztern namentlich infolge eines abfälligen Urtheils von Moritz Carriere weichen mußte. Im ganzen schließen wir uns diesem Urtheile des münchener Kritikers beistimmend an, obwol wir, was die poetische Weihe des Ausdrucks und die Glätte der Terzinenform betrifft, diese Variante mindestens so hochstellen wie den durch das Buch bekannt gewordenen Schluß des „Ahasverus".

Neben den Gedichten sagenhaften und historischen Inhalts enthält diese Auswahl noch eine größere Zahl von Liedern, Epigrammen und Sonetten, welche ein modernes Gepräge tragen. Sehr gehaltvoll sind die indischen Gnomen, einige der Lieder haben Schmelz und Musik, und die patriotischen Sonette bekunden ein reges Vaterlandsgefühl, Kraft des Empfindens und Klarheit des Denkens. Als Probe für den monumentalen Stil der Heller'schen Dichtweise theilen wir hier die Ausgangsstrophen des Gedichts „Salamis" mit:

Traun, nimmer erscheint im Hellenengebiet
Mehr der König, wo schlecht ihm die Reise gerieth,
Fein bleibt er zu Haus bei dem buhlenden Lied,
In des Harems Verschluß, bei Verschnittnen und Fraun,
Wo die Völker ihn zag und mit thörichtem Graun
Anbetend umknien;
Uns aber erschien
Frisch leuchtend die Sonne der Freiheit!

Schlaft wohl, die Verrath wildmordend umschwob!
Unsterblich erschallt in Aeonen euch Lob,
Das zum Götterolymp einst Herakles erhob,
Thermopylische Schar, sei die Erde dir leicht!
Und Leonidas dir! Siegjauchzend entschleicht
Sich die Thräne dem Blick,
Ach, um euer Geschick,
Die gebüßt mit dem Tode die Treue!

Sei in Wonnen gegrüßt, marathonisches Feld!
Da kämpften wir all, ein Volk, ein Held,
Da erbeuteten wir manch persisches Zelt,
Prachtschätze von Gold und von Edelgestein;
Um die Götter nun strahlt lichtfunkelnd ihr Schein,
Und die Schätze, die jetzt
Wir erbeutet, o setzt
Sie zum Dank in die Tempel der Götter!

Seid gegrüßt, seid gegrüßt, die ihr unter uns wallt
Mit erneuerter Kraft, in verklärter Gestalt,
Zeus, Hera und du, der Athene Gewalt!
Holdseliger schritt nie Demeter durchs Grün,
Ließ Bacchus so heiß je die Trauben erglühn,
Doch vor allem gegrüßt,
Die uns alles versüßt,
Sei die blutig errungene Freiheit!

Der Sympathie des großen Publikums werden derartige akademische Dichtungen stets fremd bleiben, und mit Recht; denn eine nationale Poesie — und national soll eigentlich jede Poesie sein — fordert nationale Stoffe. Aber ein feiner gebildetes Ohr wird sich dem rhythmischen Wohllaute und der, wir möchten sagen, plastischen Schönheit dieser Strophen schwer entziehen können.

Von Platen'schem Geiste erfüllt sind die „Gedichte" von Rudolf Riggeler (Nr. 2); namentlich die formvollendeten Oden dieses Dichters wandeln auf den Spuren jenes Romantikers im antiken Gewande. „Alles verschwindet", „An Augusta" und andere Gedichte dieser Gattung haben eine wirklich lapidarische Signatur und verdienen wegen ihrer Gedankenfülle und der ebenmäßigen Abrundung ihrer Form alle Anerkennung. Weniger glücklich erscheinen uns die ebenfalls an Platen gemahnenden Ghaselen der Sammlung, wie ja diese Dichtform überhaupt im Deutschen etwas Fremdartiges, Manierirtes nicht verleugnen kann. Eine eigenartige Stimmung lebt in dem nachstehend wiedergegebenen Gedicht:

Verkaufte Blumen.

Ich möchte weinen diese lange Nacht,
Doch hab' ich schon verweint die letzte Thräne;
Ich möchte grollen einer höhern Macht,
Ich kann es nicht und knirsche stumm die Zähne.

Ich sah dich diesen Abend vor mir stehn,
Als die Arkaden ich hinabgegangen;
Durch deine Locken ging des Winters Wehn,
Die Gaslaterne schien auf deine Wangen.

Auf deine Wangen fiel der gelbe Glanz,
Doch weckt' er nicht der Kindheit Morgenröthe,
Und deine braunen Augen blinkten ganz
Als ob dir Lieb' und Leid mein Anblick böte. —

Du warst ein Kind; und wenn der Schnee zerrann,
So gingst du barfuß längs den Wiesenbecken
Und suchtest Veilchen, die du schüchtern dann
Verkauftest, deine Blöße zu bedecken.

Und mancher wies dich barsch und rauh zurück,
Und eine Thrän' im Auge gingst du weiter;
Die frohen Zecher fühlten nur ihr Glück;
Ich aber wollt', auch du erscheinest heiter.

Die Aeste reckten sich im Sonnenschein,
Es dehnte sich das Herz in Lenzeslust mir,
Und eine Maid credenzte mir den Wein —
Dein Sträußchen nickte bald von ihrer Brust mir.

Drum kannt' ich keine Noth als deine, Kind,
Und gab dir freudig, was ich eben konnte.
Da gingst du heim zum Mütterlein geschwind,
Daß sich der matte Blick am Silber sonnte.

Ich sah dich schwinden durch des Gartens Thor
Und hörte, wie du jubelnd sangst und lachtest;
Aus meinem Herzen quoll der Wunsch hervor:
„O blühe gleich den Veilchen, die du brachtest!" —

Und dann? Du pflücktest keine Veilchen mehr,
Und deine flinke Nadel ließ euch darben;
Acht Jahre sind's seit jenem Sonntag her —
Der Mutter Augen, deine Hüter, starben.

Und nun der neunte Winter dir gedroht,
Da war erfüllt mein Wunsch — zu deinem Heil nun?
Den Veilchen gleich, die deine Hand einst bot,
Erblühet, bietest du dich selber — feil nun!

Hätt' ich, ein Gott, den Himmel aufgebaut,
Du pochtest einst um Trost an seinen Thoren;
Doch Lieb' und Treu' an einem Herde traut,
Den einz'gen Himmel, hast du nun verloren.

Drum möcht' ich weinen diese lange Nacht,
Doch hab' ich schon verweint die letzte Zähre;
Drum möcht' ich grollen einer höhern Macht —
Wenn nur ein Gott, die Welt zu lenken, wäre!

In dem Ghasel „Alles ist eitel" spricht sich eine pessimistische Lebensanschauung in zwar sehr herber, aber ebenso prägnanter und präciser Form aus. Außerdem verdienen das Sonett „An den Wind" und das hübsche Lied „O bleibe schön!" noch anerkennende Erwähnung, wie denn überhaupt ein schätzenswerthes Talent in diesen Gedichten Rudolf Niggeler's nicht zu verkennen ist. Die dem Buche beigefügten gewandten Uebersetzungen von Gedichten Edgar Allan Poe's, William Cullan Bryant's, Henry Wadsworth Longfellow's und S. F. Coleridge's gereichen demselben zur Zierde.

Ebenfalls in vielen Stücken der Platen'schen Schule angehörend und in der Form in hohem Grade vollendet sind die „Politischen und unpolitischen Dichtungen" von Ernst von Bothmer (Nr. 3). Ihrem geistigen Fonds nach sind sie noch bedeutender als die zuletzt besprochenen. Männlich ernste Gesinnung, Energie in der poetischen Gestaltung, Zartheit und Wärme des Gemüths, Beweglichkeit der Phantasie und eine hübsche Gabe anschaulicher Schilderung: das sind die Hauptvorzüge dieser namentlich auch von echtem Patriotismus erfüllten Lieder, Oden, Hymnen und episch-lyrischen Gedichte. Gleich die Sonette im Eingange des Buchs: „Klänge der Zeit", sind wegen ihres warmen Vaterlandsgefühls und des echt poetischen Ausdrucks anerkennungswerth; besonders die Sonette Nr. 5 und 15 verdienen dieses Lob. Trefflich sind ferner das Gedicht „Des Sängers Pflicht", der in klangvollen Terzinen geschriebene „Hymnus an das preußische Heer", die „Allegorie", das Lied „Zum 19. Juni 1867", die „Tristien der Freundschaft" und der durch eine seltene Frische der Schilderung ausgezeichnete „Brief aus dem Süden". Die folgende Ode des talentvollen Dichters finde hier einen Platz:

Ode an Deutschland. (1863.)

(Quod petis, in te est; ne tu quaesiveris extra! Persius.)

Aus den Händen rollen des Weltenwalters
Unerschöpflich Saaten der Völkerwohlfahrt;
Jedem aber gönnet er eigenen Wesens
Freie Entfaltung.

Kühn und unerschrocken erschließet Albion
Mit beschwingten Balken der Woge Schrecknis,
Seinem Dreizack zinset die eisumstürmte
Aeußerste Thule.

Trotz'ge Freiheit athmet in jenem Lande,
Dessen urwaldbrechende Bürgerkraft stritt,
Bis der brit'sche Löwe entwich mit Knirschen
Nah an den Eispol.

Leinewand und Marmor und Harfensaite
Künden jedem Wandelnden in Hesperien
Mit gewalt'ger Zunge erhabner Schönheit
Ewigen Obsieg. —

Aber dich, du deutsche geliebte Erde,
Großes Volk der wallenden blonden Locke,
Welcher Mitgift würdigten dich die Hände
Ueber den Wolken?

Nicht erzittern deiner Geschütze ehrnem
Flammenrachen Asiens falsche Sahibs,
Keine deutsche Flotte gebeut der wilden,
Dräuenden Salzflut.

Nie befehlen trotzige Inselfürsten:
Hüt' dich, Sklav, zu schwatzen von deutscher Obmacht!
Kein Gesandter Ispahans beut dir kniend
Perlen von Maskat.

Kalt und kränklich schleichet die deutsche Sonne,
Welche nimmer zeitiget goldne Südfrucht,
Und dem rauhen Boden entsprießt nur karger,
Spärlicher Lorber.

Aber gleich dem Strahle des Diamanten
Schlummert tief im Spiegel der blauen Augen
Deiner tapfern Söhne und keuschen Töchter
Rührende Treue.

Heilig gilt die Treue dem deutschen Herzen,
Hier ist unverbrüchlich das feste Mannwort,
Kindlich ehrt das Folgegeschlecht der Väter
Frommes Vermächtniß.

Siehe! unzerbrechliche Bande knüpfen
Ehegatten, Enkel und Ahn zusammen,
Strenge hält der Mann an des Rechts beschworner
Bindender Satzung.

Hartem Boden und unerfreulich rauhem
Himmel ringet emsiger Fleiß der Hände
Dasein ab und Freude des Daseins, Freude
Wachsenden Wohlstands.

Daß dem Bürger fehle die Bürgergröße,
Seinem Staate Ehre des Staats und Würde,
Beugt ihn nicht: Sie muß ja, sie muß ja endlich
Tagen, die Freiheit.

Zaudernd steigt der Eiche erhabne Säule,
Anfangs überwuchert von niederm Buschwerk,
Aber später wandeln in ihrem Schatten
Tausend Geschlechter.

Diesen Strophen fehlt freilich noch die gedrungene Kürze und der wuchtige Gang der Platen'schen Dichtung, allein Kraft des dichterischen Ausdrucks und eine den Leser erwärmende Begeisterung wird man der schwungvollen Ode nicht absprechen. Unter dem Titel „Gipsabgüsse" schließt der Verfasser seiner Sammlung eine Reihe von stilvollen Verdeutschungen englischer Dichtungen an — es sind Lieder von Thomas Moore, Percy Shelley, James Montgomery, Lord Byron, Robert Burns und Felicia Hemans —, welche des Schönen manches enthalten und die Sammlung wesentlich bereichern und schmücken.

F. X. Seidl feiert in seinem kleinen Buche „Das Jahr in Dichtungen" (Nr. 4) jeden Monat mit drei Liedern, unter denen sich manche anmuthige Talentprobe befindet, obwol die Sammlung auf tiefere geistige Bedeutung kaum Anspruch haben dürfte. Allein diese Prätension erheben die schlichten bescheidenen Liederblüten auch gar nicht. Einfach und von dem Geiste schlichter Gläubigkeit durchweht, macht das kleine Buch einen recht wohlthuenden Eindruck. Wir greifen aus demselben auf gut Glück eine Probe heraus. Das dritte Lied des Januars lautet:

Wie fliehn so rasch des Jahres Tage
Vorüber in den Strom der Zeit —
Die Hoffnung bald und bald die Klage
Und bald die Sehnsucht im Geleit.

Denn wo wird wol ein Herz gefunden,
Das in des Jahres langer Frist
Nicht gleich von freuderfüllten Stunden
Wie auch von Gram umgeben ist?

In wechselvollen Augenblicken
Treibt uns das Leben hin und her,
Doch steht, uns Licht und Trost zu schicken,
Ein Leuchtthurm uns im Meer.

Es ist das gläubige Vertrauen
Auf den, der bei uns jede Frist,
Und der am nächsten stets zu schauen,
Wo unsre Noth am größten ist.

Dieser Ton hingebender Religiosität kehrt in allen Seidl'schen Liedern wieder, und dürfen dieselben daher gläubigen Gemüthern, welche den Maßstab einer strengern Beurtheilung vom Standpunkte der Kunst aus nicht anlegen, empfohlen werden.

Sehr lesenswerth ist das poetische Kriegstagebuch „Deutschlands Siegesjahr 1870—71" von M. Evers (Nr. 5), dessen einzelne hier gesammelt erscheinende Gedichte bereits in verschiedenen Zeitschriften zerstreut veröffentlicht wurden: so in der „Kriegszeitung" von Glasenapp in Berlin, in der stuttgarter „Illustrirten Kriegszeitung", im „Oldenburgischen Volksboten" und in Lipperheide's „Liedern zu Schutz und Trutz". Der Dichter ist im Pathetischen glücklicher als im Komischen; er weiß die Grenze zwischen dem Komischen und Possenhaften leider nicht immer innezuhalten und tischt uns daher hier und da statt des Witzes einen allzu gewöhnlichen Kalauer auf; allein um so braver patriotischer Lieder willen, wie „Erich Mosen" (es verherrlicht den am 16. August 1870 bei Mars-la-Tour gefallenen Sohn des Dichters Julius Mosen) u. a., verzeihen wir ihm gern die Sünde an der komischen Muse und theilen aus seiner Sammlung das folgende Lied hier mit:

Der deutsche Aar.

Auf, deutscher Aar! Hoch, himmelan
Schwingst du dich in gewalt'gem Flug,
Daß kaum das Lied noch folgen kann
Dem sieggetragnen Ruhmeszug!

Der Welsche wollte an den Rhein. —
Wie ward er übel da belehrt!
Wie schlugst du ihm die Krallen ein
So scharf bei Weißenburg und Wörth!

Ja, wie der Lichtstrahl flammend geht
Durchs All, fliegst du von Schlacht zu Schlacht.
Des Feindes Heer — zersprengt, zerweht
Ist's bald vor deiner Schwingen Macht! —

So schwingt der deutsche Aar sich schnell
Empor zur Siegessonn'; er steigt,
Daß auch des Liedes höchste Well'
Zurückbleibt und verstummend schweigt!

Unser Dichter beherrscht, wie dieses Beispiel zeigt, die Sprache noch nicht in dem Grade, wie dies zu wünschen wäre; namentlich stehen Reime wie „belehrt" und „Wörth" in entschiedenem Widerspruch mit den Lehren der Verskunst. Aber es steckt doch etwas in diesen Evers'schen Liedern, was mehr werth ist als alle Politur des Ausdrucks, nämlich Fülle der Ideen und Eigenart der Anschauungen.

Ein hübsches Talent documentiren die „Gedichte" von Franz Robert Schöni (Nr. 6). Feuer der Empfindung und lebhafte Farbe der Schilderung machen das Buch zu einer ansprechenden Lektüre. Namentlich die barcelonischen Gedichte und die Hymnen sind schön. Die satirischen Gedichte haben einen scharfen Stachel, die humoristischen viel Witz und einige sogar Grazie. An die Sonne richtet Schöni folgenden hymnenartigen Gesang:

Fromm sei der Dichter und öffne
Schwellender Knospe gleich
Sein Herz der Sonne;
Denn vom Himmel herab
Strömt Leben und Licht,
Und was Sterbliche über den Staub hebt.

Deinem Strahle, Allleuchtende,
Lächelt wonnig das Kind,
Wenn vom himmlischen Kuß
Der göttliche Keim ihm aufwacht;
Am Stabe wandelnd,
Der silberlockige Greis
Trinkt froh noch einmal
Aus deinem goldenen Kelch
Den Trunk der Jugend.

Auch mir, dem Jüngling,
Von frühen Tagen warst du mir hold!
Im leuchtenden Mittag
Oft fuhr ich dahin
Um stille Buchten und Inseln;
Und oft auch stand ich im Frühroth
Auf dämmernder Halde,
Von Alpenrosen umblüht, und harrte des Aufgangs;
Bald grüßten vom träumenden Dorf
Die funkelnden Scheiben;
Und es folgte der Blick
Von sonniger Höh'
Zu sonnigem Thal
Des Bergstroms schäumender Welle.

Oft aber sucht' ich dich auch,
Wenn scheidend im sterbenden Herbst
Dein milderes Licht
Frohen Segen um die Gestade goß;
Und nun auch wall' ich,
Nun über die Berge
Goldlockig der Abend blickt,
Durch verfallnes Gemäuer
Den einsamen Pfad;
Und freudig schau' ich hinab
Ins grüne Gelände,
Wo in rankendem Rebgebüsch
Heimlich verborgen
Der junge schlummernde Gott
Begeisternde Kraft
Vom himmlischen Aether saugt.

Auch mir, auch mir, o wie glüht
Vom milderen Strahl die Brust,
Drin still verborgen,
Begeistert auch mir
Das frohe Lied reift!

In ähnlichen freien Rhythmen bewegen sich Schöni's Hymnen aus Spanien, unter welchen wir „Santa Maria del Mar" und „Im Friedhofe zu Barcelona" rühmlich auszeichnen. Außerdem sind noch lobend hervorzuheben die Lieder „Gruß", „Am Waldquell" und „Morgenwind", sowie die „Israelitischen Elegien", welche der Dichter unter dem Gesammttitel „Ahasver" zusammenfaßt und von denen besonders die letzte „An Babels Strome saßen wir und weinten" höchst stimmungsvoll ist. Die Uebersetzungen (aus dem Schwedischen, Spanischen und Portugiesischen) lesen sich wie Originale und sind eine hübsche Zugabe zu dem ansprechenden Buche.

In die Kategorie des achtbaren poetischen Mittelguts gehören die „Gedichte" von Peter Krauß (Nr. 7), die zwar in der Form sehr correct und gewandt sind und durch den Ton frischer Naivetät ansprechen, denen indessen im einzelnen eine strengere Auswahl zu wünschen

gewesen wäre. Zwischen den Weizen dieser Lyrik ist allzu viel Spreu gerathen.

„Brief-Sonette, eine Seelsorgs-Idylle" von **Rudolf von Linde** und **Philipp Melchior** (Nr. 8) — gereimte Mystik und zwar katholische, hyperkatholische. Die beiden priesterlichen Verfasser schreiben sich Briefe in Sonettform und überbieten in dieser Correspondenz einer den andern durch theologische Spitzfindigkeiten und Ungereimtheiten. Das Buch ist ein neuer unfreiwilliger Beitrag zur Geschichte des Fanatismus, der Ueberhebung und Verblendung der katholischen Geistlichkeit, in aller Unschuld hervorgegangen aus ihrer eigenen Mitte: zwei „gottbegnadete" katholische Seelsorger schreiben im Feuereifer für die heilige Sache ihrer alleinseligmachenden Kirche, für die Würde ihres Amts sich selbst und allen ihren gleichgesinnten Confratres, ohne es zu wollen, das moralische Todesurtheil: denn an Unklarheit und Verhimmelung, an verschwommener Phrasendrechselei und ungesunder Selbstberäucherung ist wol Derartiges bisher nicht oft ans Tageslicht gekommen. Wenn die Herren Verfasser ihren Sonetten das bekannte Schlegel'sche „Zwei Reime heiß' ich viermal kehren wieder" gleichsam als Abwehr gegen den ihnen etwa zu machenden Vorwurf der Formkünstelei voranschicken, so ging dies wol aus einem sehr begründeten Schuldbewußtsein hervor; denn wenn es in jenem Schlegel'schen Sonette heißt:

> Den werd' ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
> Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
> Und Eigensinn die künstlichen Gesetze —

so trifft dieser Vorwurf der Reimspielerei mit Recht diese „Brief-Sonette".

> Der Menschen Seelen, auf dem Wogenbette
> Voll Sturm, schützt nur St.-Peter's Riesensteuer! —

heißt es in der Widmungsparaphrase von Rudolf von Linde, und diese Zeilen', welche so recht der katholischen Ueberhebung der Verfasser Ausdruck leihen, könnten sehr wohl als Motto des ganzen Buchs dienen. Charakteristisch ist auch die folgende Paraphrase, in welcher vom Priester im allgemeinen die Rede ist:

> Verhüten soll er der Gemeinde Schaden,
> Zu guten Zwecken nur das Geld verwenden;
> Nicht mit der Fortschrittslanze Menschen blenden,
> Die sich als Christen Pflichten aufgeladen.
>
> Doch, wenn vergeblich seine Hülf' erbaten
> Die Gutgesinnten noch aus allen Ständen;
> Was wunder! wenn sie dann im Pfarrer fänden
> Ein besseres Handeln, und ein treues Rathen.
>
> Jetzt straft man sie, weil Fackelsang sie bieten
> Mir, der gestritten, um ihr Heil zu gründen,
> Der Trost bedarf, im Kampf nicht zu ermüden.
>
> Gottlose Schurken überall jetzt gehen —
> Doch wird die Rache Gottes sie schon finden!
> Die Frommen aber Himmelstrost umwehen.

Dieses ganze Sonett enthält nichts als Mystik und Nebel, und am Schlusse desselben bricht der ganze Haß der Kirche gegen Andersgläubige hervor. Diese Schlußworte („Gottlose Schurken", „Rache Gottes") sind auch sehr würdig im Munde eines — Priesters.

Die „Poetischen Versuche" von **Klaus Einsiedel** (Nr. 9) enthalten zu einem großen Theile akademische Poesie. Die ganze Maschinerie der griechisch-römischen Mythologie wird in ihnen in Bewegung gesetzt, um oft nicht viel mehr als irgendein subjectives Gefühl des Dichters auszudrücken. Man merkt diesen Gedichten zu sehr das Studium der Alten an, und daß der Verfasser doch gar zu sehr ein Epigone derselben ist. Der Dichter der Gegenwart soll aus dem Geiste der Gegenwart herausdichten, alles An- und Nachempfinden nach Horaz oder einem andern Lichte des Alterthums kann kein in der geistigen Atmosphäre der Gegenwart lebensfähiges dichterisches Product hervorbringen, womit wir durchaus nicht gesagt haben wollen, daß das Motto dieser „Poetischen Versuche":

> Willst du sicher denn erhalten
> Deines Herzensschatzes Zinsen,
> Folge treu den großen Alten! —

außer Acht zu lassen sei. Im Gegentheil: man kann sehr wohl die Alten studiren und viel von ihnen lernen, aber das Blut der modernen Dichtung muß Blut vom Blute unserer Zeit sein. Wo Klaus Einsiedel seine „Alten" vergißt, leistet er oft recht Erfreuliches und Erquickliches, wie das Gedicht „Meiner Gattin in trüber Zeit" beweist. Die letzten Strophen desselben lauten:

> So senkt der Thau sich auf die Fluren,
> So fächeln Zephyrs Grüße lind,
> So blickt auf uns der Engel Auge,
> Wie Mutterliebe hegt das Kind.
> In unbegrenzter Opferfreude
> Dem liebbedürft'gen Schützling nah —
> Der Menschen Schönstes hat gesehen,
> Wer eine wahre Mutter sah.
>
> Du theiltest deines Lieblings Spiele,
> Du fühltest mit sein kleines Glück —
> Und all die immer neuen Sorgen!
> Wer blickte nicht gerührt zurück
> Auf einer Mutter wache Nächte?
> Wer küßte im Erinnern nicht
> Die Hand, die in des Lebens Dornen
> Die ersten Blumenkränze flicht?
>
> Ja, wenn ein Leben so wie deines,
> Der Wahrheit und der Treue voll,
> Zu mir dann spräche: „Du auch brachtest
> Für solches Wirken schuld'gen Zoll" —
> Das wär' ein Zeugniß mir, zu gelten
> Als Unterpfand der Ewigkeit —
> Und doch, wie schwer, es zu entgelten
> Das alles, was du mir geweiht!
>
> O, könnt' ich aller Zeiten Dauer
> Vorzeigen solchen Lebens Kranz,
> Daß auf den Zügen der Beschauer
> Noch strahlte unsrer Liebe Glanz!
> Wer edler Pflicht geweiht sein Streben,
> Soll nicht wie welkes Laub verwehn —
> Solange würd'ge Frauen leben,
> Mag auch dein Lob nicht untergehn!

Eine sehr interessante Legende hat Einsiedel auf Grund einer Mittheilung in Westermann's „Monatsheften" in dem Gedichte „In Arabiens Lande" geschaffen. Beachtenswerth sind ferner die Lieder: „In Fluten ein Fels alleine", „Mein Herz ist so fröhlich", „Wann ein Felsen, unterhöhlet" und einige andere. Höchst geschmacklos ist dagegen „Mein Liebchen ist ein Häuschen". Den Schluß des Einsiedel'schen Buchs bildet ein episches Gedicht in fünf Abtheilungen unter dem Titel: „Jerusalems Zerstörung." Dasselbe nimmt einen hohen dichterischen Flug

und imponirt sowol durch die Weite der Perspectiven, welche es in Geschichte und Menschheit eröffnet, wie durch seine kunstvoll abgeschlossene Form. Die Hexameter dieses Epos haben Klang und Pathos.

Treffliches, namentlich im sangbaren Liede und patriotischen Gedichte, leistet **Friedrich Storck's** „Liederbuch" (Nr. 10). Seine Trauerlieder haben Frische und Schwung; seine Schenken- und Wanderlieder fordern zur musikalischen Composition auf, und seine Gelegenheitsgedichte sind oft von höchst ansprechendem Inhalt. Tief zu Herzen gehen aber die Lieder auf den Tod seines Kindes, wie das folgende beweist:

In der Nacht.

Bei der Lampe trübem Scheine,
Tief im Herzen Weh und Pein,
Saß ich, einsam und alleine,
Abends spät im Kämmerlein.

In der andern stillen Stube,
Neben meinem Zimmer, lag,
Ach, der kleine todte Bube,
Heut' an seinem Sterbetag.

Saß ich, schmerzerfüllt und traurig,
Dacht' ans theure, todte Kind.
Draußen Winter, kalt und schaurig,
Schneegestöber, Sturmeswind. —

Konnt' nicht Trost, nicht Ruh' gewinnen
In der Einsamkeit der Nacht,
All mein Sinnen, all mein Sinnen
An den todten Knaben dacht'.

Leise bin ich fortgegangen.
Eine innre Stimme rief
Mich zur Bahre, drauf den langen,
Ew'gen Schlaf mein Söhnchen schlief.

In der stillen Sterbekammer
Sah die theure Gattin ich,
Aufgelöst in Schmerz und Jammer,
Weinen heiß und bitterlich.

Saß sie da, die Schmerzenreiche,
Freudenleer und hoffnungslos,
Und das Kind, das todte, bleiche,
Ach, es ruht auf ihrem Schos.

Und ich mußte weinen, weinen
Mit der Gattin, schmerzbewegt. —
Haben weinend unsern Kleinen
Wieder auf sein Bett gelegt.

Und im tiefen herben Leide
Haben wir zur nächt'gen Stund'
Ihn geküßt zum Abschied beide
Auf den kalten, bleichen Mund.

Als die Perle der Sammlung dürften die Terzinen „**Traumbild**" zu bezeichnen sein, in welchen eine Vision von **philosophisch-allegorischer** Bedeutung schwungvoll dargestellt wird. Jedenfalls verfügt Friedrich Storck über ein beachtenswerthes Talent, wie bereits seine früher erschienenen Gedichte (erster Band) gezeigt haben.

Ein Namensvetter des ebenerwähnten Dichters, **Wilhelm Storck**, tritt mit einer gewandten Uebersetzung von Minneliedern: „Buch der Lieder aus der Minnezeit" (Nr. 11), vor das Publikum und bewährt sich in derselben als ein tüchtiger, formgewandter Dolmetscher der Sangesweisen der Dichter unserer ersten classischen Literaturperiode und einiger spätern. Statt mehrerer nur ein Beispiel aus der reichhaltigen Anthologie:

Nur ein Trost.
(Nach Leutold von Seven.)

In dem Wald und auf der grünen Heide
Maiet es so wundervoll,
Daß man ob der lieben Augenweide
Wol mit Recht sich trösten soll;
Doch ich hab' in Sehnsuchtsglut
Trost ach, keinen,
Als den einen:
Meine Frau ist gut.

Wohl ihm, den der kleinen Vögel Singen
Tröstet und der Blumen Schein!
Wie auch könnt' es dem an Lust mislingen?
Sucht er Freude von den zwein,
Beut sich beides überall:
Knospen springen,
Vöglein singen
Wonniglichen Schall.

Mehr erfreut mit Recht mich ihre Güte,
Als die Blumen, weiß und roth;
Eins nur sing' ich, daß sie mein Gemüthe
Hold erlös' aus Sehnsuchtsnoth;
Denn mir kann ihr Gruß allein
Freude geben,
Kummer heben,
Nehmen Gram und Pein.

Die bedeutendsten Minnesänger, wie Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Heinrich Frauenlob, der von Kürenberg, Heinrich von Veldeke, sind in der auch durch übersichtliche Anordnung ausgezeichneten hübschen Sammlung durch mehrere Lieder vertreten. Die Uebersetzung ist fast durchweg eine sehr gewandte, den Geist des Originals niemals verwischende, sodaß das kleine Buch den Freunden der Minnedichtung zur Beachtung empfohlen werden darf.

Eine ebenfalls interessante Uebersetzung ist die von **Gottfried Böhm**: „Chinesische Lieder aus dem Livre de Jade von Judith Mendès" (Nr. 12), echt volksthümliche Lieder voll feiner Pointen, theils heitern, theils ernsten Genres, welche uns wie spielend in das heilige „Reich der Mitte" führen und ein ebenso wol poetisches wie culturhistorisches Interesse einflößen. Einen deutschen Kopf gemahnen diese Verse eines Li-Tai-Pe, eines Tschi-Li und wie die Verfasser sonst heißen, in hohem Grade wie die Producte einer fremden Welt, obgleich wir uns nicht ganz klar darüber sind, ob hier nicht eine ähnliche Mystification vorliegt, wie sie Bodenstedt seinerzeit beim Erscheinen von Mirza-Schaffy's Liedern in Scene setzte. Diese „Chinesischen Lieder" sind poetische Blüten von oft sehr schönem Aroma. Man höre beispielsweise ein Lied nach Li-Tai-Pe:

Bei der Mündung des Flusses.

Wie die kleinen Wellen glänzen
In des Vollmonds lichtem Scheine!
Wie das helle grüne Wasser
Er in blankes Silber wandelt!

Im durchsichtigen Gewoge
Glaubt man tausend kleine Fische,
Kleine Fische wahrzunehmen,
Die zum großen Meere ziehn.

Einsam bin ich in der Barke,
Welche längs dem Ufer gleitet;
Manchmal mit dem Ruder spielend
Schlage ich die Wasserwoge,

Schlage sanft die Wasserwoge. —
Und die Nacht, die tiefe Stille,
Rings die weiten Einsamkeiten
Füllen mir das Herz mit Trauer.

Siehe da! — Die Nenuphare
Mit den reinen, weißen Blüten,
Welche großen Perlen gleichen!
Ich liebkose sie halb träumend

Mit dem Ruder, das ich führe;
Ihre Blätter, die erbeben,
Flüstern heimlich Zärtlichkeiten,
Und es ist, als wollten leise,

Leise, leis mir etwas sagen
Ihre kleinen weißen Häupter,
Die sich traulich abwärts neigen —
Wollen sie mich Traur'gen trösten?

Schweigt nur still, ihr Nenuphare!
Da ich wieder euch gesehen,
Hatt' ich schnell mein Leid vergessen. —
Schweigt nur still, ihr Nenuphare!

Es ist eigenthümlich, wie die Volkspoesien der entferntesten Länder doch stets einen verwandten Zug zeigen. Wer z. B. mit der finnischen Poesie vertraut ist, wird sich durch das obige chinesische Lied lebhaft erinnert fühlen an manche Momente in der Urpoesie jenes nordischen Volks.

Zum Schluß unserer diesmaligen lyrischen Rundschau weisen wir noch flüchtig auf eine beachtenswerthe kleine Anthologie hin. Wir meinen die „Geistesperlen" aus den dramatischen Werken von Franz Grillparzer (Nr. 13), von Albin Mollieb herausgegeben. Wenn es schon an sich ein verdienstliches Unternehmen ist, auf die Werke unserer großen Dichter hinzuweisen und sie durch Herausgabe, sei es auch nur eines kleinen Auszugs aus denselben, dem größern Publikum zugänglich zu machen, so ist es doppelt anerkennenswerth, wenn es in so einsichtsvoller und umsichtiger Weise geschieht, wie dies bei der uns vorliegenden Grillparzer-Anthologie der Fall ist. Die Rubriken, in welche das Buch die einzelnen Sentenzen aus den Dramen des Dichters unterbringt, sind mit Verständniß gewählt und mit Geschick abgegrenzt; innerhalb derselben ist alles mit Einsicht geordnet. Die Auswahl der mitgetheilten Stellen aus Grillparzer's Dramen aber muß eine dem Zwecke des Buchs durchaus entsprechende genannt werden; denn sie führt auf einem verhältnißmäßig beschränkten Raume die schönsten und charakteristischsten Aussprüche des Dichters an dem innern Auge des Lesers vorüber.

Ernst Ziel.

Zur Heilkunde.

1. Handbuch der kriegschirurgischen Technik zum Gebrauche im Felde und bei Vorlesungen von C. H. Schauenburg. Mit 75 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erlangen, Enke. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Ueber Cholera und die Principien der Mittel zu ihrer Bekämpfung von C. H. Schauenburg. Würzburg, Stuber. 1874. Gr. 8. 20 Ngr.

Beide vorgenannten Werke stammen aus der Feder C. H. Schauenburg's zu Quedlinburg, dem auch d. Bl. schon manchen Bericht über Gegenstände der Natur und Heilkunde verdanken. Es scheint in der That, als ob das Gebiet der Disciplinen, vor welchem dem gebildeten Laien vordem wie vor einer terra incognita graute, von Jahr zu Jahr mehr sich verengte, als wäre es nicht gänzlich unzulässig, daß Staats- und Stadträthe Bücher, wie z. B. die oben angezeigten sind, zur Hand nähmen und sich mit deren allgemein verständlichen Ideen vertraut machten. Jedenfalls wollen wir versuchen, die leitenden Ideen beider Werke an diesem Platze in den Vordergrund zu stellen, und nach kurz gegebener Skizze den Fachmännern und Liebhabern es überlassen, mit den Werken selbst sich angelegentlicher zu beschäftigen, indem wir den erstern das Urtheil über den rein wissenschaftlichen Werth freigeben.

Die erste Schrift führt sich unter dem Motto ein: „Toujours en vedette!" — ein Wahlspruch, der unsers Erinnerns schon vom Großen Kurfürsten herstammt, jedenfalls von den Hohenzollern und ihren Getreuen allezeit beherzigt worden ist. Vom Verfasser ist er in seinem Stück Kriegsbereitschaft, seiner „Wacht am Rhein", unverkennbar gegen Frankreich gemünzt und gerichtet. Immerhin! Aus der Moltke'schen Rede wissen wir, daß wir ein halbes Säculum die Reichslande Elsaß-Lothringen bei Tag und bei Nacht schützen müssen, und so können wir dem Verfasser nicht unrecht geben.

Uebrigens finden wir den Verfasser keineswegs so blutgierig, wofür die Kriegschirurgen in der Regel gelten. Gegen das leichtsinnige Arm- und Beinabschneiden, das er an einer Stelle sogar mehr ein Metzgerstück als ein der heutigen Bildung und Humanität würdiges Menschenwerk nennt, predigt er an vielen Stellen, und redet nach dem Vorgange des jetzt leider so plötzlich dahingegangenen Löffler, wo er es irgend zu dürfen glaubt, den Conservativcuren das Wort. Aus des Verfassers Darlegungen erkennen wir, daß auch die berühmten Resectionen, die Exstirpationen von Knochen, besonders von Gelenkenden, keineswegs mit den Amputationen und Exarticulationen in ein Gebiet gehören, sondern conservirende Operationen sind, um das betroffene Glied erhalten zu können. Wir erkennen freilich auch, wie überaus schwierig und verantwortlich die Nachbehandlung aller Operirten und besonders der Resecirten ist, und daß sie nichts weniger vertragen können als Transport, selbst nicht in den bestgefederten und bestventilirten Transportwagen und in den sorgfältigst angelegten Reisegipsen. Ein solches Reisecostüm, sagt der Verfasser geradezu, bereitet einen Resecirten doch in der Regel nur auf den Transport in das Jenseits vor. Ueberhaupt wird für die Verwundeten weit behutsamere Behandlung und Pflege gefordert, als ihnen bisher zutheil zu werden pflegte. Die Hygieine in den Kriegslazarethen soll nichts zu wünschen übriglassen, nichts soll gespart werden, damit diejenigen Offiziere und Mannschaften, die für ihren Lebensrest

zur Krüppelexistenz verurtheilt sind, wie Reichsbarone in diese Existenz übergehen. Für das Zerstreuungssystem ist der Verfasser deshalb keineswegs in der jetzt üblichen maßlosen Praxis desselben, er will vielmehr die Schwerblessirten am liebsten wenig oder gar nicht transportiren. Die Lazarethvorrichtungen sollen in reichlichster Ausrüstung den Corps überallhin folgen. Wo eine Schlacht geschlagen wird, soll in der Nähe eine wohleingerichtete Barackenstadt sich extemporiren, weit ausgedehnt angelegt, sodaß die Desinfection nur beschränkt local erforderlich, Isolation aber durch die Anlage schon gegeben und Dislocation nur bei Invasion von Epidemien geboten ist. Von der vielen Schreiberei und Beschreiberei, die keinen sachlichen Nutzen hat, ist Verfasser kein Freund; dagegen fordert er minutiöse Statistik, Museen für die Präparate, die bei Operationen und Sectionen gewonnen worden und gewissermaßen als Corpora delicti zur Rechtfertigung von invalidisirenden Operationen dienen sollen. Auch will er, daß der Arzt bei den Verwundeten, die er zuerst behandelt, auch bis zu deren Entlassung verbleibe. Der wahre Arzt im hippokratisch edeln Sinne ist einmal nicht Offizier, der ohne Nachtheil für den Kranken abcommandirt und durch andere ersetzt werden kann; er ist ärztlicher Priester, und wer einen „ärztlichen Berufsoffizier" aus ihm machen will, ist eben nicht scharfsinnig genug, um die Differenz zwischen der soldatischen Aufgabe der Offiziere und der rein menschlichen der Aerzte zu erkennen. Bei den Patronen dieser neuen Lehre spricht mehr falscher Ehrgeiz als wissenschaftlich begründeter Humanismus in erster Linie. Wie weit die Vorsorge des Verfassers für die Verwundeten geht, erkennen wir unter anderm auch aus folgender Stelle:

> Allein um dieser Patienten (mit Bauchschüssen) willen sollte darauf Rücksicht genommen werden, zumal in heißer Jahreszeit, für den Gebrauch auf den ersten Verbandstationen transportable Eismaschinen in Dienst zu stellen, und wenn für deren Transport sechs und zwölf Achsen erforderlich wären.

Kosten scheut der Verfasser überhaupt nicht, und er hat darin recht. Auch wir sind der Ansicht, daß die beste transportable Eismaschine für ein Armeecorps, die doch schwerlich mehr kostet als zwei oder drei Kanonen, prämiirt zu werden verdiente. Wem eine Kugel durch die Eingeweide flog, nimmt nachher gern alle fünf Minuten ein Stück Eis in den Mund, bis der Tod ihn erlöst. Schwierig freilich wird es sein, im Felde Oefen zu bauen und zu heizen, Wasser herbeizuschaffen u. s. w., aber wohin Kanonen gebracht werden können, vermag man auch das für Eismaschinen erforderliche Material zu transportiren.

Die „ärztlichen Berufsoffiziere" werden über das Buch, das bei aller Ausführlichkeit hinsichtlich der Technik doch in fast demselben Grade eine Indicationslehre ist, vielfach den Kopf schütteln, es wird ihnen nämlich ein lästiger Dienst zugemuthet; die Philanthropen werden ihm aber Beifall spenden, und wenn sie im Reichstage sitzen, werden sie, da sie für den Frieden sind, alle Kriegsmittel, d. h. auch alle Lazarethbedürfnisse bewilligen, damit um so sicherer der Frieden erhalten bleibt.

In Bezug auf Cholera (Nr. 2) spricht sich der Verfasser nicht minder radical aus und nimmt ebenfalls gar keine Rücksichten auf die Traditionen der Kirche und der medicinischen Schulen. Die Cholerainfectionsstoffe sind für ihn nur minimale Organismen, der eine Factor, der am besten und allein gedeiht, wenn die Prädisposition, der andere Factor, dieses Gedeihen begünstigt und überhaupt möglich macht und zuläßt. Je mehr die öffentliche und private Hygieine ihre Schuldigkeit zu thun anfangen, um so mehr werden Infectionen und Krankheiten als Abweichungen vom normalen Lebensprocesse aus der Reihe der Existenzen gestrichen. Auch in Bezug auf Blattern scheint der Verfasser mehr Hülfe und Abwehr von Regulirung der Lebensverhältnisse der Staatsangehörigen nach anerkannten Gesundheitsgesetzen zu erwarten, als von dem jetzt mit so viel Emphase in Scene gesetzten Impfzwange, und mit Recht, wenn die Impfung in der That nicht blos Entgiftung, sondern zugleich Vergiftung ist. Ueber diesen Streitpunkt scheint man leider die Acten etwas vorschnell schließen zu wollen.

Bairische Zustände.

Streiflichter auf bairische Zustände. Von A. Lufft. Manheim, Schneider. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Das Buch erfüllt seinen Zweck: der Verfasser geht zwar von der Darstellung persönlicher Verhältnisse aus, aber diese sind von der Art, daß die staatlichen mit hereingezogen werden müssen, und zudem ist der größere Theil des Buchs einer Besprechung der äußern und innern Politik Baierns und einer Schilderung der Thätigkeit der bairischen Kammer gewidmet, sodaß es an „Streiflichtern" auf die innern Zustände Baierns und auf seine deutsche oder antideutsche Politik nicht fehlt. Der Verfasser, welcher sich als ein heller Kopf und ein nationalgesinnter Mann zeigt, durchlief die verschiedenen Stufen des bairischen Staatsdienstes und war zuletzt Regierungsdirector in Speier. In dieser Eigenschaft erhielt er im März 1848 von der pfälzischen Demokratie, an welche sich die mit des Verfassers Liberalismus unzufriedene Bureaukratie anschloß, in einer Volksversammlung in Neustadt ein Mistrauensvotum, und es wurde seine Abberufung gefordert. Die Regierung war schwach genug nachzugeben, gab ihm zuerst Geschäftsurlaub, ordnete dann seine Quiescirung an, jedoch nur eine temporäre, nicht eine definitive, und wiewol Lufft in verschiedenen Eingaben an den König und an die Minister sich hierüber beschwerte und Reactivirung oder definitive Quiescirung verlangte, so konnte er letztere doch erst im Jahre 1873 erlangen. Das bairische Beamtenthum erweist sich bei diesem Falle als eine starre Masse, welche, selbst wenn der König günstig gesinnt ist, den Mann, der vermöge seines kritischen Verhaltens und

seiner deutschen Politik nicht zu ihr paßt, ausstößt und jede Gemeinschaft mit ihm abweist. Diese baldige Quiescirung gibt dem Verfasser Gelegenheit, in verschiedene Blätter freisinnige Leitartikel zu schreiben, in welchen er die Stellung Baierns zu Deutschland bespricht, vor Oesterreich und vor dem Ultramontanismus warnt und engern Anschluß an Preußen empfiehlt. Mit Vergnügen liest man in einem Artikel vom Jahre 1867, daß der Verfasser den Franzosen für den Fall eines Angriffs auf deutsches Gebiet „deutsche Hiebe" prophezeit.

Der zweite, rein politische Theil des Buchs beschäftigt sich mit der Haltung der verschiedenen Ministerien, der von der Pfordten, Schrenk, Hohenlohe, Bray, Hegnenberg, Pfretzschner, und findet, daß kein einziges derselben der ultramontanen Fesseln sich ganz zu erwehren vermag. Selbst das Ministerium Hohenlohe wird als ein particularistisch-katholisches mit nationaler Färbung bezeichnet. Dieser Theil des Buchs enthält eine in großen Zügen kurz skizzirte bairische Geschichte des letzten Jahrzehnts, in welcher besonders die Zustände des Jahres 1866 scharf beleuchtet sind (nur den bairisch-österreichischen Vertrag von Olmütz vom 14. Juni hat der Verfasser anzuführen vergessen), die kirchlichen Verhältnisse auf katholischer und auf protestantischer Seite mit Freimuth, mit eingehender Sach- und Personenkenntniß kritisirt werden und der bairischen Regierung der Rath gegeben wird, mit der traditionellen Politik Baierns, wonach dieses Land zum Unglück von Deutschland eine Rolle als katholische Macht spielen zu sollen glaubte, gänzlich zu brechen und fest und entschieden zum Deutschen Reiche zu halten. Sehr bedenklich erscheint dem Verfasser das Verhalten des Cultusministers von Lutz, welcher bei allen schönen und gelehrten Reden und schriftlichen Ausführungen gegen die Uebergriffe der Bischöfe leider an einem entsprechenden Handeln es gewaltig fehlen läßt, den Altkatholiken gegenüber wenig guten Willen zeigt und im Landtag mit einem auf die Bildung einer Mittelpartei hinzielenden Schaukelsysteme sich behilft. Ebenso wenig ist der Verfasser von dem Verhalten der Zweiten Kammer erbaut. Er wirft der Fortschrittspartei, mit deren Politik er sonst einverstanden ist, vor, daß sie die Unterstützung des von den Ultramontanen angegriffenen Ministeriums viel zu weit treibe, nicht auf einige bestimmte Fälle beschränke, sondern selbst auf Unkosten ihrer Grundsätze gleichsam in ein System bringe und dadurch sich selbst in eine falsche Stellung dränge. Die Debatte vom 25. April 1872, in welcher ein großer Theil der Fortschrittspartei die von den Ultramontanen beantragte Aufhebung aller Gesandtschaften, mit Ausnahme der in Wien, bekämpfte, liefert allerdings ein schlagendes Beispiel für die Behauptungen des Verfassers. Derselbe äußert wenig Hoffnung auf eine Besserung der bairischen Zustände, verzweifelt an der Kraft, noch mehr an dem Willen der Regierung und vertraut auf das Deutsche Reich, das Macht genug besitze, durch seine Gesetzgebung auch den kirchlichen Zuständen in Baiern aufzuhelfen. Mit diesem Selbsttrost schließt der Verfasser, dessen Buch des Neuen und Interessanten viel darbietet und jedermann, der mit der Geschichte unserer Zeit sich eingehend beschäftigt und dem Staat der Wittelsbacher besondere Aufmerksamkeit schenkt, eine willkommene Gabe sein wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In einer zweiten, durchgesehenen und vermehrten Auflage liegen „Bilder und Balladen" von Hermann Hölty vor (Hannover, Meyer). Der Dichter ist bekanntlich der Großneffe von Ludwig Heinrich Christoph Hölty. Die poetische Ader ist gleichsam in die Seitenlinie übergesprungen. Er ist kein Elegiker wie sein Großonkel; aber er hat denselben poetischen Fluß, anmuthigen Wohllaut und dasselbe warme Naturgefühl wie jener. Wir brachten bereits in Nr. 17 d. Bl. f. 1873 eine anerkennende Besprechung dieser Gedichte, die in dem großen Balladenwerk von Ignaz Hub eine besonders eingehende und auszeichnende Beurtheilung finden.

— Unter dem Titel: „Gegen Rom! Zeitstimmen deutscher Dichter" hat Ernst Scherenberg eine Sammlung herausgegeben (Elberfeld, Bädeker), welche die deutsche Poesie zum Kampfe gegen den Heerbann des Papstthums führt. Ein schwunghaftes Gedicht des Herausgebers leitet die Sammlung, ein. Alle verzeichneten Gedichte — auch soweit sie nicht Originalbeiträge sind — wurden dem Herausgeber von den Verfassern ausdrücklich für den Zweck der Sammlung übermittelt. Da auch manches bereits gedruckte Gedicht hier eine Stätte gefunden, so hätten wir gewünscht, der Herausgeber hätte seine Sammlung, soweit sie als eine Anthologie angesehen werden kann, noch durch Gedichte aus etwas weiter zurückliegender Zeit bereichert. Wie schwungvoll sind Herwegh's antirömische Gedichte in den „Liedern eines Lebendigen", wie scharf die Pfeile, die Wilhelm Jordan in „Schaum" gegen „der Dome Geistergefängniß sendet". Sonst vermissen wir wenige der hervorragenden Dichter; Bodenstedt hat einige seiner Liederpfeile „gegen Rom" gezielt, im bequemen Stil des Mirza-Schaffy; Emanuel Geibel hat sein schwunghaftes Gedicht „Reformation" beigesteuert, außerdem ein leichtergeschürztes „Regenzeit", wo er die Klerikalen mit den Pilzen des Waldes vergleicht:

Zwischen Dorn und Hagebutte
Truppweis' an des Pfades Rand
Stehn sie hier in weißer Kutte,
Dort im braunen Mönchsgewand.

Andre blähn gleich Cardinälen
Sich im flachen Scharlachhut,
Ach, und vollends nicht zu zählen
Ist die scharzgefleckte Brut.

Dicht geschart und immer dichter,
Durchs Revier von Ort zu Ort
Wälzt das schwammige Gelichter
Seine Propaganda fort;

Klimmt mit unheimlicher Schnelle
Hügelan aus jeder Schluft,
Haucht von jeder sumpf'gen Stelle
Seinen Brodem in die Luft.

Frischen Sonnenathem sende,
Güt'ger Himmel, send' ihn bald!
Sonst verdumpft uns noch am Ende
Dies Gezücht den ganzen Wald.

Von den drei Gedichten Julius Grosse's haben die Terzinen „Canossa" das pomphaft Majestätische, durch welches derartige Gedichte Grosse's imponiren. Von Wilhelm Jordan ist aus dem zweiten Liede der „Nibelunge" ein Fragment mit-

getheilt, das sich gegen den römischen Bischof wendet. Ferner sind aufgenommen Gedichte von Hamerling, Heyse, Glaßbrenner, Dahn, Eckstein, Endrulat, Hölty, Rittershaus, Roquette, Traeger, Kletke, Hofmann, Zeise, Ziel, Löwenstein, dem Herausgeber selbst und andern mehr oder weniger bekannten Lyrikern. Es liegt in der Eigenthümlichkeit einer solchen Sammlung, daß ähnliche Gedanken und Wendungen oft wiederkehren, daß der einzelne Poet mehr eine Stimme im Chor als ein Solo vertritt; doch gerade darauf kam es an, den deutschen Dichterchor in seiner einstimmigen Verurtheilung des Vaticans als Vertreter moderner Geistesbildung und nationalen Sinns mobil zu machen.

Ausländische Literatur.

In der von Ludwig Herrig veranstalteten Sammlung englischer Schriftsteller hat August Riedl soeben Christopher Marlowe's „Faustus" nach dem Doppeltext von Alexander Dyce mit Anmerkungen herausgegeben. Es ist dankenswerth, daß dieses für das deutsche Publikum so interessante Drama des großen Vorläufers von Shakspeare durch eine so wohlfeile und correcte Ausgabe endlich zugänglich gemacht worden. Wenn aber die buchhändlerische Anzeige, die auch ihrerseits den Mund in ihrer Anpreisung des Stücks allzu voll nimmt, erwähnt, englische Beurtheiler stellen dieses Hauptwerk Marlowe's in mancher Beziehung sogar über Goethe's „Faust", so müssen wir entgegnen, das können wol nur solche sein, die den Goethe'schen „Faust" nicht kennen oder nicht verstehen. Wir unsererseits stimmen vielmehr mit Lewes vollkommen überein, wenn er von dem Stücke sagt: „Im ganzen ist es langweilig, trivial und schlecht erfunden, die niedrigste, witzlose Spaßmacherei füllt einen großen Theil der Scenen und den ernstern Partien fehlt die dramatische Entwickelung." Dieses Marionettendrama mit Goethe's Meisterwerk vergleichen, ist, als wollte man einen indischen Buddha einer Statue von Phidias, oder eine assyrische Malerei einem Rafael an die Seite stellen.

— Eine Amerikanerin, Miß Ellen Frothingham, hat eben Lessing's „Laokoon" übersetzt, unsers Wissens die erste englische Uebertragung dieses classischen Werks überhaupt, und bei Robert Brothers in Boston erscheinen lassen.

— Robert Clarke und Comp. in Cincinnati kündigen eine von Stanley Matthews herausgegebene englische Uebersetzung der philosophischen Werke des leipziger Professors H. Ahrens aus dem Französischen an.

— W. H. Dixon's „History of Two Queens", Tauchnitz-Ausgabe, liegt nun in sechs Bänden vollständig vor. Am Schluß jeden Bandes findet man die Hinweisungen auf die Quellen, aus welchen der gelehrte, aber wol für einen nachhaltigen Ruhm zu schnell schreibende Verfasser geschöpft hat, und dem letzten Bande ist, wie bei englischen Werken selbstverständlich ist, ebenso wie dem dritten, ein ausführliches Register beigegeben.

— Der früher in derselben Sammlung erschienene Band 1296: „Select historical essays" von Edward A. Freeman enthält für Deutschland höchst interessante Kritiken und Abhandlungen des berühmten Historikers, in denen er das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich beleuchtet und vielfach Anlaß nimmt, seine Parteinahme für das erstere gegenüber den Anmaßungen des letztern kundzugeben. Wäre nur seine Darstellungsweise genießbarer, und hätte er es nur versucht, hierin seinem großen, leider zu früh verstorbenen Zeitgenossen Macaulay mehr nachzueifern!

Bibliographie.

Abt, S., Der Aufruhr im Freiamt vom Januar 1841, dem aargauischen Volke dargestellt. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 16 Ngr.

Auerbach, B., Waldfried. 3 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 6 Thlr.

Die Beschießung von Verdun am 13. bis 15. October 1870 und die Ursachen ihres Miserfolges. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 10 Ngr.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. 37ster Bd.: Gedichte von F. v. Matthisson. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von E. Kelchner. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Ngr.

Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. 5: Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Von H. Vogel. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Blanche, A., Erzählungen eines Miethkutschers. Aus dem Schwedischen übersetzt von Eugenie Duncker. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brunschwig, R. v., Fürst Bismarck der Mann von Welt in seinem Umgange, in Gesellschaft und in seinen Grundsätzen. Ein Handbuch und Leitfaden für Jedermann durch die Geheimnisse der Lebensklugheit, ein Rathgeber in allen Lagen des gesellschaftlichen und bürgerlichen Lebens. Aus den Mittheilungen der feineren Gesellschaftskreise, Diplomaten, Abgeordneten ꝛc. gesammelt. Gotha, Fellmer. Gr. 16. 15 Ngr.

Bulwer, E., Kenelm Chillingly. Roman. Aus dem Englischen von E. Lehmann. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 5 Thlr.

Camoens, L. de, sämmtliche Canzonen. Zum ersten Male deutsch von W. Storck. Paderborn, Schöningh. 16. 24 Ngr.

Christen, Ada, Vom Wege. Skizzen. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 22½ Ngr.

Detlef, K., Novellen. 1ster Bd. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 2 Thlr.

— — Auf Capri. Novelle. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 2 Thlr.

Devall, J. v., Der Spielprofessor. Eine Erzählung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von K. Bartsch. 3ter Bd.: Das Rolandslied. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Dittmar, G., Die Klassiker der deutschen Nationalliteratur, vorgeführt in Proben und Inhaltsangaben ihrer Werke sowie in kurzen Biographien. Ein Handbuch für Freunde der deutschen Literatur. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Falkson, F., Drei Wochen in Brüsterort. Eine Strandidylle. Königsberg i. Pr., Hartung'sche Verlags-Druckerei. Gr. 16. 6 Ngr.

Finger, F. A., Gegen Irrthum und Pedantismus auf sprachlichem Gebiete. Frankfurt a. M., Völcker. Hoch 4. 15 Ngr.

Fischer, J. C., Das Bewußtsein. Materialistische Anschauungen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Frič, A., Geologische Bilder aus der Urzeit Böhmens. Prag, Grégr u. Dattel. Qu. Fol. 1 Thlr.

Friedberg, E., Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Mit Aktenstücken. Das 19. Jahrhundert. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Hellwald, F. v., Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. 1ste Lief. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Helm, G. M., Jakob Grimm und seine Verdienste um die deutsche Sprache. Bensheim, Lehrmittelanstalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Henner, T., Die herzogliche Gewalt der Bischöfe von Wirzburg. Würzburg, Stuber. Lex.-8. 1 Thlr.

Hesekiel, G., Das Siebenkönigbuch. Die Könige von Preußen. 1ste Lief. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 8 Ngr.

Hoffmann, A., Erfahrungs-Seelenlehre. Empirische Psychologie nach Kant's Anthropologie (oder Menschenkunde) und nach den Forschungen der größten Denker und Schriftsteller Deutschlands zusammengestellt. Mit einem Anhang, von der Prüfung der Zeugnisse. Ein Leitfaden für alle Eltern, Lehrer, Staatsmänner ꝛc. Gotha, Fellmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Hübner, A. Freih. v., Ein Spaziergang um die Welt. Deutsche Ausgabe vom Verfasser. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.

Kondiß, R. E. v., Neue Aufgaben im neuen Reich. Ein Wort an alle Freunde des Vaterlandes. Potsdam, Rentel. Gr. 8. 5 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—1871. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs. 5tes Heft. Die Ereignisse bei Metz am 15., 16. und 17. August. Schlacht bei Vionville — Mars la Tour. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 22 Ngr.

Lie, J., Der Dreimaster „Zukunft" oder Leben im Norden. Deutsch von A. Walter. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lohde, Clarissa, Aus der Gesellschaft. Novelle. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

— — Zu spät. Novelle. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Martin, E., Die Zerstörung Breisachs durch die Franzosen 1793. Historische Skizze. Freiburg, Scheuble. Gr. 8. 8 Ngr.

Meißner, A., Die Bildhauer von Worms. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. 2 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Oriola. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meyr, M., Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von M. Graf von Bothmer und M. Carriere. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Noël, R. R., Die materielle Grundlage des Seelenlebens. Aus dem Englischen. Vom Verfasser besorgte deutsche Ausgabe. Durchgesehen und bevorwortet von B. v. Cotta. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 Thlr.

Dr. Anton Ruland. Ein kurzes Lebensbild. Würzburg, Standinger. Gr. 8. 2 Ngr.

Schmidt, A., Dante Alighieri. Tragödie nebst Vorspiel. Wismar, Hinstorff. 8. 20 Ngr.

Schwartz, M. Sophie, Anna's Geheimniß. Roman aus dem Schwedischen von E. J. Jonas. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr.

Wiener Theater-Repertoir. 283ste und 284ste Lief.: Ein Nihilist. Lustspiel von C. Gründorf. Eine Stunde Kaiserin von Oesterreich. Historisches Lustspiel von A. Oppenheim. Wien, Wallishausser. Gr. 8. à 10 Ngr.

Kirchliche Zeitfragen. Von einem Mitgliede der berner Bezirkssynode. Bern, Huber u. Comp. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 19. —— 7. Mai 1874.

Zur Ethik.

1. Natur-Ethik. Von Hermann J. A. Körner. Zwei Bände. Hamburg, O. Meißner. 1873. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Der freie Wille. Kritische Untersuchung von J. H. Scholten. Deutsche Ausgabe. Nach einer vom Verfasser revidirten und verbesserten Redaction aus dem Holländischen übersetzt von Karl Manchot. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Auf dem alten, theologisch-dualistischen Standpunkte, der einen Gegensatz zwischen Geist und Natur machte und den Menschen als ein geistig-sittliches Wesen der Natur gegenüberstellte, wurde consequenterweise das Sittliche in Gegensatz zu dem Natürlichen gestellt. Die moderne, naturwissenschaftlich-monistische Weltanschauung hat uns dagegen den ganzen Menschen als ein Naturwesen, ein Naturproduct kennen gelehrt und hat folgeweise den Dualismus zwischen dem Sittlichen und Natürlichen aufgehoben, hat uns das sittliche Leben des Menschen als eine Entwickelungsstufe des Naturlebens auffassen gelehrt.

Durch den Einfluß der Naturwissenschaft, welche die den geistigen und sittlichen Trieben und Thätigkeiten des Menschen analogen Triebe und Thätigkeiten schon in der Thierwelt nachwies, ist es gekommen, daß nicht blos die Psychologie, sondern auch die Ethik eine Naturwissenschaft geworden ist, ein Zweig der naturwissenschaftlichen Anthropologie.

Von den beiden obengenannten Schriften steht die erste, wie schon ihr Titel: „Natur-Ethik", andeutet, entschieden auf diesem modernen Standpunkte. Die zweite trägt einen innerlich gebrochenen Charakter, indem sie mit der naturwissenschaftlichen die theologische Weltanschauung zuvermitteln sucht.

Körner sagt in seinem aus Neuyork, Mai 1873 datirten Vorwort:

> Eine strenge Begründung der Sittlichkeit allein auf die in der Natur sich kundgebenden Bedingungen und Gesetze des Lebens und ihre ausschließliche Zielsetzung in das höchste Wohl der Lebenden hält der Verfasser für eine wissenschaftliche Fortbildung der Ethik. Dies allein würde die Einführung der vorliegenden Schrift in die Oeffentlichkeit schon rechtfertigen, wenn diese Fortbildung nicht zugleich als eine Consequenz der bisherigen Fortschritte in den Naturwissenschaften nothwendig und jeder Versuch dazu gerechtfertigt wäre.

Körner betrachtet die Sittlichkeit in ihrer Entwickelung ebenso als eine historische Naturerscheinung wie das ganze Leben der menschlichen Gattung, ja wie das gesammte Naturleben. Die wahre Sittenlehre muß daher nach ihm ein integrirender Theil der Naturlehre sein, wie die Sittlichkeit selbst ein Theil der großen Naturordnung ist, einer Ordnung, welche nicht allein die Welt möglich macht, sondern sie und alles in ihr in Ordnung erhält:

> Dabei steht irgendein Sittengesetz um so weniger in irgendeiner Beziehung zu einem vorgeschützten Andern, das darüber hinausliegen soll — Jenseits, Himmel, Paradies u. dgl. —, als schon die bloße Aufnahme solcher Phantasien ins Gemüth als ein Wirkliches die sittliche Ordnung des Gemüths und durch dies die sittliche Weltordnung stört. Wo man solch eine falsche Beziehung angenommen, hat man die primitive „Sympathie der Natur" verleugnen, der Natur Niedrigkeit, Schlechtigkeit andichten müssen, sich selbst aber naturwidrige Sitten und gekünstelte Gefühle angeeignet und damit jede Fortentwickelung zum Stillstand gebracht. Für die natürliche Entwickelung eines allgemeinen irdischen Wohlseins und einer höhern Intelligenz hat man die deprimirende Aufrechthaltung von Vorurtheilen, Aberglauben, werthlosen Traditionen aufzugeben.

Das wahrhaft Sittliche besteht nach dem Verfasser in dem Naturgemäßen. Der mehr entwickelte Mensch empfinde und erkenne sich als einen integrirenden Theil der Natur, ja er wisse sich als ein Product derselben. Damit erkenne er auch seine Zusammengehörigkeit mit der Natur und allem Dasein in ihr. Unsere Neigung zu besondern Naturobjecten sei nur eine besondere Bestimmung unserer Neigung zur Natur, zum Universum. Alle unsere physischen Triebe und ihre natürliche Befriedigung mittels einzelner Naturobjecte, weisen uns immer wieder zu deren Quelle, deren Schos, die Natur, hin und fesseln uns immer wieder von neuem an sie. In

dieser engen Beziehung liege es auch, wenn wir zuletzt erkennen, wie wir gerade im eigenen Interesse wirken, wenn wir im Interesse anderer Naturdinge handeln. Immer, so lange wir der Menschheit Leben kennen, habe die Befolgung irgendeiner naturwidrigen Satzung, als einer Urpflicht, entsittlichend und Positives zerstörend gewirkt; nur das Aufgeben eines solchen falschen Gehorsams, nur die Rückkehr zum Naturgemäßen habe das gestörte Gute wieder hergestellt.

Von diesem Standpunkte aus ist der Verfasser natürlich ein Gegner der theologisirenden, das Sittengesetz als Gottesgebot auffassenden Ethik, obwol er das relativ Nützliche dieser dogmatischen Ethik in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit nicht verkennt, da doch einzelne Religionsstifter, Propheten u. s. w. auf diesem Wege Recht und Sitte, wenngleich in getrübter Form, gegründet und erhalten haben. Er sagt in dieser Beziehung:

Lange Zeitperioden der so (auf religiösem Wege) zurückgehaltenen Entwickelung der Menschheit hindurch war ein Fehlen gegen die theologisch-verhüllten Rechtsanfänge weniger ein Fehlen gegen die „Menschheit", als vielmehr einzig ein „Sündigen wider die Gottheit", die als waltend aufgestellt war. Es war nur ein religiöser oder erkünstelter Gewissenszwang des auf niedriger Stufe vorhandenen sittlichen Gesammtlebens, während das unmittelbare „individuelle Gewissen" eingelullt war und unberührt blieb. Weil nichtsdestoweniger „Sitte wie Recht" vernünftig und zugleich natürliche Ausflüsse des in allen Einzelindividuen wirkenden „Gattungslebens" sind, muß zugestanden werden, daß manche jener theologischen Gesetzgeber, zuweilen sich selbst unbewußt, die zwar verkrüppelten, aber doch äußerlich unmittelbaren Organe des so waltenden sittlichen Princips der „Gattung" gewesen sind. Darum bleibt es aber für immer zu bedauern, daß der natürliche Ausfluß der Sittlichkeitsbestrebungen durch Beimischung von jenen phantastisch-religiösen Hirngespinsten der Volksphantasie und der machthabenden gesetzgebenden Einzelindividuen — Propheten, Gottgesandten u. dgl. — so ungeheuer getrübt und verhüllt, und nicht rein zu naturgemäßer Entwickelung gebracht wurde.

Vom Standpunkte der „Natur-Ethik" des Verfassers, die das Sittliche in das Naturgemäße setzt, erweitert sich der Begriff der Sittlichkeit so, daß er sich über die ganze Natur ausdehnt. Das sittliche Leben fängt nicht erst in der menschlichen Gattung an, sondern ist auch schon in der übrigen Natur anzutreffen; denn überall, wo Ordnung, Maß, Consequenz, Gesetzmäßigkeit, Sympathie der Wesen zueinander und Vervollkommnungsstreben waltet, da ist schon Sittlichkeit anzutreffen. Es gibt also nicht blos eine bewußte, sondern auch eine unbewußte Sittlichkeit:

Die Natur hat im Weltleben ihres Seins einen einfachen großen Gang; sie bleibt bei allem Wechsel des Werdens, der Vor- und Rückbildungen ihres Einzelnen sich selbst stets treu, consequent wirkend, nach innern Kräften und Trieben gestaltend, dem Maße folgend, das den Bestand möglich macht. Schon diese Totalerscheinung beweist, daß alles Daseiende in Beziehungen zueinander steht, unter denen eine gewisse Ordnung zwischen dem Einzeldasein das Festeste ist. Alles wird in diese Ordnung hineingezogen; sonst würde es untergehen. Denn nur wo Ordnung ist, ist erträgliche Existenz; diese ist sogleich bedroht, wenn die Ordnung gestört ist; ist vernichtet, sobald die Ordnung zerstört ist. Wie dies in der äußern Natur, so ist's auch im sittlichen Leben. Wie das Naturganze, so trägt jedes Gesammt- und Einzelleben in sich selbst das Maß des Naturgemäßen, trägt darum auch das Rechte in sich, wenn auch nicht immer geweckt als eigene Macht des Maßhaltens. In der Natur existirt auch in dieser Beziehung eine Vielheit der Verschiedenheiten des Sittlichen im Daseienden.

Die stufenweise Steigerung in der Natur beweist nach dem Verfasser, daß in ihr ein Vervollkommnungsprincip sich realisirt, das sich schon in allen Phasen der Erdbildungsperioden durchgeführt hat. Die sittliche Weltordnung bringt es mit sich, daß das Niedere dem Höhern dienen muß. Im organischen Reiche ist unter allen Trieben der Selbsterhaltungstrieb der unmittelbarste. Sie alle aber haben nur ein relatives Maß, das nur in einer das Dasein fördernden Befriedigung gefunden werden kann. Der Selbsterhaltungstrieb erstreckt sich in seinem Begehrungsvermögen auf die geforderten Lebensgüter, deren vernunftgemäßes oder wohlwirkendes Maß auch das rechte Maß dieses Triebes ist. Der unnöthigen Beschränkung sowie der schrankenlosen Ausartung dieses Triebes entgegen drängt hier die Naturordnung selbst zur Einhaltung des rechten oder „sittlichen Maßes".

Wie mit dem Selbsterhaltungstrieb, ebenso verhält es sich auch mit dem Glückseligkeitstrieb. Auch hier drängt die Natur zum rechten oder sittlichen Maß. Es existirt überhaupt nach dem Verfasser eine weite Sphäre, in welcher die Natur selbst erst durch unmittelbare Folgen gerade solche Irrthümer ankündigt, ja corrigirt, die dem Wohl nachtheilig sind und darum sittliche Irrthümer genannt werden dürfen. Wo der „natürlichen Correctur" entgegengewirkt wird, tritt entweder unmittelbar Zerstörung auf, oder die Natur läßt den aus der wiederholten maßlosen Befriedigung zur momentanen Nothwendigkeit gewordenen unbezähmbaren Uebertrieb zur gefährlichen, zerstörenden, das Wohl vernichtenden Begierde werden; während die in rechtem Maße befolgte Befriedigung den Trieb zu derselben selbst zum angenehmen, freundlichen, wohlthuenden und beglückenden macht. Ueberhaupt aber tritt in allen solchen Lebensverhältnissen mit verstandener Erfahrung und Erkenntniß, beim Thier wie beim Menschen, ein vernünftiger Wille ein, der ein Maß setzt und festhält, welches dem Dasein und seiner Entwickelung am zuträglichsten ist, sogar die etwa gestörte Ordnung wiederherstellt.

Der Verfasser weist die sittlichen Regungen in der Thierwelt nach, in welcher der Erhaltungstrieb bei vielen Thiergattungen schon einen bedeutenden Gemeinsinn weckt, der die Einzelindividuen gleicher Gattung auf gemeinschaftliche Wohn-, Weide- und Jagdgebiete in organisirte Gruppen zusammenbringt und zusammenhält. Es bildet sich schon eine Art von „wirthschaftlichem Gesellschafts- oder Associationswesen", worin Gruppen einzelner besondere Arbeiten unternehmen, von oben geleitet und von Gehülfen unterstützt. Das Ganze solchen Gemeinschaftswesens ordnet sich nicht selten — wie das bei Bienen, Wespen, Ameisen der Fall ist — in eine Art Staatsform. Solche Thiergemeinden machen Anstalten zur Vertheidigung nicht blos des Lebens der Gemeindeglieder, sondern auch ihres Besitzes, ihres Eigenthums, und unterhalten bei gemeinsamem Angriff eine Art Kriegsordnung. Sie behaupten also in solcher kriegerischen Vertheidigung ein „rechtliches Besitzthum", führen ihre Vertheidigung aus Rechtsgefühl. Dieses existirt bei den bekannten Thierstaaten in solcher lebensvollen Entwickelung, daß ihnen

nicht ohne Grund ein volles „Rechtsleben“ — Regierung, Ordnungspflege, Rechtsverfahren, Arbeitsvertheilung, Krankheitspflege, Kriegsbereitschaft — zugeschrieben wird. In diesen wie in allen sonstigen Sittlichkeitsanfängen ist den Thieren die Natur einzige Offenbarungsquelle.

In der menschlichen Gattung steigert sich das unbewußte sittliche Streben der Natur, entsprechend der gesteigerten Organisationsstufe des Menschen. In der menschlichen Anlage zur höchsten Vollkommenheit des sittlichen Lebens besteht die menschliche Würde, die also eine natürliche ist. Unter den beiden dem Thiere und dem Menschen gemeinsamen Trieben, dem Lebens- und dem Erkenntnißtrieb, ragt beim Menschen der Erkenntnißtrieb am mächtigsten und freiesten hervor, sodaß er bei einzelnen sogar den Lebenstrieb weit überragt:

Ein aus Specialisirungen des Lebens- und Erkenntnißtriebes sich bildender, auf das Positive des Naturlebens und dessen Wohlverlauf gerichteter lebendiger Impuls ist der Sittlichkeitstrieb. Er ist eine angeborene impulsive Anlage, ein lebendiger, potentiell gesetzter Keim zur Fähigkeit theils in dem eigenen Vervollkommnen, theils im Wohlwollen und im Wohlthun. Dieser Sittlichkeitstrieb zeigt sich im allgemeinen ebenso latent wie der Erkenntnißtrieb, wirkt ohne diesen nur als instinctiver Gefühlstrieb und dann meist nur einseitig, gelangt aber mit dem Erwachen, mit der Entwickelung und dem Freiwerden des Erkenntnißtriebes zu einer immer ausgedehntern und intensivern Wirksamkeit, sodaß mit Entwickelung der Erkenntniß zugleich das bewußte Sittlichkeitsgefühl sich entwickelt und mit dem Wachsen derselben immer klarer ins Bewußtsein kommt. Sonach ist auch der sittliche Wille, als thatfertiges Vermögen zur Sittlichkeit, dem Menschen als Anlage eingeboren und bringt sich, durch Triebe angeregt, aus dem substantiellen Naturgrunde seiner Möglichkeit als Naturerscheinung hervor, und zwar stufenweise mit immer größerer Freiheit. Das Ideal einer Entwickelungsweise des „Sittlichkeits- wie des Erkenntnißtriebes“ setzt eine normale Entwickelung aus einem normalen primitiven Naturstande voraus. Letzterer wie erstere sind aber stets in der Wirklichkeit von Naturzufälligkeiten mannichfach durchkreuzt und dadurch modificirt.

Auf dieser Grundlage geht der Verfasser an der Hand der Erfahrung die sittliche Entwickelung des Einzelnen, der Völker und der Menschheit durch und weist schließlich darauf hin, daß, so wie die Sittlichkeit an sich in der Natur wurzelt und aus einem Naturtriebe sich mit Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit entwickelt, so auch ein durch Vernunftthätigkeit richtig abgeleitetes höchstes Princip der Sittlichkeit selbst ein Naturprincip sein müsse, das weder zu seinem Auffinden noch zu seiner Wirksamkeit eines Phantasiezaubers oder einer transscendenten Offenbarung bedürfe. Unsere Zeit habe ein solches, aus der menschlichen Natur und ihrem Zusammenhange mit der ganzen übrigen Natur abgeleitetes „höchstes sittliches Princip“ sehr nöthig; denn

religiöse Träger sittlicher Principien schwinden immer mehr und mit ihnen ihre sogenannten Sittenlehren. Die praktische sittliche Veredlung hat jedoch in dem letzten Halbjahrhundert mit dem allgemein geistigen Fortschritt oder mit dem der Wissenschaften nicht gleichen Schritt gehalten; es existirt nun ein Misverhältniß zwischen sittlicher und rein geistiger Ausbildung, zum Schaden der „sittlichen Weltordnung“. Nur die Aufnahme der Natur-Ethik ins Volksbewußtsein kann zur Herstellung eines normalen Verhältnisses führen.

Ehe der Verfasser selbst das „Grundprincip der Sittlichkeit“, wie es aus der menschlichen Natur hervorgeht, aufstellt, geht er vorher noch die „bekannten, auf bewußte Sittlichkeit zielenden Principien“ der andern ethischen Systeme durch. Er theilt dieselben in drei Gruppen ein. Bei der einen liegt das Ziel der Sittlichkeit oder der Schwerpunkt des Sittlichen innerhalb der Natursphäre, sodaß das sittliche Streben nicht über das irdische Leben und dessen Beziehungen zu Vergangenheit und Zukunft des Erdenlebens hinausreicht; es ist die „Ethik für die Wirklichkeit oder die Sittenlehre fürs Dasein und wirkliche Leben“.

In einer andern Gruppe wird das Ziel der Sittlichkeit in eine ideelle Sphäre verlegt, in eine solche, die jenseit der Natur und des irdischen Lebens, in einem einstigen Leben in einer jenseitigen Welt, in einem Ueberirdischen und Uebernatürlichen liegen soll; es ist „die transscendente Ethik oder die religiöse Sittenlehre“.

Die noch übrigen Sittenlehren, zum Theil in ihrem Wesen der religiösen ähnlich, gründen sich „theils auf einen mystischen Nihilismus, dessen einziges Ziel das Aufgehen des Daseienden in einem Nichts ist, theils auf die nüchterne Negation wesentlicher Lebenselemente“.

Jede der drei Arten läßt nach dem Verfasser noch eine Untereintheilung nach dem Unterschiede des objectiven und des subjectiven Zieles zu. Das sittliche Ziel kann nämlich entweder in ein dem Menschen äußeres, objectives Gut oder in eine Anzahl solcher Güter; oder es kann in den Menschen selbst, und zwar entweder in seinen gegenwärtigen irdischen oder in einen künftigen überirdischen Zustand verlegt werden, und dabei wieder entweder in den Einzelnen oder in die Gesammtheit. Jenes sind die einseitig objectiven, dieses die einseitig subjectiven Sittenlehren. Die aus beiden gemischten sind die subjectiv-objectiven, die ihr Ziel gleichzeitig auf des Menschen Zustand im einzelnen und in der Gesammtheit und die diesem entsprechenden objectiven Güter richten.

Der Verfasser verwirft natürlich vom Standpunkte seiner „Natur-Ethik“ aus die transscendenten und die nihilistischen sowie auch die einseitig objectiven und die einseitig subjectiven Sittenlehren und schließt sich den, das volle concrete Leben umfassenden „Sittenlehren fürs Wirkliche“ an. Er sagt:

Sobald das sittliche Ziel nicht allein in den Zustand des Einzelsubjects und auch nicht allein in den Zustand der Gemeinschaft, sondern in die Zustände beider gelegt ist, braucht es nur noch gleichzeitig in ein diesen Zuständen entsprechendes Gut der Wirklichkeit gelegt zu sein, um das betreffende volle concrete Leben zu umfassen.

Der transscendenten Ethik gegenüber kann man die des Verfassers immanent, der idealistischen gegenüber realistisch, der abstracten gegenüber concret, der pessimistisch verneinenden gegenüber optimistisch bejahend nennen. Daß der Zug unserer Zeit zu dieser Art von Ethik hinzieht, ist nicht zu verkennen. Der Verfasser steht mit derselben nicht vereinzelt da, sondern kann viele verwandte Geister aus der Gegenwart für sich anführen und führt auch zum Theil solche an. Die Schrift des Unterzeichneten: „Das sittliche Leben“, steht im wesentlichen schon auf demselben Boden wie des Verfassers „Natur-Ethik“ und wird von ihm auch unter dem das volle concrete Leben umfassenden „Sittenlehren fürs Wirkliche“ citirt.

Zur Formulirung des Grundprincips der Sittlichkeit

nach Inhalt und Umfang vom Standpunkte seiner concreten Ethik aus sagt der Verfasser:

Wenn sich mit dem vollkommenen lebendigen Dasein oder dem höchsten Wohlsein des Menschen, in der Gegenwart, sein Wille in höchster Energie zur Vervollkommnung seines Selbst und, wohlwollend, zur Erhöhung des Wohls und der Reinheit alles andern Daseins und damit auch die Fähigkeit der dazu erforderlichen Thätigkeit vereinigt, so hat der Mensch diejenige thatfertige Stimmung erreicht, die er als impulsives höchstes sittliches Princip, als Grundprincip der Sittlichkeit betrachten darf. Denn in der vereinigten Lebendigkeit beider — im gegenwärtigen Erzeugen und Genießen jenes Wohlseins und in jener wohlwollenden Thätigkeit für die Vervollkommnung alles Daseins — erzielt und erreicht er, wenn auch in einer nähern oder fernern Zukunft, nicht allein sein eigenes höchstes Gut, sondern erstrebt auch ein Gleiches für das übrige Dasein der Welt. In kürzestem Ausdruck würde also das Grundprincip fordern: das Erstreben des höchsten Wohlseins für die Gegenwart und der möglichst höchsten Vervollkommnung für jede nächste Zukunft.

Wohlsein und Vervollkommnung sind freilich sehr weite, abstracte Begriffe, unter die sich sehr Verschiedenes subsumiren läßt. Jedes ethische System erstrebt im Grunde genommen Wohlsein und Vervollkommnung. Auch die transscendenten, über das irdische Leben hinausgehenden Systeme erstreben es. Aber wir haben schon gesehen, daß dasjenige Wohlsein und diejenige Vervollkommnung, die des Verfassers Ethik als höchstes sittliches Ziel aufstellt, sich von dem der andern einseitigen oder die menschliche Natur überfliegenden Systeme dadurch unterscheidet, daß es allseitiges und innerhalb der menschlichen Natur gelegenes Wohlsein und Vervollkommnung ist. Dafür legt die ganze reichhaltige, die verschiedenen Seiten des menschlichen Lebens umfassende Aus- und Durchführung in den beiden Theilen Zeugniß ab. Das Wohlsein, welches die Ethik des Verfassers im Auge hat, umfaßt Arbeit und Genuß, umfaßt das individuelle, das Familien-, Gemeinde- und Staatswohl, umfaßt Theorie und Praxis, umfaßt des Menschen Beziehungen nicht blos zu andern Menschen, sondern auch zur Natur, wie schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß zeigt.

Man kann nun freilich des Verfassers Ethik eudämonistisch nennen. Aber wir haben schon früher in d. Bl. darauf hingewiesen, daß es unverständig ist, Eudämonismus ohne weiteres einem ethischen Systeme zum Vorwurf zu machen, da doch im Grunde genommen jedes ethische System eudämonistisch ist, jedes auf Wohlsein abzielt. Nicht das Erstreben des Wohlseins als solches, sondern das Erstreben des Wohlseins à tout prix, auf Kosten der vernünftigen Natur und Würde des Menschen, das Erstreben des gegenwärtigen Wohls auf Kosten des zukünftigen, des sinnlichen auf Kosten des geistigen, des individuellen auf Kosten des allgemeinen — das ist verwerflicher Eudämonismus. Also kommt bei der Beurtheilung eudämonistischer Systeme alles auf die Art des Eudämonismus an, die sie vertreten, und die Art, die des Verfassers „Natur-Ethik" vertritt, können wir nur billigen. Ueber einzelnes in der Aus- und Durchführung seines „Grundprincips" läßt sich mit ihm rechten. Doch auf einzelnes können wir hier nicht eingehen.

Bemerken wollen wir nur noch, daß der Realismus der Ethik des Verfassers keineswegs einen gewissen Idealismus ausschließt, keineswegs das jedesmal Gegebene, Bestehende rechtfertigt. Der Verfasser unterscheidet sehr wohl die gemeine, schlechte, oft naturwidrige Wirklichkeit von der wahren, sittlichen, d. i. naturgemäßen; und als auf Vervollkommnung gerichtet, welche doch ein Ideal voraussetzt, ist sein System kein platter Realismus, sondern trägt den Idealismus in sich. Es ist realistisch nur in dem Sinne, daß es die zu verwirklichenden Ideale aus der realen Natur der Dinge schöpft.

In Scholten's Buch „Der freie Wille" (Nr. 2) handelt es sich, wie der deutsche Herausgeber, Manchot, in seinem Vorwort bemerkt, nicht um eine eng begrenzte Einzelfrage, sondern um die wissenschaftliche Darlegung einer monistischen, religiösen Weltanschauung, welche in Holland eine starke Bewegung der Geister hervorgerufen hat. Scholten selbst eröffnet uns in seinem Vorwort, daß er in Betreff des freien Willens früher, ehe er noch über diese Frage ausdrücklich nachgedacht, sich, wie so viele, an die gewöhnlich darüber umlaufenden Begriffe gehalten und bei dem Widerspruch zwischen der gewöhnlichen Vorstellung vom freien Willen und der Vorsehung Gottes sich begnügt habe, beide Begriffe unvermittelt nebeneinanderzustellen. Später, im Jahre 1844, an die Hochschule zu Leyden berufen, um unter anderm dort die sogenannte theologia naturalis zu lehren, erhielt er damit Veranlassung, neben vielen andern Fragen auch die Beziehung zwischen Gott und dem Menschen als einem selbstthätigen und sittlichen Wesen ausdrücklich zu untersuchen und dem erwähnten Widerspruch mehr besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In der vorliegenden Schrift nun finden wir Scholten's Lösung des erwähnten Widerspruchs. Ob es eine wirkliche Lösung ist, das wollen wir sehen. Von vornherein überzeugt, daß die theistische Anschauung von der Welt und dem Menschen mit der Freiheit und Verantwortlichkeit des Menschen unvereinbar sei, weil Freiheit und Verantwortlichkeit Aseität (Ursprünglichkeit der Essenz und Existenz nach) voraussetzt, der theistischen Weltanschauung zufolge hingegen der Mensch sowol seiner Essenz als Existenz nach von Gott geschaffen, also durch und durch abhängig ist —, nahmen wir Scholten's Buch mit starken Zweifeln in die Hand. Ein Theolog, sagten wir uns, kann nun und nimmer aus dem Widerspruch zwischen Creatürlichkeit und Freiheit des Menschen herauskommen. Hält er jene streng fest, so muß er diese aufgeben; behauptet er hingegen diese, so muß er jene fahren lassen. Als Theolog darf er aber weder das eine noch das andere der beiden widersprechenden Stücke aufgeben, folglich kann er, er mag sich drehen und wenden wie er will, aus diesem Widerspruch nicht herauskommen. Die theologische Weltanschauung ist und bleibt eine dualistische, so sehr sich auch die modernen, sich wissenschaftlich geberdenden Fortschrittstheologen bemühen, eine monistische aus ihr zu machen.

Diese Bedenken, mit denen wir Scholten's Buch in die Hand nahmen, fanden wir durch dasselbe nur allzu sehr gerechtfertigt. Als Determinist bekämpft Scholten die indeterministische Ansicht vom freien Willen. Er erklärt dem Indeterminismus gegenüber das Wollen und Handeln des Menschen für determinirt und will dabei doch nicht die Zurechnung aufgeben. In dem Para-

graphen über „Zurechnung und Zurechenbarkeit“ nämlich sagt Scholten:

Wenn die Sünde keine zufällige Erscheinung, wenn sie nicht aus dem freien Willen in dem Sinne abzuleiten ist, daß der Mensch gänzlich indeterminirt, sogar unabhängig von seinem innern Zustand, nur zu wollen braucht, um von allen Sünden frei zu sein; wenn daher die Sünde, wo sie vorhanden ist, ihren Grund oder raison d'être hat in der Weise, in welcher der einzelne Mensch und das menschliche Geschlecht sich erst nach und nach aus dem Naturzustand oder der Herrschaft der sinnlichen Neigung durch die gesetzliche Periode hin zur Freiheit des Geistes entwickeln, was wird dann, fragt der Indeterminist, aus dem Begriff der Zurechnung oder Imputation? Unterstellt nicht die Wahrheit dieses Begriffs bei jeder Handlung die Wirksamkeit eines freien Willens? Ich fange mit der Bemerkung an, daß auch auf deterministischem Standpunkt die Sünde eine That des Willens ist. Der Richter imputirt eine That, wenn es erhellt, daß der Beklagte mit Willen so gehandelt hat. Erhellt es, daß dieser nicht mit Willen, sondern z. B. in einem Anfall von Irrsinn so gehandelt, so findet keine Imputation statt. Da nun das mit Willen Handeln durch den Determinismus nicht ausgeschlossen ist, so gibt es auch auf diesem Standpunkt ganz gewiß eine Zurechnung.

Aber damit ist ja die Grundfrage nicht gelöst, ob das mit Willen Handeln auch alsdann noch die Zurechnung begründet, wenn der Wille des Handelnden seiner Essenz und Existenz nach von einem allmächtigen Schöpfer geschaffen ist. Das mit Willen Handeln kann ja die Zurechnung nur alsdann begründen, wenn der Wille ein selbständiger, aber nicht wenn er ganz und gar ein von einem Andern, einem Gott, gesetzter ist. In letzterm Falle mag zwar zunächst dem Willen des Menschen, als der nächsten Ursache, das Sündigen zuzurechnen sein, aber da der sündhafte Wille ein von Gott gesetzter ist, so muß die Zurechnung auf diese causa causae zurückgehen und die Sünde muß schließlich Gott zugerechnet werden. So erfordert es die logische Consequenz.

Wir waren daher bei der Lektüre des Scholten'schen Buchs gespannt, wie sich der Verfasser aus dieser Klemme befreien wird. Wir erfahren es in der siebenten Abtheilung: „Der freie Wille und das Dasein Gottes.“ Scholten lehnt für seine Weltanschauung das Prädicat „pantheistisch“ ab, weil sie „die Persönlichkeit Gottes als das absolute Selbstbewußtsein = Ich ernstlich handhabt“, nimmt aber dennoch das Prädicat „monistisch und antidualistisch“ für dieselbe in Anspruch.

Also monistischer Theismus! — diese contradictio in adjecto soll alle Widersprüche lösen, soll die so lange vergeblich gesuchte Versöhnung zwischen Glauben und Wissen endlich realisiren. Denen gegenüber, welche die Unverträglichkeit von Glauben und Wissen behaupten, sagt Scholten ausdrücklich:

Ich für mein Theil kann nicht annehmen, daß es zwischen Verstand und Herz, Wissen und Glauben einen solchen Zwiespalt gebe. Ein unversöhnlicher Streit zwischen Glaube und Wissen, ein Vater, der in der Ueberzeugung, daß sein Kind an einer bestimmten Krankheit sterben oder nicht sterben müsse, als Mann der Wissenschaft nicht um seine Wiederherstellung beten kann, aber doch auf Grund seines religiösen Gefühls in Demuth seine Knie beugt vor dem Allmächtigen, ist mir undenkbar; und die Forderung, falls der Geist zu schwach sei, diesen Dualismus zu ertragen, die Untersuchung der Wissenschaft im Namen des Friedens seiner Seele auf sich beruhen zu lassen, kommt mir hart und unvernünftig vor; und wenn sie berechtigt wäre, dann scheint mir, müßte sie es zuletzt dahin bringen, daß die Gesellschaft sich in zwei Arten von Menschen theilte, von welchen die eine im Namen der Religion der Wissenschaft Schweigen auflegte, die andere die Postulate des religiösen Bewußtseins für Wahnsinn erklärte. Nein, ein solcher Zwiespalt kann nicht als Wahrheit gelten. Der Mensch ist ein organisches Wesen, eine Einheit, und nicht aus zwei einander ausschließenden Vermögen, der Vernunft und dem religiösen Bewußtsein, zusammengesetzt, davon das erste Gott leugnet, das andere aber für das Dasein Gottes fortdauernd spricht. Wenn dieser Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Religion thatsächlich besteht, so ist unsere Ueberzeugung, daß entweder diese Wissenschaft nicht die wahre ist, oder daß der vorgeblich von dem religiösen Bewußtsein postulirte Gottesbegriff falsch ist.

Sehen wir uns nun die Scholten'sche Lösung des Zwiespalts näher an. Der Dualismus von Geist und Stoff wird von ihm verworfen. Der Spiritualismus, der alles in Geist, und der Materialismus, der alles in Stoff auflöst, sind nach ihm beide gleich verwerfliche Einseitigkeiten. Die Wissenschaft kenne keinen Dualismus von Geist und Stoff, sondern ein Universum, in welchem ewige Kraft, Leben, Geist wirksam sind als die Offenbarung des Alllebens oder Gottes, ein Universum, in welchem was Stoff genannt wird die sicht- und fühlbare und deshalb empirisch wahrnehmbare Offenbarung des Lebens oder des absoluten Geistes ist. Die empirisch speculative Wissenschaft unterscheide das unveränderliche ewige Wesen, das höchste Wesen, den unendlichen Geist, von den stets wechselnden Formen und Erscheinungen, in welchen er sich offenbart, aber sie verwirft den Dualismus oder Zwiespalt und Widerstreit, in welchem Geist und Stoff, Gott und Welt als grundverschiedene, einander ausschließende Substanzen betrachtet werden.

Weiter! Nicht blos der kosmologische Dualismus von Geist und Stoff, sondern auch der anthropologische von Leib und Seele nebst der aus demselben folgenden Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode ist nach Scholten aufzugeben. Wenn man meine, daß der Glaube an die individuelle Fortdauer des Menschen nach dem Tode den Dualismus von Leib und Seele nöthig habe, so bedenke man nicht, daß es mit dem Glauben an die individuelle Unsterblichkeit schlecht aussehen würde, wenn er wirklich auf einem Grunde beruhte, nach welchem, aller Beobachtung zuwider, die Seele im Leibe wie eine Gefangene im Kerker angesehen wird. Diese Vorstellung sei nicht nur unvernünftig, sondern überdies, da sie eine Verachtung des Körpers und einen daraus entspringenden einseitigen Ascetismus oder eine Kreuzigung des Leibes zur Folge habe, für die Sittlichkeit gefährlich:

Man spreche also nicht von einer Unsterblichkeit der Seele, d. i. einer Abstraction, sondern von der Unsterblichkeit des Menschen. Das Wesen des Menschen ist von der Form, in welcher es sich auf Erden zeitlich offenbart, nicht abhängig. Die Form kann sich ändern, wie bei der Veränderung der Raupe in den Schmetterling, oder bei der Entwickelung der Pflanze und Blume aus dem Samenkorn, aber das Wesen bleibt. Gleichwie die Raupe nicht aus zwei Theilen besteht, aus der Raupenform, welche abgelegt wird, und aus dem Schmetterling, der sich daraus entwickelt, sondern dasselbe Eine Wesen, welches zuerst in der Form einer Raupe lebt, lebt weiterhin in der Form des Schmetterlings, so denke man das Sterben des Menschen, als das Ablegen einer Form, wodurch das Wesen des Menschen sich zu einer höhern Lebens-

erscheinung entwickelt, und der Leib aus Fleisch und Blut (σῶμα ψυχικόν) durch eine edlere Form (σῶμα πνευματικόν) ersetzt wird, aber nicht als eine mechanische Scheidung zweier Dinge, welche früher mechanisch miteinander vereinigt waren.

Verwerflich wie dieser Dualismus ist nach Scholten auch der, durch welchen bei Betrachtung des Menschen in der frühern Weltanschauung das Göttliche dem Menschlichen entgegengestellt wurde. Nach dieser Denkart ist das Menschliche nicht göttlich, das Göttliche nicht menschlich. Die Selbstverleugnung tritt demgemäß als mönchische Negation der menschlichen Natur auf. Selbst Vernunft und Gewissen verlieren hier als menschliche Eigenschaften ihren Werth und ihre Geltung. Die göttliche Wahrheit gilt für ein Mysterium und steht im Widerspruch mit dem menschlichen Denken. Die menschliche Logik ist Thorheit vor Gott. Das Absurde wird zum Merkmal des Credo. Zur Verherrlichung Gottes wird dergestalt der Mensch, von seinem Haupthaar an bis zu seinem Gewissen hin, beraubt und ganz entmenscht, perinde ac cadaver.

Noch Luther laborirte, wie Scholten zeigt, an diesem Dualismus zwischen Göttlichem und Menschlichem. Doch dürfe man Rom und Luther darob nicht verdammen:

So lange der Dualismus herrscht, ist es inconsequent, anders zu reden. Der Protestant, welcher wider die Vernunft von drei Personen in einem Wesen redet, hat kein Recht, dem Katholiken seine Transsubstantiationslehre als unvernünftig vorzuwerfen. Der Rationalist, welcher mit den kirchlichen Geheimnissen seinen Spott treibt, aber uns gebietet, den Widerspruch zwischen Gottes Unendlichkeit und dem freien Willen als ein Geheimniß zu glauben, obgleich die Vernunft einen solchen Widerspruch verwirft, der Gefühlslehrer, welcher den Verstand heidnisch nennt und den Glauben durch den Richterstuhl der Wissenschaft für Thorheit erklären läßt, sie alle handeln nicht besser als Luther und drehen ebenfalls der Vernunft auf dem Gebiete des Glaubens den Hals um. Was hilft es da, die Zahl der ungereimten Meinungen zu verringern? So lange man den Dualismus oder den Widerspruch zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, zwischen Natur und Offenbarung nicht beseitigt und in der Wurzel zerstört, bleibt des am meisten abweichenden Rationalisten Rückkehr nach Rom möglich und selbst consequent. Nur durch aufrichtiges Bekennen des Monismus und durch die Erkenntniß der Homogenität Gottes und der Natur, Gottes und des Menschen, wird man einsehen, daß für den Glauben keine Widersprüche bestehen, und daß, was Gott offenbart, durch die Vernunft begriffen werden kann. Das Christenthum lehrt diesen Zwiespalt zwischen dem Göttlichen und Menschlichen nicht.

Schließlich bekämpft Scholten auch den ethischen Dualismus, den Dualismus des guten und des bösen Princips, Gottes und des Teufels. Die Erfahrung kenne auf sittlichem Gebiet keinen andern Streit als den zwischen Geist und Fleisch, aber auch diesen nicht als Streit eines bösen und guten Princips, sondern als eine nothwendige Entwickelung des Geistes aus dem Naturleben. Die von der Erfahrung ausgehende Wissenschaft kenne keinen Ahriman, keinen Teufel neben Gott, kein sündiges Princip in dem Menschen, kein Reich der Finsterniß als eine Macht neben Gott. Sie kenne keine andere Macht, als die Macht Gottes, die Alleinherrschaft Gottes. Diese stehe aber dem Vaterbegriff nicht entgegen, sondern sie sei die Alleinherrschaft der allmächtigen, vollkommenen, weisen, heiligen Liebe Gottes, die Alleinherrschaft des Lichts, welches die Finsterniß aufhebt, des Lebens, das den Tod vernichtet, der Liebe; welche, wie das Evangelium lehrt, unter Beibehaltung der reichsten Verschiedenheit der Individualitäten alles in allen sein will und sich dadurch vom Gott des Pantheismus unterscheidet, der ein Moloch ist, welcher die eigenen Kinder verschlingt und, da er alles ist, das individuelle Leben aufhebt:

Der Gott, welchen die Wissenschaft kennen und anbeten lehrt, ist ein Gott, dessen Herrschaft die wahre Selbständigkeit und Freiheit der sittlichen Wesen verbürgt, welche bestimmt sind, in ihm lebend, Personen zu werden, wie er Person ist, als Genossen seines Lebens und Träger seines Geistes mit ihm zu herrschen und durch die Kraft seines göttlichen Lebens selbst sterbend die Gewalt des Todes zu überwinden. Um diesen Gott anzubeten, braucht der Christ das Recht der Wissenschaft nicht zu verleugnen, noch muß er, um vor Schiffbruch in seinem Glauben bewahrt zu bleiben, sich in die Arme eines sogenannten religiösen Gefühls oder Bewußtseins werfen.

Scholten schließt sein Buch damit, daß diese seine mit dem Christenthum übereinstimmende Lehre der wahre Theismus sei. Gleichweit von dem Gott und Welt, Gott und Menschen auseinanderreißenden Deismus und Pelagianismus, wie von dem Pantheismus, welcher einen persönlichen Gott leugnet und das individuelle Bestehen der Geschöpfe dem seiner selbst nicht bewußten All aufopfert, predige dieser Theismus

einen Gott, der mit persönlichem Allbewußtsein in der unendlichen Mannichfaltigkeit aller Geschöpfe lebt und wirkt und seine göttliche Kraft und Liebe besonders offenbart und verherrlicht in vernünftigen Wesen, welche ihres Daseins und ihrer Beziehung zu Gott sich bewußt und berufen sind, mit ihm wirkend in der Gemeinschaft des göttlichen Lebens selig zu sein.

Das alles mag sehr erbaulich klingen, aber wissenschaftlich geredet ist es nicht. Der pantheistische Grundgedanke des allwirkenden und allbeherrschenden Gottes als des All-Einen läßt sich mit dem theistischen des dem persönlichen Gott selbständig und frei gegenüberstehenden Menschen-Individuums nicht so harmlos zusammenreimen, wie Scholten uns glauben machen will. Das heißt den Widerspruch zwischen der Allmacht Gottes und der Freiheit des Menschen nicht lösen, daß man einfach decretirt, beide beständen nebeneinander. Dies ist ein Machtspruch, aber keine wissenschaftliche Lösung. Der „monistische Theismus" der Fortschrittstheologen unserer Zeit, die sich rühmen, die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen endlich gefunden zu haben, und zu denen Scholten gehört, ist ein Monstrum, das, wie jedes Monstrum, lebensunfähig ist. In diesem Monstrum kommt weder der Theismus noch der Monismus zu seinem Recht. Der persönliche Gott, zu dem man beten kann, wird an das pantheistische All-Eine verrathen, das unerbittlich die Individuen als Momente seiner Entwickelung verbraucht, und dieses wieder an den persönlichen Gott, den liebevollen Vater, der für die Einzelnen, seine Kinder, theilnehmend fürsorgt. Scholten gehört, wie Strauß sagen würde, zu den Halben, d. h. zu denen, die weder Männer des Glaubens noch Männer der Wissenschaft sind, sondern ein trübseliges Gemisch aus beiden. Diese Halben reden sich ein, zu dem allgegenwärtigen, allwirksamen All-Einen, das auch in ihnen lebt und wirkt, wie zu einer gegen-

überstehenden extramundanen Person beten zu können, und dies nennen sie Versöhnung des Glaubens mit der Wissenschaft. Es ist aber einfach Charakterlosigkeit. Charakter hat nur der naive, um die Wissenschaft und ihre Fortschritte sich nicht bekümmernde Glaube einerseits, und die strenge, um Dogmen sich nicht bekümmernde Wissenschaft andererseits.

Scholten's Buch, weit entfernt, die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen herbeigeführt zu haben, hat vielmehr von neuem gezeigt, wie unvereinbar beide sind, und dieses ist sein Verdienst, wenngleich das entgegengesetzte von dem, welches es sich beilegt.

Julius Frauenstädt.

Zur Literaturgeschichte.

(Beschluß aus Nr. 18.)

4. Kleine Schriften zur Literatur und Kunst. Von Adolf Stahr. Zweiter Band: Biographisches und Kritisches. Berlin, Guttentag. 1872. Gr. 8. 2 Thlr.
5. Philosophisch-kritische Streifzüge. Von Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm). Berlin, Mitscher u. Röstell. 1873. 8. 1 Thlr.

Den Quellenschriften mögen zunächst zwei Arbeiten mehr schöngeistigen Gepräges folgen. Adolf Stahr hat in seinen „Kleinen Schriften" (Nr. 4) eine Anzahl von Aufsätzen gesammelt herausgegeben, welche im Laufe der Jahre hier oder dort vereinzelt erschienen sind. Der vorliegende zweite Band bringt Biographisches und Kritisches. Diese Sammlung von Arbeiten, welche durch den Tod eines hervorragenden Zeitgenossen hervorgerufen oder durch die Veröffentlichung bedeutsamer Schriften über unsere besten Dichter veranlaßt sind, erscheinen auch jetzt, obwol ihrer zeitlichen Entstehung nach theilweise um drei Jahrzehnte von uns zurückliegend, als eine dankenswerthe Gabe; ist es ja doch Stahr's ganz besondere Befähigung, das Bild eines bedeutenden Menschen fein und liebevoll zu zeichnen, mit einer Frische, welche durch die Jahre nichts einbüßt; außerdem werden wol schwerlich diejenigen, welche das Buch zur Hand nehmen, auch bei ausgiebiger Kenntniß alle diese Aufsätze früher gelesen haben. Eine eingehendere Besprechung müssen wir uns indeß bei einem Werke versagen, welches nur bereits Gedrucktes erneuert; dagegen ist ein Blick auf den reichen Inhalt des vorliegenden Bandes sicherlich gerechtfertigt. Derselbe bringt zunächst unter der Ueberschrift „Biographische Skizzen und Nachrufe" Aufsätze über Immermann, Th. von Kobbe, Ch. Rauch, E. Rietschel, Gluck, Mathy u. a. Unter der Ueberschrift „Zu unsern Classikern" sind eine Reihe von Aufsätzen über Lessing, Nachlese gleichsam zu Stahr's trefflichem Buche, sowie zu Goethe und Schiller vereinigt. Goethe im Verhältniß zu Herder, sein Urtheil über Béranger, sein „Götz" — unsers Erachtens mit etwas unberechtigt abfälliger Beurtheilung des Ritters mit der eisernen Hand —, Goethe und Friederike, ferner mehrere Aufsätze über Schiller, seine Beziehung zu Goethe, über „Kabale und Liebe", über Palleske's Werk — dies die Aufzählung des Inhalts. Es erhellt aus derselben, daß eine große Mannichfaltigkeit des Stoffs sich hier zu dem Vorzuge Stahr's gesellt, in anmuthigster Weise zu belehren.

Hieronymus Lorm's „Streifzüge" (Nr. 5) scheinen in ähnlicher Weise entstanden zu sein wie die Sammlung der „Kleinen Schriften" von Stahr. Auch hier legt die Mannichfaltigkeit des Gebotenen, ihr bisweilen ersichtliches Anknüpfen an irgendeine literarische Erscheinung der letzten Jahrzehnte die Vermuthung nahe, daß diese Aufsätze der sammelnde Wiederabdruck oder die Umarbeitung von vereinzelt erschienenen Feuilletonartikeln sind; eine nähere Andeutung fehlt. Die Aufsätze von Lorm unterscheiden sich übrigens sowol hinsichtlich des Stoffs wie der Behandlung von denjenigen Stahr's nicht unwesentlich. Nach ihrem Inhalte betrachtet sind dieselben entschieden mannichfaltiger; Emerson, Otto Ludwig und Karoline Schelling, Varnhagen und Turgénjew, Jean Paul und Lessing, Heinrich von Kleist und Wilibald Alexis folgen einander und mögen mit der Besprechung etlicher minder bedeutsamer Schriftsteller die auf dem Titel erscheinende Kritik vertreten. Die dazwischen eingestreuten Aufsätze: „Die Muse des Glücks", „E. von Hartmann", „Der Socialismus", „Conventionelle Sittlichkeit", „Französisches Frauenlos", begründen, wenn auch in bequemer Deutung, die philosophische Seite des Titels. So gilt denn hier des Dichters Wort: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Hieronymus Lorm besitzt die anmuthige Gabe, nicht blos geistreich zu sein, sondern auch das Geistreiche in belebter durchsichtiger Form darzubieten, sodaß auch das minder Bedeutende durch schöne Darstellung anspricht; er hat in dieser Eigenschaft wie in dem zeitweilig hervortretenden freundlichen Humor einige Verwandtschaft mit dem Schriftsteller, dessen er an mehrern Stellen preisend erwähnt, mit Börne. In dieser Art ist z. B. der erste Aufsatz: „Die Muse des Glücks", ein ungemein gedankenreiches und anmuthiges Stück Arbeit. Geistreiche Schriftsteller gleichen leider nicht einer Torte, von der man beliebig ein Stück abschneiden kann, um von dem Ganzen einen Geschmack zu geben; so müssen wir uns hier bescheiden.

6. Lessing und die Kirche seiner Zeit. Ein Vortrag von Theodor Weber. Barmen, Klein. 1871. 8. 6 Ngr.
7. Matthias Claudius und sein Humor. Von W. Röseler. Berlin, Denicke. 1873. 8. 5 Ngr.
8. Jacobi's Garten zu Pempelfort. Von E. von Schaumburg. Aachen, Jacobi. 1873. 8. 7½ Ngr.
9. Nikolaus Lenau. Sein Leben und Dichten. Berlin, Levit. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.
10. Anton A. Graf von Auersperg. (Anastasius Grün.) Sein Leben und Dichten. Ein Vortrag von E. Schatzmayer. Zweite Auflage. Frankfurt a. M., Boemel. 1872. Gr. 8. 5 Ngr.
11. Hans Makart und Robert Hamerling. Zwei Repräsentanten moderner Kunst. Eine Studie von Karl Landsteiner. Wien, Beck. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

12. David Kalisch, der Vater des Kladderadatsch und Begründer der berliner Posse. Ein Erinnerungsblatt von Max Ring. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Vorträge über die verschiedenartigsten Gegenstände sind heutzutage vielgesuchte Bildungsmittel. Da liegt denn dem Vortragenden die Versuchung nahe, den Stoff, den er mit Liebe sammelte und gestaltete, durch den Druck einem weitern Kreise zuzuführen. Dazu kommt, daß jene schöngeistigen Zeitschriften, welche früher derartigen Arbeiten eine gastliche Zufluchtstätte boten, in unserer raschlebenden Zeit ziemlich aus der Mode gekommen sind. So erscheint denn eine Menge jener Heftchen, denen man die Entstehung aus einem gehaltenen oder nicht gehaltenen Vortrag ansieht. Sie führen das Rüstzeug der Gelehrsamkeit höchstens in einigen Schlußanmerkungen bei sich, wenn solches überhaupt geschieht; sie begnügen sich vielfach mit einer mehr oder weniger lesbaren Bearbeitung längst vorhandenen Materials und decken, was an Gediegenheit fehlt, mit hübschen Worten zu. Es ist eine wohl aufzuwerfende Frage, ob diese Ueberflutung des Büchermarkts mit einer Unzahl von Heftchen bescheidensten Umfangs und Gehalts nicht vom Uebel sei, ob es überhaupt erforderlich und wünschenswerth sei, daß diese zierlichen Dinge, denen man ihre Entstehung aus dem Augenblick, ihre Kurzlebigkeit ansieht, abgesondert erscheinen. Indeß sie sind da, manche des Lebens würdig, manche allerdings auch des Teufels Wort herausfordernd: „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht." Der Leser verzeihe diese schwarzgallige Anschauung dem Beurtheiler, der sich von einem halben Dutzend dieser Eintagsfliegen umgaukelt sieht.

Wenn ein Geistlicher im Wupperthale eine Reihe von Vorlesungen aus dem Gebiete des christlich-socialen Lebens und der biblischen Wahrheit mit einem Vortrage über „Lessing und die Kirche seiner Zeit" (Nr. 6) eröffnet, so sind wir sehr versucht, anzunehmen, daß der Mann den großen Ketzer, den Verfasser des „Nathan", den Herausgeber der „Wolfenbüttler Fragmente", den geharnischten Bekämpfer des Hauptpastors Goeze, in die äußerste Finsterniß verdonnere, da Heulen und Zähneklappen ist. Gehört es ja doch in manchen Kreisen, welchen der Unterschied zwischen Christenthum und Kirchenthum nicht aufdämmert, noch zur Stunde zum guten Ton, unsere classische Literaturperiode mit dem Brandmal der Feindseligkeit gegen das Christenthum zu stempeln, gleich jenem Gläubigen des Wupperthals, welcher vor etlichen Jahren in öffentlicher Versammlung erklärte, er habe bei Goethe und Schiller blos „Träbern gefunden". Wir können mit Vergnügen bezeugen, daß der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift zu dieser engherzigen Gesellschaft nicht gehört. Obwol entschieden auf christlichem Boden stehend, hat er ein offenes Auge für die Mängel, an welchen das Kirchenthum des vorigen Jahrhunderts litt, ein klares Verständniß, welche Neubildungen unsere Zeit auf dem Gebiete der Theologie fordert. „Wenn wir Theologen", spricht er, „nur immer einen Tag im Jahre uns selber ausziehen und Theologie wie Kirche mit dem unbefangenen Auge und Verstande eines Laien betrachten könnten, wir würden in dem einen Tage mehr lernen als in den andern 364." Und so ist es erklärlich, wenn er weit entfernt ist, über Lessing in der vielfach üblichen Weise abzuurtheilen; im Gegentheil, er tritt für die Berechtigung von Lessing's Kritik kräftig ein. Wie wir uns an der Gesundheit und Frische der Gedanken erfreuen, so an der Frische und Wärme der Darstellung. Man wird das Heft mit Vergnügen lesen.

Nr. 7: „Matthias Claudius und sein Humor", von W. Röseler, hat den nicht zu unterschätzenden Vorzug, daß es mit bescheidenen Ansprüchen auftritt und, was es sagen will, mit einfachen Worten sagt, wie es dem Verehrer des treuherzigen Asmus zukommt. Es ist eine frisch und warm geschriebene Besprechung des trefflichen Wandsbecker Boten und seiner Werke; wer, gleich dem Beurtheiler, die wunderlichen, bald tiefpoetischen, bald drollig scherzhaften Aufsätze und Gedichte des Alten in Jugendjahren fast täglich unter der Hand gehabt hat, wird sich freuen zu sehen, daß der Zauber noch immer vorhält. Neues wird man eben nicht finden, aber das liebe Alte ist auch willkommen. Nicht neu, aber dem Beurtheiler bisher unbekannt war ein Gedichtchen, welches um seiner unvergleichlich komischen Wirkung willen hier mitgetheilt werden soll:

> Herr Klopstock sagt:
> Du, der du weniger bist
> Als ich und doch mir gleich,
> Nahe dich mir
> Und entledige mich
> Von der Hülle
> Des staubaufathmenden Kalbfells. —
> Ich sage einfach:
> Johann, zieh mir die Stiefeln aus!

Die Distichen dagegen, mit welchen der Verfasser das Büchlein einführt, lassen viel zu wünschen; Daktylen wie: „urdeutsche, lichtscheuer, Jugendzeit, Flitterstaat" u. s. w., waren etwa zu Asmus' Zeit gestattet, heutzutage aber sind sie polizeiwidrig.

Was der Malkasten ist, weiß am Niederrhein jedermann. Es ist jener Künstlerverein, welcher die gesammte gebildete Einwohnerschaft Düsseldorfs in sich vereinigt und in seinem stattlichen Hause, seinem prachtvollen parkartigen Garten die vollendetsten Vorstellungen lebender Bilder, die geistreichsten und anmuthigsten Künstlerfeste veranstaltet, die sich denken lassen. Dieser Garten ist aber besonders dadurch bedeutsam, weil er viele Jahre hindurch jenem Friedrich Heinrich Jacobi angehörte, welcher in der Zeit des Sturmes und Dranges als Philosoph und Romanschriftsteller den wichtigsten Einfluß übte, und dessen gastfreies Haus die hervorragendsten Geister jener Zeit oft längere Zeit beherbergte. Goethe — nicht Göthe, wie der Verfasser und mehrere der hier beurtheilten Schriften schreiben —, Heinse, Georg Forster, Hamann, Amalie von Galizyn, Hemsterhuis, Diderot, Wilhelm und Alexander von Humboldt, F. L. Stolberg, Dohm, Herder und wie viele andere sind hier am Ufer des Düsselbachs, unter dem Laubdach der schon zu jener Zeit grünenden Bäume gewandelt; Pempelfort war eine der classischen Stätten deutschen Geisteslebens. Als dann im Jahre 1845 zum Zwecke der Erbauseinandersetzung Haus und Garten, welche seit hundert Jahren im Besitze der Familie Jacobi gewesen waren, verkauft wurden und schon die Gefahr drohte, die durch das

Andenken so zahlreicher hoher Geister geweihte Stätte möge zerrissen und dem alltäglichen Bedürfniß dienstbar gemacht werden, fand sich glücklicherweise der Künstlerverein Malkasten. Durch eine großartige Ausspielung von Gemälden, welche die deutsche Künstlerschaft geschenkt, wurde die Kaufsumme aufgebracht, und so ist der berühmte Garten wieder eine Stätte, wenn auch nicht der Poesie und Wissenschaft, doch der Kunst und heitern Geselligkeit geworden, der nüchternen Prosa des Gründerthums unangreifbar.

Das Büchlein von E. von Schaumburg (Nr. 8) hat das Verdienst, die Schicksale von Jacobi's Garten einfach und ansprechend zu berichten, mit Benutzung der zahlreichen Mittheilungen aus den Briefwechseln jener Zeit und den Schriften über F. H. Jacobi. Finden wir hier nicht wesentlich Neues, so finden wir doch alles Bedeutsame, das sich an den berühmten Fleck Erde knüpft, in erfreulicher dankenswerther Weise zusammengestellt.

Das Heftchen über „Nikolaus Lenau“ von G. Karpeles (Nr. 9) ist kein Vortrag, aber in der leichten Weise eines solchen gehalten. Nach dem Vorwort hat der Verfasser gemeinsam mit zwei Freunden am Grabe des Dichters gelobt, „das Andenken des Dichters und seine gerechte Würdigung unter den Zeitgenossen stets rege zu erhalten“. Diesem Vornehmen verdankt das Büchlein seine Entstehung. Es erzählt des unglücklichen Dichters wirren Lebensgang, sein Schwanken von einer Wissenschaft zur andern, von einer Geliebten zur andern, schließlich seinen Wahnsinn, bis der barmherzige Tod der langen Qual ein Ende machte. Daran reiht sich eine Betrachtung von Nikolaus Lenau's Dichtungen, welche indeß trotz aller Bemühung nach objectivem Urtheil hin und wieder doch etwas geneigt ist, den Dichter zu sehr zu erheben; wenigstens möchte nicht jedermann geneigt sein, mit Karpeles Nikolaus Lenau für den größten lyrischen Dichter der deutschen Nation nach Goethe zu erklären. Ebenso, wenn es am Schlusse heißt: „Ueber dem großen Tempel des geeinten deutschen Volks blinkt ein Stern mit freundlichem Licht herab, der Schutzgeist dieses Volks, mit der Inschrift: Lenau“, so wird wol mancher Leser dem geeinten deutschen Volke einen gesundern Schutzgeist, einen Stern mit freudigerer Inschrift wünschen und hoffen; der alte Arndt wäre uns wenigstens als Schutzgeist mit Inschrift, wenn's denn sein muß, lieber.

Der Beurtheiler kommt gegenüber dem Büchlein von E. Schatzmayer über „Anton A. Graf von Auersperg (Anastasius Grün)“ (Nr. 10) in nicht geringe Verlegenheit. Er hat gewissenhaft nicht blos das Heftchen und seinen langen Titel gelesen, sondern auch den Umschlag. Die Vorder-Innenseite desselben zählt sämmtliche Werke des Verfassers auf bis auf einzelne Artikel in der „Elberfelder Zeitung“ und dem „Globus“; die Rückseite theilt uns nicht blos mit, daß der gefeierte Dichter der „Spaziergänge“ den Verfasser mit einem eigenhändigen Dankschreiben erfreut, sondern auch, daß der Herausgeber d. Bl. im Jahre 1865 die erste Auflage des Büchleins in warmer Weise empfohlen habe, welche Beurtheilung mitgetheilt wird. Sollen wir tadeln? Dann gibt's Händel mit dem Herausgeber. Sollen wir loben? Es wäre überflüssig, zumal da wir es nicht so tönenden Klangs vermögen. Mit der frühern wohlmeinenden Beurtheilung des Büchleins mag man im ganzen einverstanden sein; die Wärme, mit welcher der Vortrag die Poesie selbst feiert, die in mancher Hinsicht zutreffende Weise, wie er des Dichters Werke beurtheilt und die Bedeutung des Ostalpenlandes für die deutsche Poesie erhebt, wird man noch immer bereitwillig anerkennen; dagegen leidet die Arbeit, wenigstens unsers Bedünkens, einigermaßen an Gespreiztheit der Darstellung, ein Eindruck, welcher durch die zahlreichen Citate, durch den häufig gebrauchten Gesperrtdruck noch gesteigert wird. Was im raschen Flusse des Vortrags nicht stört, das tritt in der kühlen Nüchternheit des Drucks desto deutlicher hervor.

Der Verfasser des Heftchens über H. Makart und R. Hamerling (Nr. 11) hat sich in dieser Studie „zwei Repräsentanten moderner Kunst“ ausersehen, welche ihm zugleich als österreichische Landsleute nahe liegen. An Lessing's Hand ausgehend von dem Gesichtspunkte, daß die Kunst nur das Schöne, nicht das Neue zu schaffen, daß die Dichtung das Nacheinander, die Malerei das Nebeneinander zu schildern berufen sei, betrachtet Landsteiner die Schöpfungen seiner berühmten Landsleute, welche ihm ganz eigentlich als Vertreter der modernen Kunstweise erscheinen. Die einfachen Lebensgänge des Malers und des Dichters werden kurz geschildert und daran eine Betrachtung ihrer künstlerischen Leistungen geknüpft, welche mit gleichem Maße der hohen Begabung wie den zeitweilig hervortretenden Mängeln in Makart's und Hamerling's Werken gerecht wird. So wenig die Arbeit darauf Anspruch erhebt, erschöpfend zu sein, so entschieden macht sie nach Darstellung und Ausstattung den Eindruck der Eleganz.

Der Aufsatz von Max Ring über den „Vater des Kladderadatsch“ (Nr. 12) beleuchtet das Leben des geistvollen Humoristen David Kalisch. Geboren von jüdischen Aeltern 1820 zu Breslau, eines Kaufmanns Sohn, genoß David Kalisch eine sorgfältige Erziehung, bis die Familie durch den unvermutheten Tod des Vaters in die bedrängtesten Verhältnisse gerieth; der siebzehnjährige Gymnasiast ward Lehrling in einem Ladengeschäft. So vergingen etliche Jahre in Breslau und Ratibor; im Jahre 1844 ging Kalisch nach Paris; das heitere Leben der Großstadt verzehrte rasch die spärlichen Mittel, die er mitgebracht; als Fremdenführer, Fabrikarbeiter u. s. w. mußte er sich durchschlagen; bei Heine fand er Unterstützung. Dann bekleidete er kurze Zeit eine Buchhalterstelle in Straßburg; schließlich kam er fast als Abenteurer mit einigen Groschen in der Tasche wieder nach Frankfurt, um drei Lebensjahre ärmer, aber bereichert an Menschenkenntniß, gereift durch eine Reihe der mannichfaltigsten Glückswechsel. Im Jahre 1846 trat er wieder als Kassirer in ein kaufmännisches Geschäft zu Berlin und ward hier zu seinen ersten dramatischen Arbeiten auf dem Gebiete der Volksposse angeregt. Das Ausgang 1847 zuerst aufgeführte Stück „Hunderttausend Thaler“ machte seinen Namen allbekannt; im Mai des Sturmjahres 1848 faßte David Kalisch den Gedanken des „Kladderadatsch“, der in den nachfolgenden Jahren der Bedrängniß durch allerlei Listen sein vielfach bedrohtes Dasein zu retten wußte und noch zur Stunde seinen

behaglichen oder scharfen Witz ausspendet, noch immer durch die rüstigen Mitarbeiter des unterdeß geschiedenen Begründers, durch R. Löwenstein, E. Dohm und W. Scholz mit der alten Vergnüglichkeit weiter geführt. Die Stücke Kalisch's, welche in den funfziger Jahren entstanden: „Berlin bei Nacht", „Der Actienbudiker", „Die Mottenburger" u. a., steigerten nicht blos den Ruhm des Verfassers, sondern verschafften ihm auch eine sehr ansehnliche Einnahme, die in manchen Jahren sich auf sechs- bis achttausend Thaler belief. So war, obgleich ein geborener Schlesier, Kalisch der eigentlichste und glücklichste Vertreter jenes eigenthümlichen berliner Witzes, allerdings mehr seiner Licht- als seiner Schattenseiten, bis ihn vor wenig Jahren der Tod hinwegnahm. Ist Kalisch auch keine Schriftstellerpersönlichkeit von überwältigender Bedeutung, so war er doch nach Lebens- und Bildungsgang ein durchaus eigenartiger Mensch, der Vertreter einer gewissen Zeitrichtung unsers modernen Schriftstellerthums, ein tüchtiger und bei allem Witz im Grunde ernster Mann. So war es auch durchaus berechtigt, in der einfachen wenig prunkenden Weise des Gefeierten selbst das Gedächtniß seines Namens durch die kleine Schrift eine Spanne Zeit länger wach zu erhalten.

13. Kleinere Schriften. Von Ludwig Steub. Erster Band: Reiseschilderungen. Zweiter Band: Literarische Aufsätze. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr.
14. Schöne Geister und schöne Seelen, oder Denkmale der Freundschaft berühmter Männer und Frauen. Von F. von Hohenhausen. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Schluß dieser literarischen Streifzüge mögen zwei Schriften bilden, welche eigentlich ihrem Stoffe nach nur in lockerm Zusammenhang mit der Literaturgeschichte stehen, denen wir aber, da sie sich auf dem Büchertische mit einfanden, die Gunst der Besprechung nicht versagen wollten. Der liebenswürdige Wandersmann durch das tiroler Alpenland, der Erforscher keltisch-rhätischen Alterthums ist durch seine größern Werke bekannt genug; hier schickt er sich an, eine Reihe kürzerer Aufsätze, welche hier und da im Laufe der Jahre in Zeitschriften erschienen sind, zusammenzustellen. Von den beabsichtigten vier Bänden liegen die beiden ersten vor. Der erste derselben enthält Reiseschilderungen aus den bairischen, tiroler und graubündner Alpen, aus dem Schwarzwald, aus Paris. Besonders die erstern, obwol vor nunmehr zehn bis dreißig Jahren geschrieben, gewinnen noch ebenso wie in der Zeit ihrer Entstehung durch die sinnige Beobachtung von Land und Leuten, durch den behaglichen Humor, welcher jedes unscheinbare Ereigniß vergnügt darzustellen, jede herantretende Gestalt klar zu zeichnen versteht. Die geschickte Einflechtung geschichtlicher Hinweise gibt der leichten Wanderbesprechung einen gediegenen Hintergrund; ein leiser Anflug von bairischer Landesart in der Sprache erscheint sehr ansprechend; hin und wieder ist durch Anmerkungen darauf hingewiesen, daß und wie die Verhältnisse oder Ansichten seit Abfassung des Aufsatzes sich geändert haben. So machen diese Reiseschilderungen denselben erfrischenden Eindruck wie damals, als sie zuerst gedruckt wurden.

Die literarischen Aufsätze, welche der zweite Band bringt, sind zum größten Theil Beurtheilungen von Büchern verschiedensten Inhalts, die in den vierziger bis sechziger Jahren erschienenen sind, vornehmlich solche, welche sich mit dem modernen Griechenland, bairischer oder tirolischer Geschichte, keltischer Sprachwissenschaft beschäftigen. Berichtend, ausziehend, billigend oder zurückweisend, ergeht sich der Verfasser in dem behaglich humoristischen Tone, welcher ihm eigen ist und zugleich in tüchtiger Kenntniß der dahin einschlagenden Fragen seine Berechtigung hat. Dennoch möchte man finden, daß hin und wieder ein Aufsatz jetzt, zwanzig Jahre später, nachdem jene besprochenen Bücher in den Hintergrund getreten und in wissenschaftlicher Hinsicht theilweise neue Ergebnisse gefunden sind, ohne Schaden an seinem Orte hätte ruhen können. Land und Leute bleiben dieselben, Bücher sind vergänglich. So mag man dem Beurtheiler zugute halten, wenn er den Werth des ersten Bandes für dauernder hält als den des zweiten. Möchten die beiden übrigen Bände bald folgen und alle vier sich zahlreiche Freunde gewinnen!

Das letzte der vorliegenden Bücher, die „Denkmale der Freundschaft", kann nur in beschränktester Weise darauf Anspruch machen, hier unter den literargeschichtlichen Schriften zu erscheinen. Die Verfasserin läßt ihren berühmten Liebespaaren hier eine Reihe von Freundschaftspaaren folgen, wenn wir diesen Ausdruck bilden dürfen, wobei man allerdings hin und wieder in Zweifel sein darf, ob die ernste strenge Freundschaft nicht zu zeiten ihrer anmuthigen Schwester Liebe die Stelle überlassen hat. Es sind vierzehn solcher Paare dargestellt, fleißig zusammengetragene, hübsch geschriebene Lebensbilder meist literarisch bedeutsamer Männer oder Frauen nebst mehr oder minder bedeutsamem, weiblichem oder männlichem Gegenstück. Den deutschen Leser werden vornehmlich die Doppelbilder von Heinrich Simon-Ida Hahn, Hemsterhuis-Galizyn, Schleiermacher-Herz, Schücking-Droste, Goethe-Charlotte von Stein, Wilhelm von Humboldt und Charlotte Diede interessiren. Doch ist auch Frankreich mit Chateaubriand und Julie Récamier u. s. w. vertreten. Das alles ist artig erzählt und wird sich vornehmlich von Frauen gut lesen lassen. Mit kleinen Ungenauigkeiten, wie wenn Reinhold Forster Professor in Halberstadt wird, oder wenn Justinus Kerner an Georg Forster's Todesbett steht, muß man es bei einer Dame nicht so genau nehmen, um so mehr, da der Berichterstatter, um ehrlich zu sein, sonst keine gefunden hat. Nach welcher Reihenfolge die Paare geordnet sind, ist allerdings nicht wol zu ermessen.

Wilhelm Buchner.

Eine Sammlung ausländischer Novellen.

Novellenschatz des Auslandes, herausgegeben von Paul Heyse und Heinrich Kurz. Erster bis zehnter Band. München, Oldenbourg. 1872—74. 8. Jeder Band 15 Ngr.

Nach der günstigen Aufnahme, welche die von den Herausgebern veranstaltete Sammlung deutscher Novellen unter dem Gesammttitel „Deutscher Novellenschatz" fand, war es vorauszusehen, daß ein ähnlicher Versuch mit dem großen Schatz der Novellen des Auslandes, wenn auch eine wol viel schwierigere, doch eine kaum weniger lohnende Aufgabe sein werde. Unter allen lebenden deutschen Schriftstellern sind wol kaum zwei Männer zu finden, die dem Werke eher gewachsen wären, als Paul Heyse und Heinrich Kurz; letzterer der gründliche Literaturkenner, der die deutsche Nation mit einem an Reichhaltigkeit des gebotenen Materials mit allen Literaturgeschichten der Welt rivalisirenden Werke beschenkt hat, ersterer, der ausgesprochene Vertreter der italienischen Lieblichkeit und Anmuth in der deutschen Novellistik.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß das vorliegende Werk in jeder Beziehung schwieriger ist als das früher unternommene, nicht blos technisch, sondern auch ganz einfach mit Bezug auf die Verantwortlichkeit vor dem künstlerischen Gewissen der Herausgeber. Es galt dabei nicht blos, wie das der geläuterten deutschen Anschauung leicht fällt, das anerkanntermaßen Beste zu sammeln, sondern es mußte hier die Kritik von den Herausgebern selbst geübt werden; eine Arbeit, die sicherlich einen großen Aufwand an Zeit und sorgfältige Ueberlegung verlangt. Um sich diese Aufgabe planmäßig zu einer Wissenschaft, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu gestalten, war es die Absicht der Herausgeber, das specifisch Nationale in der novellistischen Schilderung, wie es bei den verschiedenen Völkern auftritt, in den Vordergrund treten zu lassen, um so gewissermaßen einen Blick in die Volksseele zu gestatten, deren Eigenthümlichkeiten sich wol in der Novelle, als der Dienerin des Augenblicks, am charakteristischsten ausprägen. So soll dieser „Novellenschatz des Auslandes" zugleich ein unterhaltendes, ein lehrreiches und ein anregendes Werk sein, das sich mit besonderer Vorliebe dem Gedanken einer künstlerischen Eintracht unter den Völkern widmet, deren materielle Interessen so oft und in so schroffer Weise einander entgegenstehen.

Diese Absicht, der die Herausgeber durchweg gerecht zu werden suchen, macht das Werk zu einem solchen, das von der Nation mit Aufmerksamkeit begrüßt werden sollte. Bei den widersprechenden Ansichten, die gerade auf dem Gebiete der Novellistik über das künstlerische Maß der Darstellung herrschen, wird sich der Geschmack des Volks an dieser mit Verständniß und Sorgfalt veranstalteten Sammlung sicherlich nur zum Wohle der deutschen Novellistik bilden, die ja in allerneuester Zeit zum großen Theil eine so sonderbare Gestalt anzunehmen beginnt, daß das in den besten Journalen Veröffentlichte nicht sowol auf Schärfung des ästhetischen Gewissens, als auf den Nervenreiz hinzielt. Ich habe derlei Lektüre und ihre Fabrikation stets ebenso wol für ein Laster gehalten wie das Schnupfen oder das Rauchen oder den übermäßigen Biergenuß, mit denen ich mich, trotz der Maxime des Empirikers, die sich in den mehr oder weniger bekannten Worten: „Es ist ein Laster, aber es ist ein schönes Laster", ausspricht, nie habe befreunden können.

Was ich von einer Novelle verlange, ist nicht sowol die ellenlange Verzerrung eines psychologischen Problems durch die künstlichsten und oft unmöglichsten Combinationen, deren Kunstfertigkeit ich bewundern muß und die oft wie eine saftige Zwiebel auf die Thränendrüsen wirken, als die Schilderung menschlicher Leidenschaft oder menschlicher Gefühle, die das Herz ergreifen, welches wol geläutert aber nicht abgestumpft werden sollte. Dieser Sammlung gegenüber hat man daher ein Recht auszurufen Gott sei's gedankt, hier wird der Versuch gemacht, nicht die Novellisten, sondern die Novellistik der Völker zu veranschaulichen! Insofern ist es auch ganz richtig, nach dem Maße des wesentlich Nationalcharakteristischen bei einer solchen Auswahl zu verfahren, als in ihm sich der tiefere Grundzug offenbart, den jeder Einzelne unbewußt aus dem Ganzen, dem er angehört, schöpft, während das Angelernte, mehr Gekünstelte sich als Floskel, als übertriebene Situationsmalerei oder als wiederkehrende Schablone äußert, daher gewiß nicht so sehr das Gepräge des Volksthümlichen an sich trägt wie das unwillkürlich Empfundene.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, meines Erachtens dem einzigen, von dem aus man ein so verdienstliches Werk wie das vorliegende kritisch beleuchten darf, sind die Compilatoren nicht immer ganz glücklich gewesen, wenn ich ihnen auch im ganzen die Anerkennung, die so verdienten Männern gebührt, gewiß nicht vorenthalte. Wenn ich mir erlauben darf, freimüthig zu urtheilen, so möchte ich die gewählten russischen Novellen, wie „Erste Liebe" und „Faust" von Turgénjew, nicht gerne als Charakteristiken für die russischen und selbst nicht einmal für die Turgénjew-russischen Novellen gelten lassen. Da steckt so unendlich viel „Abgelauschtes" und „Abgegucktes", so viel thränenfeuchte Stickluft darin, daß ich mich nicht damit befreunden kann. Viel besser scheinen mir die Puschkin'schen Sachen gewählt, die einen Zug echt russischer Anschauung und Gefühlsart enthalten, durch den sie künstlerisch mehr ansprechen. Vorzüglich sind, wahrscheinlich durch des Verfassers der „Rabbiata" kundige Hand, die italienischen Sachen des Francesco dall' Ongaro gewählt, unter denen so liebliche und ungekünstelte Gestalten einherwandeln, daß man sich ungern von ihnen trennt und stets erfreut ist, wenn man wieder mit ihnen zusammenkommt. Die Italiener erweisen sich doch als Meister auf diesem leichten Boden, der erst dann recht heimisch empfunden wird, wenn man die milde Luft, den italienischen Erinnerungszauber vor Augen hat, der einzig und allein die germanische Größe ersetzen kann, die wir an einem Heinrich von Kleist, Goethe u. s. w. bewundern.

Am wenigsten von allem kann ich mich in der slawischen Novellistik, als Novellistik, zurechtfinden. Die russische hat zuweilen einen Zug, der auch dem geläuterteren künstlerischen Bewußtsein nicht wehe thut, aber die kleinen Slawo-Germanen sind von einer künstlerischen Novellistik so weit entfernt als nur möglich. Es ist da auch kein nationaler Zug, kein Typus darin, sondern lediglich eine Verzerrung verschiedener nationaler Charakterzüge, die sich dramatisch besser ausnehmen als novellistisch, weil die Novelle Schönheit der Formen und Gestalten voraussetzt, natürliche Schönheit, und weil weder künstlerische noch künstliche Schönheit diese eine Grundbedingung novellistischer Vollendung zu ersetzen vermag. Schön, natürlich schön, plastisch schön und doch unvollkommen, darin dürften wol die vielen vergeblichen Versuche, das Wesen der Novelle zu erklären, gipfeln. Dabei ist es aber unbedingt nothwendig, daß die Unvollkommenheit nicht auf Kosten der Schönheit sich vordränge, denn dadurch wird das künstlerische Ebenmaß, die Schönheit der Form gegenüber der Schönheit der Formen, wesentlich beeinträchtigt.

Francesco dall' Ongaro, dem mit Recht von Heyse und Kurz eine hervorragende Stellung in der vorliegenden Sammlung angewiesen wurde, ist eine so liebenswürdige Erscheinung als Novellist, daß schon deshalb die Bände, in denen seine Erzählungen sich befinden, einen besondern Werth beanspruchen dürfen. Er sucht sich keine großen Conflicte, keine psychologischen Räthsel, die er zu lösen wünscht, sondern er schildert einfach das ideale Italien in seinen Menschen, wie sie der Künstler unter jenem Himmel sieht. Seine Frauen und Mädchen sind novellistische Rafaelsköpfe; er läßt ein einfaches Ereigniß mit so lieblichen Farben an den Blicken vorüberziehen, daß die Sehnsucht nach den Gestalten, die er hinzaubert, eine unbezwingliche wird. Man steht vor seiner „Perla“ in den „Tauben des heiligen Marcus“, wie der Kunstkenner, wie der Enthusiast vor der Sixtinischen Madonna: in stummer Anbetung versunken, und doch ist diese Perla nur ein niedrig geborenes Mädchen, das Kind eines Trunkenboldes, eines Fischers, der aber ebenfalls so schön und in so einfachen Zügen gezeichnet ist, daß er den Hirten, die das Heilandskind umgeben, nichts nachgibt. Diese Novelle gehört überhaupt nach meiner Meinung, die ja wol mein Eigenthum bleiben wird, zu dem Schönsten, was mir in der Novellenliteratur bekannt ist. Unter den italienischen Autoren sind noch Anton Giulio Barrilo und Carlo Masqueroni vertreten, von denen namentlich ersterer ebenfalls den Zauber des Madonnenhaften in die einfach natürliche Welt überträgt. Ich kann mich nicht enthalten, hier die Schlußworte aus seiner Novelle „Eine abenteuerliche Nacht“ anzuführen, wo er von einem glücklich vereinigten Paare sagt, als es den ersten Sommeraufenthalt nach der Hochzeit verläßt:

Kurz, soll ich es sagen? sie rührten sich den ganzen Sommer hindurch nicht von der Stelle, und würden noch bis in den späten Herbst geblieben sein, wenn die junge Frau nicht wegen gewisser Vorbereitungen, welche die kluge Leserin erräth, in die Stadt zurück gemußt hätte. . . . . Am Tage der Abreise stiegen sie mit langsamen Schritten den Hügel herab — sie war nicht mehr leichtfüßig, wie am ersten Tage, als sie dort hinaufgestiegen war, und bedurfte der sichern Stütze, die der Arm ihres Robert ihr bot. . . . . Er und sie wandten sich bei jedem Schritt, um ihr schönes Nest, welches in der Sonne leuchtete, zu betrachten und eins ums andere zu wiederholen: Werden wir wiederkommen? Ja wohl, im nächsten Frühling werden wir wiederkommen! O, wie lang wird uns die Zeit bis dahin werden! Und sie kamen wieder, sie kamen alle folgenden Jahre, und auch im nächsten werden sie wiederkommen, verliebt wie im ersten, und umgeben von der muntersten, lockigsten und reizendsten kleinen Familie, die jemals in seinen Träumen von Vaterglück euer unterthänigster Diener sich wünschen könnte.

Ich kann hier nicht weiter auf die Vorzüge eingehen, die nach meinem Gefühle von künstlerischer Vollendung die italienischen Novellen vor den besten Novellen der vorliegenden trefflichen Sammlung auszeichnen. Ich glaube kaum zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß sie sich vor allen übrigen Novellencyklen der Völker etwa durch dasjenige Moment unterscheiden, durch das sich die Rafael'schen Gemälde vor den Rembrandt'schen oder die italienische Schule vor der niederländischen auszeichnet.

Die französischen in vorliegende Sammlung eingereihten Novellen sind kaum mit weniger Geschmack und geringerm Verständniß ausgewählt. Alfred de Musset hat mit der Novelle „Das Schönpflästerchen“, in der auf mehr als sechzig Seiten kaum in sechs Zeilen von einem Schönpflästerchen der Madame Pompadour die Rede ist, sich trefflich selbst charakterisirt — vielleicht auch die französische Novellistik, die in dieser Sammlung als ein solches Schönpflästerchen erscheint, wenn man sie gegen die Masse der französischen Literatur hält. Man darf also sagen, daß mit künstlerischem Scharfblick hier gewählt worden ist und daß die Herausgeber den Beweis geliefert haben, daß auch die Franzosen gute Novellen besitzen. Charles Reybaut, H. de Balzac und Prosper Mérimée, die zum Theil mit mehrern Novellen in der Sammlung vertreten sind, beweisen das zur Genüge. Es ist jedoch auch hier oft das Raffinement und nicht die Künstlerschaft, was die Arbeiten auszeichnet. Es ist nicht die natürliche Schönheit, die fesselt, sondern der wunderbare Zusammenhang der Ereignisse und der menschlichen Schicksale, die der Verfasser mit kunstgeübter eher als mit kunstreicher Hand ineinanderschlingt. Anders ist es mit den spanischen. Sie stehen zum Theil auf nahem Freundschaftsfuß mit der deutschen Romantik, ohne alle Schwächen derselben zu theilen. Die Spanier haben nicht den hohen Begriff von der Schönheit der Natur, in der sie leben, wie die Italiener, vermögen daher auch dieselbe für unser Gefühl nicht so in ihren Schriften mitzutheilen wie die Italiener, aber sie werden bald reifer werden, wenn sie die Augen einmal öffnen dürfen, um die castilische Sonne zu bewundern, wo sie bisher stets nur gewohnt waren, vor demjenigen zu zittern, was sie ihnen noch an den Tag bringen sollte.

Es blieben nun noch die zahlreichen Novellen unserer stammverwandten Völker übrig, die im wesentlichen ähnliche Züge wie unsere eigene Novellistik an sich tragen. Ich will hier nicht näher darauf eingehen, sondern möchte statt dessen die Sammlung dem Leser zur Lektüre empfehlen. Sie verdient nicht weniger als der „Deutsche

Novellenschatz" derselben Herausgeber, eine Bereicherung unserer Bibliotheken genannt zu werden, da sie das Gewählteste in sich vereinigt, was der „Novellenschatz des Auslandes" zu bieten vermag. Wer nicht Zeit hat, die gesammten unzähligen Novellenbände aller Länder nachzulesen, der findet hier das Trefflichste beisammen und wird keinen der zehn bis zwanzig Bogen starken Bände unbefriedigt aus der Hand legen.

Hermann Kiotte.

Eine Idylle von Waldmüller.

Walpra. Alpen-Idylle von Robert Waldmüller (Ed. Düboc). Leipzig, Ph. Reclam jun. 1874. Gr. 16. 2 Ngr.

Ueber die Entstehung dieser, Herrn Prof. Dr. Emil Kuh gewidmeten reizenden Idylle mögen wir füglich den Dichter selbst reden lassen, welcher sagt:

Die Anregung zu dem erzählenden Gedichte „Walpra" ist auf Tennyson's „Enoch Arden" zurückzuführen. Für den Verfasser, dessen Uebersetzung unter den vielen Enoch Arden-Verdeutschungen die größte Verbreitung gefunden hat und der in seinen bei Cotta erschienenen „Dorf-Idyllen" schon vor Jahren verwandte Wege gegangen ist, lag die Aufforderung nahe, die bei uns noch nicht heimische und doch so günstige Vortragsweise, in welcher Tennyson die rührende Geschichte des armen Enoch Arden erzählt, auch in unserer Literatur durch eine Originalschöpfung einzubürgern. Die Dichtung „Walpra" will als ein solcher Versuch aufgefaßt sein. Sie beruft sich ausdrücklich auf jenes ihr mustergültige Vorbild, um den kundigen Leser zum Nachdenken über die Eigenthümlichkeit der hier angestrebten Aufgabe und über das Maß der wirklichen und der nur scheinbaren Aehnlichkeiten beider Dichtungen zu veranlassen.

Die Geschichte des armen Fischers Enoch Arden ist in kurzen Umrissen diese. Er unternimmt eine größere Seereise, um die Lage seiner heißgeliebten Familie zu verbessern. Er erleidet Schiffbruch, und vom Sturme auf eine unbewohnte Insel geschleudert, bleibt er, nachdem seine beiden Gefährten verunglückt, allein daselbst zurück. Nach langem, vergeblichem Hoffen und Harren erscheint das rettende Boot, das ihn zur Heimfahrt mit aufnimmt. Er erreicht die Heimat wieder, jedoch nur, um sein häusliches Glück zertrümmert zu finden. Seine Gattin, die lange vergebens seiner Rückkehr geharrt, hat unterdessen den beharrlichen Werbungen des Müllers, der sie schon als Mädchen geliebt und nur Enoch weichen mußte, Gehör geschenkt und sich ihm vermählt. Der bestürzte und trostlose Enoch will das Glück seiner Familie nicht stören und bleibt unerkannt und verborgen im Dorfe, bis der Tod herannaht. Erst dann gibt er sich seiner Wirthin zu erkennen und stirbt, den Seinigen seinen Gatten- und Vatergruß entbietend und versöhnt mit allen. Beiläufig mag hier die fast ans Unglaubliche grenzende Thatsache erwähnt sein, daß das „Athenaeum" dem Dichter damals in Betreff dieses Inhalts den Vorwurf machte, er habe dabei dem verderbten Geschmacke der Sensationsschule gehuldigt und ihrer Unsittlichkeit Vorschub geleistet. Allerdings kann sich auch das bedeutendste Genie den Einflüssen seiner Zeit nicht entziehen; allein stand auch beim Erscheinen des Gedichts im Jahre 1864 jene Schule in ihrer höchsten Blüte, so gehörten doch die Schriftsteller, die sie bildeten, und deren Erzeugnisse einer so untergeordneten Gattung an, daß es ihr viel zu viel Ehre erweisen heißt, ihr irgendwelchen Einfluß auf einen Dichter wie Tennyson beizumessen. Uebrigens hätte ihn schon die keusche und anspruchslose, dabei aber künstlerisch vollendete Form der Dichtung vor solchem Verdacht und Vorwurf schützen sollen. Heutzutage waltet wol kein Zweifel mehr darüber ob, daß „Enoch Arden" zu seinen gelungensten Schöpfungen zählt, ja vielleicht neben seinem „In Memoriam", Gedichte, die freilich in die Gattung der Elegien gehören, das Beste überhaupt ist, was er hervorgebracht. Und die deutsche Kritik stimmt wol in dieses Urtheil ein; denn keine seiner Dichtungen hat mehr Uebersetzer gefunden.

Der ebengenannten schönen Idylle nun hat Waldmüller, zwar nicht ganz was den Inhalt, wol aber was die Form betrifft, nachgestrebt. Unter letzterer verstehe ich nicht blos die äußere Form oder das Versmaß, welches das des reimlosen Fünffüßlers oder Blankverses ist, sondern den Stil überhaupt, der bei aller Einfachheit sich einer bilderreichen Sprache befleißigt. Was den Inhalt anlangt, so will ich ihn nicht näher angeben, weil ich wünsche, daß der Leser sich selbst damit bekannt mache; nur so viel sei gesagt, daß der deutsche ebenso wie der englische Dichter es hauptsächlich darauf abgesehen hat, uns in dem Helden der Erzählung ein schönes Beispiel von Selbstverleugnung vor Augen zu führen.

Die Aufgabe, die sich Waldmüller gestellt, hat er in vorzüglicher Weise gelöst, und er darf sich schmeicheln, die deutsche Literatur um eine liebliche Dichtung vermehrt zu haben. Den Vergleich mit ihrem englischen Vorbilde hat sie nicht nöthig zu scheuen: vielmehr darf sie sich ihr kühn an die Seite stellen. Sind auch vielleicht die Gestalten des englischen Dichters plastischer und lebensvoller, so hat die deutsche Nachbildung dagegen den Vorzug der größern Mannichfaltigkeit der Naturschilderungen, wie das ja bei einer in den Alpen spielenden Handlung dem eintönigern Meere gegenüber selbstverständlich ist. Aber auch im Reichthum und in der glücklichen Wahl der Bilder darf sich die deutsche Dichtung keck mit der englischen messen; was man aus folgenden Proben, mit denen wir schließen wollen, ersehen mag:

Doch ähnlich
Der Flasche, die von einem Schiffbruch Kunde
Zu bringen in das Meer geworfen ward
Und nun mit ihrem Trauerinhalt einsam
Dahintreibt, — ob die Sonne, ob der Mond
Auf sie herniederblicke, ob es windstill,
Ob stürmisch, ihr, die nirgendwo ein Ziel hat,
Ihr gilt es gleich — also — in ihrer Brust
Verschlossen tragend jener Abschiedsstunde
Düstres Erinnern, und erfüllt allein
Von diesem einen Inhalt — so auch trieb
Walpra im Wogendrang der wechselvollen,
Unheimlich aufgeregten Zeiten ziellos
Dahin.

Und da dieses Bild gerade dem Meere entnommen, sei hier noch ein zweites der Alpennatur entlehntes angeführt:

Da, wenn rings die Felsen
So unbekümmert sicher und gelassen
Ins Land hinaussahn, seit Jahrtausenden
Umstürmt, umwettert, aber furchtlos ruhig
Dem Brand der Sonne wie dem wilden Feuer
Der Blitze und dem stärksten Donnertosen
Die Stirne bietend; da ergriff die Größe,
Das gleichsam Ueberirdische des Anblicks
In seiner Stille sie wol auch so mächtig,
Daß ihrer selbst sie ganz vergaß, hierin
Sich träumend in den Stein und seine Ruhe,
Bis er ein lebend Wesen ihr erschien,
Hinausgewachsen aus dem Treiben drunten,
Und offnen, festen, sel'gen Blickes stetig
Gott selber in das Antlitz schauend.

Wir zweifeln nicht, daß „Walpra" sich viele Freunde erwerben werde. Wir können die Dichtung allen bestens empfehlen.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Waldfried" von Berthold Auerbach sagt die „Saturday Review" vom 18. April: „Auerbach hat seit einiger Zeit den gefährlichen Vorrang eines Schriftstellers genossen, dessen neuere Werke als Ereignisse von nationaler Bedeutung angesehen werden. Eine solche Stellung bedeutet hohe Auszeichnung in der Vergangenheit, schließt aber im allgemeinen die Hoffnung auf irgendwelche merkliche Entwickelung in der Zukunft aus. Die ursprüngliche Gedankenfrische ist bis dahin gewöhnlich erschöpft, und die Wahl liegt dann zwischen der baaren Wiederholung und der gewandten Verarbeitung alter Materialien. Wenige sind der erstaunenswerthen tours de force eines Lord Lytton fähig, und Goethe's Ausspruch, betreffend die Unmöglichkeit von seinem eigenen Schatten hinwegzuspringen, ist selbst in ihm veranschaulicht. Auerbach hat sich nicht erfolglos bemüht, die zunehmende Armuth der Erfindung dadurch zu verbergen, daß er sein eigenes Geschick als Novellist mit den politischen Schicksalen seines Vaterlandes verbindet. Sein gegenwärtiger Roman ist in der That das Prosa-Epos der deutschen Einheit und die Wahl des Stoffs ist in mancher Hinsicht eine gute. Ein patriotisches Thema kann kaum ermangeln, einem patriotischen Publikum zu gefallen, besonders wenn das Genie des Schriftstellers ebenfalls ein patriotischer Glaubensartikel ist. Es folgt daraus nicht, daß es für Ausländer ebenso interessant sein wird, und es steht zu fürchten, daß die Leser der vier bereits angezeigten Uebersetzungen (französisch ist bedeutungsvoll abwesend) es für langweilig und mangelhaft in Bezug auf Einheit der Handlung und Concentration des Interesses erklären werden. Die letztern Mängel sind fast unzertrennlich von dem Plane einer Familiengeschichte, wo die Charaktere zahlreich sind und die Ereignisse sich über eine Reihe von Jahren verbreiten; auch ist Langeweile nicht leicht in einer Erzählung zu vermeiden, die einem achtbaren ältlichen Bürger in den Mund gelegt ist, bei dem Weitschweifigkeit fast als ein Erforderniß dramatischer Schicklichkeit erscheint. Waldfried's ruhige, sachgemäße Art und Weise, seine Geschichte zu erzählen würde schon jede Aufregung seitens des Lesers zurückhalten, selbst wenn die Erzählung an und für sich aufregend wäre. Andererseits hat das Werk viele Vorzüge. Es ist gerade das richtige Buch für die Muße: eins, das man aufnehmen und wieder hinlegen kann, wie es einem eben bequem ist. Wenn häufig matt, so ist es doch nie schwerfällig, und wenn die Strömung am langsamsten ist, enthält sie oft viel werthvollen Stoff in Auflösung. Es spiegelt sich wahrscheinlich die durchschnittliche öffentliche Meinung Deutschlands über politische Dinge mit ziemlicher Unparteilichkeit darin ab, auch beleuchtet es viele der ausgesprochensten Bestrebungen des heutigen deutschen Gedankens. Die dasselbe durchdringende Atmosphäre verfeinerter, doch etwas pedantischer Cultur ist charakteristisch deutsch; und ist auch keine der Gestalten sehr individuell oder sehr typisch, so verkörpern sie doch die meisten Ideen, welche im letzten Vierteljahrhundert in der deutschen gebildeten Gesellschaft gegärt haben und wie zu einem Brennpunkt in der Annahme der gegenwärtigen Ordnung der Dinge in der Praxis sich vereinigen, während man sich der Theorie nach immer noch zum Republikanismus bekennt. Im ganzen ist «Waldfried» lesenswerth, doch nicht als Roman.

Maurenbrecher's „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit" „bilden ein sehr willkommenes Buch, welches die Ergebnisse großer Forschung in einem gefälligen Stil enthält.... Es ist zwar wenig unbedingt Neues in diesen Studien; doch sind die Resultate früherer Forscher in einer angenehmen Weise wiedergegeben und zusammengestellt, und das nüchterne und erfahrene Urtheil des Verfassers selbst gebietet stets Achtung und Vertrauen."

Ueber „Geschichte der auswärtigen Politik und Diplomatie im Reformationszeitalter" von K. Fischer spricht sich das Blatt ebenfalls lobend aus.

F. von Löher's „Die Magyaren und andere Ungarn" erklärt es für einen interessanten Beitrag zu einem der verwickeltsten politischen Probleme unserer Zeit, und theilt in etwas eingehenderer Weise den Inhalt in kurzen Umrissen mit.

Von Maximilian Perty's „Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen", heißt es dort, daß wenn der Verfasser nicht von seiner philosophischen Höhe zu dem bescheidenern Amte eines Sammlers ethnologischer Thatsachen herabsteigen wolle, man kaum wisse, was er sich noch zu erörtern übriggelassen. Ein solches Herabsteigen würde keinen Verlust an Originalität in sich schließen, meint der Recensent, denn eine solche wäre im Buche nicht anzutreffen.

Günstiger lautet dasselbe Urtheil über „Der vorgeschichtliche Mensch", begonnen von W. Baer und vollendet von F. von Hellwald, doch sagt er, das Buch würde besser sein ohne die Illustrationen, welche die vermutheten Zwischenfälle uncivilisirten Daseins in einer hochpoetischen Weise schildern.

„H. J. A. Körner's «Natur-Ethik» ist ein umfassendes und tüchtiges Werk, nämlich umfassend genug, um solche Fragen wie die Schicklichkeit, Aerzten und Schullehrern die Pflicht aufzuerlegen, eine Concession vom Staate zu erlangen, in ihren Bereich zu ziehen, und tüchtig genug, um dem großen Feinde aller Abhandlungen über Ethik, dem Gemeinplatz, zu entgehen. Das Anziehende des Werks liegt theils in dessen Mannichfaltigkeit und theils in des Verfassers Consequenz, ethische Verbindlichkeit einzig aus den Vorschriften des Naturgesetzes herzuleiten, was sofort den größten Theil der in Vorschriften sich ergehenden Sittlichkeit, welche die Wiederholung zum Gemeinplatz gemacht hat, hinwegfegt. . . ."

„Das jüdische Unterrichtswesen während der spanisch-arabischen Periode" von M. Güdemann findet günstige Erwähnung.

Karl Hirsche's „Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der Imitatio Christi" wird als ein hochwichtiger Beitrag zur Lösung der Frage nach der Autorschaft dieses Buchs angesehen.

„Felix Mendelssohn-Bartholdy's Briefe an Ferdinand Hiller", sagt die Zeitschrift, „würden eine viel ausführlichere Anzeige von uns beansprucht haben, wären sie nicht auch in englischer Uebersetzung erschienen. Sie zeichnen sich durch des Verfassers gewohnte Heiterkeit des Gemüths, Lebhaftigkeit des Stils und Herzlichkeit des Gefühls aus. Ihr einziger

Nachtheil ist, daß, an einen Collegen gerichtet, sie häufig zu technisch für den nichtmusikalischen Leser sind."

Ueber Rudolf Gottschall's „Poetik" sagt die „Saturday Review": „Dieses Werk verdient viel Lob als eine klare, verständige und gedrängte Abhandlung über ein Thema, bei welchem sonst paradoxe Lehren und Weitschweifigkeit Mode sind. Nach einem kurzen Bericht über die Literatur des Gegenstandes und einem Essay über das Wesen der dichterischen Composition im allgemeinen, steigt der Verfasser zu der Technik der Kunst, wie die passende Anwendung der Gleichnisse und die Wahl des Versmaßes, hinab. Gottschall's Bemerkungen zeichnen sich stets durch richtiges Urtheil und eine vollkommene Beherrschung der Grundsätze der ästhetischen Kritik aus."

„Reinwart Löwenkind, nach mündlicher Ueberlieferung" von Victor von Strauß ist, wie die «Sartuday Review» meint, „interessant an und für sich und angenehm erzählt in fließenden Hexametern, von der Art jedoch, daß es scheint, sie könnten ins Endlose weiter fließen, sobald man den Kunstgriff einmal weghat."

Von den „Dramatischen Werken der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen, herausgegeben von R. Waldmüller", heißt es: „Es ist kaum wahrscheinlich, daß sie in drei Bänden gesammelt und zum Theil von einem Dramatiker von Ruf durchgesehen worden wären, hätte sich nicht der verstorbene König von Sachsen für die Sache interessirt. Sie sind indessen von gutem und geläutertem Geschmack zeugende, wenn auch nicht gewaltige Stücke und in jeder Hinsicht ehrenvoll für die fürstliche Dilettantin."

„Sibylle" von A. Vollmar wird eine hübsche und anziehende Erzählung von entschiedener sittlicher Tendenz genannt.

„Sibirien, oder die Declassirten vom 14. December", von Wilhelm Freiherrn von Graßhoff, erscheint der «Saturday Review» „hauptsächlich bemerkenswerth wegen seiner reichlichen Einzelheiten über russische Sitten und Gebräuche".

In „The Academy" vom 14. März bespricht Harry Breslau die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" von Wilhelm von Giesebrecht in anerkennendster Weise, und in der Nummer 98 vom 21. März berichtet R. Simpson über Wolfgang Bernhardi's „Robert Greene's Leben und Schriften", und drückt sein Bedauern darüber aus, daß die Engländer ihren deutschen Mitarbeitern nicht durch sorgfältige Ausgaben der Werke der Shakspeare'schen Vorläufer und Zeitgenossen besser vorgearbeitet haben. Die Mängel der Deutschen fielen dadurch den Engländern zur Last.

Max Müller bespricht in derselben Nummer: „Johannes Brandis. Ein Lebensbild", von Ernst Curtius.

Eine längere Besprechung in der „Sarturday Review" vom 25. April der englischen Uebersetzung von Vambéry's „Centralasien" schließt mit diesen Worten: „Wir nehmen Abschied von dem Verfasser mit aller Achtung vor seinen vielseitigen Kenntnissen und mit der Hoffnung, daß er von seinem ungarischen Professorstuhl immer noch fortfahren möge, uns aus unserm insularischen Wohlbehagen aufzurütteln, an unsere nationalen Pflichten uns zu erinnern und unsere Staatsmänner auf große Streitigkeiten vorzubereiten, welchen sie nicht ausweichen und die sie nicht ignoriren können."

Bibliographie.

Assing, Ludmilla, Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie. 2te Hälfte. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus dem Leben des General-Feldmarschalls Edwin Freih. von Manteuffel. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 15 Ngr.

Büchner, L., Der Gottes-Begriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart. Ein allgemein verständlicher Vortrag. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Kraft und Stoff. Empirisch-naturphilosophische Studien. In allgemein verständlicher Darstellung. 13te vermehrte und verbesserte, mit 6 Vorworten versehene Aufl. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Claus, C., Die Typenlehre und E. Haeckels sogenannte Gastraea-Theorie. Wien, Manz. Gr. 8. 8 Ngr.

Eberty, F., Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. 2te umgearbeitete Ausgabe. Breslau, Kern. 8. 12 Ngr.

Frantz, C., Der Bankrott der herrschenden Staatsweisheit. Augsburg, Kranzfelder. Gr. 8. 10 Ngr.

Gedichte für das Leben. Zu gemüthvoller Unterhaltung und Belehrung. 4tes Heft. Raritätenkästlein von 1870—1871 von J. C. F. Gred. Homburg, Fraunholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Grossmann, J., Der kaiserliche Gesandte Franz von Lisola im Haag 1672—1673. Ein Beitrag zur oesterreichischen Geschichte unter Kaiser Leopold I. Nach den Acten des Wiener Staatsarchives. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hamann's, J. G., Schriften und Briefe in 4 Thln. Zu leichterem Verständniß im Zusammenhange seines Lebens erläutert und herausgegeben von M. Petri. 4ter Thl. Hannover Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hedwig v. Burgsdorff, geb. von der Osten, geb. 1613, gest. 1676. Lebenslauf. Von ihr selbst aufgesetzt. Berlin, Heinersdorff. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Helvig, H., Das 1ste bayerische Armee-Corps von der Tann im Kriege 1870/71. Nach den Kriegsacten bearbeitet. München, Oldenbourg. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Heß, W., Bilder aus dem Leben schädlicher und nützlicher Insekten. Die Hymenopteren. Leipzig, Wilfferodt. 8. 20 Ngr.

Hönig, F., Der Trauring. Parodie zu Schiller's „Lied von der Glocke." Frei nach einem gegebenen Motive. Cöln, Heyn. 16. 2½ Ngr.

Jahrbücher für jüdische Geschichte und Literatur. Herausgegeben von N. Brüll. (1ster Jahrgang.) Frankfurt a. M., Erras. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jellinek, A., Reden bei verschiedenen Gelegenheiten. 1ster Thl. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 28 Ngr.

Kaiser und Papst. Altona, Verlags-Bureau. Gr. 8. 7½ Ngr.

Klein, H. J., Naturwissenschaftliche Bilder und Skizzen. Für Gebildete. Graz, Leykam-Josefsthal. 8. 2 Thlr.

Kopp, W., Geschichte der Jahre 1813—1815. Berlin, W. Müller. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kraus, F. X., Ueber das Studium der Kunstwissenschaft an den deutschen Hochschulen. Strassburg, Trübner. Lex.-8. 8 Ngr.

Kriegk, G. L., Deutsche Kulturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Nebst einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kriegs-Poesie der Jahre 1870—1871 geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hensing, F. Metzger, Münch und Schneider. 5ter Bd. Mannheim, Schneider. Gr. 16. 1 Thlr.

Kummer, J. J., Geschichte des Schulwesens im Kanton Bern. Bern, Dalp. Hoch 4. 20 Ngr.

Lernt Rom kennen! Ein Weckruf an das deutsche Volk von einem Deutschen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Löher, F. v., Das Erwürgen der deutschen Nationalität in Ungarn. Denkschrift aus Siebenbürgen. München, A. Ackermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Lossing, B. J., Eine Geschichte der Vereinigten Staaten für Familien und Bibliotheken. Ins Deutsche übertragen von L. Simonson. Hartfort. 1873. Lex.-8. 8 Thlr.

Löwenthal, E., Zur internationalen Friedenspropaganda. Flugschrift. Berlin, Mahlo. Gr. 8. 3 Ngr.

Lyell, Sir C., Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eis-Zeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen mit eigenen Bemerkungen und Zusätzen und in allgemein verständlicher Darstellung von L. Büchner. Autorisirte deutsche Uebertragung in zweiter, nach der vierten Auflage des Originals vom Jahre 1873 völlig umgeänderter und vermehrter Aufl. Leipzig, Thomas. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Marbach, O., Hamlet. Tragedie nach Shakespeare. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Shakespeare-Prometheus. Phantastisch-satirisches Zauberspiel vor dem Höllenrachen. Leipzig. C. G. Naumann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meinardus, L., Ein Jugendleben. 1ster Bd. Das elterliche Haus. — Lehrjahre. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Meyer, J., Aus 17 Zungen. Lieder und Gedichte verdeutscht. Leipzig, Steinacker. 8. 1 Thlr.

Michelis, F., Mein Glaubensbekenntniß. 2te Aufl. Leipzig, Honer. 1873. 8. 4 Ngr.

Mill's, J. S., Selbstbiographie. Aus dem Englischen von C. Kolb. Autorisirte deutsche Uebersetzung. Stuttgart, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mommendey, G. C. F., Die physische Erziehung der Kinder. Stuttgart, Müller. 8. 10 Ngr.

Münch, G., Das Mißverhältniß zwischen geistiger und körperlicher Ausbildung und seine Folgen naturwissenschaftlich begründet. Ein Mahnung für Eltern und Erzieher. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Niemann, E., Unsterblichkeit, Auferstehung und ewiges Leben. Ein apologetischer Vortrag. Hannover, Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Die National-Literatur der Skandinavier. Eine prosaische und poetische Anthologie aus den besten nordischen Schriftstellern mit erläuternden, kritischen und biographischen Notizen herausgegeben von A. C. Wollheim, Chevalier da Fonseca. 1ste Lief. Berlin, Hempel. Lex.-8. 10 Ngr.

Remmersdorf, F. v., Ein Gentleman. Geschichte eines jungen Mannes. Roman in 4 Bdn. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Pfau, L., Gedichte. 3te Aufl. und Gesammtausgabe. Stuttgart, Göschen. 8. 2 Thlr.

Rokitansky. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmitt, E. H., Moderne und antike Schicksalstragödie. Kritik der modernen Anschauung über die Tragödie. Berlin, W. Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Vay, Adelma Freiin v., Studien über die Geisterwelt. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Thlr.

Werner, E., Glück auf. Roman. 2 Bde. Leipzig, Keil. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wien vor 60 Jahren oder Kaiser Franz und seine Gäste. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Wien, v. Waldheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 20. — 14. Mai 1874.

Die Balladensammlung von Ignaz Hub.

Deutschlands Balladen-Dichter und Lyriker der Gegenwart. Ein Hülfsbuch zur Wissenschaft der neuesten Literatur. Mit den Lebensabrissen und Charakteristiken der Dichter, auch einer Auswahl des Schönsten und Eigenthümlichsten aus ihren Werken. Von Ignaz Hub. Karlsruhe, Creuzbauer. 1874. 4. 2 Thlr. 12 Ngr.

Dieser umfassende Schlußband des großen, in vierter Auflage erschienenen Balladenwerks von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter", der uns in einer Separatausgabe vorliegt, beweist den seltenen Fleiß, mit welchem tüchtige Literarhistoriker sich auch der Poesie der Gegenwart zuwenden, ein Fleiß, der mit der Theilnahme des Publikums sogar in einem unleugbaren Misverhältniß steht. Welche Fülle vorzüglicher Gedichte enthalten diese Sammelwerke! Welches Recht hat das *deutsche* Volk, auf die Dichter der Gegenwart stolz zu sein! Wie matt aber ist der Antheil, wie beschränkt die *Kenntniß* des Publikums von dem Trefflichen, was dichterische Begabung in seiner Mitte zu Tage gefördert hat! Und wenn auch diesen größern Sammelwerken die Theilnahme noch entgegenkommt, wenn sie gelesen und gekauft werden — wie selten erwärmt sich das Interesse der Leser hinlänglich, um die Originalausgaben der Dichter zu lesen oder gar zu kaufen. Ist ein Dichter zufällig einmal *Mode* geworden, so finden sich seine Dichtungen wol auf allen Toilettentischen oder auf den Bücherbretern und *sonstigen* Schaugerüsten des Prunkzimmers. Doch ist dies nur eine Ausnahme — und es ist charakteristisch für das Verhalten unsers Publikums, daß es wieder nur einzelne seiner von der Mode ausgezeichneten Dichtwerke oder Sammlungen sind, die der Ehre theilhaftig werden, als poetische Laren auch am häuslichen Altar eine Stelle zu finden. Derselbe Dichter mag noch Vortrefflicheres geschaffen haben — sein Modegedicht, seine Modesammlung erhält vielleicht dreißig Auflagen, während seine andern Dichtungen es kaum über eine hinausbringen. So launenhaft, so „specialistisch" ist die literarische Mode in Deutschland! Und gerade darin zeigt es sich, daß es sich blos um eine Mode handelt; wahrhafte Liebe zu dem Dichter selbst würde alle Ausstrahlungen seines Genius in einem und demselben Brennpunkte sammeln.

Die Vorzüglichkeit künstlerischer Leistungen ist für die Wahl, welche die Mode trifft, keineswegs bestimmend. Es sind sehr gute Gedichte, es sind aber auch sehr schlechte Mode gewesen: wir erinnern nur an die „Amaranth" und an die widerlich süßliche Lovely-Poesie. Andererseits stoßen Dichtungen, welche das Merkmal des echten Genius an der Stirne tragen, welche von unbefangenen Literarhistorikern und in den kritischen Skizzen aller Sammelwerke die erste Censur: Summa cum laude, erhalten, auf eine unbegreifliche Indifferenz seitens des Publikums. Daß das in England und Frankreich unmöglich wäre, ist keine Frage; laute kritische Anerkennung der tonangebenden Organe findet dort ein lautes Echo und wirkt bestimmend auf das Publikum. Wir haben in Deutschland dagegen literarische Moden, die sich gleichsam hinter dem Rücken der Kritik einschleichen; es war dies schon zu unsern classischen Zeiten so, und sie haben unsern großen Dichtern oft genug das Leben verbittert; in Bezug auf den äußern greifbaren Erfolg stand Goethe längere Zeit sogar hinter seinem Schwager Vulpius zurück. Daß dergleichen Moden vorübergehend sind, mag tröstlich sein; immerhin beeinträchtigen sie die Entwickelung der Literatur und die volle Anerkennung, welche den echten Talenten zutheil werden sollte; immerhin reißen sie eine Kluft auf zwischen Nationalliteratur und Volksliteratur, welche man bei andern Völkern nicht kennt. Auch läßt sich nicht einmal bestimmt sagen, was eigentlich bei uns diesseit oder jenseit dieser Kluft steht; denn die sogenannten Leihbibliothekenschmöcker und Lieferungsromane sind von unsern aristokratischen Damen mit Vorliebe gelesen worden.

Die Lyrik ist überhaupt kein Thema der Unterhaltung mehr. Irgendein Feuilletonist mit boshaften Einfällen, irgendein Leitartikel oder eine Posse macht von sich reden, selten eine Gedichtsammlung. Nur die Dichter sprechen davon — und da ist es wieder ein Glück zu nennen, daß es in Deutschland einige tausend Dichter gibt, natürlich gedruckte und ungedruckte. So ist die Lyrik eine „Specialität", wie die Goldschmiedekunst und die Hüttenkunde, eine Sache des „Metier", welchem wenigstens die Zunftgenossen ihre Theilnahme zuwenden. Das sind ungesunde Zustände — und die deutsche Nation der Gegenwart hat ganz gewiß kein Recht, sich ein Volk von Denkern und Dichtern zu nennen, eine Nation, deren Akademien nur zünftige Gelehrte, oft von geringer Bedeutung, angehören, aber kein einziger Dichter.

Zu allen Zeiten hat der Erfolg, die Theilnahme der Nation, das Echo der Geister und Herzen die dichterische Schöpfungskraft beflügelt. Wenn der Erfolg sich dem künstlerisch Werthlosen zuwendet, erlahmt diese Kraft, oder sie sucht selbst falsche Bahnen auf, nur um Beifall zu gewinnen. Dafür gibt es gerade in unserer Zeit der Beispiele genug. Der innere Kampf zwischen dem Streben nach dem Ideal, der Genugthuung für das eigene künstlerische Bewußtsein und dem magnetisch anziehenden Erfolg, ohne den doch immer eine innere Unbefriedigung, ein bohrender Zweifel zurückbleibt, zerrüttet manche schöpferische Kraft. Heute: Odi profanum vulgus et arceo, morgen: Rien ne réussit que le succès.

Niemals hat der roheste Cultus des Erfolgs eine solche Höhe erreicht wie in der jüngsten Zeit; man berechnet den Werth eines Stücks nach den Tantièmen, die es eingebracht, den Werth einer Dichtung nach den Auflagen, die sie erlebt hat. Und das Publikum ist vollkommen geneigt, diesen Werthmesser als berechtigt anzuerkennen. Erfolge sind immer beachtenswerth, wenn auch nicht in literarhistorischer, doch in culturhistorischer Hinsicht; aber für die Bedeutung der Talente und für den ästhetischen Werth der Dichtwerke geben sie durchaus keinen Maßstab ab.

Um so höher achten wir den Sammelfleiß tüchtiger Gelehrten, welche das Werthvolle der jüngsten lyrischen Production aus dem Fluß der literarischen Bewegung herausretten und was von gediegener Bedeutung ist, wie einen rocher de bronze stabiliren, als einen Hort echter Kunst, ein Vermächtniß für die Nachwelt. Ignaz Hub nennt sein Werk auf dem Titelblatt: „Ein Hülfsbuch zur Wissenschaft der neuesten Literatur." Er weiß vielleicht nicht, daß er sich durch solche Bezeichnung bei den Zunftgelehrten in ketzerischen Geruch bringt. Gibt es denn eine Wissenschaft der neuesten Literatur? Darf man von Wissenschaft, von Forschung sprechen bei Werken, die in allen Buchläden ausliegen? Die vornehme Gelehrsamkeit erkennt als würdige Objecte der Wissenschaft nur solche Bücher an, von denen sie den Staub der Bibliotheken herunterblasen muß; die neuere Literatur gehört auch bei den Universitäten in dasselbe Gebiet wie die Fecht- und Reitkunst, in ein Gebiet, auf welchem sich Lectoren und Privatdocenten tummeln mögen.

Und dennoch gibt es eine Wissenschaft der neuen Literatur, und sie ist nicht minder productiv wie diejenige, welche alte Handschriften sucht und zusammenstellt; sie hilft ganz wie diese eine Nationalliteratur schaffen. Der Verlagsbuchhandel schafft zunächst ein Chaos, er zieht die Schleusen für eine unermeßliche Flut der Production auf, Gutes und Schlechtes wirbelt durcheinander; ohne die Literaturgeschichte der neuesten Zeit, ohne die sondernde Kritik, ohne den Sammlerfleiß würde sich dies Chaos verewigen; wir würden niemals eine Literatur erhalten, sondern nur eine oscillirende Productionsmasse, auf welche hier und dort ein zufälliger Erfolg einige schielende Lichter aufsetzt. Ehre darum den Männern, welche aus dieser treibenden Flut das Bleibende, gleichsam aus dem Meßkatalog die Literaturgeschichte herausretten.

Es gibt also eine sehr fruchtbare und werthvolle „Wissenschaft der neuesten Literatur"; auch ist sie keineswegs Dilettantenarbeit. Einmal erfordert sie größere kritische Schärfe als die Wissenschaft der ältern Literatur; denn für diese hat schon das Sprachdenkmal als solches, wenn es die Spuren ehrwürdigen Alters trägt, selbständigen Werth und dasselbe bedarf keiner ästhetischen Würdigung; für die neuere Literatur ist aber die letztere unerlaßlich und zwar nicht blos im Sinne negativer Abwehr, sondern eines kunstsinnigen Nachempfindens talentvoller Schöpfungen, ohne welches die Kritik nur ein bei verbotenen Wegen aufgesteckter Strohwisch ist. Dann bleibt aber auch dem „Gelehrten der neuesten Literatur" keineswegs die Mühe des Forschens erspart. Wie in der Zeitferne verliert sich auch in der Masse das einzelne Product, und es ist nicht leicht, dasselbe herauszusuchen.

Wenn wir so eine Wissenschaft der neuesten Literatur als thatsächlich bestehend hinstellen, so zögern wir nicht, Ignaz Hub zum Doctor derselben zu creiren. Er hat den ebenerwähnten Forscherfleiß nicht blos in der Entdeckung und Sammlung der werthvollen Schätze neuer Dichtung bewiesen, er hat ihn auch ausgedehnt auf die bisherige kritische Würdigung dieser Leistungen. Einem jeden Charakterbild, das er von einem neuern Dichter entwirft, ist nicht nur ein Verzeichniß der Kritiken der Hauptjournale und Literaturgeschichten beigegeben, sondern auch in die Charakteristik selbst sind die Urtheile einzelner bedeutender Kritiker mit aufgenommen. Diese Zusammenstellung ist ein Werk großen Fleißes; denn nichts ist schwieriger als aus der flüchtig vorüberrauschenden Journalliteratur das Gewichtvollere für dauernde Aufmerksamkeit zu fixiren.*) Nun muß es freilich schwierig scheinen, bei einer Kritik wie die deutsche, die nach allen Gegenden der Windrose auseinandergeht, eine kritische Gedankenharmonie herzustellen. Gleichwol ist die Summe der kritischen Urtheile ein nicht zu misachtender Maßstab für die Bedeutung eines Dichters, und wenn angesehene Kritiker von den verschiedensten Standpunkten aus sich in der Anerkennung eines Poeten zusammenfinden und bei allen Abweichungen in der Würdigung der einzelnen Werke doch zu Gunsten seines Talents plaidiren: so darf eine Stellung desselben in unserer Nationalliteratur wol

*) Daß bei den einzelnen Charakteristiken der Dichter vorzugsweise von allen deutschen kritischen Organen die „Blätter für literarische Unterhaltung" und zwar von den Jahrgängen 1830 bis zur Gegenwart erwähnt und citirt werden, ist eine Auszeichnung, deren wir wenigstens in einer Note uns rühmen dürfen. Hoffentlich werden die „Blätter für literarische Unterhaltung" auch fernerhin ihre Bedeutung für die Literaturgeschichte der Zukunft behaupten.

als eine gesicherte betrachtet und über die hämischen Angriffe einzelner Gegner, vor denen in Deutschland kein Talent und keine Leistung geschützt ist, zur Tagesordnung übergegangen werden. Diejenigen kritischen Urtheile, welche Ignaz Hub in seine Charakteristiken verwebt, sind meistens sehr glücklich ausgewählt; es sind nicht jene nach der Schablone ausgestellten Censuren, welche in der Regel keinen andern Zweck haben, als die Ueberlegenheit des Kritikers darzuthun; es sind Urtheile, welche zugleich den Dichter in seinem ganzen Wesen charakterisiren und so ein anschauliches Bild von ihm und von seinen Werken geben.

Außer den Balladen hat Ignaz Hub von den meisten Balladendichtern auch Lieder und lyrische Ergüsse mitgetheilt, und wenn er auch sein Werk nicht zu einer allgemeinen Anthologie erweitert, so wird man jene zahlreichen lyrischen Proben immerhin mit Vergnügen aufnehmen, da sie die wichtigsten Beiträge zur Charakteristik der Dichter selbst sind. „Ich zog", sagt der Herausgeber in dem Vorwort, „auch die Liederdichtung vielfach in den Bereich der Darstellung, die wie Pulsschlag und Athemzug Zeichen und Maß des innersten Lebens ist und dieses frisch fortdauernde Leben in immer neuen Gestaltungen offenbart." Ueber seine Art und Weise der Charakteristik sagt Ignaz Hub in der Vorrede:

In den Charakteristiken, die um so aufmerksamer behandelt wurden, je näher ich an die Gegenwart herantrat, war ich bestrebt, unter umsichtiger Benutzung der berufensten kritischen Stimmen — insofern diese vorurtheilsfrei und gerecht den Individualitäten in Wahrheit entsprechen und sich die Beurtheiler nicht in einseitigen Theorien befangen zeigen, daß z. B. alles aus der Zeit herausgedichtet sein solle, während das Ideale, die Welt des Gemüths für sie keine Bedeutung hat — die Poesien im richtigen Lichte zu betrachten und nach allseitiger Prüfung jeden Dichter nach dem ganzen Umfange seiner Thätigkeit, wenigstens in den Hauptmomenten zu schildern. Gern habe ich die Spitzen gebogen und gebrochen, die hin und wieder verletzen konnten. Gewiß aber habe ich bei aller Milde des Urtheils (hat doch die Muse unsere so oft aus Unkenntniß und vorgefaßter Meinung unterschätzten Epigonen — misachtet zumal von jenen, welche nur die negative Seite der Phänomene in Betracht zu ziehen pflegen und den Proceß des Werdens in den düstern Farben der Auflösung erblicken — reiche Schätze zu Tage schürfen lassen, und wer wollte leugnen, daß die Lyrik seit Goethe nicht im einzelnen fortgeschritten, ins einzelne nicht mit bedeutender Vertiefung eingedrungen wäre!) die Bestrebungen einzelner und ihre Darstellungskraft nicht überschätzt. Um so höher mußten in einer dem Walten der Poesie so ungünstigen Zeit, in unserer dem Utilitätsprincip huldigenden, vom Erdgeist beherrschten Gegenwart die Schöpfungen künstlerischer Phantasie und poetischer Inspiration gestellt werden („lebe hoch, was Leben schafft!"), um welche, hervorsprechend aus jeder Farbe und jedem Schatten, die himmlischen Geister wehen. Der biographische Theil des Buchs — größtentheils aus eigener Angabe der Dichter geschöpft — wird dazu dienen, das Interesse nicht nur an den Persönlichkeiten, sondern an der Literaturgeschichte selbst zu beleben. Bei Auswahl der Proben, die ein Bild geben sollen von dem Wesen und Wirken, von der geistig-physiognomischen Eigenthümlichkeit eines jeden, habe ich aus der sich thürmenden Masse poetischen Materials alles Unschöne, Formstarre, den guten Geschmack irgendwie Verletzende ferngehalten, hauptsächlich dagegen angesichts eines allem Hohen und Heiligen in den Massen abgeneigten Realismus das ideale Element, die sittliche Wirkungskraft des Schönen auf die menschliche Seele ins Auge gefaßt, denn die rechten Ideale sind es ja einzig, die, wenn alle andern versagen, nicht aufhören, dem Leben Licht und Halt zu geben. Uebersetzungen ließ ich nur wenige zu, und nur solche, welche von lebendiger Anmuth erfüllt und belebt sind, oder wo die Kenntniß fremder Dichter mit feinem Sprachgefühl in geschmeidigen Rhythmen sollte vermittelt werden. Eine nicht geringe Anzahl von Beispielen und Proben besteht übrigens aus Originalmittheilungen, d. h. zum ersten male Gedrucktem, beansprucht somit als Selbstanthologie der Verfasser noch ein besonderes Interesse.

Die frühern Bände des gesammten Balladenschatzes, dessen Schlußband hier vollendet vor uns liegt, sind bereits in vierter Auflage erschienen: wir stellen diesem letzten, unmittelbar in die Gegenwart eingreifenden Bande ein noch günstigeres Prognostikon. Er umfaßt alle Balladendichter seit dem Jahre 1830, und zwar werden uns die Dichter nach ihren Geburtsjahren vorgeführt, die sonst beliebte Anordnung der künstlerischen Persönlichkeiten nach Gruppen erschien dem Herausgeber bedenklich, „da es schwer ist, Unzulänglichkeiten und Einseitigkeiten zu vermeiden".

Viele der hervorragenden Dichter erfreuen sich einer außerordentlich eingehenden Würdigung, gegen welche die blassen Urtheile in manchen raisonnirenden Literaturgeschichten als sehr nichtig erscheinen; denn eine durch das ganze kritische Orchester der Gegenwart verstärkte Instrumentirung der Urtheile sowie zahlreiche anthologische Proben rufen eine Lebendigkeit des Eindrucks hervor, welche durch bloße Raisonnements nicht zu erreichen ist. Das feststehende Urtheil über die hervorragenden Dichter, einen Anastasius Grün, einen Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath, sowie über Karl Beck, Paul Heyse, Hermann Lingg, Robert Hamerling u. a., wird durch Ignaz Hub weder erschüttert noch abgelenkt, aber in jeder Hinsicht verstärkt und begründet. Jede Einseitigkeit ist ihm fremd, und so kommen die Dichter verschiedenster Richtung zu gleicher unbefangener Würdigung.

So vollständig die Sammlung ist, so hat Hub doch merkwürdigerweise einen unserer begabtesten Dichter mit aufzunehmen vergessen; wir meinen Max Waldau, dessen „Cordula" und „Rahab" doch gewiß Proben eines glänzenden epischen Stils bieten und der sowol in Bezug auf geistige Bedeutung als Formschönheit sehr vielen Poeten überlegen ist, die Ignaz Hub mit liebevoller Anerkennung behandelt. Gegen die Aufnahme minder bekannter Dichter läßt sich gewiß nichts einwenden, sobald ihr Talent Beachtung verdient; desto empfindlicher ist aber der Ausschluß eines hervorragenden Poeten. Einige der wenig gekannten erwähnt Hub in der Vorrede:

Aufmerksam mache ich auf den witzigen Caricaturenzeichner Ludwig Eichrodt (pseudonym Rudolf Rodt, Verfasser der „Gedichte in allerlei Humoren", der „Lyrischen Caricaturen" u. s. w.) und auf den Großneffen des Hainbundsängers, den feinsinnigen, von der Würde des Ideals erfüllten Hermann Hölty (den Dichter der „Bilder und Balladen", besonders von der Ostsee, sowie der Gemälde „Alpenzauber und Italische Gebilde"); sodann auf Karl Wilhelm Diehl, den Schilderer der Tropennatur in ihrer idealen Wahrheit, auch Thyrsusschwinger für Deutschlands Volkseinigkeit und Größe; auf Dranmor (Ferdinand von Schmid), den Dichter des „Requiem", mit seiner tiefernsten und großartigen Weltanschauung; ferner weise ich hin auf die edeln Heimgegangenen: Hugo von Blomberg, den phantasiekräftigen reichen Balladensänger mit eigentlicher poetischer Kraft, nicht bloßer Kunstfertigkeit; auf Joseph Roth, den genialen, nur allzu düster oft anschauenden Maler und Bilderer; sodann auf Berthold Sigismund, mit seiner andächtigen Hingabe und Vertiefung in die Natur- und Menschen-

seele, und endlich auf den auch für das Geistige der Kunst begeisterten Christian Schad, voll deutscher Naturandacht mit den überwiegend vorklingenden Molltönen elegischen Gefühls.

Da es sich, nach dem Plan und der Ausführung des Werks, nicht blos um rühmende Erwähnung handelt und die mitgetheilten Proben ein selbständiges Urtheil sowol verstatten wie herausfordern, so hat Hub in der That die Mittel zur Hand, seine Auswahl vor der Kritik zu rechtfertigen und ebenso die von ihm begünstigten Dichter in weitern Kreisen bekannt zu machen. Was namentlich Ludwig Eichrodt betrifft, so wird es dem großen Publikum interessant sein, in diesem Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" den Verfasser des bekannten Wanderliedes:

> Nach Italien, nach Italien
> Möcht' ich, Alter, jetzt einmaligen,
> Wo die Pomeranze wohnt u. s. w. —

zu begrüßen, welches durch seine volksthümliche Haltung und seine komischen Reime Aufsehen erregte. Seine Hauptsammlungen sind: „Gedichte in allerlei Humoren", „Lyrischer Kehraus" und „Lyrische Caricaturen". Eichrodt ist ein Meister der Parodie und verdient als solcher eine hervorragende Stellung in der komischen Literatur. Wir erwähnen: das „Lied des Divansky", in welchem er die westöstliche Lyrik persiflirt, das Gedicht: „Aus dem neuen Völkerfrühlingg", eine Parodie des Lingg'schen Stils, der „Nachschiller", eine vorzügliche Persiflage der hochtrabenden Schillerianer, mit dem Schlußvers im Stil der „Ideale":

> Einstens aber labt den Adamiden
> Der Erkenntniß trauter Seelenfrieden,
> Und das Urtheil bricht sich ab den Zahn;
> Jenseits flüstert heimliche Geberde,
> Auf der kummerlosen Vatererde
> Schweigt der ungerührte Wahn.
> Welten lodern und Begierden schlummern,
> Hermes selber nimmt sich einen krummern,
> Einen minder starren Todesstab
> In die schatt'ge Unterwelt hinab.

Ebenso vorzüglich ist die „Matthis-sonate", die wir uns nicht enthalten können hier mitzutheilen:

> Am fernen Hügelpärchen
> Stirbt Phöbus' ros'ger Strahl,
> Und duftend wie ein Märchen
> Verschleiert sich das Thal;
> Es läuten Heerdenglocken
> Wie Abschied von der Welt,
> Und auf den Zwielichtsocken
> Schleicht Pan jetzt übers Feld.
>
> Der Espe Baumschlag pispert,
> Im Mondenglanz gebleicht,
> Wo vom Geröhr umwispert
> Das Lied der Zirpchen schweigt;
> Es schlürft ein Turteltäubchen
> Im Abzugsrinnkanal,
> Und selbst das Wieselweibchen
> Verzehrt sein Abendmahl.
>
> Des Baches muntre Stelze
> Hüpft über Kies und Schurf,
> Und in dem Sommerpelze
> Stolzirt der Mäulerwurf;
> Hoch ragen in die Landschaft
> Die Triften sanft im Saum,
> Indessen aus dem Sand schafft
> Sich die Ameise kaum.
>
> Der Glühwurm mag beneiden
> Irrwischchen überm Teich,
> Drin reiche Trauerweiden
> Sich baden wehmuthweich.
> Stechmücke, Wespe, Spinne,
> Libelle und Skorpion,
> Berauscht von Abendminne,
> Lauscht der Cascade Ton.
>
> Am eppichlosen Pfosten
> Ruht unbequem der Pflug,
> In braunen Scheunen rosten
> Bethauter Schaufeln g'nug.
> Es irrt an meine Scheitel
> Die flederhafte Maus,
> Um alles, weil es eitel,
> Bricht mir das Wasser aus.
>
> Süß hauchen Veilchenraine
> Von Flieder übertäubt,
> Dagegen sich vom Haine
> Der Lege [Düngerlege] Düften sträubt;
> Im Weihmutstannenwipfel
> Girrt zephyrhafter Wind,
> Und mit dem Schnupftuchzipfel
> Wischt sich die Nas' ein Kind.
>
> Auf seichtem Wellentanze
> Grüßt Luna eignen Harm,
> Und an dem Faselschwanze
> Summt wilder Bremsenschwarm
> Um meine Schläfe flechten
> Schilflilien sich des Teichs,
> Wo holde Nymphen rechten
> Mit Faunen des Gesträuchs.
>
> Dort liegt ein Ziegenschäfer
> In Träumen auf dem Moos,
> Und vierzig Maienkäfer
> Entsurren seinem Schos.
> O wunderschöner Abend,
> Der heute Abend ist,
> Und du, zur Mühle trabend,
> O Esel, sei gegrüßt!

Auch der Dichter Biedermaier als Erfinder der großen Literaturballade ist ein köstlicher Typus. Ein Dichter, der bisher keins seiner Gedichte in die Oeffentlichkeit gegeben hat, Joseph Roth (1817—68), wird von Ignaz Hub mit nachgelassenen Gedichten in dieselbe eingeführt. Roth war Landschaftsmaler und hat sich mehrere Jahre in Amerika aufgehalten. Er gehört, nach den mitgetheilten Proben, derselben Richtung an wie Hermann Lingg und liebt wie dieser Stoffe aus der Völkerwanderung; seine Behandlung hat etwas Herbkräftiges, glühendes Colorit, aber die formelle Correctheit ist nicht immer gewahrt. Ueber einzelne Gedichte Roth's spricht sich Hub in folgender Weise aus:

Eine Conception von origineller Anschauung und plastischer Phantasie, ein Pendant zum „Fliegenden Holländer", ist das „Gespensterschiff des Geiserich", jenes finstern Herrschers der Vandalen „mit den fahlen ausgebrannten Wangenhöhlen"; von charakteristischem Gepräge die Ballade „Godegisel", den plötzlichen Tod der Gottesgeisel Attila im Lagerzelte schildernd an der Seite der schönen Hildegund (Ildiko), und die geheimnißvolle Bestattung des Hunnenkönigs. Die wahrhaft dichterische Erfassung des Gegenstandes, das tiefe und markige Colorit der Darstellung, die Trefflichkeit und Energie des Ausdrucks, überhaupt die gleichmäßige Wirksamkeit des Stoffs und der Form stellen dieses Gedicht den besten historischen Gemälden Lingg's ebenbürtig zur Seite. Von herzerschütternder Düsterheit überschwebt, tritt uns sein „Wirthshaus am Wald" entgegen, ein

ausgemaltes Nachtbild mit meisterlicher Personificirung der daselbst eingekehrten Gäste, jener schaurigen Trabanten des Kriegs, des Hungers nämlich und der Pest, welche in Gemeinschaft mit dem stolz wie ein Ritter dreinblickenden Genossen Tod, „dem seltsam das Wams auf die Knochen geschlitzt", um das Leben der nahen Dorfbewohner würfeln, bis auch der letzte von allen, der Todtengräber, der Würfellust des schwarzen Ritters zum Opfer fällt. Uebrigens weiß der Dichter auch lieblicher und heiterer Farben sich mit Glück zu bedienen, wie sein von Farbenfrische und exotischem Reiz belebtes „Märchen im Beduinenlager" und seine Legende „Die heiligen drei Könige in Bethlehem" zeigen, welche in ihrer anmuthenden Naivetät an die rührende Treuherzigkeit alter Holzschnitte gemahnt.

Auf einen ebenfalls wenig gekannten Dichter, Karl Wilhelm Diehl (geb. 1824 in Hamburg, gegenwärtig deutscher Consul für die Republik Uruguay), lenkt Hub die Aufmerksamkeit. Diehl hat sich zuerst durch vortreffliche Uebersetzungen südamerikanischer Dichter bekannt gemacht. Unter dem Pseudonym Wilhelm Walther gab er 1861 die Gedichtsammlung „Cisatlantisch" und 1869 „Schwarzweißroth" heraus, welche auch eine Zeitsatire „Don Quijote" enthält. Auch Dranmor (Ferdinand von Schmid), früher österreichischer Generalconsul in Brasilien, wird von Hub als ein echter und originaler Dichter anerkannt. Sehr günstig äußert sich Hub über Hermann Hölty:

Hermann Hölty, eins der erfreulichsten Dichtertalente der Gegenwart, in welchem sich freie universelle Bildung und individuelle Eigenthümlichkeit durchdringen, hat sich rasch als Lyriker und Dramatiker, wie auch als Fragmentist auf dem Felde der poetisirenden Reiseliteratur Anerkennung und Geltung errungen. Sein Großonkel Ludwig, welcher so innig und tief die geheimnißvollen Reize der Natur feierte, indem er Menschliches in das rein Natürliche verwob, scheint ihm sein tiefes freudiges Naturgefühl, seine unbefangene Naturandacht vererbt zu haben. Hermann, dessen Lieder alle einen Zug nach der Tiefe, nach dem Ernst des Gedankens haben, ist ein sinniger Ausleger der Natur, in deren Erscheinungen, abgebrochenen Orakelsprüchen gleichsam aus dem Munde der Gottheit, er den Geist zu rufen versteht; die Größe derselben überträgt ihren Zauber in die Einbildungskraft und das Gefühl unsers Dichters. Er taucht seine Seele hinein in die Natur, in die Wissenschaft, in das wirkliche Leben, macht sich Gedanken und Bilder aus alledem zum Herzenseigenthum, um sie dann, in poetischer Verklärung der Wirklichkeit, dichterisch aus sich herauszugestalten, ohne jedoch, selbst beim Märchenhaften der Stoffe, den wirklichen Boden zu verlassen, ja, sein kräftiger Realismus gibt gerade seinen Bildern die ungemeine Lebendigkeit und wohlthuende Frische. Er versteht es ganz vorzüglich, leblose Gegenstände zu personificiren, große, von der Natur empfangene Eindrücke lebendig und tief wiederzugeben.

Auch Bernhard von Lepel und Hugo von Blomberg, ein trefflich gebildetes Talent, das sich sehr glücklich in der malerischen und plastischen Sphäre der Poesie bewegt, ebenso Gustav von Meyern-Hohenberg, dem sittlicher Ernst und klare Lebensanschauung nachgerühmt wird, finden warme Anerkennung. Robert Waldmüller wird hervorgehoben als ein Dichter von Feinsinn, charakterhafter Männlichkeit der Denk- und Empfindungsweise mit erfinderischer und gestaltungsfrischer Phantasie und meisterlicher Technik in den verschiedensten Kunstformen; bei Ludwig Bauer wird unmittelbar gesunde Lebensfrische gerühmt, ein bewegliches frohes und reizbares Gemüth, eine empfängliche Phantasie, Witz mit einem Anfluge von Humor.

Diese und viele andere Dichter, welchen hier so günstige Zeugnisse ausgestellt werden, finden in der Tagespresse oft keine, oft nur gelegentliche Beachtung. Das Feuilleton hat eben andere Helden als die Literaturgeschichte; sie tauchen allerdings aus der seichtern Strömung rasch herauf und ebenso rasch wieder hinunter, aber der Tagesruhm mit seinen nicht zu unterschätzenden Genüssen wird ihnen zutheil; daneben geht der tiefere Strom künstlerischer Bildung und künstlerischen Strebens, das an die Nachwelt appellirt. Es sind das freilich sehr ungesunde Zustände, aber unsere Literatur wird doch durch die unbegünstigten ernstern Talente vor Verflachung geschützt.

Solche literarische Hausschätze wie das große Balladenwerk von Ignaz Hub sind gerade geeignet, den dauernden poetischen Besitz einer Nation festzustellen und zu wahren. Was im Augenblick nicht die verdiente Anerkennung fand, wird für spätere Anerkennung aufgespart; es wird aus der Sündflut literarischer Ueberschwemmung an eine sichere Stätte geflüchtet, während die Tagesgötzen, so hoch sie sich aufrichten mögen, oft schon durch die nächste Woge gefällt und zertrümmert werden.

Rudolf Gottschall.

Musikalische Schriften.

1. Bunte Blätter. Skizzen und Studien für Freunde der Musik und der bildenden Kunst. Von A. W. Ambros. Neue Folge. Leipzig, Leuckart. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, der seinen frühern Aufenthalt Prag mit Wien vertauscht hat, gibt hier eine Sammlung verschiedener überarbeiteter Aufsätze aus dortigen Blättern u. s. w. mit neuen vermehrt. Ob dergleichen feuilletonistische Arbeiten verdienen, in besonderer Sammlung veröffentlicht zu werden, das ist zunächst Sache des Verlegers. Jedenfalls schreibt Ambros einen für feuilletonistische Zwecke ganz geeigneten, leichten, unterhaltenden Stil und ist dessen viel mächtiger als eingehender Darstellung, die eine bedeutend tiefere Anlage verlangt. Sehen wir uns einmal die einzelnen Artikel näher an.

Der erste, von nicht unbeträchtlichem Umfange, „Die musikalische Wasserpost" betitelt, handelt von der Oper, und gipfelt, nach einem Abriß der Geschichte derselben in ihren hervorragendsten Vertretern, in der Beurtheilung einiger in Wien aufgeführten Opern moderner Componisten, namentlich Offenbach's. Das Aufheben, welches Ambros von verschiedenen vor-Gluck'schen italienischen Operncomponisten macht, entbehrt nach unserer Ansicht reeller Unterlage und ist wol auf das Motiv, mit der Kenntniß verschollener Musikwerke zu prunken, zurückzuführen.

Nr. 2 ist eine Recension von Thomas' Oper „Hamlet", während Nr. 3 den vergessenen Balladencomponisten Zumsteeg in das Angedenken zurückruft. Nr. 4.: „Der erste Keim des Freischütztextes", bezieht sich auf die dieser

Oper theilweise zu Grunde liegende Novelle von Apel (obgleich Kind das leugnet), oder vielmehr auf die Quelle, der Apel seine Novelle entlehnte. Sie heißt: „Unterredungen in dem Reiche der Geister. Zweite Auflage. Leipzig, bei Samuel Benjamin Walthern, 1731“, und enthält die Erzählung von einem schießeifrigen Schreiber, der sich durch einen Leipziger verführen ließ, nachts Freikugeln gießen zu wollen, aber dabei vom Teufel arg mitgenommen wurde. Nr. 5: „Musikalische Ueberwallungen und Retouchen“, handelt von der bekannten Hornstelle im zweiten Theile des ersten Satzes der Beethoven'schen Eroica, wo das Solo des Instruments der Harmonie vorauseilt. Dabei wird erzählt, daß Richard Wagner in seinem in Wien vor zwei Jahren gegebenen Concerte die Stelle corrumpirte (nach Weise des alten Dionys Weber in Prag, welcher das As der zweiten Geige für einen Druckfehler nahm und in G umänderte), wofür Wagner reichlich die Zurechtweisung verdient hätte, die einst beinahe Ferdinand Ries seitens Beethoven's zutheil geworden wäre, als er bei der Probe das Eintreten des Horns für ein Versehen des Hornisten hielt.

Diesem kurzen Excurse schließen sich an: „Franz Lachner's Requiem“; darauf folgt: „Bachiana“. In die Gegenwart führt uns wieder: „Rubinstein als Opern-, Oratorien- und Symphoniecomponist“, ein Aufsatz, in welchem Rubinstein's Mängel betont werden, trotzdem seine Oceansymphonie großen Enthusiasmus des Autors erregt. Und doch leidet bereits auch diese Symphonie an den Unvollkommenheiten des Componisten, und stellen wir denselben bei weitem nicht so hoch wie Ambros, der mit seiner Meinung ganz allein steht. Rubinstein ist ein Vielschreiber wie Raff, aber etwas Epochemachendes hat er bisher nicht geschaffen.

Der Artikel: „Halbopern und Halboratorien“, handelt kurz von dem verunstalteten Schumann'schen „Des Sängers Fluch“, von desselben Componisten „Faustmusik“ und der Mendelssohn'schen „Walpurgisnacht“. Der dritte Theil des Schumann'schen „Faust“ wird als der gelungenere anerkannt, während namentlich der später componirte erste ein trauriges Zeugniß der vollständigsten Ermattung des Componisten liefert. Ueberhaupt hatte Schumann nur eine sehr kurze Periode, wo er Gelungenes schuf. Nachher ist es blos noch Routine, die man bei ihm antrifft.

„Schubertiana“ wurde verfaßt bei Errichtung des Schubert-Denkmals in Wien, es endet mit einer Polemik gegen Wagner. „Allerlei Beethoven'sche Humore“ handelt von der achten, der vierten Sinfonie u. s. w. „Ein Kapitel von Musikinstrumenten“ stammt aus der wiener Weltausstellung. Damit enden die Musikartikel. Die Ueberschriften der folgenden „Zur bildenden Kunst“ lauten: „Von Wien nach Nürnberg“; „Orcagna, Holbein und Kaulbach“; „Kaulbach's Carton: Die Christenverfolgung unter Nero“; „In den Rafael-Sälen des Vaticans“.

Daran schließen sich bunte Reisebilder: „Aus meiner italienischen Reisemappe“: „Goethe in Italien und seine Nachfahrer“; „Italienischer Frühling“; „Ein Bilderbogen voll Figuren“; „Der Gesundheitspaß von Orbetello“; „Römische Ostern“; „Sta.-Maria alla morte in Rom“ „Orvieto“).

2. Musik, Klavier und Klavierspiel. Kleine musik-ästhetische Vorträge von K. E. Schneider. Leipzig, Leuckart. 1874. 8. 1 Thlr.

Wir gestehen, nachdem wir das Vorwort gelesen, beim Durchblättern des Schriftchens angenehm enttäuscht worden zu sein. Der Verfasser sagt nämlich im Vorwort unter anderm Folgendes:

Am wenigsten bedarf wol das Erscheinen des Schriftchens selbst ein Wort der Entschuldigung. Die Musik ist mit ihrem inhaltslos dunkeln Tonmaterial und ihrer nicht minder dunkeln Gefühlsmalerei die schwierigste unter den Künsten, sowol für das nachempfindende Gemüth wie für die eindringende Erkenntniß. Ebenso gewiß ist sie aber wegen ihres nervös sinnlichen, erfreuenden, geselligen Schönklangs die begehrteste, die verbreitetste unter den Künsten. Keine wird mehr geliebt und geübt, keine wird weniger gefühlt und verstanden. Das ist eine Kluft, die schon praktisch in der Production wie in der reproductiven Darstellung die empfindlichsten Uebelstände mit sich führt, noch mehr aber dem denkenden Beobachter sich als Misverhältniß aufdrängt, das nothwendig ausgeglichen werden muß. Die Romantik der Musik aber ist es gerade, was in den sonstigen Schriften über Musik, sowol in den musikalischen Zeitschriften wie in musikwissenschaftlichen Werken, nicht zu seinem Rechte kommt.

Danach fürchteten wir, Nohl'sche — Ueberschwenglichkeiten überstehen zu müssen; aber dem war nicht so. Das für die klavierspielende Jugend bestimmte, gut geschriebene Schriftchen zeugt von dem Verständniß des Verfassers. Wenn freilich Schneider von seiner sittlichen Entrüstung und dem ihm daraus erwachsenen Muthe spricht, der ihn anfeuerte, gegen die frivole Salonmusik aufzutreten, so erscheint uns denn doch dieser Muth höchst gefahrlos. Konnte er denen füglich für die Salonmusik auftreten, ohne mit dem übrigen Inhalt seiner Schrift in Widerspruch zu gerathen?

Um einen Ueberblick über den Inhalt derselben zu geben, theilen wir die Ueberschriften der einzelnen Vorträge mit: Vorbemerkungen: „Motive zum Klavierspiel“; „Das Wesen der Musik: Die Gefühlsdarstellung“; „Die Grundfactoren der Musik: Melodie, Harmonie, Rhythmus“; „Folgerungen aus dem Wesen der Musik“; „Das Klavier“; „Das Klavierspiel“; „Die Romantiker“. Zweite, oberflächliche Hälfte: „Die moderne Musik (die zweite Gruppe der Neuromantiker)“; „Die Stellung des Spielers zur Klavierliteratur“; „Die Auffassung der Compositionen“; „Die Wiedergabe der Compositionen“; „Das eigentliche Spiel“.

Hiermit sei denn diese anregende Schrift den Musikjüngern, für die sie bestimmt ist, bestens empfohlen.

3. Ueber die Grundsätze einer rationellen musikalischen Erziehung. Von Richard Hasenclever. Bonn, Weber. 1873. Gr. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre ist ganz gut stilisirt, enthält aber im einzelnen nichts besonders Mittheilenswerthes.

4. Die Entstehung der Oper. Ein Vortrag von H. M. Schletterer. Nördlingen, Beck. 1873. Gr. 8. 18 Ngr.

Auch über diesen theilweise zu Augsburg zum Besten

des Invalidenfonds gehaltenen Vortrag haben wir wenig zu berichten. Titel und Inhalt decken zwar einander, doch ist die Einleitung zum eigentlichen Thema verhältnißmäßig sehr ausgedehnt. Es war ein hartes Stück Arbeit, welches die Entwickelung der Oper durchzumachen hatte. Zwei Jahrhunderte dauerte es, bis ein Gluck kam, die Resultate zusammenfaßte und aus ihnen eine entwickelungsfähige Grundlage bildete; der Verfasser hat es freilich im wesentlichen nur mit den Bestrebungen des 16. Jahrhunderts zu thun.

5. Richard Wagner und sein neuester Freund. Eine Erwiderung auf Dr. Gotthelf Häbler's „Freundeswort". Von Alfred Pringsheim. Leipzig, Fritzsch. 1874. 8. 6 Ngr.
6. Richard Wagner. Streiflichter auf Dr. Puschmann's psychiatrische Studie. Von Franz Hermann. München, Merhoff. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
7. Ueber Richard Wagner. Drei Abhandlungen von C. Koßmaly. Leipzig, Leuckart. 1873. 8. 7½ Ngr.
8. Richard Wagner und sein Bühnenfestspiel: „Der Ring des Nibelungen". Eine kritische Studie von Otto Gumprecht. Leipzig, Leuckart. 1873. 8. 15 Ngr.

Vier Broschüren über Richard Wagner! Doch was wollen ihre schmächtigen Gestalten bedeuten gegen einen jener Riesenwälzer, mit dem der weimarische Franz Müller für Wagner eintrat! Ja, wenn Wagner nicht wäre und von sich sprechen machte, wo sollte da noch Leben hineinkommen in die Literatur über Musik? An ihn hängt sich alles, was gern seinen Namen gedruckt sähe, und bei den vielen Anhängern, die sich Wagner durch seine ernüchternde Auffassung der Musik unter den Dilettanten und sonstigen Kunstfreunden erworben, kann es ihm an Vorkämpfern nicht fehlen. Aber andererseits, wie hat nicht Meyerbeer für seine Interessen zu wirken verstanden! Wie vieles wird von antiwagnerischer Seite in der Musik nicht oft zum Himmel gehoben, das dem Unbefangenen widerlich erscheint! Das Cliquenwesen ist überall das entscheidende in der Kunst geworden, und da will man es einem Operncomponisten von Wagner's Art noch verargen, wenn er die Schar seiner Freunde um sich sammelt und sie für sich ins Feld ziehen läßt? Ja, Freunde, möglichst eine Partei werben, ist für den Componisten unserer Zeit eine Hauptaufgabe, und wer es nicht vermag, der „stehle weinend sich aus" der Glücklichen Bund, d. h. er mag auf jeden Erfolg verzichten.

Wir haben bereits früher wiederholt unsere gänzlich neutrale Stellung gegenüber dem Parteitreiben für oder gegen Wagner dargelegt. Uns selbst mag vieles in Wagner's Richtung nicht gefallen; wir mögen andere Wege wandeln: das aber allein gibt uns kein Recht, über seine Leistungen abzusprechen und ihnen da, wo sie Eigenthümlichkeit ohne Beeinträchtigung tiefer und edler Tendenz bewähren, das Daseinsrecht streitig zu machen. Freuen wir uns vielmehr, daß jemand da ist, welcher nicht die ausgefahrenen Gleise wandelt, wie andere Operncomponisten mit ihrer Kapellmeistermusik. Was Richard Wagner's polemische Ergüsse anbelangt, so legen wir darauf bei dem überreizten Zustande desselben keinen Werth. Uns gilt nur seine dramatisch-musikalische Leistung; alles andere ist gelegentliches Nebenwerk. Vom Operncomponisten kann man überhaupt nicht das nach innen gewendete Streben verlangen wie vom Instrumentalcomponisten, und ein Operncomponist, der solche Anforderungen an den Hörer stellt, wie Wagner z. B. in „Tristan und Isolde", hat wol Grund zu dem möglichsten Bemühen, die Außenwelt sich gefügig zu machen.

Daß wir auf die Broschüren für oder wider Wagner noch viel weniger geben, liegt auf der Hand. Meistentheils rühren sie von Autoren her, deren Berechtigung zu einem Urtheile nirgends nachgewiesen ist, und überhaupt müssen ja die kritischen Kundgebungen solcher, denen selbständige musikalische Schöpferkraft nicht innewohnt, unvollständig ausfallen. Ist es doch in unserer Kunst eine alte Erfahrung, daß die Theorie weit der Praxis nachhinkt; rührte doch daher die irrthümliche Anschauung der jeweiligen Zeitgenossen über hervorragende Leistungen Neues schaffender Tonsetzer, welche von spätern Generationen so sehr hervorgezogen wurden. Sind doch auch unsere musikalischen Zeitungen aus demselben Grunde nichts weniger als das, was sie sein sollten. Suchen wir uns mit den vorliegenden Broschüren möglichst bündig auseinanderzusetzen.

Bei der ersten derselben braucht man blos einen Blick auf die Verlagshandlung zu werfen, um voraus zu wissen, daß man es mit der entschiedensten Parteinahme für Wagner zu thun hat. Dieselbe hat sich ganz der Propaganda für Wagner gewidmet, dessen gesammelte Schriften auch bei ihr erschienen sind. Wie sollte sie da gegen ihr eigenes Fleisch wüthen! Die Broschüre hat es nirgends mit der Wagner'schen Musik zu thun, sondern blos mit seinen Operntexten. Häbler hat nämlich eine Broschüre geschrieben (er nennt sie satirisch: Ein uneigennütziger Versuch, die vom allgemeinen deutschen Musikverein gestellte Preisaufgabe nicht sowol zu lösen als zu beseitigen), worin er unter der Maske eines Freundes von Wagner und ihn per „Du" und „lieber Richard" anredend, demselben herbe Dinge über seine Dichtungen sagt. Kein Wunder, daß solche „familiäre Aufdringlichkeit" einen Bewunderer Wagner's aufs höchste alterirt, um so mehr als Häbler die Versicherung von sich gibt: „daß er ebenfalls Verse mache", und die höchsten Schmeicheleien, welche er Wagner zutheil werden läßt, etwa in folgenden bestehen:

> Im „Tannhäuser", wenn es dir auch nicht völlig gelang, wäre es dir doch beinahe gelungen. Im großen und ganzen sind die „Meistersänger" beim Schlechtesten nicht; den Ton des Hans Sachs hast du manchmal getroffen. Am meisten harmonisch von allem, was du gedichtet, ist wol „Tristan und Isolde". Es ist mir nichts lächerlich in diesem Text, und ich ehre die Einfachheit der Anlage und die Einzelheiten von ganzem Herzen.

Da hat wol ein echter Wagnerianer Grund, aus der Haut zu fahren. Die Art und Weise, wie Pringsheim dies anstellt, mag der Leser, wenn er sich dafür interessirt, aus seiner Broschüre ersehen. Säuberlich geht es dabei nicht zu, das räumt Pringsheim ein, meint aber, auf einen groben Klotz gehöre ein grober Keil. Der Verfasser sagt:

> Das wahrhaft Epochemachende an Wagner liegt in seinem großartigen Gesammtwirken, liegt darin, daß er in

unablässigem Streben, nachdem er zuerst von allen das Ideal des Gesammtkunstwerks wahrhaft erfaßt, als Dichter und Musiker, Dirigent und Regisseur diesem Ideale sich mehr und mehr zu nähern suchte. Will man daher Wagner's Erscheinung in ihrer ganzen gewaltigen Bedeutung würdigen, so handelt es sich nicht darum, zu beurtheilen, ob er gute Verse macht oder schöne Melodien erfindet, ob er gut dirigirt oder schön inscenirt, sondern lediglich um die Beantwortung der Frage: Ist es Wagner gelungen, Werke zu schaffen, welche an poetischer, musikalischer und scenischer Totalwirkung alles Frühere übertreffen und jenem Ideale des Gesammtkunstwerks, wenn sie es auch nicht erreichen, doch nahe kommen? Nun, und die, wie ich meine, bejahende Antwort auf diese Frage gibt uns jede gelungene Aufführung eines Wagner'schen Werks, trotz Puschmann und Häbler, ja trotz Hanslick und Gumprecht, in unzweifelhafter Weise, sie wird hoffentlich bald den Stempel der Unwiderleglichkeit durch die baireuther Festspiele erhalten.

Also die alten Redensarten der Laien, welche aber nicht ausschließen, vielmehr stillschweigend zugeben, daß in einzelner Beziehung die Leistungen Wagner's Mängel zeigen und hinter denen anderer zurückstehen.

Die zweite, gegen Puschmann gerichtete Broschüre rührt von medicinischer Hand her, um ersterm ein Paroli zu bieten. Darum beschäftigt sie sich auch mit dem letzten Werke Wagner's, um gegen den Ankläger zu beweisen, daß Wagner bei dessen Abfassung durchaus nicht hinter seinen frühern Leistungen zurückstand, wie Puschmann behauptet. Gewährsleute sind ihm (man lache nicht): Nohl, Brendel und der Weimaraner Franz Müller. Was da herauskommt, sagt sich jeder selbst. „«Der Ring des Nibelungen» ist eine Perle deutscher Literatur." Daß das Musikdrama nicht in Wagner, sondern in Gluck seinen ersten Vertreter findet, braucht freilich ein Mediciner nicht zu wissen. Es ist überhaupt eine unglückselige Idee dieses Autors, sich mit Dingen abzugeben, die er nicht versteht und hinsichtlich deren er sich auf die notorischsten Parteigänger seines Helden berufen muß. Wagner ist natürlich der größte Künstler des Jahrhunderts, der feste Begründer unserer modernen deutschen Musik, ein Reformator der Kunst, die großartige epochemachende Erscheinung unsers Jahrhunderts und hat vollständig recht, sich dafür nicht blos zu halten, sondern auch auszugeben. Der Verfasser führt Beispiele berühmter Dichter u. s. w. an, die dasselbe in ihren Schriften thaten. Der Wagner von Puschmann schuldgegebene Verfolgungswahn ist, wie sich von selbst versteht, unwahr; Wagner hatte wirklich von der Presse und den Juden Verfolgung zu erleiden — weil er selbst es erzählt, meint Hermann. Wie unduldsam aber die Wagner'sche Partei sich überall zeigt, davon schweigt er. Wir wollen hier nicht dem Anwalt Wagner's folgen, wie er die Ausfälle Puschmann's zu pariren sucht. Wem kann es überhaupt einfallen, Puschmann's Schrift Wort für Wort ernst zu nehmen? Aber es war eben ein nicht unwirksames Geschoß, welches gegen die bornirten Fanatiker für Wagner abgefeuert wurde. In dem gegenseitigen Geplänkel kommt es wahrlich nicht darauf an, ob manchmal mit Explosivkugeln oder gehacktem Blei gefeuert wird.

Die dritte und vierte Broschüre tragen auf dem Titelblatt das Brustbild Wagner's mit altdeutschem Baret. Vielleicht deshalb, weil sie gegen ihn auftreten? Das wäre eben keine persönliche Schmeichelei. Die paar Bogen, aus welchen die Broschüre C. Koßmaly's besteht, lassen auch dem absolutesten Gegner Wagner's an Entschiedenheit der Ausdrucksweise nichts zu wünschen übrig; doch bringen sie nichts, was nicht schon vielfach anderweitig vorgebracht worden wäre. Mit vielem, was Koßmaly ausspricht, können wir uns nicht einverstanden erklären.

Viel bedeutsamer ist die Schrift von Gumprecht, die aus bereits im Feuilleton der „Nationalzeitung" abgedruckten Artikeln besteht, deren Inhalt daher manchem unserer Leser bekannt sein wird. Sie beschäftigt sich allerdings ausschließlich mit dem Texte der Oper. Gumprecht gibt von den übrigen Stücken des Bühnenfestspiels der „Götterdämmerung" weitaus den Vorzug und hält sie für das einzige, nach dessen Besitz unsere Theater lüstern sein werden. Es bildet auch für sich ein abgeschlossenes Ganzes. Wir müssen übrigens unsere Leser in jeder Hinsicht auf die Broschüre selbst verweisen.

9. Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre. Von Otto Tirsch. Zum unterrichtlichen Gebrauche in Musikinstituten, Seminarien u. s. w. und zur Aufklärung für jeden Gebildeten. Gegründet auf des Verfassers Harmoniesystem. Eine allgemein verständliche Darstellung der wichtigsten musikalischen Fragen nach dem Standpunkte der heutigen Theorie und Praxis in der Tonkunst. Berlin, Oppenheim. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Wir können unserm Leserkreis gegenüber hier nur im allgemeinen auf diese Schrift hinweisen, indem wir constatiren, daß dieselbe ihrem Zweck gerecht wird. In der Harmonielehre führen bekanntlich die verschiedensten Wege nach Rom. Für den mit natürlicher Anlage reich Begabten gestaltet sich überhaupt die gesammte Harmonielehre so leicht, als wenn er mit ihr aufgewachsen, als wenn sie ihm von Natur eingepflanzt wäre. Es sind ja eben die natürlichen Bedingungen des Gehörs und Gefühls, welche zu erfüllen die Aufgabe ist, und die Theorie hat sich immer nur als Dienerin der Praxis erwiesen, nachdem es dieser einmal gelungen war, ihre Fesseln abzuwerfen.

10. Harmoniesystem in dualer Entwickelung. Studien zur Theorie der Musik, von Arthur von Oettingen. Dorpat, Gläser. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Noch weniger als die vorige Schrift eignen sich diese akustischen Untersuchungen, abgesehen davon daß sie aus einer frühern Zeit stammen, zu einer eingehenden Besprechung für die Tendenz dieser Blätter. Der Verfasser, Professor der Physik in Dorpat, erzählt, daß er den Mangel einer theoretischen sowie praktischen Ausbildung in der Musik bei der Abfassung gar oft empfunden habe, daß eine weitere Schwierigkeit, in das Gebiet einzudringen, für ihn darin lag, daß er, dem einmal erwählten Berufe folgend, seine Zeit vorzugsweise andern Gegenständen widmen mußte. Genöthigt, seine Untersuchungen abzubrechen und auf jede weitere Bearbeitung zu verzichten, habe er sich entschließen müssen, diese Studien zu veröffentlichen, wenngleich die Form der Darstellung noch in vieler Hinsicht unfertig und dem hohen Werthe des Gegenstandes lange nicht entsprechend

erscheinen dürfte. Fachmänner möge das gebotene Material zu weitern Forschungen anregen. Das Werk ist uns übrigens schon seit Jahren bekannt, und so werden die darin niedergelegten akustischen Forschungen auch bereits die nöthige Berücksichtigung von geeigneter wissenschaftlicher Seite gefunden haben.

Unterhaltungsliteratur.

Erzählungen und Novellen aus alter und neuer Zeit, von fern und nah, kurze und lange, spannende und uninteressante, liegen uns zur Seite; man möchte sich an Till Eulenspiegel's Worte erinnert glauben: „wie sie der Hirte austreibt". Ein gemeinsames Merkmal haftet den zehn Bänden, um die es sich handelt, nicht an; ohne den in diesem Falle doch nicht zwanglos erscheinenden Versuch, den Inhalt derselben unter Einen Hut zu bringen, sei daher sogleich zur Besprechung ihres Inhalts selbst geschritten.

Da man das Alter ehren muß, so habe eine Erzählung den Vortritt, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts spielt:

1. Das Amulet. Novelle von C. Ferdinand Meyer. Leipzig, Haessel. 1873. 16. 16 Ngr.

„Alten vergilbten Blättern mit Aufzeichnungen, die er in die Sprache unserer Zeit übersetze", will der Autor seine allerliebste Novelle nachgebildet haben. Wahrlich, wenn man die hübsche Dichtung liest, so fühlt man sich geneigt, dieser Versicherung Glauben beizumessen, dergestalt hat es der Verfasser verstanden, den Ton jener Zeit zu treffen. Er führt uns nach Frankreich, in die Zeit der religiösen Wirren gegen Ende des 16. Jahrhunderts; wir erleben die Ermordung Coligny's und die grauenvolle Bartholomäusnacht; aber das ist das Hübsche an der Erzählung, daß jede gewaltsame Herbeizerrung von Beziehungen auf die Gegenwart — die doch so nahe liegen — vermieden wird. Der Verfasser schildert rein objectiv, und eben durch diese, bei den modernen Romanschriftstellern häufig so vernachlässigte Eigenschaft erhebt sich seine Arbeit zum Kunstwerk, welches von einem wahrhaft poetischen Hauche durchweht wird.

Behalten wir die Anciennetätsliste bei, so haben wir jetzt ein seltsames Buch zu besprechen:

2. Parnassia. Taschenbuch für Poesie und Kunstgeschichte zur hundertjährigen Feier der Stiftung des Hainbundes. Mit Beiträgen von W. Blumenfeld, G. Flammberg, K. von Gerock, G. Küchle, R. Reither, H. Stadelmann, A. Stöber, Ottilie Wildermuth, Victor von Strauß u. a. Gotha, F. A. Perthes. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

So lautet der lange Titel. Wer aus demselben aber schlösse, daß etwa der ganze Inhalt des Taschenbuchs über den Hainbund und dessen Mitglieder handelte, der würde fehlgehen; von acht verschiedenen Abschnitten, in welche die „Parnassia" zerfällt, ist nur eine dem Hainbunde speciell gewidmet. Die übrigen sieben bringen „Zur Erinnerung an dahingegangene Dichter" (unter denen auch andere als Hainbündler) Gedichte, ferner „Lyrisches und Balladen", ein Epos „Reinwart Löwenkind", die Novelle „Donna Elsa", eine Abtheilung „Aus fremden Landen" mit übersetzten Gedichten, einen kunstgeschichtlichen Aufsatz: „Nürnbergs mittelalterliche Kunstdenkmäler", und endlich gar ein Drama „Metella".

Welch ein zusammengestoppeltes, planloses Sammelsurium! Aber das Papier ist geduldig; es läßt sich nicht nur ad libitum bedrucken, sondern auch zusammenheften — und so entstand dieses Taschenbuch „Parnassia", von dessen Inhalt wir an dieser Stelle das meiste unberücksichtigt lassen müssen. Nur der beiden kleinen Abhandlungen sei gedacht, von denen diejenige M. Zucker's über Nürnbergs mittelalterliche Kunstschätze sich glatt und frisch liest, während jene J. W. Blumenfeld's über den Hainbund in mehr als einer Beziehung anzufechten sein dürfte; eine Behauptung wie diese: „Goethe's Wanderjahre und der zweite Theil seines Faust sind Verirrungen", ist in ihrer nackten Schroffheit doch, mindestens gesagt, von sehr zweifelhafter Berechtigung. Und in das Jammergeschrei über den modernen Materialismus, das der Verfasser aufschlägt, unbedingt einzustimmen, kann einem objectiven Beobachter so wenig einfallen, wie den Schluß des Aufsatzes zu unterschreiben, in welchem auf die „Pseudopoesie der Fleischesemancipation und die Abwendung von dem ewigen Lebensquell" ein Anathem geschleudert und behauptet wird, „wahre classische Kunst und Poesie" könne nur auf dem Boden des positiven, streng kirchlichen Christenthums erblühen. Wenn die Rechtgläubigkeit erst als Maßstab für literarisches Schaffen gelten soll — dann Ade, vaterländische Literatur; und soll ein Dichter nach seinem positiven Christenthum geschätzt werden: wo bleibt die Objectivität des Historikers? Auf die Gefährlichkeit des Anlegens solcher rein subjectiven Sonden an die Individualität eines Dichters kann nicht dringend genug hingewiesen werden; durch die Brille der Orthodoxie betrachtet, wird das herrlich-große Bild unsers deutschen Literaturlebens unbedingt zur schielenden Fratze.

Wir haben uns denn auch bei dieser „Parnassia" nicht weiter aufzuhalten, als daß wir noch die allerliebste, beinahe dramatisch zugespitzte Novellette: „Donna Elsa", die in ganz moderner Zeit spielt und uns in ein drolliges, scherzhaftes Touristen- und Künstlertreiben, dem aber auch im geeigneten Moment der rechte Ernst nicht mangelt, hineinführt, nach Gebühr loben. Wir wenden uns weiter zu:

3. Aus dem Süden. Novellen von Günther von Freiberg. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieses Bändchen, welches Karl von Holtei gewidmet ist, enthält vier Novellen: „Hortensia Mancini", „Zweimal gelebt", „Südliche Liebe" und „Ein Trauerspiel auf der Krim." Allesammt sind sie lebendig geschrieben; „Zweimal gelebt" ist sogar voll starker Sensationseffecte (es handelt sich um einen londoner Anatomen, dem Leichenräuber die frische Leiche eines jungen schönen Weibes zum

Seciren verkauft haben; dieses aber, nur scheintodt, erwacht unter dem Messer), und in allen pulsirt die stärkste Glut wildester Leidenschaften. Ob eine solche Glut lebende Menschen, und wenn sie auch „aus dem Süden" stammen, wirklich durchtoben könne, oder ob sie nur in den Schattengestalten einer Dichterphantasie zu rasen vermag: auf diese Frage möge jeder einzelne Leser sich selbst die Antwort geben.

4. Zwei Novellen von Stephan Milow. Heidelberg, Weiß. 1872. 8. 20 Ngr.

Diese Erzählungen sind sehr schwach. Die erste derselben heißt „Marzia" und ist theilweise in Briefen geschrieben; aus diesen erfährt man, daß der Ingenieur Walland, von seiner Braut verlassen, sich in eine einsame Gebirgsgegend, wo man eine Eisenbahn baut, zurückgezogen hat; hier verliebt sich die Tochter eines Bahnwärters leidenschaftlich in ihn; er aber bleibt kalt, läßt sich nach einer entlegenern Station versetzen, und als das Mädchen ihn hier aufsuchen will, kommt sie im Schnee um. Dieser unbedeutende Inhalt ist nüchtern erzählt.

Auch die „Lebensskizze des Arnold Frank" langweilt. Frank ist ein schlaffer, energieloser Mensch, der seinen allmählichen Untergang völlig verdient hat; niemand weint ihm bei seinem freiwilligen Tode eine Thräne nach, denn jeder sagt sich: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", und Drohnen finden nirgends große Sympathie. Vor 1848, selbst bis 1866 hatten unsere Dichter es bequem; hatten sie einen solchen unglücklichen Träumer geschildert, so behaupteten sie, „der Nation einen Spiegel vorhalten zu wollen". Gottlob sind das tempi passati, und damit können wir denn auch die Schlummerköpfe in der Literatur zu den Todten werfen.

Zurück in jene Zeit um 1848 führt uns ein treffliches Buch:

5. Aus dem „tollen" Jahr von Julius Mühlfeld. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser schildert in den verschiedenen Skizzen, die wir in seinem Werkchen finden, die Vertreibung Ludwig Philipp's, den Sturz Metternich's, die berliner Märztage, den Tod des Erzbischofs Affre von Paris, die Ermordung Robert Blum's durch die Schergen des Fürsten Windischgrätz, den Beginn der Reaction in Berlin und endlich die Einsetzung des jetzt noch regierenden Herrschers von Oesterreich als Kaiser. Historisch objectiv, lebendig, geistvoll, glühend und farbenfrisch geschrieben, wird das interessante Buch von allen gern gelesen werden, die politisch erleuchtet genug sind, über dem Segen der letzten Jahre nicht denjenigen zu vergessen, welchen das Jahr 1848 — ohne welches wahrlich weder ein 1866, noch ein 1870 und 1871 möglich gewesen wäre — über uns gebracht hat.

6. Außer dem Geleise. Roman von R. Enze. Wien, F. Beck. 1873. 8. 2 Thlr.

Dieser Roman hat mit dem „tollen Jahr", an das man durch den Titel erinnert wird, nicht das mindeste zu thun. Es handelt sich um langweilige Familiengeschichten; ein halbes Dutzend Leute lernen einander theils zu früh, theils zu spät kennen; nun beginnt ein Verlieben kreuz und quer, daß es tragisch anzusehen ist — heimliche Zusammenkünfte, ein unnöthiges Kind, eine Entführung und Aehnliches spielen eine große Rolle, ohne daß der Roman einen sonderlichen Eindruck hinterließe, obwol sich nicht leugnen läßt, daß die einzelnen Figuren desselben, namentlich die leidenschaftliche Mathilde, ebenso deren Gemahl Eugen, der mit seiner Schwägerin Helene in doppelt-ehebrecherischem Verhältniß lebt, mit Geschick und Glück gezeichnet sind.

Einen freundlichern Eindruck als der zuvor besprochene macht der Roman:

7. Stephanie. Roman von R. E. Hahn. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hier jagen sich wenigstens keine unleidlichen Begriffsverwirrungen und Extravaganzen (welche die Liebe entschuldigen soll!) wie in „Außer dem Geleise". Die Handlung in „Stephanie" ist einfach: sie gruppirte sich um den von fanatischen Mönchen entführten einzigen Sprößling der gräflich Eberbach'schen Familie, der sich aber endlich wohlbehalten wieder einfindet, sodaß alles in dulci jubilo endet, und zwar ist dieses Ende so jäh und übereilt herbeigeführt, daß es scheint, als habe der Autor auf den letzten Blättern plötzlich die Lust zum Schreiben verloren. Der erste und der halbe zweite Band dagegen lesen sich wegen der Frische, mit der alles auf das Papier geworfen ist, wegen der Freundlichkeit im Colorit des Ganzen und wegen mancher hübschen Einzelzüge recht gut. Daß es nicht an Gelegenheit fehlt, fanatischen Mönchen kleine Seitenhiebe zu versetzen, und daß der Autor diese Gelegenheit wacker benutzt, ohne jedoch irgendwie das Maß zu überschreiten, gehört zur Charakteristik des Romans.

Das letzte heute zu besprechende Werk stammt aus der vielbeliebten Feder eines Autors, der eine Reihe von Erzählungen und Schilderungen aus Amerika vereinigt unter dem Gesammttitel:

8. Westliche Fährten. Erzählungen und Schilderungen von Balduin Möllhausen. Zwei Bände. Berlin, Janke. 1873. 8. 3 Thlr.

Die erste dieser Erzählungen, „Der Fallensteller", erregte schon vor etwa fünf Jahren bei ihrem ersten Erscheinen in dem illustrirten Familienblatt: „Der Hausfreund", große Theilnahme, welche als wohlverdient gelten muß; denn der „Fallensteller" ist wirklich ergreifend geschrieben. Im Grunde ist der Inhalt einfach: ein greiser Trapper erzählt einer frisch des Wegs daherziehenden Ansiedlerfamilie, weshalb er einen auf deren neuerworbenem Grundstück stehenden dicken Baum nicht umgehauen zu sehen wünsche. Unter diesem Baume schläft die Braut des Alten seit 46 Jahren den letzten Schlaf; sie war geraubt und in dem Augenblick von dem Räuber ermordet worden, wo der Bräutigam zu ihrer Rettung erschien. Dies tragische Geschick ist erschütternd geschildert: alle Vorgänge durchlebt man mit dem Fallensteller, man theilt seine Hoffnungen wie seine endliche Verzweiflung. Dazwischen erfreuen höchst poetische und stimmungsvolle Naturschilderungen.

Aehnliche Vorzüge besitzt „Der Christabend in der Blockhütte". Die Hütte ist von Deutschen bewohnt, deren Vater sich von ihnen abgewendet hat, weil er von einer

bösen Stiefmutter aufgehetzt war; die letztere stirbt, er kommt zur bessern Einsicht, eilt nach Amerika, will seine Kinder überraschen, wird aber in deren nächster Nähe fast ermordet; des Schicksals Fügung will, daß sein Schwiegersohn ihn rettet. Die nun vereinigte Familie feiert den Christabend in der schönsten Weise.

Der übrige Inhalt des ersten Bandes, eine Novellette: „Auf dem Ufer des Kaskaskia“, und einige Skizzen, ist, obwol auch sehr hübsch, doch minder bedeutend. Der zweite Band bringt zu Anfang eine höchst originelle Erzählung: „Die beiden Fähren“, auf deren spannenden Inhalt näher einzugehen hier leider der Raum mangelt; sodann eine Art von Pendant zum „Fallensteller“: „Fleure rouge“, und als letzte Novelle den „Arriero“, der durch die geschickt aufgesetzten Localtöne von ganz besonderer Wirkung ist. Wir sehen die Bewohner der mexicanischen Ansiedelung Anton-Chico sich im Tanze drehen, wir hören die Musik des famosen, aus zwei Guitarren, einer Geige und einem Triangel bestehenden Orchesters, wir vernehmen den amusanten Gesang des improvisirenden Orchesterdirigenten:

> Saiten-Saiten-Saiten-Saiten-Saitenspiel
> Selbst das Herz das Herz des Musikanten rührt;
> Doch der Walzer wird ihm selber viel zu viel,
> Tanzt und tanzt man nicht wie sich's gebührt.

Doch mitten in diese Lust platzt ein verhängnißvolles Intermezzo: die Comanchen rauben die Heerden der Bewohner von Anton-Chico, deren einzigen Reichthum; außerdem schleppen sie die Tochter des Alcaden fort. Ein muthiger Diener aus dessen Hause, der das Mädchen liebt, rettet indeß dieses und die Heerden, worauf der Retter und die Gerettete ein Paar werden.

Es ist interessant, sich den Unterschied klar zu machen, der zwischen der Schreibweise Möllhausen's und der seiner Nebenbuhler, z. B. Gerstäcker's, obwaltet. Möllhausen ist bei weitem feiner; auch er hat jene Gegenden selbst gesehen, hat die tausend Abenteuerlichkeiten wahrgenommen, welche jene wunderliche, noch in trüben Massen gärende Welt darbietet; aber weit entfernt, wie Gerstäcker, das möglichst Crasse, Grelle, an die Caricatur Streifende in seinen Romanen mit Vorliebe zu verarbeiten, vermeidet er, ohne jedoch im geringsten farblos zu werden, das schreiende Colorit, die starken Contraste, und auch so findet er noch interessante Eigenthümlichkeiten genug heraus, die er künstlerisch verwerthet. Er liefert feine Stahlstiche oder mindestens doch gute Lithographien, wo Gerstäcker Holzschnitte hat; letzterer wird daher wol kaum den feinern Geschmack ganz befriedigen, dem hingegen Möllhausen eine ganz vortreffliche Speise bietet.

Hermann Uhde.

„Geist und Körper“ von Alexander Bain.

Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Von Alexander Bain. Mit vier Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Dritter Band). Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Geist und Körper“ — der Naturforscher bekommt ein gelindes Fröstelu, wenn er ein solches Thema von einem Philosophen behandelt sieht, und besonders von einem, der in Deutschland zwar als Psycholog bekannt, im ganzen aber doch recht unbekannt ist. Um es recht drastisch auszusprechen, fühlt man so etwas von Geisterklopferei und nimmt ein Buch solcher Art mit Misbehagen und Mistrauen in die Hand, um so mehr, als nicht einmal eine Vorrede, sondern sogleich ein dürres Inhaltsverzeichniß den Ariadnefaden für die mysteriösen Labyrinthe von Rumpf und Gehirn und zwar, wie es scheint, recht anspruchsvoll liefert. „Fragestellung“; „Zusammenhang zwischen Geist und Körper“; „Auffassung des Zusammenhangs als correspondirendem Ablauf oder Parallelismus der beiderseitigen Erscheinungen“; „Allgemeine Gesetze des Zusammenhangs von Geist und Körper“; „Die Gefühle und der Wille“; „Der Verstand“; „Wie sind Geist und Körper miteinander vereinigt?“ „Geschichte endlich der Seelentheorien“ — das sind die Köpfe der sieben Kapitel, und man muß gestehen, daß man seinen eigenen Kopf nicht höher tragen kann, als diese Kapitel die ihrigen tragen.

Damit will ich ohne großen Umschweif die Gefühle gekennzeichnet haben, die mich bewegten, als ich vorliegenden Band einer eben erst im Keimen begriffenen wissenschaftlichen Bibliothek in die Hand nahm. Ich betone das, weil es auch noch vielen andern ähnlich ergehen kann, und weil in solchem Falle vielleicht mancher das Buch ohne gründliche Durchsicht mismuthig aus der Hand legt. Selbst der erste Satz des Buchs dürfte nicht jeden besonders anreizen. Er fragt doch zu monistisch-derb: Kann man über irgendwelche Thatsachen oder Gesetze des menschlichen Geistes durch die sorgfältigste Untersuchung der Nervenfasern und Nervenzellen Aufschluß erhalten? und versetzt damit das Thema von vornherein auf ein Gebiet von verschiedenster Deutungsfähigkeit. Auch die folgenden Sätze verringern das Frösteln nicht, das uns befällt, indem sie viererlei Möglichkeiten aufstellen, wie Leib und Seele miteinander vereinigt sein können. Ist es doch gerade so, als ob wir eben durch eine Thür einträten und uns sofort in einem anatomischen Museum befänden, wo uns ohne alle Vermittelung und Vorbereitung sogleich Todtenschädel und Gehirn gezeigt würden, während wir vielleicht nichts als liebliche Bilder und Kunstwerke aller Art erwartet hatten.

In dieser Beziehung ist das Buch wirklich ungeschickt angelegt. Und doch wäre es so leicht gewesen, ihm das unangenehme Entrée zu nehmen, wenn der Verfasser nur darauf bedacht gewesen wäre, das letzte Kapitel zum ersten zu machen. Hätte der Verfasser die Geschichte der Seelentheorien vorangestellt, so würde er den Leser nicht nur mit Anmuth in sein Auditorium eingeführt haben, sondern er hätte auch den großen Vortheil erreicht, zu zeigen, daß die heute von der Naturwissenschaft bekämpfte

dualistische Weltanschauung niemals Sache der Offenbarung, wohl aber der Philosophen war, unter denen er selbst den Thomas von Aquino als den Vater bezeichnet. Dann auch würde er die Seelentheorien bis auf unsere Zeit, d. h. bis zu dem Zeitpunkte fortgeführt haben, wo er mit seinen eigenen Untersuchungen anknüpft.

Der Leser merkt bereits, daß wir uns von allen diesen gespenstigen Nebelbildern nicht abhalten ließen, das Buch von Anfang bis zu Ende durchzulesen; und wenn wir sagen, daß das mit größter Spannung geschah, so liegt gewiß auch darin der Beweis einer besondern Anziehungskraft desselben. In der That, wie „Dornröschen" dennoch als liebliches Kind hinter Dornensträuchern und Disteln schlummerte, so liegt unter ähnlicher Hülle ein zwar kleines, aber ein um so inhaltsvolleres, bedeutungsvolles Buch vor uns. Wer den „Professor der Logik" nicht fürchtet, wird zu seiner Genugthuung einen Naturforscher in ihm entdecken, der mit außerordentlichen anatomischen und physiologischen Kenntnissen ebenso wie mit psychologischer Weisheit ausgerüstet an sein Thema ging; und daß dieses Thema ein weltbewegendes, ein solches sei, das implicite den Angelpunkt unsers ganzen heutigen Lebens bildet: davon weiß jeder zu singen und zu sagen, wer mit Aufmerksamkeit die großartige Bewegung auf religiösem und naturwissenschaftlichem Gebiete zugleich beobachtete. Nichts Gewaltigeres als der Mensch! sagte schon der alte Weise, und heute ist das um so zutreffender, als derselbe Mensch, der am liebsten über sich selbst als über das ihm zunächstliegende Object der Natur nachdenkt, mehr als je bemüht ist, seine wirkliche Stellung zum Universum endgültig mit allen Mitteln der Wissenschaft festzustellen. Ein werthvoller Beitrag hierzu ist Bain's „Geist und Körper". Der Verfasser betritt durch die Art und Weise, wie er seine Aufgabe behandelt, den einzig richtigen Weg, den die Philosophie einzuschlagen hat, wenn sie sich an der Lösung des Welträthsels — ich darf auf dem Bain'schen Standpunkte eben nicht Schöpfungsräthsels sagen — betheiligen will, indem er die Ergebnisse der Physiologie und Psychologie verallgemeinert, combinirt und sie zu einem bestimmten Zwecke verwendet. Darum liest sich auch sein Buch für den Naturforscher wie ein naturwissenschaftliches, das ohne Phrase nur immer mit Thatsachen aufwartet und diese vergeistigt. Nichtsdestoweniger ist es ihm gelungen, ein Buch herzustellen, das jeder Denkende zu verstehen fähig sein muß. Denn die Klarheit des Gedankens und der rechte Ausdruck lassen bei einer gewandten Darstellung nichts zu wünschen übrig, und selbst da, wo der Verfasser, wie es häufig geschieht, große Gedankensprünge zu machen scheint, wird doch der logische Zusammenhang nirgends gewaltsam unterbrochen; der Sinn ergibt sich immer wieder aus dem beigebrachten Material. Deutlich sieht man aus jeder Zeile, daß der Verfasser seinen Gegenstand nicht zum ersten male behandelt, und dadurch kommt eine wohlthuende Leichtigkeit in sein Buch, die, indem alles Nebensächliche vermieden wird, den Eindruck hervorbringt, als ob das Ganze nur der gedrängte Auszug eines größern Werks sei.

Im allgemeinen läuft das Ergebniß des Buchs auf eine monistische Anschauung hinaus. Der Verfasser sagt am Ende seiner schönen und geistreichen Skizze:

> Die Argumente für zwei Substanzen haben gänzlich alle Stützen verloren, sie sind nicht mehr mit der bestehenden Wissenschaft und einem klaren Denken vereinbar. Die eine Substanz dagegen mit zwei Klassen von Eigenschaften, zwei Seiten, einer physischen und einer geistigen — eine Einheit mit zwei Gesichtern — scheint allen Bedürfnissen des Falles zu genügen.

Die Beweise, die der Verfasser im Laufe seiner Darstellung beibrachte, bezeugen allerdings unwiderleglich, daß es vom naturwissenschaftlich-philosophischen Standpunkte aus völlig unmöglich ist, Geist und Körper voneinander zu trennen. Nur möchten wir den Satz etwas anders fassen, als der Verfasser gethan: wir möchten nicht schlechthin von einer Substanz, sondern von einer organisirten Substanz sprechen. Denn die Materie als solche kann zwar mit gleichem Rechte Kraft und Geist genannt werden, wenn man sich nur über den Begriff verständigen will; allein wir sehen doch, daß die unendliche Verschiedenheit geistiger Eigenschaften und Aeußerungen von den niedersten Thieren bis zu dem Menschen herauf an einen ganz bestimmten Organismus geknüpft ist. Ist das aber wirklich der Fall, so muß auch die Organisation des Stoffs mehr mit dem Geiste zu schaffen haben, als im obigen Satze liegen könnte. Ueberhaupt vermissen wir bei dem Verfasser die Behandlung dieses wichtigen Gedankens. Uns selbst ist es unzweifelhaft, daß die Psychologie ihre feste Grundlage nur in der Beobachtung der Thierseele und der entsprechenden Thierorganisation finden wird, da wir es namentlich auf niederer Thierstufe mit dem einfachern Falle zu thun haben. Doch gut Ding will Weile haben, und das wird noch lange auf sich warten lassen.

In der That, solange es der Verfasser in den Kapiteln 2, 3 und 4 nur mit physiologischen Thatsachen zu thun hat, ist es ja leicht und genußreich, die Einheit — unlogisch spricht der Verfasser gegen seinen eigenen Standpunkt von dem Zusammenhange zwischen Leib und Seele — von Geist und Körper zu verfolgen. Sobald er jedoch im fünften Kapitel auf den Verstand, d. i. auf das Bewußtsein kommt, so wird er nothwendig speculativ und hypothetisch, was er übrigens auch selbst eingesteht. Man muß ihm dabei lassen, daß seine Betrachtungen ebenso wissenschaftlich wie geistreich sind; schließlich aber hat er doch nicht mehr bewiesen als die Richtigkeit seines monistischen Standpunktes, das Bewußtsein selbst ist und bleibt — Mysterium. An diesem Mysterium kommt er im sechsten Kapitel auch richtig an, indem er nun die große Frage behandelt, wie Geist und Körper denn eigentlich miteinander vereinigt seien. Hier gelangen wir an einen Punkt, wo die gegenwärtigen Naturforscher selber auseinandergehen. Die eine Partei hält es für möglich, in Zukunft einmal das große Räthsel des Bewußtseins zu lösen; die andere, wie Du Bois-Reymond auf der Naturforscherversammlung zu Leipzig zeigte, negirt ein für allemal die Fähigkeit des Menschengeistes, jemals das Bewußtsein zu begreifen. Der Verfasser hilft sich damit, daß er das Wort Mysterium enger faßt und

es nur als die „Isolirung einer Thatsache von allem andern" anerkennt. Er begnügt sich einfach, um nur ein Beispiel anzuführen, mit der Erkenntniß des Gesetzes der Schwere, um sich die Bewegung der Weltkörper u. s. w. zu erklären; diese Schwere ist ihm letzte Thatsache und Gesetz, die „volle Offenbarung des Geheimnisses", wenn es keine weitere Erklärung mehr geben sollte. Ja, wenn wir bei dem Bewußtsein erst bis zu einer solchen Kraft gelangt wären! Aber das ist es ja eben, was die einen bejahen, die andern negiren. Das Richtige ist wol, daß man die endliche Lösung wissenschaftlich für möglich halten muß, um nach dieser Lösung überhaupt streben zu können, daß aber niemand a priori sagen kann, die Lösung werde oder werde nicht stattfinden. Aus diesen Gründen wird man selbstverständlich auch nicht vom sechsten Kapitel eine Lösung des Mysteriums erwarten. Wer überhaupt eine solche in dem Buche des Verfassers als Ziel seiner Wünsche suchen sollte, müßte sich natürlich in demselben getäuscht finden; die Naturforschung weiß darüber noch ebenso wenig wie die Philosophie, die „den Thatsachen erst nachhinkt", und wie der Laie.

Wozu dann aber noch ein Buch? Ich kann mir denken, daß es wirklich dergleichen Frager gibt. Nun, um des Himmels willen, ist es denn nicht ein Genuß, zu lernen, wie weit wir bereits in der Beantwortung der großen Frage kamen, und zu sehen, welche Welt voll Arbeit unsern Nachkommen noch übrigbleibt? Ist es doch, wie ich schon eingangs sagte, die größte, wichtigste Frage der ganzen Menschenarbeit! Kann es doch nichts Anregenderes geben, als an der Hand der exacten Wissenschaft über sich selbst nachzudenken! Wahrlich, wir begreifen es wohl, daß sich auf diesem Gebiete die Gegner so fanatisch bekämpfen. Jedenfals würde ohne diese Gegnerschaft die Frage sicherlich nicht halb so umsichtig behandelt werden, als sie in der That gegenwärtig behandelt wird. Auch wir, obschon mit dem Verfasser im Grundgedanken einig, theilen nichtsdestoweniger nicht alle seine Anschauungen. Aber gerade das Gegnerische regt uns in seinem Buche um so mächtiger an. Wenn jedoch ein Buch, wie das vorliegende, seine Aufgabe rein sachlich faßt, ohne sich in für den Gegner unliebsame Abschweifungen zu verirren; wenn ein Mann, wie unser Verfasser, seine Aufgabe so ernst und würdig vertritt: dann haben wir Ursache, dankbar zu sein, und wir denken und hoffen, daß der würdige Verfasser recht viele solcher Dankbaren unter seinen Lesern zählen werde.

Karl Müller.

Aus Gfrörer's Nachlaß.

1. Geschichte des 18. Jahrhunderts von A. F. Gfrörer. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von J. B. Weiß. Vierter Band. Erste Abtheilung: Der Siebenjährige Krieg. Die Eroberungen der Engländer in West- und Ostindien. Schaffhausen, Baader. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Byzantinische Geschichten von A. F. Gfrörer. Aus seinem Nachlasse herausgegeben, ergänzt und fortgesetzt von J. B. Weiß. Erster Band. Geschichte Venedigs von seiner Gründung bis zum Jahre 1084. Graz, Vereinsbuchdruckerei. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir erwähnen diese beiden neuen Veröffentlichungen aus dem schriftstellerischen Nachlaß Gfrörer's weniger wegen ihres wissenschaftlichen oder literarischen Werthes, als weil sie zur Vollständigkeit des Bildes einer originellen Gelehrtennatur immerhin einige Beiträge geben. Die deutsche Geschichtschreibung der Zukunft, wenn sie unsere Gegenwart mit culturgeschichtlich-psychologischem Blicke erfaßt, wird an dem Menschen Gfrörer nicht theilnahmlos vorübergehen, während die unabsehbare Reihe der von ihm producirten ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf-, sechsbändigen Werke von ihr vergessen werden darf, wenn sie sich nur erinnert, daß von einigen derselben eine nicht unbedeutende Anregung für unsere deutsche Kirchengeschichtschreibung ausgegangen ist. Sie ist durch ihn wieder mehr als menschliche Geschichte begriffen worden, und was ihr dadurch an der Aureola der geweihten Abgezogenheit von allem irdischen Getriebe genommen wurde, das gewann sie an lebendiger Verständlichkeit. Schon Spittler hatte einen ähnlichen Standpunkt behauptet, aber da er nach der Art seiner Zeit mehr negativ als positiv der Kirche überhaupt gegenüberstand, insbesondere aber alles, was nach Hierarchie und Pfaffenthum roch, gründlich haßte, so konnte er doch nur zu negativen Resultaten gelangen, und damit ist der Geschichte nicht gedient. Sie ist einmal positiv, und will jemand Geschichte schreiben, so kann er es nur, wenn er selbst sympathische Nerven für die Dinge und Menschen hat, die er schildern will. Planck, einer der verständigsten und urtheilsfähigsten Gelehrten, die Deutschland hervorgebracht hat, steht bekanntlich darin anders wie Spittler, aber sein Auge ist das eines reflectirenden Denkers, zu ausschließlich mehr auf das große Gefüge der kirchlichen Verfassung, auf den Pragmatismus der formengebenden Idee der Kirche gerichtet, als auf die kleinen und zufälligen Menschen und ihr Wollen und Thun. Endlich hat Neander, in einer neuen Zeit wahrhaft ein „neuer Mann", das Gemüth und die ethische Substanz der Persönlichkeiten in die Mitte seiner kirchengeschichtlichen Auffassung gestellt. Seine trockene Wärme mußte wohlthuend nicht blos auf den gleichgearteten Leser und die verwandten Zeitströmungen wirken; weit darüber hinaus ist die gesammte deutsche Geschichtsauffassung davon belebt und gehoben worden. Daß Gfrörer von allen seinen Vorgängern etwas hat, ist unverkennbar; sein Eigenthum aber ist die psychologische Spitzfindigkeit, wie man es wol nennen darf. Er hat seine rechte Lust daran, das verschlungene Gewebe der menschlichen Leidenschaften und Thorheiten bis in seine feinsten Fäden aufzudröseln. Wenn er seine Lust daran hat, so heißt das so viel, daß ihm keineswegs pessimistische Verstimmung oder Ekel über die Menschen ankommt. Auch wenn sie nach seiner Darstellung nichts weniger als Tugendhelden, sondern

das Gegentheil davon sind, liebt er sie doch ebenso wie der unvergeßliche Hebel seinen Zundelfriede und rothen Diether, wenn sie nur recht klug, oder mehr als klug, recht pfiffig sind. Von hier aus hat sich denn auch, wie bekannt, seine sogenannte Bekehrung vollzogen. Aus einem kühlen Rationalisten wurde er aus lauter Entzücken über die unabsehbare Galerie gescheiter Leute, welche die Fäden der kirchlichen Politik in der Hand gehalten haben, ein Ultramontaner, ein Papstanbeter, aber kein Katholik, obgleich er es sich natürlich selbst einredete und andere, in deren Interesse es war, alles thaten, ihm und dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Der Ultramontane erzeugte den Großdeutschen, den rabiaten Preußenfresser, den Verherrlicher des Oesterreich unter dem Concordat und alles andere, was logisch dazu gehört, und man kann denken, wie er als politischer Historiker mit einem Friedrich dem Großen umspringt. Doch in etwas imponirt selbst ihm dessen Genialität des Verstandes, die scharfe Kaustik des Witzes, sodaß er, seltsam genug, eigentlich mehr menschliche Sympathien ihm entgegenbringt als etwa Macaulay, dessen bornirter Wighismus und ebenso bornirt hochnäsiges Engländerthum gerade hier ungefähr auf demselben nicht blos bedenklichen, sondern anrüchigen Standpunkt anlangt, den wir für einen Onno Klopp und Consorten als den natürlich ihnen angeborenen erkennen. Für die byzantinisch-venetianischen Geschichten des frühesten Mittelalters dürften sich schwerlich sachkundige und theilnehmende Leser in größerer Zahl unter uns heutigen Deutschen finden.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Oskar Blumenthal hat **Christian Dietrich Grabbe's** „Sämmtliche Werke und handschriftlichen Nachlaß" (Detmold, Meyer) herausgegeben, und bezeichnet diese Ausgabe als „erste kritische Gesammtausgabe", indem er die von dem Herausgeber d. Bl. veranstaltete Ausgabe von Grabbe's Werken bei Ph. Reclam jun. weder als kritisch noch als Gesammtausgabe betrachtet. Blumenthal beruft sich darauf, daß er für die Mehrzahl der Grabbe'schen Dichtungen und Prosaaufsätze die Originalhandschriften des Dichters benutzt habe; wie wir indeß gleich darauf sehen, ist diese „Mehrzahl" cum grano salis zu verstehen; denn von den bedeutendern Schöpfungen Grabbe's sind nur „Herzog Theodor von Gothland" und „Napoleon" nach den Originalhandschriften revidirt; weder „Die Hohenstaufen", noch „Don Juan und Faust", noch „Hannibal", noch die „Hermannsschlacht", wohl aber noch die kleinern Dramen: „Nanette und Maria", „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" und das Fragment: „Marius und Sulla". Wir wollen einer solchen textkritischen Revision das Verdienst des Fleißes nicht absprechen. Derartige Textkritik, welche die ältern Drucke durch Vergleich mit den Originalhandschriften ergänzt, hat aber bei einem Dichter wie Grabbe einen sehr untergeordneten Werth. Grabbe ist doch wahrhaftig kein Classiker, und wenn seine Verleger aus zarten Rücksichten die crassesten Cynismen und Ungeheuerlichkeiten aus seinen ersten Stücken entfernt haben, so ist das Verdienst eines Herausgebers, der sie wieder in dieselben hereinträgt, als ein sehr zweifelhaftes zu betrachten. Ueberhaupt ins Gewicht fallen diese textkritischen Ergänzungen nur bei dem Jugendproduct Grabbe's, dem „Herzog Theodor von Gothland", und um den Dienst, den der textkritische Herausgeber seinem Dichter geleistet hat, vollkommen zu würdigen, müßten wir einige der Hauptergänzungen aus dem Originalmanuscript mittheilen. Doch die Grazien und Musen würden dabei reißaus nehmen, und selbst in einem kritischen Literaturblatt kann das nicht eine Stelle finden.

Durch die Zoten und Gemeinheiten, welche Blumenthal aus der Originalhandschrift wieder in den „Herzog Theodor von Gothland" aufgenommen hat, ist dieses Werk noch ungenießbarer geworden für weite Kreise. Der Literarhistoriker mag sein Curiositätencabinet mit diesen kolossalen Cynismen bereichern; für den Dichter selbst sind sie weiter nicht charakteristisch, denn der gedruckte Text enthält schon Cynismen in Fülle, sodaß nach dieser Seite das Bild des Dichters keines neuen intensiven Colorits bedarf. Das sind die Resultate der Textkritik, wo sie nennenswerth erscheinen; bei den wenigen andern Stücken, die nach den Originalmanuscripten verglichen wurden, sind sie so unbedeutend, daß sie nicht in Betracht kommen.

Was nun die „erste Gesammtausgabe" betrifft, so rechtfertigt Blumenthal seinen pomphaften Titel damit, daß er anführt, was er Neues bringt, das in der Reclam'schen Ausgabe fehle. Hier nehmen wir gleich die Briefe aus, deren Mittheilung uns als verdienstlich erscheint, die aber nicht zum Begriff einer „Gesammtausgabe" gehören. Sonst wären die Ausgaben Goethe's und Schiller's keine Gesammtausgaben, da die zahlreichen Briefe der beiden Dichter in denselben fehlen. Wie großsprecherisch wird das Manuscript des „Cid", eines Operntextes von Grabbe, angekündigt! Dieser „Cid" ist aber ein parodistischer Fastnachtsulk von geringem Umfang, eine Travestie der Operntexte mit vielen Anspielungen auf jetzt verschollene literarische Größen, eine gänzlich werthlose, bei aller Kürze an Albernheiten und an Cynismen reiche Arbeit, die man wol bei einer Punschbowle aus dem Aermel schüttelt, die aber nicht Berechtigung hat, in gesammelte Werke eines Dichters aufgenommen zu werden, man müßte denn den Reliquiencultus, der schon bei unsern großen Dichtern etwas oft Befremdendes hat, auch auf die verlorensten Wische wilder Genialitäten ausdehnen. Hierzu noch ein paar Theaterkritiken und Fragmente — und wir haben die „erste kritische Gesammtausgabe", die wir ganz unangefochten ihres Wegs ziehen lassen würden, wäre sie nicht vorher schon mit Posaunenstößen als eine kritische Großthat angekündigt worden! Tant de bruit pour une omelette — für eine Hand voll Schmuz, mit der man einzelne Blätter der Grabbe'schen Dichtungen bereichert hat.

Die Vollständigkeit der „Gesammtausgabe" wird übrigens durch den Buchbinder beeinträchtigt. In unserm Exemplar wenigstens ist mitten in den ersten Band, in den „Herzog Theodor von Gothland", ein Bogen Theaterkritiken eingeheftet; die fehlenden Seiten, die auch nirgends sonst zu finden sind, betragen weit mehr als alle Zusätze der Blumenthal'schen Textkritik.

— Von einem neuen „System der kritischen Philosophie" von **Karl Göring**, ist der erste Theil erschienen (Leipzig, Veit u. Comp.). Das Werk hat zum Motto den Spruch Kant's: „Um Irrthümer zu vermeiden, muß man die Quelle derselben, den Schein, zu entdecken und zu erklären suchen." Das neue System gehört, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, dem historischen Kriticismus oder Kantianismus nicht an, wohl aber bildet die Kritik in allgemein wissenschaftlichem Sinn die Grundlage des Systems. Das Geschäft dieser Kritik ist ein doppeltes: einmal soll sie die Erkenntniß von den vorhandenen Irrthümern befreien, sodann fällt ihr die positive Aufgabe zu, den festen Punkt aufzuzeigen, von welchem alles Erkennen und Wissen ausgeht und welcher daher

die unumgängliche Voraussetzung der Erkenntniß — und somit der Kritik — ist. Erst die Verbindung der Kritik mit der systematischen Philosophie ermöglicht, nach des Verfassers Ueberzeugung, den Fortschritt auf philosophischem Gebiete. Da es sich um ein System handelt, das sich erst nach vollendetem Aufbau würdigen läßt und zu dem der Verfasser in dem ersten Bande nur die Grundlagen legt und allerlei aufgehäuften Schutt aus dem Wege räumt: so müssen wir eine eingehende Besprechung des Werks bis zu seinem vollendeten Erscheinen hinausschieben, und können zunächst nur erwähnen, daß die leidenschaftslose Ruhe der Forschung, ihr allmähliches und systematisches Fortschreiten und die erschöpfende Beachtung aller neuen philosophischen Forschungen der verschiedensten Richtungen, mögen ihre Resultate nun als Eckteine mit aufgenommen oder als Bausteine verworfen werden, schon in diesem Bande einen durchaus günstigen Eindruck hervorruft.

Theater und Musik.

Julius Rosen's Lustspiel: „Schwere Zeiten", ein keck hingeworfenes, zwischen Schauspiel und Posse stillos schwankendes Stück, hat am berliner Hoftheater einen sehr gemischten Erfolg davongetragen. Am Schluß überwogen die Zeichen des Misfallens. Merkwürdigerweise gefiel in Berlin die Schlittschuhscene, die in Leipzig bei der ersten Aufführung ausgezischt wurde.

— Die französischen Schauspieler, die in dem kosmopolitischen Berlin, und zwar im Saaltheater des Schauspielhauses, unter lebhaftem Beifall des Publikums gastiren, ohne je durch eine Demonstration behelligt zu werden, wie sie der deutschen Musik in Paris oft genug zutheil geworden ist, gaben eine Benefizvorstellung zum Besten der pariser Gesellschaft dramatischer Autoren. Das deutsche Publikum, das noch niemals in der Lage war, der deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren auch nur einen Pfennig zuzuwenden, ausgenommen einmal in Gera durch die Munificenz des Fürsten Reuß, wird also damit anfangen, den französischen Autoren seinen Obolus beizusteuern. Es sind dies eigenthümliche Zustände, und hier gilt wol der Spruch: „Difficile est satiram non scribere."

— Das Schauspiel „Königin Adelheid" von Moritz Blanckarts ist am chemnitzer Stadttheater, und das Lustspiel „Alicens Recht" von Eduard Henoumont am düsseldorfer Theater mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen.

Bibliographie.

Bender, F., Redlev. Eine poetische Erzählung. Heidelberg, C. Winter. Gr. 16. 12½ Ngr.

Boell, B., Der Bauernkrieg um Weißenburg. Anno 1525. Nach einem bei dem Brande der Straßburger Bibliothek im Jahre 1870 zu Grunde gegangenen Manuscript. Herausgegeben von Freunden der einheimischen Geschichte im Kreise Weißenburg. Weißenburg, Wentzel. 1873. Gr. 8. 14 Ngr.

Böhringer, F., Athanasius und Arius, oder der erste grosse Kampf der Orthodoxie und Heterodoxie. Nebst 2 ergänzenden Zugaben: 1. Das Christenthum und die Kaiser Diokletian und Konstantin. 2. Antonius, der Patriarch des Mönchthums. Stuttgart, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Bratuschek, E., Die Philosophie als obligatorischer Gegenstand der Schulamtsprüfung. Giessen, Ferber. Gr. 8. 4 Ngr.

Dellingshausen, Baron N., Beiträge zur mechanischen Wärmetheorie. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Egloffstein, Caroline v., Herbstzeitlosen. Kunstlose Lieder. Berlin, Beck. 16. 15 Ngr.

Enderes, Aglaia v., Die Frauenarbeit und nationale weibliche Hausindustrie auf der Wiener Weltausstellung. Buda-Pest. Gr. 8. 24 Ngr.

Engling, J., Göthe's achttägiger Aufenthalt in Luxemburg im October 1792. Luxemburg, Brück. Gr. 16. 5 Ngr.

Erinnerungen an Pastor Winter in Schwarzenberg. Herausgegeben von Freundeshand. Annaberg, Graser. 8. 10 Ngr.

Falkenstein, J. P. v., Zur Charakteristik König Johann's von Sachsen in seinem Verhältniss zu Wissenschaft und Kunst. Gedächtnissrede. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 16 Ngr.

Freimuth, P., Die katholische Kirche und die modernen Staatsmänner. Ein ultramontanes Vergißmeinnicht, gepflückt und in ein Sträußchen gebunden. Luxemburg, Brück. Gr. 8. 20 Ngr.

Friese, O., Richard Wagner und die Zukunfts-Musik. Vortrag. Berlin, Bohne. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gaedike, H., Die Seelenwanderung. Eine Dichtung aus dem Dänischen des Erik Bögh übertragen und der allgemeinen evangelisch-lutherischen Kirchen-Zeitung lachend gewidmet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 4 Ngr.

Glaser A., Doctor Helmond und seine Frau. Dem Holländischen des J. J. Cremer nacherzählt. 2 Bde. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Gedenkbuch Kaiser Wilhelm's 1797 — 1873. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Goethe's Faust. 2ter Thl. Wollheims Bühnenbearbeitung. Leipzig, Keßler. 8. 15 Ngr.

Guericke, G., Die Zeichen der Zeit. Blicke in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Staat und Kirche. Zwickau, Dominik. Gr. 8. 10 Ngr.

Harms, Arthur Schopenhauer's Philosophie. Ein Vortrag. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Hartmann, E. v., Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewussten mit besonderer Rücksicht auf den Panlogismus. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

Heer, O., Die schwedischen Expeditionen zu Erforschung des hohen Nordens vom Jahre 1870 und 1872 auf 1873. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 15 Ngr.

Helten, W. L. van, Fünfzig Bemerkungen zum Grimm'schen Wörterbuche. Leipzig, Richter u. Harrassowitz. 8. 20 Ngr.

Holtzmann, H., Sonst und Jetzt in Kirche und Theologie. Ein Rückblick auf die letzten 100 Jahre. Carlsruhe, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Humboldt, A. v., Ausgewählte Werke. 1ste Lief. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 5 Ngr.

Jane, P. (Adolphe van Soust de Borckenfeldt), Das blutige Jahr (l'année sanglante). Autorisirte Uebersetzung von G. Dannehl. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Kelle, J., Das Unterrichtswesen in Oesterreich 1848—1873. Rede. Prag, Calve. Gr. 8. 8 Ngr.

Kerschbaumer, A., Geschichte der Stadt Tuln. Wien, Kirsch. Gr. 8. 2 Thlr.

Küster, C. J., Dr. Schöpffer der große Reformator der Astronomie. Ein verkanntes Genie nach seinem wissenschaftlichen Un-Werth gewürdigt. Cöln, Roemke u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Loevenich, C., Liebe, Lenz und Leben. Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 16. 15 Ngr.

Michelis, F., Der Organismus und die Kirche. Bern, Jent u. Reinert. Gr. 8. 8 Ngr.

Müller, J. J., Der Geist der Ahnen oder die Einheitsbestrebungen in der Schweiz vor der helvetischen Revolution. Eine geschichtliche Skizze. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 8 Ngr.

Noé, H., Italienisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den Alpenseen und Meeresküsten Italiens. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 2 Thlr.

Prechtler, O., Das Paradies der Kronprinz Rudolfsbahn. Cyclus neuester Gedichte. Linz, Fink. Gr. 8. 12 Ngr.

Riegel, H., Dem Herrn Wilh. Lübke, Verfasser mehrerer kunstgeschichtlicher Handbücher u. dergl. mehr ꝛc. in Stuttgart. Offener Brief. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Geschichte der deutschen Kunst seit Carstens und Gottfried Schadow. 1stes Heft. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 20 Ngr.

Sauer, C. M., Im blauen Ritter. Roman. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 2 Thlr.

Schleiermacher's Räthsel und Charaden. Berlin, Hertz. 8. 10 Ngr.

Schaumberger, H., Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte. Braunschweig, Zwißler. 8. 25 Ngr.

Schneiderwirth, J. H., Die Parther oder das neupersische Reich unter den Arsaciden nach griechisch-römischen Quellen. Heiligenstadt, Dunckelberg. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneider, Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. 4te Folge. Local-Untersuchungen über die Denkmäler des Alterthums im Kreise Essen. Nebst Bericht über die alten Gränzwehren auf der rechten Rheinseite der Provinz Rheinpreussen. Düsseldorf, Schaub. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. 10tes Heft: Geschichte der Befestigung von Berlin von F. Holtze. Berlin, v. Decker. Gr. 8. 15 Ngr.

Schuler-Libloy, F., Abriß der europäischen Staats- und Rechtsgeschichte. Berlin, L. Heimann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Seeberg, P., Kaiser Julian der Abtrünnige. Trauerspiel. Berlin, Nauh. Gr. 8. 18 Ngr.

Shakespeare's, W., dramatische Werke. Für die deutsche Bühne bearbeitet von W. Oechelhäuser. 14ter Bd. Romeo und Julia. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Stadler, A., Kants Teleologie und ihre erkenntnisstheoretische Bedeutung. Eine Untersuchung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Oberst Emil von Sydow. Ein Nachruf. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Stark, K. B., Ueber Kunst und Kunstwissenschaft auf deutschen Universitäten. Rede. Heidelberg, E. Mohr. 4. 16 Ngr.

Stolz, A., Schreibende Hand auf Wand und Sand. 1ste Abth. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 5 Ngr.

Teuffel, W. S., Uebersicht der platonischen Literatur. Tübingen, Fues. 4. 16 Ngr.

Tornow, K., Leben um Leben. Roman in 2 Bdn. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Turner, P., Slawisches Familienrecht. Inaugural-Dissertation. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 15 Ngr.

Verne, J., Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Wien, Hartleben. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wellnau, R., Wladimir der Große. Epische Dichtung frei nach dem Schwedischen des Eric. Joh. Stagnelius. Leipzig, Mentzel. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ziegler, A., Regimontanus (Joh. Müller aus Königsberg in Franken), ein geistiger Vorläufer des Columbus. Dresden, Höckner. 8. 20 Ngr.

Zittel, E., Das Bibelbuch in der Geschichte. Ein Vortrag. Carlsruhe, Braun. Gr. 8. 4 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 21. —— 21. Mai 1874.

Militärische Schriften.

1. Studien zur neuen Infanterietaktik. Von W. von Scherff. 3 Hefte. Berlin, Bath. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit dem vor einigen Monaten erschienenen dritten Hefte der „Studien zur neuen Infanterietaktik", welches die Infanterie im Verbande mit den andern Waffen behandelt, ist eine der hervorragendsten Publicationen der neuern deutschen Militärliteratur zum Abschluß gelangt. Begünstigt durch seine amtliche Stellung war der Verfasser in der Lage, das Detail der jüngsten Kämpfe hinreichend genau überschauen zu können, um ein auf Thatsachen begründetes Urtheil über den relativen Einfluß der einzelnen, für das Gesammtergebniß ausschlaggebenden Factoren zu gewinnen. Die Resultate seiner Untersuchungen sind daher ungemein beachtenswerth und besonders werthvoll für die Kriegswissenschaft, welche auf dem Gebiete der Taktik seit der Periode der großen Kriege des ersten Napoleon in Ermangelung neuerer Erfahrungen längere Zeit hindurch keine Werke von Bedeutung hervorgebracht hat.

Während nicht wenige und darunter einige sehr werthvolle Arbeiten technischen, organisatorischen, strategischen Inhalts die Militärliteratur bereicherten und die Kriegsgeschichte namentlich in jüngster Zeit mit Vorliebe cultivirt worden ist, beschränkte sich die taktische Literatur meist auf Reproduction der aus den Napoleonischen Feldzügen abgeleiteten Lehren und auf kleinere Streitschriften von mehr ephemerer Bedeutung. Es ist aber nur ein verhältnißmäßig wenig zahlreicher Theil des militärischen Leserkreises dazu berufen, technische, organisatorische oder gar strategische Kenntnisse praktisch zu verwerthen, während gerade die Taktik bis in die untersten Grade der militärischen Hierarchie hinein in der berufsmäßigen Thätigkeit auch wirklich zur Anwendung gelangt.

In dem vorliegenden Werk wird der Einfluß der neuen Feuerwaffen auf die Taktik der drei Waffen, namentlich aber auf die Taktik der Infanterie zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, die Nothwendigkeit, veränderte Formen einzuführen und einzuüben, nachgewiesen, und im Anschluß hieran von dem Verfasser ein vollständiges System neuer elementartaktischer Formationen in Vorschlag gebracht, um, wie derselbe sagt, „der Reform vorzuarbeiten, nicht um sie selbst zu vollbringen".

Es haben diese Vorschläge inzwischen eine überaus günstige Aufnahme sowol innerhalb der deutschen Armee wie im Auslande*) und durch ihren Reichthum an neuen Ideen wie durch die wohlgelungene Behandlungsweise in der militärischen Welt bereits wohlverdiente Anerkennung gefunden.

Die Nothwendigkeit, in Rücksicht auf die wesentlich veränderte Feuerwirkung der modernen Präcisionswaffen Veränderungen in die Elementartaktik der Infanterie einzuführen, wird wol ziemlich allgemein als begründet anerkannt; ebenso die Nothwendigkeit, die Truppen im Frieden an diejenigen taktischen Formen zu gewöhnen, welche man im Kriege anzuwenden für zweckmäßig erachtet, denn, sagt der Verfasser der „Studien":

> Die gewohnte Form ist es, welche dem stehenden Heere die kolossale Ueberlegenheit über den Dilettantismus der „Aufgebote" gibt. Je einfacher, klarer, unwandelbarer die einmal adoptirte Kampfform ist, desto besser für die Verhältnisse im großen und kleinen; sie wird der persönlichen Selbständigkeit, der Genialität des einzelnen niemals störend in den Weg treten — es sei denn freilich, daß sie selbst auf falschen Basen erbaut ist; aber sie wird, wo beide im Mindermaß vorhanden sind, als ein kräftiger Helfer in der Noth des überwältigenden Augenblicks sich erweisen. Diese feste Form zu finden, scheint die gegenwärtige Zeit einige günstige Chancen zu bieten.

Wir müssen uns versagen, eine vollständige Analyse des nach Form wie nach Inhalt gleich ausgezeichneten Werks des Majors von Scherff zu geben, und können den

*) Das erste Heft erschien bereits in fünf Auflagen; das Werk wurde in die englische, italienische und französische Sprache übersetzt und in der Militärliteratur sehr anerkennend besprochen.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 21. — 21. Mai 1874.

Militärische Schriften.

1. Studien zur neuen Infanterietaktik. Von W. von Scherff. 3 Hefte. Berlin, Bath. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mit dem vor einigen Monaten erschienenen dritten Hefte der „Studien zur neuen Infanterietaktik", welches die Infanterie im Verbande mit den andern Waffen behandelt, ist eine der hervorragendsten Publicationen der neuern deutschen Militärliteratur zum Abschluß gelangt. Begünstigt durch seine amtliche Stellung war der Verfasser in der Lage, das Detail der jüngsten Kämpfe hinreichend genau überschauen zu können, um ein auf Thatsachen begründetes Urtheil über den relativen Einfluß der einzelnen, für das Gesammtergebniß ausschlaggebenden Factoren zu gewinnen. Die Resultate seiner Untersuchungen sind daher ungemein beachtenswerth und besonders werthvoll für die Kriegswissenschaft, welche auf dem Gebiete der Taktik seit der Periode der großen Kriege des ersten Napoleon in Ermangelung neuerer Erfahrungen längere Zeit hindurch keine Werke von Bedeutung hervorgebracht hat.

Während nicht wenige und darunter einige sehr werthvolle Arbeiten technischen, organisatorischen, strategischen Inhalts die Militärliteratur bereicherten und die Kriegsgeschichte namentlich in jüngster Zeit mit Vorliebe cultivirt worden ist, beschränkte sich die taktische Literatur meist auf Reproduction der aus den Napoleonischen Feldzügen abgeleiteten Lehren und auf kleinere Streitschriften von mehr ephemerer Bedeutung. Es ist aber nur ein verhältnißmäßig wenig zahlreicher Theil des militärischen Leserkreises dazu berufen, technische, organisatorische oder gar strategische Kenntnisse praktisch zu verwerthen, während gerade die Taktik bis in die untersten Grade der militärischen Hierarchie hinein in der berufsmäßigen Thätigkeit auch wirklich zur Anwendung gelangt.

In dem vorliegenden Werk wird der Einfluß der neuen Feuerwaffen auf die Taktik der drei Waffen, namentlich aber auf die Taktik der Infanterie zum Gegenstand der Untersuchung gemacht, die Nothwendigkeit, veränderte Formen einzuführen und einzuüben, nachgewiesen, und im Anschluß hieran von dem Verfasser ein vollständiges System neuer elementartaktischer Formationen in Vorschlag gebracht, um, wie derselbe sagt, „der Reform vorzuarbeiten, nicht um sie selbst zu vollbringen".

Es haben diese Vorschläge inzwischen eine überaus günstige Aufnahme sowol innerhalb der deutschen Armee wie im Auslande*) und durch ihren Reichthum an neuen Ideen wie durch die wohlgelungene Behandlungsweise in der militärischen Welt bereits wohlverdiente Anerkennung gefunden.

Die Nothwendigkeit, in Rücksicht auf die wesentlich veränderte Feuerwirkung der modernen Präcisionswaffen Veränderungen in die Elementartaktik der Infanterie einzuführen, wird wol ziemlich allgemein als begründet anerkannt; ebenso die Nothwendigkeit, die Truppen im Frieden an diejenigen taktischen Formen zu gewöhnen, welche man im Kriege anzuwenden für zweckmäßig erachtet, denn, sagt der Verfasser der „Studien":

> Die gewohnte Form ist es, welche dem stehenden Heere die kolossale Ueberlegenheit über den Dilettantismus der „Aufgebote" gibt. Je einfacher, klarer, unwandelbarer die einmal adoptirte Kampfform ist, desto besser für die Verhältnisse im großen und kleinen; sie wird der persönlichen Selbständigkeit, der Genialität des einzelnen niemals störend in den Weg treten — es sei denn freilich, daß sie selbst auf falschen Basen erbaut ist; aber sie wird, wo beide im Mindermaß vorhanden sind, als ein kräftiger Helfer in der Noth des überwältigenden Augenblicks sich erweisen. Diese feste Form zu finden, scheint die gegenwärtige Zeit einige günstige Chancen zu bieten.

Wir müssen uns versagen, eine vollständige Analyse des nach Form wie nach Inhalt gleich ausgezeichneten Werks des Majors von Scherff zu geben, und können den

*) Das erste Heft erschien bereits in fünf Auflagen; das Werk wurde in die englische, italienische und französische Sprache übersetzt und in der Militärliteratur sehr anerkennend besprochen.

militärischen Lesern d. Bl. das Studium desselben hier nur auf das wärmste empfehlen.

2. Haut ihm! Kriegsbilder von Hans Wachenhusen. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1871. 8. 20 Ngr.

Das vorliegende Buch wurde erst nach Beendigung des Feldzugs niedergeschrieben und ist deshalb nach Form und Inhalt dem „Kriegstagebuch" desselben Verfassers merklich überlegen. Es bietet vorzugsweise Selbsterlebtes, ist frisch aus der Erinnerung und recht anregend geschrieben, auch frei von Wiederholungen und allzu grellen Effecten. Es darf daher als eine fesselnde Unterhaltungslektüre hier empfohlen werden und enthält in den eingestreuten culturhistorischen Reflexionen über Land und Leute Abschnitte von dauerndem Werth, welche man auch in der Folge noch immer mit Interesse lesen wird.

3. Erlebnisse während einer Reise zu unsern Truppen vor Paris im November und December 1870. Ein Tagebuch von M. Dresden, Burdach. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Heft enthält genaue Angaben über die persönlichen Erlebnisse des Verfassers während einer etwa fünfwöchigen Reise von Leipzig nach Paris, die derselbe als Führer eines Transports von Liebesgaben für die mobilen Truppen des XII. Armeecorps unternommen hat. Nachrichten oder Beobachtungen von allgemeinerm Interesse sind in der kleinen Schrift nicht enthalten.

4. Meine Erfahrungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege im deutsch-französischen Kriege 1870—71. Briefe und Tagebuchblätter von Marie Simon. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frau Marie Simon, welche bereits während des Feldzugs von 1866 auf dem böhmischen Kriegstheater eine sehr umsichtige Thätigkeit als Krankenpflegerin entwickelt hatte, wurde von seiten des sächsischen Albert-Vereins bei Beginn des deutsch-französischen Kriegs mit berufsmäßig ausgebildeten Pflegerinnen und Vorräthen an Lazarethgegenständen nach Frankreich entsendet. Sie traf so rechtzeitig ein, daß sie bereits bei Weißenburg, dann später bei Saarbrücken, namentlich aber in St.-Privat, St.-Marie-aux-Chênes, bei Sedan und vor Paris in Thätigkeit treten konnte. Die Verfasserin hatte demnach in außergewöhnlichem Maße Gelegenheit, praktische Erfahrungen auf dem Gebiete der freiwilligen Krankenpflege bei der im Felde stehenden Armee zu sammeln; sie hat diese frisch nach den ersten Eindrücken niedergeschrieben und in dem hier besprochenen Buche gesammelt. Frau Simon besitzt, wie allseitig anerkannt worden ist, entschieden praktisches Geschick für die Organisation — eine im allgemeinen dem weiblichen Geschlecht nicht reichlich zugemessene, für die Verwerthung der verfügbaren Mittel indeß kaum hoch genug anzuschlagende Eigenschaft.

Mit großer Opferfreudigkeit, oft mit anerkennenswerther Resignation hat sie im Interesse der Sache alle Beschwerden des Feldzugs ertragen und sich auch durch allerlei unliebsame Erfahrungen, wie solche in der überstürzenden Hast der Ereignisse durch misverständliche Auffassung ihrer Thätigkeit von seiten dritter Personen zuweilen vorgekommen zu sein scheinen, niemals von der weitern Verfolgung ihrer hohen Aufgabe ablenken lassen.

Wenn sonach die Verfasserin sowol mit allen für eine nutzbringende Thätigkeit auf dem Gebiet der freiwilligen Krankenpflege erforderlichen Kenntnissen völlig vertraut gewesen ist und auch andererseits durch längere praktische Thätigkeit und vielseitige Verwendung unmittelbar bei der Armee reiche Gelegenheit fand, Erfahrungen zu sammeln, so darf die Mittheilung dieser letztern gewiß als ein werthvoller Beitrag für die einer endgültigen Entscheidung noch immer harrende Frage nach der zweckmäßigsten Organisation der Krankenpflege bei der Armee im Felde bezeichnet werden.

Referent fühlt sich daher verpflichtet, die Aufmerksamkeit aller für diesen humanen Zweck thätigen Kreise auf die durchaus anspruchslose und wahrhaft verdienstliche Arbeit zu lenken.

5. Der französische Feldzug 1870—1871. Militärische Beschreibung von A. Niemann. Zwei Abtheilungen. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1871. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die militärische Beschreibung des deutsch-französischen Kriegs ist A. Niemann sehr wohl gelungen und gehört zu den besten Arbeiten dieser Art. Der erste Theil des Werks, welcher den Kampf gegen das Kaiserreich behandelt, erschien sehr früh; es konnte deshalb nur wenig vollkommen zuverlässiges Material bei der Abfassung desselben zu Gebote stehen. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, mit großem Fleiß und fachmännischem Urtheil das Richtige und für den Verlauf der großen Ereignisse Wesentliche übersichtlich zusammenzustellen und in leichtverständlicher, dabei durchaus gediegener Weise zu verarbeiten. Hierbei haben erhebliche Irrthümer in den Thatsachen vermieden werden können, wie dies ein Vergleich des Niemann'schen Werks mit den inzwischen erfolgten amtlichen und halbamtlichen Veröffentlichungen erkennen läßt: ein Beweis, daß der Verfasser seiner Aufgabe durchaus gewachsen war.

Der zweite Theil behandelt die Kämpfe gegen die Republik. Die eingangs desselben gegebene Uebersicht über die militärische Lage Frankreichs nach der Katastrophe von Sedan darf als besonders gelungen und bezeichnend für die zwar durchweg von echt deutscher Gesinnung getragene, dabei aber unparteiische Darstellungsweise angesehen werden. Weiterhin enthält der zweite Theil eine recht gute und, soweit Referent sich erinnert, in keinem andern Sammelwerk in gleicher Vollständigkeit bisher mitgetheilte Zusammenstellung der wichtigsten Vorkommnisse aus dem Festungskrieg. Man findet da viele auf gewiß sehr zeitraubendem Quellenstudium beruhenden Angaben über die beiderseitigen Truppenstärken, den Zustand der Werke, die Armirung, eine kurze Schilderung der wichtigsten Terrainverhältnisse, die Stärke und Zusammensetzung der Belagerungsparks, den Beginn und Fortgang der Arbeiten, die größern Ausfälle, die Herbeiführung der Entscheidung und die Capitulation nebst deren Ausführung.

Ferner sei noch erwähnt, daß dies Werk sehr reich mit Karten ausgestattet ist und ein zweckmäßig geordnetes, reichhaltiges Register enthält, durch welches das Auffinden einzelner Thatsachen sehr erleichtert wird.

6. Der Feldzug von 1859. Das Vorspiel zu den Ereignissen von 1866 bis 1870. Berlin, Mittler u. Sohn. 1871. Gr. 8. 15 Ngr.

Eine gute, augenscheinlich mit großer Sachkenntniß geschriebene Darstellung der militärischen Zustände des österreichischen Heeres in jenem Zeitabschnitt. Der Verfasser bringt viele wissenswerthe Angaben über den innern Zusammenhang der wichtigern Kriegshandlungen und die bei der Entscheidung mitwirkend gewesenen Factoren, auch recht interessante kritische Bemerkungen über einige der höhern Führer. Namentlich über Oesterreich scheint sehr gutes Material der Bearbeitung zu Grunde zu liegen.

Freiherr A. von Firchs.

Ein Beitrag zur atomistischen Philosophie.

Ueber die verschiedenen Grade der Intelligenz und der Sittlichkeit in der Natur. Von Droßbach. Berlin, Henschel. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.

Der Verfasser, welcher durch mehrere gehaltvolle Schriften von originellem Gepräge bekannt ist und in dieser neuesten die Hauptmomente seiner Weltanschauung darstellt, gehört zu jenen muthigen Philosophen, welche den menschlichen Geist für fähig halten, das Höchste zu erreichen, das innerste Wesen der Dinge zu begreifen: eine Schrankenlosigkeit des Erkennens, die, wie Frauenstädt schon bei Besprechung einer frühern Schrift von Droßbach bemerkt hat, die nothwendige Folge seiner Behauptung der Schrankenlosigkeit unsers Seins ist — jedenfalls eine beneidenswerthe Ueberzeugung! Droßbach will das Universum aus sich selbst erklären und verzichtet darauf, das Wahre oder Wesenhafte außerhalb der sinnlichen Welt durch das Denken zu entdecken oder in ein anderes übersinnliches Gebiet hinüberzuschweifen. Er geht von dem Satze aus, daß zur Erfahrung vor allem ein Subject gehöre, welches erfährt, und ein Object, welches *erfahren* wird; wäre kein empfindendes Subject vorhanden, so würde auch durch das vollkommenste Sinnesorgan kein Empfinden, kein Wahrnehmen stattfinden. Ebenso wenig wird man ihm bestreiten, daß die Erscheinungsdinge für uns nur unsere Vorstellungen sind, welche von der verschiedenen Einwirkung herrühren, die wir von den Wesen in ihren wechselnden Verbindungsformen empfangen; was wir empfinden, ist ein Complex wirkender Kräfte der unzähligen Weltwesen, die nach der Anschauung des Verfassers sämmtlich Empfindung haben und Bewegung bewirken, sodaß auch das Holz und der Stein Erfahrungen erhält und veranlaßt; das Wesen der Dinge ist seiner Qualität nach Empfindendes und Bewegendes und damit die Erscheinungswelt Producirendes, seiner Quantität nach unendliche Raum- und Zeitgröße. Das menschliche Wissen ist nur eine höhere, zugleich mit Bewußtsein verbundene Form der Erfahrung; Vorstellungen bilden wir, weil wir als erkennende und bewegende Wesen einander gegenseitig erkennen und bewegen. Die nähere Entwickelung des richtigen Satzes, daß wir von den realen Dingen uns nur der Vorstellungen bewußt werden, welche sie in uns veranlassen, führt öfters zu paradox klingenden Aeußerungen, wie z. B. S. 10, Anmerkung S. 13.

Nicht einen sogenannten Stoff, Materie nehmen wir wahr, sondern Kraft, diese ist das Wirksame, auf sie ist alles zurückzuführen, und sie wirkt ewig fort. So viele verschiedene Punkte, so viele Kraftindividuen; Größe und Kleinheit der Dinge sind Vorstellungen, die wir bilden, wenn wir von vielen oder wenigen Punkten Einwirkung empfangen; bei einem einzelnen Punkte haben wir keine Vorstellung von Größe mehr. Ueberall sind empfangende, erkennende, bewegende Kräfte vereinigt, Bewegung kann nirgends ohne Empfindung bestehen, beide können nicht voneinander abgeleitet werden. Nur was wir wahrnehmen: die empfindenden, bewegenden, ewigen Wesen, dürfen wir als seiend annehmen. Während die gewöhnliche Ansicht die Wesen für unerkennbar und nur die Erscheinung für erkennbar hält, kehrt unser Verfasser die Sache um, indem er die Wesen für die eigentlichen Objecte der Erfahrung, die Erscheinungen für bloße Denkproducte, Vorstellungen erklärt — aber wie kann der Verfasser glauben, die Wesen zu kennen, da wir doch von ihnen nichts anderes wissen als die Erscheinungen, welche sie wirken und die wir vorstellen? Die Erfahrung ist für den Verfasser die einzige Erkenntnißquelle; es gibt eigentlich weder Reales noch Ideales, sondern nur Wesen, die sämmtlich empfinden und bewegen; das Denken bringt nur das Erfahren zum klaren Bewußtsein. Die Kräfte z. B. der Schwefelsäure werden von andern Wesen aufgenommen und unbewußt empfunden, eine centrale Ganglienzelle empfindet schon vollkommener, aber alle Wesen sind gleich und nur dem Entwickelungsgrade nach verschieden. Die Naturwissenschaft hat nur mit bewegender Kraft zu thun, Empfindung, Intelligenz, Moral vermag sie nicht zu erklären; sie hängt noch an der hergebrachten Meinung, daß die Körper, die materiellen Dinge, die Objecte unserer Wahrnehmung seien. Wenn auch alle Wesen, die sehr verschiedene Wirkung aufeinander üben, empfinden, die einen dumpfer, die andern feiner, so wissen doch nur gewisse Wesen um ihre Empfindung, nehmen ihre subjectiven Zustände wahr, jene nämlich, welche mit einem Apparat weiterer Wechselwirkung, mit einem Nervenapparat versehen sind. In allen Fällen werden aber nicht Gegenstände oder deren Bilder wahrgenommen, sondern immer nur wirkende Kräfte, und man kann z. B. nur uneigentlich sagen, daß man sein Bild im Spiegel sehe. So sagt der Verfasser:

> Mein Gesicht wirft Lichtstrahlen auf die Spiegelfläche und diese reflectirt sie auf mein Auge, mein Sehnerv wird irritirt, ich gewahre wirkende Kräfte, die, wenn der Spiegel gut geschliffen ist, genau in der Form zurückwirken, als auf ihn eingewirkt worden ist. Diese wirkenden Kräfte sind es, welche ich sehe, nicht das Bild.

Wir bringen das sinnlich Wahrnehmbare zum Be-

wußtsein, wenn wir die durch dasselbe gemachten Eindrücke in unserm Nervensystem abspiegeln, wo dann durch Reflexion aus dem unbewußten Eindruck eine bewußte Vorstellung und zwar jene wird, welche man gewöhnlich für ein wirkliches Ding hält. Das Denken beruht auf einer Wechselwirkung des Ich mit dem Gehirn, die nach denselben Gesetzen vor sich geht wie in der übrigen Natur, denn es sind die gleichen Wesen in unserm Kopf wie außer demselben, daher auch ihre Functionen und Acte die gleichen. Das sinnliche Wahrnehmen ist ein solches der bewegenden Wesen außer dem Leibe durch Vermittelung des Nervensystems und der Sinnesorgane, das Denken ist ein Wahrnehmen der bewegenden Wesen unsers Nervensystems ohne Vermittelung der Sinne.

Die Anregung dazu geht beim Denken meist von uns selbst aus, es ist ein Experimentiren in unserm Kopfe wie das des Naturforschers mit sinnlichen Gegenständen, und das Ich kann durch Einwirken auf sein Nervensystem dieselben Vorstellungen hervorrufen wie die körperlichen Dinge; diese und das Ich thun das Gleiche, indem sie die Nerven in gewisse Erregungszustände versetzen.

Jedes Wesen durchwirkt mit seiner Kraft und durch die Verbindung mit andern Wesen das ganze Universum, ist ein räumlich Unendliches, während sein Centrum in einem gewissen Punkte ist. Die Einheit der Welt kann nicht durch begrenzte Dinge zu Stande kommen, sondern nur dadurch, daß alle Dinge unbegrenzt sind, sich gegenseitig durchdringen, einschließen und miteinander in Beziehung stehen und jedes die Einheit aller andern ist, sodaß diese nicht ein außer den Dingen stehendes Zweites ist. Ein Ding für sich allein ist nichts wirklich Seiendes; was man aber Allmacht nennt, ist nur das Resultat des Zusammenwirkens unendlich vieler. Indem die Wesen ihre Standpunkte oder die Orte ihrer Mittelpunkte nähern, worin eben ihre Bewegung besteht, wird ihre gegenseitige Beziehung geändert. Die Dichtigkeit der Körper hängt von der kleinern oder größern Entfernung der Mittelpunkte der sie constituirenden Wesen ab, die Kraft eines Körpers, z. B. die Anziehung, welche die Sonne auf die Planeten äußert, von der Anzahl der wirkenden Wesen, welche nahe beisammenliegend den Körper bilden. Die Schwingungen der sogenannten Dynamide, des Lichts, der Wärme, Elektricität, die chemischen Vorgänge, die mechanischen Bewegungen sind nur gewisse Veränderungen in den Orten der wirkenden Wesen; die Mannichfaltigkeit der Natur ist bedingt durch die Verschiedenheit und den Wechsel der Orte, welche die Mittelpunkte der Wesen einnehmen. Jedes derselben wirkt auf alle andern durch den ganzen Raum und die ganze Zeit, was der Verfasser durch das Beispiel von Leibniz erläutern will, der auf ihn heute noch ebenso wirke wie vor 200 Jahren auf seine Zeitgenossen(?), jetzt noch mit seinem ganzen Wesen und seiner Wirksamkeit in seinen Werken gegenwärtig sei, nur unter Aenderung der Form des Zusammenhangs. Aber, frage ich, wirken denn die Autoren, deren Werke verloren gegangen sind, auch durch den ganzen Raum und die ganze Zeit, und muß man nicht annehmen, daß die Wirkung jedes Wesens durch die Gegenwirkung der andern immer schwächer und endlich verschwindend klein werde, wie die Wellen verschiedener in ein Wasser geworfener Steine sich durchkreuzen und aufheben? Solange man die Wesen irrigerweise für bedingt, abhängig und beschränkt ansieht, muß man den Grund und das Ziel der Welt außer ihnen, z. B. in einem Gott suchen; da sie aber unabhängig und schrankenlos sind, so liegt Grund und Ziel des Seins in den Wesen selbst, deren jedes gleichsam ein Buch ist, welches die ganze Geschichte der Welt enthält.

Mit dem Unvollkommenerwerden des Nervensystems im Alter verschwinden die Eindrücke nicht, da sie ein Wesen sind, welches unvergänglich und ewig ist; deren Erinnerung hingegen ist nur durch ein Nervensystem möglich. Ein solches kann vielleicht auch nach dem Tode wiederhergestellt werden, denn nur durch einen Leib, nämlich durch Zusammenhang und Wechselwirkung mit andern Wesen ist Erinnerung, Bewußtsein, Kraftentfaltung denkbar. (Wenn Zusammenhang mit andern Wesen hierfür unumgänglich nothwendig ist, so bedarf es nach meiner Ansicht keines neuen Leibes, sondern das Zusammensein mit andern Geistern würde diesen Zweck vollkommen erfüllen.) Persönliche Unsterblichkeit sei nichts anderes als die klar bewußte Erinnerung an erlebte Eindrücke und Schicksale; ein Mensch, meint der Verfasser, der sein ganzes Leben nie klar gedacht hat, kann keine rechte Unsterblichkeit haben, ebenso nicht z. B. die Menschen der Steinzeit; die Thiere und auch wir selbst haben deshalb keine Erinnerung an unsere frühern vormenschlichen Zustände (der Verfasser nimmt Palingenesie an), weil unser damals unvollkommener Organismus kein klares Bewußtsein möglich machte. Wie unser Wesen durch die Geburt nicht erzeugt, so wird es durch den Tod auch nicht aufgehoben, sondern wir schaffen uns in beiden Fällen andere gesellschaftliche Verhältnisse, andere Verbindungsformen.

Die Causalität der Erscheinungen ist nur eine subjective Vorstellung wie die ganze Erscheinungswelt; die Erscheinungen haben keine Causalität, weil nicht sie, sondern die Wesen das Wirkende sind. Diese haben von jeher nicht durch einen Antrieb von außen, sondern infolge ihrer Wechselwirkung einander bewegt und sich erkannt, d. h. ihre Wirkungen gegenseitig aufgenommen. Trotz aller Rückläufe und mislungenen Versuche schreiten sie zu höhern Stufen fort, indem sie im Fortgang ihres Bewegungs- und Erkenntnißprocesses sowol die Größe ihrer eigenen Kräfte als die der andern kennen lernen, die bereits gebildeten Formen ungenügend finden und mit Vernunft sie in höhere umzubilden streben; denn das Vermögen zur höchsten Daseinsform ist ursprünglich in allen Wesen vorhanden, und das Widerstreben der andern ist nöthig zur Entfaltung der eigenen Kraft. Daß wir bis heute nicht vollkommener geworden sind, in unserer Entwickelung nicht weiter gekommen, erklärt sich aus der Größe der Aufgabe. Das Vollkommenste ist das, was mit der größten Energie strebt und handelt, was die meisten Hindernisse erfährt und überwindet, während das Unvollkommenste die wenigsten Hindernisse und Schmerzen erleidet; der auf dem Wege zur Vervollkommnung Schreitende ist stets unzufrieden, wandelt aber immer seine Unzufriedenheit in Befriedigung um. Die Wesen schreiten vorwärts durch eigene Kraft, bestimmen sich selbst und

sind deshalb frei; alle sind selbstthätig und zugleich voneinander abhängig; wir wirken sogar bei unserer Erzeugung und nach dem Eintritt in das bewußte Leben bei unserer Erziehung mit; denn die erkennende und bewegende Kraft war schon vor unserer Erzeugung in uns vorhanden.

Daß der Mensch sich selbst zu seinen Handlungen bestimmt, beweist das Gewissen; er ist sowenig wie die andern Wesen einer fremden natürlichen oder übernatürlichen Macht unterworfen, und wie es erfahrungsmäßig keinen Gott gibt, so ist ein solcher auch nicht denkbar. Zwischen den unzähligen Wesen findet nur Ebenbürtigkeit, nicht Unterthänigkeit statt; die sogenannte Naturmacht ist nur die Macht der Wesen selbst, und wie nicht der Staat die Staatsgesetze gibt, sondern die einzelnen Menschen, so gibt auch nicht die Natur, sondern die einzelnen Wesen geben die Naturgesetze. Selbstbestimmung ferner findet nicht blos beim Menschen, sondern bei allen Verbindungsformen und Zuständen statt; der Unterschied zwischen dem Geschehen in der Natur und in der Menschheit besteht demnach nicht in Freiheit oder Unfreiheit, sondern im Fehlen oder Vorhandensein des klaren Bewußtseins, welches von der Form der Verbindung abhängt; im Tode ist der Mensch so bewußtlos wie der Stein.

Das Ethische hebt nicht erst beim Menschen an, sondern ist ein kosmisches Princip, und es gibt nicht zwei Naturreiche und zwei Wissenschaften: Körper- und Geisterwelt, Physik und Ethik, indem die ethische Kraft der treibende Grund in allem Geschehen ist. Sittlichkeit und Erkenntniß sind die weltgestaltenden Mächte; die Naturprocesse, die Sonnensysteme, der menschliche Leib sind ihre Producte, und ohne Ethik gibt es keine Physik. Für den Verfasser sind auch die Thiere erkennende und moralische Wesen — man braucht aber letzteres nicht zuzugeben, wenn man ersteres zugibt. Was man sieht und tastet, sagt er, sind strebende Wesen auf verschiedenen Stufen der Entfaltung, sie sind ethischer, nicht mechanischer Natur, entbehren aber in niedern Verbindungen die Mittel und Organe, welche zur Aeußerung der ethischen und intelligenten Kraft nöthig sind, und handeln deshalb mechanisch. Der Mensch hat nicht außer seiner ethischen Natur eine andere, sinnliche, welche ihn zu schlechten Handlungen treibt, sondern diese kommen von den andern Wesen, welche mit dem seinigen verbunden sind und die sehr oft dem, was unsere Vernunft gebietet, entgegenwirken. Mit einem Dualismus von geistloser und geistiger Natur könne die Einheit der Welt nicht bestehen, und einem solchen will der Verfasser lieber noch den Materialismus „wegen seiner Consequenz" vorziehen. Die Welt, die so viel Unvollkommenes und Verfehltes darbietet, könne nicht von einem allweisen und allmächtigen Schöpfer geschaffen sein; hingegen mit nach Vervollkommnung strebenden Wesen, welche die Vorstellung ihrer eigenen alles vermögenden Kraft haben, lasse sich Zweckmäßiges und Unzweckmäßiges begreifen. In Natur und Geschichte tritt uns vielfach auch ein Streben entgegen, welchem das klare menschliche Bewußtsein fehlt. Einen Gott glauben wir da annehmen zu müssen, wo wir die natürliche Verkettung der wirkenden Kräfte nicht klar zu erfassen vermögen. Das harmonische Fortschreiten zu höhern ist durch die vorausgegangenen niedern Formen bedingt; wer aber glaubt, schließt der Verfasser, hier dem blinden Materialismus entgegentretend,

> daß die sämmtlichen Verbindungen, der Krystall, die Pflanze, das Thier durch zufälliges Zusammentreffen gewisser Stoffe in der Art gebildet werden, daß sie unter zahllosen Fällen im Verlauf eines unendlich großen Zeitraums einige günstige seien, der muß auch für möglich halten, daß ein Locomotiv durch unzähligemal wiederholtes Zusammenwürfeln von Eisentheilen u. s. w. hergestellt werden, oder daß man durch Herausziehen von Buchstaben aus einem Gefäß, wie beim Ziehen von Losen, einmal nach vielen vergeblichen Versuchen ein Shakspeare'sches Drama erhalten könne.

Es mögen diesem Referat nur wenige Bemerkungen beigefügt werden. Droßbach's System ist eigentlich das einzige, welches versucht, aus atomistischen Grundlagen auch die sittliche Welt zu erklären und die Zweckmäßigkeit in der Natur aus der organischen Durchdringung und Wechselwirkung monadischer Wesen zu begreifen, er hat den atomistischen Lehrbegriffen eine Ausdehnung gegeben wie keiner vor ihm. Dieses und daß er die Innerlichkeit auch der einfachsten Wesen erkannt hat, ist sein Verdienst. Wenn er aber sagt, daß seine ganze in vorliegender Schrift entwickelte Weltanschauung auf dem „Erfahrungssatz" beruht, daß jedes Wesen nicht nur ein bewegendes, sondern ebenso ein erkennendes sei, so ist dieses zwar ein Postulat seines Systems, aber eine unerweisliche Behauptung, und die Erkenntnißfähigkeit der unendlichen Mehrzahl der Wesen ist kein Gegenstand der Erfahrung. Weil alle Wesen sich nach der Meinung des Verfassers selbst bestimmen, sollen sie ethische sein; aber es wird dann doch wieder durch die Natur der Sache die Unterscheidung aufgenöthigt, daß die niedrigern Wesen, welche keine Mittel zur Aeußerung ihrer ethischen und intelligenten Kraft haben, mechanisch handeln.

Dem System des Verfassers, wie allen atomistischen, steht der Stufenbau und die Ordnung der Welt entgegen, der offenbar ein ewiger Plan zu Grunde liegt, welcher eine alles übergreifende Macht voraussetzt. Die Erfahrung, auf welche sich der Verfasser beruft, zeigt uns nicht gleiche, sondern qualitativ verschiedene Wesen, und die Entwickelung hat nur in einzelnen Kategorien derselben Geltung. Weil die Elemente mit dem Menschen in Wechselwirkung stehen, so sollen sie nicht heterogen, nicht substantiell verschieden sein. Damit kein Gott angenommen werden muß, von dem Intelligenz und Moral stammen, sollen auch die niedersten Wesen das Vermögen der Intelligenz und Moral haben, welche doch erfahrungsgemäß nur einem Theile der höchsten zukommen. Die Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der Welt, die manche neuern Philosophen sehr übertreiben, wird als Instanz gegen die Existenz einer Gottheit gebraucht (das Uebel und das Böse erscheinen freilich auch Lotze wenigstens als ein unlösbares Problem), wobei einmal nicht bedacht wird, daß die gewollte Entwickelung zu höhern Zuständen nothwendig mit dem Charakter relativer Unvollkommenheit verbunden sein müsse, zweitens daß wir überhaupt von dem unermeßlichen All nur die kleine Erde kennen und keinen Begriff von dem haben, was anderwärts ist. Droßbach theilt den Wesen, um keinen Gott zu brauchen, alle Attribute zu, welche nur ein allumfas-

sendes, einheitliches Wesen haben kann, welchem allein zugleich die Weisheit und Heiligkeit zukommt, die Vernunft und Gemüth unaustilgbar fordern. Er behauptet, wie die Erfahrung keinen Gott zeige(?), so sei ein solcher auch nicht denkbar — und doch ist er von so vielen der höchsten Geister gedacht worden. Vorsichtiger als unser auf seinem Standpunkte ebenso ehrlicher als consequenter Forscher hat sich der Dichter geäußert, wenn er sprach:

Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn;
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?

Maximilian Perly.

Neu erschienene Dichtungen.

1. Ein Kranz auf das Siegesdenkmal. Epische Gedichte von Hugo Gaedcke. Rostock, Stiller. 1873. 8. 7½ Ngr.
2. Das Mädchen aus Böhmen. Idyllisches Epos von J. Reinckens. Zweite Auflage. Düsseldorf, Schaub. 1873. 8. 20 Ngr.
3. Aus einem Mädchenleben. Weltliches und Geistliches. Hannover, Meyer. 1873. 8. 20 Ngr.
4. Rheinische Wanderlieder von Hermann Grieben. Köln, Hofferberg u. Mann. 1872. 16. 10 Ngr.
5. Ausgewählte Gedichte von Apollonius von Maltitz. Mit Biographie des Dichters herausgegeben von Karl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau. 1873. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Gedichte von Karl Dahlke. Neue Ausgabe. Danzig, Pastor. 1873.
7. Gedichte von Robert Weisse. Berlin, C. Duncker. 1874. 8. 15 Ngr.
8. Gedichte von Ernst (M. J. Schleiden, Dr.). Zweite Sammlung. Leipzig, Engelmann. 1873. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
9. Gedichte von Heinrich Stadelmann. Eichstätt, Krüll. 1874. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
10. Händel's Oratorientexte von G. G. Gervinus. Berlin, F. Duncker. 1873. 8. 2 Thlr.

Die erste Hälfte der vorstehend verzeichneten Werke (Nr. 1 bis 5) gehört zu den Vagabunden im Reiche der Poesie. Zwecklos sind sie entsprungen, und ruhelos werden sie wahrscheinlich von Thür zu Thür um Einlaß bitten. Die lustigen unter ihnen finden vielleicht Aufnahme, vor den langweiligen wollen wir aber dringend gewarnt haben.

Den patriotischen Gedichten der Vortritt! Hugo Gaedcke (Nr. 1) hat eine Anzahl Anekdoten aus dem letzten Kriege in Reime gebracht. Das dankt ihm hoffentlich das Vaterland.

Das „idyllische Epos" von Reinckens (Nr. 2), welches während des Kriegs 1866 spielt, ist ebenfalls nicht viel mehr. Ein junger Landmann zieht als Königshusar mit dem preußischen Heere nach Böhmen; er wird verwundet und von einem jungen Mädchen gerettet; endlich heirathet er seine Pflegerin. Von den retardirenden Momenten, welche dem Epos so nothwendig sind, ist hier nicht viel zu spüren. Grammatische Verstöße laufen auch mit unter.

„Aus einem Mädchenleben" (Nr. 3) ist ganz unbedeutend. Weltliches, wie es der Titel verspricht, haben wir darin kaum gefunden. Die irdische Welt mit ihren Lebensäußerungen erscheint der Dichterin klein vor dem Blicke des allmächtigen Gottes; Leid und Freud löst sich ihr auf in ein Gebet. Das ist fromm, aber nicht poetisch.

Kommen wir nun zu den lustigen Vagabunden. Hermann Grieben wird es uns nicht verübeln, daß wir seine „Rheinischen Wanderlieder" (Nr. 4) zu dieser Gesellschaft rechnen. Dieselben sind prächtig in ihrer Art, ein launiges Supplement zum betreffenden Bädeker. Mit Bedauern müssen wir hören, daß auf dem Kühkopf seit kurzem kein Wein mehr geschenkt wird; dagegen empfiehlt sich St.-Peter von Walporzheim allen „liederlichen", d. h. nach Grieben und Rodenberg „sanges- und becherfrohen" Touristen.

Als Gelegenheitsdichter im eigentlichsten Sinne darf der jüngstverstorbene Baron von Maltitz bezeichnet werden, aus dessen Dichtungen uns in Nr. 5 eine Auswahl vorliegt. Maltitz ist kein reichbegabtes Genie, aber er muß ein edler Mensch gewesen sein. Aus seinen zum Theil recht unbeholfenen Versen spricht eine hochgebildete Persönlichkeit. Die vorangeschickte Biographie, welche ein Freund des Verstorbenen liebevoll entworfen hat, ist um so mehr an ihrem Platze. Von 1812—65 war Maltitz in verschiedenen Stellungen, diesseit und jenseit des Oceans, als russischer Diplomat thätig; überall aber bewahrte er die deutsche Innigkeit seines Gemüths. Die kleinen Vorfälle des täglichen Lebens wurden ihm alle zu Gedichten. Unter diesen sind nicht die ernsten, in welchen man häufig Kraft und Tiefe vermißt, sondern die heitern, liebenswürdigen, gemüthlichen hervorzuheben. Allen stehen voran die „Häuslichen Sonette", in denen sich das schöne Verhältniß des Dichters zu seiner Gattin von der reizendsten Seite zeigt. So spottet er über ihren weiblichen Sammelfleiß in folgenden Versen:

Der Schreibtisch meiner Frau heißt Wiedersehen,
Da wimmelt es von längst vermißten Scheren,
Von Federhaltern, die ich lernt' entbehren,
Von brit'schen Bleistiften, die mir entgehen;

Auch Helden, die auf Marmorplatten stehen,
Um meine Manuscripte zu beschweren,
Auch Siegellack entdecket fernres Stören;
Mein Weibchen stiehlt behender als die Feen.

So holt die liebe Seele sich zusammen,
Was immer aus Kanzleien kann verschwinden:
Concept-Papier — so derb —, Velin — so schön!

Muß man auch solches Walten streng verdammen,
Es ist ein reizend Ding doch um das Finden;
Der Schreibtisch meiner Frau heißt Wiedersehn.

In andern Sonetten läßt er dann gerechterweise der Frau das Wort. Sie spricht:

Ich zähle zu den Seelen, zu den kleinen;
Erschreckt mich plötzlich einer Maus Erscheinen,
Ich kann darüber so recht kindlich weinen;

Der starke Mann belächelt meine Schrecken,
Doch läßt ein Vorgesetzter sich entdecken,
Möcht' er sich in ein Mauseloch verstecken.

Diese Selbstironie geht nicht aus Schwäche hervor, sondern aus großer Herzensgüte und echter Vornehmheit. Davon mögen noch einige Strophen aus einem Gedichte zeugen, in welchem der Dichter über die Qual und Mühsal sich beklagt, die sein Name ihm auferlegt:

Oft möcht' ich auf dem Kopfe gehn,
Da schreit er ganz geschwind:
So wollen Sie denn nie verstehn,
Was Sie mir schuldig sind? . . .

Wenn man ihm gar sein Von versagt,
Dann wird es erst ihm schwül —
Dann flucht er unsrer Nähterin
Und meinem Ehrgefühl.

Nun hat ihm niemand zwar was an,
Man schont ihn, wie sich's ziemt,
Dann aber schreit er, was er kann:
Ich will auch sein berühmt.

Jüngst sagt' ich ihm, als er so schrie:
Man wird nicht lebensfroh,
Worauf, worauf denn pochen Sie —
Sie, Sie — Incognito! —

Endlich stehe hier (mit Weglassung einer Strophe) der amusante „Literarische Zapfenstreich", zu dessen Erklärung nur gesagt werden muß, daß er im Jahre 1822 entstanden, während der Dichter sich in Varnhagen's und Fouqué's Kreisen bewegte:

Nun enden sämmtliche Nöthe,
Klar sieht nun Metaphysik,
Der Menschenverstand ist von Goethe,
Die Einbildungskraft ist von Tieck.

Die Orgel verkünd' es, die Flöte,
Die Trommel mach' es publik,
Die Buchdruckerkunst ist von Goethe,
Die Uhren erfunden hat Tieck.

Nun jubele, Morgenröthe,
Laut jauchze, Sphärenmusik,
Entdeckt hat Amerika Goethe,
Entdeckt ward Europa von Tieck. . . .

Und was uns zu Menschen erhöhte,
(Romantisch mehr als antik),
Die Kuhpocken sind von Goethe,
Die Gasbeleuchtung von Tieck!

Damit hätten wir für diesmal die Gelegenheitsdichter erschöpft. Nr. 6 bis 10 sind Werke, die aus künstlerischem Bestreben hervorgegangen sind.

Nun aber Ehre, dem Ehre gebührt! Der Kunstdichter *par excellence*, der Reformator der deutschen Lyrik, der Volksdichter „im besten Sinne", Hr. **Karl Dahlke** spaziere voran! Der Leser weiß nichts von Dahlke? Schlimm! Schlimm! Aber für diesen Fall haben wir ja den „Lebensüberblick". Hr. Dahlke ist ein Lehrerssohn aus Westpreußen, 1821 geboren. Durch Gellert's Fabeln wurde er zur Dichtkunst geführt (!). Darauf hatte er „auf einem Gute bei Danzig Gelegenheit, das Theater und die Kunstausstellung zu besuchen". Sonderbar! Seitdem macht er „unverdrossen" Verse, von denen in Nr. 6 eine neue Ausgabe erscheint.

Wer die ganze Sammlung überblickt, der wird bemerken, daß ich danach strebe, eine eigenthümliche Weltanschauung geltend zu machen. Daß ich statt der üblichen Balladen Geschichts-(Charakter-)bilder liefere, wird hoffentlich kein Fehler sein. Mir hat das Gespensterhafte vieler gepriesenen Balladen nie recht munden wollen; ich halte es mit dem frischen, thatkräftigen, neugestaltenden Leben. Ich hoffe, daß durch die Geschichtsbilder die Lyrik einen neuen Aufschwung gewinnen wird. Durch das am Schlusse befindliche Gedicht: „Der große Kritiker", habe ich der Kritik in Bezug auf meine Sammlung keinen Stein in den Weg legen wollen; ich wünsche, daß der schärfste Maßstab angelegt werde, aber auch Gerechtigkeit obwalte. Meine Hauptabsicht ist gewesen, ein Volksbuch im besten Sinne zu schaffen. Ob es mir gelungen, wird die Zeit lehren.

Nun, das waren für den Recensenten erfreuliche Aussichten. Er dankte Hrn. Dahlke innerlich, daß selbiger der Kritik „keinen Stein in den Weg legen wollen", und begann freudig, das Inhaltsverzeichniß zu durchforschen. Da kommen nun tiefsinnige Titel vor: „Der Morgenröthe Botschaft", „Der Abendröthe Rührung", „Des Stromes Kraftgefühl" u. s. w. Schlagen wir eins auf:

Des Sees Betrachtung.

Die Sonne steigt an jedem Morgen;
An jedem Abend sinkt sie tief.
Ihr Ruhebett ist mir verborgen;
Ich sah bisher nicht, wo sie schlief.

Ein anderes: etwa einige Strophen aus

Der rührige Dampfwagen.

Wol nur eine kurze Zeit
Währt mein ird'sches Leben,
Und ich will die Ewigkeit
Dennoch gern erstreben.

Darum thu' ich, was ich kann,
Ohne langes Zaudern;
Darum halt' ich selten an,
Meide süßes Plaudern.

Dieser Dampfwagen kann es weit bringen. Er hat einen Rivalen an dem Dahlke'schen Nagel, welcher „nimmer in den Betten bleibt". Ebenso strebsam, aber leider mit geringem Erfolg, müht sich ab der „Bescheidene Bär", welcher — sicher kein Nachkomme des edeln Atta Troll — in bitterer Selbsterkenntniß sich also vernehmen läßt:

Ich heiße Bär,
Bin plump und schwer
Und soll im Tanzen gar mich üben;
Das muß mich ungemein betrüben.

Noch merkwürdiger aber als der Bär ist der Dichter selbst, der von sich Folgendes aussagt:

Als Dichter hab' ich lang' gelebt,
Als Dichter tief gesonnen,
Als Dichter Hohes gern erstrebt,
Als Dichter viel gewonnen.

Und schlaf' ich einst als Dichter ein,
So werd' ich selig schlafen.
Der Richter wird mir gnädig sein,
Mich nicht zu hart bestrafen.

Hoffen wir das! Wir haben noch die „Geschichtsbilder" zu erwähnen, welche (so steht's im Nachwort) eine neue Aera in der Lyrik hervorrufen werden. Also in aller Kürze ein paar Mittheilungen daraus. Die Geschichtsbilder beginnen mit — „Adam im Paradiese".

Nämlich so: Adam steht noch vor dem Fall und vor den verschiedenen herrlichen Bäumen. Noch ist er allein, aber er weiß aus der Bibel, daß sich demnächst Eva ereignen wird. Richtig, da naht sie:

> Wie wird mir denn? Was seh' ich da?
> Schon ist das Ebenbild mir nah. . . .
> Komm näher, komm, umarme mich!
> Dein Wesen reizt — ich liebe dich! . . . .
> Sei meine Frau — ich bin dein Mann,
> Jetzt fängt das rechte Leben an.

Zweitens „Joseph im Schlosse". Diesem ist der grimme Appetit seiner elf Brüder bedenklich. Er beeilt sich, sie zu beruhigen:

> Zieht her zu mir in dieses Reich,
> Seid furchtlos! — speisen sollt ihr gleich.
> Dann bringt geschwind den Vater her,
> Daß ich euch allesammt ernähr'.

Endlich im Geschichtsbilde „Dahlke's Methode" heißt es:

> Ich zähle eins, zwei, drei und weiter
> Und fahre fort bis Million.

Das ist zwar sehr langweilig, aber dennoch wünschen wir, Dahlke möge bei Million nicht anhalten, sondern immer weiter zählen, das Dichten aber unterwegs lassen. Er kann auch sonst allerlei Nützliches thun, er mag den Kindern amo und mensa beibringen — was er, ernsthaft gesprochen, wol zur Zufriedenheit leisten wird; denn lehrerhaft correct sind seine Verse und klar, wenn auch ärmlich, seine Gedanken.

Ganz anderer Art ist der Dichter von Nr. 7, Robert Weisse. Er ist entschieden poetisch begabt; der Gedanke wird ihm zum Bild, das Gefühl zur Erzählung. Man höre folgendes graziöse Gedicht:

> Vöglein nippt an rothen Rosen,
> Blümlein trinkt den hellen Thau,
> Darf auch ich an deinen Lippen
> Liebe nippen, schöne Frau?!
>
> Für die Vöglein gibt es Halme,
> Für die Blümlein gibt es Thau:
> Hast du nicht ein Hälmchen Liebe
> Auch für mich, du schöne Frau?!

Und folgendes:

Meine Feder.

> Hat ein Rabe um Mitternacht
> Mir eine bunte Feder gebracht,
> Bunte Feder, feine Feder,
> Solche Feder hat nicht jeder.
>
> Rabe sprach: „Rothkehlchen sang
> Bis das kleine Herz ihm sprang,
> Rothkehlchen haben die Raben begraben —
> Seine Feder sollst du haben." . . . .
>
> Nahm Rothkehlchens Wunderkiel,
> Habe mit ihm im Minnespiel
> Von Lenzestrieben und heißem Lieben
> Tausend Blätter voll geschrieben.

Schon in diesen Gedichten klingt etwas Gesuchtes, etwas Selbstgefälliges mit. Und das wird dem Dichter zum Verderben. Er verlangt der Mittelpunkt der Welt zu sein und empört sich, wenn es ihm nicht nach Wunsch geht. Das bringt ihm manchmal einen echt poetischen Ausdruck ein.

In der Fremde.

> Ich hab' den ganzen Tag geweint,
> Geweint die ganze Nacht.
> Ich hab' gedacht ans Heimatland
> Und hab' an dich gedacht.
>
> Im Wahnsinn fast den ganzen Tag
> Geh' ich im Sonnenschein,
> Und nächstens lacht dein Bildniß mir
> Wie bleicher Mond in meine Pein.

Aber völlig absurd wird er, wenn er es unternimmt, diese Welt des Widersinns und die Vorsehung der Spottlust anzuklagen. Nur in kurzem Auszuge belege dies „Die Lachtaube". Drei Jungfrauen sprechen ihre Herzenswünsche aus.

Die erste:

> Am liebsten wär' mir ein echter Poet,
> Den die Glorienfahne des Ruhms umweht.

Die zweite:

> Ich aber, ich möchte den Lieutenant,
> Für die rothe Uniform mein Herz entbrannt'.

Die dritte:

> Ich aber, ich halt's mit dem Kaufmannsstand,
> Der sammelt die Schätze von Meer und Land.

Ueber den Häuptern der Jungfrauen flattert ein Täubchen und kichert:

> Und die erste, die nahm sich ein Sonntagspoet,
> Der leimte von morgens bis abends spät
> Und fluchte dem irdischen Staube —
> Und der Lieutenant fiel in der Schlacht — o Gott!
> Und der Kaufmann machte gar bald bankrott,
> Da lachte die schimmernde Taube.

Auf diesem Wege kommt der Dichter endlich auf den Standpunkt der Resignation, in welchem er auf das Glück verzichtet und schon zufrieden ist, sein Unglück vergessen zu dürfen:

> Ach! Mütterchen! In mein Herz fiel Schnee,
> Daß Glieder und Haupt mir kranken,
> Komm und verplaudre wie einst mein Weh
> Und alle die wüsten Gedanken.

Trotz seiner mächtigen Sinnlichkeit, seines Bilderreichthums und der hohen poetischen Fähigkeit, aus den Erscheinungen das latente Gefühl herauszuempfinden, wird Weisse doch wol schwerlich ein bedeutender Dichter werden. Wir wünschen es, aber wir müssen es bezweifeln. Für eigenwillige, innerlich kühle Seelen wie die seinige gibt es nur ein Mittel: daß ihnen ein großer Genius gegenübertritt, eine Persönlichkeit, vor der sie sich innerlich klein und der sie sich dennoch nach ihrer Anlage ebenbürtig fühlen. Daß Heine nicht funfzig Jahre früher geboren wurde, daß ihm nicht mehr Goethe, sondern höchstens Immermann gegenüberstand, das war nicht das geringste in seinem Unglück.

Haben wir hier eine unglückliche Natur kennen gelernt, welcher ihre eigenen Vorzüge zum Verderben dienen, so gewähren uns M. J. Schleiden (Nr. 8) und Heinrich Stadelmann (Nr. 9) einen ruhigen, wenn auch mäßigen Genuß. Diese beiden Dichter haben Aehnlichkeit miteinander. Fröhliche Sangeslust, feiner Geschmack und poetische Technik sind ihnen eigen; dafür leisten sie Verzicht auf die stürmischen Aeußerungen des regellosen Genius. Schleiden ist der männlichere von beiden. Er hat sich, wie es scheint, durch eine gewisse skeptische Periode zu

religiöser Klarheit durchgerungen (vgl. den Abschnitt „Leben und Tod" und das Gedicht „Kantianismus"). Ein leises Weh, aber männlich gehalten, spricht aus folgendem Liede:

Stromabwärts.

Abwärts zieht mein Schiff so schnelle
Auf dem Strom zum weiten Meer;
Abwärts rauschet jede Welle,
Abwärts ohne Wiederkehr.

Aufwärts führt der Strom zu Quellen,
Zu dem laubbekränzten Bach,
Wo so still auf sonnenhellen
Auen meine Heimat lag.

Abwärts zieht mein Schiff, erweitert
Wird zum Meere seine Bahn,
Und es treibt, wenn nicht gescheitert,
Einsam auf dem Ocean.

Aber im allgemeinen liebt er das Große nicht, oder richtiger, er vermag es nicht auszusprechen. Seine „Mutter der Gracchen" veranlaßte den Recensenten, schleunigst nach dem Nepos zu greifen und das berühmte Brieffragment der erhabenen Frau abermals in sich aufzunehmen. Das Zierliche steht Schleiden besser an. So ist ganz allerliebst das Gedicht:

Die kleinen Füße.

Auf den zierlich kleinen Füßen
Wiegt sich leicht das liebe Kind;
Naht sie mir mit holdem Grüßen,
Zittr' ich wie das Laub im Wind;

Kaum zu athmen mag ich wagen,
So hält mich ihr Reiz im Bann.
Kleiner Fuß, wie kannst du tragen,
Was ich kaum ertragen kann?

Man muß mit diesem Lied allerdings Mirza-Schaffy, „Zuleikha", Nr. 7: „Seh' ich deine zarten Füßchen an", vergleichen.

Da der Dichter noch lebt und hoffentlich zur Freude vieler noch manches Schöne darbieten wird, so mag eine kleine prosodische Anmerkung erlaubt sein: der letzte Hemipentameter im Distichon muß rein daktylisch ablaufen; bei Schleiden hinkt er unzähligemal auf zwei oder drei Trochäen.

Stadelmann, Schleiden's Geistesverwandter, ist als Dichter wol der reichere von beiden, insofern ihm größere Fülle von Bildern und süßerer Wohllaut der Sprache eigen sind. Dafür aber ist er in seinen Stoffen und Empfindungen ziemlich beschränkt. Man darf ihn als nachgeborenen Romantiker bezeichnen. Hat er doch seine Gedichte mit einer Widmung an Gerok und Geibel begleitet, und feiert er doch in einem besondern Abschnitte Dichter wie Hölderlin, Eichendorff und Kerner. Er lebt und athmet in der duftigen Märchenwelt. „Dornröschen", „Melusine", „Tanhäuser" sind ihm beliebte Themata. Zum letztern Gedicht hat er, was er allerdings verschweigt, mehrere alte Volkslieder benutzt (vgl. Gräße, „Die Sage vom Ritter Tanhäuser"), dafür aber wenigstens den Anfang der Sage, in welchem ihr eigentlich poetischer Kern liegt, endlich einmal zum vollen und ganzen Ausdruck gebracht. Aber manchmal wählt er seine Stoffe mit geringerm Glück. Einen „Belsazar", eine „Loreley" nach Heine zu veröffentlichen, das ist sehr gewagt. Auch sein Gedicht auf den „Tod des Pan" kann den nicht mehr befriedigen, welcher sich des wundersamen Hymnus in den „Briefen aus Helgoland" (Heine, Ludwig Börne) erinnert. Da klingt es so klagend, so innerlich wehmüthig: Pan ist todt! Und der Schiffer, der die Botschaft an die leere steinige Küste ruft, hört mit Grausen das Wimmern und Weinen unzähliger Unsichtbarer. Und dann naht es wie ein Unwetter, das brausend über die Erde zieht, und aus jeder Wolke donnert es und in jedem Blitze zischt es: Pan ist todt! Todt ist die alte Götterwelt! Aus rasender Zerstörung erhebt sich ein neues Leben! Pan ist todt! Neben dergleichen nehmen sich Stadelmann's Verse doch recht winzig aus. Ebenso ist es ein verunglücktes Unternehmen, einen epitaphios Adonidos in modernen Reimen zu schreiben; desgleichen, zum hundertsten male und nach Platen den bekannten Liebesseufzer der Sappho (Fragment 52, Bergk) zu übersetzen, während die beiden größern Bruchstücke der Lesbierin noch immer einer durchaus guten deutschen Uebersetzung harren.

Stadelmann's Lieder sind hübsch und anmuthig. Wir wollen den armen Schmetterling, den ein anderer Recensent mit einem großen „Knüppel" zum „Krüppel" geschlagen hat, gern am Leben lassen und seine Farbenpracht loben, solange er zwischen Blumen und Küchenkraut im Hausgärtchen des Dichters umherschwärmt. Aber in der großen Welt, zwischen riesigen Wäldern und schneegekrönten Bergen dürfte er kaum bemerkt werden. Hier werde unter allen der glänzendste, am zartesten gezeichnete Sommervogel eingefangen und vorgezeigt:

Sardanapalus.

Fort von dem schwellenden
Pfühl in die Schlacht!
Hörner, die gellenden,
Schallen mit Macht.
Fort mit der girrenden
Laute Getön,
Fort, unter klirrenden
Schwertern zu flehn!

Horch! Die Verschworenen
Nahen sich schon!
Weh mir Verlorenen!
Schutt ist mein Thron!
In Staub verwehet mein
Glanzdiadem,
In Trümmer gehet mein
Schloß und Harem!

Was soll das schneidige
Schwert in der Hand,
Die nur geschmeidige
Leiber umspannt,
Die nur das blinkende
Kelchglas gedrückt,
Nur zärtlich winkende
Rosen gepflückt?

Die bald ermattende
Höhnt nun der Feind —
Auf denn, bestattende
Flammen, erscheint!
Komm denn, du rettender
Glühender Stoß!
Nimm, leidentfettender,
Mich in den Schos!

Schelten verdammende
Zungen mein Thun,
Läutern doch flammende
Gluten mich nun!
Nicht Ruhmerwerbenden
Lebt' ich gesellt;
Den kühn doch Sterbenden
Ehre die Welt!

Myrrha, die Liebende,
Folge dem Freund,
Daß uns der stiebende
Funke vereint!
Alles wie fliehende
Asche zerstäubt:
Ewig die glühende
Liebe nur bleibt!

Zum Schluß haben wir ein Werk aus G. G. Gervinus' Hinterlassenschaft zu erwähnen: seine Uebersetzung der „Oratorientexte Händel's" (Nr. 10). Dankbar müssen wir es begrüßen, daß die Witwe diese Arbeit der Welt nicht vorenthalten hat. Allerdings ist nicht alles gleichmäßig gelungen. So beginnt die Arie aus dem Alexanderfest: „Revenge, Timotheus cries", sehr unbeholfen mit: „Gib Rach', gib Rach', schallt nun des Sängers Wort." Ebenso scheint uns im „Messias" der frühere Text: „Wer mag den Tag seiner Zukunft erleiden ... denn er entflammt wie des Läuterers Feuer" (auch mit Rücksicht auf die musikalischen Accente) dem neuen vorzuziehen: „Doch wer erträgt den Tag seiner Zukunft ... denn er ist gleich wie des Läuterers Feuer." Dergleichen ließe sich in Menge anführen. Zu bedauern bleibt es, daß Gervinus nicht auch die Händel'schen Opern übersetzt hat, da ein Theil derselben, z. B. „Ezio", soviel dem Recensenten bekannt, bisjetzt deutsch gar nicht vorhanden ist. Aber durch diese Ausstellungen wird der große Werth des Buchs nicht aufgehoben. Einmal sind die wirklich bessern Uebersetzungen weit in der Mehrzahl, dann aber — und dies ist im Sinne des Herausgebers die Hauptsache — wird hier zum ersten male dem deutschen Publikum ein ziemlich vollständiger Ueberblick über die Reiche geboten, in denen Händel's classischer Geist regierte. Dabei ist es gerade für unsere Zeit eine interessante Erfahrung, daß für Händel hervorragende Dichter geschrieben haben oder von ihm benutzt sind: Milton, Dryden, Congreve, Spencer — nämlich der Verfasser des „Polymetes" — prunken auf dem Inhaltsverzeichniß. Möchte man doch auch in der Gegenwart zu der Erkenntniß kommen, daß es für einen Dichter nicht entwürdigend ist, ab und zu als Librettist thätig zu sein. Kann er auf diesem Gebiete auch nicht selber das Höchste erreichen, so kann er doch (und nur er, nicht ein verkommener Winkelpoet kann das) zur Gestaltung eines wirklichen Kunstwerks die Hand bieten und neidlos für den unendlichen Inhalt der Töne die edle, gefällige Form bereiten.

Oesterreichs jüngste Vergangenheit.

Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. Von Walter Rogge. Zweiter und dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Bereits bei dem Erscheinen des ersten Bandes von Walter Rogge's „Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart" haben wir die Leser d. Bl. auf das interessante und für die Kenntniß der jüngsten Vergangenheit Oesterreichs sehr lehrreiche Werk aufmerksam gemacht. Mit dem zweiten und dritten Bande, welche dem ersten mit erfreulicher Schnelligkeit gefolgt sind, liegt das Buch nunmehr abgeschlossen vor, und können wir demnach zu einem endgültigen Urtheile über dasselbe gelangen. Schon der erste Band ließ die Eigenthümlichkeiten der Rogge'schen Geschichtschreibung so deutlich erkennen, daß wir die Meinung, die wir uns damals über die Bedeutung derselben gebildet hatten, durch diese Fortsetzung nach keiner Seite hin wesentlich modificirt, sondern im großen und ganzen vielmehr durchaus bestätigt finden. Wer in Rogge's Geschichte Oesterreichs eine nach den strengen Regeln der historischen Methode angelegte und durchgeführte Arbeit erwarten wollte, würde sich allerdings getäuscht sehen; auch derjenige wird seine Rechnung bei dem Werke nicht finden, der sachlich wesentlich neue Mittheilungen und namentlich die Verwerthung bisher unzugänglich gewesener officieller Actenstücke in demselben sucht; endlich darf man auch von einem Buche wie dieses ist nicht erwarten, daß es das sine ira et studio zu seiner Parole macht und in peinlicher Abwägung Recht und Unrecht, Lob und Tadel unter die an der geschichtlichen Entwickelung Betheiligten nach dem Maßstabe historischer Gerechtigkeit ertheilen will. Wer Rogge's Buch richtig würdigen und in der Beurtheilung desselben weder zu hoch noch zu tief greifen will, der muß sich jeden Augenblick das Eine gegenwärtig halten, daß dasselbe unmittelbar aus den Ereignissen selbst hervorgewachsen, gewissermaßen die Zusammenfassung der publicistischen Thätigkeit ist, in welcher der Verfasser in den Kämpfen, die er hier darstellt, selbst mitgestritten und als entschiedener Parteimann seine scharfe und schneidige Feder als treffliche Waffe unermüdlich und treu geführt hat. Von diesem Standpunkte aus erklären sich die Licht- und die Schattenseiten vollkommen, die jedem unbefangenen Leser in Rogge's Werk sofort in die Augen fallen.

Zu den letztern, den Schattenseiten, rechnen wir zunächst die in einzelnen Partien höchst auffallende Ungleichmäßigkeit der Darstellung. Wie in dem ersten Bande der italienische Krieg überhaupt nur so weit gelegentliche Erwähnung fand, als seine Ereignisse unmittelbar auf die innere Entwickelung des tief erschütterten Kaiserstaats einwirkten, so würde man auch über die Geschichte des Kriegs von 1866, sowol was den böhmischen wie den oberitalienischen Schauplatz desselben angeht, in dieser Fortsetzung vergebens Auskunft suchen. Wenn man nun auch nicht verlangen kann, daß eine detaillirte Darstellung der Kriegsereignisse mitgetheilt werde, so muß doch in einem Buche, daß sich schlechtweg als Geschichte Oesterreichs bezeichnet, in den Hauptzügen wenigstens auch die österreichische Kriegsgeschichte ihren Platz finden. Dieser be-

fremdlichen Unvollständigkeit steht nun auf der andern Seite eine übermäßige Breite der Darstellung in andern Partien gegenüber: Thatsachen von untergeordneter Bedeutung werden mit einem Eingehen in das Detail erzählt, welches mit der Oekonomie eines geschichtlichen Werks schwer oder eigentlich gar nicht vereinbar ist. Mancher Abschnitt hätte ganz gestrichen, viele hätten bedeutend gekürzt werden können, der Gesammteindruck hätte ohne Frage gewonnen. Am meisten tritt diese Neigung zu behäbig breiter Detailmalerei bei solchen Thatsachen hervor, die man mehr oder minder direct in das Gebiet des — sit venia verbo — Skandals zu rechnen haben würde. Wo es sich um den Kampf in der Tagespresse, mitten in der heißen Arbeit des politischen Streitens für und wider darum handelt, die von dem Gegner vertretene Sache auch in der Person desselben anzugreifen, ihre Verwerflichkeit oder ihren Mangel an Berechtigung auch aus den persönlichen Schwächen ihres Vorkämpfers herzuleiten und recht augenfällig darzuthun: da mag auch diese Art der persönlichen Polemik nicht blos erlaubt, sondern in manchen Fällen geradezu recht sehr an ihrem Platze sein. Etwas ganz anderes aber ist es in dieser Hinsicht mit der Geschichtschreibung: sie soll den Ton journalistischer Polemik überhaupt vermeiden; dieselbe aber gar auf das persönliche Gebiet mit herüberzunehmen, ist ein entschiedener Verstoß gegen die Pflichten des Historikers; geschieht es dennoch, so wird ein Mistrauen gegen die Unparteilichkeit und damit die Glaubwürdigkeit des ganzen Berichts erweckt, und zwar nicht blos auf der angegriffenen Seite, sondern auch bei den der streitigen Sache ganz Fernstehenden. Wir fürchten, daß manchen Abschnitten des Rogge'schen Werks dieses Schicksal nicht erspart bleiben wird. Und hiermit hängt endlich noch ein anderes zusammen. Manchen unserer Historiker möchte man allerdings etwas von der in publicistischen Kreisen im allgemeinen heimischen Leichtigkeit und beweglichen Lebendigkeit des Ausdrucks wünschen; ihre sachlich so werthvollen, durch die Form oder — Unform oft so ungenießbaren Werke würden dadurch entschieden gewinnen: aber man kann darin doch auch nach der andern Seite hin das Maß überschreiten und des Guten zu viel thun. Gerade dies ist nun in dem Rogge'schen Werke allzu oft geschehen, ja wir möchten geradezu sagen, daß dasselbe mehr noch als in den bisher berührten Schwächen in dem ganzen Vortrag, in der Ausdrucksweise, dem Stil seinen journalistischen Ursprung auf das erkennbarste an sich trägt. In manchen Abschnitten hat man nicht mehr den Eindruck, eine geschichtliche Darstellung, sondern einen in der Hitze des politischen Kampfes absichtlich recht fulminant gehaltenen Leitartikel zu lesen: Schlagwörter aber, wie sie in einem Leitartikel am Platze sein mögen, starke Wendungen, wie man sie da, wo sie als eben nur auf augenblickliche Wirkung berechnet und nicht mit dem Anspruch auf literarische Unsterblichkeit auftreten, unangefochten passiren läßt, stehen mit dem ernstern Tone der geschichtlichen Erzählung in unversöhnbarem Widerspruch und erwecken den Verdacht, daß, wer sie braucht, eben noch in der Leidenschaft des Parteikampfes befangen und nicht zu einem nur in der Sache wurzelnden, objectiven, also unparteiischen Urtheile gelangt ist. Hierhin rechnen wir billigerweise auch die genrebildartigen Schilderungen, welche von einzelnen Scenen entworfen werden, unverkennbar mit großer Vorliebe, unleugbar auch mit entschiedenem Talent und einem anmuthenden Humor, ebenso unleugbar aber auch mit sehr bitterer und daher die Farben allzu craß auftragender Satire. Man lese z. B. II, 350—351 die Schilderung der Physiognomie, welche die österreichische Hauptstadt in den Tagen nach der Schlacht bei Königgrätz darbot: so lebendig und packend sie ist — sollte hier nicht unbeabsichtigterweise sehr stark aufgetragen, geradezu übertrieben sein? Und wo bleibt die Würde geschichtlicher Darstellung in Stellen wie III, 82, wo es bei Gelegenheit der Charakteristik der Mitglieder des sogenannten Bürgerministeriums wörtlich heißt:

> Daß Brestel ein besonderes Finanzgenie sei, wird niemand behaupten. Wenn aber die Finanzjuden von der Ringstraße, die sich halb in alten Kleidern, halb in Actien „Palais" zusammengescharrt, wenn diese über Brestel's „Bornirtheit" schreien, so galt ihre Wuth nur der Ehrlichkeit des Mannes. Wie heißt? Sind gewesen große Cavaliers Finanzminister, haben gelebt und leben lassen, die Deficits immer höher anschwellen lassen, immer lustiger darauflos gepumpt zu immer höhern Zinsen, haben sich begnügt mit so lächerlichen Fashionen über die Revenuen von „unsere Leut!", daß die Einkommensteuer war gleich Null.

Solche Ausdrucksweise erscheint in der Geschichtschreibung doch als ein Auswuchs.

Wir würden aber sehr ungerecht sein, wollten wir nicht eilen, auszusprechen, daß trotz der Ausstellungen, welche uns unser kritisches Bewußtsein zur Pflicht macht, das Buch Walter Rogge's eine bedeutende Erscheinung, ein verdienstvolles Werk ist und von jedem, der sich in Zukunft mit der neuesten Geschichte Oesterreichs eingehender beschäftigen will, auf das sorgfältigste wird benutzt werden müssen, und daß es, wenn diese Benutzung mit der nöthigen Vorsicht und gehöriger Kritik geschieht, nach vielen Seiten hin ein sehr dankenswerthes Licht verbreiten kann. In die Geheimnisse der Regierung, die in den wohlverwahrten Archiven sicher geborgen liegen, hat auch Rogge, wie schon erwähnt, nicht einzubringen vermocht; aber er schreibt die Geschichte Oesterreichs während des letzten Vierteljahrhunderts als Augen- und Ohrenzeuge, durch seinen Beruf als Publicist bis zu einem gewissen Grade in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt, daher im Stande, hier und da in das Fernerstehenden völlig verschlossene Innere mancher Vorgänge einen erwünschten Blick zu thun, und über Verbindungen verfügend, welche ihm eine reiche Fülle nicht gerade amtlichen, aber doch höchst werthvollen Quellenmaterials zu freier Benutzung zugänglich machten. Nach dieser Seite hin möchten wir das Rogge'sche Werk als eine an interessanten Aufklärungen über Einzelheiten höchst ergiebige Fundgrube bezeichnen. Und der Verfasser liebt es gerade, diese Dinge in ein recht scharfes Licht zu setzen; er hat eine unverkennbare Neigung für das Detail, die Anekdote, die Kleinmalerei, vorzugsweise allerdings mit einer ziemlich unverhohlen, oft geradezu sehr derb hervortretenden satirischen Tendenz. Mit besonderm Behagen ergeht er sich in dieser Richtung bei Gelegenheit der Charakterbilder, die er von einzelnen der in die Geschichte Oesterreichs so verhängnißvoll eingreifenden Staatsmänner entwirft. Ein-

zelne davon können geradezu als kleine Cabinetstücke bezeichnet werden. Man vergleiche die Charakterschilderung Giskra's, des Freiherrn von Eötvös u. a. m. Durchweg freilich wird sich eine gewisse Neigung für die chronique scandaleuse nicht wegleugnen lassen. Fast überall aber muthet die Erzählung durch ihre Frische und Lebendigkeit an: man fühlt es, daß der Geschichtschreiber aus dem Leben, zum guten Theil aus seinem eigenen Leben schöpft, nicht aus vergilbten Pergamenten und staubigen Actenstücken, mag er nun auch hier und da die Dinge nicht eben so darstellen, wie sie geschehen sind, sondern so, wie sie von dem Standpunkte, den er oder seine Gewährsmänner einnehmen, zu geschehen schienen. Vielleicht möchte das den richtigsten Begriff von der Eigenart des Rogge'schen Werks geben, daß man es bezeichnet als in der Mitte stehend zwischen eigentlich geschichtlicher Darstellung und dem zwanglosen, sehr subjectiv gefärbten memoirenartigen Berichte eines Zeitgenossen über das, was er gehört und gesehen.

Auf den reichen Inhalt der uns vorliegenden beiden Bände, mit denen das Werk abgeschlossen ist, des Nähern einzugehen und die wechselvollen Schicksale der österreichisch-ungarischen Monarchie an der Hand desselben im einzelnen durch die Jahre 1859—71 zu verfolgen, verbietet uns der uns in d. Bl. zugemessene Raum. Auch würde bei einer solchen Inhaltsangabe gerade dasjenige verloren gehen, was, von dem sachlichen Werthe ganz abgesehen, dem Rogge'schen Werke seinen charakteristischen Reiz verleiht und es in gewissem Sinne zu einer originellen Erscheinung macht: die Frische und Unmittelbarkeit, die humoristische Färbung, die kecke Polemik. Nur so viel wollen wir schließlich noch bemerken, daß der zweite Band unter dem Titel: „Der Kampf um das Reichsparlament", die besonders kritische Zeit von August 1859 bis zum Februar 1867 behandelt und zunächst das mit dem Falle des bisher allmächtigen Baron Hübner beginnende „Zerbröckeln des Absolutismus", dann die $4\frac{1}{2}$ Jahre der Schmerling'schen Verfassungsexperimente darstellt, um schließlich die Zeit der Sistirung unter Belcredi zu zeichnen. Dem dritten Bande ist der Specialtitel „Der Kampf mit dem Föderalismus" gegeben: er berichtet zunächst von dem durch Beust eingeleiteten und fast wider Verhoffen zum Abschluß gebrachten Ausgleich mit Ungarn, der den Dualismus zur Grundlage des nunmehr „österreichisch-ungarischen" Staatsgebäudes machte, schildert dann die schließlich resultatlos endenden Anläufe und Kämpfe des „Bürgerministeriums" und entwirft weiterhin ein drastisches Bild der „föderalistischen Irrfahrten", die mit dem Uebergangsministerium Potocki beginnend in dem Ministerium Hohenwart-Jirecek-Schäffle ihre Helden fanden. Ueber das ursprünglich gesteckte Ziel hinausgehend, verfolgt Rogge dann noch zum Schluß die Geschichte des Ministeriums Auersperg bis zum Abschluß der eine neue Zeit einleitenden Wahlreform. Wie er die hiermit inaugurirte Zukunft Oesterreichs ansieht, geht aus den Schlußworten der Vorrede zum dritten Bande hervor:

> Mit der Herstellung eines wirklichen Parlaments für Oesterreich nun ist der Boden gewonnen, in dem die neue Saat emporschießen kann. Daß sie heranreift zu fröhlichem Gedeihen, ist ein um so berechtigterer Wunsch, je mehr Respect und Sympathie jedem Unbefangenen die Frische und Zähigkeit einflößen muß, womit der Deutschösterreicher immer und immer wieder guten Muths und voll Vertrauen, ohne Verbitterung wie ohne Verzweiflung nach jedem Rückfall von vorne Hand ans Werk gelegt hat, bis er endlich ans Ziel gelangt ist.

Hans Prutz.

Neue erzählende Schriften.

1. Die Hofdamen Ihrer Hoheit. Roman von Hans Wachenhusen. Vier Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 6 Thlr.

Daß Hans Wachenhusen nicht eben zu den hervorragenden deutschen Romanschriftstellern zählt, daß vielmehr seine Schriften das Gepräge der Mittelmäßigkeit aufweisen, dürfte Kennern der neuern Romanliteratur ebenso wohl bekannt sein wie uns selbst. Trotzdem wir aber, dieser Thatsache Rechnung tragend, mit den bescheidensten Ansprüchen an die Lektüre seines neuesten Werks: „Die Hofdamen Ihrer Hoheit", gingen, so wurde auch diesen nicht genügt; wir waren im Gegentheil zu wiederholten malen versucht, unser Urtheil über das Buch abzugeben, ehe wir die vollen 930 Seiten desselben im Schweiße unsers Angesichts herabgelesen hatten. Und wir hätten dies getrost thun können, ohne dem Autor zu nahe zu treten, denn dieser Roman ist schwächlich vom ersten bis zum letzten Blatte. Die Reihe von Hoffkandalgeschichten, deren Mittelpunkt der Kammerjunker Graf Kellingen, „ein ausgemachter Schurke", ist, werden in endloser Breite, verwässert durch ein völlig überflüssiges psychologisches (?!) Detail, erzählt, und was das Schlimmste, unter den Menschen, deren Bekanntschaft wir zu machen gezwungen sind, ist auch nicht einer, der uns irgendein wärmeres Interesse einzuflößen vermöchte. Denn die zahlreichen Halunken und Koketten, die uns entgegentreten, sind nicht einmal schlecht im energischen Sinne des Wortes, sie sind nur erbärmlich, wogegen die gut sein wollenden Personen, an ihrer Spitze die Hofdame Sidonie, uns infolge ihrer Passivität kalt lassen müssen. In der einzigen Figur des obdachlosen Vagabunden „Papa Binder" nimmt Wachenhusen einen Anlauf, unsere Sympathie zu gewinnen, aber auch mit diesem verdirbt er es, indem er ihn zum „Horcher an der Wand" macht, eine unter allen Verhältnissen traurige Rolle. Natürlich hat dieser Roman trotz seines nicht erbaulichen Inhalts, wie die meisten ähnlichen, die schöne Tendenz, am Schlusse die Tugend zu belohnen und das Laster zu bestrafen, könnte aber trotzdem ganz wohl als leichtfaßlicher Leitfaden, sich zum mauvais sujet heranzubilden, verwendet werden.

2. Felicita von Vestvali. Pallas Athene. Memoiren einer Künstlerin. Herausgegeben von C. A. Dempwolff. München, Merhoff. 1873. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der dreifache Titel dieses Buchs, welcher noch dazu

möglichst auffallend auf dem ziegelrothen Umschlage ersichtlich ist, kündigt dasselbe als einen Roman jener Sorte an, die „Sensation" machen will. Und in der That mag die berühmte dramatische Sängerin und spätere sensationelle Hamlet-Darstellerin Felicita von Vestvali in ihrem vielbewegten Leben mannichfache Abenteuer überstanden haben, die einem phantasievollen Erzähler reichlichen Stoff bieten würden zu einem Buche voll bunter Bilder, Abenteuer und Scenen von diesseit und jenseit des Oceans. Aber eben diese Buntheit der Eindrücke mangelt dem Dempwolff'schen Buche trotz seines Volumens; in demselben herrscht vielmehr eine ganz bedenkliche Monotonie vor, die gar bald in uns das peinliche Gefühl der Langenweile zur Geltung kommen läßt, und dies um so mehr, als der Verfasser nicht im Stande ist, uns ein anregendes und fesselndes Bild der Seelenzustände seiner Heldin zu entwerfen, worauf es eigentlich abgesehen zu sein scheint. Die äußern Ereignisse aber, die diesen Mangel verdecken sollten, sind nicht genügend; ihre Bühnenthätigkeit, ihre feindliche Beziehung zu einem ganz abscheulichen, schurkischen Marquis, der überall ihren Lebensweg kreuzt, und ihre unterdrückte Liebe zu einem Baron Ulriko von Wolkowitsch, welcher sich als ein durchgegangener, pflichtvergessener Ehemann entpuppt, sind so wenig erquicklich und interessant, daß wir lieber wollten, die Kenntnißnahme derselben wäre uns erspart geblieben. Was aber das sonderbare Verhältniß zu ihrem Halbbruder und „Impresario" betrifft, so leidet dasselbe stark an Unwahrscheinlichkeit. Und außer dieser gibt es noch zahlreiche andere innere und äußere Unwahrscheinlichkeiten in dem Werke, welche uns die Competenz des Herausgebers stark in Zweifel ziehen lassen. Mit einem Worte: es ist eine nach jeder Richtung hin unbefriedigende Arbeit, und hätten wir an Stelle des Fräuleins Vestvali mit gutem Grunde gegen Veröffentlichung derselben protestirt. Wir halten nämlich die Individualität der seltsam begabten Dame für bedeutender und anziehender, als sie uns aus diesen Memoiren entgegentritt.

3. Heiße Herzen. Erzählungen von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 3 Thlr.

In den vier Erzählungen, welche die vorliegenden Bände füllen, bewährt Friedrich Friedrich wieder sein längst anerkanntes hübsches Talent der Erfindung und Darstellung, welches ihn im Verein mit der tüchtigen, kernigen Gesinnung, die in seinen Werken stets zum Ausdruck kommt, als einen sehr schätzenswerthen Schriftsteller für das deutsche Haus und die deutsche Familie erscheinen läßt. Der vorherrschend gemüthliche Ton, in welchem er erzählt, und der durchaus nicht beeinträchtigt wird durch allzu große Breite, verleiht seinen Erzählungen einen Reiz, dem wir uns nicht verschließen können, und der Umstand, daß er alle seine Geschichten in kleinen Städten und kleinbürgerlichen Kreisen spielen läßt, erweckt in uns durchaus nicht das Gefühl der Beengtheit und Beschränktheit, weil er immer die eine oder die andere seiner Figuren — meist die Hauptfigur — mit jenem höhern Intellect ausstattet, welcher das Ganze über die enge Sphäre der localen Umgebung emporhebt.

So tritt uns in der Erzählung „Wiedergefunden", jedenfalls der besten in dieser Sammlung, der Assessor Dorn als ein Mann von freisinnigen Anschauungen, Geist, Schwung und Charakter entgegen, und gerade der Kreis, in den er hineingezwungen wird und welcher ihm offenbar nicht ebenbürtig ist, läßt seine Vorzüge doppelt zur Geltung kommen. Ebenso haben wir in der Erzählung „In Lust ein Leid" den Doctor Helm, der uns durch sein tiefes, leidenschaftliches Gemüth und den fast genialen Anflug seines Wesens entschiedenes Interesse einflößt und dessen tragisches Ende, das von ihm mit einem fast cynischen Humor in Scene gesetzt wird, gewiß tiefe Theilnahme erregen muß. Eine andere Erzählung: „Ums Leben gewettet", wirkt weniger durch die in derselben geschilderten Charaktere als durch die Ereignisse, welche darin entwickelt werden und eine gewisse Spannung erwecken. Sie ist aber eben darum schon schwächer und vermag keinen nachhaltigen Eindruck hervorzurufen. Am schwächsten aber, und zwar wirklich schwach, ist das letzte Stück: „Verrechnet", das wir gern in der Sammlung vermißt hätten, zumal auch der Gesammttitel des Buchs „Heiße Herzen" für diese Erzählung nicht paßt.

Friedrich Friedrich ist ohnedies keiner von den tiefen Poeten, und darum muß er sich vor platten Stoffen doppelt hüten, sonst wird er flach und langweilig.

4. Aus der Gesellschaft. Novelle von Clarissa Lohde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 20 Ngr.

5. Zu spät. Novelle von Clarissa Lohde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der ersten dieser zwei Novellen: „Aus der Gesellschaft", wird die Anfängerschaft der Verfasserin auf literarischem Gebiete noch sehr stark fühlbar; in der ziemlich einfachen und nicht eben originellen Liebesgeschichte, die sie uns da erzählt, kommt es nirgends zu einem Momente voller, packender Wirkung, obwol mehrere Situationen, die eine solche Wirkung hervorbringen könnten, nicht ohne Geschick herbeigeführt werden. Es ist ersichtlich, daß Clarissa Lohde hier noch nicht wagt, sich ihrem Stoffe und ihren Intentionen völlig hinzugeben, daß sie mit einer gewissen Verzagtheit arbeitet, gleich einer Schauspielerin, die das erste mal die Bühne betritt.

Mit mehr Sicherheit und Selbstbewußtsein, mit einem größern Vertrauen in ihr Talent geht sie schon an das zweite Werk, die Novelle „Zu spät", welche uns zu der Erwartung berechtigt, daß sie bei ernstem Streben noch manches Tüchtige leisten wird. Denn wenn es ihr auch noch an dem eigentlichen Compositionstalente fehlt, und man namentlich nicht recht weiß, auf welche ihrer Gestalten sie das Interesse des Lesers concentriren will, ob auf den jungen genialen Musikus, ob auf seinen Freund, den edelsinnigen Offizier, oder auf das verführerische, schöne und doch so niederträchtige Weib, welches das eigentliche Movens der ganzen Handlung ist, so erfreut sie uns doch andererseits durch die Klarheit und Plastik, womit sie ihre Gestalten zeichnet, durch die Lebendigkeit der Darstellung und die Vertiefung in die Seelenzustände und Seelenthätigkeit ihrer Helden. Sie hat ein scharfes Auge für menschliche Fehler und Tugenden, weiß, wie große Leidenschaften entstehen, kennt deren verderbliche, zerstörende Wirkung auf schwächere Charaktere, und ist offenbar durch

eigene schmerzliche Erlebnisse und Erfahrungen zu jener geistigen Höhe emporgestiegen, welche erst die richtige, gesunde Anschauung vom Leben, ein mildes und gerechtes Urtheil ermöglicht. Ihr Stil ist einfach, durchsichtig, ohne nüchtern zu sein; stellenweise entbehrt er sogar nicht des Schwungs und der Wärme, und ihre Naturschilderungen sind lebendig und anschaulich. So können wir denn getrost ihre Novelle „Zu spät" trotz mancher Mängel empfehlen.

6. Der Dreimaster „Zukunft" oder Leben im Norden. Von **Jonas Lie.** Deutsch von A. **Walter.** Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nordland und Finnmarken, welche zusammen das „Stift" Tromsöe bilden und an der Nordseite des Königreichs Norwegen liegen, sind der Schauplatz der in diesem Buche erzählten Ereignisse, und es war offenbar die Absicht des Verfassers, uns das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche der Bewohner dieses von der Natur äußerst stiefmütterlich bedachten Landes zu schildern. Diese Absicht wird nun auch in genügendem Maße erreicht, und dem Bilde, welches Jonas Lie vor uns entrollt, fehlt es weder an Mannichfaltigkeit noch an Anschaulichkeit. Wir lernen den wilden, uncivilisirten, zähen Bergfinnen kennen, dessen ganzer Reichthum seine Renthierheerde ist, den armen Fischer, welcher, am klippenreichen Meeresstrande hausend, der stürmenden, unablässig sein Leben bedrohenden Flut die wohlvertheidigte Fischbeute abringt, und den engherzigen, geldgierigen Kaufmann, welcher, wohlgeborgen in seinem steinernen Hause, dem Finnen seine Felle, dem Fischer seinen Fang abknausert und sich so mühe- und gefahrlos rasch bereichert; wir wohnen den uralthergebrachten Thingen oder Gerichtssitzungen bei, in denen Streite und Rechtshändel — meist zum Vortheile des Mächtigern — ausgeglichen werden, wir belauschen das zärtliche Gekose nordischer Liebespaare und sehen, daß es da oben neben Treue und Biederkeit ebenso gut wie bei uns Tücke, Intriguen und Hinterlist gibt, daß aber das Familienleben im ganzen ein viel innigeres, der Anschluß der Menschen aneinander ein viel festerer ist als in unsern civilisirten Ländern und Städten.

Insofern macht also das Buch einen ganz befriedigenden Eindruck und verdient gelesen zu werden; was jedoch die darin erzählte Geschichte betrifft, so können wir dem Verfasser den Preis der Meisterschaft nicht zuerkennen; es fehlt ihm die Fähigkeit einer klaren, sich Schritt für Schritt entwickelnden Führung der Handlung; über Zeit und Ort wird nach Bedarf verfügt, und wir sehen uns zu manchem unvermittelten Sprunge gezwungen, sodaß wir oft erst aus den weitern Ereignissen den eigentlichen Zusammenhang des Erzählten errathen müssen. Diese Mängel treten aber um so schärfer hervor, als der Uebersetzer A. Walter der deutschen Sprache nicht in jenem Grade mächtig ist, um auch nur bescheidenen Ansprüchen in dieser Richtung zu genügen. Auch hat er es unterlassen, den in dem Buche zahlreich vorkommenden Fremdwörtern, für welche sich allerdings wahrscheinlich in unserer Sprache nicht die entsprechenden Bezeichnungen finden lassen mögen, die unentbehrlichen Erklärungen beizufügen, wodurch manche Stelle ganz dunkel bleibt.

7. Geschichten und Bilder aus dem wendischen Volksleben von **Eduard Ziehen.** Zwei Bände. Hannover, Rümpler. 1874. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Aehnliche Tendenzen wie Jonas Lie verfolgt auch der Verfasser dieser „Geschichten und Bilder", indem er uns in einem vollen Dutzend echter und rechter Dorfgeschichten mit den Wenden bekannt macht, einem ursprünglich nichtdeutschen Volksstamme, der, an der Niederelbe seßhaft, mit unerschütterlicher Zähigkeit festhält an den eigenthümlichen Sitten und Bräuchen seiner Altvordern. Diese Dorfgeschichten, welche durchaus nicht das idealistische Gepräge der schwarzwälder „Dorfgeschichten" Auerbach's haben, gewinnen aber hierdurch an Frische und Naturwahrheit; es sind das wirkliche Bauern, deren Bekanntschaft wir da machen, ursprüngliche, derbe Gestalten mit beschränktem Verstande und beschränkten Interessen, abergläubisch bis zum Fanatismus, heftig, jähzornig, starker und tiefer Leidenschaften fähig, schlau und berechnend, und dabei doch auf die plumpste Weise zu übervortheilen, von mächtigem Rechtsgefühl und empfindlichem Gewissen. Die zahlreichen Conflicte, die in einem Volke entstehen und zum Austrag gebracht werden müssen, dessen einzelnen Repräsentanten all die obenangeführten Eigenschaften innewohnen, benutzt nun Eduard Ziehen in sehr geschickter Weise bei Erzählung seiner Geschichten. Er verleiht dem im Grunde engen Kreise, in welchem er sich bewegen darf, psychologische Mannichfaltigkeit, wodurch er unser Interesse wach zu erhalten weiß oder, wo es zu erlahmen droht, immer wieder belebt.

Zu den gelungensten dieser Geschichten gehören die beiden humoristischen: „Der Mädchenräuber" und „Die beiden Freunde", und unter den ernsten: „Der treue Hüter", „Bauernrecht", „Der Diebsbanner" und „Die Hexe", in welchen vier Stücken die Eigenart des wendischen Stammes ganz besonders hervortritt. Wir halten uns verpflichtet, das Buch, welches recht hübsch geschrieben ist, seines reichen und vielfach belehrenden Inhalts wegen auf das wärmste zu empfehlen.

Oskar Welten.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Endlich ist in **Berlin** beschlossen worden, an der Universität eine **Professur für neue deutsche Literatur** zu begründen, welche schon auf dem Etat des Cultusministeriums für das nächste Jahr angesetzt ist. Eins der wichtigsten Bildungselemente wird dadurch in das akademische Studium mit dem nöthigen Gewicht eingeführt. Von solchen Lehrstühlen geht in der Regel eine Geschmacksbildnng in weitern Kreisen aus, und wir zweifeln nicht, daß der Apathie und Corruption des Geschmacks, die sich heutzutage häufig genug in Sachen der Literatur und des Theaters zeigt, dadurch ein Damm entgegengestellt werden wird.

— Der sich immer weiter ausdehnende Deutsche Volksbildungsverein hat einen neuen Bundesgenossen in einer Gesellschaft

bekommen, welche unter der Firma „Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag“ gegen Ende v. J. von mehrern aufrichtigen Freunden des Volks in Bremen begründet worden ist. Nicht der Speculationslust, sondern dem Gemeinsinne verdankt dieses Unternehmen seine Entstehung, das dem Volke zunächst eine gute unterhaltende Lektüre verschaffen will, ohne damit belehrende Schriften auszuschließen. Man beabsichtigt, die zum größten Theile so dürftige oder gar verderbliche Colportageliteratur durch echte Volksschriften wieder zu verdrängen und dauernd zu ersetzen, und glaubt dabei der Unterstützung der Besten sicher zu sein. Alle Freunde des Vaterlandes, besonders aber diejenigen, denen es gegeben ist, durch volksthümliche Darstellung das Volk zu fesseln, werden auf diesen neuen Verlag hingewiesen, dessen erste Werke noch in diesem Sommer veröffentlicht werden sollen. Möge er ein dauernder, segensreicher Sammelpunkt aller echten Volksliteratur werden.

Theater und Musik.

Der Shakspeare-Cultus der deutschen Bühnen steht jetzt in vollster Blüte. Nicht nur haben sowol das berliner Hofschauspiel wie das wiener Burgtheater die bisher noch nicht aufgeführten Historien Shakspeare's zur Darstellung gebracht, und zwar hat jenes die Bearbeitungen von Oechelhäuser, Dingelstedt aber selbstverständlich seine eigenen gewählt, und die Inscenirung an beiden Bühnen wird als glücklich und glänzend gerühmt, sondern ein Blick auf das berliner Repertoire der jüngsten Zeit zeigt uns Shakspeare als den Beherrscher des Theaters in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reichs. „Was Ihr wollt“, ein Lustspiel, das in Tieck's Bearbeitung in demselben berliner Schauspielhause glänzend Fiasco machte, ist in derjenigen von Oechelhäuser ein Zugstück des Hoftheaters geworden. Gleichzeitig wird „Julius Cäsar“ von den meininger Hofschauspielern in einer Art von Musterdarstellung eine Reihe von Abenden hindurch am Friedrich Wilhelm städtischen Theater gegeben, und der italienische Tragöde Ernesto Rossi spielt Shakspeare'sche Rollen am Victoriatheater. Englische Dramen von italienischen Künstlern gespielt — der Kosmopolitismus des deutschen Theaters steht jedenfalls in vollster Blüte. Dazu noch während der ganzen Saison die Franzosen im Saaltheater des Schauspielhauses! Die Huldigung, die dem Shakspeare'schen Genius dargebracht wird, in Ehren — aber auf solchem Wege werden wir es niemals zu einer deutschen Nationalbühne bringen.

— In Wien ist das neue Lustspiel von Meilhac und Halévy: „Die kleine Marquise“, im Carltheater von dem Publikum abgelehnt worden. Die unzweideutige Deutlichkeit einzelner Situationen geht in diesem Stücke noch über das Maß hinaus, welches selbst der wiener Geschmack für zuträglich findet. Ob durch dies bisher unerhörte Fiasco eines französischen Stücks ein Wendepunkt in der Aera der wiener Dramaturgie bezeichnet wird, wissen wir nicht.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 13. April starb in Neuschönefeld bei Leipzig am Herzschlag Eduard Kauffer, ein Lyriker von wohlthuender Wärme und Innigkeit des Gefühls, der den rechten Ton für solche Ergüsse fand, ohne ihn zu suchen. Geboren am 8. Januar 1824 in Wehrsdorf bei Bautzen, bezog er 1844 die Universität zu Leipzig, gab aber bald sein theologisches Fachstudium auf und widmete sich in Dresden, Annaberg und Leipzig ausschließlich publicistischer Thätigkeit. Er war lange Zeit Redacteur illustrirter Zeitschriften und hat Jahre lang oft sehr gelungene Gelegenheitsgedichte, theils politischer Art, theils dem Festkalender des Jahres angehörig, veröffentlicht. Seine „Gedichte“ (2. Aufl., Leipzig 1861) bewähren die oben gerühmten Vorzüge; ihr schlichter Inhalt läßt sie als einen bescheidenen Veilchenstrauß erscheinen, den die journalistischen Hochzeitbitter nicht ins Knopfloch zu stecken pflegen.

— Es ist jetzt bestätigte Thatsache, daß Charles Beulé, Minister der Mac-Mahon'schen Aera, durch Selbstmord geendet hat, doch nicht aus politischen Rücksichten wie ein anderer Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“, Prévost-Paradol. Die unerträglichen Beängstigungen und Schmerzen einer Hypertrophie des Herzens drückten ihm das Messer in die Hand. Man fand an seinem Todtenbette einen Zettel: „Je souffre trop . . . je vais fouiller le siége du mal“. Beulé wird einen Namen behaupten, nicht als kläglicher Restaurationsminister des Broglie'schen Cabinets, sondern als ein Hauptfrondeur gegen das Napoleonische Régime zur Zeit der Blüte desselben. Sein vierbändiges Hauptwerk: „Les procès des Césars“, dessen wichtigste Abschnitte in der „Revue des deux mondes“ zum Abdruck gekommen waren, ist reich an jenen zart angedeuteten Parallelen, in denen die Häupter der französischen Akademie ihrer Antipathie gegen Napoleon III. einen ebenso schüchternen wie heimtückischen Ausdruck zu geben wußten.

Bibliographie.

Baehring, B., Die Naturwissenschaft, die Bibel und die christliche Gemeinde in ihrem Verhältniß zur Menschenerziehung. Ein Vortrag und eine Predigt. Cassel, Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrika's. 2tes Heft. 1. Der Antheil der Deutschen an der Entdeckung und Erforschung Afrika's. Von W. Koner. 2. Erläuterungen zu der die Entdeckungen des 19. Jahrhunderts darstellenden Karte von Afrika. Von H. Kiepert. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Blumberg, H., Gedichte. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr.

Braun, T. S., Wiesenblumenstrauß. Novellen und kleinere Schriften. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Calm, F., Richard Wagner's „Ring der Nibelungen“. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 15 Ngr.

Carlsen, E., Sir John Fenwick. Historische Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Dauer, C., Der Spion oder die Erbschaft des Henkers. Historisch-romantische Erzählung nach den Aufzeichnungen eines Generalstabs-Offiziers. 1ste bis 4te Lief. Leipzig, Verlagscomptoir. Gr. 8. à 4 Ngr.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Ein kaiserlicher Wahlspruch. 1ste Abth.: Die Glieder eines Stammes und ihres Hauses Vorgeschichte. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Findel, J. G., Geist und Form der Freimaurerei. Leipzig, Findel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fortlage, C., Vier psychologische Vorträge. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Frommel, M., Individuum und Gemeinschaft. Vortrag. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 6½ Ngr.

Grabbe's, C. D., sämmtliche Werke und handschriftlicher Nachlaß. Erste kritische Gesammtausgabe. Herausgegeben und erläutert von O. Blumenthal. 4 Bde. Detmold, Meyer. 8. 3 Thlr.

Die Großstädte in ihrer Wohnungsnoth und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhilfe. Von Arminius. Mit einem Vorwort von Th. Freih. von der Goltz. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Henke, E. L. T., Ergebnisse und Gleichnisse. Aus dem literarischen Nachlasse desselben herausgegeben von J. G. Dreydorff. Leipzig, Barth. Gr. 8. 20 Ngr.

Horst, S. v. der, Lagervorräthe. Novellen. Hamburg, Richter. Gr. 8. 1 Thlr.

Jähns, M., Die Kriegskunst als Kunst. Vortrag. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 10 Ngr.

Kuhn, A., Ueber entwicklungsstufen der mythenbildung. Berlin, Dümmler. 4. 10 Ngr.

Noiré, L., Pädagogisches Skizzenbuch. Leipzig, Veit u. Comp. Lex.-8. 2 Thlr.

Olsa, E. A. v. der, Tropfen aus Mimer. Gedichte. Neutitschin, Enders. 16. 20 Ngr.

Pachmayr, J., Leben und Treiben der Stadt New-York mit Hinweis auf die Einwanderung und das deutsche Element. Kulturhistorische Bilder. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 20 Ngr.

Pelz, E., Die Presse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Gutachten. Leipzig, Expedition der Literatur. Gr. 8. 5 Ngr.

Der ungarische Protestanten-Verein, seine Entstehung und seine Wirksamkeit. Leipzig, Haessel. 8. 12 Ngr.

Ploennies, Luise v., Sagen und Legenden nebst einem Anhang vermischter Gedichte. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Schlosser's, K., neuester Geschichtskalender 1873. 5ter Jahrgang. Frankfurt a. M., Boselli. 8. 1 Thlr.

Siebert, W., Die geographischen Entdeckungen und Kolonisationen in unserem Jahrhundert und unsere jetzige Kenntniß der Erdoberfläche. Eine Vorlesung. Kassel, Hühn. 8. 10 Ngr.

Steudener, A., Gedichte. Berlin, Springer. 1873. 16. 1 Thlr.

Strümpell, L., Die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Wasserburg, P., Gedankenspähne über den Militarismus. Dem hohen Reichstage zur Debatte über den Militärgesetzentwurf. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 2 Ngr.

Weinholtz, K., Ideismen. 1. Der unbewußte Ideismus des Menschen in Versen erläutert. 2. Philosophie, Bildung und Wissenschaft zu einander. Rostock, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wunderlich, E., Die Seminarfrage. Polemische Abhandlungen. Leipzig. Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur deutschen Heeresfrage. Ein Mahnwort an unsere Reichstags-Abgeordneten von einem ehemaligen preußischen Offizier. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 22. 28. Mai 1874.

Ein Familiengemälde von Berthold Auerbach.

Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte in sechs Büchern. Von Berthold Auerbach. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. 1874. 8. 6 Thlr.

In dem ergötzlichen Schwank von Moser und L'Arronge: „Papa hat's erlaubt", kommt eine Dichterin vor, Aurora Nebelkopf, welche einem von ihr collegialisch überfallenen Schriftsteller den Inhalt eines voluminösen Manuscripts auseinandersetzt, das sie in ihren Händen hält. Wir erfahren, daß der Held desselben ein Vater ist, der eine ganze Heerschar von Söhnen hat. Er heirathet nach dem Tode seiner Frau wieder und erzeugt in zweiter Ehe wiederum eine ganze Schar von Söhnen und Töchtern. Welche Fülle von Verwickelungen! meint Aurora Nebelkopf.

Nun, abgesehen davon daß Vater Waldfried, der Held dieser Auerbach'schen Familiengeschichte, nach dem Tode seiner ersten Gattin sich nicht zum zweiten male verehelicht, hat er mit jenem Helden der Aurora Nebelkopf eine bedenkliche Aehnlichkeit. Welche Fülle von Verwickelungen bei einer so großen Familie! rufen auch wir mit Aurora aus, und wenn wir bei unserer Lektüre vorsichtig zu Werke gehen wollen, so entwerfen wir uns von Hause aus den Stammbaum des wackern Waldfried und seiner ebenso wackern Gustave, schreiben uns neben die Söhne ihre Frauen und Bräute, neben die Töchter ihre Ehegatten, vergessen die Enkel nicht einzutragen und auch den glücklicherweise einzigen Urenkel nicht. Dann werden wir die Lektüre mit Nutzen zu Ende führen, und wenn unsere leichtfertige Phantasie vielleicht einmal einen Sohn mit dem andern oder eine Tochter mit einer Schwiegertochter verwechseln sollte, so wird uns ein Blick auf die danebenliegende Stammbaumtabelle alsbald vollständig orientiren und wir werden jedem das Seine lassen.

Wir haben oft behauptet, daß der moderne Roman der festen künstlerischen Form entbehre. In der That, in welchen proteusartigen Verwandlungen schlüpft er durch unsere Hände! Von Freytag's „Ingo", der in einem oft unmöglichen altdeutschen Stil abgefaßt ist, bis zu diesem „Waldfried" von Auerbach mit Sätzen, die an Kürze mit Parolebefehlen wetteifern, von der bärenhäutigen Vorzeit bis zur zeitungspapiernen Gegenwart — welcher Wechsel, welcher himmelschreiende Contrast von Stoffen und Formen! Und wenn das am grünen Holze geschieht — was darf man erst von den dürrhölzernen Nachahmungen erwarten?

Gegenüber dieser sich allen Stoffen anschmiegenden Elasticität des Romans geräth die strenge ästhetische Forderung in Verlegenheit. Tel est notre plaisir — sagt der Autor. Ich kann einen Roman in Briefen, ich kann ihn in Tagebuchform schreiben! Ich kann ihn kurzweilig machen, dann ist er fürs große Publikum; ich kann ihn langweilig machen, aber tiefsinnig — dann ist er für die auserwählten Geister! Und wenn die Kritik an den Fingern die feststehenden Anforderungen des Romans aufzählt, dann erklärt der Autor, er habe ja keinen Roman schreiben wollen, sondern nur eine Familiengeschichte, und in welchem Paragraphen der Aesthetik sei denn festgesetzt, wie eine Familiengeschichte aussehen müsse. Da folge der Autor seiner Inspiration, und das mache er überhaupt wie er wolle, und wenn er überdies Auerbach heiße, so werde sich schon ein nachgeborener Vischer finden, der für diese Familiengeschichte die ästhetische Formel finde und einen aparten Paragraphen in der Aesthetik der Zukunft für dies neue Genre einschiebe.

Doch wir lassen uns mit dieser Sophistik der autochthonen Genies nicht abspeisen. Es gibt gewisse Grundzüge erzählender Dichtung, die man nicht ohne Gefahr verletzen darf. Welche Einkleidung man auch

für dieselbe wählen mag, sei es die Briefform oder die Form der Memoiren: diese Grundzüge dürfen in keiner Weise gefährdet werden. Wir wollen einen Helden haben, dessen Entwickelung durch eine Reihe wechselnder Schicksale wir mit Theilnahme verfolgen.

Nun, in Auerbach's Familiengemälde ist allerdings Waldfried, dessen Aufzeichnungen uns mitgetheilt werden und den der Autor im eigenen Namen nur begräbt, ein solcher Held. Nur bestreitet er nicht auf eigene Kosten die Erlebnisse des Romans. Er ist Familienvater und lebt nur in seiner Familie. Auch ist er über jene Jahre der Entwickelung längst hinaus, welche das Leben eines Romanhelden anziehend machen, da sie am Schluß irgendein festes Resultat abgeklärter Bildung und nach Stürmen beruhigte Lebensstellung zur Folge haben. Er ist ein alter Herr, der Abgeordneter wird, Politik treibt, im übrigen etwas Land- und Forstwirthschaft, auch guter Patriot, der sogar für eine bevorstehende Krisis zum Minister bestimmt ist, doch die Krisis bleibt aus und mit ihr das Ministerportefeuille. Doch was ihn selbst fast ausschließlich fesselt, das sind die Schicksale seiner Familie. Hier liegt eben die Klippe des Romans. Mit gleichwägender Gerechtigkeit hat Waldfried und der hinter ihm stehende Auerbach jedem Mitglied der Familie, jedem Sohn, jeder Tochter, jedem Enkel ungefähr einen gleichen Ausschnitt der Mittheilungen gewidmet. Dadurch wird aber das Interesse gänzlich zersplittert; wir springen immer von einem Punkt auf den andern. Nichts ist in epischer Dichtung weniger am Platz, als das Hin- und Herspringen; ihr eigentliches Wesen ist eine sachte, aber ununterbrochen fortschreitende Allmählichkeit, die unsern Sinn und unsere Theilnahme unmerklich gefangen nimmt. Wenn wir es uns in diesem Roman einmal bequem machen, einmal ein Bild angelegentlich beschauen wollen, erhalten wir gleichsam fortwährend Ohrfeigen und müssen uns auf die andere Seite legen. Schenken wir Ludwig unsere Theilnahme, dann kommt Ernst, der sie in Anspruch nimmt, und beschäftigen wir uns mit Julius, so meldet sich Johanna bei uns an. Wir haben selten ein Werk gelesen, das eine so beständige Versündigung gegen die Grundgesetze des epischen Stils ist.

Berthold Auerbach will uns in diesem Familiengemälde ein zeitgeschichtliches Gemälde der Entwickelung Deutschlands von 1848 bis zur Gegenwart geben. Die Aufzeichnungen des Papa Waldfried beginnen mit dem Jahre 1848 und reichen bis zur Gründung des Deutschen Reichs. Theils Waldfried selbst, theils seine Söhne und Enkel sind bei den Hauptereignissen betheiligt. Ludwig, der älteste, ist in die Revolution von 1848 und 1849 verwickelt, und muß nach Amerika flüchten; Ernst, ein mehr problematischer Charakter, skeptisch zugleich und selbstgewiß, unstet in seinem ganzen Wesen, desertirt, als der Bruderkrieg von 1866 ihn zu den Fahnen ruft; er tritt in Algier in die Fremdenlegion ein, desertirt aber im Jahre 1870 abermals, um für das deutsche Vaterland als Opfer zu fallen. Die Tochter Bertha ist an einen Offizier verheirathet, die Tochter Johanna an einen Pfarrer; der Sohn Richard ist Universitätsprofessor und deutscher Patriot. Die Tochter Martina hatte einen Vetter Joseph Linker geheirathet, war aber nach der Geburt des ersten Sohnes gestorben. Der Sohn Julius ist Forstzögling; hierzu kommt der Sohn Ludwig's, Wolfgang. Die Enkel können im dritten Bande bereits tapfer mitspielen.

Köpfe und Sinnesarten genug, um die Signatur der wechselnden Zeiten verschiedenartig abzuspiegeln, und alle diese Spiegelungen erscheinen wieder in dem Reflex, wie sie im Kopfe des Papa Waldfried zu Tage kommen. Es gehört zu den Vorzügen des Romans, daß die politische Stimmung in den verschiedenen Epochen in Süddeutschland oft glücklich und mit prägnanten Zügen wiedergegeben ist; oft freilich finden wir auch nur eine Reproduction der Zeitungsberichte, und was von selbständiger Phantasie dabei thätig ist, das reicht gerade aus, um diesem Schatten gleichsam farbige Ränder zu geben.

Zwei weibliche Gestalten, die anfangs in die Familie Waldfried hineinirrlichteliren, von denen die eine ihr später angehört, während die andere an der Leiche ihres Verlobten auf dem Schlachtfelde ein tragisches Ende nimmt, sind die am besten gezeichneten Charaktere des Romans: Annette, eine Jüdin und Offizierswitwe, welche später den Professor Richard heirathet, und Martella, die Verlobte des Deserteurs Ernst, ein wildes Naturkind aus der Nachkommenschaft der Mignon und Flämmchen und mit einer weitverzweigten Verwandtschaft, die sich im Gebiet des deutschen Romans angesiedelt hat. Annette bringt die geistreichen Aperçus des Salons in den Roman, Martella die dorfgeschichtliche Romantik, in welcher die Muse Auerbach's am meisten zu Hause ist. Die Felsenspinnerin und ihr Sohn Karl, das Factotum Rothfuß, eine volksthümliche Natur, eine treue Seele, deren „Humore" jedoch für ihre Wirkung eine specifische Genußfähigkeit voraussetzen, und Ikwarte, ein ebenfalls zweifelhafter Humorist, beleben die dorfgeschichtliche Scenerie. Eine Art Rappelkopf ist der Förster Rautenkron, ein Menschenhasser von Fach, der ein abenteuerlich bewegtes Leben hinter sich hat und zuletzt als Martella's Vater in die Civilstandsregister des Romans eingetragen wird.

Gewiß, unserm Familiendrama, welches durch die politischen Bewegungen der Zeit nicht nur seine Beleuchtung erhält, sondern durch dieselben gleichsam wie ein mechanisches Theater durch seine Maschinerie in Bewegung gesetzt wird, fehlt es nicht an einem sehr großen und charakteristisch nuancirten Personal; nur schade, daß die gewählte Form und die ganze Darstellungsweise wenig geeignet sind, für die Schicksale der vorgeführten Charaktere jene Spannung hervorzurufen, welche stets nur die Frucht einer allmählich vorschreitenden und kunstgerecht sich steigernden epischen Darstellung ist. Das Hinundherfahren in lauter Zickzacklinien, welches der Phantasie zugemuthet wird, wirkt ermüdend, und wenn uns einzelnes Detail durch den Geist des Autors gefesselt hat, so fühlen wir uns bald darauf wieder in die gleichgültigste Stimmung versetzt, weil eine nachhaltig wirkende Theilnahme für die Charaktere fehlt.

Hierzu kommt ein Stil der Darstellung, der, im Gegensatz zu dem voll einherwogenden epischen Stil aus

lauter kleinen Stoß- und Sturzwellen besteht. Der Aphorismus erklärt sich in Permanenz. Dieser Stil mit seiner gesuchten Originalität verdient in der That eine etwas nähere Analyse; denn es ist Gefahr vorhanden, daß ein solches Vorbild, das sich durch den Namen eines weitberühmten Autors empfiehlt, Nacheiferung findet — und die Kritik soll wenigstens nicht unterlassen, vor diesem Dornenpfade ihren warnenden Strohwisch aufzustecken.

Zunächst ein paar Proben des kurz angebundenen Stils:

Ich erschrak ins Herz hinein und schämte mich vor dem Landjäger.

Der Mann hat den Steckbrief gegen meinen Sohn in der Tasche.

Ja, die Ehre! Man merkt erst, wenn sie gestürzt ist, wie weit und in welchem Grunde ihre Wurzeln gehen.

Unruhe ist der ärgste Dämon des Lebens; sie war in unser Haus gebannt.

Wir merkten erst jetzt, wie stolz wir gewesen, da unser Stolz gebrochen war.

Als ich durch das Dorf ging, begegnete mir der meineidige Bäcker Lerz von Hollerberg. Er streckte mir vertraulich die Hand entgegen. Hielt er mich für seinesgleichen? Ich weigerte ihm die Hand.

Er zuckte verächtlich die Achseln und ging seines Wegs.

Der erste, der zu mir kam, war mein Nachbar, das heißt der anderthalb Stunden von mir wohnende Baron Arven.

Ich glaube, ich habe von dem Mann noch gar nicht gesprochen.

Vornehm und brav, so sieht er aus in seiner großen haltungsvollen Gestalt, in seinem mild ruhigen Antlitze; und wie er aussieht, so ist er: nichts von falschem Schein, aber auch nichts versteckt.

Ich muß auch noch etwas von seiner Familie erzählen.

Oder:

Die Wagen waren bereit.

Ich wollte, daß meine Schwiegertochter bei mir sitze, aber sie that es nicht anders, Ludwig und Wolfgang mußten zu mir sitzen, und so war sie mit Johanna und den andern hinter uns.

Rothfuß, der sonst eine so große Freude am Peitschenknallen hatte, bewegte jetzt die Peitsche nur still.

„Rothfuß, wie lange bist du schon bei uns im Haus?“ fragte Ludwig.

„Länger als du auf der Welt bist“, lautete die Antwort, und mein Enkel Wolfgang lachte hellauf und erzählte, daß sein Vater ihm diese Antwort genau vorausgesagt habe.

Wir fuhren durch das Städtchen. Alle Menschen kamen an die Fenster und grüßten.

Wir kamen am Hause des Kreisdirectors vorüber, die Familie saß im Garten. Wir mußten anhalten und in den Garten eintreten. Die Rosen blühten, und rosig waren die Gesichter der Menschen.

Der Mann, die Frau und die Töchter begrüßten die Ankommenden in herzlicher Art, und die Frau reichte meiner Schwiegertochter einen Rosenstrauß.

Auch der Sohn war da; er war Lieutenant geworden, und sein Antlitz war so hell wie das der Mutter und hatte etwas vom strengen Ausdruck des Vaters.

Julius stand mit Martha abseits bei einem blühenden Rosenbusch, und als ich Ludwig sagte: „Sieh hier deine zukünftige Nichte“, übergoß die beiden eine Röthe, daß sie den Rosen glichen. Meine Schwiegertochter umarmte Martha und dann schloß sie auch die Regierungsräthin in ihre Arme.

Ludwig drängte zur Heimfahrt, und die feine Frau dankte uns innig für den kurzen Besuch. Rontheim hatte indeß eine Flasche entkorkt und eingeschenkt.

Wir stießen an, wir tranken aus und fuhren davon, und Rothfuß rief: „Der Regierungsrath hat recht gethan, daß er eingeschenkt hat. Essen und Trinken ist die halbe Nahrung.“ Ludwig lachte herzlich.

Wir fuhren die Thalstraße entlang, und Ludwig hielt immer meine Hand.

Oder:

Der Morgen war frisch und klar. Wir saßen um den Familientisch, und jedes hatte zwiefaches Bangen in der Seele. Wir trugen den Trauergedanken, und der sollte jetzt auf das Mutterherz übergehen.

Richard hatte Bertha die Kunde mitgetheilt.

Die Mutter sah Bertha oftmals an und verwies ihr endlich, daß sie wieder geweint habe. Man müsse das Unabänderliche gelassen tragen; wir Menschen seien wie die Pflanzen des Feldes, die stillhalten müssen, wenn aus der obern Schicht ein Gewitter losbricht.

Bertha antwortete nicht, und wir sahen einander flüchtig an.

Wird die Mutter auch in den nächsten Minuten diese Kraft bewahren?

Rothfuß knallte vor dem Hause. Er fuhr mit Martella ins Feld.

Draußen wollte er ihr die Sache mittheilen; da sollte sie sich austoben und keinen Lärm im Hause machen.

Auch Victor fuhr mit ihnen.

Meine Frau fragte, ob denn die Zeitung noch nicht gekommen sei, warum ich sie nicht lese, und sie wolle wissen, was vorgeht.

Jetzt war der Augenblick da. Ich sammelte alle mir noch verbliebene Kraft und sagte: „Wir halten dich beim Wort. Man muß das Unabänderliche gelassen tragen.“

„Was ist? Was ist?“

„Unser Sohn Ernst ist — entflohen.“

Diese Proben geben ein Bild des fast durchgängigen Stils; es ist durchweg gebrochene, musivische Arbeit. Die Form ist aber nichts Gleichgültiges in Bezug auf den Inhalt; er wird durch sie mit bestimmt. Es fehlt das liebevolle Verweilen; hier ein Bild, dort ein Bild, und so werden wir durch eine Reihe von Bildern, durch eine große Geschichtsepoche, durch wechselnde Familienschicksale mit einer gewissen Athemlosigkeit hindurchgejagt, indem wir dabei wie im Flug einzelne glücklich ausgeprägte Gedanken oder mit ergreifender Prägnanz ausgedrückte Empfindungen mit abstreifen.

Doch auch dem Ausdruck der Empfindungen haftet oft das manierirt Naive an. Auerbach ist einmal eine Specialität im Naiven und die Gefahr der Specialitäten ist die Manier. Wo wir das Werk aufschlagen, finden wir Proben hierfür. Ernst macht seinen Aeltern das Bekenntniß seiner Liebe, er hat Martella gefunden, ein Wesen, so ferngesund, so rein wie ein Thautropfen und so frisch. Er schildert sie aus überströmendem Herzen und sagt dabei:

O, Mutter! O, Vater! Im rationell durchforsteten Wald habe ich das reine, unschuldige Urkind gefunden, und es ist klug und weise und stark und kühn. Da ist eine Blume aufgeblüht im verborgenen Waldesgrund, kein Menschenauge hat sie gesehen vor dem meinen; ich bin es nicht werth, aber ich will es werden, gewiß, ich will es.

Wir sind überzeugt, daß es auf jeden einen komischen Eindruck macht, wenn Ernst in diesen Gefühlsergüssen von dem „rationell durchforsteten“ Wald spricht, in dem er das „Urkind“ gefunden hat. Das Urkind Martella ist natürlich ein Ausbund von Naivetät, einzelne Züge schildern das wild Zigeunerhafte des Mädchens ganz glück-

lich; andere wiederum erscheinen durchaus gesucht und forcirt. Schon die ganze Einführung der Martella zeigt die Absicht des Autors, mit dieser Naivetät Effect zu machen. Auch das Einfache wird in das Licht des höchst Merkwürdigen gerückt. Sie fragt:

„Das da mit den Kreuzen und weißen Steinen ist das der Kirchhof?" — „Ja." — „Sieht man den aus euerm Haus?" — „Ja wohl." — „O weh! o weh! Da kann ich nicht zum Fenster hinaussehen; da kann ich nicht bleiben, da bleibe ich nicht. Den Kirchhof müßt ihr da wegthun. Wie kann man denn lachen und singen, wenn man das immer vor Augen hat? Und wie soll ich da essen und trinken? Ich habe einmal einen todten Menschen gefunden im Wald, der wer weiß wie lang schon dagelegen, und war ganz zerfressen. Ich kann nicht immer den Tod vor Augen haben. Da bleib' ich nicht."

Die Abneigung gegen den fortwährenden Anblick eines Kirchhofs ist doch ganz natürlich. Waldfried aber erklärt nach dieser Aeußerung des Mädchens: „Ich mußte stillstehen, mir war so schwer, daß ich nicht mehr vom Fleck konnte." Das ist jedenfalls ein Effect, eine Wirkung ohne Ursache. Lessing rieth einmal, man solle die Schönheit durch ihre Wirkungen malen; so malt Auerbach die Naivetät durch ihre Wirkungen, diese aber stehen in keinem Verhältniß zur Ursache. Weiter:

Den Berg herab kamen die Ochsen, die ich gestern verkauft hatte, und mit kindischer Lust rief Martella: „O, was für prächtige Thiere! Sind die euer?" — „Nicht mehr. Ich habe sie gestern nach Frankreich verkauft." — „Gesegnete Mahlzeit, Frankreich!" lachte Martella, und schon damals ist mir ihr herzliches Lachen aufgefallen; aber mir war doch, als hätte ich einen Schlag auf den Kopf bekommen. Was ist das für ein Kind? Was wird nun aus unserm friedsamen Leben?

Aber, Papa Waldfried, können Sie denn gar keinen muntern Einfall mehr vertragen? Warum bekommen Sie denn gleich einen Schlag auf den Kopf, wenn Martella den Franzosen guten Appetit zu den prächtigen Ochsen wünscht? Warum soll denn deshalb gleich das friedsame Leben der Familie als verloren beseufzt werden? Solch ein Wesen mit gesundem Mutterwitz ist doch kein so schreckliches Unglück fürs Haus!

Bis dahin ist Martella unschuldig; was sie sagt, ist natürlich und munter, und nur Papa Waldfried macht aus der Mücke der Naivetät einen Elefanten. Nun aber fängt Martella an, ein enfant terrible zu werden, und geht ins forcirte Genre über:

„Warum habt ihr drei Lichter auf dem Tisch?" fragte sie. — „Das ist so der Brauch", antwortete meine Frau, „wenn eine Braut ins Haus kommt." — „Das ist schön!" rief Martella. „Das eine Licht sind wir, nur eins miteinander, und die andern beiden das sind die Aeltern." Sie lachte aus Herzensgrund.

Wer lacht mit? Ein gesuchter Einfall ohne allen Humor. Zum Ueberfluß fragt Martella noch: „Warum habt ihr zwei Uhren in der Stube?" worauf sie glücklicherweise keine Antwort erhält.

Wir werden nun in den Kuhstall geführt, die ästhetische Stallfütterung der Dorfgeschichte beginnt. Die Kuh hat gekalbt. Martella will mit dem Rothfuß Klee holen fahren. Sie sagt: „In euerm Hause ist gut Kuh sein":

Sie ging nach dem Stall; ich folgte ihr bald nach. Sie sah träumerisch zu, wie die Kuh ihr neugeborenes Junges ableckte, und endlich sagte sie: „Das heißt man küssen."

Ist das nicht herzig? Reiner Zucker der Naivetät, der einem im Munde zergeht! Gurli im Kuhstall — und nun gar das „träumerische" Hinblicken auf das Kalb! Zur Zeit Jean Paul's sahen die Helden der Romane „träumerisch" in die Abendröthe und zum Nachthimmel empor — die neuen Heldinnen sehen träumerisch zu, wie das junge Kalb von der Mutter abgeleckt wird.

Das ist eben „realistisch"! Nach wie vor suchen wir das deutsche Volk bei seiner Arbeit auf. Natürlich wird die Grenze des Freidichterischen durch rein technische Excurse über Land- und Forstwirthschaft, Mühlenwesen, Wasserbauten u. s. w. beständig übersprungen. Hier ein kleiner Excurs über Baumpflanzungen:

Es war im dritten Jahre unserer Ehe, ich kam des Abends heim mit einer großen Fuhre junger Rothtannenpflänzlinge. Ich saß mit meiner Frau am Abend auf dem Erker unsers Hauses und sprach davon, daß ich die fünfjährigen Setzlinge auf dem Kahlhieb am Steinmäuerle anpflanzen wolle und dazu gesunde Pflanzen gewählt habe, bei denen die Wurzel im richtigen Verhältniß zur Krone steht; wie schwer es aber sei, rechtschaffene Culturarbeiter zu gewinnen, die die Sache ordnungsmäßig vollziehen. Meine Frau ließ mich ruhig darlegen, daß man die seitlichen Wurzeln in ihre naturgemäße Lage bringen, den Grund locker aufschütten, ihn leicht eindrücken, aber nicht niederstampfen muß, damit die Wurzel ihre Lage behalte und leicht zu ihrer Nahrung komme; denn wenn man den Grund andrückt, bilden sich Knollen, in denen die Wurzel schimmelt.

Eine andere forstwissenschaftliche Studie entnehmen wir dem zweiten Bande:

Ich habe nicht weit vom Mäuerles-Wald einen kleinen Forstgarten, gut gelegen. Martella war mir dort immer die beste Helferin. Sie verstand gut zu pflanzen, die aus dem Samen gezogenen Pflänzlinge zu verschulen, und hatte ein scharfes Auge auf die Engerlinge. Seit sie bei mir war, hatte sich kein solcher mehr vorgefunden und mir die Saat zerstört. Ich ging nun auch mit Wolfgang dorthin, und seine erste Frage beim Anblick der wohlbestandenen Beete war, ob es früh genug im Jahre sei, daß er noch selber Waldbäume säen könne. Es war eingeweichter einjähriger Samen da; wir zogen seinen Namenszug, er legte den Samen in die Furche, nachdem der Untergrund hartgetreten war, damit die Keime gleich festen Boden finden, darein die Wurzel sich einarbeitet. Dann legten wir die lockere und nährende Erde darüber. Ich erklärte ihm Mittel und Methode unserer Arbeit: wie man aus Heidegrund durch Vermischung mit Kalk die beste Nährerde für die jungen Sprossen bereite, wie man, wenn es frühlingswarm ist, säen und beim Verschulen, das am besten im zweiten Jahre vorgenommen würde, die Pflänzlinge in den Abstand setzen müsse, bis sie dann im fünften Jahre an ihren bleibenden Standort kämen, wie die Baumschule nicht streng nördlich liegen dürfe, weil sie da zu wenig Licht habe, und man dann die Pflänzlinge nicht an die Sonnenseite verpflanzen könne, weil sie dann nicht an den Leichtreiz gewöhnt sind.

Auch den Amerikaner Ludwig suchen wir bei seiner Arbeit auf:

Eine Insel im Thalbache wollte Ludwig durch Sprengung der umgebenden Felsen mit dem festen Land verbinden, so das Nutzlose verwenden und die Wasserkraft höher spannen. Er fing die ganze Sache amerikanisch an und war sehr erfreut, als ich ihm sagte, daß die Flözer eigentlich nur zwei Stunden des Tags das Recht zum Durchlaß haben und wir die Stunden verlegen können, sodaß sie uns nicht stören. Es machte ihn glücklich, daß die Leute nicht mehr so lässig zögern durften, sondern sich zusammenhalten mußten für bestimmte Zeit. Er setzte fest, daß der Durchlaß der Flöße auf die Mittags-

stunde gelegt wurde, wenn die Arbeiter in der Bautischlerei Ruhe hielten.

Wir sind der Ansicht, daß solche technische Auseinandersetzungen aus aller Poesie herausfallen. Dasselbe gilt von der Politik, soweit es sich um ihren äußerlichen Mechanismus handelt, nicht um ihren innerlichen, mit der Wärme des Gemüths und der Begeisterung erfaßten Inhalt. Es findet sich in dem Auerbach'schen Romane auch viel nicht künstlerisch behauenes Rohmaterial aus dem Bereiche der Politik. Dagegen gehört die warme patriotische Gesinnung, die das Ganze beseelt, zu den starken Seiten des Romans. Der alte Waldfried selbst, sein Sohn Richard, ein liberaler Professor, der Amerikaner Ludwig, der begeistert in das neugestaltete Deutschland zurückkehrt, und Ernst, der die Flucht aus dem Vaterlande mit dem Opfertode auf dem Schlachtfelde büßt, der mannhafte Oberst Schwiegersohn: es sind alles Patrioten, in ihren Verirrungen wie in ihren Heldenthaten für das Vaterland. Ein Hauch wohlthuender Wärme beseelt alle diese Schilderungen und Reflexionen:

Der alte Burschenschafter! Ja! Unsere heilig bewahrten Farben, die wir wie Amulete voll begeisternder Zauberkraft heimlich trugen und dafür litten, sind nicht die Fahne des neuen Reichs. Es that mir anfangs wehe; aber es ist vielleicht gut. Das Reich, das nun aufgerichtet wird, ist nicht ganz das, wovon wir sangen und träumten und wofür wir in Kerkern litten; aber es ist voll frischer, neuer Kraft, nur statt des poetischen goldenen Schimmers haben wir das einfache prosaische Weiß. Ich bin im Grunde keine kampfesfrohe Natur und sehnte mich immer nach Zuständen, denen ich von Herzen zustimmen konnte. Ich fühle nun vor allem das Glück, nicht mehr zu lebenslänglicher Opposition verurtheilt zu sein.

Am Tage des Siegeseinzugs geht die Woge der Begeisterung besonders hoch:

Und nun vom großen Tage, vom größten meines Lebens, vom größten unser aller. Es war am Morgen des Siegeseinzugs. Ich ging früh aus und wanderte durch die jubelvollen Straßen. Ich sah unter der Kette der geschmückten Triumphbogen die lange Reihe der eroberten Geschütze und hinter ihnen die Sitze für die Verwundeten und Genesenden und ihre Pfleger. Die Gewerke zogen auf. Das quoll aus allen Seitenstraßen mit Musik. Es war ein großer jubelvoller Herzschlag in einem ganzen Volke. Ich saß lange auf einem Stuhl, der für einen Invaliden bereit gestellt war. Mein Herz war so voll, daß ich diesen Tag erleben sollte, und inmitten des hochgespannten freudigen Lebens kam es über mich, daß ich mir Rechenschaft gab über mein ganzes Dasein. . . .

Noch während der letzten Worte Wilhelmi's hörte man es von fern wie Brausen und Rauschen. Die Woge der großen Geschichte rollte heran. Kanonendonner erscholl, alle Glocken läuteten, und heran kamen die großen Züge, und als die französischen Fahnen vorübergetragen wurden und im leisen Lufthauche knatterten und flatterten, da fühlte ich's: ich habe den Flügelschlag einer großen Weltwende vernommen. Aus den combinirten süddeutschen Truppen winkte mir ein junger Offizier zu; es war Julius. Mein Enkel war mit unter den einziehenden Siegern. Und der Kaiser kommt und die Helden alle, und der Kaiser schreitet zur Bildsäule seines Vaters, und der Greis, so hocherhoben, wird zum demüthigen Sohne und legt die eroberten Fahnen zu den Füßen seines Vaters nieder.

Wie diese Wärme patriotischer Gesinnung, so verbreitet sich auch durch das ganze Werk wohlthuend die Wärme gemüthvollen Familiensinns. Eine charakterstarke Hauptvertreterin desselben ist des alten Waldfried Gattin, Gustave, deren Tod uns in wahrhaft rührender Weise geschildert wird. Die Empfindungen des Gatten nach dem Verlust derselben sind mit ebenso vieler psychologischer Feinheit wie Gemüthstiefe ausgedrückt. Hierzu kommt ein warmes Naturgefühl und der Geist echter Humanität, sowie eine Weltanschauung, welche alles Einzelne im Zusammenhang mit dem großen Ganzen, echt spinozistisch sub specie aeternitatis sieht.

Wenn wir die Summe aller dieser Bemerkungen ziehen, so ergibt sich, daß Auerbach's Familiengemälde nicht blos in gewöhnlich moralischer, sondern in tieferer ethischer Hinsicht anerkennende Würdigung verdient und für patriotische Begeisterung wie Familiensinn mannichfache Anregung bietet, daß es aber in ästhetischer Hinsicht als formlos, zersplittert, musivisch gearbeitet und ohne epischen Stil wenig haltbar erscheint. Die Composition hat keinen Stil, und der Stil hat, wir möchten sagen, keine Composition; er besteht aus lauter Gerülle und Schutt von Sätzen. Wir werden durch das Werk an ein anderes in gebundener Rede erinnert, an welches dasselbe in der That vielfach anklingt, an die Sonettensammlung von Oskar von Redwitz: „Das Lied vom neuen deutschen Reich". In beiden Werken haben wir es mit den patriotischen Empfindungen zu thun, welche die politischen Bewegungen der Neuzeit in der Brust eines „alten Herrn" von burschenschaftlichem Kaliber erwecken. Dieser zusammengestückelte lyrische Papierdrachen hat mit dem nicht minder zusammengestückelten unsers Romans das gemein, daß er oft ein Gefühl von Ermüdung hervorruft — Thoren nennen es Langeweile.

Rudolf Gottschall.

Neue Reiseliteratur.

1. Aus Spaniens Gegenwart, Culturskizzen von Wilhelm Lauser. Leipzig, Brockhaus. 1872. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
2. In deutschen Landen. Skizzen und Ferienreisen von Julius Rodenberg. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
3. Reiseskizzen aus Italien. Nach seinen Tagebüchern herausgegeben von Albert Cremer. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1873. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.
4. Reisebilder aus dem deutschen Norden von C. Kron. Zum Besten der Wasserbeschädigten in den Ostseeprovinzen. Zweite Auflage. Basel, Schneider. 1873. 8. 10 Ngr.

In der Reihenfolge, die ich bei Aufführung dieser einzelnen Bände Reise- und Culturskizzen gewählt habe, suchte ich ungefähr anzudeuten, welchen relativen Werth ich jedem einzelnen von ihnen beilege. Ich hatte lange geschwankt, welchem der beiden erstern ich den Vorrang einräumen solle, ob der trefflichen Schilderungsweise Rodenberg's oder der tiefern Kraft der Darstellung, die dem Buche Lauser's einen intensivern Werth verleiht. Endlich siegte bei mir jedoch die Ueberzeugung, daß letzterer einen größern welthistorischen Blick in die Länder und Zustände gewährt als ersterer und daß ferner der höhere Werth seines Buchs mit in der größern weltgeschichtlichen Epoche spanischer Geschichte begründet ist,

um so mehr, da der Gegenstand, den das Buch im wesentlichen behandelt, lange nicht die Würdigung beim deutschen Publikum erfahren hat, die er wohl verdient.

Auch Wilhelm Lauser (Nr. 1) spricht das nicht aus, was der revolutionären Bewegung in Spanien einen besondern, für die Weltgeschichte neuen Stempel aufdrückt, aber er läßt es ahnen. Man erhält durch ihn einen so klaren Einblick in die Verhältnisse, die er schildert, man wird von der einfachen Objectivität seiner Darstellungsweise so angeregt, daß man sich plötzlich sagt: wahrhaftig, es ist sonderbar, daß diese durchaus eigenartige Umwälzung noch nicht von dieser Seite aus betrachtet worden ist, die doch einem denkenden Menschen so nahe liegen muß.

Gleich im dritten Abschnitte des Buchs, nachdem der Verfasser erstens in dem Kapitel über die „Eröffnung der Cortes" ein parlamentarisches und zweitens in „Dos de Mayo" (der zweite Mai) ein populäres Stimmungsbild gegeben, bringt er mit den „Todten Zeugen für die Glaubensfreiheit" einen nachhaltigen Widerhall hervor, indem er da, wo er von dem Auffinden der verkohlten Reste der Opfer der Inquisition spricht, sagt:

Es war gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gerade am Vorabende der Cortesverhandlungen über die religiöse Freiheit jene düstere Stätte wieder aufgefunden wurde, wo der römische Fanatismus seine schauerlichsten Saturnalien gefeiert hatte.

Und wenn er ferner sagt:

Die dürftige Ausflucht, nicht die Kirche selbst, sondern die weltliche Macht habe die Ketzer hingerichtet, zerstörte der letztere (Castelar) durch die Antwort: „Wer wird dem Mörder glauben, nicht er, sondern sein Dolch habe gemordet?" Der Dolch der Kirche aber war die Inquisition.

In dieser Herausforderung und in dieser Antwort spiegelt sich auf unverkennbare Weise dasjenige, was dem langjährigen Kampf in Spanien ein eigenes Gepräge gibt und dessen klare Veranschaulichung durch das Lauser'sche Buch ihm seinen Hauptwerth verleiht. Es ist dies der Kampf um beides: religiöse und politische Freiheit', einer durch den andern gehoben und gedrückt, gefördert und gehemmt, gleichsam eine Vereinigung derjenigen Kriege, die für den größten Theil des übrigen Europa in die letzten drei Jahrhunderte fallen. Alle diese Kämpfe waren für Spanien mehr oder weniger resultatlos, selbst die Befreiungskriege und die Revolutionen dieses Jahrhunderts gingen an Spanien mit Bezug auf ihre Folgen und ihre Resultate fast spurlos vorüber, also haben sie neu durchgekämpft werden müssen seit den Tagen des September 1868. Hand in Hand mit der Politik schreitet die Religion, und der Ruf nach Bürgerrecht und Volksvertretung vereinigt sich mit demjenigen nach Gedankenfreiheit.

In diesen Sturm und Drang, in diese doppelte Wehgeburt führt uns der Verfasser mit ruhiger Beobachtungsgabe ein. Indem derselbe aus seinen Berichten an deutsche Zeitungen, besonders an die augsburger „Allgemeine Zeitung" und die Zeitschrift „Unsere Zeit" schöpft, steht er durchaus auf einem geschichtlichen Standpunkte gegenüber den Ereignissen, die er schildert. Seine Parteinahme ist keine einseitige, ebenso wenig als der Ernst dessen, was er sagt, lediglich aus der Natur des von ihm behandelten Stoffs hervorgeht. Es ist vielmehr jener aus dem Wesen des Autors hervorquellende, von der Natur ihm verliehene Trieb noch Offenbarung einfacher sittlicher Wahrheiten durch den Geist des Volks, das er schildert. Wenn er dabei gelegentlich auf Augenblicke vergißt, daß er für ein deutsches Publikum schreibt und seine Vergleiche aus der französischen Hauptstadt nimmt, wie ihm das zu Anfang des Buchs an zwei oder drei Stellen passirt, so ist das eine kaum zu beachtende Unhöflichkeit gegen den deutschen Leser, dem Paris fremd ist, die genugsam durch viele treffende und schöne Züge in seinem Buche ausgeglichen wird.

Es muß hervorgehoben werden, daß hier von einem Buche die Rede ist, das, meines Erachtens, für die gebildete Leserwelt schon durch die Streiflichter, die es auf alle spanischen Verhältnisse wirft, von hohem Interesse sein muß. Besonders interessant scheinen mir die Bemerkungen, die der Verfasser im fünften Abschnitte über „Die Septemberrevolution auf der spanischen Bühne" macht, wo er unter anderm erzählt:

Während der Fastenzeit ist in einem hiesigen Volkstheater das biblische Drama: „La pasion de Jesus", dessen Aufführung seither verboten war, vor einem stets gefüllten Hause aufgeführt worden. Man denke sich die Leidensgeschichte auf der Bühne vor einem skeptischen pariser Publikum; die christliche Legende würde da gewiß ebenso erbarmungslos mishandelt werden wie die griechische Mythologie. Hier aber ließ die Haltung des Volks im Theater fast ebenso wenig zu wünschen übrig als bei den Processionen und den übrigen Schaustellungen in der Kirche; das andächtigste Schweigen wurde beobachtet, die weibliche Zuhörerschaft vergoß reichliche Thränen der christlichen Rührung, und eine alte Frau in meiner Nachbarschaft fühlte sich so ganz wie in der Kirche, daß sie den tiefsten Schlaf des Gerechten schlief wie nur bei irgendeiner Passionspredigt. Der Ernst der Stimmung wurde kaum gestört, als plötzlich bei der Scene des Verraths Petri vom „Paradies" herab ein lustiges Krähen sich vernehmen ließ, bevor noch der Hahn auf der Bühne angesetzt hatte; ich wurde dadurch an jenen schwäbischen Theologiecandidaten erinnert, der in der Kinderlehre an seine Schüler die schlaue Frage richtete: „Als Petrus den Herrn verrieth, wer krähte da?" Und am Schluß wollte das Publikum nicht sowol einen leichtfertigen Scherz machen, als seinen tiefen Abscheu kundgeben, indem es den armen Schauspieler, der Judas Ischarioth gespielt hatte und sich mitten auf der Bühne gehängt hatte, stürmisch beklatschte und ihm zurief: „Hänge dich noch einmal!"

Diese kurze Darstellung mag genügen, um von den künstlerischen Begriffen der Spanier ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild zu geben, wie sie der Verfasser in diesem Abschnitte schildert. Die Naivetät grenzt hier oft an das Absurde, aber sie verletzt nicht, wie das wol zuweilen andernorts vorsätzlich zu geschehen pflegt.

In einem kurzen vierten Abschnitte: „Die erste protestantische Kapelle in Madrid", hatte der Verfasser ein Bild der fast unglaublichen Unduldsamkeit gegeben, die in Spanien bis zur Septemberrevolution herrschte (man sollte kaum glauben, daß bis zum Jahre 1868 in Europa ein Land existirt habe, in dem der Protestantismus absolut unterdrückt werden konnte), und nun steigert er in fast kunstgerechter Weise sein Buch durch 6) „Espartero", 7) „Die Kirchhöfe in Madrid" und 8) „Die republikanische Schilderhebung in Catalonia" bis zu dem (auf 90 Seiten) breitausgeführten Bilde der Cortes, dessen Höhepunkt wieder die Meisterrede Castelar's über die Religions-

freiheit bildet, sodaß man eine geradezu dramatische Wirkung empfindet. Der Verfasser charakterisirt hier scharf und treffend jede in nur irgendeiner Beziehung hervorragende Erscheinung, die in dieser für die Weltgeschichte so denkwürdigen Versammlung Sitz und Stimme hatte, und hält das Interesse wach bis zum Schluß, sodaß man wol sagen kann, sein Buch erhält dadurch einen bleibenden historischen Werth. Es wäre wol zu wünschen, daß man von allen historisch bedeutenden Versammlungen ein so compactes, auch für den Ungelehrten werthvolles Bild hätte, wie es hier gegeben ist.

Nachdem der Verfasser hierauf eine kurze Skizze der Zwischenregierung des Amadeus und der sie begleitenden Symptome im madrider Volksleben gibt, die sicherlich für jeden belehrend und von Interesse sein werden, geht er zur spanischen Literatur der Gegenwart über und widmet namentlich den Hauptvertretern der Lyrik: Pardo, Ventura de la Vega und José de Espronceda (der letztere eine Art hispanischen Heine's) sehr warme Worte, indem er zugleich aus deren Werken einige Proben mittheilt. Er geht darauf zur portugiesischen Literaturgeschichte über, um dann am Schluß des dreizehnten Abschnitts: „Der madrider Fasching", die Probe eines spanischen Volksliedes zu geben, die ich hier folgen lasse. Sie ist aus dem „Romancero":

Am Ufer des Flusses,
Des Manzanares,
Spült Linnen das Mädchen
Und trocknet's im Winde.
Und taucht sie das Linnen
Ins Wasser hinein,
Da halten mit Rinnen
Die Fluten schon ein;
Und der Stein, drauf sie's windet,
Fängt hell an zu glühn,
Und das Ufer wird grün
Am Manzanares,
Wo das Mädchen Linnen spült
Und trocknet im Winde.
Wo sie tritt in die Welle
Mit dem schneeigen Fuß,
Da scheint auf der Stelle
Krystallen der Fluß,
Perlmutter der Rasen,
Wo die Tücher sie spannt,
Und ein Garten das Land
Am Manzanares,
Wo das Mädchen Linnen spült
Und trocknet im Winde.

Nun wandern wir noch mit dem Verfasser durch „Die heilige Woche in Sevilla" nach „Toledo" und „Castilien", hierauf nach „Avila", „Valladolid" und „Burgos" bis zum Ende des ebenso interessanten als lehrreichen Buchs.

Ein anderes heimatlicheres Bild entrollt uns das von **Julius Rodenberg**, dem Herausgeber des „Salon", mit herzlichen Worten an seinen Freund Paul Lindau eingeleitete Buch: „In deutschen Landen" (Nr. 2). Dasselbe zerfällt zunächst in zwei Haupttheile: „Berliner Skizzen" und „Ferienreisen". Es sind allem Anscheine nach gesammelte Aufsätze, die hier nicht zum ersten male erscheinen, die aber gewiß werth sind, in dieser Form noch einmal dargeboten zu werden. Das Talent Rodenberg's zeigt sich hier als ein nicht gerade vielseitiges, aber als ein desto ausgeprägteres und reiferes, da es die Gegenstände, über die es sich ausbreitet, im magischen Glanze einer künstlerisch geläuterten Anschauung erscheinen läßt. Wenn ich in dem Werke Lauser's die historische Gesinnung des Beobachters in der Gegenwart hochschätze, so weiß ich die schriftstellerische Fertigkeit und das Talent der feuilletonistischen Schilderung, die in Rodenberg's „In deutschen Landen" nicht minder stark ausgeprägt sind, ebenso wohl zu würdigen, und es mag dem Geschmacke des Lesers überlassen sein, welches ihm das Liebere ist. Ich möchte sagen, die beiden Schriftsteller verhalten sich zueinander etwa wie Champagner und Rheinwein. Rodenberg hat etwas so Elastisches in seiner Schreibweise, daß es fast unmöglich ist, eine oberflächliche kritische Einsicht in das von ihm Geschriebene zu geben, ohne ihm zu schaden; man muß es schlechterdings dem Leser überlassen, selbst zu prüfen, und das ist auch der beste Rath, den ich zu geben vermag.

Die „Berliner Skizzen", von denen die in eine einheitliche Form gebrachten Eröffnungsbilder wiederum für sich eine eigene, im Buche nicht weiter hervorgehobene Unterabtheilung bilden, sind frisch aus dem Leben, aus dem berliner Volkstreiben gegriffen, welches der Verfasser durch meisterhafte Naturschilderung und durch das Einflechten wahr empfundener Stimmungen zu adeln weiß. „Weihnachten im Kriege", „Mein Freund, der Gründer" und „Der Frostriese", die obenerwähnten einleitenden novellenartigen Stoffe hat Rodenberg als eine gute Empfehlung seinem Buche vorangeschickt. Man kann nicht sagen, daß der Geist dieser Schilderungen leicht verrauche wie der Geist des Champagners, dem sie ähnlich sind, und daran ist die Innerlichkeit schuld, mit welcher der Verfasser selbst theilnimmt an den Gegenständen, die er schildert, wenn er auch nicht weit unter die Oberfläche zu dringen scheint, die er beschreibt. Sein Kesselflicker in „Mein Freund, der Gründer" ist eine so scharfgezeichnete Figur, daß man glaubt ihn sprechen zu hören, wenn er seinen Dialekt spielen läßt, und die berliner Straßenjungen, denen der Verfasser mehrfach auf seinen Wanderungen begegnet, sind so wohl getroffen, daß man sie gleich gelegentlich ohrfeigen könnte, wenn sie nur nicht so flink wären, die Bande.

Die „Ferienreisen" dürfen nicht den literarischen Werth beanspruchen wie die „Skizzen". Es sind Ferienarbeiten, die man gern liest, die auch oft voll werthvoller Einzelheiten sind, wie denn auch hier der persönliche Antheil, den der Verfasser an seinen Schilderungen nimmt, das Interesse an denselben wesentlich erhöht. Die Fragen, die darin angeregt werden, sind jedoch oft zu bedeutend, um mit einem guten, ja selbst einem vortrefflichen Feuilletonaufsatz abgethan zu werden; das läßt bei solchen größern Bildern, die in einen kleinen, unbedeutenden Rahmen gezwängt sind, leicht ein unbefriedigtes Gefühl zurück. Gleichwol trägt die Feder Rodenberg's, die kurz, mit wenigen Worten, eine ganze Landschaft hinzuzaubern vermag, selbst über diese Klippe hinweg, sodaß man das Buch mit warmem Interesse bis zum Ende durchliest und es selbst dann ungern aus der Hand legt.

Die „Reiseskizzen aus Italien" von **Albert Cremer**

(Nr. 3) können keinen hohen Anspruch auf literarischen Werth machen. Es ist eine edlere Art Reiselektüre, die auf die Hauptsehenswürdigkeiten Italiens einige dem Laien interessante und nützliche Streiflichter wirft. Der Verfasser wird mit Recht empfunden haben, daß neben den größern Reisebüchern von Berlepsch, Bädeker und wie sie alle heißen, ein Buch noch existenzberechtigt ist, das dem Bedürfniß nach Orientirung über eine lohnende Reiseroute durch Italien genügt und auf dieser zugleich eine ansprechende Erklärung des Sehenswerthesten gibt, was auf einem Wanderzug durch Italien, wie ihn der Verfasser selbst machte, geboten wird. Ich glaube, von diesem Gesichtspunkte aus wird man das Buch empfehlen können, wenn es auch keinen ästhetischen Werth beanspruchen darf. Es liest sich leicht und macht den Eindruck der Anspruchslosigkeit, der ihm eine freundliche Aufnahme beim Leser sichert.

Dasselbe kann man leider von den „Reisebildern aus dem deutschen Norden" von E. Kron (Nr. 4) nicht sagen, die nicht diesen Vorzug der einfachen Darstellungsweise besitzen. Der Zweck, dem das Büchlein gewidmet ist, legt der Kritik die Pflicht auf, ihm mit der Freundlichkeit zu begegnen, die jedes gute Wollen verdient. Es ist nicht zu leugnen, daß der Verfasser eine anmuthige Glut der Phantasie in einige seiner Darstellungen legt und daß er das Trockene einer einfachen Beschreibung der Orte, die er im Norden, besonders um Stralsund und auf der Insel Rügen besuchte, durch einige hübsche Züge poetischer Empfindung zu beleben sucht. Sein Büchlein bleibt jedoch hinter den durch den Titel erweckten Erwartungen zurück, und das ist ein großer Fehler. Die frische Begeisterung des Verfassers, der aus einer vollen Seele die reinen Jubelrufe anstimmt, die namentlich der erste Anblick des Meers in jedem unverdorbenen Gemüth wach ruft, erfreut das Herz und erweckt das Gefühl, daß man es mit einer jungen, frischen Kraft zu thun hat, die wol berufen ist, Reiferes und Bedeutenderes hervorzubringen.

Das Buch rief in mir lebhaft die Erinnerung an eine von Bret Harte's Argonautengeschichten wach, in der viel von einem jungen, blondgelockten Poeten die Rede ist, der durch seine Verse (abgesehen davon daß sie schlecht sind, was hier keinen Bezug hat) im Orte so berühmt wird, daß lange Zeit nur von ihm die Rede ist, bis eines Tags ein unliebsamer Vorfall den Gönner des jungen Helden veranlaßt, vor dem Richter zu erscheinen, um ein Protokoll über den verschwundenen Poeten und seine Beziehungen zu ihm aufnehmen zu lassen, damit sein Ruf als Familienhaupt rein erhalten bleibe; denn, so antwortet der Zerknirschte, der erst aus der Ferne die Wahrheit erfahren hat, nachdem der Poet über alle Berge war — „sie war ein Frauenzimmer". Ich halte E. Kron für eine Dame.

Hermann Kiotte.

Naturwissenschaftliche Schriften.

1. Das Gesetz der Stürme in seiner Beziehung zu den allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre. Von H. W. Dove. Vierte vermehrte Auflage. Mit Holzschnitten und zwei Karten. Berlin, D. Reimer. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Die Geologie der Gegenwart, dargestellt und beleuchtet von Bernhard von Cotta. Vierte umgearbeitete Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers in Stahlstich. Leipzig, Weber. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Die Erdgeschichte oder Geologie. Von Robert Graßmann. (Zweiter Theil von „Die Weltwissenschaft oder Physik.") Stettin, Graßmann. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn auch von sehr ungleicher Bedeutung, gehören doch die drei obengenannten Bücher insofern zusammen, als sie sich mit der Erdgeschichte, freilich in drei sehr verschiedenen Richtungen beschäftigen.

Ueber Nr. 1 noch viele Worte machen, hieße geradezu Holz in den Wald tragen. Wer die Bedeutung des Werks noch nicht kennen sollte, wird mindestens schon durch die Existenz einer vierten Auflage auf dessen ganz besondern Inhalt aufmerksam gemacht werden. Bekanntlich schuf der berühmte Verfasser im Jahre 1837 in seinem epochemachenden Werke „Meteorologische Untersuchungen", welches zugleich seine bis dahin in Poggendorff's „Annalen" erschienenen Arbeiten über die Luftströmungen zusammenfaßte, ein eigenes Gesetz, das man nach ihm jetzt allgemein als das Drehungsgesetz der Winde kennt. Vier Jahre darauf ließ er die erste Auflage des vorliegenden Werks erscheinen, das, im engsten Zusammenhang mit dem vorigen stehend, dieses nur erweiterte. Man erlebte hiermit staunend, daß ein Mann, welcher fern vom Ocean wohnte, mitten in der sandigen Mark, dem Schiffer der nächsten und fernsten Meere die Gesetze in die Hand gab, mittels deren Kenntniß sie im Stande sein mußten, sich unabhängiger wie bis dahin von den Elementen hinzustellen, ihr eigenes Schicksal zu werden. Auf solche Weise bereitete H. W. Dove zugleich auf eine physische Geographie des Meeres vor, die wir schließlich durch den Amerikaner M. F. Maury im Jahre 1855 empfingen. Nachdem Dove's Untersuchungen ins Englische und Französische übersetzt worden waren, wurden bald sämmtliche seefahrende Nationen derselben theilhaftig, und um so mehr, als der Verfasser seine mühsamen Forschungen am Ende des Werks in wenige „allgemeine Ergebnisse" und „praktische Regeln" zusammenfaßte. Erst seit dieser Zeit konnte die Nautik eine Wissenschaft werden, und daß sie es in der That wurde, erkennen sämmtliche Nationen dankbar als ein Verdienst unsers Dove, d. h. als ein Verdienst des deutschen Volkes an. Hier bewährte sich eben wieder einmal der zusammenfassende Geist der Deutschen in seiner schönsten Art und warf damit einen neuen Glanz auf den deutschen Namen. Wie erfreulich muß es dem Verfasser sein, nach einem Zeitraum von mehr als dreißig Jahren, noch in seinem siebzigsten Lebensjahre, eine vierte Auflage seines Werks zu erleben!

Auch Nr. 2: „Die Geologie der Gegenwart" von Bern-

hard von Cotta, ist in seiner Weise ein zusammenfassendes Werk, über dessen Verdienst ebenfalls die vierte Auflage genugsam entscheidet. Zwar kann der Verfasser nicht, wie Dove, eine besondere epochemachende Entdeckung für sich geltend machen; aber er ist ein Mann von Geist und außerordentlichen Kenntnissen, und beides hat er bisher dazu benutzt, das reiche Material der Wissenschaft mit seinen eigenen reichen Erfahrungen verbindend, die Geologie zu vergeistigen. Wir erinnern nur an sein prächtiges Werk „Deutschlands Boden, sein geologischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen", das sich in der Hand jedes Gebildeten befinden sollte. Wie er hierin den innigen Zusammenhang des Menschen und seiner Thätigkeit mit Bau und Natur des Erdbodens treffend an einem uns nur zu nahe liegenden Gegenstande nachwies, ebenso durchzieht vorliegendes Werk nur ein Grundgedanke: der nämlich, daß der gegenwärtige Zustand unsers Erdreliefs nur die Summe kleiner Einzelwirkungen ist, die im Laufe der Zeit stetig vor sich gingen und noch immer stetig vor sich gehen. So auch entstand der eigenthümliche Titel des Buchs, der folglich nichts anderes sagen kann, als daß die gegenwärtige Erde nur das Product einer lang andauernden Entwickelung ist. An sich ist freilich der Gedanke nicht neu; denn er bildet den Angelpunkt des Lyell'schen Systems, von welchem aus dieser berühmte englische Geolog seiner Wissenschaft erst Halt und Gestalt gab, und viele andere, namentlich auch chemisch gebildete Forscher haben ihn im einzelnen und im großen weiter verfolgt und ausgebildet. Dem Verfasser eigenthümlich aber ist, daß er unter treuer Benutzung der Gesammtresultate aller dieser Forschungen ein Gebäude aufführt, in welchem überall deutlich Entwickelung zu organischer Einheit geschrieben steht. Er erreicht das in den 15 Kapiteln des Werks, indem er von den Gesteinen als solchen ausgeht, ihre neptunischen und vulkanischen Umwandlungen nachweist, dieses besonders an den Alpen deutlich macht und, unter Berücksichtigung der besondern Lagerstätten für Kohlen und Erze, zu dem Entwickelungsgesetze der Erde selbst kommt. Damit leitet er auf Darwin's Entwickelungstheorien über und glaubt in der Erdentwickelung eine Bestätigung derselben zu finden, ohne zu bedenken, daß er sich auf einem anorganischen, keineswegs aber auf einem organischen Gebiete bewegt. Dort trifft ja das Princip der Entwickelung des einen aus dem andern entschieden zu, weil die chemische Verwandtschaft der Stoffe sie fähig macht, jederzeit aufeinander zu wirken, und überdies sind wir selbst im Stande, bei vielem die Probe darauf zu machen. Hier jedoch ist von einer chemischen Verwandtschaft der Arten in dem vorigen Sinne keine Rede mehr und damit fehlt auch die Grundlage, für Darwin vom geologischen Standpunkte aus Beweise beizubringen. In Bezug auf die Fossilien vergißt aber der Verfasser, daß in jeder sogenannten Schöpfungsepoche sogleich eine in sich geschlossene Schöpfung von Thieren der verschiedensten Arten, Gattungen und Klassen vorhanden war. Sonst hat ja auch noch niemand das Princip der Entwickelung auf diesem Gebiete geleugnet, sofern damit gesagt sein soll, daß die Pflanzen und Thiere in ihrer Aufeinanderfolge sich nach der Entwickelung des Erdreliefs richteten und richten mußten. Uebrigens haben wir bei dem Verfasser einmal als Ausnahme eine ruhige und würdige Darlegung seiner monistischen Weltanschauung zu constatiren: eine Thatsache, die nicht wenig dazu beitragen wird, sein Werk auch dem Gegner lesbar zu machen. Denn daß der Verfasser schließlich auch zu der Geschichte des Menschen gelangen und sich über dessen Entstehung im Darwin'schen Sinne aussprechen mußte, ist nach dem Vorstehenden wol selbstverständlich. Weniger verständlich dürfte dagegen die Hereinziehung der Astronomie sein; und doch hatte der Verfasser ein Recht dazu, wenn man sich nur der Spectralanalyse und der Meteoriten erinnern will, durch deren Untersuchungen wir von der Erde unmittelbar an den Himmel versetzt werden und die Gestirne unserer Erde verwandt finden. Was der Verfasser vom zehnten Kapitel ab über Kälteperioden und Gletscherwirkungen, über Geologie und Poesie, Geologie und Philosophie, System und Terminologie, Geologie und Chemie, sowie schließlich über den Einfluß des Erdbaues auf das Leben des Menschen bringt, gehört zwar nicht als absolut nothwendig in den Rahmen seines Buchs, fördert aber doch wieder so viele geistreiche Anschauungen im Sinne des Grundgedankens zu Tage, daß sich der Leser sicher bedeutend dadurch angeregt fühlen wird. Jedenfalls hat der Verfasser durch diese letzten Abhandlungen seinem Werke zugleich einen ethischen Charakter verliehen, und daß auch die Wissenschaft nach einem solchen als zu ihrer höchsten Spitze zu streben habe, ist eine leider von der Naturwissenschaft noch viel zu wenig beachtete Forderung des gebildeten Geistes. Möge der Verfasser auch mit dieser neuen Auflage seinen Leserkreis vergrößern und so dazu beitragen, kosmische Anschauungen weiter zu verpflanzen!

Wer das Cotta'sche Buch studirte, wird schwerlich noch Geschmack an Nr. 3: „Die Erdgeschichte oder Geologie" von Robert Graßmann, finden. Der fruchtbare Verfasser desselben muß eine ganz besonders zum Universellen angelegte Natur in sich tragen, daß er die verschiedensten Bücher: eine biblische Geschichte für Stadt- und Landschulen, einen Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten, einen Leitfaden der physischen und politischen Geographie, ein Rechenbuch für Schule und Haus, eine Lebenskunst oder Biologie, eine Begriffslehre oder Logik, eine Formenlehre oder Mathematik, und nun eine Weltwissenschaft oder Physik in kurzer Zeit zu liefern im Stande war. Das fragliche Buch ist bereits der zweite Theil der letztgenannten Reihe, und bald haben wir wieder von demselben Verfasser ein „Sterngemälde oder Astronomie" zu erwarten. Diese außerordentliche Vielseitigkeit gibt sich auch in dem vorliegenden Buche kund, indem es mit einer anerkennenswerthen Deutschthümelei ebenso wie mit chemischen und physikalischen Tabellen und mathematischen Berechnungen gespickt ist. Der Anlage nach muß man vermuthen, daß das Opus ein Grundriß der Geologie für Lernende sein soll; aber ein so gespickter Braten dürfte doch nicht jedermanns Kost sein. Es ist überhaupt ein seltsames Buch, mit dem wir es hier zu thun haben; es nöthigt uns fast den Glauben auf, als ob der Verfasser zwei Seelen in seiner Brust

trage. Aus den 70 Kapiteln kann man wirklich mancherlei lernen, was man nicht überall findet, und allen ist eine gewisse Originalität nicht abzusprechen. Freilich muß man sich erst an dieselbe gewöhnen; denn der Leser würde sicherlich nicht ohne weiteres verstehen, was die Schöpfungszeit der Zellosen, was Schalengeschichte, Himmelssteine, Dunststerne, Inselsterne, Hügelgeschichte, Grund-, Wacke-, Riffe-, Krag- und Flutzeit der Erde, was Himmelslava, Alt- und Neuroth, Blau-, Grün- und Weißkreide u. s. w. sind. Man sollte fast glauben, daß der Verfasser in Oken's Schule gegangen wäre; so antediluvianisch oder, um mit Graßmann selbst zu sprechen, so vorschwemmzeitlich blickt uns das alles an. Im allgemeinen sieht sich zwar der Verfasser genöthigt, den hergebrachten Gang geologischer Lehrbücher ebenfalls beizubehalten, wie es auch nicht anders sein kann, wenn man die bisherigen Resultate der Wissenschaft nicht geradezu auf den Kopf stellen will: allein er tractirt das doch alles nach seiner eigenen Manier, und diese Manier ist ohne Zweifel höchst wissenschaftlich. Im Grunde schließt sich der Verfasser dem Hauptgedanken des vorigen Buchs an: überall wird seine Neigung sichtbar, den heutigen Zustand der Erde auf die Gesetze ihrer Entwickelung zurückzuführen, und er thut das mit Kritik. Ueberhaupt möchte man fast annehmen, daß er sein Buch nur geschrieben habe, um eine Kritik der heutigen Geologie darin zu liefern, wobei er nicht umhin konnte, wenn er das Verständniß nicht unterbrechen wollte, auch die gesicherten Resultate in Reihe und Glied zu bringen. Von diesem Standpunkte aus dürfte er den Geologen von Fach vielfache Anregungen geben, wie er selbst dem Philologen und Mathematiker zu rathen aufgibt. Kurz, der Verfasser gerirt sich als ein wahres Monstrum entgegengesetzter Gelehrsamkeit. Indeß muß er in seinem Geiste doch irgendeinen versteckten Winkel haben, in dem es nicht ganz besonders wissenschaftlich zugehen kann. Denn diesem mystischen Gehirnlabyrinthe entspricht schließlich ein Anhang des Buchs, welcher „die Erde nach dem Bibelberichte" in sechs Schöpfungstagen behandelt und nun die Geologie extra in die dogmatische Toga hüllt. Wahrlich, wenn der Verfasser nicht Graßmann hieße, der in Stettin sein eigener Drucker und Verleger ist, so hätten wir, wäre das Buch anonym erschienen, darauf schwören mögen, der Verfasser müsse der bekannte Schriftsteller Klencke sein. So sehr erinnert uns Anhang und alles an diesen.

Wir bedauern, aus diesem Anhang kein Pröbchen geben zu können; man lese selbst und staune, wie wunderbar harmonisch zwei höchst verschiedene Seelen in Einer Brust wohnen können! Sicherlich würde für uns ein ganzer siebenter Schöpfungstag (ein solcher beträgt nach dem Verfasser nämlich im Mittel nur 6 Millionen Jahre!) dazu gehören, um es zu begreifen, daß „der Bibelbericht genau und bis in alle Einzelheiten hinein" der Geschichte der Erde entspreche, „wie sie eine späte Forschung wissenschaftlich erforscht hat". Wenn das wahr wäre, so wollte Referent der erste sein, der mit dem Verfasser emphatisch ausriefe: Das „verdient in dieser Hinsicht die größte Bewunderung"! Amen.

4. Naturwissenschaftliche Volksbücher. Von A. Bernstein. Wohlfeile Gesammtausgabe. Erster bis dritter Band. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, F. Duncker. 1873. Gr. 16. Jeder Band 6 Ngr.

Auch das Lehren ist eine Kunst. Das sieht man vom Schulmeister an bis in die Hörsäle der Universitäten, und ebenso zeigt es sich in der Schriftstellerei. Viele halten sich für berufen, und doch gibt es nur wenige Auserwählte darunter. Volksbücher vollends zu schreiben, wie sie wirklich sein sollen, ist in seiner Weise gerade so schwierig, wie wenn ein Poet Volksdichter sein wollte. Seit gerade einem Vierteljahrhundert wird nun auf diesem Gebiete unendlich viel gethan und — gesündigt. Denn seit dieser Zeit ist der Deutsche nicht müde geworden, die Naturwissenschaften zu popularisiren. Aber trotzdem sind zu den altbewährten Meistern der Darstellung nur wenige neue hinzugekommen, und zu jenen alten gehört ohne Frage der Verfasser vorliegender „Naturwissenschaftlichen Volksbücher", der berühmte Redacteur der berliner „Volkszeitung". Ihn zeichnet eine Klarheit der Auffassung, eine Einfachheit der Darstellung, eine praktische Anwendung für seinen Leserkreis aus, die sich nur selten finden. Kein Wunder, daß diese Volksbücher selbst in englischer, holländischer, polnischer und russischer Sprache bereits mehrere Auflagen erlebten. Der Verfasser versteht es eben, in kleinen nicht ermüdenden Aufsätzen kurz und eindringlich, lebendig und fließend zusammenzudrängen, was namentlich zum Verständniß des täglichen Lebens gehört. Auf diese Weise hat er in 20 Bändchen, welche immer aus zwei Heftchen bestehen, das Wissenswürdigste aus Natur und Leben bis zur Volksernährung herauf in gleichverständlicher Sprache abgehandelt. Vier Auflagen haben über ihren Werth entschieden, sodaß uns nur übrigbleibt, das Erscheinen der vierten Auflage einfach anzuzeigen. Nur die Anordnung der einzelnen Aufsätze haben wir zu tadeln. Denn diese verbreiten sich kreuz und quer über alle Gebiete der Natur und des Lebens, erhöhen zwar hierdurch die bunte Mannichfaltigkeit und mögen aus diesem Grunde auch dem Leser, der den Wechsel liebt, besonders behagen; allein es kommt doch damit auch eine gewisse Zerfahrenheit in ihn hinein. Es sammelt sich ein Wust von Kenntnissen in ihm an, aber er bleibt außer Stande, eine organisch geordnete Anschauung von Natur und Leben zu gewinnen. Da jedoch der Verfasser sich über alle Gebiete des Daseins verbreitet, so hätte es ihm ein Leichtes sein müssen, die Aufsätze organisch zu ordnen. Denn der Contrast ist doch entschieden zu groß, wenn er z. B. sogleich im ersten Heftchen vom elektro-magnetischen Strome auf die Schwere der Erde, dann auf das Licht und Beleuchtung, auf Wärme und Wetter und nun plötzlich auf Blüte und Frucht, auf Befruchtung u. s. w. überspringt. Ebenso würden diese Volksbücher sicher noch einmal so viel wirken, wenn bei ungewöhnlichen, ohne Anschauung nicht leicht klaren Gegenständen wenigstens Umrißzeichnungen beigefügt wären. Vielleicht berücksichtigt das der Verfasser mit seinem Verleger bei der nächsten Auflage; sonst hat Referent nur Lob und Beifall für diese in neuem zusammengedrängten Skizzen.

Karl Müller.

Der dritte Band von Stifter's „Studien".

Aus den nachgelassenen Werken des am 28. Januar 1868 dahingeschiedenen Adalbert Stifter, dessen „Studien" (2 Bde., Pesth 1844—50; 5. Aufl. 1857) ihm sogleich einen höchst ehrenvollen, durch ganz Deutschland rühmlichst genannten Namen verschafft haben, hat die Heckenast'sche Verlagsbuchhandlung in Pesth eine Reihe von Erzählungen in einem stattlichen, mit zierlichen — richtiger: überzierlichen — Stahlstichen versehenen Octavbande zusammengestellt, und diesen, weil, wie es in dem Vorwort heißt, „die vorliegenden Erzählungen unmittelbar nach den «Studien» entstanden und gleichsam als eine weitere Folge derselben betrachtet werden können", betitelt:

Studien. Von Adalbert Stifter. Dritter Band. Mit vier Stahlstichvignetten. Pesth, Heckenast. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Was den Inhalt betrifft, so ist freilich Stifter's Eigenthümlichkeit auch in diesem neuen Buche nicht zu verkennen; wir finden ihn mit all seinen Vorzügen, wie auch mit seinen Fehlern wieder; die erstern sind indessen so überwiegend, daß die Lektüre bis zum letzten Worte fesselt, und man einen entschieden günstigen Eindruck mit hinwegnimmt.

Die Fehler des Buchs sind theilweise formell. Als guter Oesterreicher geht Stifter „bei der Thür" hinaus; er liegt „am Sofa"; einmal spricht er sogar, wie etwa die Mausefallenhändler, die uns öfters heimsuchen, von einem „Deinigen Lehnsmann". Gutes Deutsch ist das nicht.

Oftmals sind auch die Bilder und Gleichnisse schielend, wie z. B. wenn jemandes Wangen „glänzen wie eine Glocke der Kirche", während Kirchenglocken gewöhnlich keineswegs glänzen. Noch öfter sind die Metaphern gesucht, geschraubt, gezwungen.

Auch die Charakteristik der Figuren läßt zu wünschen. Nicht nur sehen sich die Helden der verschiedenen Erzählungen oft ähnlich wie Zwillingsgeschwister (das wäre noch das wenigste), es mangelt den Gestalten häufig der rechte Lebenshauch; es sind schön geformte Geschöpfe, aber ihr Schöpfer hat ihnen nicht immer eine lebendige Seele einzuhauchen verstanden. Namentlich die in den verschiedenen Stücken auftretenden Kinder schwatzen so altklug und großväterlich weise, daß es unangenehm wirkt.

Gewiß, die Vorzüge, welche solche Schattenseiten aufzuwiegen vermögen, müssen bedeutend sein. Und sie sind es in der That. Der gewählte Stoff, noch öfter aber dessen markige Verlebendigung sichert den Erzählungen immer wieder die Theilnahme des Lesers, und nur von wenigen der elf einzelnen Stücke, welche den dritten Band dieser „Studien" bilden, läßt sich Lessing's Wort sagen: daß man ein Studium besser nicht in der Galerie öffentlich aufhängen lasse.

Die erste Erzählung, „Der Waldgänger", ist zu breit angelegt, als daß sie nicht, besonders die erste Hälfte derselben, unsaglich ermüden sollte. Selten nur wird man durch Lichtblicke wie eine jener stimmungsvollen Naturschilderungen, in denen Adalbert Stifter Meister ist, entschädigt. Eine solche Perle ist die folgende Schilderung:

Sie saßen lange; die Düfte des Harzes von den vielen Fichten, die in jenen Wäldern stehen, zogen um sie; das ganz schwache und wohlstimmende Sausen, das selbst an den windstillsten Tagen in Nadelwäldern hörbar ist, war über ihrem Haupte, oder vielmehr, man wußte bei der Unbestimmtheit des Tons nicht, ob er über dem Haupte ist, oder weiter vorne oder weiter hinten, oder gar jenseit der Berge, über welche die dunkle Wucht der Wälder, von Wolkenschatten gesprenkelt, blähend hinüberliegt; draußen, wohin ihre Angesichter durch Birkenzweige schauten, raschelte in abwechselnder Stärke die mit Steinen tändelnde Moldau; dunkles Himmelblau war in den Tannenzweigen, und ruhte stille; der Schiller der Waldtaube schwebte vorüber; jenseits hinter den Dächern der Häuser der Kienberge glänzten die Felsen, und manch verlorener Schlag eines feinen Glöckleins, vielleicht von einer kletternden Ziege, kam zu zeiten über das Wasser herüber.

Wie aber die Handlung vorrückt, werden wir je länger desto mehr von dem „Waldgänger" zurückgestoßen. Ein Gattenpaar, das den Bund der Ehe aus Liebe geschlossen, sehen wir auf Anrathen der Frau sich trennen, weil — die Verbindung kinderlos bleibt! Die Darstellung dieses abnormen Verhältnisses hat Stifter — man fühlt es durch — fein intendirt, aber hinter seinem Wollen ist sein Können weit zurückgeblieben. Wol zeigt, was er weise verschweigt, den Meister des Stils, aber Stifter sagt uns kaum das Nothwendigste über den Charakter der seltsamen Frau, die dem Manne, den sie und der sie liebt, die Scheidung vorzuschlagen vermag. Der Leser ist aber doch nicht dazu da, um zwischen den Zeilen zu studiren! Als fühle er selbst das Schiefe, Unerquickliche der Erzählung, sagt der Dichter gleichsam entschuldigend an deren Schluß:

Die zwei Menschen hätten, die Kinderfreude opfernd, sich an der Wärme ihrer Herzen haltend, Glück geben und Glück nehmen sollen bis an das Grab, und wenn sie zu Gott gekommen wären, hätten sie sagen sollen: „Wir können keine Kinder als Opfer mitbringen, aber Herzen, die du uns gegeben, die sich nicht zu trennen vermochten, und die ihr Weniges, was ihnen geblieben, mit hieher bringen: ihre Liebe und ihre Treue bis zu dem Tode."

Das dem „Waldgänger" folgende Geschichtchen: „Die drei Schmiede ihres Schicksals", ist allerliebst. Keck, frisch und originell erfunden, ist es lustig, gleichsam wie in Einem Zuge ausgeführt, und von Herzen gönnen wir dem Erwin sein Glück, welches in Gestalt einer nachtwandelnden Rosalie ihm buchstäblich „im Schlafe" kommt.

„Der Waldbrunnen" zieht sich wieder sehr in die Breite; hier zuerst stören uns die altklugen Kinder, welche wie Professoren sprechen. Besser liest sich das vielfach originelle vierte Stück: „Nachkommenschaften", welches uns in die kernhaft-tüchtige Familie Roderer einführt, deren Glieder „immer etwas anderes erreicht haben, als sie mit Heftigkeit angestrebt haben. Und je glühender das Bestreben Eines dieses Geschlechts war, desto sicherer konnte man sein, daß nichts daraus wird." Dieser Grundgedanke der kleinen Geschichte ist ebenso bunt wie witzig durchgeführt.

Die Erzählung „Prokopus“ ist die einzige, welche nicht in der Gegenwart, sondern vor etwa zweihundert Jahren spielt. Das Colorit der Zeit zu treffen, ist Stifter nicht sonderlich gelungen; vielleicht war es auch gar nicht seine Absicht, da er es als nebensächlich ansah. Er wollte ein Ehepaar schildern,

das sich liebte und sich unglücklich machte. Sie strebten, ach! so heiß nach Einigung — ein Haarbreit Hinderniß lag nur dazwischen, dieses kleine Haar war zu überschreiten; es ist so leicht — aber gerade bei Wesen, deren Inneres grundverschieden ist, ist das Haar am feinsten, weil jedes das andere nicht sieht, sondern nur sich, und meint, es wäre die Einigung sogleich gethan, das zweite dürfte nur sein wie das erste, was so natürlich wäre! So ist das feine Haar mit allem Ringen nicht zu vernichten — und so heißer die Liebe, so heißer der Schmerz!

Das folgende Geschichtchen: „Der Kuß von Sentze“, theilt alle Vorzüge der „Schmiede ihres Schicksals“; der dem „Kuß“ sich anreihende „Fromme Spruch“ dagegen ist unerträglich langweilig. Auf vierundsechzig enggedruckten Seiten das triviale Thema: „Ich heirathe, du heirathest, er heirathet, wir heirathen“ u. s. w. von ganz gewöhnlichen, in keiner Weise originell gezeichneten Menschen abgehandelt, und dabei das Ende bereits auf den ersten Seiten mit Bestimmtheit vorauszusehen, ist eine harte Zumuthung.

Entschädigt wird man durch die letzten vier Sächelchen. „Zuversicht“ ist ein mit rapider Virtuosität entrolltes Bild eines gigantischen Schicksals, welches einen liebenden Sohn zum Vater- und danach zum Selbstmörder macht; ebenso erschütternd wirkt das kleine Charaktergemälde: „Zwei Witwen“, das die verschiedenen Folgen einerseits einer strengen, energievollen, andererseits einer nachgiebigen und schwachen Erziehung vor Augen stellt. Diese beiden Arbeiten gehören zu dem Werthvollsten im ganzen Buche; hier zeigt sich Stifter als seelenkundiger Meister, der mit sicherer Hand in knappen, klaren Zügen scharfumrissene Gestalten und Situationen zu schaffen weiß.

Zwei Skizzen: „Aus dem bairischen Walde“ und „Ein Gang durch die Katakomben“ (des Doms von St.-Stephan in Wien), machen den Beschluß des Buchs. Beide sind kleine Meisterstücke, namentlich verdient das erstere diese Bezeichnung, denn an einer Stelle ist eine Schneelandschaft und späterhin ein jäher Schneefall mit einer solchen Vollendung geschildert, daß es sehr zu bedauern ist, um des Raummangels willen hier auf die Wiedergabe der reizvollen und farbenreichen Darstellung verzichten zu müssen. Hier ist Stifter wahrer, echter Poet, und solche und ähnliche Stellen sind es denn auch, um derentwillen uns seine Werke eine liebe Lektüre bleiben. Daß dieser dritte Band der „Studien“ sich zahlreiche Freunde erwerben wird, scheint zweifellos — ebenso zweifellos wie seine himmelweite Verschiedenheit von dem gewöhnlichen Leihbibliothekenfutter. Wer aus diesem seine geistige Nahrung für Mußestunden sucht, muß Stifter nicht lesen; denn seine jungfräuliche, keusche Muse bietet keine wüsten Sensationsgebilde, keine raffinirten sinnlichen Aufregungen, sondern sie will keusch und rein, wie sie selber ist, in Kopf und Herz liebevoll aufgenommen sein.

Hermann Uhde.

Zur deutschen Geschichte des Mittelalters.

1. Radewin's Fortsetzung der Gesta Friderici imperatoris des Otto von Freising, ihre Zusammensetzung und ihr Werth. Eine quellenkritische Untersuchung von Hans Prutz. Danzig, Kafemann. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Kaiser Friedrich I. von Hans Prutz. Dritter Band. 1177—1190. Danzig, Kafemann. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

„Otto von Freising, Ragewin, Otto von St. Blasien, bezeichnen den Höhepunkt mittelalterlicher Historiographie“, sagt Wattenbach in seinen „Deutschlands Geschichtsquellen“ mit Recht. Er ist sogar geneigt, Ragewin unter diesen dreien die Palme zuzuerkennen, weil er am meisten wirklicher Darsteller und Erzähler des Geschehenen ist, und auch darin wird ihm jeder beistimmen. Ein Geschichtschreiber Kaiser Friedrich's hat sich begreiflich sehr sorgfältig mit einer so hervorragenden Quelle auseinanderzusetzen, obwol sie leider nur zu so kurzem Flusse — eigentlich nur etwas über drei Jahre — gelangen sollte. Dies ist von dem Verfasser der zuerst citirten Abhandlung geschehen, und es dürfte von allgemein wissenschaftlichem Interesse sein, die wesentlichsten Resultate davon sich anzueignen. Handelt es sich doch um eine der hervorragendsten Erscheinungen unserer ältern Literatur, wenn auch ihr Gewand ein fremdes ist. Denn wollten wir es nur davon abhängig machen, ob ein literarisches Werk dem deutschen Volksgeiste zugehört oder nicht, so würden wir bis zu der Repgow'schen Chronik in niederdeutscher und ihren Fortsetzern und Umarbeitern in hochdeutscher Sprache, also bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts dort, hier noch viel weiter herabsteigen müssen, uns höchstens auf die deutsch geschriebenen Geschichten berufen dürfen, welche Regino von Prüm im Anfang des 10. Jahrhunderts für seine Weltchronika benutzt haben will, falls er damit wirklich deutsch geschriebene meint und nicht, wie seine nach der Zeitmode geschnörkelte Phrase auch verstanden werden kann, Geschichtswerke, welche sich auf deutsche Angelegenheiten beziehen, aber freilich waren sie jedenfalls lateinisch verfaßt gewesen, wie alle andern ihrer Zeit. Auch gibt es sonst nicht eine Spur, die auf irgendeine Parallele zu jenem Unicum deutete, obwol es deshalb noch nicht zu leugnen ist. Denn es ist doch seltsam genug, daß auf die Altsachsen das sonst literarisch so mächtige Vorbild der Angelsachsen gar nicht gewirkt haben sollte, bei denen es eine sehr gediegene Geschichtschreibung in der Nationalsprache gab. Oder später im 11. und 12. Jahrhundert, wo sich ein so lebhafter Verkehr der Menschen und der Geister an der Schlei und Eider zwischen Sachsen und Dänen entspann, wo die deutsche Mission den ganzen Norden eroberte; ist es

doch eigen, daß die großartige nordische Geschichtschreibung in der Landessprache gar nicht auf Deutschland zurückgewirkt zu haben scheint. Mochte sie immerhin von Island ausgehen, wohin jener deutsche Verkehr noch am wenigsten reichte, aber wovon er doch wol — wie schon unser sogenannter „Merigarto" und noch mehr Adam von Bremen bezeugt — keineswegs ausgeschlossen war: die isländischen Sagas wurden überall, wo skandinavische Germanen wohnten, gelesen. Hieß man doch die Sprache, in der sie geschrieben waren, schon damals öfters lingua danica, was weiter nichts besagt, als daß sie, die nach Island verpflanzte Norroena, das einzige Mittel der gebildeten literarischen Darstellung auch in Dänemark war. Doch alle diese Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten müssen einstweilen noch vor der nackten Thatsache sich verkriechen, daß wir nichts von einem deutsch geschriebenen Geschichtswerk, wohl aber sehr viele lateinisch geschriebene in dem damaligen Deutschland kennen. Darunter also wird Radewin gewissermaßen als Spitze zu bezeichnen sein. Mag man auch darüber noch streiten, ob ihm nicht ein Lambert von Hersfeld an eigentlicher Kunst der Entfaltung des thatsächlichen Stoffs überlegen sei — unter seinen deutschen Zeitgenossen ist es keiner. Einem solchen Schriftsteller verlohnt es sich näher zu treten, auch wenn man nicht, wie in der Geschichte Friedrich's I. zeitweise hauptsächlich, hier und da allein auf ihn verwiesen ist.

Daß der Verfasser die Namensform Ragewin beseitigt und durch Radewin ersetzt hat, ist nur zu billigen. R. Wilmans, der Herausgeber in den Pertz'schen Monumenten, hat die früher cursirende, „Radevicus", mit Recht verworfen, weil sie urkundlich, d. h. in den erhaltenen Handschriften schlecht bezeugt ist. Aber sein *Ragewin* ist eine sprachliche Unform. Entweder müßte Ragan, Regan, Ragin oder Raginwin stehen, oder Rade-win, eine durchaus unanfechtbare Bildung, die auch durch die Handschriften selbst mindestens ebenso gut bezeugt ist wie Ragewin, falls man dies nicht für eine bloße Verstümmelung von Ragan oder noch besser Reganwin halten will. Da unsere Eigennamen so früh dem lebendigen Sprachgefühl entrückt wurden, und um 1170 gewiß niemand mehr wußte, was das nur hier und nicht mehr in der übrigen Sprache vorkommende Wort ragan, regin bedeutete, so wäre eine solche Annahme an sich nicht unwahrscheinlich.

Die eigentliche Hauptfrage ist immer die nach der Glaubwürdigkeit einer Geschichtsquelle. Doch ist diese Frage selbst je nach den Umständen sehr zu bedingen und zu specialisiren. Der Verfasser hat, wie wir glauben, alle hier in Betracht kommenden Momente der Fragstellung richtig erkannt, und seine Antworten befriedigen deshalb auch in den meisten Fällen. Nur dürfte eins dieser Momente etwas zu schwach betont sein: die Abhängigkeit des Radewin von seinem Vorgänger und Vorbild Otto von Freising, nicht blos in dem Aeußerlichen des Anschlusses seiner Erzählung und in der ungefähren Anlage seiner eigenen Darstellung, sondern in der Auffassung des Helden oder des Gegenstandes derselben, des Kaisers Friedrich.

Dies führt uns von selbst zu Nr. 2, dem Schlußbande des dreibändigen Werks, das schon früher in d. Bl. eine gebührende Würdigung gefunden hat. Friedrich I. gilt seinem Stiefoheim Otto nicht sowol als dieser zufällige Friedrich, sondern als das Ideal des christlich-römischen Kaisers, aber noch nicht als der Erfüller dieses Ideals; er soll und wird es erst erfüllen, und um es zu können, muß der Geschichtsphilosoph und Staatstheoretiker — so ungefähr würde man Otto's geistige Substanz mit heutigen Ausdrücken bezeichnen — dem Kaiser in seinen Thaten gleichsam das Spiegelbild seiner eigenen Zukunft vorhalten. Er ist dazu berufen, „denn beide stehen auf der Menschheit Höhen". Für die absolute handfeste Sicherheit des Erzählten ist damit freilich eine sehr bedenkliche Prämisse gegeben, und trotz der vielen eingestreuten Actenstücke, die dem Werke Otto's und seines Fortsetzers auch in dieser Beziehung einen bleibenden Werth verbürgen, ist es damit doch nach unserer heutigen Denkweise eigenthümlich genug bestellt. Nun ist Friedrich I. selbst, so viel unsere heutigen Augen zu erkennen vermögen, eine merkwürdig gemischte Natur. In ihm lebt der Kaiser, den Otto in ihm zu sehen wünschte, wirklich, aber zugleich noch ein anderer Mensch, der für unsere Psychologie schwer mit jenem zu vermitteln ist, und doch vermittelt werden muß, wenn wir gerecht gegen ihn sein wollen. Glücklicherweise ist er nicht der einzige dieser Art in seiner Zeit, sondern die ganze Zeit ist voll davon. Die Romantik des Hochmittelalters ist keineswegs eine poetische Fiction, etwa nur von einem Walther, Wolfram von Eschenbach u. s. w. aus dem Kopfe und der Phantasie erfunden. Die wirklichen Menschen dachten und empfanden gerade so und waren im Stande, eben solche Ziele wie Parcival zu verfolgen. Selbst der Gral war ihnen kein Symbol, sondern eine derbe Gegenständlichkeit, und jeder wäre gegebenenfalls bereit gewesen, dasselbe zu seinem Gewinn zu wagen oder zu leiden. Neben dieser hochgespannten Phantastik, die doch überall das Wirkliche, den Willen und die That leiten konnte, läuft der entgegengesetzte Strom, wie der grüne klare Rhein und der fahle trübe Main im Rheingau, ungemischt einher: der allernüchternste Realismus, ein kurzsichtiger oft, selten berechnender Egoismus in der allerverwegensten Bedeutung dieses Wortes. Ein und derselbe Mann konnte heute wie ein Gawein, morgen wie ein Kay fühlen und handeln, ohne des Widerspruchs gewahr zu werden, denn das eine wie das andere war er aus dem Vollen seines natürlichen Menschen heraus. Weder der Idealismus war blos angelernt oder angeleimt, wie man es sich gern vorstellen möchte, um die Contraste besser zu verstehen — conventionell mag man ihn immer heißen —, noch jener Realismus als die Nacht- oder Schattenseite des Individuums empfunden. Was im einzelnen Falle sich durchsetzen sollte, meist ohne eine Spur von dem, was wir sittliche Conflicte nennen, darüber entschied der Zufall, d. h. was jedem andern, der als anderer niemals den innersten Einblick in die Seele des andern gewinnen kann, als Zufall gelten muß.

Im eminentesten Grade ist nun der Kaiser Friedrich I. selbst eine solche Doppelnatur und eben deshalb befähigt, als der eigentliche Fleisch gewordene Typus seiner Zeit

zu imponiren und sie in lebendigem Andenken zu überdauern. Er ist durch und durch der alte Barbarossa, und durch und durch ein geriebener Diplomat und schlauer Ränkeschmied, wodurch er entschieden viel mehr reale Vortheile für sich, das Reich, wenn man will, und für sein Haus erzielt hat, als durch das erste. Denn das erste hat ihm Lignano, die böse Scene in Venedig, Alexander's III. „auf Ottern und Basilisken wirst du einhergehen" eingetragen, vielleicht sogar seinen romantischen Tod im Seleph.

Ein moderner Geschichtschreiber hat die Aufgabe, dieses verschlungene psychologische Gewebe möglichst in Fäden, die für unsere Augen sichtbar sind, aufzulösen, und wenn wir auch gern anerkennen, daß dieser von uns hier Berücksichtigte ein Bewußtsein davon hat, so scheint es uns doch, als wenn auch er noch allzu sehr unter der Macht jener Auffassung stehe, die Otto von Freising und nach ihm Radewin in so energischer und, wenn man es so nennen will, überzeugender Weise — weil sie selbst daran glauben und darin leben — zu vertreten für Gewissenssache hielten.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Die erzählenden Dichtungen von **Adolf Friedrich von Schack**: „Episoden" (Berlin, Hertz), denen wir in Nr. 19 d. Bl. f. 1869 Formenadel und lebhaftes Colorit nachrühmten, liegen in einer neuen, stark vermehrten Auflage vor. Die ersten zwei neu hinzugekommenen Erzählungen: „Glycera" und „Ubaldo Lapo" haben einen verwandten Zug. Es handelt sich um Täuschungen der Liebe und Freundschaft in künstlerischen Kreisen, Täuschungen, die sich in der ersten Dichtung harmonisch lösen, während sie in der zweiten in schmerzlicher Dissonanz austönen. Glycera ist die Geliebte des atheniſchen Lustspieldichters Menander; er hält sie mit Unrecht für treulos; in höchster Aufregung stellt er sie als Myrthis in seinem Lustspiel „Mysogin" vor allem Volk an den Pranger. Doch sie selbst übernimmt die Rolle und improvisirt darin eine glänzende Rechtfertigung zum Erstaunen der Mitspielenden und des Publikums, die aber zu voller Versöhnung mit Menander führt. Die Handlung bewegt sich in dieser Erzählung, die in fünffüßigen Trochäen geschrieben ist, frisch und lebendig fort. Dasselbe gilt von „Ubaldo Lapo", einem Schüler und Schutzbefohlenen Michel Angelo's, den dieser durch harte Beurtheilung seiner Bildwerke kränkt und der sich dadurch sowie durch den Rath seiner Geliebten mit fortreißen läßt, bei einem Fastnachtsscherz die plastischen Werke des Meisters durch komisch verzerrte Darstellung zu verspotten. Michel Angelo erweist sich dem Erkrankten als Freund, während die Geliebte ihn treulos verläßt. Ubaldo Lapo fällt darauf im Kampfe. Die Erzählung hat südliches Colorit und lebendige Schilderung. Ebenfalls in Florenz spielt die neu hinzugekommene Erzählung „Fiordispina", welche an einzelnen Stellen glühende Liebesleidenschaft athmet. Die Heldin, die Geliebte Ippolito's, opfert sich selbst, um der Versöhnung der beiden feindlichen Parteien, die durch die Ehe Ippolit's mit Genevra besiegelt werden soll, nicht im Wege zu stehen.

Ausländische Literatur.

Von **Algernon Charles Swinburne** wird eine neue Dichtung: „Bothwell" angekündigt. Der Poet scheint die Abenteuer der Maria Stuart mit besonderer Vorliebe zu behandeln, wie auch sein Drama „Chastelard" beweist.

— **Auerbach's** „Waldfried" wird auch in Amerika in einer selbständigen englischen Uebersetzung von Simon Adler Stern, dem Herausgeber der „Scintillations from Heine", erscheinen.

— „Iwan de Biron" von **Sir Arthur Helps**, eine Erzählung aus dem russischen Hofleben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wird als sein bester Roman gerühmt. Von der darin geschilderten Prinzessin Maria Andrewna heißt es, sie sei eine der reizendsten Heldinnen im ganzen weiten Bereiche der Dichtung.

— In der „Revue des deux mondes" vom 15. Mai bespricht **E. Caro**, Mitglied der Académie française die „Poésies philosophiques" von **L. Ackermann**, einer Dame, auf die wärmste Weise. Er erkennt in diesen Gedichten, welche unter dem Einflusse Schelling's und Schopenhauer's zu stehen scheinen, den ersten wahrhaften poetischen Ausdruck unserer jetzigen Uebergangsperiode, wo man mit dem alten Glauben noch nicht völlig gebrochen hat und der neue noch nicht fest begründet ist. Der lesenswerthe Artikel ist überschrieben: „La Poésie philosophique dans les nouvelles écoles. Un Poète positiviste." Der entschiedene Pessimismus dieser Dichterin zeugt von neuem für den Einfluß, den Schopenhauer gegenwärtig ausübt, und für die Begeisterung, welche seine Lehren, trotz ihres scheinbar abstoßenden und erstarrenden Inhalts, hervorzurufen im Stande sind.

— Die geistvolle **George Eliot** veröffentlichte wieder einen Band Gedichte, „The Legend of Jubal and other Poems" betitelt, über welche das „Athenaeum" im ganzen ein sehr günstiges Urtheil fällt. Doch bemerkt der Kritiker, daß, wie Walter Scott's Dichtungen zwar unbestrittenes Verdienst haben, allein von seinen Romanen weit übertroffen werden, es sich auch so mit George Eliot verhalte. Eine neue Gedichtsammlung von ihr sei wol stets eine interessante Erscheinung, ein neuer Roman von ihr aber ein höchst wichtiges literarisches Ereigniß. „Jubal" ist eine Verherrlichung des Todes, von welchem die Dichterin mit Feuerbach behauptet, daß er es sei, welcher in der Entfernung dem Leben seinen ganzen Werth verleihe, während der nahe bevorstehende nur dem Leben das Siegel aufdrücke. Nach der „Academy" scheint das Gedicht eine Erwiderung auf Morris' „Earthly Paradise" zu sein, wo es heißt, gerade in der Fülle des Lebens sei der Gedanke an den Tod das, was es vergifte. In letzterm Blatte wird besonders der Epilog zu dem Bande gerühmt, der die beste Lösung des subjectiven Problems enthalte, welchen unsere wechselnden Stimmungen uns bieten. Jedenfalls ist es interessant zu beobachten, daß wir in George Eliot das englische Seitenstück zu der obenerwähnten französischen positivistischen Dichterin haben; denn auch sie, die englische Novellistin und Dichterin, ist Anhängerin Comte's, und wie wir aus persönlicher Mittheilung erfahren, in Begleitung ihres Gatten regelmäßige Besucherin der von der Positivistenschule in London veranstalteten Sonntagsvorlesungen.

— Nachträglich erhalten wir erst jetzt zwei Nummern der „Revue scientifique de la France et de l'Etranger" vom 7. September 1872 und vom 26. Juli 1873. In der erstern befindet sich eine eingehende Besprechung von **Eduard von Hartmann's** „Philosophie des Unbewußten" und in der letztern eine eben solche über **Schopenhauer** aus der Feder des M. Léon A. Dumont. Der Verfasser hat augenscheinlich beide Philosophen gründlich studirt und kennt die gesammte Literatur, die sie hervorgerufen.

Theater und Musik.

Die französischen Schauspieler und Directoren haben an Marschall Mac-Mahon eine Petition gerichtet, in welcher er ersucht wird, die Frage der **Theaterfreiheit** von neuem in Er-

wägung zu ziehen. Der Marschall hat nähere Auskunft über diese Frage verlangt. Handelt es sich dabei um die Theaterfreiheit als Gewerbefreiheit, so sind die Acten hierüber in Deutschland zwar noch nicht vollständig geschlossen; es gibt warme Vertheidiger der freien Concurrenz auch auf künstlerischem Gebiete; aber die Thatsachen, welche beweisen, daß die Kunst nicht ungestraft wie ein Gewerbe behandelt, die Concession zu Theaterunternehmungen nicht ungestraft mit der zu Schankgerechtigkeiten auf eine Linie gestellt werden, drängen sich doch dem aufmerksamen Blick in bedenklicher Weise auf. Jene Vertheidiger der Theaterfreiheit behaupten, man solle es nur darauf ankommen lassen, ob wie überall nicht auch auf diesem Gebiete das Bessere das Schlechte, wenn es sich hervorwage, überwinden und in den Schatten stellen werde; und wenn die schlechten Theater wie Pilze aus der Erde wüchsen, sie würden bald wieder wie Boviste zerplatzen, wenn der Genius der Kunst sie bei seinem Wandeln berührte. Dies ist eben eine Illusion. Den Geschmack des Publikums zu verschlechtern, das bedarf keiner großen Anstrengungen, und das letzte Resultat eines überwuchernden Winkelbühnenthums kann kein anderes sein, als daß das allgemeine Niveau des Geschmacks herabgedrückt wird. Wir glauben, es dürfte nicht schwer fallen, hierfür die Beweise zu liefern. Es gilt dies sowol von dramatischen Werken, wie von Leistungen der darstellenden Kunst. In einer Zeit, in der alle Kunstinstitute, auch die am höchsten stehenden, auf Gewinn angewiesen sind und ihren Etat zum Maßstabe ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit machen, wird die Concurrenz mit zahlreichen neu erstehenden Theatern die ersten Bühnen nöthigen, um das Publikum heranzuziehen, sich zu neuem Wetteifer mit jenen Theatern auch auf einem Gebiet zu verstehen, welchem die Hofbühnen eigentlich verschlossen bleiben sollten. Namentlich wird die „verschämte Posse" in allerlei Gestalt wegen ihrer Zugkraft gepflegt werden, da diejenige, welche offen den Namen trägt, von den Hoftheatern ausgeschlossen ist. Nicht subventionirte Stadttheater aber, an Orten, in denen diese, eine derbe Kost bietenden Bühnen ins Kraut schießen, sehen sich, um ihrer Existenz willen, wenn sie ein ideales Programm hatten, genöthigt, dasselbe aufzugeben und sich mehr dem zugkräftigen Genre zuzuwenden. Es ist also ein Danaergeschenk, um welches die pariser Directoren und Schauspieler den Herzog von Magenta bitten. Wir glauben nicht, daß deutsche Directoren und Künstler jemals ein ähnliches Gesuch an die gesetzgebenden Gewalten des Reichs gerichtet haben würden; höchstens würden die Besitzer von Restaurationen und ähnlichen Unterhaltungswirthschaften sich hierzu verstanden haben. In Deutschland war dies eine freiwillige Zuwendung von seiten der Reichsgesetzgebung, die unberechtigte Anwendung eines liberalen wirthschaftlichen Princips auf das Gebiet der Kunst.

— Am Vaudeville-Theater in London ist ein dreiactiges Lustspiel: „Pride", von **James Albery** zur Aufführung gekommen, welchem die Kritik wol frischen Mutterwitz und einige dramatische Scenen nachrühmt, von dem sie aber sagt, daß die Charaktere bei den Haaren in das Stück hereingezogen seien, und die ganze dramatische Mahlzeit weniger einem Diner ähnlich sehe, wo auserlesene Gäste in guter Ordnung sitzen, als einer Table-d'hôte, wo alles sich um die Plätze drängt und schlägt. Und welchen Grund führt das „Athenaeum" an für diese Haltlosigkeit der Stücke? Das handwerksmäßige Arbeiten der englischen Dramatiker, indem sie ihre Stücke den Mitgliedern der einzelnen Bühnen auf den Leib schreiben. Und darin gehen sie so weit, daß, wenn das Personal einer Bühne sich vermehrt, sie in ein fertiges Stück noch neue Rollen hineinschreiben, damit die neu eingetretenen Mitglieder nicht unbeschäftigt bleiben. So weit sind wir doch in Deutschland noch nicht im Handwerk, wenn auch das Metier als solches jetzt in Blüte steht.

Bibliographie.

Auder, A., Das Lied vom Forestiere in Rom. Verfasst zur Sylvesterfeier des römisch deutschen Künstlervereins. Turin, Loescher. Gr. 8. 10 Ngr.

Bloch's, E., Theater-Correspondenz: Nr. 44. Der einzige junge Mann im Dorfe. Komische Solo-Scene von **O. Mylius**. — Nr. 46. Ein amerikanisches Duell. Lustspiel von **G. v. Moser**. Berlin, Lassar. 8. à 20 Ngr.

Dall' Ongaro, Die weiße Rose. Eine Novelle nach dem Italienischen von B. J. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 27 Ngr.

Kaftan, J., Die religiös-philosophische Anschauung Kants in ihrer Bedeutung für die Apologetik. Antrittsrede. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 5 Ngr.

Die freie Kirche. Ein Wort für Trennung der Kirche und des Staates von einem evangelischen Geistlichen in Württemberg. Stuttgart, Bruchmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Liebig, J. v., Reden und Abhandlungen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Logau's, F. v., Sinngedichte ausgewählt und erneut von **K. Simrock**. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 8. 24 Ngr.

Lohde, Clarissa, Herzenskämpfe. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 2 Thlr.

Mach, E., Zur Geschichte des Arbeitbegriffes. Wien, Gerold's Sohn. Lex. 8. 3 Ngr.

Mayer, K. A., Die Brüder. Roman. 2 Bde. Leipzig, Schlicke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Mejer, O., Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. 3ter Thl. 1ste Abth.: Negociationen protestantischer Staaten in Rom. 1819. 1820. 1821. Rostock, Stiller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Nibelungenlied. Schulausgabe mit einem Wörterbuche von **K. Bartsch**. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Noë, H., Der Zauberer des Hochgebirges. Erzählung. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von **Ludmilla Assing-Grimelli**. 3ter Bd. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 3 Thlr.

Ramshorn, E., Aus der Volksschule. Eine Jubiläums-Schrift zur Erinnerung an die ersten 25 Lebensjahre (23. April 1849 bis 23. April 1874) der 3ten Bürgerschule zu Leipzig unter dem Directorat des Verfassers. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 15 Ngr.

Rasch, G., Touristen-Lust und Leid in Tirol. Tiroler Reisebuch. Stuttgart, Simon. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Berlin bei Nacht. Culturbilder. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 20 Ngr.

Reumont, A. v., Lorenzo de Medici il Magnifico. 2 Bde. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Thlr.

Rochholz, L., Geschichtliche Vulgarnamen schweizerischer Söldnerzüge und Volksaufstände. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 8 Ngr.

Saar, F. v., Die Steinklopfer. Eine Geschichte. Heidelberg, G. Weiß. Gr. 16. 17½ Ngr.

Schelbert, J., Das Landvolk des Allgäus in seinem Thun und Treiben dargestellt. Kempten, Feuerlein. Gr. 16. 10 Ngr.

Scherenberg, E., Gegen Rom. Zeitstimmen deutscher Dichter. Elberfeld, Bädeker. 8. 10 Ngr.

Schlüter, C. B., Aristoteles Metaphysik eine Tochter der Sankhya-Lehre des Kapila. Eine indisch-griechische Studie. Münster, Russell. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmid, H., Concordia. Eine deutsche Kaisergeschichte aus Bayern. 5 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr.

Schrattenholz, J., Robert Schumann als Kritiker. Sprüche aus seinen Schriften über Musik und Musiker. Zur Erinnerung an die Bonner Gedächtnißfeier Rob. Schumann's gesammelt und mit einer Vorrede versehen. Bonn, Stanske. 8. 10 Ngr.

Schultze, F., Geschichte der Philosophie der Renaissance. 1ster Bd. Georgios Gemistos Plethon und seine reformatorischen Bestrebungen. Jena, Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Spielmann, C., Nach dem Diner. Junggesellen-Plaudereien. 2 Bdchn. Altona, Verlags-Büreau. Gr. 16. 1 Thlr.

Stahl, F. W., Das deutsche Handwerk. 1ster Bd. Gießen, Ricker. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Stegmann, R., Ein Oratorium der Zukunft. Komischer Roman in 2 Bänden. Jena, Costenoble. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Steinberg, J., Physiognomien aus den böhmischen Gerichtssälen. 1stes Bdchn. Prag, Kosmack u. Neugebauer. 8. 12 Ngr.

Sybel, H. v., Klerikale Politik im 19. Jahrhundert. Bonn, Cohen u. Sohn. 8. 15 Ngr.

Deutsches Theater. 25stes Bdchn.: Auf dem Wasser. Lustspiel von **C. A. Görner**. Altona, Verlags-Büreau. 8. 10 Ngr.

Tschischwitz, B., Agnes von Meran. Historisches Trauerspiel. Halle, Schwabe. Gr. 16. 15 Ngr.

Vogt, T., Franz Karl Lott. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Walcker, C., Lasker's Doctrinarismus und der gesunde Menschenverstand. Ein Votum für das Militairgesetz. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, A. v., Groß-Busekow. Humoristischer Kriegs-Roman in 4 Bdn. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Withney, W. D., Die Sprachwissenschaft. Vorlesungen über die Principien der vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publikum bearbeitet und erweitert von **J. Jolly**. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Witte, J., Beiträge zum Verständniss Kants. Berlin, H. R. Mecklenburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Wohlthat, Ueber das Verhältniß zwischen Staat und Kirche in Frankreich, besonders im 16. und 17. Jahrhundert. Burg, Hopfer. 4. 5 Ngr.

Wolf, G., Grillparzer als Archivdirector. Wien, Brüder Winter. 8. 16 Ngr.

Wöllwarth, Freih. v., Noch ein Wort über den „alten und neuen Glauben" von Dav. Frdr. Strauß. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 6 Ngr.

Wulff, F. W., Belladonnen. Novellen. Hamburg, Richter. 8. 24 Ngr.

Zastrow, C., Die Clarinette als Talisman. Musikalischer Roman in 2 Bdn. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 23. — 4. Juni 1874.

Zur Würdigung des römischen Papstthums und des Jesuitismus.

1. Römische Disputation zwischen Katholiken und Protestanten über die These: War Petrus in Rom? Nach den stenographischen, von den Vorsitzenden beider Parteien beglaubigten Berichten vollständig und wortgetreu übersetzt. Münster, Russell. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Quellen der römischen Petrus-Sage kritisch untersucht von Richard Adalbert Lipsius. Kiel, Schwers. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Die römische Papstmythe. Akademischer Rathhausvortrag von Gustav Volkmar. Zürich, Schabelitz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Der Fels Petri in Rom. Beleuchtung des Fundaments der römischen Papstherrschaft von J. Frohschammer. Kempten, Dannheimer. 1873. Gr. 8. 4 Ngr.
5. Der Felsen Petri — kein Felsen. Von F. H. Hesse. Berlin, Lüderitz. 1874. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Von Johann Kelle. Prag, Verlag der Bohemia. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Die genannten Schriften behandeln fast insgesammt (Nr. 1—4) einen Gegenstand, welcher für den kirchlichen und kirchenpolitischen Kampf, der gegenwärtig besonders in Deutschland zu so großer Heftigkeit gediehen, von der größten Wichtigkeit ist, ja über kurz oder lang von entscheidender Bedeutung für die Herrschaft des römischen Papstthums werden muß. Sie stellen sich nämlich die Aufgabe, zu untersuchen, ob denn der Apostel Petrus auch wirklich in Rom gewesen, daselbst die römische Christengemeinde gegründet und hierauf als Bischof diese gegründete römische Kirche als Oberhaupt regiert habe — wie dies alles von seiten des römischen Papstthums und seiner Anhänger mit aller Entschiedenheit behauptet wird. Das Resultat der Untersuchung ist, daß sich nirgends Spuren finden, daß Petrus wirklich jemals in Rom war und daselbst in irgendeiner hervorragenden Weise gewirkt habe, daß vielmehr alle Umstände darauf hinweisen, daß Petrus niemals in Rom gewesen sei, und daß, wenn man auch nicht geradezu die Unmöglichkeit hiervon beweisen kann, doch seine Ankunft und sein Aufenthalt daselbst, als ursprünglich ganz bedeutungslos, vollständig unbemerkt geblieben sein müßte. Nun ruht aber das ganze Papstthum mit all seinen Ansprüchen auf Herrschaft in der Kirche auf der Annahme, daß der Papst der Nachfolger Petri auf dem bischöflichen Stuhle zu Rom sei, und daß demnach alle Vorzüge und Rechte, die (vermeintlich) Christus dem Apostel Petrus verliehen, auf ihn übergegangen und er dadurch Stellvertreter Christi und Statthalter Gottes auf Erden sei. Ist nun nachgewiesen, daß die Grundvoraussetzung hierbei falsch oder mindestens ganz unerwiesen und unerweisbar sei, nämlich daß Petrus wirklich in Rom gewesen, und insbesondere daß er die Christengemeinde daselbst gegründet habe und ihr Vorsteher gewesen sei, so fällt damit das behauptete historische Fundament für die Papstherrschaft dahin und damit auch alle Verpflichtung, dieselbe anzuerkennen und ferner gelten zu lassen. Und zwar fällt diese Verpflichtung dahin auch für das katholische Volk, da es unmöglich an diese auf eine historische Illusion und Fälschung gegründete Autorität sich ferner gebunden erachten kann. Daraus ist die Gefährlichkeit der Frage, ob Petrus in Rom gewesen, für das Papstthum zu ersehen — eine Gefährlichkeit, die um so größer ist, als dieser Gegenstand mit Leichtigkeit auch dem Volke verständlich gemacht und demselben klar und einfach dadurch die Ansprüche des Papstes auf Herrschaft als falsche, unberechtigte dargethan werden können. Dies also ist der Gegenstand und dies die Bedeutung desselben für den schweren kirchlichen Kampf, für das große Ringen insbesondere des neuen Deutschen Reichs mit dem alten Riesen, dem römischen Papstthum, welches sich

neuerdings erheben und die alte Weltherrschaft wiedererlangen, insbesondere das deutsche Kaiserthum wiederum unter seine Oberhoheit bringen und niederhalten will.

Trotz dieser enormen Wichtigkeit des Gegenstandes indeß, den die genannten Schriften behandeln, haben dieselben, wie es scheint, gar keine besondere Beachtung in der Presse gefunden, wenigstens nicht die, welche die Bedeutung des Gegenstandes erwarten ließ. Die liberale Presse Deutschlands hat damit wieder einmal gezeigt, daß sie wol dem größten Theile nach unter ihrer großen Aufgabe in der Gegenwart stehe, daß sie die richtigen Wege und Mittel nicht zu finden und nicht zu würdigen wisse, um dem Gegner beizukommen und ihn unschädlich zu machen. Man muß gestehen, die ultramontane Presse — abgesehen von der Roheit des Tons und der enormen Lügenhaftigkeit, welche einen großen Theil derselben entwürdigt — steht weit mehr auf der Höhe der Aufgabe, welche sie sich gestellt hat. Sie ist sich klar über ihr Ziel und greift nach den entsprechenden Mitteln, es zu erreichen, verfährt nach Plan und Methode bei den verschiedenen Fragen und nach der jedesmaligen Aufgabe, die ihr gestellt ist. Außerdem steht ihr eine große Organisation zu Gebote und große Bereitwilligkeit, für ihre Verbreitung zu wirken. Insbesondere werden kleinere Schriften, die als geeignet erscheinen, den ultramontanen Zwecken zu dienen und dem Gegner zu schaden, mit großem Eifer durch die Organe der Kirche, durch Vereine und Brüderschaften verbreitet; das Volk wird gleichsam in beständig erneuerter gläubiger Betäubung gehalten, sodaß es nicht zu sich kommen kann, um die Dinge richtig zu beurtheilen. Auf liberaler Seite findet sich wenig von dergleichen Bemühungen; man scheint sich zu sehr auf Gesetzparagraphen und Regierungsmaßregeln zu verlassen. Insbesondere die liberale Presse wirkt großentheils plan- und ziellos in den Tag hinein, ohne bestimmte gemeinsame Methode, ohne festen gemeinsamen Plan, dessen consequente Befolgung allein sichere, nennenswerthe Resultate erwarten ließe. Daher das katholische Volk noch immer vom Klerus und von der ultramontanen Presse beherrscht wird, geistig geblendet und gebunden bleibt oder es noch mehr geworden ist als früher; denn ohne eine durchgreifende Gegenwirkung durch consequente, unablässige, dem Zwecke entsprechende Belehrung ist nichts zu erreichen. Es ist dies das einzige Mittel für das Deutsche Reich, siegreich aus dem Kampfe mit dem römischen Papstthum und dem Ultramontanismus hervorzugehen. Gesetze und äußere Maßregeln allein vermögen für die Dauer nichts dem Volke gegenüber, das in seiner päpstlich-gläubigen Verblendung verharrt und darin durch unablässige Agitation noch gestärkt und fanatisirt wird. Solange das Volk im Glauben erhalten bleibt, daß das römische Papstthum eine direct göttliche Institution sei, daß der Papst Gottes Stelle selbst vertrete und unfehlbare göttliche Wahrheit rede, seine Befehle göttliche Befehle seien — solange ist nicht zu erwarten, daß es willig und ernstlich ohne inneres Widerstreben und ohne Vorbehalt den äußerlichen Vorschriften und Maßregeln des Reichs sich füge. Und man kann dies im Grunde auch nicht von ihm verlangen, solange ihm der Glaube bleibt, daß der Papst göttliche Autorität habe, der Staat nur menschliche; denn an sich ist es für den Menschen wahr, daß man Gott — was immer auch näher darunter verstanden werden mag — mehr gehorchen müsse als den Menschen. Das Volk wird von der päpstlichen Hierarchie endgültig bestimmt und geleitet, solange es am festen Zügel des Glaubens an deren göttliche Autorität gehalten und willenlos geführt wird. Diese Zügel müssen durchschnitten werden, wenn man ernstlich will, daß das katholische Volk in Deutschland deutsch und christlich werde, nicht römisch und päpstlich glaube und handle. Der Liberalismus besonders in Süddeutschland hat für die Volksbildung im Gegensatze zur ultramontanen Geisteskuechtung viel energischer und umfassender zu wirken, als es bisher der Fall war, und muß sich von der feigen Furcht vor dem „Zuweitgehen" dem Volke gegenüber ebenso befreien wie von dem phlegmatischen und bequemen Indifferentismus etwa in dem vornehmen Gefühl eigenen persönlichen Hinausseins über die Erörterung all dieser kirchlichen Fragen. Mag sein, daß ein großer Theil der Gebildeten darüber hinaus ist, z. B. seinen Glauben an das Papstthum abhängig zu denken von dem Umstande, ob Petrus in Rom war oder nicht, und dies für gleichgültig erachtet. Es ist dies darum nicht gleichgültig für das Volk, dem der Unwerth und die Nichtberechtigung päpstlicher Herrschaft kaum durch irgendeine andere Erörterung so klar, so einleuchtend gemacht werden kann als durch Aufdeckung der trügerischen Grundlage des ganzen päpstlich-hierarchischen Baues. Mit planlosem Gerede über dies und jenes skandalöse Vorkommniß bei der Hierarchie, mit Declamationen über päpstliche Aeußerungen, bischöfliche Hirtenbriefe und klerikale Gesetzesverachtung wird nichts ausgerichtet durch die liberalen Blätter. Sie vermehren damit allenfalls die Erbitterung des fanatisirten katholischen Volks, tragen aber nichts bei zur geistigen Bildung und zur wirklichen Befreiung desselben vom Joche der Hierarchie und des Papstthums. Und solange dieses nicht erreicht wird, ist für das Deutsche Reich kein innerer Friede zu hoffen. Ein beständig nagender Wurm wird seine Gesundheit und Kraft schwächen und schädigen, der äußere Feind wird fortwährend durch dieses innere Uebel seine Hoffnungen nähren und deshalb bei seinen beunruhigenden, Drohungen verharren.

Zur Betrachtung der Schriften selbst uns wendend, begegnet uns zuerst die „Römische Disputation" (Nr. 1), welche hauptsächlich den Anstoß zu erneuerter Untersuchung des in Frage stehenden Gegenstandes gab. Zu Anfang des Jahres 1872 brachten die Tagesblätter die seltsame Kunde, daß evangelische Prediger in Rom die päpstlichen Gelehrten zu einer Disputation herausgefordert hätten, in welcher sie die Thesis zu begründen und zu vertheidigen sich erboten, daß der Apostel Petrus niemals in Rom gewesen sei. Der Papst, wenig bekannt mit dem wahren historischen Sachverhalt, gab im Gefühle seiner souveränen Sicherheit die Erlaubniß, daß römische Theologen diese Herausforderung annahmen, und so fand die Disputation wirklich statt am 9. und 10. Februar 1872. Es sprachen von jeder Partei drei Redner, von evangelischer Seite: Sciavelli, Ribetti und Gavazzi, von katholischer: Fabiani, Cipolta und Guidi. Wie vorauszusehen war, schrieben sich beide Theile den Sieg zu und hielten an ihrer Ansicht nach der Disputation nur um so

fester, kamen indeß überein, die stenographischen Berichte drucken zu lassen, um dem größern Publikum selbst die Entscheidung anheimzustellen. Die evangelischen Theologen hielten sich selbstverständlich hauptsächlich an die Heilige Schrift, deren Bücher sie, insgesammt in dieser Beziehung der orthodoxen Richtung angehörend, als authentische Urkunden gelten lassen. Neben der Bibel, aus welcher dargethan wird, daß nach ihren Berichten sich keine Zeit finden lasse, zu welcher der Apostel Petrus nach Rom hätte reisen können, werden auch noch die Briefe der ersten nachapostolischen Zeit berücksichtigt. Anders verfahren die katholischen Theologen. Sie schenken der Bibel und ihren Berichten wenig Beachtung, sie ist ihrer Sache zu ungünstig; dagegen betonen sie um so mehr den Erfolg, sowie die Sage und die Masse von Zeugnissen aus den spätern Jahrhunderten, die freilich gar nichts beweisen können, da sie selbst aus dem Erfolg hervorgingen. Der Nerv der ganzen Beweisführung auf römischer Seite ist der Erfolg: wie hätte das große römisch-hierarchische System entstehen, wie die päpstliche Herrschaft sich gründen und befestigen können auf der Grundlage des Aufenthalts und Martyrtodes des Apostels Petrus in Rom, wenn dieser gar nie in Rom gewesen und nicht daselbst als Oberhaupt der Kirche den Tod erlitten hätte? Ob nicht die örtlichen und geschichtlichen Verhältnisse in Verbindung mit dem ungeschichtlichen, fabelsüchtigen, legendenbildenden Sinn und Streben der Zeit dazu vollkommen hinreichten, wird natürlich gar nicht untersucht. Der Erfolg ist überhaupt ein sehr beliebtes Beweismittel in der päpstlichen Theologie, ja eigentlich der modernen rationalen und historischen Kritik gegenüber das einzige, das Universalmittel der Beweisführung. So suchte jüngst ein Jesuit die Gottheit Christi zu beweisen einzig aus der Thatsache der Auferstehung von den Todten; die Auferstehung selbst aber gilt ihm als bewiesen dadurch, daß der Glaube daran entstand und fast zweitausend Jahre lang sich erhielt — so lange freilich nur unangefochten, als jedes Bedenken dagegen mit Gewalt von Kirche und Staat unterdrückt wurde! Solche Beweisführung ist allerdings leicht und bequem und dem unwissenden, historisch ungebildeten und mit Vorurtheilen erfüllten Volke gegenüber auch nicht ohne Gewicht. Großer Erfolg imponirt der großen, gedankenlosen Masse immer, selbst wenn es ein verbrecherischer sein sollte. Freilich setzt sich die päpstliche Theologie hiermit der Gefahr aus, bald in dieser Beweisführung übertrumpft zu werden. Die Buddhisten z. B. können, derselben Beweisführung sich bedienend, Buddha ebenso berechtigt für Gott und eine Incarnation der Gottheit erklären: denn wie hätte sonst der Glaube daran bei so vielen Millionen Menschen entstehen und sich so lange erhalten können? So lange — denn dieser buddhistische Glaube besteht noch um mehr als ein halbes Jahrtausend länger als der christliche! Wie es um den historischen Sinn, um Gefühl für geschichtliche Wahrheit im Alterthum überhaupt und in den ersten Jahrhunderten des Christenthums und das ganze Mittelalter hindurch bestellt war, ist hinlänglich bekannt; und es ist lächerlich, sich darauf zu berufen, daß doch ein Glaube an so unhistorische, unwichtige Dinge in jener Zeit des so klaren Bewußtseins und der hellen Geschichte nicht entstehen konnte! Man weiß, welch zahllose Wundersagen bei Heiden wie bei Juden und Christen entstanden, wie viel märchenhafte, abgeschmackte Berichte über Jesus selbst und über die Apostel, über Maria u. s. w. in Umlauf kamen, und welche Fülle von kindischen und abenteuerlichen Legenden sich gebildet hat: ein Wust von Producten des Aberglaubens, der Leichtgläubigkeit und der Wundersucht.

Wie es in dieser Beziehung mit der Petrus-Sage sich verhält, darüber gibt uns gleich die folgende Schrift bedeutsamen Aufschluß.

Richard Adalbert Lipsius' Schrift: „Die Quellen der römischen Petrus-Sage" (Nr. 2), ist nicht eigentlich populär, nicht für das größere Publikum bestimmt, sondern eine gelehrte Untersuchung, die aber schon an sich von hohem Interesse ist, besonders aber in dieser Zeit des Kampfes, den das römische Papstthum gegen das Deutsche Reich führt, pochend auf sein Recht, das es vom Apostel Petrus in Rom erhalten haben will. Die historische Untersuchung, die in der Bibel und in den ältesten kirchlichen Documenten keinerlei Spur eines Aufenthalts Petri in Rom entdecken kann, weist nun die erste Kunde davon in unechten, apokryphen Schriften nach, welche die Sage von Simon Magus enthalten und an diese zugleich die Sage von Petrus knüpfen, der diesem Simon überall hin nachgefolgt sein soll, um ihn durch Disputation und größere Wunderthaten zu widerlegen und zu vernichten. Schließlich soll der Magier nach Rom gegangen, Petrus ihm dahin gefolgt sein und ihn endlich der Vernichtung durch die Kraft seines Gebets überliefert haben. Diese Sage ist nun verschieden modificirt, je nach der Eigenthümlichkeit der Richtung oder Sekte, der sie gerade angepaßt werden sollte. Der Verfasser betrachtet dieselbe in diesen verschiedenen Modificationen und untersucht daher zuerst die ebionitischen Quellen zur Petrus-Sage, die Pseudo-Clementinen, hierauf die katholischen Acten des Petrus und Paulus, und zuletzt die gnostischen Acten des Petrus und Paulus (Recognitionen und Homilien).

Des Nähern auf die gelehrten und kritischen Untersuchungen einzugehen, ist hier nicht am Ort, sondern Fachzeitschriften zu überlassen. Der Verlauf der Sache scheint in Kürze gefaßt der gewesen zu sein, daß die Simon- und Petrus-Sage zuerst in streng judenchristlichen oder ebionitischen Kreisen entstand im Interesse derselben und zur Verherrlichung eines judenchristlichen Hauptapostels, des Petrus. Unter dem Namen Simon aber führte man den Hauptgegner der judenchristlichen Richtung ein, um ihn von Petrus im Interesse des Judenchristenthums bekämpfen und schließlich besiegen zu lassen — nämlich den Apostel Paulus. Diese ursprüngliche Auffassung erlitt nun aber in katholischen Kreisen, d. h. in solchen, wo sich Juden- und Heidenchristenthum mehr und mehr zusammenschloß und in den gemeinsamen Drangsalen der Zeit ausglich wie in Rom, eine dem entsprechende Modification, indem der Apostel Paulus in Rom neben Petrus dem Simon Magus gegenüber erscheint, wenn auch in ziemlich müßiger, mehr passiver und untergeordneter Rolle, aber jedenfalls nicht mehr als der ketzerische Zau-

berer Simon selbst. Bei gnostischen Sekten erhielt dann die Sage wiederum ihre besondere, noch mehr phantastische Ausgestaltung in Lehre und Thaten, wie es eben der Eigenthümlichkeit und dem Zwecke derselben angemessen war.

Die Schrift des Verfassers hat ein hohes Interesse auch abgesehen von dem Lichte, das sie über die Petrus-Sage verbreitet. Sie gewährt einen tiefen Einblick in die geistige Bewegung und deren Eigenthümlichkeit in jener Zeit, in dieser Zeit der Gärung und Auflösung im geistigen Leben der alten Völker sowie der Neubildung durch den Samen des Christenthums, in dieser Zeit des Unglaubens und Aberglaubens, des Wunders, der Zauberei und Phantasterei aller Art. Man begreift wohl, wie es unter solchen Verhältnissen möglich war, daß eine Kirche des neuen Glaubens wie die zu Rom, wenn sie von ihrem bevorzugten Orte aus mit den gleichsam angeborenen Ansprüchen auf höhere Geltung (der Weltherrschaft Roms gemäß) mit praktischem Blick und nach festem Ziele vorging, bald das Uebergewicht und die Oberherrschaft erlangte und dann, einmal im Besitz derselben, sie stetig erweitern und befestigen konnte. Die allenthalben flüssigen, schwankenden Elemente des geistigen Lebens in jener Zeit waren aufs äußerste dazu günstig. Zugleich zeigt uns diese Petrus-Sage auch klar und charakteristisch, welche Wendung das Christenthum bereits in früher Zeit (um Mitte des 2. Jahrhunderts scheint die Sage entstanden zu sein) genommen hatte, wie aus der einfachen ethisch-religiösen Lehre Christi eine Art Gnosis geworden war, weshalb man den Aposteln wesentlich die Aufgabe zuschrieb, durch gnostische Disputationen und durch Wunder die Gegner zu besiegen und das Volk durch Spectakel zu gewinnen. Das Christenthum im Uebergang zur Kirchenwerdung war bereits eine Religion der Speculation und Zauberei geworden und hatte, der starken Zeitströmung nachgebend, sich der Richtung angeschlossen, in welcher die bisherigen Religionen sich bewegt hatten.

J. Frohschammer.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Unterhaltungsliteratur.

1. Miriam oder Liebe und Sühne. Ein romantisches Lebensbild von Ernest Brent. Deutsch von August Kretzschmar. Drei Bände. Wien, Hartleben. 1873. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Prismen. Novellen von Ida von Düringsfeld. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1873. 8. 3 Thlr.
3. Zwischen den Bergen. Erzählungen und Zeitbilder von Luise Otto. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
4. Aus guter, alter Zeit. Ein Familiengemälde von Arthur Stahl. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1873. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
5. Prinz Rosa-Stramin. Von Eduard Helmer (Ernst Koch). Dritte Auflage. Mit einem Geleitswort von Karl Altmüller. Kassel, Wigand. 1873. 8. 1 Thlr.

Wir ehren das Gastrecht, indem wir in der Besprechung der uns vorliegenden belletristischen Werke dem Ernest Brent'schen Roman aus dem englischen Sitten- und Gesellschaftsleben unter dem Titel: „Miriam oder Liebe und Sühne" (Nr. 1), die erste Stelle einräumen. Den zu den mannichfachsten romantischen Verwickelungen und Sensationsscenen führenden materiellen Kern desselben bildet eine jener von Zeit zu Zeit vor den englischen Gerichtshöfen und Assisen auftauchenden und als causes célèbres die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehenden Doppelehen, die in England weniger selten als in den übrigen christlichen Culturstaaten Europas vorzukommen pflegen; augenscheinlich weil sie durch die große Entfernung seiner zahlreichen überseeischen Colonien vom Mutterlande begünstigt werden, welche immer und immer wieder die zeitweise Trennung von Tausenden von Ehepaaren, oft auf eine lange Reihe von Jahren hinaus bedingt. Ein glücklicher Zug unsers sehr lebendig und anschaulich schildernden realistischen Romandichters ist es jedenfalls, daß er seine jugendliche Heldin eines so schweren und widerwärtigen Verbrechens, als welches sich für den christlichen Culturstaat die Polygamie darstellt, ohne ihren Willen und ihr Wissen, also ohne ihre moralische Schuld sich schuldig machen läßt.

Miriam Medhurst, in zartester Kindheit von ihrem als Regimentsarzt nach Ostindien gegangenen Vater unter der Obhut ihrer Tante, einer lieblosen alten Jungfer Betschwester, in dörflicher Abgeschiedenheit zurückgelassen und hier zur lieblichsten sechzehnjährigen Jugendblüte entfaltet, knüpft in ihrer Unschuld und Lebensunerfahrenheit ein intimes Liebesverhältniß mit dem noch nicht einmal mündigen Sohne eines benachbarten Landedelmanns an, das übrigens durch eine correcte, wenn auch geheime kirchliche Trauung seine gesetzliche Weihe erhält. Letztere bleibt jedoch, selbst als die Folgen des geheimen Ehebundes bei Miriam durch die Geburt eines Töchterchens zu Tage treten, illusorisch, indem der junge unselbständige Gatte von seinem über die vermeinte leichtsinnige Liebschaft mit einem Dorfmädchen entrüsteten Vater kurzweg auf Reisen und dann mit einem Offizierspatent nach Indien geschickt wird. Nun liegt das Weltmeer zwischen den beiden Gatten, und im Verlaufe von zwei Jahren werden Talbot's Briefe immer kühler und seltener, bis ein letzter Miriam sogar ziemlich unverblümt erklärt, daß auf eine öffentliche Anerkennung der Ehe keine Aussicht sei, und ihr die Freiheit zurückgibt. Voll Schmerz, Empörung und Verachtung ob solcher feigherzigen Treulosigkeit ist Miriam, die sich überdies auch des Trostes, den sie in der Muttersorge für ihr Kind finden könnte, beraubt sieht, indem der starre und strenge Sinn ihrer Tante diesen vermeintlichen Zeugen ihrer Schande sofort nach der Geburt ihr entzog und fortdauernd vorenthält, nahe daran zu verzweifeln, als ein gütiges Geschick ihr einen Retter zuführt. Ihr kürzlich in Indien vermögenslos verstorbener Vater hat brieflich noch von seinem Sterbebette aus die in England zurückgelassene Tochter seinem intimen londoner Jugendfreunde und einstigen Mitbewerber um die Hand seiner vor ihm verstorbenen Gattin, dem reichen Lord Henry Selton,

einem Manne von edelm, zartsinnigem Gefühl, als Vermächtniß seiner Freundschaft ans Herz gelegt, und dieser holt Miriam, von deren Existenz er bisher nichts wußte, aus ihrer ländlichen Einsamkeit als seine nunmehrige Pflegetochter in sein stolzes Haus, um zunächst an ihr die vernachlässigte Erziehung nachholen zu lassen. In dem Maße aber, wie sich während der nächsten drei Jahre die geistige und gesellschaftliche Ausbildung der schönen und liebenswürdigen Pflegetochter entwickelt, wird aus dem zufolge einer etwas blasirten Lebensanschauung bisher unvermählt gebliebenen Pflegevater mehr und mehr ein zärtlich liebender Anbeter, der ihr endlich Herz und Hand anbietet. Miriam's Herz fließt längst über von Dank, Hochachtung und Liebe für ihren ritterlichen Retter aus einer trostlosen Vergangenheit, und da sie unlängst in der „Times" die aus Indien gemeldete Nachricht von dem Tode ihres Gatten gelesen hat, so hält sie nichts ab, nachdem sie zuvor dem Werbenden unverhohlen das ganze Geheimniß ihrer Vergangenheit gebeichtet und dessen tiefe Leidenschaft keinen Anstoß daran genommen hat, mit Lord Selton an den Traualtar zu treten. Während aber das vermählte Paar seine Flitterwochen auf dem Continent zubringt, kehrt Lieutenant Talbot Grey, Miriam's erster Gatte, aus Ostindien in sein Vaterland zurück. Die Zeitungsnachricht von seinem Tode war eine Fälschung, eine raffinirte Intrigue, von Miriam's Erzieherin und Gesellschaftsdame, die unter dem empfehlenden Aushängeschilde ihrer achtbaren gesellschaftlichen Stellung als Witwe eines wackern, in Indien verstorbenen Offiziers, ihrer feinen Bildung und eleganten Formen die gemeinste Gesinnung verbirgt, zu dem Zweck ins Werk gesetzt, um ihre Schutzbefohlene, deren Jugendgeheimniß sie erspäht und deren Kind sie in ihre Gewalt gebracht hat, zu dem verhängnißvollen Schritt der verbrecherischen Verbindung mit Lord Selton zu verlocken und sich damit die Möglichkeit einer fortwährenden moralischen Pression auf die reiche Lady behufs schamloser Gelderpressungen zu sichern. Mit Hülfe derselben hofft sie endlich Hand und Titel eines alten pensionirten Generals, ihres Complicen, zu gewinnen, dem sie vormals in Indien Ehre und Leben ihres Gatten opferte und der jetzt in England ebenso mittellos wie diese Abenteurerin von der Hand in den Mund lebt. Dies verächtliche Motiv, zu welchem sich noch Neid und Misgunst wegen der Jugend, Schönheit und bevorzugten Stellung der „Emporkömmlingin" gesellt, macht den gemeinen Charakter der im Niedergang ihrer Reize stehenden Intriguantin — die in unserm Roman nächst der Heldin die bedeutendste Rolle spielt, indem sie derselben vom Dichter in so systematischer Gegnerschaft gegenübergestellt wird, daß der Nebentitel des Romans statt des ungereimten „Liebe und Sühne" mit weit größerm Recht „Frauenkrieg" heißen könnte — nur um so widerwärtiger: diese Majorin Digby ist als ein wahrer Auswurf des weiblichen Geschlechts zu bezeichnen, wie er in solcher Raffinirtheit wenigstens in der Wirklichkeit schwerlich vorkommen dürfte und uns glücklicherweise auch in der Dichtung bisjetzt kaum je vorgekommen ist. Ihre Intrigue wird durch die unerwartete Rückkehr des Lieutenants Talbot Grey aufs wirksamste unterstützt. Sie macht Lady Miriam sofort nach deren Wiederankunft vom Continent mit derselben bekannt und bedingt sich als Preis des Schweigens nur die kleine Summe von 5000 Pfd. St. Miriam, aus Furcht, ihren geliebten zweiten Gatten zu verlieren, verheimlicht diesem die Rückkehr des ersten Gatten, was ihr nicht schwer fällt, indem sie sich mit letzterm, der nach erlangter Kunde von ihrer Neuvermählung aus Rücksicht für sie sofort seinen Namen geändert und inzwischen eine liebenswürdige Braut in der Tochter von Lord Selton's Gutsnachbar, dessen zeitweiliger Gast er ist, gefunden hat, nach Maßgabe ihrer beiderseitigen, die strengste Bewahrung ihres Geheimnisses erheischenden Interessen freundschaftlich auseinandersetzt. Talbot Grey übernimmt sogar die Aufbringung der an die feindliche Intriguantin zu entrichtenden Geldsumme, die Miriam von ihm persönlich um eine bestimmte Abendstunde in einer einsamen Kapelle zwischen den beiden Nachbarsgütern in Empfang nehmen soll.

Diese für die weitere Entwickelung des Romans höchst wichtige, weil seiner Kernfrage, der Doppelehe, eine ganz neue Wendung gebende Zusammenkunft in der Kapelle findet statt — und Talbot Grey wird am Eingang derselben mit halbzerschmettertem Schädel und „sieben Dolchstichen im Rücken" in seinem Blute schwimmend gefunden. Der Mordanfall ist, wie wir gleich hier bemerken wollen — im Roman bleibt die Thäterschaft bis zum letzten Augenblick unerwiesen —, das Werk der Majorin Digby, welche die erste Unterredung zwischen Talbot und Miriam durch ihren Mordgehülfen, den Diener ihres alten Liebhabers, des mit Lord Selton befreundeten Generals Gunter, belauschen ließ und die ihrer Lady auferlegte Contributionssumme zu verdoppeln hoffte, wenn sie ihr bei dem Kapellen-Rendezvous rechtzeitig zuvorkäme. Letzteres ist ihr nun freilich nicht gelungen, denn als der Ueberfall geschieht, hat Miriam sich bereits mit dem empfangenen Gelde wieder entfernt; nichtsdestoweniger aber hat sie durch die Blutthat eine neue Pressionswaffe gegen die arme Miriam gewonnen, indem sie mit raffinirter Vorausberechnung zu ihrem Mordwerkzeug Miriam's indischen Dolch benutzte und solchen im weitern Verlauf des Romans mehrfach als Beweisstück gegen dieselbe verwerthet.

Mit dieser den ersten Band abschließenden Katastrophe sind wir aus der klaren Strömung fesselnder psychologischer Charakterentwickelung, wie wir sie bis hierher dem nicht zu unterschätzenden Erzählungstalente Brent's nachrühmen dürfen, in das breite trübe Fahrwasser des Sensations- und Criminalromans gerathen, dessen höchstes Ziel es ist, den Leser in fortwährender Spannung und Erregung zu erhalten, selbst wenn solches auch nur auf Kosten der innern Wahrheit und der äußern Wahrscheinlichkeit erreicht werden kann. Dieser Vorwurf trifft aber die beiden folgenden Bände mehr und mehr. Es ist durchaus unwahrscheinlich, daß der in der Kapelle verborgen gewesene unfreiwillige Zeuge, der mehrjährige Freund und Waffengefährte sowie künftige Schwager Talbot Grey's, die beiden nacheinander dort eintretenden, ihm zwar nicht sichtbaren, nach der Verschiedenheit der Stimmen wie des Gesprächsinhalts aber unmöglich miteinander zu verwechselnden Paare für eins und dasselbe halten und damit den Mordverdacht auf Lady Miriam lenken konnte, die

infolge dessen heimlich aus dem Hause ihres Gemahls flieht, von ihm brieflich auf so lange Abschied nehmend, bis ihre Unschuld an dem Mordversuch und die peinliche Rechtsfrage der ihm nunmehr gebeichteten Doppelehe entschieden sein werde. Es ist nicht minder unwahrscheinlich, daß Lady Miriam, welche weiß, daß der Vater des tödlich Verwundeten einen Verhaftsbefehl gegen sie vorbereitet, anstatt ungesäumt ins Ausland zu flüchten, gerade jetzt die Zeit damit verbringt, ihr Kind ausfindig zu machen, woran sie bisher während voller sieben Jahre ernstlich nicht gedacht hat. Aber diese Verzögerung ihrer Flucht ist nöthig, damit dem ihr von ihrem Gemahl vertrauensvoll zum Schutze nachgesandten Neffen und treuen Hausfreunde Archie Ravel, der sich mit Lord Selton zugleich um Miriam's Herz und Hand bewarb, Zeit genug bleibt, in London noch die Bekanntschaft einiger neuen, mehr zur überflüssigen Verbreiterung als zur nothwendigen Entwickelung des Romans erforderlichen Nebenpersonen anzubahnen, zugleich aber im Interesse seiner eigenen Rolle mit desto größerer Mühe und also auch desto größerm Verdienst Miriam selbst ausfindig machen, den immer enger sie umstrickenden Schlingen der vom alten Grey ihr nachgehetzten Polizisten im Augenblick der höchsten Gefahr entreißen und sich glücklich mit ihr nach Frankreich einschiffen zu können.

Bei dieser Gelegenheit wird auch die Bestechlichkeit der englischen Polizei — ob mit Recht oder mit Unrecht, möge dahingestellt bleiben — vom Verfasser in ergötzlicher Weise persiflirt und an dem ehrenwerthen Mr. Granger und Mr. Monkshood ad hominem demonstrirt, wie ein Fuchs, d. h. ein Polizist den andern prellt. Leider gehört Miriam's wackerer Champion, Archie Ravel, mit seiner schlichten Herzensgüte und frischen Lebenslust, seinem offenen Freimuth und heitern Humor entschieden der anziehendste unter den zahlreichen männlichen Charakteren des Romans, zu den Schreibfaulen und vergißt überdies, die während seiner Abwesenheit in London für ihn eintreffenden Briefe sich nach der Normandie nachschicken zu lassen. Diese auffällige Gedankenlosigkeit eines Mannes, der soeben erst in der Sicherung Miriam's vor ihren Verfolgern die größte Bedachtsamkeit und Umsicht entwickelte, ist aber nothwendig, damit der in England zurückgebliebene Lord Selton, indem er volle vier Wochen ohne die geringste Kunde von Frau und Neffen bleibt und selbst auf seine Briefe an letztern keine Antwort erhält, Veranlassung hat, melancholisch und für die Einflüsterungen der intriguanten Majorin Digby zugänglich zu werden. Diese beschuldigt nämlich die beiden Abwesenden eines geheimen Liebesverständnisses und infolge dessen auch der gemeinsamen Thäterschaft an dem Mordattentat auf Talbot Grey, für welche sie sogar mit unglaublicher Frechheit die scheinbaren Beweise in den Werkzeugen ihres eigenen Verbrechens, nämlich in Miriam's blutbeflecktem indischen Dolch und Ravel's abgebrochenem Jagdpeitschengriff beibringt, die sie zuvor heimlich in Miriam's zurückgelassenen verschlossenen Koffer zu prakticiren wußte. In dieser Sensationsscene verleumderischer Enthüllungen, deren nächste Folge ein lebensgefährlicher Schlaganfall Lord Selton's und die mehr und mehr sich steigernde Ueberzeugung von der Untreue und Verworfenheit seiner Gattin ist, tritt die ganze, vom Dichter auf den gröbsten Theatereffect zugespitzte hohle Charakteristik des an ihrer eigenen Bosheit sich behaglich weidenden weiblichen Ungeheuers Digby zu Tage.

Im dritten Bande sehen wir Lady Miriam, infolge der inzwischen stattgefundenen Genesung Talbot Grey's von seinen Wunden, der weitern polizeilichen Verfolgung enthoben und mit ihrem freiwilligen Exilgenossen Archie Ravel nach London zurückkehren. Hier aber harrt ihrer eine neue Prüfung in der wiederum durch die intriguanten Machinationen ihrer Feindin, die unterdessen dank ihrer von Miriam erpreßten 5000 Pfd. St. von einer verwitweten Majorin Digby glücklich zu einer das Ehescepter schwingenden Generalin und Lady Montgomery-Alisford-Gunter avancirt ist, in Scene gesetzten skandalösen Medisance. Sie dreht sich um den Scheidungsproceß, welchen Talbot Grey nunmehr gegen Miriam, der er auf Grund des ihr zugeschriebenen Mordversuchs keine Schonung mehr zu schulden glaubt, vor dem zuständigen Gerichtshof in aller Form Rechtens angestrengt hat. Das Resultat des Processes ist, daß Miriam's Ehe mit Lord Selton für ungültig erklärt wird, weil sie geschlossen worden, ohne daß ein genügender Beweis von Talbot's Ableben vorgelegen hatte. Miriam hatte, ihrem eigenen Geständniß zufolge, Sir Henry vorsätzlich in Unwissenheit von Talbot's Rückkunft erhalten und fortgefahren als sein Weib mit ihm zu leben. Für eine solche Handlungsweise hat das Gesetz nur Einen Namen, sie hatte ein Verbrechen begangen, welches den Proceß zu Gunsten Grey's entschied. Miriam ist nun frei — und ungehindert, durch eine Wiederholung der Trauungsceremonie die legitime Gattin Lord Selton's zu werden. Erleichterten Herzens sucht sie den geliebten Gatten, mit dem sie seit ihrer Flucht außer allem Verkehr gestanden und dessen veränderte Gesinnung gegen sie ihr unbekannt geblieben ist, auf seinem Stammsitze in einer entlegenen Provinz, wohin er sich mit seinem Schmerz zurückzog, auf, und nun entwickelt sich eine große Sensationsscene, in welcher Lord Selton Miriam wie eine Treulose und Verworfene empfängt, dann aber ebenso unglaublich rasch von ihrer Unschuld und Reinheit überzeugt wird, wie er es im zweiten Bande durch die Verleumdungen ihrer Feindin vom Gegentheil wurde, und ihr wieder die alte Heimatstätte an seinem Herzen und an seinem Herde anbietet. Miriam jedoch verläßt ihn mit dem gerechten Schmerz der beleidigten Ehre und verkannten Liebe auf Nimmerwiedersehen.

Obgleich wir dieser unserm ethischen Gefühl vollkommen entsprechenden Resignation Miriam's nur beistimmen können, so hätten wir doch, da der Dichter es mit derselben keineswegs ernstlich meint, vielmehr eine schließliche Wiedervereinigung des Paars im Sinne hat, vorgezogen, letztere gleich hier eintreten zu sehen: sie würde wenigstens den bis hierher vom Dichter psychologisch wahr und stets innerhalb der Grenzen der Weiblichkeit gehaltenen, in seiner eigenthümlichen Mischung von weichem Gefühl und energischer Willenskraft, zärtlicher Hingebung und edelm Stolz immer uns fesselnden und über so viele Schwächen der Dichtung hinweghebenden Charakter der Heldin vor der seiner Natur ganz und gar widersprechen-

den und im höchsten Grade widerwärtigen Entartung bewahrt haben, mit welcher derselbe in den folgenden Kapiteln nun geradezu in die Fußstapfen des weiblichen Ungeheuers Digby-Gunter geräth. In der Art und Weise, wie Miriam, nachdem sie Lord Selton verlassen hat und nach London zurückgekehrt ist, hier den theatralischen Vorsatz der „Rache" an ihrer „Todfeindin" ausführt, erreicht die Geschraubtheit des Brent'schen Romans ihren Höhepunkt. Miriam stellt nämlich denselben Polizisten, der ihr für Geld und gute Worte zur Flucht nach Frankreich behülflich war, den ehrenwerthen Mr. Granger, zur heimlichen Ueberwachung der Generalin Gunter an — wir müssen die Verantwortlichkeit für eine derartige Verwendung der englischen Polizei im Dienste und Solde von Privatpersonen dem Verfasser überlassen — und erfährt durch denselben, daß ein jüngerer Hausfreund des Generals, ein gewisser Kapitän Chandos, seiner Gemahlin Liebhaber ist. Dieser Kapitän, ein eleganter Abenteurer und Schuldenmacher, wird von ihr zum „Werkzeug der Rache" ersehen. Trotz allem, was zwischen ihr und ihrer „Todfeindin" vorgegangen, sucht sie mit derselben wieder freundschaftliche Beziehungen und weiß sich, allerdings in unglaublicher Weise, so ganz in ihr Vertrauen einzunisten, daß Lady Gunter sie in die geheimsten Details ihres mit Kapitän Chandos schon bis zum täglichen Briefwechsel gediehenen intimen Verhältnisses einweiht. Nun versteht sie es, den Liebhaber ihrer Feindin, dessen galante Aufmerksamkeit sie gleichzeitig mit wohlberechneter Kokette rie auf ihre eigene liebenswürdige Person zu lenken und sogar zu einer förmlichen Bewerbung um ihre durch 2000 Pfd. St. jährlicher Einkünfte ganz begehrenswerthe Hand zu steigern weiß, durch Aufkauf seiner sämmtlichen laufenden Wechsel derart in ihre Gewalt zu bringen, daß sie ihm in einer vielleicht pikanten, aber zugleich auch in wahrhaft widerlicher Weise auf die Spitze getriebenen Sensationsscene unter vier Augen die kategorische Forderung der Wahl zwischen dem Schuldgefängniß oder käuflicher Ueberlassung der Lady Gunter'schen Liebesbriefe „gegen Generalquittung" decretiren kann. Der erbärmliche Kapitän entscheidet sich, trotzdem ihm Miriam mit dem theatralischen Pathos einer merkwürdigen Offenherzigkeit die künftige Bestimmung der Briefe ausdrücklich kundgibt, für deren Auslieferung, und Miriam hat nichts Eiligeres zu thun, als diese kostbaren Schuldbeweise persönlich dem alten General mit den entsprechenden mündlichen Erläuterungen einzuhändigen.

Aus dieser ganzen unweiblichen Action der Heldin entwickelt sich die letzte Katastrophe des Romans. Bei der durch die Lektüre jener schamlosen, seine Ehre im höchsten Grade compromittirenden Briefe veranlaßten Abfassung einer Instruction an seinen Anwalt zur Einreichung des Scheidungsantrags wird der General von der Schreiberin derselben überrascht. Sie will ihrem Gemahl die Beweisstücke ihrer Schuld entreißen, dieser setzt sich zur Wehre, und es entspinnt sich ein Ringkampf, in welchem sie mit Hülfe ihres herbeieilenden frühern Mordgehülfen den alten gebrechlichen Mann überwältigt und mit einem chloroformgetränkten Taschentuch erstickt. Auf dem niedergesunkenen Körper des Sterbenden kniend und mit wilder Hast ihm die verhängnißvollen Briefe entreißend — in dieser haarsträubenden Situation wird die Megäre von der mit ihrem treuen Ritter Archie Navel und dessen Freunden, unter denen der Dichter, um den Effect zu erhöhen, sich auch den natürlichen Sohn des Ermordeten und seiner Mörderin befinden läßt, eintretenden Miriam betroffen, die mit triumphirender Genugthuung sich ihr offen als die Anstifterin ihres Verderbens bekennt. „Wenn Frauen einander hassen, dann hassen sie furchtbar", sagt hier der Autor, als ob er selbst das Bedürfniß fühle, den Eindruck eines kaltblütigen, herzlosen Scheusals, den auch seine Heldin in diesem Momente auf uns machen muß, zu mildern. Die „Todfeindin" Miriam's sieht sich überwunden und entzieht sich der ihr drohenden Mordanklage oder Ablegung eines „schriftlichen Geständnisses" der an Miriam begangenen böswilligen Fälschung und Verleumdung sowie des an Talbot Grey versuchten Mordes in einem unbewachten Augenblick durch ein schnellwirkendes Gift. Miriam ist gerächt!

Es versteht sich nun fast von selbst, daß das folgende Kapitel die Ueberschrift „Wiedervereint" trägt und zwar dank einer kleinen Mittelsperson, die sich uns in dem von Archie Navel inzwischen glücklich der Botmäßigkeit der Digby-Gunter entzogenen und in das Haus Lord Selton's eingeführten Töchterchen Miriam's vorstellt. Welches Los aber fällt ihrem treuen Champion Archie Navel? Er darf natürlich am Schluß des Romans, in welchem er eine so bedeutende Rolle spielte, nicht leer ausgehen, und so belehrt uns noch ein „Epilog", daß er nach einer zweijährigen Weltreise, unternommen um Miriam zu vergessen, an die er sich während ihres gemeinschaftlichen mehrwöchentlichen Aufenthalts in der Normandie denn doch zu sehr attachirte, diese dort in dem nämlichen alten Schlosse, wo er an ihrer Seite so unvergeßliche Tage verlebte, als Witwe wiederfindet, der Rückkehr ihres „Freundes und Bruders" harrend und bereit, seine vielerprobte Liebe und Treue mit Herz und Hand zu lohnen.

Bei dem Namen Ida von Düringsfeld überkommt uns stets das wohlthuende Sicherheitsgefühl, daß wir unter allen Umständen mindestens einer anmuthenden, geistvollen und eleganten Darstellungsweise gewärtig sein dürfen. In hohem Grade erfreut uns diese denn auch wieder in ihrer neuesten, unter dem Titel „Prismen" (Nr. 2) veröffentlichten zweibändigen Novellenspende, wenn wir auch, was die dichterische Conception betrifft, nicht überall und durchaus mit der geschätzten Verfasserin übereinzustimmen vermögen. Charakteristisch für sämmtliche sechs Novellen, die zu gleichen Hälften auf beide Bände vertheilt sind, ist deren entschieden realistische Haltung, welche sich selbst da nicht verleugnet, wo die Dichtung schließlich eine elegische oder tragische Wendung nimmt, wie es in den beiden ersten Novellen der Fall ist.

Die erste Novelle heißt „Der Bildhauer von Mecheln"; doch ist nicht sowol dieser, der weder als Künstler noch als Mensch über die Gewöhnlichkeit hinausgeht, der Träger der Handlung, sondern dessen Jugendgeliebte Lilias Peyton, die nach langer, durch die Macht der Verhältnisse herbeigeführter Trennung, gealtert zwar an Jahren, doch nicht in ihrer Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit dem Geliebten, unter anderm Namen auf den Schauplatz

ihrer Jugend zurückkehrt, von dem scharfen geübten Auge des Künstlers aber, obwol auch er seiner Jugendneigung treu geblieben, selbst bei wiederholter Begegnung nicht einmal wiedererkannt wird. In schmerzlicher Erkenntniß dieses tiefen Risses, den die Macht der Zeit zwischen Vergangenheit und Gegenwart bewirkte, entsagt Lilias nun für alle Zukunft dem gehofften Lebensglück unter dem Schleier einer „schwarzen Schwester", den einzigen Trost darin findend, daß es ihr vom Schicksal vergönnt ist, die Sehnsucht des armen Künstlers nach Italien, durch Schenkung ihres Vermögens an ihn unter dem Titel eines testamentarischen Vermächtnisses von seiner angeblich gestorbenen Jugendgeliebten, erfüllen und ihm so wenigstens den Ausdruck ihrer treuen, unwandelbaren Liebe bethätigen zu können. Von ungemein anheimelndem Reiz ist in dieser elegisch abschließenden, sonst aber in humoristischem Grundton gehaltenen Novelle die Localscenerie, die, offenbar aus persönlicher Anschauung der Verfasserin geschöpft, ein charakteristisches Bild modernen vlämischen Kleinstadtlebens bietet, dem sich gelegentlich cultur- und kunstgeschichtliche Rückblicke in die Vergangenheit anschließen.

Die zweite Novelle: „Wer?" versteigt sich von ihrer realistischen Basis sogar in die Regionen des Uebersinnlichen. Guido von Nostiz, der glückliche junge Bräutigam einer glücklichen jungen Braut, führt einen jungen Fremden, der ihm einst das Leben rettete und mit dem er auf der Rückkehr von einer Reise zufällig wieder zusammentrifft, als Hausfreund zu längerm Besuch auf dem Landsitz seiner Tante und künftigen Schwiegermutter ein. Emanuel Strozzi, so heißt dieser Fremde, zeigt sich hier als ein weltgewandter, interessanter Gesellschafter von scharfem, aber auch excentrischem Geiste und umgeben von einem gewissen Nimbus des Geheimnißvollen und Phantastischen, welcher ganz der selbstgerühmten und auch bereits erprobten dämonischen Begabung entspricht: durch seinen bloßen festen Willen den Willen anderer sich unterwerfen zu können. In der That weiß er denn auch auf alle Angehörigen des häuslichen Kreises einen bestimmenden Einfluß zu gewinnen, nur nicht auf die klare und frische Natur der reizenden Braut Edith, in die er sich fast bis zur Raserei verliebt, an deren Unempfänglichkeit aber alle seine Bemühungen so kläglich scheitern, daß er sich endlich verzweifelnd zur Abreise entschließt. Am Vorabend der festgesetzten Hochzeit nimmt er von der Braut des Freundes unter vier Augen und unter gleichzeitigem offenen Geständniß seiner unbezwinglichen Leidenschaft für sie einen wehmüthig resignirenden Abschied auf immer, mit dem mystischen Zusatz: „Auf immer, wie ich jetzt bin; daß später Ihnen etwas von mir nicht folge, kann ich nicht versprechen, doch — vielleicht werden Sie davon nichts wissen, die Zeit allein kann das lehren!" und verbringt die spätern Nachtstunden gemeinsam mit dem Bräutigam bei einer Abschiedsbowle. Tags darauf wird Strozzi in denselben Kleidern, wie letzterer ihn verlassen, todt auf seinem Bette gefunden, und die Hochzeit des Brautpaars wird auf Wunsch der tieferschütterten Braut um acht Tage aufgeschoben. Nach Vollzug derselben tritt aber in dem bisher so klaren, gesunden Geiste der Neuvermählten eine seltsame Wandlung ein: sie glaubt, der von ihr verschmähte frivole Anbeter habe „in jener Nacht mit der Kraft seines Willens Guido's Seele gezwungen, aus ihrem Körper zu scheiden und den mit *seiner* Seele eingenommen; seinen eigenen Leib habe er dann als Leiche auf dem Bette liegen lassen, und sie sei nun die Frau des verabscheuten Emanuel". Diese fixe Idee vergiftet ihr junges Eheglück und das Mark ihres jungen Lebens, bis ein hitziges Fieber den Todesengel an ihr Lager führt, das ewigfolternde „Wer?" von ihren Lippen hinwegzuküssen.

Was die Dichterin mit diesem bizarren Novellen-Capriccio — anders können wir diese seltsame Mischung von gesunder Realistik und ungeheuerlicher Phantastik nicht bezeichnen — eigentlich beabsichtigt hat, ist uns unerfindlich geblieben. Zählt sie mit der armen Edith den Seelentausch jenes sonderbaren Schwärmers Strozzi, der die Theorie von der übersinnlichen Wirkungskraft des concentrirten individuellen Willens vertritt, zu „jenen Dingen zwischen Erde und Himmel, von denen unsere Schulweisheit nichts träumt"? Für diese Annahme spricht der Umstand, daß übereinstimmend mit Edith auch deren Freundin, Frau von Poser, die dem festen glühenden Willen Emanuel's unterlag, bei einem Besuch des neuvermählten Paars an dem jungen Gatten mehr und mehr eine so frappant an ihren Verführer erinnernde Verwandlung seines ganzen geistigen Wesens wahrnimmt, daß auch sie vor Entsetzen in ein gefährliches Nervenfieber verfällt und kaum halb genesen sich nach ihrem Wohnsitz zurückflüchtet, fest überzeugt von der seelischen Identität des Lebenden mit dem Verstorbenen. Oder will im Gegentheil die Dichterin an Edith's tragischem Geschick zeigen, wie selbst die klarste, unbefangenste Natur trotz allen Sträubens zuletzt doch dem Einfluß eines noch so tollen Aberglaubens unterliegen kann? Auch nicht der leiseste Fingerzeig in der Darstellung leitet uns zur Annahme dieser allein der gesunden Vernunft entsprechenden Absicht hin. So müssen wir uns denn fast versucht halten, zu glauben, die Verfasserin dieser räthselhaften Novelle habe bei der Conception derselben selbst geschwankt, welchen Standpunkt sie zu der Theorie von der Wirkungskraft des Willens einnehmen solle, und ihr daher absichtlich jene elastische, zweideutige Haltung gegeben, die es ganz in das Belieben des „geneigten Lesers" stellt, je nach seiner individuellen Hinneigung zum Mystischen oder zum Rationellen, den sublimen Seelentausch Emanuel Strozzi's entweder für baare Münze oder für das Hirngespinst einer erkrankten Phantasie zu nehmen. Es sei nun aber wie es wolle: solche schwankende Haltung einer Dichtung ist entschieden ein großer Fehler derselben.

Den stärksten Gegensatz zu dieser manierirten zweiten Novelle bildet in ihrer wohlthuenden Einfachheit und Schlichtheit die dritte, „Auf Goyen" betitelt, die uns zugleich ein treffliches, offenbar auf persönliche Anschauung gegründetes Culturbild von Land und Leuten im deutschen Südtirol bietet. Goyen ist ein mittelalterliches Schloß, gleichzeitig Gasthaus, in der herrlichen Umgegend Merans, bekannt als beliebtes Ausflugsziel der Einheimischen wie der Badegäste und Touristen. Das novellistische Interesse knüpft sich nun an die Beziehungen, die sich hier zwischen dem wackern ländlichen Geschwisterpaar, Hans und Trinele, den gastfreundlichen Besitzern Goyens, nebenbei auch

Virtuosen auf der Zither, und zwei fremden Künstlern entspinnen, um sich schließlich für einen derselben zu den allerintimsten zu gestalten. Es ist eine Unmittelbarkeit der Lebenswahrheit und eine Objectivität der künstlerischen Gestaltung in dieser anspruchslosen ländlichen Idylle, daß wir gerade von ihr die vollste Befriedigung empfangen.

Auch in den übrigen drei Novellen ist das uns fesselnde Moment weniger eine spannende oder verwickelte Handlung als vielmehr die lebenswahre, eingehende und reichnuancirte, mitunter fast allzu sehr in minutiöse realistische Details sich verlierende Individualisirung der vorgeführten Charaktere, die sich freilich nie oder doch sehr selten über das Durchschnittsmaß der Gewöhnlichkeit erheben. Hinter der Devise „Ignota" versteckt sich eine anmuthige Schelmin, die durch eine harmlose Intrigue die Insolenz eines suffisanten Frauenverächters gebührend züchtigt und seinem verderblichen Einfluß einen liebenswürdigen jungen Vetter entzieht, um ihn fortan unter ihre eigene Protection zu nehmen. „Vier Treppen hoch" und „Ein kleines Bad im Winter" laufen so ziemlich auf die gleiche Pointe hinaus. In ersterer Erzählung lernt eine capriciöse, vom Glück verwöhnte und an nichts mehr Befriedigung findende junge Weltdame durch einen armen, schüchternen, nur an seinen Büchern und Studien hängenden Gelehrten — les extrêmes se touchent — wieder Geschmack am Leben gewinnen; in letzterer wird eine kleinstädtische Kokette, die um jeden Preis „lady-like", interessant und genial erscheinen will und mit dieser Manie einen Anbeter nach dem andern verscheuchend die gleich bedenkliche Gefahr des Sitzenbleibens wie der Emancipation läuft, durch den sittlichen Ernst eines welterfahrenen Großstädters, des würdigen Onkels ihres abtrünnigen letzten jugendlichen Anbeters, zu seinen eigenen Gunsten auf den rechten Weg und unter die Haube gebracht. In der sorgsamen Charakterzeichnung dieser Heldin erreicht der Realismus der Düringsfeld'schen Darstellungskunst die äußerste Grenze des Zulässigen und streift mitunter hart an die Caricatur, wie in der bis zum Ueberdruß wiederkehrenden Einstreuung von Anglicismen in Eva's Dialog, namentlich des förmlich zu Tode gehetzten „flirten" (flirt). Um Eva gruppirt sich eine Fülle dem Leben abgelauschter Gestalten, deren Zusammenwirken ein drastisches Bild deutschen Kleinstädtertreibens ergibt.

Von Ida von Düringsfeld bis zu Luise Otto, von der ebenfalls eine neue zweibändige Novellensammlung unter dem Titel „Zwischen den Bergen" (Nr. 3) vorliegt, ist ein bedeutender Abstand. Dort eine kosmopolitisch-objective, durch Humor gewürzte Auffassung von Menschen und Dingen, hier eine kleinbürgerlich-subjective, nur zu oft von Sentimentalität angekränkelte; dort durchgehends eine leichte, anmuthige, freie künstlerische Gestaltung, hier meist eine schwerfällige, schablonenartige; dort ein immer flüssiger, eleganter, feinpointirter Stil, hier ein ungleichartiger, bald phrasenhafter, bald nüchterner.

Wie handwerksmäßig Luise Otto in ihrer Productionsweise zu Werke geht, zeigen schon die gleichartigen Anfänge von mehr als der Hälfte der in der vorliegenden Sammlung enthaltenen sechzehn Novellen. „Der Frühling des Jahres 1547 hatte bereits" u. s. w. beginnt Novelle Nr. 1; „Es war im März 1765" u. s. w. Nr. 2; „An einem Frühlingstage des Jahres 1737" u. s. w. Nr. 3; „Milder Abendsonnenschein liegt auf einer sommerlichen Landschaft" Nr. 4; „Es ist Wonnemonat und Pfingstfest zugleich" Nr. 6; „Es ist Frühling, es ist Mai" Nr. 8; „Es war an einem schönen Augusttage des Jahres 1855" Nr. 13; „Im Thiergarten von Berlin begann es Frühling zu werden" Nr. 15. Den Frühlingsanfang der Novelle Nr. 11 geben wir zuletzt, weil sich in ihm zugleich die leere Phrase kennzeichnet, welcher Luise Otto so häufig verfällt:

> Der Schnee war überall geschmolzen u. s. w. — denn es sollte Frühling werden, Frühling sein und bleiben überall im deutschen (!) Lande und all die Spuren des erstarrenden Winters mit Macht getilgt werden von der deutschen (!) Erde.

Welche patriotische Rodomontade! Aber auch in Charakteren, Motiven und Situationen überrascht uns öfter eine frappirende Familienähnlichkeit. Die Erzählungen „Die Nachbarskinder" und „Zwei Pfingsten" schildern beide das peinvolle Hangen und Bangen eines liebenden Mädchens, das seinen mit in den deutschen Befreiungskrieg gegen Frankreich gezogenen und nach dessen Beendigung durch besondere Umstände dort länger zurückgehaltenen Geliebten im Verdacht der Treulosigkeit hat — infolge von Misverständnissen, die in der einen Erzählung durch gefälschte, in der andern durch falsch ausgelegte Briefe herbeigeführt und schließlich natürlich zu allgemeiner Befriedigung aufgeklärt werden. Die Erzählungen „Ein Opfer" und „Schuld um Schuld" begegnen sich darin, daß den Mittelpunkt beider ein Criminalverbrechen — in der einen ist es Mordbrennerei, in der andern Kassendiebstahl — bildet, dessen ein Unschuldiger bezichtigt wird, bis endlich die Wahrheit an den Tag kommt. Die Novellen „Eine deutsche Regentin" und „Gräfin Anna und ihr Page" drehen sich beide um die leidenschaftliche Liebe eines jungen Mannes zu einer ältern, verwitweten Dame; nur mit dem Unterschiede, daß die schöne Gräfin Anna wenigstens nicht mehr als sieben Jahre vor ihrem Anbeter voraushat und nach zehnjährigem treuen Minnedienste, während dessen sie allerdings noch zum zweiten male Witwe wird, sich erweichen läßt, ihm ihre Hand zu reichen, daß dagegen die „deutsche Regentin" durch den bedenklichen Vorsprung von gar zwanzig Jahren vor ihrem Anbeter und Neffen sich bestimmt fühlt, ihre heimliche Gegenliebe höhern Rücksichten unterzuordnen, mit dieser Resignation aber die indirecte Veranlasserin eines vorzeitigen Todes des an unerhörter Liebe Verschmachtenden wird. Diese deutsche Regentin ist die wackere Gräfin Katharina von Schwarzburg, bekannt durch das mit der Devise: „Fürstenblut für Ochsenblut!" dem Herzog Alba auf dem rudolstädter Residenzschlosse gegebene historische Frühstück, welches denn auch einen integrirenden Theil dieser Novelle bildet und somit deren Bezeichnung als eine „historische" motivirt erscheinen läßt. Durchaus ungerechtfertigt dagegen ist dies anspruchsvolle Prädicat für die anspruchslose Erzählung „Klara Angermann", welche die harmlosen Lebensschicksale eines harmlosen Bürgermädchens schildert und von der Verfasserin zur „historischen" Novelle erhoben wird — aus keiner andern Berechtigung, als weil sie Klara's Vater zur Zeit der polnischen Thronerledigung, nach August's III.

Tode, im Jahre 1763, unter dem Fürsten Radziwill gegen die Russen fechten, nach dessen Besiegung mit seinem zehnjährigen Töchterchen nach der Grenzstadt Thorn fliehen und das letztere an der hier lebenden und zufällig durch ihn vom Wellentode in der Weichsel geretteten Gemahlin jenes Fürsten eine Protectorin gewinnen läßt, die Klara nach dem baldigen Tode ihres Vaters einem Kloster zur Erziehung übergibt und, nachdem sie dort zur Jungfrau herangewachsen, mit nach Sachsen nimmt. Sachsen aber ist die ursprüngliche Heimat von Klara's Vater, wo ihr im Erzgebirge noch ein Onkel Oberförster nebst Familie lebt, und wie Klara diese Verwandten mit Hülfe eines gefälligen jungen Jägers, der schließlich ihr Gatte wird, aufsucht und findet, das bildet den eigentlichen Kern dieser „historischen" Novelle.

Die Erzählung „Die Lehnspflichtigen" bietet zwar ein ziemlich lebendiges Zeitbild aus dem Revolutionsjahr 1848, schildert aber zugleich auch ein ebenso psychologisch unwahres wie abstoßend unästhetisches Liebesverhältniß zwischen einer jungen Gräfin und einem „Arbeiter", der ihr gegenüber als Anführer der aufständischen Dörfler ihres Vaters die erhabensten Reden zu Gunsten des „allgemeinen Menschenrechts" im Stil eines Marquis Posa im Munde führt, während der furchtbaren Schlußkatastrophe aber, wo das gräfliche Schloß erstürmt und in Brand gesteckt wird, nichts Besseres zu thun weiß als die Situation, die ihn mit der Geliebten unter vier Augen zusammenbringt, in „zärtlichen Umarmungen und Küssen" zu verwerthen. Angesichts eines solchen Misverhältnisses vermögen wir auch nicht das geringste Mitleid zu empfinden, wenn dasselbe durch einen tödlichen Doppelschuß, mag solcher auch von der eigenen Hand des Vaters der jungen Gräfin kommen (was übrigens durchaus unkünstlerisch nur infolge eines „Irrthums" geschieht), auf immer gelöst wird. In Wahrheit rührend und ergreifend ist dagegen das folgende Zeitbild aus den pariser Junitagen von 1848, betitelt „Fleurette", das sich nur auf wenige Seiten beschränkt und vielleicht ebendeshalb eine künstlerische Prägnanz und Plastik der Darstellung zeigt, die, je seltener sie sich bei Luise Otto findet, desto mehr erfreut, weil sie den Beweis liefert, daß es dieser Schriftstellerin keineswegs an Talent fehlt, vielmehr nur an der nöthigen Beschränkung ihrer übermäßigen Production, um die erforderliche Muße ebenso wol zur poetischen Läuterung und Vertiefung wie zur künstlerischen Ausformung ihrer stofflichen Verarbeitungen zu gewinnen und sich so zu beifallswürdigen Leistungen zu erheben. Als solche erscheinen uns nächst der letzterwähnten noch die anspruchslose Thüringerwald-Idylle „Kuh-Häuschen", obwol wir dem temperamentvollen kleinen Helden eine bessere Zukunftsperspective gegönnt hätten, als auf der Burg seines gräflichen Herrn Vaters „Vieh zu weiden"; sowie, trotz ihrem scurrilen Titel, die in Leipzig spielende Erzählung „Zwei vierblätterige Kleeblätter", die eine beachtenswerthe Parallele zwischen den hoffnungsfrohen Tagen des deutschen Turnfestes von 1863 und den niederschlagenden des deutschen Bruderkriegs von 1866 zieht; aus dem Bereich der Novelle die schon oben näher bezeichnete „Gräfin Anna und ihr Page", besonders wegen ihrer künstlerischen Einheit und Abrundung; ferner „Ein Künstlerabenteuer", „Eine Badesaison" und vorzugsweise „Ein Sohn von Rübezahl", welche letztere Novelle sich ebenso sehr durch anziehende Charakteristik ihrer romantischen Heldin, einer kühn über die engherzigen Vorurtheile der „guten Gesellschaft" sich hinwegsetzenden jungen Adelichen, wie durch interessante Verwickelung und Lösung der Handlung empfiehlt. Zu diesen bessern Leistungen würden wir auch noch rechnen können die Novelle „Die Damen von der Burg", mit ihrem ansprechenden Hintergrunde jenensischen Studentenlebens zu Anfang der dreißiger Jahre, wenn nicht die schließliche Enthüllung des uns hier fesselnden „Geheimnisses eines Fürstenhofs" zu sehr hinter unserer hochgespannten Erwartung zurückbliebe; ebenso auch die Novelle „Schloß Lindenberg", mit ihrem guten Anlauf und ihren anregenden Situationen in der Verfolgung eines politischen Flüchtlings zur Franzosenzeit, wenn nicht der Ausgang gar zu matt und gewöhnlich ausgefallen wäre.

Die gesinnungsvolle Schriftstellerin Valeska Voigtel, die unter dem Pseudonymus Arthur Stahl schreibt, erfreut uns durch ein charakteristisches Familiengemälde: „Aus guter, alter Zeit" (Nr. 4). Lassen wir die Verfasserin mit ihren eigenen Worten sich darüber aussprechen, wie sie die „gute alte Zeit" im Verhältniß zur neuen Zeit versteht. In einer den Lauf ihrer Erzählung unterbrechenden persönlichen Zwischenbetrachtung sagt sie:

> War die alte Zeit besser? Ist es die heutige? Wer vermöchte unbedingt darauf zu antworten! Man hat seine Sympathien für Zeitepochen wie für Menschen — sie war anders, und die heutige ist berechtigt, weil sie ist. Der geistige Schwerpunkt lag wo anders, die Motive der Bewegung waren andere, man lebte nach innen, sozusagen, man dachte mehr und handelte weniger. Es gab keine Eisenbahn, keinen Telegraphen, keine Photographien, keine Maschinen! Und die erstere Erfindung mit ihren Consequenzen allein führte eine neue Aera der Bildung, ja der Cultur herauf, die den Gehalt eines Menschenlebens verzehnfachte. Auf den Straßen wuchs Gras, in den stillen großen Häusern spann sich das Leben von Generationen einfach und gleichmäßig ab. Man wußte nichts von der athemlosen Hast, dem Streben, dem Erwerben — (soll offenbar heißen: „von der athemlosen Hast des Strebens, des Erwerbens"), der fieberischen Sucht ins Weite; aber man büßte in Ueberreizung aller Lebensfunctionen auch nicht die schönen Tugenden ein, die häuslichen Sitten, die zarte Gewissenhaftigkeit, die gesunden einfachen Gewohnheiten, die sich jetzt fast schamhaft verbergen, und auf welchen doch schließlich das Wohl des Familienlebens und somit das Wohl des Staats beruht. Ja, wer es verstände, das Solide und Gute aus der alten Zeit beizubehalten, und es dem Reichthum, den Erfahrungen und Fortschritten der heutigen zu vereinigen: er hätte den Stein der Weisen gefunden!

Ein Musterbild solchen erfreulichen, mehr nach innen als nach außen gekehrten und überall den vorstehenden Andeutungen entsprechenden Familienlebens der guten alten Zeit ist es, welches Valeska Voigtel aus den beiden ersten Decennien unsers Jahrhunderts und zwar, um ganz genau zu referiren, aus den Jahren 1806 bis 1815 in anziehender, gemüthvoller, fein und sauber ausgearbeiteter und, wo es immer zuläßig, mit Humor gewürzter Schilderung uns vorführt. Und was diesem Familiengemälde einen besondern Werth verleiht: es ist kein idealisirtes, sondern aus der vollen Wirklichkeit geschöpftes,

das vielleicht auf Grund von alten Tagebüchern, Briefen und mündlichen Ueberlieferungen von der Großmutter bis zur Enkelin oder Urenkelin sich forterbte. Entsprechend dieser realistischen Haltung und dem unveränderlichen Erfahrungssatz, daß nichts auf Erden vollkommen, fehlt es denn auch hier inmitten des häuslichen Glücks, das in einem wohlsituirten Patricierhause, dessen Haupt ein hochgestellter preußischer Beamter ist, durch das harmonische Verhältniß eines würdigen Gattenpaars, das Heranbilden einer hoffnungsvollen Kinderschar, unter der sogar ein kleiner „Philosoph" figurirt, von dem vielversprechenden jüngsten Muttersöhnchen „Pims" ganz zu schweigen, durch die treue Anhänglichkeit eines mit den Interessen der Familie eng verwachsenen Dienerstandes unter der Regie der alten treuherzigen, im reinsten Plattdeutsch sich ausdrückenden „Kochrieke", durch den gemüthlichen Verkehr mit wohlbezopften Nachbarn und Freunden und redseligen „Gevatterinnen und Vetterinnen" sich kennzeichnet — allen diesen glücklichen Beziehungen fehlt es auch hier nicht an zeitweisen Trübungen. Es kommt mit der Schlacht von Jena die Schmach der französischen Fremdherrschaft, und für den Präsidenten, der wohl oder übel in die Administration des neugeschaffenen Königreichs Westfalen übertritt, welchem die „Stadt und Festung an der Elbe" (augenscheinlich Magdeburg), wo er seinen Wohnsitz hat, incorporirt wird, eine peinvolle Periode innerer Zerrissenheit, die an der Gesundheit seiner kräftigen Natur zehrt und ihn die Siegestage von Leipzig nicht lange überleben läßt; es kommt, nach der erfreulichen Etablirung des ältesten Sohnes in der Vaterstadt als vielgesuchter Arzt, in das würdige alte Haus eine unwürdige Schwiegertochter, ein echtes Weltkind der durch die Occupation aus Frankreich importirten „neuen Zeit", sie wird die Veranlassung eines von einem frivolen Anbeter tückisch provocirten Duells, welchem ihr junger Gatte, die kräftige Stütze seiner trauernden Mutter in der Erziehung ihrer jüngern Söhne, zum Opfer fällt. Aber die wackere Matrone hält unter diesen schmerzlichen Schicksalsschlägen standhaft und würdevoll aus; sie setzt sich mit der unverbesserlichen Schwiegertochter für immer auseinander und nimmt das hinterlassene Kindlein des geliebten Sohnes in ihre mütterliche Obhut, um es mit den eigenen Kindern zu erziehen „treu den alten Sitten und Gebräuchen".

Das Costüm der „guten alten Zeit" ist durch eine Fülle charakteristischer, minutiöser Details gekennzeichnet, die den Fleiß und die Sorgfalt bekunden, welche die Verfasserin dem Studium desselben zugewandt hat. Um so mehr müssen uns die Anachronismen befremden, die sie sich zu Schulden kommen läßt, indem sie schon im Jahre 1814 den Präsidenten mit seiner Familie eine erste Reise auf der Eisenbahn nach der Residenz machen und schon im Jahre 1815 dessen Söhne Versuche in der Daguerreotypie anstellen läßt. Die poetische Licenz können wir da nicht gelten lassen, wo es sich neben der sittlichen zugleich um die culturgeschichtliche Charakteristik einer genau bis auf das einzelne Jahr bestimmten Zeitperiode handelt.

Eduard Helmer's (Ernst Koch's) „Prinz Rosa-Stramin" (Nr. 5), dessen dritte Auflage durch ein Geleitswort Karl Altmüller's eingeführt wird, welchem wir eine kurze Biographie und Charakteristik des genialen und originellen, seither noch viel zu wenig gewürdigten und nicht einmal nach seinem wirklichen Namen Ernst Koch gekannten Humoristen verdanken, dürfte für die überwiegende Mehrheit der jüngern Generation eine gänzlich neue Erscheinung sein, denn es liegen bereits vierzig Jahre hinter der ersten Publication und achtzehn Jahre wieder hinter der zweiten Auflage dieses nach Inhalt wie nach Form gleich wundersamen, man darf sagen, einzig in unserer Literatur dastehenden Buchs. Wir halten daher auch die Bemerkung nicht für überflüssig, daß der barocke Rococotitel „Prinz Rosa-Stramin", der den mit dem Inhalt des Buchs noch Unbekannten nur zu leicht auf einen humoristischen Roman oder wol gar auf ein satirisches Märchen schließen lassen könnte, durchaus keinen bestimmenden Einfluß auf den Inhalt hat, und daß letzterer nichts weniger als ein derartiges künstlerisch abgeschlossenes und organisches Ganzes ist, sondern ein von der subjectivsten Laune des Dichters inspirirtes und beherrschtes, wenn auch durch sinnige Uebergänge und Anknüpfungen von Thema zu Thema untereinander verbundenes buntes Potpourri von Stimmungs- und Erinnerungsbildern aus der Kindheit, der Schul- und Universitätszeit, von Naturbetrachtungen und Idyllen, von Liebes-, Soldaten- und Studentenliedern, von social-politischen und kirchlich-religiösen Expectorationen, von literarischen und musikalischen Aphorismen, von Humoresken und Satiren, von Elegien und lustigen Schwänken, kurz von allem Möglichen, auf welches, wie der Dichter am Schluß des Buchs mit heiterer Selbstironisirung sagt, „der Titel wie die Faust aufs Auge paßt, nämlich gar nicht". So schlimm scheint es uns um den Titel doch aber auch nicht zu stehen, wenn die Veranlassung zu demselben, wie jetzt erst nach vierzig Jahren aus dem Vorwort des Herausgebers erhellt, ein dem Dichter von seiner Braut geschenktes Notizbuch wurde, auf dessen Decke von ihrer Hand die Gestalt eines morgenländischen Prinzen in Rosa-Stramin gestickt war und in welches der Dichter auf einsamen Spaziergängen vor den Thoren Kassels seine poetischen Ergüsse, die wir hier gedruckt vor uns sehen, mit dem Bleistift niederschrieb. Da durfte schon dieser von der Hand der Geliebten, deren Feier in schwungvollen Dithyramben und Liedern sich überdies wie ein rother Faden durch das Buch zieht, geweihte und gefeite Rosa-Stramin-Prinz mit gutem Recht für den Dichter die allegorische Bedeutung eines intimen Vertrauten seiner stillen Mußestunden erhalten, und unter seiner Aegide auch das aus dem Manuscript in den Druck übergegangene Resultat derselben in die Welt geschickt werden. In dieser allegorischen Bedeutung spielt Prinz Rosa-Stramin sogar eine, wenngleich nur sehr bescheidene Rolle im Buche selbst. „Rosa-Stramin! sing' mir ein Lied!" beginnt dasselbe. „Mit Jodeln oder ohne Jodeln?" lautet die Gegenrede, und nun folgt als Introduction ein naturfrisches steirisches Alpenlied. Und wenn der Dichter um Mitternacht vom Fenster seines einsamen Stübchens zum Sternenhimmel aufschauend entzückt ausruft: „Wie freundlich jener größte Stern auf mich herniederblickt! Er wandelt so still und rein daher

wie die Tugend. O was gleicht diesem Sterne? Rosa-Stramin, nenne mir den theuersten Namen!" Dann antwortet es: „Henriette", und aus des Dichters Munde tönt ein begeistertes: „Henriette, ich liebe dich, und du bist schön wie dieser Stern!" Eine Apostrophe an die Spenderin des gestickten Notizbuchs, die in entsprechender Variation, je nachdem es die Gelegenheit ergibt, noch öfter wiederkehrt und auch den Schluß des Buchs bildet.

Wir haben bereits oben im allgemeinen die verschiedenen Themata des „Prinz Rosa-Stramin" namhaft gemacht, dürfen es aber nicht unterlassen, hier noch im besondern auf die vorzügliche Ausführung einiger derselben hinzuweisen. Welch unmittelbare Naturpoesie offenbart sich in der hinreißenden Schilderung des Frühlingsmorgens (Kap. 2)! Wie rührend in ihrer Einfachheit ist die Weihnachtsidylle (Kap. 6); wie ergreifend in ihrer Naivetät die Dorfgeschichte von dem kleinen Paul, dem seine Mutter stirbt, und dem Nachtwächtershunde Felix (Kap. 9)! Das sind zugleich zwei classische Musterstücke für unsere oft im Argen liegende Kinderliteratur. Ein urwüchsiger Humor tollt in den Schulerinnerungen von Lenzbach (Kap. 3), unter welchem poetischen Namen sich des Dichters Heimatsort Witzenhausen im lieblichen Werrathale verbirgt. Aus der die Kapitel 11—14 umfassenden trefflichen Persiflirung social-politischen Kleinstadttreibens zur Zeit der Julirevolution von 1830 ragt, in seiner grotesk-komischen Haltung ein wahres Cabinetsstück, das dreizehnte Kapitel von der „schinkenburger" Bürgerwehr hervor. Die Kapitel 16—25, welche die letzte Hälfte des Buchs einnehmen, sind der Erinnerung an die Studentenjahre des Dichters in Göttingen gewidmet und bilden, sowol ihrem stofflichen Inhalt nach wie in ihrer wunderbaren Mischung von tiefster Empfindung und ausgelassenster Lustigkeit, wol den interessantesten Theil desselben. Aeußerlich wie innerlich zusammenhängend, nehmen sie gewissermaßen die Form einer Novelle an, deren Held der ehrsame Studiosus der Theologie Erasmus Gabelstich ist, eine in ihrer individuellen Gestaltung höchst originelle, fast barocke Figur, wie deren einst E. T. A. Hoffmann zu schaffen liebte. Dieser melancholische Erasmus, zu welchem der Dichter selbst unter seinem Pseudonymus Eduard Helmer den heitern Gegensatz bildet, ist der Narr einer unglücklichen Liebe, von der übrigens nur die Symptome zum Ausdruck kommen, und zwar zum ergreifendsten, während leider das Motiv und die Katastrophe in einen mystischen Schleier des Geheimnisses gehüllt werden, der sich nur zu leisen Andeutungen lüftet. Der geniale Humor des Dichters läßt in dieser Studentennovelle seine glänzendsten Lichter spielen und gipfelt in jenen beiden in Kapitel 21 und 22 enthaltenen Scenen von wahrhaft classischer Komik, die wir Gabelstich's Stiefel- und Reitprobe betiteln können. Von den in die verschiedenen Kapitel des Buchs eingestreuten Liedern verdienen Erwähnung das dem Erasmus in den Mund gelegte: „Ich sammelte die Trümmer"; ferner das Trost in der Natur suchende: „Ist auch der Mensch voll Tück' und Lügen", das Triumphlied der Liebe: „Rauschet, meiner Harfe Klänge", das in 17 achtzeiligen Strophen die geliebte Braut Henriette feiert und in seinem Schwung und seiner Formenpracht lebhaft an Bürger's „Hohes Lied von der Einzigen" erinnert, ist etwas zu breit ausgetreten und mahnt an Shakspeare's „Weniger wäre mehr", der Gesang der Sterne: „Wir ziehen über Berg und Thal", das Soldatenlied: „Leb' wohl mein Liebchen, weine nicht!"

Fassen wir die Eindrücke, die wir aus der Lektüre des in natürlich einfachem, fließendem, klarem und durchsichtigem Stil geschriebenen „Prinz Rosa-Stramin" empfingen, zusammen, so können wir unsere kritische Meinung über den literarischen Werth desselben nicht treffender und bündiger zugleich fixiren, als in dem uns aus der Seele gesprochenen Wort des Herausgebers dieser dritten Auflage:

> Es sollen wol wenig Bücher aufzuweisen sein, in denen sich so viel tiefer, inniger Gemüthsreichthum neben so viel gesunder satirischer Laune, so viel trauliche deutsche Haus- und Heimatpoesie neben so viel heiterm Spott über die Beschränktheit und Armseligkeit deutschen Kleinlebens fände, als in dem engen Raume dieses Büchleins.

Diese dritte Auflage des „Prinz Rosa-Stramin" bildet zugleich den ersten Band der zum ersten male erscheinenden „Gesammelten Schriften" Ernst Koch's. Sehr umfangreich dürften dieselben nicht ausfallen, denn die einzige seit jenem Erstlings- und Hauptwerk veröffentlichte größere Gabe sind die 1847 erschienenen tiefgemüthlichen „Erzählungen". Ein feindliches Geschick trat der so glücklich begonnenen und verheißungsvollen fernern Entwickelung von Ernst Koch's genial angelegter Dichternatur entgegen und war, indem es zugleich das glückliche Liebesverhältniß mit seiner angebeteten Braut Henriette, der Tochter eines höhern Offiziers, für immer zerstörte, ganz dazu angethan, seine so frohgemuthe Schaffenslust, wie sie sich im „Prinz Rosa-Stramin" offenbart, nachhaltig zu lähmen. Kurz nach Veröffentlichung des letztern, im December 1834, sah sich nämlich der damals einunddreißigjährige Dichter, der nicht lange erst aus seiner seit 1830 bekleideten Referendarstellung beim Obergericht in Kassel „um seiner juristischen Talente willen" (wir referiren hier wie im Folgenden nach dem kurzen biographischen Abriß des Herausgebers Karl Altmüller) zum Referenten im Ministerium Hassenpflug berufen worden war, durch „Mislichkeiten, die sich an diese Auszeichnung knüpften" — der Biograph drückt sich hier leider so diplomatisch fragwürdig aus, als ob noch heute die Censur in Hessen herrschte, wie zur Entstehungszeit des Prinzen Rosa-Stramin (in welchem beiläufig gesagt auch „der Probator Lamlius" seine Rolle spielt), und mit dessen Veröffentlichung vermuthlich diese „Mislichkeiten" zusammenhängen — genug, der Dichter sah sich durch dieselben „veranlaßt, heimlich und ohne bestimmte Aussichten für die Zukunft seine Heimat zu verlassen". Aber weder in Strasburg noch in Paris vermochte der Flüchtling sich eine Existenz zu gründen, und bald preßte die materielle Noth ihn zum Soldaten der Fremdenlegion, als welcher er zuerst nach Algier, von dort im Sommer 1835 mit der ganzen Legion nach Spanien geschickt wurde, um hier im Solde der Königin Christine zwei Jahre lang, „innerhalb deren dieselbe durch feindliche Kugeln, Elend und Krankheit von 7000 auf 381 Mann herabschmolz", gegen die Karlisten zu fechten. Eine schwere, im Lazareth zu Pampeluna überstandene

Krankheit mochte mit dem Körper wol auch den Geist des Unglücklichen so zermürbt haben, daß er hier im Mai 1837 zur katholischen Kirche übertrat; denn äußerliche Rücksichten können ihn nicht dazu vermocht haben, da er schon im Spätsommer desselben Jahres von Pampeluna nach Kassel zurückkehrte und zwar „in sechswöchiger Fußwanderung". Aber die erbetene Wiederaufnahme in den Staatsdienst wurde „vom Kurfürsten versagt". Der „ernst und still gewordene Poet" lebte nun ein paar Jahre als Mitarbeiter eines Advocaten in Kassel; dann „zog ihn ein Ruf Hassenpflug's, damaligen Civilgouverneurs von Luxemburg, dorthin, wo er zum Secretär der Landesregierung ernannt wurde" und, in den letzten Jahren als Lehrer am Athenäum angestellt, am 24. November 1858 starb. Hiernach werden wir fast zu der Annahme versucht, daß nicht sowol Hassenpflug, der hier zum zweiten mal im Leben des Dichters als dessen Protector erscheint, die Schuld an jenen so vorsichtig angedeuteten „Mislichkeiten" trägt, welche seine Flucht aus Kassel im December 1834 veranlaßten, sondern vielmehr eine Persönlichkeit, die noch mächtiger als der mächtige Protector war — und diese könnte nur der Kurfürst selbst gewesen sein. Es wäre sehr zu wünschen, daß die von uns bezeichneten dunkeln und ungewissen Stellen in diesem kurzen Lebensabriß vom Verfasser desselben baldmöglichst aufgeklärt würden. Am zweckmäßigsten ließe sich dies in einer dem Schlußbande von Ernst Koch's „Gesammelten Schriften" anzuhängenden ausführlichern Biographie erreichen, die bei der Bedeutung Ernst Koch's als humoristischer Dichter ein nicht zu unterschätzendes Verdienst um die Bereicherung der deutschen Literaturgeschichte sein würde, zumal wol kaum zu bezweifeln ist, daß gerade Altmüller, als dem Herausgeber der gesammelten, respective nachgelassenen Schriften des Dichters, in dessen hoffentlich vorhandenen Aufzeichnungen aus seinem Lebenslaufe und namentlich aus der interessanten Periode seiner bisjetzt für uns in mystisches Dunkel gehüllten Flucht und seines dreijährigen Exils mit der nicht minder dunkeln Convertirungskatastrophe ein genügendes Material zu Gebote stehen wird.

Friedrich Biedermann.

Friedrich Eggers.

Gedichte von Friedrich Eggers. Mit dem Bildniß des Dichters, gestochen von E. Mandel. Breslau, Hoffmann. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Gedichte von Friedrich Eggers, welche nach seinem Tode in vorliegender Sammlung herausgegeben sind, dürften für weitere Kreise eine große und angenehme Ueberraschung sein. Denn außer den nächsten Bekannten seines Hauses wußte bisher wol niemand etwas von dem Dichter Eggers. Die zierlichen Uebersetzungen anakreontischer Lieder, die er vor zeiten einmal als Illustration eines Bilderwerks veröffentlichte und die auch hier wieder abgedruckt sind, ferner eine Cantate zur Gedächtnißfeier Christian Daniel Rauch's oder der Prolog, mit welchem er eine Aufführung der „Glocke" einleitete: dies ist es wol am wenigsten, was seinen Anspruch auf Dichterruhm begründen könnte. Das Vortreffliche in dieser Sammlung sind die unzähligen kleinen Lieder, unter denen einige wahre Meisterstücke sich befinden.

Allerdings, wenn man das Buch flüchtig durchblättert und die Titel überblickt, so kommt nicht viel Neues zum Vorschein. Die Stoffe des Lyrikers bleiben ja immer dieselben. Eggers hat dem Sommer zwei, dem Herbst ich glaube drei und dem Winter, dem unfreundlichen Lebenszerstörer, kein einziges Gedicht gewidmet. Dafür entschädigt er seine Muse im Frühling:

O gönne mir, Gott,
So lang' es blüht,
An jedem Morgen
Ein Frühlingslied!

So bittet er. Und was nur jemals von Dichtern aufgeboten ist, den jungen Lenz zu feiern, das Springen der Knospen, das Rauschen und Singen der eisbefreiten Bäche, Lerchenjubel und Veilchenduft, all das kehrt auch bei unserm Dichter wieder und erfüllt das Herz mit dem sonderbaren Ahnen und Sehnen, dem allbekannten, immer neuen Frohgefühl. Hier ein Beispiel, das in jeder Beziehung eine vollkommene Leistung genannt werden darf:

Generalprobe.

Ich weiß nicht, was da draußen ist,
Ein seltsam Wogen und Treiben, —
Wenn du hinausgetreten bist,
Du kannst nicht ruhig bleiben.

Es ist, als ob der Boden wankt
Und Geister ihm entsteigen;
Es ist, als ob der Himmel schwankt
Und wollte gar sich neigen.

Es weht dich an und rauscht vorbei,
Du hörst es deutlich locken; —
Trug jemand einen Korb vorbei
Voll klingender Maienglocken?

Strickt ein geheimer Geisterbund
Mich ein mit wildem Drange?
Küßt mir ein unsichtbarer Mund
So heiß die blasse Wange?

Mir ist so bang', als thäte noch
Ein heimlich Feuer glimmen; —
Was tönt denn da, was klingt denn da
Wie fernes Saitenstimmen?

O blöder Thor, der also fragt
In diesen Werdezeiten:
Es ist Generalprob' angesagt,
Herr Frühling will sie leiten.

Und kommen die Maiennächte lind,
Dann führt er's auf mit Lachen,
Dann muß das verschlafenste Menschenkind
Zu seligem Traum erwachen.

Man gestatte uns über dieses Gedicht noch eine kleine Abschweifung, die schnell wieder zu dem Dichter zurückführen soll. Dasselbe erinnert auffallend an ein bekanntes Lied von Heine („Neuer Frühling", Nr. 8), in welchem

ebenfalls das Gleichniß vom Frühlingsconcert angewandt ist. Dieser zufällige Wettstreit zwischen einem anspruchslosen Dilettanten und dem unbestrittenen Meister ist interessant genug. Wie hat Heine sich bemüht, das schöne Bild so recht grell zu coloriren! Die einzelnen Vögel malt er auf das sorgfältigste, den pedantischen Kukuk, den unerschütterlich ernsthaften Storch. Wer dirigirt nun das Waldorchester? Der Frühling, sollte man meinen. Bewahre! Hier ist die Pointe:

> Nein, in meinem eignen Herzen
> Sitzt des Walds Kapellenmeister,
> Und ich fühl' wie er den Takt schlägt,
> Und ich glaube — Amor heißt er.

Wenn man nun die beiden Gedichte vergleicht, so ist es keine Frage, welches zurückstehen muß. Die ungesuchte Offenheit, mit welcher Eggers sich den Eindrücken der Natur hingibt, sichert ihm den Sieg. Ihm begegnet es niemals — und hiermit lenken wir wieder in die gerade Straße unserer Betrachtung ein —, daß Bild und Gedanke auseinanderfallen; die Wärme seines Gemüths und sein Abscheu vor allem Raffinement bewahren ihn davor. Und so ist er denn ein Meister des lyrischen Stimmungsbildes, wovon auch noch das folgende Gedicht einen Beweis geben mag:

Sonntag.

> Es glänzt der Himmel weit und breit
> In voller Sabbatfestlichkeit,
> Der Wald ist still, nur leise geht
> Ein Flüstern durch, als wie Gebet,
> Und auf dem Thal bis in blaue Fern',
> Da liegt das Sonnenaug' des Herrn:
> Das thut der Welt so wunderwohl,
> Sie athmet tief, sie athmet voll,
> Und schickt Gesang und sendet Duft
> Andächtig in die blaue Luft,
> Und daß den Gottesdienst es kröne,
> Spielt fromm das Meer der Orgeltöne.
> Wie gern ließ ich im Wonnedrang
> Von all dem irdischen Lobgesang
> Mich auf zum blauen Himmel heben,
> Um einmal nur mit Engelschwingen
> Der Welten Urquell zu umschweben
> Und heilige Psalmen mitzusingen.
> Bescheiden wollt' ich wieder gehn,
> Und, still beglückt, hier unten wieder
> Nach irdischen Geschäften sehn,
> Im Herzen selige Himmelslieder;
> Verrathen wollt' ich's nimmermehr,
> Wo ich die Stund' gewesen wär'.

Blättern wir nun weiter, so kommen natürlich die Liebeslieder an die Reihe. Hier allerdings dürften wir es nicht wieder wagen, Eggers und Heine nebeneinanderzustellen. Die Liebe unsers Dichters führt ohne viel Hindernisse, nach Beschaffung der Aussteuer, in die Kirche. Er selber spottet einmal über „der Liebenden vorschriftsmäßige Herzen" — nun, seine Er und Sie lieben auch völlig nach der Regel. Uns will es nicht gefallen, wenn die mächtigste aller Leidenschaften so bürgerlich auftritt, selbst die sorgfältigsten Kleinkünste im „Liebesfrühling" vermögen den Recensenten nicht dankbarer zu stimmen. Aber vom Recensenten ist hier allerdings nicht die Rede, und andere mögen sich immerhin an den freundlichen und gemüthvollen Liebesliedern unsers Dichters erfrischen. Am meisten sagen uns noch diejenigen zu, welche die Sehnsucht der Liebe aussprechen:

Du.

> Mir blühn die Rosen, wo ich geh',
> Mir duften die Linden, wo ich steh',
> Mir singen die Lerchen den ganzen Tag,
> Weiß einer, was mir da fehlen mag?
> Und fehlt doch alles und fehlt doch eins:
> Ich möcht' ein Lieb', und ich habe keins.
>
> Viel Rosen sitzen an einem Zweig,
> Die Lindenblüten blühn all zugleich,
> Die Lerche sänge nicht durch die Welt,
> Säß' nicht ihr Weibchen im Weizenfeld.
> Ich hab' keine Freud', ich hab' keine Ruh',
> Mir fehlt mein Lieb', mir fehlt mein Du.

Die größte Sorgfalt hat der Dichter seinen Balladen gewidmet. In diesen erkennt man an den ausführlichen Schilderungen, an den eingeflochtenen Genrebildern die Phantasie des bildenden Künstlers. Lord Lester's nächtlicher Ritt ist unübertrefflich. Dies ist, wenn man Rudolf Gottschall's Definition anwendet („Poetik", S. 285), eine wirkliche, echte Ballade: die ganze Erzählung geht unter in einem Strom von Gefühlen; nicht die Erinnerung der Thatsachen, sondern der Eindruck auf das Gemüth bleibt im Hörer zurück. Lord Lester hat seiner Gemahlin Anna vergifteten Wein gesandt, um von ihr befreit zu sein und den Königsthron von England zu besteigen:

> Lord Lester reitet im wilden Tann,
> Ihm brennt die Stirne, er fühlt daran
> Den leuchtenden Goldreif sitzen.
> Der Purpurmantel glüht roth und warm,
> Begehrlich winkt der Königin Arm,
> Ihre dunkeln Augen blitzen.
>
> Es geht so kalt durch Busch und Hag,
> Viel lieber blieb er am Hofgelag
> Bei festlichem Fackelscheine.
> Er muß ins Schloß, muß selber sehn,
> Ob noch zwei Wangen in Blüte stehn,
> Ob sie trank vom Purpurweine.
>
> Sein Roß greift aus, er spornt es baß,
> Sein Roß wird müd', es schreitet laß,
> Sie sind schon weit von dannen.
> Die Stadt geht unter, der Mond geht auf,
> In Silber blickt des Flusses Lauf,
> Leise knistern die Tannen.
>
> Der Mondstrahl glänzt die Welt entlang —
> Was wird dem Grafen so weh' und bang,
> Beim einsamen müden Reiten?
> Wie weckt das friedenreiche Thal
> Auf einmal so viel Sehnsuchtsqual
> Nach verlornen, glücklichen Zeiten?

Wir haben diese Verse nicht blos deshalb ausgewählt, um die malerische Kunst unsers Dichters zu zeigen, sondern ebenso sehr wegen der dramatischen Angst, welche dieselbe durchzieht. Wo beides sich wie hier vereinigt, ist wol das Höchste in der Ballade geleistet — in Hinsicht der Form. Ihr Ideengehalt ist ja freilich geringer. Mysterien gibt es für Eggers überhaupt nicht; für ihn existirt keine Meermaid, und mit seiner Ahnfrau, die eben noch lebte und dann der Welt plötzlich abhanden kommt, ist es auch mehr eine curiose als eine räthselhafte Sache.

Wir hätten nun noch der Zeitgedichte zu erwähnen; dieselben zeigen patriotische Begeisterung und edle Form, sind aber weniger bedeutend als das meiste andere im Buche. Und ferner zeichnet sich eine Anzahl humoristischer Dichtungen ganz besonders aus. Auf diese aber hoffen wir bei einer andern Gelegenheit zu kommen. Denn am Schluß der Vorrede verspricht der Herausgeber dieses Bandes, Karl Eggers, daß binnen kurzem eine zweite Sammlung erscheinen solle, welche die plattdeutschen Dichtungen des Verewigten enthalten wird. Wir vermuthen, daß sich die Besprechung der reizenden komischen Gedichte alsdann am besten anschließen wird.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Moritz Hartmann's „Gesammelten Werken" ist die achte Lieferung, der erste Band, erschienen, welcher auch das wohlgetroffene Bildniß des Dichters enthält. Bekanntlich gehörte Hartmann zu den schönen Männern, wie auch das medisante Heine'sche Impromptu beweist: „Alle Frauen seien in ihn verliebt, nur die neun Musen nicht." Der erste Band bringt die „Gedichte", und zwar nicht ganz vollständig, sondern in einer Auswahl aus den drei Hauptsammlungen, sodaß von den 107 Gedichten von „Kelch und Schwert" 21, von den 77 der „Neuern Gedichte" und den 157 der „Zeitlosen" je 24 ausgeschieden wurden. Von einer Auflösung der einzelnen Sammlungen und einer Anordnung des gesammten so gewonnenen Materials nach innern Eintheilungsgründen in größere gleichartige Gruppen haben die Herausgeber abgesehen, wie uns scheint, mit vollem Recht; denn eine Gesammtausgabe soll auch den Entwickelungsgang des Dichters spiegeln, dessen Abschnitte durch jede dieser Gedichtsammlungen bestimmt werden. Selbst die Anordnung der Gedichte nach chronologischer Folge innerhalb der einzelnen Abtheilungen würde kein so klares Bild dieser Entwickelung geben. „Kelch und Schwert" z. B., die sporenklirrende Jugendlyrik Hartmann's, die sich mit den böhmischen Nationalfarben schmückt, hat eine so bestimmte Physiognomie, daß dieselbe erhalten bleiben muß. Man wird in der That diese Gedichte Hartmann's, obgleich sie nicht die tiefe Glut der Karl Beck'schen und den gedankenreichen Idealismus der ersten Gedichte von Meißner haben, obgleich sie das Gepräge des vormärzlichen Typus sehr deutlich an der Stirn tragen, auch jetzt noch mit Interesse lesen; die Muse Hartmann's hat etwas Graziöses, das sie auch bei der Fechterstellung nicht verliert.

Gesammtausgaben talentvoller Dichter sollten von dem Publikum mit Antheil aufgenommen werden; sie bilden die beste Zierde einer geschmackvoll geordneten Bibliothek. Und in einer Zeit, in welcher das Interesse sich anthologisch zersplittert, und man in der Regel nur die disjecti membra poetae kennen lernt, ruft eine solche Gesammtausgabe die Leser zur Würdigung einer vollen dichterischen Persönlichkeit zurück; die ernste Theilnahme an der Literatur wird dadurch wesentlich gefördert. Mindestens den verstorbenen Dichtern sollte stets die Ehrenrettung einer Gesammtausgabe zutheil werden; wir sagen ausdrücklich Ehrenrettung; denn eine große Zahl falscher und einseitiger Urtheile über die Dichter der Gegenwart würde verstummen, wenn man ihre Gesammtleistungen und nicht blos dies oder das von ihnen vor Augen hätte, was man gelegentlich einmal gelesen.

— Friedrich's des Großen „Ausgewählte Werke" erscheinen in einer Volksausgabe (Berlin, Cronbach), von welcher der erste Theil vorliegt. Er enthält den „Antimachiavelli", die „Geschichte der Mark Brandenburg" und einzelne berühmte Abhandlungen. Der zweite Theil soll die Briefe Friedrich's an Voltaire, Marquis d'Argens und d'Alembert, einige ausgewählte, in Reimen übersetzte Gedichte und eine Anzahl merkwürdiger Cabinetsbefehle des Fürsten bringen.

Ausländische Literatur.

Auch in England gibt es eine Buchdramatik, welche poetischen Tendenzen huldigt, während das Bühnendrama der poesielosesten Effecthascherei mit ihren Sensationsmotiven verfallen ist. Neuerdings mehren sich übrigens die bessern Ausnahmen, das heißt die Aufführungen poetisch gehaltener Stücke an einzelnen londoner Bühnen. Roß Neil hat eine Sammlung von drei Dramen herausgegeben: „The Cid, The king and the angel, Duke for a day or the tailor of Brussels" (London, Ellis und White), welche bisher sämmtlich noch nicht zur Aufführung gekommen sind. Dem Dichter fehlt zwar ursprüngliche Genialität, aber er besitzt ein maßvolles Talent. Der „Cid" ist den spanischen und französischen Mustern mit einigen nicht unwichtigen Verbesserungen nachgedichtet; „The king and the angel" lehnt sich an eine Erzählung von Leigh Hunt: „Jar of honey from Mount Hybla" an; das dritte Stück erinnert an Shakspeare's „Taming of the shrew".

— Die Engländer beschäftigen sich jetzt eifrig mit der Geschichte Japans. Francis Othwell Adams hat den ersten Band einer solchen Geschichte herausgegeben: „The history of Japan from the earliest period to the present time" (London, H. S. King u. Comp.). Dieser Band reicht bis zum Jahre 1864. Die neueste Geschichte Japans hat ein wahrhaft dramatisches Interesse; sie berichtet über eine der merkwürdigsten und tiefgreifendsten Revolutionen der Neuzeit.

Bibliographie.

Bauer, L., Fliegende Sommer. Neue Gedichte. Augsburg, Schmid. 16. 18 Ngr.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen gehalten an der Kopenhagener Universität. Uebersetzt und eingeleitet von A. Strodtmann. 3ter Bd. Die Reaktion in Frankreich. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Duncker. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Cassel, P., Morgen- und Abendland. Wissenschaftliche Studien. I. Kaiser- und Königsthron in Geschichte, Symbol und Sage. Berlin, Gülker u. Comp. 8. 25 Ngr.

Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen von K. Bartsch. 3ter Bd.: Das Rolandslied. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Döllinger, J. v., Gedächtnissrede auf König Johann von Sachsen in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1874. München, Franz. 4. 5½ Ngr.

Der Farnsburger. Eine poetische Erzählung. Basel, Meyri. 1872. Gr. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Galitzin, Fürst N. S., Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. Aus dem Russischen ins Deutsche übersetzt von Streccius und Eichwald. 1ste Abth. 1ster Bd. und 3te Abth. 1ster Bd. Cassel, Kay. Gr. 8. 6 Thlr.

Halek's, V., Abendlieder. Aus dem Böhmischen von G. Dörfl. Prag, Urbanek. 16. 12 Ngr.

Hallenstein, E. P. J., Das Lied vom Meister Dürer. Zum Festabend in der Frankfurter Künstlergesellschaft am 26. November 1873 zu Ehren des Herrn Heinrich Anton Cornill-d'Orville gewidmet. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 8. 8 Ngr.

Hecker, F., Betrachtungen über den Kirchenstreit in Deutschland und die Infallibilität. St. Louis-Mo. Gr. 8. 3 Ngr.

Heine, H., Heinrich der Schwarze. Historisches Schauspiel. Dessau, Heine. 16. 20 Ngr.

Herrig, H., Jerusalem. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 24 Ngr.

Hus redivivus oder die Kirche der Zukunft. Eine Vision. Münster, Brunn. Gr. 8. 1 Thlr.

Kapp, F., Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 2te vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Kudriaffsky, Eufemia v., Japan. 4 Vorträge, nebst einem Anhange japanesischer Original-Predigten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 30 Ngr.

Lange, L., Die Epheten und der Areopag vor Solon. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 20 Ngr.

Oberländer, H., Sachsens Boden in Beziehung zur Geschichte und zum Culturleben seiner Bewohner. Festrede. Grimma, Gensel. Gr. 8. 3 Ngr.

Anzeigen.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 24. —— 11. Juni 1874.

Essays von Karl Frenzel.

In der Masse literarischer Erzeugnisse, welche die hochflutenden Wogen unserer Zeitströmung in Anlehnung an das Jahr 1870 ans Tageslicht riefen, sind zunächst Werke zu unterscheiden, welche dem Fachmann, dem Forscher in der Zeitgeschichte als authentische Hülfsmittel seines Studiums dienen. An diese schließen sich diejengen Werke an, welche, für die Allgemeinheit des gebildeten Publikums bestimmt, in ihrem Charakter bald der historischen, bald der publicistischen Literatur angehören und theils eine kritische Beurtheilung nur von politischen oder philosophischen Standpunkten, theils auch von ästhetischer Seite erheischen. Unter diesen letztern nun nimmt ein Buch von Karl Frenzel die Stellung eines Werks ersten Ranges ein:

Deutsche Kämpfe von Karl Frenzel. Hannover, Rümpler. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben in dem vorliegenden Werke eine Arbeit, welche sich nicht begnügt, nur durch den zeitgemäßen Inhalt zu fesseln, sondern die auch ein ästhetisches Behagen erzeugen will und Anspruch auf künstlerische Bedeutung macht. Dazu kommt, daß der Autor sich nicht wie die meisten der vorhandenen ähnlichen Schriften mit der gesonderten Behandlung des französischen Kriegs oder der römischen Frage beschäftigt, sondern beide unter einem äußern Rahmen zusammenfaßt und dazu noch die brennenden Zeitfragen im socialen und philosophischen Leben unserer Tage erörtert, sodaß die „Deutschen Kämpfe" eine Darstellung des ganzen großen Gebiets sind, welches in Gestalt gedankenschwerer, kaum zur Hälfte gelöster Fragen gegenwärtig den Geist der gebildeten Deutschen das höchste Interesse einflößt.

Der Autor steht auf dem culturhistorischen Standpunkte, jedoch, wie er selbst in der liebenswürdig bescheidenen Vorrede sagt, nicht ohne sehr bestimmtes subjectives Gepräge, welches neben dem erwähnten culturhistorischen Charakter dem Werke zugleich eine deutliche lyrische Färbung gibt.

In Form locker miteinander verbundener Essays sprechen die „Deutschen Kämpfe" ebenso sehr zum Gefühl wie zum Geiste. Darum schmückt sie die leichte, formenschöne Sprache des Frenzel'schen Feuilletonstils. Bekanntlich hat dieser nichts mit der phrasenhaften Halbheit nicht weniger moderner Feuilletons zu thun, sondern die flüssige Lebendigkeit einer poetischen Grazie verbindet er mit künstlerischer Sauberkeit und dialektischer Schärfe. Diese Essays wollen nicht in trockenem Gelehrtenton historisch-kritisch untersuchen, sie wollen aber auch nicht nur flüchtig fesseln, sondern in Fleisch und Blut übergehen, anregen, begeistern, erbauen, an rechter Stelle auch die Flammen gerechten Zornes schüren.

Nach diesem allgemeinen Ueberblicke wollen wir zur Untersuchung des Einzelnen übergehen, die Bestätigung des Gesagten zu geben, ohne den liebenswürdigen Autor deshalb durchweg als unanfechtbar darzustellen. Unter dem Titel „Wider Frankreich" findet sich zunächst eine Reihe von Aufsätzen, welche den französischen Krieg vom Standpunkte des Patrioten sowol als des Beurtheilers des französischen und deutschen Nationalcharakters in seiner äußern Bethätigung der Kritik unterziehen. An der Spitze steht eine Sammlung tagebuchartiger Betrachtungen, Herzensergüsse und Studien, welche der Autor niederschrieb, während er im Geiste den in Frankreich kämpfenden Brüdern folgte. Es ist nun jene lebhafte Unmittelbarkeit des begeisterten Gefühls nicht mehr vorhanden, welche diesen von dem höchsten lyrischen Pathos getragenen Blättern ihre vollste Wirkung gönnte. Allein so natürlich es erscheint, daß die gewaltigen Wogen begeisterten Siegesjubels im Laufe der Zeit sich beruhigten und das patriotische Gefühl ein zwar nicht minder warmes, doch weniger überquellendes geworden ist, so dürfen wir

doch keineswegs zweifeln, daß diese Herzensergießungen eines deutschen Schriftstellers nicht nur Antheil, sondern auch einen warmen Widerklang in den Gemüthern seiner Landsleute finden werden. Denn was diesen Blättern ihren bleibenden Werth verleiht, ist nicht die Erregung in den stürmischen Tagen, welche sie erzeugt und beeinflußt hatten, sondern das echt deutsche Gefühl, das aus ihnen spricht, der Scharfblick im Erkennen deutschen und französischen Wesens, welchen der Culturhistoriker dem begeisterten Patrioten als kräftige Stütze an die Hand gibt, die edle, poetische Sprache, welche ohne Uebertreibung an einzelnen Stellen classisch genannt werden muß und oft einen Hauch jener erhabenen Größe zeigt, der aus Fichte's Reden uns entgegenweht.

Um dieser höhern Werthstellung willen nehmen wir auch manches hin, was jetzt unserm kritischer gewordenen Urtheile nicht mehr ganz berechtigt erscheint, und sehen über die starke berlinische Färbung hinweg, welche theilweise Gesammtdeutschland in den Hintergrund zu drängen scheint.

Gewähren schon diese Tagebuchblätter neben dem reichen Strome patriotischer Begeisterung eine geistvolle Charakteristik französischen Seins und Scheins, so tritt diese noch klarer, unmittelbarer in den folgenden Aufsätzen hervor, welche, obwol noch immer reich an lyrischer Stimmung, doch den objectiven Historiker und Kritiker entschiedener zur Geltung bringen.

Unter den Titeln: „Die französische Literatur während des Kriegs" und „Sie bei uns und wir bei ihnen", wird eine Reihe literarischer Erzeugnisse jener Tage, besonders ausführlich Fournier's „Les Prussiens chez nous", einer ebenso sorgfältigen als scharfen Kritik unterzogen. Ein großer Theil dieser halb Lachen, halb Bedauern erregenden Producte eines Wahnsinns, dessen man wenigstens Leute, die in der Akademie sitzen, nicht für fähig halten sollte, ist jetzt dem deutschen Publikum bereits mehr oder minder bekannt, wenigstens vermittelt durch die zahlreichen Schriften der letzten Jahre. Allein trotzdem wird man auch bereits Bekanntes in Frenzel's kunstvoll geschmeidiger Darstellung mit erneutem, höherm Interesse lesen. Der bedeutsamste dieser kritischen Excurse ist aber der dritte: „Ernest Renan über Deutschland":

> Daß er ein Franzose, hatten wir beinahe vergessen; und wenn er nun, während er uns Deutsche des „engen" Patriotismus anklagt, in die allerdürftigste nationale Ausschließlichkeit verfällt, in eine Ausschließlichkeit, welche den Deutschen sogar den Eintritt in die französischen Städte verbieten möchte — so sehen wir ihn mit Bedauern, aber ohne Groll, auf dieser abschüssigen Bahn.

Mit diesen Worten gibt Frenzel die Stellung an, welche er zu jenen Aeußerungen Renan's einnimmt, die sich in dessen Buche: „La réforme intellectuelle et morale" finden. Dabei läßt er es allerdings an kritischer Schärfe nicht fehlen, dem großen Gelehrten alle Thorheiten und — Heucheleien seines Buchs nachzuweisen.

Renan zeigt in seinem Werke, daß er uns recht wohl leiden mochte, solange wir hübsch fleißig zu Hause blieben und vor den westlichen Nachbarn den gehörigen Respect hatten; jetzt, wo wir uns erkühnten, keine französischen Fußtritte zu dulden, wird er bitterböse und schilt und droht.

Frenzel weiß ihm mit den schlagendsten Gründen nachzuweisen, wie falsch seine Behauptungen, wie nichtig und schwach seine Drohungen sind, falsch, unrecht namentlich von einem Renan, einem Gelehrten.

Zunächst ist nach Renan Frankreich das Land der ritterlichen Politik, die ideale Schützerin der gedrückten Freiheit in allen Ländern der Welt. Darum war es nach seiner Meinung „ein europäisches Verbrechen, Frankreich zu zerstückeln".

Frenzel führt als negative Illustration dieser Ritterlichkeit Mexico, den unthätigen Gassenlärm, die schale Phrase in Frankreichs Stellung zu Polen, den Gewinn Nizzas und Savoyens auf. Dann sagt er in Bezug auf dieses sogenannte „europäische Verbrechen":

> Renan erschrickt wie Thiers, daß neben den Franzosen, deren Erbtheil es war, ein Volk und zwar ein eroberungssüchtiges, herrschendes zu sein, ein anderes Volk sich ebenbürtig aufstellt. Genau wie seine Landsleute bezeichnet er uns die Stelle, die wir in der Weltordnung einzunehmen hätten: wir sind, wie einst die Hellenen, die Schulmeister; die Franzosen, wie einst die Römer, die Herren der Welt.

Im Verlaufe droht Renan dann mit dem Panslawismus, den Russen und dem — Papste als Nemesis des europäischen Verbrechens. Frenzel weist darauf hin, wie wenig es gerade Renan ziemt, in diesen Mächten die Rächer Frankreichs zu erblicken, in der Barbarei und der Lüge.

Am Schlusse nun will uns Renan nachweisen, was wir verloren, da wir durch unsere Eroberungslust uns die Quelle der Erkenntniß, der Bildung, die aus Frankreich fließt, verschlossen haben und „ausschließlich" geworden sind. Frenzel zeigt hier, wie wenig wir von jeher im Vergleich zu Frankreich ausschließlich waren, wie wir von jeher nicht wie die Franzosen uns nur mit heimischer Geistesbildung begnügten, sondern von unserer Jugend verlangten, Frankreichs große Dichter kennen zu lernen, während der französische Jüngling nichts von Schiller und Goethe hört, kaum die Namen kennt. Er zeigt, wie wir uns keck neben die Franzosen in geistigen Dingen hinstellen dürfen, obwol Renan uns fragt, ob wir einen Victor Hugo, eine Sand, einen Michelet u. s. w. haben. Bei dieser Gelegenheit spricht er auch die schönen Worte aus:

> Wir wollen nur für uns sein und freuen uns, daß wir keine Frauen wie Mademoiselle de la Vallière, die Maitresse eines Königs, und Ninon de Lenclos, eine öffentliche Dirne, unsern Frauen als nachahmungswürdige Beispiele aufzustellen brauchen. . . . Unsere Könige hatten keine Geliebten wie Luise Vallière, dafür hatte einer unter ihnen eine Frau: die Königin Luise; und über dies alles hinaus hatten wir zwei Freunde, die Schiller und Goethe hießen.

Der Autor stellt sich hier auf den specifisch preußischen Standpunkt, was die Frauen anlangt, und wird erst deutsch, wenn er von Schiller und Goethe spricht. Doch dürfen wir, mag auch die Geschichte einiger deutschen Höfe manche Schatten und Flecken aufweisen, Frankreich gegenüber das Frenzel'sche Wort für Deutschland in seiner Gesammtheit nehmen. Denn handelt es sich in Deutschland nur um vorübergehende Erscheinungen gerade an den Höfen, welche mit peinlicher Sorgfalt die pariser Muster nachahmten, so ist in Frankreich die Maitressenwirthschaft der Höfe etwas sich stets Wiederholendes, das noch dazu auf die Entwickelung der Bildung, auf die geistige Strömung in Frankreich von dem wesentlichsten

Einfluß war, während die deutsche Entwickelung nicht von jenen Erscheinungen so unmittelbar abhing, dank einer größern Gesundheit des Volks. Frenzel schließt dann seinen Kampf gegen Renan mit dem sehr richtigen Satze: „Der Rückzug in den Tempel der Wissenschaft, nachdem man auf dem offenen Markte Haß gepredigt, steht weder einem Denker noch einem Patrioten schön."

Wenn er daran eine Zukunftsperspective knüpft, welche sehr optimistisch klingt, so möchten wir theoretisch sehr gern beistimmen, praktisch haben wir hierfür nur eine zweifelnde Hoffnung. Er schließt nämlich den Essay mit folgenden Worten:

Wie man das Uebergewicht Frankreichs schweigend hingenommen, so wird man nach wenigen Jahrzehnten die Freiheit und Gleichheit der Engländer und Russen, der Franzosen, Italiener und Deutschen als etwas Selbstverständliches und Natürliches betrachten. Denn nicht darin besteht der Fortschritt der Entwickelung der Menschheit, daß die Hegemonie von einem Volke zum andern übertragen wird, sondern daß mit diesem Uebergange sich zugleich Cultur und Freiheit erweitern und erheben.

So gern wir den Schlußsatz anerkennen, dürften die „wenigen Jahrzehnte" unserer Ansicht nach sich doch leider etwas in die Ferne rücken. Wenn wir uns daher in dieser Beziehung skeptisch zeigen, wird man uns dies nicht verübeln. Im übrigen glauben wir durch unsere ausführlichere Besprechung dieses Essay die Bedeutsamkeit desselben zur Genüge hervorgehoben zu haben. Bedenkt man, daß Renan einer der wenigen französischen Gelehrten ist, welcher sich gedrungen fühlte, der deutschen Bildung Anerkennung zu zollen, und daß daher seine Angriffe um so ungerechtfertigter und unüberlegter erscheinen, so wird Frenzel's Entgegnung schon wegen der Persönlichkeit Renan's Interesse erwecken. Außerdem aber zeigt sich gerade in diesem Essay Frenzel's kritischer Scharfsinn in Beurtheilung historischer und culturhistorischer Momente so glänzend, daß wir ihn für das Beste des ganzen Abschnitts „Wider Frankreich" halten, die Tagebuchblätter nicht ausgeschlossen. Denn diese letztern sind wesentlich von der momentanen Gefühlsstimmung getragen, während dieser Essay das schlagfertige Urtheil entschieden in den Vordergrund treten läßt, ohne den warmen Patriotismus des Herzens durch nüchterne Verstandesanalyse zu verdrängen.

An die Betrachtung über Renan reiht sich eine Besprechung des famosen Rechenschaftsberichts Jules Favre's an, in welchem die schauerlichen Zustände des belagerten Paris unter einer von dem verderblichsten Wahnsinn ergriffenen Verwaltung in das entsprechende Licht gesetzt werden. Diesem Excurse folgt eine Kritik der neuesten Gedichte Victor Hugo's: „L'année terrible". Wenn wir hier Frenzel selbst sprechen lassen, so geben wir damit nur unser eigenes Urtheil kund, jedoch mit genauer Beschränkung auf diese schwere Verirrung des vom allgemeinen Fieber erfaßten Dichters. Frenzel charakterisirt den jetzigen Victor Hugo folgendermaßen:

Ein Kind mit dem Kopfe eines Greises, kindisch, wild, ungeberdig in seinen Wünschen, mit seinem Geschrei, und dabei altklug, schwatzhaft, ohrzerreißend wie Polonius.... Wer nicht weiß, was er will; wer statt der Fülle und Begeisterung des Demosthenes nur noch das Gekreisch eines alten Weibes hat, der gehört nicht auf die Rostra. Diese Mischung von historischen Thatsachen und Namen mit mystischer Philosophie, revolutionären Redensarten und Gassenhauern läßt in dem Leser nur das Gefühl aufkommen, als drehten sich beständig Windmühlenflügel ohne Zweck hin und her.

Wohlthuend wirkt es, wenn nach der lebendigen Schilderung des unbegreiflichsten Wahnsinns einer fiebernden Nation unsere Aufmerksamkeit auf den einzigen Vernünftigen in dem großen Tollhause Frankreich gelenkt wird. Unter dem Titel „Ein französischer Bußprediger" führt uns der Autor den Grafen Gasparin vor, welcher bereits während des Kriegs in einer Broschüre und dann in seinem Werke „La France. Nos fautes, nos périls, notre avenir" den eigenen Landsleuten den Spiegel vorhält und sie eindringlich ermahnt, endlich einmal mea culpa zu sagen. Den einzigen Vorwurf, welchen Gasparin den von ihm so günstig beurtheilten Deutschen macht, daß die Annexion von Elsaß-Lothringen nicht großmüthig war, daß die Deutschen sich nicht bemühten, ihre Erfolge zu der Begründung einer großen, allgemeinen Friedenspolitik zu benutzen, paralysirt Frenzel mit den Worten:

Der Graf wird seinerseits nichts zu antworten wissen, wenn ich ihn frage: warum sollten die Deutschen zuerst von allen Völkern das Beispiel einer unerhörten Großmuth geben? Wir sind nicht anders geartet als die andern Völker.

Es ist damit durch einen völkerpsychologischen Grund dieses einzige unbillige Verlangen Gasparin's zurückgewiesen. In schrofferer Weise hat auch Renan von uns das Streben nach einem allgemeinen Völkerfrieden verlangt. Renan und der in dieser Frage vernünftigere Gasparin vergessen aber mit oder ohne Absicht, daß unsere ganze Cultur, vor allem die Rechtsanschauungen der Völker in ihrem Verkehr von dieser ebenso erhabenen als zum mindesten in den nächsten hundert Jahren unerreichbaren Idee noch zu weit entfernt sind. Was auch der Denker von der Unvernunft des Kriegs sagen mag, die in ihren Rassen- und Stammeseigenthümlichkeiten sich stets reibenden Völker sind noch nicht zu solcher freien Anschauung des Vernünftigen gekommen und beharren noch in der Aufrechthaltung ihrer Individualität, jede Verletzung derselben mit Gewalt abwehrend. So lange diese Verletzungen dauern, wird der Krieg dauern, und jene wieder werden dauern, so lange die Völkerindividuen sich nicht in ihren Eigenthümlichkeiten ausgeglichen haben, sondern sich in diesen disharmonisch begegnen. In welche Lage nun käme die Nation, welche unter solchen Umständen Friede à tout prix predigte, umgeben von Nachbarvölkern, welche keineswegs dieser Predigt andächtig zuhören? Im übrigen glaubt Frenzel mit Recht, daß Gasparin die Rolle eines Predigers in der Wüste übernommen hat. Bisjetzt sind, trotz einiger aus Utilitätsgründen geschehenen Schritte der Regierung, wenig Anzeichen vorhanden, als habe trotz der Wallfahrten nach Lourdes und sonstiger frommer Anstrengungen der Ruf „mea culpa" den Ruf „revanche" abgelöst.

Als den letzten seiner Essays führt uns Frenzel „Die französische Komödie und das deutsche Theater" vor. Er schließt diese friedlichere Betrachtung an die bisherigen Streitschriften an in der Erwägung, daß die Tage wiederkommen, wo Deutschland wieder in Beziehungen zu Frankreich tritt, und denkt sich richtig als eine der ersten Beziehungen diejenige der französischen Bühnenliteratur. Der Aufsatz hat die Tendenz, in der Hoffnung, daß mit

dem Wiedererwachen deutschen Geistes auch die Nachahmungssucht, die Koketterie mit pariser Waare aufhöre, kritisch festzustellen, was wir von einem bisher besonders beliebten Artikel, der französischen Komödie, künftighin zu halten haben. Frenzel bewegt sich hier auf einem Gebiete, das er als Historiker und Kritiker mit der eindringlichsten Schärfe und auf das eleganteste zu behandeln weiß. Zunächst entwirft er uns ein höchst interessantes Bild der historischen Entwickelung der Bühnendichtung in Frankreich und Deutschland und knüpft daran eine genaue Bezeichnung dessen, was wir von Frankreich in dieser Beziehung lernen können und sollen und was wir beiseite lassen sollen.

Das deutsche Lustspiel wird in seinen Schwächen scharf kritisirt, und zugleich wendet sich der Autor an die Adresse der Dichter wie des Publikums mit der beherzigenswerthen Bemerkung, daß wir bei den so beliebten Anleihen in Frankreich unsern Geschmack recht gründlich verdorben haben, ohne gerade das zu lernen, was sich an französischen Bühnendichtungen lernen läßt:

> Wie die französische Malerei besitzt die französische Komödie eine meisterhafte Technik. Die lange Uebung und Erfahrung der Bühne, eine zum Dialog wunderbar begabte und geschliffene Sprache, gewisse strenge, für jeden französischen Schriftsteller unverbrüchliche Stilgesetze bilden die Grundlage dieser vielgepriesenen Mache. Mit Recht gepriesen; denn nichts ist unerträglicher, als in einem Kunstwerke die einfachsten Formgesetze verletzt zu sehen. Versen, die keine Verse sind, die den Schiller'schen fünffüßigen Jambus ebenso verspotten wie den Trimeter des Sophokles; einer Prosa, wie sie von gebildeten Menschen kaum in den alltäglichsten Beziehungen des Lebens so armselig und dürftig, so trocken und fehlervoll gesprochen wird, begegnet man bei den Franzosen nicht. Man tadle die Leerheit des französischen Verses; man erschrecke vor den Zweideutigkeiten, in denen sich zuweilen die französische Komödie gefällt, ein- oder ein andermal sogar behaglich wälzt; aber die Form ist immer gewahrt. Auf diese Dinge wird bei uns weder Fleiß noch Sorge verwandt. Die Reinheit und Klarheit der Sprache zu achten, gilt für einen akademischen Zopf. Wer Verse schreibt, wie Holz gehackt wird, wirft sich in die Brust und spricht mit Verachtung von der „schönen Sprache" Schiller's.

Er bespricht dann die Bühnentechnik. Wir theilen vollkommen seine Ansicht, daß hier das Lernen schwierig sei. Allein der Anfang muß einmal gemacht werden, es ist an der Zeit, daß nicht jedes Recept aus Paris verschrieben wird!

Weiterhin, wo Frenzel von den Stoffen der französischen Bühnendichter spricht, das Ueberpikante in denselben tadelnd, erschienen uns in Bezug auf unsere Bühnendichter folgende Worte höchst treffend:

> Beinahe sieht es aus, als ob bei uns nur noch Gevatter Schneider und Handschuhmacher Komödien schrieben. . . . Statt das Gründerthum, den modernen Jesuitismus, die socialistische Phrase, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, die politische Kannegießerei oben wie unten mit bescheidener Genügsamkeit in Couplets, die sich mehr durch Grobkörnigkeit als durch ihre Feinheit bemerklich machen, zu verspotten, sollte lieber die deutsche Lustspieldichtung sich an solchen Gegenständen versuchen.

Der Abschnitt „Wider Rom" ist in dem echt deutschen Geiste geschrieben, welcher ebenfalls in seiner Art Patriotismus genannt werden kann, d. h. ein Auflehnen des freien, auf Grundlage der Errungenschaften seiner Denker forschenden deutschen Geistes gegen den pfäffischen Despotismus und den geistigen Schleichhandel Roms. Jedenfalls ist diese Opposition an sich nur lobenswerth. Denn es kann unsers Erachtens der gegenwärtigen Generation die große Bedeutung des Kampfes mit Rom nicht oft genug und dringlich genug dargestellt werden. Es ist daher ein wirkungsvoller Gedanke, wenn Frenzel unter einem Rahmen mit der politischen Regeneration Deutschlands und dem politischen Chauvinismus Frankreichs den theologischen Chauvinismus Roms behandelt, der kein geringerer oder weniger verderblicher Feind Deutschlands ist als unsere romanischen Nachbarn im Westen.

Die Art und Weise, wie Frenzel die Reihenfolge seiner Essays in der Abtheilung „Wider Rom" geordnet hat, machte auf uns den Eindruck eines geistvoll systematischen Feldzugsplans. Er beginnt damit, in einem Essay über die Hölle und in einem allegorischen ägyptischen Märchen darzuthun, wie die äußern Erscheinungsformen des religiösen Bewußtseins einem steten Wandel und Wechsel unterworfen sind, sodaß keine historische Religionsgesellschaft darauf Anspruch machen kann, ihre Anschauungen und Lehren als das unabänderlich Ewige zu betrachten. Das religiöse Gefühl ist der Kern; Isisdienst, Katholicismus, Protestantismus sind die Form, die mit dem Jahrhundert wechselt, kommt und vergeht.

Von dieser Anschauung ausgehend, gibt uns Frenzel einen culturhistorischen Bericht über die Vorstellung von der Hölle im Christenthum. Er sagt dann gegen Schluß des Essay:

> Denn so wesenlos ist jenes Reich der Qual, daß es den irdischen Scheiterhaufen brauchte, auf dem der Ketzer verbrannt wurde, um den seinigen anzustecken. Als der eine erlosch, fing die Flamme des andern trüber zu brennen an, die Fittiche des Satans wurden immer kleiner, seine Erscheinungen auf Erden seltener. Er erfuhr das Schicksal aller Götter: die fortschreitende Logik mediatisirte ihn, dann wurde er zum Symbol und verlor seine Leibhaftigkeit, zuletzt trat das Verdämmern auch des Symbols ein.

Nachdem er in seinem Essay über die Hölle und in dem ägyptischen Märchen den Grundsatz von der Veränderlichkeit der Religionen im Gegensatz zum religiösen Gefühl dargestellt hat, geht er in dem dritten Essay an den Kernpunkt, an die Kritik des Unfehlbarkeitsdogmas. Es kann diese Oppositionsschrift natürlich nicht auf theologische Details eingehen, ja sie berührt das Dogma an sich gar nicht, sondern nur als Anstoß zu dem großen Kampfe der Gegenwart, als die stechende Spitze, zu welcher das Papstthum sich zugespitzt hat. Allerdings ist dieser Essay zu einer Zeit entstanden, in welcher die Gesichtspunkte bei Betrachtung dieser Frage noch andere waren als jetzt. Allein selbst wenn wir dieser Thatsache Rechnung tragen, scheint uns die ganze Frage doch von einer falschen Seite angefaßt. Der Autor wird dadurch sogar zu Widersprüchen geführt. Auf der einen Seite betrachtet er mit dem Auge des Hochgebildeten, auf der Höhe der Zeit Stehenden das Papstthum und das neue Dogma mit dem Lächeln des selbstbewußten Denkers als einen komischen Versuch, die Bahnen der Aufklärung hemmen, ins Rad der Zeit greifen zu wollen. Auf der andern Seite aber vermag er sich ernster Bedenken nicht zu erwehren und erblickt diese wesentlich in der heillosen Verwirrung der katholischen Gläubigen in Deutschland. Es ist dies jene

Anschauung, wie sie vor zwei Jahren alle Gebildeten hatten. In der Folge hat sich gezeigt, daß die Verwirrung, das geringe Häuflein der Altkatholiken abgerechnet, nicht so groß war. Hier betete man dem römischen Pontifex gläubig nach — dort lachte man in indifferenter Skepsis. Wenn Frenzel eine Spaltung Deutschlands von Rom und damit an den Sturz des Papstthums glaubte, so ist dies eine große Verkennung der Thatsachen. Der protestantische Culturhistoriker läßt sich hier von falschen Prämissen leiten. In den Augen der Gebildeten ist das Papstthum längst gerichtet und hat es jeglichen Nimbus verloren schon vor der Unfehlbarkeitserklärung, die, von Politik abgesehen, nicht unglaubwürdiger ist als z. B. die unbefleckte Empfängniß. Die blinden Massen aber sind noch immer die geistigen Sklaven des dreifach gekrönten Mannes von Rom und werden es noch lange, sehr lange bleiben. Von einem Sturze des Papstthums in so kurzer Frist zu sprechen, ist ein Optimismus, der seine grellen Gegenbeweise am Rhein und in Altbaiern findet. Das Papstthum wird leben auf Kosten der Bildung, der Aufklärung nach unten und genährt durch den gedankenlosen Indifferentismus der Tausende, die nicht gelernt haben, über die höchsten Dinge sich ein Urtheil zu bilden. Dies ist die düstere Thatsache, die durch die Unfehlbarkeitserklärung ihren Höhepunkt erreicht hat und die vorläufig noch eine große, schwere Frage ist. Dummgläubigkeit hier, Gedankenlosigkeit dort — diese sind die Schranken des Kampffeldes, auf welchem verhältnißmäßig kleine Scharen denkender Geister den heißen Kampf um Wahrheit und Licht kämpfen. Sie werden siegen, sie müssen siegen, die glänzendsten Schlachten sind schon geschlagen! Aber blicken wir hin auf die große Masse derer, die unsere Mitbürger sind und denen wir als die Söhne der Hölle geschildert werden, dann verzagen wir nicht, aber wir können nicht mit Frenzel, der nur den kleinen Kreis seiner Gesinnungsgenossen und nicht die Scharen der geistigen Söldlinge Roms sieht, rufen: „Der große Pan ist todt!" „Pius IX. ist der letzte Papst-König!"

Anders, besser wol stellt sich die Sache, wenn wir von dem philosophischen Gebiete unsern Blick hinüberlenken nach den politischen Verhältnissen zwischen Staat und Kirche. Hier kann und muß der Sieg der Aufklärung, des nationalen Rechtsgefühls ein rascherer werden als auf dem Gebiete religiös-sittlichen Lebens. Wenn es noch lange pfäffische Gesinnungen gibt, pfäffische Einflüsse im Staatsgebiete müssen und werden früher unmöglich geworden sein.

Zu dieser Seite der römischen Frage hat Frenzel einen höchst schätzenswerthen Beitrag in seinem Essay „Vor hundert Jahren!" geliefert. Es wird darin die Entwickelung der staatlich-kirchlichen Verhältnisse seit Ganganelli's Aufhebung der Jesuiten in knappen, treffenden Zügen charakterisirt und namentlich die frühere Kokettrie gewisser Regierungen mit Rom gebührend kritisirt. Die ernsten Mahnungen, welche Frenzel am Schluß dieses Artikels gibt, sind jetzt bereits factisch durch Thaten als nicht mehr so dringend nothwendig gezeigt, allein noch immer sind sie beachtenswerth, solange wir nicht an des Kampfes Ziel stehen. Merkwürdigerweise schließt Frenzel gerade diesen Artikel weniger optimistisch als den vorhergehenden, obwol hier der Kampf ein günstigerer zu sein scheint als auf dem Gebiete des metaphysischen Denkens. Er schließt nämlich, und wir geben ihm diesmal vollkommen recht:

> Noch ist das Wort Kant's eine traurige Wahrheit: „Wenn denn nun gefragt wird: Leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter? so ist die Antwort: Nein, nur in einem Zeitalter der Aufklärung." Daß diese Morgenröthe nicht wieder von der Dämmerung verdüstert werde, daß aus ihr ein neuer Sommertag der Menschheit aufgehe: das ist die Aufgabe und des Kampfes Ziel.

Wir halten diesen Schlußsatz jedenfalls für geeigneter in dieser Frage, als den siegesfreudig kühnen des vorigen Essay, und glauben, daß Frenzel seine Untersuchungen über die römische Frage nicht besser schließen konnte.

Es folgt dann unter dem Titel „Römische Bilder" eine Reihe historischer Skizzen, welche als Sündenregister der römischen Hierarchie sich treffend den vorhergehenden Untersuchungen der gegenwärtigen Verhältnisse anschließen. Und diese Skizzen sind formell so fein ausgeführt, daß sie fast den kunstvollen, abgerundeten Charakter kleiner Novellen haben. Sie enthalten die tragische Geschichte des Patriarchen Avedik in rein historischem, alles Anekdotische und Zweifelhafte unparteiisch beiseite lassendem Gehalte, dann die Tragödie des Hauses Carafa und der unglücklichen Herzogin von Paliano, einen von historisch-kritischem Standpunkte meisterhaften Excurs über Sixtus V., den letzten großen Papst, hierauf die düstere Geschichte der schönen Vittoria Accorombona und endlich eine Geschichte des — Ignatius von Loyola, des Begründers der päpstlichen Janitscharen im Priesterrocke. Hören wir, was der Verfasser am Schlusse über die Söhne Loyola's sagt:

> Nach Loyola's Meinung ist die irdische Welt des Satans; sie muß ihm abgerungen werden. Wenn „der Geist Gottes" die Jesuiten in die Schlacht treibt, so müssen sie die Schläge dulden, die darin ausgetheilt werden. Zwischen der modernen Gesellschaft und ihnen gibt es und sollte es keine Duldung, keinen Vertrag, keinen Waffenstillstand geben: das alte Wort allein entscheidet hier: schlagen oder ertragen, kämpfen oder Sklave werden, „aut fer aut feri, ne feriare feri!"

Der dritte Abschnitt des Werks: „Die Ideale der Zukunft", behandelt die gewaltigen Fragen, welche in unserer innern Entwickelung zu beantworten sind, die Kämpfe, welche sich an den Fortschritt der Cultur wie in andern Staaten, so auch in Deutschland knüpfen. Der erste Essay „Utopien" gilt der socialen Frage. So geistvoll nun hier jene utopistischen Richtungen des Socialismus und Communismus kritisirt und zurückgewiesen werden, so halten wir es doch für eine verfehlte Anschauung, diese mit wachsender Stärke auftretende Zeitfrage nur im Hinblick auf die Phantasmen einzelner Vertreter der radicalen Richtung auf socialem Gebiete zu betrachten. Wäre wirklich die sociale Frage nichts weiter als ein utopistisches Hirngespinst, so wäre ihre entscheidende Beantwortung so leicht, daß sie jedenfalls nicht unter die „Deutschen Kämpfe" zu zählen wäre. In der That aber liegt im Socialismus sowol als im Communismus, namentlich aber in ersterm, ein bedeutsamer Kern, dem man eben nicht zur rechten Zeit nachspürte und gegen den man jetzt noch die Augen verschließen möchte. Viel Uebel wäre verhütet worden, und

wir ständen jetzt nicht vor Thatsachen, welche diesen und jenen Politiker bedenklich den Kopf schütteln lassen, wenn man nicht so lange nur Utopien gesehen und den in und neben den Utopien aufkeimenden Samen ignorirt hätte. Wenn man die sociale Frage unter den Begriff „Utopien" faßt, so macht man sich die Sache wol sehr bequem, aber man kann sie auf diese Weise unmöglich gründlich, in ihrer wahren Gestalt erfassen. Zu unserm Bedauern müssen wir diesen Essay Frenzel's als eine gerade für die „Deutschen Kämpfe" ungenügende, etwas gar zu leicht behandelte Arbeit betrachten, welche der tiefen Auffassung der übrigen in dem Buche behandelten Fragen grell widerspricht.

In dem nun folgenden Essay „Adam und Eva" behandelt Frenzel die sogenannte Frauenfrage. Wir haben nun allerdings die Ansicht, daß in unsern Tagen die Erwerbsfähigkeit der Frauen in gewissen Kreisen und Verhältnissen zu einer Nothfrage geworden ist, indem es sich, ob „ewig weiblich" oder nicht, eben darum handelt, dem ehernen Gesetze des materiellen Bedürfnisses zu gehorchen und zu wählen zwischen hungern und essen. Trotz dieser Wahrnehmung aber müssen wir mit Frenzel jene Extravaganzen der Frauenfrage verurtheilen, wie sie uns in neuester Zeit auf Frauenmeetings u. s. w. geboten werden. Jene Nothfrage findet ihre Beantwortung im einzelnen Falle, ohne daß man den Emancipationslustigen beizutreten brauchte, welche, weit über dieses Bedürfniß der materiellen Existenz hinausgreifend, einen Nothstand in der ganzen Stellung der gesammten Frauenwelt finden.

Mit ebenso richtiger, strenger Logik als mit Humor tritt Frenzel diesen Vertheidigern und Vertheidigerinnen der unterdrückten Frauenwelt in ihrem „sanften Haremsleben" entgegen.

Nicht mit Unrecht spricht Frenzel von einigen Vorkämpferinnen, „die — honny soit, qui mal y pense! — in England wie Amerika und Deutschland über die Jahre der Jugend und selbst über die der «Frau Balzac's» hinaus sind". Wir sind ebenso ungalant wie Frenzel, in den Spitzen der Agitation ein altjüngferliches Element zu finden, in dem gewisse verfehlte Absichten eine zu wenig maskirte Rolle spielen.

Treffend erscheint uns ferner die folgende Stelle, welche das eben Gesagte schärfer bezeichnet:

> Aehnlich (es ist von den goldenen Kuppeln von Moskau gesprochen, welche Napoleon stets vor Augen sah, ohne zu ahnen, daß sie von vergoldetem Blech waren) gewahren die Vertreterinnen der Frauenemancipation wohl den Glanz, den eine gelehrte Bildung gewährt, aber sie übersehen die Einbuße, mit der ihre Schwestern ihn bezahlen müßten, und da sie selbst Blaustrümpfe sind, ahnen sie nicht, wie uns Männern ein vollendeter Blaustrumpf erscheint.

Im Verlaufe des Essay stellt Frenzel einen Satz auf, welcher leider als ein nationalökonomischer Fehler erscheint, den wir hier nur erwähnen, weil Frenzel darauf einen Beweis gegen die Frauenfrage stützt, welcher somit hinfällig wird. Er behauptet nämlich, die Arbeitslöhne müßten sinken, wenn die Frauen wie die Männer producirten, „weil Frauenarbeit billiger als Männerarbeit ist".

Es sind nun beide Sätze, Vorder- und Nachsatz, richtig, allein sie stehen nicht in dem von Frenzel angeführten logischen Verhältnisse. Frauenarbeit ist billiger als Männerarbeit wegen der mangelnden Leistungsfähigkeit sowol, als auch in gewissen Diensten wegen der leichtern Beschaffung. Allein Frenzel vergißt, daß ja die Frauen eben eine solche Erziehung beanspruchen, welche die beiderseitige Leistungsfähigkeit gleichstellt. Dann fällt dieser Grund des niedern Preises der Frauenarbeit weg, sie steht der Männerarbeit gleich. Die Löhne fallen dann nicht aus dem von Frenzel angegebenen Grunde, sondern wegen des durch Hinzutritt der „erwerbsfähigen" Frauen hochgesteigerten Angebotes von Arbeit gegenüber einer beschränktern Nachfrage.

Was übrigens, von diesem kleinen Fehler abgesehen, Frenzel den producirenden Frauen prophezeit, ist richtig. Er sagt:

> In Dresden gab es in den funfziger Jahren vierundsechzig Schriftstellerinnen, die jährlich mehr als hundert Bände „dichteten" — die Musen und der dresdener Zweig der Schiller-Stiftung werden wissen, was sie einnahmen. Genau so würde es den weiblichen Aerzten, den weiblichen Technikern ergehen. Die männlichen Philosophen, wenn sie kein Vermögen von ihren Vätern geerbt haben, wie der Weise von Frankfurt, pflegen in Dachstuben zu wohnen, wo würden erst die weiblichen Philosophen wohnen? Es sei denn, sie müßten durch die Schule der Cameliendame zur Erkenntniß, von Babylon nach Jerusalem gelangt sein.

Gerade die sittliche Frage ist unsers Erachtens wohl zu beachten in einem andern Sinne, als die guten, harmlosen Damen denken, welche so eifrig gegen die Sklaverei unserer Frauen auftreten. Exempla sunt odiosa! — der Rest ist Schweigen. Obwol der Gegenstand an bedeutungsvoller Tiefe hinter den übrigen Essays zurückbleibt, so ist er doch noch immer interessant genug, um Beachtung zu verdienen. Wir können daher mit Rücksicht auf die brillante Durchführung desselben diese Arbeit wol als einen der besten Theile des Buchs rühmen, ohne darum die bedeutsamern Partien in ihrer richtigen Beleuchtung zu schädigen.

Auf die Besprechung der Frauenfrage folgt ein dieselbe nicht nur an Bedeutung, sondern auch an Schönheit der Form weit überragender Essay: „Zum Schillertage." Die Enthüllung des Schiller-Denkmals in Berlin am 10. November 1871 veranlaßte den Autor zu einer Betrachtung über die nationale Bedeutung Schiller's. So eng begrenzt diese Arbeit verhältnißmäßig ist, so darf sie sich doch dem Besten und Schönsten, was noch über Schiller gesagt worden ist, zur Seite stellen. Der begeisterte Patriot Frenzel findet in Schiller den erhabensten Vertreter des deutschen Genius, den „Eckstein unsers Volkslebens", der wie keiner von tiefstem Einflusse auf den Gedanken eines deutschen Vaterlandes war und darum gerade in unsern Tagen mehr als je dem deutschen Volke als leuchtendes Bild eines der Besten, den die deutsche Erde geboren, vorgehalten werden muß. Der Kritiker Frenzel benutzt sein geschärftes Urtheil, um den von ihm heißgeliebten Dichter um so glänzender ins Licht setzen zu können; der Dichter Frenzel schwingt sich begeistert zu einer lyrischen Prosa auf. So entsteht eine hohe, gewaltige Apotheose des nationalsten unserer Dichter, vor welcher gewisse, selbst an den Piede-

stalen der Edelsten Nörgelnde und Nagende in ihrer geistreich absprechenden Manier wol die Achseln zucken werden, ohne daß sie den nicht von solcher Richtung angekränkelten Leser hindern können, dem Autor den innigsten Dank zu sagen. Nur weniges sei hier von Frenzel's Würdigung Schiller's angeführt:

Hier ist ein Quell des Ewigen und Wahren, der dem deutschen Volke unversieglich strömt. Aber nicht nur durch das, was er uns gegeben, nicht durch das Bewußtsein, daß wir in ihm einen Pfeiler, und nicht den schwächsten, unsers neuen Reichs haben, zieht er uns so mächtig an — weit darüber hinaus ist es der Zauber seiner Persönlichkeit, der uns in Verehrung und Liebe an ihn bindet. Freilich weiß auch hier wieder die Superklugheit ihre Bedenken vorzubringen und an dem Menschen Schiller Flecken aufzuweisen, wie an dem Dichter. Sie hat schon recht, er war kein Olympier — aber mehr als das: er war ein Mann, der aus Schuld und Irrthum, aus Elend und Fehl, aus dem Sturm und Drang der Zeit sich zur Tugend emporrang, der unaufhörlich an seiner Dichtung wie an seinem Charakter besserte und seine Seele stets reiner und harmonischer stimmte. Wenn ein Leben, so ist das Schiller's vorbildlich für deutsche Art und deutsches Wesen: Goethe's Dasein ist die Verklärung der ruhigen Ausbildung des Reichthums und der Behaglichkeit, Schiller's Dasein ist die Verklärung der Arbeit — der harten Arbeit an sich selbst zum Nutzen des Ganzen..... Der gewaltige Genius, der in Schiller war, hält uns nicht in scheuer, ehrfürchtiger Entfernung und Bewunderung. Tretet näher, scheint der Dichter zu sagen, ich war ein Arbeiter, wie ihr; was ich geleistet, was ich geworden, durch den Glauben an das Ideale und Göttliche in der menschlichen Natur und Geschichte, durch Fleiß und Anstrengung, durch Entsagung und Pflichterfüllung bin ich es geworden.

Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt. . . . .

Von der Apotheose Schiller's führt uns der Autor über auf die Entwickelung des geistig-religiösen Lebens in dem Essay „Götterdämmerung", welcher sich gegen Strauß und sein Werk „Der alte und der neue Glaube" wendet. Wir selbst sehen in dem Strauß'schen Werke das Endresultat der Kritik dieses großen Gelehrten mit Bedauern in den Materialismus verlaufen und möchten nicht unter die Strauß'schen „Wir" gezählt werden. Daher kann von uns die Frenzel'sche Kritik des Strauß'schen Materialismus nur willkommen geheißen werden. Namentlich sind wir ihm von Herzen dankbar für den Hinweis auf jene große Lücke, welche nicht nur bei Strauß, sondern bei allen verwandten Richtungen im Uebergange von Theorie zur Praxis liegt. Bekanntlich gilt hier als beliebtes Hülfsmittel, sich damit zu retten, daß man das theoretisch für wahr Gehaltene hübsch theoretisch läßt und die praktische Consequenz desavouirt. Man bebt zurück vor dem Lebendigwerden des Wortes, das man in Büchern und Zeitschriften predigt, und ist außer der Studirstube alles, nur nicht der das eigene Evangelium thatsächlich Durchführende. Die eigenthümliche Methode dieser Trennung einer enragirt vertheidigten theoretischen Lebensweisheit und einer ängstlichen Vermeidung, ja gar Verketzerung der daraus logisch folgenden praktischen Lebensanschauungen war unserm einfachen Verstande immer verdächtig, auch bei dem „ganzen" Strauß, der hier seine Ganzheit ziemlich theuer kauft, wie Frenzel in dessen Uebergang von Philosophie zu Politik zeigt.

Sind wir Frenzel so weit zustimmend gefolgt, so können wir dies nicht mehr, wenn er sein Glaubensbekenntniß der Philosophie überhaupt gegenüberstellt. Wir finden den Weg, welchen Strauß aus dem spinozistischen Optimismus zum Materialismus macht, nicht gerechtfertigt. Der in diesem Wege liegende Mangel zeigt sich in dem erwähnten Uebergange zur Politik, wo der Spinozist mit dem Materialisten bei scheinbarem Zusammenhange in Widerspruch geräth und nun zu starker Willkür greifen muß.

Strauß gibt uns ein ganzes, abgeschlossenes System, das wol den Optimismus, aber nicht die gezogene materialistische Consequenz wahrt. Es ist die Nothwendigkeit, Spinozismus oder Materialismus fallen zu lassen, welche Strauß erfaßt, sobald er das praktische Gebiet betritt. Gerade Strauß hat uns wenigstens gezeigt, daß es ein schwerer Irrthum ist, von Spinoza zum Materialismus hinüberzuschließen.

Wenn wir nun diese Anschauung nicht theilen, so stehen wir doch darin Strauß näher als Frenzel, daß wir nicht die ersprießliche Weiterentwickelung unsers metaphysischen Bedürfnisses wie dieser in einer Religion finden, welche, sich vom kritischen Verstande emancipirend, wesentlich Gefühlsreligion ist, die nun, Orthodoxismus und Ultramontanismus negirend, eines beständigen Läuterungs- und Wandlungsprocesses fähig, die weise Mitte zwischen dem pfäffischen und dem philosophischen Extreme halten soll.

Wir sind hier in das Gebiet individueller Meinungen gelangt, die sich insofern einer eingehenden Kritik entziehen, als uns hier der Ort nicht erscheint, die Bahn philosophischer Disputation zu betreten. Frenzel führt seine Ansichten in bescheidener Subjectivität auf, ohne weitergehende Ansprüche. Uns bleibt daher nur eine Zustimmung oder Ablehnung nach unserer persönlichen Ueberzeugung, ein Gleiches dem Leser der „Deutschen Kämpfe" überlassend.

In seinen „Weihnachtsgedanken", welche den Schluß der Sammlung bilden, spinnt Frenzel die Gedanken einer beständigen Wandelbarkeit der äußern Formen des religiösen Bewußtseins weiter aus, und erinnert noch schließlich an den Zusammenhang der Weihnacht des Jahres 800 mit der des Jahres 1870 als der beiden Geburtstage des alten und des neuen Deutschen Reichs.

Am Schlusse unserer Besprechung glauben wir der Hoffnung Raum geben zu dürfen, dem Frenzel'schen Werke nach Kräften gerecht geworden zu sein. Wie wir mag auch ein anderer dies oder jenes nicht seinen Anschauungen conform finden; er wird aber mit uns dem Autor danken für den Genuß und die Anregung, die ihm aus dem, in des Wortes bester Bedeutung, schönen Buche geworden ist. Eine Blüte patriotischen, nationalsten Geistes, eine Blüte edler, reiner Geistesfreiheit mag es allen warm und innig empfohlen sein, welche die Sehnsucht, dem erdrückenden Alltagsstaube zu entrinnen, nach erhebender, erfrischender Nahrung für die Mußestunden zu suchen treibt.

Theodor von der Ammer.

Zur Würdigung des römischen Papstthums und des Jesuitismus.

(Beschluß aus Nr. 23.)

1. Römische Disputation zwischen Katholiken und Protestanten über die These: War Petrus in Rom? Nach den stenographischen, von den Vorsitzenden beider Parteien beglaubigten Berichten vollständig und wortgetreu übersetzt. Münster, Russell. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die Quellen der römischen Petrus-Sage kritisch untersucht von Richard Adalbert Lipsius. Kiel, Schwers. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Die römische Papstmythe. Akademischer Rathhausvortrag von Gustav Volkmar. Zürich, Schabelitz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Der Fels Petri in Rom. Beleuchtung des Fundaments der römischen Papstherrschaft von J. Frohschammer. Kempten, Dannheimer. 1873. Gr. 8. 4 Ngr.
5. Der Felsen Petri — kein Felsen. Von F. H. Hesse. Berlin, Lüderitz. 1874. Gr. 8. 7½ Ngr.
6. Die Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich. Vom Anfang des vorigen Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Von Johann Kelle. Prag, Verlag der Bohemia. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Gustav Volkmar's Broschüre: „Die römische Papstmythe" (Nr. 3), beschäftigt sich nicht mit der Petrus-Sage allein, sondern macht die unsichere, sagenhafte Geschichte des primitiven Papstthums überhaupt zum Gegenstand der Betrachtung, um das Fundament und die Berechtigung der spätern und insbesondere der gegenwärtigen maßlosen Ansprüche der Päpste zu würdigen. Der Petrus-Sage aber wird eine eingehendere kritische Beleuchtung gewidmet und werden dabei besonders die Verhältnisse der Juden- und Christengemeinde in Rom in ihrer stufenweisen Entwickelung in Betracht gezogen. Es wird gezeigt, wie die römische Christengemeinde ursprünglich eine durchaus judenchristliche war, wie dann die paulinische Richtung ebenfalls zur Geltung kam, natürlich nicht ohne harte Opposition. Es ist begreiflich, daß der durch Paulus mächtiger werdenden heidenchristlichen Richtung gegenüber die judenchristliche nach Kräftigung strebte und diese in der Sage oder Behauptung finden konnte, daß auch Petrus in Rom gewesen, die Gemeinde gegründet und Paulus (Simon) bekämpft und überwunden habe: eine Sage, die sich sicher bald dahin milderte, daß Petrus zwar noch als Hauptperson dem Ketzer gegenüber betrachtet ward, Paulus aber nicht mehr als Feind, sondern als Genosse des Petrus dem Feinde, Simon Magus, gegenüber erschien. Paulus ward schon bei seinen Lebzeiten heftig von den Judenchristen wegen seiner freiern Auffassung, insbesondere wegen Aufhebung des jüdischen Gesetzes angefeindet, ward sicher wie ein Samariter oder nach Analogie der Samaritaner betrachtet, die zwar auch an den Gott der Juden glaubten, aber das Mosaische Gesetz nicht in gleicher Weise beobachteten. So mochte er bald mit dem Samariter Simon Magus verglichen und dem Petrus wie dieser oder geradezu als dieser gegenübergestellt werden. Die judenchristliche Apokalypse, die großen Eindruck machte bei den christlichen Gemeinden, mochte die judenchristliche Richtung in Rom nach dem Hingang des Paulus selbst wieder heben und die heidenchristliche Partei niederdrücken, während umgekehrt die bald darauf folgende Zerstörung Jerusalems und des Tempels wieder die judenchristliche Partei beugen und die heidenchristliche heben mußte, und so nach und nach wol eine Ausgleichung herbeigeführt werden konnte. Dabei gewann das Moment des Römerthums und der Welthauptstadt sicher mehr und mehr an Gewicht, und man mochte bald den Vortheil wahrnehmen, der aus der Verbindung aller bisher widerstreitenden Momente, insbesondere des Ansehens des Petrus wie des Paulus erwachsen mußte. Beide Apostel wurden demnach als Gründer der christlichen Kirche in Rom miteinander vereinigt, obwol keiner von beiden der Gründer war und nur von Paulus es wahrscheinlich ist, daß er in Rom starb, wenn auch ungewiß bleibt, ob den Märtyrertod. Daß Petrus je in Rom gewesen, ist durch keinerlei historisches Document irgendwie begründet. Die um das Jahr 100 n. Chr. von einem Pauliner in einer für beide Parteien conciliatorischen Tendenz verfaßte „Apostelgeschichte" enthält in keiner Weise eine Andeutung davon, obwol Veranlassung dazu nahe genug lag. Der erste, der ausdrücklich die römische Gemeinde von Petrus und Paulus gemeinsam begründet sein läßt, ist Dionysius, Bischof von Korinth, der ärgste Fabulant der altkatholischen Kirche. Sicher, der Aufenthalt und die Wirksamkeit Petri in Rom ist eine Sage, Mythe, deren Entstehung sich aus den Parteibestrebungen unschwer erklären läßt, wenn man bedenkt, daß in jener fabulirenden, mythisirenden Zeit jemand, der von der Wahrheit gewisser Ideen fest überzeugt war, gar kein Bedenken trug, dieselben in ein historisches Gewand zu hüllen und frühern Autoritäten in den Mund zu legen und durch angebliche Thatsachen bezeugen zu lassen. Man meinte da einzig der Wahrheit die Ehre zu geben. Die an sich für gleichgültig erachtete Geschichte mußte so gestaltet werden, daß sie der Wahrheit (wie man sie verstand) Dienste leistete.

Volkmar's klare, übersichtliche Schrift ist sehr instructiv und verdient die weiteste Verbreitung.

Des Referenten Broschüre: „Der Fels Petri in Rom" (Nr. 4), ein Separatabdruck eines in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" zu Anfang August 1872 erschienenen Artikels mit dem gleichen Titel, ist möglichst populär geschrieben und für weitere Kreise, insbesondere für katholische bestimmt, um sie über das wahre Fundament der so anmaßend auftretenden Papstherrschaft näher aufzuklären. Sie ist daher so gehalten, daß ihre Beweisführung auch für solche Katholiken zu voller Geltung kommen kann, die sonst an allen dogmatischen Voraussetzungen der katholischen Kirche festhalten. Ja unter diesen Voraussetzungen erst recht erweist sich die Behauptung einer Gründung der römischen Kirche durch Petrus und eine Uebertragung des sogenannten kirchlichen Primats und der Statthalterei Gottes auf Erden als völlig unhaltbar und absurd. Die Schrift hat gleichwol ebenfalls eine verhältnißmäßig nur geringe Theilnahme gefunden. Die ultramontanen Blätter haben sie vollständig ignorirt, und auch von den liberalen haben in ganz Deutschland kaum mehr als drei oder vier davon kurze Notiz genommen.

Die meisten derselben scheinen noch immer in dem Wahn befangen, durch Declamationen und durch Raisonniren etwas gegen die katholische Hierarchie ausrichten zu können und dabei das katholische Volk ignoriren und also ebenso als misera ignorans plebs behandeln zu dürfen, wie die Hierarchie selbst es thut. Und doch liegt gerade bei dem katholischen Volke schließlich die Entscheidung im kirchenpolitischen Kampfe der Gegenwart, nicht in gesetzlichen Maßregeln, auch nicht bei der physischen Gewalt. Wenn es nicht gelingt, das Volk von den Banden der Hierarchie zu befreien durch Bildung und Aufklärung über den wahren Sachverhalt, wenn es in der Macht der Hierarchie gefangen und insofern dieser dienstbar bleibt, ist alles andere vergeblich. Wahrhafte Aufklärung und Befreiung können nicht leere Phrasen geben, wenn sie auch noch so liberal klingen, sondern nur sachliche Belehrung über die wirkliche Berechtigung der Hierarchie und vor allem darüber, *ob* ihre Macht und ihre Ansprüche wirklich göttlich begründet seien. Die Frage um den Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom ist eine sehr passende für diesen Zweck, schon weil sie jedermann klar und verständlich gemacht werden kann und weil sie gleich den ganzen Bau der päpstlichen Herrschaft im Fundamente erschüttert und der Vernichtung überantwortet. Es gehört wahrlich nicht zu den geringsten Qualen für jemand, der Jahre und Jahrzehnte in Theorie und Praxis diese Dinge kennen gelernt hat, sehen zu müssen, wie in dieser schwierigen Zeit liberale einflußreiche Blätter plan- und ziellos wirken und natürlich in diesem Kampfe nicht das mindeste ausrichten durch die verkehrten Mittel, die sie anwenden, und durch die völlige Methodelosigkeit und Halbheit ihres Verfahrens, während sie verständnißlos das vollständig ignoriren, was ihnen an geeigneten *Mitteln* dargeboten wird, und die Rathschläge zurückweisen oder unbeachtet lassen, die ihnen von den in diesen Angelegenheiten Erfahrenen gegeben werden. Daß die ultramontanen Blätter über diese Sache Stillschweigen beobachten, ist begreiflich, ist der Sachlage und ihrer Klugheit entsprechend. Sie kennen die Gefahr wohl, die ihrer Sache von hier aus droht, wenn die Kenntniß davon einmal in das Volk bringt. Und ihre Noth und Verlegenheit verräth sich, wenn sie dennoch von der Sache einmal reden. So griff kürzlich in den bekannten „Historisch-politischen Blättern" ein ultramontaner Kampfheld zu einem geradezu komischen Mittel, um aus der Verlegenheit zu kommen. Er behauptet nämlich: allerdings seien keine historischen Zeugnisse aus frühester Zeit darüber vorhanden, daß Petrus je in Rom gewesen. Dies komme aber nur daher, daß er heimlich dahingegangen, die römische Christengemeinde gegründet habe und ebenso heimlich nach Palästina zurückgekehrt sei. Dies sei schon sehr frühe geschehen — natürlich, damit auch die 25 Jahre des Pontificats des Apostels Petrus gerettet werden, welche die römische Tradition vorschreibt —, denn später sei der Apostel wieder hingekommen, und zwar gerade recht, um bei der Christenverfolgung den Märtyrertod zu erleiden. Heimlich sei aber Petrus nach Rom gegangen, um daselbst Gründer und Beherrscher der Kirche zu werden, weil er fürchtete, die Judenchristen in Palästina möchten ihm etwa gar zu harte Vorwürfe machen darüber, daß er zu den Heiden gegangen sei u. s. w. Diese Zurechtlegung der Sache, so abgeschmackt und nach allen Theilen unbegründet sie ist, wird man dennoch dem katholischen Volke aufzwingen als Lösung aller Schwierigkeiten, und dieses, außer Stand selbst zu prüfen, weil zur Blindgläubigkeit gebildet und genöthigt, wird daran auch glauben, wenn man nicht mehr und nicht planmäßiger, als es bisjetzt geschehen, liberalerseits sich bemüht, die Wahrheit wirklich und entschieden unter das Volk zu bringen.

Die Schrift „Der Felsen Petri — kein Felsen", von F. H. Hesse (Nr. 5), beschäftigt sich nicht mit dem Aufenthalt Petri in Rom, sondern geht noch weiter zurück, um die Ansprüche des Papstthums zu prüfen und als unberechtigt und unhaltbar nachzuweisen. Bekanntlich werden die maßlosen Ansprüche des römischen Papstes als vermeintlichen Nachfolgers und Erben des Petrus hauptsächlich auf die Worte zurückgeführt, die Jesus zu Petrus soll gesprochen haben, um ihm den Primat, die Oberherrschaft in der Kirche, zu übertragen. „.... Ich sage dir, du bist Petrus (Felsen), und auf diesen Felsen will ich meine Kirche (Gemeinde) bauen, und die Pforten der Hölle werden nichts wider sie vermögen. Und ich gebe dir die Schlüssel des Himmelreichs, und was du immer auf Erden gebunden haben wirst, wird auch im Himmel gebunden sein, und was du immer auf Erden gelöset haben wirst, wird auch im Himmel gelöset sein." (Matth. 16, 18 fg.) Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, zu zeigen, daß diese Stelle apokryph, unecht sei und erst später in das Evangelium gebracht worden sein müsse, also von Jesus gar nicht stamme; sodaß demnach auch alle päpstlichen Ansprüche, die sich darauf gründen, in sich zusammenfallen. Die Gründe, durch welche der Verfasser seine Behauptung stützt, oder vielmehr aus welchen er dieselbe ableitet, sind nicht ohne großes Gewicht und verdienen die höchste Beachtung, sind aber freilich vergeblich vorgebracht, da gerade diejenigen sie nicht beachten dürfen, für welche sie von entscheidender Wichtigkeit wären — die katholischen Theologen und Geistlichen. Aber immerhin ist es wünschenswerth, daß sie in möglichst weiten Kreisen und womöglich auch bei dem katholischen Volke bekannt werden. Die Wirkung davon muß sich allmählich doch geltend machen, wenn auch eine augenblickliche nicht zu erwarten ist. Wir wollen diese Gründe hier kurz anführen.

Zunächst ist auffallend, daß diese Rede Jesu zu Petrus nur im Matthäus-Evangelium vorkommt, bei allen andern aber verschwiegen ist. Und doch sollte man denken, bei der so ungeheuern Wichtigkeit der Sache hätten alle sie erwähnen müssen. Ist doch gerade dieses Wort für die spätere Kirche das wichtigste, einflußreichste geworden, wichtiger als alles andere, was Jesus zu den Aposteln gesprochen, um sie mit Vollmachten für ihren künftigen Beruf auszustatten. Erwähnen die übrigen Evangelisten doch weit weniger Wichtiges, wenn es auch von den andern schon gesagt ist, wie sollten sie gerade dieses große Wort zu Petrus, wodurch diesem eine enorme Vollmacht übertragen, derselbe über alle andern Apostel himmelweit erhoben wird, mit Stillschweigen übergangen

haben? Ein zweiter Verdachtsgrund besteht darin, daß nach demselben Evangelisten, und zwar an der gleichen Stelle unmittelbar nach den genannten Worten, derselbe Apostel die schärfsten Tadelsworte Jesu zu vernehmen hat: „Weiche von mir, Satan, du bist mir ein Aergerniß, denn du verstehst nicht was Gottes ist, sondern nur das Menschliche" —, während derselbe Petrus einige Verse zuvor gerühmt und ausgezeichnet wird, weil seine Reden von Eingebung Gottes Zeugniß geben! Ein so jäher Wechsel muß den höchsten Verdacht erregen, daß hier nicht sachgemäß und historisch getreu berichtet sei. Dazu kommt, daß wieder in demselben Evangelium bei späterer Gelegenheit (Matthäus 18, 18) ganz dieselbe Vollmacht, die zuvor dem Petrus allein ertheilt wird wegen seines besondern Zeugnisses, das ihm nur Gott geoffenbart haben könne, nun allen Aposteln zugleich ertheilt wird, sodaß die frühere an Petrus eigentlich gar keine rechte Bedeutung mehr hat, und damit das vorher begründete Papalsystem nunmehr ohne alle weitere Erklärung oder Motivirung durch das Episkopalsystem ersetzt wird und also Petrus den Vorrang, das Privilegium, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen, wieder verliert, nachdem es ihm zuvor so feierlich übertragen worden. Ebenso steht es mit der erwähnten Uebertragung der absoluten Schlüsselgewalt und Oberherrschaft an Petrus in Widerspruch, wenn später doch wieder die Jünger Jesu eingeführt werden als streitend darüber, wer denn eigentlich der Erste sei und den Vorrang habe unter ihnen. Hätte Jesus wirklich die genannten Worte zu Petrus gesprochen, so könnte doch gar kein Zweifel mehr obwalten und kein Streit entstehen über eine so feierlich entschiedene Frage. Die Sache wird noch bedenklicher, da Jesus hier die erste Stelle nicht von feierlicher Uebertragung abhängig macht, sondern von Demuth und Niedrigkeit der Stellung, da er sagt, wer der Erste unter ihnen sein wolle, der müsse der Letzte, müsse der Diener von allen sein. Aehnlich, als einmal die Mutter der Zebedäiden, des Jakobus und Johannes, an Jesus herantrat und ihn bat, ihren bei den Söhnen im messianischen Reiche die beiden höchsten Ehrenstellen zu verleihen. Jesus lehnt dies ab und bemerkt sogar, daß solches nicht seine Sache, sondern zu verleihen dem Vater vorbehalten sei. Wenn Jesus hier so spricht und dies als feststehend bezeichnet, wie konnte er dann im Widerspruch damit dem Petrus einen so unvergleichlich hohen Rang allen übrigen gegenüber zutheilen? Außerdem erklärt Jesus hier auch noch, daß in seinem Reiche nicht geherrscht werden dürfe von den Aposteln, wie dies die Könige der Erde thun. Wiederum nicht in Uebereinstimmung mit der absoluten Gesetzgebungs- und Schlüsselgewalt, die er dem Petrus verliehen haben soll.

Nach Christi Hingang ferner sehen wir Petrus nirgends auf die ihm angeblich allein übertragene absolute Gewalt Anspruch machen, sehen ihn nirgends dieselbe ausüben. Er tritt zwar auf vor dem Volke und in der Versammlung, aber nicht pochend auf eine übertragene Obergewalt, sondern offenbar aus Eifer und Temperament, und ordnet sich auch wol andern, insbesondere Jakobus, dem Haupte der Gemeinde in Jerusalem, unter, erscheint also mehr als ein Cooperator dieses Apostels denn als Oberhaupt und Herrscher über alle andern. In seinem Verhalten in der Judenchristen- und Heidenchristen-Frage bezüglich des jüdischen Gesetzes zeigt er viel Schwanken und Schwäche und benimmt sich keineswegs wie einer, dem die absolute Befugniß und Gewalt übertragen ist, im Himmel und auf Erden zu binden und zu lösen. Es ist ein klägliches Verhalten vielmehr gegenüber dem Worte vom Felsen und von der so großartigen Schlüsselgewalt. Er läßt sich von dieser und jener Partei beeinflussen und wird endlich trotz seiner angeblichen Felsennatur und seiner Plenipotenz vom Apostel Paulus energisch zurechtgewiesen. Auch auf dem sogenannten Apostelconcil zu Jerusalem tritt er zwar auf und verschafft sich Gehör, aber es wird doch nicht sein Vorschlag angenommen, als wäre er ein unfehlbarer Ausfluß einer absoluten Binde- und Lösegewalt, sondern es erhält vielmehr die Formulirung des Apostels Jakobus Zustimmung und Geltung.

Dies alles hebt der Verfasser eingehend hervor, indem er daraus schließlich die Annahme ableitet, daß wir es bei der genannten Stelle vom Felsen (Petrus) und von der Schlüsselgewalt mit einem apokryphen Zusatz, mit einem unechten Ausspruch, den man Jesus in den Mund legte, zu thun haben. Als Veranlassung dazu nimmt der Verfasser den Streit zwischen Juden- und Heidenchristen an und den Gegensatz zwischen Petrus und Paulus. Er meint, daß nach der Zerstörung von Jerusalem, als auch die beiden Apostel bereits dahingegangen waren, die Judenchristen in der gedrückten Stimmung und Lage, in welcher sie sich dadurch den Heidenchristen gegenüber befanden, dem Petrus diese Auszeichnung aus dem Munde Jesu zutheilen mochten, um ihn dem Paulus gegenüber zu erhöhen und als starke Stütze für sich geltend zu machen. Wir hätten es demnach mit einer Art Fälschung oder Fiction zu thun im Parteiinteresse, und der Anfang jenes Verfahrens, das in Rom eine so große Rolle spielte alle Jahrhunderte hindurch, hätte also schon mit der angeblichen Felserklärung des Apostels und der Ertheilung der Schlüsselgewalt begonnen. Wie dem sei, höchst bedenklich steht es um diese biblische Stelle jedenfalls, und als unmöglich oder auch nur unwahrscheinlich ist die Einfügung einer apokryphen Stelle in das Matthäus-Evangelium keineswegs zu betrachten, wenn man erwägt, was alles in dieser Richtung in jener Zeit der Sagen- und Legendenbildung geleistet wurde, und wie wenig man Arges dabei dachte, in Ermangelung des Sinnes für historische Wahrheit, das, was man für wahr und heilsam hielt, in eine historische Thatsache einzukleiden und eine große Auctorität dafür zu fingiren.

Die anziehend geschriebene Broschüre ist ein schätzbarer Beitrag zur richtigen Würdigung des Fundaments, auf dem die römische Papstherrschaft ruht, und verdient in weiten Kreisen gelesen zu werden. Leider wird sie, wie bemerkt, voraussichtlich gerade dahin nicht dringen, wo sie am nothwendigsten wäre, zu dem katholischen Volke. Die päpstliche Hierarchie hat Zeit gefunden, im Laufe des kirchenpolitischen Streites das katholische Volk von Beeinflussung durch die liberale Presse in hohem

Grade abzuschließen und, noch mehr, dasselbe mit blindem, oft fanatischem Vorurtheil dagegen zu erfüllen. Und selbst von seiten liberaler Katholiken wird man der Schrift vielfach die beliebte Phrase entgegenhalten, daß sie „zu weit gehe", daß sie eben nicht mehr „auf dem kirchlichen Standpunkt" sich halte. Denn dies sind beliebte Schlagworte sogenannter katholischer Reformfreunde, womit sie jede entschiedene Bewegung abweisen und lähmen und jede kühnere Thätigkeit ankränkeln und hemmen. Denn man fragt auch hier noch immer danach, ob etwas „kirchlich", nicht, ob es wahr und christlich sei; und man meint noch immer, nur durch Gläubigkeit und Verzicht auf eigenes Urtheil werde der Wahrheit die gebührende Ehre erwiesen, und nur hierin und in der Altgläubigkeit beurkunde sich Wahrheitsliebe, nicht in der anstrengenden Forschung und in der schwer zu erringenden Wissenschaft. Daher leider zu befürchten ist, daß durch diese Halbheit und Unentschiedenheit nur der anfänglich vorhandene Muth zur Opposition und Reform nutzlos verpufft werde und schließlich infolge von Ermüdung und Ueberdruß an Stelle der anfänglichen Theilnahme und Begeisterung der jesuitischen Kirche ein neuer Triumph entstehe. Wenn nicht durch planvolleres Zusammenwirken der liberalen Presse und durch Vereine ausdauernd und energisch für die Bildung des katholischen Volks gearbeitet wird, ist kaum ein anderes Resultat zu erwarten, wenigstens nicht auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete, und infolge davon allerdings auch auf dem kirchenpolitischen Boden kein wirklicher Friede zu erreichen.

Einen höchst interessanten Beitrag zur Würdigung des Jesuitismus gibt J. Kelle durch seine Schrift über die „Jesuiten-Gymnasien in Oesterreich" (Nr. 6), die um so verdienstvoller ist, je weniger gerade diese Seite des *Jesuitismus* in detaillirter, auf genauer Kenntniß historischer Documente beruhender Weise dargestellt wurde. Dem Verfasser standen solche reichlich zu Gebote, da er in vielen Bibliotheken, besonders der Klöster, zahlreiche Aufzeichnungen über diesen Gegenstand, Verzeichnisse von Vorlesungen und Lehrgegenständen der Jesuitenanstalten, Sammlungen von Thesen, Zusammenstellungen von Schul- und Hausaufgaben, Briefe von Lehrern und Schülern u. s. w. zu Gesicht bekommen. Danach schildert und charakterisirt er die jesuitischen Lehranstalten, die Lehrer, die Lehrgegenstände, die Lehrweise und die Schüler.

Der Verfasser beginnt mit der Darstellung der Ausbildung der jesuitischen Lehrer für ihren Beruf, mit der Wahl und Bildung der Novizen, ihren Beschäftigungen, den verschiedenen Stadien ihrer Disciplinirung, wie man wol statt Ausbildung sagen kann. Waren die Studirenden, die sich zur Aufnahme in den Orden meldeten, nach umsichtiger Prüfung ihrer Verhältnisse und Personen ins *Noviziat* eingetreten, so wurden sie ein paar Jahre lang sogleich in fast vollständiger intellectueller Unthätigkeit erhalten und blos mit allerlei, insbesondere geistlichen Uebungen beschäftigt; sie konnten demnach recht wohl das größtentheils wieder vergessen, was sie gelernt hatten. Der Acker (des Geistes) sollte zuerst auf einige Zeit brach gelegt und alles Unkraut durch die Egge des Gebets und der Betrachtung ausgereutet werden, damit dann ganz von neuem dieser Boden bebaut werden konnte. Aller Verkehr ward mit der Außenwelt abgebrochen, selbst mit Aeltern und nächsten Verwandten; ja sie sollten nur noch sagen, daß sie Aeltern gehabt, nicht daß sie solche haben. Das Wort Jesu: Wer nicht haßt seinen Vater, seine Mutter u. s. w., ward wörtlich genommen und schmählich Misbrauch damit getrieben. Zweifel, die etwa aufstiegen, sollten durch Gebet, und zwar Lippengebet besiegt werden, da man während desselben allerdings nicht denken, also auch dem Zweifel nicht nachhängen kann, und so die Versuchung des Teufels überwunden wird. Austreten konnten die Novizen wol, aber nur schwer bei dem moralischen Druck, unter dem sie standen, und außerdem wurde denen, die auszutreten ernstlich gesonnen, zuvor noch ein langes Verzeichniß von Unglücksfällen vorgelesen, welche die betroffen, die wieder ausgetreten waren — um sie zu schrecken und durch Aberglauben zurückzuhalten!

Es wird nun die weitere Vorbereitung für das Lehrfach geschildert, die Lehrbücher mit ihren Regeln — aus denen manch Ergötzliches beigebracht wird, die Magister in den untern Klassen, ihr Verhältniß zu den Studienpräfecten, das schroffe Klassenlehrsystem mit ein und demselben Lehrer durch vier Klassen aufsteigend u. s. w. Dann die Unterweisung und Prüfung der Studirenden, die Komödien, Akademien, Decurionen, Magistratus, Aemulus u. s. w. Allenthalben wird auf das Verkehrte, Verderbliche dieser Einrichtungen hingewiesen. Man kann sagen: wie der Jesuitenorden überhaupt sich selbst zum Zwecke hat bei all seiner Einrichtung und Wirksamkeit, so auch bei der Einrichtung seiner Lehranstalten. Diesem Zwecke muß alles dienen, alles geopfert werden, die Vernunft vor allem und der selbständige Wille, aber auch das Gewissen selbst; denn für die Zwecke der Gesellschaft oder um Schaden derselben zu vermeiden, darf Sittengesetz und Gewissen in der erstaunlichsten Weise gebogen werden. Demgemäß waren auch die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten eingerichtet; sie mußten in ihren Einrichtungen sich durchaus nach den Zwecken des Ordens selbst richten, diesen dienen. Es handelte sich weniger darum, den Geist der Zöglinge zu bilden, als vielmehr sie vollständig in den Boden der römischen Kirche mit allen Wurzeln ihres Seins und ihres Interesses zu versetzen, ihnen die kirchliche Sprache beizubringen, sie mit römisch-katholischer Anschauungsweise vollständig zu durchdringen. Außerdem aber war ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, besonders die adelichen reichen Zöglinge, deren Gunst künftig dem Orden viel nützen konnte, so zu behandeln, daß sie den Jesuiten geneigt wurden, das Leben bei ihnen angenehm fanden und mit den besten Eindrücken ins Leben traten. Sie wurden daher allenthalben bevorzugt, die ärmern zurückgesetzt und willkürlich behandelt. Die Komödien insbesondere dienten dazu, jenen Begünstigten, auch wenn sie nichts lernten, Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen und durch Schauspielerei die Anstalt zu vertreten. Man kennt die Erziehung des Adels bei den Jesuiten im allgemeinen ohnehin schon hinreichend. Die jungen Menschen wurden so weit gebildet, daß sie möglichst genußfähig wurden, und zugleich so devot und kirchenergeben gemacht, daß sie stets bereitwillig waren, für ihre Genußsünden die

Absolution demüthig von der Hierarchie zu erbitten. Das war in der guten alten Zeit in Frankreich und anderwärts und führte zum schmählichen sittlichen Verfall und schließlich zur Französischen Revolution. Daraus indeß ward keine Lehre gezogen, in der neuern Zeit begann dasselbe Spiel von neuem. Die österreichische Regierung versuchte wiederholt die Anstalten der Jesuiten zu verbessern, den Zeitbedürfnissen entsprechender zu gestalten. Vergebens, die Jesuiten boten allen Versuchen Trotz. Endlich kam die Aufhebung des Ordens 1773. Kaum war er in diesem Jahrhundert (1814) wieder hergestellt, so bemühten sie sich sogleich um Wiederzulassung in Oesterreich. Es gelang ihnen auch, dieselbe zu erwirken. Im Jahre 1848 mußten sie neuerdings weichen; aber die Reactionszeit führte sie zurück und brachte ihnen mehr Rechte und Privilegien in Oesterreich, als sie je besessen. Man muß die Verhandlungen des Grafen Leo Thun mit dem Jesuitengeneral Pater Beckx lesen, um zu sehen, bis zu welcher Demüthigung Staatsmänner und Regierungen den Jesuiten gegenüber sich verstanden — natürlich in der Ueberzeugung, daß sie allein einen sichern Damm gegen die Revolution bilden, und daß die Kirche die allein sichere Stütze der Throne sei. Leider hat man sich auch gegenwärtig noch nicht überall befreien können von dem Wahne, daß man die Zeitgefahren nur durch die Hierarchie bestehen und überwinden könne. Daß die rothen Internationalen nur durch die schwarzen Internationalen, der Teufel nur durch Beelzebub ausgetrieben werden könne, scheint noch immer ein Glaubenssatz mancher Staatsweisen zu sein.

J. Frohschammer.

Ein ethnographisches Prachtwerk.

Vom Amazonas und Madeira. Skizzen und Beschreibungen aus dem Tagebuche einer Explorationsreise von Franz Keller-Leuzinger. Mit zahlreichen, nach den eigenen Skizzen vom Verfasser auf Holz gezeichneten und in der xylographischen Anstalt von A. Cloß ausgeführten Illustrationen. Stuttgart, A. Kröner. 1874. Folio. 10 Thlr. 20 Ngr.

Das vorliegende Erzeugniß der deutschen Presse darf mit vollstem Recht auf den Namen eines Prachtwerks Anspruch machen. Abgesehen von dem vorzüglichen Typendruck, ist es mit einer verschwenderischen Fülle größerer und kleinerer Abbildungen ausgestattet, die theils ganzseitig ausgeführte Tableaux bilden, theils als Vignetten und Illustrationen in den Text eingefügt sind, und von denen fast jeder einzelnen wirklich künstlerischer Werth zuerkannt werden muß. Der Zeichner — es ist der Verfasser selbst — bekundet einen ungemein glücklichen Blick für das Charakteristische sowol in den Detailformen der Naturgegenstände wie in der Gesammtphysiognomie einer Landschaft oder einer Menschen- und Thiergruppe; so gelingt es ihm, mit seinem Zeichenstift, ohne Zuhülfenahme der Farbe, die ganze Ueppigkeit der fremdartigen tropischen Vegetation, den schäumenden Katarakt eines ungebändigten Waldstroms, die brasilianische Thierwelt sowie die Gestalten und Hantierungen der rothhäutigen Indianer in wunderbarer Anschaulichkeit uns vor Augen zu stellen. Großes Lob gebührt auch den Künstlern des xylographischen Ateliers, welche die Zeichnungen in Holzschnitt ausgeführt und sich dabei als Meister ihrer Kunst erwiesen haben.

Vergessen wir indeß über der Bewunderung des artistischen nicht den textlichen Theil des Werks, zumal derselbe nicht minder reichen und interessanten Stoff darbietet.

Keller-Leuzinger empfing im Jahre 1867 von der brasilianischen Regierung den Auftrag, den Madeira-Fluß hydrographisch zu untersuchen und zugleich längs derjenigen Strecke seines Laufs, welche der Stromschnellen halber nicht mit Schiffen zu befahren ist, den Plan eines Eisenbahntracts zu entwerfen. Nach Beendigung des Kriegs mit Paraguay fühlt nämlich Brasilien wieder mehr als je die Nothwendigkeit einer Verbindungsstraße zwischen der Küste und seiner Provinz Mato-Grosso, und es soll nun eine solche durch Errichtung einer Dampferlinie auf dem untern Madeira, durch den Bau einer Eisenbahn längs des nicht schiffbaren Theils dieses Flusses und durch die Errichtung einer zweiten Dampferlinie auf dem obern Madeira in das Gebiet der befreundeten Republik Bolivia hinein hergestellt werden. Im November 1867 verließ Keller die Bai von Rio de Janeiro auf dem Dampfer Parana, der ihn an den Hafenplätzen Bahia, Maceió, Pernambuco, Parahyba do Norte und Maranhão vorbei nach Pará an der Mündung des mit dem Amazonenstrom verbundenen Paráflusses brachte. Von hier fuhr er auf dem Flußdampfer Belém bis Manáos, der Hauptstadt der Provinz Amazonas, am Rio-Negro gelegen. In Manáos wurde die Expedition für die Befahrung des Madeira ausgerüstet. Sie bestand aus sieben Canots von verschiedener Tragfähigkeit und einer Bemannung von 80 bolivianischen Moxos-Indianern, kräftigen, gut gebauten Gestalten über Mittelgröße, die mit einem aus dem Baste des Turury-Baums gefertigten Hemd ohne Aermel und dem breitrandigen Palmblatthute bekleidet sind. Die lange Reihe der Katarakte und Stromschnellen im Madeira (den Namen madeira, d. h. Holz, gaben ihm die Portugiesen wegen der großen Menge Treibholz, meist riesige Cedernstämme, die er in seinen Fluten herabwälzt) beginnt mit Santo Antonio und endet mit Guajará merim nahe bei der Mündung des Guaporé. Nicht weniger als drei Monate hatte die Expedition zum Passiren derselben gebraucht, und da fast bei allen die Fahrzeuge aus dem Wasser genommen und sammt der Ladung zu Lande weitergeschafft werden mußten, waren die Beschwerden der Reise natürlich sehr groß:

> Von der Last und Plackerei, die ein derartiges wiederholtes Ausladen sowie der Transport der schweren Kisten über die glühenden, nackten Felsen den armen Burschen von Indianern verursacht, unter den brennenden Strahlen einer Tropensonne, gegen welche die verkrüppelten Büsche, die hier

und da, von den Hochwassern halb umgelegt zwischen den Felsen stehen, soviel wie keinen Schutz gewähren, kann sich nur derjenige eine richtige Vorstellung machen, der diese Art von „Schiffahrt" schon mit angesehen. Trotzdem werden manchmal Stücke von 5—6 Centnern in derselben Verpackung, wie sie an Bord des Dampfers von Pará gekommen sind, in dieser Weise nach Bolivien transportirt, ja man sagte uns, daß schon mehrere Pianos diesen beschwerlichen Weg gemacht haben und wirklich wohlbehalten in Santa-Cruz de la Sierra angelangt seien.

Am 1. September 1868 erreichte die kleine Flotte den Zusammenfluß des Mamoré und Guaporé und um die Mitte des Monats das Endziel der ganzen Fahrt, den bolivianischen Ort Exaltacion, eine ehemalige Niederlassung der Jesuiten, deren Kirche und Collegium, obwol seit Vertreibung der schlauen Padres aus Brasilien und Bolivia schon über hundert Jahre verflossen sind, noch als die Hauptgebäude des öden Pueblo dastehen. Es dauerte vier Wochen, ehe die für die Rückfahrt nöthige Anzahl Ruderer, 42 Mann, aus Trinidad herbeigeholt war. Endlich am 19. November konnte der Aufbruch erfolgen. Anfang December traf unser Reisender wieder in Manáos, am 14. in Pará und am 4. Januar 1869 in Rio de Janeiro ein, nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit um so freudiger von den Freunden begrüßt, als sie schon befürchtet hatten, er sei vom Fieber hinweggerafft oder von den mordlustigen Caripunas-Indianern erschlagen und verspeist worden.

Die Erzählung der Reise selbst umfaßt nur einige Abschnitte des Werks; die übrigen Kapitel sind der „Fischerei und Jagd in den Provinzen Amazonas und Mato-Grosso", der „Urwaldvegetation am Amazonas und Madeira", den „Wilden Indianerstämmen des Madeirathals" und den „Moxos-Indianern der ehemaligen Jesuitenmissionen in Bolivien" gewidmet. Besonders die letzten beiden Kapitel bieten so viel neue und werthvolle Ausbeute für die Ethnographie, daß eine auszugsweise Mittheilung hier nicht möglich ist und wir uns mit der Hinweisung auf die Wichtigkeit des beigebrachten Materials begnügen müssen.

In dem Abschnitt über Fischerei und Jagd heißt es zum Schluß: die Flußthäler, Wälder und Prairien Brasiliens, wenn ihnen auch die Nilpferde und Rhinocerosse, die Elefanten und Giraffen Afrikas fehlen, bergen genug des Interessanten für einen Sohn Nimrod's, um einen Streifzug auf den Gewässern des Amazonas oder Paraná mit der Büchse, dem Doppelgewehr, der Angelruthe und Harpune, ganz abgesehen von den Genüssen, welche der Anblick einer in ihrem Reichthum unübertroffenen Vegetation darbietet, reichlich zu lohnen. Eine den europäischen Sportsmen jedenfalls noch unbekannte Abwechselung wäre die Jagd auf Alligatoren, wie sie von dem Verfasser in lebendigster Weise geschildert und durch zwei prächtige Illustrationen veranschaulicht wird:

Findet sich unterwegs nach zwei- bis dreistündiger Fahrt ein guter Fischplatz an der Mündung eines kleinen Seitenwassers oder in der Nähe einer sanft auslaufenden Schlammbank, so wird noch einmal halt gemacht. Gewöhnlich sind solche Plätze schon von weitem durch eine große Anzahl weißer Reiher und langer Alligatoren kenntlich, welche die besten Fischstände ebenso gut ausfindig zu machen wissen und sich in gleicher Absicht hier versammelt haben. Unsere Ruderer nehmen dann, wie immer scherzend und lachend, ihr Bad und halten sich höchstens mehr in der Nähe des Ufers; sie fürchten sich nicht besonders vor den schuppigen Ungeheuern trotz deren kolossalem Rachen und wuchtigem Schweife, ja es sind viel mehr diese letztern, welchen Gefahr droht, besonders wenn die letzte Krokodilscotelette verzehrt ist. Einer der Canitchanas bittet dann gewöhnlich um Erlaubniß zur Jagd, und sie wird auch immer bereitwillig gegeben, denn der Sport erregt jedesmal allgemeine Heiterkeit und liefert nebenbei einen keineswegs geringzuschätzenden Zuschuß für unsere Vorräthe. So befestigt er denn, ohne Zeit zu verlieren, eine starke Schlinge aus roher Ochsenhaut sorgfältig an das Ende einer langen Stange, streift behende sein leichtes Basthemd über den Kopf und geht im seichten Wasser in möglichst gebeugter Haltung langsam auf den Saurier zu, die Stange mit der Schlinge vor sich her schiebend. Der Alligator, der in apathischer Ruhe all dem zugesehen und nur dann und wann durch eine träge Bewegung seines mächtigen Ruderschweifs ein Lebenszeichen gegeben, stiert jetzt, da der Indianer ihm näher und näher rückt, unverwandt nach demselben; schon schwebt die verhängnißvolle Schlinge in Armslänge vor seiner Schnauze, aber er bemerkt es nicht: wie bezaubert verwendet er kein Auge von dem kühnen Jäger, der ihm im nächsten Augenblick dieselbe über den Kopf geschoben und mit einem kräftigen Ruck zugezogen hat. Die Gefährten desselben, welche bisjetzt geduckt und lautlos am Strande gewartet, stürzen herbei, und vier oder fünf dieser kräftigen, wie dunkle Bronze glänzenden Gestalten schleppen das mit Macht nach rückwärts strebende Jacaré ans Ufer, wo einige wuchtige Axthiebe auf den Schweif und den Schädel es alsbald unschädlich machen. Würde es, anstatt rückwärts zu ziehen, den Indianern zu Leibe gehen, so müßten dieselben ohne Zweifel Stange und Schlinge im Stich lassen und fliehen; dieser Gedanke scheint jedoch dem hartnäckig widerstrebenden Ungethüm zu fern zu liegen, und der Kampf endet daher immer mit dessen Tode. Nur ein einziges mal unter mehr als einem Dutzend hielt ich es für angemessen, dem wüthend um sich schlagenden, außergewöhnlich starken, 5 Meter langen Thiere eine Büchsenkugel aus nächster Nähe durch den Schädel zu jagen, da ich befürchtete, einer der Canitchanas möchte doch mit dem zackigen harten Schweife desselben allzu nahe Bekanntschaft machen.

Ehe noch die ungeheuerliche Jagdbeute vollständig zerlegt wird, schneidet man ihr die vier Moschusdrüsen, welche paarweise unter der Kinnlade und unten am Bauche bei der Schwanzwurzel sitzen, sorgfältig heraus, um eine weitere Verbreitung des durchdringenden Geruchs im Muskelfleische zu verhindern. Es sind dies drei bis vier Centimeter lange, fingerdicke, mit einer braunen schmierigen Flüssigkeit gefüllte Säckchen, welche nun fest zugebunden und zum Trocknen an die Sonne gehängt werden. Wie man uns sagte, lieben es die bolivianischen Damen in Santa-Cruz de la Sierra und Cochabamba, mit diesem nichts weniger als angenehm riechenden, Kopfweh verursachenden Stoff, mit etwas Rosenwasser vermischt, ihr rabenschwarzes Haar zu parfümiren. Es sind ja dieselben starknervigen Senhoritas, denen ein Stiergefecht über alles geht, die mit unnachahmlicher Grazie einen Cigarito drehen oder einen Fandango tanzen, aber kaum den eigenen Namen zu schreiben im Stande sind.

Lernten wir in dieser Skizze den Verfasser als guten Erzähler kennen, so möge das nachstehende landschaftliche Stimmungsbild, das an Humboldt's „Ansichten der Natur" erinnert, zum Beleg dienen, wie trefflich er nicht blos mit dem Griffel, sondern auch mit Worten zu malen versteht:

Todtenstille ruht auf der spiegelglatten, in der Mittagssonne flimmernden Wasserfläche; dicht geschlossen erhebt sich, so weit das Auge reicht, zu beiden Seiten die grüne Wand der Urwaldvegetation, um so gleichmäßiger in Form und Farbe, als bei den gewaltigen Entfernungen die Einzelheiten verschwinden und nirgends auch nur der kleinste Hügel die feinzackige Linie des Horizontes unterbricht; darüber das weite

tiefdunkle Firmament, und als Vordergrund des unvergeßlichen Bildes schlanke Palmen, orchideenbeladene halbentwurzelte Stämme, und über das unterspülte Ufer mit seinen hellleuchtenden Erdrutschen bis in die trübe Flut lang herabhängende Lianen: dies ist auf mehr als 100 geographische Meilen der Charakter des untern Madeira in all seiner wilden Großartigkeit und majestätischen Ruhe. In großen Abständen nur blicken da und dort mit Palmstroh gedeckte Hütten aus dem Grün, und seltener noch gelingt es uns, einen der stillen wortkargen Insassen derselben zu Gesicht zu bekommen. Bedächtig in die Flut blickende, goldgrün schimmernde Kingfisher, ruhig lauernde Reiher und ein paar an der Mündung eines Seitenbachs unbeweglich im Wasser liegende Alligatoren, deren kaum über die Oberfläche sich erhebende Schädel und zackige Schweife man für halbversunkene Baumstämme halten könnte, sind die einzig sichtbaren Repräsentanten der Thierwelt, die gerade nicht dazu beitragen, der Landschaft Leben zu verleihen.

Leider wird der Genuß an der Lektüre des so reichhaltigen Werks stellenweis dadurch verkümmert, daß ein erheblicher Theil des Stoffs in Anmerkungen, nicht selten die halbe Seite füllend, untergebracht ist. Uns wenigstens erregt es immer ein peinliches Gefühl, das sich bis zur Nervenverstimmung steigern kann, wenn wir mitten im Satze oder im Gedankengange innezuhalten genöthigt werden, um eine kleingedruckte Note zu suchen und nachzulesen: ist doch in den weitaus meisten Fällen gar kein Grund ersichtlich, warum das dort Gesagte nicht mit in den Text verarbeitet worden. Möchte jeder Autor bedenken, wie sehr er durch solche Zersplitterung der Aufmerksamkeit den Eindruck schädigt, den er mit seinem Buche auf den Leser hervorbringen will, und selbst die Verfasser streng fachwissenschaftlicher Werke sollten es sich deshalb angelegen sein lassen, den Notenapparat auf ein Minimum, etwa auf die Quellennachweise von Citaten zu beschränken.

Bernhard Schuhmann.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

„La Rivista europea" bringt in ihrem ersten Maiheft eine eingehende Besprechung von **Auerbach**'s Familiengemälde „Waldfried". Auerbach ist in Italien sehr beliebt; die Kritik seines neuen Romans, welche denselben ohne jede Bemängelnng verherrlicht, ist aber aus Leipzig datirt und stammt aus einer deutschen Feder. Die Kritik liest sich im übrigen wie ein Leitartikel und appellirt an das politische Gewissen der Italiener, welches den Schilderungen der kläglichen Zustände Deutschlands und seiner Wiedergeburt um so größere Sympathie zuwenden werde, je verwandter der Entwickelungsgang der beiden Nationen sei. Daß das Werk kein Roman sei, gibt auch der Kritiker zu; er behauptet, daß ihn Auerbach so genannt habe. Dagegen müssen wir den Dichter in Schutz nehmen; der Titel spricht nur von einem „Familiengemälde". Das Werk sei in Wahrheit das Tagebuch eines Patrioten, behauptet der Kritiker, und findet den Vorzug desselben darin, daß sich das Schicksal der Nation in dem Schicksal der Familie spiegele. Wenn übrigens die Bescheidenheit der angewendeten künstlerischen Mittel, die Sparsamkeit der Intrigue, in der sich der Meister beweise, hervorgehoben wird, so berührt der Kritiker gerade damit die Achillesferse des Stücks, den Mangel an Erfindung und an spannender Handlung, den wir in unserer neulichen Beurtheilung hervorhoben.

— Dasselbe Maiheft der „Rivista europea" kündigt die bevorstehende zwölfte Auflage des **Brockhaus'schen Conversations-Lexikon** an. Der Berichterstatter fügt hinzu, daß er die letzte Auflage genau geprüft habe in Bezug auf alles, was Italien betreffe, und daß er den großen Fleiß bewundert habe, welchen die trefflichen Redacteure auf die Darstellung der italienischen Zustände verwendeten. Gewiß fehlten noch manche Artikel über Persönlichkeiten und Zustände Italiens, aber die bereits aufgenommenen Artikel ließen in Betreff der lobenswerthesten Sorgfalt für die Genauigkeit der Darstellung nichts zu wünschen übrig.

— Die „Revue des deux mondes" bringt eine eingehende Abhandlung über den englischen Sportroman, als dessen Hauptvertreter **Whyte Melville** hingestellt wird. Die Rückwirkung dieses Romangenres auch auf unsere deutsche Romanmuse ist unverkennbar in Spielhagen's Erzählung: „Was die Schwalbe sang", deren einer Hauptheld ein Sportsman vom reinsten Wasser ist. Der Roman Melville's „Kate Coventry" wird von dem Berichterstatter der „Revue" genau analysirt als das Meisterwerk Melville's; neben Melville wird noch Ouida als ein Sittenmaler des high-life auf den englischen Turfs hervorgehoben, obgleich Ouida mehr den Stallgeruch, Melville mehr die frische Landluft in seinen Romanen fühlen lasse. Die Typen des Sportromans werden uns in der „Revue" eingehend vorgeführt. „Der Fehler dieser Romane besteht darin, daß sie mit einer gewissen Monotonie dieselben Ereignisse uns vorführen. Fast in jedem derselben finden wir die Fuchsjagd, die unvermeidliche Photographie von Hyde-Park, und nicht allein die Episoden, auch die Persönlichkeiten sind dieselben. Da finden wir fast immer den verschwenderischen Sohn, für den der zweifelhafte Gewinn eines verzweifelten Steeple-chase das letzte Hülfsmittel, eine Frage von Glück oder Ruin, Tod oder Leben ist; dann den Squire, der, so alt und schwach er sein mag, doch noch die Beine, die ihn kaum tragen können, in Jagdstiefel steckt, dessen Stimme heiser geworden ist durch das fortwährende Rufen und Hetzen der Hunde, der niemals bei einer ländlichen Preisvertheilung gefehlt hat und bei den Bankets, welche sich an diese Feierlichkeiten anschließen, für den besten Kenner des Portweins gilt; dann den General, der sich in Indien mit Ruhm bedeckt hat, aber leicht von dem schönen Geschlecht besiegt wird; den mehr oder weniger schlauen book-maker, welcher aus dem Wetten ein gewinnbringendes, oft unerlaubtes Geschäft macht; ferner die galante Dame, welche ihre Unterhaltung mit französischen Worten ausschmückt, wenn man die lächerlichen und entstellenden Anleihen der fremden Romanschriftsteller bei unserer Sprache für «französisch» halten kann; eine secundäre Figur, den pick-pocket, tramp (Vagabunden) oder Hundedieb; vor allem aber die fast-girl, ein Ausdruck, der sich durch das Wort «emancipirtes Mädchen» nur schlecht übersetzen läßt." Eine solche fast-girl ist Kate Coventry, die Heldin des besten Melville'schen Romans.

— **George Eliot** hat sich auch als lyrische Dichterin versucht; sie hat „The legend of Jubal and other poems" herausgegeben, wie schon früher „The Spanish gipsy". Das „Athenaeum" erkennt die Gedichte an, gibt aber den Romanen den Vorzug, und wünscht, daß Georg Eliot lieber auf diesem Gebiete sich neue Lorbern zu erwerben suche.

Theater und Musik.

Der Erfolg der Aufführungen, welche die **meininger Hofschauspielergesellschaft** auf dem berliner Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater errungen hat, beschäftigt lebhaft die Kritik, und es sind zwei entgegengesetzte kritische Strömungen, die sich in den Blättern zeigen. Die einen möchten diese Aufführungen sogar dem berliner Hoftheater als Muster hinstellen; die andern behaupten, daß erst das Spiel komme und dann das Zusammenspiel, daß für mittelmäßige schauspielerische Kräfte

der Glanz der Ausstattung und das Arrangement der Volksscenen keinen Ersatz biete und den Blick auf Aeußerlichkeiten ablenke. Wir meinen, beides zusammen ist das Richtige; die schauspielerische Leistung steht freilich immer in erster Linie; aber warum das decorative Element nicht stimmungsvoll mitwirken solle, können wir nicht absehen. Nur das archäologisch Correcte, das man den meininger Aufführungen nachrühmt, hat einen sehr untergeordneten Werth und muß in Collisionsfällen dem dramatischen und auch dem stimmungsvoll Schönen der Decorationen nachstehen. Eine Aufführung ist kein culturhistorisches Colleg, das Theater kein archäologisches Museum; die scenische Licenz ist sogar erlaubt, wie die poetische Licenz, wenn eine höhere künstlerische Wirkung damit erreicht wird. Dagegen meinen wir, daß das Schauspiel in Bezug auf äußere Ausstattung nicht stiefmütterliche Behandlung, sondern den Glanz verdiene, den oft die historischen Stoffe verlangen, wenn es nicht hinter der bevorzugten Oper allzu sehr zurückstehen soll.

Bibliographie.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. Herausgegeben von H. Paul und W. Braune. 1ster Bd. Halle, Lippert. Gr. 8. 4 Thlr.

Bidermann, H. I., Die Italiäner im tirolischen Provinzial-Verbande. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Brentano, F., Psychologie vom empirischen Standpunkte. 1ster Bd. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Geschichte eines jungen Mädchens. Aus dem Dänischen von J. Uebersetzt von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gregorovius, F., Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr.

Hagen, H., Jacobus Bongarsius. Ein Beitrag zur Geschichte der gelehrten Studien des 16. bis 17. Jahrhunderts. Bern, Dalp. Gr. 8. 16 Ngr.

Hammer, E., Das Geheimniß oder Graf Hartenfels und sein Erbe. Criminal-Roman in 5 Bdn. Altenburg, Blücher. 8. 6 Thlr.

— — Der Verrath auf Pondichery. Historischer Roman aus der Zeit Ludwigs XIV. 2 Bde. Altenburg, Blücher. 8. 2 Thlr.

Hartsen, F. A., Grundzüge der Psychologie. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ungarische Heimats-, Liebes- und Heldenlieder von Arany, Bajza, Bozzai ꝛc. Deutsch im Versmaß des Originals von G. W. Henning. Wien, Hartleben. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Hepner, A., Meine $3\frac{1}{2}$jährige Leipziger Polizeicampagne. Heiteres und Ernstes, Publicistisches und Juristisches. Zugleich ein Beitrag zur Charakteristik unserer heutigen politischen Zustände. Braunschweig, Bracke jun. Gr. 8. 10 Ngr.

Heyde, E., und A. Froese, Geschichte der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71. Auf Befehl der k. General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. 1ster Thl. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Holtzmann, H., Recht und Pflicht der biblischen Kritik. Ein Vortrag. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 7 Ngr.

— — Thomas von Aquino und die Scholastik. Ein Vortrag. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 5 Ngr.

Hopfen, H., Der graue Freund. Roman. 4 Bde. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 5 Thlr.

Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von K. Stieler, E. Paulus, W. Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Calame, G. Cloß u. A. Holzschnitte von A. Cloß. 1ste Lief. Stuttgart, Engelhorn. Fol. 20 Ngr.

Der Kunstfreund. Populär-ästhetische Zeitschrift zur Verbreitung deutscher Kunst. Herausgegeben von W. Mannstaedt unter Mitwirkung einer Vereinigung hervorragender theoretischer und praktischer Künstler. 1ster Jahrgang. 1874. 12 Hefte. Berlin, Günther. Lex.-8. Vierteljährlich 20 Ngr.

Lang, W., David Friedrich Strauß. Eine Charakteristik. Leipzig, Hirzel. 8. 12 Ngr.

Löhlein, L., Feldzug 1870—71. Die Operationen des Korps des Generals von Werder. Nach den Akten des General-Kommandos dargestellt. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Löhn-Spiegel, Anna, Zwei alte Apotheker. Roman in 2 Bdn. Leipzig, Baensch. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Löwenstein, A., Geschichte im Gedichte. Ernst und Humor. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 25 Ngr.

Mähly, J., Aus der Gegenwart. Bilder und Bildchen. Basel, Mehri. Gr. 16. 16 Ngr.

Maurus, H., Ueber die Ursachen der herrschenden allgemeinen Theuerung. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Meinardus, L., Ein Jugendleben. 2ter Bd. Kreuz- und Querzüge. — Vor Anker. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Mişlaff, Eugenia v., Durch Kreuz zur Krone. Eine Erzählung. 2 Thle. Halle, Fricke. 8. 2 Thlr.

Nietzsche, F., Unzeitgemässe Betrachtungen. 2tes Stück. Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. Leipzig, Fritzsch. Gr. 8. 1 Thlr.

Nohl, L., Beethoven, Liszt, Wagner. Ein Bild der Kunstbewegung unseres Jahrhunderts. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Nussbaumer, F. A., Ton und Farbe. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Occioni, O., Die literarischen Dilettanten im alten Rom. Rede. Deutsch von J. Schanz. Berlin, Calvary u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Oettingen, A. v., Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine christliche Socialethik. 2te neu bearbeitete Aufl. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 5 Thlr.

Oncken, A., Adam Smith in der Culturgeschichte. Ein Vortrag. Wien, Faesy u. Frick. Gr. 8. 8 Ngr.

Pasqué, E., Das Haus zur goldenen Rose. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Planer, B., Die Fortbildungsschulen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Plowitz, E., Dichtergrüße aus Oesterreich. Wien, Brüder Winter. 8. 28 Ngr.

Raufuß, F., Eine Reise nach Californien im Jahre 1870. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1870. 16. 15 Ngr.

— — Meine Reise nach Europa im Jahre 1867. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1868. 16. 15 Ngr.

Rohleder, F., Ueber deutsche Personennamen und ihre lautlichen Veränderungen. Landsberg, Schaeffer u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Rollett, H., Die drei Meister der Gemmoglyptik Antonio, Giovanni und Luigi Pichler. Eine biographisch-kunstgeschichtliche Darstellung. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Rosegger, P. K., Zither und Hackbrett. Gedichte in obersteierischer Mundart. Mit einem Vorwort von R. Hamerling. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 16. 1 Thlr.

Schäfer, E., Paulus, der Apostel Jesu Christi. Ein biblisches Lebensbild in 13 Betrachtungen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 27 Ngr.

Scharling, H., Uffe Hjaelm's und Palle Löve's Erlebnisse. Deutsch von W. Reinhardt. 3 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Schmidt-Cabanis, R., Was die Spottdrossel pfiff. Zeitgemäßes und Unzeitgemäßes. Berlin, Janke. 16. 10 Ngr.

Schmilg, J., Ueber Entstehung und historischen Werth des Siegeskalenders Megillath Taanith. Historisch-kritische Abhandlung. Inaugural-Dissertation. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 15 Ngr.

Schrader, A., Von Warschau nach Portici. Historischer Roman aus der polnischen Revolution. In 5 Bdn. Altenburg, Blücher. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Schuberth, H., Die Vorübergänge der Venus vor der Sonnenscheibe insbesondere der Vorübergang der Venus am 9. December 1874. Eine populär-astronomische Monographie. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 5 Ngr.

Silas, Im Kampfe Frieden. Ein einfaches Bild aus großer Zeit. Halle, Fricke. 8. 15 Ngr.

Simar, H. T., Das Gewissen und die Gewissensfreiheit. 10 Vorträge. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 12 Ngr.

Geharnischte Sonette wider die Civil-Ehe. Für Deutschlands Volk von einer deutschen Frau. Berlin, Beck. 8. 10 Ngr.

Stillfried, E. Freih. v., Trennung der Kirche vom Staate. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 4 Ngr.

Stephen, F., Die heutige Clavier-Literatur. Ein Wort für jeden Dilettanten. Oels, Grüneberger u. Comp. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Strauß, D. F., Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet. 3te Aufl. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Ueber Gott und Unsterblichkeit. Eine belehrende Schrift für Jung und Alt in allen Ständen. Vom Verfasser des christlichen Wahrheitsfreundes. Riga, Betz. Gr. 8. 12 Ngr.

Verne, J., Reise um die Erde in 80 Tagen. Autorisirte Ausgabe. Wien, Hartleben. 8. 27 Ngr.

Vivenot, A. Ritter v., Zur Genesis der zweiten Theilung Polens. 1792—1793. Wien, Braumüller. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs während der französischen Revolutionskriege 1790—1801. Urkunden, Staatsschriften, diplomatiscke und militärische Actenstücke ausgewählt und herausgegeben nach bisher ungedruckten Originaldocumenten der k. k. oesterreichischen Archive. 2ter Bd. Die Politik des oesterreichischen Vice-Staatskanzlers Grafen Phil. von Cobenzl unter Kaiser Franz II. Von der französischen Kriegserklärung und dem Rücktritt des Fürsten Kaunitz bis zur zweiten Theilung Polens. April 1792 bis März 1793. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Vogel, A., Justus Freiherr von Liebig als Begründer der Agrikultur-Chemie. Eine Denkschrift. München, Franz. 4. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Vogt, W., Antheil der Reichstadt Weissenburg am Nordgau an der reformatorischen Bewegung in den Jahren 1524—1530. Vorzugsweise aus den Quellen des Nürnberger und Weissenburger Archivs. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 10 Ngr.

Voigt, G., Die Geschichtsschreibung über den Schmalkaldischen Krieg. Leipzig, Hirzel. Hoch 4. 2 Thlr.

Wald, H., Tuisko oder das alte und das neue Deutschland. Offenburg, Trube. Gr. 8. 1 Thlr.

Wanderungen eines deutschen Schulmeisters. Pädagogisches und Politisches aus den Jahren von 1847 bis 1862. Von K. O. M. B. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Weilen, J., Dolores. Drama. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Witzleben, C. D. v., Heinrich Anton von Zeschau. Sein Leben und öffentliches Wirken. Ein Beitrag zur sächsischen Landesgeschichte, zur Begründungsgeschichte des deutschen Zollvereins und zur Geschichte des sogenannten Dreikönigsbündnisses (1849.) Leipzig, B. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Faule Zustände im „Neuen Reiche". Bilder aus der Gegenwart beleuchtet von einem alten Patrioten. Basel, Krüsi. Gr. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 25. 18. Juni 1874.

Autobiographisches.

Deutsche Lehr- und Wanderjahre. Selbstschilderungen berühmter Männer und Frauen. Erster und zweiter Band. Berlin, Bahlen. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Leben der Völker wie das Leben der einzelnen birgt Brennpunkte, die für die Zukunft entscheidend sind; im Leben der einzelnen sind sie die schicksalsmächtigen Stunden, für das Leben der Völker die Thaten ihrer großen Söhne. Ist es nicht das Fleisch und Blut der Geschichte, wenn wir das Werden und Wachsen, das Streben und Vollbringen hervorragender Männer genau ins Auge fassen, und sind darum nicht die biographischen Darstellungen Fundgruben für den Historiker, in denen er nicht nur geschichtliche Details und Daten, sondern auch die Erklärung für manche Leuchte findet, die plötzlich einen Zeitraum erhellt? Die Hoffnung auf das Messiasthum erfüllt sich immer von neuem durch das Wirken bedeutender Menschen, die Einfluß auf die Entwickelung ihrer Zeit gewinnen, sie bringen Licht und Fortschritt, sie führen die Menschen der Veredlung näher, und weil das alles sich vielfach auf ein Einzelschicksal zurückführen läßt, ist es ein fruchttragendes Beginnen, die Kunde davon möglichst zum Allgemeinbesitz zu machen. Der Lebenslauf Auserwählter und Berufener darf nicht im Kreise der Familie verhallen; wie sie gelebt haben für die ganze Menschheit, so gehört dieser auch ihr Geschick, und das eben gibt biographischen Mittheilungen Berechtigung und Bedeutung zugleich. Wie man Biographien schreiben soll, ist eine schwer zu lösende Aufgabe. Es gehört eine unerschütterliche Selbstverleugnung dazu, der Individualität eines andern gerecht zu werden, ohne Parteinahme für das, was er gewollt und was er erreicht, und dennoch erscheint uns gerade die Biographie, die nicht eine blos encyklopädische ist, sondern der menschlichen Eigenart unbefangen Rechnung trägt, als die am meisten ihren Zweck erfüllende. Aus dieser Eigenart geht das hervor, was man Impuls nennt, und so muß in ihr der Ursprung vieler Thaten gesucht werden. Darum haben Autobiographien für uns auch nur einen begrenzten, innerhalb dieser Grenze allerdings einen hochbedeutenden Werth. Wir halten eine Autobiographie für die wichtigste Vorarbeit für die Darstellung desselben Lebenslaufs durch andere, weil sie in jedem Falle untrügliche Streiflichter auf den Charakter des sich Schildernden werfen wird. Wir denken dabei an die Worte Buffon's: „Le style c'est l'homme." Mag derjenige, der von seinem eigenen Leben ein Bild entwirft, auch wirklich durch die Schranken der Subjectivität in seiner Erkenntniß beengt sein: die Art, wie er sich und seine Zeit auffaßt, die Weise, wie er darüber spricht, sind sein, ungefälschte Theile seines Selbst, und als solche für jeden, der ihn kennen lernen will, von hoher Bedeutung.

Das also ist unser Standpunkt in der Beurtheilung von Autobiographien, und von ihm aus wollen wir die „Deutschen Lehr- und Wanderjahre" betrachten.

> Mittheilenswerth erschienen vor allen solche Schilderungen, denen es gelungen war, in dem Knäuel des oft wunderbar verwobenen Lebens die einfachen Fäden auseinanderzusuchen und so Einheit und Zusammenhang des Ganzen zu offenbaren, und dann solche, welche den Geschilderten in dem mit treuem Fleiße begonnenen und mit rastloser Geduld fortgeführten Kampf um das Ideal und auf dem Siegeswege vom Selbstbewußtsein zur Selbstachtung darstellten —

so heißt es in der Vorrede des ersten Bandes, und hiermit ist die ethische Seite der Autobiographien berührt. Wir gestehen, daß wir den vorstehenden Satz, mild ausgedrückt, etwas hyperbolisch finden, und warum einfache Gedanken in die Schraubengänge eines complicirten Periodenbaues zwängen? Die Selbsterkenntniß ist der edelsten Blüten unsers Ringens eine, in der Selbstschilderung findet sie ihren lautesten Ausdruck. Und was lehrt das Leben jener Besten der Menschheit, die von einer Hochwarte hinunter auf das Gewühl des Alltags blicken kön-

nen für eine weitere Moral? Auch hier ist das Leben der Kampf, auch hier sind es verworrene Fäden des Geschicks, die durch festen Willen, durch ernsten Fleiß, durch reinen Sinn erst gelöst werden müssen, und das höchste Ziel, der schönste Preis ist nur der treuen Arbeit Lohn!

Im ersten Bande finden wir zunächst eine recht interessante Selbstschilderung der „Anna Luise Karschin" in der Form eines Briefwechsels mit J. G. Sulzer. Die Briefe sind ein treues Spiegelbild der eigenthümlichen Frau, deren entschieden bedeutende poetische Begabung, niedergedrückt durch ihr grausames Geschick, gewissermaßen verzerrt vor uns tritt. Wie in ihren Dichtungen Bilder aus der Natur, wach gerufen durch ihr mehrjähriges Hirtenleben, eine große Rolle spielen, so sind auch ihre Briefe damit angefüllt, und oft bewundern wir die lebendige Anschaulichkeit ihrer Schilderung. Wir halten diese Briefe übrigens nicht nur für sprechende Merkmale ihres eigenartigen Talents, sondern rechnen sie entschieden auch mit zu ihren besten Geistesproducten überhaupt.

Von „Friedrich von Mathisson" wird uns sehr ausführlich, aber nicht in directer Rede berichtet, und wir müssen offen gestehen, nicht zu wissen, ob Mathisson hier selbst schreibt; jedenfalls ist in seinem Geiste über ihn geschrieben, mit dem elegisch-sentimentalen Tone seiner Dichtungen und dem schilderungsreichen Stile, der ihm eigen war. „J. G. Seume" dagegen tritt in seiner Selbstbiographie wahrhaft plastisch vor uns. Ueberall ist es der gerade kernhafte Mann, der spricht, der wehrhafte Kämpe wider die Glaubenszeloten und die strenge Dogmatik. Das eigenthümliche Misgeschick, daß Seume, der glühendste Volksfreund, zweimal gezwungen wurde, gegen das Volk zu kämpfen, hatte eine gewisse Bitterkeit gegen das Bestehende in ihm erzeugt, und sie ist es eigentlich, welche neben der Frische und Lebendigkeit der Darstellung seinen Dichtungen ihre Wirkung verliehen. In der Zeit der nach französischem Vorbilde eingeführten Maitressenwirthschaft trieben deutsche Fürsten den historischen Handel mit ihren Unterthanen und verkauften dieselben den Engländern zu Kämpfern in dem amerikanischen Freiheitskriege. Damals beschloß Seume, der in Leipzig Theologie studirt hatte, müde des Streits gegen die Scheinheiligkeit, heimlich sein Vaterland zu verlassen und nach Paris zu fliehen. Er kam nicht weit, schon am dritten Abend nach seiner Flucht „übernahm trotz allen Protestes der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch Werber die Besorgung der fernern Nachtquartiere nach Ziegenhain, Kassel und weiter nach der Neuen Welt". Seume's Mittheilungen über die Behandlung der armen „Gepreßten" enthalten solch interessante Thatsachen, daß wir einzelne hier wiedergeben wollen — zur größern Ehre der guten alten Zeit:

In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann; man denke die Menage. Wenn viere darin lagen, waren sie voll, und die beiden letzten mußten hineingezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt: es war für einen einzelnen gänzlich unmöglich, sich umzuwenden und ebenso unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nöthig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebraten hatten, rief der rechte Flügelmann: „Umgewendet!" und es wurde umgeschichtet; hatten wir nun auf der linken Seite quantum satis ausgehalten, rief das Nämliche der linke Flügelmann, und wir zwängten uns wieder in die vorherige Quetsche.

Die Kost war übrigens nicht sehr fein, sowie sie nicht sehr reichlich war. Heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck; übermorgen pease and pork und sodann pork and pease: das war fast die ganze Runde. Zuweilen Grütze und Graupen, und zum Schmause Pudding, den wir aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser und altem Schöpsenfett machen mußten. Der Speck mochte wol vier oder fünf Jahre alt sein, war von beiden Seiten am Rande schwarzstreifig, weiter hinein gelb, und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Ebenso war es mit dem gesalzenen Rindfleisch, das wir in beliebter Kürze oft roh als Schinken aßen. In dem Schiffsbrote waren so viel Würmer, die wir als Schmalz miteſſen mußten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr reduciren wollten; dabei war es so hart, daß wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten, es nur aus dem Gröbsten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten, es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbniß. Wenn ein Faß heraufgeschroten oder aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegethon und Cocytus zusammen: große, fingerlange Fasern machten es fast consistent; ohne es durch ein Tuch zu seihen, war es nicht wohl trinkbar, und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen.

Endlich ging es, nach endlosen Strapazen, wieder heimwärts, und Seume benutzte mit glücklichem Erfolge die erste Gelegenheit, das unerträgliche Joch loszuwerden. Später mußte er noch einmal die Waffen gegen den Inbegriff seines Denkens, gegen die Freiheitsbestrebungen eines Volks erheben. In Rußland war es, wo er gezwungen wurde, gegen die unglücklichen Polen zu kämpfen; dann aber lenkte sein Leben in die friedlichen Bahnen des deutschen Gelehrten zurück, und die Zeit seines besten Schaffens begann. Leider reichen seine eigenen Aufzeichnungen lange nicht bis hierher; zu spät hatte er den Freunden nachgegeben, die Geschichte seines bewegten Lebens zu schreiben; er glaubte, „es wäre im achtzigsten Jahre noch früh genug", und als er endlich, im siebenundvierzigsten Lebensjahre, sich dazu entschloß, war seine Zeit schon abgelaufen: mitten in einem angefangenen Satze erlahmte die Hand und ruhte dann aus für immer. Was aber Seume aus seinem Leben uns geschrieben, ist ein Theil Zeitgeschichte; wir sehen auf jene Epoche zurück wie der gelandete Schiffer in die stürmische Nacht, und wenn wir dabei der Piloten gedenken, dürfen wir Johann Gottfried Seume's sicher nicht vergessen.

Wenn wir uns jetzt zu „Joseph Ritter von Führich" wenden, wollen wir zunächst auf die hochgebildete Sprache aufmerksam machen, die auf mancher Seite seiner Selbstbiographie uns Achtung eingeflößt hat. Es zeugt diese Ausdrucksweise ebenso wol von einem reich empfänglichen Gemüthe, als von einem ernst denkenden Geiste, und doch bergen sich dahinter Anschauungen, die wir, von unserm Standpunkte aus, mindestens eigenthümlich nennen müssen. Aus der Enge des Vaterhauses befreite Führich bald sein, von den böhmischen Grafen Thun und Clam erkanntes, bedeutendes Malertalent, doch der Einfluß seines strenggläubigen Vaters, die fleißig geübte Aufschau zu dem Kreuze des Erlösers, der Eindruck der in seinen Kinderjahren so oft inbrünstig gebeteten Formel: „Wir beten dich an, Herr Jesu Christ, denn durch dein heiliges

Kreuz hast du die Welt erlöset", blieb, trotz seiner vielseitigen Begabung, der Bann, aus dem er sich niemals befreite und der auch seiner künstlerischen Richtung schließlich eine orthodoxe Einseitigkeit geben mußte. So wurde er zunächst ein leidenschaftlicher Bewunderer Albrecht Dürer's, dessen „Heilige Dreieinigkeit" ihn entzückte, und später dann, in Rom, ein eifriger Anhänger Overbeck's und seiner Schule. Wie der Aufenthalt in Rom, abgesehen von seiner künstlerischen Entwickelung, die hier in ihre Blüte trat, auf ihn wirkte, geht wol am besten aus den Worten, die er dem Abschiede von der heiligen Stadt widmete, hervor:

Die unbeschreibliche Herrlichkeit Roms in ihren großen und größten wie in den kleinsten Zügen stieg wie ein letzter und allgemeiner Ueberblick vor mir auf; undvon dem allen sollte ich scheiden — und schied wirklich. Ich kann mein damaliges Gefühl nicht beschreiben. Es fiel mir ein, daß ich ja nicht als Protestant oder Ungläubiger Rom verließ. „Sei deinem Glauben treu, Katholik", so sagte ich mir selber, „und lebe ihm gemäß, und du trägst Rom in eigener Brust, wo du auch immer seist, überdem kehrst du ja in dein katholisches Vaterland zurück, bist Unterthan eines katholischen Monarchen; also bleibt Rom in seiner höchsten Bedeutung dir nahe und verläßt dich nicht."

Zu dieser Anschauung tritt oft schwärmerische Empfänglichkeit, wie sie z. B. im Folgenden sich äußert:

Wo gäbe es einen Platz in der Welt wie das Forum unter dem Capitol? Welche Contraste und welche Auflösung derselben! Dieses Capitol selbst in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung, an seinem Fuße der Kerker des heiligen Petrus, die Triumphbogen, die Tempeltrümmer, im Hintergrunde Vespasian's Theater, rechts die Paläste der Cäsaren in Trümmern! Ohne der Deutung aller dieser stummen Ueberreste die mindeste Gewalt anzuthun, wie die neuern Verfälscher der Geschichte sie dem vorhandenen historischen Stoffe angethan haben, kann ich aus diesen Resten die Tiefen und den großen Zusammenhang der Rathschlüsse Gottes und der ihnen folgenden oder widerstrebenden, immer aber dienenden Menschheit in sehr lesbaren Zügen ahnen.

Diese Schwärmerei und Ueberzeugungstreue läßt uns Sätze einigermaßen toleriren wie: „Nur die Seichtheit und Oberflächlichkeit kann in Leben und Kunst sich mit einer nicht-katholischen Geschichtsanschauung begnügen, wenn so etwas den Namen einer Anschauung verdient", oder: „Wie die Kirche, die allein tolerant ist, wenn sie sich auch nicht entschließen kann, aus lauter Toleranz das Schwarze weiß und das Weiße schwarz zu sehen, als Bewahrerin und Pflegerin alles wahrhaft Schönen und Guten gern und willig sich zu jeder Concession herbeiläßt, die mit ihrer Sendung an die Menschheit nicht im Widerspruche steht" u. s. w.; es gipfelt hierin auch die schöpferische Thätigkeit Führich's, und seine Ansichten über die Kunst im allgemeinen finden gleichfalls dadurch ihre Erklärung. Wenn er aber, abschweifend von seinem eigentlichen Gebiete, verkündet:

Gegen jenen Geist der Geistesentwickelung und Bildung, welcher durch Lektüre erlangt wird, war ich in Bezug auf mich in Rom schon höchst mistrauisch. Alle Kunst und Wissenschaft muß, wenn redlich und mit Geist betrieben, den Menschen zu den Lebensfragen führen, und von der richtigen Beantwortung derselben hängt das Heil von beiden nicht nur, sondern überhaupt des ganzen Menschen ab. Wenn ich mich nun fragte, was in dieser Hinsicht mein Lesen mir genützt? so mußte ich mir aufrichtig gestehen: es hat Verwirrung in mein Denken und Fühlen gebracht, mein Handeln vielfältig befleckt. Diese traurige Wahrheit konnte, kann und will ich mir nimmermehr verhehlen oder wegleugnen. Man sage nicht: der muß sich einer besonders schlechten Lektüre ergeben haben! Keiner andern als der der meisten Lesenden. In unserer Literatur, der sogenannten schönen wie der wissenschaftlichen, ist, mit wenigen Ausnahmen, das Gift reichlich ausgestreut. Mit dieser Erkenntniß ist ein Anfang zur Umkehr und Besserung gemacht —

wenn er als eine Art Glaubensbekenntniß äußert: „Pantheist oder Katholik sind die letzten Consequenzen des Kampfes zwischen Lüge und Wahrheit", so mögen solche Mittheilungen wol für die „Libussa", die sie im Jahre 1844 zuerst gebracht, passend gewesen sein; in ein Buch aber, das sich „Deutsche Lehr- und Wanderjahre" betitelt, das ethische und psychologische Zwecke verfolgt, gehören sie unsers Erachtens entschieden nicht.

„Karl Maria von Weber" zeichnet sein Lebensbild in der einfachen, bescheidenen Weise, die dem Componisten des „Freischütz" überhaupt eigen war. Ohne eigentliche Kämpfe floß sein Leben dahin, ruhig, durch stete, rüstige Arbeit in gedeihlicher Entwickelung. Weber schließt seine kurzen Notizen:

Viele und schöne Erbietungen kamen mir von allen Seiten entgegen; der Ruf zur Gründung einer deutschen Oper in Dresden konnte allein mich aufs neue festhalten. Und so bin ich denn mit Fleiß und Sorgsamkeit an dem mir übertragenen Werke — und wenn sie einmal einen Stein über meine Hülle legen, so werden sie mit Wahrheit darauf schreiben können: „Hier liegt einer, der es wahrhaft redlich und rein mit Menschen und Kunst meinte."

Die Nachwelt hat ihm neben diesem Ruhme auch noch den Kranz des großen Meisters bewahrt.

„Richard Wagner" in seiner Selbstschilderung, ist noch nicht der gewaltige musikalische Revolutionär, der in unsern Tagen schon einer ganzen Literatur Stoff gegeben hat; er ist der arme, deutsche Künstler, der fortwährend mit der dringendsten Nothdurft des Lebens kämpfen muß, dessen Hauptvorbilder Beethoven und Mozart waren, der „Arrangements für alle Instrumente der Welt, selbst für Cornet à piston zu übernehmen gezwungen ist", nur um nicht Hunger zu leiden — es ist eben Richard Wagner gerade bis an die Schwelle seines Rufs. Die Blätter schließen, wie er aus Paris in sein deutsches Vaterland heimkehrt, nachdem sein „Rienzi" in Dresden, sein „Fliegender Holländer" in Berlin zur Aufführung angenommen waren. Jene beiden Opern, in denen seine Sehnsucht nach Selbständigkeit, die später oft so manierirt zu Tage trat, noch in der maßvollen Weise der nach Originalität ringenden, genialen Schöpferkraft sich äußert:

Ich gab mein Vorbild Beethoven auf, seine letzte Symphonie erschien mir als der letzte Schlußstein einer großen Kunstepoche, über welchen hinaus keiner zu dringen vermöge und innerhalb dessen keiner zur Selbständigkeit gelangen könne.

So hat er damals gedacht, und wenn seine Gegner auch mit den berechtigtsten Waffen gegen ihn kämpfen — daß er selbständig geworden, werden sie zugestehen und anerkennen müssen. Es sind die wenigen Blätter sehr flüchtig und sehr individuell gezeichnet, gerade aus dem letzten Grunde aber sind sie charakteristisch und interessant.

Während der erste Band Dichtern und Künstlern eingeräumt ist, enthält der zweite „Bekenntnisse von Männern der Wissenschaft".

„Johannes Müller", später durch die „Beehrung Leo-

pold's II." Johannes von Müller, Edler von Sylvelden, eröffnet den Reigen. Ueber sein politisches Wirken in Deutschland, über seine Stellung zu Napoleon möge man denken wie man wolle: sein Ruhm als Historiker, besonders für sein engeres Vaterland, die Schweiz, ist wol unbestritten. Was das zweideutige Licht auf ihn geworfen, was seine ganze Behandlung der Geschichte kennzeichnet: eine gewisse Scheu vor drastischer, gedrungener Darstellung, die Neigung zum umwundenen Ausdruck, offenbart sich auch in seinem Lebensberichte; aber welche Fülle von Arbeitslust und Arbeitskraft, welch ernstes, ununterbrochenes Streben tritt uns auch entgegen! Wahrlich, wenn er schreibt:

> Von dem an ist, was er von Jugend auf wollte, alle seine Kraft dem Ruhm und Glück des preußischen Staats und seiner großen Zwecke, seine Ruhe, sein lebenslängliches Forschen in der Erfahrung der Jahrhunderte dem Emporbringen des besten Geistes in öffentlichen Geschäften, guter Lehre überhaupt gewidmet —

so müssen wir von jedem politischen Standpunkte aus zugestehen, daß er seiner mühevollen und ausgiebigen Thätigkeit mit Recht sich rühmen darf.

Ebenso deutlich tritt uns diese Erkenntniß bei „Friedrich Christoph Schlosser" entgegen, der, nach seiner eigenen Aufzeichnung, lange Jahre hindurch von des Morgens 4 Uhr bis abends 10 Uhr arbeitete. Ueber die Bedeutung Schlosser's als Historiker ist sicherlich, nachdem die Kenntniß seiner „Geschichte des 18. Jahrhunderts" in alle gebildeten Kreise gedrungen, kein Wort mehr zu verlieren. Uns interessirt hier gleichfalls am meisten der innere Zusammenhang, der sich in der Weise, wie Schlosser von seinem Leben berichtet, und in dem Geiste, der seine Werke durchdringt, kundgibt. Eine gewisse Herbheit, die sogar in dem bekannten Buche „Zur Beurtheilung Napoleon's" mit unerbittlicher Schärfe sich äußert, ist überall unverkennbar, und sie ist es doch wol auch, die sich bisweilen in extremer Weise ausspricht, wie z. B.:

> Ich erkannte früh, daß die deutschen Professoren, Schriftsteller, Gelehrte, Redactoren gelehrter und ungelehrter Blätter sich untereinander verständen, das Publikum und die Nachwelt zu betrügen, und nahm mir vor, mich nie unter eine Menge von eingebildeten Menschen zu mischen, wo der, welcher sich nicht vor jedem bückt und nicht Partei macht, oder welcher irgendeinen in seinem eiteln Treiben stört, nur Steinwürfe der Parteimänner und Schmähungen der Gassenbuben, die sich berühmt machen wollen, zu erwarten hat.

Der verdienstvolle Alterthumsforscher „Georg Friedrich Creuzer" gibt uns mehr eine Geschichte seiner geistigen Entwickelung und seiner Schöpfungen als seines Lebens. Besonders charakteristisch für ihn ist seine Abwehr des Vorwurfs der Proselytenmacherei zu Gunsten der katholischen Kirche und des Verdachts, selbst den Glauben gewechselt zu haben. Seinen religiösen Standpunkt, der ihn die Civilisation der Menschheit als nur durch priesterliche Institutionen fortgeschritten annehmen läßt, räumt er offen ein und gibt dadurch bedeutungsvollen Aufschluß über das System, das er in seinen mythologischen Schriften innehält. Von seinen menschlichen Eigenschaften ist es seine innige Dankbarkeit, die wir aus diesen Blättern am deutlichsten herauslesen. Der bedeutende Gelehrte hat zu keiner Zeit vergessen, daß der Fleiß anderer ihm zur Staffel diente, und bei all seinen eigenen Erfolgen kommt er stets darauf zurück.

„Christian August Lobeck", der wohlbekannte Philolog, schildert uns in wenigen Zügen das echte deutsche Gelehrtenleben, dessen Schauplatz die Studirstube und der Hörsaal ist. Eigenthümlich wehmüthig berührt es, wenn wir von dem müden Greise hören:

> Die geistige Thätigkeit ist durch meine Augenschwäche erloschen; Gedrucktes und Geschriebenes kann ich nur mühsam buchstabirend lesen, oft gestört durch Gedächtnißschwäche und Gedankenverwirrung: die Bewegung im Freien ist durch allgemeine Entkräftung auf wenige Schritte beschränkt.

Wir bedenken, daß hier kein Einzelschicksal gezeichnet wird, sondern es vielmehr der sich häufig wiederholende Abschluß eines rastlos strebenden Lebens ist, das dem Idealen zu Liebe sich nicht um die Realität gekümmert und in Einsamkeit und Krankheit zu Ende geht. Versöhnlich klingen dagegen die Lebensschicksale der „Brüder Grimm". Der milde und menschenfreundliche Jakob Ludwig Karl, dessen bescheidener Sinn sich mit fester Mannhaftigkeit verband, der klardenkende Wilhelm Karl, der trotz vieler Erfolge seine Bedeutung stets willig der höhern des Bruders unterordnete, erscheinen uns wie ein Dioskurenpaar, auf das unser Volk mit Recht stolz sein darf. Das rein Menschliche tritt uns bei beiden Brüdern wohlthuend entgegen; den frischen Pulsschlag dieser Herzen hemmte nicht Bibliothekenstaub, nicht Professorenwürde; hier fand unerschütterliche Zuneigung zum Vaterlande ihren Platz; die Zärtlichkeit für die geliebte Mutter, deren Tod Jakob den tiefsten Schmerz seines Lebens nennt, von der Wilhelm schreibt:

> Die Liebe zu meiner Mutter ist noch jetzt, nachdem sie länger als zwanzig Jahre im Grabe liegt, unvermindert in meinem Herzen, der Traum führt mich manchmal zu ihr hin, sie sitzt meist, wie in den letzten Jahren ihres Lebens, auf einem kleinen Teppich vor ihrem Arbeitstischchen, reicht mir die magere, aber sanfte Hand, fragt, warum ich so lange nicht bei ihr gewesen sei. Hätte es Gott gefallen, ihr Leben zu verlängern, welche Freude, wenn wir ihr die mühseligen, uns geopferten Jahre mit ebenso viel stillen und ruhigen hätten vergelten können —

ist für beide Brüder der erste Impuls ihres Strebens und Ringens gewesen. Beide hängen mit ganzer Seele an der heimischen Scholle, und als sie trotzdem, in den gerechtesten Erwartungen getäuscht — Jakob schreibt: „Wir bildeten uns ein, gerechte Ansprüche auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienst, ich hatte seit 1816 niemals um Zulage angehalten, niemals eine erlangt; auch hoffte ich, der Bibliothekarstelle keine Unehre gemacht zu haben" —, Kassel verließen, um dem Rufe als Professoren nach Göttingen zu folgen, da ist ihr Trost, daß die nämlichen Sterne auch dort ihnen leuchten werden, und Gott überall ist. Sicherlich nur solche Gemüther konnten unsern Kindern die „Volksmärchen" schenken.

„Die erste und größte Wohlthat Gottes war es, mich von so guten und frommen Aeltern geboren und erzogen werden zu lassen. Die Sterne, unter denen wir geboren werden, das sind unsere Aeltern, die Zeit, der Ort, die herrschende Religion" — so beginnt „Christian Wilhelm Hufeland" seine Lebensbeschreibung, und diese Worte charakterisiren ihn zugleich. Bei all diesen bedeu-

tenden Gelehrten des Anfangs unsers Jahrhunderts ist es das Freisein von jeder selbstbewußten Ueberschätzung, jedem Gelehrtendünkel, der in unsern Tagen oft so verletzend sich äußert, was zunächst unsere Achtung wach ruft. Auch Hufeland, dessen wissenschaftliche Bedeutung doch allgemein anerkannt war, der den weitverbreitetsten Ruf genoß, spricht nur in bescheidenstem Tone von sich selbst und seinen Erfolgen. Der Geist, der seine „Makrobiotik" erfüllt, diese eigenthümliche Mischung von gläubiger Religiosität und wissenschaftlichem Empirismus, ist die umfassende Kennzeichnung seines gelehrten und praktischen Wirkens.

Aus seinem vielbewegten Leben wollen wir als Streiflicht auf den Grundton seines Wesens mittheilen, was er von der nach Königsberg geflüchteten Königin Luise von Preußen erzählt:

Endlich ergriff der böse Typhus auch unsere herrliche Königin, an der alle Herzen und auch unser Trost hing. Sie lag sehr gefährlich darnieder, und nie werde ich die Nacht des 22. December vergessen, wo sie in Todesgefahr lag. Indeß auch hier ließ Gottes Segen die Cur gelingen, sie fing an, sich zu bessern. Aber plötzlich kam die Nachricht, daß die Franzosen heranrückten. Sie erklärte bestimmt: „Ich will lieber in die Hände Gottes als dieser Menschen fallen." Und so wurde sie den 8. Januar 1807 bei der heftigsten Kälte, bei dem fürchterlichsten Sturme und Schneegestöber in den Wagen getragen und 20 Meilen weit über die Kurische Nehrung nach Memel transportirt. Wir brachten drei Tage und drei Nächte, die Tage theils in den Sturmwellen des Meers, theils im Eise fahrend, die Nächte in den elendesten Nachtquartieren zu — die erste Nacht lag die Königin in einer Stube, wo die Fenster zerbrochen waren und der Schnee ihr auf das Bett geweht wurde, ohne erquickende Nahrung — so hat noch keine Königin die Noth empfunden! Ich dabei in der beständigen ängstlichen Besorgniß, daß sie ein Schlagfluß treffen möchte. Und dennoch erhielt sie ihren Muth, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht, und er belebte uns alle.

Den Schluß der Sammlung bildet eine Biographie von „Heinrich Alexander von Humboldt", über die wir hinwegsehen, weil sie jeder individuellen Gestaltung entbehrt, und dann die in Stil und Rechtschreibung gänzlich unveränderte Selbstbiographie von „Christian Wolff", dem größten unter allen dogmatischen Philosophen, die auch als Spiegelbild der Zeit unsern Antheil erregt.

Die Sammlung trägt Goethe's Worte: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist und bleibt doch der Mensch", mit Recht als Motto. Sie ist von manchem Standpunkt aus als ein verdienstvolles Unternehmen zu betrachten, dessen weitere Fortsetzung uns wahrhaft wünschenswerth erscheint. Albert Weigert.

Bildung und Christenthum.

1. Geistliches und Weltliches für gebildete christliche Leser. Von Christian Palmer. Tübingen, Laupp. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Predigten aus der Gegenwart. Von Karl Schwarz. Sechste Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Die Religion ist es seither gewesen, welche den Idealismus unter die Massen brachte und das Volk über das Alltägliche, Gemeine, über den Materialismus des Kopfes und Herzens in ein Reich des Geistes und der Freiheit erhob; vornehmlich das Christenthum hat durch seinen Sonntag die Ruhe von der Fron- und Lohnarbeit, die Hinwendung auf das Ewige, Ueberfinnliche in der europäischen Gesellschaft eingeführt und durch Bild und Gesang wie durch die Predigt des Evangeliums die Freude am Schönen, die Liebe zum Guten, und damit ein menschenwürdiges Dasein gefördert. Was die Folge davon ist, wenn man dem Volk die Religion nimmt, das hat die Petroleumflamme von Paris in ein erschreckendes Licht gestellt; der Liberalismus in Deutschland hat sich dadurch nicht warnen lassen. Weiter und weiter verbreitet sich die Ansicht, als ob politische Freiheit und eine Doctrin des bloßen Naturmechanismus, die *alle* Freiheit, alle sittliche Selbstbestimmung und Selbstverantwortung folgerichtig leugnet, vortrefflich zusammenpaßten, ja zusammengehörten; wer für das Universum wie für den Menschen ein einheitliches, sich selbst erfassendes Lebensprincip zur Erklärung der Wirklichkeit braucht, und die selbstbewußte Persönlichkeit nicht blos für ein Anhängsel oder Phänomen der blinden Stoffe nimmt, sondern für etwas Reales und Dauerndes: der gilt für einen Halben, Schwachen, und hat zu erwarten, daß man sein Bekenntniß mehr einer feigen Anbequemung als einer wissenschaftlichen und gewissenhaften Aufrichtigkeit zuschreibt. Die Schuld liegt freilich größtentheils an den Kirchenmännern, die das Hangen an unvernünftigen und unbegreiflichen Dogmen mit dem beseligenden Glauben an die befreiende Wahrheit verwechseln; sie liegt bei den Regierungen, welche das knechtische Beharren an der Orthodoxie des 16. Jahrhunderts, in welcher die reformatorische Bewegung erstarrte, seit vielen Jahren begünstigt, die Rückwärtsgewandten auf die Bischofsitze und die theologischen Lehrstühle gebracht, Andersdenkende, Freisinnige aber zurückgedrängt und zurückgesetzt haben. So ist ein officielles Christenthum entstanden, das der Bildung und Wissenschaft der Gegenwart entfremdet ist, und diese ist in den Gegensatz zur Religion hineingetrieben worden. Das tiefste Leiden unserer Zeit kommt nun in den Wirren zu Tage, die der Ultramontanismus hervorgerufen, seitdem das Deutsche Reich sich ihm nicht unterthänig erweist. Die rechte Heilung wird von innen heraus kommen müssen; Volk und Gebildete sollen sich wieder in einer gemeinsamen Weltanschauung verstehen lernen. Der Verstand, die Natur- und Geschichtsforschung können und dürfen dem Dogma keine Zugeständnisse machen, das Thatsächliche, Gesetzliche soll rein und klar hervorgehoben werden; aber ebenso wenig soll und darf das Gemüth und Gewissen sich blindlings den Machtsprüchen des Materialismus unterwerfen, welche die Thatsachen des Bewußtseins, die Unterscheidung von Gut und Böse, die Idee des Unendlichen, Ewigen keck hinwegleugnen. Vielmehr gilt es, die Thatsachen der Natur und des Seelenlebens, die äußere und innere

Erfahrung anzuerkennen und von hier aus zu fragen: wie denn die Principien des Seins beschaffen sein müssen, um beides, das Natürliche wie das Geistige, daraus erklären zu können. Wenn der Glaube selig machen soll, so darf nichts als Glaubenssatz hingestellt werden, dessen beseligende Kraft nicht jeder im eigenen Herzen erfahren kann. Das sind aber die sittlichen Wahrheiten, wie sie die Bergpredigt zusammenfaßt, wie sie die Parabeln Jesu veranschaulichen; das sind die befreienden Sprüche von Paulus, das ist die Kindschaft der Menschen in Gott, der in allem gegenwärtig ist, mit dem als freie Wesen wir durch unsern Willen und unser Wissen uns einigen sollen. Strauß nannte das Universum den Gott des neuen Glaubens, aber das innere Wesen des Universums, sagte er, sei Güte und Vernunft. Einverstanden. Nur daß er und die Seinen zugestehen sollten: Güte und Vernunft haust nicht im Leeren, sondern Güte ist die Gesinnung eines Wollenden, Gedanken sind die Bethätigung eines Denkenden; beide bedürfen eines Selbstes, einer Subjectivität zur Trägerin; — Güte und Vernunft, d. h. das Innerste des Universums, ist der selbstbewußte Wille der Liebe, den wir andern Gott nennen.

Ich weiß wol, daß das Christenthum seine Ausbreitung weniger dem Evangelinm der Humanität, dem Adel der Sittenlehre, als den phantastischen Elementen verdankt, die es umkleiden; die Visionen der Jünger vom auferstandenen Heilande, der Glaube an dessen baldige Wiederkunft, um sein messianisches Reich aufzurichten, die Zeichen und Wunder, die man ihm zuschrieb, sind das Mittel und Werkzeug gewesen, um die Welt zu erobern, und mit ihren magischen Gnadenwirkungen herrscht die Kirche noch heute über Millionen. Aber der Fortschritt der Menschheit in Welterfahrung und Wissen hat sich all diesen Dingen entfrembet; er hält sich an die Naturgesetze, und nicht in ihrem Bruch, sondern in ihrer Ordnung und Harmonie kann und soll man fernerhin ihm ein innenwaltendes Göttliches aufweisen. Soll das Christenthum als Kirche fortbestehen, so muß die Kirche einsehen, daß die Wunder nicht der wirklichen Welt, sondern der Phantasie angehören; so darf die Kirche nicht mehr das Sinnbild für die Sache nehmen, wie der Aberglaube thut, sondern muß sich an den Sinn im Bilde halten, den Sinn in seiner Vernünftigkeit begreifen und begreiflich machen. Soll die wissenschaftliche Bildung unserer Zeit, soll unsere Cultur und Sitte nicht zu Grunde gehen oder wenigstens eine furchtbare Katastrophe durchmachen, so darf sie die Forderungen des Gewissens, die Bedürfnisse des Gemüths nicht verleugnen, so muß sie mit aller Kraft dahin wirken, daß statt des materialistischen, genußsüchtigen Atheismus, der jetzt den Arbeitern gepredigt wird, der Idealismus im Volksbewußtsein aufrecht erhalten bleibe. Ausgerüstet mit den Waffen der Erkenntniß sollen die Geistlichen diesen Idealismus predigen, ohne die Fessel unbegreiflicher Satzungen, ohne magisches Beiwerk und Ceremonien zur Bedingung des Heils zu machen. „Der Herr ist der Geist; wo Geist des Herrn ist, da ist Freiheit.“

Es liegen uns zwei Bücher vor, welche in dem Bestreben zusammentreffen, den Gegensatz von Glauben und Wissen zu überwinden, die Kluft zwischen Bildung und Christenthum zu überbrücken. Das eine rührt von einem Mann her, der zu den kirchlich gesinnten Theologen gerechnet wird und als Homiletiker der Universität Tübingen einen Namen von gutem Klange führt; das andere aber hat einen Leiter des Protestantenvereins zum Verfasser, den sein philosophischer Freisinn vom Katheder zu Halle in das Predigtamt nach Gotha getrieben hat. Palmer geht von dem Christenthum aus, wie es sich in der protestantischen Kirche gestaltet hat; er will, daß der geistesträge Unglaube auch in geistlichen Fragen die Dinge einmal ansehe wie sie wirklich sind; er will, daß man erkenne, wie das evangelische Christenthum mit unserer deutschen Bildung zusammenhängt und darum einen offenen Sinn erweckt für alles, was schön ist und wohllautet, und daß die Blüten der Kunst und Wissenschaft mit nichten blos dem Unglauben ihren Duft spenden, „um ihn über seine eigene trostlose Jämmerlichkeit auf Augenblicke zu täuschen“. Schwarz stellt sich auf das eigene Gewissen, auf die sittliche Erfahrung, auf die Ereignisse der Gegenwart, um sie an das Evangelium anzuknüpfen, an Jesus von Nazareth, dessen eigene Worte, dessen vorbildliches Leben er scharf unterscheidet von dem, was die Kirchenlehre im Katholicismus und Protestantismus daraus gemacht hat. Schwarz und Palmer halten sich an den Kern und brauchen sich darum kaum um die Schale zu zanken.

Palmer (Nr. 1) beruft sich auf den Spruch Meister Eckart's: „Wahrheit ist so edel, daß, wenn Gott sich von der Wahrheit kehren möchte, ich wollte mich an die Wahrheit halten und wollte Gott lassen“; ihm steht fest, daß die Bibel die Kritik vertragen kann, daß in den verschiedenen menschlichen Hüllen das eine Göttliche bei Lucas wie bei Johannes und Paulus erkennbar sei; er will das Hohe Lied als eine Reihe von Liebesgedichten ohne Weissagung auf Christus und die Kirche betrachten und fragt:

> Was soll man sagen, wenn eine berühmte Kirchenzeitung den umfangreichen Harem des Königs Salomo dadurch erklärt, daß dadurch die vielen verschiedenen Nationen haben prophetisch vorgebildet werden sollen, die einstens in Christi Reich sich zusammenfinden werden? Wenn das Pietät gegen den Namen Salomo ist, so ist's nicht nur eine Verletzung der einfachen Wahrheit, sondern eine Verletzung des Anstandes, der Würde des Reiches Gottes, also wahrhaft eine Impietät.

Der Phantasie im Reiche Gottes hat er einen der hier gesammelten Vorträge gewidmet, ein ausführlicher über den Aberglauben knüpft sich an. Die Schönheit der Natur gründet für ihn in der Phantasie Gottes; die Gestalt des Pferdes, die Formen der Blume, das gefleckte Fell des Tigers und die Flügel des Schmetterlings seien nicht aus blinder Nothwendigkeit oder um eines praktischen Zwecks willen entstanden, sondern um der Schönheit willen.

> Es ist oft gesagt worden, der größte Dichter sei Gott, seines Reiches Gang aus der Ewigkeit in die Zeit und durch die Zeit zur Ewigkeit sei das wahre große Epos; wohlan, dann darf ich auch von einer göttlichen Phantasie reden, denn ohne Phantasie gibt es keine Poesie.

Es war Weiße, der in seiner „Aesthetik“ wie in seiner speculativen „Dogmatik“ der Phantasie in Gott eine eingehende Darstellung gewidmet hat; was ich selber in

meinem Buch über „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" von dem Dichtersinne Jesu gesagt, findet gleichfalls seinen Anklang bei Palmer:

Das ist die Fähigkeit der Phantasie, das blos Gedachte wie das in der unmittelbaren Empfindung leicht Zerfließende in feste und doch freischwebende verklärte Gestaltung zu bringen. Die Gleichnisse des Herrn — wir pflegen sie aus seiner Lehrweisheit abzuleiten; aber die größte Weisheit, wenn sie eine religiöse oder sittliche Wahrheit anschaulich und dadurch anziehend und behaltbar machen will, findet dafür kein Bild, für Geistiges kein sinnliches Analogon, wenn ihr die Phantasie nicht zu Diensten steht; um ein Bild, wie das des verlorenen Sohnes, des barmherzigen Samariters, zu erfinden und so lebendig auszumalen, selbst um den Anblick der Lilien auf dem Felde mit dem Gedanken zu verbinden, daß sie nicht spinnen, und daß doch Salomo's königliche Pracht an ihre Schönheit nicht heranreiche, dazu gehört eine lebhafte bewegliche Phantasie. Ja sie hängt mit der Grundgesinnung und Grundtugend der Liebe viel enger zusammen, als ein lederner Moralist oder ein rigoristischer Ascetiker gern zugeben wird. Liebe muß zu allererst sich in die Lage, in die Stimmung, in das Gefühl eines andern hineinversetzen können: das aber ist eine Kunst, die ohne Phantasie niemand lernt.

An einer andern Stelle heißt es:

Wenn der Katholik in jeder Messe das Wunder der Transsubstantiation anbetet, was ist das anders als ein Beleg für die Allgewalt einer in den Dienst der Frömmigkeit gestellten, aber nicht durch Wahrheit im Zaume gehaltenen Phantasie?

Palmer nennt es Aberglauben, wenn der Begriff des Priesters mit dem des Zauberers identisch ist, der durch die Formel seines Worts Kranke heilt, das Wetter macht oder Wein in Blut verwandelt; allein ist es nun nicht eine Halbheit und ein Widerspruch, wenn Palmer dann die Wunder Christi ausnehmen will, „weil für den Träger dieser neuen Gottesoffenbarung das Wunder gerade das ihm Natürliche sei"? Eine jener wohlfeilen nichtssagenden Phrasen, die den Theologen ebenso geläufig sind wie den Materialisten. Auch für den Träger einer Gottesoffenbarung sind die Naturgesetze in ihrer Vernunftnothwendigkeit das Natürliche, und wenn er Wunder zu thun glaubt, oder wenn andere glauben, daß er sie gethan, so ist eben das Wunder auch hier „des Glaubens Kind", ein Erzeugniß der Einbildungskraft. Palmer nennt den Aberglauben dumm und absurd, ich möchte fast sagen, daß er ihn zu hart behandelt. Zwar weiß und entwickelt er selbst, wie der Aberglaube vielfältige Reste des ursprünglichen heidnischen Volksglaubens enthält, und wie das ursprünglich bildlich Gemeinte, dichterisch Ausgesprochene nun prosaisch und buchstäblich oder factisch genommen wird; aber — und er hat gewiß recht! — wenn er bei aller Empfindung für das Phantasievolle, Sinnige an den Hexenwahn, an die Schatzgräberprocesse, an die Opfer des Aberglaubens im Irrenhause denkt, so vergeht ihm alle Lust, „zum Benefiz der Poesie diesen Krebsschaden am geistigen Leben des christlichen Volks zu verewigen". Der Religionsunterricht soll durch Einsicht in den Naturzusammenhang die Unvernunft des Aberglaubens bloßlegen; einverstanden; aber wird er das können, wenn er doch selber diesen Naturzusammenhang durch die biblischen Wundergeschichten unterbrechen läßt? Wie ganz anders, wenn er auch hier den Sinn im Bilde erkennt und der Phantasie ihr Recht wahrt!

Vorwiegend religiöser Art ist ein Vortrag über das Gemeinsame im Cultus der verschiedenen christlichen Kirchen. Vermittelnd und versöhnend sind die Reden über Paulus und über Schiller; Palmer sucht keineswegs den Dichter unter die Ungläubigen zu verweisen, sondern vielmehr das Christliche, das weniger in den Worten als im Geiste, weniger in Anklängen an Dogmen als in der sittlichen Gesinnung liegt, warm und freudig zu betonen. Und für die Unbefangenheit und Vielseitigkeit Palmer's spricht auch die Charakteristik Abraham's a Sancta Clara.

Drei Aufsätze über Musiker schließen das Buch. Der über Haydn ist nicht bedeutend, der über Beethoven ungenügend, der über Sebastian Bach vortrefflich. Ich theile auszugsweise einiges daraus mit. Beethoven soll einmal von Bach gesagt haben: der sei kein Bach, sondern ein Meer; in der That, der nächste Totaleindruck eines Orgelstücks, eines Gesangs ist der einer rastlos andrängenden Flut, als wollte das Meer noch ein Meer gebären. Das macht aber nicht eine Tonmasse von der Art wie die Accordklumpen moderner Effecthascher, welche die Instrumente, namentlich das Blech häufen, sondern es ist die machtvolle Ueberfülle in den musikalischen Gedanken und Figuren selbst. Dabei fehlen die Ruhepunkte, die Absätze, an die wir seit Emanuel Bach und Haydn gewöhnt sind, wo sich in der Sonatenform die Hauptsachen wie Figuren eines Gemäldes deutlich voneinander abheben; Sebastian Bach geht von der Orgel aus, wo die Töne fortklingend ineinander übergehen, von der Motettoform der alten Zeit, in welcher, wenn eine Stimme pausirt hat, diese immer wieder anhebt, ehe die andere, die eine Weile den Gedanken fortführte, aufhört. Er hält einen Grundgedanken fest und weiß ihn immer neu zu gestalten. Wie die Kunst des gothischen Kirchenbaues darin ihre Schönheit findet, daß sie in den unendlich vielen Formen von der Kreuzblume auf der Thurmspitze bis herab zum Schnitzwerk an einem Chorstuhl oder zum Maßwerk in einem Fenster überall dieselben Grundmotive festhält, so gewährt seine Musik die höchste Befriedigung nicht durch ein Aggregat von Gedanken, sondern dadurch, daß das Ganze wie aus einem Kern organisch wächst. Bach's Melodien sind Eingebungen, die sonst niemand gehabt; man kann nie voraus wissen, wie der nächste Takt lauten wird. Er läßt in der vielstimmigen Musik jeder Stimme den eigenen melodischen Gang und opfert lieber den leichtfaßlichen Wohllaut des Zusammenklangs dieser Selbständigkeit des Besondern; auch in diesem harten, herben Individualismus echt deutsch. Daneben war der melodische Reiz in der italienischen, der rhythmische Effect in der französischen Oper zu Hause; alle diese Elemente zur Einheit zu verbinden, der Strenge des harmonischen Satzes die melodische Lieblichkeit beizumischen, die contrapunktliche Kunst nicht mehr alles beherrschen zu lassen als oberstes Gesetz, sondern über sie als ein Kunstmittel neben andern frei zu verfügen, das ist der Schritt, den die Musik durch Mozart über Bach hinausgethan.

Der neue Band der Predigten von Schwarz (Nr. 2) — sie sind in ganz Deutschland bereits ein Familienbuch geworden, das etwa die Mitte hält zwischen Schleier-

macher's dialektischer Kunst und der Popularität der „Stunden der Andacht" von Zschokke — verdient den Nebentitel „aus der Gegenwart" um so mehr, als 11 davon die Gesammtüberschrift führen: „Das Jahr des Kriegs." Die gewaltige Zeit zieht hier im Lichte der Religion an uns vorüber; doch wie bisjetzt Poesie und bildende Kunst ihr noch nicht völlig gerecht geworden, so bleibt auch das Wort des Redners hinter der Größe des Lebens zurück; aber so wenig wie dort fehlt es hier an erhebenden Momenten, an glücklichem Ausdruck und an edelm Sinn. Der zweite Abschnitt: „Kirche und Welt", tritt ein in die Bewegung unserer Tage, in den Kampf des Geistes und des Staats mit der Hierarchie und der Herrschaft des Buchstabens, sei es päpstlicher Unfehlbarkeit, sei es lutherischen Bekenntnißeifers. Die Reformation, diese Befreiungsthat des deutschen Geistes, soll nicht erstarren in neuer Dienstbarkeit, „die Freiheit eines Christenmenschen", das Wort, das Luther auf seine Fahne schrieb, soll durchgeführt werden. Wie Schwarz dies versteht, das haben in frühern Bänden vornehmlich die Predigten über Jesu eigene Worte in Sprüchen und Parabeln und die über den Apostel Paulus auf vorzügliche Weise dargethan. In einer Reformationsfestrede heißt es:

Ist es nicht ein schönes treffendes Sinnbild unserer Reformation, das Luther einst zu seinem Wappen und Siegelring erkoren: die weiße Rose, in ihr das flammende blutrothe Herz, und in dem Herzen das schwarze Kreuz? Ist es nicht die weiße Rose des deutschen Volks, die damals erblühte und die heute wiederum neue herrliche Blüten treiben will? Ist es nicht das warme flammende Herz, welches der Pulsschlag dieses Volks ist? Ist es nicht das dunkle ernste Kreuz, welches aufgerichtet steht in diesem Herzen? Ja, so war es und so soll es noch sein!

Ich wenigstens kann mir noch nicht vorstellen, wie unser Volk ohne Christenthum leben und nicht der Barbarei verfallen sollte. Der theoretischen Verthierung des Menschen, die der Materialismus lehrt, würde bald die praktische folgen. Aber ist es nicht ein artiger Zufall, daß in Luther's Wappen die Farben des neuen Deutschen Reichs, Schwarz-Weiß-Roth, enthalten sind?

Moriz Carriere.

Zur Dante-Literatur.

1. Dante Alighieri's Göttliche Komödie übersetzt und erläutert von Friedrich Notter. Zweiter Band: Das Fegfeuer. Das Paradies. Stuttgart, Neff. 1872. Gr. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.
2. Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. Fünfte umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Karl Witte. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegfeuers und des Paradieses und einer Karte von Italien. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 3 Thlr.
3. Dante's Hölle der Verliebten, deutsch gereimt mit einigen Bemerkungen und einer Belegstelle aus dem Roman du Lancelot, von Rudolf Minzloff. Hannover, Hahn. 1870. Gr. 8. 16 Ngr.

Ueber den ersten Band des vortrefflichen Werks von Friedrich Notter, welcher die Lebensgeschichte Dante's, die Uebersetzung der „Hölle" mit Commentar und Excursen enthält, ist früher, in Nr. 48 d. Bl. f. 1872, berichtet worden. Die demselben in allen seinen Bestandtheilen gebührende Anerkennung muß ebenso dem vor Jahresfrist erschienenen zweiten Bande, womit das Werk beschlossen ist, gezollt werden: überall die Proben sorgfältigen Studiums, peinlicher Gewissenhaftigkeit und das ernste Streben, trotz der zahlreichen Vorgänger der großen Aufgabe gerecht zu werden. Die Uebersetzung schließt sich durchweg treu dem Wortsinne, ja den Worten des Originals an, soweit die schwierige Terzinenform dies zuließ; die erklärenden Anmerkungen sind von erschöpfendem Reichthum für das allgemeinere Bedürfniß, und die Excurse über hervorragende Momente der Dichtung bieten auch dem Forscher beachtenswerthe Winke. Manche Härten im sprachlichen Ausdruck der Uebersetzung finden ihre Erklärung einerseits in der streng verfolgten Absicht möglichster Treue, andererseits in den bekannten Hemmnissen der dreifachen Reimung. Für die Anmerkungen hat der Verfasser an verschiedenen Stellen die bisherigen deutschen Erklärer, Kannegießer, Streckfuß, Kopisch, Philalethes, Witte, meistens wörtlich, benutzt und, wo dies geschehen, ausdrücklich angeführt; ein großer Theil jedoch stammt aus unmittelbaren Quellen.

Ueber zwei Punkte sei hier ein Zweifel gestattet. Wenn der Verfasser als sicher annimmt, der Dichter habe sich die Schatten in der Hölle nackt, die auf dem Reinigungsberge bekleidet gedacht, so ist die eine Stelle, welche er dafür anführt, wol nicht entscheidend, und jedenfalls nicht unbeachtet zu lassen, daß die Holzschnitte der ältesten Ausgaben, z. B. der von 1491, auch die Schatten des Reinigungsbergs unbekleidet darstellen, also die der Zeit des Dichters näher Stehenden einen Unterschied hierin nicht sehen wollten. Ferner, die Rüge gegen den Dichter, daß er im sechsten Gesang des „Fegfeuers" auf ungehörige Weise, wie sie nur einer so naiven Stufe der Kunstentwickelung nachgesehen werden könne, Sordello's Redeanfang durch eine lange Abschweifung unterbrochen habe, kann bei genauerer Erwägung nicht für begründet erachtet werden; denn kurz zuvor fällt ja Sordello selbst vor Ueberraschung dem Virgil in die Rede, und da jener zunächst wirklich nichts Besonderes zu sagen hat, so war der Dichter wol in seinem Recht, wenn er sich dieser Unterbrechung als rhetorischen Mittels bediente, um die Strafrede gegen Italien desto wirksamer hervortreten zu lassen.

In den Excursen spürt der Verfasser angelegentlich den Widersprüchen in Gestalten und Aeußerungen der „Göttlichen Komödie" nach: es ist dies zur Charakteristik der Dichtung und des Dichters von wesentlichem Belang; nur darf letzterm daraus kein Vorwurf erwachsen, und ist vielmehr darauf hinzuweisen, wie sehr solche Widersprüche, die eigentlich immer nur scheinbar, die Gesammtanschauung

bereichern, und wie im Gegentheil Consequenz in der Durchführung eine gewisse Dürftigkeit erzeugt haben müßte, die einer dichterischen Schöpfung von so unendlicher Peripherie des Inhalts wenig anstehen würde. Ebenso verhält es sich mit der an der einen oder andern der vorgeführten Gestalten vermißten Einheit oder Einerleiheit, indem der Dichter die Möglichkeit voneinander abweichender Deutungen zuläßt: auch hier muß man es, ohne darin einen Mangel zu sehen, als charakteristisch bei Dante gelten lassen, daß er in Einem ein Mehreres darstellt und je nach der verschiedenen Beziehung, die er andeuten will, derselben Gestalt verschiedenes Gesicht und Gewandung verleiht. Der Verfasser tadelt den Dichter dieser Wandelbarkeit wegen nicht ausdrücklich, aber eine leise Misbilligung darüber gibt er doch zu erkennen.

Am bedeutendsten sind die beiden Excurse über Mathilde und Beatrice. Bezüglich jener verwirft der Verfasser, und zwar aus den Andeutungen des Textes selbst, jede Bezugnahme auf bekannte geschichtliche Frauen und nimmt, wie für Beatrice, so auch für Mathilde in erster Linie ein irdisch-persönliches Verhältniß zu dem Dichter in Anspruch. Er findet die Berechtigung dazu in den individuellen Zügen, womit die Dichtung beide Frauengestalten ausgestattet und die sonst ohne rechten Sinn wären; Mathilde ist ihm identisch mit der „holden Mitleidigen" im „Neuen Leben", welche der Dichter nun als die singende, Blumen pflückende Frühlingsbotin am Rande des Paradiesesgartens wiederfindet. Denselben Standpunkt nahm der Verfasser schon im ersten Bande ein: mit Recht wahrt er den Dichter vor der Allegorisirungswuth derjenigen Ausleger, die in der „Göttlichen Komödie" überall nur abstracte geistige Gebilde, nirgends wirkliches Leben von Fleisch und Blut in dichterischer Verklärung zugeben wollen, und rückt gerade dadurch die tiefe Symbolik des Gedichts erst in die richtige Beleuchtung. Ueber die Wirklichkeit hinaus, aber in ihr wurzelnd, mag sich dann die Gestalt zu höherer, sinnbildlicher Bedeutung erheben; so wird ihr der gesunde Lebensathem verbleiben, der ihr überhaupt nicht innewohnt, wenn sie ihren Ursprung lediglich in der Abstraction, sei es auch eine mystische, genommen hat. Es ist deshalb dem Verfasser beizustimmen, wenn er erst nach Feststellung des irdisch-persönlichen Verhältnisses und auf Grund desselben die allegorisch-symbolische Bedeutung der beiden Frauengestalten im Gedicht zu bestimmen sucht.

In Mathilden sieht er, Beatrice gegenüber, die Vertreterin der werkthätigen Gottesliebe, wie zuvor schon traumbildlich ein gleiches Verhältniß in der Gegenüberstellung von Lea und Rahel angedeutet ist. Beatrice selbst aber, deren Bild durch das ganze Gedicht zwischen Allegorie und individuell-leiblicher Persönlichkeit schwankt, erhebt sich ihm stufenweise über das Sinnliche hinaus zum Sinnbilde der Gotterkenntniß, soweit sie in des Dichters Selbstbewußtsein persönlich geworden, allgemeiner gefaßt, zur Personification der zu Gott führenden und dadurch den Menschen beseligenden Kraft, bisweilen noch höher, zur Repräsentantin der Gotteslehre an sich und ihrer treuen Hüterin, der christlichen Kirche in ihrer wahren Gestalt. Alle diese Deductionen sind von dem Verfasser scharfsinnig und gründlich, ohne geistreich scheinende Flunkerei, mit ernster Wahrheitsliebe durchgeführt. Bisweilen begegnen auch hier dem Verfasser gewisse — vielleicht darf gesagt werden, pedantische — Zweifel, die auf eine ungünstige Beurtheilung Dante's als Dichter hinausgehen, gegen welche derselbe in Schutz genommen werden muß. Wenn er z. B., wie in der bekannten Stelle des „Inferno": „Io credo ch'ei credette ch'io credesse", ein „unbedingt verwerfliches Wortgeklingel", so in der Auseinanderziehung des verkürzten Namens Bice — B und ice, „Paradiso", VII, V. 12 — ein bloße Spielerei sieht, so ist bezüglich des erstern auf eine Reihe verwandter Stellen in der „Komödie" und bei zeitgenössischen Dichtern hinzuweisen, die einen mit Vorliebe gepflegten Brauch jenes noch in der Formung der italienischen Schriftsprache begriffenen Zeitalters erkennen lassen, abgesehen davon daß gerade diese Stelle für die Situation nicht ohne bezeichnenden Sinn ist; das andere aber gestattet die wohlbegründete psychologische Erklärung, daß der Dichter habe sagen wollen, es sei ihm mit dem Namen der Geliebten ebenso ergangen wie jedem zärtlich Liebenden, dem schon das Niederschreiben der einzelnen Buchstaben des geliebten Namens ein süßes Spiel ist. Auch ohne dieses möchte eine solche Ausdrucksweise zu dem großartig naiven, auch im Kleinen der blassen Allgemeinheit abholden Stil des Dichters sehr wohl passen. In Summa: die Uebersetzung und Erklärung Notter's ist eine entschiedene Bereicherung der deutschen Dante-Literatur, und der Verfasser darf die daran verwendete, mehr als sechsjährige Arbeit wahrlich nicht als verloren erachten.

In dem zweiten Werke, der Dante-Uebersetzung von Kannegießer, begegnen wir dem Wiedererscheinen eines alten Bekannten von bestem Rufe. Schon daß kein Geringerer als Karl Witte sich der Mühe, die neue Ausgabe vorzubereiten, unterzogen hat, leistet Bürgschaft für den noch heute gültigen Werth dieses frühesten Versuchs einer vollständigen Uebersetzung der Komödie in gereimten Terzinen mit erläuterndem Zubehör. Der Herausgeber gewährt in seinem Vorwort einen Einblick in die sorgfältigen, immer erneuerten Bemühungen des Verfassers, seinem Werke in jeder Zeile die möglichst vollendete Gestalt zu geben; der schriftliche Nachlaß bot abermals einen Reichthum von Correcturen, großentheils schwer zu entziffern; auf Grund dieses Materials nun hat der Herausgeber, mit strenger Selbstverleugnung an dem von dem Verstorbenen selbst Ueberlieferten festhaltend, diese Ausgabe hergestellt. Was sie in der Einleitung über Dante's Zeitalter, dessen Leben und Schriften, sowie in dem Commentar Erklärendes zu jedem einzelnen Gesange enthält, unterscheidet sich von den verwandten Arbeiten, insbesondere auch von der Notter's, durch Einfachheit, leichte Verständlichkeit und Ausscheidung alles dessen, was die Lektüre erschwert; diese Bestandtheile des Werks erscheinen hiernach gerade geeignet für Leser mit unmittelbarstem Anspruche an Belehrung, weniger für solche, die in die Tiefen der Dichtung einzudringen den Beruf fühlen.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie bis ins einzelne sinngetreu und im ganzen lesbar; freilich finden sich auch Verse, die ein wenig lahmen und dem Reim zu Liebe sich die Zwangsjacke haben gefallen lassen müssen. Am meisten ist bei allen solchen Nöthigungen infolge des

Reims das Aufgeben der einfachen Natürlichkeit des Originaltextes zu bedauern: die besten Uebersetzungen geben getreulich, ohne Verkürzung und Flickzuthat, den Sinn wieder, aber die mühelose Unmittelbarkeit des Wortes, die bei Dante so schlagend wirkt, geht unter dem Zwange des Reims verloren. In diesem Punkte läßt übrigens die Notter'sche Uebersetzung noch mehr zu wünschen übrig als die Kannegießer's, wenn jene z. B. den achtundzwanzigsten Gesang des „Purgatorio", der so ganz von Wohllaut durchweht ist, mit dem Verse beginnt:

Damit von inn' und außen ich durchdränge —

oder später in demselben Gesange das ureinfache „Nè credo che il mio dir ti sia men caro" durch die gezwungenen Worte übersetzt:

Als Last wird wol mein Wort nicht an dir hangen.

Wenn so im Angesicht aller bisherigen Leistungen eine vollständige, in gereimter Terzinenform durchgeführte Uebersetzung der „Göttlichen Komödie", die gleichmäßig alle Anforderungen der Treue des Wortsinns, der Wiedergabe auch des sprachlichen Colorits in seinen Wandlungen, sowie der Natürlichkeit des Ausdrucks befriedigt, auch weiterhin ein frommer Wunsch bleibt, ja vielleicht zu den Unmöglichkeiten gerechnet werden kann, so möchte es doch, bei dem Reichthum unserer Muttersprache, keine Unmöglichkeit sein, einzelne hervorragende Stellen oder Gesänge vollkommen übereinstimmend mit dem Original, soweit dies an und für sich denkbar, und so wohlthuend beim Lesen wie dieses, in deutschen Versen nachzubilden. Wer aber einen solchen Versuch unternimmt, berechtigt jedenfalls den Anspruch an ihn, daß er die beschränkte Aufgabe in jeder Hinsicht vorzüglicher als seine Vorgänger zu Stande bringe. „Dante's Hölle der Verliebten", d. i. der fünfte Gesang der Hölle, deutsch gereimt von R. Minzloff (Nr. 3), kündigt sich als eine solche Leistung an, indem der Verfasser, mit Bezug auf die Köhler'sche Zusammenstellung aller vorhandenen deutschen Uebertragungen des bekanntesten Gesangs der „Komödie", von seinem Versuche geltend macht, derselbe werde deutlich genug für sich selbst sprechen.

Ueberläßt man sich nun zunächst dem allgemeinen Eindruck der Lektüre dieses deutschen Textes, so wird keinerlei Vorzug an Reiz und Wohllaut der Sprache vor den frühern Uebersetzungen bemerklich; geht man aber an die Vergleichung mit dem italienischen Texte, so stellt sich das Verhältniß noch ungünstiger für den Verfasser. An vielen Stellen vermißt man den genauen Anschluß an den Wortlaut des Originals, wo seine Vorgänger denselben nicht vermissen lassen: aus „l'aura nera" wird „der Hauch der Grüfte", aus „per l'aer perso" „im schwarzen Höllenschlunde" — beides trägt eine falsche Vorstellung in das Bild dieses Höllenkreises ein; „da che io intesi" wird — gegen den Sinn des Originals — durch „jetzt erkannt' ich" übersetzt. Die dafür geltend gemachte Entschuldigung ist hinfällig, da der Dichter nicht erst bei Erwähnung der Caina, sondern schon bei Angabe des Orts der Herkunft die Personen erkennen konnte; das streng bestimmte „un punto fu quel che ci vinse" ist umgeändert in das zweifelhafte „wo sich alles wandte".

Einige andere Stellen dieser Art verdienen eine genauere Betrachtung. „Se fosse amico il re dell' universo" zu übertragen in:

Hätt' uns der Herr der Welt gerecht gefunden —

kommt auf dasselbe hinaus wie: wären wir, anstatt in der Hölle, im Fegfeuer oder im Paradiese; diese Annahme aber würde die ganze Situation verändern und die Möglichkeit der schönen Stelle aufheben, die nichts anderes sagen will als: wäre der König des Universums uns in diesem Augenblicke freundlich gesinnt. Wo Francesca zu Dante sagt:

Di quel che udire e che parlar ti piace,
Noi udiremo e parleremo a voi —

übersetzt dies der Verfasser zugleich unvollständig und pleonastisch:

Aus Mitleid hast du uns zu dir beschieden:
Wir wollen dir berichten unverdrossen —

unvollständig, weil hier die Gegenseitigkeit des Hörens und Sprechens, die von den frühern Uebersetzern glücklich festgehalten worden, verloren geht; — pleonastisch, weil der dem ersten Verse der Uebersetzung unmittelbar vorangehende, mit dem Originaltext übereinstimmend, schon dasselbe wie jener enthält. Diese Stelle gehört aber zu den charakteristischen des Gesangs und darf in der Nachbildung nicht verstümmelt werden.

Bloße Lückenbüßer des Reims wegen finden sich ebenfalls nicht wenige; z. B. Terzine 2: „entsetzlich zu ertragen", Terzine 4: „der es durch die Klüfte feget", Terzine 5: „im Weheruf der Hölle", Terzine 14: „zum Lohne", besonders störend Terzine 33: (zur Zeit der süßen Seufzer) „zwischen beiden"; in den Terzinen 3 und 33 wird dasselbe doppelt gesagt, dort für „d'ogni luce muto": (zum Ort,) „dem keine Sterne scheinen, der lichtstumm" (brüllet), hier für „la prima radice del nostro amor": (zu wissen) „den ersten Grund, die Wurzel unserer Liebe"; dergleichen widerspricht der charaktervollen Knappheit des Originaltextes. An andern Stellen ist der concrete Wortsinn des Originals ins Allgemeinere abgeschwächt, wenn z. B. in Terzine 3 das Bekämpftwerden des Meers von entgegengesetzten Winden durch das „sich Vereinen von bösen Wettern" wiedergegeben ist. Ebendahin gehört die öftere Anwendung der Hülfszeitwörter „müssen", „können", wo der Text sie nicht erfordert. In Terzine 20 nimmt sich der Verfasser, ohne Berechtigung dazu durch die vorhandenen Lesarten oder durch den Sinn der Stelle, die Freiheit einer den Text verändernden Conjectur: es trifft dies einen untergeordneten, nichts entscheidenden Fall; an einer andern Stelle aber greift dieses Verfahren in den Zusammenhang des Textes ein, worüber doch ein Wort zu sagen ist. Zuvor indeß darf nicht unerwähnt bleiben, daß Terzine 22 sich ein Hiatus, Terzine 10 ein sechsfüßiger Vers findet, daß der Uebersetzer sich bisweilen mit unvollkommenen Reimen hilft und die ohren- und zungenschmerzende Wortzusammenstellung: „wie er sie mir wies", in die Terzine 16 einführt. Alles das wäre zerstreut in einer vollständigen Uebersetzung der „Komödie" kaum der Rede werth; hier aber handelt es sich um die Nachbildung eines Hunderttheils derselben, und zwar des populärsten Gesangs der ganzen Dichtung: wer nach so zahlreichen Vorgängern sich gerade nur an diesen wagt,

stellt etwas durchweg Gelungenes in Aussicht, besonders wenn, wie vorliegend, durch Beifügung des Originaltextes eine fortlaufende Controle herausgefordert wird; dieser ist nach Witte's Recension abgedruckt, bedarf aber in Terzine 24, V. 2 der Einfügung des Artikels la vor tua pace. Die etwas dunkle Stelle endlich in Terzine 38:

Quando leggemmo il disiato riso
Esser baciato da cotanto amante —

welche in Einklang mit den ältesten Erklärern stets wörtlich aufgefaßt und so auch in den deutschen Uebersetzungen wiedergegeben worden ist: „als wir lasen, wie das «ersehnte Lächeln» von solchem Liebenden «geküßt worden» sei", corrigirt der Verfasser willkürlich in etwas ganz anderes um, indem er aus dem passiven Particip disiato ein actives disiante oder vielmehr das Substantiv disio, aus dem Substantiv riso ein Particip ridente macht, und dem esser, in Abhängigkeit von disio, ein d' vorsetzt, sodaß er nun übersetzen darf:

Wir lasen von dem lächelnden Verlangen,
Geküßt zu werden von so liebem Munde.

Alle bekannten Texte aber widersprechen dem und haben die Worte übereinstimmend genau so, wie angegeben. Die alten Commentatoren finden in dem Satze keine Schwierigkeit; sie fassen „il disiato riso" als Umschreibung für „das lächelnde Antlitz", wie F. da Buti sich ausdrückt: „cioè il desiderato allegro volto — o vogliamo intendere la bocca", und alle lassen die Königin von Lanzelot küssen, Landino mit der Modification, die sich etwas mehr dem Sinne des altfranzösischen Romans nähert, daß er die verführerische Stelle des Buchs als diejenige bezeichnet, wo es der Ginevra erwünscht war, geküßt zu werden („fu grato esser baciata"). Nur Benvenuto da Imola macht in seiner Erklärung zu „il disiato riso di quella regina Ginevra" den Zusatz: „esultante di disio d'esser baciata", und hierauf stützt der Verfasser *im wesentlichen* seine Conjectur; aber einerseits hält doch Benvenuto selbst das il disiato riso aufrecht, andererseits darf sich wol niemand auf den Wortlaut der incorrecten und lückenhaften italienischen Bearbeitung dieses Commentars durch Tamburini berufen. Wenn nun der Originaltext die Beifügung von d' vor esser, wie der Verfasser selbst eingesteht, „unerbittlich" zurückweist, so *könnte* das freilich noch auf einem zufällig übereinstimmenden Versehen der Abschreiber beruhen; aber zwingt *denn* der Sinn der Stelle zu dieser Conjectur? Es mag genügen, daß bisher niemand Anstoß daran genommen. Auch die altfranzösische Erzählung, die der Verfasser nach der pariser Folioausgabe von 1494 im Originaltexte mittheilt, enthält kein Moment zu Gunsten der Textesänderung; denn wenn hier auch der schüchterne Lanzelot von der verliebten Königin geküßt wird, nicht umgekehrt, so liegt darin erstens kein Widerspruch gegen die Worte Dante's, da die verlockende Königin wol sehr bald die Passivität Lanzelot's in Activität umgewandelt haben wird; dann möchte es für Francesca doch anreizender gewesen sein, von dem Kusse Lanzelot's als von dem der Königin zu lesen; ferner aber gedenkt Boccaccio in seinem Commentar verschiedener Geschichten Lanzelot's, die damals verbreitet gewesen seien, und wie die eine derselben den Kuppler Galeotto auf Bitten Lanzelot's das Zusammentreffen mit der Königin vermitteln läßt, wonach also der Liebende durchaus nicht so passiv erscheint wie in dem von dem Verfasser mitgetheilten altfranzösischen Texte. Uebrigens ist derselbe im Irrthum, wenn er meint, es sei bisjetzt noch keinem eingefallen, die Stelle im Ritterromane selbst nachzulesen, und der Franzose Paulin Paris in den Mittheilungen über die Handschriften der pariser Bibliothek vom Jahre 1836 sei der erste, der überhaupt auf diese Quelle der Dante'schen Verse aufmerksam gemacht habe. Im Gegentheil, bereits Ludwig Uhland, der sich im Jahre 1807 mit einem dramatischen Entwurf über Francesca da Rimini beschäftigte und drei Jahre später zu Paris Einsicht in die altfranzösischen Handschriften nahm, veröffentlichte daraus im Jahre 1811 eine deutsche Uebersetzung der Kußscene in Rehfues' „Süddeutschen Miscellen", und diese ganze Mittheilung mit directem Bezug auf Dante's Gesang ließ W. L. Holland unter dem Titel „Ein Beitrag zur Erklärung der divina commedia von L. Uhland" in dem ersten Bande des Dante-Jahrbuchs wieder abdrucken. Unser Uhland ist also mit seiner Vergleichung um 26 Jahre dem Franzosen zuvorgekommen. Für die des Altfranzösischen Unkundigen hat der Verfasser am Schluß eine Bearbeitung der Sage in Balladenform unter dem Titel: „Der Kuß der Königin", beigefügt; die entscheidende Stelle darin lautet:

Sie traten seitwärts ins Gebüsch;
Noch immer war ihm bang;
Sie aber faßte ihn beim Kinn
Und küßt' ihn lange, lang.

Theodor Paur.

Alpenstudien.

1. **Alpenwanderungen.** Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen. Nach den Originalberichten ausgewählt, bearbeitet und gruppirt für junge und alte Freunde der Alpenwelt, von A. W. Grube. Zwei Theile. Mit zahlreichen Illustrationen in Ton- und Farbendruck. Oberhausen, Spaarmann. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.
2. **Hochalpenstudien.** Gesammelte Schriften von F. F. Tuckett. Uebersetzung von A. Cordes. Erster Theil. Autorisirte Ausgabe. Mit einer Karte des Pelvoux und Umrißzeichnungen. Leipzig, Liebeskind. 1873. 8. 2 Thlr.

Seit Begründung des österreichischen Alpenvereins, im Jahre 1862, dem bald darauf ein schweizerischer und ein italienischer folgten, während die Engländer nicht zurückblieben, hat das Alpenreisen — man kann es wol ohne Uebertreibung sagen — als eine Art Modesache die Menschheit erfaßt. Wenn wir Reichsdeutsche es erst später zu einem einigen Alpenclub brachten, so liegt das wol nur darin, daß wir selbst nicht Beherrscher eines Alpengebiets sind. Denn aller Orten und Enden wimmelt es auch bei uns von Alpenfreunden, die nicht leben zu können meinen, wenn sie nicht alljährlich oder doch

öfters auf einige Zeit Stadt- und Alpenluft miteinander vertauschen, um bei Gletschern und Wasserfällen, bei Felsenhörnern und Firnen, in der Region der Adler und Gemsen eine Art Mauserproceß zu überstehen, der sie als neue Menschen zu den alten Penaten mit ihrer langweiligen Gemüthlichkeit, zu Arbeit, Parteizwist und Lebenssorgen zurückführt. Selbst den Referenten beschleicht eine stille Sehnsucht auf seiner Arbeitsstube, wenn er an das Alpengelände denkt, und er kann sich den Tag nicht denken, wo er ohne Auffrischung dieser Bilder einmal an die heimatliche Scholle gefesselt sein soll. Es steckt eben ein zweites Ich in dem Hochlande, wenn man es erst gründlicher kosten lernte; Alte werden darin wieder jung, Kranke wieder gesund, Gesunde verlängern ihr Leben, Junge lernen in keiner bessern Schule Selbständigkeit und Genügsamkeit. Kurz, für alle ist gesorgt; für den Phlegmatischen, wie für den Sanguiniker, für den Choleriker und Melancholiker, jeder findet, wenn er zu suchen lernte, in dem Alpengelände, was für ihn paßt. Kein Wunder, daß dergleichen Wanderer sich schließlich auch für das interessiren, was andere fanden. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, auf hohe Berge zu steigen, und darum liegt für ihn eine Art dramatischen Interesses in den Bergbesteigungen kühner Alpenwanderer.

In dieser Beziehung hat Nr. 1 sehr glücklich speculirt. Referent ist sonst nicht besonders für die Grube'sche Schriftstellerei eingenommen; hier aber hat sie wirklich ein Product vom Stapel gelassen, das ein entschiedenes Bedürfniß trifft:

Mit hohem Interesse begleiten wir im Geiste jene kühnen Reiseforscher, welche in die Wildnisse der Tropen, in den brennenden Sand der Sahara, in die Eiswelt des Polarmeeres dringen, um uns ihre Geheimnisse zu erschließen. Die Theilnahme an den Erlebnissen dieser Helden steigert sich in dem Maße, als sie, von der menschlichen Gesellschaft entfernt und aus dem civilisirten Leben herausgetreten, sich lediglich auf sich selber, auf ihren Muth, ihre Umsicht, ihre Willenskraft angewiesen sehen und den Kampf mit einer übermächtig auf sie eindringenden Natur zu bestehen haben. Die Lektüre ihrer Reiseschilderungen hat nicht nur wissenschaftlichen Werth, da sie unsere Kenntniß des Erdballs erweitert, sie hat auch eine bedeutende ethische Seite, indem sie erhebend und stärkend auf Gemüth und Willen des Lesers wirkt.

Das ist das Fundament, von welchem der Verfasser auch für die kühnen Bergbesteiger ausgeht, und er hat recht. Referent selbst, kein Neuling in den Alpen und ebenso wenig in der Lektüre der Bergbesteigungen, hat das Buch, als es noch in neun Lieferungen allmählich erschien, nicht nur vom Anfang bis zu Ende gelesen, sondern verschlungen und, was noch mehr sagen will, sogar gekauft. Damit möge schon von vornherein sein Gesammturtheil gesprochen sein.

Das Buch ist auch wirklich recht geschickt zusammengestellt. Auch sieht man aus der Einleitung, welche zum Eintritt in die Gletscherwelt vorbereitet, daß der Wohnort des Verfassers in dem den Alpen so nahe liegenden Bregenz nicht ohne guten Einfluß auf seine Alpenkenntniß blieb, und daß eben hierdurch manche lehrreiche Notiz in das Buch kam, die man sonst außerhalb der Alpenländer nicht leicht erfährt. Nach dieser kurzen, aber alles Wesentliche berührenden Einleitung geht das Buch sofort zu den Montblancbesteigungen über, wendet sich höchst natürlich zum Monte-Rosa und Matterhorn, der zweithöchsten Alpenterrasse der Schweiz, dann zur Gruppe des Finsteraarhorns, der dritthöchsten Alpenterrasse, und geht schließlich auf die östlichern Gruppen über: zur Gruppe des St.-Gotthard und Adula, des Tödi, Bernina und der Silvretta. Damit ist der erste Theil in sieben Abschnitten vollendet. Der zweite Theil verbreitet sich über die deutschen Alpen und ihre Nachbarn: über die Gruppe des Ortler, des Oetzthals, des Zillerthals, der hohen Tauern (Glockner und Venediger), des Salzkammergutes (Dachstein) und endlich des Terglou in den Julischen Alpen. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser nicht noch eine zehnte Lieferung gab, um auch das imposante Massiv des Adamello, die Gruppe des Grintovc in den krainischen Alpen, die Dolomitalpen Tirols, die Grajischen Alpen oder den Wohnsitz des Steinbocks, und ähnliche Gruppen zur Kenntniß seiner Leser zu bringen. Ueberhaupt ist der zweite Theil der schwächere; wie sich der erstere fortdauernd auf gleicher Höhe des Interesses hält, sinkt der zweite zu einem matten Nachklange des ersten Theils herab. Und doch haben die Oesterreicher seit 1862 das Unglaubliche in der Erkenntniß ihrer Alpenländer geleistet; Namen wie Sonklar, Ruthner, Payer, Mojsisovics, Grohmann, Simony, Wallmann, Pfaundler, Barth, Keil u. a. reihen sich den kühnsten und kenntnißreichsten Alpenwanderern der Schweiz an und haben bereits ein kostbares Material in dem Jahrbuch und in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins, der sich, nebenbei bemerkt, seit 1872 mit dem deutschen Alpenverein verband, soweit es seine Jahrbücher betrifft, niedergelegt. Die beigefügten 17 Alpenbilder in Tondruck sind werthvolle Zierden des Buchs; doch kommt auch hierin der zweite Theil gegen den ersten viel zu kurz, da jener nur 5, dieser 12, und meist charakteristischere, enthält. Alles in allem genommen aber ist das Buch eine gute Lektüre, da es im allgemeinen die berühmtesten Bergbesteigungen enthält, welche man nur in einer sehr zerstreuten und kostbaren Bibliothek auffinden würde. Den Kundigen erfreuen sie, den Laien regen sie an; beide empfangen Bilder, die mächtig erschütternd auf den Geist, erheiternd auf das Gemüth wirken, und damit hat das Buch seine Schuldigkeit gethan.

Nicht ohne Nebenbeziehungen bemerkte Referent im vorigen Buche gewisse Lücken. Diese füllt zum Theil Nr. 2 aus, das Product eines Mannes, der unter den englischen Alpenforschern eine der ersten Stellen einnimmt. Es behandelt „die Jagdgründe Victor Emanuel's", ein nächtliches Bivuak auf der Grivola, Ausflüge in den Grajischen Alpen, eine Nacht auf dem Gipfel des Monte-Viso, einen Uebergang über das alte Weißthor nebst Besteigung der Signalkuppe, Forschungen in den Alpen der Dauphiné, den Col de la Reuse de l'Arolla von Charmontane nach Prerayen, nebst Nachrichten über Valpelline, die Schmutzbänder auf dem untern Grindelwaldgletscher sowie dessen neuere Zurückweichung, nebst Bemerkungen über ähnliche Oscillationen während der Neuzeit, endlich „ein Rennen ums Leben" in den berner

Alpen, welchem eine kleine Abhandlung über den Namen Lavine angehängt ist.

Was soll man von einem solchen Buche sagen? Man muß es eben selbst lesen, um die Widerwärtigkeiten und romantischen Gefahren des Alpenlebens zu empfinden. Wenn Referent den Verfasser einen der kühnsten Alpenwanderer nannte, so hatte er eben schon alles gesagt, was über denselben und sein Buch ausgesprochen werden konnte. Man kann nur hinzusetzen, daß der Verfasser auch in seinen Schilderungen in den vordersten Reihen steht, obgleich er die unglückliche Neigung seiner Landsleute theilt, „Gott und alle Welt" aus der Literatur zu citiren und damit fremde Bilder in die Alpenwelt verballhornend zu bringen. Auch ist es in vielfacher Beziehung ein wissenschaftliches Buch, das wir vor uns haben, da es reiche Beiträge zur Kenntniß der betreffenden Alpenhöhen, ihrer Gletscher u. s. w. bringt. Und überdies sind seine Bilder Originalberichte. Folglich wirken dieselben noch einmal so viel als die des vorigen Buchs, wo eine fremde Hand im Spiele war. Was von dem Reize und Anziehenden der vorigen Schilderungen gesagt wurde, gilt darum doppelt von diesen, und niemand wird sie ohne Befriedigung, ohne große Belehrung aus der Hand legen. Nur den kleinen Druck möchten wir tadeln; sonst haben wir es in jeder Beziehung mit einem gediegenen Buche zu thun, dessen zahlreiche Umrißzeichnungen und dessen prächtige in Tondruck ausgeführte Karte des Pelvoux in den Alpen der Dauphiné uns Alpentheile enthüllen, zu denen nur wenige gelangen. Wir wünschen ihm auch in seinem deutschen Gewande einen entsprechenden Leserkreis.

Kleinere epische und didaktische Dichtungen.

1. Herakles. Ein griechisches Heldenbild in deutscher Dichtung wiedergespiegelt. Leipzig, Mutze. 1873. 8. 12 Ngr.
2. Der Weinbau an der Mosel, ein Gedicht in zwölf Gesängen nebst einem Anhange von Fabeln, von Bernard Dixius. Trier, Groppe. 1873. 8. 20 Ngr.
3. Neue Original-Fabeln von August Doyé. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Beuckert u. Radetzki. 1874. Gr. 16. 12 Ngr.
4. Rübezahl. Sagen und Erzählungen von dem alten Berggeiste. Aus dem Munde des Volks gesammelt und poetisch bearbeitet von Jakob Freund. Warmbrunn, Liedl. 1873. 16. 5 Ngr.
5. Isis und Osiris. Lieder und Skizzen von Hermann Krone. Dresden, Krone. 1874. 8. 20 Ngr.
6. Lebenstrost. Sprüche in Versen und in Prosa von Dichtern und Schriftstellern, aus alter und neuer Zeit, aus Heimat und Fremde. Gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet von Friedrich Abl. Leipzig, Mendelssohn. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
7. Ein deutsches Dichterbuch. Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt und herausgegeben von Max Kalbeck. Stuttgart, Simon. 1873. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Dichter des „Herakles" (Nr. 1) verschweigt seinen Namen auf dem Titelblatte des Büchleins, und zwar, wie wir aus dem poetischen Vorwort entnehmen, aus dem Grunde:

> Dies ist kein eignes Lied; nur alte Sage
> Hallt es dir wider, lieber Leser. Lausche
> Dem Sange; nach dem Sänger frage nicht!

Trotzdem erfahren wir aber doch den Namen des Autors hinter dem Vorworte, welches Karl Gotthelf Häbler unterschrieben ist. In recht fließenden, reimlosen fünffüßigen Jambenversen erzählt Häbler die bekannte griechische Sage jenes gewaltigen Zeussohnes von seiner Erzeugung an bis zu seinem Tode. Der erste, vorletzte und letzte „Alkmane", „Prometheus", und „Dejaneira" überschriebene Gesang scheinen uns am besten gelungen. Man erkennt darin ein gutes Studium des Aeschylus von seiten des Autors. Der achte Gesang: „Antaios", dagegen erinnerte uns etwas an die Erzählungsweise Firdusi's in seinem großen persischen Nationalepos, wenigstens soweit wir dasselbe durch die von Schack'sche Uebersetzung kennen gelernt haben.

Für eine rhythmische Prosa und Belehrung der Moselwinzer, wie „Der Weinbau an der Mosel" von Bernard Dixius (Nr. 2) ist, fehlt uns jedes Gefühl und Verständniß. Um aber dem 1872 gestorbenen Verfasser soweit als möglich gerecht zu werden, gestatten wir uns, einige Absätze aus dem Vorwort hierherzustellen, die Zweck und Inhalt jener Dichtung vielleicht besser zu beleuchten vermögen als wir:

> „Der Weinbau an der Mosel" gehört seinem Wesen nach zu den eigentlichen Lehrgedichten, wenn auch die Form der Darstellung an die Idylle erinnert, wodurch es vielleicht in der deutschen Literatur einzig dastehen dürfte. Dem Verfasser war es wohl bekannt, daß unsere Zeit gegen die Lehrgedichte sehr eingenommen ist, und viele deren Stellung in der Dichtkunst nicht anerkennen. ... Hesiod, Horaz und Virgil wurden vorzugsweise wegen ihrer Lehrgedichte geschätzt. ... Obwol nun das Gedicht seinem Titel und seiner Darstellung nach blos für die Moselwinzer bestimmt erscheint, so ist es doch seinem Inhalt und wesentlichen Zweck nach ein allgemeines Gedicht. Sein Hauptzweck ist nämlich der, den deutschen Winzern und am Weinbau Betheiligten eine Uebersicht des Weinbaus und Vorschläge zu geben, wie sie gesunde und wohlschmeckende Weine auf natürlichem Wege erzielen können u. s. w.

So viel über den „Weinbau an der Mosel". Das angehängte „Moselweinlied" dagegen und die „Fabeln", über die zu urtheilen wir uns wieder für competent erachten dürfen, erscheinen uns gleichfalls nur wenig poetisch. Es herrscht in den Fabeln zwar überall ein recht biederer ehrlicher Sinn und Verständniß des Thierlebens, aber mehr auch nicht. Zumal die jeder Fabel angehängte Deutung ist meistens ebenso harmlos wie hausbacken.

Von tieferer Bedeutung und ungleich größerm poetischen Werthe sind die uns unter Nr. 3 in dritter Auflage vorliegenden „Original-Fabeln" von August Doyé. Die dem Thier- und Naturleben entnommenen Gleichnisse sind durchweg sinnig und gut gewählt, ebenso anschaulich und einfach wie mit gesundem Witz und Humor vorgetragen, und besitzen fast sämmtlich eine mehr als nur zeitgemäße, nirgends triviale Tendenz:

[illegible]

In „Rübezahl" (Nr. 4) hat Jakob Freund die Sagen und Erzählungen von diesem alten Berggeiste, wie sie im Munde des Volks leben, gesammelt und in poetischer Form zur Darstellung gebracht. Es sind im ganzen [illegible] längere und kürzere, in naivem, volksthümlichem Tone gehaltene Erzählungen, welche das Büchlein zu einem der lieben Jugend recht empfehlenswürdigen machen.

„[illegible]" von Hermann Krone (Nr. 5) enthält zum größten Theil Laboratoriums- oder Naturforscherpoesie, welche, nach Victor Scheffel's trefflichem Vorgange, neuerdings eine solche Pflege findet, daß man sie als eine neue, besondere Gattung der Lyrik bezeichnen dürfte. [illegible]

[illegible]

Sittsam, ohne Prunk und Schimmer,
Trägt sie stets dasselbe Kleid;
Ernst und ruhig, würdig immer
Bleibt die Wurst zu jeder Zeit u. s. w.

Wir schließen hier noch zwei vorwiegend poetische Sammelwerke an. Das erste: „Lebenstrost" (Nr. 6), herausgegeben von Friedrich Abl, bildet eine umfangreiche, selbständige und geschmackvolle Auslese von Sprüchen in- und ausländischer Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, und verdient bei Aeltern und Erziehern als lehrreiche und nützliche Gabe für die heranwachsende Jugend warme Empfehlung.

„Ein deutsches Dichterbuch" (Nr. 7), herausgegeben von Max Kalbeck, ist eine Sammlung aus Originalbeiträgen von etwa sechzig deutschen Lyrikern, meist jüngsten Datums. Nur etwa zehn bis zwölf ältere und mehr bekannte Namen finden sich darunter; die Mehrzahl der Beiträge — und darin besteht das Hauptverdienst des Herausgebers — stammt von neuern, noch gar nicht oder wenig bekannten Dichtern. Unter diesen finden wir am stärksten den Herausgeber selbst vertreten und zwar mit einer Reihe von Gedichten, unter denen die Sonette den Vorzug zu verdienen scheinen und darunter wieder das „Danaidengeschick" überschriebene. Es lautet:

Wol oft zum Born der Schönheit stieg ich nieder,
Da hört' ich tausend Zauberstimmen klingen,
Die Felsen hört' ich und die Bäume singen,
Und süßer Schauer lief durch meine Glieder.
Ach, nur zur Qual mir schöpft' ich immer wieder,
Zu füllen das Gefäß will nicht gelingen;
Die Tropfen, die am Boden spärlich hingen, —
Was waren sie, die besten meiner Lieder?
Und dennoch, ich versuch' es stets aufs neue,
Ob ich mich nimmer des Gelingens freue —
Und fange Wasser auf in einem Siebe.
Der Schönheit Maß, ich soll es nicht erfüllen,
Kein voller Trunk wird je mein Dürsten stillen. —
Mein Dichten ist ein Wahn, wie meine Liebe.

Unter den übrigen, uns zum Theil erst aus dieser Sammlung bekannt gewordenen jüngern Lyrikern möchten wir noch mit besonderm Lobe hervorheben: [illegible], Wilhelm Jensen, [illegible] ([illegible]) und Ernst Ziel. Dem letztgenannten möge ein beherzigenswerthes Distichon hier den Schluß bilden:

[illegible]

[illegible] Graf.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In „The Academy" vom 11. April d. J. bespricht William Wallace die „Logik" von **Christoph Sigwart**, Professor in Tübingen, und erklärt das Werk für einen willkommenen Beitrag zu dieser Wissenschaft. Es würde auch denen, welche es nicht in jeder Hinsicht befriedigend finden, Anregung zu neuen Untersuchungen geben.

In der Nummer desselben Blattes vom 18. April befindet sich eine eingehende Besprechung der „Shakspearomanie" von **R. Benedix** aus der Feder des Professor B. ten Brink. „Im ganzen genommen", sagt er am Schluß, „muß das Buch als ein patriotisches, gut gemeintes gekennzeichnet werden; doch fehlte es dem Verfasser an der geistigen Bildung und dem unbefangenen Urtheil, welche erforderlich sind, um den Genius Shakspeare's zu fassen. Was Shakspeare selbst betrifft, so lehrt uns das Buch blos so viel, wie man aus jeder Wirkung in Bezug auf die Ursache, der sie entspringt, zu lernen vermag. Die Aufgabe, welche Benedix sich gestellt, und die nichts Geringeres war, als das Wachsthum des Shakspeare-Cultus niederzutreten, ist indessen vor ihm, von Rümelin, mit weit größerm Erfolg und in einer würdigern Weise versucht worden.... Wir möchten das gegenwärtige Werk jedoch nicht als gänzlich nutzlos verdammen. Im Gegentheil scheint es uns sowol belehrend als unterhaltend zu sein. Es ist belehrend, erstens, weil es uns lehrt, daß man entschiedenen Erfolg als Dramatiker haben und doch ein schlechter Psycholog sein kann; zweitens, weil es uns mit Benedix' dramatischen Theorien bekannt macht und uns in Betreff dramatischer Fragen viele praktische Winke gibt, welche, als von einem so erfahrenen dramatischen Dichter kommend, höchst annehmbar sind; drittens, weil es beweist, wie äußerst dürftig und unbefriedigend der Zustand der ästhetischen Cultur im allgemeinen unter der Mehrzahl des gebildeten deutschen Publikums und wie oberflächlich ihre Bekanntschaft mit Shakspeare insbesondere ist. Daß der letztere Vorwurf noch immer zutreffend ist, daran sind zum Theil jene deutschen Aesthetiker schuld, welche Shakspeare zum besondern Gegenstande ihrer Anpreisungen gemacht haben. Die Beförderer der Shakspearomanie in Deutschland sind selbst für das Erscheinen eines solchen Werks wie das von Benedix verantwortlich." Der Verfasser verspricht, diesen Punkt in seinem nächsten Artikel, bei Gelegenheit der Besprechung der *zweiten* Auflage der Kreyßig'schen Vorlesungen des Weitern auszuführen.

In der Nummer vom 25. desselben Monats bespricht H. Gaudig die „Allgemeine Ethnographie" von **Friedrich Müller**.

In einer Besprechung der „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika" von **H. von Holst** faßt J. M. Ludlow in „The Academy" vom 2. Mai sein Urtheil dahin zusammen, daß er sagt: „Wie ausführlich auch Professor von Holst seinen Gegenstand behandelt hat, so scheint es der Arbeit doch an Gründlichkeit der Einsicht und Vollständigkeit des Ueberblicks zu mangeln. Bei dieser Beurtheilung ist man natürlich verpflichtet, auf die fragmentarische Gestalt, in welcher das Werk bisjetzt erschienen ist, Rücksicht zu nehmen: was jetzt noch zu fehlen scheint, dürfte allerdings von des Verfassers Gesichtspunkt aus nur aufgeschoben sein. Andererseits hält gerade diese fragmentarische Gestalt den Beurtheiler davon zurück, bei einem Punkte zu verweilen, welcher, wenn das Ende dem Anfange entsprechen sollte, das Werk am meisten schädigen dürfte. So weit es reicht, sieht es freilich aus, als sollte es blos die Schwäche der amerikanischen Verfassung — welche allerdings vorhanden ist und deutlich ans Licht gestellt zu werden verdient — und nicht auch ihre Stärke aufweisen, die sich besonders darin bewährt hat, daß sie die Krise eines Bürgerkriegs, wie die Welt ihn nie gesehen, überdauert hat. Es läßt sich leicht über das „Kanonisiren" der Verfassung spotten; die Reden vom 4. Juli sind gewiß jetzt ebenso schattenhaft, wie die Papieropfer, welche die Chinesen verbrennen, um die Geister zu besänftigen. Man sollte indessen auch die Thatsache anerkennen, daß unter all diesem schäumenden Aufbrausen des falschen Patriotismus eine tiefe, treue Loyalität liegt, welche von den Personen der englischen Herrscher auf das höchste Gesetz des Landes übertragen wurde, und welche weder taub gegen die Lehren des Zeitalters, noch unfähig ist, sie anzuwenden, und daß hierin das eigentlich Wesentliche der amerikanischen Größe beruht."

In „The Academy" vom 16. Mai beurtheilt James S. Reid „Römische Alterthümer" von **Ludwig Lange**, dem leipziger Professor, und bezeichnet das Werk als eins der bedeutendsten auf dem Gebiete der classischen Studien, welche in unserer Zeit erschienen sind. „Es ist nicht zu viel gesagt", heißt es unter anderm, „daß diese Bände die ausführlichste, genaueste und unparteiischste Geschichte der innern Entwickelung Roms enthalten, die bisjetzt geschrieben worden. Die alten und neuen Autoritäten, die Licht auf den Gegenstand zu werfen vermögen, sind von des Verfassers Fleiß so nahezu wie nur möglich erschöpfend durchforscht worden, während sein Urtheil sie alle in gleicher Wagschale abgewogen hat. Seine eigene scharfe Einsicht nebenbei hat ihn in den Stand gesetzt, da die Wahrheit zu erfassen, wo es den besten seiner Mitbewerber nicht gelungen ist." Seine Behandlung der ältesten Geschichte Roms wird von Reid nicht nur als Ihne's, sondern auch, das eine Verdienst der lebhaftern Darstellung ausgenommen, als das erste Buch von Mommsen's Geschichte übertreffend erklärt. „Er bringt", sagt er, „die Grundsätze, auf deren Conflict die Entwickelung der ganzen römischen Geschichte beruhte, in stärkeres Relief. Seine Skizze der Familienorganisation z. B., als Keim der Staatsorganisation, ist sachgemäßer und wahrheitsgetreuer, als die von Mommsen. Im allgemeinen kommt der Verfasser diesem in einem Hauptverdienst des großen Meisters, in der Kunst, Thatsachen um Principien zu gruppiren, ohne die Principien den Thatsachen aufzunöthigen, gleich. Dies ist um so mehr zu bewundern, als Professor Lange gezwungen ist, mit weit zahlreichern Einzelheiten sich zu befassen, als die eigentlichen Historiker gewöhnlich behandeln.... Wenn das Werk vollendet ist", so schließt der Recensent, „wird es eine Geschichte von Rom, mit Abzug der Schlachten und Belagerungen, sein, die wol schon wenigen vermißt werden dürften. Ferner, falls die noch übrigen Bände der ersten drei würdig sein sollten, wird es die beste Geschichte Roms sein, die es gibt, d. h. sie wird dem Leser ein lebhafteres und wahrheitsgetreueres Bild vom ganzen historisch verlaufenden Nationalleben Roms darbieten, als irgendein anderes Buch."

Bibliographie.

Allioli, J. F. v., Lebens-Nächte. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung. 16. 2 Thlr.

Aus dem Leben des großen Seehelden Michael de Ruiter. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1872. 16. 15 Ngr.

Awdejeff, M., Tamarin und Iwanow. Roman in 2 Bdn. Aus dem Russischen von J. **Polwin**. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Bärthold, A., Aus und über Sören Kierkegaard. Früchte und Blätter. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 15 Ngr.

Bastian, A., Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Becker, B., Geschichte der Arbeiter-Agitation Ferdinand Lasalle's. Nach authentischen Aktenstücken. 1ste Lief. Braunschweig, Bracke jun., Gr. 8. 10 Ngr.

Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Walter, H., Die Kriegsführung der neuesten Zeit und deren Einfluß auf die Verwendung, Organisation, Ausrüstung und Taktik der Cavallerie. Zeitgemäße Studie. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, F. G., Ueber die Todesstrafe. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wessely, J. E., Iconographie Gottes und der Heiligen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Biographische Denkmale.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Dritte vermehrte Auflage.

Achter Theil.

General Graf Bülow von Dennewitz.

Die frühern Theile der „Biographischen Denkmale“ enthalten:

1. Theil: Graf Wilhelm zur Lippe. — Graf Matthias von der Schulenburg. — König Theodor von Corsica. — Freiherr Georg von Derfflinger.
2. » Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. — General Freiherr von Seydlitz.
3. » Fürst Blücher von Wahlstadt.
4. » Paul Flemming. — Freiherr Friedrich von Canitz. — Johann von Besser. — Königin Sophie Charlotte von Preußen.
5. » Graf Ludwig von Zinzendorf.
6. » General Hans von Winterfeldt. — Feldmarschall Graf von Schwerin.
7. » Feldmarschall Jakob Keith. — Hans von Held.

8. Jeder Theil geheftet 1 Thlr. 10 Ngr.

Als Biograph steht Varnhagen bekanntlich unerreicht da, und mit Recht wird ihm der Name des deutschen Plutarch beigelegt. Eine vollständige Sammlung seiner Biographien war bisher nicht vorhanden, mehrere fehlten sogar seit geraumer Zeit gänzlich im Buchhandel; die vorliegende, sorgfältig durchgesehene und wohlfeile Ausgabe derselben ist deshalb allen Literaturfreunden willkommen.

Diese 8 Theile der „Biographischen Denkmale“ bilden zugleich Band 7—14 von Varnhagen's „Ausgewählten Schriften“, deren Band 1—6 sein berühmtes Memoirenwerk „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens“ (geh. 8 Thlr., geb. in 3 Bänden 9 Thlr.) enthalten.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Soeben erschien:

Pädagogisches Skizzenbuch

von

Ludwig Noiré.

> Manches habe ich gelernt von meinen Lehrern, mehr von meinen Genossen, das meiste von meinen Schülern.
>
> Talmud.

> Seien denn auch wir Verkünder
> Einer jüngern Brüderschaar,
> Deren Bau und Wuchs gesünder,
> Höher sei, als unsrer war!
>
> Uhland.

Groß Octav. X und 331 Seiten. Preis 2 Thaler.

☛ **Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.** ☚

Soeben erschien im Verlage von **George Westermann** in Braunschweig:

Heuglin's, M. Th. v., Reisen nach dem Nordpolarmeer. Theil III: **Beiträge zur Fauna, Flora und Geologie von Spitzbergen und Novaja Semlja.** Mit einer Tafel. Preis 2 Thlr. 28 Sgr.

Jetzt complet und zu beziehen unter dem Titel:

Heuglin's, M. Th. v., Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871. 3 Theile. Mit drei Originalkarten, zwei Farbendruckbildern, einer Tafel, sechsunddreißig Holzschnitten und einem Vorwort von Dr. A. Petermann. 8. Velinp. geh. compl. Preis 8 Thlr. 12 Sgr.

Jeder Band ist auch einzeln unter dem Separattitel zu haben:

Theil I: Reise in Norwegen und Spitzbergen im Jahre 1870. Mit 2 Originalkarten, 1 Farbendruckbild und 29 Holzschn. 2 Thlr. 24 Sgr.

Theil II: Reise nach Novaja Semlja und Waigatsch im Jahre 1871. Mit 1 Originalkarte, 1 Farbendruckbild und 7 Holzschn. 2 Thlr. 20 Sgr.

Theil III: Beiträge zur Fauna, Flora und Geologie von Spitzbergen und Novaja Semlja. Mit 1 Tafel. 2 Thlr. 28 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

GEORGE GROTE.

Sein Leben und Wirken

aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen

zusammengestellt von

Harriet Grote.

Autorisirte deutsche Uebersetzung von

Leopold Seligmann.

Mit Porträt in Stahlstich und Facsimile.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Lebensbeschreibung des berühmten Verfassers der „Geschichte Griechenlands“, George Grote, herausgegeben von seiner Witwe, ist in England mit wärmster Theilnahme aufgenommen worden. Durch vorliegende Uebersetzung dem deutschen Publikum zugeführt, darf das anziehende Werk auch hier eines zahlreichen Leserkreises sicher sein.

Die (Augsburger)

Allgemeine Zeitung

kostet in ganz Deutschland und Oesterreich täglich franco unter Kreuzband geliefert, per Monat Einen Thaler acht Silbergroschen. Bestellungen an die Expedition in Augsburg.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 26. —— 25. Juni 1874.

Essays von Friedrich Theodor Vischer.

Kritische Gänge von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Zweites bis sechstes Heft. Stuttgart, Cotta. 1861—73. Gr. 8. 5 Thlr. 10½ Ngr.

Das zuletzt erschienene sechste Heft der „Kritischen Gänge" Vischer's bietet uns willkommene Veranlassung, einen Blick auf die „Neue Folge" des Werks zu werfen, deren zweites bis sechstes Heft noch nicht in d. Bl. besprochen wurde.

Vor dem Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer und seinem umfassenden, in ein eisernes Paragraphennetz eingesperrten Hauptwerke hat alle Welt den größten Respect, und nur wenige besitzen den Muth, die metaphysische Dornenhecke zu durchbrechen, hinter welcher erst die Erkenntniß der wahren Schönheit winkt. Der außerordentliche Tiefsinn und Gedankenreichthum des Werks sowie die geistvollen, verständlichen, an praktischen Winken und lehrhaften Beispielen reichen Zusätze, welche dem prägnanten metaphysischen Text zur Erläuterung dienen, sind daher für sehr viele, besonders in unserer der Metaphysik abgeneigten Zeit, ein verschlossener Schatz, während die Resultate der Forschungen doch durch den feuilletonistischen Zwischenhandel weiten Kreisen zugänglich gemacht worden sind.

Doch Vischer ist nicht blos ein mit dem dreifachen Erz der Speculation umgürteter Aesthetiker; er ist auch ein geistreicher Essayist von einer gesunden humoristischen Ader; er hat anonym allerlei poetische Curiosa, die meistens einen schlaghaften Witz zur Schau stellen oder mit epigrammatischen Pointen ausgestattet sind, veröffentlicht, und wenn er ins Plaudern kommt, so plaudert er süddeutsch gemüthlich, als ein angenehmer Causeur. Alle diese Eigenschaften befähigen ihn zu einem Essayisten von hervorragendem Rang, der eine bunte Reihe von Essays beherrscht, von den streng wissenschaftlichen Abhandlungen bis zu den feuilletonistischen Reiseskizzen. Dabei ist er ein eifriger Politiker, ein süddeutscher Politiker, und die Wandlungen der politischen Anschauungen, welche die süddeutsche Politik und Vischer mit ihr im Laufe eines Jahrzehnts durchgemacht haben, spiegeln sich in seinen Essays ab.

Fassen wir zuerst die ästhetischen ins Auge, unter denen die Selbstkritik, die er über seine Aesthetik fällt und an die sich eine Abwehr gegen die Angreifer derselben schließt, den hervorragendsten Rang einnimmt. Diese in den beiden letzten Heften enthaltene „Kritik in einer Aesthetik" ist nicht nur ein Beweis eifriger Prüfung und Fortbildung errungener Resultate, sondern sie stellt auch einige sehr wichtige Punkte der Aesthetik in neues Licht. Die Selbstkritik beginnt mit einem Protest gegen einen der interessantesten Abschnitte des Werks, die anziehende „Wanderung durch die Reiche des Naturschönen". Dieser Abschnitt, der unter dem Schutze des Scheins die Reiche der Natur, die allgemeinen und die geschichtlichen Formen der Menschheit darauf anschaut, was für und wie viel Schönheit sie enthalten, muß nach Vischer's kritischer Ueberzeugung herausfallen; der Schein, als gebe es ein Schönes ohne Zuthun des anschauenden Subjects, müsse schon von Hause aus vernichtet werden:

> Sieht man den Abschnitt vom Naturschönen in meinem Buche genauer an, was enthält er? Er betrachtet die Reiche der Natur, die Menschenwelt, die Geschichte, wie ich bereits angedeutet, mit den Augen der verschiedenen Künste; er blickt bald als Bildhauer, bald als Maler, bald als Dichter, er spürt den Erscheinungen nach, welche in entferntem Sinn als Anklänge von Naturvorbildern für die Formenwelt betrachtet werden können, die der Architekt, der Musiker in mathematisch gebundenen Ordnungen aufbaut. Es ist lauter Vorausnahme aus der Lehre von den verschiedenen Arten der Phantasie und der Kunstlehre, es ist Anwendung dessen, wovon nachher diese Theile handeln. Wohin gehört also dieser ganze Stoff? Nun, als erste, blos angedeutete Perspective in die Lehre von der Phantasie, als concretere Ausführung eben in die Kunstlehre. Die Art der Phantasiegabe, die plastisch

sieht, richtet sich auf andere Stoffe, auf eine andere Erscheinungsseite der Stoffe, als die, welche malerisch sieht, und anders, als beide, faßt der Dichter auf. Dies wird dann genauer gefaßt in der Kunstlehre; je im Anfang der Lehre von der einzelnen Kunst muß die Frage aufgeworfen werden: welche Stoffe bietet ihr die Natur, das Menschenleben, die Geschichte? was ist der Unterschied ihrer Behandlung, wo sie die Stoffe mit andern Künsten theilt? Wirklich taucht ja auch in meinem dritten Theile, in der Lehre von den Künsten und ihren Zweigen, auf Schritt und Tritt diese Frage auf, ich muß auf den Abschnitt vom Naturschönen so durchgängig zurückverweisen, habe so sichtbare Mühe, Wiederholungen zu vermeiden, daß hier eigentlich ein fortlaufendes Bekenntniß der Vorausnahme zu lesen ist. Noch einmal also: der Abschnitt vom Naturschönen muß heraus! Doch nicht so hart ist dieser Bannspruch gemeint, daß dem Naturschönen keine besondere Stelle für ausdrückliche Besprechung vorbehalten werden sollte. Nur kein Hauptabschnitt, kein volles Glied des Systems darf ihm zugewiesen werden.

Wenn dieser Haupttheil nun fortfällt, so soll die Lehre vom Naturschönen dafür auf der Schwelle der Lehre von der Phantasie, wo die allgemeine Phantasie dargestellt wird, ihre Stelle finden. Eingehende Darstellung gehöre nicht in die Aesthetik, sondern bilde einen mittlern Zweig, der ein mittleres Gebiet zwischen ihr und der Naturwissenschaft, der Anthropologie, der Psychologie, der Geschichte einnehme. Vischer führt Alexander von Humboldt und zahlreiche andere Vertreter dieses Zweiges an.

Sollen wir hier nicht die „Aesthetik“ gegen die Kritik des Verfassers in Schutz nehmen? Mag die Lehre vom Naturschönen ihre Stelle wechseln, mag sie als selbständiger Theil des Werks aufgegeben und der Lehre von der Phantasie gleich am Anfang untergeordnet werden — wir würden eine Ausmerzung und Verkürzung dieses glänzenden Abschnitts für einen ganz entschiedenen Verlust halten. Warum soll die Phantasie nicht bei der Wanderung durch die reiche Stoffwelt diejenigen Seiten derselben, die der Empfindung der Schönheit entgegenkommen, hervorheben; warum soll der Philosoph nicht aussprechen dürfen, daß hier der ästhetische Instinct der Phantasie zunächst im allgemeinen sein Genügen findet? Wir sehen auch nicht ein, warum solche Darstellung einer Mischgattung angehören soll. Sie mag immerhin oft von Naturforschern unternommen worden sein, der Aesthetiker hat das vorwiegende Recht zu derselben. Er nimmt außer der Natur die Geschichte mit hinein, was doch keinem Naturforscher einfallen würde, kurz, nur der Philosoph kann die Lehre vom Naturschönen allseitig und erschöpfend behandeln. Und wer dies so geistreich und anziehend gethan wie Vischer, sollte, selbst wenn er die Stelle der umfangreichen Abhandlung im System nicht mehr richtig findet, sich nicht zu einer Ausscheidung derselben verstehen. Abgesehen von der theoretischen Bedeutung, hat sie eine praktische; wir meinen, kein anderer Abschnitt des Werks wirkt in gleicher Weise anregend auf den schöpferischen Künstler, und das ist doch ein kaum zu unterschätzendes Verdienst.

Vischer geht in seiner Selbstkritik auf den Ausgangspunkt seines Systems über; er stellt jetzt an den Anfang desselben die Anschauung, die ein sinnlicher Act und zugleich ein geistiger ist. Zu diesem Satz von der Coincidenz der Gegensätze in der menschlichen Natur kommt das zweite, daß die Harmonie des Weltalls in der Weise des Scheins durch die ästhetische Anschauung ergriffen werde. Dieser Schein, „als ob auf einem einzelnen Punkte des Raums und der Zeit, in einem begrenzten Einzelnen wirklich sei, was nur im unendlichen Weltlaufe, in der innigen Wechselergänzung und Wechselwirkung aller Wesen wirklich ist“, als ob zum Gegenstand der Erfahrung werde, was nie Gegenstand der Erfahrung werden kann, sei eben kein leerer, sondern inhaltsvoller Schein, „durch den die Wahrheit leuchte, daß die Welt als Ganzes und Ewiges vollkommen ist“. Hierin findet Vischer jetzt die einzig mögliche Deduction der Aesthetik; er setzt sich über diese Principien nicht ohne Schärfe mit Carriere auseinander, dessen Theismus von ihm angegriffen wird.

Der wichtigste Theil dieser ästhetischen Selbstkritik befaßt sich mit der Darlegung des Verhältnisses von Stoff und Form und mit einer Widerlegung des ästhetischen Formalismus, wie er besonders von der Herbart'schen Schule gelehrt wird. Diese Entwickelung ist das Gediegenste und Glänzendste, was bisher über eine ästhetische Kernfrage geschrieben worden ist, sie verdankt keineswegs blos einer unfruchtbaren philosophischen Dialektik ihre Existenz, sondern ist die für die schaffende Thätigkeit der Künstler und Dichter wie für die Beurtheilung derselben von maßgebender Bedeutung. Die Formalisten, die Akademiker in Kunst und Literatur bilden eine große Schule; wer sie bekämpfen will, dem halten sie das Medusenhaupt der sogenannten „reinen Schönheit“ entgegen, und rühmen sich dabei ihres überlegenen Kunstverstandes. Es ist erfreulich, daß Vischer endlich einmal gründlich an die Erörterung einer Frage geht, welche bisher nur mit Gemeinplätzen entschieden zu werden pflegte; er verfolgt die formalistische Ansicht bis zu ihrem Ausgangspunkt, den er mit Recht in der Musik sucht, welche allerdings den Ton isolirt, ihn getrennt von dem tönenden Körper zum Stoffe nimmt, und ihn für sich isolirt. Sie ahmt mit ihren Tönen nicht Töne nach, die ihr Gegenstand wären, und doch hat sie ein Object, das sie nachahmt: eine geschlossene, individuelle Seelenstimmung. Vischer stellt erst den Umfang der Erscheinungen dar, an denen die Form ihre Herrschaft geltend machen soll, dann zerlegt er den Formbegriff in seine Momente: das exact Meßbare und Zählbare, die Begrenzung in Raum und Zeit, das Maß, die Regelmäßigkeit, die Symmetrie, die Proportion (zu Zeising's Proportionsgesetz vom goldenen Schnitt verhält sich Vischer skeptisch). Alle diese Momente des Formbegriffs sind sinnlich unsinnliche Bestimmungen:

Ueberall wird die Regel vom freien Spiele der Individualität des Lebens und ihrer freien Zufälligkeit durchkreuzt. Hier liegt es: Individualität, Leben ist wesentlich frei und berührt sich mit dem Mathematischen nur so, daß dieses in sein Element Linien führt, die es nicht durchdringen, nicht umspannen. Am hellsten entbindet sich das freie Leben in der Poesie und am bestimmtesten trägt alles Meßbare und Zählbare hier nur die Bedeutung eines äußern Saums.

Das tiefere Leben ist die Harmonie, die lebendige, bewegte Einstimmung einer klar unterschiedenen Vielheit. Es gibt eine mathematisch-physikalische und eine seelisch-geistige, inhaltsvolle Harmonie; jene muß ein symbolisches

Bild von dieser werden. In der Harmonie ist alles befaßt, was die Form in sich schließt; doch nicht alle Form ist ästhetisch. Der Begriff Harmonie oder Form definirt das Schöne nur in bedingter Weise; zur Definition gehört noch Anschaulichkeit, freie Lebendigkeit, echter Lebensgehalt, ferner fehlt der Begriff: bloßer Schein, bloßes Bild, und daß die harmonische Erscheinung des bestimmten Lebensgehaltes zum Spiegelbilde des harmonischen Weltalls wird. Im Schönen wird vom Stoffe, sowol im gewöhnlichen Sinne der materiellen Masse als auch im Sinne des organischen und psychischen Apparats, abgesehen, doch nicht von der Kraft, die diesen Stoff beherrscht, durchdringt und so durcharbeitet, daß die Oberfläche, die Gesammtwirkung diese und keine andere ist, sei nun die Lebenskraft Naturwirken oder Gesetzwirken, Gedanke, Affect, Wille, Charakter, sittliches Gesetz in der Weltgeschichte, Schicksal. Das verhüllte Einzelne ist der Stoff, die bestimmende, alles bedingende Kraft ist der Inhalt, Gehalt. Aus ihm entsteht die Form, er ist das Formende; er erscheint und strahlt aus in der Form; von ihm kann im Schönen nicht abgesehen werden, hier geht die Anschauung rückwärts, von der Form auf die Kraft, die Idee, deren Ausdruck sie ist. Ueber die Hohlheit der blos formalen Technik spricht sich Vischer sehr treffend aus:

Das Schaffen des Künstlers ist immer nothwendig auch ein Machen und verläuft sich durch eine Summe von handwerksmäßigen Thätigkeiten, die schließlich irgendwie alle ein inneres Band an das ästhetische Grundgefühl knüpft, ohne daß dieses innere Band durchaus nachweisbar wäre, oder wenn dies, ohne daß man darauf stets zurückkommen könnte; wenn aber die Kunst mit ihrem Machenkönnen und Machen nicht erreicht, daß der sinnige, empfängliche Beschauer, der kein Kenner dieser Einzelheiten ist, sich rein menschlich am dargestellten Lebensbilde freut, vom Geist und Hauche der Darstellung ergriffen wird, so hat sie nichts erreicht. Es steht dem Künstler ganz gut an, daß er selber von der führenden Gewalt, der seine Mittel, seine Formen dienen, wenig Worte macht; wir aber wissen, daß, so lange die Welt steht, den wirklichen Künstler vom Scheinkünstler die inhaltvolle Form, die innere Macht, das Kaliber unterschied. Auch die Formen, über welche die Virtuosität des Scheinkünstlers mit Leichtigkeit verfügt, sind nicht leer, denn es gibt keine leere Form; sie waren ursprünglich, sind von Andern, als ihm, aus dem tief empfundenen Gehalt entwickelt: er aber, weil er nur Macher ist, handhabt sie mit einem Minimum von Nachempfindung des Gehalts, das gleich Null gilt. An Harmonien und Harmonie fehlt es seinem hohlen Werke nicht, wenn man unter Harmonie lediglich Verhältnisse des Gleichen im Ungleichen versteht; es fehlt ihm so gut als ganz, wenn man darunter die harmonische Ordnung versteht, durch welche das machtvolle Lebensgefühl als Strom der innern Einheit fließt.

Auch bei der Lieblingskunst der Formalisten, der Musik, findet dasselbe Verhältniß statt. Wenn das musikalisch Schöne blos auf den für alles musikalische Schaffen gleich unerlaßlichen Verhältnissen beruht, welches ist dann der Unterschied zwischen der Kapellmeistermusik und den oft tadellosen kontrapunktlichen Stilübungen der Conservatoristen einerseits und den Schöpfungen des musikalischen Genius andererseits? „Wer Generalbaß versteht“, sagt Vischer mit Recht, „wird schon ein ganz hübsches Verhältniß-Zimmerwerk zu Stande bringen.“

Wir können den geistvollen Untersuchungen Vischer's nicht ins Einzelne folgen; wir halten dieselben für eine wesentliche Bereicherung der ästhetischen Wissenschaft. Der einleitende Aufsatz des sechsten Hefts bekämpft speciell die Zimmermann'sche ästhetische Anschauung. Es war unvermeidlich, daß zahlreiche Wiederholungen vorkamen, doch bei der ausnehmenden Bedeutung der Frage des Verhältnisses von Form und Gehalt im Schönen ist ein Zurückkommen auf dieselbe, eine Beleuchtung in der Form einer den Gegnern zugekehrten Polemik nach den selbständigen Untersuchungen über das Thema immerhin nicht überflüssig.

Dem Gebiete der angewandten Aesthetik gehören in den vorliegenden Heften die Shakspeare-Studien, die Untersuchungen über den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ und die Charakteristik Uhland's an, alles beweiskräftige Proben einer feinfühligen Kritik, obgleich die Hamlet-Studie doch zu sehr dem apologetischen Genre angehört, das unter den specifischen Shakspeare-Weisen jetzt Vertreter findet, die man an den Horazischen Helleborus zur Heilung ihrer geistigen Störungen verweisen möchte. Vischer's Anschauung der Shakspeare-Tragödie und ihrer Grundzüge erinnert an die Goethe'sche; doch sie verweilt mehr bei dem tragischen Ganzen als bei dem Charakter des Helden, so eingehend er auch den letztern behandelt. Er vertheidigt Hamlet gegen den Vorwurf Goethe's, daß es ihm an Tapferkeit, an der sinnlichen Stärke des Helden fehle; er besitze, wenn auch nicht die kaltblütige Tapferkeit, doch diejenige nervöser Naturen. Den Grund von Hamlet's Zögern sieht er in einem Ueberschuß des Denkens:

Das Denken allein führt nie zur That, es ist von ihm kein Uebergang zur Vollstreckung des Gedachten. Das Denken führt in eine unendliche Linie. Es ist alles bedacht, was zur That gehört, es kommt nur noch darauf an, den rechten Moment zu ergreifen. Es kommt ein Moment, der als der geeignete erscheint. Allein, wer sagt mir, daß ein folgender nicht noch geeigneter ist? Der Begriff des Geeigneten ist relativ, der Gedanke sucht einen absolut geeigneten Moment, und den gibt es nicht, der kommt nie. Dem Menschen, dessen innerste Natur auf das Denken geht, ist das Jetzt fürchterlich. An einer entschlossenen, kühnen That bewundern wir wesentlich dies, daß der Mann, der sie wagte, das Jetzt ergriffen, auf diese Messerschärfe des Augenblicks sich gestellt hat. Es ist das Schneidende des Jetzt, das Durchschneidende, um was es sich handelt. Der Uebergang vom Denken ins Handeln ist irrational, es ist ein Sprung, ein Abschnellen, das Abbrechen einer endlosen Kette. Wodurch wird dieser Sprung möglich? Durch eine andere Kraft als das Denken, die aber mit ihm sich verbinden muß, eine Kraft, die dem Denken gegenüber blind ist, bewußtlos wirkt. Diese Kraft fragt nicht länger; sei der Moment auch an sich nicht so günstig, daß nicht noch günstigere sich denken ließen, genug: er ist günstig, also schnell ihn an den Haaren erfaßt, drauf und zu! Habe ich mich getäuscht, mislingt die That, es kann mich nicht reuen, denn ich sage mir, daß ich nach dem Stande der Dinge, soweit menschliches Erkennen reicht, diesen Augenblick als den richtigen ansehen mußte. Nur diese wagende Kraft gibt den Entschluß, das Sichaufschließen, daß die Thür endlich aufgeht, das Innere als That herausbricht in die Wirklichkeit.

Hamlet besitzt also nicht die geistige Naturkraft, den Instinct der Leidenschaft. „Die That entsteht nur, wenn das Denken in einem Stoße der Naturkraft aufgeht.“ Diese geistreiche Entwickelung trifft jedenfalls den Nagel auf den Kopf. Hamlet sagt dies selbst zu deutlich, wenn

er in seinem Monolog von der „bleichen Farbe des Gedankens" spricht, als daß man Shakspeare hierin misverstehen könnte. Das ist der Shakspeare'sche Hamlet, oder vielmehr der Hamlet-Shakspeare, in den der Dichter so viel von seinem eigenen Wesen hineingeheimnißt hat. Doch in dem Stück ist noch ein anderer Hamlet, derjenige des Saxo Grammaticus, und wo dieser Hamlet der alten Chronik in dem Drama auftritt, da sehen wir durchaus nicht den ebenso träumerischen wie sarkastischen Dänenprinzen, sondern den hinterlistigen, etwas grausamen und hartherzigen Recken. Das Attentat auf Rosenkranz und Güldenstern, das Benehmen Hamlet's nach der Tödtung des Polonius analysirt Vischer, um uns zu beweisen, daß Hamlet's Charakter ebenso hart wie hinterlistig ist und durchaus nicht dem Ideal eines edeln, weichherzigen Mannes entspricht, als welcher er oft aufgefaßt wird — und wie wir hinzufügen wollen, gewiß auch nicht ohne Recht, da in seinen meisten Reden ein humaner Tiefsinn, ein warmes Herz sich offenbart. Auch Vischer's Apologie geht nicht zur Kritik fort; sonst mußte sie, gerade bei ihren sonst scharfsinnigen Untersuchungen, zu dem Resultat kommen, daß in dem Charakter des Helden ein nicht künstlerisch ausgeglichener Zwiespalt besteht, daß der Hamlet Shakspeare's und derjenige der alten Sage sich nicht decken, indem einige Bestandtheile der letztern als Rohmaterial mit in das Stück aufgenommen worden sind. Was Ophelia betrifft, so erklärt Vischer es für unbegreiflich, wie Goethe, Tieck und selbst Gervinus in dieser reinen Erscheinung eine sinnlich aufgeregte Natur sehen konnten:

Ich sehe ein stilles Veilchen, ein inniges, bescheidenes deutsches Mädchen, ganz eine nordische weibliche Natur, wortarm in sich zusammengeschlossen, unfähig, das reiche, tiefe Herz auf die Lippen zu heben; sie ist mit Cordelia und Desdemona verwandt, und ich möchte diese drei mit dem Worte: beschleierte Seelenschönheit bezeichnen. Das Unberedte erhöht ihre Anmuth; ihr innerer Reichthum, die verborgenen Schätze kommen erst im Leiden zu Tage, denn sie wissen nicht darum und reden nichts davon, man muß zwischen den Zeilen lesen. Stille Wasser sind tief, heißt es von Ophelia, und: kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß, als eine stille Liebe, von der niemand nichts weiß.

Goethe dagegen meint, daß das ganze Wesen Ophelia's in reifer, süßer Sinnlichkeit schwebe, ihre Einbildungskraft angesteckt sei, ihre stille Bescheidenheit eine liebevolle Begierde athme, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen; und Tieck meint sogar, daß schon geschüttelt worden sei und daß sie dem Hamlet im Rausche der Leidenschaft längst alles gewährt habe. Wir wollen zunächst weder der einen noch der andern dieser sich diametral entgegenstehenden Parteien recht geben, sondern an diesen Streit nur eine schüchterne Bemerkung knüpfen. Wenn der Charakter einer dramatischen Heldin zugleich zu so widersprechender Auffassung Anlaß gibt und zwar bei Dichtern und Philosophen ersten Ranges, wenn die einen sie für tugendhaft, die andern für eine schöne Sünderin erklären, die einen für ein zartes Veilchen, die andern für eine „glühende Gichtrose", so beweist dieser Streit wol deutlich, daß die Charakterzeichnung des Dichters eine mangelhafte ist; denn so weit muß ein Charakter doch klar hingestellt sein, daß über die Grundzüge desselben kein Streit entbrennen kann. Im übrigen schließen wir uns der Ansicht Tieck's an, das Benehmen Hamlet's gegen Ophelia wäre sonst schwer erklärlich; eine gewisse Sattheit nach dem Genuß und cynische Vertraulichkeit, wie in der Schauspielscene, beweist wol deutlich, daß das Verhältniß über das Stadium zarter Neigung und Sehnsucht längst hinaus war, ganz abgesehen von den Delirien der anmuthigen Sünderin, die in ihrem Wahnsinn Geständnisse macht. Auch der zögernde Charakter Hamlet's macht uns hier nicht irre: wir zweifeln, ob auch Ophelien gegenüber der frischen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt war, und mit der Familie Polonius macht er überhaupt wenig Umstände.

Der Aufsatz: „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen", ist im Jahre 1844 geschrieben und verleugnet seinen vormärzlichen Charakter nicht, der sich schon im Titel desselben ausprägt. Damals war die politische Lyrik die große Angelegenheit des Tags, und es war nicht auffallend, einen Aufsatz über Shakspeare mit besonderm Hinblick auf sein Verhältniß zur politischen Poesie zu schreiben. Eine Kritik dieses Aufsatzes gibt Vischer in der Vorrede zum zweiten Heft, er weist sich selbst wegen mehrfacher Einseitigkeiten zurecht. So nennt er sein Urtheil über die politische Poesie einseitig:

Der Geist des Dichters soll von dem politischen Gehalte so durchdrungen sein, daß der poetische Trieb — der natürlich vorausgesetzt ist — von selbst, ohne jede Absicht auf eine unmittelbare specifisch-politische Wirkung, sich auf diesen Gehalt wirft und ihn unbefangen, nur um Schönes zu schaffen, zur poetischen Gestalt ausbildet. Wie und wo aber ist dies möglich? Da ist es möglich, wo die politische Idee bereits zur That geworden ist, wo das Volk und sein Dichter bereits im Genusse des glücklich vollendeten politischen Kampfes leben. An dieser Stelle kommt uns zugute, was wir oben zuerst über die objectiven Bedingungen echter politischer Poesie aufgestellt haben: dieselbe Bedingung, welche wir stellen müssen, wenn die politische Idee den zur poetischen Gestalt nothwendigen Körper dem Dichter entgegenbringen soll, ist es auch, unter welcher allein die unerlaßliche subjective Unbefangenheit des poetischen Schaffens möglich ist. Nur wenn dafür schon gesorgt ist, daß das politische Wohl in Kraft bestehe, daß das Gut der Freiheit nicht verscherzt werde, hat das Gemüth des Dichters, der die Freiheit besingt, die nothwendige Ruhe und Objectivität der Betrachtung; den vergangenen Kampf soll er besingen, nicht den künftigen, auch nicht den gegenwärtigen; ist ein solcher dagewesen und großartig dagewesen, so braucht es auch keiner besondern Absicht und Reflexion, ihn zu besingen, sondern er dringt sich von selbst auf, er besingt sich von selbst.

Dies corrigirt Vischer mit Recht in der Vorrede, indem er zugibt, übersehen zu haben, daß es sich mit der Lyrik anders verhalte als mit Epos und Drama:

sie kann der Wirklichkeit ein Sollen entgegenhalten und doch ganz poetisch sein, wenn nur Gedanke, Urtheil, Verwerfung, Forderung zur vollen subjectiven Wirklichkeit geworden, d. h. ganz in Stimmung, in Sehnsucht, Schmerz, Zorn, Hoffnung übergegangen ist.

Ferner macht sich Vischer zum Vorwurf, daß er den Blick zu sehr auf den Inhalt der Shakspeare'schen Dramen eingeschränkt und sie nach der innern Ordnung der behandelten Gegenstände aneinandergereiht habe. Er habe in den historisch-politischen Stücken Shakspeare's lauter Principiendramen gesehen und deshalb den tiefen Unterschied nicht bemerkt, der zwischen dem „Julius Cäsar" und den zwei andern römischen Stücken bestehe:

Jener allerdings kann ein Principiendrama heißen, die Charaktere sind sichtlich die persongewordene Republik und Monarchie und demgemäß in einer bei Shakspeare ungewohnten Einfachheit gehalten; „Coriolan", „Antonius und Kleopatra" dagegen sind Charakterdramen und daher die Individuen viel tiefer, realistischer gefärbt: dort Freske, hier Oelbild.

Einen andern Vorwurf, der den Shakspearomanen von Fach meistens nicht erspart werden darf und besonders schwer auf dem ästhetischen Gewissen von Gervinus lastet, macht sich Vischer mit den folgenden Worten:

Ein anderer wesentlicher Mangel des Aufsatzes ist, daß ich unsere großen deutschen Dichter neben Shakspeare so wenig zu ihrem Rechte kommen lasse. Vergleicht man sie einmal mit ihm, so darf man nicht ungesagt lassen, daß es eine Region gibt, worin sie nicht mit ihm zu vergleichen sind, daß ihnen etwas specifisch Eigenes bleibt; das Vergleichen ist recht, aber es hat seine Grenzen. Wir können gar nicht wissen, wie weit Shakspeare es vermocht hätte, unsere moderne Ideenwelt und die erneute classische Bildung in den geschlossenen Organismus seines Genie zu verarbeiten, denn beide Potenzen waren ihm ja fremd. Die Vergleichung mit Schiller liegt näher, weil dieser im Grunde durch und durch dramatisch ist wie Shakspeare, und in den gewaltigsten Zügen seiner Werke dem großen Briten tief verwandt; im übrigen steht er an objectiver Gestaltungskraft zwar unter ihm, aber in die Lücken des Dichters tritt der gedankentiefe, feurige moderne Rhetor, das ist der eigentliche Grund von Schiller's Popularität und eine ihm eigene Größe, die von der Vergleichung mit Shakspeare ganz getrennt für sich gewürdigt werden muß. Goethe's wahre Kraft liegt im Lyrischen und Epischen; der Dichter der innig naturvollen Empfindung und des plastischen, klaren, ruhigen Schauens kann mit dem Dichter der thatkräftigen Leidenschaft nicht ohne gründlichen Vorbehalt verglichen werden. Und dazu kommt nun eben das zuerst Bemerkte: daß beide, Goethe und Schiller, die classische Formbildung und die moderne Ideenwelt, die tief verwickelten, reflectirten Kämpfe des modernen Lebens zu bewältigen hatten.

Der ganze Aufsatz trägt übrigens nicht nur ein vormärzliches, sondern auch ein althegelsches Gepräge; er arbeitet mit einer gewissen Schwerfälligkeit mit den Kategorien der Aesthetik und der Rechtsphilosophie, während Vischer später durch eine weit freiere Beherrschung des ästhetischen Stoffs und durch geniale Selbständigkeit in der Verwerthung der bei Hegel gemachten Anleihen sich hervorthat.

Die Charakteristik Ludwig Uhland's im vierten Heft der „Kritischen Gänge" ist vorzüglich; der Mensch wie der Dichter finden gleiche Würdigung und zwar mit jenen prägnanten Ausdrücken, die man nur zu glücklicher Stunde trifft. Uhland's gesunde Einfachheit fordert nicht gerade zu geistvollen Reflexionen auf — und doch gibt das Charaktergemälde Vischer's nicht blos die treffendsten Züge, sondern es gibt sie auch mit weitreichenden Perspectiven. Der Essay beginnt mit landschaftlichen Initialen, einer breitausgeführten Parallele zwischen würtembergischer Landschaft und ihrem Dichter, und endet mit einer mythologischen Allegorie; er ist also reicher geschmückt, als philosophische Charakteristiken zu sein pflegen. Der Politiker Uhland ist in engem Zusammenhang mit der neuesten Geschichte Würtembergs geschildert. Was wir in dem Aufsatze vermissen, ist eine eingehendere Darstellung des Germanisten Uhland. Die Früchte seiner stillthätigen Gelehrsamkeit sind freilich erst nach seinem Tode ans Licht getreten. Treffender kann Uhland's Poesie nicht charakterisirt werden als mit folgenden Worten:

Uhland's Poesie ruht auf einer Grundlage gesunder, herber Nüchternheit. Nicht erst in der gemessenen Klarheit der Form ist diese zu suchen, man fühlt sie in dem specifischen Duft, in der besondern Blume durch, die in jeder echten Dichtung das Geheimniß der Persönlichkeit herausfühlen läßt, wie in jedem echten Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden frischgepflügten guten Ackers in der Morgensonne. Man mag vom Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brotes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrot. Damit soll unserm Dichter ein sehr hohes Prädicat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrots wäre hier Biscuit. Es ist so gemeint, wie Goethe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso dem Dichter — mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde stehe, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgends mehr haften die unsichern Sohlen. Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser specifischen Witterung von Uhland's Poesie uns entgegenkommt.

Der Aufsatz ist überdies reich an feinen und schlagenden Bemerkungen:

Allerdings nicht immer schlägt die Ader voll und ungehemmt, nicht immer springt aus dem Stoff, den Uhland angreift, der weithin leuchtende Geistesfunke. Da und dort begegnet uns Gewürzloseres, Matteres, allzu Einfaches. Hier aber ist es, wo unser Satz von den ergänzenden, in die Lücke tretenden Kräften uns wieder zugute kommt. Das Genie ist in gar manchen Größen und Mischungen der Gabe unter die Menschen vertheilt. Es gibt ein lückenhaftes Genie, einen unterbrochenen Puls; da fragt sich dann, was zum Vorschein kommt, wo der Dichter keinen oder nur kühlen Besuch des Genius empfangen hat und doch dichtet. Nichts anderes natürlich als seine anderweitige menschliche Natur. Wo Schiller nicht ganz Dichter ist, da ist er immer noch der große, feurige Rhetor, der Herold universaler Gedanken; wo Heine es nicht ist, da ist er das gemeine, blasirte Subject, da fühlt sich die reizende Nachlässigkeit seiner Form als aufdringliche Liederlichkeit; wo aber Uhland nicht mit voller Gunst der Minerva dichtet, da ist immer noch der wackere Mann, der kerngesunde Mensch auf seinem Platz, und da erfreut und befriedigt uns immer noch die vollendete Form: eine Seite, die im weitern ausdrücklicher zu besprechen ist. „Kein Talent, doch ein Charakter", heißt es im „Atta Troll"; von Heine gilt: ein Talent, doch kein Charakter; es ist aber doch nicht so übel, wenn einer ein Talent und ein Charakter ist, denn da hat er, wo das Talent ihn verläßt, noch etwas Rechtes in der Reserve.

Ein Thema, mit welchem sich Vischer mit Vorliebe beschäftigt hat, ist der zweite Theil des Goethe'schen „Faust", als dessen entschiedener Gegner er stets aufgetreten ist. In dem Aufsatz zum zweiten Theile von Goethe's „Faust" entwirft Vischer das Bild eines zweiten Theils, wie er es schon lange in den Vorlesungen entwickelt hat. Dieser luftige Bauriß soll nur eine positive Kritik des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust" sein. Anerkennend spricht er sich nur darüber aus, daß der politikscheue Goethe das Grund- und Hauptwerk seines Lebens mit der herrlichen politischen Bekrönung schließt, daß Faust als Fürst eines freien Volks stirbt: ein hoher Gedanke, ein würdiges und großes Ende von Faust's Lebensgang und Goethe's Dichtergang. Die Schwäche der Ausführung hebt Vischer freilich hervor; Faust's Wirken ist nicht vorgestellt, sondern blos berichtet, und überdies sehr mangelhaft. Der Plan, den Vischer in leichten Umrissen zeichnet, hat entschieden große Vorzüge vor der Goethe'schen Ausführung. Die Betheiligung

öfters auf einige Zeit Stadt- und Alpenluft miteinander vertauschen, um bei Gletschern und Wasserfällen, bei Felsenhörnern und Almen, in der Region der Adler und Gemsen eine Art Mauserproceß zu überstehen, der sie als neue Menschen zu den alten Penaten mit ihrer langweiligen Gemüthlichkeit, zu Arbeit, Parteizwist und Lebenssorgen zurückführt. Selbst den Referenten beschleicht eine stille Sehnsucht auf seiner Arbeitsstube, wenn er an das Alpengelände denkt, und er kann sich den Tag nicht denken, wo er ohne Auffrischung dieser Bilder einmal an die heimatliche Scholle gefesselt sein soll. Es steckt eben ein zweites Ich in dem Hochlande, wenn man es erst gründlicher kosten lernte; Alte werden darin wieder jung, Kranke wieder gesund, Gesunde verlängern ihr Leben, Junge lernen in keiner bessern Schule Selbständigkeit und Genügsamkeit. Kurz, für alle ist gesorgt; für den Phlegmatischen, wie für den Sanguiniker, für den Choleriker und Melancholiker, jeder findet, wenn er zu suchen lernte, in dem Alpengelände, was für ihn paßt. Kein Wunder, daß dergleichen Wanderer sich schließlich auch für das interessiren, was andere fanden. Jeder weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, auf hohe Berge zu steigen, und darum liegt für ihn eine Art dramatischen Interesses in den Bergbesteigungen kühner Alpenwanderer.

In dieser Beziehung hat Nr. 1 sehr glücklich speculirt. Referent ist sonst nicht besonders für die Grube'sche Schriftstellerei eingenommen; hier aber hat sie wirklich ein Product vom Stapel gelassen, das ein entschiedenes Bedürfniß trifft:

> Mit hohem Interesse begleiten wir im Geiste jene kühnen Reiseforscher, welche in die Wildnisse der Tropen, in den brennenden Sand der Sahara, in die Eiswelt des Polarmeeres dringen, um uns ihre Geheimnisse zu erschließen. Die Theilnahme an den Erlebnissen dieser Helden steigert sich in dem Maße, als sie, von der menschlichen Gesellschaft entfernt und aus dem civilisirten Leben herausgetreten, sich lediglich auf sich selber, auf ihren Muth, ihre Umsicht, ihre Willenskraft angewiesen sehen und den Kampf mit einer übermächtig auf sie eindringenden Natur zu bestehen haben. Die Lektüre ihrer Reiseschilderungen hat nicht nur wissenschaftlichen Werth, da sie unsere Kenntniß des Erdballs erweitert, sie hat auch eine bedeutende ethische Seite, indem sie erhebend und stärkend auf Gemüth und Willen des Lesers wirkt.

Das ist das Fundament, von welchem der Verfasser auch für die kühnen Bergbesteiger ausgeht, und er hat recht. Referent selbst, kein Neuling in den Alpen und ebenso wenig in der Lektüre der Bergbesteigungen, hat das Buch, als es noch in neun Lieferungen allmählich erschien, nicht nur vom Anfang bis zu Ende gelesen, sondern verschlungen und, was noch mehr sagen will, sogar gekauft. Damit möge schon von vornherein sein Gesammturtheil gesprochen sein.

Das Buch ist auch wirklich recht geschickt zusammengestellt. Auch sieht man aus der Einleitung, welche zum Eintritt in die Gletscherwelt vorbereitet, daß der Wohnort des Verfassers in dem den Alpen so nahe liegenden Bregenz nicht ohne guten Einfluß auf seine Alpenkenntniß blieb, und daß eben hierdurch manche lehrreiche Notiz in das Buch kam, die man sonst außerhalb der Alpenländer nicht leicht erfährt. Nach dieser kurzen, aber alles Wesentliche berührenden Einleitung geht das Buch sofort zu den Montblancbesteigungen über, wendet sich höchst natürlich zum Monte-Rosa und Matterhorn, der zweithöchsten Alpenterrasse der Schweiz, dann zur Gruppe des Finsteraarhorns, der dritthöchsten Alpenterrasse, und geht schließlich auf die östlichern Gruppen über: zur Gruppe des St.-Gotthard und Adula, des Tödi, Bernina und der Silvretta. Damit ist der erste Theil in sieben Abschnitten vollendet. Der zweite Theil verbreitet sich über die deutschen Alpen und ihre Nachbarn: über die Gruppe des Ortler, des Oetzthals, des Zillerthals, der hohen Tauern (Glockner und Venediger), des Salzkammergutes (Dachstein) und endlich des Terglou in den Julischen Alpen. Es ist zu bedauern, daß der Verfasser nicht noch eine zehnte Lieferung gab, um auch das imposante Massiv des Adamello, die Gruppe des Grintove in den krainischen Alpen, die Dolomitalpen Tirols, die Grajischen Alpen oder den Wohnsitz des Steinbocks, und ähnliche Gruppen zur Kenntniß seiner Leser zu bringen. Ueberhaupt ist der zweite Theil der schwächere; wie sich der erstere fortdauernd auf gleicher Höhe des Interesses hält, sinkt der zweite zu einem matten Nachklange des ersten Theils herab. Und doch haben die Oesterreicher seit 1862 das Unglaubliche in der Erkenntniß ihrer Alpenländer geleistet; Namen wie Sanklar, Ruthner, Payer, Mojsisovics, Grohmann, Simony, Wallmann, Pfaundler, Barth, Keil u. a. reihen sich den kühnsten und kenntnißreichsten Alpenwanderern der Schweiz an und haben bereits ein kostbares Material in dem Jahrbuch und in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins, der sich, nebenbei bemerkt, seit 1872 mit dem deutschen Alpenverein verband, soweit es seine Jahrbücher betrifft, niedergelegt. Die beigefügten 17 Alpenbilder in Tondruck sind werthvolle Zierden des Buchs; doch kommt auch hierin der zweite Theil gegen den ersten viel zu kurz, da jener nur 5, dieser 12, und meist charakteristischere, enthält. Alles in allem genommen aber ist das Buch eine gute Lektüre, da es im allgemeinen die berühmtesten Bergbesteigungen enthält, welche man nur in einer sehr zerstreuten und kostbaren Bibliothek auffinden würde. Den Kundigen erfreuen sie, den Laien regen sie an; beide empfangen Bilder, die mächtig erschütternd auf den Geist, erheiternd auf das Gemüth wirken, und damit hat das Buch seine Schuldigkeit gethan.

Nicht ohne Nebenbeziehungen bemerkte Referent im vorigen Buche gewisse Lücken. Diese füllt zum Theil Nr. 2 aus, das Product eines Mannes, der unter den englischen Alpenforschern eine der ersten Stellen einnimmt. Es behandelt „die Jagdgründe Victor Emanuel's“, ein nächtliches Bivuak auf der Grivola, Ausflüge in den Grajischen Alpen, eine Nacht auf dem Gipfel des Monte-Viso, einen Uebergang über das alte Weißthor nebst Besteigung der Signalkuppe, Forschungen in den Alpen der Dauphiné, den Col de la Reuse de l'Arolla von Charmontane nach Prerayen, nebst Nachrichten über Valpelline, die Schmuzbänder auf dem untern Grindelwaldgletscher sowie dessen neuere Zurückweichung, nebst Bemerkungen über ähnliche Oscillationen während der Neuzeit, endlich „ein Rennen ums Leben“ in den berner

Alpen, welchem eine kleine Abhandlung über den Namen Lavine angehängt ist.

Was soll man von einem solchen Buche sagen? Man muß es eben selbst lesen, um die Widerwärtigkeiten und romantischen Gefahren des Alpenlebens zu empfinden. Wenn Referent den Verfasser einen der kühnsten Alpenwanderer nannte, so hatte er eben schon alles gesagt, was über denselben und sein Buch ausgesprochen werden konnte. Man kann nur hinzusetzen, daß der Verfasser auch in seinen Schilderungen in den vordersten Reihen steht, obgleich er die unglückliche Neigung seiner Landsleute theilt, „Gott und alle Welt" aus der Literatur zu citiren und damit fremde Bilder in die Alpenwelt verballhornend zu bringen. Auch ist es in vielfacher Beziehung ein wissenschaftliches Buch, das wir vor uns haben, da es reiche Beiträge zur Kenntniß der betreffenden Alpenhöhen, ihrer Gletscher u. s. w. bringt. Und überdies sind seine Bilder Originalberichte. Folglich wirken dieselben noch einmal so viel als die des vorigen Buchs, wo eine fremde Hand im Spiele war. Was von dem Reize und Anziehenden der vorigen Schilderungen gesagt wurde, gilt darum doppelt von diesen, und niemand wird sie ohne Befriedigung, ohne große Belehrung aus der Hand legen. Nur den kleinen Druck möchten wir tadeln; sonst haben wir es in jeder Beziehung mit einem gediegenen Buche zu thun, dessen zahlreiche Umrißzeichnungen und dessen prächtige in Tondruck ausgeführte Karte des Pelvoux in den Alpen der Dauphiné uns Alpentheile enthüllen, zu denen nur wenige gelangen. Wir wünschen ihm auch in seinem deutschen Gewande einen entsprechenden Leserkreis.

Kleinere epische und didaktische Dichtungen.

1. Herakles. Ein griechisches Heldenbild in deutscher Dichtung wiedergespiegelt. Leipzig, Mutze. 1873. 8. 12 Ngr.
2. Der Weinbau an der Mosel, ein Gedicht in zwölf Gesängen nebst einem Anhange von Fabeln, von Bernard Dixius. Trier, Groppe. 1873. 8. 20 Ngr.
3. Neue Original-Fabeln von August Doyé. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Beuckert u. Radetzki. 1874. Gr. 16. 12 Ngr.
4. Rübezahl. Sagen und Erzählungen von dem alten Berggeiste. Aus dem Munde des Volks gesammelt und poetisch bearbeitet von Jakob Freund. Warmbrunn, Liedl. 1873. 16. 5 Ngr.
5. Isis und Osiris. Lieder und Skizzen von Hermann Krone. Dresden, Krone. 1874. 8. 20 Ngr.
6. Lebenstrost. Sprüche in Versen und in Prosa von Dichtern und Schriftstellern, aus alter und neuer Zeit, aus Heimat und Fremde. Gesammelt und nach dem Inhalte alphabetisch geordnet von Friedrich Abl. Leipzig, Mendelssohn. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
7. Ein deutsches Dichterbuch. Aus Originalbeiträgen deutscher Dichter gesammelt und herausgegeben von Max Kalbeck. Stuttgart, Simon. 1873. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Dichter des „Herakles" (Nr. 1) verschweigt seinen Namen auf dem Titelblatte des Büchleins, und zwar, wie wir aus dem poetischen Vorwort entnehmen, aus dem Grunde:

> Dies ist kein eignes Lied; nur alte Sage
> Hallt es dir wider, lieber Leser. Lausche
> Dem Sange; nach dem Sänger frage nicht!

Trotzdem erfahren wir aber doch den Namen des Autors hinter dem Vorworte, welches Karl Gotthelf Häbler unterschrieben ist. In recht fließenden, reimlosen fünffüßigen Jambenversen erzählt Häbler die bekannte griechische Sage jenes gewaltigen Zeussohnes von seiner Erzeugung an bis zu seinem Tode. Der erste, vorletzte und letzte „Alkmane", „Prometheus", und „Dejaneira" überschriebene Gesang scheinen uns am besten gelungen. Man erkennt darin ein gutes Studium des Aeschylus von seiten des Autors. Der achte Gesang: „Antaios", dagegen erinnerte uns etwas an die Erzählungsweise Firdusi's in seinem großen persischen Nationalepos, wenigstens soweit wir dasselbe durch die von Schack'sche Uebersetzung kennen gelernt haben.

Für eine rhythmische Prosa und Belehrung der Moselwinzer, wie „Der Weinbau an der Mosel" von Bernard Dixius (Nr. 2) ist, fehlt uns jedes Gefühl und Verständniß. Um aber dem 1872 gestorbenen Verfasser soweit als möglich gerecht zu werden, gestatten wir uns, einige Absätze aus dem Vorwort hierherzustellen, die Zweck und Inhalt jener Dichtung vielleicht besser zu beleuchten vermögen als wir:

> „Der Weinbau an der Mosel" gehört seinem Wesen nach zu den eigentlichen Lehrgedichten, wenn auch die Form der Darstellung an die Idylle erinnert, wodurch es vielleicht in der deutschen Literatur einzig dastehen dürfte. Dem Verfasser war es wohl bekannt, daß unsere Zeit gegen die Lehrgedichte sehr eingenommen ist, und viele deren Stellung in der Dichtkunst nicht anerkennen.... Hesiod, Horaz und Virgil wurden vorzugsweise wegen ihrer Lehrgedichte geschätzt.... Obwol nun das Gedicht seinem Titel und seiner Darstellung nach blos für die Moselwinzer bestimmt erscheint, so ist es doch seinem Inhalt und wesentlichen Zweck nach ein allgemeines Gedicht. Sein Hauptzweck ist nämlich der, den deutschen Winzern und am Weinbau Betheiligten eine Uebersicht des Weinbaus und Vorschläge zu geben, wie sie gesunde und wohlschmeckende Weine auf natürlichem Wege erzielen können u. s. w.

So viel über den „Weinbau an der Mosel". Das angehängte „Moselweinlied" dagegen und die „Fabeln", über die zu urtheilen wir uns wieder für competent erachten dürfen, erscheinen uns gleichfalls nur wenig poetisch. Es herrscht in den Fabeln zwar überall ein recht biederer ehrlicher Sinn und Verständniß des Thierlebens, aber mehr auch nicht. Zumal die jeder Fabel angehängte Deutung ist meistens ebenso harmlos wie hausbacken.

Von tieferer Bedeutung und ungleich größerm poetischen Werthe sind die uns unter Nr. 3 in dritter Auflage vorliegenden „Original-Fabeln" von August Doyé. Die dem Thier- und Naturleben entnommenen Gleichnisse sind durchweg sinnig und gut gewählt, ebenso anschaulich und einfach wie mit gesundem Witz und Humor vorgetragen, und besitzen fast sämmtlich eine mehr als nur zeitgemäße, nirgends triviale Tendenz:

Die Gans und der Esel.

Eine Gans ging einst spazieren,
Ihre Jungen folgten ihr.
Stille stehn vor allen Thieren,
Sie beschnattern dort und hier,
War, was sie auf ihrem Gang
Schon getrieben stundenlang.
Da fragt von den Jungen eine:
„Wer ist das hier bei der Scheune,
Der die rauhen Disteln frißt?" —
„Das ein dummer Esel ist!"
Rief mit Philosophenruh'
Ihrem Kind die Mutter zu.
Und der Esel sieht sich um,
Sieht die Gans und fragt: „Warum
Nennst du, große Gans, mich dumm?" —
„Weil sie alle dich so nennen." —
„Welche alle sind denn das?" —
„O, das viele Fragen laß!" —
„Nein, ich will und muß sie kennen!" —
„Nun, die Gänse hier und dort." —
„Ach, dann geht und schnattert fort;
Euch verzeih' ich das Gebrechen,
Andern alles nachzusprechen,
Denn ich seh', befriedigt, nun,
Daß im blindgebornen Wahn
Ihr auch diesmal nur gethan,
Was die Gänse alle thun."

In „Rübezahl" (Nr. 4) hat Jakob Freund die Sagen und Erzählungen von diesem alten Berggeiste, wie sie im Munde des Volks leben, gesammelt und in poetischer Form zur Darstellung gebracht. Es sind im ganzen sechzehn längere und kürzere, in naivem, volksthümlichem Tone gehaltene Erzählungen, welche das Büchelchen zu einem der lieben Jugend recht empfehlenswürdigen machen.

„Isis und Osiris" von Hermann Krone (Nr. 5) enthält zum größten Theil Laboratorium- oder Naturforscherpoesie, welche, nach Victor Scheffel's trefflichem Vorgange, neuerdings eine solche Pflege findet, daß man sie als eine neue, besondere Gattung der Lyrik bezeichnen dürfte. Auch darf man ästhetisch ihr die Berechtigung wol ebenso wenig absprechen, wie in dem Naturconcerte dem Spatz oder dem Haushahne die Berechtigung, ihr Lied neben dem der Nachtigall erschallen zu lassen. Und gewiß hat auch jeder Mensch seine Laune und seine Stunde, wo er ein Lied wie das folgende wol noch lieber liest als Schiller's „Lied von der Glocke":

Gibt es ein Geschöpf auf Erden,
Das dem Menschen nahe steht?
Vielleicht menschliche Beschwerden,
Menschlichen Genuß erhöht?
Ja, es gibt ein solches Wesen,
Das dem Menschen steht so nah,
Dieses Wesen, auserlesen
Ist die Wurst! Hallelujah!
Deine Phantasie wol malt dir
Anders aus den äußern Schein?
Nein, dies anspruchslose Schalthier
Soll nun deine Tante sein.
Sittsam, ohne Prunk und Schimmer,
Trägt sie stets dasselbe Kleid;
Ernst und ruhig, würdig immer
Bleibt die Wurst zu jeder Zeit u. s. w.

Wir schließen hier noch zwei vorwiegend poetische Sammelwerke an. Das erste: „Lebenstrost" (Nr. 6), herausgegeben von Friedrich Abl, bildet eine umfangreiche, selbständige und geschmackvolle Auslese von Sprüchen in- und ausländischer Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, und verdient bei Aeltern und Erziehern als lehrreiche und nützliche Gabe für die heranwachsende Jugend warme Empfehlung.

„Ein deutsches Dichterbuch" (Nr. 7), herausgegeben von Max Kalbeck, ist eine Sammlung aus Originalbeiträgen von etwa sechzig deutschen Lyrikern, meist jüngsten Datums. Nur etwa zehn bis zwölf ältere und mehr bekannte Namen finden sich darunter; die Mehrzahl der Beiträge — und darin besteht das Hauptverdienst des Herausgebers — stammt von neuern, noch gar nicht oder wenig bekannten Dichtern. Unter diesen finden wir am stärksten den Herausgeber selbst vertreten und zwar mit einer Reihe von Gedichten, unter denen die Sonette den Vorzug zu verdienen scheinen und darunter wieder das „Danaidengeschick" überschriebene. Es lautet:

Wol oft zum Born der Schönheit stieg ich nieder,
Da hört' ich tausend Zauberstimmen klingen,
Die Felsen hört' ich und die Bäume singen,
Und süßer Schauer lief durch meine Glieder.
Ach, nur zur Qual mir schöpft' ich immer wieder,
Zu füllen das Gefäß will nicht gelingen;
Die Tropfen, die am Boden spärlich hingen, —
Was waren sie, die besten meiner Lieder?
Und dennoch, ich versuch' es stets aufs neue,
Ob ich mich nimmer des Gelingens freue —
Und fange Wasser auf in einem Siebe.
Der Schönheit Maß, ich soll es nicht erfüllen,
Kein voller Trunk wird je mein Dürsten stillen, —
Mein Dichten ist ein Wahn, wie meine Liebe.

Unter den übrigen, uns zum Theil erst aus dieser Sammlung bekannt gewordenen jüngern Lyrikern möchten wir noch mit besonderm Lobe hervorheben: Karl Bartsch, Wilhelm Jensen, Franz Othen (Hermann Dickmann) und Ernst Ziel. Vom letztgenannten möge ein beherzigenswerthes Distichon hier den Schluß bilden:

Stimmt nicht ewig die Leier, mattherzige Alltagspoeten,
Euerm winzigen Selbst seufzendes Echo zu sein!
Glaubet, die Zeit ist gesättigt schon lange durch weibischen Mollklang,
Und nur ein männliches Dur macht ihr genehm das Gedicht.
Nur wer die großen Geschicke der Menschheit im Inneren nachfühlt,
Daß er des eigenen Seins über das Ganze vergißt,
Dem nur kommt mit Verständniß entgegen der männliche Zeitgeist:
Starke nur haben ein Recht, heute noch Dichter zu sein.

Wilhelm Paul Graff.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In „The Academy" vom 11. April d. J. bespricht William Wallace die „Logik" von Christoph Sigwart, Professor in Tübingen, und erklärt das Werk für einen willkommenen Beitrag zu dieser Wissenschaft. Es würde auch denen, welche es nicht in jeder Hinsicht befriedigend finden, Anregung zu neuen Untersuchungen geben.

In der Nummer desselben Blattes vom 18. April befindet sich eine eingehende Besprechung der „Shakspearomanie" von R. Benedix aus der Feder des Professor B. ten Brink. „Im ganzen genommen", sagt er am Schluß, „muß das Buch als ein patriotisches, gut gemeintes gekennzeichnet werden; doch fehlte es dem Verfasser an der geistigen Bildung und dem unbefangenen Urtheil, welche erforderlich sind, um den Genius Shakspeare's zu fassen. Was Shakspeare selbst betrifft, so lehrt uns das Buch blos so viel, wie man aus jeder Wirkung in Bezug auf die Ursache, der sie entspringt, zu lernen vermag. Die Aufgabe, welche Benedix sich gestellt, und die nichts Geringeres war, als das Wachsthum des Shakspeare-Cultus niederzutreten, ist indessen vor ihm, von Rümelin, mit weit größerm Erfolg und in einer würdigern Weise versucht worden.... Wir möchten das gegenwärtige Werk jedoch nicht als gänzlich nutzlos verdammen. Im Gegentheil scheint es uns sowol belehrend als unterhaltend zu sein. Es ist belehrend, erstens, weil es uns lehrt, daß man entschiedenen Erfolg als Dramatiker haben und doch ein schlechter Psycholog sein kann; zweitens, weil es uns mit Benedix' dramatischen Theorien bekannt macht und uns in Betreff dramatischer Fragen viele praktische Winke gibt, welche, als von einem so erfahrenen dramatischen Dichter kommend, höchst annehmbar sind; drittens, weil es beweist, wie äußerst dürftig und unbefriedigend der Zustand der ästhetischen Cultur im allgemeinen unter der Mehrzahl des gebildeten deutschen Publikums und wie oberflächlich ihre Bekanntschaft mit Shakspeare insbesondere ist. Daß der letztere Vorwurf noch immer zutreffend ist, daran sind zum Theil jene deutschen Aesthetiker schuld, welche Shakspeare zum besondern Gegenstande ihrer Anpreisungen gemacht haben. Die Beförderer der Shakspearomanie in Deutschland sind selbst für das Erscheinen eines solchen Werks wie das von Benedix verantwortlich." Der Verfasser verspricht, diesen Punkt in seinem nächsten Artikel, bei Gelegenheit der Besprechung der zweiten Auflage der Kreyßig'schen Vorlesungen des Weitern auszuführen.

In der Nummer vom 25. desselben Monats bespricht H. Gaudig die „Allgemeine Ethnographie" von Friedrich Müller.

In einer Besprechung der „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika" von H. von Holst faßt J. M. Ludlow in „The Academy" vom 2. Mai sein Urtheil dahin zusammen, daß er sagt: „Wie ausführlich auch Professor von Holst seinen Gegenstand behandelt hat, so scheint es der Arbeit doch an Gründlichkeit der Einsicht und Vollständigkeit des Ueberblicks zu mangeln. Bei dieser Beurtheilung ist man natürlich verpflichtet, auf die fragmentarische Gestalt, in welcher das Werk bisjetzt erschienen ist, Rücksicht zu nehmen: was jetzt noch zu fehlen scheint, dürfte allerdings von des Verfassers Gesichtspunkt aus nur aufgeschoben sein. Andererseits hält gerade diese fragmentarische Gestalt den Beurtheiler davon zurück, bei einem Punkte zu verweilen, welcher, wenn das Ende dem Anfange entsprechen sollte, das Werk am meisten schädigen dürfte. So weit es reicht, sieht es freilich aus, als sollte es blos die Schwäche der amerikanischen Verfassung — welche allerdings vorhanden ist und deutlich ans Licht gestellt zu werden verdient — und nicht auch ihre Stärke aufweisen, die sich besonders darin bewährt hat, daß sie die Krise eines Bürgerkriegs, wie die Welt ihn nie gesehen, überdauert hat. Es läßt sich leicht über das „Kanonisiren" der Verfassung spotten; die Reden vom 4. Juli sind gewiß jetzt ebenso schattenhaft, wie die Papieropfer, welche die Chinesen verbrennen, um die Geister zu besänftigen. Man sollte indessen auch die Thatsache anerkennen, daß unter all diesem schäumenden Aufbrausen des falschen Patriotismus eine tiefe, treue Loyalität liegt, welche von den Personen der englischen Herrscher auf das höchste Gesetz des Landes übertragen wurde, und welche weder taub gegen die Lehren des Zeitalters, noch unfähig ist, sie anzuwenden, und daß hierin das eigentlich Wesentliche der amerikanischen Größe beruht."

In „The Academy" vom 16. Mai beurtheilt James S. Reid „Römische Alterthümer" von Ludwig Lange, dem leipziger Professor, und bezeichnet das Werk als eins der bedeutendsten auf dem Gebiete der classischen Studien, welche in unserer Zeit erschienen sind. „Es ist nicht zu viel gesagt", heißt es unter anderm, „daß diese Bände die ausführlichste, genaueste und unparteiischste Geschichte der innern Entwickelung Roms enthalten, die bisjetzt geschrieben worden. Die alten und neuen Autoritäten, die Licht auf den Gegenstand zu werfen vermögen, sind von des Verfassers Fleiß so nahezu wie nur möglich erschöpfend durchforscht worden, während sein Urtheil sie alle in gleicher Wagschale abgewogen hat. Seine eigene scharfe Einsicht nebenbei hat ihn in den Stand gesetzt, da die Wahrheit zu erfassen, wo es den besten seiner Mitbewerber nicht gelungen ist." Seine Behandlung der ältesten Geschichte Roms wird von Reid nicht nur als Ihne's, sondern auch, das eine Verdienst der lebhaftern Darstellung ausgenommen, als das erste Buch von Mommsen's Geschichte übertreend erklärt. „Er bringt", sagt er, „die Grundsätze, auf deren Conflict die Entwickelung der ganzen römischen Geschichte beruhte, in stärkeres Relief. Seine Skizze der Familienorganisation z. B., als Keim der Staatsorganisation, ist sachgemäßer und wahrheitsgetreuer, als die von Mommsen. Im allgemeinen kommt der Verfasser diesem in einem Hauptverdienst des großen Meisters, in der Kunst, Thatsachen um Principien zu gruppiren, ohne die Principien den Thatsachen aufzunöthigen, gleich. Dies ist um so mehr zu bewundern, als Professor Lange gezwungen ist, mit weit zahlreichern Einzelheiten sich zu befassen, als die eigentlichen Historiker gewöhnlich behandeln.... Wenn das Werk vollendet ist", so schließt der Recensent, „wird es eine Geschichte von Rom, mit Abzug der Schlachten und Belagerungen, sein, die wol von wenigen vermißt werden dürften. Ferner, falls die noch übrigen Bände der ersten drei würdig sein sollten, wird es die beste Geschichte Roms sein, die es gibt, d. h. sie wird dem Leser ein lebhafteres und wahrheitsgetreueres Bild vom ganzen historisch verlaufenden Nationalleben Roms darbieten, als irgendein anderes Buch."

Bibliographie.

Allioli, J. F. v., Lebens-Nächte. Innsbruck, Vereins-Buchhandlung. 16. 2 Thlr.

Aus dem Leben des großen Seehelden Michael de Ruiter. Philadelphia, Schäfer u. Koradi. 1872. 16. 15 Ngr.

Awdejeff, M., Tamarin und Iwanow. Roman in 2 Bdn. Aus dem Russischen von J. Bolwin. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Bärthold, A., Aus und über Sören Kierkegaard. Früchte und Blätter. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 15 Ngr.

Bastian, A., Die deutsche Expedition an der Loango-Küste, nebst älteren Nachrichten über die zu erforschenden Länder. Nach persönlichen Erlebnissen. 1ster Bd. Jena, Costenoble. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Becker, B., Geschichte der Arbeiter-Agitation Ferdinand Lasalle's. Nach authentischen Aktenstücken. 1ste Lief. Braunschweig, Bracke jun., Gr. 8. 10 Ngr.

Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Wittwe. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Walter, H., Die Kriegsführung der neuesten Zeit und deren Einfluß auf die Verwendung, Organisation, Ausrüstung und Taktik der Cavallerie. Zeitgemäße Studie. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 1 Thlr.

Weber, F. G., Ueber die Todesstrafe. Vortrag. Rostock, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wessely, J. E., Iconographie Gottes und der Heiligen. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 26. — 25. Juni 1874.

Essays von Friedrich Theodor Vischer.

Kritische Gänge von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Zweites bis sechstes Heft. Stuttgart, Cotta. 1861—73. Gr. 8. 5 Thlr. 10½ Ngr.

Das zuletzt erschienene sechste Heft der „Kritischen Gänge" Vischer's bietet uns willkommene Veranlassung, einen Blick auf die „Neue Folge" des Werks zu werfen, deren zweites bis sechstes Heft noch nicht in d. Bl. besprochen wurde.

Vor dem Aesthetiker Friedrich Theodor Vischer und seinem umfassenden, in ein eisernes Paragraphennetz eingesperrten Hauptwerke hat alle Welt den größten Respect, und nur wenige besitzen den Muth, die metaphysische Dornenhecke zu durchbrechen, hinter welcher erst die Erkenntniß der wahren Schönheit winkt. Der außerordentliche Tiefsinn und Gedankenreichthum des Werks sowie die geistvollen, verständlichen, an praktischen Winken und lehrhaften Beispielen reichen Zusätze, welche dem prägnanten metaphysischen Text zur Erläuterung dienen, sind daher für sehr viele, besonders in unserer der Metaphysik abgeneigten Zeit, ein verschlossener Schatz, während die Resultate der Forschungen doch durch den feuilletonistischen Zwischenhandel weiten Kreisen zugänglich gemacht worden sind.

Doch Vischer ist nicht blos ein mit dem dreifachen Erz der Speculation umgürteter Aesthetiker; er ist auch ein geistreicher Essayist von einer gesunden humoristischen Ader; er hat anonym allerlei poetische Curiosa, die meistens einen schlaghaften Witz zur Schau stellen oder mit epigrammatischen Pointen ausgestattet sind, veröffentlicht, und wenn er ins Plaudern kommt, so plaudert er süddeutsch gemüthlich, als ein angenehmer Causeur. Alle diese Eigenschaften befähigen ihn zu einem Essayisten von hervorragendem Rang, der eine bunte Reihe von Essays beherrscht, von den streng wissenschaftlichen Abhandlungen bis zu den feuilletonistischen Reiseskizzen. Dabei ist er ein eifriger Politiker, ein süddeutscher Politiker, und die Wandlungen der politischen Anschauungen, welche die süddeutsche Politik und Vischer mit ihr im Laufe eines Jahrzehnts durchgemacht haben, spiegeln sich in seinen Essays ab.

Fassen wir zuerst die ästhetischen ins Auge, unter denen die Selbstkritik, die er über seine Aesthetik fällt und an die sich eine Abwehr gegen die Angreifer derselben schließt, den hervorragendsten Rang einnimmt. Diese in den beiden letzten Heften enthaltene „Kritik in einer Aesthetik" ist nicht nur ein Beweis eifriger Prüfung und Fortbildung errungener Resultate, sondern sie stellt auch einige sehr wichtige Punkte der Aesthetik in neues Licht. Die Selbstkritik beginnt mit einem Protest gegen einen der interessantesten Abschnitte des Werks, die anziehende „Wanderung durch die Reiche des Naturschönen". Dieser Abschnitt, der unter dem Schutze des Scheins die Reiche der Natur, die allgemeinen und die geschichtlichen Formen der Menschheit darauf anschaut, was für und wie viel Schönheit sie enthalten, muß nach Vischer's kritischer Ueberzeugung herausfallen; der Schein, als gebe es ein Schönes ohne Zuthun des anschauenden Subjects, müsse schon von Hause aus vernichtet werden:

> Sieht man den Abschnitt vom Naturschönen in meinem Buche genauer an, was enthält er? Er betrachtet die Reiche der Natur, die Menschenwelt, die Geschichte, wie ich bereits angedeutet, mit den Augen der verschiedenen Künste; er blickt bald als Bildhauer, bald als Maler, bald als Dichter, er spürt den Erscheinungen nach, welche in entferntem Sinn als Anklänge von Naturvorbildern für die Formenwelt betrachtet werden können, die der Architekt, der Musiker in mathematisch gebundenen Ordnungen aufbaut. Es ist lauter Vorausnahme aus der Lehre von den verschiedenen Arten der Phantasie und der Kunstlehre, es ist Anwendung dessen, wovon nachher diese Theile handeln. Wohin gehört also dieser ganze Stoff? Nun, als erste, blos angedeutete Perspective in die Lehre von der Phantasie, als concretere Ausführung eben in die Kunstlehre. Die Art der Phantasiegabe, die plastisch

er in seinem Monolog von der „bleichen Farbe des Gedankens“ spricht, als daß man Shakspeare hierin misverstehen könnte. Das ist der Shakspeare'sche Hamlet, oder vielmehr der Hamlet-Shakspeare, in den der Dichter so viel von seinem eigenen Wesen hineingeheimnißt hat. Doch in dem Stück ist noch ein anderer Hamlet, derjenige des Saxo Grammaticus, und wo dieser Hamlet der alten Chronik in dem Drama auftritt, da sehen wir durchaus nicht den ebenso träumerischen wie sarkastischen Dänenprinzen, sondern den hinterlistigen, etwas grausamen und hartherzigen Recken. Das Attentat auf Rosenkranz und Güldenstern, das Benehmen Hamlet's nach der Tödtung des Polonius analysirt Vischer, um uns zu beweisen, daß Hamlet's Charakter ebenso hart wie hinterlistig ist und durchaus nicht dem Ideal eines edeln, weichherzigen Mannes entspricht, als welcher er oft aufgefaßt wird — und wie wir hinzufügen wollen, gewiß auch nicht ohne Recht, da in seinen meisten Reden ein humaner Tiefsinn, ein warmes Herz sich offenbart. Auch Vischer's Apologie geht nicht zur Kritik fort; sonst mußte sie, gerade bei ihren sonst scharfsinnigen Untersuchungen, zu dem Resultat kommen, daß in dem Charakter des Helden ein nicht künstlerisch ausgeglichener Zwiespalt besteht, daß der Hamlet Shakspeare's und derjenige der alten Sage sich nicht decken, indem einige Bestandtheile der letztern als Rohmaterial mit in das Stück aufgenommen worden sind. Was Ophelia betrifft, so erklärt Vischer es für unbegreiflich, wie Goethe, Tieck und selbst Gervinus in dieser reinen Erscheinung eine sinnlich aufgeregte Natur sehen konnten:

> Ich sehe ein stilles Veilchen, ein inniges, bescheidenes deutsches Mädchen, ganz eine nordische weibliche Natur, wortarm in sich zusammengeschlossen, unfähig, das reiche, tiefe Herz auf die Lippen zu heben; sie ist mit Cordelia und Desdemona verwandt, und ich möchte diese drei mit dem Worte: beschleierte Seelenschönheit bezeichnen. Das Unberedte erhöht ihre Anmuth; ihr innerer Reichthum, die verborgenen Schätze kommen erst im Leiden zu Tage, denn sie wissen nicht darum und reden nichts davon, man muß zwischen den Zeilen lesen. Stille Wasser sind tief, heißt es von Ophelia, und: kein Feuer, keine Kohle kann glühen so heiß, als eine stille Liebe, von der niemand nichts weiß.

Goethe dagegen meint, daß das ganze Wesen Ophelia's in reifer, süßer Sinnlichkeit schwebe, ihre Einbildungskraft angesteckt sei, ihre stille Bescheidenheit eine liebevolle Begierde athme, und sollte die bequeme Göttin Gelegenheit das Bäumchen schütteln, so würde die Frucht sogleich herabfallen; und Tieck meint sogar, daß schon geschüttelt worden sei und daß sie dem Hamlet im Rausche der Leidenschaft längst alles gewährt habe. Wir wollen zunächst weder der einen noch der andern dieser sich diametral entgegenstehenden Parteien recht geben, sondern an diesen Streit nur eine schüchterne Bemerkung knüpfen. Wenn der Charakter einer dramatischen Heldin zugleich zu so widersprechender Auffassung Anlaß gibt und zwar bei Dichtern und Philosophen ersten Ranges, wenn die einen sie für tugendhaft, die andern für eine schöne Sünderin erklären, die einen für ein zartes Veilchen, die andern für eine „glühende Gichtrose“, so beweist dieser Streit wol deutlich, daß die Charakterzeichnung des Dichters eine mangelhafte ist; denn so weit muß ein Charakter doch klar hingestellt sein, daß über die Grundzüge desselben kein Streit entbrennen kann. Im übrigen schließen wir uns der Ansicht Tieck's an, das Benehmen Hamlet's gegen Ophelia wäre sonst schwer erklärlich; eine gewisse Sattheit nach dem Genuß und cynische Vertraulichkeit, wie in der Schauspielscene, beweist wol deutlich, daß das Verhältniß über das Stadium zarter Neigung und Sehnsucht längst hinaus war, ganz abgesehen von den Delirien der anmuthigen Sünderin, die in ihrem Wahnsinn Geständnisse macht. Auch der zögernde Charakter Hamlet's macht uns hier nicht irre: wir zweifeln, ob auch Ophelien gegenüber der frischen Farbe der Entschließung des Gedankens Blässe angekränkelt war, und mit der Familie Polonius macht er überhaupt wenig Umstände.

Der Aufsatz: „Shakspeare in seinem Verhältniß zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen“, ist im Jahre 1844 geschrieben und verleugnet seinen vormärzlichen Charakter nicht, der sich schon im Titel desselben ausprägt. Damals war die politische Lyrik die große Angelegenheit des Tags, und es war nicht auffallend, einen Aufsatz über Shakspeare mit besonderm Hinblick auf sein Verhältniß zur politischen Poesie zu schreiben. Eine Kritik dieses Aufsatzes gibt Vischer in der Vorrede zum zweiten Heft, er weist sich selbst wegen mehrfacher Einseitigkeiten zurecht. So nennt er sein Urtheil über die politische Poesie einseitig:

> Der Geist des Dichters soll von dem politischen Gehalte so durchdrungen sein, daß der poetische Trieb — der natürlich vorausgesetzt ist — von selbst, ohne jede Absicht auf eine unmittelbare specifisch-politische Wirkung, sich auf diesen Gehalt wirft und ihn unbefangen, nur um Schönes zu schaffen, zur poetischen Gestalt ausbildet. Wie und wo aber ist dies möglich? Da ist es möglich, wo die politische Idee bereits zur That geworden ist, wo das Volk und sein Dichter bereits im Genusse des glücklich vollendeten politischen Kampfes leben. An dieser Stelle kommt uns zugute, was wir oben zuerst über die objectiven Bedingungen echter politischer Poesie aufgestellt haben: dieselbe Bedingung, welche wir stellen müssen, wenn die politische Idee den zur poetischen Gestalt nothwendigen Körper dem Dichter entgegenbringen soll, ist es auch, unter welcher allein die unerlaßliche subjective Unbefangenheit des poetischen Schaffens möglich ist. Nur wenn dafür schon gesorgt ist, daß das politische Wohl in Kraft bestehe, daß das Gut der Freiheit nicht verscherzt werde, hat das Gemüth des Dichters, der die Freiheit besingt, die nothwendige Ruhe und Objectivität der Betrachtung; den vergangenen Kampf soll er besingen, nicht den künftigen, auch nicht den gegenwärtigen; ist ein solcher dagewesen und großartig dagewesen, so braucht es auch keiner besondern Absicht und Reflexion, ihn zu besingen, sondern er dringt sich von selbst auf, er besingt sich von selbst.

Dies corrigirt Vischer mit Recht in der Vorrede, indem er zugibt, übersehen zu haben, daß es sich mit der Lyrik anders verhalte als mit Epos und Drama:

> sie kann der Wirklichkeit ein Sollen entgegenhalten und doch ganz poetisch sein, wenn nur Gedanke, Urtheil, Verwerfung, Forderung zur vollen subjectiven Wirklichkeit geworden, d. h. ganz in Stimmung, in Sehnsucht, Schmerz, Zorn, Hoffnung übergegangen ist.

Ferner macht sich Vischer zum Vorwurf, daß er den Blick zu sehr auf den Inhalt der Shakspeare'schen Dramen eingeschränkt und sie nach der innern Ordnung der behandelten Gegenstände aneinandergereiht habe. Er habe in den historisch-politischen Stücken Shakspeare's lauter Principiendramen gesehen und deshalb den tiefen Unterschied nicht bemerkt, der zwischen dem „Julius Cäsar“ und den zwei andern römischen Stücken bestehe:

> Jener allerdings kann ein Principiendrama heißen, die Charaktere sind sichtlich die persongewordene Republik und Monarchie und demgemäß in einer bei Shakspeare ungewohnten Einfachheit gehalten; „Coriolan", „Antonius und Kleopatra" dagegen sind Charakterdramen und daher die Individuen viel tiefer, realistischer gefärbt: dort Freske, hier Oelbild.

Einen andern Vorwurf, der den Shakspearomanen von Fach meistens nicht erspart werden darf und besonders schwer auf dem ästhetischen Gewissen von Gervinus lastet, macht sich Vischer mit den folgenden Worten:

> Ein anderer wesentlicher Mangel des Aufsatzes ist, daß ich unsere großen deutschen Dichter neben Shakspeare so wenig zu ihrem Rechte kommen lasse. Vergleicht man sie einmal mit ihm, so darf man nicht ungesagt lassen, daß es eine Region gibt, worin sie nicht mit ihm zu vergleichen sind, daß ihnen etwas specifisch Eigenes bleibt; das Vergleichen ist recht, aber es hat seine Grenzen. Wir können gar nicht wissen, wie weit Shakspeare es vermocht hätte, unsere moderne Ideenwelt und die erneute classische Bildung in den geschlossenen Organismus seines Genie zu verarbeiten, denn beide Potenzen waren ihm ja fremd. Die Vergleichung mit Schiller liegt näher, weil dieser im Grunde durch und durch dramatisch ist wie Shakspeare, und in den gewaltigsten Zügen seiner Werke dem großen Briten tief verwandt; im übrigen steht er an objectiver Gestaltungskraft zwar unter ihm, aber in die Lücken des Dichters tritt der gedankentiefe, feurige moderne Rhetor, das ist der eigentliche Grund von Schiller's Popularität und eine ihm eigene Größe, die von der Vergleichung mit Shakspeare ganz getrennt für sich gewürdigt werden muß. Goethe's wahre Kraft liegt im Lyrischen und Epischen; der Dichter der innig naturvollen Empfindung und des plastischen, klaren, ruhigen Schauens kann mit dem Dichter der thatkräftigen Leidenschaft nicht ohne gründlichen Vorbehalt verglichen werden. Und dazu kommt nun eben das zuerst Bemerkte: daß beide, Goethe und Schiller, die classische Formbildung und die moderne Ideenwelt, die tief verwickelten, reflectirten Kämpfe des modernen Lebens zu bewältigen hatten.

Der ganze Aufsatz trägt übrigens nicht nur ein vormärzliches, sondern auch ein althegelsches Gepräge; er arbeitet mit einer gewissen Schwerfälligkeit mit den Kategorien der Aesthetik und der Rechtsphilosophie, während Vischer später durch eine weit freiere Beherrschung des ästhetischen Stoffs und durch geniale Selbständigkeit in der Verwerthung der bei Hegel gemachten Anleihen sich hervorthat.

Die Charakteristik Ludwig Uhland's im vierten Heft der „Kritischen Gänge" ist vorzüglich; der Mensch wie der Dichter finden gleiche Würdigung und zwar mit jenen prägnanten Ausdrücken, die man nur zu glücklicher Stunde trifft. Uhland's gesunde Einfachheit fordert nicht gerade zu geistvollen Reflexionen auf — und doch gibt das Charaktergemälde Vischer's nicht blos die treffendsten Züge, sondern es gibt sie auch mit weitreichenden Perspectiven. Der Essay beginnt mit landschaftlichen Initialen, einer breitausgeführten Parallele zwischen würtembergischer Landschaft und ihrem Dichter, und endet mit einer mythologischen Allegorie; er ist also reicher geschmückt, als philosophische Charakteristiken zu sein pflegen. Der Politiker Uhland ist in engem Zusammenhang mit der neuesten Geschichte Würtembergs geschildert. Was wir in dem Aufsatze vermissen, ist eine eingehendere Darstellung des Germanisten Uhland. Die Früchte seiner stillthätigen Gelehrsamkeit sind freilich erst nach seinem Tode ans Licht getreten. Treffender kann Uhland's Poesie nicht charakterisirt werden als mit folgenden Worten:

> Uhland's Poesie ruht auf einer Grundlage gesunder, herber Nüchternheit. Nicht erst in der gemessenen Klarheit der Form ist diese zu suchen, man fühlt sie in dem specifischen Duft, in der besondern Blume durch, die in jeder echten Dichtung das Geheimniß der Persönlichkeit herausfühlen läßt, wie in jedem echten Weine den Erdboden, in dem er gewachsen. Es ist ein Geruch wie der des dampfenden frischgepflügten guten Ackers in der Morgensonne. Man mag vom Bilde des Ackers auch auf das Bild des Brotes kommen und sagen, man schmecke etwas heraus wie kernhaftes Roggenbrot. Damit soll unserm Dichter ein sehr hohes Prädicat gegeben sein. Der Gegensatz des Roggenbrots wäre hier Biscuit. Es ist so gemeint, wie Goethe es meint, wenn er will, daß der Mensch — es gilt wahrlich ebenso dem Dichter — mit festen, markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde stehe, auf daß nicht Wolken und Winde mit ihm spielen, wenn nirgends mehr haften die unsichern Sohlen. Nüchternheit, schöne kühle Klarheit, gesunder Sinn der Wirklichkeit, aber auch Bravheit, Treue, ursprüngliche, der Natur von Haus aus eigene volksmäßige Einfachheit ist es, was in dieser specifischen Witterung von Uhland's Poesie uns entgegenkommt.

Der Aufsatz ist überdies reich an feinen und schlagenden Bemerkungen:

> Allerdings nicht immer schlägt die Ader voll und ungehemmt, nicht immer springt aus dem Stoff, den Uhland angreift, der weithin leuchtende Geistesfunke. Da und dort begegnet uns Gewürzloseres, Matteres, allzu Einfaches. Hier aber ist es, wo unser Satz von den ergänzenden, in die Lücke tretenden Kräften uns wieder zugute kommt. Das Genie ist in gar manchen Größen und Mischungen der Gabe unter die Menschen vertheilt. Es gibt ein lückenhaftes Genie, einen unterbrochenen Puls; da fragt sich dann, was zum Vorschein kommt, wo der Dichter keinen oder nur kühlen Besuch des Genius empfangen hat und doch dichtet. Nichts anderes natürlich als seine anderweitige menschliche Natur. Wo Schiller nicht ganz Dichter ist, da ist er immer noch der große, feurige Rhetor, der Herold universaler Gedanken; wo Heine es nicht ist, da ist er das gemeine, blasirte Subject, da fühlt sich die reizende Nachlässigkeit seiner Form als aufdringliche Liederlichkeit; wo aber Uhland nicht mit voller Gunst der Minerva dichtet, da ist immer noch der wackere Mann, der kerngesunde Mensch auf seinem Platz, und da erfreut und befriedigt uns immer noch die vollendete Form: eine Seite, die im weitern ausdrücklicher zu besprechen ist. „Kein Talent, doch ein Charakter", heißt es im „Atta Troll"; von Heine gilt: ein Talent, doch kein Charakter; es ist aber doch nicht so übel, wenn einer ein Talent *und* ein Charakter ist, denn da hat er, wo das Talent ihn verläßt, noch etwas Rechtes in der Reserve.

Ein Thema, mit welchem sich Vischer mit Vorliebe beschäftigt hat, ist der zweite Theil des Goethe'schen „Faust", als dessen entschiedener Gegner er stets aufgetreten ist. In dem Aufsatz zum zweiten Theile von Goethe's „Faust" entwirft Vischer das Bild eines zweiten Theils, wie er es schon lange in den Vorlesungen entwickelt hat. Dieser luftige Bauriß soll nur eine positive Kritik des zweiten Theils des Goethe'schen „Faust" sein. Anerkennend spricht er sich nur darüber aus, daß der politikscheue Goethe das Grund- und Hauptwerk seines Lebens mit der herrlichen politischen Bekrönung schließt, daß Faust als Fürst eines freien Volks stirbt: ein hoher Gedanke, ein würdiges und großes Ende von Faust's Lebensgang und Goethe's Dichtergang. Die Schwäche der Ausführung hebt Vischer freilich hervor; Faust's Wirken ist nicht vorgestellt, sondern blos berichtet, und überdies sehr mangelhaft. Der Plan, den Vischer in leichten Umrissen zeichnet, hat entschieden große Vorzüge vor der Goethe'schen Ausführung. Die Betheiligung

Faust's am politischen Leben ist hier weit thatkräftiger und eingreifender, die Wahl des Hintergrundes der Bauernkriege wohl angebracht. Auch der Gedanke, Faust nach Rom vor den Humanismus, die Welt der Schönheit und classischen Bildung, zu führen und dort mit der Teufelin Helena zusammenzubringen, erscheint als ein glücklicher. Auch einen andern mythischen Schluß fügt Vischer bei, welcher das Schlußtableau des Goethe'schen zweiten Theils scharf tadelt, weil dessen phantastische, transscendente Motive mit dem rationellen, geistig freien Inhalt der Dichtung zu sehr in Widerspruch stehen:

Was zu viel ist, ist zu viel. Wenn es so weit geht wie hier, so fällt uns sehr ausdrücklich ein, wie Mephistopheles auf eben die Pfaffen geschimpft hat, deren Vorrathskammer und Bildermagazin der Dichter hier positiv auskramt, und wir fragen uns, keiner weitern Illusion fähig, was Faust, der unkirchliche Mann des freien Gedankens, für Augen machen wird, wenn er sich in diesem kindischen Christtagshimmel als eine Art Präceptor der seligen Knaben, himmlischen Collaborator wiederfindet. Kurz, die Geschichte wird komisch; nicht zu reden von Dürrteufeln, Dickteufeln, Lemuren und von dem ekelhaften Motiv der päderastischen Mephistophelesgelüste.

In einem andern Aufsatz: „Pro domo" (viertes Heft), vertheidigt Vischer seinen Schwank: „Faust, der Tragödie dritter Theil", ebenfalls eine positive Kritik des zweiten in der Form der Travestie, gegen mancherlei Angriffe, welche derselbe ihm zugezogen hatte.

Als ein Jugendfreund von David Strauß hat unser Autor die Leistungen des geistesverwandten Schriftstellers stets mit besonderer Vorliebe verfolgt. Zwei Aufsätze in den „Kritischen Gängen" legen hiervon Zeugniß ab: „Friedrich Strauß als Biograph" (drittes Heft), und „Der alte und neue Glaube. Ein Bekenntniß von David Friedrich Strauß" (sechstes Heft). Die letztere Kritik ist eine der wenigen zustimmenden, die dem bedeutsamen Werke von Strauß zutheil geworden; sie polemisirt nur gegen einzelne Punkte, vermißt eine Entwickelung des Begriffs der innern Zweckmäßigkeit und des Begriffs des Zufalls, sucht den Unterschied zwischen Idealismus und Materialismus schärfer hervorzuheben und erklärt sich schließlich für die „Halbheiten", die der Mensch braucht, indem die Mehrheit nichts Ganzes ertragen kann. Der Aufsatz „Friedrich Strauß als Biograph" ist eine ebenso erschöpfende wie feinsinnige Charakteristik, welche auch die einzelnen Biographien von Strauß, besonders diejenige Hutten's, eingehend durchnimmt. Was Vischer über das Wesen der Biographie und ihre künstlerische Bedeutung sagt, das sind Worte von großer Tragweite; sie weisen auf ein Ziel hin, das vor kurzem der „Neue Plutarch" zu erreichen unternommen hat.

Die Aufsätze „Ein Schützengang", „An Herrn Staatsrath Hahn in Petersburg", „Ein Gang am Strande" und „Offener Brief an Dr. Speidel" geben uns, wenn wir sie im Zusammenhang lesen, ein interessantes Bild der politischen Gedankenentwickelungen und Programmverschiebungen, wie sie die süddeutsche Politik in den letzten Jahrzehnten durchgemacht hat. Auerbach's „Waldfried" kann dies mit seiner poetischen Farbengebung nicht wirksamer darstellen, als hier diese Standpunkte sich selbst abzeichnen. Einen andern Werth als den historischen haben die Betrachtungen nicht, welche diese Aufsätze enthalten. Die Phantasien von der Unmöglichkeit deutscher Einigung durch Preußen, wie sie besonders der Aufsatz „Ein Schützengang" enthält, der Gedanke einer Zweitheilung, der vielen Köpfen damals als die einzige politische Möglichkeit vorschwebte: das alles ist längst durch die Geschichte widerlegt. Vischer's großdeutsche Sympathien sprechen sich so unumwunden aus, daß man recht sieht, wie sich damals die so gesinnten Patrioten abzappelten, ohne für die Einigung Deutschlands bei ihrer Abneigung gegen Preußen irgendeine lebensfähige Form finden zu können. Nach dem Kriege von 1870 zieht Vischer nun ein anders lautendes Facit in seinem „Brief an Speidel" im sechsten Heft. Zwar erklärt er noch immer die Anstiftung des Bürgerkriegs von 1866 für eine schuldvolle That; doch den Krieg von 1870 für die schönste, denkbar erhabenste aller Sühnen. Zwar tadelt Vischer an dem neuen Reich noch das „Uebermaß von Panzer"; dafür rühmt er den Anlauf, den es gegen das Pfaffenthum genommen, und der seit dem Erscheinen jenes Aufsatzes ein sehr verstärkter geworden ist. Vischer muß sich jetzt sogar gegen die Anklage zur Wehr setzen, daß er ein Anbeter des Erfolgs geworden sei.

Auch diese politischen Skizzen haben Mark und Nerv, eine gewisse süddeutsche Frische und Originalität, die bei der Programmmusik der eigentlichen Parteiblätter leicht verloren gehen. Man kann diese ehrlichen Bemühungen zur Klärung der eigenen politischen Anschauungen nicht ohne lebhaften Antheil lesen; es ist ein philosophischer Geist, der hier mit uns spricht, keiner jener Alltagsgeister, wie sie die leitartikelnde Zeitungsschreiberei oft auf Flaschen zieht.

Rudolf Gottschall.

Zur neuesten Roman- und Novellenliteratur.

Eigenartige psychologische Gemälde ausspinnen, mannichfach schillernde Seelenbilder entwerfen, und zwar mit der überall auffallend hervorstechenden Neigung zum Seltsamen und Ungewöhnlichen, daneben auch zum Chargirten, ist eine der allerhervorstechendsten Liebhabereien der modernen Literatur, psychologisch-physiologisches Grübeln und Malen überhaupt. Trotz aller Aeußerlichkeit, trotz alles beklagten Materialismus ist dies ein Grundzug des Jahrhunderts. Und es bleibt nicht bei der bloßen Neigung stehen; unstreitig hat es in Entwürfen dieser Art eine besondere Stärke; wir besitzen Meister in der Seelen- wie in der Gesichtszeichnung, wenn wir uns auch hundertmal sagen mögen, daß in ihrer Manier viel Raffinirtes und Willkürliches, viel Gewaltsames oder auch Gezierktes liegt. Porträts aus unsern Gesellschaftskreisen, Zeichnung und Behandlung der socialen und der Arbeiterfragen, öfter mit als ohne Tendenz, laufen am häufigsten neben jenen ersten Gestaltungen her oder verflechten sich mit ihnen;

im letztern Fall werden Composition und Begründung besonders verwickelt, wo nicht die Macht eines klaren Talents sie regiert, schwer verständlich, oft lastend.

Von vier Autoren, die uns heute zur Behandlung vorliegen, gehören zwei ausgeprägtesterweise der ersten, zwei nicht minder entschieden der zweiten Klasse von Bildnern zu, jene mit einer Reihe kleinerer Novellenentwürfe, diese mit ziemlich groß angelegten Romanschöpfungen, sie alle aber mit einem nicht zu verkennenden originalen Gepräge und schwer gehaltener Zeichnung.

Der innern Verwandtschaft der Materien gemäß mögen wir sie sonach zwei zu zwei vornehmen.

1. Gesammelte Novellen von Talvj. Nebst einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte und einer biographischen Einleitung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 4 Thlr.

2. Offene Wunden. Novellen von Julius Grosse. Drei Bände. Leipzig, C. J. Günther. 1873. 8. 3 Thlr.

Der Name Talvj ist ein den Kennern der Literatur wohlvertrauter und in hoher Achtung bei ihnen stehender, und das auf mehr als einem Gebiete. Der Geschichtschreiber, der Literaturhistoriker und Kunsttheoretiker, der Belletrist mögen sich in gleicher Weise an einer Verfasserin erfreuen, die wie wenige ihres Geschlechts neben der anziehenden Anmuth und Gefühlsinnigkeit, die das Weib oft auch in ihren literarischen Aeußerungen kennzeichnet, eine durchaus seltene Gediegenheit der Studie vertritt und einen ausnehmend weiten Horizont umfaßt von wahrhaft frappanter und großartiger Ausdehnung. Ist es nicht, als ob mit einem sehr bewegten äußern Leben, das der persönlichen Anschauung den größten Theil Europas und Nordamerikas von den russischen Provinzen an bis in den Westen der Union offen legte, auch der geistige Blick der hochbegabten Frau sich durchdringend geweitet und vertieft habe?

Therese Albertine Luise von Jakob (aus den Anfangsbuchstaben dieses ihres Vor- und Familiennamens hat sie bekanntlich den Schriftstellernamen Talvj zusammengesetzt), durch Verehelichung mit dem Professor der Theologie und Schriftsteller Edward Robinson Amerikanerin geworden und an Gemüth doch immer eine gute Deutsche geblieben, ist durch Art, Umfang und Vertiefung ihres Talents in der That eine ganz ausnahmsweise Erscheinung. Es kann sich hier, wo wir ausschließlich mit ihren Novellen, die vorwiegend Jugendarbeiten sind, uns zu beschäftigen haben, in keiner Weise darum handeln, ihre übrigen Werke auch nur zu berühren. Einzig erlauben wir uns auf ihre „Geschichte der Colonisation von Neuengland" (Leipzig 1847) zu verweisen, die nach Gründlichkeit der Studien, objectiver Wahrheit und Gehalt der Reflexion, Bestimmtheit der Composition, Anziehung des Stoffs und Anmuth der Sprache weitaus zu dem Besten gehört, was überhaupt auf diesem Gebiete geschrieben worden.

Die hier gesammelten Novellen sind folgende: „Die Rache", aus dem Jahre 1820; „Verfehlte Bestimmung", vom gleichen Jahre; „Menschliche Schwäche", 1822; „Das vergebliche Opfer", 1826; „Der Lauf der Welt", 1828; endlich vier Jahrzehnte später, in den letzten Jahren der Schriftstellerin: „Ein Bild aus seiner Zeit." Dazu im Anhang 15 Gedichte, überwiegend Jugendergüsse.

Man beachte von vornherein — und es ist jedem prüfenden Auge sehr zu empfehlen, es möge diesen Umstand ja nicht übersehen —, daß wir es in den beiden Bänden fast ausschließlich mit Entwürfen der Jugend zu thun haben, die aus schuldiger Pietät unverändert gelassen sind, auch wenn sie den Stempel des Unentwickelten an sich tragen sollten. Die Verfasserin ist zu Anfang des Jahres 1797 in Halle geboren und vor vier Jahren gestorben. Rechnen wir einmal bis zu den Jahren 1820 und 1822 — das früheste hier aufgenommene Gedicht ist gar von 1813, andere aus den Jahren 1817 und 1818 —, so treffen wir auf Versuche aus einer Periode, die eben erst in der vollen geistigen Ausreifung steht, und selbst die weiter auftretenden Zahlen 1828 und 1830 weisen auf eine Lebenszeit, die mit der vollen Geistesentwickelung kaum abgeschlossen haben kann, also erst den Ausgang aus der Versuchsperiode darstellt. Abgeschlossen sagen wir und meinen es nur in begrenztem Sinne, denn bekanntlich schließen lebendige Geister erst mit dem Tode ab; und so treffen wir auch in der Schlußnovelle ihre letzte größere Arbeit, nicht ganz zwei Jahre vor ihrem Heimgang vollendet, kurz vor einer Zeit, die es ihr nahe legte, daß sie „sehr müde" geworden, müde vom Leben, seiner Arbeit und seinem Kampfe.

Was die Verfasserin der ersten Novelle einleitend vorausschickte, gilt ebenso gut von ihnen allen; danach stellte sie sich eine psychologische Aufgabe in folgender Präcisirung:

> Nicht ideale Gestalten, wie sie sich das Herz in unreifpoetischem Wahne schafft, Menschen sind es, die ich euch vorführe — rein menschlich ihre Tugenden und ihre Gebrechen. Bewundern werdet ihr sie selten, vielleicht aber bemitleiden und lieben. . . . Ihre Eigenthümlichkeiten: ihre Empfindungs- und Denkweise, ihr Haß und ihre Liebe, ihre Einsichten und Täuschungen — diese bilden die Begebenheiten; nicht von äußerer Nothwendigkeit zu ihren Handlungen gezwungen, reißt die innere sie fort und führt sie ihrem Glück oder ihrem Verderben entgegen: in ihrer eigenen Brust ruht ihr Geschick.

Daß sich die Conflicte hier wieder um die unerschöpfliche Fundamentalfrage der Liebe drehen, ist begreiflich; besonders anzumerken aber mag sein, daß sie mehrmals in gleichartiger Form auftreten, einmal aber in höchst origineller Gestalt. Es sind in diesen kleinen Schöpfungen lauter eigenartige, ziemlich complicirte Probleme, zum Theil gar in neuer und fremdartiger Fassung und meist tragisch ausgehend.

„Die Rache" zeigt uns ein schönes reiches Mädchen von drei Freiern umgeben und nicht klar werdend über ihr eigen Herz, bis es nach unheilbarem Unglück zu spät ist. Der eine von den dreien ist ein gefährlich routinirter Frauenverführer, für den die Schöne in frühern Jahren ein kleines Faible empfand und dessen Lockungen sich zu entwinden sie jetzt noch Mühe hat, weshalb sie ihm eine ausgesuchte und nicht mehr gutzumachende Demüthigung anthut. Der andere ist ein fein ehrgeiziger Speculant auf das Vermögen, ein Diplomat, der damit steigen will; er gewinnt des Mädchens Eheversprechen, aus dem aber in der Folge nichts wird. Der dritte ist ein wackerer, tüchtiger, aber etwas schüchterner Cavalier, der in Grunde

doch die Liebe der Schönen hat, ohne daß sie es klar weiß. Er fällt im Duell für ihre von dem Roué angegriffene Ehre, und die Jungfrau führt von jetzt ab ein verfehltes Leben.

„Verfehlte Bestimmung" stellt ein noch seltsameres Problem. In eine deutsche Gelehrtentochter verliebt sich heftig ein polnischer Graf aus stolzester Familie. Malwine wird von einer heuchlerisch freundlich sich beweisenden Verwandten des jungen Herrn langsam vergiftet, kann noch zu rechter Zeit entfliehen; ein Arzt rettet sie und schenkt ihr innige Neigung, die sie im stillen Herzen erwidert. Der Graf, unterdeß in seine altgewohnten Umgebungen wieder eingelebt, heirathet sie nur aus Pflichtbewußtsein, und auch da ist die Bestimmung des Weibes verfehlt.

Nicht minder seltsam berührt die dritte Erzählung „Menschliche Schwäche." Wie die vorige in Polen, spielt diese in Ungarn. Es ist kurz der Lebenslauf eines schönen Mädchens, das zuerst wider seinen Willen an einen alten Landedelmann verheirathet, nach dessen Tode durch Entführung einem der aufständischen Schloßbesitzer des Landes in die Hände geworfen und endlich von einem Jugendgeliebten auch diesem entrissen und so in dritter Linie Weib des in kaiserlicher Gunst hochgestiegenen Verräthers an seinem Volke und Henkers wird, nun erst das schwerste Leid tragend, da sie Natur und Stellung dieses Mannes kennen lernt, als es zu spät ist.

„Der Lauf der Welt" ist leichter gehalten. Ein älterer Bräutigam bezeigt sich sehr eifersüchtig auf die junge Braut; unterdeß kommt eine verheirathete Frau ins Haus, und zwischen den zwei Gleichalterigen entspinnt sich eine vorübergehende kleine Liebesintrigue; einen Augenblick nach der harten Entdeckung stehen die Dinge schlimm, laufen aber schließlich ins richtige Gleis ein.

„Ein Bild aus seiner Zeit", das letzte, ist unstreitig auch das reifste dieser Producte nach der ganzen Art und Durchführung. Die Geschichte spielt in Mitteldeutschland gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Agnes Nordland, eine schwärmerisch hochstrebende Natur und stolze Schönheit, unbemittelte Beamtentochter, hat bereits als Erzieherin und Gesellschafterin die Bitterkeiten abhängigen Lebens erfahren. Jetzt weilt sie auf Besuch bei der Gutsbesitzerstochter Edithe Hartung, ihrer Pensionsfreundin, einer weitaus einfachern und stillern, aber auch weit mehr für die glückliche Bestimmung als Gattin und Mutter angethanen Natur. Inzwischen kommt aus fernen Ländern heim der von jung auf zu Edithens Gemahl bestimmte Vetter Robert, ein etwas unsteter und poetisch-romantischer Kopf. Zu Hause trifft er zuerst auf Agnes, die er einen Augenblick für die ihm bestimmte Verlobte hält, und zwischen den zwei gleichartigen Naturen entspringt sofort ein tieferes Verständniß. Im Verlauf kehrt er freilich zu Edithe zurück, heirathet sie und ist einige Jahre ziemlich glücklich mit ihr. Agnes ist ins Vaterhaus heimgekehrt, um die verstorbene Mutter zu ersetzen; den ärmlichen und ihr unerträglichen Verhältnissen zu entgehen, heirathet sie einen reichen Wüstling. Da kommt das Verhängniß: die stolze schöne Frau und der schwärmerische Mann begegnen sich wieder und werden wie elektrisch angezogen; blinde Leidenschaft bringt sie zu Plänen der Flucht und schließlich zu einem Doppelselbstmordversuch durch Gift. Damit ist aber auch die Krisis vorbei: Agnes, deren Schönheit für immer zerstört ist, geht ins Kloster; Robert, nach schwerer Krankheit wieder genesen, setzt sein wenig mehr geschätztes Leben sehr wacker im Kampfe für das Vaterland ein und gewinnt durch seine tüchtige Manneshaltung Liebe und Achtung der schwer gekränkten Gattin zurück.

So viel wird dem kritischen Blick ohne große Anstrengung klar, daß aus allen diesen Stücken das eben besprochene das bestcomponirte, das mit dem gereiftesten Verständniß und der feinsten Motivirung in den psychologischen Nuancen durchgeführte ist; es ist die klare und scharfe Lebenserfahrung, die intime Herzensergründung, die da herausspricht, Lebens- und Menschenkenntniß, aufgenommen in ein feines Herz. Wol die allertreffendsten Züge liegen in der Zeichnung von Agnes' Vaterhaus und der Reaction einer stolzen Natur gegen das beschränkt ärmliche Alltagsdasein.

Ein höchst auffallendes Curiosum, das in seiner Art und mit dieser Complication fast einzig in der Literatur stehen mag, ist die in frühern Jahren entworfene Erzählung mit dem sehr passenden Titel: „Ein vergebliches Opfer." Wir können uns nur schwer darüber klar werden, was für einen Eindruck eigentlich die überraschende Erzählung hinterläßt, der wir mit der Befremdung gegenüberstehen, uns sagen zu müssen, daß es allerdings ein seltsames Original ist; denn unter den Tausenden von Compositionen aus allen modernen europäischen Literaturen können wir uns nicht erinnern, ein einziges mal gerade dieser Lage und Entwickelung als Object begegnet zu sein. Hilbert und Victor sind Studienfreunde. Jener entwickelt sich im Verlauf als eine miserable, höchstens zum Uebelthun entschlossene, niedrig speculirende Natur, dieser als edler Mannescharakter. Hilbert liebt leidenschaftlich die junge Meta, wagt aber aus hundert Bedenken nicht, sie zu heirathen; das schwerste davon ist, daß Antonie, die Tochter des Medicinalraths, der sein Protector sein soll, selbst auf seine Hand speculirt. Die Situation ist unleidlich geworden. Da kommen die Freunde auf folgenden höchst wunderlichen Plan: Victor will die Meta heirathen, eine Scheinehe eingehen, um jene später unter geläuterten Verhältnissen unberührt dem Freunde zuzuführen. Der Plan wird ausgeführt und von Victor redlich gehalten. Aber Meta liebt ihren Gemahl aufrichtig, hat Hilbert, den sie verachten gelernt, total aufgegeben und nimmt ihre Ehe im Ernst; auch Victor faßt Liebe zu ihr, darf sie aber nach Eid und Freundespflicht nicht als Gattin behandeln. Der verzweifelten Lage entrinnt er durch Reisen. Unterdeß hat Hilbert sich Meta wieder zu nähern gesucht, streng abgewiesen, alles mit Schlauheit und Erfolg gethan, um sie und Victor für immer auseinanderzuhalten, aus ehrloser Rache und Eifersucht, dann Antonie geheirathet, mit welcher er unglücklich ist. Endlich kommt Victor hinter seinen Schurkenstreich, aber zu spät; Meta, die er lungenleidend trifft, bleibt seine büßende und beklagte Liebe nur noch einige Monate. Situation und Charaktere, Motive und Entwickelung kommen einem so seltsam, so neu und ganz ungewohnt, so eigenthümlich gewählt vor, daß unser

stehendes Gefühl der Erzählung gegenüber nur das Erstaunen sein kann; jedenfalls ist die ganze Situation eine einzige, schwer sich rächende Unnatur.

Die Novellen von Talvj im ganzen tragen wirklich noch die Mängel jugendlicher Arbeit an sich: es fehlt der Zeichnung und Begründung noch die feinere Durchführung, und es sind zu viel wunderliche, schwer erklärliche Situationen; doch liegt die Anlage zu Bedeutendem offen vor. Die Sprache hat dann und wann etwas Auffallendes, das wir nicht gerade uncorrect nennen können; immerhin aber kämpft die Feder mit der Form.

Nach der einen sehr markanten Richtung ist trotz der übrigens sehr großen Unterschiede, der Uebergang von Talvj's Novellen zu denen Grosse's ein fast unmerklicher und von selbst gegebener; denn sie beide theilen miteinander die ganz überraschende Originalität in den Situationen und der Begründung, ja diese Originalität fällt bei dem zweiten Autor noch stärker auf, etwa in dem Grade, wie wir es bei dem eben aus diesem Grunde zuletzt besonders herausgehobenen Stück des vorigen constatirten; sie ist entschieden derjenige Grundzug, der vor allen andern unfehlbar hervorsticht, wenn man die drei Bände liest. Grosse geht da in vielen Stücken ganz unbetretene Wege, und das ist ihm dem Gros der ordinären Romanschriftstellerei gegenüber, welches längst befahrene Gleise mit schwachen Modificationen immer wieder breit tritt, entschieden als nicht geringes Verdienst anzurechnen. Wir verhehlen uns dabei die Gefahren nicht, die auf jenem Wege liegen; wer heute noch auf dem Romanfelde neu sein, durch noch nicht behandelte Probleme überraschen will, riskirt leicht, auch den natürlichen Pfad zu verlieren und uns statt wahrer und psychologisch begründeter Conflicte und naturgemäßer Situationen das allzu sehr Gekünstelte und Gesuchte zu geben, und bei einigen der folgenden Expositionen ist uns allerdings dieses Gefühl nahegetreten. Aber im ganzen müssen wir durchaus das Verdienst der Neuheit und Selbständigkeit anerkennen. Eine zweite Eigenschaft, die auch zu Gunsten des Autors spricht, und zwar in starkem Abstande von dem vorigen, ist die entschiedene Meisterschaft des Erzählers; Grosse schreibt leicht und sicher.

„Graziana" spielt auf russischem Boden oder wenigstens in der russischen Gesellschaft. Graf Fedor liebt die originelle Schöne, die Tochter eines Generals, Haustyrannen und Stockrussen. Unberechenbare Launen des Alten werfen das arme Kind einem Verwandten der Familie, dem schurkischen und intriguanten Anatol zu, und wirklich wird Graziana als dessen Frau getraut, ohne es sein zu wollen. Nach mancherlei Irrungen und Wechseln, wobei z. B. Fedor mit den anfangs falsch berichteten Brüdern Graziana's sich schießt, um hernach ihr Freund zu werden und im Bunde mit ihnen die Unglückliche aus der Hand des Schurken zu retten, gelingt es, diesen entlarvt der menschlichen Gerechtigkeit zu überliefern. Fedor und Graziana werden ein glückliches Paar. Dieses in drei Sätzen gegebene Skelet der Erzählung kann es nicht klar machen, wie in der Personen- und Charakterdarstellung, in Scenerie und Begründung so viel Eigenartiges und Ueberraschendes liegt.

Eins muß der vergleichenden Kritik auffallen. Wir finden in der heute uns vorliegenden Reihe nicht weniger als dreimal das eigenthümliche Motiv benutzt, daß durch besondere Fügung oder Zwang Ehen geschlossen werden, die eigentlich keine Ehen sind: zweimal, in „Graziana" und in dem folgenden großen Arbeiterromane „Der Kampf ums Dasein", derart, daß durch das Widerstreben des Weibes die Scheinehe null und nichtig wird und sich auch wieder auflöst; in der oben behandelten Novelle „Ein vergebliches Opfer" in dem Sinne, daß das Verhängniß die Ehe erst zu spät zur Wahrheit werden läßt.

In der Reihe von meist ernst zu nehmenden und abstoßenden Personen, die in „Graziana" als Verbrecher, Böswillige oder wenigstens höchst eigensinnige Leute auftreten, fehlt zur Abwechselung auch der Bouffon nicht; diese Rolle spielt die dicke und reiche, affectirte und verstandesarme Mutter Axinia, die sich ausdrückt wie folgt:

> Sie sprach von den „Kahlemitäten" in den Hotels, den guten „Kommfort" und die nöthige „Proprietät" zu finden. Sie sei „pestimistisch" in dieser Beziehung und habe schon viel „tolleriren" müssen, was einer Dame von ihrer „Distinkzion" unaussprechlich „kontrolör" sein müsse. Uebrigens sei ihr Aufenthalt nur „professorisch", und sie freue sich sehr auf Paris, denn in Rußland werde sie die „kathedralischen Affectionen" im Winter nicht los.

Die interessanteste Verwickelung ist diese, daß Graziana vor der gewaltsamen Trennung von Fedor diesem bereits Gattenrecht eingeräumt hat, was im Verlauf auch vor den sämmtlichen mitspielenden Personen, den elenden Prätendenten auf ihre Hand oder vielmehr ihr Vermögen inbegriffen, nicht verhehlt wird. Der Autor hat beliebt, die Erzählung dadurch in besonderer Art einzuführen, daß er ihr eine förmliche Einleitung vorausschickt, worin er sich die ganze Geschichte von Graf Fedor selbst vorerzählen läßt und uns des Genauern berichtet, wie er überhaupt diesen kennen gelernt und wie er selber die Geschichte aufgenommen. Wir lieben sonst solche Einkleidungen nicht, dürfen aber trotzdem nicht leugnen, daß die besondere Art der hier verwendeten lebendiges Interesse zu erwecken, also ihren Zweck zu erreichen geeignet ist.

„Die neue Hagar" führt eine noch seltsamere Situation vor. Der Eisenbahningenieur Carlmann lernt in einer ganz einsam lebenden Doctorsfamilie die beiden Töchter Erna und Philomena kennen, wird den Mädchen gut und heirathet die ältere, Erna, während es sehr zweifelhaft und er selber nicht mit sich im Klaren ist, ob nicht die rechte Liebe der jüngern gilt; er aber ist ihrer beider Ideal. Die Ehe hat eine Reihe von Jahren gedauert, ohne besonders glücklich oder unglücklich zu sein; Hauptschmerz ist der Mangel an Kindern, den Carlmann bitter empfindet. Da kommt Erna auf den wunderlichsten Einfall: sie läßt ihre jüngere Schwester herkommen, gibt ihr einen Schlaftrunk ein und legt sie insgeheim an ihrer Statt dem tief in der Nacht heimkehrenden Manne bei. Dieser soll den Tausch nicht merken, und Philomena — wird Mutter. Erna gibt das Kind für ihr eigenes aus, bis der Verlauf der Dinge den geschehenen Betrug aufdeckt. Von da an ist die Situation unhaltbar; das sieht selbst Erna ein, die doch vermeinte, durch den gewagten Schritt sich die entschwindende Liebe des Gatten erhalten und diesem die Sehnsucht nach einem Kinde

befriedigen zu können. Sie verläßt das Haus, kehrt zu den Aeltern zurück und tritt der Schwester den Gatten ab.

Man wird zugeben, daß das Object ein sehr delicates ist. Trotzdem daß wir die ewige Elementarfrage nach der Moral bei Kunstwerken für eine philisterhafte Beschränktheit und in der Prätension, die ihr gewöhnlich unterstellt wird, höchstens einem A-b-c-Schüler in der Kritik zukommend erachten, möchten wir doch gerade diesen Stoff nicht in die Hand eines leichten französischen Autors gelegt wissen, ohne in der That für die Moralität besorgt zu sein. Der deutsche Autor hat die Klippe glücklich umschifft, und gewiß findet sich im ganzen Bande nicht eine einzige Stelle, die nicht auch von einer Prüden ohne Erröthen dürfte gelesen werden. Viel mehr stößt uns eins ab: die ungeheuerliche Zumuthung, daß der Mann, welcher der Liebe pflegt, nicht wissen soll, er habe nicht sein Weib vor sich, selbst wenn wir zugeben wollen, daß das Weib in dem Zustande des künstlich fieberhaften Halbschlummers Mutter werden könnte. Ueberhaupt hat das ganze Raffinement des Apparats, der die Wahrheit verbergen soll, etwas mindestens Befremdendes; wir mit unsern Begriffen leben eben nicht mehr in den alttestamentlich patriarchalischen Zeiten. Correct aber ist die Lösung. Erna meint:

> Ich weiß wohl, wie es sonst in der Welt zugeht und was sonst möglich ist unter den Menschen. Man lebt nebeneinander hin, man erträgt auch das Aergste und gewöhnt sich an unnatürliche Zustände. Vielleicht wäre auch eine Doppelehe mit beiden Schwestern vor den Augen der Welt verschleiert geblieben. Alles ist möglich im Leben, und auch das Ungewöhnliche kann Wirklichkeit werden, wenn man Geduld hat, sich damit abzufinden in bequemer Form, und Klugheit genug besitzt, das zu verbergen, was die Welt nicht begreifen würde.

Aber sie kann sich doch selbst nicht mit diesen Sophismen zufrieden geben und sieht ein, daß sich mit ihnen nicht auskommen läßt; deshalb handelt sie schließlich nach dem einfach natürlichen Wissen und Gewissen, und damit ist die Situation geklärt.

„Lorber und Myrte" ist erheblich einfacher angelegt und begründet als die beiden andern. Der wohlhabende und angesehene Maler Walter liebt Angelika von Birkenheim; da kommt der reiche Amerikaner Mr. Vincent dazwischen oder vielmehr die launische Willkür von Angelika's Mutter, welche sich oder schlimmernfalls die Tochter, die bisjetzt immer widerstandslos den Willen der Mutter gethan, bei dem reichen Yankee an den Mann zu bringen sucht. Durch den hieraus entstehenden Widerstreit wird Walter in die Ferne, Angelika ins Kloster getrieben, bis endlich unter Einwirkung treuer Freunde die Misverständnisse sich lösen und die zwei, die sich doch geistig angehören, sich auch wirklich finden. Das alles ist nun sehr einfach, leicht überschaubar und auch leicht erklärlich. Aber immerhin werden auch da Besonderheiten und ungewöhnliche Dinge hineingetragen. So in einer Reihe von Scenen, ganz besonders aber in Aufstellung folgenden jedenfalls seltenen Verhältnisses: Mr. Vincent, der Amerikaner, scheint, ohne die Dinge zu kennen und mehr auf Anstiften der speculirenden Mutter, in die Bahn getreten; sowie er seinen Gegner, dem er echt yankeemäßig die Braut durch lockende Anerbieten zunächst abmarkten will, kennen und achten gelernt, zieht er sich nicht blos zurück, sondern wird Walter's treuester Freund und Haupttriebrad zur Hebung der Schwierigkeiten und Ausgleichung der Differenzen, die sein indiscretes Hereinfahren heraufbeschworen hatte. Außerordentlich kühl im Punkte der Liebe, die ihm nicht das geringste Herzeleid macht, im allgemeinen von sehr geschäftsmäßiger Anschauung, wird er doch ein eigentlicher Fanatiker der Freundschaft. Wir wissen nicht, ob das specifisch amerikanisch sein soll; jedenfalls ist diese Wandlung in der Stellung zweier Rivalen eine starke Ausnahme. Mit großer Feinheit durchgeführt ist die Rolle eines alten ledigen Barons, der anfänglich selbst ein Auge auf Angelika geworfen, dann aber den feinen Takt hatte, sich für das Kind zu alt zu finden, und sich nun mit wahrhaft väterlicher Zuneigung um die Verbindung desselben mit Walter bemüht, da er weiß, daß beide sich lieben und sich gehören. Er will überall vermitteln und ausgleichen, fängt die Sache etwas schwerfällig und ungeschickt an, fällt daher mit seinen Aussöhnungsplanen in der Regel ins Wasser, wird aber darum keineswegs lächerlich, weil er eine kreuzbrave Natur ist. Wir würden die Zeichnung dieser Person bevorzugen.

Die zweite Gruppe der uns vorliegenden Schriften, größere Compositionen, umfaßt folgende zwei Romane:

3. Die Klöppel-Lady oder der Lebensgang eines armen Mädchens. Roman aus dem ersten Fünftel unsers Jahrhunderts. Von Franz Carion. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 5 Thlr.
4. Der Kampf ums Dasein. Roman von Charles Reade. Aus dem Englischen von Emil Lehmann. Fünf Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Zwei Arbeiten, die sich in ausgeprägtester Weise als sociale Romane aus dem unmittelbaren Leben unserer Tage geben; wir könnten sie beide Arbeiterromane nennen, wobei der Unterschied einzig darin besteht, daß der erstere als fast idyllisch rein gehaltenes Lebensbild durchgeführt ist, während der letztere den vollendeten Typus des Tendenzromans trägt.

„Die Klöppel-Lady" ist die sehr anmuthende und trotz der schweren, ja zum Theil tragisch erschütternden Dinge, die da geschehen, überwiegend in sanft friedlichem Ton gehaltene Geschichte von dem merkwürdigen Lebenslauf eines armen raschauer Klöppelmädchens, des „Reimisch-Rösel". Wir gehen von den ganz beschränkten stillen und ärmlich befriedigten Zuständen des sächsischen Bergdörfchens aus, dessen sämmtliche Bewohnerinnen sich nothdürftig mit Klöppeln erhalten. Dort verläuft in der friedlichen Stille der Armuth und Arbeit der Lebensmorgen des schönen und braven, gemüthreichen und natürlichen Kindes, dessen erster schwerer Schmerz der ist, das lange leidende Mütterchen zu verlieren, während die Prophezeiung einer Zigeunerin ihm eine bedeutende Zukunft verkündet. Zuerst nun kommt das Rösel zu einem hausirenden Verwandten nach Dresden, entfernt sich aber möglichst bald aus diesem etwas zweideutigen Gewerbe. Es findet eine mütterliche Schützerin und Erzieherin in einer berühmten Schauspielerin, welche dem natürlich begabten Mädchen von nobler Erscheinung den möglichsten Bildungsgrad und zugleich die Tournure einer Dame zu geben sich bemüht, ohne den guten Herzensfonds anzu-

tasten. Hier aber entscheidet sich auch ihr Geschick: der junge reiche Engländer John Watkins Wymm lernt sie kennen und lieben und vergißt sie nie mehr, obgleich er zurückgerufen wird, um eine ihm verhaßte, männlich sich gebarende Dame zu heirathen, wovor ihn freilich das Schicksal bewahrt, indem die tolle Reiterin vorher den Hals bricht. Trotzdem sollen die beiden das wunderlichste Schicksal durchmachen; denn John ist ein zwar gutmüthiger und mit merkwürdiger Treue der Erinnerung an dieser ersten reinen Jugendneigung haltender Mensch, aber ein durchaus unausgeprägter Charakter, der namentlich dem Eigenwillen einer bis zur abgefeimten Bosheit und dem Verbrechen energischen, stolzen und mit dem schönen Sohne hoch hinaus wollenden Mutter nicht gewachsen ist, ja kaum Widerstand zu leisten wagt. Das Röfel kommt als Vorleserin und Gesellschafterin an den Hof der Prinzessin von Wales, wo John sie wieder trifft; er geht, da er offen vorzuschreiten zu schwach und ohnehin seine Stellung zu widerspruchsvoll geworden, mit der immer noch innig Geliebten die eigenthümlich englische Eheform der Verheirathung zu Gretna-Green ein; nun lebt das Röfel einige glückliche Jahre und bekommt ein Töchterchen. Unterdeß sind die Wolken über diesem Glückshimmel immer drohender und höher aufgestiegen: John's unerbittlich energische Mutter hat schon vor seiner Heirath den Sohn immer tiefer ins Verhältniß zu einer feinen englischen Baronin verstrickt, die sie ihm nun zur Frau bestimmte; er ließ sich unentschlossen gehen, sah dann die designirte Braut dem unfehlbar scheinenden Tode nahe und schloß den geheimen Bund mit dem Röfel ab; jene aber erholt sich, und nun ist er in einer verzweifelten Stellung zwischen den beiden Frauen, welche ein gewaltsames Ende nehmen muß. Die unbedenklich vorgehende Alte zerhaut den Knoten: sie weiß das Röfel in ihre Gewalt zu bringen und setzt sie unter dem Vorgeben des Irreseins auf Jahre hin in eine Art Gefängnißhaus; dem Sohne weiß man einzureden, seine untreue Frau habe sich heimlich mit einer großen Geldsumme davongemacht. Nun heirathet er die Baronin, die ihm aber nach einigen Jahren wegstirbt. Im Verlaufe wird Röfel befreit und kehrt in ihr Heimatdorf zurück, lebensmüde und gebrochen; John selbst kommt hinter das furchtbare Geheimniß, sucht die Verschollene, denkt ebenfalls an die von dem Röfel immer geliebte Heimat und macht sich mit ihrer Tochter dahin auf. Er findet sie noch lebend; alle Verhältnisse klären sich vor den ausgesöhnten und wiedervereinten Gatten; aber das theuer erkaufte Glück ist kurz, und nach wenigen Tagen scheidet die Schwergeprüfte, die diesen letzten Sonnenblick noch so dankbar hinnahm, aus dem wechselschweren Leben.

Vier Personen, die sich diesen ersten Gestalten blos anreihen, aber sehr gewichtige Rollen spielen, vervollständigen den Kreis der interessanten Hauptcharaktere: Da ist ein Bruder John's, Krüppel, von der Mutter als solcher verachtet, ja förmlich gehaßt und ihr diesen Haß getreu wiedergebend, eine satirisch-boshafte Natur, die aber durch Güte dazu kommt, an John, seiner Gemahlin und Kind mit besonderer, auf diesen einen Gegenstand concentrirter Liebe zu hängen. Da ist ein schurkischer Advocat, das Werkzeug der Alten, ein Dieb und Gauner, der auch den auf das Röfel geschobenen Raub ausgeführt hat, übrigens nach Verdienst endet. Da sind ferner ein Oberst und sein Neffe, der liederliche Kapitän, die auf die reiche Baronin oder vielmehr auf ihr Geld speculiren, wobei es bis zur Verlobung und zu einer Reihe höchst interessanter Scenen aus einer Welt von sehr zweifelhafter Moralität kommt. Ein halb lächerliches, halb treuherziges Original ist endlich der alte Magister im Hause Wymm. Nehmen wir hinzu, daß ein starker Theil der Geschichte am lasterhaften Hofe des Prinzen von Wales, künftigen Königs Georg's IV. spielt und daß die unselige Ehegeschichte mit der Braunschweigerin hereingezogen ist, also ein Stück Weltgeschichte, so ergibt sich ein Fonds von genügender Weite und Größe, um reichen Stoff für die drei Theile zu liefern. Ueberhaupt gibt die Abwechselung in einer langen Reihe von höchst verschiedenen Lebenslagen ein reiches und anziehendes Gemälde von dem Lauf des Menschenlebens und den Wallungen des Menschenherzens.

Die Composition ist folgerichtig und naturgemäß durchgeführt; Haupt- und Nebenpartien, erste und zweite Personen durchaus zwanglos an den richtigen Platz und ins rechte Licht gestellt, Sinn und Ton gesund, tüchtig: es ist ein guter Roman. Die Gegensätze sind durchweg einfach und rein gehalten, kein forcirter Zug.

Sollen wir einen schwer zu verwindenden Fehler bedauern, so ist es die unschöne, bis ins Ueberladene und Unverständliche vorschreitende Schreibweise in einer Masse sehr verwickelter Perioden, die alle besser aufgelöst worden wären. Warum auch alles auf einen Haufen werfen; warum unharmonisch zusammendrängen, was viel besser und klarer getrennt gehalten würde? Es ist das zugleich eine logische und ästhetische Sünde. Nehmen wir als arge Muster folgende Satzconstructionen heraus:

> Um so mehr wurde von diesen, sozusagen einen Theil ihres täglichen Brotes opfern müssenden Klassen, deren Erwerb um so schwerer geworden war, weil wegen der von Napoleon gegen alle englischen Waaren verhängten strengen Continentalsperre mancher englische Fabrikant sich genöthigt sah, entweder ganz mit Arbeiten aufhören zu lassen, oder nur einen Bruchtheil seiner Arbeiter zu beschäftigen, die Unbekümmertheit um das Landeswohl, wie es der Prinz-Regent förmlich zur Schau trug, mit größter Verachtung aufgenommen. —
>
> England hatte, wenn auch keine Umgestaltung seiner innern und äußern Verhältnisse erlebt, aber es war in den regierenden und den tonangebenden Kreisen so vieles geschehen, wie zu jener Zeit in keinem andern Lande, Frankreich in den beiden ersten Jahren der erwähnten Zeit ausgenommen, Aehnliches vorkam. —
>
> Ein kleines Viertelstündchen später kehrte die Frau mit den von ihr ausgewählten Begleitern zurück, die ein von dem [illegible] hergehenden jungen, schlank gewachsenen Zigeuner [illegible] Schlucht auf dem zu derselben führenden Pfade fest [illegible] gefundenes Frauenzimmer trugen, welches so erschöpft [illegible] es sich, in der Nähe des Feuers niedergelegt, nicht [illegible] beherrschenden Schlafsucht entreißen konnte. —
>
> Sally wurde, da der Schreck sie so gewaltsam [illegible] daß sie, ohnmächtig werdend, fast selbst hinabgefallen [illegible] hinter ihr stehenden Arbeiter, der auch mit hinüber [illegible] wollte, noch rechtzeitig zurückgerissen.

Das fünfbändige Werk des Engländers [illegible] der ausgeprägteste sociale Tendenzroman, [illegible]

wesentlich auf den einen Sonderpunkt gerichtet, zu beweisen und in lebendigem Gemälde anschaulich zu machen, welche abscheulichen Gewaltacte sich die englischen Gewerkvereine im ersten Viertel des Jahrhunderts sowol gegen fremde und überhaupt gegen besonders intelligente, erfinderische und über die Mittelhöhe bezahlte Arbeiter ihres Gewerbes als gegen die Unternehmer und Fabrikanten erlaubten, um anscheinend das Arbeiterinteresse zu fördern und den Lohn durch Beschränkung des Arbeitsmarktes und Vernichtung der die Arbeit schneller fertigenden Maschinen und mechanischen Motoren neuen Stils möglichst in der Höhe zu halten. Bekanntlich sind diese ältern Verbindungen, bis zum Jahre 1824 wegen des gesetzlichen Verbots der Coalitionen zur Heimlichkeit gezwungen, nach Geist und Tendenz vollständig von den geläuterten Vereinen dieses Namens in der Gegenwart zu unterscheiden; die Heimlichkeit und das Bewußtsein, ohnehin strafbar zu handeln, machten damals die verbrecherischen Mittel zur Durchführung der gemeinsamen Interessen in den Vordergrund treten, während nach Aufhebung des Beschränkungsgesetzes die frühern Gewaltacte mehr und mehr zu verschwinden und Ausnahme zu werden begannen. Zu jenen ersten Zeiten trat hinzu die ganz verständnißlose allgemeine Abneigung gegen die Maschinen, die angeblichen Feinde des Arbeiterstandes.

Schauplatz unserer Geschichte ist das häßliche Arbeiterstädtchen Hillsborough, Hauptperson Henry Little, dessen Mutter aus dem altaristokratischen Geschlecht Raby, der Vater ein verunglückter Industrieller James Little ist; der junge Mann, ausnahmsweise geschickter Arbeiter und zugleich erfinderisches Genie, führt mit jenem gefährlichen Vereine förmlich den Kampf um das Dasein und bleibt nach den seltensten und seltsamsten Lebensschicksalen Sieger. Die Geschichte ist im höchsten Grade romantisch effectvoll und läßt sich nach dieser ihrer Haltung füglich in die Reihe der modernsten Sensationsromane stellen. Schon der Anfang hat tragische Romantik: der Vater Little, durch verfehlte Unternehmen ruinirt, erschießt sich; da die Mutter sich mit ihrem adelsstolzen Bruder, dem Squire Raby, nicht aussöhnen will und auch der Sohn sich nicht entschließen kann, gegen Aufgeben des Arbeiterstandes des reichen Mannes Erbe zu werden, arbeitet er mit Macht daran, durch seine Hände und seines Kopfes Wirken sein Glück zu machen, wegen der Feindschaft seiner Genossen gezwungen, Schritt für Schritt sein Leben gegen sie zu vertheidigen. Die Zuspitzung in die gewaltsamste Romantik gipfelt in vier Scenen, bei denen das schwer Motivir- und Glaubbare dahin ausläuft, daß alle viermal der hart Angegriffene auf wunderbare Weise Leben und Gesundheit rettet: das erste mal soll er durch Pulverstaub, der hinterlistig in seine Esse gestreut wird, in die Luft gesprengt oder wenigstens geblendet und arbeitsuntüchtig gemacht werden, er fliegt auch richtig zum Fenster hinaus, kann sich aber noch halten und kommt mit einem leichten Fieber davon; das zweite mal will ihn einer von den Gewerken heimtückisch morden, und zwar durch einen besonders construirten Pfeil (Indianermanier), wird aber gerade im Augenblick des Losdrückens durch eine sehr kräftige Pachterstochter des Squire, die den jungen Mann im stillen liebt, überwältigt und geknebelt; das dritte mal sprengen die Gewerke durch eine der schlauesten Machinationen das halbe Fabrikgebände sammt Scheune in die Luft, und Henry hat seine Rettung nur dem Umstande zu verdanken, daß er es einige Stunden früher verließ, um nach Amerika zu verreisen; das letzte mal endlich wirkt Naturkraft, nämlich durch Dammbruch, eine ungeheuer anstürmende Wasserflut, und er kommt bei diesem Anlasse nicht blos dazu, sich selbst und seine Geliebte, die er schon einmal aus Todesgefahr erlöste, zu retten, sondern ein höchst gefährlicher und schlechter Rival um die Gunst der Schönen wird durch die ihn wegspülende Flut für sein Leben siech gemacht. Diese vier Hauptentscheidungsscenen sind mit der ganzen Gewalt jener in Schauerlichkeiten und Excessen sich badenden Phantasie gemalt, die wir an den gewaltsamen Effectromanen zuerst der Franzosen, nach ihnen der Engländer, studiren konnten; es fehlt auch nicht ein Titelchen daran hinsichtlich der Gewaltwirkung. Ja man darf entschieden behaupten, daß die Ausmalung jener Bilder und Charaktere, welche uns die Gewaltacte von Frevelthaten der Gewerkvereine vorführen, dazu auch die obengenannte furchtbare Naturscene an Originalität des Schauerlichen, an Wildheit und springender Lebendigkeit der gewaltsamen Züge den keckften Raub- und Mord-, Entführungs- und Entspringungsgeschichten eines Alexandre Dumas und Eugène Sue nichts nachgibt; wir werden ebenso quälend an- und abgespannt.

J. J. Honegger.

Eine Biographie Huber's.

Victor Aimé Huber. Sein Werden und Wirken von Rudolf Elvers. Zwei Theile. Bremen, Müller. 1873—74. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben schon einmal in d. Bl. auf dieses Buch Rücksicht genommen, damals aber nur im Vorübergehen. Wir wollten das Erscheinen des zweiten Theils abwarten, der jetzt seinem Vorgänger mit lobenswerther Schnelligkeit gefolgt ist und so einen Ueberblick über das Ganze der Persönlichkeit Huber's ermöglicht. Schon damals bezeichneten wir diese Biographie als eine tüchtige und lehrreiche Leistung, und diesem Urtheil gibt der zweite Theil noch weitere Begründung.

Huber — wie er sich später selbst nannte, Victor Amadeus Huber nach seinem Taufnamen, nicht ohne charakteristische Bedeutung Aimé — gehört weder zu den unserer Zeit sympathischen noch zu den bekanntern oder allgemein genannten Namen. Es gab eine Zeit, wo er zu den am besten gehaßten oder verleumdeten gehörte. In dem Berlin der vormärzlichen Gärungsperiode, in den Kreisen, die damals das große liberale Wort führ-

ten, wird wol, Eichhorn selbst, Stahl, Hassenpflug und etwa den damaligen berliner Censor John abgerechnet, niemand so geschmäht und verabscheut worden sein als er. Man rechnete es gewissen liberalen Professoren, seinen Collegen in der Facultät, hoch an, daß sie sich, wie man erzählte, mit Händen und Füßen gegen seine Einschreibung gewehrt haben sollten, freilich, wie der damals moderne Pessimismus nie unterließ achselzuckend hinzuzufügen, wie immer ganz vergebens, weil der Minister, oder wie man sich vertraulich ins Ohr raunte, eine noch viel mächtigere Person einmal ihren Kopf darauf gesetzt hatte. So geringschätzig man, gleichfalls nach der Tagesmode, von dem Zopf der deutschen Universitäten für gewöhnlich sprach, in diesem Fall erschien er höchst preiswürdig, denn es sollte mit seiner Hülfe möglich geworden sein, dem abscheulichen Mucker und Reactionär die Habilitationsleistungen für seine Aufnahme in die Facultät so zu erschweren, daß er beinahe freiwillig wieder zu Hassenpflug zurückgegangen wäre, wenn man nicht inzwischen selbst die saubere Acquisition des Mannes von Haß und Fluch über Berlin hätte ergehen lassen müssen. Dieselben Leutchen, die das Lateinsprechen und Schreiben nur als eine lächerliche Antiquität verachteten, legten nicht geringen Nachdruck auf die angeblichen Blößen, die der neue Professor mit seiner Latinität, als er sie an seinem Anschlagzettel am schwarzen Brete practiciren sollte, sich gegeben habe. Den „Janus", Huber's damalige Hauptthätigkeit, zu lesen, galt für eine offenbare Infamie, und wenn jemand damals zu sagen gewagt hätte, was heute jeder einigermaßen nüchterne Verstand sieht, daß unter den damaligen sämmtlichen Erzeugnissen der berliner periodischen Presse nicht eins, unter denen der gesammten deutschen nur wenige sich dieser Zeitschrift in Hinsicht auf Vielseitigkeit des Inhalts und geschmackvolle Darstellung an die Seite setzen lassen, würde man ihn entweder für eine Eichhorn'sche Creatur oder für einen Candidaten des Tollhauses erklärt haben.

Da wir hier einmal aus persönlicher Erinnerung sprechen, so mag noch einiges dieser Art hier Platz finden. Huber konnte man gewiß keine gewinnende Persönlichkeit nennen. Ein stattlicher, distinguirt aussehender Mann in den besten Jahren — er ging mit der Jahreszahl — hatte er doch etwas in sich Zurückgedrängtes, nicht gerade Scheues, auch nicht Zugeknöpftes, aber doch das Gegentheil von dem, was anderer Herzen öffnet. Wie viel dabei auf seine natürliche Anlage kam, die ihm das eigentlich liebenswürdige Element schon in seiner Jugend gänzlich versagt zu haben scheint, oder wie viel seine durch und durch verzwickte Stellung in Berlin dazu beitrug, ließe sich schwer entscheiden. Thatsache ist aber, er wirkte selbst auf diejenigen zurückweisend, zurückstoßend wäre zu hart, deren natürliche Sehkraft sich nicht durch den Sand und Staub der berliner Modephrase und alleinseligmachenden Dogmatik, diesmal nicht der althegelisch-conservativen, sondern der junghegelisch oder jungdeutsch-radicalen, hatte verdunkeln lassen. Man konnte immerhin die Herren Mundt, Nauwerk, Bruno und Edgar Bauer, Max Stirner, und wie diese zum Theil vergessenen Koryphäen des Fortschritts von damals hießen, für ebenso schale wie verdächtige Gesellen halten und brauchte deswegen noch nicht die Kreise zu betreten, in denen sich Huber mit Vorliebe bewegte, oder vielmehr die ihn als den Ihrigen in Beschlag zu nehmen suchten. Zwar stellte es sich bald heraus, daß er nicht so mit Haut und Haar der Reaction oder dem nebelhaften Romantismus und dem sehr derbständigen Junkerthum zugehörte, wie man sich auf allen Seiten eingebildet hatte. Man hörte mit Erstaunen, er habe sich nach und nach sogar an allerhöchster Stelle misliebig gemacht, dem „Janus" sei die Entziehung der sehr übertrieben angegebenen Subvention mehr als einmal gedroht worden — kurz, schon vor der Märzrevolution galt er als eigentlich beseitigt, aber nicht weil er zu wenig reactionär, sondern weil er noch reactionärer als die damaligen unseligen Steuerleute des preußischen Staatsschiffs sein sollte.

Nach der Märzrevolution wurde, so schien es, dieses Urtheil erst recht bestätigt. Nicht blos daß Huber jede Art auch nur entferntester Gemeinschaft mit den inzwischen wenigstens pro forma officiell anerkannten Grundideen des constitutionellen oder parlamentarischen Systems in Wort und That entschieden von sich wies, wie so viele andere Leute damals, die aber ruhig in ihrer Stellung und ihrem Amte blieben; er ging bis zum Aeußersten: er warf seine ganze amtliche Stellung sammt allem dem, was dazu gehörte, von sich, als ihm der Eid auf die preußische Verfassung wie jedem andern Beamten zugemuthet wurde.

Gab es ein vollendeteres Muster eines Reactionärs? so wurde damals viel gefragt; doch regten sich bei manchen schon einige Zweifel. Denn dieser selbige Reactionär schrieb Bücher und Zeitungsartikel, worin er dem gesammten bureaukratischen System ebenso scharf zu Leibe ging wie der grimmigste radicale Oppositionsmann. Vor 1848 war man in Deutschland und besonders in Berlin viel zu sehr in die doctrinäre Discussion über rein politische Materien vertieft, als daß man einen Begriff davon hätte haben sollen, wie sich neben der Politik auch ein anderes großes Feld des menschlichen Daseins, Gesellschaft genannt, lagern, und daß auf diesem Felde noch mühseligere und vor allem raschere Arbeit noth thun könnte als auf jenem. Keiner unserer damaligen politischen Koryphäen besaß auch nur eine Ahnung von der Existenz der socialen Frage, geschweige denn von dem acuten Stadium, in welches sie schon getreten war. Die Weitling, Annele, und wie alle die Vorläufer unserer heutigen Rothen oder Socialdemokraten heißen mögen, wurden als seltsame psychologische Phänomene angestaunt oder verlacht, ohne daß man versucht hätte, sich mit ihren Ideen auch nur theoretisch auseinanderzusetzen. Die Excesse des Jahres 1848 trugen zwar hier und da einen recht derb socialen Charakter: das „Theilen" wurde nicht blos im Odenwald und in Schlesien versucht, sondern auch anderwärts, wenigstens auf der Bierbank ernsthaft vernommen. Doch die eigentlichen Politiker sahen darin nur den schmuzigen Gischt der großen Sturmflut und meinten, er werde sich von selbst wieder verzehren, wenn die Leute erst die Segnungen der Revolution: Vereinsrecht, Preßfreiheit, Geschworene, Verfassung auf breitester demokratischer Basis,

begriffen haben würden; dem gebildeten deutschen Staatsbürger diebische Gelüste zuzutrauen, sei eine Beleidigung und eigentlich nur von der Reaction erfunden, die Besitzenden kopfscheu zu machen. Selbst die pariser Junischlacht konnte die eitle Vertrauensseligkeit dieser deutschen Volksheilande nicht stören. Doch bald mußte man sehen, daß das eigentliche Volk gegen die Güter der Freiheit entsetzlich gleichgültig war und von der schamlosesten Reaction eins nach dem andern sich ohne Murren nehmen ließ, während doch die communistischen oder, wie man sie jetzt lieber nannte, socialen Theorien in denselben Kreisen glücklich gediehen. Da wurde man auf Huber aufmerksam. Er hatte schon seit länger als einem Jahrzehnt dasselbe vorausgesagt, was jetzt wirklich eintrat. Was er als Heilmittel bot, die innere sittliche Hebung des Volksgeistes durch die Belebung des christlichen Sinnes und eine darauf gegründete neue Organisation der Gesellschaft, lag freilich zu weit ab von der Tagesströmung, als daß man auch nur hätte ernstlich darüber nachdenken sollen, ob und wie das zu bewerkstelligen sei. Sicher aber ist durch ihn wenigstens mittelbar der Anstoß zu den socialen Reformversuchen mit liberaler Färbung gegeben worden, die in der Reactionsperiode bis 1858 beinahe in den Vordergrund des öffentlichen Interesses traten. Daß sie die sociale Frage nicht lösen würden, war vorauszusehen, aber sie erkannten wenigstens ihre Existenz an, und das war ein Fortschritt, für welchen jeder, er mag dieser oder jener Partei zugeschworen haben, immer dankbar sein sollte.

Wie viel Huber selbst durch seine aufopfernde Thätigkeit für die „innere Mission", eben jene praktische Umsetzung seines Princips, wirklich erreicht habe, wird sich schwer constatiren lassen. Einzelne unleugbare Erfolge können doch noch nicht als ein Anfang zur Lösung des schwierigsten und gefährlichsten Problems der Gegenwart gerechnet werden. Er selbst hat niemals seine Kraft, vielleicht manchmal die des Princips, an welches er glaubte, überschätzt. Ihm war das ganze Herz von dem ernstesten sittlichen Idealismus erfüllt, den er mit dem Glaubensinhalt des Christenthums, wie ihn unsere orthodoxe Richtung als historische Tradition bewahrt, lebendig und aufrichtig zu vermitteln verstand. Christ, d. h. orthodoxer Lutheraner und Mensch sein, war ihm eins, und es fehlte ihm die Möglichkeit, sich in eine andere Anschauung zu versetzen, worin beides voneinander getrennt blieb, ohne daß das zweite darunter litt. Daß aber dies specifische Christenthum in seiner historischen Gestalt dem Nihilismus und Materialismus, welcher jetzt das Herzblut der socialen Agitation geworden ist, nicht gewachsen sein kann, auch wenn alle äußern Bedingungen für seine vollständige Entfaltung gegeben wären, das scheint Huber niemals eingesehen zu haben, ebenso wenig, daß auch anderswo ein vollkommen genügender Vorrath von besser dazu geeigneten ethischen Mächten gefunden werden könne, wenn man ihn nur zu suchen verstehe.

Heinrich Rückert.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von dem „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich", welches Constant von Wurzbach (Wien, Hof- und Staatsdruckerei) herausgibt, ist der sechsundzwanzigste Theil erschienen. Wir haben auf dies Unternehmen schon öfters als auf das Werk seltenen Fleißes hingewiesen, und jeder neu erschienene Band gibt neue Belege für diesen Fleiß. Weder Preußen noch Deutschland besitzt eine ähnliche, mit biographischen Monumenten und Statuetten ausgeschmückte Ruhmeshalle. Der sechsundzwanzigste Theil dieses biographischen Lexikons reicht von Rhédey bis Rosenauer; eine große Zahl der hier besprochenen Persönlichkeiten hat allerdings nur Wichtigkeit für Oesterreich selbst, einige derselben, wie Rokitansky und andere namhafte Gelehrte, interessiren auch das deutsche Publikum in hohem Maße. Was die schöne Literatur betrifft, so machen wir besonders auf die Biographien des steirischen Volksdichters Rosegger und des Dramatikers Julius Rosen aufmerksam. Wir erfahren, daß der wiener Volkswitz Herrn Duffek-Rosen im Hinblick auf seinen czechischen Ursprung und das Vorbild, das er sich genommen, den „Powidl-Bauernfeld" nennt, eine Charakteristik, die dem gelehrten Goedeke jede weitere literarische Erklärung ersparen wird. Sehr ergötzlich ist der Toast, den der prager Schauspieler Sauer auf Rosen ausbrachte und der alle die Titel seiner Stücke humoristisch zusammenstellt. Unter den verschiedenen Rollets, deren Lebenslauf uns mitgetheilt wird, vermißten wir den Dichter Hermann Rollet. In der Vorrede hebt Wurzbach hervor, daß drei der geachtetsten Blätter Deutschlands, die augsburger „Allgemeine Zeitung", das „Magazin für die Literatur des Auslandes" und unsere „Blätter für literarische Unterhaltung" zu wiederholten malen in wärmster Weise die Aufmerksamkeit auf sein Werk gerichtet haben und führt dann fort:

„Leider kann ich von so schönen Erfolgen der Kritik in meinem eigenen Vaterlande nicht berichten. So lange noch Hieronymus Lorm in Oesterreich weilte, widmeten er und nach ihm noch ein paar mir freundlich gesinnte Schriftsteller meinem Werke die wärmste Theilnahme. Seither erfreut sich dasselbe wohl einer fleißigen Plünderung, im übrigen aber treten ihm volles Unverständniß für die Bedeutsamkeit dieser Arbeit, die unter allen Umständen die Durchführung eines großen Gedankens ist, hämische Schmähsucht, widrige Kleinigkeitskrämerei und Itüftelei, absichtliches Nichtverstehen eines patriotischen Motivs, offene und heimliche Intriguen entgegen, alles Umstände, die mir die Lust an meiner Arbeit nicht nur schmälern, sondern dieselbe geradezu verkümmern müßten, wenn nicht andererseits gerechtes Wohlwollen und vorurtheilslose Einsicht ein Gegengewicht in die Wagschale legten. Ich werde davon, wenn es mir gegönnt sein sollte, mein Werk zu vollenden, öffentlich Rechenschaft geben; denn die Geschichte meines Lexikons ist ein gut Stück Geschichte Oesterreichs."

Wir meinen, daß ein Werk, wie das von Wurzbach, aus einem wahrhaft patriotischen Geist entsprungen und eine glänzende Illustration für den Staat sei, dessen hervorragende Männer es verherrlicht. Wir begreifen zwar, wie bei einem das Persönliche vieler noch lebenden Zeitgenossen behandelnden Werk hier oder dort Misvergnügen über dies oder jenes Urtheil erregt werden kann, obschon Wurzbach sich einer durchaus objectiven Haltung befleißigt und seine Quellen überall mit größter Treue angibt; doch sollten persönliche Nörgeleien einem so tüchtigen und fleißigen Unternehmen gegenüber keine Rolle spielen.

— Die von Martin Perels redigirte „Deutsche Schaubühne" ist unter- oder übergegangen in eine von C. M. Ziefar redigirte „Deutsche Musikzeitung", die auch dem Theater leb-

hafte Theilnahme zuwendet. Sie bringt überdies Bilder von Sängerinnen und Schauspielerinnen und allerlei musikalische Beilagen. Bacano's „Porträts aus dem Circus" sind in dem bekannten üppig sinnlichen, etwas überschwenglichen Stil dieses Autors gehalten.

— Heinrich Kurz und Hermann Kurz, beide namhafte Literarhistoriker, sind kurze Zeit nacheinander gestorben. Der erste hatte eine umfangreiche deutsche Literaturgeschichte geschrieben, während der zweite sich besonders als Shakspeare-Forscher bekannt gemacht hatte. Gleichwol ist eine Verwechslung derselben, deren sich einer unserer Mitarbeiter in Nr. 19 d. Bl. schuldig gemacht hat, zu entschuldigen. Wir werden nachträglich auf dieselbe aufmerksam gemacht und verbessern sie durch die Angabe, daß nicht Heinrich, sondern Hermann Kurz Mitherausgeber des „Novellenschatzes des Auslandes" mit Paul Heyse zusammen war.

Ausländische Literatur.

Das „Athenaeum" kündigt eine englische Uebersetzung von Zirngiebl's Monographie „Peter Arbues und die spanische Inquisition" an. Basil N. Cooper wird diese Uebersetzung erscheinen lassen. Das „Athenaeum" erwähnt, daß Zirngiebl's Buch wie das Gemälde von Kaulbach „Peter Arbues, eine Ketzerfamilie verdammend" in Deutschland großes Aufsehen erregt habe. Buch und Bild hatten die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Bedeutung lenken wollen, welche in der Heiligsprechung des Peter Arbues, des Hauptwerkzeugs von Torquemada, durch den jetzigen Papst liege, indem dieselbe mit einer Apotheose der Inquisition gleichbedeutend sei.

— Das erste Juniheft der „Revue des deux mondes" gibt eine eingehende Charakteristik eines jüngern italienischen Dichters aus der Schule Leopardi's: Giosuè Caducci, der 1871 eine Sammlung von „Poesie" und 1873 einen Band von „Nuove poesie" herausgab. Der Dichter gehört der Leopardi'schen Schule an, ist ein begeisterter Anhänger der italienischen Republik und gefällt sich in der Schaustellung herausfordernder Kühnheiten, zu denen besonders eine „Hymne an Satan" zu rechnen ist.

Aus der Schriftstellerwelt.

Das Reichs-Oberhandelsgericht in Leipzig hat in seinem Erkenntniß am 18. Mai in der Proceßsache der „Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" gegen den Director des leipziger Stadttheaters Friedrich Haase das Urtheil der zweiten Instanz, welches zu Gunsten der Direction und auf Zurückweisung der Klage lautete, in den Hauptpunkten bestätigt. Es handelte sich darum, ob die vom Beklagten veranstalteten 132 öffentlichen Aufführungen unbefugte im Sinne des Gesetzes sind, und wenn das der Fall ist, ob den Beklagten der Vorwurf des Verschuldens trifft. Das Erkenntniß erörtert in eingehender Deduction, daß jene Aufführungen nicht als unbefugte zu betrachten seien, unter Berufung auf den herrschenden allgemeinen Brauch, durch den eine unvollständige Vereinbarung zu ergänzen und an dem durch den Erlaß des Reichsgesetzes vom 11. Juni 1870 nichts geändert sei. Nach diesem Brauch, der als erwiesen betrachtet werden müsse, hätten die Autoren die Ausübung ihrer Aufführungsrechte nicht ihren derzeitigen Contrahenten für ihre Person, sondern dem Stadttheater in Leipzig übertragen. Obgleich das Stadttheater in Leipzig jetzt zwei Theatergebäude umfasse, so sei es doch einheitlich geblieben und habe sich nur über zwei Räume vertheilt. Aus diesen Gründen erklärte das Reichs-Oberhandelsgericht die eingeklagten Aufführungen nicht für unbefugte. In einer jüngsten Entscheidung des lübecker Oberappellationsgerichts findet sich eine ganz entgegengesetzte Deduction, welche das Princip, das die Autoren vertreten, durchaus anerkennt. Indem hohe Gerichtshöfe in ihren Entscheidungen sich so vollständig widersprechen, wird es Sache der Genossenschaft sein, ihr Princip durch eine unerschütterliche Praxis zur allgemeinen Geltung zu bringen. Weder die Administrativbehörden noch die Gerichte in Deutschland haben zur Förderung der Interessen einer aufstrebenden Literatur irgendetwas beigetragen, um so mehr muß die Genossenschaft suchen, eine Macht zu werden wie in Frankreich, um widerspenstigen Theaterdirectoren das Gesetz dictiren zu können. Die Thatsache, daß für 30 Thaler, die vielleicht vor 20 Jahren von dem Director eines Stadttheaters gezahlt worden sind, jeder folgende Director desselben mit Grazie in infinitum das damit honorirte Stück zur Aufführung bringen darf, und für diese 30 Thaler Honorar der Direction vielleicht 30000 Thaler Einnahme zuwachsen, eine Thatsache, welche für die Lage der deutschen Dramatiker beschämend genug ist, hat durch das Urtheil des Reichs-Oberhandelsgerichts die gesetzliche Sanction erhalten. Das Urtheil selbst enthält übrigens einen thatsächlichen Beitrag zur Kennzeichnung der Lage der dramatischen Schriftsteller; es heißt in demselben, dem Rath habe unstreitig eine Verpflichtung zur Honorarzahlung an die Autoren niemals obgelegen, „da der jederzeitige Theaterpachter sehr wohl diese Verpflichtung auf sich nehmen konnte, in der Aussicht, die nicht erheblichen Auslagen, welche nach Angabe des Beklagten für die im gegenwärtigen Proceß in Betracht kommenden zahlreichen Stücke zusammen nur 1625 Thaler betragen haben, sei es aus dem Reingewinn, sei es bei dem Verkauf der im Superinventar begriffenen Bücher, Rollen, Partituren, Stimmen u. dgl. ersetzt zu erhalten". Also 1625 Thaler und das nicht blos für die 132 Aufführungen der Haase'schen Direction, sondern auch für alle Aufführungen derselben Stücke unter den frühern Directoren!

Bibliographie.

Banspach, A., Ein einjährig Freiwilliger. Lustspiel. Mannheim, Schneider. 8. 5 Ngr.

Beer, A., Leopold II., Franz II. und Catharina. Ihre Correspondenz nebst einer Einleitung zur Geschichte der Politik Leopold's II. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bibliothek für Haus und Reise. 22ster Bd.: Ein Dornröschen. Von M. Widdern. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. à 10 Ngr.

Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft. Von einem Russen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Birlinger, A., und W. Crecelius, Altdeutsche Neujahrsblätter für 1874. Mittel- und niederdeutsche Dialektproben. Wiesbaden, Killinger. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bischoff, T. L. W. v., Ueber den Einfluss des Freiherrn Justus von Liebig auf die Entwickelung der Physiologie. Eine Denkschrift. München, Franz. 4. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Bodemann, E., Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Leuchseuring, Usteri, Sophie Laroche, Frau von Sandoz u. A. Nebst bisher ungedruckten Briefen der Bondeli an Zimmermann und Usteri. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bohl, J., Die Religion vom politisch-juridischen Standpunkte. Deutsch bearbeitet von F. Grimmelt. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Boxberger, R., Zwei Erfurter Freunde des Dichters Friedrich Rückert. Vortrag. Nebst einem Anhang: Beiträge zur Rückert-Bibliographie. Erfurt, Keyser. Gr. 8. 6 Ngr.

Die von Brombach's. Eine westphälische Familiengeschichte von Julie von D..... Barmen, Wiemann. 8. 1 Thlr.

Ein Complot gegen die internationale Arbeiter-Association. Im Auftrage des Haager Congresses verfaßter Bericht über das Treiben Bakunin's und der Allianz der socialistischen Demokratie. Deutsche Ausgabe von „L'alliance de la démocratie socialiste et l'association internationale des travailleurs". Uebersetzt von S. Kokosky. Braunschweig, Bracke jun. Gr. 8. 20 Ngr.

Fahle, H., und H. Lampe, Physik des täglichen Lebens. Rationelle Naturlehre für Gebildete überhaupt und für vorgeschrittene Schüler an Gymnasien, Realschulen und Schullehrerseminarien. Leipzig, Quandt u. Händel. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die wichtigsten Fragen der Gegenwart in Staat und Kirche. Zur Würdigung des wahren und falschen Liberalismus in Staat und Kirche. Offenes Sendschreiben an den deutschen Reichstag von einem Theologen. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr.

Grabowski, S. Graf, Schicksal und Schuld. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 4 Thlr.

Hammer, E., Das Libell. Criminal-Roman. Altenburg, Blücher. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Horawitz, A., Caspar Bruschius. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus und der Reformation. Herausgegeben vom Vereine für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

روزنامه Reisetagebuch des Nasreddin-Schah. (Nach der persischen Handschrift.) Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr.

Internationales Schiedsgericht und die Verbesserung des internationalen Rechts. Die Debatte in dem Hause der Gemeinen, London, Dienstag, den 8. Juli 1873 über den Antrag Mr. Henry Richard's eine Addresse an die Krone betreffend. London, Siegle. Gr. 8. 5 Ngr.

Schücking, L., Ausgewählte Romane. 2te Folge. 1stes bis 3tes Bdchn.: Verschlungene Wege. Zweite, durchaus verbesserte Auflage. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung sucht ein treues Bild der Zeitgeschichte zu liefern und den täglich in reicher Fülle zuströmenden Stoff ihren Lesern in möglichster Ausführlichkeit, aber doch in gesichteter Auswahl darzubieten. Sie nimmt in dieser Beziehung eine Mittelstellung zwischen den noch umfangreichern Zeitungen und den Provinzial- oder Localblättern ein, und glaubt damit den Wünschen eines großen Theils der Zeitungsleser nachzukommen.

Die politische Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung wird nach wie vor dieselbe sein: sie ist ein entschieden freisinniges, nach allen Seiten unabhängiges Blatt, das seine Ueberzeugung offen und rückhaltlos vertheidigt, aber auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Mit dem 1. Juni beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung. Alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) werden ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., auch in Preußen, da der bisherige Zeitungsstempel (jährlich 2½ Thlr.) in Wegfall kommt.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 4 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) 5½ Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich von den größern industriellen Instituten regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 2 Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 3 Ngr.

J. G. COTTA's Verlag in Stuttgart.

Franz Grillparzers sämmtliche Werke.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von **Heinrich Laube und Joseph Weilen.**

Groß-Octavausgabe. 10 Bde. Mit Porträt. Brosch. 15 Thlr., oder 26 Fl.; gebunden in 10 elegante Halbfranzbände 18 Thlr. 10 Ngr., oder 32 Fl.

Klein-Octavausgabe. 10 Bde. Mit Porträt. Brosch. 8 Thlr., oder 14 Fl.; gebunden in 5 elegante Leinwandbände 10 Thlr., oder 17 Fl. 30 Kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Preußen 2½ Thlr. billiger.

Mit erstem Juli d. J. beginnt ein neues Semester- und Quartals-Abonnement auf die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, zu welchem die unterzeichnete Expedition mit dem besondern Hinzufügen ergebenst einladet, daß die Abonnenten in Preußen vom 1. Juli ab keine Stempelsteuer mehr zu zahlen haben.

Die Allgemeine Zeitung

kostet daher in ganz Deutschland von nun ab
mit wissenschaftlicher Beilage und Handelsbeilage
nur 3 Thlr. pro Quartal
(während früher in Preußen 3 Thlr. 18¾ Sgr. erhoben wurden).

Frei von jedem local beschränkten Gesichtspunkte gibt die „Allgemeine Zeitung" das gesammte Material der Zeitbewegung, und wie sie somit, von Staatsmännern und ersten Publicisten vorzugsweise zu Kundgebungen benutzt, eine anerkannte Quelle der Geschichte geworden für das Leben aller zeitgenössischen Völker, vertritt sie als **deutsche Zeitung** die vielseitigen Anliegen und Bewegungen des deutschen Vaterlandes in Staat und Kirche, Wissenschaft und schöner Literatur wie in Volkswirthschaft und Handel in gleichmäßiger Ausführlichkeit.

Kreuzbandsendungen werden von der Expedition des Blattes für jeden beliebigen Zeitraum ausgeführt, wobei der Preis für einzelne Tage nach dem Monatspreise repartirt wird. Preis monatlich:

im **Postverein** 2 Fl. 14 Kr., oder 1 Thlr. 8 Sgr.; im Ausland entsprechend der Francatur höher laut besonderm Tarif.

Inserate haben bei der weiten Verbreitung des Blattes erfahrungsgemäß durchaus gesicherten Erfolg. Insertionspreis nach aufliegendem Tarif, welcher nach auswärts franco zu Diensten steht.

Augsburg, Juni 1874.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Natur und Entstehung der Träume.

Von
L. Strümpell,
Professor an der Universität zu Leipzig.

Gross Octav. VIII und 126 Seiten. Preis 20 Sgr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung

Jahrgang 1874.

Zweiter Band.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1874.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 1. Juli 1874.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Karl Toepfer als Dramatiker.

Karl Toepfer's gesammelte dramatische Werke. Herausgegeben von Hermann Uhde. Vier Bände. Leipzig, Duncker und Humblot. 1873. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Das Ideal einer Bühne, als Nationaltheater ausschließlich den höchsten Aufgaben der Kunst zu huldigen, könnte nur dann erreicht werden, wenn die Aufführungen blos mehrmals im Jahre etwa bei sich wiederholenden Festtagscyklen stattfänden; ein Theater, das alle Tage spielt, kann solcher Aufgabe nicht genügen, und wenn, wie jetzt in den großen Städten, gar mehrere Bühnen täglich mit ihrem ganzen theatralischen Mechanismus in Thätigkeit sind, um den Ansprüchen des genußbedürftigen Publikums zu genügen, da werden die der höhern Dichtung gewidmeten Abende mehr die Ausnahme als die Regel bilden. Hatte doch schon Schiller geklagt, daß seine Dramen neben den Kotzebue'schen und Iffland'schen, welche die Bühne in ihrer ganzen Breite beherrschten, nur an seltenen Festtagen zur Aufführung kämen — und jetzt bei dem Ueberwuchern der zweiten Theater würden selbst die Kotzebue's und Iffland's durch die sogenannten Volksstücke und Possen in den Hintergrund gedrängt werden.

Doch bei der einmal gegebenen Lage kommt es darauf an, daß dem Publikum an den Abenden, welche heiterer Unterhaltung gewidmet sind, wenigstens eine gesunde Kost geboten wird. Gerade unser Lustspielrepertoire ist keineswegs so reich, wie es den Anschein hat; das feinere, ironische, geistreiche Lustspiel, das die Sitten der modernen Gesellschaft in seinem Spiegel auffängt, gehört zu den seltenen Leckerbissen unserer Bühne; aber auch das solid bürgerliche mit seinen harmlosen Lebensbildern und Rührscenen, wenn es auch weit massenhafter ins Feld rückt, hat doch selten einen glücklichen Wurf, der ihm Dauer verbürgt. Haltbare und bühnenfähige Lustspiele von gesunder Richtung soll man daher stets nach Verdienst schätzen, ohne den höchsten Maßstab an sie anzulegen.

Karl Toepfer ist ein solcher Lustspieldichter, welcher, ohne tiefere Intentionen und weitere Perspectiven, mit harmloser Heiterkeit auf die Gemüther wirkt. Vergleicht man ihn mit Benedix, der allerdings noch fleißiger producirt und eine noch weiter reichende Herrschaft über die Bühne ausgeübt hat, so hat die Muse des letztern im ganzen einen erntern und lehrhaftern Charakter als diejenige Toepfer's; sie befleißigt sich eines gefeiltern Stils, und hat hin und wieder Anwandlungen eines Strebens nach Classicität; die Muse von Toepfer ist dagegen munterer, ungenirter, nur dem lustigen Treiben des Augenblicks hingegeben, und wenn die Stücke von Benedix eine Mischung von Kotzebue und Iffland darstellen, so ist Toepfer ein echter Jünger der Kotzebue'schen Schule. Beiden Autoren gemein ist der Griff ins bürgerliche Leben, die Flucht vor allen Tendenzen, welche über dasselbe hinausgehen, vor der politischen und socialen Satire, dem Salonton, dem psychologischen Wagniß; beiden gemeinsam große Bühnengewandtheit, besonders in komisch wirkenden Arrangements, und eine tüchtige, für die darstellende Kunst willkommene Charakteristik, die auch mittlern Begabungen Handhaben zu wirksamen Vorführungen bietet.

Bei diesen Vorzügen der Toepfer'schen Lustspiele ist die neue von Hermann Uhde herausgegebene Sammlung der dramatischen Werke Karl Toepfer's gewiß mit Freuden zu begrüßen. Eine frühere Ausgabe war seit mehrern Jahren vergriffen. In die neue Ausgabe sind neunzehn Bühnenstücke Toepfer's aufgenommen; einige, wie die sehr beliebten: „Nehmt ein Exempel dran" und „Der pariser Taugenichts", mußten aus äußern buchhändlerischen Rücksichten fortbleiben. Dem Wiederabdruck einiger

andern standen, wie Uhde in der Vorrede erwähnt, gewichtige Bedenken entgegen:

Es waren dies die Lustspiele: „Der Krieg mit dem Onkel“, „Ein Stündchen in Pyrmont“, „Strauß und Lanner“, die Posse „Die Weiber im Harnisch“, und der Schwank „Die weiße Pikesche“. Letzterer trägt, gleich dem Lustspiel „Strauß und Lanner“, den Grund seiner Ausschließung an der Stirn. Strauß und Lanner sind zwei verschollene Größen, die Pikesche ist ein von niemand mehr gekanntes Kleidungsstück. Jenes war überdies sowenig Original wie „Ein Stündchen in Pyrmont“, welches als Uebersetzung aus dem Französischen des Scribe füglich fortbleiben konnte. „Die Weiber im Harnisch“ ist eine parodirende Zauberposse, welche Toepfer vor einem Vierteljahrhundert im Auftrage der Direction des hamburger Stadttheaters verfaßte und welche speciell auf frühere hamburgische Verhältnisse berechnet war. Die Anspielungen und Scherze, welche einst ihren Erfolg sicherten, sind veraltet; der Wiederabdruck dieser Posse erschien deshalb nicht minder überflüssig als derjenige des „Krieg mit dem Onkel“, den ein Neffe lediglich deshalb führt, weil ihm seiner Verschwendung halber das Schuldgefängniß droht. Das Damoklesschwert des letztern schwebt vier Acte lang über dem Haupte dieses Neffen, dem sich gewiß unser ganzes Mitgefühl zuwenden würde, wenn — die Schuldhaft nicht längst aufgehoben wäre. Da sonach dem „Krieg mit dem Onkel“ jegliche Grundlage fehlt, so wurde dieses Lustspiel um so weniger der Aufnahme in die neue Sammlung für werth befunden, als es nur für ein schwaches Erzeugniß der Toepfer'schen Muse gelten kann. Veraltete Verhältnisse, nicht mehr zeitgemäße Anspielungen, vergessene Namen und Dinge — auf diese Ursachen also ist die Ausschließung der letztgenannten fünf Stücke zurückzuführen.

Uebrigens hat Toepfer außer den Stücken, die in der ältern Ausgabe mitgetheilt sind, noch manches Drama verfaßt, das er selbst vielleicht nie dem Buchhandel übergeben hat. Derartige Manuscripte muß besonders das Thaliatheater in Hamburg besitzen. Wir besinnen uns, hier ein Toepfer'sches Drama: „Volk und Soldat“ — etwa im Jahre 1849 —, gesehen zu haben, in welchem eine Dachstube die Hauptscene war und welches die revolutionären Gegensätze der damaligen Zeit scharf hervorhob. Es war insofern interessant, als es das einzige Stück Toepfer's war, in welches auch politische und sociale Tendenzen mit hereinspielten, wie es damals im Geiste der Zeit lag.

Ueber die Principien, welche den Herausgeber bei den kleinen Aenderungen leiteten, die er hier und da in der neuen Ausgabe vornahm, spricht er sich in der Vorrede folgendermaßen aus:

In erster Reihe wurde zwar die Pietät gegen den verstorbenen Verfasser streng beobachtet, sicherlich aber ist es ganz in Toepfer's Geiste gehandelt, wenn in seinen Dichtungen Farben wieder aufgefrischt wurden, welche durch den Flug der Jahre an Glanz eingebüßt hatten. Karl Toepfer faßte überall die Bühne und die Bühnenwirksamkeit ins Auge; der Hinblick auf die Forderungen des modernen Theaters war es daher auch, der den Herausgeber veraltete Nebendinge entfernen oder abändern hieß. Wenn die Guitarre in ein Klavier, die Extrapost in eine Eisenbahn, der Gänsekiel in eine Stahlfeder, die nirgends mehr gebräuchliche Anrede „Er“ in das „Sie“ der dritten Person Pluralis umgewandelt, wenn in ähnlichem Sinne noch manche kleine Aenderung vorsichtig ausgeführt wurde, so wird darin hoffentlich um so weniger ein unberufener Eifer erblickt werden, als Karl Toepfer selbst die Nothwendigkeit solcher Correcturen klar erkannte. Die einzige wichtigere Veränderung, nämlich diejenige des „Magisters“ Bückling (in „Freien nach Vorschrift“) in einen „Amtsschreiber“, ist nach Andeutungen getroffen, welche der Dichter selbst dem Herausgeber machte; „die Pädagogie“, äußerte Toepfer sehr richtig, „ist in den letzten Jahren so weit fortgeschritten, daß die Zeit, ihrer zu spotten, vorüber ist.“ In der That würde ein Theaterpublikum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Figur eines „Magisters“ Bückling unbegreiflich finden; den „Amtsschreiber“ — an dessen Reden übrigens fast nichts verändert zu werden brauchte — mag es sich gern gefallen lassen.

Solche kleine Auffrischungen und Modernisirungen sind bei Stücken, die durch ihren innern Kern im Stande sind, sich länger auf der Bühne zu erhalten, durchaus zu billigen.

Hermann Uhde gibt in der Einleitung auch eine kurze Biographie des Dichters, der durch das Theater zu dramatischer Thätigkeit angeregt worden war:

Am 26. December 1792 zu Berlin als Sohn eines Geheim-Archivars geboren, war Karl Toepfer ursprünglich für den Staatsdienst bestimmt. Schon früh jedoch erwachte in seiner Brust Gefallen an der Bühne, welches endlich so stark wurde, daß der Neuzehnjährige zum großen Verdruß seines Vaters nach Mecklenburg-Strelitz zu einer wandernden Schauspielergesellschaft ging. Das Elend dieser Truppe drückte ihn indessen fast zu Boden; schon nach sechs Wochen kehrte er in das älterliche Haus zurück. In den Staatsdienst aber wollte er auch jetzt nicht treten; der Vater fügte sich in das Unabänderliche und benutzte seine Verbindungen, um dem Sohne eine Anstellung bei dem Theater in Breslau zu verschaffen. Dort wirkte der Kunstjünger mehrere Jahre lang, bis ihn ein ehrenvoller Ruf nach Brünn zog. In dieser Stadt sah ihn Schreyvogel, der damalige Leiter des Hofburgtheaters zu Wien, und ließ 1815 die Einladung an Toepfer ergehen, in der Kaiserstadt auf Engagement zu gastiren. Schreyvogel's beständiger Anleitung dankte es der Künstler, wenn er bald in die Reihe der ersten Darsteller trat, und sogar für den Posten eines Regisseurs notirt war, falls eine Vacanz einträte. Das Band der Freundschaft zwischen Lehrer und Schüler schlang sich allmählich um so fester, als der (unter dem Namen C. A. West) vielfach literarisch thätige Schreyvogel auch bei Karl Toepfer schriftstellerische Gaben entdeckte. Er fachte den Trieb nach einer Nebenbeschäftigung mit der Feder bei dem jungen Schauspieler an, und dieser begann, kleine, von Schreyvogel controlirte Bühnenstücke zu entwerfen. Bald folgten umfangreichere Arbeiten; zunächst das vieractige Schauspiel „Hermann und Dorothea“. Dasselbe wurde im Anfange des Jahres 1820 zum ersten mal am Hofburgtheater zu Wien aufgeführt und errang großen Erfolg; sämmtliche Darsteller sowie der Verfasser wurden hervorgerufen.

Das Stück machte die Runde über die meisten Bühnen; gleichen Erfolg hatte „Des Königs Befehl“, in welchem Stücke der Autor selbst mit frappanter Maske die Titelrolle spielte. Toepfer schied damals aus dem Verbande des Hofburgtheaters aus, um sich ganz der dramatischen Schriftstellerei zu widmen, nachdem er seine Paraderolle noch auf den wichtigsten Bühnen Deutschlands als Gastdarsteller vorgeführt und sich daneben im Concertsaal als Virtuos auf der Guitarre producirte hatte. Im Jahre 1822 ließ er sich dauernd in Hamburg nieder. Ueber seine hamburger Wirksamkeit berichtet Uhde:

„Zeichnungen“ aus seinen Wanderjahren erschienen im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung zu Hannover; gleichzeitig ernannte ihn „post exhibita ingenii specimina“ die Universität Göttingen zum Doctor der Philosophie. Die literarische Wirksamkeit Toepfer's in Hamburg erstreckte sich zunächst auf die Redaction der Zeitschrift „Originalien“, welche er sieben Jahre hindurch leitete; dann gründete er die „Thalia“, ein Blatt, welches die vorzüglichsten Namen zu seinen Mitarbeitern zählte, und später die kritische Wochenschrift „Der Recensent“. Für diese Blätter war Toepfer zugleich neben der Oberleitung noch mannichfach selbstschöpferisch thätig; so schrieb er mehrere kleine Romane: „Der Thurmbau an der St.-Jacobikirche“,

„Der Herr im grünen Frack" u. v. a., die später (1842—44) in zwei Bänden gesammelt zu Hamburg im Buchhandel erschienen. Außerdem dichtete er eine Menge lyrischer Kleinigkeiten. Neben dieser Thätigkeit entfaltete Toepfer auch regen Eifer als Lehrer und Bildner schauspielerischer Talente; endlich fungirte er während der andauernden Krisen des hamburger Stadttheaters (in den vierziger Jahren) bald als artistischer Director, bald als Dramaturg dieser Bühne. Hauptsächlich aber widmete er sich der dramatischen Schriftstellerei. Nach und nach brachte er zweiunddreißig Stücke auf das Theater, theils Originale, theils Nachbildungen fremder Schöpfungen. . . .

Während der letzten Jahre seines Lebens wurde Toepfer durch zunehmende Taubheit am Verkehr mit der Außenwelt gehindert. Er wollte noch ein Lustspiel schreiben: „Die unsolide Familie", aber es ist Bruchstück geblieben, wie ein Werk über die Rhetorik, welches er unter der Feder hatte. Schon lange von schweren Leiden heimgesucht, verschied Karl Toepfer am 22. August 1871.

Sein Sohn und seine Witwe folgten ihm bald darauf im Tode nach.

Toepfer's Bedeutung als Dramatiker ist in seinen Lustspielen zu suchen, die schon seit langer Zeit Repertoirestücke des deutschen Theaters sind. Auf jene Originalität der Erfindung, auf welche Benedix so stolz war, legte Toepfer geringen Werth; er hat seine Motive oft aus vorhandenen Stücken genommen und einzelne seiner Lustspiele, wie z. B. „Die Einfalt vom Lande", ausdrücklich als Bearbeitungen englischer Originale angekündigt. Doch sein Verdienst ist, daß man diese fremdländischen Originale nicht aus seinen Stücken herausmerkte; er hatte alles, was unsern Sitten und Bühneneinrichtungen widerspricht, so gründlich vertilgt, daß wir uns ganz in seinen Lustspielen zu Hause fühlen mußten.

Die Frage, inwieweit ein dramatischer Autor seine Stoffe anderwärts entlehnen kann, ohne seine schöpferische Selbständigkeit einzubüßen, ist noch immer eine offene. Daß Shakspeare die Stoffe zu seinen meisten Stücken Novellen oder ältern Dramen entlehnt hat, ist von der Shakspeare-Gelehrsamkeit eingehend nachgewiesen worden, ja bei der größern Ausdehnung, welche die Untersuchungen derselben in neuerer Zeit gefunden haben, weiß man sogar für manche gefeierten poetischen Stellen, wie für die Abschiedsscene der Liebenden in „Romeo und Julie", die benutzte Quelle anzugeben und glaubt den britischen Dichter durch den Nachweis seiner Plagiate zu verherrlichen. Ohne Einfluß auf die Schätzung originaler Erfindung konnte dies nicht bleiben, und so ist man denn heutigentags ganz liberal in den Zugeständnissen an die Dramatiker, ihre Stoffe zu nehmen, wo sie dieselben finden, und kümmert sich nicht darum, wo Bartel den Most holt, wenn nur ein leidlicher Wein dabei herausgekeltert wird.

Das seit dem Jahre 1851 auf den Bühnen heimische Lustspiel: „Rosenmüller und Finke", welches am berliner Hoftheater ein Jubiläum von hundert Aufführungen gefeiert hat, ist jedenfalls das erfolgreichste der Toepfer'schen Lustspiele. Seine Composition beruht auf einem Schema polarer Gegensätze, das einem Lustspiel stets Spannung und Bewegung verleiht. Diese Gegensätze sind aus dem Bereich der Stände genommen; der Kaufmann und der Soldat stehen sich mit feindlicher Gesinnung gegenüber. Daß es zwei Brüder sind, die eine so entgegengesetzte Laufbahn eingeschlagen haben, verstärkt den Contrast. Der Großhändler ist reich, der Hauptmann arm und verschuldet. Es ist eine glückliche Combination, daß der Sohn des Großhändlers gegen den Willen des Vaters die militärische Carrière, der Sohn des Hauptmanns die kaufmännische eingeschlagen hat, und daß beide in die Lage kommen, den Aeltern die Vorzüge des von ihnen angefeindeten Standes beweisen zu können. So wird in ungezwungener Weise die Aussöhnung herbeigeführt. Die Vorzüge einer künstlerischen Composition zeigen sich in diesem Stück, welches wol als Toepfer's beste Arbeit betrachtet werden kann. Doch auch die Ausfüllung des dramatischen Plans ist frisch, munter, launig. Nur ruht hier der Schwerpunkt allerdings auf dem kaufmännischen Theil; Bloom, sein Factotum Hillermann, sein Personal, seine Verhandlungen mit Friedenberg über das wichtige Geschäft der Verheirathung der Kinder — das ist alles in ebenso charakteristischer wie humoristischer Weise behandelt, während der Hauptmann mehr eine schablonenmäßige Martialität vertritt und die Vorgänge in seinem Hause minder ergötzlich sind. Der Dialog des Stücks ist äußerst kurz angebunden, der Witz nicht von großer Tragweite, aber auch ebenso wenig hineingetragen; sein lustiger Funken springt immer von selbst aus der Reibung der Situationen und Charaktere heraus. Als Probe des Dialogs in „Rosenmüller und Finke" und des Toepfer'schen Lustspieldialogs überhaupt geben wir hier die Schlußscene des ersten Acts, die kaufmännischen Verhandlungen über das Ehegeschäft:

Bloom. Nun zu unserm Geschäft! Wollen Sie verkaufen?

Friedenberg. Nichts von alledem.

Bloom. Nichts? Lieber Himmel, was wollen Sie denn?

Friedenberg. Ihr Herr Sohn —

Bloom (ohne Theilnahme). Er ist noch nicht angekommen.

Friedenberg. Ich weiß. Ihr Herr Sohn ist wirklich ein tüchtiger und ehrenhafter Kaufmann geworden.

Bloom (zerstreut). Ei, das liegt im Blut! Früher war es eine Range!

Friedenberg. Nun — bin auch ich Vater — von einer gutgerathenen Tochter.

Bloom (hat nur halb hingehört). Schön. Gratulire.

Friedenberg. Haben Sie über Theodor schon disponirt?

Bloom (plötzlich aufmerksam; abgewendet, den kleinen Finger beißend). Aha! (Laut.) Oh, Offerten genug! Waren mir aber nicht acceptabel.

Friedenberg. Lassen Sie mir ihn ab für meine Ulrike.

Bloom. Na, rücken Sie einmal mit einem ordentlichen Gebote vor!

Friedenberg. Das Kind bekommt 30000 Thaler baar mit, außer der Aussteuer.

Bloom (verächtlich). 30000 Thaler! Bester Mann, das ist ja gar kein Gebot!

Friedenberg. Die jungen Leute sehen einander gern — und meine Frau ist sehr für die Partie —

Bloom. Das ändert nichts am Geschäft!

Friedenberg. Ich wollte gern alles in Ordnung bringen hinter seinem Rücken, um ihn zu überraschen und meiner Gattin schreiben zu können —

Bloom. Ja, aber 30000 Thaler — für **solchen** Sohn! Nein, legen Sie drauf!

Friedenberg. Fünftausend will ich noch zulegen.

Bloom. Nicht möglich, Mann, ich kann nicht.

Friedenberg. Sechstausend Thaler.

Bloom. Geht nicht! Weiß Gott im Himmel! kostet mich selbst so viel!

Friedenberg. Siebentausend — —

Bloom. Ich behandle Sie wie meinen Bruder — aber ich werde die Waare nicht verschleudern —

Friedenberg. Neuntausend — —

Bloom. Da lasse ich ihn lieber auf dem Lager! Es ist ja nichts am Platz: bei der Nachfrage!

Friedenberg. Es ist mein einziges Kind! Und — meiner Gattin zu Liebe — 40000 Thaler!

Bloom. Vierzig? — Hören Sie, ich verdiene nichts bei dem Geschäft, aber aus Rücksicht — für Sie — —

Friedenberg. Abgemacht?

Bloom (schlägt ein). Abgemacht. Die Mitgabe in kurzen Wechseln.

Friedenberg. Versteht sich am Rande! — Wer zurücktritt —

Bloom. Zahlt 10000 Thaler Reugeld.

Friedenberg (schlägt ein). In Ordnung.

Bloom. Wollen Sie eine Schluß-Note?

Friedenberg. Thut nicht nöthig (er setzt seinen Stuhl weg)! Zwei Kaufherrn — ein Wort ist Wechsel!

Bloom. Allezeit!

Friedenberg. Jetzt gleich an meine Frau geschrieben und Ulriken die Nachricht gebracht! War mir ein Vergnügen — (dienert).

Bloom (ebenfalls). Großes, bei Gott, sehr großes (er begleitet Friedenberg)! — — Geleite mit (er kommt vor)! Doch noch (er nimmt eine Prise) in früher Morgenstunde — ein ganz erträgliches Geschäftchen gemacht! (Er schlägt die Dose vergnügt zu und geht ins Comptoir ab.)

Eins der mattern Lustspiele Toepfer's ist „Der Empfehlungsbrief“. Es handelt sich in demselben um ganz gewöhnliche Lustspielverwickelungen und allerlei Verwechselungen, bis am Schluß das gewünschte Ziel erreicht wird. Der alte Nikolaus Vollerfeld und die alte Mamsell Stengel sind die einzigen Charaktere, die eine komische Ader haben und in komische Situationen gerathen. Wenn dem Dramatiker bei diesem Stück irgendein Original vorlag, so muß es den südlichen Repertoiren angehört haben; denn diese Verwickelungen erinnern an die Intriguen der Degen- und Mantelstücke, wenn sie auch aus dem Romantischen ins Moderne übersetzt sind.

Viel trefflicher ist „Der beste Ton“, ein beliebtes Repertoirestück. Wie ein junger Modeherr, der seine Frau vernachlässigt, von einem Onkel Oberjägermeister und einer muntern Schwägerin in die Cur genommen und auch wirklich geheilt wird: das sehen wir hier in ergötzlicher Weise dargestellt. Vor allem hat diese Leopoldine von Strehlen, die außerdem noch ihren Anbeter, den grimmen Major, von seinen eifersüchtigen Grillen curirt, das Recht, die wegen ihrer Ueberlegenheit und ihres Scharfsinns gepriesenen Herren der Schöpfung zu verspotten, die auf das demüthige Geschlecht der Frauen so voll Mitleid herabsehen, und deren Auge doch nicht durch einen luftigen, von Frauenhand geschickt gewebten Schleier dringt. Es ist dies eine Glanzrolle für jugendliche Salondamen. Außerdem ist der treuherzige Oberjägermeister eine frische, kernige Figur und der verliebte und siegsgewisse Geck Sporting eine willkommene Aufgabe für Darsteller dieses Fachs.

Den bühnenpraktischen Autor, der selbst aus eigener Erfahrung den Werth der guten Rollen schätzen gelernt hat, erkennt man auch daran, daß er sich hütet, „flaue Rollen“, wie sie Benedix in seinem Werk über die Shakspearomanie charakterisirt, zu schaffen, und sich Mühe gibt, jedem einzelnen Fach sein Recht zutheil werden zu lassen. Für das Fach der „Gecken“ hat Töpfer liebevoll gesorgt und mannichfache Varietäten dieser Zierblume auf seinen Lustspielrabatten großgezogen. Dem ältlichen unwiderstehlichen Sporting tritt mit gleicher Siegsgewißheit der jüngere Ziert in der „Einfalt vom Lande“ an die Seite. Dieser witzhaschende Geck ist von Sporting wesentlich verschieden; ihm gibt das Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit die Sicherheit, den Frauen gegenüber unwiderstehlich zu sein. Daß er nicht blos Witze hascht, sondern bisweilen auch wirklich einfängt, und daß unter vielen gesuchten Einfällen sich auch manche gute und wirklich komische befinden, das macht ihn zu einer ergötzlichen Lustspielfigur; denn bei der Breite, die er in dem Stücke einnimmt, würde es unerträglich sein, wenn er fortwährend lauter Abgeschmacktheiten ans Licht förderte. Das Geckenhafte bleibt ihm doch gewahrt, es liegt in der eigenen Anerkennung, die er jeder seiner Witzraketen zutheil werden läßt, in den Brillantzügen, mit denen er seinen eigenen Namen stets unter sein Espritfeuerwerk schreibt.

Ueberhaupt ist die „Einfalt vom Lande“ eins der bessern Stücke Töpfer's, obgleich derartige Vormünder, wie der alte Murr, die ihre Mündel einsperren, um sie ungestört heirathen zu können, etwas Veraltetes haben und mehr in die Opera buffa als in das moderne Lustspiel gehören. Doch die Heldin des Stücks, die in ihrer Simplicität plötzlich eine höchst durchtriebene Intriguantin wird, ist eine sehr glückliche weibliche Charakterrolle, und der Mummenschanz gegen den Schluß hin sowie die ganze, im Sturmschritt fortschreitende Handlung lassen Bedenken gegen einzelnes weniger Wahrscheinliche nicht aufkommen. Ein Lustspielautor muß schon die möglichen Zufälle des Lebens für seine Zwecke arrangiren dürfen, und ohne gewisse Zugeständnisse an die Illusion der Bühne würden heitere Verwickelungen nicht möglich sein.

In „Freien nach Vorschrift“ sind der geizige Jeremias Sperber und der kaustische Amtsschreiber Bückling gut gezeichnete Charaktere, und da die Haupthandlung darauf hinausläuft, den Sieg einer edeln Gesinnung und geistiger Bildung über den ungünstigen Eindruck eines vernachlässigten Aeußern darzustellen, so hat das Lustspiel immerhin seinen haltbaren Grundgedanken. Auch in diesem Stück ist der Gang der Handlung munter und frisch, und die Zahl der Liebespaare, die am Schluß von der Thalia eingesegnet werden, geht fast noch über diejenige hinaus, mit welcher Roderich Benedix die Gemüther des Publikums zu beruhigen pflegt. Man sollte bisweilen glauben, die deutsche Lustspielmuse sei auf Traugebühren angewiesen.

Der Schauspieldichter Töpfer kann nicht dieselbe Bedeutung in Anspruch nehmen, wie der Lustspieldichter. Seine Schauspiele sind bühnengewandt, von sehr lebendigem Fortgang der Handlung, aber ohne poetischen Geist und innerliche Vertiefung. Merkwürdigerweise war sein erstes erfolgreiches Stück eine Bearbeitung des Goethe'schen Epos „Hermann und Dorothea“ für die Bühne. Die Einleitung berichtet über das Stück und seine Schicksale:

Dasselbe wurde im Anfange des Jahres 1820 zum erstenmale am Hofburgtheater zu Wien aufgeführt und errang großen Erfolg; sämmtliche Darsteller sowie der Verfasser wurden her-

vorgerufen. Das Stück hatte seine Feuerprobe bestanden, und nun richtete Toepfer seinen Blick dahin, wo das dem Schauspiel zu Grunde liegende Gedicht geschaffen worden war: nach Weimar. „Hermann und Dorothea" dort, unter den Augen Goethe's aufgeführt zu sehen, mußte den Stolz des jungen Bühnenschriftstellers ausmachen; er legte deshalb seine Arbeit dem Regisseur Genast, welchem er sein Manuscript zusendete, warm ans Herz. Nicht lange sollte Toepfer auf Antwort harren, und — was er kaum zu hoffen gewagt — Goethe urtheilte mit großer Wärme über die Dramatisirung seines Idylls. Genast's Schreiben enthielt eine mündliche Aeußerung des Dichters, welche dieser gethan, nachdem er das Schauspiel gelesen. „Schreiben Sie dem Verfasser", hatte Goethe gesagt, „das sei sehr geschickt gemacht. Hätte ich gefunden, daß in dem einfachen Idyll solche Theaterwirkung stecke, so wäre die dramatische Bearbeitung von mir selbst unternommen worden. Uebrigens ist es mir lieb, wenn das Stück überall gespielt wird; da es die Quelle angibt, so wird man aus Neugier nach meinem Gedichte, das bisher wenig populär geworden ist, greifen."

Diese Mittheilungen sind in mehr als einer Hinsicht interessant. Zunächst nehmen wir Act von dem Geständniß Goethe's, daß sein „Hermann und Dorothea" wenig populär geworden sei, ein Geständniß, das aus dem Jahre 1820 stammt, also das Bekenntniß eines siebzigjährigen Poeten ist. Goethe wünscht, daß sein Gedicht durch Toepfer's Bearbeitung populärer werde! Gibt es eine größere Ironie für deutsche Zustände? Und wenn unsere Classiker solche demüthigende Aeußerungen thaten — was sollen wir von der Popularität der bessern modernen Autoren halten? Im übrigen ist das Urtheil Goethe's sehr liberal und milde. Die classischen Hexameter des großen Dichters sind in Theateriamben umgewandelt, denen die künstlerische Würde und edle Schönheit gänzlich fehlt; wer würde den Goethe'schen Genius aus diesem Familiengemälde wiedererkennen? Man nehme irgendwelche Verse, z. B. die Rede des alten Feldern gleich in der ersten Scene:

> Komm her, mein Mütterchen, komm Alte, komm!
> Wir sind denn schon ein hübsches Stückchen Weges
> Zusammen Hand in Hand gewandert, nimmer,
> Auch nicht ein einzig mal, hab' ich's bereut.
> Des Mannes Glück schafft nur 'ne gute Hausfrau;
> Das ist's, was Hermann nicht versteht, nicht fühlt,
> Was er verstehen, was er fühlen sollte.
> 'ne Tochter soll er bringen in das Haus
> Nach meinem Wunsch, aus stattlicher Familie
> Und nicht mit leeren Händen, denn das ist
> Nicht gut, wenn in ein reiches Haus
> Ein armes, ein ganz armes Mädchen kommt.
> Sieh, das möcht' ich erleben, daß er's thäte.
> Da aber kriecht er kalt herum in Bergen,
> Wird zum Gespötte aller jungen Dirnen,
> Und seines alten Vaters Lieblingswunsch
> Bleibt unerfüllt, und keinen Enkel wieg' ich,
> Ein glücklicher Großvater, auf dem Knie,
> Und lebe in dem Wachsen und Gedeihen
> Die eigne Jugend noch einmal zurück.

Man vergleiche diese Verse mit Goethe'schen Hexametern, und man hat den Eindruck, als wirbele uns hier nur der Staub entgegen, den Kalliope von ihren Schuhen geschüttelt hat. Das Bühnengerechte in dem Arrangement der Scenenfolge und der theatralischen Wirkungen, wie z. B. der Brunnenscene, in welche ein Motiv aus der spätern Wanderung durch den Weinberg glücklich verwebt ist, läßt sich freilich nicht verkennen, auch ist gegen den Schluß hin die dramatische Spannung und Steigerung gut gewahrt, wozu indeß die Dichtung schon die Motive an die Hand gab. Doch wie wenig kommen diese äußern Bühnenkünste, ohne welche freilich eine theatralische Aneignung unmöglich war, in Betracht gegenüber der poetischen Herabstimmung der Dichtung, die ihren unnachahmlichen Duft und Zauber ganz verloren hat!

„Der reiche Mann oder die Wassercur" ist ein Schauspiel ganz im Geist der Iffland-Kotzebue'schen Schule. Der Inhalt ist einfach. Der Sohn des reichen Mannes heirathet ein armes Mädchen, während ein vornehmer Graf für seine Tochter auf ihn speculirt hat. Der reiche Mann, ein ordenssüchtiger Commerzienrath, sagt sich von seinem Sohne los, bis er am Schluß durch Vermittelung einer Wassercur und eines edel gesinnten Doctors sich wieder mit Sohn und Schwiegertochter aussöhnt. Die Noblesse mit ihren falschen Vorurtheilen spielt in dem Stück die lächerliche Rolle; an einem Intriguanten aus dem Bereich der Schreiber und Secretäre, aus welchem seit Schiller's Wurm diese giftigen und heimtückischen Hetzer genommen zu werden pflegen, fehlt es auch nicht, ebenso wenig an rührenden Scenen.

Das Schauspiel „Schein und Sein" ist dasjenige Stück, in welchem Toepfer den tiefsinnigsten Anlauf nimmt und jenes Gebiet streift, auf welchem die Welt- und Lebensbetrachtung des großen britischen Dichters vorzugsweise heimisch ist. Der Dialog dieses Stücks unterscheidet sich in auffallender Weise von den kurzgeschürzten Wechselreden, in denen sich sonst die Toepfer'schen Charaktere, mit Beschränkung auf das Nothwendigste, bewegen. Hier ergehen sich die Helden und Heldinnen oft in längern Ergüssen, die bisweilen etwas gedrechselt oder salbungsvoll sich geben und oft an das Schönrednerische streifen. Den Voraussetzungen der Handlung aber fehlt die Wahrscheinlichkeit; es ist nicht genug hervorgehoben, warum Graf Brok durchaus die ihm so unbedeutend erscheinende Auguste heirathen muß. Diese, anfangs aus Verlegenheit und Liebe eingeschüchtert und unfähig, das Beste ihres Wesens herauszukehren, spielt darauf absichtlich die Alberne, ein Motiv, das an das bekannte „Gänschen von Buchenau" erinnert. Auf einem Maskenball aber erobert sie unerkannt gerade durch ihren Geist den Bräutigam. Das Stück ist wieder mit vielem dramatischen Geschick componirt, doch mit einem breiten Pinsel ausgeführt, der in Toepfer's Händen befremdet.

Wenn schon hier in der Motivirung manches Unbegründete und Forcirte mit unterläuft, wenn man besonders nicht einsieht, warum Auguste durchaus ihrem Gatten albern erscheinen will, und was sie damit zu erreichen sucht, da ihr Herz doch nach der Liebe desselben strebt, so ist die Grundlage des Schauspiels „Zurücksetzung" noch weniger dramatisch; denn die grundlose Abneigung einer Mutter gegen eine schöne und liebenswürdige Tochter gehört in das Gebiet jener Idiosynkrasien, die ein pathologisches Interesse, aber keine menschliche Theilnahme erwecken. Auch verläuft das Stück ganz wie eine Cur in den Heilanstalten für Gemüthskranke. Der Arzt ist ein munterer Onkel, welcher die

richtige Diagnose stellt, dann der Tochter einredet, daß sie nur die angenommene Tochter sei, worüber diese in freudige Aufwallung geräth, da der tiefste Schmerz ihres Lebens geheilt ist, und durch diese Wandlung auch das Eis um das Herz der Mutter schmilzt. Solche psychologische Vorgänge sind mehr novellistisch als dramatisch. Die Schnelligkeit, mit welcher die bevorzugte Schwester auf die Hand ihres Bräutigams verzichtet, den sie nur heirathen wollte, um überhaupt unter die Haube zu kommen, macht überdies einen Eindruck, welcher über denjenigen angenehmen Leichtsinns hinausgeht. Das ganze Stück ist forcirt und geschraubt.

Nach einem englischen Plan entworfen ist das beliebte Bühnenstück „Gebrüder Foster oder das Glück und seine Launen"; das Schicksal zweier Brüder, von denen der eine, ein bettelhafter Vagabund, durch die Ehe mit einer reichen Witwe, die ihn in einem Anfall von englischem Spleen zum Gatten wählt, in die glänzendsten Vermögensverhältnisse kommt, während der andere, ein angesehener Kaufmann, bankrott wird, ist mit einem Parallelismus greller Contraste gezeichnet, welcher nirgends die Complementärfarben vermissen läßt. An rührenden Scenen fehlt es in dem Stücke nicht, das aber doch, bei aller künstlerischen Linienführung, nur auf melodramatische Effecte hinarbeitet.

Die Stücke des vierten Bandes der Toepfer'schen Werke gehören in das Gebiet des historischen Lustspiels, obgleich meistens das Historische hier nur die Bedeutung hat, daß einzelne große Männer, wie Friedrich der Große und Karl XII., in eine durchaus anekdotenhafte Handlung, die dem Privatleben angehört, mit verwebt sind. Das Lustspiel „Des Königs Befehl" war das zweite Stück Toepfer's, das mit großem Erfolg über die deutschen Bühnen ging und sich lange auf denselben erhielt, obschon diese Cabinetsjustiz, welche Ehen commandirt und abcommandirt und sich der gewaltthätigsten Eingriffe in das Privatleben schuldig macht, mehr für die chinesische Dramatik paßt, in welcher sie in Blüte steht, und gegenwärtig durchaus einen veralteten Eindruck macht. In dem ernstern Stück: „Der Tagesbefehl", dessen eigentliches Movens ebenfalls Friedrich der Große ist, handelt es sich um die Strenge militärischer Disciplin, die als ein noch immer fortwirkendes Motiv auch für unsere Zeit noch Interesse erregt. Der Ernst der Kriegsgesetze, der mit einer tragischen Verwickelung droht, wird durch die Gnade des Königs am Schluß gemildert und ein versöhnender Ausgang herbeigeführt. „Karl XII. auf der Heimkehr" ist von diesen Stücken das beste; die Fäden sind sehr geschickt verschlungen und hängen mit geschichtlichen Ereignissen von Bedeutung zusammen; der Charakter des eisenköpfigen Soldatenkönigs ist trefflich gezeichnet, ebenso ist der Bauer Adam Wählig eine Gestalt von echtem Schrot und Korn; das Genrebild und das militärische Tableau lösen sich ab, ohne die energisch fortschreitende dramatische Handlung in einen bloßen Bildercyklus zu verwandeln, und obschon das Stück nicht über die Bedeutung der dramatisirten Anekdote hinauskommt, so hat es doch innern Zusammenhalt, Spannung und geschichtliche Perspectiven. Schwach ist das Drama „Böttcher, der Goldmacher", theatralisch lebendig und spektakelhaft, doch ohne innern Kern; die Bedeutung des Hauptcharakters selbst wird unter einer Menge äußerlicher Lärmscenen, genrehafter Bilder, hofstaatlicher Ceremonien, soldatischer Anekdoten gleichsam erstickt, sodaß sein innerliches Leben durchaus nicht zur Geltung kommt.

Die Gesammtausgabe der Toepfer'schen dramatischen Werke erscheint uns als ein verdienstliches Unternehmen, da sie das Bild eines tüchtigen Bühnenschriftstellers uns in seiner Gesammtheit vor Augen rückt. Daß die zwei ersten Bände als Lustspiele, die zwei letzten als Schauspiele bezeichnet sind, erscheint uns nicht zutreffend, denn der zweite Band enthält das Schauspiel „Der reiche Mann oder die Wassercur", und im vierten Band finden sich die Lustspiele „Des Königs Befehl" und „Karl XII. auf der Heimkehr". Wir geben zu, daß die Grenzen zwischen diesen Schau- und Lustspielen fließende sind und das letzte Stück mit seinen ernsten Scenen ebenso gut als Schauspiel bezeichnet werden könnte. Doch gerade deshalb ist die Unterabtheilung mindestens eine müßige und würde bei einer zweiten Auflage, die wir dieser Sammlung lebhafter und theatralisch wirksamer Stücke wünschen, besser fortbleiben.

Rudolf Gottschall.

Schriften zur Literaturgeschichte.

1. Studien und Kritiken von Adolf Rutenberg. Berlin, Staude. 1874. Gr. 8. 1 Thlr.

In Nr. 14 d. Bl. f. 1873 hatten wir Gelegenheit, ein Schriftchen des Verfassers über die dramatischen Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs zu beurtheilen; das vorliegende Buch ist umfassender und zugleich mannichfaltiger. Die in demselben enthaltenen Aufsätze sind vielleicht Wiederabdrücke früher veröffentlichter Arbeiten, jedenfalls legen sie Zeugniß ab für eine diesem Schriftsteller eigenthümliche Gabe gedanken- und geistreicher Darstellung, welche allerdings im wesentlichen auf dem Grunde der Kritik aufgewachsen ist. Doch Rutenberg's Kritik, so entschieden und ätzend sie in manchem Aufsatze hervortritt, ist an anderer Stelle wieder aufbauend; dabei ist der Gedankenausdruck, mag er auch zuweilen noch die französische Schule verrathen, frisch und interessant; ist der Leser hin und wieder einem etwas kecken Urtheil, einem etwas weit umfassenden Generalisiren gegenüber geneigt, in Gedanken ein Fragezeichen zu machen, so schadet das im Grunde auch nichts; wir sehen uns doch einem Schriftsteller gegenüber, dessen sehr unumwundenes Urtheil eingehende Kenntniß, eigenen Geist und tüchtige ästhetische Grundanschauungen hinter sich hat.

Das Buch wird eröffnet durch den umfassendsten der mitgetheilten Aufsätze: „Zur Symbolik der menschlichen Gestalt", welchem sich mit einer gewissen Verwandtschaft

der zweite: „Problematische Naturen und andere unvollkommene Charaktere“, anreiht. Auf diese beiden bezieht sich, was wir über die Liebhaberei Rutenberg's für das Generalisiren bemerkten; aber die scharfe Weltbeobachtung des Verfassers, seine in Gedanken und Wort frische Darstellung ziehen uns behaglich fort, interessiren uns allezeit. Es ist eigentlich aus derartigen Aufsätzen nicht wol etwas mitzutheilen; als Probestück sei hier aus dem zweiten Aufsatz eine Seite über die Langeweile mitgetheilt:

Die Langeweile zerfällt bekanntlich in eine philiströse, welche sich am häufigsten bei außer Dienst gesetzten Beamten, pensionirten Militärs, zurückgezogenen Rentiers und überhaupt solchen Leuten einfindet, die nach einem emsigen Hamsterleben ihre letzten Tage in Ruhe zuzubringen gedenken und dann schließlich noch am Rande des Grabes die unangenehme Erfahrung machen, daß solches ruhiges Dasein doch auch ein schweres Stück Arbeit ist. Dies ist die gemeine Langeweile, und an dieser leiden eine ganze Masse Personen. Auch ist sie keineswegs tödlich, nicht einmal ernstlich gefährlich, vielmehr kann man dabei alt und grau werden und schließlich an einer ganz gewöhnlichen Menschenkrankheit sterben.

Die göttliche Langeweile dagegen ist eine sehr enorme Erscheinung. Nur hohe Geister, geniale Menschen können ihr zum Opfer fallen. Sie ist keine bürgerliche Medicin, welche man als beruhigendes Mittel einnimmt, nein, sie ist vielmehr die aufregendste Leidenschaft, vielleicht das fürchterlichste Gespenst der Finsterniß, welches uns seine Krallen bei nächtlicher Weile wie bei hellerlichtem Tage, in belebten Salons wie in der einsamen Studirstube mit grinsendem Lächeln entgegenstreckt. Diese Langeweile ist eine höchst gefährliche Krankheit, die, wenn sie einmal einen gewissen Grad erreicht hat, unheilbar ist und nicht selten zum Selbstmord führt. Der Tod vor Langerweile aber ist die fürchterlichste Folge eines sogenannten verfehlten Lebensberufs. Der Spleen der Engländer ist nur eine nationale Abart dieses allgemeinen Weltübels. Es ist das Selbstgeständniß unserer geistigen Beschränktheit, die Ohnmacht des Menschen der Zeit, dem Raume und dem Leben gegenüber. Das Leben und die Menschheit mit ihren ewigen Wiederholungen, die unendlich langweilige Posse, welche alle Tage auf der Weltbühne hertragirt wird, „Menschenekel und Tintenscheue“, wie der große Staatsmann Freiherr vom Stein sich ausdrückt. Es ist die genialste geistreichste Form der Blasirtheit, an der unsere größten Geister gelitten haben, das testimonium paupertatis, welches sich die Menschheit alle Tage selber ausstellt. Ich könnte die ganze geschriebene und gedruckte Weisheit unserer Gelehrten und Philosophen, unserer Dichter und Staatsmänner zu Zeugen aufrufen für die große Wahrheit.

„Das Leben ist keine klug ausgesonnene Täuschung“, sagt Thomas Carlyle, „es ist eine große Wahrheit, daß du lebst und athmest.“ Ja, es ist in der That eine sehr schwierige Arbeit, das Leben sich interessant zu machen. Diese große Wahrheit hat auch mir manchmal mit ihren gespenstischen Zügen recht tief in das Antlitz geblickt, auch ich habe diesen Geist der Lebensflucht, der Jenseitsnähe auf meinen Knien geschaukelt, mich dann aber recht ernsthaft gefragt, ob wir denn kein Universalmittel, keinen wirksamen Bannfluch gegen diese Doppelgängerei, gegen diese Neigung zum Monologismus besitzen.

Ja, es gibt ein Mittel gegen diese entsetzliche Krankheit. Es ist kein Geheimmittel, kein Tränkchen, wie es Mephisto dem Dr. Faust in der Hexenküche brauen läßt. Es ist ein offenes ehrliches Hausmittel von der einfachsten Composition und der einfachsten Anwendung, es ist die Liebe. Nicht die kleine egoistische Liebe zu uns selber und unserer Ehefrau; nein, die große herrliche uneigennützige Liebe zur Menschheit, die aus dem Bewußtsein entspringt, daß wir alle hier auf Erden, vom Geringsten bis zum Erhabensten, eine Mission haben, eine Mission, die kein anderer als wir zu erfüllen im Stande sind, daß, wenn wir unsern Platz vor der Zeit gegen den Willen der Natur verlassen, dieser Platz ewig unausgefüllt bleibt, daß dadurch eine Lücke im Weltall entsteht, für welche uns dereinst ewige Rechenschaft abgefordert wird. Auf seinem Platze ausharren soll der Mensch mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln.

Daß der Verfasser auf dem Felde der Kunstkritik sich gleichfalls mit Kenntniß und Grazie zu bewegen weiß, zeigen die beiden Aufsätze über Schlachten- und Landschaftsmalerei. Der Aufsatz über den Umgang mit Büchern führt uns ein in die Reihe der literarischen Kritiken, welche wir als des Verfassers eigentliches Lieblingsgebiet betrachten möchten. An die frühere Arbeit erinnern noch die beiden Aufsätze über Sardou's „Fernande“ und Dumas' „l'Homme-femme“; „Ludmilla Assing und die literarischen Resurrectionisten“, „Der deutsche Roman der Gegenwart“, „Die berliner Kritik“ sind Aufsätze, welche offenkundige und doch keineswegs immer mit dem geziemenden Muthe gerügte Schwächen unserer literarischen Hervorbringung behandeln. Rutenberg's Tinte ist sehr reich an Galläpfeln und Essig; er sagt alles, was er sagen will, mit der deutlichsten Deutlichkeit; dem landläufigen Urtheil scharf zu widersprechen, darauf kommt es ihm gar nicht an, man sehe z. B. was er über Cicero sagt. Nicht minder entschieden aber ist sein Urtheil über Lebende. Ueber Schriftsteller wie Paul Lindau, über dessen „Maria und Magdalena“ in so unumwundener Weise eine scharfe Ansicht zu äußern, dazu gehört ohne Zweifel Geist und Muth; wir sehen mit einem gewissen Behagen zu, wie literarische Größen, welche sich nicht selten in schärfster Weise über andere Schriftsteller geäußert, nun auch die kritische Geisel zu fühlen bekommen. Ueber Gutzkow z. B. sagt er:

Die jungdeutsche Schule hat nur große Kritiker, keine eigentlich productiven Schriftsteller hervorgebracht. Das lag in dem Charakter dieser Schule. Es fehlte ihr der Grund und Boden zur Errichtung einer großen Schöpfung; es fehlte ihr das Princip, die einheitliche Idee, ohne welche literarische Productionen Gefahr laufen, sich zu bloßen theoretischen Versuchen zu verflüchtigen. Von dieser Art sind die großen Gutzkow'schen Romane. Keiner derselben ist jemals populär gewesen, ja ich zweifle darán, ob sie überhaupt jemals und auf irgendjemand eine ihrer Größe und dem dabei aufgewendeten Geiste entsprechende Wirkung ausgeübt haben. Wer wie Gutzkow die Welt durch das zersetzende Medium der Kritik beobachtet, wer, statt den frischen Pulsschlag des Lebens mitzumachen, die Function eines Arztes am Bett des kranken Zeitgeistes übernimmt, der wird am allerwenigsten im Stande sein, einen guten Roman zu schreiben. So wenig wir uns auch im übrigen dem Standpunkt der Romantiker anschließen, das muß man ihnen doch lassen, daß sie mit den dämonischen Gewalten, die im Leben und im Romane eine der hervorragendsten Rollen spielen, sehr intim bekannt waren, und daß ihre Darstellung, wennschon meistens verzerrt und unnatürlich, doch auch sehr oft hinreißend und geradezu überwältigend ist. Gutzkow und seine Freunde wollen diesen Mangel durch das geistreiche Element ersetzen. Aber hier gilt der Satz: wenn du rühren willst, sei selber gerührt. Mit geistreichen Paradoxen und kaustischer Ironie, wie sie Gutzkow als echtes berliner Kind mit der Muttermilch eingesogen hatte, wird man keine Menschenseele zur Rührung zwingen oder auch nur die Phantasie nachhaltig interessiren. Dieses Verhängniß verfolgt Gutzkow bis in seine neuesten Productionen, von denen die „Söhne Pestalozzi's“ viel gute und große Gedanken enthalten, als Roman aber fast ebenso unhaltbar sind wie der „Zauberer von Rom“ oder die „Ritter vom Geiste“.

Gutzkow ist die Antwort darauf nicht schuldig geblieben, wie aus dem letzten Aufsatze „Herr Karl Gut-

kow der Vielgeliebte und Vielgelesene" zu schließen ist, welcher dem Verfasser der „Ritter vom Geiste" unangenehme Dinge sagt. Kurz, Rutenberg führt eine geschickte und geistreiche kritische Feder, welcher wir im Interesse der von ihm so schneidig beurtheilten Zustände der berliner Kritik alles Gedeihen wünschen mögen.

2. Johann Georg Hamann. Lichtstrahlen aus seinen Schriften und Briefen. Mit Erläuterungen und einer biographischen Einleitung von H. K. Hugo Delff. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr.

Der Lichtstrahlen aus deutschen Schriftstellern besitzen wir bereits mehrere Sammlungen, aus Jean Paul, Georg Forster, Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Börne u. s. w., und sie haben die unverkennbare Annehmlichkeit, daß sie eine Reihe bedeutender Gedanken in handlicher Form zusammengestellt darbieten. So lag es nahe, in gleicher Weise den hauptsächlichen Gedankengehalt aus den Schriften des wundersamen „Magus in Norden" auszuziehen, wie die Zeitgenossen den königsberger Denker nannten, welcher mit begeisterten Prophetenschritten der Schar der Genies voranging. Der Herausgeber, Hugo Delff, schickt der Sammlung eine biographische Einleitung voraus, welche über des schon von den Zeitgenossen mehr bewunderten als verstandenen Mannes Leben und Schriften Bescheid gibt. Hamann, so scheint es uns, gehörte zu denjenigen Menschen, welche mehr durch ihre Persönlichkeit als durch ihre Schriften wirkten; die letztern galten bereits den Mitlebenden als schwer faßbar, und auch heutzutage ist die Zahl derer, welche den Schlüssel zu diesen geheimnißvollen, in wunderlichster Sprache dargebotenen Anschauungen gefunden zu haben vermeinen, nicht eben groß, wie Hamann's Gemeinde wol nie zahlreich war. Der Herausgeber gehört dieser kleinen Gemeinde an, aber auch er war, um seinen Propheten verständlich zu machen, nicht selten genöthigt, durch Einschaltungen schwer verständliche Gedanken zu erläutern, fernliegende Anspielungen zu deuten. Wir möchten fast meinen, daß, wer überhaupt für diese Auszüge aus Hamann's Schriften Verständniß besitze, ebenso gut zu seinen „Gesammelten Werken" greifen mag; anderntheils sind diese Werke selbst nicht nur so wenig verbreitet, sondern auch so schwer zu verstehen, daß es der Geduld und der Anschauungsfähigkeit eines Adepten bedarf, um über der Lektüre nicht zu ermüden. Und da ist es dann willkommen, in einem solchen Buche einen wohlmeinenden und unterrichteten Führer zu finden, welcher uns die Wanderung durch die Wildniß erspart dadurch, daß er uns die schwer zu gewinnenden Früchte sammelt und bereitwillig zum Genusse vorsetzt. Leichte Kost freilich ist es nicht, sondern auch diese Auswahl fordert unser Denken mächtig heraus, gibt uns manches Räthsel auf. Möge das Buch dazu beitragen, den wundersamen Magus unserer Zeit wieder näher zu bringen!

3. Konrad Eckhof's Leben und Wirken. Eine biographische Skizze von Joseph Kürschner. Wien, Hartleben. 1872. 16. 8 Ngr.

Ein Büchlein von 67 kleinen Seiten über den großen Schauspieler kann, so scheint es, nicht eben viel bringen; insofern ist die Bezeichnung als biographische Skizze gerechtfertigt. Der Verfasser hat eine Reihe von Notizen gleichzeitiger Schriftsteller zusammengetragen; doch möchten wir meinen, daß des Stoffs über Eckhoff wol noch mehr vorhanden wäre, vornehmlich aus den Urtheilen des weimarer Kreises. Eckhof's literarische Thätigkeit ist nur kurz erwähnt, nicht näher betrachtet. Im übrigen sind die gebotenen Mittheilungen über den großen Künstler dankenswerth, manches anziehend und bedeutsam. Eine eingehende Darstellung Eckhof's und seiner Zeitgenossen ist noch zu schreiben und wird ein schätzenswerther Beitrag zur Geschichte der glänzendsten Zeit unsers Schriftlebens sein.

4. Goethe's dramatische und epische Hauptwerke, kurz erläutert und beurtheilt von Karl Hoheisel. Eisenach, Bacmeister. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.
5. Die Kerkerscene aus Goethe's Faust. Von Th. Mertens. Hannover, Helwing. 1873. 8. 5 Ngr.
6. Ungedruckte Briefe Goethe's nach der Zeitfolge geordnet von C. A. Diezel. Leipzig, Wartig. 1873. 4. 20 Ngr.
7. Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Bändchen 11, 19, 20, 21: Goethe's „Götz", „Faust, erster und zweiter Theil". Von Heinrich Düntzer. Leipzig, Wartig. 1873. Gr. 16. Jedes Bändchen 5 Ngr.

Es ist erfreulich, von jenseits der Grenzen des Deutschen Reichs, aus Goldingen in Kurland, eine tönende Stimme zum Preise Goethe's zu vernehmen. Ueber Zweck und Ziel der unter Nr. 4 verzeichneten Arbeit spricht sich der Verfasser im Vorwort dahin aus, er habe, da die Besprechung der Werke Goethe's in dessen Biographien und in den literargeschichtlichen Büchern zu dürftig, die Einzelschriften zur Erläuterung des Dichters zu gelehrt und umfassend seien, sich bemüht, „das bereits von andern ausführlicher Behandelte zusammenzufassen und zu popularisiren, sowie im einzelnen seine besondere, von den Vorgängern abweichende Auffassung darzulegen und, wo ihm eine Lücke in den bisherigen Untersuchungen vorzukommen schien, dieselbe auszufüllen". Eine in der That sehr bescheidene Weise, den Inhalt des Buchs zu bezeichnen; derselbe bringt mehr, als das Vorwort verheißt. Der Verfasser bespricht elf Hauptwerke Goethe's in einer Reihe einzelner Aufsätze, welche sich gefällig aneinanderschließen. Obwol jeder Anschein der Gelehrsamkeit vermieden ist, so ersehen wir, daß die Arbeit auf gediegener Kenntniß und reifem Durchdenken ruht. Mit dem Urtheil über die einzelnen Dichtungen und ihre Gestalten fühlen wir uns so gut wie immer im Einverständniß; es ist lichtvoll, überzeugend, warm empfunden, die Darstellung einfach und ansprechend. So läßt sich das Buch allen nicht zur Gelehrtenzunft gehörigen Lesern und vornehmlich auch allen Leserinnen, welche den Genuß der edelsten Dichtungen Goethe's zugleich durch das Lesen einer gediegenen Besprechung derselben nachhaltig machen wollen, von Herzen empfehlen.

Das unter Nr. 5 verzeichnete Heft ist eigentlich Sonderabdruck einer Abhandlung aus einem Programm der zweiten hannoverschen Stadttöchterschule. Es ist nur mit Dank anzuerkennen, daß eine so treffliche Arbeit nicht in dem Jahresbericht einer Schule begraben bleibt, sondern in weitere Kreise hinausgeht. Auch bietet die Abhandlung mehr als sie verspricht; sie bringt nicht allein eine feindurchdachte Besprechung der Kerkerscene, sondern fügt derselben eine

Reihe der treffendsten Bemerkungen über den „Faust" im allgemeinen bei. Wenn alle Töchterschulprogramme so gediegene, gedankenreiche Abhandlungen brächten, so dürften wir sehr zufrieden sein.

Der Herausgeber des unter Nr. 6 verzeichneten Hefts, C. A. Diezel in Elsterberg, veröffentlicht aus der von ihm angefertigten chronologischen Aufstellung aller bisjetzt bekannt gewordenen Briefe von Goethe — über 7200 Nummern — die Hauptnotizen über die noch nicht gedruckten. Es sind derselben 985 verzeichnet, Jahr und Ort der Abfassung, Empfänger und gegenwärtiger Besitzer sind angegeben, in den meisten Fällen auch die Anfangsworte. Die ganze Veröffentlichung hat nur für denjenigen Werth, der sich mit den eingehendsten Goethe-Studien beschäftigt und dadurch etwa Gelegenheit erhält, noch nicht gedruckte Schriftstücke Goethe's einzusehen. Doch betrachten wir als Pflicht, den nachfolgenden Absatz des Vorworts auch hier an vielgelesener Stelle zum Wiederabdruck zu bringen:

Wenn geehrte Besitzer von weitern noch ungedruckten Goethe-Briefen der hiermit ausgesprochenen Bitte Gehör schenken wollten, die betreffenden Daten vor der in Aussicht genommenen Drucklegung des Hauptverzeichnisses an mich gelangen zu lassen, so würde ich dies dankbarlichst anerkennen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß eine große Zahl ungedruckter Blätter von Goethe's Hand in den verschiedensten Handschriftensammlungen verstreut ist; möchten die Besitzer es nicht verabsäumen, dem fleißigen Sammler der Goethe-Briefe die erbetene Mittheilung zu machen.

Die „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" (Nr. 7) sind vom Berichterstatter an dieser Stelle schon wiederholt besprochen und nach ihrem Werthe gewürdigt worden. Es wird daher eine kurze Erwähnung der vorliegenden Bändchen um so mehr genügen, als der Geist, in welchem alle diese Commentare gehalten sind, durchgängig derselbe ist und wir seiner Bewährung in alles Detail hinein an dieser Stelle nicht zu folgen vermögen. Die vier Bändchen, sämmtlich aus Düntzer's Feder, behandeln Goethe's „Götz" und „Faust" erster und zweiter Theil. Düntzer ist als kundiger Erläuterer Goethe's genugsam bekannt. Die inhaltreichen und dabei billigen Bändchen werden demjenigen, welcher über Goethe's Dichtungen, ihre Entstehung und ihren Inhalt gediegene Belehrung sucht, willkommen sein.

8. Aus dem persönlichen Verkehr mit Franz Grillparzer. Von Auguste von Littrow-Bischoff. Wien, Rosner. 1873. 8. 1 Thlr.

Es gehört zu den Unannehmlichkeiten im Leben eines berühmten Mannes besonders unserer Zeit, daß er eigentlich nie sicher ist, ob nicht das harmloseste Wort, welches er heute spricht, morgen schon im Feuilleton einer Zeitung, die Spalte zu so und so viel Thalern, zu lesen ist; der berühmte Mann hat dadurch wenigstens das zweifelhafte Vergnügen, berechnen zu können, wie viel Friedrichsdor der Herr X.Y.Z. an ihm verdient hat. Groß angelegte Naturen, wie Bismarck, mögen nicht selten leiden unter dieser Rücksichtslosigkeit ihrer Gäste, unter dieser Nothwendigkeit des steten Aufpassens auf sich selbst, für welche es nur einen bescheidenen Ausgleich darin gibt, daß ihnen auf diese Weise bisweilen die Möglichkeit geboten ist, mit vollem Bewußtsein manches in die Oeffentlichkeit zu bringen, was sich keineswegs zum Gegenstand eines diplomatischen Actenstücks eignet, ein Kunstgriff, welchen Bismarck gleichermaßen trefflich versteht. Jedenfalls hat der Mann, über welchen unser Buch handelt, Grillparzer, unter dieser Rücksichtslosigkeit der Fahrenden von der Feder schwer zu leiden gehabt:

Ich bin tauber als je, und jetzt wollen alle kommen und mit mir sprechen. Ich helfe mir freilich damit, daß ich jeden reden lasse, was er will, was ja auch bei Nichttauben das Klügste ist, was sie thun können. Da kam gestern ein Verwandter, ich hörte ihm sehr aufmerksam zu bis ans Ende, allein ich weiß nicht ein Wort von dem, was er gesprochen hat. Und doch ist es gerade, als wenn die andern taub wären und mich nicht verständen. Allen möglichen Unsinn erzählen sie, den sie von mir wollen gehört haben. Und nicht genug damit, sie lassen ihn auch noch drucken. Letzthin stand erst wieder in der Zeitung, ich hätte gesagt, Thoas spräche wie ein weimarischer Hofrath. Ich habe allerdings das Wort Hofrath ausgesprochen, allein es bezog sich auf die ganz untergeordnete Person des Abgesandten, Arkas, der in etwas steifgemessener Weise auftritt. Von dem sagte ich scherzend, er spräche wie ein taurischer Hofrath. Von Thoas so etwas zu sagen, wäre geradezu eine Dummheit. Solches Geschwätz macht mir Begegnungen mit Fremden immer schwerer, und man sieht daraus, daß die Leute nur kommen, um irgendetwas zu haben für die Zeitungen.

Das vorliegende Buch gehört indeß nicht zu diesen rügenswerthen literarischen Rücksichtslosigkeiten. Frau Auguste von Littrow-Bischoff ward im Jahre 1863 bei dem hochbetagten Dichter der „Ahnfrau" und der „Sappho", der „Medea" und des „Ottokar" eingeführt. Allezeit einsiedlerischen, schwerlebenden Wesens, durch das Gefühl unverdienter Nichtbeachtung gekränkt, lange Zeit sogar um seines Freisinns willen beargwohnt, endlich auch durch einen unglücklichen Fall im Gehör geschwächt, war Grillparzer für die Beweise dauernder Anhänglichkeit um so dankbarer, je mehr er von überlästiger Zudringlichkeit überlaufen ward. Frau von Littrow besuchte den alten Herrn nicht eben häufig, wie das in der Großstadt, bei einem durch Badereisen und Sommerfrischen hervorgerufenen öftern Wechsel des Aufenthalts erklärlich ist, aber häufig genug, um die Fäden gegenseitigen Wohlwollens nicht zerreißen zu lassen, sondern immer stärker zu machen; frauenhaft liebenswürdige Aufmerksamkeiten zu Weihnachten oder zum Geburtstag, Gaben an Blumen, Früchten, zierlichen Arbeiten, neuerschienenen Büchern wanderten in des alten Herrn stilles Arbeitszimmer; er dankte durch sein Bild oder einen herzlichen Brief. Und so währte dieses Verhältniß ein Jahrzehnt lang bis zu Grillparzer's Tode. In der Unterhaltung selbst war der Dichter, schon um seiner Schwerhörigkeit willen, minder der Empfangende als der Gebende:

Von dieser Zeit an — Mai 1865 — schrieb ich, wenn es mir möglich war, seine Worte und die mit ihm gepflogenen Unterredungen nieder, und wenn ich den Meinigen, die wol auch den Dichter zeitweise besuchten, davon erzählte, waren sie so sehr erfreut, daß es mir als eine Art Familienpflicht erschien, diese unvergeßlichen Stunden nach Möglichkeit für sie festzuhalten. Die nachfolgenden Mittheilungen sind das Ergebniß meiner Aufzeichnungen; da diese Unterredungen ohne den leisesten Hinblick auf die Möglichkeit einer Veröffentlichung niedergeschrieben wurden, erschien es um so mehr angezeigt,

alles, was sich auf Persönlichkeiten bezog, was als Ausdruck des Unmuths, momentaner Gereiztheit, politischer Unzufriedenheit, ja alles, was im Sinne des Dahingeschiedenen als Vertrauensäußerung gelten konnte, wegzulassen, als gerade diese herb vibrirenden Saiten seines Wesens durch alle seine Dichtungen und Worte hindurchklingen, ja in fast allen Mittheilungen über ihn mehr denn hinreichend hervorgehoben sind. Es sollte eben die Aufgabe dieser Blätter sein, jenen allzu verdüsterten Zügen gegenüber in leichten Umrissen das nur wenigen bekannt gewordene, aber dennoch gleichfalls wahrheitsgetreue Bild des ernsten Greises im Gewande der ihm ganz eigenthümlichen schlichten und liebenswürdigen Weise darzustellen, die alle, die ihm näher zu treten Gelegenheit hatten, unauflöslich an ihn fesselte.

So die Verfasserin im Vorwort. Gegen eine solche man möchte sagen Eckermann'sche Veröffentlichung der Aeußerungen eines bedeutenden Mannes läßt sich in keiner Weise etwas einwenden; Grillparzer ist unterdeß dahingegangen, überreich an Jahren und spätgewonnenen Ehren; zahlreiche Mittheilungen über ihn haben vielfach mehr die weltfeindliche als die weltfreudige Seite des Dichters hervorgekehrt; so wird eine wohlgesichtete Darstellung seines Wesens, von Frauenhand und schon darum mildernd und versöhnend, aus jahrelangem Verkehr und schon darum vielseitiger, uns willkommen sein.

Die Gegenstände der Unterhaltung sind nicht eben allzu mannichfaltig, wie das bei dem in sich zurückgezogenen Greise erklärlich ist: Grillparzer's dramatische Arbeiten, seine Schicksale in alter und neuer Zeit, Mittheilungen über Beethoven, Schubert, Laube, Hebbel, über seine besonders den spanischen und englischen Dichtern älterer Zeit rastlos zugewandten Studien, das Burgtheater und seine Schauspieler. Als sehr treffend sei hier eine Aeußerung des alten Herrn mitgetheilt:

Wenn das Publikum keine Griechin in einem modernen Ballkleide sehen will, hat es wohl recht, denn die Kleidung soll immer im Einklange mit der Zeit und der Rolle stehen. Am nothwendigsten erscheint dies bei Darstellung antiker Gestalten, da wir das römische und griechische Gewand durch die Sculpturen und jetzt auch durch die aufgefundenen Malereien aufs genaueste kennen, ja man möchte fast sagen, durch unsere Studien damit aufwachsen. Was aber im allgemeinen die allzu ängstliche Sorgfalt für Nebendinge betrifft, so fördert diese nicht die wahre Kunst. Je mehr sie sich abmühen, alles haarscharf naturgetreu vorzustellen — ich höre, daß schon die gewöhnlichen Burgtheatermöbel ihnen nicht mehr gut genug sind und daß sogar die Fußböden der Salons auf der Bühne mit Teppich bekleidet werden sollen, „um die Illusion zu vermehren" —, desto mehr wird die Illusion gestört, ja sie wird zuletzt unmöglich, weil ja doch das Ganze auf Täuschungen beruht, deren Wirklichkeit man nicht herstellen kann. Indem man aber das Bedürfniß nach dieser fehlenden Wirklichkeit immer mehr zu befriedigen trachtet und dadurch immer steigert, daß man alle Nebendinge in Wahrheit umzuwandeln sucht, während man die Hauptsachen doch nicht in Wirklichkeit versetzen kann, die Leute da oben sich doch nicht lieben, heirathen, tödten; desto mehr untergräbt man die Wirkung des Ganzen zu Gunsten des Einzelnen. Und da man mit einem Wort das Spiel nicht zur Wahrheit zu machen vermag, soll man auch nicht suchen durch das Herbeiziehen realistischer Elemente und Nebensachen eine Täuschung zu erhöhen, die doch nur durch die Kunst der Darstellung, durch die Schauspieler ihren Schwerpunkt findet. Wenn in einer Rolle ein Schauspieler durch ein Bild entzückt wird, braucht dies keineswegs auch auf uns einen Eindruck zu machen. Im Gegentheil ist es die Aufgabe des Schauspielers, uns eine Vorstellung von der Schönheit dieses Bildes durch den Eindruck, den es auf ihn macht, zu geben. Ob ein Fußboden so oder so aussieht, eine Soffite so oder so angebracht ist, das fördert nicht die Wirkung einer Darstellung, und es sind, vorausgesetzt daß nicht Unsinn und Lächerlichkeiten durch Vernachlässigung der Nebendinge entstehen, ganz andere Sachen, die den Erfolg eines Stücks bestimmen. Nicht dadurch, daß man blendende Decorationen aufzieht wie im Ballet und daß man in Wirklichkeit hinstellt, was gemalt sein kann, wird der Kunst gedient, sondern dadurch, daß man durch gewisse künstlerische Mittel, wie z. B. Musik, die Stimmungen fördert, in welchen sich das Publikum theatralischen Täuschungen hingeben mag; sowie ja auch die Künstler durch die Gesammtwirkung ihrer Kunst und ihrer Erscheinung, nicht aber durch die gewissenhafteste Richtigkeit ihrer Anzüge oder, wie ich höre, daß dies zuweilen der Fall ist, gar durch die Echtheit ihres Schmucks die beabsichtigte Illusion zu steigern suchen sollen.

In ähnlicher Weise treffend ist, was Grillparzer über das Undramatische der deutschen Reichsgeschichte in der Kaiserzeit spricht. Ganz besonders bedeutsam erscheint die Mittheilung über sein unvollendetes Drama „Esther"; in einer glücklichen Stunde entwickelte der Dichter den ganzen, ihm selbst fast vergessenen Plan des Trauerspiels.

Daß in die Unterhaltung seit dem Jahre 1865 die Politik öfter hereinspielt, ist natürlich. Grillparzer war bekanntlich ein eifriger Oesterreicher; aber auch wenn er es nicht gewesen wäre, hätten ihn die Ereignisse des Jahres 1866 aufs schmerzlichste berühren müssen. Zwar war er ehrlich genug, einzugestehen: „Es ist ein altes Gesetz, daß Staaten, die in der Cultur zurückbleiben, ihren überlegenen Nachbarn weichen müssen"; aber es bleibt ihm doch ein dauernder Groll gegen Preußen in der Seele; er findet die Preußen unangenehm, und nach der Mittheilung der Verfasserin war Kaiser Wilhelm vielleicht der einzige Sterbliche, gegen welchen die Abneigung in Grillparzer's Herzen sich bis zum Hasse steigerte. Auch die gewaltigen Ereignisse der Jahre 1870—71 konnten den müden Greis nicht mehr aus seiner Bahn werfen; eins seiner letzten Gedichtchen, welches die Verfasserin mittheilt, zeigt ganz die saure Stimmung, mit welcher Altösterreich dem Siegesfluge des unter Preußens Führung geeinigten Deutschland zusah; aus dem Februar 1871, also der Zeit seines achtzigsten Geburtstags, ist das Sprüchlein:

Als die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
Sprach ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
Nun aber, da sie sich selber loben,
Fühl' ich mich fürder der Müh' überhoben.

Doch soll uns das die gute Laune nicht verderben; wir nehmen den alten Herrn wie er war, gemüthlich und dazwischen sich selbst und die Welt ironisirend, mit alten Büchern und alten Zeiten verkehrend, der Classiker der Romantik, wenn man so sagen darf. Die etwas novellistische Zurichtung, welche die Verfasserin ihren Mittheilungen gegeben hat, schadet dabei nicht, das Buch liest sich angenehm und ist ein schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß des hochbegabten Dichters, welcher nur das Unglück hatte, zur unrechten Zeit oder am unrechten Orte das Licht der Welt zu erblicken, lebenslang unter dem drückenden Joche des Metternich'schen Polizeistaats zu seufzen, und als er frei war, da war er ein alter vergessener vergrämter Mann, sodaß sogar der Sturm der Bewunderung, welche zuguterletzt in seinen Altjunggesellenhaushalt drang, ihn müde und verbittert fand.

9. Uhland als episch-lyrischer Dichter besonders im Vergleich zu Schiller. Eine Skizze zur deutschen Literaturgeschichte und Poetik von Hermann Dederich. Paderborn, Schöningh. 1873. 8. 13½ Ngr.

Ausgehend von Echtermeyer's Begriffsbestimmung der Ballade, Romanze und Rhapsodie oder Märe, entwickelt der Verfasser des vorliegenden Büchleins zunächst diese drei Begriffe, theilt dann die episch-lyrischen Dichtungen Uhland's und Schiller's den drei verschiedenen Abtheilungen zu und fügt bei dieser Gelegenheit manche Bemerkung bei, welche von eingehender Beschäftigung und Kenntniß auf diesem Gebiete Zeugniß gibt. Der Berichterstatter ist mit Echtermeyer's Begriffsbestimmung nicht durchaus einverstanden; es scheint mir, daß eine Scheidung der drei ineinanderfließenden Gattungen, sofern sie überhaupt möglich ist, minder durch Betrachtung des stofflichen Inhalts als der dichterischen Darstellungsweise herzustellen sei. Faßt man das Mythische, Volksthümliche, Sagenhafte als das bezeichnende Merkmal der Ballade, so passen in den so gebildeten Rahmen die Balladen Goethe's trefflich hinein; aber Dichtungen wie Uhland's „Wirthin Töchterlein", „Schifflein", „Guter Kamerad", „Abschied", „Der Räuber", „Der weiße Hirsch" u. s. w. werden der Romanze zugetheilt, wohin sie meines Erachtens ebenso wenig gehören wie „König Karl's Meerfahrt" zu der Rhapsodie. Dederich bemerkt ganz richtig, daß in Schiller's „Taucher", den „Kranichen des Ibykus", „Hero und Leander" die übernatürliche, dem schwachen Menschen gegenübergesetzte Geistergewalt einer höhern Ordnung ein völlig balladenmäßiges Element bilde, theilt aber diese Gedichte mit Rücksicht auf die künstlerische Darstellung der Romanze zu. Ich schließe daraus, daß bei der Scheidung dieser drei Dichtungsgattungen nicht sowol der Stoff als die dichterische Behandlung von durchschlagender Bedeutung ist.

Im übrigen sind das vielbestrittene Fragen, über welche Einheit der Ansicht schwerlich jemals eintreten wird; daß der Verfasser selbst nachträglich in Bezug auf die Einordnung mancher Gedichte seinem Urtheil nicht völlig traute, bemerkt er in der Vorrede. Doch wird besonders der Lehrer in dem fleißigen und geschmackvoll geschriebenen kleinen Buche manche Anregung und manche treffende Bemerkung finden. **Wilhelm Buchner.**

Zur Sprichwörterliteratur.

Auf sprichwörtlichem Gebiet sind uns folgende zwei Schriften zugegangen, die wir hier besprechen wollen:

1. Erasmus over nederlandsche spreekwoorden en spreekwoordelijke uitdrukkingen van zijnen tijd, uit 's mans Adagia opgezameld en uit andere, meest nieuwere geschriften opgehelderd, door W. H. D. Suringar. Utrecht, Kemink en zoon. 1873. Gr. 8. 12 Fl.
2. Sprichwörterschatz der deutschen Nation. Aus mündlichen und schriftlichen Quellen gesammelt, nebst sprachlichen, sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen von Wilhelm Binder. Stuttgart, Schaber. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

W. H. D. Suringar (Nr. 1) hat sich die Aufgabe gestellt, die germanischen Elemente in den Sammlungen und Bearbeitungen lateinischer und griechischer Sprichwörter des Erasmus nachzuweisen. Schon Eiselein bemerkt in seinen 1840 erschienenen Sprichwörtern und Sinnreden auf S. XXVIII der Einleitung: „Erasmus, so wenig er auch mit neuern Sprachen und Gebräuchen vertraut war, hat denn doch in seinem Werke circa 100 der deutschen Sprichwörter bei schicklichen Anlässen in seiner lateinichen Manier angebracht."

Friedrich Latendorf hat in seiner werthvollen Schrift: „Untersuchungen über den hochdeutschen Ursprung der Sprichwörter Johann Agricola's" (Schwerin 1862), diese Andeutung weiter verfolgt und, indem er das gegenseitige Geben und Empfangen von Sprichwörtern bei Deutschen und Niederländern in dem Abschnitt seiner Schrift „Tappius und sein Verhältniß zu den Sammlungen der Niederländer", untersuchte, behauptet, daß sich in den Sprichwörterarbeiten des Erasmus weit mehr deutsche Elemente finden würden als Eiselein vermuthet, und er bedauert, daß noch kein niederländischer Schriftsteller die mühevolle Arbeit unternommen hat, „die Spuren deutscher Sprichwörter in dem Werk des Erasmus zu verfolgen und nachzuweisen". Dieser schwierigen Arbeit hat sich Suringar in der obigen Schrift unterzogen, und wir freuen uns, sagen zu dürfen, daß hier das Wort zutrifft: Was lange währt, wird gut. So weit unsere Kenntniß in dieser Sache reicht, ist die Aufgabe durch eine derselben vollständig mächtige Kraft auf die gründlichste Weise gelöst worden. Der Verfasser hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht, er hat obenan die betreffende Literatur in der umfassendsten Weise herangezogen und für jeden einzelnen Fall nachgewiesen. Suringar's „Erasmus" ist eine von bewundernswürdigem Fleiße Zeugniß gebende Arbeit, durch welche in der Sprichwörterliteratur eine wesentliche Lücke ausgefüllt wird.

Wir wollen nun, nachdem wir den Zweck des Werks angegeben haben, mit seinem Inhalt und seiner Einrichtung in Kürze bekannt machen.

Nach der Einleitung, in welcher sich der Verfasser ausführlich über seine Aufgabe und die Ausführung derselben ausspricht, macht er uns S. XV bis CIV mit den Schriften bekannt, auf welche er in seiner Arbeit verweist. Er führt deren aus der lateinischen, niederländischen und deutschen Sprichwörterliteratur zusammen 95 auf und begleitet jede einzelne derselben mit einer mehr oder weniger ausführlichen Beurtheilung.

Hieran schließt sich nun die Lösung der eigentlichen Aufgabe, durch welche aus dem Werk des Erasmus 266 Sprichwörter nachgewiesen werden, an denen germanische Elemente haften. Der Verfasser ist dabei auf folgende Weise verfahren. Nachdem er das betreffende Werk für seine Zwecke ausgezogen, hat er die Sprichwörter alphabetisch geordnet und in dieser Ordnung bearbeitet.

Obenan steht das Sprichwort mit Hinweis auf Erasmus und Anführung der Stellen, aus denen die germanischen Beziehungen ersichtlich sind, worauf die Angabe der Schriften folgt, in denen sich das sinnentsprechende deutsche Sprichwort findet.

Der Raum gestattet uns nicht, ein Sprichwort in seiner vollständigen Behandlung herzustellen, wir wollen aber an einem derselben die Behandlungsweise andeuten. Wir schlagen das Buch auf und finden S. 340 Nr. CLXXXV:

QUI CANEM ALIT EXTERNUM etc. (Adagior. Chil. III, Cent. III, 46.)

Jetzt folgen die betreffenden Stellen aus Erasmus, daran schließen sich die deutschen und niederländischen Schriftsteller, bei denen das Sprichwort in der Muttersprache allein oder von lateinischer Fassung begleitet vorkommt. Bei dem obigen Sprichwort sind angeführt:

Müglin, bei dem es lautet: An fremden Hunden wirt gar oft viel guter tât verloren.

B. Waldis 3, 47. Man sagt: Was man den frembden hunden Zu gut thut vnd den frembden kinden, das wirt mit vnflat vnd mit stanck bezalt, den solchs ist der welt danck.

Agricola 377 und Gruter I, 5: An anderer leutte kindern vnd an frembden hunden hat man das brodt verloren.

Tappius Bl. 6b: Qui canem etc. mit griechischer und lateinischer Erklärung und deutsch: An ander leut kinder 2c.

Sebastian Franck II, Bl. 6a ähnlich wie in Tappius.

So wird dies nun für das eine Sprichwort aus 18 verschiedenen Schriften, lateinischen, niederländischen und deutschen Sprichwörtersammlungen und -Bearbeitungen von der ältern Zeit bis auf die den gesammten Sprichwörterschatz ihres Volks concentrirenden Arbeiten von Harrebomée („Spreekwoordenboek der Nederlandschen taal“) und Wander („Deutsches Sprichwörter-Lexikon“) nachgewiesen. Und wie für dies eine nach Maßgabe der betreffenden Literatur, so mehr oder weniger ausführlich für 266 Sprichwörter in dem Werke des Erasmus.

Daran schließt sich a) ein Verzeichniß der griechischen und lateinischen Schriftsteller, auf die in dem Werk von Erasmus Bezug genommen ist; b) ein Verzeichniß der neuern Schriften und Schriftsteller, aus denen dann die Belege für den germanischen Charakter der betreffenden Sprichwörter entlehnt sind, mit sorgfältiger Angabe der aus jedem einzelnen derselben entlehnten Stellen. Diesen Verzeichnissen folgen gegen zehn Register über die in dem Werke vorkommenden, theils aus Erasmus entlehnten, theils aus neuern Schriftstellern als verwandt angezogenen und belegweis beigebrachten Sprichwörter. Obenan steht ein alphabetisches Verzeichniß der griechischen Sprichwörter; diesem folgen dergleichen für die lateinischen, italienischen, französischen, spanischen, englischen, dänischen, hochdeutschen, westfälischen und niederländischen Sprichwörter. Zum Schluß wird übersichtlich nachgewiesen, wo die 266 Sprichwörter in den Schriften des Erasmus zu finden sind, welcher Chiliade u. s. w. sie angehören.

Das Werk liefert in seiner Grundlage wie in seiner gesammten Ausführung den Beweis, daß der Verfasser sich nicht nur des ganzen Umfangs seiner Aufgabe klar bewußt, daß er der Lösung auch vollkommen mächtig gewesen ist. Wir begegnen überall der umfassendsten Kenntniß der gesammten Sprichwörterliteratur wie der größten Sorgfalt in der Bearbeitung. Der Verfasser hat die Aufmerksamkeit gehabt, sein vorzügliches Werk drei Deutschen, die sich auf sprichwörtlichem Gebiet schon viel Verdienste erworben haben, zu widmen, den Herren Kreisgerichtsdirector A. M. Ottow in Landshut (Schlesien), Dr. Julius Wegeler in Koblenz und Dr. Fr. Latendorf in Schwerin.

So günstig wie über die eben jetzt besprochene Schrift kann unser Urtheil über den Binder'schen „Sprichwörterschatz“ (Nr. 2) leider nicht ausfallen, der in mehr als einer Beziehung als der schroffste Gegensatz jener, namentlich was Zweckmäßigkeit der Anlage und Gründlichkeit der Ausführung betrifft, erscheint. Wir sehen dabei von der Bedürfnißfrage ganz ab, denn während jene eine wirklich längst gefühlte Lücke in der Sprichwörterliteratur ausfüllt, wußten wir für diese bei allem Kopfzerbrechen keinen Zweck zu entdecken. Der Verfasser hat sich, wie er in der Vorrede versichert, eine große Aufgabe gestellt; er will der „deutschen Nation“ ihren „Sprichwörterschatz“, den er „aus mündlichen und schriftlichen Quellen gesammelt“ und mit „sprachlichen, sachlichen und geschichtlichen Erläuterungen“ versehen hat, darbieten, wie es der Titel prunkhaft ausspricht, an dessen Vollständigkeit wir nichts vermissen als das Motto: „Viel Geschrei und — wenig Wolle!“ Wir sind nicht ganz Fremdlinge auf dem Gebiet der Sprichwörterliteratur, aber auf dem ganzen Felde derselben ist uns keine Schrift bekannt, die unter einem so marktschreierischen Titel auf eine in ihrer Art einzig dastehende großsprecherische Vorrede so armselige Leistungen folgen ließe. Wenn unser Urtheil scharf erscheint, so werden wir Beweise folgen lassen, daß es ein sachgemäßes und gerechtes ist; denn die „deutsche Nation“ müßte noch geist- und witzärmer als ein afrikanischer oder amerikanischer Negerstamm sein, wenn sich ihr Sprichwörterschatz auf die vom Verfasser dargebotenen 4234 Nummern beschränken sollte. Interessant ist es, in der Vorrede zu lesen, wie der Verfasser auf den Gedanken gekommen ist, die „deutsche Nation“ in den „möglichst vollständigen Besitz“ ihres „überreichen“ Sprichwörterschatzes zu setzen, und wie er ihn erworben hat. Dieser Entschluß ist, wie er versichert, „weder neu noch schnell zur Ausführung gediehen“. Was er bietet (die 4234 Sprichwörter), ist vielmehr „die Frucht eines vierzigjährigen Sammelfleißes“. Dadurch hatte er einen „kaum übersehbaren Stoff angehäuft“, auf „dessen Sichtung und Verarbeitung“ er „weitere drei Jahre“ verwendete, macht im ganzen 43 Jahre.

Wie ist der große Plan entstanden? Der Verfasser war 21 Jahre alt, als ein hinterlassenes Manuscript seines Großvaters mit „300 wirklich auserlesenen Sprichwörtern“ in seine Hände gelangte. Er sagt uns nicht, woran man „auserlesene“ Sprichwörter erkennt und wie sich „wirklich“ auserlesene von blos „auserlesenen“ unterscheiden; aber jene Erbschaft weckte den Gedanken, auf der eröffneten Bahn fortzuschreiten und die günstigen Verhältnisse, in die er dann kam, „unterstützten seine kühnsten Wünsche“. Er hatte eine Stellung in der Schweiz, trat dann bis 1840 in österreichischen Staatsdienst, bereiste einen großen Theil Deutschlands (den Harz, Han-

nover, Braunschweig), lernte Sailer's (er schreibt Seiler) „Weisheit auf der Gasse" kennen, lebte einige Jahre in Baiern u. s. w., bis endlich die Herausgabe vorbereitet wurde. Er hatte „bereits nahezu 3000 Nummern gesammelt", als ihm noch „höchst fühlbare Lücken zu Tage traten, welche zur Erreichung der möglichsten Vollständigkeit auszufüllen waren". (Woran kann man eine solche Lücke zwischen zwei Sprichwörtern erkennen?) Er zog „daher die deutsche Sprichwörterliteratur von der ältesten bis auf die neueste Zeit zu Rathe; seine Ausbeute blieb aber hinter seinen Erwartungen zurück"; denn — „das Meiste und Beste hatte er bereits". Die Arbeiten von Eiselein und Hoefer, wie die Sammlung von Simrock konnten mit seiner Arbeit nicht concurriren, und die stuttgarter Sammlung, 6000 Sprichwörter (Braun's „Bibliothek"), erscheint ihm vollends als ein „elendes Machwerk".

Nachdem wir ihn selbst haben erzählen lassen, wie er zu dem Gedanken seines großen Werks gekommen ist, und wie er ihn ausgeführt hat, wie er die Arbeiten anderer, die ihm zufällig zu Gesicht gekommen sind, abgethan hat, wollen wir uns in Kürze seine Leistungen ansehen. Ironisch gemahnt seine Vorrede und sein Titel. Die „Frucht seines vierzigjährigen Sammlerfleißes" nach „dreijähriger Sichtung und Verarbeitung" besteht in 4234 Sprichwörtern, welche er der „deutschen Nation" 1873 als ihren „vollständigen Sprichwörterschatz" darbietet. Hält der Verfasser wirklich seine 4234 Sprichwörter für unsern nationalen Sprichwörterschatz, oder meint er, daß es in Deutschland jemand gibt, der dies glaubt? Dies wäre kaum möglich, wenn das deutsche Volk einen so dürftigen Sprichwörterschatz besäße, in Betreff dessen es von manchen wilden Völkerstämmen übertroffen würde. In Wahrheit bereichert seine Schrift weder den deutschen Sprichwörterschatz, noch füllt sie sonst irgendeine Lücke in der Sprichwörterliteratur aus; es ist auch nicht irgendein Zweck aufzufinden, dem sie dienen könnte; sie ist mit Sprichwörtern bedrucktes Papier. Wie kann man 1873 eine gedankenlos zusammengeschriebene Sprichwörtersammlung von 4234 Nummern als deutschen Sprichwörterschatz herausgeben, nachdem Körte bereits 1837 eine bei allen Mängeln weit bessere Sammlung von mehr als 7200 Nummern hat erscheinen lassen, die in zweiter Auflage 1861 auf 9020 erhöht worden ist; nachdem Eiselein 1840 seine „Sprichwörter und Sinnreden" mit mehr als 12000 und Simrock (1846) sein Volksbuch „Die deutschen Sprichwörter" mit 12396 Sprichwörtern herausgegeben hat! Wenn es sich um Bereicherung des deutschen Sprichwörterschatzes handelte, würden wir von der Zahl absehen; allein der Verfasser hat von seiner vierzigjährigen sprichwörtlichen Rundreise, wenn es hoch kommt, etwa hundert Sprichwörter heimgebracht. Wer nun seinen vaterländischen Sprichwörterschatz auch nur mit zehn vermehrt, verdient unsern Dank; aber ist es denn nothwendig, den bisher ungedruckten, wie hier geschehen, über 4000 längst bekannte als Zugabe beizufügen? Hätte Binder die kaum hundert in bisherigen Sammlungen fehlenden Sprichwörter in einer Zeitschrift unter dem Titel „Beiträge zur Vervollständigung unsers deutschen Sprichwörterschatzes" veröffentlicht, so hätte er sich den Dank aller Freunde dieses Zweigs der Literatur erworben. Statt dessen bekrittelt er im Vorwort Hoefer und Eiselein, die beide eine schätzenswerthe Arbeit geliefert haben, setzt Simrock's Sammlung herab, schreibt sie unvollständig aus, streut seinen dürftigen Fund ein, und bietet uns nun statt 12396 Sprichwörter, die als Volksbuch 1 $^1/_3$ Thlr. kosten, seinen „Sprichwörterschatz der deutschen Nation" mit etwas über 4000 für 1 $^1/_3$ Thlr., in derselben An- oder Unordnung mit all den Mängeln und Fehlern, die er im Vorwort an den dort genannten Sammlungen gerügt hat. In der ganzen Schrift ist von einer Anordnung und Eintheilung des Materials, die anders und besser als in der Simrock'schen Sammlung wäre, von einem befolgten Princip u. s. w. gar nichts zu spüren.

Von all den großen Erwartungen, die er auf dem Titel und im Vorwort erregt, ist nicht eine erfüllt. Wenn er behauptet, er habe die „deutsche Sprichwörterliteratur von der ältesten bis auf die neueste Zeit zu Rathe gezogen", so ist das eine leere Redensart; bewiesen hat er blos, daß er sie gar nicht kennt. Er spricht von seinen Wanderungen in der Schweiz, und man findet bei ihm nicht eine Spur von Kenntniß der Arbeiten von Kirchhofer, Tobler, Schild, Sutermeister; er spricht vom Harz, Braunschweig, aber sein Sprichwörterschatz „der deutschen Nation" hat keine Ahnung von den Arbeiten Schambach's, Lohrengel's, Schütze's, Eichwald's u. s. w. Und was die alten Schriftsteller betrifft, so ist weder Henisch angesehen noch Geiler von Kaisersberg, weder Luther noch sein Gegner Murner.

Wir wollen schließlich nur durch ein paar Zahlen zeigen, in welcher Weise Binder die „deutsche Nation" in den „vollständigen Besitz ihres überreichen Schatzes" von Sprichwörtern gesetzt hat. Körte bot in der ersten Auflage 1837 im Buchstaben A 355 Sprichwörter, Simrock 1846 gegen 700, das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon" von Wander hat 1862 ohne die fremden Parallelen über 6150 deutsche; diese Beiträge hat nun Binder 1873 auf — 246 „vervollständigt". Im Buchstaben B bietet Körte: 440, Simrock 758, Wander 8052 und der vervollständigende Binder 337. Der letztere wird freilich sagen, er sei in der Auswahl strenger gewesen, er habe nichts aufgenommen, was nicht ein wirklich im Volksmunde, in den er 40 Jahre hineingesehen hat, lebendes Sprichwort ist. Nun hat er in seinem Sprichwörterschatz Sprichwörter wie folgende, die bei den andern Schriftstellern fehlen: „Ich hab' meine Frau ins Land geschickt, die kranke; man hat sie hinten und vorn geflickt, ich danke" (255); „Wenn es wäre Brauch und Sitte, daß man um Ehebruch die Nase abschnitte, so müßte mannich Frau und Mann im Land umher ohn' Nase gahn" (702); „Verlöre, wer die Ehe bricht, flugs seine Nas' im Angesicht, so könnten viele Teller lecken, statt ihre Nas' in alles stecken" (729); „Erst wenn sie in Paris à l'Allemande sich tragen, wird man in Deutschland auch sich deutsch zu tragen wagen" (58) u. v. a.

Binder tadelt bei Simrock den Mangel an Nachweisungen; seine Sprichwörter stehen aber sämmtlich ohne Quellenangabe, und wo sich ein Citat findet, liefert dies oft nur einen Beweis von der Unbekanntschaft des Ver-

fassers auf diesem Felde der Literatur. So erklärt er unter Nr. 3375 das Wort „Schwager“ im Sprichwort, und führt als Quelle Grimm, „Deutsches Wörterbuch“, III, 475 an. Er hat aber diese erklärende Note aus dem von ihm sehr wegwerfend behandelten Eiselein S. 561 entlehnt, wobei er eine Verbesserung durch Johann Ballhorn ausgeführt hat. Eiselein hat nämlich als Quelle angegeben: Grimm, III, 475, womit er auf die Grammatik von Grimm verwiesen hat. Binder hat aber „Wörterbuch“ daraus gemacht, obgleich von diesem erst 1854 Band 1 erschien, während Eiselein bereits 1840 ans Licht getreten ist, wo an den Druck von Grimm's Wörterbuch kaum gedacht wurde.

Wenn der Verfasser in der Vorrede versichert, daß er die Sprichwörter nur so, wie sie im Volksmunde leben, aufgenommen habe, so möchte auch dies nicht zutreffend sein. In keiner uns bekannten Sprichwörtersammlung lesen wir: „Viel Geschrei und wenig Wolle, sprach Jockel, als er eine Sau schor“; wir haben überall nur gefunden (vgl. die Citate bei Wander) und im Volksmunde gehört: „Viel Geschrei und wenig Wolle, sagte der Teufel, und schor eine Sau.“ Zu den von ihm verbesserten Sprichwörtern gehört auch 379: „Ein jeder soll sein Bestes thun, so wird es wohl im Hause stohn“, das bei Luther lautet: „Ein jeder lern' sein Lection, so wird es wohl im Hause stohn.“

Wenn man 4—5 Seiten gelesen hat, begegnet man einem Sprichwort, das sich in keiner andern Sammlung befindet, also als eine Errungenschaft der Binder'schen Entdeckungsreisen betrachtet werden darf. Dahin gehören: 471 Dem Bock, der ins Wasser will, muß man vorangehen, nicht folgen. 514 Wer den Brei im Kessel halten will, muß den Rand haben. 519 Sie spielen miteinander im Bret (d. h. sie liegen im Sarge). 584 Im kleinsten Kapellchen wird jährlich einmal Messe gelesen. 707 Unterm Dreispitz wechselt auch Witz. 3073 Röhrle, Er ist ein Herrgottsakerment.

Nach dem gegenwärtigen Zustande der Sprichwörterliteratur eine Sprichwörtersammlung wie diese unter solchem Titel herauszugeben, erfordert keinen geringen Muth.

Feuilleton.

Theater und Musik.

Die dreimalige Aufführung von Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ am weimarischen Hoftheater, durch welche der Intendant Baron von Loën und der Kapellmeister Lassen, bei der außerordentlichen Schwierigkeit des Einstudirens, die Probe unermüdlicher Ausdauer ablegten, hatte ein großes Publikum, besonders aus Berlin und Leipzig angezogen. Die Wagner-Enthusiasten waren in der Mehrheit, die Aufnahme eine enthusiastische; besonders galt der Beifall auch dem Vogl'schen Ehepaar, welches die gewaltigen Aufgaben der Titelrollen in heroischer Weise löste. „Tristan und Isolde“ verwirklicht das Ideal eines Kunstwerks der Zukunft mehr als die andern Wagner'schen Musikdramen; die Musik als Mittel des Ausdrucks erzielt hier ihre Wirkungen im Bunde mit Poesie und darstellender Kunst; sinnliche Liebesglut, gesteigert bis zu wahnsinniger Leidenschaft, prägt sich in den üppig schwelgenden und kosenden Rhythmen, die sich bisweilen zu dramatisch markigen Höhenpunkten aufschwingen, oft in bestrickender Weise aus; aber diese endlos ergossenen Tonfluten, die, nur durch den Gang der Handlung bestimmt, sich nirgends in einem musikalisch abgesonderten Bette bewegen, wirken ebenso oft ermüdend wie hinreißend, und die Anhänger der mehr oder weniger abgeschlossenen Melodie sind trostlos, aus einer fünfstündigen Aufführung nichts mit nach Hause nehmen zu können. So tritt diesem Werk Wagner's noch mehr als jedem andern die entgegengesetzteste Würdigung gegenüber, hier der überschwenglichste Enthusiasmus, dort die unbedingteste Verwerfung.

Aus der Schriftstellerwelt.

Jules Janin ist am 19. Juni in Paris gestorben. Mit ihm ist „le prince de la critique“, wie er sich selbst zu nennen pflegte, aus dem Leben geschieden. Jules Janin ist nicht blos ein eleganter französischer Feuilletonist, er ist in mancher Hinsicht auch für Deutschland der Schöpfer des Feuilletons geworden. Das Feuilleton, wie es sich gerade in letzter Zeit entwickelt hat, das pikante Feuilleton mit seinen Bonmots und Witzspielereien, mit diesem ganzen geistigen Feuerwerk, durch welches sich einzelne Autoren in eine brillante Beleuchtung zu rücken wußten, ist im Grunde französischer Herkunft. Anfangs war Jules Janin der Liebling der jungdeutschen Autoren, welche zuerst das Interesse für dies Genre in unsere Literatur einführten. Man analysirte in Jules Janin die Kunst des Feuilletons, die Kunst, über ein Nichts in anmuthiger Weise zu plaudern, geistreich zu sein bei Gegenständen, wo es sich kaum der Mühe zu verlohnen schien, die Kunst, buntschillernde Seifenblasen des Esprit in die Lüfte zu gaukeln. Jules Janin verstand diesen Ton und diese ganze Darstellungsweise meisterhaft. Seitdem ist das französische Feuilleton ihm treugeblieben, und in Deutschland hat sich, besonders im letzten Jahrzehnt, ein ähnlicher Feuilletonstil herausgebildet, der nur statt der pikanten Feinheiten der französischen Skandalsucht oft mit Grobheiten von schwerem Kaliber debutirt.

Jules Janin wurde am 24. December 1804 geboren und führte eine echte Journalisten- und Schriftstellerexistenz bis an sein Lebensende. Er begann als Theaterkritiker, womit ja auch unsere jungen Jules Janins debutiren, weil diese kritischen Leistungen ziemlich uncontrolirbar sind bei dem Mangel eines durchgreifenden ästhetischen Codex, aber das Bewußtsein einer dictatorischen Macht von Hause aus geben. Selbständig begründete Janin anfangs die „Revue de Paris“ und das „Journal des enfants“; doch begann sein Einfluß erst ein bedeutender zu werden, als er dauernder Mitarbeiter des „Journal des Débats“ geworden war und hier theils mit liebenswürdiger Harmlosigkeit, theils mit streitfertiger Polemik die Feuilletonspalten füllte, als einer der anmuthigsten Causeurs bei dem Publikum beliebt, aber in seiner kritischen Würde von der gelehrten Welt nicht sonderlich respectirt. Sein erster Roman stand ganz unter den Einflüssen der romantischen Schule, wie schon der pikant schauerliche Titel beweist: „L'âne mort et la femme guillotinée“ (1829); er war im Zeitgeschmack gehalten und erlebte eine große Zahl von Auflagen. Außerordentlich productiv war er in Erzählungen, von den „Contes fantastiques“ (4 Bde., 1832) an, und er hat unter verschiedenen Titeln einige zwanzig Bände dieser oft phantasiereich erfundenen, oft bizarren und nichtssagenden Novellen veröffentlicht. Auch eine oberflächliche „Histoire de la littérature dramatique“ (2 Bde., 1853) hat er herausgegeben. Obgleich seine ganze literarische Thätigkeit wenig über die Production gaukelnder Seifenblasen des Esprit hinausging, so hat ihn doch noch kurz vor seinem Tode die französische Akademie zu ihrem Mitglied

ernannt. Er gehörte nicht zu den vornehmern Vertretern der schönen Literatur, und doch wurde er in die Zahl der Unsterblichen aufgenommen. Die deutschen Akademien haben aber nicht einmal die begabtesten und vorzugsweise schöpferischen Dichter und Schriftsteller zu Mitgliedern ernannt; sie haben nur Klassen für fachwissenschaftliche Gelehrsamkeit; das deutsche Akademiewesen bedarf durchaus einer Reform nach französischem Vorbild.

— Dem Dichter **Adolf Böttger** hat der Universitätssängerverein zu St.-Pauli im Verein mit den Freunden des Sängers in Leipzig auf dem Johanniskirchhofe ein Denkmal gestiftet, welches am 22. Juni feierlich eingeweiht wurde. In das 8 Fuß hohe Grabmal aus rochlitzer Porphyr auf granitenem Sockel ist auf der Vorderseite, in marmornem Basrelief, das wohlgelungene Bildniß des Dichters eingefügt. Dem stillen Zug über den Friedhof wurde die umflorte neue Fahne des Paulus vorausgetragen, deren Träger von neun Chargirten umgeben war. Die Rede am Grabdenkmal hielt Herr Gymnasiallehrer Merbach, sie enthielt eine treffende Charakteristik des Dichters, der wir die folgende Stelle entnehmen: „Die poetischen Erzeugnisse Adolf Böttger's prangen nicht auf dem großen Markte, und wo nicht, wie hier, die dankbare Liebe der Freundschaft ihm Ehrenkränze flicht, werden wol kaum prunkende Denkmäler seinen Namen der Nachwelt überliefern. Aber weit gefehlt würde es sein, diesen Umstand aus einem geringern Werth seiner Dichtungen zu erklären. Nein, er war geziert mit dem wahren Adel und der unvergänglichen Kraft des Genius; aber die Blüten, die derselbe trieb, waren nicht so blendend und eigenartig, daß sie die laute Bewunderung eines mit Poesien überschütteten und doch unpoetischen Geschlechts hätten finden können. Vor allem war ja Böttger kein Dramatiker, dessen Werke vermittels der scenischen Darstellung die Kenntniß und Liebe der vielköpfigen Menge leicht erringen; vielmehr war er eine durch und durch lyrische Natur, die auch den meisten seiner epischen Poesien ihren eigenen Charakter verleiht. Und seine Lyrik wiederum ist nicht die mächtig wiederhallende Stimme einer in hohen Wogen strömenden Zeit; denn obwol in einer solchen zur Blüte seines dichterischen Schaffens gelangt, war er doch nie ein eigentlich patriotisch-politischer Dichter. Nein, die Welt des eigenen, vielbewegten Herzens ist das Reich seiner Muse, an Natur und Menschheit sich innig anschmiegend offenbart er in seinen Liedern einen schönen Reichthum der Empfindung; alle Töne der Schöpfung und des Menschenherzens läßt er erklingen in melodischer, unmittelbar frischer Form. Frei halten sich seine Dichtungen von jeder Concession an die leicht entzündete Sinnlichkeit, frei von jedem Weltschmerz, frei von blasirter, auf Verdorbenheit des eigenen Herzens beruhender Weltverachtung. Wo er klagt über das Leid, das ihm das Schicksal und die Menschen zugefügt, spricht Wahrheit aus ihm, und leicht gibt ihm die Mutter Erde oder der Freunde Bruderkreis Versöhnung und Freude wieder."

Bibliographie.

Ascher, F., Die Frauen-Emancipation in ihren Schranken. Wien, Seidel u. Sohn. Hoch 4. 10 Ngr.

Bach, T., Johann Heinrich Deinhardt. Ein Beitrag zur Geschichte des preussischen Gymnasialwesens. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Brockerhoff, J., Jean Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. 3ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 Thlr.

Deutschmann, E., Moderne Schleichhändler als Blutsauger Deutschlands in Hamburg und New-York. Romantische Originalerzählung. 20 Hefte. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. Lex.-8. à 4 Ngr.

Diplomaten-Brevier. Von *r. Wien, Hölder. Gr. 8. 16 Ngr.

Doublier, L., Geschichte des Alterthums vom Standpunkte der Kultur mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des volkswirthschaftlichen Lebens in Ackerbau, Handel und Industrie. Zum Gebrauche für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung. Wien, Hölder. Gr. 8. 3 Thlr.

Eckstein, E., Leichte Waare. Literarische Skizzen. Leipzig, Hartknoch. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Elm, A. H., Der lange Advocat. Charakterbild aus dem Leben. Altenburg, Blücher. 8. 1 Thlr.

Erdinger, A., Dr. Joseph Feßler, Bischof von St. Pölten und Secretär des vatikanischen Concils. Ein Lebensbild. Brixen, Theologische Verlagsanstalt. Gr. 8. 24 Ngr.

Frantz, C., Die Genesis der Bismarck'schen Aera und ihr Ziel. München, Literarisches Institut von Dr. Huttler. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Der Nationalliberalismus und die Judenherrschaft. München, Literarisches Institut von Dr. Huttler. Gr. 8. 10 Ngr.

Fröbel, J., Die Wirthschaft des Menschengeschlechtes auf dem Standpunkte der Einheit idealer und realer Interessen. 2ter Thl. — A. u. d. T.: Die Privatwirthschaft und die Volkswirthschaft. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gätschenberger, S., Geschichte der englischen Dichtkunst nebst einer Skizze der wissenschaftlichen Literatur Englands. 2te gänzlich umgearbeitete Aufl. London, Wohlauer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die sociale Gemeine, ein Weg zur Lösung der socialen Frage. Von F. A. F. Flensburg, Westphalen. Gr. 8. 10 Ngr.

Interessante Gestalten. Bibliothek neuer Romane und Erzählungen. 11ter und 12ter Bd.: Auf einsamer Höhe. Roman in 2 Bdn. von Maria Ehe. 13ter Bd.: In einer anderen Welt. Roman von K. von Wald. Prag, Verlag der Bohemia. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hartsen, F. A. v., Die Moral des Pessimismus, nach Veranlassung von Dr. Taubert's Schrift „Der Pessimismus und seine Gegner" geprüft. Nordhausen, Förstemann. 8. 10 Ngr.

Hay, Sir J. D., Ashanti und die Gold-Küste sowie unsere Kenntniss darüber. Aus dem Englischen. Berlin, Stilke. 8. 12 Ngr.

Hoefer, E., Treue siegt. Eine Geschichte von der See. Stuttgart, Kröner. Gr. 16. 24 Ngr.

Die Hofkriegsraths-Präsidenten und Kriegsminister der k. k. oesterreichischen Armee. Biographische Skizzen nach Acten und gedruckten Quellen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Kalich, C., Theologische Studien. Bautzen, Rühl. Gr. 8. 18 Ngr.

Keller, F., Etle Hagabutza. Eine Sammlung von Gedichten in schwäbischer Mundart. Kempten, Kösel. 16. 10 Ngr.

Kirchmann, J. H. v., Ueber parlamentarische Debatten. Ein Vortrag. Berlin, Springer. Gr. 8. 12 Ngr.

Krummacher, H., Deutsches Leben in Nordamerika. Reiseeindrücke. Neusalz, Lange. 8. 20 Ngr.

Kurz, H., Gesammelte Werke. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von P. Heyse. 1ste Lief. Stuttgart, Kröner. 8. 5 Ngr.

Payn, J., Cecil's Stelldichein. Aus dem Englischen von Elise Mirus. Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr.

Penn, H. M., Der slavische Bauernkönig. Historischer Roman in 2 Bdn. Jena, Costenoble. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Pettenkofer, M. v., Zum Gedächtniss des Dr. Justus Freih. von Liebig. Rede. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Petzold, E., Fürst Hermann von Pückler-Muskau in seinem Wirken in Muskau und Branitz sowie in seiner Bedeutung für die bildende Gartenkunst Deutschlands. Eine aus dem persönlichen und brieflichen Verkehr mit dem Fürsten hervorgegangene biographische Skizze. Leipzig, Weber. Gr. 8. 20 Ngr.

Pfeil, H., Aus meiner Liedermappe. Gedichte. 3te wesentlich vermehrte Aufl. Leipzig, Theile. 8. 15 Ngr.

Pitawall, E., Die Falschmünzer von Frankfurt oder die Wahrsagerin. Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet. 18 Hefte. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. Lex.-8. à 4 Ngr.

Pfleiderer, E., Die Aufgaben der Philosophie in unserer Zeit. Rede. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 4. 5 Ngr.

— — Empirismus und Skepsis in Dav. Hume's Philosophie als abschliessender Zersetzung der englischen Erkenntnisslehre, Moral und Religionswissenschaft. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. 4ter Bd. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 3 Thlr.

Reiselectüre. Sorgenlose Stunden im Kreise beliebter Erzähler. Herausgegeben von F. W. Hackländer. 1stes bis 10tes Heft. Stuttgart, Kröner. Hoch 4. à 5 Ngr.

Reissmann, A., Geschichte des deutschen Liedes. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 2 Thlr.

Sauerwein, A., Die Vierziger in Frankreich. Geschichte des deutsch-französischen Krieges vom Jahre 1870/71 mit besonderer Berücksichtigung des Hohenzollern'schen Füsilier-Regiments Nr. 40, namentlich des 2ten Bataillons dieses Regiments, populär und anschaulich erzählt. 1ster und 2ter Abschnitt. Trier, Lintz. Gr. 8. 1 Thlr.

Schilling, B. N., Die beständigen Strömungen in der Luft und im Meere. Versuch dieselben auf eine gemeinsame Ursache zurückzuführen. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 12 Ngr.

Scherff, W. v., Studien zur neuen Infanterie-Taktik. 4tes Heft. Die Schlacht. Berlin, Bath. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidt, J., Wie verhält sich der Tugendbegriff bei Schleiermacher zu dem platonischen. Erörterung. Aschersleben, Hugh. 4. 8 Ngr.

Schmidt-Ernsthausen, M., Das Princip der Genfer Convention vom 22. August 1864 und der freiwilligen nationalen Hülfsorganisation für den Krieg. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Schneider, O., Beiträge zur Kenntniss der griechisch-orthodoxen Kirche Aegyptens. Dresden, Expedition der Jahresberichte des Vereins für Erdkunde. Gr. 8. 10 Ngr.

Schramm, P., Pädagogische Zeit- und Streit-Fragen. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Spann-Weber, Thekla, Königin Louise von Preußen. Vortrag. Leipzig, Krüger. Gr. 8. 5 Ngr.

Sucker, O., Die ländliche Arbeiterfrage, ihre Bedeutung und die Mittel zur Abwendung der daraus entstehenden Schäden. Breslau, Fiedler u. Hentzschel. Gr. 8. 10 Ngr.

Wilbrandt, A., Arria und Messalina. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr.

— — Giordano Bruno. Trauerspiel. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr.

— — Durch die Zeitung. Lustspiel. Wien, Rosner. 8. 15 Ngr.

— — Ein Kampf ums Dasein. Lustspiel. Wien, Rosner. 1873. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Für Preußen $2^1/_2$ Thlr. billiger.

Mit erstem Juli d. J. beginnt ein neues Semester- und Quartals-Abonnement auf die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, zu welchem die unterzeichnete Expedition mit dem besondern Hinzufügen ergebenst einladet, daß die Abonnenten in Preußen vom 1. Juli ab keine Stempelsteuer mehr zu zahlen haben.

Die Allgemeine Zeitung

kostet daher in ganz Deutschland von nun ab

mit wissenschaftlicher Beilage und Handelsbeilage

nur 3 Thlr. pro Quartal

(während früher in Preußen 3 Thlr. $18^3/_4$ Sgr. erhoben wurden).

Frei von jedem local beschränkten Gesichtspunkte gibt die „Allgemeine Zeitung" das gesammte Material der Zeitbewegung, und wie sie somit, von Staatsmännern und ersten Publicisten vorzugsweise zu Kundgebungen benutzt, eine anerkannte Quelle der Geschichte geworden für das Leben aller zeitgenössischen Völker, vertritt sie als **deutsche Zeitung** die vielseitigen Anliegen und Bewegungen des deutschen Vaterlandes in Staat und Kirche, Wissenschaft und schöner Literatur wie in Volkswirthschaft und Handel in gleichmäßiger Ausführlichkeit.

Kreuzbandsendungen werden von der Expedition des Blattes für jeden beliebigen Zeitraum ausgeführt, wobei der Preis für einzelne Tage nach dem Monatspreise repartirt wird. Preis monatlich:

im Postverein 2 Fl. 14 Kr., oder 1 Thlr. 8 Sgr.;
im Ausland entsprechend der Francatur höher laut besonderm Tarif.

Inserate haben bei der weiten Verbreitung des Blattes erfahrungsgemäß durchaus gesicherten Erfolg. Insertionspreis nach aufliegendem Tarif, welcher nach auswärts franco zu Diensten steht.

Augsburg, Juni 1874.

Expedition der Allgemeinen Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von
J. E. Hitzig und **W. Häring (Wilibald Alexis).**

Fortgeführt von **A. Vollert.**

Neue Serie. Neunter Band. Erstes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Hans Kohlhase und die Minckwitz'sche Fehde. (1528—40.) — Die Ermordung des Typographen S. W. Lackner. (Reval 1865.) — Die Gebrüder Streicher. (Krakau. Mord. 1817.)

Der „Neue Pitaval" ist in Heften zu 15 Ngr., die auch einzeln verkäuflich sind, oder in Bänden zu 2 Thlr. zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dichtungen von Hans Sachs.

Herausgegeben
von
Karl Goedeke und **Julius Tittmann.**

Drei Theile.

8. Jeder Theil geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Bilden zugleich Band 4—6 der „Deutschen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts".)

Diese Sammlung von Hans Sachs' Dichtungen enthält in drei Theilen: Geistliche und weltliche Lieder (Meistergesänge), Spruchgedichte (Historien, Schwänke, Gespräche) und Dramatische Gedichte (Fastnachtspiele und Komödien), sodaß die verschiedenen Dichtungsarten dieses deutschen Volksdichters vollständig darin vertreten sind. Durch die gründlichen und ausführlichen Einleitungen der Herausgeber sowie durch die beigefügten Worterklärungen ist jedem Leser das Verständniß in literarischer wie in sprachlicher Hinsicht nahe gebracht.

Soeben erscheint in unserm Verlage:

Herman Grimm, Fünfzehn Essays.

(Zweite vermehrte Auflage der „Neuen Essays".)
Velinpapier. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesem Bande sind nunmehr die geschichtlichen und literargeschichtlichen Essays vereinigt. Von den hier aufgeführten sind sieben in den frühern Bänden nicht enthalten.

Inhalt: Voltaire. — Friedrich der Große und Macaulay. — Goethe in Italien. — Schiller und Goethe. — Goethe und die Wahlverwandtschaften. — Goethe und Luise Seidler. — Heinrich von Kleist's Grabstätte. — Lord Byron und Leigh Hunt. — Alexander von Humboldt. — Schleiermacher. — Herrn von Varnhagen's Tagebücher. — Gervinus. — Dante und die letzten Kämpfe in Italien. — Ralph Waldo Emerson.

Berlin. **Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung**
Harrwitz & Goßmann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DAS NIBELUNGENLIED.

Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche
von
Karl Bartsch.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. in Schulband 25 Ngr.

Neben seiner mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Nibelungenliedes (bereits in dritter Auflage erschienen) bietet hier Bartsch eine speciell zum Schulgebrauch bestimmte Textausgabe mit Wörterbuch, die sich auch durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 28. 9. Juli 1874.

Sammelwerke.

1. Oeffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz und herausgegeben unter gefälliger Mitwirkung von E. Desor, L. Hirzel, G. Kinkel u. s. w. In Heften. Basel, Schweighauser. 1872—73. Gr. 8. Subscriptionspreis für 12 Hefte 2 Thlr. 5 Ngr.
2. Freie Vorträge von W. H. Riehl. Erste Sammlung. Stuttgart, Cotta. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine nicht zu unterschätzende Erscheinung in unserer Gegenwart sind jene mehr und mehr zur Sitte werdenden Wandervorträge von Universitätsprofessoren und andern Gelehrten. Sie ziehen namentlich dann unsere Aufmerksamkeit auf sich, wenn sie eine Frucht des modernen Associationsgeistes sind, welcher die Gründung besonderer Vereine veranlaßt zum Zweck der Einladung hervorragender Gelehrter zu solchen wissenschaftlichen Gastreisen. Es liegt allerdings manche Gefahr in diesen öffentlichen Vorträgen; es kann damit unter Umständen statt wissenschaftlicher Bildung nur die heutzutage so sehr grassirende Oberflächlichkeit unterstützt werden. Gleichwol kann die Furcht vor einer solchen Gefahr uns nicht bestimmen, derartigen gemeinnützigen Unternehmungen unsern Beifall zu entziehen. Denn es muß die geistige Regsamkeit, der Lerntrieb gerade jener Stände anerkannt werden, an deren Adresse meistens diese Wandervorträge gerichtet sind. Wir haben es hier vorzugsweise mit solchen Ständen und Personen zu thun, denen eine wissenschaftliche Ausbildung nicht vergönnt war und welche solche allgemeine Kenntniß sich auf anderm Wege schwer oder gar nicht erwerben können. Es erscheint daher als eine verdienstvolle That mancher Gelehrter, daß sie das akademische Katheder verlassen, um auch solchen, welche nicht am Quelle der Gelehrsamkeit sitzen, soviel als möglich ihr Wissen nutzbar zu machen. Es darf dies um so mehr behauptet werden, als es ja einzig und allein in den Händen der Vortragenden selbst liegt, die obenerwähnte Gefahr zu verhüten, indem sie neben richtiger Auswahl der vorzutragenden Materien genug des wissenschaftlichen Ernstes bewahren, ohne überflüssigen Gelehrtenballast mitzuschleppen. Allerdings ist das richtige Maß in solchen Vorträgen nicht eben leicht zu finden. Allein, daß es gefunden werden kann, zeigen uns die unter Nr. 1 angeführten, in der Schweiz gehaltenen Vorträge. Dieselben sind ebenso wissenschaftlich gründlich als geschmackvoll angeordnet und erreichen vollständig den Zweck solcher Vorträge: sie interessiren, kommen dem allgemeinen Verständniß entgegen, regen nicht nur mittelbar an, sondern sind Quelle unmittelbarster Belehrung.

Wir können die Vorträge in die zwei Gruppen, in „naturwissenschaftliche" und in „literarisch-ästhetische", eintheilen. In der ersten Gruppe begegnet uns zunächst Desor's Vortrag über die „Sahara", welcher uns das große Sandmeer bei weitem nicht so monoton zeigt, wie der Laie glauben dürfte. Wir lernen drei, in ihrem Charakter sehr verschiedene Wüstenformationen kennen, welche die Sahara in sich vereinigt, die Plateau-, Auswaschungs- und Dünenwüste. Wir lernen dann die Cultur der Dattelpalme und die Gartencultur, den Gemüsebau in den Oasen und deren eigenthümlichen Charakter kennen; desgleichen wird uns ein interessantes Bild der mühevollen Brunnenbauten in der Sahara gegeben. Wir bedauern nur, daß der Vortrag schließt, ohne daß wir die Stellung der Menschen in der Wüste zur Cultur kennen lernen, welche der Vortrag später zu geben verspricht.

Kinkelin's Vortrag „Ueber Ernährung" gibt in leichtfaßlicher Form die Errungenschaften zum besten, welche auf diesem nach mehr als einer Richtung wichtigen Gebiete die Chemie gebracht hat, während Dor's Vortrag über das „Stereoskop und das stereoskopische Sehen" einen anscheinend unbiegsamen, trockenen Stoff ebenso anziehend als gründlich behandelt.

Von besonders hervorragendem Interesse erscheinen

Professor **Schwendener's** zwei Vorträge „Aus der Geschichte der Culturpflanzen", welche, das naturwissenschaftliche Gebiet mit dem culturhistorischen vermählend, die interessantesten, bemerkenswerthesten Beobachtungen vorführen. Alle unsere nördlichen und südlichen Culturpflanzen werden in ihrer historischen Entwickelung verfolgt. Wir sehen mit dem beginnenden Getreidebau die Cultur der nomadischen Völker in ihrer Umwandlung zu Bauern wesentlich gefördert, doch erst mit dem Beginn der Baumzucht zu dem ersten Privateigenthum und zur Nothwendigkeit seßhaften Wohnsitzes gebracht, während der erste Getreidebau, ursprünglich nur Sommerfeldbau, immer noch Gelegenheit bot, nach eingeheimster Ernte weiter zu ziehen von dem brachliegenden Lande. Interessant sind ferner die Blicke auf Hellas und Rom in ihrer üppigern Cultur, die auch in dem Luxus sich zeigt, der in den Culturpflanzen der Gärten herrscht. Auch die arabische Gesittung und ihre Entwickelung wird uns in der Pflege von Culturpflanzen gezeigt, vor allem die Palmencultur. Was unsere deutsche Vorzeit angeht, so erhalten wir wichtige Aufschlüsse über das Verhältniß unserer Cultur zu Rom auch in pflanzenwirthschaftlichen Beziehungen, welches etymologisch nachweisbar erscheint in den Worten Kohle (caulis), Erbse (ervum), Sichel (secula), Flegel (flagellum) u. s. w. Am Schluß erklärt sich der Vortragende gegen jene unter anderm auch von Liebig und dem Historiker Lasaulx vertretene Ansicht einer Curvenbewegung der Cultur der einzelnen Völker, nach welcher wir seinerzeit abwärts gehend den Slawen die Erbschaft hinterlassen würden. Wir theilen des Autors Ansicht, der diese dem Panslawismus günstigen Auspicien nicht billigen zu können glaubt; jedenfalls ruhen sie nicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage, nachdem die behauptete Aussaugung des italienischen und griechischen Bodens sich als factisch unrichtig gezeigt hat. Nur der mangelnde Fleiß der Bevölkerung gibt scheinbaren Grund zu solcher Annahme, als ob die Erde durch die Civilisation verarme und so diese sich selbst ein Grab bereite.

Nächst dieser höchst schätzenswerthen Arbeit fesselt unser Interesse in der naturwissenschaftlichen Gruppe der Vorträge am meisten die Vergleichung der drei Vorträge von **Müller**, **Heim** und **Wackernagel**: „Die ältesten Spuren des Menschen in Europa", „Aus der Geschichte der Schöpfung" und „Ueber den Ursprung und die Entwickelung der menschlichen Sprache".

Mit einem reichen wissenschaftlichen Apparate treten Müller und Heim an uns heran als Vertreter der exacten Naturwissenschaft in ihrer materialistischen Richtung. Was sie uns mittheilen, namentlich Müller, über die verschiedenen Höhlenfunde, ist von einem unabweisbaren Interesse für jeden Gebildeten. Allein es handelt sich hier hauptsächlich um die Consequenzen, welche die Verfasser daraus ziehen. Müller äußert sich über den Darwinismus sehr vorsichtig dahin, daß allerdings der principielle Darwinist diese Theorien von andern naturwissenschaftlichen Gebieten auf die Anthropologie herüberziehen wird, daß aber die bisher gemachten Erfahrungen in den Forschungsresultaten keinen hinreichenden Beweis für dieselbe bieten können. Er ist Darwinist, will aber mit dem von ihm gegebenen Material seinen Zuhörern nicht den Glauben an diese Theorie aufdrängen.

Heim dagegen entfaltet energisch das Banner des Darwinismus und stellt uns die daraus gewonnene Zweckmäßigkeitsidee so zuversichtlich hin, daß wir uns kaum trauen, anderer Meinung zu sein. Wenn wir nun dazu Wackernagel's Vortrag über die Sprache ansehen, so glauben wir nicht so zuversichtlich wie dieser leider nicht mehr unter uns schöpferisch waltende Gelehrte an die historische Quellennatur der mosaischen Genesis und tragen nach dem bisher vorhandenen linguistischen Material Bedenken, an die Abstammung von einem Menschenpaar zu glauben. Allein wir gewinnen aus dieser bedeutenden Arbeit eine willkommene Hülfe in unserer Opposition gegen jene Richtung unserer modernen Naturwissenschaft, zu welcher der vorsichtige Professor Müller und sein entschiedener College Heim sich bekennen. Es sind einige Fragen, welche an die Vertreter dieser Richtung schon oft gerichtet worden, doch nie eine erschöpfende Beantwortung erhalten haben. Wie soll man sich den Uebergang von der gemeinen Waffe des Affen, Stock oder Stein, zu der mit Werkzeug gefertigten Wehre denken? Wie ist es zu erklären, daß der aus dem Uraffen entstandene Mensch zu articulirtem Laute gelangt, den er nicht wie der Papagai durch Nachahmung in beschränktem Maße gewinnt, sondern auf alle seine Bedürfnisse und Beziehungen weiterbildend schöpferisch gestaltet, zum Sprachsystem entwickelt? Wie ist es zu denken, daß der zum Menschen gewordene Uraffe zu jenen Abzeichen eines besondern Cultus, z. B. der Gräber, gelangt?

Diese Fragen, die man noch niemals, so oft sie auch gestellt wurden, in erschöpfender Logik beantwortete, drängen sich auch hier in der Vergleichung der beiden naturwissenschaftlichen Vorträge mit jenem Wackernagel's gebieterisch auf. Wir können den Errungenschaften, welche der Forscherfleiß in diesen Gebieten alljährlich aufweist, unsere Anerkennung nicht versagen, allein unsers Erachtens sind die Materialien noch nicht ausreichend, um in einer so siegesgewiß absprechenden Manier jenen überlauten Ton anzunehmen, welchen nicht wenige Vertreter dieser naturwissenschaftlichen Richtung gegen das blöde Volk gebrauchen, das sich erlaubt, an ihrer Unfehlbarkeit zu zweifeln. Wir erwähnen es als besonders lobenswerth, daß sowol Müller als Heim sich von diesem Fehler in ihren Vorträgen fern gehalten haben.

Von den anthropologischen Studien Müller's und der Schilderung der Weltgenesis Heim's bietet die tiefwissenschaftliche, zu ernstem Denken anregende Arbeit Wackernagel's über die Sprache uns eine Brücke zu der Besprechung jener Vorträge, welche den Schöpfungen des menschlichen Geistes gewidmet sind.

Zunächst erwähnen wir **Hirzel's** Vortrag über „Goethe's italienische Reise". Gerade derartige Stoffe bergen in sich die Gefahr flüchtiger oberflächlicher Schöngeisterei, literarischen Tändelns. Hirzel hat den Gegenstand in elegant flüssigem Stile behandelt, aber dabei mit durchdringender Schärfe, in gedankenvoller Kraft die Bedeutung betont und charakterisirt, welche in der Reise nach Italien für Goethe's Weiterentwickelung zur harmonisch-plastischen Künstlernatur lag. Es lebt in dem Vortrage

ein warmer poetischer Hauch, eine Luftströmung weihevoller Kunst, die in dem Gegenstande selbst ihren Ausgang hat, einem der dankbarsten für einen öffentlichen Vortrag.

An diesen anschließend heben wir sogleich den im zwölften Hefte enthaltenen Vortrag heraus: „Lessing's Bedeutung für das deutsche Drama", von H. Motz. Lessing ist der erhabene Genius, dessen Werk so tiefgewaltige Wurzeln unserer ganzen Bildung schlagen, daß nicht nur der strebsame Kritiker und mit ihm der producirende Autor, der Aesthetiker und der Philosoph, daß jeder Gebildete Lessing's Werke lesen und immer wieder lesen muß, um sich ein klares Urtheil in allen Fragen unserer literarischen Bildung zu verschaffen. Selbst das an sich Veraltete, in seiner Totalität für uns nicht mehr Brauchbare, wie z. B. die „Hamburgische Dramaturgie", ist für uns noch immer eine reiche Quelle kritischer Belehrung und Förderung. Diese tiefe, bis in unsere Gegenwart hereinragende Bedeutung Lessing's, ebenso wie die hohe Sendung, die ihm in seiner Zeit zukam, hat Motz treffend beleuchtet. Er gibt ein warmes, plastisches Bild Lessing's. Wenn wir auch nicht wie er den Dramatiker Lessing dem Kritiker an Bedeutung gleichstellen möchten, so sind wir doch mit folgender Charakteristik der Lessing'schen Dichtung, die wir hier schließlich anführen, vollkommen einverstanden. Sie scheint uns treffend und charakteristisch:

Es fehlt seiner Dichtung an jenen unendlich zarten Schattirungen des Colorits, welche die Grenzen der Dinge wie in der Natur in weichen Uebergängen vermitteln, jener unnachahmliche Schmelz und Duft der reinen Naturwerke des Genies. Das verschleierte Seelenleben des Weibes, das Naturgeheimniß unbewußter Empfindung, die poetische Traumwelt des Gemüths vermag er nicht mit der magischen Kraft Goethe's in ergreifender Wahrheit vor uns hinzustellen. Wir fühlen uns bei ihm immer im Reiche der geistigen Freiheit, der verständigen Tageshelle des Bewußtseins, des kräftigen männlichen Willens, und doch bleiben an der in scharfen Zügen durchblickenden Grundgestalt die Spuren der tiefen Reflexion, der langen geistigen Arbeit sichtbar. Die instinctive Unmittelbarkeit des Dichtergenies, in dem noch der „Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stetige, gleiche, auch der menschlichen Brust freiere Wellen bewegt", der schon vor des Kampfes Beginn die Schläfen bekrönt sind, war ihm nicht eigen. Aber gerade diese Mischung des Denkers und Dichters in dem vollendeten Charakter des im Kampfe und durch das Leben gebildeten Menschen hat ihn zum providentiellen Mann seiner Zeit gestempelt. Nicht dem schimmernden, köstlichen, aber weichen Golde ist seine Dichtung vergleichbar, sondern dem blanken, harten Stahl, aus dem die Kunst der feinen Bearbeitung kostbarere Werke zu schaffen vermag als aus dem edelsten der Metalle.

Von literarischen Vorträgen ist auch Behn-Eschenburg's Vortrag über „Charles Dickens" hervorzuheben als eine treffende Charakteristik des englischen Humoristen, mit welcher jeder übereinstimmen wird, der nur einiges von Dickens-Boz gelesen hat.

Es bleibt uns nun noch übrig, des interessanten Vortrags von Julius Oppert: „Grundzüge der assyrischen Kunst" Erwähnung zu thun und des Vortrags Gottfried Kinkel's über „Die Malerei der Gegenwart". Sind beide Vorträge von hohem culturhistorischem Interesse, so wird doch der Vortrag Kinkel's auch bei den Lesern einer noch wärmern Aufmerksamkeit sich erfreuen als der geistreiche, sachlich gründliche, aber trotz der eleganten Form dem größern Publikum doch fernerstehende Vortrag Oppert's, ohne daß wir diesen in seiner Vorzüglichkeit und Bedeutung unterschätzen wollten.

Kinkel's Vortrag lehnt sich an die pariser Ausstellung von 1867 an. Sind daher allerdings manche bedeutende Erscheinungen der letzten Jahre unbesprochen geblieben, so hat sich doch der Gesammtcharakter der modernen Malerei seitdem nicht verändert. Als besonders verdienstlich erscheint in dem glänzenden Vortrag die geistvolle Darstellung der einzelnen Künstler und Kunstarten in ihrer Beziehung zu den äußern Elementen der Nationalität, des Charakters von Land und Volk, durch welche sowol Künstler als ganze Kunstgattungen ihr bestimmtes Gepräge erhalten. Namentlich gelungen ist die Darstellung der englischen Kunst in dieser Beziehung. Wir können nicht umhin, hier aus dem Texte eine Stelle hervorzuheben, welche für eine gegenwärtig in Deutschland sich unangenehm bemerklich machende Kunstrichtung bezeichnend erscheint:

Und nun fiel man auf den in aller Kunst schwersten Irrthum, charakteristisch sein zu wollen, indem man das Häßliche zum Gegenstand nahm. Man verwarf die schönen Modelle, welche die Rasse so reichlich bot, man suchte grobe, ordinäre Formen, malte die Kleider in unharmonischen Farben, die Landschaft in platter Realität.

Am Schluß unserer Besprechung dieses schweizerischen Sammelwerks wollen wir nicht versäumen, der Verlagshandlung unsere Anerkennung auszusprechen, welche es unternahm, die reiche Aussaat von in anziehender Form belehrendem Stoffe zu sammeln und damit auch weitern Kreisen den Inhalt dieser Vorträge zugänglich zu machen.

In Nr. 2 begegnet uns eine gleiche Sammlung derartiger populärer Vorträge, jedoch aus der Feder nur eines Autors, derjenigen des bekannten Culturhistorikers Riehl. Riehl's Name ist in literarisch-gebildeten Kreisen zur Genüge bekannt, und man weiß daher, daß man von ihm stets eine formell abgerundete, stilistisch schöne Leistung zu erwarten hat, in welcher jede Zeile den Mann von Geist verräth. Allein wir können uns bei der Lektüre seiner gesammelten Vorträge nicht enthalten, hier und dort ein zu starkes Leuchten des Esprit auf Kosten der belehrenden Kraft zu bemerken. Es scheint uns dies sogar mit Absicht geschehen zu sein, wenn wir die Vorrede lesen und den ersten Vortrag der ersten Abtheilung (Culturgeschichte): „Der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten." Hier glaubten wir eine Neigung Riehl's zu bemerken, welche wesentlich darauf zielt, als wolle er, selbst mit dem vielseitigsten Wissen ausgerüstet, andern nur kleine Bonbons davon hinwerfen, um sie begierig zu machen, den dadurch gereizten Appetit anderswo zu stillen. Wir können nun dies weder als die Aufgabe des freien, populären Vortrags noch viel weniger als die des gedruckten Essay betrachten. Es ist vielmehr unsere Ueberzeugung, daß sowol der Essay als der populäre Vortrag bei richtiger Art und Begrenzung des Stoffs sehr wohl positive Belehrung mit künstlerischem Reize vereinen kann.

In der ersten Abtheilung der vorliegenden Sammlung begegnen wir denn auch wirklich Stoffen, welche unmittelbar belehrend sind, ohne den feinsinnigen Esprit, die künstlerisch maßvolle Kraft Riehl's vermissen zu lassen. Es sind dies vor allem die beiden letzten Aufsätze der Abtheilung musikhistorischen Inhalts: „Die Zopfperiode

des deutschen Liedersatzes" und „Gluck als Liedercomponist". Ueberhaupt ist es das Gebiet der Musikgeschichte, in welchem wir den geistreichen Autor besonders gern treffen, selbst wenn wir den Standpunkt, den er hier einnimmt, nicht durchweg theilen wollen. Besonders interessant ist Riehl, wenn er in dem Aufsatze „Der Musiker in der Bildergalerie" Malerei und Musik vergleicht. Es geschieht dies auf eine eminent geistvolle Weise, obwol hier bereits ein starkes Hervorheben des geistreichen Effects, der stilistischen und rhetorischen Kunst auf Kosten des positiven Materials zu Tage tritt. Am meisten zeigt sich aber diese Neigung Riehl's, die wir nicht billigen können, in dem Aufsatze über die deutschen Kunststädte, wo wir zu unserer Enttäuschung, statt einer tiefern Charakteristik von Düsseldorf, München, Berlin zu begegnen, nur mit geistreichen Gedankenblitzen über die Physiognomie dieser Kunststädte im allgemeinen unterhalten werden. Schwerer ins Gewicht an positiver Bedeutung fallen „Die Alpenwanderung eines Historikers" und „Rheinlandschaft", während „Sebastian Münster's Kosmographie" uns doch nur den Eindruck effectvoller Spielerei mit einem für einen populären Vortrag wenig geeigneten Gegenstande zu machen vermag. Ebenso zierlich als bedeutend erschien uns dagegen wieder der bereits erwähnte erste Aufsatz: „Der Kampf des Schriftstellers und des Gelehrten."

Wir sehen nun aus einer sich nicht an die Reihenfolge des Buchs haltenden Uebersicht der Vorträge dieser ersten Abtheilung bereits, daß wir es überall mit künstlerisch schönen, geistvollen Arbeiten zu thun haben, welche aber unsern Anschauungen von wissenschaftlichen Vorträgen und Essays nicht gleichmäßig entsprechen. Ob hiermit den Zwecken populärer Vorträge gedient ist, ob nicht gerade durch solche geistreiche Paraden einer oberflächlichen Schöngeisterei bedenklich Vorschub geleistet wird, ist eben die Frage, wenngleich wir aus persönlicher Erfahrung wissen, welche zündende, packende Wirkung der mündliche Vortrag Riehl's hervorruft.

Geradezu drohend erscheint uns diese Gefahr in der zweiten Abtheilung „Politik". Hier begegnen wir einer Fülle der treffendsten, scharfsinnigsten Bemerkungen, wir fühlen uns geblendet von den zündenden Gedankenblitzen, von Paradoxen und Wortspielen, von den geschickt verwertheten Geheimnissen der Redekunst. Aber am Schluß der Lektüre ergibt sich uns als Resultat, daß wir unserm Geiste köstliche Leckerbissen, aber keine stärkende Nahrung gegeben haben. Gerade heutzutage scheint uns eine solche oberflächlich geistreiche Unterhaltung des Publikums mit Politik aufs höchste gefährlich. Eine einzige Ausnahme können wir zugestehen für den ersten Artikel: „Deutsche und französische Freiheit", ohne die darin ausgesprochenen Ansichten die unserigen nennen zu wollen. Sonst finden wir überall Kunst, sehr viel Kunst, Geist, sehr viel Geist; aber graziös wird hinübergetänzelt mit eleganten Definitionen und Bemerkungen über die bedeutendsten politischen Stoffe, wie Partei, öffentliche Meinung und anderes. Dafür gibt uns der Autor elegante Scherze über Dilettanten im Landtage, über die Leiden der kleinen Minister, denen wir feurig Beifall klatschen würden in einem Zeitungsfeuilleton oder in einem Bande „gesammelter Skizzen", aber nicht als den Inhalt öffentlicher Vorträge. „Sie riechen nach Thee!" äußerte sich einst ein Freund des Berichterstatters über Riehl's Vorträge, und wir müssen ihm recht geben.

Riehl's Anschauungen von der Art und Weise, wie die jetzt modernen „Wandervorträge" für das bildungsbedürftige Publikum fruchtbar werden können, nöthigen uns, daß wir uns gegen diese geistreich spielende Form seiner Vorträge erklären, weil wir aus ihnen die Entstehung solcher Gefahren fürchten, wie sie unsere ästhetischen Thees, Lesekränzchen u. dgl. schon hinreichend bieten. Es ist uns daher unmöglich, diese Vorträge den unter Nr. 1 besprochenen schweizer Vorträgen sowol als den frühern ausgezeichneten Arbeiten Riehl's gleichzustellen.

3. Die Dioskuren. Literarisches Jahrbuch des allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie. Dritter und vierter Jahrgang. Wien, Rosner. 1873. Lex.-8. Jeder Jahrgang 2 Thlr.

Haben wir in den beiden vorhergehenden Nummern die aus den „Wandervorträgen" hervorgegangenen Sammelwerke betrachtet, so finden wir unter Nr. 3 Werke, welche eine culturhistorisch noch bedeutsamere Erscheinung, eine ausgezeichnete Frucht des modernen Associationswesens zur Grundlage und wirkenden Ursache haben. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Kritik des Wesens und Zwecks der nachahmungswürdigen Einrichtungen des österreichischen Beamtenvereins des Nähern einzugehen. Wir haben es hier nur mit einem Thätigkeitszweige jenes Vereins, der Herausgabe des literarischen Jahrbuchs, „Die Dioskuren", zu thun, dessen dritter und vierter Jahrgang uns vorliegen. Wir bekommen in den beiden stattlichen Bänden einen vortheilhaften Einblick in das rege literarische Leben Oesterreichs und begrüßen sie um so freundlicher, als dieses Unternehmen uns ein Zeugniß gibt, wie hoch jener Verein die idealen Interessen neben den ökonomisch-socialen zu stellen weiß. Neben den Producten außerhalb Oesterreichs wenig oder gar nicht bekannter Schriftsteller und Schriftstellerinnen begegnen uns die Namen Hamerling, Anastasius Grün, Betti Paoli, Cerri, Gyulai, Vörösmarty, Hieronymus Lorm, Kuh, Tschabuschnigg, Rosegger, Anzengruber, schließlich noch die von Scherr mit Recht rühmend in die deutsche Literatur eingeführte Gräfin Wickenburg-Almasy. Von fremden Namen höhern Rangs begegnen wir außer dem des schon in Oesterreich acclimatisirten Wilbrandt, noch Bodenstedt und Rodenberg, selbst dem Meister Geibel mit einem kleinen Gedichtchen. Die Stoffmasse verbietet es uns, aus den beiden Bänden dies oder jenes besonders hervorzuheben, da wir bei dem uns zu Gebote stehenden Raume uns sonst sehr leicht einer Ungerechtigkeit schuldig machen könnten, wenn wir willkürlich einzelnes hervorheben, während wir gleich Gutes verschweigen müßten. Denn es darf nicht verschwiegen werden, daß sich in den beiden starken Bänden auch manche hübsche Blüte von unbekanntem Namen findet. Allerdings läßt sich sowol unter den Gedichten als namentlich unter den novellistischen Beiträgen Dilettantisches hier und dort bemerken, nirgends aber wirklich ungeeignete Producte Unfähiger, wie wir sie in selbständigen Werken nur zu oft begegnen.

Dem Berichterstatter persönlich war es unlieb, in Gedichten und Novellen eine auffallende Betonung melancholischen Weltschmerzes zu finden, der hier und dort lebhaft an Nikolaus Lenau erinnert, den sich ein und der andere Autor oft in glücklicher Weise zum Muster genommen haben mag. Wir sagen absichtlich „persönlich", weil wir eben uns nicht allzu sehr begeistern können für diese ständige Melancholie. Allein wir sind gerecht genug, über unsern persönlichen Geschmack hinaus diese Erscheinung aus den besondern Verhältnissen der österreichischen Dichter zu erklären. Für sie ist diese Vorliebe zum Melancholischen typisch charakteristisch und hängt mit der von der Puszta herüberwehenden Luft, wie mit den auch in Deutsch-Oesterreich geltenden slawischen Einflüssen zusammen. Ein bedeutender Fortschritt ist in dem vierten Jahrgange gegenüber dem vorhergehenden zu bemerken, und wird es uns freuen, wenn wir diese Wahrnehmung auch in den folgenden Jahrgängen machen sollten. Besonders schiene uns eine regere Pflege des Essay, der Abhandlung sehr empfehlenswerth gegenüber der so stark vertretenen Poesie, welche bei der geringen Anzahl auserwählter Kräfte doch einige Gefahren in sich schließt, die sich vielleicht nicht immer im ganzen so glücklich umgehen lassen wie in den beiden besprochenen Bänden, denen wir von ganzem Herzen eine glückliche Reise und eine gastfreundliche Aufnahme bei dem deutschen Publikum wünschen.

4. Alsatia. Beiträge zur elsässischen Geschichte, Sitte und Sprache herausgegeben von August Stöber. Neue Reihenfolge. Colmar, Barth. 1868—73. Gr. 8. 2 Thlr.

Hier lernen wir ein von den vorhergehenden Nummern gänzlich verschiedenes Werk kennen, welches sich weder mit populärer Mittheilung wissenschaftlicher Resultate noch mit schöner Literatur als solcher beschäftigt, sondern uns als ein streng wissenschaftliches Sammelwerk entgegentritt, das allerdings auch von gebildeten Laien mit um so mehr Interesse gelesen werden dürfte, als es ja ein neues Stück Vaterland zu seinem Gegenstande hat.

August Stöber, der neben der Herausgabe dieses für die Geschichte des Elsaß hochwichtigen Werks noch andere Verdienste um die Geschichte seines engern Vaterlandes erworben hat, wußte durch die bedeutenden Beiträge tüchtiger Mitarbeiter auch den uns vorliegenden Band (1868—73) den vorhergegangenen Bänden würdig anzuschließen. Der Cultur- und Rechtshistoriker wird hier eine schöne Ausbeute der interessantesten Materien finden. Wir heben als besonders wichtig die vom Herausgeber gelieferte Arbeit hervor: „Zur Geschichte des Thals und der Gemeinde Sulzmatt im obern Mundat 1579—1679"; dann „Das untere Mundat und seine Gerichte", von J. J. Heitz, eine Perle für den Rechtshistoriker; endlich: „Von dem Ursprung und auffkommen der Statt Hagenau. Mit Anmerkungen von August Stöber. 1640—66". Die „Miscellen" bieten reiches culturhistorisches Material. So können wir das Werk allen Freunden vaterländischer Geschichte empfehlen und dem Unternehmen von ganzem Herzen einen glücklichen Fortgang wünschen.

Nachdem wir einmal das Gebiet der Geschichte betreten haben, wollen wir als das letzte der eigentlichen Sammelwerke betrachten:

5. Fürstenwelt. Die Weltgeschichte in Lied, Wort und Spruch fürstlicher Persönlichkeiten von der ältesten Vorzeit bis auf die Gegenwart von Richard von Meerheimb. Dresden, Höckner. 1873. Lex.-8. 2 Thlr.

An Werth dem vorhergehenden Werke allerdings nachstehend, ist die Arbeit doch keineswegs verdienstlos. Vor allem muß der Sammlerfleiß des Autors anerkannt werden, welcher von Semiramis an bis zum Kronprinzen Rudolf von Oesterreich in 287 Nummern uns merkwürdige Schriftstücke und mündliche Aeußerungen der verschiedensten fürstlichen Persönlichkeiten, gekrönter und ungekrönter, mittheilt. Allein, da streng nur auf fürstliche Persönlichkeiten einschließlich der Päpste Rücksicht genommen wird, bleiben Aeußerungen großer Männer der griechischen und römischen Republik, hervorragender Feldherren und Staatsmänner ohne Fürstentitel unberücksichtigt. Wir können mit dem Autor darüber nicht rechten, warum er es vorzog, statt großer Männer oft sehr unbedeutende Fürsten und Fürstenkinder uns vorzustellen. Es ist dies, wie die Idee des ganzen Werks, Liebhaberei. Allein verfehlt erscheint es dann, das Werk als einen Spiegel der Weltgeschichte zu bezeichnen, wie es der Autor thut. Nicht die Fürsten allein, sondern noch mehr die Völker machen die Weltgeschichte. Führt man in einem solchen Tableau der Weltgeschichte nur Fürsten vor, dann entstehen unausfüllbare Lücken. Abgesehen von der römischen und griechischen Republik ist es unmöglich, auch nur eine Ahnung der Weltgeschichte des letzten Halbjahrtausends allein aus den Aeußerungen der Fürsten zu gewinnen. Abgesehen von diesem großen Irrthum ist das Werk reich an interessanten Daten, obwol hier und da eine bessere Auswahl hätte getroffen werden können.

Wir gedenken als Anhang zu dieser Revue zweier Werke welche nicht so ganz in die Rubrik „Sammelwerke" passen. Kann allenfalls das eine trotz des einheitlichen Rahmens als eine Sammlung von Notizen und Materialien betrachtet werden, so vermag das andere nur durch seine essayistische Natur den Platz in dieser Revue mit einiger Freiheit einzunehmen; doch erlauben wir uns, dessen Besprechung als Appendix anzuknüpfen.

6. Kaspar Hauser. Sein Wesen, seine Unschuld, seine Erduldung und sein Ursprung in neuer, gründlicher Erörterung und Nachweisung. Mit einer Anzahl bisher noch unveröffentlichter Aufsätze, Nachrichten und Erklärungen gewichtvoller Beobachter, Zeugen und Sachkenner, namentlich auch zur Ergänzung des theils an sich mangelhaften, theils noch ungenügend und mit Weglassung relevanter Bestandtheile mitgetheilten Actenmaterials. Von G. F. Daumer. Mit einer lithographirten Tafel. Regensburg, Coppenrath. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieses Werk des greisen Professors Daumer verdankt seine Entstehung den vor einigen Jahren über diesen Gegenstand erschienenen authentischen Berichten eines bairischen Gerichtsassessors Namens Meyer, dessen Vater längere Zeit, gleich Daumer, der Pfleger Kaspar Hauser's war. Jener Gerichtsassessor trat in seinen authentischen Berichten in ziemlich maßloser Weise mit der Anschauung auf, in dem räthselhaften Kaspar Hauser sei nur ein abgefeimter Gauner zu suchen, der schließlich seinem Dasein mit eigener Hand ein rasches Ende gemacht habe, um

sich vor der Schmach einer Entlarvung zu retten. Daumer, der Hauser jahrelang beobachtete, tritt mit dem reichsten Material von eigenen Notizen, Berichten, Zeugenaussagen gegen Meyer auf, welcher ihn auf eine allerdings nicht parlamentarische Weise angegriffen hatte. Wir erhalten hier ebenso interessante und spannende, als jene „authentischen" Berichte eigenthümlich beleuchtende Aufschlüsse über das sogenannte „Kind von Europa".

Schon vor Lektüre dieses Werks waren wir stets der Ansicht, daß man in Kaspar Hauser nichts weniger als einen Schwindler sehen dürfe, und Daumer weiß in dem von warmer Liebe zu seinem Pfleglinge dictirten Werke die gegentheilige Ansicht zu widerlegen und ins richtige Licht zu setzen. Lobenswerth erscheint uns, daß der Autor die in Hauser's Leben hereinragenden dynastisch-politischen Verhältnisse und Gerüchte, obwol er viel Material dazu liefert, mit großer Vorsicht behandelt und ihnen kein allzu großes Gewicht beilegt, da trotz starker Anzeichen von Wahrscheinlichkeit noch immer die sichersten Beweise aus guten Gründen fehlen und immer fehlen werden. Das hochinteressante Werk ist das beste und ausführlichste Quellenwerk über Kaspar Hauser, und obgleich das Interesse für diesen Unglücklichen im großen Publikum längst abgenommen hat und selbst die von Daumer und Freiherrn von Tucher in der „Allgemeinen Zeitung" gegen obgenannten Meyer gerichtete Polemik nicht sonderlich beachtet wurde, wird das Werk doch noch vielen Antheil finden schon um der physiologisch und psychologisch interessanten Daten willen, abgesehen von der romanartigen Spannung, welche dasselbe trotz seiner objectiven, kunstlosen Form hervorruft. Leider hat Daumer selbst dem Eindruck seines vortrefflichen Werks dadurch geschadet, daß er in einer Einleitung von spiritistischem Standpunkte gegen den Materialismus völlig unnöthigerweise polemisirt. Obwol in der Hauptsache selbst er sich frei von solchen Einflüssen auf historischem Beweisstandpunkte zu halten weiß, wird er doch durch die Einleitung, die so überflüssig als nur möglich erscheint, viele scheu und mistrauisch machen und so die Vorzüge des eigentlichen und hauptsächlichen Inhalts wesentlich schädigen. Was er über Kaspar Hauser sagt, zeigt deutlich, daß damit der Spiritismus gar nichts zu thun hat. Es wäre klüger gewesen, diese hier gegenstandslose Tirade wegzulassen; das Buch hätte dadurch wesentlich gewonnen, während es jetzt empfindlich geschädigt wird durch eine gar nicht zur Sache gehörige Laune des Autors.

7. Das Komödiantenthum in der Gesellschaft. Wien, Lechner. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Werk ist anonym — zum Glück für den Autor. Wir haben seit Jahren kein so verfehltes Buch gelesen. Statt, wie wir nach dem Titel erwarteten, eine originelle Studie über unsere socialen Krankheiten und Gebrechen zu erhalten, finden wir ein Gezeter und Geschrei über alle nur denkbaren Verhältnisse des Lebens, soweit sie nicht mit höhern socialen und politischen Fragen verbunden sind. Der Autor, der keck genug ist, mehrere Mottos aus Juvenal anzuführen, ist natürlich nicht im entferntesten ein moderner Juvenal. Er geht von der Anschauung aus, alles im Leben sei Komödie. Was groß, erhaben scheint, ist dies nur in zweiter Linie, in erster ist es Komödie. Nach Aufstellung dieses Satzes geht nun der Autor vom Leben des Kindes, das mit der Puppe spielt, alle Stände, Sitten und Gebräuche bis zum Tode und dem Begräbniß durch und findet überall etwas, um sich auf eine geistreich sein sollende Weise zu ärgern. Hier und da trifft er zufällig allerdings das Richtige.

Allein solche Stellen werden völlig erdrückt von der Entrüstung über Dinge, die zu kleinlich sind, um darüber entrüstet zu sein, z. B. über die Titel Hochwohlgeboren u. s. w. Dabei zeigt der Autor eine geradezu unglaubliche Unwissenheit über die wesentlichsten Begriffe der Cultur. Er schreibt von Kindererziehung und zeigt, daß er keine Ahnung von Psychologie und Pädagogik hat. Ebenso tritt seine Unwissenheit in der Nationalökonomie zu Tage, in der Aesthetik, wo unter anderm seine Erklärung über Schriftsteller und über das Verhältniß des Autors zum Publikum und zu seinem Werke der reinste Unsinn ist. Daneben aber poltert er gegen Kneipgesellschaften, Liebhabertheater, Gesangvereine, ärgert sich über unschuldige Sitten, deren historische Begründung er offenbar gar nicht kennt.

Vor allem aber möge es der Anonymus unterlassen, sich als Pessimisten zu geriren, wie am Schlusse seines Buchs. So wenig befreundet wir dem Pessimismus sind, müssen wir doch eine geistvolle Philosophie höher achten, als daß wir in diesem Geschreibsel eine pessimistische Tendenz finden könnten!

Theodor von der Ammer.

Zur deutschen und romanischen ältern Literatur und Sprachgeschichte.

1. Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen von Karl Gustav Andresen. Mainz, Kunze's Nachfolger. 1873. 8. 15 Ngr.
2. Die verschiedenen Gestaltungen der Siegfriedsage in der germanischen Literatur. Uebersicht ihrer Entwickelung und ihres Verhältnisses zueinander von Karl Steiger. Hersfeld, Hoehl. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Gregorius von Hartmann von Aue. Herausgegeben von Hermann Paul. Halle, Lippert. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Der Mönch von Montaudon, ein provenzalischer Troubadour. Sein Leben und seine Gedichte, bearbeitet und erläutert mit Benutzung unedirter Texte aus den vaticanischen Handschriften Nr. 3206, 3207, 3208 und 5232 sowie der estensischen Handschrift in Modena, von Emil Philippson. Halle, Lippert. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.
5. Louiza Labé. Zur Geschichte der französischen Literatur des 16. Jahrhunderts von E. Laur. Straßburg, Trübner. 1873. 8. 16 Ngr.
6. Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache, mit besonderer Rücksicht auf unsere neuere schönwissenschaftliche Literatur von F. A. Brandstäter. Leipzig, Hartknoch. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir stellen hier eine Anzahl neuer Erscheinungen zusammen, die für Literatur und Sprache Bedeutung

haben. Zunächst ist es unsere heimische Vorzeit, in welche wir durch sie geführt werden, einige aber sind auf einem benachbarten Gefilde, dem französischen, süd- und nordfranzösischen, heimatberechtigt, doch die Gemeinschaft desselben mittelalterlichen Culturgeistes stellt eins davon, die Gedichte des Mönchs von Montaudon, unserer eigenen mittelalterlichen Dichtung sehr nahe. Wirkliche Berührung, von der unsere damalige Literatur anderswo so viel Spuren zeigt, hat hier nicht stattgefunden, wie überhaupt unsere deutschen Lyriker des Mittelalters es vorzogen, lieber aus dem abgeleiteten Kanal als aus der Quelle selbst zu schöpfen. Denn neben den zwei oder drei etwas unsichern Fällen, wo unsere Minnesinger den Provenzalen nachgesungen haben können, ist Veldeke selbst, und wer nicht sonst, ersichtlich von der nordfranzösischen Lyrik kaum minder stark wie von der nordfranzösischen Epik abhängig. Abhängigkeit ist noch nicht Sklaverei, und in der Lyrik, wo sich bei aller conventionellen Einhegung das deutsche Gemüth und Gefühl seine unverjährbaren Rechte nicht nehmen ließ, ist eine directe Hingabe an den Gedankengang und Ausdruck eines fremden Dichters weniger statthaft und auch viel seltener als in der Epik. Hier war es das natürliche Massengewicht des irdischen Stoffs, das, wenn einmal sich durchsetzend, gleichsam alles Schwächere unwiderstehlich mit sich fortriß, dort aber, in einer viel feinern und zartern Sphäre, konnte sich die Individualität auch dann noch freier regen, wenn sie die Technik des Verses, die Kunst des Strophenbaues, vielleicht auch die uns so verborgenen Schönheiten des musikalischen Satzes, ja selbst die Gliederung und Entfaltung des Gedankenkerns einem fremden Muster abgesehen hatte. Daher durfte man früher jede Abhängigkeit unserer mittelalterlichen Lyrik von den romanischen Nachbarn leugnen, während auch die unvollständigste Einsicht in die internationalen Beziehungen der mittelalterlichen Literaturen genügte, um das eigentliche Sachverhältniß zwischen unserer höfischen Dichtkunst und der der Franzosen klar zu stellen. Aber auch für die Lyrik wird man sich zu einem solchen Zugeständniß, wenn es eins ist, entschließen müssen, wie W. Wackernagel und nach ihm systematischer Mätzner gezeigt haben. Sind wir in unserer deutschen Wissenschaft doch gewöhnt, die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit über alle andern Rücksichten zu stellen, namentlich über die der nationalen Selbstgefälligkeit, manchmal vielleicht ohne das treffliche Paulinische Wort „Seid nicht allzu gerecht" nach Gebühr zu würdigen. Eine Selbstwegwerfung der Wissenschaft ziemt ebenso wenig als eine Selbstvergötterung. Die erste wollen wir allen unsern Nachbarn ohne Ausnahme lassen, die ja darin alle, mögen sie Dänen, Franzosen, Czechen, Magyaren, Polen oder Russen heißen, Bewunderungswürdiges leisten, die andere aber als ebenso ehrlos für die Nation im ganzen, wie verderblich für die wahren Fortschritte des Wissens und Erkennens gründlich von uns abstreifen und in jedem Falle brandmarken.

Wir haben die Reihenfolge der besprochenen Schriften so geordnet, daß wir an die Spitze solche stellten, worin das echt deutsche, das alt- oder urdeutsche Element noch in relativer Ursprünglichkeit den Gegenstand der Forschung oder Darstellung bildet. Relativ, setzen wir vorsichtig hinzu, denn welche fremde Einflüsse schon in vorgeschichtlicher Zeit auf unsern Volksgeist gewirkt haben, läßt sich oft nur ahnen, aber nicht bestimmen. Zeigt doch unser ältester Sprachniederschlag im Gothischen, wie viel derartige fremde Reiser schon damals fest auf deutschem Boden eingewurzelt waren. Schmarotzerpflanzen werden wir sie nicht nennen wollen: sie sind oder wurden ebenso heimatberechtigt wie die andern, und die deutsche Erde hat Raum und Nahrung für alle gehabt. So sind auch unsere echt deutschen Personennamen nur in dieser Beschränkung urdeutsches Stammgut; im Vergleich mit den christlichen Einwanderern des frühesten Mittelalters, einem Andreas, Jacob, Johannes, Matthias u. s. w., scheinen ein Leonhard, Marcold, Marolf u. s. w. auf den ersten Blick Deutsche, aber ob in diesem Leonhard wirklich das gothische Liuva stecke, und ob dieses Liuva wieder die urdeutsche Wortform für den Namen des classischen Thierkönigs, den wir jetzt Löwe schreiben, gewesen ist, möchte doch trotz der nachdrücklichen Empfehlung Jakob Grimm's sehr zweifelhaft sein. In jedem Falle, wenn durchaus der Begriff „Löwe" darin enthalten sein soll, könnte doch eine fremde Namensform des den Deutschen gewiß immer fremden und nur durch Reminiscenzen aus der Arena vielleicht sehr früh populär gewordenen Thierbildes vermuthet werden. Ein gothisches Liuva ist doch gar zu deutlich das althochdeutsche Liubo, ein äußerst gewöhnlicher und uns sofort verständlicher Personenname, und das v in seiner Schreibung entspricht genau der weichen Aussprache schon des gothischen b zwischen Vocalen. Oder die mit Mar— gebildeten, deren Ahnherr der hochberühmte Marobodus ist; auch sie können deutsch sein, aber ebenso gut auch celtisch, denn das Stammwort Mar—, wozu man sie doch in der Mehrzahl zu stellen haben wird, ist ja noch heute bestrittenes Gut und mindestens viel lebendiger und durchsichtiger im Celtischen als im Deutschen. Oder endlich, was könnte deutscher scheinen, als die mit gothischem brunjo, dem mittelhochdeutschen brünne zusammengesetzten Bildungen? Ist doch Brunhild eine echt deutsche Walkyre, ehe sie als Megäre und irdische Königin unsern Ahnen so verhängnißvoll wurde, und auch ehe sie als sagenhafte Gemahlin Gunther's in unsern deutschen Nibelungen ihre erschütternde Rolle spielte. Und doch wird man dem Gewicht der Gründe alle Beachtung schenken müssen, womit Weinhold dieses brunjo dem slawischen Sprachschatz zueignet. Unter solchen Beschränkungen mögen wir uns aber doch des überschwenglichen Reichthums freuen, der noch jetzt uns meist unbewußt in unsern heutigen Eigennamen ein Zeugniß von der Beweglichkeit und der beziehungsreichen Plastik unserer ältern Namenbildung ablegt. Tausende von Eigennamen, die noch heute in allen deutschen Landschaften lebendig existiren, allerdings unendlich mehr Familien- als Vornamen, sind durch sprachgeschichtliche Wandlungen unserm Blick etwas verdunkelt nach Bedeutung und Herkunft, und die anspruchslose kleine Schrift Andresen's (Nr. 1) erwirbt sich so das Verdienst, in den meisten Fällen eine sichere und genügende Erklärung auch dem zu geben, der nicht gerüstet ist, ihre Reinigung und Wiederherstellung mit

Hülfe der modernen Linguistik selbst zu vollziehen. Die oft mehr als gewagten Hypothesen, zu denen sich L. Steub in seinem sonst so anziehenden Buche „Die oberdeutschen Familiennamen" fortreißen läßt, um nur möglichst viel von dem Golde unserer Ahnen aus den Schutthalden der Gegenwart auszugraben, sind hier glücklich vermieden.

Dasselbe Lob einer ruhigen Beschränkung auf relativ sichern Boden der Wissenschaft dürfen wir auch der Schrift von *Karl Steiger* (Nr. 2) geben. Sie gehört zu den nicht mehr seltenen Versuchen, die Ergebnisse der strengen Forschung im Bereiche unserer deutschen Heldensage, und noch weiter zurück unserer Mythe und Mythologie in lesbarer Form weitern Kreisen zugänglich zu machen. Man wird also keine Ansprüche auf eigentlich Neues erheben: das Neue besteht nur darin und soll in nichts anderm bestehen, als das Alte so reinlich und verständlich wie nur möglich aus dem verwirrenden Knäuel der immer fortgehenden wissenschaftlichen Discussion, aus dem Hin- und Herwogen der Schulmeinungen und Doctrinen herauszuschälen. Ein solches Thun hat aber auch für die Fachwissenschaft selbst seinen Nutzen: es ermöglicht ein ruhiges Ausschnaufen, ein Sammeln des so oft durch das Einzelne zerstreuten Blicks und dadurch ein gedeihliches Fortarbeiten mit erfrischten Kräften.

Nr. 3 gehört nur insofern hierher, als der „Gregorius" des *Hartmann* zu den bekanntesten Erzeugnissen unserer höchsten mittelalterlichen Kunstblüte gerechnet werden darf. Daß er weniger häufig gelesen wird und auch von jeher trotz seiner Berühmtheit gelesen wurde als der „Iwein" oder der „Arme Heinrich" desselben Dichters, begreift sich leicht genug. Denn nicht jeder Geschmack, selbst nicht der einer mittelalterlichen Zunge, die doch vieles vertragen konnte, was uns heute zu herb wäre, mochte sich mit diesem seltsamen Gespenst der Oedipus-Sage einverstanden wissen. Der Zusatz von kirchlich-ascetischer Schwärmerei, der aus dem unseligen Sohn und Gemahl einen bußfertigen Klausner und endlich den heiligen Papst Gregor macht, konnte vielleicht manchen über das Widernatürliche der Motive und Situationen hinweghelfen, gerade so wie den Dichter selbst, aber manche sind noch nicht viele oder alle. Die neue Ausgabe rechtfertigt sich gegenüber den ältern von Lachmann und Bech durch sich selbst, und wenn auch selbstverständlich die Subjectivität des textgestaltenden Kritikers dieselbe Subjectivität bei seinen Lesern und Beurtheilern hervorruft und berechtigt, so wird doch seinem Streben nach unabhängigem Urtheil und freier Prüfung, das überall zu erkennen ist, die verdiente Anerkennung nicht zu versagen sein.

Die Gedichte des *Mönchs von Montaudon* (Nr. 4) sind einer der vielen Beweise von dem großartigen Universalismus der deutschen Wissenschaft. Ein Deutscher setzt seine Kraft daran, einen alten provenzalischen Dichter des 12./13. Jahrhunderts in seiner ursprünglichen Würde und Schönheit wiederherzustellen. Seine spätern Landsleute dürfen nun getrost die Hände in den Schos legen, wie sie es auch sonst zu thun pflegen, obwol wir jetzt häufiger als je von jenseit der Vogesen seltsame Laute der Verstimmung und des Aergers über eine neue Art von Invasion der Barbaren auf den Boden des heiligen Landes der menschheitlichen Mitte zu hören bekommen. Der Mönch von Montaudon heißt so oder nennt sich selbst so, weil er wie so manche seiner Standes-, Zeit- und Volksgenossen unter der Kutte eines Mönchs das Blut, die Gesinnung und die Lebensgewohnheiten eines Ritters trug. Es war ihm, um als Ritter leben und genießen zu können, bequem, die Gelder seiner Priorei in die Tasche zu stecken, und niemand nahm daran Anstoß. Zustände, wie sie in Deutschland doch erst am Schlusse des Mittelalters und auch da doch immer mit einiger Reserve sich herausbildeten, die völlige Verwandlung des kirchlichen oder geistlichen Amtes in eine bequeme gesellschaftliche Maske, sind dort schon im 11., noch mehr im 12. Jahrhundert allgemein, und selbst der fürchterliche Albigenserkrieg, der zum Theil eine Folge davon war, hat darin kaum etwas verändert. Erst die Reformation und die reflectirte Restauration des Katholicismus seit dem Tridentinum hat auch hier aufgeräumt. Man übersehe nicht, daß gerade Languedoc der eigentliche Herd des volksthümlichen französischen Calvinismus geworden und ein ganzes Jahrhundert geblieben ist.

Die Gedichte des Mönchs sind als sittengeschichtliche Genrebilder wegen ihrer sprudelnden Ungenirtheit werthvoll, als Erzeugnisse der poetischen Technik in Vers, Reim und Strophenbau wenigstens mustergültig, aber doch einem deutschen Gemüth nicht gerade wohlthuend. Für den tollköpfigen Bertrand de Born mag es sich erwärmen, weil er selbst nicht blos warmes, sondern siedendes Blut hat; aber die oft nicht sehr feinen Späße des Mönchs wollen uns, weil wir, wenn auch oder eben weil wir so gute Protestanten sind, nicht recht munden, wenn wir auch manchmal darüber lachen, z. B. in dem bekanntesten seiner Gedichte, in dem großen achtzehnstrophigen „Sirventes", worin er funfzehn namhafte Dichter, seine Collegen in Apoll, oft aufs abscheulichste durchhechelt, um dann mit drastischer Selbstironie sich, den „falschen Mönch von Montaudon", als den letzten und nichtswürdigsten am ärgsten an den Pranger zu stellen. Es gab eine Zeit, und sie liegt nicht weit hinter uns, wo man auch bei uns für diese Art von Humor oder Ironie mehr Sinn hatte. Damals fand man das Sublimat der Genialität in solcher Selbstpersiflage. Wir sind jetzt, und wissen auch warum und wodurch, etwas zu ernst und auch zu ehrenhaft für solche Witze geworden. Möglich daß sie einmal wieder Mode werden, aber besser für unsere Nation wäre es, wenn dies unterbliebe.

Daß auf französischem, speciell südfranzösischem Boden auch andere Früchte wachsen, zeigt die Schrift von *Laur* (Nr. 5). Nicht viele Menschen in Deutschland, selbst wenn es gelehrte Kenner der Geschichte und Literatur sind, dürfen sich wol einer genauern Bekanntschaft mit Luise Labé rühmen, obgleich ihr Name öfter genannt, oder vielmehr in unsere literarhistorischen Herbarien an seiner Stelle eingetragen ist. Insofern wird man das Verdienstliche der gut geschriebenen und, was mehr ist, klar disponirten Skizze — der moderne Name Essay würde am besten dafür passen — anerkennen, ohne darin

gerade eine unentbehrliche Ergänzung unsers Wissens zu finden. Der Verfasser ist in einem andern Falle: seine Studien richten sich, wie es scheint, mit Vorliebe auf die Periode der französischen Frührenaissance, aus welcher der spätere Classicismus erwuchs. Luise Labé ist eine ihrer anständigsten und interessantesten Vertreterinnen, dabei, wie aus dem reichlich in ihren Gedichten gegebenen biographischen Material zu sehen, von echt französischer Anmuth und Liebenswürdigkeit, ohne je die weibliche Ehrenhaftigkeit zu verletzen. So hat sie ihrer Zeit, als die „schöne Seilerin" — sie schloß eine Verstandesheirath mit einem wohlhabenden und tüchtigen Bürgersmann, einem Seiler seines Zeichens —, den Mittelpunkt eines glänzenden geselligen Kreises gebildet, in dem wir sehr leicht den Typus der spätern pariser Salons des 17. und 18. Jahrhunderts mit ihren allmächtigen Geistesköniginnen erkennen, ebenso aber auch die Metamorphose des altheimischen Frauencultus der provenzalischen und französischen guten Gesellschaft des Mittelalters. Aehnliches haben wir im 13. und im 18. und 19. Jahrhundert nur durch directe Copie auf deutschen Boden übertragen, und hier wird es niemals wurzelständig werden, obgleich es ein zierliches und liebenswürdiges Gewächs ist, um welches wir unsere Nachbarn fast beneiden möchten.

Das deutsche Element in der Weltgeschichte enthält in seiner Substanz zugleich die so ganz eigenthümliche moderne Anerkennung, wenn man will Emancipation des Weibes, aber trotzdem ist doch aus ihm heraus die geistige Suprematie der Frau in der Sphäre des geselligen Verkehrs nicht geboren: sie ist und bleibt ein romanisches Erzeugniß, worin einige germanische Substanz nicht zu verkennen, aber noch weniger fremdartige Zusätze, unter denen jedenfalls die celtischen überwiegen. Ob auch römisches, d. h. spät und griechisch umgeformtes römisches, ist schwer zu entscheiden, denn die typische Aehnlichkeit zwischen dem Hetärenthum der Zeit des raffinirtesten Geisteslebens der griechischen Welt und den Frauen der pariser Salons beruht in keiner Art auf einem materiellen Zusammenhang zwischen beiden Erscheinungen, nicht blos weil zwei Jahrtausende dazwischenliegen.

Brandstäter's Schrift (Nr. 6) ist ein sehr wohlgemeinter Versuch, wie wir aus den letzten Jahren mehrere verzeichnen könnten, wenn der Verfasser uns nicht schon die Mühe abgenommen hätte, eine unleugbare Thatsache in ihrer nationalen und wissenschaftlichen Bedeutung zu beleuchten. Sicher hat unser Neuhochdeutsch seit dem 16. Jahrhundert eine Unzahl französischer Wörter aufgenommen, sowol als Schriftsprache wie als Umgangssprache des geselligen Verkehrs, ja selbst in die naive Mundart sind sie beinahe ebenso zahlreich, nur oft wieder andere als dort, eingedrungen und sitzen hier natürlich am festesten, bis diese Mundarten selbst, wie es jetzt wieder einmal den Anschein hat, durch einen großen Umschwung im Leben des Gesammtgeistes der Nation in schnellern Fluß und dadurch zu einer Art von Selbstauflösung oder zum Einströmen in die allgemeine Cultursprache veranlaßt werden. Aber neben solchen einzelnen Wörtern steht noch etwas anderes fremd Hereingekommenes: die mittelbare Nachbildung französischer Ausdrucksweise in Metaphern, Tropen, Redensarten, Satzfügung, syntaktischen Bildungen aller Art. Diese erkennt man nicht immer auf den ersten Blick als fremdes Gut, weil sie aus deutschen Worten bestehen und nur fremd gedacht sind. Ihrer Sammlung und Beurtheilung, ihrer kritisch-historischen Beleuchtung ist das fleißige Buch gewidmet, das wir hiermit allen Gebildeten, die sich um das innere Gefüge ihrer Sprache und damit ihres eigenen Seelenlebens kümmern, bestens empfehlen.

Heinrich Rückert.

Zur Kunstgeschichte.

1. Untersuchungen über die Campanische Wandmalerei. Von Wolfgang Helbig. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Christian Daniel Rauch. Von Friedrich Eggers. Mit Rauch's Porträt in Stahlstich, gez. im Jahre 1812 von Gottfr. Schadow, gest. 1873 von E. Mandel. Erster Band. Berlin, C. Duncker. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Seit sich die Kunstgeschichte selbständig entfaltet, ist sie in fröhlichem Wachsthum und Gedeihen; Einzelforschungen und zusammenfassende Werke ergänzen einander, und die Universitäten wie die polytechnischen Hochschulen öffnen der neuen Wissenschaft ihre Säle. Schon war es möglich, sie mit der Entwickelung der Literatur und Musik zu einem Gesammtbilde der ästhetischen Cultur zu vereinigen, und da es mir vergönnt war, mein Werk „Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung" in zweiter Auflage den Lesern zu bieten, konnte ich in allen Perioden und bei allen Völkern aus den Arbeiten des jüngsten Jahrzehnts vielfältigen Gewinn ziehen. Hat doch solch eine Gesammtdarstellung auch das Gute, daß dadurch die noch vorhandenen Lücken oder ungenügend behandelten Partien kenntlich werden, auf die nun der frische Eifer sich hinwendet. Um nur Einen Mann zu erwähnen: kaum schien es, daß durch die liebevoll fleißige, maßvoll anerkennende Schrift Alfred Woltmann's über Holbein dieser Meister in seiner persönlichen Bedeutung gewürdigt, in seine Stellung innerhalb der Entwickelung der Kunst eingesetzt sei, und schon wurde es möglich und nöthig, zwischen dem Vater und Sohn, zwischen Originalen und Copien auf gründlichere Weise zu unterscheiden, und Woltmann selber brachte das alles in einer neuen Durcharbeitung seines Buchs zu vorläufig befriedigendem Abschluß. Im Gebiet des Alterthums sehen wir einer Geschichte der griechisch-römischen Kunst von Heinrich Brunn entgegen, die nach den Mittheilungen, welche der Verfasser in einzelnen Abhandlungen gibt, Vorzügliches verspricht. Hettner hat sich von der Literatur des 18. Jahrhunderts zur Kunst der Renaissance gewandt, und wir wissen, was wir danach von ihm zu erwarten haben.

Heute werfen wir den Blick auf eine Specialuntersuchung aus dem Alterthum und auf die Biographie eines berühmten Bildhauers der Neuzeit.

Bekanntlich ist von der Wand- und Tafelmalerei der Griechen nichts erhalten, und wir müssen uns nach den plastischen Schöpfungen ihrer Zeitgenossen und nach dem Kunsthandwerk der Thonvasen ein ungefähres Bild von dem machen, was Polygnot, Zeuxis, Apelles geleistet haben. Da boten uns die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum eine Fülle von Anschauungen, und sehr bald machte sich seit ihrem Bekanntwerden die Ansicht geltend, daß wir hier vielfältig Nachbildungen berühmter Originale haben; dafür spricht die Uebereinstimmung mancher Bilder mit schriftstellerischen Berichten, dafür der Umstand, daß die glücklichsten, sprechendsten Motive uns in einer bald flüchtigen, bald mangelhaften Ausführung entgegentreten. Man kannte die Vervielfältigung durch Kupferstich und Holzschnitt noch nicht, man ließ ausgezeichnete Werke sich auf der Wand des Zimmers copiren. Helbig nun (Nr. 1) untersucht zuerst das Kunstvermögen der römischen Kaiserzeit und findet, daß es an poetischer Erfindung, an der Kraft, Ideale zu gestalten, auch in der Plastik arm war und von den Griechen borgen mußte, daß aber in der Auffassung der Wirklichkeit die Bildnisse, die historischen Darstellungen an Triumphbogen und Ehrensäule von Titus und Trajan mit einer frischen energischen Lebendigkeit uns edel ansprechen. Helbig betrachtet dann den ganzen Schatz der vorhandenen Gemälde und findet, daß neben wenigen die Wirklichkeit unmittelbar reproducirenden Werken, wie Darstellungen einer Schlägerei am Circus oder der Wirthschaft in einem Freudenhaus, daß neben diesen realistischen Werken eine große Fülle von idealistischen liegt, die entweder griechische Mythen oder sinnige Lebensbilder nach ihrem allgemeinen Typus um der Schönheit willen darstellen. Diese zweite zahlreiche Gruppe weist er ihrem Ursprunge nach den Griechen, und zwar dem sogenannten Hellenismus, der Zeit nach Alexander dem Großen zu. Er schildert diese Zeit nach ihren äußern Verhältnissen wie nach ihrem geistigen und gemüthlichen Charakter und läßt uns die Kunst als die Abspiegelung beider erkennen. Er zeigt uns die Gemälde im Zusammenhang mit der Dichtung der alexandrinischen Zeit und läßt die bunte Reihe derselben mit verständigen Bemerkungen an uns vorüberziehen.

Mir ist es seit vielen Jahren ein wichtiger Gesichtspunkt für die Betrachtung der Kunstgeschichte, daß die Künste der Reihe nach tonangebend werden, daß sie selber nacheinander eine Blütenperiode haben, und daß die gerade herrschende — und sie herrscht ja, weil sie dem Geiste des Volks und der Zeit am gemäßesten ist — auch den andern ihr Stilgepräge aufdrückt. So ist auch die Plastik der Aegypter architektonisch, auch die Poesie der Griechen plastisch; so der gothische Dom wie die Poesie von Ariost und Shakspeare, der Moses Michel Angelo's malerisch im Unterschied vom dorischen Tempel, von Sophokles, Phidias und Homer. Darum werden wir uns nicht wundern, wenn unsere modernen Landschaften stimmungsvoller, musikalischer sind als die antiken; das Musikalische tritt bei dem Verfall der bildenden Kunst der Renaissance mit Palestrina, Händel, Bach bis zu Beethoven hin in den Vordergrund, Correggio und Rembrandt, Claude Lorrain und Ruysdael sind große Farbenmusiker; der stimmungsvolle Beleuchtungston beginnt bei Shakspeare; Milton und Byron sind darin groß, ebenso Goethe; Klopstock ist ein musikalischer Dichter, meistens auf Kosten der plastischen Anschaulichkeit, der malerischen oder architektonischen Composition, der Gedankenklarheit. In einem vortrefflichen Schlußkapitel über einen Grundunterschied der antiken und modernen Malerei äußert sich Helbig in ähnlichem Sinne. Er betrachtet die Darstellung der Landschaften und landschaftlichen Hintergründe bei den Alten und bei uns; dort sind die letztern durchweg hell und als Grund behandelt, auf welchem sich die Plastik der handelnden Figuren als etwas Selbständiges und für sich Bestehendes abhebt; hier spricht die Landschaft stärker mit und greifen die Wirkung der Handlung und die der Gründe vielfach ineinander über. Auf dem Esquilin in Rom sind Landschaftsbilder mit Scenen aus der „Odyssee" entdeckt worden; wir dürfen einer Vervielfältigung derselben in ihrer Herausgabe durch Wörmann, Professor der Kunstgeschichte an der düsseldorfer Akademie, entgegensehen. Die klargefügte Mannichfaltigkeit der Pläne, sagt Helbig, deren Zusammenhang das Auge in übersichtlicher Weise von dem Vordergrund bis in die äußerste Ferne verfolgen kann, der Rhythmus der Massen, der durch einzelne Gegensätze belebt und durch die Harmonie des Ganzen wiederum beruhigt wird, der plastische Adel der einzelnen Terraingebilde sichern dem hellenistischen Künstler einen Platz unter den größten Landschaftsmalern aller Zeiten. Aber die moderne Malerei begnügt sich nicht damit, eine Gegend organisch und in bedeutenden Formen zu gestalten, sondern sucht auch durch Wiedergabe der darin wirksamen Luft- und Lichterscheinungen eine eigenthümliche poetische Stimmung zu erwecken; ja wir haben Landschaften von sehr unbedeutender Plastik, die lediglich durch die über der Gegend schwebende Atmosphäre wirken. Niemals sehen wir bei den Alten, daß die Berge im Hintergrunde sich allmählich in Dunst und Nebel verlieren; ihren Schriftstellern fehlen die Ausdrücke für den Duft der Ferne, für das Dämmernde der Hintergründe; ihre landschaftlichen Schilderungen machen den Eindruck, als sei eine klare Luft, ein volles Licht vorausgesetzt, welche die Plastik der Gegenstände allenthalben zu vollendeter Geltung kommen läßt. Das Verschwimmende, Verfließende wird selbst bei Nacht und Mondschein nicht betont, und wenn die Schriftsteller von Gemälden reden, so findet sich nirgends ein Hinweis auf die Schwüle oder Kühle, das Trockene oder Feuchte der Atmosphäre. Freilich bietet auch der südliche Himmel ungleich weniger Erscheinungen des Nebelhaften, Dunstigen als der nordische, der weit mehr geeignet ist, eine schwermüthige träumerische Stimmung zu fördern, und dadurch auch mehr den Künstler einladet, das Dämmerige, Ahnungsvolle in Luft und Beleuchtung auszudrücken. Während das Gemüth der Modernen in dem Zusammenhange der Landschaft mit der darin wirkenden Atmosphäre das Walten einer elementaren Naturseele empfindet und dadurch auf das tiefste ergriffen wird, ist den Alten der Einklang dieser Factoren in ungleich geringerm Grade aufgegangen, und haftete ihr Auge vorwiegend an den festen plastischen Formen;

die subjective Versenkung in das Ganze der Natur ist ihnen fremd geblieben und allmählich erst den Modernen aufgegangen; in der Literatur so voll und ganz erst durch Rousseau, an den Goethe's „Werther“ sich anschließt.

Zu den begabtesten Pflegern der Kunstwissenschaft gehörte Friedrich Eggers, selbst ein künstlerisch angelegter Geist; seine Thätigkeit früher als Leiter eines Kunstblattes, dann als Lehrer der Kunstgeschichte und Beamter in der Pflege und Verwaltung der Kunstangelegenheiten Preußens hat es ihm leider nicht vergönnen wollen, seinen Namen mit einem größern Werke dauernd zu verknüpfen; als er sich anschickte, das abzurunden und abzuschließen, was er über den Bildhauer Rauch aus persönlicher Kenntniß des Meisters und nach dessen Papieren sowie nach der Anschauung seiner Schöpfungen niedergeschrieben, da entsank die Feder seiner Hand; nur der erste Band ist so weit fertig gewesen, daß ihn der Bruder herausgeben konnte (Nr. 2); den zweiten wird dieser auf Grundlage der Studien und Aufzeichnungen des Verewigten bearbeiten.

Aeußerst wohlthuend ist die ganze Behandlungsweise; sachlich, zuverlässig, ohne hohle Phrasen, ohne kritiklose Bewunderung und selbstgefällige Tadelsucht ist sie von einem warmen Hauch der Freude am Schönen und Großen, des Herzensantheils an dem geschilderten Manne durchdrungen; Eggers läßt Rauch lieber selbst reden, als daß er ihn zum Object nähme, um daran die eigene subjective Geistreichheit herumspielen zu lassen; er weiß die Dinge so zu ordnen, daß die Erzählung selbst uns einen künstlerischen Eindruck macht. Der Knabe Rauch erwächst vor unsern Augen in kleinen, wenn auch nicht dürftigen Verhältnissen. Er kann sich der Kunst widmen, zu welcher das Herz ihn zieht, bei einem Steinmetzen, der Grabsteine verziert; er kommt in die Bildhauerwerkstatt zu Ruhl nach Kassel; ein älterer Bruder, Schloßcastellan zu Sanssouci, nimmt sich nach des Vaters Tode seiner an, stirbt aber bald, und der zwanzigjährige Kunstjünger reist 1797 nach Potsdam, um den Nachlaß zu ordnen; der Kammerherr Rietz sucht ihn für den Dienst des Königs zu gewinnen. Um der Mutter und einem jüngern Bruder hülfreiche Hand bieten zu können, läßt er sich bestimmen, mit der stillen Hoffnung, Muße für Bildung und Kunst zu gewinnen. Die Kunstzustände Berlins, die politische Lage der Zeit weiß Eggers hier wie später stets zum Hintergrunde seines Gemäldes zu machen, bedingend auf seinen Helden einwirken zu lassen. Rauch kommt als Kammerdiener zur Königin Luise. Er liest gute Bücher, hört Vorlesungen, modellirt, sehnt sich nach voller Freiheit; aber ungern will ihn der König entlassen. Er war 25 Jahre alt, als Schadow zur Probe ihm eine Arbeit übertrug: ein chirurgischer Hörsaal sollte ein Relief erhalten, das die Hülfe des Arztes auf dem Schlachtfelde darstellt. Um wieviel freudiger empfing Rauch die 100 Thaler dafür, als die 40 Dukaten, die ihm Kaiser Alexander bei einem Besuch für Lakaiendienst schenkte! Aber bis 1804 hielt ihn der Hof fest, und nun erhielt er eine kleine Pension von 125 Thalern mit der Erlaubniß, sie auswärts zu verzehren. Als Begleiter des Grafen Sandretzki reiste er nach Italien.

Die Reise durch Deutschland und Südfrankreich über Genua nach Rom schildert Rauch's ausführliches Tagebuch schlicht und anziehend; der gesunde Lebensblick bewährt sich auch hier. In Rom findet er Thorwaldsen, findet er Wilhelm von Humboldt. Eggers sagt:

Rom und alles, was sich an künstlerischer und gelehrter Capacität aus allen Ländern dort versammelte, bedurfte eines Mannes wie Wilhelm von Humboldt, und dieser bedurfte Rom zur Vervollständigung seines Bildungsgangs. Vorbereitet für seine allgemeinen Zwecke, wie es irgend Winckelmann für seine besondern gewesen sein konnte, war Humboldt im Jahre 1802 nach Rom gekommen. Was er an regelmäßiger Geschäftsthätigkeit bedurfte, gab ihm seine Stellung als preußischer Ministerresident, die ihn zugleich mit äußerm Ansehen bekleidete, ohne ihn mit Geschäftslast zu bedrücken. Im übrigen war es die Aufgabe dieses Mannes, dessen Wesen ganz (? es war auch sinnliche und geistige Genußliebe) nachdenkliche Betrachtung war, Rom in sich aufzunehmen, diese seine eigentliche geistige Heimat als den Mittelpunkt der alten und neuen Welt zu erfassen, und dort die besten und edelsten Kräfte in reger und freudiger Thätigkeit aufgehen zu lassen. Dies war die, wenn man so sagen darf, geschichtsphilosophische Aufgabe, welcher der Mann, der den geistigen Mittelpunkt der Ewigen Stadt auf Jahre zu bilden bestimmt war, nachging unter den Trümmern der alten und den Schöpfungen der mittelalterlichen Welt, auf dem Vatican und im Colosseum, in seinem Hause, in den Wäldern und Bergen, an den Gewässern und unter dem Himmel von Albano. Dabei voll Gelehrsamkeit, Liberalität und Duldsamkeit in religiösen Dingen, Rom mit den Römern liebend, klug, weltgewandt, war es natürlich, daß weder der Vatican, noch das römische Volk je einen Gesandten mit größerer Achtung und Auszeichnung behandelte.

Eine geistvolle, liebenswürdige Gattin theilte seine Studien, seinen Kunstsinn. In ihrem Hause fand Rauch die Gelehrten Zoëga und Welcker, die ihn in das Alterthum tiefer einführten; Bücher gehörten fortan so gut wie Hammer und Meißel zu seinem Handwerkszeug. Die Werkstätten von Canova und Thorwaldsen sah er angefüllt mit Statuen und Reliefs, die ihre Motive aus Griechenland entnahmen; Rauch's Verhältniß zur Antike ward indeß ein anderes als das ihre. Es hatte zuerst gegolten, den Uebertreibungen und Verschnörkelungen des Jesuiten- und Rococostils gegenüber die ruhige Würde und stille Hoheit der Antike in ihr Recht als die classische Weise der Plastik wieder einzusetzen, und dies geschah im engsten Anschluß auch an das Stoffgebiet des Griechenthums. Der zweite Schritt war, daß nun das eigene Leben, die eigene Geschichte mit echt plastischem Sinne aufgefaßt und ähnlich behandelt wurde, wie der durch die Griechen geschulte Schiller seinen „Wallenstein“ und seinen „Tell“ gedichtet. Eggers hat dies in seiner Weise so bezeichnet:

Thorwaldsen gehörte eigentlich weder einer Zeit noch einem Lande an. Mit demselben Recht nimmt ihn Dänemark, Deutschland, Rom, nimmt ihn das offene Meer und die feste Erde in Anspruch, und sein Herz gehörte der Vergangenheit und der Zukunft. Zu den Urbesitzthümern der Menschen, der Religion und der Sprache, hatte er ein ziemlich unklares Verhältniß. Klar war nur die unbefangene Güte seiner Kinderseele und die Macht und Beredsamkeit seines plastischen Organs. Dies ist der Inhalt seines Wesens, von dem aus er seine kunstgeschichtliche Aufgabe löste. Und was kann der Künstler Anderes und Besseres als sein inneres Selbst an diese Aufgabe setzen! So that auch Rauch. Wie viel hatte er in den denkwürdigen Zeiten der Vergangenheit geweilt; — nun bereitete die Gegenwart selber ihm eine große Zeit, und hatte er zu jener seinen Geist geführt, in diese wurde auch Herz und Gemüth mit hineingezogen. So mit ganzer Seele erlebte er die Ereignisse, die er verherrlichen helfen sollte; er wurzelte mit allen Fasern im

preußischen Vaterlande. Thorwaldsen hatte ohne viel Reflexion und Nachdenken die starke künstlerische Kraft, bezwungen von der verwandten Griechenform, wirken lassen, damit nicht sowol er als die Welt nur erst wieder zu dem Bewußtsein kam, sie lebe noch: Rauch aber mußte, wenn er seine Mission vollziehen sollte, wie sie uns nun in dem Resultat vor Augen liegt, tiefer in das Verständniß des Alterthums hineingeführt werden; denn die Wiedergewinnung der Griechengestalt ist erst der erste Schritt; der zweite ist: die Aufgabe unserer Zeit im Griechengeiste zu lösen.

Dazu bedurfte aber Rauch neben der Antike ein zweites Bildungselement: das sorgsam treue Studium der Natur. Ihn führte seine Anlage zum Bildniß, seine Büsten machten ihn zuerst bekannt, und sein Leben lang war er Meister im Porträt; Berlin aber hatte ihm in Schlüter und dem alten Schadow zwei Vorgänger vor Augen gestellt, die durch einen gesunden Realismus hervorragten, und seine Stärke war nicht sowol, vom Gedanken und der Phantasie aus mit schöpferischem Formensinn Gestalten zu erfinden und zu bilden, sondern das Wirkliche in sein Ideal zu erhöhen.

Rauch fand den Lohn für seine Dienstbarkeit im Fürstenschlosse, als er berufen ward, das Denkmal der frühverstorbenen Königin Luise für die Gruft in Charlottenburg herzustellen; das Werk hat ihn berühmt gemacht, ihm seine großartige Lebensstellung an der Spitze der berliner Kunst neben Schinkel bereitet. Sein Patriotismus brachte ihn zu Rom mehrmals in französische Untersuchung, ja in Haft, aber in seinem deutschen Vaterlandsgefühl fand er die Begeisterung, um in den Statuen Scharnhorst's, Bülow's, York's, Blücher's dem Befreiungskriege das würdige Denkmal zu setzen. Wir verweisen auf die Schilderung, die Eggers von dem Künstlerleben in Rom, von der Rauch-Tieck'schen Werkstatt in Carrara, von der Uebersiedelung nach Berlin entworfen hat. Das Anziehendste und Ausführlichste des ersten Bandes ist die Geschichte vom Monumente der Königin Luise; Eggers erzählt sie mit dem Talent eines Novellisten; alle Einzelzüge sind historisch treu, das Ganze wirkt wie eine sinnvoll organisirte Dichtung. Rührend ist der Herzensantheil des Königs an der Ausbildung der Statue; das schlichte Gemüth und die Forderungen der Kunst kommen nach manchem Kampf zu befriedigendem Ausgleich.

Wiederum aber muß ich bedauern, daß man nicht blos am Rhein, sondern auch an der Spree Friedrich Wilhelm III. hoch zu Roß als den Heros der Befreiungskriege dargestellt; das war er ja nicht! Wie viel wahrer, eigenthümlicher, schöner war die Aufgabe, ihn mit der Gattin, die sein guter Genius war, mit der er für die Erneuerung der Familiensittlichkeit vorbildlich segensreich wirkte, in einer thronenden Gruppe zu veranschaulichen, bürgerlich und königlich zugleich; dann konnten immerhin die Stein und Blücher, die Fichte und Schleiermacher als Wächter und Schirmer am Postamente stehen und die große Zeit innerlicher und kriegerischer Erhebung bezeichnen.

Moritz Carriere.

Neue Romane und Novellen.

1. Aus drei Lebenskreisen. Novellen von Burghardt von Cramm. Leipzig, Hartknoch. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ein verlorener Sohn. Familienroman von Ottfried Mylius. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.
3. Casanova, Chevalier von Seingalt. Roman von Lucian Herbert. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1874. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Aus drei Lebenskreisen! Burghardt von Cramm debütirt als Novellenschriftsteller, meines Wissens, mit diesem Buche (Nr. 1). Er wird damit eine gute Wirkung erzielen, wenn das Gute die richtige Würdigung findet; denn das, was seine Schilderungen enthalten, ist der Beachtung werth. Wenn ich an den Arbeiten etwas auszusetzen hätte, so ist es die geringe Bedeutung des Geschilderten für das Leben. Auch im kleinen, beschränktesten Kreise lebt ein Gedanke, der, festgehalten, die entferntesten Pole der Ideenwelt harmonisch erklingen und der auch das Kleinste erhaben erscheinen läßt; dieser Gedanke scheint mir bei den vorliegenden Erzählungen nur in der letzten als vom Dichter ganz klar empfunden enthalten zu sein.

In der ersten der drei Novellen: „Der Herr Assessor", wird das kleinbürgerliche Leben eines Ortes, der noch in den Banden des conventionellen Patriarchalismus liegt, behandelt, und was davon geschildert wird, ist gut geschildert. Der Schilderung fehlt jedoch das Erschöpfende, ohne das sie nur als ein interessanter Bruchtheil, als eine interessante Curiosität gelten kann, wenn nicht irgendein poetischer Gedanke dem Ganzen zu Grunde liegt, der ihm Werth verleiht, und dieser Gedanke fehlt. Der Herr Assessor, der, als unverheirathet geltend, in jenen kleinen Ort kommt, aber verheirathet ist; die Madame Neumüller mit zwei Töchtern, von denen eine ohne der Mutter Wissen einen Kaufmannscommis (horreur!) liebt, und der Apotheker, der sich entschließt, die andere zu ehelichen, was ihm erst gelingt, als des Assessors eheliches Glück ruchbar wird, wobei auch der Commis auf etwas unwahrscheinliche Weise beglückt wird — das ist die Handlung. Die Honoratioren der Stadt, bei denen „der Zopf noch hinten hängt", sind gut geschildert, aber diese Erzählung ist doch im ganzen ziemlich werthlos. Dagegen sieht schon aus „Heute roth, morgen todt" und noch mehr aus „Im Stifte" ein anderes Gesicht hervor. Im erstern fehlt zwar auch der poetische Gedanke, der aber hier durch ein gut geschildertes Naturleben und sehr ansprechende Charakterzeichnung, die beide poetisch wirken, zum Theil ersetzt wird. Ein unverdorbenes Gemüth wird an diesem herzzerreißenden Schicksal, das einen Einzelnen und die Seinen im Jahre 1866 trifft, tiefen Antheil nehmen, bis zum letzten Augenblicke; aber da die Kritik nun einmal kein Herz hat, so muß sie sich auch von dieser Erzählung — denn es ist nur eine Erzählung und keine Novelle — unbefriedigt abwenden. Beide Sachen sind sehr hübsch, sehr ansprechend geschrieben und von warmem Gefühl für das menschliche Glück und

Unglück durchhaucht; man liest sie mit regem Interesse durch, aber der Antheil, den man an den Personen nimmt, entbehrt der Bedeutung; sie bleiben dem Urtheil des erfahrenen Lesers in ihrem innern Seelen- und Geistesleben zu fremd, um ihn zu einem künstlerischen Genuß zu stimmen.

„Im Stifte", die dritte Novelle, gewährt einen Einblick in die Herzen der altadelichen Fräuleins, die das Vorrecht genießen, in dem alten Stifte Wellingen ihre Tage zu beschließen, und trägt das Merkmal der Künstlerschaft an der Stirne: sie ist wahr, ohne gesucht zu sein, erschöpfend trotz der anspruchslosen Kürze, mit der das Leben im Stifte geschildert ist. Die Charakterzeichnung ist von erhabener Einfachheit; sie fesselt Herz und Geist des Lesers, und wenn auch der deus ex machina, durch welchen der Geliebte des kaum im Stifte aufgenommenen Fräuleins Mathilde von Sternburg sich in unmittelbarer Nähe des Schlosses angesiedelt hat, um sie demselben als seine Frau wieder zu entführen, eine Möglichkeit an Stelle der von der Kunst geforderten Wahrscheinlichkeit setzt, so bleibt der Eindruck, den das Ganze hinterläßt, doch ungetrübt, weil der Verfasser von Anfang an eine leise Ahnung erweckt, daß es so kommen werde. Er steigert dieses Bewußtsein im Leser durch das charakteristische Omen, auf welches die Seniorin so hohes Gewicht legt, indem sie behauptet, durch Thatsachen beweisen zu können, daß, wenn die Aussteuer einer neuen Stiftsdame am Tage ihrer feierlichen Einsegnung und Aufnahme nicht fertig sei, so sterbe sie entweder, oder verlobe sich bald. So erfüllt sich's denn auch. Durch einen Zufall bleiben einige ungezeichnete Stücke Leinwand liegen und das glückliche Unglück trifft ein. Diese einfache und schöne Handlung erhält noch einen höhern poetischen Werth durch die Stellung, die der Verfasser darin gewissen Vorurtheilen gegenüber einnimmt, von denen selbst das unversöhnliche Fräulein von Diezen theilweise bekehrt wird, die ob der Zumuthung, jemand im Stifte aufzunehmen, der nicht wenigstens auf die Bagatelle von sechzehn Ahnen zurückblicken könne, außer sich gerathen konnte.

Ein Gegenstück zu diesen oft mit sprechendem Realismus entworfenen Schilderungen bildet der Roman: „Ein verlorener Sohn", von Ottfried Mylius (Nr. 2). Er enthält eine Handlung, die nur im Geiste des Dichters entstehen und bestehen konnte. Die Anknüpfungspunkte an das wirkliche Leben, die darin enthalten sind, gelten so gut wie nichts gegen das Ungewöhnliche der äußern Handlung; man kann an das Werk daher auch keinen künstlerischen Maßstab anlegen. Es ist eine fesselnde Erzählung, ein Familienroman im modernen Sinne des Wortes, der sich leicht und angenehm liest, weil er mit mehr Geschick als Kunst entworfen und ausgeführt ist. Der Verfasser beweist darin eine große Herrschaft über die Form. Die Verwickelungen sind, trotz ihrer äußern Zugespitztheit und trotz des fühlbaren Mangels an innerer Nothwendigkeit, von packender Wirkung auf den Leser. Dieser Familienroman ist wirklich ein solcher, die Composition kunstfertig. Die Familie wird in die schärfsten Conflicte getrieben, die zuweilen, namentlich mit Bezug auf die Frau des Hauses, an entsetzlicher Verirrung die Grenzen des Denkbaren überschreiten, sodaß zuletzt, als furchtbarste Nemesis, der durch die Hand des Stiefbruders getödtete Lieblingssohn als ein unwissentlich blutschänderischer Mensch dasteht, ohne doch schlecht oder verächtlich gehandelt zu haben. Die äußerste Grenze des Erlaubten wird hier nur dadurch nicht überschritten, daß der Verfasser den ganzen Roman wie einen Racheact gegen die Charakterlosigkeit jener Frau angelegt hat; man ist aber doch versucht, dergleichen Lektüre in den Händen eines Laien für eine mindestens gefahrbringende zu erachten. Sie kann einen Beruf erfüllen, aber sie kann auch großes Unheil anrichten, denn wer sie nicht versteht, wird sie ganz gewiß misverstehen. Es war nicht nothwendig, diese letzte äußerste Consequenz zu ziehen, da ja des Abschreckenden genug aus dem zwiefachen Treubruch der Frau gegen den ältesten Stiefsohn hervorgegangen war. Warum mußte diese Frau, die so viel des Unrechts durch ihre gesetzlichen Verbindungen über ihre gesammte Familie bringt, zuletzt auch noch als eine Verworfene hingestellt werden: als die frühere Geliebte eines Abenteurers, den sie durch Geldspenden aus ihrer Nähe bannte? Das heißt denn doch das Aeußerste überschreiten, was selbst in einem Romane wie der vorliegende erlaubt ist. Da mag die tugendreiche Heldenhaftigkeit des „verlorenen Sohnes" noch so glänzend strahlen, sie wird durch diese Wolke nicht mehr ungetrübt hindurchleuchten.

„Casanova, Chevalier von Seingalt" von Lucian Herbert" (Nr. 3) ist eins jener Werke, in denen wie man manchmal sagen hört, die Vorrede oder Einleitung das Beste sein soll. Der Verfasser schöpft angeblich aus den nachgelassenen Papieren des berühmten Abenteurers, dessen Memoiren so viel Anlaß zum Erröthen gegeben haben. In der Vorrede theilt der Verfasser in Kürze mit, wie es ihm bei Durchsicht der zahllosen nachgelassenen Papiere im Schlosse Dux ergangen sei, und gibt darin ein sehr ansprechendes Bild seines Helden. Unter anderm wird hier eine auf vier Quartseiten concentrirte Selbstbiographie Casanova's veröffentlicht, die mit schlagender Kürze die Hauptmomente aus seinem Leben zusammenfaßt. „Das ist die einzige Skizze meines Lebens, die ich geschrieben habe, und ich erlaube, daß man jeden beliebigen Gebrauch von ihr mache", sagt Casanova darin zum Schlusse selbst, und überläßt es dem Leser seiner Memoiren und dem Geschichtsforscher, sich die Wahrheit im einzelnen zurechtzulegen.

Durch diese Einleitung zu dem Herbert'schen Romane und durch des Verfassers Einsicht ist die Wahrheit, daß Casanova wirklich jene Verbindungen an allen Höfen Europas gehabt habe, von denen seine Memoiren wissen, befestigt worden. Seine Correspondenz soll eine ganz unglaubliche Ausdehnung gehabt haben, wie die vorhandenen von ihm aus allen Theilen Europas erhaltenen Briefe beweisen, und die Gegenstände, mit denen er sich unablässig beschäftigte, sind so verschiedener Art, daß man staunen muß über den Mann, der alles dies fortwährend im Kopf herumwälzte, ohne den Verstand zu verlieren (zuletzt, vor seinem Tode, war er freilich nahe daran). Man sieht da wirklich in ein Kaleidoskop voll wunderbarer Seltsamkeiten, wenn man das liest, was

Herbert in der Einleitung zu seinem Romane aus den Papieren des größten Abenteurers fast aller Zeiten schöpft, und wundert sich mit ihm darüber, daß diese Papiere beinahe ein Jahrhundert gelegen haben, daß Tausende sich ein Päckchen derselben ansahen, die als Neugierige nach Dux kamen, und daß doch keiner daran dachte, sie zu durchblättern.

Mit der Vorrede ist nun aber auch das Beste des Romans gelesen. In diesem selbst schildert der Verfasser den Antheil, den, nach dem Romane, Casanova an dem Handel zwischen Georg III. und dem Herzog von Ansbach um zweitausend deutsche Söldlinge für Amerika nahm. Er zeigt da, wie Casanova es bewerkstelligte, im Zeitalter der Maitressenwirthschaft, sich einen Einfluß an den Höfen Europas zu verschaffen. Dazu dient ihm dieser kleinliche Handel, den er mit der berühmten Lady Craven, dem bekannten Urbild der Lady Milford, und ihrer Uebersiedelung nach Deutschland, respective mit einem Verhältnisse zwischen ihr und dem englischen Premier, Lord Suffolk, in Zusammenhang bringt. Dabei finden sich hier und dort, in Deutschland und in England, alte Erinnerungen wieder, die Casanova mit den Damen der hohen Herren meist in frühere, wenig lautere Verbindung bringen. Eine verschollene Tochter wird in drei Instanzen gesucht, und alle drei finden sich. Selbst Lady Craven ist in Paris als junges Mädchen ein Opfer der Verführungskunst des Chevalier von Seingalt gewesen, und beider Tochter lebte nun lange in einem Ursulinerkloster in Prag, wo sie der damalige Lieutenant Neidhardt von Gneisenau kennen und lieben lernt. Als er mit ihr entfliehen will, ertappt man ihn, aber Casanova, der zufälligerweise in der Nähe ist, rettet den jungen damaligen österreichischen Offizier, der nun in Ansbach durch Casanova's Vermittelung, ohne aus seiner Lieutenantsuniform herauszutreten, den Kriegsminister spielt.

Das Buch wirkt zuletzt ermüdend durch Wiederholungen und Erzählungen ähnlicher Schicksale, bei denen Casanova den Löwenantheil gewöhnlich in Gestalt der ersten Liebe irgendeines jungen Mädchens zieht, die er dann späterhin bei irgendeinem europäischen Potentaten als Maitresse unterbringt. Der Verfasser hat Geschichtsstudien gemacht, ehe er sein Buch schrieb; das beweisen verschiedene Bemerkungen über den Soldatenhandel deutscher Fürsten im vorigen Jahrhundert, wovon manches wörtlich dem jetzt in zweiter Auflage erschienenen verdienstlichen Kapp'schen Buche über den „Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika" entnommen ist. Ob es aber erlaubt ist, die Geschichte auf diese Weise zu verballhornen und bedeutende geschichtliche Persönlichkeiten wie Gneisenau herzuzuziehen, um aus ihnen Kapital zu schlagen, dürfte wol noch die Frage sein. Die Behauptung der Wahrheit muß im Romane, wenn er historische Namen berührt, ein Princip sein, von dem man nur in Fällen abgeht, die absolut nichts bedeuten als eine dichterische Ausschmückung. Darüber dürfte denn doch dieser romantische Gneisenau, der in eine Tochter Casanova's und der Lady Craven sterblich verliebt ist, etwas weit hinausgehen.

Als Roman hat das Buch geringen Werth. Literarischen Werth kann es an und für sich fast gar nicht beanspruchen, aber es enthält eine sonderbare Darstellung eines sonderbaren und gewiß interessanten Abschnitts deutscher Geschichte, wenn es auch weit hinter des Verfassers Absicht: Casanova's Lebensschicksale aus seinem Nachlasse pragmatisch darzustellen, zurückbleibt.

Hermann Kiotte.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

David Strauß beschäftigt jetzt die deutsche Presse, die dem Verstorbenen literarische Denkmäler setzt. Auf die Schriften von Zeller und Lang werden wir eingehender zurückkommen; hier verweisen wir nur auf das literarische Porträt, welches „Unsere Zeit" von dem großen Kritiker entwirft. David Strauß hat auch Gedichte gemacht, und zwar haben dieselben einen vorwiegend goethisirenden Zug. Durch die Zeitungen macht ein Gelegenheitsgedicht die Runde, welches Strauß seiner in Bonn verheiratheten Tochter widmete, als sie ihrem Gatten Zwillinge gebar; die Schlußstrophe desselben verleugnet besonders in Sinn und Form nicht ihr großes Muster:

Meiner lieben Tochter Georgine.

Seltne Post klingt mir entgegen
Aus dem fernen lieben Ort:
Gott erbarm' sich, welcher Segen
In der engen Wiege dort!
Schnell in Ernst verwandelt haben
Höhre Mächte unsern Scherz,
Und du drückst statt Eines Knaben
Zwei ans frohe Mutterherz.

Ja ans frohe! Keine Sorgen,
Gute Tochter, dir gemacht!
Seinen Rath bringt jeder Morgen,
Ihren Traum hat jede Nacht.
Wie das Kleeblatt deiner Kinder
Treu bis heute du gehegt,
Wird das Zweiblatt auch nicht minder
Froh von dir herangepflegt.

Und wie groß, wie herrlich zeiget
Sie auch hier sich, die Natur!
Weil der Stamm sich dorrend neiget,
Schmückt den Zweig sie reicher nur.
Neu auf seinem letzten Pfühle
Fühlt der Alte sich erfrischt,
Da sich in die Todesschwüle
Jungen Lebens Ahnung mischt.

— Obgleich die Schachliteratur außerhalb des Bereichs d. Bl. liegt, so wollen wir doch die Freunde des Schachspiels auf die fünfte Auflage des großen „Handbuch des Schachspiels" von Bilguer und von der Lasa (Leipzig, Veit u. Comp.) verweisen, weil dies Buch unbestritten das große Hauptwerk der deutschen Schachliteratur ist und mit seinen Tabellen eine über das Gebiet der deutschen Sprache weit hinüberreichende Bedeutung gewonnen hat. Es ist ein Buch, das bei keiner andern Nation seinesgleichen hat, und welches deshalb dem deutschen Geiste zur Ehre gereicht. In der neuen Auflage sind alle Fortschritte des königlichen Spiels mit Benutzung der ganzen neuen Schachjournalistik und Schachliteratur mit verzeichnet.

Ausländische Literatur.

John Morris hat neuerdings: „The letter-books of Sir Amias Poulet, Keeper of Mary queen of Scots" (London, Burns u. Oates) herausgegeben. Dieser Poulet ist derselbe Paulet, der aus Schiller's „Maria Stuart" dem deutschen Publikum hinlänglich bekannt ist. Aus diesem Briefwechsel ersehen wir, daß der Dichter den geschichtlichen Charakter hier mit merk- würdiger Treue wiedergegeben hat. Er zeigt sich ebenso ehr- lich, fest und streng in seinen Briefen, wie er uns in der Schiller'schen Tragödie entgegentritt. Auch bestätigt diese Cor- respondenz, daß Königin Elisabeth versuchte, ihre unbequeme Nebenbuhlerin insgeheim aus dem Wege zu räumen, daß sie sich zu diesem Zwecke der Hand Sir Amias Poulet's bedienen wollte, daß derselbe aber eine derartige Zumuthung mit Ent- schiedenheit zurückwies. Er erwähnt in seinem Briefe, daß er mit großem Schmerz und Bitterkeit darüber erfüllt sei, diesen unglücklichen Tag erlebt zu haben, in welchem seine höchst gnä- dige Königin von ihm eine That verlangte, welche Gott und das Gesetz verbietet. „Gott behüte, daß ich mit meinem Ge- wissen so kläglich scheitern oder meiner armen Nachkommenschaft einen solchen Flecken auf meinem Namen hinterlassen sollte, Blut zu vergießen gegen das Gesetz."

— M. de Pressensé hat ein Werk veröffentlicht: „La liberté religieuse en Europe depuis 1870" (Paris, Sandoz), in welchem er gleichzeitig gegen den Ultramontanismus und gegen die neuere kirchenpolitische Gesetzgebung in Preußen Partei ergreift.

— Ein ergötzliches Buch mit Schilderungen aus Neu- seeland ist: „The narrative of Edward Crewe or life in New Zealand" (Low u. Comp.). Der Verfasser schildert sich selbst als einen halben Wilden; seine Erlebnisse haben, trotz des halbwilden Stils, in dem sie geschildert sind, viel Anziehendes.

— Das nächste Werk von John Forster, der uns ein so interessantes Lebensgemälde von Dickens gegeben hat, wird wahrscheinlich eine Biographie von Jonathan Swift sein, zu welcher er seit längerer Zeit die Materialien gesammelt hat, darunter eine beträchtliche Zahl bisher nicht veröffentlichter Briefe des berühmten Satirikers. Ebenso steht eine Veröf- fentlichung aus dem Nachlaß Leigh Hunt's bevor, von seiten Townshend Mayer's, der in den Besitz einer außerordentlich umfassenden Correspondenz Leigh Hunt's mit einer großen Zahl hervorragender Zeitgenossen gekommen ist. Auch befinden sich in dem Nachlaß mehrere bisher unbekannte, ganz oder halb vollendete Schauspiele.

Theater und Musik.

Eine neue Operette: „Die Pilger" von Richard Genée, componirt von Max Wolf, ist in dem Friedrich-Wilhelm- städtischen Theater in Berlin mit Erfolg zur Aufführung ge- kommen. Ein Theil der Kritik rühmt den Melodienreichthum der Operette, ein anderer findet sehr viele Reminiscenzen an Flotow und Rossini in derselben.

— In Weimar hat man den Versuch gemacht, das von Schiller aus dem Französischen übersetzte Lustspiel: „Der Neffe als Onkel", das in unsern Theaterrepertoiren gänzlich verschollen ist, zum Geburtstag des Großherzogs wieder zur Aufführung zu bringen, und damit einen günstigen Erfolg errun- gen. Ob derselbe auch außerhalb der pietätvollen Musenstadt der harmlosen Production, die allerdings von Schiller's Genius keine Spuren trägt, sondern höchstens für seine Bühnenkennt- niß auch auf dem Gebiete der Lustspielmuse Zeugniß ablegt, zutheil werden wird, das müssen weitere Experimente erst beweisen.

— Der Herzog von Meiningen, dessen Hofschauspiel in Berlin solche Sensation erregt und die Kritik für und wider zu den Waffen gerufen hat, soll bei dem Dichter Albert Lindner ein Drama bestellt, oder wir wollen sagen, ihn zur Abfassung eines Dramas angeregt haben, welches in der ita- lienischen Renaissancezeit spielt. Bei dieser Beschränkung auf eine bestimmte Epoche ist das Hauptgewicht keineswegs auf ihre historische Bedeutung, sondern jedenfalls auf den künstlerischen Stil gelegt, und der Dichter hat seine Handlung in die deco- rative Architektur und in die Costüme jener Zeit hineinzupassen. Ein echter Dichter wird diesen Hintergrund als unwesentlich betrachten, und doch einen Stoff finden, der seinen Schwer- punkt in sich selbst trägt. Für die vorwiegende decorative und wir möchten sagen archäologische Richtung der Aufführun- gen der meininger Hofbühne liefert aber diese Thatsache einen neuen Beweis. Wie gefährlich Dichtungen sind, die sich auf ein derartiges culturhistorisches Interesse ausdrücklich gründen, hat Victorien Sardou mit seinen „Merveilleuses" neuerdings erfahren. Der größte Aufwand an Costümen und Decorationen, die mit dem sorgfältigsten Studium aus den Bildern und Büchern dieser merkwürdigen Epoche des revolutionären Rococo, des Directoriums, zusammengesucht waren, konnte dem Stücke keinen Halt und keine Dauer verleihen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Wiederum ist einem Dichter ein Denkmal gesetzt worden, einem treuherzigen Poeten der guten alten Zeit, dem wackern Hans Sachs in Nürnberg, und wie alle Festberichte einstimmig verkünden, so waren es in erster Linie nicht die deutschen Schriftsteller, sondern die deutschen Schuhmacher, welche in Hans Sachs einen zünftigen Meister feierten. Am 24. Juni fand die Enthüllung des Hans-Sachs-Denkmals in Nürnberg statt. In dem Zuge fanden sich zwar Offiziere und erlanger Studenten mit ihren Fahnen, die Civilbehörden, die städtischen Collegien, die Ehrenjungfrauen mit Länder- und Stadtfarben; der Stadtbibliothekar Lützelberger hielt die Festrede; aber was die Feier von den üblichen Dichterjubiläen unterschied, das trugen doch die deutschen Schuhmacher in dieselbe hinein. Schon im Festzug wurde ein von vier Lehrlingen im mittel- alterlichen Costüm emporgehaltener Stiefel den Reihen der Schuhmacher vorausgetragen, auf welchem der Vers von Hans Sachs prangte:

> Daß mein Gedicht grün', blüh' und wachs'
> Und viel' Früchte bring': das wünscht Hans Sachs.

Der Redacteur der Schuhmacherzeitung in Berlin brachte den zweiten Toast auf die Vereinigung der Künstler, Handwerker und Industriellen, auf Altdeutschland aus. Der Vorstand der deutschen Schuhmachergewerke, Hr. Bierburg von Berlin, über- gab im Namen derselben einen prachtvollen goldenen Eichen- kranz, ein Meisterstück der Goldschmiedekunst; die nürnberger Schuhmachermeister überreichten einen Lorberkranz, dann die Schuhmacherfrauen Münchens ebenfalls, desgleichen der süd- deutsche Schuhmacherverband in Stuttgart. Die Schuhmacher- innung in Hannover überreichte ein Album, diejenige in Stettin ein Gedicht nebst Lorbern u. s. f. Eine so poetische Bewegung ist bisher noch nie in dies ehrsame Gewerbe gekommen; so hat es noch nie einen Schuster gefeiert, der nicht bei seinem Leisten geblieben ist.

Das Denkmal stellt Hans Sachs in sitzender Stellung dar, mit dem Schurzfell angethan; in der Rechten hält er den Griffel, in der Linken das Buch; das Gesicht ist treuherzig und ausdrucksvoll.

Das Hans Sachs'sche Fastnachtspiel „Das Narrenschneiden" wurde auf dem Balkon des von Haller'schen Hauses auf dem Hauptmarkte aufgeführt und ergötzte durch seine derben Späße.

Bibliographie.

Eilsberger, H., Oberconsistorialrath Dr. th. Weiß, † 11. October 1873. Ein Erinnerungsblatt für seine Freunde. Königsberg, Bon. Gr. 8. 5 Ngr.

Grave, Agnes le, Dido. Tragödie. Berlin, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Grimm, H., Funfzehn Essays. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Grosse, J., Daponte und Mozart. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr.

Werner, K., Die Kosmologie und Naturlehre des scholastischen Mittelalters. Mit specieller Beziehung auf Wilhelm von Conches. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leitfaden für den Unterricht
in der
Handelswissenschaft
oder allgemeinen Handelslehre.
Zum Gebrauch in Handelsschulen.
Von
Wilhelm Röhrich,
Director der höhern Handelsschule zu Stuttgart.
Dritte Auflage.
8. Geh. 12 Ngr.

Röhrich's „Leitfaden" ist als bewährtes Unterrichtsmittel in vielen Lehranstalten eingeführt. In der vorliegenden dritten Auflage erfuhr das Buch wieder sehr zweckmäßige Erweiterungen und Vermehrungen, welche dessen Brauchbarkeit noch wesentlich erhöhen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Laufende Rechnung oder das Kontokorrent. Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. 8. Geh. 8 Ngr.
Handbuch des kaufmännischen Rechnens. 8. Geh. 1 Thlr.
Die Volkswirthschaft in Lehre und Leben. Ein Leitfaden für den Unterricht. 8. Geh. 1 Thlr.

Die (Augsburger)
Allgemeine Zeitung
kostet in ganz Deutschland und Oesterreich täglich franco unter Kreuzband geliefert, per Monat Einen Thaler acht Silbergroschen. Bestellungen an die Expedition in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ignaz Aurelius Fessler's
Geschichte von Ungarn.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage,
bearbeitet von **Ernst Klein.**
Dritter Band.
8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr. Geb. 4 Thlr.
(Band I und II kosten zusammen geh. 5 Thlr. 20 Ngr. Geb. 6 Thlr. 10 Ngr.)

Fessler's Werk, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt, erscheint hier in zweiter Auflage und zeitgemässer Umarbeitung von Ernst Klein. Infolge der gedrängtern Darstellung und einer zweckmässigen Druckeinrichtung war es möglich, die frühere Bändezahl auf die Hälfte zu beschränken und so auch den Preis wesentlich billiger zu stellen.

Ausser in Bänden kann das Werk auch in Lieferungen zu je 20 Ngr., deren bisjetzt 14 erschienen sind, durch alle Buchhandlungen bezogen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Biographische Denkmale.
Von
K. A. Varnhagen von Ense.
Dritte vermehrte Auflage.
Achter Theil.
General Graf Bülow von Dennewitz.

Die frühern Theile der „Biographischen Denkmale" enthalten:

1. Theil: Graf Wilhelm zur Lippe. — Graf Matthias von der Schulenburg. — König Theodor von Corsica. — Freiherr Georg von Derfflinger.
2. „ Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. — General Freiherr von Seydlitz.
3. „ Fürst Blücher von Wahlstadt.
4. „ Paul Flemming. — Freiherr Friedrich von Canitz. — Johann von Besser. — Königin Sophie Charlotte von Preußen.
5. „ Graf Ludwig von Zinzendorf.
6. „ General Hans von Winterfeldt. — Feldmarschall Graf von Schwerin.
7. „ Feldmarschall Jakob Keith. — Hans von Held.

8. Jeder Theil geheftet 1 Thlr. 10 Ngr.

Als Biograph steht Varnhagen bekanntlich unerreicht da, und mit Recht wird ihm der Name des deutschen Plutarch beigelegt. Eine vollständige Sammlung seiner Biographien war bisher nicht vorhanden, mehrere fehlten sogar seit geraumer Zeit gänzlich im Buchhandel; die vorliegende, sorgfältig durchgesehene und wohlfeile Ausgabe derselben ist deshalb allen Literaturfreunden willkommen.

Diese 8 Theile der „Biographischen Denkmale" bilden zugleich Band 7—14 von Varnhagen's „Ausgewählten Schriften", deren Band 1—6 sein berühmtes Memoirenwerk „Denkwürdigkeiten des eignen Lebens" (geh. 8 Thlr., geb. in 3 Bänden 9 Thlr.) enthalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Neue Plutarch.
Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.
Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**
Erster Theil.
8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: Martin Luther. Von Heinrich Rückert. — Oliver Cromwell. Von Reinhold Pauli. — König Heinrich IV. von Frankreich. Von Martin Philippson. — Voltaire. Von Karl Rosenkranz.

Mit diesem Bande wird ein Sammelwerk eröffnet, das unter dem Titel „Der Neue Plutarch" Charakterbilder ausgezeichneter Persönlichkeiten, zunächst seit dem Zeitalter der Reformation bis zur Gegenwart, in möglichst künstlerischer Gestaltung des Stoffs zur Darstellung bringen soll. Namhafte deutsche Historiker, Literatur- und Kunstgeschichtschreiber sind als Mitarbeiter gewonnen, Rudolf Gottschall hat die Herausgabe übernommen, das Werk verspricht somit ein deutsches Haus- und Familienbuch zu werden, das der weitesten Verbreitung fähig und würdig ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 16. Juli 1874.

Zur Kritik und Apologetik des Christenthums.

Durch die Entwickelung der letzten Jahrzehnte ist für die Theologie eine Situation geschaffen, welche die theologischen Schriftsteller veranlaßt, ihre Arbeit zu theilen, sodaß sie, mit der einen Hand die Kelle führend, mit der andern die Waffen zur Abwehr bereithalten müssen. Angriff und Abwehr vollziehen sich vornehmlich an zwei Punkten. Einmal ist es die Frage nach dem Urchristenthum, nach dem geschichtlichen Entstehen und Werden des Christenthums an den Ufern des Jordan oder inmitten des religiösen Synkretismus des kaiserlichen Rom, welche die Geister beschäftigt; hier sind es noch immer die Namen Strauß und Renan, an die jene Untersuchungen anknüpfen, welche aber in ihrer Wiederkehr zeigen, daß die durch jene Forscher hervorgerufene Bewegung noch keineswegs abgeschlossen und zur Ruhe gekommen ist. Dann aber richtet sich der Angriff aus dem Schos der modernen Wissenschaft in ihren verschiedenen Disciplinen gegen das Centrum christlicher Gedanken und Dogmen. So sehen wir eine reiche Literatur herangewachsen, deren Arbeit sich in Kritik und Apologetik theilt, eine Kritik, die in ihren Resultaten nicht selten auflösend ist, und eine Apologetik, deren Waffen keineswegs als überwunden anzusehen sind. Im großen und ganzen lassen sich auch die nachfolgend zu besprechenden Werke unter die angegebenen Gesichtspunkte unterordnen, und indem wir dieselben im Auge behalten, treten wir jetzt an ihre Besprechung heran.

1. Neutestamentliche Zeitgeschichte von A. Hausrath. Erster Theil. Die Zeit Jesu. Zweite Auflage. Heidelberg, Bassermann. 1873. Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.

Der Verfasser verwahrt sich zuerst gegen die Meinung, als habe er mit seinem Buche den Versuch machen wollen, die Entstehung des Christenthums selbst aus vorübergehenden Zeitverhältnissen herzuleiten. Das Christenthum sei seinem Wesen nach das Werk Christi, nicht der Verhältnisse. Das persönliche Leben aber, dieser schöpferische Punkt, um den die gärenden Elemente sich ansetzten, der das flüssige Erz gestalte, das sonst zur Schlacke wird, sei immer eine unmittelbare That Gottes, die sich nicht weiter erklären und ableiten lasse. Wenn er nun darangeht, die Geschichte der Culturentwickelung in der Zeit Jesu und der neutestamentlichen Schriftsteller zu erzählen, soweit dieselbe auf die Entstehung des Christenthums von Einfluß gewesen, so nimmt er nach zwei Seiten hin eine ablehnende Stellung ein, nämlich einmal gegen die magische Ableitung des Christenthums, der zufolge die heilige Geschichte auf den Hintergrund der wirklichen Geschichte vom Himmel her gespiegelt worden, sodann gegen die mythische, die das concrete Leben der neutestamentlichen Geschichte für mythische Phantasiegebilde einer spätern Zeit erklärt. Im Gegensatz zu den genannten beiden Auffassungen gibt sich die seinige als die historische. Er sagt: „Wenn wir die heilige Geschichte als Bruchstück einer allgemeinen Geschichte nachweisen und zeigen können, wie die Ränder passen, wenn wir die abgerissenen Fäden, die sie mit der profanen Welt verbanden, wieder aufzufinden vermögen, dann ist die Meinung ausgeschlossen, diese Geschichte sei der schöne Traum eines spätern Geschlechts gewesen.“ Er gibt zu, daß Renan zuerst eine Wendung zur Herstellung der geschichtlichen Zusammenhänge, in welche die Urkirche mit ihrer Zeit verflochten gewesen, genommen habe, aber Renan habe darin geirrt, daß er die große Bewegung des Christenthums aus den kindischen Vehikeln habe erklären wollen, die er angibt. Noch entschiedener wendet er sich gegen Strauß, dem er überhaupt religiöses Verständniß für die im Christenthum wirkenden Kräfte abspricht. Wenn Strauß das Christenthum aus den Wirkungen des Auferstehungsglaubens entstanden sein läßt und diesen den größten welthistorischen Humbug nennt, der jemals vorgekommen, so fragt der Verfasser, ob das wol historisch gedacht sei, eine Revolution wie das Christenthum aus einer Wahnvorstellung

herzuleiten. Eine geschichtliche Betrachtung des Christenthums sei nur die, welche den Sieg desselben als einen innerlich nothwendigen begreife.

Wenden wir uns nun der Ausführung des Werks zu, dessen leitende Grundgedanken wir soeben angedeutet, so finden wir hier ein sorgsam entworfenes Bild der Zustände, die dem Auftreten des Christenthums unmittelbar vorangingen oder es begleiteten. Das Heilige Land nach seiner Geographie, seinen öffentlichen Zuständen und Parteien, seiner Geschichte, insbesondere seit dem Beginn der Römerherrschaft, sowie endlich die zeitgeschichtlichen Beziehungen des Lebens Jesu werden uns in so eingehender Weise vorgeführt, daß man fragen möchte, ob eine solche Fülle eingehender Darlegungen nöthig war, um die Zeit Jesu in das helle Licht der Geschichte zu stellen. Dennoch verdanken wir dieser Ausführlichkeit einige werthvolle Ergänzungen zur evangelischen Geschichte. Insbesondere ist das Leben des Herodes eingehend behandelt. Die Evangelien stellen die blutige Gestalt dieses Mannes an die Wiege Jesu und haben alle schlimmsten Züge seines Bildes, wie sie allerdings die alten Tage seines Lebens bieten, zusammengefaßt. Aber es gab auch eine bessere Zeit seines Lebens: das war die erste Hälfte desselben, wo er als ein kräftiger und genialer Fürst erscheint, der überhaupt etwas aus dem jüdischen Lande gemacht hat. Das jüdische Volk hat für die Schattenseiten seines Regiments die leidenschaftlichste Empfindung bewahrt, während es seine Verdienste vergessen hat.

Besonders lehrreich ist der letzte Abschnitt des Buchs, der die religiösen Bewegungen des Landes unmittelbar vor oder zur Zeit des Auftretens Jesu schildert. Von der Taufe des Johannes und der durch ihn hervorgerufenen Bewegung heißt es, daß ihr der productive Gedanke gefehlt habe, der sich durch seine eigene Schwere gehalten hätte, sodaß die ganze Bewegung in das enge Bett einer jüdischen Ascetenschule eingemündet wäre, wenn nicht ein brutaler Schlag von außen ihr vor der Zeit ein Ende gemacht hätte. Indem der Verfasser auf das persönliche Geistesleben Jesu eingeht, wirft er die Frage auf, wie Jesus dazu gekommen sei, Gott als den Vater zu erkennen, eine Frage, die in keiner Weise aus zeitgeschichtlichen Gründen beantwortet werden könne. Er gibt die Antwort, die Offenbarung, daß Gott der Vater der Menschen sei, habe nur einem Gemüth aufgehen können, in welchem Gottes Bild sich ungetrübt spiegelte, weil der Spiegel ohne Flecken war, und die Offenbarung Gottes als des Vaters sei der stärkste Beweis der absoluten Normalität der menschlichen Natur in Jesu gewesen. Wenn er endlich auf die Verwirklichung der Messiasidee in Jesu zu sprechen kommt, so zeigt er, daß seine messianische Stellung nicht eine Anbequemung an eine Zeitvorstellung war, sondern die vollkommen gesetzmäßige Entfaltung seines Bewußtseins. Wenn das Negative selbstverständlich sei, daß Jesu Sendung einen andern Charakter angenommen hätte, wenn er statt unter den Palmen von Nazareth unter den Eichen Germaniens aufgewachsen wäre, so sei auch das Positive unbestreitbar, daß für Jesus selbst die Thatsachen seines Bewußtseins in denjenigen Anschauungsformen gegeben waren, in denen das jüdische Denken überhaupt verlief. Wenn man aber die messianische Stellung weder als Accommodation noch als praktischen Nothbehelf auffasse, so könne man Jesus nicht erst, wie manche Theologen thun, im Verlauf seiner öffentlichen Thätigkeit zu dieser Erkenntniß kommen lassen, sondern das messianische Bewußtsein sei Ausgangspunkt, nicht Resultat seines Wirkens.

An den Gedankenkreis des ebenbesprochenen Buchs sich anschließend, nur seinen Gegenstand nach einer andern Seite hin beleuchtend erscheint das folgende Buch:

2. Philo, Strauß und Renan und das Urchristenthum. Von Bruno Bauer. Berlin, Hempel. 1874. Gr. 8. 25 Ngr.

Mit dem vorliegenden Heft wendet sich der Verfasser zum Abschluß seiner Arbeiten über den Ursprung der evangelischen Geschichte, in denen er das Resultat zwanzigjähriger Forschungen gibt. Strauß und Renan hatten das Dogma von einem altjüdischen, längst vor der Abfassung der Evangelien feststehenden und ins Detail durchgeführten Musterbilde aufgestellt, welches die Autoren der Evangelien wie eine ehrwürdige Schultafel copirt und auch Jesus schon unter dem Zwange des jüdischen Volksglaubens habe befolgen müssen; der Verfasser meint schon früher bewiesen zu haben, daß die wirkliche Geschichte von einem solchen gebietenden Musterbilde nichts wisse. Doch lassen wir zuvor den Verfasser über seine Stellung zu seinen beiden Gegnern sowie über das Verhältniß der letztern untereinander selbst reden:

Im ganzen und großen hat Renan dem deutschen Rationalismus und seinem Lehrer (Strauß) den Glauben an den Mechanismus einer messianischen Gestalt entlehnt, deren genau vorgeschriebene Bewegungen der neue Mensch des Evangeliums nachmachen mußte. Die Zuthat des Franzosen sind nur die opernartigen Effecte, zu denen er den evangelischen Buchstaben verarbeitet. Er hat die Larve, an deren der Abfassung der Evangelien vorangehende Präexistenz Strauß unerschütterlich glaubt, geschminkt und das Melodrama, in welchem der Larventräger über die Bühne schreitet, mit Schalmeien und dem Tam-Tam übertriebener Adjectiva begleitet, bis die Pastorale in das schaurige Tremolo übergeht, welches die Leiden des Helden, als die Larve mit seinem unschuldigen Antlitz verwuchs, beklagen soll.

Gegen diesen Glauben eines altjüdischen Messiasbildes will nun der Verfasser zeigen, daß an der Heilsgestalt des Christenthums vielmehr die griechische Philosophie von Heraklit bis zu den Meistern der Stoa gearbeitet habe, sodaß, wenn es sonst heiße, das Heil komme von den Juden, mit gleichem Recht gesagt werden könne, es sei von den Griechen gekommen. Vor allem sei die Logosidee auf griechischem Boden entsprungen, von Philo in die Mitte des Alten Testaments hineingesetzt und von hier in das Neue übergegangen. Er zeigt, daß schon bei Philo specifisch christliche Lehren ausgesprochen seien, z. B. daß das Leben in dieser Welt eine Wanderschaft und das Ziel in einer obern Welt sei, die Fleisch und Blut nicht ererben könne, daß die Welt nur durch ein Mittelwesen, den Logos, zu dem obersten Gott in ein befreundetes Verhältniß gebracht werden könne. Wenn er die Schriften Philo's die Introduction und die Ouverture zum Christenthum nennt, so kann man diesen Ausdruck zugestehen, auch, daß Philonische Gedanken in die Schriften des Neuen Testaments Eingang und eine fast wörtliche Wiederholung gefunden haben; wenn er jedoch den griechisch-jüdischen

Religionsphilosophen geradezu einen Religionsstifter nennt, so schießt er mit diesem Ausdruck über das Ziel hinaus. In der Entwickelung des Christenthums zu einer geistigen Weltmacht ist jedoch nach Bruno Bauer noch ein Moment von bedeutsamer Wichtigkeit: das ist die Ausbildung des Cäsarismus und die Erhebung der kaiserlichen Gottmenschen auf den römischen Thron. Philo nahm nun von der Welteinheit, welche die Römer gestiftet hatten, Besitz und gründete auf derselben seine geistige Welt, sodaß die Vorarbeiten des Christenthums ihren Weg auf drei Stationen vollenden, nämlich Griechenland, Alexandrien und Rom. Wir möchten gegen die letztere Art von Beweisführung einwenden, daß die Caricatur wol dem echten Bilde nachzufolgen pflegt, ihm jedoch schwerlich vorangeht.

Eine breite Stelle nimmt die obenerwähnte Auseinandersetzung des Verfassers mit seinen Gegnern Strauß und Renan in Anspruch, nur daß er beiden mit verschiedenen Waffen dient. Während er Strauß in der Regel barsch abfertigt, sucht er durch eine geschickte Zusammenstellung von überschwenglichen Stellen aus Renan's Schriften dem Leser ein ironisches Lachen abzugewinnen, welcher Tribut ihm denn auch nicht immer versagt werden dürfte. Ganz besonders hart wird er, wenn er auf das Culturideal zu sprechen kommt, das sich Strauß, nachdem er Christenthum und Religion quittirt hat, zurechtlegt. Er vergleicht ihn mit einem aus der Pension gekommenen jungen Mädchen, das seine Mußestunden durch die Beschäftigung mit Poesie, Musik und Naturwissenschaften ausfüllt und dadurch den idealen Anforderungen ihres Geistes zu genügen sucht. Franz Overbeck, der in seinem weiter unten besprochenen Buche gleichfalls hierauf zu reden kommt, vergleicht den Standpunkt, mit dem sich Strauß ohne Christenthum in der Welt einzurichten denkt, mit dem Standpunkt eines Spießbürgers „der römischen Kaiserzeit“, der am „Mysterium des Staatsoberhaupts“ seine Religion hat und in der Beschäftigung mit einer todten Kunst sich die düstern Stunden vertreibt. Gleichviel ob der Vergleich aus alter oder neuer Zeit genommen ist: in der Ansicht über die geistige Genügsamkeit des Strauß'schen Culturideals stimmen beide überein.

3. Celsus' wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum vom Jahre 178 n. Chr. Wiederhergestellt, aus dem Griechischen übersetzt, untersucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen von Theodor Keim. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Unter des Origenes hinterlassenen Schriften ist eine, die einen apologetischen Zweck verfolgend in acht Büchern die Wahrheit der christlichen Religion gegen den Weltweisen Celsus vertheidigt. Das Buch des Celsus selbst ist uns nicht erhalten, da es vor beinahe 1500 Jahren durch kaiserlich byzantinische Polizei „zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Seelen“ mit vielen andern dem Flammentode übergeben worden, jedoch sind in der Widerlegungsschrift des Origenes so umfangreiche Stücke erhalten, daß der Versuch nahe lag, sie aus der Umarmung des Origenes loszuschälen und zu einem selbständigen Ganzen herzustellen. Diesen Versuch durchgeführt, dem so hergestellten Ganzen eine sachliche Gliederung und erklärende Zusätze gegeben zu haben, ist das Verdienst des obengenannten Herausgebers. Während man früher in der Verurtheilung der Schrift des Celsus als einer unbedeutenden Schmähschrift ziemlich einig war, hat in der letzten Zeit sich das Urtheil zu seinen Gunsten geändert. Der Herausgeber nennt sie, abgesehen von ihrem historischen Werth, auch nach ihrer literarischen Beschaffenheit bemessen, ein classisches Werk, vielleicht daß er in dem Bestreben, frühere Verkennung auszugleichen, mit diesem Urtheil ein wenig zu sehr nach der entgegengesetzten Seite hin übergeht. Was jedoch dem Buche einen eigenthümlichen Werth verleiht, das ist, daß wir hier dem Keime nach bereits alles beisammenfinden, was jemals und ganz besonders auch in der Gegenwart gegen das Christenthum vorgebracht worden ist. Wir werden einige Punkte aus dem Buche zum Nachweis herausheben. Der heidnische Philosoph Celsus, obwol mit dem Geiste des Christenthums wenig vertraut, steht ihm als geschulter Denker mit scharfer Beobachtung gegenüber und kann in dieser Stellung als ein Prophet der voraussetzungslosen Kritik biblischer Geschichte und Dogmatik angesehen werden. Mit spürendem Scharfsinn weiß er die eigenthümlichen Seiten des Christenthums für seinen Angriff herauszufinden. Nachdem er die Lebensgeschichte Jesu berichtet, den er von einem armen bäurischen, um Lohn spinnenden Weibe, die mit einem Soldaten Panthera in Ehebruch lebte, geboren sein läßt, geht er an die Kritik der christlichen Lehren. Den entscheidenden Punkt findet er in dem Glauben der Christen, daß in Christus Gott zur Erde gekommen sei:

> Was ist denn der Sinn solcher Herabkunft für Gott, fragt er, als daß er lerne die Dinge unter den Menschen? Weiß er denn nicht alles? Er weiß es, sagt ihr. Also er weiß es zwar, aber er bessert es nicht, und es ist ihm nicht möglich, mit göttlicher Kraft zu bessern, wenn er nicht einen leibhaftigen Jemand dazu schickt. Gott selbst kommt herab zu den Menschen, hat also seinen eigenen Stuhl im Stich gelassen und bringt in diese Welt eine Revolution; denn wenn du irgendein einziges der hiesigen Dinge, auch das kleinste, verändern würdest, so wird umgestürzt alles und zu Grunde gehen.

Das ist der berühmte moderne Satz von der Durchlöcherung des Naturzusammenhangs, den auch Strauß als Hauptinstanz gegen das Christenthum ins Gefecht führt. Wenn ferner Strauß, jeden Zweck der Welt, jedes Besser- und Schlechterwerden derselben leugnend, in seinem Buche vom „Alten und neuen Glauben“ sagt: „Das All ist in keinem Augenblick vollkommener als im vorhergehenden, und umgekehrt“, so finden wir denselben Satz bei Celsus. Er räumt den Thieren gleichen Rang mit dem Menschen ein, ja stellt sie über denselben, er läßt die Vögel mit prophetischem Sinn ausgestattet sein und nennt sie bessere Zukunftschauer als den Menschen; worauf ihm Origenes gut antwortet: dann wäre es besser, die Vögel zu befragen, als Philosophie zu treiben. Mit seiner Apotheose des im Menschen sich vollendenden Thierlebens erhebt er den Einspruch des Darwinismus gegen die Weltanschauung des Christenthums. Den Glauben an die Auferstehung Jesu leitet er von den Aussagen eines halbrasenden Weibes her, das vermöge einer gewissen Disposition träumte oder in verführter Meinung Phantasien hegte. Das ist Renan's femme hallucinée, deren Leidenschaft der Welt den auferstandenen Gott geschenkt hat, die Visionshypothese

in schönster Ausführung. Auch sonst wird man aus den Zeilen des Buchs alle Tonarten der Neuzeit, Naturphilosophie, Materialismus und Rationalismus klingen hören. Aber was soll man dazu sagen, daß trotz dieser Einwendungen, die schon in der ersten Streitschrift gegen das Christenthum niedergelegt sind, dasselbe dennoch gesiegt hat? Und lediglich der Gunst äußerer Umstände und Zufälligkeiten wird man den Sieg des Christenthums doch nicht zuschreiben wollen.

4. Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart von Gerhard Uhlhorn. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Man braucht nicht zu besorgen, in diesen Bildern aus der Vergangenheit, die der Gegenwart als Spiegelbilder dienen sollen, eins jener Bücher zu finden, in denen der geschichtliche Gegenstand nur zur Unterlage für eine stark aufgetragene christliche Tendenz dient. Das Buch, das den Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum in den ersten drei Jahrhunderten schildert, will allerdings eine Apologetik des Christenthums sein, aber es führt die streitenden Mächte in klaren objectiven Geschichtsbildern vor und zeigt, wie das Christenthum mit innerer Nothwendigkeit den Sieg davontragen mußte. Die Darstellung endet mit dem Uebertritt Konstantin's zum Christenthum. Wir setzen aus dem letzten Theile des Buchs eine Stelle her, theils als Probe für die Darstellungsart des Verfassers, theils weil er hier in einer heute viel besprochenen Sache, nämlich in der Forderung der Trennung von Staat und Kirche, die entgegengesetzte Meinung vertritt:

Unsere Zeit ist die erste, die wieder ernstlich an dem Werke Konstantin's (Verbindung von Staat und Kirche) zu rütteln beginnt, und viele meinen es als Vorbedingung eines weitern Fortschritts der Culturentwickelung fordern zu müssen, daß es geradezu rückgängig gemacht werde. Die daran arbeiten, mögen wohl bedenken, daß es der Staat gewesen ist, der in seiner Noth die Verbindung mit dem Christenthum gesucht hat, weil er eines neuen Gewissensbandes bedurfte für seine Bürger, nachdem der alte Glaube sich gelöst hatte, der eines neuen sittlichen Salzes bedurfte, sollte das Volksleben nicht völlig verfaulen. Käme es wirklich dahin, daß das Band, welches Konstantin zwischen dem Christenthum und dem Staats- und Volksleben geknüpft hat, wieder zerrissen würde, so würde es sich auch bald genug zeigen, daß der Staat das Christenthum nicht entbehren kann, und das Volksleben ohne das Salz des Christenthums in rettungslose Fäulniß gerathen muß. Hinter Konstantin zurückgehend, würde man zu Diocletian kommen, man würde den Versuch abermals machen müssen, das Christenthum mit Gewalt zu unterdrücken, und dabei würde entweder unser ganzes Volksleben und unser ganzes Culturleben untergehen, wie Diocletian's Schöpfung und das ganze antike Culturleben untergegangen ist, oder man würde sich bald entschließen müssen, wenn es anders dann noch möglich ist, die That Konstantin's zum zweiten male zu thun.

5. Die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthume, Christenthume und Islam und die Religion der Gesellschaft. Vorlesungen von Ludwig Philippson. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Leiner. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie der Titel anzeigt, enthält das vorstehende Buch zwei Cyklen von Vorlesungen, von denen der erste die Entwickelung der religiösen Idee im Judenthum, Christenthum und Islam, der letztere die Religion der Gesellschaft zum Gegenstand des Vortrags hat. Wir werden es besonders mit dem erstern, als dem wichtigern, zu thun haben. Der Verfasser geht davon aus, daß die religiöse Idee, wie sie im Gegensatz zur menschlichen Idee oder dem Heidenthum genannt wird, ihren Ursprung im Judenthum habe; von hier sei ihre Entwickelung vor sich gegangen, aber sie habe dabei diesen ihren Stamm niemals verlassen oder aufgegeben. Das Judenthum selbst faßt er als eine in ihrer Art einzige Erscheinung, denn es habe nicht nur alle geschichtlichen Erscheinungen etwa nur als Mumie überdauert, sondern es sei durch alle Zeiten lebendig geschritten und habe sein Leben in vier großen Epochen erwiesen, im Mosaismus, Prophetismus, Talmudismus und im Judenthum der Neuzeit. Nachdem er diese vier Epochen skizzirt, kommt er auf das Verhältniß des Christenthums und des Islams zum Judenthum. Er sagt:

Nachdem die religiöse Idee das Heidenthum im Schos des jüdischen Volks selbst überwunden, mußte sie, um das Heidenthum in der allgemeinen Menschheit zu überwinden, in diese hinaustreten. Dies ist geschehen durch das Christenthum für die abendländische Welt, und durch den Islam für die morgenländische.

Soll das nun heißen, die weitere Entwickelung der religiösen Idee sei von dem Judenthum auf das Christenthum übergegangen und das erstere dadurch entbehrlich geworden? Keineswegs, antwortet der Verfasser; denn während das Judenthum im Mosaismus, seiner ursprünglichsten Form, den ganzen Menschen erfassend, eine Einheit von Idee und Leben wollte, hat das Christenthum die Idee einseitig ausgebildet und auf das Leben verzichtet. Es gab das Diesseits auf und flüchtete sich in das Jenseits, seine Moral wurde statt der Uebung des Rechts und statt des Kampfes gegen das Unrecht die stille Duldung, statt der Herrschaft des sittlichen Bewußtseins die Demuth, statt des gerechten Genusses die Entsagung. Das Christenthum ist die Religion des Individuums, die subjective Religion in ihrer Gipfelung; es anerkannte auch nur die Religiosität des Individuums, nicht die der Gesellschaft als seinen Inhalt; die menschliche Gesellschaft als solche ist für das Christenthum nicht da; in den Zeiten seiner Blüte hat es das Anachoretenthum und die Klöster hervorgebracht und auf die menschliche Gesellschaft als solche keinen Einfluß geübt; statt der Einheit der Religion und der Gesellschaft hat es den Zwiespalt des Staats und der Kirche gesetzt. Erweist sich das Christenthum hierdurch als eine Einseitigkeit, so kommt noch ein anderes hinzu. Indem es die religiöse Idee in das Heidenthum hinübertrug, wurde es auch seinerseits von dem Heidenthum ergriffen und hat Elemente der menschlichen Idee in sich aufgenommen. Die menschliche Idee, die vom Ich ausgeht, von diesem zur Natur kommt, in ihr einen Zwiespalt im Sein und Nichtsein, im Werden und Vergehen erkennt, hierfür ein vermittelndes Drittes sucht, kann die Gottheit nur als eine drei- oder mehrspaltige begreifen, muß aber zuletzt die Nichtigkeit dieses Begriffs erkennen und zu seiner eigenen Auflösung kommen, welchen Proceß das ganze Alterthum von den Indern bis zu den Römern durchgemacht. So hat nun auch das Christenthum vom Heidenthum innerhalb des Begriffs einer einigen Gottheit die Anschauung eines dreifachen göttlichen Wesens angenommen und dadurch die Reinheit der religiösen Idee getrübt. Deshalb war die Fortexistenz des Judenthums

neben dem Christenthum Nothwendigkeit und das Christenthum kann nicht als die Vollendung der religiösen Idee anerkannt werden, die vielmehr ihren endlichen Sieg in der Menschenwelt noch fernerhin zu erwarten hat. Dies richtet unsere Blicke in die Zukunft. Welche ist die Zukunft der Religion? Werden einst alle Glieder der großen Menschenfamilie sich in Einer religiösen Erkenntniß vereinigen? Wird die religiöse Idee oder die menschliche Idee zur Herrschaft in der Menschheit gelangen? Die menschliche Idee hat sich bisher noch immer selbst wieder aufgelöst, sie wird in die religiöse Idee aufgehen; dieser ist die Herrschaft bestimmt. Dann werden auch die monotheistischen Religionen wieder zusammentreffen, aber damit dies geschehe, bedarf es für das Christenthum einer Herstellung der religiösen Idee ohne specifisch christliche Elemente, für das Judenthum der Befreiung der religiösen Idee vom Formgesetz; beide also müssen ihr Specielles abgeben. Nicht zum Judenthum, wie es bisjetzt war, zu diesem speciellen Judenthum wird die Welt kommen, wohl aber zu der religiösen Idee, wie sie vom Judenthum durch alle Phasen unverändert getragen worden ist. Als Jude ist jeder zu betrachten, der den einzigen unweltlichen Gott bekennt, nicht als Jude in specie, aber als Bekenner der religiösen Idee, wie sie das Judenthum enthält. Das klingt fast wie eine Parallele zu der Stelle in dem Briefe des Papstes an den deutschen Kaiser, in welcher der erstere alles, was getauft ist, für sich in Anspruch nimmt. Indem im einzelnen manche der hier wiedergegebenen Gedanken sich mit Leichtigkeit von selbst widerlegen, redet der Verfasser im ganzen doch nur einem Kreislauf der religiösen Idee das Wort. Im übrigen gewähren diese Vorlesungen, in denen der Verfasser seine Ansichten in geschlossener Gedankenkette vorträgt, insofern ein hohes Interesse, als sie den religiösen und socialen Bewegungen der Gegenwart mit einem fertigen, Zeit und Welt umfassenden Programm gegenüberstehen.

6. Der Islam von Emanuel Deutsch. Aus dem Englischen übertragen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Dümmler. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Eine Monographie Mohammed's und des Islam — halb Geschichtserzählung, halb Exegese des Korans, läßt sie die Harmonie der Darstellung vermissen. Sie will zeigen, daß der Islam dem Judenthum mehr verdanke als dem Christenthum, so vor allem die reine Idee Gottes, und wiederholt bei dieser Gelegenheit den Ausspruch eines französischen Gelehrten, wonach der Monotheismus ein semitischer Instinct sei, worauf ein anderer Gelehrter bemerkt, das sei vollkommen genau, wenn man alle semitischen Rassen außer den Juden ausschlösse.

7. Das Leben Jesu. Für das Volk bearbeitet von Friedrich Mook. Erster Theil. B. Die Dogmen der Vorgeschichte. Zürich, Verlags-Magazin. 1873. 8. 10 Ngr.

8. Gegenwart und Zukunft der Religion. Zu der von Strauß angeregten Frage über „den alten und den neuen Glauben". Von Gustav Adolf Wislicenus. Leipzig, Keil. 1873. 8. 14 Ngr.

Beide Schriften stehen auf dem Boden der Freien Gemeinden. Die erste will den Beweis der Unsittlichkeit des Christenthums führen, löst jedoch ihr Versprechen nicht, denn anstatt streng zu beweisen, ergeht sie sich in maßlos leidenschaftlicher, nicht selten cynischer Weise über verschiedene religiöse Dogmen, außerdem auch über die hergebrachten philosophischen Beweise vom Dasein Gottes, die nicht blos kritisirt, sondern auch carikirt werden. Um auch das Positive des Standpunktes zu kennzeichnen, den der Verfasser einnimmt, geben wir den Satz wieder: „Es gibt nur Eine Politik, die Vereinigung aller zu gemeinsamer Arbeit, und nur Eine Religion: den Cultus des Wahren und Schönen."

Von ganz anderm Geist und Ton ist die zweite der genannten Schriften, die in einer ruhig klaren und zugleich von der Wärme der Ueberzeugung getragenen Sprache des Verfassers Ansichten über Gegenwart und Zukunft der Religion gibt. Nachdem in zwei Kapiteln die Kirche und die Bibel für hinfällige Autoritäten erklärt sind, wird in dem dritten der freien Wissenschaft die Stelle zuerkannt, die bisher dem Glauben eingeräumt gewesen:

> Wir stehen jetzt im dritten Testament, in dem des Geistes, dem das des Vaters und das des Sohnes vorausgegangen ist. Das erste war das des Gesetzes, das zweite das des Glaubens, das dritte ist das des Erkennens. Der neue Katholicismus ist allein die Wissenschaft.

Erwähnenswerth ist des Verfassers Versuch, durch eine freie Kritik des Alten und Neuen Testaments hier schon die Keime der freien Wissenschaft aufzuzeigen. Ist es aber einerseits mislich, Religion und Wissenschaft der Zeit nach so zu trennen, daß, wo die eine aufhört, die andere anfängt, so gesteht der Verfasser andererseits zu, daß das Wissen der Menschen nie vollkommen werden wird. „Jenseits alles Wissens liegt doch das Geheimniß, die Welt in ihrem tiefsten Grunde bleibt doch Geheimniß." So lange aber in der Welt ein Geheimniß und sie selbst Geheimniß bleibt, so lange wird auch die Religion hier ihr Reich bauen.

9. Civitas christiana. Erörterungen über den Aufbau des christlichen Lebens in den deutschen Zuständen. Nach evangelischen Grundsätzen. Von Heinrich Kritzler. Wiesbaden, Niedner. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Im Gegensatz zu den vorgenannten beiden Schriften will die vorliegende das moderne christliche Leben auf den alten Grundlagen des evangelischen Glaubens neu aufbauen. Sie prüft zuerst das Material des Baues, die christliche Gemeinde in ihren Gliedern, und findet, daß unser deutsches Volk zwar religiös, aber zu passiv religiös sei und meist zu viel Moral und Programm, aber zu wenig That habe. Was nun die objective Gestaltung des ins Auge gefaßten Aufbaues betrifft, so kommt er, von der Organisation der Gemeinde ausgehend, zur Organisation der Landeskirche, der deutschen Kirche und endlich der allgemeinen Kirche. Die letztere hält er trotz des neuentbrannten confessionellen Kampfes für möglich, da zu einem wirklichen Streit zwischen den Confessionen die Willigkeit der aufrichtigen Christen auf römischer wie auf evangelischer Seite fehle. Durch eine größere Beschränkung des Stoffs würden die Linien des Baues, den uns der theologisch wie philosophisch gebildete Verfasser zeichnet, klarer hervortreten.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Novellen.

1. Der Zweck heiligt das Mittel. Socialpolitischer Roman aus der Gegenwart von Karl Wartenburg. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Bekehrt. Novelle von Adolf Streckfuß. Zwei Bände. Berlin, Brigl. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Sibirien oder die Declassirten vom 14. December. Historischer Originalroman von W. Wilhelmi Freiherrn von Graßhoff. Zwei Bände. Kassel, Jungklaus. 1874. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
4. Unter Schleier und Maske. Orientalische Novellen von C. von Vincenti. Stuttgart, Simon. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
5. Die Prescotts von Pamphillon. Roman von Mrs. Louisa Parr. Aus dem Englischen von Helene Lobedan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1874. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.
6. Drei Menschenalter. Novelle von Sophie von Boß. Gera, Griesbach. 1873. 8. 25 Ngr.
7. Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga. Eine nordische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert. Von Felix Dahn. Stuttgart, Cotta. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die großen Fragen, welche die Gegenwart bewegen, spiegeln sich auch in der Unterhaltungsliteratur wieder. Nicht alle unsere Autoren greifen mit einer so glücklichen Hand hinein ins volle Menschenleben wie Spielhagen, aber mancher begabte Schriftsteller wandelt doch dieselbe Straße wie er und tritt, ohne etwa Nachahmer zu sein, in seine Fußstapfen.

Dies gilt hinsichtlich der heute zu besprechenden Bücher von Nr. 1 und 2. Karl Wartenburg's Arbeit kündigt sich sogleich als „socialpolitischer Roman aus der Gegenwart" an; Adolf Streckfuß' Novelle: „Bekehrt", könnte sich mit gleichem Rechte das nämliche Beiwort zulegen. In beiden Werken handelt es sich um die brennende sociale Frage, welche ja auch Ernst Wichert jüngst in seinen „Arbeitern" behandelt hat; da begegnen wir Fabrikarbeitern aller Art, Agitatoren, wüsten Umstürzlern wie Besonnenern; da werden Strikes geplant und ausgeführt; da wird auf dem Gebiete der Politik gekannegießert, gehetzt und gewühlt. Neben diesen Elementen der „rothen Internationale" schildert Wartenburg noch solche der „schwarzen Internationale", Jesuiten in der kurzen Robe, welche in majorem dei gloriam Jungfrauen verführen, Frauen verderben, Männer in Schmach, Elend und Tod jagen, kurz, sich jeden Greuels erfrechen. Als dritte in dem saubern Bunde figurirt jene Internationale feiler Weiber, die heute an der Spree, morgen an der Tiber, an der Seine oder an der Donau ihr Wesen treiben: Priesterinnen der venus vulgivaga, welche größtentheils nur dem Sinnengenuß und dem Mammon huldigen, oft aber auch unter dem Deckmantel der Libertinage die schlaueste Spionage treiben, wie z. B. die Italienerin Gabriele in Wartenburg's Roman.

Sowol der letztere als auch die Streckfuß'sche Arbeit wird sich mit Recht der Theilnahme der gebildeten Leser zu erfreuen haben, wiewol „Der Zweck heiligt das Mittel" sich in klerikalen Kreisen keine besondere Beliebtheit erringen dürfte. Ebenso wenig wird „Bekehrt" sich einer Empfehlung des „Socialdemokraten" oder zärtlicher Sympathien der Herren Hasselmann, Bebel, Liebknecht und Genossen jemals rühmen können: in dem famosen Agitator Busch aus Berlin, dessen Schilderung Streckfuß meisterlich gelungen ist, würden jene Herren sich wie im Spiegel sehen; der aber schmeichelt nicht, und die Wahrheit ist bekanntlich nicht jedermann bequem. Ueberhaupt gehört die Darstellung der eigentlichen Arbeiterunruhen in „Bekehrt" — der Arbeiterversammlungen, der aufreizenden Reden, des Strike, des Versuchs der Strikenden, ihre vormaligen Genossen mit Gewalt an der Fortsetzung der Arbeit zu hindern — mit zu dem Interessantesten, Wahrsten, von jeder falschen Farbe oder Uebertreibung Freiesten, was vielleicht seit langer Zeit in diesem Genre geschrieben wurde. So gestaltet sich der erste Band und der größte Theil des zweiten zu einer wirklich gewinnbringenden Lektüre; den Schluß sieht man zu sehr voraus, er ist auch zu sehr Roman (namentlich vermöge der wenig glücklich gezeichneten, hypernaiven Anna), als daß er sonderlich spannen könnte. Das ist aber eine Ausstellung, die gegenüber den sonstigen Vorzügen der Streckfuß'schen Arbeit, zu denen wir auch namentlich eine erfreuliche Eleganz und Correctheit des Stils rechnen, nicht ins Gewicht fällt.

Letztern Vorzugs darf sich auch Wartenburg's Roman rühmen; es ist aber nicht der einzige, den er mit „Bekehrt" theilt. Wie hier die Arbeiter und ihre Angelegenheiten den trefflich geschilderten Mittelpunkt bilden, so ist es Wartenburg vorzüglich gelungen, von dem gefährlichen Treiben der Jesuiten ein drastisches und doch nirgends grelles, nirgends übertriebenes Bild zu entrollen. Dieser Dr. Merian ist ein vollendeter Tartufe, ein Jesuit, „wie er im Buche steht". Mit gleich satten, lebhaften Farben sind seine Creaturen, wie die Courtisane Gabriele, sind die Nebenfiguren geschildert. Wohlthuend berührt auch das künstlerische Gleichgewicht, in dem alle Theile zueinander stehen; wir haben eine fleißige, ernst und sorgfältig durchdachte Arbeit vor uns — Eigenschaften, welche sich, wie ein correctes Deutsch, von Rechts wegen ganz von selbst verstehen sollten, die man aber auf dem Gebiete der modernen Romanliteratur, wo der bedauerliche Wahlspruch herrscht: Es lebe die Fabrikarbeit! leider nur zu selten findet und deshalb schon als Ausnahme freudig begrüßen muß.

In gewissem Sinne kann man sagen, daß sich auch der Roman „Sibirien" von W. Wilhelmi Freiherrn von Graßhoff (Nr. 3) mit der socialen Frage beschäftigt, wenigstens machen die Helden desselben den Versuch, in Rußland (1825) freiere Institutionen einzuführen und die Lage der untern Volksklassen zu verbessern. Das Unternehmen scheitert, und die Urheber desselben werden nach Sibirien verbannt. Der Erzähler hat es meisterhaft verstanden, uns das ferne Reich, in welchem sein Roman spielt, zur Anschauung zu bringen; neben einer höchst interessanten, spannenden Handlung läuft eine Fülle des Detail, ein Reichthum culturhistorischer und geschichtlicher Notizen, sodaß mit der Unterhaltung auch der Belehrung in hohem Grade Rechnung getragen wird; nicht etwa, als ob in trockenem Ton Zahlen und Daten angeführt

wären: nein, der Verfasser weiß ein Ereigniß, eine Persönlichkeit mit wenig Strichen so genau zu schildern, daß aus dieser kurzen, aber lebenswarmen Charakteristik der Anschauung und dem Gedächtniß ein reicherer Gewinn erwächst als aus der Lektüre manches dickbändigen historischen Werks. Rechnet man dazu die sichere, consequente Charakterzeichnung, den Reichthum und die wechselvolle Buntheit der dabei doch völlig übersichtlichen und klaren Handlung, die glückliche Erfindung so mancher originellen oder pikanten Situation, die durchweg gewählte, elegante Schreibweise, so wird man Graßhoff's Arbeit das wärmste Lob nicht vorenthalten können.

In den Orient führen uns C. von Vincenti's vier „orientalische Novellen" (Nr. 4), die in dem Bändchen „Unter Schleier und Maske" vereinigt sind. Das glühende, satte Colorit, welches jenem fernen Wunderlande so charakteristische Localtöne verleiht, hat der Verfasser glücklich zu treffen gewußt; seine Novellen spannen und regen an; käme es nun dabei wirklich einigemal vor, daß ein fischblütiger Norddeutscher die ihm immer über alles wichtige Wahrscheinlichkeit des Erzählten bezweifelte — was thäte das? Was an den Novellen wenig glaubwürdig erscheint, ist doch jedenfalls gut erfunden, und wenn viele Umstände, von denen Vincenti ausdrücklich hervorhebt, sie seien historisch, als wahr und wirklich geschehen betrachtet werden müssen, so märchenhaft sie auch klingen; wenn mithin selbst das Wahre nicht wahrscheinlich aussieht — wer wollte da rigoros genug sein, an diese „Novellen aus dem Orient" jenen fischblütigen Nordländer-Maßstab zu legen?

Mittels eines nicht kleinen Sprunges voltigiren wir nun aus dem Orient nach England. „Die Prescotts von Pamphillon" von Mrs. Louisa Parr (Nr. 5) sind von den bisjetzt besprochenen Büchern die ruhigsten, zahmsten Gesellschafter; da ist nichts fieberhaft Spannendes, nichts großartig Historisches, nichts Aufregendes, wol aber für den sinnigen Leser genug Anregendes; wir haben eine einfache, aber liebevoll ausgeführte Familiengeschichte vor uns. Mrs. Louisa Parr führt uns durch die Irrgärten verschiedener menschlicher Herzen, die sammt und sonders unser Interesse wecken und fortdauernd rege erhalten; der Vorzug dieses feinsinnigen und geistvollen Romans liegt in der großen Kunst, mit welcher die Figuren desselben ausgearbeitet und seelisch vertieft sind. Gestalten wie Kapitän Carthew, Sir Stephan Prescott, Leo, Hero, Katherine — der zahlreichen Nebenpersonen gar nicht zu gedenken — sind alle Fleisch von unserm Fleisch, und Bein von unserm Bein; sie leben, und darum muthen sie uns angenehm an. Schade, daß die Uebersetzung so mittelmäßig ist; dieses kleine, sorgfältig abgeschliffene Cabinetstück von feiner Arbeit hätte verdient, in ein besseres, zum mindesten correcteres Deutsch übertragen zu werden, als jenes, welches Helene Lobedan uns auftischt.

Die „Drei Menschenalter" der Sophie von Boß (Nr. 6) sind gleich dem englischen Werke eine einfache Familiengeschichte, ohne jedoch einen einzigen Vorzug der Louisa Parr'schen Arbeit zu theilen. In öder, langweiliger Manier wird uns eine gleichgültige Geschichte von höchst uninteressanten Leuten vorgebetet — dies im strengsten Sinne des Wortes, denn das immerwährend wiederholte Breittreten der allertrivialsten moralischen Sentenzen, die fortdauernde Variation des Themas: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit", die wir, verquickt mit Bibelsprüchen und gesinnungstüchtigen Dichterworten, zu lesen bekommen, übt ganz die einschläfernde Wirkung einer Sonntagsnachmittagspredigt. Genug von diesem frauenzimmerhaften Gewäsche!

Eine kräftigere Speise bringt uns Felix Dahn mit seiner „nordischen Erzählung aus dem 10. Jahrhundert" (Nr. 7). Schade, daß uns der gewählte Stoff so wenig interessiren kann; man mag sagen, was man will: das Hinabtauchen unserer Schriftsteller in jene fernste Vergangenheit des Nordens ist verlorene Liebesmüh'; der Kranz der hierher gehörigen Sagen, der Heereszug der nordischen Götter, ist und bleibt ein todter Schatz für die Nation. Der griechische Himmel mit seinem bunten Schwarme von freundlichen Gestalten aller Art, die antike Sage mit ihrem reizvoll-phantastischen Detail ist lebendiger in unsern Herzen, als es die nordischen Götter, die Nornen, die Skalden, die Elben und Genossen jemals werden können. Man versuche es nur, den nordischen Himmel und seine Insassen in gleicher Weise zu parodiren, wie es Offenbach mit den Griechengöttern gethan: die Arbeit mag noch so witzig, noch so geistvoll ausfallen — ihr Erfolg wird scheitern an der völligen Unbekanntschaft des Publikums mit dem Original, angesichts deren eine Parodie niemals wirken kann.

Mag man nun die Vorliebe der Deutschen für die griechische Mythe, ihre unüberwindliche Gleichgültigkeit gegen die sagenhafte Vergangenheit des heidnischen Nordens, ihre ablehnende Haltung gegenüber der Darstellung dieser letztern, sei es durch Stein, Farbe oder durch das Wort, noch so lebhaft beklagen: die Thatsache läßt sich nicht leugnen, und mit ihr muß man rechnen. Will daher ein Schriftsteller jene todten Schatten einer verschollenen Vergangenheit neu beleben, so riskirt er, von vornherein an der absoluten Theilnahmlosigkeit zu scheitern, die von hundert Lesern neunundneunzig seinem Stoffe entgegenbringen. Und in dieser Lage ist Felix Dahn. Das fleißig gemachte, aber wunderliche Werk, das er unter dem Titel: „Sind Götter?" herausgegeben, wird kein Echo wecken im Herzen unsers Volks; nur kopfschüttelnd wird dieses die fatalistische Tendenz hinnehmen: „Auf Erden geschieht nur, was nothwendig ist; Heidengötter sind nicht, aber der Christengott ist auch nicht; was die Menschen thun und lassen, das müssen sie so thun und lassen, wie der Nordwind Kälte bringen muß, der Südwind Wärme, und wie der geworfene Stein zur Erde fallen muß, warum muß er fallen? Niemand weiß es, aber er muß!"

Formelle Vorzüge sind auch nicht vorhanden, welche das Buch empfehlen könnten. Die Sprache, in Nachahmung der Schreibweise alter Chroniken, ist hart und steif; die fortdauernde Voranstellung der Copula „Und" mit unmittelbar darauffolgendem Zeitwort als Satzesanfang erinnert lebhaft an den exclusiven, barocken und abscheulichen sogenannten Kaufmannsstil. Da lesen wir auf einigen hintereinanderfolgenden Seiten: „Und war dies der Hauptgrund des Verderbens." „Und brach da ein Kampf aus." „Und zuckte Halfred's Dolch." „Und riß er einen Wurfspeer heraus." „Und konnte nun kei-

ner mehr daran denken u. s. w." „Und schlugen durcheinander die Leute." „Und wußte keiner, wer Freund u. s. w." „Und sanken viele." — Alle diese Citate (die verzehn-, verhundertfacht werden könnten) sind, wohlbetont, Anfänge von Sätzen, ja, besonders ausgezeichnet durch einen Absatz.

Nächst dieser Geschmacklosigkeit wirkt das wiederholt vorkommende, ganz zwecklose Weglassen des bestimmten Artikels befremdend. So: „Nicht also! Harfe sollst du wieder sieghaft schlagen, Hammer wieder freudig schwingen, Blut der Rebe schlürfen." Dann heißt es weiter von einem blitzgeschlagenen Baume: „Vöglein singt nicht darauf, Thau netzt ihn nicht, Sonne küßt ihn nicht." An einer andern Stelle schlingt „gepanzerter Held um blühendes Weib" seinen dunkelstahlblauen Arm u. dgl. m. Sollen solche Aeußerlichkeiten dazu beitragen, dem Gesammtbilde jenen nachgedunkelten Farbenton zu verleihen, den wir bei alten Meistern bewundern und der als wesentlichstes Zeichen ihrer Echtheit gilt? Dann wäre es nur zu bedauern, daß in diesem Falle die beabsichtigte Täuschung so schlecht gelungen ist.

Bei einem Werke, welches mit so ersichtlichem Fleiße geschrieben ist, darf zuletzt auch wol ein uncorrecter Ausdruck erwähnt werden. Halfred küßt von dem Munde seiner erkrankten Geliebten „die leisen Tropfen Blutes, die daraus quollen". Man kann sich zur Noth Tropfen denken, die leise quellen, denn es gibt andere, die laut klatschend herabfallen. Aber ein „leiser Tropfen" ist etwas sehr Seltsames; zwischen Haupt- und Nebenwort besteht da gar kein gedanklicher Zusammenhang.

Zu rühmen wäre nun bei Dahn's Werke das emsige und mit Glück verwerthete Studium des nordischen Alterthums, wenn dies nur so ein recht eigentlicher Ruhm wäre. Aber jemand sagen: „Brav! Du hast nichts geschrieben, wovon du nichts verstanden hast; du hast gelesen und gelernt, ehe du dich öffentlich vernehmen ließest und lehren wolltest", das sieht doch eher einer Grobheit als einem Lobe ähnlich.

Daß „Sind Götter?" dem König Ludwig II. von Baiern zugeeignet ist, sei nur beiläufig und als Schlußbemerkung erwähnt.

Hermann Uhde.

Reiseliteratur.

1. Reisen in Arabien. Von Heinrich Freiherrn von Maltzan. Erster Band: Reise nach Südarabien. Mit einer Karte. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1873. Gr. 8. 4 Thlr.

Heinrich von Maltzan, der als Reisender hauptsächlich durch seine Pilgerfahrt nach Mekka, die er in Verkleidung ausführte, berühmt geworden war, hat leider vor wenigen Monaten in Pisa aus Lebensüberdruß sich den Tod gegeben. Wir verloren an ihm einen kühnen Wanderer, einen scharfen Beobachter und ungewöhnlich lebendigen Darsteller. Lange haben wir nichts so Fesselndes gelesen, wie in dem obigen Buche die launige oft beißende Schilderung der Reisegesellschaft auf einem ägyptischen Dampfer im Rothen Meer. Wir sagen uns täglich, daß wir daheim in Staat und Gemeinde beständig Fortschritte machen, im Morgenlande dagegen soll alles seit Jahrhunderten nur vegetiren ohne Aenderung und Besserung. Dies ist nun wirklich nicht immer der Fall. Maltzan bezeugt das Gegentheil für Dschedda. Nach Suez ist Dschedda der wichtigste Platz am Rothen Meer. Dort landen nämlich die Pilger, die bequem das nahe Mekka erreichen wollen. Seit Hr. von Maltzan zehn Jahre zuvor Dschedda gesehen, war es, dank der Cholera, aus einer schmuzigen, elenden, ekelhaften Lasterhöhle eine freundliche, saubere und ehrbare Stadt geworden. Nur eins fehlt ihr noch immer, nämlich genügendes Wasser:

Das, was man hier die Regensaison nennt, das heißt die Monate November und December, verdient nicht jenen Namen. Es ist zwar die Zeit, in der allein es regnet, aber dieser Regen kehrt in ihr keineswegs regelmäßig wieder. Oft bleibt er jahrelang aus. Im Durchschnitt kann man annehmen, daß auf drei Jahre eine wirkliche Regenzeit kommt. Im November 1870, als ich in Dschedda weilte, hatten wir zwar täglich Gewitter, der Himmel war sehr oft umwölkt, der Straßenboden durch den gefallenen Regen sogar in Koth verwandelt, aber trotz alledem war die Menge des gefallenen Regens eine so außerordentlich geringe, daß mir die Araber sagten: „Wir bekommen höchstens den Straßenkoth, nicht aber Wasser in unsere Cisternen." Der December steht gewöhnlich, was die Menge des in ihm fallenden Regens betrifft, weit hinter dem November zurück. Als ich Anfang December Dschedda verließ, waren die meisten Leute schon resignirt, dies Jahr als ein Misjahr für die Cisterne anzusehen. Uebrigens kann man selbst in günstigen Jahren kaum mehr als eine mittlere Füllung der Cisternen erwarten. Ein Ueberfteigen dieses Maßes pflegt nur bei Wolkenbrüchen einzutreten. Solche kommen allerdings vor, jedoch im Durchschnitt nur etwa alle 10 oder 15 Jahre einmal. Die mittlere Füllung versieht aber die Stadt genügend nur für 7 bis 8 Monate. Im Sommer ist ihr Inhalt zum größten Theil erschöpft. Das wenige, was dann übrigbleibt, wird außerordentlich theuer verkauft. Der Vertreter des englischen Consuls, der schon viele Jahre in Dschedda lebt, versicherte mir, daß man im Sommer für den täglichen Wasserbedarf des Consuls oft 5 Franken ausgebe. So viel kostet nämlich dann die Kamellast, und die Armen würden bei solchen unerschwinglichen Wasserpreisen verschmachten, beständen nicht hier, wie in jeder mohammedanischen Stadt, fromme Stiftungen, damit die Leute umsonst trinken können. Hier geht die Wohlthätigkeit sogar noch weiter als in andern Städten, wo man sich begnügt, öffentliche Sebils (Trinkbrunnen) zu errichten; die hiesigen Stiftungen schicken vielmehr ihre Wasserträger in den Straßen herum, welche die Durstigen umsonst trinken lassen. Man nennt diese dann auch „Sebil", gleichsam „wandelnde Trinkbrunnen". Indeß haben diese Stiftungen nicht immer einen großen Vorrath und können auch nicht für den Hausbedarf sorgen. Leider ist das Wasser hier ein Gegenstand unerlaubter Speculation und fast monopolisirt von den Cisternenbesitzern, die mit der Behörde im Bunde stehen und diese oft zu den gemeinschädlichsten Maßregeln bestimmen. So verweigerte man vor kurzem einem Hadrami die Erlaubniß, destillirtes Meerwasser, das er mit vielen Kosten herstellte, zu verkaufen, weil man ein Sinken der Preise fürchtete. Auch sieht man es sehr ungern, wenn jemand neue Cisternen errichtet.

Die Bewohner der Stadt wollten früher eine Wasserleitung nach dem Gebirge bauen, die Beduinen aber,

welche von dort das Wasser auf Kameelen herabbringen, zerstörten sie, damit ihnen nicht ihr Verdienst entginge, und gegen die Beduinen war nichts auszurichten. Das englische Aden, welches klimatisch nicht günstiger liegt als Dschedda, ist gleichwol, wie wir hier erwähnen wollen, mit Wasser hinlänglich versehen, dank seinen geräumigen Cisternen. In Dschedda haust ein türkischer Pascha, ebenso gibt es für das arabische Hedschas oder den Küstenstrich, in welchem die heiligen Städte liegen, einen Generalstatthalter, dessen Ansehen aber Null ist. Der wahre Gewalthaber ist vielmehr der Großscherif von Mekka, streng genommen nur ein Privatmann, aber einestheils der größte Grundbesitzer in jenem heiligen Gebiete, dann aber auch der höchste Richter in allen bürgerlichen und öffentlichen Streitigkeiten.

Das Rothe Meer ist berüchtigt wegen seiner glühenden Luft, seine Einfahrt nennen die Araber Bab el Mandeb, das Thor der Hölle. Im sogenannten Winter, Anfang December, fand Maltzan jedoch die Temperatur sehr angenehm, selten über 20° R. bei Tage. So gelangte der Reisende ohne Beschwerden nach Massaua und später nach Aden, wo er geographische Erkundigungen über Südarabien einzog, die er im zweiten Abschnitt des Werks und auf einer Karte ausgearbeitet hat. Aus seinen Schilderungen der Bewohnerschaft Südarabiens wollen wir einen rührenden Zug der Banianen (so heißen bekanntlich Mitglieder der indischen Kaufmannskaste, die fast in allen Handelsplätzen Arabiens und Ostafrikas angetroffen werden) hervorheben:

Mir war es immer rührend, wenn ich sah, wie mein Hausherr, ein Baniane, die alten Kühe und Ochsen, die dem Schlächter oder gar dem Schinder übergeben werden sollten, ankaufte und ihnen in seinem Stall bei gutem Futter eine glückliche letzte Lebenszeit bereitete. Pferde gibt es nicht viele in Aden. Aber die wenigen altersschwachen, die vorkamen, wurden von Banianen gekauft, die ihnen das Gnadenbrot gaben. Dabei war nun gar nicht (?) Religion im Spiele, denn das Pferd gilt ihnen nicht für heilig wie die Kuh, sondern lediglich mitleidsvolle Gesinnung und Herzensgüte.

Neu und wichtig für die Kenntniß Südarabiens ist es, daß es unter den dortigen Mohammedanern eine verachtete Kaste gibt, der, ganz gegen die Lehren des Islam, das Betreten der Moscheen verweigert wird. Endlich wollen wir noch mit einer Notiz schließen, welche die Verehrer Charles Darwin's gewiß mit großer Andacht lesen werden. Der britische Biolog legt großes Gewicht auf die Erblichkeit von Misgestaltungen, namentlich aber auf das Auftreten von sechs Fingern, worin er einen Atavismus sieht. Maltzan aber berichtet folgendes:

Physiologisch ist die Dynastie der Otmani in Südarabien sehr seltsam. In ihr ist nämlich das sogenannte Sechsfingerthum erblich. Alle nächsten Verwandten des Sultans, einige 20 an der Zahl, sowie er selbst, haben neben dem kleinen Finger jeder Hand und neben der kleinen Zehe jedes Fußes einen knorpeligen, fingerartigen Auswuchs, was man gewöhnlich den „sechsten Finger" und die „sechste Zehe" nennt. Obgleich dies sehr kleine, ganz unnütze und unschöne Gliedmaßen sind, so gelten sie bei den Arabern doch für ein Zeichen besonderer Körperstärke und für verehrungswürdig.

2. Die Magyaren und andere Ungarn von Franz von Löher. Leipzig, Fues. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der reiselustige Franz von Löher benutzt seine Amtsferien gewissenhaft, um bald diesen bald jenen europäischen Erdraum zu durchziehen. Er schildert seine Wahrnehmungen zunächst den Lesern der augsburger „Allgemeinen Zeitung" mit großer Ausführlichkeit, und liefert dann dem übrigen deutschen Publikum aus den gesammelten Artikeln ein Buch, welches gewöhnlich auch noch Zusätze und Ergänzungen enthält. Das vorliegende richtet sich polemisch gegen die Ueberhebung der Magyaren, und sucht bei den „andern Ungarn", vornehmlich bei den Deutschen Transleithaniens, das Bewußtsein ihrer Stammesvorzüge zu erwecken. Löher hat in ein Wespennest gestochen, scheint aber, nach der Vorrede zu schließen, wenig von den Angriffen der Gegner zu leiden. Die Wichtigkeit der Löher'schen Arbeit läßt sich nicht leicht unterschätzen. Der Gedanke, daß Völkerschaften, welche eine gemeinsame Geschichte und eine gemeinsame Sprache zusammenknüpft, das Recht haben sollen, auch eine politische Sonderexistenz zu begründen oder zu behaupten, beherrscht die größten Begebenheiten unsers Jahrhunderts. Wie im Mittelalter die Eroberung der Heiligen Lande, im 16. Jahrhundert die kirchliche Reform alle Gemüther entzündete, so ist jetzt die Verherrlichung der Nationalität das allgemeine Losungswort. In Ungarn wohnen nun aber nicht blos Magyaren, sondern auch „andere Ungarn", nämlich Deutsche, südslawische und griechisch-katholische Serben, nordslawische und römisch-katholische Slowaken, griechisch-katholische Rumänen und griechisch-katholische Ruthenen. Man hat bisher zwar immer geglaubt, daß der politisch Fähigste und Dreisteste bei dem gegenseitigen Ringen die Oberhand behalten müßte, man übersah aber gewöhnlich einen andern Umstand. Ausrottungen ganzer Bewohnerschaften, wie zur Zeit der Völkerwanderungen, tragen sich jetzt nicht mehr zu; Gewaltmittel überhaupt verträgt die heutige europäische Gesellschaft weniger denn je. Bei dem Ringen der Nationen kommen daher sehr unscheinbare Vorzüge zur höchsten Geltung, nämlich die Fruchtbarkeit der Frauen, oder strenger ausgedrückt, die Fruchtbarkeit der Ehen, sowie die Genügsamkeit und Sparsamkeit der Haushalter. Aus den letzten Gründen wird beispielsweise alljährlich die deutsche Bevölkerung in Südtirol mehr und mehr von den Italienern verdrängt. Die wichtigsten Thatsachen in dem Löher'schen Buche beziehen sich auf diese Erscheinungen. Die Magyaren verlieren an Zahl, ebenso die Deutschen, oder vielmehr sie stehen still, während „andere Ungarn" wachsen:

In Gerlsdorf sprach man zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch deutsch, jetzt kein Wort mehr. In Käsmark gab es vor 70 Jahren kaum ein paar Dutzend slawischer Dienstboten, jetzt ist eine Slowakengemeinde da. In ganz Oberungarn wird in Dörfern und Städten das Deutsche mehr und mehr ausgelöscht. Die Slowaken kommen als Dienstboten, Tagelöhner und Handwerker, kaufen sich Häuschen in den Vorstädten, nehmen mit geringem Verdienst fürlieb, und ehe man es sich versieht, haben sie die Stadt umzingelt und bringen ein auf ihren Kern. In der Zips verstand vor einem Menschenalter höchstens hier und dort jemand slowakisch, jetzt spricht es fast jedermann.

Derselbe Proceß hat die Magyaren dort ereilt, wo sie mit Walachen (Rumänen) zusammentrafen, die immer geschlossen sich ausbreiten und die kleinen Sprachinselgebiete anderer Völker allmählich erdrücken. Hr. von Löher behauptet, daß in Siebenbürgen eine halbe Million

Magyaren walachisirt worden sei. Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn für alle diese Behauptungen historische Belege beigebracht worden wären. Bei solchen wichtigen Erscheinungen reichen Versicherungen in novellistischem Tone nicht aus, zumal der Verfasser bisweilen mit Behauptungen auftritt, die uns befremden müssen. So soll von den magyarischen Gemeinden, die noch im vorigen Jahrhundert in Rumänien bestanden, keine Spur mehr vorhanden sein, und doch gewahren wir sie noch auf Lejean's Sprachenkarte (Petermann's „Mittheilungen", Ergänzungsheft Nr. 4). Lejean selbst aber hat sie gesehen und sprechen gehört. Im übrigen bestätigen alle sonstigen Nachrichten Löher's Sätze, Gewißheit allein aber würden nur genaue Zählungen bringen. Diese haben nie stattgefunden und dürften auch so leicht nicht stattfinden. Ein drittes Element in Ungarn, welches sich vermehrt und starr auf seiner Nationalität beharrt, sind die streitbaren Serben, welche jeder Magyarisirung spotten. Viel weniger dauerhaft sind dagegen die Ruthenen, welche aus Galizien noch auf ungarisches Gebiet hinüberreichen und sich je nach dem Drang der Umstände leicht magyarisiren, germanisiren oder walachisiren lassen. Möchte doch Löher das Beispiel Richard Andree's nachahmen, der zu seinen „Wendischen Studien" eine Karte geliefert hat, die uns die alten Sprachengrenzen um 1550, 1750 mit den heutigen vergleichen läßt. Dann erst erhielten wir einen klaren Blick über die Verschiebunngen der Sprachgebiete.

3. Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871 von Theodor von Heuglin. Zweiter Theil: Reise nach Novaja-Semlja und Waigatsch. Dritter Theil: Beiträge zur Fauna, Flora und Geologie von Spitzbergen und Novaja-Semlja. Mit einem Vorwort von A. Petermann. Mit Tafeln und Karten. Braunschweig, Westermann. 1873—74. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

Nachdem wir in Nr. 45 d. Bl. f. 1873 des ersten Theils gedacht haben, der uns nach Spitzbergen führte, müssen wir diesmal den Reisenden auf seiner zweiten Fahrt mit der Rosenthal'schen Expedition 1871 nach dem Nordosten Europas begleiten. Er besuchte im Sommer dieses Jahres die Westküste der Inselgruppe, die wir Novaja-Semlja nennen. Eine sogenannte Scharr oder Meerenge, Matotschkin geheißen, spaltet nämlich jenes Land in zwei große Stücke, und gerade in jene Meerenge lief Heuglin am Bord der Germania ein. Der längere Aufenthalt daselbst verstattete Besuche am Lande, und wir verdanken einem solchen folgende Beschreibung, die einen ältern Bericht des berühmten Karl von Baer bestätigt:

An geeigneten Stellen bedeckt eine ziemlich mächtige Humusschicht den Boden, und ich war nicht wenig erstaunt, hier an den Küsten des Eismeers, zwischen 73° und 74° nördl. Br., eine ebenso mannichfaltige als stattliche Vegetation zu finden. Ohne viele Mühe gelang es uns, auf einem Raum von wenigen Quadratklaftern an funfzig Arten phanerogamer Pflanzen einzusammeln. Unter der allsorgenden und pflegenden Mutterhand der Natur sind, teppichartig ausgebreitet, bunte Blumenbeete entstanden, aus solchen Massen von Blüten zusammengewirkt, wie sie selbst die Tropensonne kaum zu entwickeln im Stande ist. Freilich hat man keine mächtigen himmelanstrebenden Formen vor Augen, sondern eine bescheidene Alpenflora, die sich kaum über die unmittelbare Grenze von Erde und Luft erheben kann, und überdies nehmen die Blätter im Gegensatz zur Menge der Blütenköpfchen einen untergeordneten Rang ein.

Die Eisverhältnisse waren im Sommer 1871 besonders ungünstig, wenigstens konnte die Karasee nicht erreicht werden. Die Germania scheint überhaupt vom Misgeschick verfolgt zu werden. Manche Leser dürfte es interessiren, was Hr. von Heuglin über den Bau dieses Schiffs mittheilt:

Als Thatsache muß angenommen werden, daß die Germania wol ein festes, aber allerdings ein kleines Schiff ist, das gegen Wind und hohe See bei der jetzigen Rigging unmöglich Raum gewinnen kann. Sie hat sich während unserer Reise, wo aller Erfolg von äußerst vortheilhafter Benutzung der Zeit abhing, in jeder Beziehung als gründlich schlechter Segler erwiesen und ihre Dampfkraft so gering, daß selbst bei ruhigem Wetter eine Strömung von 3—4 Meilen in der Stunde nicht bekämpft werden konnte! Kapitän Koldewey selbst, der, soviel ich weiß, die Construction des Fahrzeugs leitete, gibt zu, daß die Segel- wie die Dampfkraft eine unzureichende ist für Reisen, wo die Zeit sehr in Anschlag genommen werden muß; dagegen hebt er die Fähigkeit des Aufkreuzens gegen den Wind und die Leichtigkeit, mit der gesteuert werden kann, hervor; er hatte die Absicht, keinen Schnellsegler, sondern lediglich ein „Sturmschiff" zu bauen.

Nach einem kurzen Aufenthalte in Kostin Scharr und an der Insel Waigatsch mußte sich die Germania auf die Heimfahrt begeben. Sehr interessant ist die Beschreibung eines Zusammentreffens mit Samojeden auf Novaja-Semlja. Hr. von Heuglin, der in Afrika so mancherlei Rassen und Rassenmischungen zu Gesicht bekam und als Zoolog seinen Blick zu schärfen sich beständig geübt hat, ist gewiß für die Anthropologen ein willkommener Gewährsmann. Er fand aber bei den Samojeden denjenigen Typus ausgeprägt, den wir als einen mongolischen zu bezeichnen uns gewöhnt haben.

Der dritte Theil gehört fast ausschließlich der Fachliteratur an, und zwar gibt er bis auf einen kleinen botanischen und geologischen Abriß streng wissenschaftliche zoologische Beschreibungen, von denen die über Säugethiere und Vögel etwa zwei Drittel des Raums füllen.

4. Die Mormonen oder die Heiligen vom Jüngsten Tage von ihrer Entstehung bis auf die Gegenwart. Von Robert von Schlagintweit. Mit Illustrationen. Leipzig, E. H. Mayer. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Robert von Schlagintweit kennt Utah, die gegenwärtige Heimat der Mormonen, durch eine Reise im Frühjahre 1873. Er konnte uns also auch eine recht anschauliche Beschreibung des Salzsees und der Salzseestadt geben. Doch beschäftigt er sich vorzugsweise mit der Geschichte jener interessanten Sekte. Solange die Verfolgungen währten, strömten ihr immer neue Anhänger zu. Der Stifter selbst mußte mit seinem Leben seine Lehre besiegeln, denn er wurde bekanntlich im Gefängniß erschossen. Erst nach seinem Tode 1846 erfolgte die Exodus aus Nauvoo über die Prairien und Felsengebirge in das Land Deseret. Wir können uns nicht versagen, hier die Schilderung der Stadt Nauvoo mitzutheilen, wie sie aussah, kurz nachdem sie die Mormonen verlassen hatten. Fast klingt es, als läsen wir ein Märchen. Kane sagt:

Ich landete an dem Hauptwerft der Stadt. Niemand begegnete mir da. Ich sah mich um und erblickte niemand. Ich hörte niemand sich bewegen, obwol es allenthalben so still war, daß ich hören konnte, wie die Fliegen summten und die kleinen Wellen sich an den Untiefen des Gestades brachen. Ich ging

durch die einsamen Straßen. Die Stadt lag wie im Traume da, wie unter einem tödtenden, verödenden Zauber, aus dessen Wirkung ich mich beinahe sie aufzuwecken fürchtete; denn es war klar, sie war noch nicht lange eingeschlafen. Es wuchs kein Gras auf den gepflasterten Wegen, und noch hatte der Regen nicht ganz die Eindrücke weggespült, welche Fußtritte im Staube zurückgelassen hatten. Noch immer ging ich unaufgehalten weiter. Ich trat in leere Werkstätten, Seilerbahnen und Schmieden. Des Spinners Rad stand still, der Zimmermann war von seiner Arbeitsbank und seinen Hobelspänen, seinen unvollendeten Fensterrahmen und Thürfeldern weggegangen. Frische Rinde war in der Lohgrube des Gerbers, und eben erst gespaltenes weiches Holz war an dem Ofen des Bäckers aufgeschichtet. Die Werkstatt des Schmiedes war kalt, aber sein Kohlenhaufen, sein Löschtrog und sein krummes Wasserhorn waren vorhanden, wie wenn er eben gegangen wäre, um Feierabend zu machen. Nirgends ließen sich Arbeiter blicken, um zu erfahren, ob ich einen Auftrag für sie hätte. Wenn ich in einen Garten gegangen wäre und die Thürklinke hinter mir zugeklappt hätte, um dann Ringelblumen, Stiefmütterchen und Löwenmaul zu pflücken und mir mit dem wassergetränkten Eimer und seiner quiekenden Kette einen Trunk heraufzuziehen, oder wenn ich mit meinem Stock von den langen Stengeln die schwerköpfigen Georginen und Sonnenrosen abgeschlagen und in den Beeten auf Gurken und Liebesäpfel Jagd gemacht hätte, so würde niemand mich aus geöffnetem Fenster angerufen haben, kein Hund herbeigesprungen sein, um mit Gebell Lärm zu schlagen. Ich könnte vermuthet haben, die Leute wären in ihren Häusern versteckt, aber die Thüren waren unverschlossen, und als ich zuletzt schüchtern in dieselben eintrat, fand ich erloschene weiße Asche auf den Herden und schritt auf den Zehen weiter, als ob ich durch den Seitengang einer Dorfkirche ginge und vermeiden wollte, den nackten Dielen störende unehrerbietige Echos zu entlocken.

Das endliche Schicksal der Mormonen scheint doch wol besiegelt. Schlagintweit beweist uns, daß ihre Zahl sich längst schon nicht mehrt, in England sogar zurückschreitet. Zum Misgeschick für die Mormonen finden sich sehr viel bauwürdige Erze in Utah. Diese haben eine zahlreiche Einwanderung von Heiden, d. h. Nicht-Mormonen herbeigezogen, ganz ebenso wie die Pacificbahn, welche neben der heiligen Stadt vorüberzieht und mit ihr verzweigt ist. Demnach wird Utah bald eine starke heidnische Bevölkerung zählen, und dann bleibt den Mormonen wol nichts übrig, als nochmals zu wandern oder ihren Glauben und ihre Offenbarungen aufzugeben.

5. Khiva. Seine historischen und geographischen Verhältnisse von P. Lerch. Mit einer Karte von Khiva. Petersburg, Röttger. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

6. Aus Chiwa. Berichte von Hugo Stumm. Mit fünf colorirten Karten. Berlin, Mittler u. Sohn. 1873. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die erste dieser kleinen Schriften wurde bereits während der Eröffnung des russischen Wüstenfeldzugs in der vortrefflichen „Russischen Revue" veröffentlicht und erscheint hier als Separatabdruck. Der Verfasser kennt wol Centralasien, nicht aber Khiwa selbst aus eigener Wahrnehmung. Er gibt uns vielmehr eine kritische Darstellung der ältern, hauptsächlich der arabischen Berichte und vertritt die Ansicht, daß der Oxus oder Amu Darja, wenigstens im Alterthum, nicht dem Kaspischen Meere zugeflossen sei. Den Schluß der Abhandlung bilden die historischen Schicksale der Oase bis auf die neueste Zeit.

Der Verfasser der zweiten Schrift, Lieutenant im ersten westfälischen Husarenregiment, war während des Feldzugs dem russischen Hauptquartier beigegeben und begleitete die Colonne unter Oberst Lamakin, welche den höchst schwierigen Marsch von der Kinderlibucht des Kaspischen Meers fast genau östlich unter großen Beschwerden bis zur Oase Khiwa zurücklegte. Die Karte, welche diesen Weg veranschaulicht, und die Angaben über Bodenbeschaffenheit und Brunnen sind für die Länderkunde von großem Werth. Außerdem erhalten wir die Pläne zu den vorgefallenen Gefechten und eine Uebersicht über den Gang des Feldzugs.

7. Ueber das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse und die symmetrische Lage der großen Landmassen. Von Robert Dorr. Liegnitz, Kaulfuß. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser will in den heutigen Festlanden die Schollen erblicken, welche sich bei Abkühlung unsers feuerflüssigen Planeten durch Zerklüftung absonderten. Der eigentliche Werth der kleinen Schrift besteht in ihrem Ideenreichthum und in vielen einzelnen richtigen Beobachtungen. Nur müssen wir fürchten, daß sie bei Fachkennern schwerlich eine Anerkennung ihrer Hypothesen erzielen wird.

Ein naturwissenschaftlicher Fehdebrief.

Offner Brief an Herrn Professor Dr. E. Häckel, Verfasser der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Von A. Bastian. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. 1874. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine kleine, in manchem Betracht aber bedeutungsvolle Schrift, der wir doch eine tiefere Aufmerksamkeit schenken müssen, als ihr Umfang scheinbar verlangt. Sie ist, um dieses sogleich vorauszuschicken, eine jener geharnischten Streitschriften, wie sie im Schose der Gelehrtenwelt nicht selten, doch meist und am heftigsten in solchen Zeiten erscheinen, wo neue Principien und Anschauungen in die Wissenschaft mit Ungestüm einzudringen versuchen. Eine solche Zeit ist auch die unserige, besonders durch die Entwickelung darwinistischer Ideen, und man brauchte kein Prophet zu sein, um dennoch mit unumstößlicher Gewißheit vorauszusagen, daß mit dem Eindringen des Darwinismus in die Naturwissenschaft früher oder später die Geister auf das heftigste aufeinanderplatzen würden. Dies sehen wir nun in vorliegendem Briefe vor sich gehen.

Um ihn zu verstehen, muß man Folgendes wissen. Als Darwin mit seinen Ideen aus der ländlichen Stille von Down Farnborough in der Grafschaft Kent hervortrat, nahm man sie von seiten der Naturforschung zunächst ruhig hin. Die einen mit Lächeln über die Aufwärmung eines Princips, welches schon in dem Kopfe eines Lamarck und anderer gespukt hatte; sie legten es mit der Bemerkung „alte Wäsche, neu gewaschen" ad acta, indem sie sich nicht träumen ließen, daß irgendein ver-

nünftiger Mensch mit diesen Ideen das große Schöpfungsräthsel werde lösen wollen. Nicht so die andern. Sie erfaßten die Grundidee, welche merkwürdigerweise doch schon so lange vorhanden war, als ein völlig neues Licht zur Beleuchtung des Ursprungs aller organischen Geschöpfe; viele von ihnen mit größter Begeisterung und jugendlichstem Ungestüm. Für die Vorigen war es ein Schauspiel, das sie an dem logischen Denken der jungen Darwinianer fast verzweifeln ließ. Doch ließ man sie ruhig gewähren, in der Hoffnung, daß sich der Raptus bald von selbst wieder legen werde. Darin hatte man aber schwer gefehlt. Wenn auch einzelne vor der neuen Lehre ernsthaft gewarnt hatten, so hatte sich doch die große Masse der Naturforscher in Schweigen gehüllt, und wie über Nacht sahen sie denn die neuen Schüler in ihre Behausung dringen, in der sie sich bisher so wohl gefühlt hatten, daß schließlich die letzten Vorstellungen über den Ursprung der organischen Welt nur noch Privatsache, gewissermaßen eine Glaubenssache waren, auf deren Gebiete sich jeder nach seiner Bildung und seinen individuellen Bedürfnissen seine Hütte aufschlug. Darin sollten sie nun höchst unsanft aufgerüttelt werden. Denn die ungestümen Eindringlinge glichen sehr bald jenen Sicilianern, welche jedem sein ceci und ciceri abforderten, um ihm entweder enthusiastisch die Hand zu reichen oder ihn für einen bornirten Menschen zu erklären. Genug, auf beiden Seiten konnte man sich nicht mehr verstehen, und so ließ man die Ungestümen um des lieben Friedens willen gewähren. Doch „dem Muthigen gehört die Welt", und die jungen Darwinianer drangen alsbald so jugendlich keck und frisch auf die große Mensur, daß, wer seine Ruhe liebte, ihnen aus dem Wege ging, im stillen die Heilung von der Zeit erwartend.

Unter diesen Ungestümen war aber vielleicht der Ungestümste der Empfänger des vorliegenden Briefs in Jena. Es bleibt eine noch zu lösende Frage, warum gerade in Jena seit alter Zeit neue oder paradoxe Ideen mit Enthusiasmus aufgenommen und weitergebrütet werden. Oken und Schelling mit ihrer Naturphilosophie, mit der sie die Welt zu stürmen suchten, selbst Goethe, der sicher durch den Umgang mit diesen und ähnlichen Geistern zu der Forderung einer Urpflanze gelangte, und andere sind dessen Zeugen. Kurz und gut, Professor Häckel, der Zoolog, und Professor Schleicher, der Philolog, traten daselbst für Darwin in einer Weise ein, daß sich nun die Rollen beider Männerkreise umkehrten. Schleicher starb bald und überließ Häckel das ganze Verdienst, für Darwin der Atlas zu werden, der jenen auf den Kopf nahm, um ihn nun frisch und muthig in seinen Werken zur Ausstellung zu bringen. Diese athletische Production trug sich namentlich in dessen „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" zu, in welcher wir nun den zaghaften Darwin in einen so wissensgläubigen Schüler transmutirt sehen, daß wir mit einem male die ehrwürdige Mythe vom Paradiese in eine lachende Landschaft verwandelt finden, in welcher die Menschenkinder lustig herumkrabbeln, je nachdem sie noch mit diesem oder jenem Affenattribute, wie die Kaulquappen noch mit den Larvenschwänzen, versehen waren. Wie beim babylonischen Thurmbau fällt dann das neue Geschlecht auseinander, zieht in neue Provinzen, und — Stammbaum und Provinzenkarten strahlen lichtblendend uns entgegen, daß es eine Lust ist. Der Verfasser vollbrachte darin das Wunder, reife Früchte schon von einem gestern erst gepflanzten Baume zu pflücken. Ein traditionsweis umlaufender Vers gab neuerdings auch die poetische Illustration dazu, indem er vermeldete:

> Ein Aeffchen sehr possirlich ist,
> Zumal wenn es vom Apfel ißt,
> Drum ist es auch ganz sonnenklar,
> Daß Adam noch — ein Affe war.

So muß wol auch Professor **Bastian** in Berlin, der berühmte Anthropolog, die Sache angesehen haben; denn hier endlich stieß der Verfasser einer natürlichen Schöpfungsgeschichte auf einen Granitblock, um so mehr, da er in dieser Historie jenen mit wenig schmeichelhaften Arabesken zu Tode zu schnüren versuchte. Hiermit beginnt der Kampf beider um das Dasein, und es muß sich nun zeigen, in welchem nach den Principien der Selectionstheorie die stärkere Fortpflanzungskraft ruht. Es wäre lächerlich, sich in sittlicher Entrüstung darüber ergehen zu wollen, daß zwei deutsche Gelehrte von wissenschaftlich anerkanntem Rufe sich das Dasein erschweren, indem sie sich gegenseitig die ausgesuchtesten Tollkirschen zu beliebigem Gebrauche in das Gesicht schleudern. Daß es einmal so kommen mußte, war, wie wir schon eingangs sagten, ohne Seherweisheit vorauszusehen; daß es aber so kam, kann nur ein Gewinn für beide Theile sein, und wenn man als „Unparteiischer" mit auf die Mensur gezogen wird, so ist es ganz natürlich, daß man nur einem den Sieg wünschen kann, da die Wahrheit sehr wenig dabei gewinnen würde, wenn der Kampf unentschieden bliebe. So nimmt denn Referent wohl oder übel ebenfalls Partei und erkühnt sich, sich auf die Seite Bastian's zu schlagen; nicht weil in dessen offenem Briefe Stelle für Stelle der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" widerlegt wurde, sondern weil Referent die darin niedergelegten Principien der Naturforschung für die allein richtigen hält und die Kenntniß derselben das allein Begehrenswerthe für den Leserkreis ist.

Vor allen Dingen zeigt Bastian seinem Gegner, daß er in seinem neuen Wissen nur einen neuen Glauben großzieht, daß Häckel, mit andern Worten, nur einem Dogma nachjagt, welches gerade so gefährlich für die Menschheit ist wie jedes andere Dogma, das der Infallibilität des Papstes nicht ausgenommen. Mit diesem neuen Glauben aber werde alsbald alles untergraben sein, was die langsam und vorsichtig aufbauende Arbeit der Induction in unserer Gegenwart Großes geschaffen habe. Wer a priori Abgeleitetes für Wissenschaft aufstelle, mache dem Publikum nur eine Confusionsrechnung von Philosophie und inductiver Wissenschaft; den rechten Weg gehe aber nur letztere. Hier bleibe man in dem [illegible] deutlicher Sehweite, und wenn man sich auch mühselig auf diesem Pfade fortzubewegen habe, so sei das Errungene auch um so sicherer und werthvoller. Es gebe eine Schranke in der Erkenntniß der Welt, und diese Schranke sei ebenso für die Darwinianer wie für [illegible] [illegible], welche die Urzeugung nicht wie die Darwinianer auf einige wenige Schöpfungsformen, sondern geradezu auf die Urmaterie zurückführen. Für den Referenten [illegible]

das nicht wie sesi und siseri, sondern wirklich wie ceci und ciceri, und er meint, daß gerade in diesem bescheidenen Geständnisse eines echten Naturforschers des Pudels Kern im ganzen Streite ruhe. Wer darüber hinauszukommen glaubt mit seiner Portion Menschenverstand, der wird eben Darwinianer oder radicaler Materialist sein müssen, welche beide in ihren Consequenzen in eins zusammenfallen. Leider reicht unsere Erkenntniß nicht weiter als bis zu der beweisbaren Annahme, daß jede organische Schöpfung nur Folge gegebener Bedingungen durch die Materie, durch Stoff und Kraft sein könne; das Wie? ist und bleibt eben die Schranke unserer Erkenntniß, oder wir würden bald zu Oken's Wasserblase oder zu Baumgarten's mythologischen Larvengebilden herabsteigen, wenn wir den Ursprung des Menschen aus der Materie herleiten wollten, wie wir andererseits als Darwinianer jede Thier- und Pflanzenform nur als provisorische zu erklären hätten, deren Consequenzen wir denkenden Lesern überlassen. Wir unsererseits bescheiden uns mit dem Briefsteller als „bornirte" Menschen, wo es über den fraglichen Punkt hinausgeht, lassen aber jedem sein Vergnügen, es zu wagen, darüber hinauszugehen, verbitten uns aber mit dem Briefsteller, uns das Gedachte als etwas anderes als Plaudereien eines romantisch gestimmten Kopfes aufzutischen. Sonst könnten auch wir nur Windmühlengefechte vorausprophezeien, und daß der Briefsteller auf solche nicht einging, sondern nur seine leitenden Principien darlegte, rechnen wir ihm als Verdienst an. Bedenke man ja, daß selbst alle Philosophie — wie man von jedem Docenten derselben schon in der Eingangsstunde vernehmen kann — den Thatsachen nur „nachhinkt", also ebenfalls nur inductive Wissenschaft sein kann und soll!

Karl Müller von Halle.

Zur Geschichte der hannoverschen Armee.

Geschichte der königlich hannoverschen Armee. Von L. von Sichart. Vierter Band. Fünfter Zeitraum. 1789—1803. Hannover, Hahn. 1871. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der vorliegende vierte Band der „Geschichte der königlich hannoverschen Armee" ist die Fortsetzung des Werks, welches in Nr. 41 d. Bl. f. 1870 bereits einer ausführlichen Kritik unterzogen wurde. Der nunmehr längst verstorbene Verfasser derselben schloß sein Urtheil damals mit dem Ausspruche: „Wir sehen der Fortsetzung des trefflichen Werks mit großer Erwartung entgegen." Es war dem Major von Berneck nicht vergönnt, diesen Wunsch erfüllt zu sehen; nachdem der vierte Band jetzt aber erschienen, müssen auch wir uns dem kritischen Urtheile des Verstorbenen, keineswegs aus Pietät, sondern aus voller Ueberzeugung anschließen, zugleich aber es aufrichtig bedauern, daß der Verfasser in der Vorrede dieses vierten Bandes die Mittheilung macht, daß er fortan seine schriftstellerische Thätigkeit einstellen muß. Ein Augenübel, vorzugsweise hervorgerufen durch das mühsame und anstrengende Actenlesen beim Quellenstudium des Geschichtswerks, in dessen Folge er sich, um nicht gänzlich zu erblinden, einer Operation seines noch gesunden, aber schon angegriffenen Auges hat unterziehen müssen, zwingt ihn gebieterisch dazu.

Der vierte Band der im ganzen in sieben Abschnitte getheilten Armeegeschichte umfaßt deren fünften Zeitraum: vom Beginn der Französischen Revolution bis zur Besetzung Hannovers durch die Franzosen, 1789—1803. Der Verfasser gibt zunächst eine geschichtliche Uebersicht des Hauses Braunschweig-Lüneburg während dieses Zeitraums, und zwar getrennt des Kurhauses Hannover, des Hauses Osnabrück und des Hauses Braunschweig-Wolfenbüttel; im erstern war König Georg III. von England bereits 1760 zur Regierung gekommen, im Hochstifte Osnabrück hatte Prinz Friedrich, der zweite Sohn Georg's III., 1783 bei erlangter Volljährigkeit die Regierung angetreten, und im Herzogthum Braunschweig endlich regierte der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der sich als Erbprinz im Siebenjährigen Kriege unverwelkliche Lorbern erworben hatte, 1792 hingegen als Generalfeldmarschall an der Spitze des preußischen Heeres nicht gleiche Erfolge erstritt. An diese historische Uebersicht reiht sich die Angabe der für diesen Zeitraum benutzten Geschichtsquellen, welche erkennen läßt, daß auch dieser vierte Band dieselbe seltene Sorgsamkeit der Bearbeitung erfahren hat, welche bereits die ersten drei Bände so vortheilhaft auszeichnete. Außer einzelnen Werken von G. von Scharnhorst, von Hake, von Wallmoden und von Ompteda sind es besonders die officiellen Actenstücke des königlich großbritannischen kurfürstlich braunschweig-lüneburgischen Generalcommandos, welche in den einzelnen Abschnitten, in dem Revolutionskriege 1793—95, dann von 1796—1801, bei der Besetzung Hannovers durch die Preußen 1801 und bei der durch die Franzosen 1803, die so glücklich benutzte Grundlage gebildet haben.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das tüchtige und gelehrte Werk: „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika, von Th. von Holst", sagt die „Saturday Review" vom 20. Juni, „könnte dem Titel nach für eine bloße theoretische Abhandlung gehalten werden. In der That aber ist es eine politische Geschichte der Staaten seit der Erreichung ihrer Unabhängigkeit, allein von dem Gesichtspunkte des Staatsrechtsstreits behandelt, und daher mit Vernachlässigung alles dessen, was auf diese Frage keinen Bezug hat. Da diese Definition indessen die Nebenfragen der Sklaverei und des Tarifs in sich schließt, welche vom streng politischen Gesichtspunkte aus hauptsächlich als Zweige des Staatsrechtsproblems interessiren, so befaßt sich das Werk mit dem eigentlichen Kern der Geschichte der Vereinigten Staaten und ermangelt nicht anziehender und malerischer Einzelheiten." Nach näherm Eingehen auf den Inhalt schließt das Referat damit, daß das Werk als ein hochinteressantes bezeichnet wird.

Ueber „Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters" von K. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg sagt das Blatt unter anderm: „Das Buch gefällt wegen seines freundlichen und milden Geistes und seiner augenscheinlichen Aufrichtigkeit, ist jedoch dürftig als eine Geschichte des geistigen Lebens des Verfassers und bereichert unser Wissen von der Verfassung der römischen Kirche in Deutschland nur wenig.... Der interessanteste Theil des Werks ist der Bericht über die verschiedenen Akademien, mit welchen der Verfasser, sei es als Schüler oder als Lehrer, in Verbindung gestanden hat, und unter den darin sich befindenden Skizzen vieler ausgezeichneter Männer ist das bemerkenswertheste Bild das des hervorragenden Theologen Hug, der, obgleich Professor der katholischen Gottesgelahrtheit, doch ein vollständiger Skeptiker gewesen zu sein scheint."

„Ein Jugendleben", herausgegeben von Ludwig Meinardus, heißt es ebendaselbst, „hätte «Memoiren eines Egoisten» betitelt werden können, so selbstgefällig ist des Verfassers Annahme, daß der Leser geneigt sein werde, an den persönlichsten Einzelheiten seiner Geschichte Antheil zu nehmen. Sollte der anonyme Autobiograph sich am Ende als ein sehr großes Genie erweisen, so dürfte die Länge seiner Reminiscenzen zu entschuldigen sein; obgleich auch selbst dann der gute Geschmack wohl gerathen hätte, sie zurückzubehalten, bis man sie verlangen würde. Es ist indessen sonst kein anderer Verstoß gegen diesen letztern im Buche, als die Thatsache, daß es überhaupt geschrieben worden, und der Verfasser besitzt allerdings das Haupterforderniß, um den Leser für seinen Gegenstand zu gewinnen — das Interesse nämlich, welches er selbst daran nimmt.... Das Buch hat übrigens ganz das Ansehen, als wäre es eine literarische Ergänzung eines Rufs, der ungenügend ist zur Befriedigung der Selbstschätzung des Verfassers in seinem eigenen besondern Fache..."

In dem Referat über „Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse", herausgegeben von F. Th. Bratranek, wird die vom Herausgeber vorangeschickte Abhandlung über Goethe's Charakter als Mann der Wissenschaft, in welcher der positive Werth seiner Leistungen auf diesem Gebiete und ganz besonders die Offenbarung des wissenschaftlichen Geistes in seiner Dichtung besprochen wird, für sehr gelungen erklärt.

Aus der Anzeige der „Reden und Abhandlungen" von Justus von Liebig sei der Schluß hier angeführt, der als englisches Urtheil über den seinerzeit so viel Aufmerksamkeit erregenden Angriff des berühmten Chemikers auf Baco von Interesse ist. „Sein Tadel läßt sich wol dahin zusammenfassen", sagt der Recensent, „daß Baco dem Versuche nicht genug Werth beigelegt hat — ein Urtheil, welches höchst natürlich von seiten eines Chemikers ist, von dem man aber, wenn es auch völlig begründet sein sollte, kaum glauben wird, daß es Baco's Ruhm sehr ernstlich schmälern werde."

Ueber „Richard Wagner's Ring des Nibelungen" von Felix Calm heißt es unter anderm: „Seine Kritik betrachtet Wagner eher vom dramatischen als vom musikalischen Gesichtspunkte; ein Umstand, der beiden Parteien günstig ist, da eines Componisten technische Vorzüge oder Mängel nicht leicht auf dem Papiere klar gemacht werden können, während es nur einer solchen Zergliederung des Textes der «Nibelungen» bedarf, wie sie hier geboten ist, um jeden Unbefangenen von des Autors hohem Rang als Dramatiker zu überzeugen."

Ueber „Zwölf Briefe eines Shakspearomanen" von Ludwig Noiré sagt das Blatt: „In dieser scharfen Erwiderung wird es dem Verfasser nicht schwer, die große Einfältigkeit von Benedix' Bemängelung einzelner Stellen, das Ueberflüssige seiner vorgeblichen Vertheidigung Goethe's und Schiller's auf Kosten Shakspeare's und seinen Hauptirrthum, indem er Grundsätze, die für einen geschickten Schauspielschreiber recht passend sein mögen, auf den größten Dichter der Welt anwendet, bloßzustellen. Gleichwol muß man einräumen, daß Benedix' langjährige Bühnenerfahrung ihn in den Stand gesetzt hat, Winke zu geben, die der Aufmerksamkeit dramatischer Dichter nicht unwürdig sind, welche nach der Ehre wirklicher Darstellung streben, und daß sein Werk deshalb etwas Besseres verdient, als die schonungslose Verachtung, mit welcher Noiré es behandelt."

Außerdem werden in derselben Nummer besprochen: „Papstwahl und Kaiserthum" von Ottokar Lorenz; „Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland" von Emil Friedberg; „Der einheitliche Ursprung der Sprachen der Alten Welt" von Leo Reinisch; „Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz" von J. R. Rahn, und „Groß-Busekow" von A. von Winterfeld.

In „The Academy" vom 13. Juni bespricht E. B. Tylor die „Völkerkunde" von Oskar Peschel und sagt unter anderm: „Das Buch ist in seiner jetzigen Beschaffenheit ein höchst werthvolles Handbuch und enthält die Ergebnisse der neuern Forschungen in so vollständiger Weise, daß man Dr. Peschel dazu beglückwünschen kann, es nicht als neue Auflage eines ältern Werks bezeichnet zu haben, welches aus einer Zeit stammt, wo die Materialien für eine allgemeine Abhandlung über Völkerkunde auf solider Grundlage zu knapp waren. Der Verfasser verdient großes Lob deshalb, daß er dafür gesorgt hat, bei jedem Punkt die ursprüngliche Autorität anzugeben und zugleich die neuesten Forschungen darüber zu erwähnen. Das Kapitel über «Rassenmerkmale» ist vortrefflich wegen der vollen Gerechtigkeit, die es den physischen Eigenthümlichkeiten der Glieder, des Schädels, der Haut, des Haars u. s. w. widerfahren läßt, da Ethnologen auf diese die Rassenunterschiede gründen.... Im ganzen Werke sind Dr. Peschel's Argumente und die Beurtheilungen der von ihm vorgebrachten Beweise oft bedeutend und stets der Erwägung würdig."

Die Nummer der „Academy" vom 20. Juni bringt eine Besprechung der „Geschichte der auswärtigen Politik und Diplomatie im Reformationszeitalter" von Karl Fischer aus der Feder des Mr. M. Creighton, welche mit den Worten schließt: „Es ist unmöglich, sich von Hrn. Fischer ohne ein Gefühl der Dankbarkeit zu trennen, daß er die Ergebnisse so vieler ehrlichen und tüchtigen Arbeit in einen so kleinen Raum zusammengedrängt hat", und H. Nettleship bespricht in derselben Nummer: „Die Zukunft der deutschen Hochschulen und ihrer Vorbildungsanstalten" von Lothar Meyer.

Deutsche Literatur.

Von Wilhelm Oechelhäuser's Bearbeitungen von Shakspeare's dramatischen Werken ist der vierzehnte Band erschienen, welcher die Bearbeitung von „Romeo und Julie" enthält (Berlin, Asher u. Comp.). Es ist die Ten-

denz der neuesten Zeit, zu größerer Treue gegen den Dichter zurückzukehren, und sie ist insofern berechtigt, als eine Revision der bisherigen Bühneneinrichtungen in der That unerlaßlich erscheint, indem manche an und für sich ganz unverständlich sind und überhaupt nur dadurch möglich werden, daß man die Kenntniß des Originals oder mindestens des Zusammenhangs der Handlung bei dem größten Theile des Publikums voraussetzen darf. Oechelhäuser sucht in „Romeo und Julie" hauptsächlich die Goethe'sche Bearbeitung, deren Wirkung sich noch immer in unsern Bühneneinrichtungen zeigt, bis auf ihre letzten Spuren zu beseitigen. Er erwähnt in der Einleitung, daß einzelne von Goethe gestrichene Scenen und Stellen, der Straßenkampf im ersten Act, die Erzählung von der Königin Mab, die Schlußscene des Dramas zwar von den meisten Bearbeitern wieder aufgenommen seien, daß aber verschiedene tief einschneidende, von Goethe vollzogene Kürzungen und bedenkliche Zusammenlegungen ohne weiteres von den meisten Bühnen bis heute beibehalten seien. Die wichtigste Scene, welche von Oechelhäuser wiederaufgenommen wird, ist die Scheintodscene im vierten Act; er meint, sie sei unumgänglich nöthig für den Organismus des Stücks und die ästhetische Vollendung der Composition. Wir geben zu, daß die Klage der Familie etwas Versöhnendes für die Charaktere der Aeltern hat, und daß auch der Charakter des Grafen Paris durch das Beibehalten dieser Scene gewinnt; aber die dramatische Technik des modernen Dramas verlangt gegen den Actschluß hin einen sich concentrirenden Höhenpunkt, und das an viele Personen vertheilte Austönen der Handlung kann hier nur abschwächend wirken. Der Monolog der Julie und das Leeren des Bechers mit dem Schlaftrunk ist ein so markirter Einschnitt der Handlung, daß Goethe ihn mit Recht an das Ende des Acts verlegte. Im übrigen hat die Bearbeitung Oechelhäuser's viel Verdienstliches, vorzugsweise durch das Zusammenlegen einzelner Scenen und geschickte Arrangements, besonders im ersten Act, sowie durch zahlreiche erläuternde Bühnenweisungen, und nur wo sie die Zahl der Verwandlungen vermehrt, nöthigt der unselige Zwischenvorhang, der jetzt fast aus jeder Verwandlung einen Zwischenact macht, zum Protest. Der Commentar der Einleitung ist geistreich und gibt den Schauspielern für die Darstellung der Hauptrollen manchen beherzigenswerthen Wink.

Bibliographie.

Altschul, J., Der Geist des hohen Liedes. Geschichte, Kritik und Uebersetzung. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr.

Thüringer Barden-Humor. Thüringer Sagen, travestiret, Romanzen, frei dahin geschmieret, gezieret vorn und in der Mitten, mit Reim und Bild, in Holz geschnitten. Von Meister-Singer. Berlin, Stuhr. Gr. 8. 1 Thlr.

Behrmann, C., Atlas des südlichen gestirnten Himmels. Darstellung der zwischen dem Südpol und dem 20. Grad südlicher Abweichung mit blossen Augen sichtbaren Sterne nach ihrem wahren, unmittelbar vom Himmel entnommenen Grössen. Sieben Tafeln in Stahlstich. Nebst einem Stern-Verzeichniss. Leipzig, Brockhaus. Qu. Folio. Stern-Verzeichniss in 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Braun, F., Die Tage von Canossa unter Heinrich IV. 2ter Thl. Marburg, Elwert. 4. 10 Ngr.

Dunsang, Lord, Gallier oder Teutone? Betrachtungen über unsere zukünftigen Alliirten. Uebersetzt von A. Kolb. Berlin, van Muyden. 8. 1 Thlr.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 83: Engel und Dämon. Novelle von F. Steinebach. Berlin, Behrend. 8. 10 Ngr.

Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen. Im Vereine mit gleichgesinnten Freunden herausgegeben von W. Ziethe. XI. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 12 Ngr.

Frey, J., Gedichte. 2te Sammlung. Graz, Cieslar. Gr. 8. 20 Ngr.

Freimüthige Gedanken über die innere Entwickelung Deutschlands. Amberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Hanschmann, A. B., Friedrich Fröbel. Die Entwickelung seiner Erziehungsideen in seinem Leben. Nach authentischen Quellen. Eisenach, Bacmeister. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Helfert, J. A. Freih. v., Der Rastadter Gesandtenmord. Studie. Wien, Braumüller. Gr. 8. 3 Thlr.

Herbst, Paula, Sie hat kein Herz. Roman. Würzburg, Keller. 8. 15 Ngr.

Hermann, J. G., Ueber den segensreichen Einfluß der mütterlichen Erziehung auf die Wohlfahrt unseres Volkes. Mühlhausen, Danner. 8. 15 Ngr.

Hildebrandt, A. M., Stammbuch-Blätter des norddeutschen Adels. Aus Stammbüchern des 16. und 17. Jahrhunderts gesammelte wortgetreue Copieen der Inschriften und genaue Beschreibung der Wappen. Ein Beitrag zur Adels- und Culturgeschichte. 1ste Hälfte. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirn, J., Rudolf von Habsburg. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hölderlin, F., Ausgewählte Werke, herausgegeben von C. T. Schwab. Stuttgart, Cotta. 8. 24 Ngr.

Hugo, V., Dreiundneunzig. Roman in 3 Bdn. Aus dem Französischen von L. Schneegans. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. 3 Bde. Straßburg, Wolff. Gr. 8. 4 Thlr.

Irenäus, C., Herm. Wilh. Bödeker, Pastor prim. und Senior minist. in Hannover. Ein Lebensbild. Hannover, Hahn. 8. 4 Ngr.

Junge, K. W., Nachklänge. Aus den hinterlassenen Papieren bearbeitet und herausgegeben von O. Hüttig. Breslau, Trewendt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Jungfer, H., Untersuchung der Nachrichten über Friedrichs I. griechische und normannische Politik bis zum Wormser Reichstage (31. März 1157). Berlin, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Jungfer Gertrud. Romantisches Schauspiel von T. v. D. Arnsberg, Grote. 8. 20 Ngr.

Jütting, W. U., Zur Veranschaulichung abstracter Begriffe. Gotha, Thienemann. 4. 5 Ngr.

Maritime Juniusbriefe an den Herausgeber der „Triester Zeitung". Triest, Schimpff. 8. 10 Ngr.

Der Kampf der Siebenbürger Sachsen für die Ueberreste des Feudalwesens. Budapest. Gr. 8. 10 Ngr.

Kaiser, E., Der Perserkönig und die Rose von Teheran, oder Diamanten, Brillanten und Hungersnoth. Historisch-romantische Freuden- und Leidensgeschichte eines armen Volkes. 21 Lief. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. Lex.-8. à 4 Ngr.

König, E. A., Um Gold und Ehre. Roman in 4 Bdn. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Der Krieg in Italien 1859. Nach den Feld-Acten und andern authentischen Quellen bearbeitet durch das k. k. Generalstabs-Bureau für Kriegsgeschichte. 2ter Bd. 1stes Heft. Die Ereignisse nach der Schlacht von Magenta bis zur Ergreifung der Offensive über den Mincio 5. bis 21. Juni. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kurz, H., Die deutsche Literatur im Elsaß. Berlin, Heinersdorff. Gr. 8. 10 Ngr.

Lauffs, L. J., Rosen und Lilien. Legenden. 1ster Thl. Aachen, Creutzer. Gr. 16. 15 Ngr.

Lehmann, Aus Vergangenheit und Gegenwart. Jüdische Erzählungen. Berlin, Gerschel. 8. 20 Ngr.

Lenau's, N. (Nicolaus Niembsch v. Strehlenau), sämmtliche Werke. Herausgegeben von Anastasius Grün. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lenggenhager, H. G., Volkssagen aus dem Kanton Baselland. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.

Leithäuser, C. G., Das eherne Lohngesetz nach Lassalle und die Productiv-Associationen. Rede gegen die Socialdemokraten. Bremen, Valett u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Lewald, Fanny, Benedikt. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Loersch, H., und Reifferscheid, Zwei Achener historische Gedichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Achen, Kaatzer. Gr. 8. 15 Ngr.

Loew, E., Die Stellung der Schule zur Naturwissenschaft. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Lippert, P., Die schöne Elsäßerin und der blaue Teufel oder die Verschwörung einer Eifersüchtigen. Historisch-romantische Erzählung. 16 Hefte. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. Lex.-8. à 4 Ngr.

— — Die verschollene Kaiserstochter und ihr Kammerjude. Ein fürstliches Geheimniß aus der Zopfzeit. 8 Hefte. Frankfurt a. M., Scherl u. Sohn. 8. à 3 Ngr.

Luib, K., Oberschwaben, seine Sage, seine Geschichte und seine Alterthümer in Verbindung mit der Kronik der Stadt Mengen. 1stes Heft. Die Celten- und Römerzeit. Tübingen, Fues. Qu. gr. 8. 14 Ngr.

Lützelberger, E. K. J., Hans Sachs. Sein Leben und seine Dichtung. Eine Festgabe zur Errichtung des Denkmals in Nürnberg am 24. Juni 1874. Nürnberg, v. Ebner. 8. 25 Ngr.

Mahl, J., Treue Liebe. Novelle. Innsbruck, Wagner. 8. 16 Ngr.

Mallachow, C., Der Chevalier de Liriac. Intriguen-Lustspiel. Nach einer Anekdote aus Rousseau's Leben. Münster, Coppenrath. 8. 6 Ngr.

Mohnike, O., Banka und Palembang, nebst Mittheilungen über Sumatra im Allgemeinen. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr.

Monti, V., Cajus Gracchus. Trauerspiel. Aus dem Italienischen von J. J. H. Ritter v. Hohenthurm. Wien, Rosner. 8. 1 Thlr.

Müller, J., Das deutsche Volkstum und das Christentum. Rede. Plauen, Neupert. 8. 4 Ngr.

Müller, F. M., Eine Missionsrede in der Westminsterabtei am 3. December 1873 gehalten. Mit einer einleitenden Predigt von A. P. Stanley. Strassburg, Trübner. 8. 15 Ngr.

Nick, F., Heitere Geschichten. Aus dem Soldatenleben. 3 Bdchn. Stuttgart, Ullrich. 16. à 5 Ngr.

Nieritz, G., Ausgewählte Novellen und Erzählungen. Breslau, Gebhardi. Gr. 8. 1 Thlr.

Obermüller, W., Die Fueros der Basken und die Entstehung dieses Volkes. Berlin, Denicke. 8. 3 Ngr.

— — Sind die Ungarn Finnen oder Wogulen? Nebst einer Erörterung über die Bedeutung der Zahlwörter. Berlin, Denicke. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Urgeschichte der Wenden. Eine historisch-ethnologische Untersuchung über die vor den Deutschen in Mittel-Europa eingewanderten Völker. Berlin, Denicke. 8. 12 Ngr.

— — Wenden und Burgunder. Ein Beitrag zur Ethnologie der Ostsee-Lande. Berlin, Denicke. 8. 3 Ngr.

— — Die Zips und die alten Gepiden. Eine historisch-ethnologische Untersuchung. Berlin, Denicke. 8. 3 Ngr.

Rapp, L., Die Hexenprocesse und ihre Gegner aus Tyrol. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Innsbruck, Wagner. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Atlas des Bergwesens.

Von

Reinhold Schamkrug und Ferdinand Bischoff.

8 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte.

Separat-Ausgabe aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf acht sorgfältig ausgeführten Doppeltafeln, deren jede eine größere Anzahl Figuren und Gruppen vereinigt, werden in diesem Werke sowol die Bergbaukunst oder das Bergwesen im engern Sinne, als das Hüttenwesen oder die Metallurgie, beide in allen ihren wichtigern Arbeiten und Betriebsvorrichtungen anschaulich dargestellt. Der beigefügte Text, indem er die einzelnen Figuren erläutert, gibt zugleich ein zusammenhängendes Bild dieser zwei großartigen Industrien.

In demselben Verlage erschienen außerdem folgende Separat-Ausgaben aus der zweiten Auflage des Bilder-Atlas:

Atlas der Astronomie. Von Dr. Karl Bruhns, Professor an der Universität, Director der Sternwarte zu Leipzig. 12 Tafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Lithographie nebst erläuterndem Texte. Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. Cart. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Atlas des Bauwesens. Von Dr. Wilhelm Fränkel und Rudolf Heyn, Professoren am königl. Polytechnikum zu Dresden. 19 Tafeln in Stahlstich nebst erläuterndem Texte. Quer-Folio. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 25 Ngr.

Atlas der Botanik. Von Dr. Moritz Willkomm, Professor der Botanik an der Universität zu Dorpat. 31 Tafeln in Holzschnitt und Lithographie nebst erläuterndem Texte. Quer-Folio. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 24 Ngr.

Atlas der Land- und Hauswirthschaft. Von Dr. Wilhelm Hamm. 15 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 22 Ngr.

Atlas der Physik. Nebst einem Abriß dieser Wissenschaft. Von Dr. Johann Müller, Professor der Physik an der Universität zu Freiburg i. Br. 10 Tafeln (mit 455 Figuren) und Text. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Atlas des Seewesens. Von Reinhold Werner, Kapitän zur See in der kaiserlich deutschen Marine. 25 Tafeln in Stahlstich, nebst erläuterndem Texte. Quer-Folio. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr. 12 Ngr.

Atlas der chemischen Technik. Von Dr. Friedrich Schoedler, Director der großherzoglich hessischen Realschule in Mainz. 1 Tafel in Stahlstich und 9 Tafeln in Holzschnitt nebst erläuterndem Texte. 8. Geh. 20 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderung und Heimkehr.

Gedichte

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedankenreichthum und Formvollendung machen diese Gedichte nicht blos für die persönlichen Freunde des Dichters, des bekannten Germanisten, sondern für jedes empfängliche Gemüth zu einer ansprechenden poetischen Gabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Theoretisch-praktischer Lehrgang zur Erlernung der italienischen Sprache

für deutsche Schulen und zum Selbstunterricht.

Von

Heinrich Wild,

Director der Handelsschule in Bergamo.

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.

8. Geh. 16 Ngr.

Ein sehr empfehlenswerthes Lehrbuch der italienischen Sprache, das die Ahn'sche Methode zu Grunde legt, dieselbe aber wesentlich vervollkommnet. Bereits in zwei Auflagen beim Gebrauch in Schulen wie zum Selbstunterricht bewährt, liegt dasselbe jetzt in verbesserter und vermehrter dritter Auflage vor.

J. G. COTTA's Verlag in Stuttgart.

Franz Grillparzers sämmtliche Werke.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von

Heinrich Laube und Joseph Weilen.

Groß-Octavausgabe. 10 Bde. Mit Porträt. Brosch. 15 Thlr., oder 26 Fl.; gebunden in 10 elegante Halbfranzbände 18 Thlr. 10 Ngr., oder 32 Fl.

Klein-Octavausgabe. 10 Bde. Mit Porträt. Brosch. 8 Thlr., oder 14 Fl.; gebunden in 5 elegante Leinwandbände 10 Thlr., oder 17 Fl. 30 Kr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Sechs Sammlungen.

8. Jede Sammlung geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.

In einer ausführlichen, die erste Sammlung einleitenden Ansprache an die Leser bezeichnet der Verfasser als Aufgabe der Predigt unserer Zeit, daß sie überall die innigste und engste Verbindung von Religion und Sittlichkeit anstrebe, mithin ebenso von der einseitig moralischen, wie von der einseitig dogmatischen Richtung sich fernhalte. Wie sehr seine in diesem Geiste verfaßten „Predigten aus der Gegenwart" bei den Gebildeten in weiten Kreisen sich eingebürgert haben, wird durch die rasche Folge neuer Auflagen bezeugt: die erste Sammlung ist bereits in dritter, die zweite bis vierte in zweiter Auflage erschienen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Vierte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 23. Juli 1874.

Neue Dramen.

Die Betrachtung der nachstehend angeführten dramatischen Schöpfungen läßt uns aufs neue die Wahrnehmung machen, daß trotz aller Besserstellung der Bühnenschriftsteller eine wesentliche Hebung der theatralischen Production noch keineswegs erfolgt ist. Als Raupach, Immermann, Karl von Holtei, Toepfer ihre Arbeiten den deutschen Bretern boten und ein äußerst kümmerliches oder auch gar kein Honorar dafür erhielten, da hieß es immer: laßt nur erst eine angemessene Bezahlung für solche Werke, laßt eine Antheileinnahme dafür erfolgen, und ihr werdet Wunder erleben.

Die Antheileinnahmen und die jedenfalls angemessenere Bezahlung für Stücke ist inzwischen eingetreten, und doch hat die dramatische Muse noch keinen besondern und durchgreifenden Aufschwung erfahren denn wenn sie einen solchen in irgendeiner gründlichen Art erfahren hätte, würde es unmöglich sein, daß so viel geradezu Verfehltes, Verkehrtes und Ausdrucksloses auf den Büchermarkt gebracht wird, wie jetzt noch geschieht. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie unbedacht, in das Blaue hinein oder in Schrullen verfahren der deutsche dramatische Schriftsteller sich an das Schaffen begibt. Ein sorgsames Prüfen des Stoffs (und der Stoff ist doch das halbe Stück), eine besonnene Aufstellung des Scenariums, eine strenge Beachtung der Technik sind leider Dinge, die lange nicht scharf genug bei uns ins Auge gefaßt werden. Die Folge davon sind diese massenhaft erscheinenden verfehlten, unzureichenden, nicht darstellbaren Stücke, wie wir sie jahraus jahrein zu besprechen haben. Wie viel Zeit, Eifer, Fleiß, guter Wille und Begeisterung wird darin zu Grabe getragen!

1. Gevatter Tod. Von Otto Roquette. Stuttgart, Cotta. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir stellen diese Dichtung an die Spitze unserer diesmaligen Besprechung, weil sie unter den dramatischen Schöpfungen eine Art von Ausnahmestellung einnimmt und, wie anfänglich Goethe's „Faust", von der Bühne absehend sich lediglich als Lesedrama gibt. Es ist eine phantastische Dichtung, die sich an unsers Altmeisters ebengenannte Tragödie anlehnt. Zum eigentlichen Helden hat sie einen jungen Mediciner, Faramund mit Namen. Da er das dreizehnte Kind eines armen Todtengräbers ist, begrüßen ihn bei seiner Geburt Jammer und Wehklagen:

> Als Gruß erscholl ein Fluch der Noth;
> Die einzige Hülfe schien der Tod. —
> Ich ging und bot mich an zum Pathen.
> Der Mann sah bald sich wohl berathen.
> Zwölf Kinder starben hin geschwind,
> Am Leben blieb das jüngste Kind.

So erzählt Gevatter Tod, der dieses Kindes sich annahm, es erzog und dasselbe tüchtig ausbilden ließ. Nachdem Faramund sein Doctorexamen gemacht, entdeckt sich Gevatter Tod seinem Zögling, der, entsetzt von dieser Entdeckung, um sein Leben fleht. Darauf erwidert der graue Alte:

> Getrost, mein Sohn! Dein Meister spricht,
> Und kommt, wie er dir oft erschienen.
> Zeig' mir ein freies Angesicht
> Und liebevoll des Jüngers Mienen.
> Mußt' ich den Schleier heut' dir heben
> Der Wahrheit, die dich macht erbeben,
> Um Liebe werbend war die Hand
> Des Alten stets dir zugewandt
> Und läßt nicht ab, bis dein Gemüth
> In Lieb' ihm wandellos erblüht.
> Den die Lebend'gen fliehn und hassen,
> Soll eine Seele rein erfassen,
> Die aus der Schöpfung Ueberschwang
> Harmonisch, makellos entsprang;
> Daß in dem Spiegel ihrer Reine
> Selbst liebenswerth der Tod erscheine;
> Daß, wie der Bergquell frisch erwacht,
> Keim, Blüte, Frucht ins Dasein lacht

Und, wo er schlängelt, wo er mündet,
Ein Leben weckt, ein Leben gründet,
Daß so durch deinen Werdegang
Mein Wesen ein versöhnter Klang,
Der ew'gen Liebe zugesellt,
Durchdringe der Erschaffnen Welt.
Drum sei sie glanzvoll dir bereitet,
Die Welt, so weit dein Auge gleitet!
Was du ersehnst, Macht, Ruhm und Ehr',
Entgegen komm' es dem Begehr.
Was wenigen sich ganz enthüllt,
Sei deinen Wünschen groß erfüllt.
Gelingen soll dir, was die Schuld
Des Staubes büßt mit Ungeduld,
Für seines Daseins kurzes Weilen
Vom Fluch des Erdenwehs zu heilen.
Sei in der Hütt' und im Palast
Ein tausendfach ersehnter Gast,
Deß Nam' und Walten das Verlangen
Gleich einem Zauber hält gefangen,
Und der mit seines Willens Kraft
Das Leben weckt und Wunder schafft.
Doch denke mein auf deiner Fahrt!
Wie viel gewährt ist deinem Wagen,
Nicht alles ist dir drum erspart,
Zu halten lern' und lern' entsagen!
Denn ich auch fordre meinen Zoll.
Was meine Beute werden soll,
Zeig' ich dir an. Du wirst mich sehn
Zu Häupten meines Opfers stehn,
Vergeblich dann ist dein Beginnen.
Nun auf, und sammle deine Sinnen!

Man sieht, der Poet knüpft seinen Stoff an volksthümlich sagenhafte Vorstellungen an und führt ihn, wie wir zu bekennen haben, im Sinne und Geiste derselben durch; nur daß diese Durchführung, wie wir glauben sagen zu müssen, im allgemeinen nicht großartig, bedeutend und originell genug ist, um einen mächtigen und wahrhaft erschütternden Eindruck hervorbringen zu können. Otto Roquette ist eben ein feinsinniger und anmuthiger Dichter, aber kein so gewaltiger Genius wie Goethe. Die Erlebnisse und Schicksale seines Faramund bieten einzelne recht gefällige und ansprechende Momente, sind im übrigen jedoch weder in Erfindung noch Ausgestaltung von so drastischem Leben und von so poetisch bestrickendem Reize, daß man dem Ganzen irgendeine epochemachende Wirkung zusprechen könnte. Faramund kommt wie Faust unter lustige Studenten, liebt dann ein schlichtes Bürgerkind, ein anderes Gretchen, hier Maria genannt, mit der er gleichfalls im „Gärtchen an der Stadtmauer", freilich ohne Frau Martha Schwertlein, selig herumspaziert.

Dies ist gleichsam die erste Abtheilung der Dichtung. Mitten in die Studentenlust, mitten in das Liebeleben Faramund's tritt Gevatter Tod. Er stellt sich dem einen oder andern, nur Faramund sichtbar, an die Seite, und dann weiß dieser, daß der so Bezeichnete sterben muß. Das Sterben Maria's entsetzt den jungen Doctor, und dem Tode fluchend, entweicht er vor diesem und flüchtet zu Mönchen in ein Kloster. Aber Gevatter Tod weiß ihn auch hier aufzufinden und, in ein Ordenskleid vermummt, wieder mit sich auszusöhnen. Er bringt ihn auf die Wege Fortuna's und in deren Gefolge. Hier wird er durch Bohland, ein Stück Teufel, der Herzogin Beatrix von Parma zugeführt, einer Tochter des Kaisers, in die er sich sterblich verliebt und welche ihn bereden will, da sie seine Liebe erwidert, den Herzog, ihren Gemahl, zu ermorden. Dessen weigert er sich zwar; da ihn jedoch der Herzog bei seiner Gattin während einer heimlichen Zusammenkunft überrascht und ihre gegenseitigen Liebesschwüre belauscht, tödtet dieser Beatrix, deren nahes Ende Gevatter Tod natürlich wieder angekündigt, und verdammt Faramund zu ewigem Gefängniß. Erst nach dem Heimgang des Herzogs wird der ehemalige Leibarzt frei; er pilgert nun, ergraut und abgelebt, in seine Heimat zurück, wo er noch einige seiner Jugendfreunde findet und, mit Gevatter Tod versöhnt, ruhig und gottergeben sein Ende erwartet.

Unsere Leser ersehen aus dieser Inhaltsangabe wol sofort die eigentliche und hauptsächlichste Schwäche der Dichtung, nämlich einen sehr bemerkbaren Mangel an Erfindungsgabe und Phantasie. Der sonst so liebenswürdige und anmuthig schaffende Verfasser hat seinen Stoff zwar mit sichtlicher Hingabe und Wärme erfaßt, aber leider nicht vermocht, demselben ein überraschendes, eigenartiges Leben und noch weniger einen überall und stets bemerkbar werdenden Reiz urgewaltiger Schöpfungskraft einzuhauchen. Das Werk erscheint, uns wenigstens, sowol in Anlage wie Durchführung etwas zu dürftig und nüchtern, um irgendwie überwältigend und hinreißend wirken zu können. Es ist in meist glatten und gewinnenden Versen geschrieben, es interessirt und ergreift auch bis zu einem gewissen Grade in seiner Entwickelung, nirgends jedoch wird es von einer wahrhaft bezwingenden Erhabenheit und Größe. Einzelne Figuren gelangen bis zum Anstrich des Charakteristischen und Individuellen und erwecken durch echt menschliche Züge unsere Theilnahme; die meisten dagegen erhalten zu wenig Physiognomie, um das im Stande zu sein. Originalität der Erfindung, Ausbeutung des volksthümlich sagenhaften Hintergrundes, schlagende Einfälle und überraschende Fülle sprudelnden Geistes mangeln, um wahrhaft zündenden Eindruck und gewaltigen Erfolg zu erzielen. Kurz und gut, „Gevatter Tod" darf als eine sinnige und gefällige, aber keineswegs epochemachende Dichtung angesehen werden.

Etwas Aehnliches ist von einer kleinern, auf gleich phantastischem Boden stehenden Dichtung zu sagen; es ist dies:

2. Die Besiegung der Cholera. Ein Satyrdrama mit Vorspiel von Hermann Lingg. München, Beck. 1873. 16. 15 Ngr.

Der Verfasser bietet eine übermüthige, mit Grabbe'schem Humor ausgeführte burleske Verspottung der entsetzlichen Seuche, unter welcher München in der Jüngstzeit so traurig gelitten hat. So eigenthümlich der Einfall und so toll und drollig auch vieles in der kleinen Dichtung gestaltet erscheint, so kann doch nicht verschwiegen werden, daß gegenüber den Verheerungen, welche die fürchterliche Heldin dieses Satyrdramas in der bairischen Hauptstadt angerichtet, die Veröffentlichung desselben in dieser etwas verletzend sich ausnimmt. Leider hat in der Wirklichkeit die Wissenschaft die Cholera nicht besiegt, wie es in dieser verwegenen Dichtung der Dichter geschehen läßt. Typhus beruft die Cholera, seine Gemahlin, aus Ostindien und schickt sie dann in den Westen Europas als „Dame der

halben Welt" in Begleitung des Wechselfiebers „zur Bestreitung der Kosten", der Eminenz Scharlach als Beichtvaters, der Ruhr als Kammerzofe und des Friesel als Lakaien. Wir sehen sie nun im Eisenbahnwaggon, im Bahnhof, im Hotel, im Laboratorium und an andern Orten allerlei Uebermuth und Schabernack anstellen, zuletzt aber vor der sieghaften Macht der Wissenschaft vernichtet in die Erde sinken. Man wird das kleine Werk nicht ohne Lachen, wol aber auch mit einigem Leibgrimmen lesen.

Wir reihen hier gleich zwei bedeutsamere, wenn auch nicht glücklichere Arbeiten desselben berühmten Dichters an:

3. Der Doge Candiano. Drama in fünf Acten von Hermann Lingg. Stuttgart, Göschen. 1873. 8. 24 Ngr.

Die Handlung spielt um 952 zu Venedig, wo der alte Doge Candiano durch seinen Sohn Pietro, der nicht gutthun will, viel Ungemach und Leid erfährt. Angeklagt, einen angesehenen Patricier des Freistaats ermordet zu haben, wird Pietro aus dem Gebiete desselben für ewig verbannt. Der Vater und die Mutter des Verbannten thun alles, was in ihren Kräften steht, um diese Verbannung rückgängig zu machen; allein vergebens: die venetianischen Patrioten bleiben bei ihrem Spruche und weisen Pietro aus. Auf das tiefste dadurch verletzt und im Kern seines Daseins getroffen, sinkt der Doge ins Grab. An seinem Sarge erhebt sich die Wehklage des Staats. Seeräuber bedrängen und bedrohen den Handel, das Eigenthum und das Leben der stolzen Republikaner in so unausgesetzter und gefährlicher Weise, daß, als Pietro Candiano, trotz eines mit dem Tode drohenden Verbots, nach Venedig zurückkehrt, um der Bestattung seines Vaters beizuwohnen, die geängsteten Bürger dem kühnen und unternehmenden Manne seine Vergehen verzeihen und ihn zum Nachfolger des Dahingegangenen machen. Die Hand des Todten fassend, schwört er:

> Du hast ein großes Erbe mir zurückgelassen,
> Ich will's in deinem Geist verwalten, dein
> Und deines Nachruhms würdig. Was ich dir
> Im Leben nahm, was ich an dir verbrach,
> Ich will es tilgen, jede Schuld und Schmach
> In hartem Kampf, ich will es deinem Schatten
> Mit Opfern, blutigen, zurückerstatten.

In der That nimmt der neue Doge den besten Anlauf, ein würdiger und tüchtiger Regent zu werden; er bemüht sich, gerecht, wohlthätig und politisch zu sein; doch bleibt seine Herrschaft nicht ohne Schatten: er zögert, gegen die Piraten zu ziehen, ja, er sorgt sogar dafür, daß einer, den man eingefangen, entwischt. Dies Verhalten befremdet; man treibt, man drängt, und endlich beschließt er denn auch auszuziehen, doch nicht gegen die Seeräuber, sondern gegen Berengar, den Herrn Lombardiens, dem Venedig von alters her einen schimpflichen Tribut zu zahlen hatte. Von diesem will er durch einen kühnen Gewaltstreich die Venetianer befreien. Kriegerisch überfällt er Berengar, gerade als dieser darauf sinnt, sich Venedig ganz zu erobern. Berengar wird gefangen, der Vertrag gelöst, und Willa, die Tochter Berengar's der rasch entzündeten Leidenschaft Candiano's gewonnen Auf dem Gipfel des Glücks entschleiert er seine geheimnißvolle Vergangenheit, und wir erfahren, daß er selbst zur Zeit seiner Verbannung das Haupt der Seeräube war und Venedig verderblich bedrängte. Seine ehemaligen Gefährten halfen ihm jetzt den Handstreich gegen Berengar ausführen, mit dem er gewissermaßen seine Vergehen gegen die Vaterstadt gutmachen will. Nachdem das glücklich geschehen, entläßt er die Piraten, die indeß, erzürnt über diesen Undank, Berengar ermorden, weil sie erfahren, daß er seine Schiffe herbeirufen ließ, um die Eindringlinge zu vernichten. Sie erzählen Candiano auch, daß Willa um diesen hinterlistigen Plan gewußt habe. Empört zieht der Doge den Dolch, läßt ihn aber gleich wieder sinken, als die Beschuldigte ihm gesteht:

> Es geschah
> Im Zornglühn über unser jähes Unglück,
> Im Stolz, der angefacht war von dem Anblick
> Der Schmach, die meinen Vater traf, und die er
> So tief empfand; doch fern war uns die Absicht,
> Mit Bösem euch das Böse zu vergelten;
> Allein durch Großmuth wollten wir euch strafen,
> Mit jenen Rittern, die ihr nahen seht,
> Euch auch die Macht beweisen, daß wir's konnten,
> Und euch gefangen sehen, nur um euch
> Befrein zu können.

Versöhnt schließt Candiano die Geliebte an sein Herz. Im fünften Acte bringt er sie triumphirend nach Venedig, wo inzwischen seine Betheiligung an dem Piratenwesen ruchbar geworden und man auf seinen Untergang sinnt. Seine Mutter erfährt die Absicht seiner Gegner und eilt ihm entgegen, um ihn zur Flucht oder zum Widerstand zu bestimmen. Allein Candiano, berauscht von seinem Glück und hoffend, Venedig durch die Lösung des schimpflichen Tributs zu versöhnen, kann sich zu feindlichen Unternehmungen nicht entschließen. Leonarda, die Mutter, auf das Aeußerste gebracht, verräth den Venetianern auf dem öffentlichen Platze vor der Markuskirche nun selbst, daß ihr Sohn Lasco der Korsar gewesen. Sie meint ihn dadurch zum Kampfe und zum Siege zu zwingen; aber sie irrt sich darin. Seine Seele und sein Arm sind erlahmt von dem Schuldbewußtsein, und nachdem er erlebt hat, daß Willa in den Flammen des angesteckten Dogenpalastes erstickt ist, wirft er sich in die Schwerter seiner Verfolger, indem er ruft:

> Ich
> Versprach euch den Korsar — hier habt ihr ihn.

Die Mutter stürzt sich über ihn, indem sie jammert:

> Ich bat einst um Gerechtigkeit für dich,
> Und heut' um deinen Sieg — vergeblich beides,
> Nun brich hervor in Fluten, Meer des Leides!

So schließt das Stück, eine immerhin bemerkenswerthe Dichtung, die für die lebendige Bühne aber zu wenig dramatische Kenntniß und Wirkung zeigt. Die eigentliche Grundidee dürfte wol eine glückliche zu nennen sein. Der jüngere Candiano ist eine anziehende Gestalt, welche der Autor nur bedeutsam und recht einleuchtend auszuführen versäumt hat. Grund und Ursache seines Wesens erscheinen nicht genug erklärt. Was hat ihn zum Wüstling, zum Unzufriedenen, zum Freunde der Seeräuber gemacht? Hermann Lingg erörtert das für den Aufbau eines großen Stücks zu flüchtig und obenhin. Pietro, unzufrieden mit der alten verbrauchten Staatseinrichtung, die ihn einengt und an ruhmreichen Thaten hindert, wird deren Gegner und Feind. Umstürzler und Revolutionär, begeht er Ungesetzlichkeiten und Verbrechen, infolge deren

man ihn verbannt. Sein Zorn, seine Rache, sein abenteuernder Sinn trieben ihn unter die Seeräuber. Dies alles mußte eingehend dargelegt, entwickelt, motivirt, kurz der Unterbau des Trauerspiels werden. Statt dessen eilt und huscht unser Verfasser über diese Vorgeschichte und Exposition nur flüchtig oder wenigstens derart hin, daß sich ein wirksam einleuchtender Untergrund für die Handlung nicht ergibt. Ebenso überstürzt und schwankend ist der Ausgang. Pietro Candiano wird nirgends eine großartige und mächtigen Eindruck hervorbringende Gestalt. Nach dem Tode des Vaters und der gefühlten Rache auf den Gipfel seiner Wünsche gestellt, sehen wir den Helden nicht genug im Zwiespalt und Conflict mit sich und seinen Thaten. Auch in der Stellung zu seiner Mutter wird er nicht klar, wie diese überhaupt keine durchgreifend wirksame Erscheinung abgibt. Es geht alles zu episch, zu wenig dramatisch zu. Es liegen in der Handlung Effecte genug, aber sie sind zu wenig herausgeschält und faßlich gestaltet; sie bleiben zu verpuppt, zu umhüllt, um von wahrhaft erschütternder Wirkung zu werden. Der Stoff ist ein gutes, gesundes Ei, aber die Hand des Columbus hat gefehlt, die es mit kühnem Ruck und glücklichem Entschluß zum Stehen bringt. Es rollt unruhig hin und her, ohne festen Stand und Halt zu gewinnen. Das Drama erfordert von Haus aus mehr natürliche Begabung oder mehr Studium und Lehre, als Lingg erhalten und sich gegönnt hat. Sein Werk bleibt, wennschon nicht ohne alle poetische Schönheit, doch ohne das rechte Leben und die zündende Kraft des dramatischen Ausdrucks, etwas, das leider auch von seiner zweiten, hier zu betrachtenden Arbeit zu gelten hat.

4. Berthold Schwarz. Dramatische Dichtung von Hermann Lingg. Stuttgart, Göschen. 1874. 8. 24 Ngr.

Den Erfinder des Schießpulvers als Helden einer Tragödie hinzustellen, ist kein so übler, wenn auch ein kühner Gedanke. Hermann Lingg, der Verfasser des großartigen Epos „Die Völkerwanderung" und jener historischen Balladenbilder, die wie „Spartakus", „Lepanto", „Der schwarze Tod" an Plastik des düstern Ausdrucks, an Meisterschaft im dunkeln Colorit nichts zu wünschen übriglassen, schien ganz der geeignete Mann für diesen Stoff. Der Stil und Ton, die er für dessen Ausführung wählte, sind auch sehr glücklich zu nennen. Der Dichter entschied sich für ein volksthümliches Gepräge, für eine poetische Holzschnittmanier und den gereimten Vers, welche alle zusammen der Schöpfung sehr wohl zu Gesicht stehen. Schade ist nur, daß die ganze Handlung in allen ihren Vorgängen unklar, verschwommen und ohne die dramatische Spannung und Wirkung bleibt, die von einem einigermaßen gesunden und richtigen Theaterstück nothwendig gefordert werden muß. Eine kurze Inhaltsangabe wird wol genügen, den Lesern diesen Schaden erweislich zu machen.

Berthold Schwarz lebt als Mönch im Kloster, brütend über seiner Erfindung, die, wenn ins Leben getreten, der ganzen Welt ein verändertes Ansehen geben sollte. Sein Prior, gereizt durch sein Grübeln und sein geheimnißvolles Trachten, ist ihm gram und dictirt ihm einsame Gebete und Bußübungen, die den unglücklichen Mann nur noch tiefer in menschenfeindliches und trübsinniges Wesen hineintreiben, in dem er sich ohnedies schon befindet. Er hat geliebt, seiner Liebe sich entschlagen müssen und in dem klösterlichen Asyl Ruhe und Frieden nicht gefunden. Seinem Jugendfreunde Erwin von Steinbach, dem Miterbauer des Münsters in Straßburg, der ihn bei seiner Heimkehr besucht, schüttet er sein Herz und seine schwarzen Entdeckungsgedanken aus. Eine Art Faust, sagt er:

Die Welt möcht' ich aus Schmerz und Noth erheben,
Und was mein Haupt verborgen in sich trug,
Mit meines Innern ganzer Glut beleben.
Gesetze möcht' ich freien Völkern geben,
Darniederschmettern Aberwitz und Trug;
Mit Liebesflammen in der Erde Nacht
Möcht' ich mich stürzen, bis ihr Tag erwacht.
Ich fühl' es mit erwachsendem Gefühle,
Es drängt mich fort . . . hinaus ins Weltgewühle,
Es ruft mich zu der Zeit bewegtern Tagen,
Durch Leiden und durch Kämpfe mich zu schlagen,
Vor allem aber — möcht' ich fliehn.
— — — — — — — — — — — —
Mir hinterließ mein Vater keine Krone,
Mein Vaterland kein Capitol,
Die Erde soll' es spüren! Throne
Und Reiche müßten beben! — Stolzer Traum!
Den Scheitel unter eine Schere bog
Das Haupt, das diesen Traum gebar.
Das Meer durchkreuze der Korsar,
Den Himmelsraum der Astrolog,
Des Kaisers Schwert erobre fremde Zonen,
Mir bleibt der Staub, auf dem wir wohnen,
In den ich wie ein Wurm mich grub am Tag,
Um in den Grüften auszuforschen,
Was unter ihren Myriaden morschen
Gebeinen noch die Tiefe bergen mag.

Erwin meint:

Ich weiß es, um hernach mit Seherflug
Der Zukunft dunkles Räthselwort zu stürmen.

Doch Berthold entgegnet:

Nein! — um mit einer Waffe, stark genug,
Die Felsen mit der Schlösser stolzen Thürmen
Im Grunde zu zerspalten, und zu Fall
Zu bringen mauerfesten Wall,
Des Eisens stärksten Gliederbau zu sprengen,
Und mit des Blitzes zündender Geschwindigkeit
Den Feind im Feld und auf der Zinne zu versengen!
— — — — — — — — — — — —
(Auf eine Kapsel deutend.)
Sieh hier, hier innen wohnt ein Meer von Tod;
Ich will wie Sand so viel Empörer machen,
Den Stein, das Erz mit in Verschwörung ziehn;
Ihr werdet knien . . . .
Wenn meine Donner auferwachen!
Ich leb' und herrsch' im Element!
Mit diesem Löwen will den Kampf ich wagen,
Wenn meine Mischung brennt,
So ist die größte Schlacht geschlagen,
Die je geschah, und meinen Namen nennt
Des Ruhms Posaunenklang den fernsten Tagen.

Entsetzt wendet sich Erwin ab und erscheint nur noch einmal in dem Stücke, um Berthold aus dem Kerker zu befreien, in den er geworfen worden. Unvermittelt und sprunghaft weiterrückend, zeigt uns die Handlung nun eine deutsche Reichsstadt im Kampfe mit der Ritterschaft. Diese Reichsstadt ist dieselbe, in welcher Gerlinde, die Jugendgeliebte Berthold's, lebt, in Dienst und Abhängigkeit eines Vogts, der, von der Ritterschaft eingesetzt, die

Bürger weidlich plagt und zwackt. Berthold, der inzwischen dem deutschen Kaiser Karl IV. seine Erfindung zur Verfügung gestellt, wird von diesem zum Ritter geschlagen, nachdem er darauf eingegangen ist, verflucht sein zu wollen, wenn er „Kenntniß und Anwendung seiner Erfindung jemand anders als dem Kaiser widmet". Von Freunden aufgefordert, gegen den Vogt jener Reichsstadt „seinen Tod" zu schleudern, versteht er sich erst dazu, als er vernimmt, daß der Kaiser gestorben. Die Wälle, Thürme, Burgen der Ritter sinken, das Land wird frei, aber mitten in diese Freiheit fallen die Schatten des kaiserlichen Fluchs: das tödtende Blei hat auch den Ritter Egon getödtet, den Geliebten Gerlindens, die, darüber entsetzt, mit den Zeichen des Grausens sich von Berthold abwendet, der seinerseits von der hereinbrechenden Pest, dem sogenannten Schwarzen Tod erfaßt, gerade in dem Augenblicke stirbt, da die Bürger der befreiten Stadt erscheinen, um ihm jubelnd für ihre Erlösung zu danken.

Das alles ist poetisch werthvoll, aber dramatisch nicht fest, nicht sicher und stichhaltig genug ausgetragen, um von den Bretern herab mit Erfolg dargeboten werden zu können.

5. Babel. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Helbig. Arnstadt, Faßheber. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Unter Babel ist Rom gemeint zur Zeit, da es seiner Auflösung und dem Untergange seiner Weltmacht entgegentaumelte. Wir befinden uns unter der Regierung des elenden und fast kindischen Kaisers Honorius (395—423), dem sein Vater den tapfern Vandalen Stilicho zum Vormund gegeben hatte. Dieser Stilicho regierte das Reich und zwar mit Umsicht und Festigkeit. Zugleich ein tüchtiger General, schlug und besiegte er mehrfach die hereindrängenden Feinde, namentlich die Westgothen unter Alarich. In Helbig's Stück ist Stilicho der Schwiegervater des Honorius, und von seiner ehrgeizigen Gattin Serena, einer zweiten Lady Macbeth, angestiftet und gespornt, denkt er daran, sich selbst eines schönen Tags die Krone aufs Haupt zu setzen. Eben hat er mit Alarich, der den Vandalenhelden aufrichtig bewundert, sich ins Vernehmen gesetzt und mit diesem eine Art Theilung des Weltreichs vereinbart, als in Rom eine Verschwörung gegen ihn ausbricht. Olympius, ein hartgesottener Bösewicht, der unter dem Deckmantel der christlichen Religion die schändlichsten Ränke spinnt, den Kaiser stürzt und dessen Gemahlin Maria verführt, verschwört sich auch gegen Stilicho und setzt ihn gefangen in dem Augenblicke, da er aus dem Lager des Alarich nach Rom zurückkehrt. Alarich, von Serena zu Hülfe gerufen, eilt herbei und macht dem blutigen Intriguenspiel des grausamen und hinterlistigen Olympius ein jähes Ende, aber zu spät, um noch Stilicho zu retten, denn dieser ist inzwischen in seinem Gefängniß ermordet worden.

Die fromme, von dem Scheusal Olympius verstrickte Maria, welche reumüthig Buße sucht, wird auf dem Wege zum Kloster von Alarich noch zur Gemahlin begehrt, weist aber seinen Antrag zurück und bleibt bei dem Entschluß ihrer Weltentsagung, während die Mutter, durch das entsetzliche Ende ihres Gatten von aller Ruhmsucht, allem Ehrgeiz abgeschreckt, beschließt: ihren Sohn so erziehen zu wollen, „daß Menschengröße niemals seinen Sinn verlocken soll". Ahas aber, ein begeisterter christlicher Anachoret und Prophet, endet die Tragödie mit nachstehenden Worten:

> Er (Stilicho) konnte Rom nicht retten,
> Weil's nicht zu retten war nach solchem Falle;
> Dem Pestqualm kann das Leben nicht entsteigen,
> Sich Raum zu schaffen, muß es erst vernichten.
> Erst aus der Asche steigt der Phönix auf.
> Die Menschheit schreitet übers Todtenfeld
> Und legt den Schwerpunkt ihres neuen Ringens
> Gen Norden hin, wo in ureigner Kraft
> Der Sohn der Wälder, der Germane, thront.
> Doch, hochgerichtet, eine Völkerleuchte,
> Hebt auf dem Capitole sich das — Kreuz.
> Der Mensch vergeht, sein Werk und seine Krone,
> Die Zeit begräbt Geschlechter und Nationen:
> Unsterblich nur durch alle Wechsel kreist
> Ewig verjüngend sich — der Geist.

Das Drama ist in seiner Grundidee nicht ohne eine gewisse Großartigkeit, allein diese Großartigkeit zerbröckelt dem Dichter in der Ausführung unter den Händen. Der ganze Vorwurf zersplittert in Scenen und Züge, die aller drastischen Mächtigkeit und Wirkung entbehren. Nirgends und von nichts in der Handlung erhalten wir einen erschütternden oder hinreißenden Eindruck. Weder das versinkende Rom noch das aufsteigende Germanenthum treten zu einem vollen und imponirenden Bilde zusammen. Honorius und das gesammte Römerthum verlieren sich in dramatisch ziemlich ausdruckslose Momente, Stilicho und Serena treten mit ihren Planen und Thaten wenig oder gar nicht in Scene und auch das Christenthum erscheint weder in seinem Pathos noch in seiner Ausartung in einer Haltung, die ihm tiefere Bedeutung verschafft. Geniale und wahrhaft durchgreifende Gestaltungskraft mangeln überall. Der Verfasser hatte die Absicht al fresco zu malen, aber es kam nur eine blasse und verzettelte Skizze zum Vorschein, die nicht zu imponiren im Stande ist. Es liegt alles in unklaren, verwaschenen Umrissen vor. Schon die Diction bewegt sich wie im Nebel. Sie läßt einen reichen Inhalt wol ahnen, aber sie trägt ihn nicht aus. Es gebricht an Helligkeit, leichter Verständlichkeit und knapper Ausprägung. Das Werk ist ein Versuch, der einen gigantischen Anlauf nimmt, aber am Ende, wie uns dünkt, ohne rechten Erfolg verpufft.

6. Korah. Tragödie in fünf Acten von Eduard Kulke. Leipzig 1873.

Eine Arbeit, der sich ein gewisser Werth nicht abstreiten läßt, wenn man auch bekennen muß, daß ihr Held durch sie keineswegs in das rechte Licht gesetzt erscheint. Dieser Held ist Korah, der Widerpart von Moses, der bei dem langen Zuge durch die arabische Wüste sich an die Spitze derer stellte, welche dem Manne Gottes den Gehorsam aufkündigten und ihn sowol als seine Lehre zu stürzen versuchten. Korah, obschon gut und glücklich angelegt und als Vertreter des nackten Rationalismus nicht ohne Geschick behandelt, gewinnt im Stücke, zum entschiedenen Nachtheile für dasselbe, nicht die dramatisch wirksame Bedeutung, die er gewinnen müßte, um einen großen Eindruck hervorzurufen. Wennschon klug vorbereitet und in spannender Weise eingeführt, erlangt die Figur doch nirgends eine wahrhaft hervor-

ragende Aufstellung und tritt Moses nirgends bedeutsam gegenüber. Seine Gegnerschaft gegen diesen wird wichtiger angebahnt und verheißen als ausgetragen; die großen Erwartungen, die man veranlaßt wird davon zu hegen, verlaufen am Ende ziemlich ins Leere, wenigstens ergibt sich aus dem ganzen Conflicte keine wahrhaft erschütternde Katastrophe und kann sich auch kaum ergeben, da der Verfasser, von dem skeptischen Wesen seines Helden angekränkelt, die Gestaltung und Ausführung beider in vorwiegend nüchternem, rationellem Sinne gehalten hat.

In der entscheidenden Unterredung mit Moses im vierten Acte erklärt Korah das Gesetz Mosis „im offenen Widerstreit mit jeglicher Vernunft", seinen Gott „für einen Traum, der sich jeder Widerlegung entzieht", seine Religion „für Priesterkünste"; er ruft ihm zu:

Ein Schleier deckt dem Menschen das Verborgne.
Doch weil ich alles nicht ermessen kann,
Drum soll ich glauben, was ich nicht kann wissen?
Soll glauben, was unfaßbar? — Moses, Moses!
Wirf hinter deinen Rücken diesen Gott!
Ermanne dich! Was brauchst du Knecht zu sein?
Wozu die Krücke, wenn auf eignen Füßen
Du stehen kannst?

Da Moses allen diesen Vorschlägen kein Gehör gönnen will, beruft sich Korah auf das Volk, und Moses endigt damit, daß er beschließt:

Nun gut! So soll das Volk
Entscheiden zwischen dir und mir!

Diese Entscheidung erfolgt im fünften Act, und da sie zu Gunsten Mosis ausfällt, ruft Korah zum Schlusse verzweiflungsvoll:

O Thor! — Ich wollt' ein Volk vom Wahn befrein! —

und stürzt sich von einem Berge, den er erstiegen, in den Abgrund, während Dathan, Abiram und die Rotte seitwärts entweichen, Tochter und Schwiegersohn Korah's hingegen ihm nachstürzen.

Den Schuldigen ereilte das Gericht —

ruft ein Priester, und Gamaliel fügt hinzu:

Die Unschuld auch!

Während Moses (mit stramm emporgehobener Hand) beginnt:

Ihr Kinder Israels —

fällt der Vorhang und schließt das etwas sonderbare und fragwürdige Trauerspiel ab, das, nicht ohne Verdienste, wie schon gesagt, doch entschieden auch nirgends einen recht reinen und ungemischten Eindruck macht. Es läuft gar manches Seltsame mit unter, und namentlich ist die Ausdrucksweise zuweilen entschieden komisch. So z. B. wenn Korah's Weib den Gatten aufwiegelt gegen Moses, und dieser fragt: „Bist du fertig?" und auf die Antwort „Ja" befiehlt: „So gehe!" Oder wenn Dathan, die Juden in Aufregung und Empörung wider Moses findend, schmunzelt:

Es ist ja grad', als hätten wir's bestellt!

oder ein andermal ruft:

Jetzt kann die Sache werden.

Oder wenn Abiram murmelt:

Für jeden Dreck
Wird man gesteinigt!

Eine geradezu komische Wirkung macht es, wenn On-Ben-Peleth Korah's Tochter in Thränen und Schwermuth findet und zu ihr spricht:

Dir fehlt der Gatte! — —
(Sie verdeckt mit den Händen ihr Gesicht.)
Mädchen! — Willst du mich? —

Der Verfasser hat etwas Eigenthümliches bieten wollen. „Man merkt die Absicht und man ist verstimmt."

7. Trand. Ein Schauspiel von Ernst Schottky. Breslau, Gosohorsky. 1873. 8. 25 Ngr.

Dies Stück verdankt seine Entstehung einem Dichter, der schon mehrfach mit dramatischen Schöpfungen aufgetreten ist, aber noch mit keiner derselben einen beachtenswerthen Erfolg errungen hat. Auch dieses neuerdings gebotene Schauspiel „Trand" wird einen solchen nicht erlangen. Es spielt im grauen Alterthume auf jener nebelhaften, zu Dänemark gehörenden Inselgruppe Färöer, die, zwischen Schottland und Island im Atlantischen Ocean liegend, wie eine kleine Welt für sich erscheint. Die Menschen und Vorgänge dieses Stücks, dem Schauplatz entsprechend, auf dem sie spielen, nehmen sich befremdlich genug aus. Die Sprache der erstern versteht man freilich, aber doch kaum so wie die Muttersprache; wenigstens heimelt sie gar nicht wie diese an, und indem man sie hört, ist es einem, als würde sie von einem Ausländer gesprochen. Die Handlung aber geht wie im Dunkeln, wie unter schweren Wolken, Regen und Sturmgesause vor sich. Es fehlt darin an Licht und Helligkeit, an warmem Hauch und erfreuendem Leben.

Trand, ein färöischer Häuptling, hat sich zum Herrn und Erben großer Besitzthümer zu machen gewußt. Kettil, das Haupt einer feindlichen Partei, der Trand's Tochter, Edda, besitzen und mit ihr zugleich das Eigenthum des Vaters erringen möchte, sucht zuerst sich gütlich einzuschmeicheln, dann aber, als ihm das nicht gelingt, Vater und Tochter durch Ueberfall in seine Gewalt zu bringen. Aber Trand ist ein schlauer Fuchs, kommt Kettil zuvor und nimmt diesen sammt seinem Anhang durch List gefangen. Auf einem Thing weiß er dann sich zu rechtfertigen und Kettil selbst bei seinen Freunden so in Verruf zu bringen, daß dieser als verloren anzusehen ist. Nun glaubt man Trand obenauf und auf seinem Grund und Boden gesichert. Allein weit gefehlt! Am Ende des Dramas tritt Asmund auf und berichtet:

Mann, ich bin
Ein schwed'scher Edelmann, den Euer Sigurd
(das ist derjenige, den Trand vertrieben, um sich in sein Hab und Gut zu setzen)
Betrogen um sein All, wie Sigurd Ihr,
Und bring' Euch Botschaft, daß er unterwegs
Nach den Färöern ist mit Schiff und Waffe
Und Plan und eisenfestem Vorsatz, Euch
Sein Erbe zu entreißen.

So stehen also am Schluß die Dinge wie zu Anfang und das Stück könnte aufs neue beginnen, wie es denn in der That auch wieder beginnt in:

8. Edda. Ein Trauerspiel von Ernst Schottky. Breslau, Gosohorsky. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sigurd, schon in einem eigenen Stücke dieses Titels behandelt und früher von uns besprochen, ist also mit Turide, seiner jung erworbenen Gattin in seine Heimat zurückgekehrt und beansprucht sein Erbe von Trand, welches dieser auch jetzt noch unter allerhand Finten und Vorwänden zurückbehält. Aufs neue beginnen die Feindseligkeiten, die Hinterlisten und Verräthereien. Trand wendet alles, was in seinen Kräften steht, an, sich Sigurd mit seinen Ansprüchen vom Halse zu schaffen. Er sammelt alle schlechten Elemente, gegen die er ehedem selbst gekämpft, um sich her, um sie auf den Gegner zu hetzen. Kettil und Asmund müssen ihm helfen, Sigurd aus dem Wege zu schaffen. Seine Tochter Edda aber schließt sich diesem Bunde an, weil sie Sigurd heimlich liebt und in dieser Liebe zur wildesten Eifersucht gegen Turide getrieben wird. In einer Unterredung mit der letztern reißt sie die Leidenschaft hin und sie bedroht Turide. Auf deren Hülferuf eilt Sigurd herbei, und jagt in der ersten Entrüstung Edda, vom Vater geschickt, um durch Vermittelung der Tochter Zeit zu gewinnen, mit Schimpf und Schande von seinem Hofe. Edda, außer sich gebracht, von ihrem Vater, von Kettil und andern angestachelt, verbündet sich mit Trand zum Untergange Sigurd's. Sie schleicht sich, mit einem Dolch bewaffnet, in des Feindes Lager, dringt in die Schlafkammer, in der er in süßen Träumen ruht, und bei seinem Anblick, von Neigung hingerissen, weckt, warnt und schützt sie ihn mit ihrem eigenen Leben vor den Streichen Kettil's, deren einer sie auf den Tod verwundet. Trand eilt, den Feind überfallend, nur herbei, um sein Kind sterben zu sehen und sich an dessen Leiche selbst den Tod zu geben. Eine rührende Episode spielt noch zwischen Irsa, einer jungen Verwandten Edda's, und Helgi, einem Bruder Sigurd's. Erstere hat sich in den jungen Helden verliebt, und dieser lehnt diese Liebe nicht geradezu ab, bekennt aber, bei Trand's Ueberfall den Streichen Kettil's erliegend, daß sein Herz für Turide geschlagen. Irsa ersucht am Schluß den christlichen Kaplan Sigurd's, sie in ein Kloster zu bringen.

So endigt die Handlung in Blut und Graus, wie denn überhaupt dieser letzte Theil der Trilogie „Sigurd", „Trand" und „Edda" noch finsterer und trostloser ist, als die beiden andern Theile. Der erste ist der freundlichste und lichteste; der zweite hat schon lauter Wolken und Schatten, und dieser dritte ist wie eine schwüle, unheimliche Gewitternacht, in welcher Donner, Sturm und Einschläge nicht aufhören. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser „Edda" einige dramatisch große und schöne Züge enthalten sind und daß namentlich das ganze Charakterproblem der Titelrolle einen nicht abzustreitenden Reiz besitzt. Diese Edda ist ein Seitenstück zu Kleist's Penthesilea, keusch, verschlossen, räthselhaft in ihrem Fühlen und Empfinden, aus Liebe in Haß, aus Haß in Liebe unerwartet überspringend und doch verständlich in diesem Sprunge. Diese Hauptgestalt wie alle hervorragenden Figuren des Stücks haben ihr Interesse, kecken Wurf in der Zeichnung und eine gewisse Ursprünglichkeit in der Ausführung, aber im ganzen ist zu viel Herbigkeit, Schroffheit und Härte, zu viel Sturm und Drang, zu viel Unruhe in dem Trauerspiel. Dazu kommt, daß die Mehrzahl derjenigen Menschen, die sich breit darin auslegen, unliebenswürdig, betrügerisch und falsch sind, und daß die wenigen, die anziehend und sympathisch erscheinen, wie verhüllt und nur einsilbig bleiben. Alles zeigt einen fremdartigen, abstoßenden, rauhen Charakter, selbst der Vers. Graf Alfieri hat einmal gemeint: die Prosa sei die Mutter des Verses. Schottky's Verse haben jedenfalls zu viel von dieser Muttermilch eingesogen. Was ist noch Vers in nachstehenden Sätzen:

> Er gab mir
> Noch keinen Anlaß zum Verdachte, war
> Mir stets verbindlich, ohne je zu schmeicheln,
> Und hat sich mehr als einmal schon durch rasches
> Erfassen und ein klug bescheidnes Urtheil
> Nützlich erwiesen.

Doch liegt bei alledem, wie wir schon im Eingang unserer Besprechung hervorhoben, in des Dichters Arbeiten ein wahrhaft dramatisches Leben und in seiner Gestaltungskraft etwas Eigengeartetes und Strotzendes, das jedenfalls über das Maß der alltäglichen Gewöhnlichkeit hoch hinausragt. *Feodor Wehl.*

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Volkswirthschaftliche Literatur.

Das Kapital. Kritik der politischen Oekonomie von Karl Marx. Erster Band. Erstes Buch: Der Productionsproceß des Kapitals. Zweite verbesserte Auflage. Hamburg, O. Meißner. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Ueber Karl Marx herrschen im großen Publikum gewiß ziemlich wüste Vorstellungen; allerdings nicht sowol unter dem Volke, den Arbeitern, von denen ein ziemlicher Theil die Geistesarbeit des wissenschaftlichen Hauptvertreters ihrer Klasseninteressen wohl zu würdigen weiß, als in denjenigen Kreisen, in welchen d. Bl. ihre Leser finden. Es ist eine Thatsache, daß in dem gebildeten Publikum Deutschlands für keine wichtige Disciplin so wenig thätige Sympathie zu finden ist wie für die Socialwissenschaft. Es ist freilich für den Augenblick bequemer, die unliebsame Erscheinung mit ein paar Phrasen von Communismus, Canaille, Petroleum, „Theilen" abzuthun, Vereine aufzulösen, Briefe zu confisciren, als die Bewegung mit ernstlich prüfendem Blick zu untersuchen und die Ursachen derselben zu entfernen statt der Symptome.

Wie der ganzen socialen Bewegung, so ergeht es natürlich auch Marx, dem gelehrtesten und originellsten nationalökonomischen Forscher der Gegenwart, von seiten der Gebildeten. Es genügt ihnen, von ihm zu wissen, daß er der geistige Schöpfer der rothen Internationale ist, deren Philosophie sich bekanntlich auf das Petroleum concentrirt; sie wissen auch, daß er — entweder aus

Narrheit oder aus persönlicher Eitelkeit — den Communismus in seinen Schriften entwickelt hat; auch vielleicht, daß sein Hauptwerk den Titel „Das Kapital“ führt; aber dieses Buch verdankt seine vorliegende zweite Auflage gewiß nicht der Theilnahme des gebildeten Publikums, sondern der Fachmänner und der Arbeiter.

Freilich ist das Buch, trotz seiner geistvollen Behandlung des Stoffs und der oft pikanten Schreibweise, wie sehr sich auch Marx in seinem Nachwort zur zweiten Auflage gegen diesen Vorwurf sträubt, doch schwerfällig componirt und schwer zu lesen; derselbe Inhalt hätte viel lesbarer und wirkungsvoller vorgeführt werden können. Namentlich die ersten Abschnitte „Waare und Geld“ und „Die Verwandlung von Geld in Kapital“ sind sehr geeignet, durch ihre schwierigen Begriffserläuterungen abzuschrecken; während die folgenden, welche von der „Production des absoluten und des relativen Mehrwerths“, d. h. des Ueberschusses der Arbeitsleistung über die Arbeitsbezahlung, welcher dem Kapitaleigenthümer zufällt, vom „Arbeitslohn“ und vom „Anhäufungsproceß des Kapitals“ handeln, schon deshalb viel leichter zu lesen sind, weil eine unendliche Fülle historischer Mittheilungen und hauptsächlich den Blaubüchern des englischen Parlaments entnommener Nachrichten über die factischen Verhältnisse der modernen Industrie Abwechselung und Anregung genug bieten. Man sollte also wenigstens in dem Buche lesen, wenn man es auch nicht durchliest. Aber freilich, welcher anständige Mensch wird ein communistisches Buch lesen; da sind ja „La femme de feu“, oder die „Probenächte deutscher Bauernmädchen“ u. s. w. noch respectabel dagegen. Ich will die Leser hier wenigstens über den einen, anstößigsten Punkt aufklären, nämlich: wie eigentlich Marx seinen Communismus meint und begründet.

Bekanntlich hatte die sogenannte liberale oder Freihandelslehre in der Nationalökonomie bewiesen, daß das Kapital „aufgehäufte Arbeit“ sei, ohne — wie sie das ja auch nirgends that — Consequenzen für die Verfassung der Gesellschaft aus dieser volkswirthschaftlichen Thatsache zu ziehen. Marx unternimmt dies zu thun. Er acceptirt jenen Satz als wahr und fragt, wie dieser Accumulationsproceß denn eigentlich vor sich gehe. Das macht sich nun, ihm zufolge, so: Der normale wirthschaftliche Zustand ist der, daß Arbeit und Kapital im Eigenthum verbunden sind; der einzelne arbeitet mit eigenem Kapital und schafft Werthe durch und für sich. Hier ist das Kapital die Folge der eigenen Arbeit. Das Kapital kann aber auch als Folge fremder Arbeit aufgehäuft werden. Die geschichtlichen Verhältnisse haben eine solche Trennung vollzogen: eine Klasse von Menschen, die der Kapitalisten, besitzt die Arbeitsmittel, eine andere, die der Lohnarbeiter, die zugehörige Arbeitskraft. In frühern Zeiten bestand diese Trennung von Kapital und Arbeit unter der Form der Sklaverei, heute besteht sie unter der Form des freien Arbeitsvertrags.

Der freie Arbeitsvertrag besteht darin, daß ein Unternehmer die Arbeitskraft eines Menschen miethet und ihm ihren Tauschwerth bezahlt. Der Tauschwerth jeder Waare wird durch die zu ihrer Production gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit bestimmt. Was bildet den Tauschwerth der Arbeitskraft? Die Kosten des Unterhalts und der Reproduction derselben. Gesetzt nun, diese Kosten betragen 3 Mark. Diese muß der Unternehmer an den Arbeiter zahlen; dem Arbeiter kann es dann gleichgültig sein, wieviel seine Arbeit dem Unternehmer Werthe schaffen hilft. Natürlich muß der Unternehmer mehr Werthe aus dem Arbeitsproduct des Arbeiters herausschlagen können, als er ihm bezahlt, sonst könnte er nicht existiren. Angenommen z. B., er beschäftigt den Arbeiter zehn Stunden, so muß der Arbeiter in weniger als zehn Stunden seinen Arbeitslohn erzeugen, sonst könnte der Unternehmer nichts verdienen. Er erzeugt also z. B. in sechs Stunden jene 3 Mark; bleibt dem Unternehmer das Product der Arbeit von vier Stunden als sein Antheil. Für den Unternehmer kommt es also darauf an, seinen Antheil möglichst groß zu machen, was entweder dadurch geschehen kann, daß er dem Arbeiter absolut möglichst wenig zahlt, oder er ihn möglichst lange, oder möglichst intensiv arbeiten läßt. Je besser ihm dies gelingt, desto größer ist der „Mehrwerth“, den er aus dem Arbeiter herauspreßt; und diese Aufgabe lernen die Kapitalisten immer besser lösen, einmal durch die Fortschritte der Technik, die ihnen zugute kommen, und dann durch Concentration des Kapitals, den Großbetrieb, der die wirthschaftlichen Chancen besser als der kleinere beherrscht.

Bei diesem System der freien Lohnarbeit, das sich immer mehr ausdehnt, ist mithin das Verhältniß dies: daß scheinbar die Arbeit voll bezahlt wird, in der That aber die Lohnarbeiter einen Theil ihrer Zeit für sich, einen andern, wo sie den „Mehrwerth“ für den Kapitalisten herstellen, umsonst arbeiten.

Ist nun dieses Verhältniß das Wünschenswerthe? Nein; sondern das Ziel, welches durch die gesunde Vernunft gesteckt wird: daß jeder den Ertrag seiner Arbeit ganz für sich habe. Dies Ziel wird mit der heutigen Arbeitsorganisation nicht erreicht; dieselbe führt vielmehr gerade zum Gegentheil, dann aber freilich schließlich zur eigenen Vernichtung des Kapitalismus und zur Negation alles Eigenthums überhaupt.

Lassen wir Marx diese „Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Accumulation“ selbst schildern:

> Worauf kommt die ursprüngliche Accumulation des Kapitals, d. h. seine historische Genesis heraus? Soweit sie nicht unmittelbare Verwandlung von Sklaven und Leibeigenen in Lohnarbeiter, also bloßer Formwechsel ist, bedeutet sie nur die Expropriation der unmittelbaren Producenten, d. h. die Auflösung des auf eigener Arbeit beruhenden Privateigenthums. Das Privateigenthum des Arbeiters an seinen Productionsmitteln ist die Grundlage des Kleinbetriebs, der Kleinbetrieb eine nothwendige Bedingung für die Entwickelung der gesellschaftlichen Production und der freien Individualität des Arbeiters selbst. Diese Productionsweise setzt Zersplitterung des Bodens und der übrigen Productionsmittel voraus. Sie ist nur verträglich mit engen naturwüchsigen Schranken der Production und der Gesellschaft. Auf einem gewissen Höhegrad aber bringt sie die Mittel ihrer eigenen Vernichtung zur Welt. Von diesem Augenblick an regen sich Kräfte und Leidenschaften im Gesellschaftsschoße, welche sich von ihr gefesselt fühlen. Sie muß vernichtet werden; sie wird vernichtet. Ihre Vernichtung: die Verwandlung der individuellen und zersplitterten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte, des zwerghaften Eigenthums vieler in das massenhafte Eigenthum weniger, die Expropriation von Grund und Boden und Lebensmitteln und Arbeitsinstrumenten — diese bildet die Vorgeschichte des Kapitals. Das selbst erarbeitete, sozusagen auf Verwachsung des

isolirten unabhängigen Arbeitsindividuums mit seinen Arbeitsmitteln beruhende Privateigenthum wird verdrängt durch das kapitalistische Privateigenthum, welches auf der Exploitation fremder, formell freier Arbeit beruht.

Sobald dieser Umwandlungsproceß nach Tiefe und Umfang die alte Gesellschaft hinreichend zersetzt hat, gewinnt die weitere Vergesellschaftung der Arbeit und weitere Verwandlung der Erde und anderer Productionsmittel in gesellschaftlich ausgebeutete, also gemeinschaftliche Productionsmittel, daher die weitere Expropriation der Privateigenthümer, eine neue Form. Was jetzt zu expropriiren ist, ist nicht mehr der selbst wirthschaftende Arbeiter, sondern der Kapitalist. Diese Expropriation vollzieht sich durch das Spiel der kapitalistischen Productionsweise vermittels der Concentration der Kapitalien. Je Ein Kapitalist macht viele im Concurrenzkampf todt.

Hand in Hand mit dieser Concentration oder der Expropriation vieler Kapitalisten durch wenige entwickelt sich die cooperative Form des Arbeitsprocesses auf stets wachsender Stufenleiter: die bewußte technologische Anwendung der Wissenschaft, die planmäßig gemeinsame Ausbeutung der Erde, die Verwandlung der Arbeitsmittel in nur gemeinsam verwendbare Arbeitsmittel, und die Oekonomisirung der Productionsmittel durch ihren Gebrauch als gemeinsame Productionsmittel combinirter gesellschaftlicher Arbeit.

Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Degradation, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Productionsprocesses geschulten, vereinten, organisirten Arbeiterklasse. Allmählich erreichen die Concentration der Productionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Diese wird gesprengt; die Stunde des kapitalistischen Privateigenthums schlägt, die Expropriateurs werden expropriirt. Das individuelle Eigenthum wird wiederhergestellt, aber auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera: der Cooperation freier Arbeiter und ihrem Gemeineigenthum an der Erde und den durch die Arbeit selbst producirten Productionsmitteln.

So sieht Marx aus dem Kapitalismus den Communismus entstehen.

H. von Scheel.

Zur Kritik und Apologetik des Christenthums.

(Beschluß aus Nr. 29.)

10. Bekenntnißzwang oder Bekenntnißlosigkeit? Eine Studie von Wilhelm Engelhardt. Augsburg, von Jenisch u. Stage. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
11. Zur Friedenstheologie. Ein Baustein von Ernst Clemens. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 20 Ngr.
12. Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift von Franz Overbeck. Leipzig, Fritzsch. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Die genannten drei Schriften führen uns in die innern Lehr- und Verfassungskämpfe der evangelischen Kirche hinein. Die erste, die in rigoristischer Weise Bekenntnißzwang und Bekenntnißlosigkeit gegenüberstellt, fordert von dem Geistlichen eine unbedingte und rückhaltlose Anerkennung der in der Augsburgischen Confession niedergelegten Glaubenssubstanz, womit sie die theologische Entwickelung der nachfolgenden drei Jahrhunderte ignorirt. Die zweite, das pseudonyme Werk eines jungen Theologen, der, wie er uns in der Vorrede vertraut, soeben das erste Vierteljahrhundert der Jahre seines Lebens vollendet, möchte die beiden Schwesterkirchen der Reformation, die lutherische und reformirte, noch fester vereinigen, als es bereits durch die in Preußen eingeführte kirchliche Union geschehen ist, und plaidirt mit der wohlthuenden Wärme jugendlicher Antheilnahme für ein Friedensbekenntniß, in dem sich beide zusammen finden. Dieses Friedensbekenntniß kann jedoch nach seinem Dafürhalten die Augsburgische Confession nicht sein, da ein jedes Bekenntniß den Anforderungen seiner Zeit zu genügen habe; wie dasselbe für die Gegenwart beschaffen sein müsse, darüber werden uns zuletzt noch Andeutungen gegeben. Tiefer, aber auch skeptischer faßt die Gegensätze, die sich zur Zeit in Kirche und Theologie geltend machen, die dritte Schrift, die sich zu der vorhergehenden verhält wie die Arbeit eines Mannes zu der eines Jünglings. Es handelt sich für den Verfasser um die theoretische Lösung des Problems des Verhältnisses von Christenthum und Bildung, seine Schrift kündigt sich als Streit-, aber auch als Friedensschrift an; er fragt vor allem nach der Christlichkeit der heutigen theologischen Parteien und spricht die Ueberzeugung aus, daß die Theologen alle ernste Gründe haben, sich zu vertragen. Nachdem er in der Einleitung hervorgehoben, daß die oft gehörte Behauptung, das Christenthum habe einen „Zug zur Wissenschaft“, auf einem Irrthum beruhe, da vielmehr der Antagonismus von Religion und Theologie, von Glauben und Wissen, von Christenthum und Bildung ein beständiger und unversöhnlicher sei, geht er daran, die heutigen theologischen Parteien zu besprechen. Er nennt drei solcher Parteien, die apologetische, die liberale und die kritische. Indem er die beiden ersten mit scharfen Waffen bekämpft, erklärt er sich für die dritte. Die apologetische Partei, die sich zum „Beweis des Christenthums“ auf den nach des Verfassers Meinung werthlosesten aller Beweise, nämlich auf den historischen stützt, hat nur noch die Schale ohne den Kern in Händen; die liberale hat mit dem Kern auch die Schale von sich geworfen; jene steht in Gefahr, das Christenthum zu einer todten Orthodoxie auszudörren, diese hat die Neigung, es zur Weltlichkeit herabzuziehen und sein innerstes Wesen zu verkennen, denn die Seele des Christenthums sei die Weltverneinung; beide huldigen demselben Wahn, nur nach verschiedenen Richtungen: die Apologeten, daß man das traditionelle Christenthum mit wissenschaftlichen, insbesondere historischen Mitteln vertheidigen; ihre Gegner, daß man es nach seiner kritischen Auflösung mit eben diesen Mitteln wieder aufbauen könne. Besser als beide ist die kritische Theologie, sie werde nach ihrer kritischen Beschaffenheit in sich selbst keine Unklarheit bestehen lassen über den nicht rein religiösen Charakter ihrer Ziele, sie werde dem Christenthum seine rein religiöse Sphäre lassen, aber auch der Weltbildung neben ihm eine Stätte möglich zu machen suchen. Sie brauche sich nicht nothwendig negirend oder feindselig gegen das Christenthum zu

verhalten. Sie wird sich nicht durchaus mit der christlichen Lebensbetrachtung identificiren, auch nicht das Excessive verkennen, das die christliche Weltverneinung für Menschen und menschliches Dasein hat, aber sie wird mit der Lebensbetrachtung des Christenthums tief genug empfinden können, um einen solchen Versuch, wie er in dem neuesten Buche von Strauß vorliegt, uns ganz aus dem Sinn zu tilgen. Mit einer Cultur, wie sie uns Strauß in diesem Buche vormalt, ist das Christenthum schon einmal fertig geworden; will sie gegen das Christenthum recht behalten, dann muß sie wenigstens höher hinauf, als sie damals gestanden hat, als das Christenthum Herr über sie wurde. Es kommt vielmehr darauf an, auf Formen zu sinnen, welche dieser Gemeinschaft mit dem Christenthum allen Schwierigkeiten veränderter Zeiten zum Trotz ihr Bestehen in möglichst weitem Umfange noch sichern, zumal in der Noth der Gegenwart, in welche die Lebensbetrachtung des Christenthums noch manche erlösende Idee hineinscheinen läßt. Heutzutage, wo die Völker so offen auseinanderfahren, die Stände der Gesellschaft nur zu feindselig sich gegeneinander abzuschließen drohen, und auch die Individuen an einer bedenklichen Gleichgültigkeit gegen alle nicht blos auf niedere Interessen gegründeten Gemeinschaften leiden, ist es doch immerhin von unschätzbarem Werthe, wenn über dieser ganzen unheilvollen Auflösung mindestens der Christenname als eine Art kategorischen Imperativs, der sie verurtheilt, schwebt, und einer kritischen Theologie wird es immer noch eher möglich sein, einer wirklichen Religion zu dienen, als einem bloßen Gedankendinge, wie dieser Cultus des Universums eins ist, als dessen begeisterter Prophet unser nüchternster Kritiker aufgetreten ist. Aber wird eine dem Christenthum sich so frei gegenüberstellende Theologie die Möglichkeit haben, dem praktischen Bedürfnisse zu dienen? Hier nun tritt der Verfasser in dem Bestreben, einer wissenschaftlich freien Theologie eine Stätte und einen stillen Platz zu sichern, mit praktischen Rathschlägen hervor. Seine Rathschläge gehen auf eine Reform der theologischen Facultäten, und er knüpft dabei an eine durch den Professor Paul de Lagarde herausgegebene Broschüre „Ueber das Verhältniß des deutschen Staats zu Theologie, Kirche und Religion" an. Paul de Lagarde hatte ausgeführt, daß unsere theologischen Professoren durch ihren theologischen Eid sich des Rechts begeben hätten, sich als Diener der Wissenschaft anzusehen; die Facultäten, denen sie dienen, haben die Bestimmung, Geistliche bestimmter Confessionen auszubilden, und seien dadurch eine jede an ihre Confession gebunden. Der Staat könne nun keine dieser Confessionen unterhalten, schon weil sie sich gegenseitig ausschließen und keine von ihnen Aussicht hat, in seinem Gebiete Nationalkirche zu werden. Er hat daher seine Hand von ihnen abzuziehen und sie für Sekten zu erklären, demzufolge aber auch die jetzigen theologischen Facultäten aufzuheben und als Seminare den einzelnen Kirchen zu übergeben. Da indessen keine Nation der Religion entrathen, mithin der Staat nicht umhin kann, sich um sie zu kümmern, so soll er, da er selbst die nationale Religion nicht hervorrufen kann, ihr wenigstens den Weg zubereiten und eine Theologie schaffen helfen, die, von allen confessionellen Banden frei, das Wissen um die Religion überhaupt, die Pfadfinderin für die kommende deutsche Theologie sein kann. Diese Theologie hat demnach der Staat an die Stelle der bisherigen Disciplin dieses Namens auf den Universitäten zu setzen und ihren Bedürfnissen entsprechend auszustatten. Der Besuch dieser neuen theologischen Facultät muß jedoch gänzlich freigegeben werden und kann von den künftigen Dienern der bestehenden Kirchen nicht gefordert werden. Diese Lagarde'schen Vorschläge acceptirt nun der Verfasser zur Hälfte, indem er allerdings die theologischen Gelöbnisse aufgehoben oder vielmehr abgeändert, die Facultäten aber beibehalten wissen will. Jene Abänderung des Gelübdes soll darin bestehen, daß man die individuelle Ueberzeugung des Geistlichen freigebe, aber seine amtliche Aeußerung binde. Die sich von selbst ergebenden Einwendungen, als würde dadurch der Heuchelei, Herrschsucht und eitler Schauspielerei Vorschub geleistet, sucht er mit prüfungswerthen Gründen zu entkräften. Mit einer Ordinationsformel, wie die hier angenommene, vertrage sich das praktische Bedürfniß der Gemeinde ebenso gut wie die gründlichste und freieste wissenschaftliche Bildung ihres Pfarrers. Wir geben diese Gedanken, die mit den andern in dem Buche geäußerten auf gediegenem Selbstdenken beruhen, zur Erwägung.

13. Protestantischer Glaube. Christlich-religiöse Reden von J. R. Hanne. Hamburg, Seippel u. Leopoldt. 1873. Gr. 8. 18 Ngr.

14. Dr. Friedrich Ribbentrop. Aus dem Leben eines Missionars von W. Krüger. Bremen, Müller. 1873. 8. 20 Ngr.

Zwei Zeugnisse für den Geist des Christenthums. Als Zeugniß in ausgesprochener Weise will die erstgenannte Sammlung christlich-religiöser Reden gelten, und zwar als ein Zeugniß für den Protestantenverein, als ein Zeugniß zugleich für den christlichen Geist der modernen Theologie und daß ein moderner Christ wirklich ebenfalls ein Christ zu sein vermag. Was nun das Wesen dieses neuen christlichen Geistes betrifft, so gibt er sich in einer dieser Reden als wahre, echte Menschlichkeit zu erkennen, in derselben Rede wird verkündet: „Ein weltliches Christenthum ist entstanden, und wir freuen uns in seinem Besitz." Das Christenthum wird seine unendliche Bestimmungsfähigkeit Welt und Menschen gegenüber zu erweisen nicht verfehlen, aber man kann, historisch betrachtet, mit dem Verfasser schwerlich in dem Urtheil übereinstimmen, daß dieses moderne Christenthum mit dem apostolischen identisch sei. Im übrigen sind diese Reden ein beredtes Zeugniß eines christlich angeregten Geistes und bekunden ein unleugbares theologisches pectus.

Die zweitgenannte Schrift erzählt die Lebensgeschichte eines jungen Gelehrten, des Dr. Friedrich Ribbentrop, der in der angestrengten Beschäftigung mit einer philosophischen Arbeit, die ihm den Zugang zum akademischen Lehrstuhl eröffnen sollte, plötzlich zu ermüden anfängt, das Vertrauen in die Leistungsfähigkeit seines Geistes verliert und mit gebrochenen Masten bedingungslos in die ihm bisher fremde Welt einmündet, die ihm die Lektüre der Bibel öffnet, von deren Mächten er sich jetzt, die Hand ans Ruder gelegt, treiben läßt.

Er geht später als Missionar nach Indien und stirbt hier 1863. Seine Bekehrungsgeschichte bietet manches psychologische, sowie die Erzählung seines Wirkens in Indien manches ethnographische Interesse.

15. Leben Jesu, ein Fragment, und Kindheit Jesu. Zwei altenglische Gedichte aus Ms. Laud 108, zum ersten mal herausgegeben von C. Horstmann. Erster Theil: Leben Jesu. Münster, Regensberg. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.
16. Passional Christi und Antichristi. Von Martin Luther. Mit Bildern von Lucas Kranach dem Aeltern. Aufs neue aufgelegt mit dem Briefe des Papstes Pius IX. und der Antwort Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm vermehrt. Leipzig, R. Hoffmann. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Zwei Antiquitäten, theils neu herausgegeben, theils neu ans Licht gebracht. Die erste ist das Fragment eines altenglischen Gedichts aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, das der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford entnommen ist und in der Sprache des Originals zum ersten mal zum Abdruck kommt. Die zweite, eine alte Waffe zu neuem Streit hervorgeholt, ist das Bildwerk Lucas Kranach des Aeltern, von Luther 1521 mit erläuterndem Text herausgegeben. Die dem Werke vorangedruckten Briefe zwischen dem römischen Papst und dem Deutschen Kaiser zeigen in dieser Zusammenstellung mit dem Ganzen die Tendenz, den gegen den römischen Ultramontanismus geführten kirchenpolitischen Kampf religiös zu vertiefen.

Es folgen noch zwei Werke freimaurerischen Inhalts, das eine, in dem Geist des Ordens wirkend, das andere ihn bekämpfend:

17. Sphinx. Freimaurerisches Taschenbuch. Herausgegeben von Emil Besetzny. Wien, Rosner. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
18. Der stille Krieg der Freimaurerei gegen Thron und Altar. Aus Documenten. Freiburg i. Br., Herder. 1873. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die „Sphinx" liefert eine Reihe von noch nicht im Druck erschienenen Abhandlungen freimaurerischen Inhalts, die in Betreff der Tendenzen des Ordens nicht mehr enthüllen als im allgemeinen bekannt ist. Der Ertrag des Buchs ist einem wohlthätigen Zweck, der Errichtung eines Findelkinder-Asyls gewidmet. Die zweite Schrift erklärt dem Freimaurerorden den Krieg, indem sie nachzuweisen sucht, daß dieser seinerseits in einem versteckten Kampf gegen Thron und Altar begriffen sei. In der Vorrede heißt es:

> Wer die Erscheinungen der neuern und neuesten Geschichte nicht oberflächlich betrachtet, sondern nach ihren tiefern Gründen durchforscht, wird immer auf Ein Centrum kommen, aus welchem der unheimliche Geist unserer Zeit seine Fälschungen der Wahrheit, der Geschichte und des Rechts ausstrahlt. Diese Hauptmacht des Unheils ist die Organisation menschlicher Irrungen und Leidenschaften in dem Geheimbunde der Freimaurerei.

Das Buch behauptet dann weiter, die Freimaurerei sei nie so mächtig gewesen, selbst nicht vor der ersten französischen Revolution, nie so im Besitz maßgebender Kreise und der Presse des gesammten Erdtheils als in unsern Tagen. Deshalb sei es Zeit, vom Schlummer zu erwachen und den Feind genau zu recognosciren. Dies geschieht nun, so wird versichert, nach den sichersten Quellen, großentheils nach den Urkunden der Loge selbst. Jeder Satz, so heißt es wörtlich, den wir aussprechen, ist durch Beweise erhärtet. Da man jedoch die Sache, nicht die Personen bekämpfe, so habe man sich gehütet, die Namen noch lebender Männer zu bezeichnen. Diese Rücksicht sei im Geist des Christenthums begründet, und es seien oft blos Andeutungen gegeben, wo man hätte deutlicher sprechen können. Schließlich wird betheuert, daß man nicht allen Freimaurern die letzten Ziele des Ordens zur Last lege. Vollkommen eingeweiht seien nur wenige, die allermeisten „Brüder" (die im Laufe der Schrift wol auch mit dem Titel „Brüder in Beelzebub" beehrt werden) irrten unschuldig. Darum würde gewünscht, daß gerade auch sie das Werkchen lesen und sich endlich überzeugen lassen. So viel über die im voraus angekündigte Tendenz des Buchs. Schlagen wir nun dieses selbst auf, so werden allerdings dem Orden die bedenklichsten Bestrebungen schuldgegeben. Daß er vor allem der Tugendlehre mit Hintansetzung des religiösen Glaubens das Wort redet, wird von manchen Seiten als eine ungefährliche Einseitigkeit angesehen werden, aber dieses Negative kehrt sich sofort in einen positiven Kampf gegen die katholische Kirche, dann aber gegen das Christenthum überhaupt, gegen das der Orden noch einmal den Kampf auf Tod und Leben führen und an dessen Stelle er einen neuheidnischen Materialismus setzen will, der mit der Religion der alten Aegypter zusammenfällt. Aber auch politische Tendenzen verfolgt der Orden, denn er ist ein Krieg gegen das Königthum, auch führt er einen socialistischen Krieg gegen die alte Gesellschaft und weiß sich in seinen Zielen mit denen des Communismus eins; aber noch höher hinauf richtet er seine Waffen, denn er führt, nach einer kühnen Ausdrucksweise des Buchs, den Krieg gegen Gott. Dem Eintretenden wird nicht sogleich das letzte antitheistische Ziel enthüllt, vielmehr lassen sich in dem Orden vier sich vielfach durchkreuzende und nebeneinanderlaufende antireligiöse Systeme oder Stufen unterscheiden: zuerst ein seichter Judaismus, der von Duldung spricht, Stichwort der beginnenden Loge; dann der Theismus, der von Aufklärung redet, Stichwort der anerkannten Loge; zum dritten der Pantheismus, der unbegrenzten Fortschritt auf sein Panier schreibt, Stichwort der herrschenden Loge; endlich die tiefste und schwärzeste Stufe, der Antitheismus der Humanität, der vom Cultus der Menschheit redet, Parole der tyrannisirenden Loge.

Interessant ist, was das Buch in dem fünften Kapitel, wo von dem stillen Krieg des Geheimbundes gegen das Königthum geredet wird, von der Zusammensetzung des Ordens und der Verwendung seiner Glieder sagt. Um seine letzten Plane auszuführen, bedarf der Orden dreier Waffen: der Wissenschaft, der offenen Gewalt und der stillen Propaganda. Danach ergeben sich drei Arten von Logen: die doctrinäre, die Loge der Action und die der Adoption; in die erste gehören die durchbringenden Geister, in die zweite die stürmischen und unruhigen Köpfe, in die dritte die abergläubischen und gläubigen Seelen. Das tiefste Geheimniß ruht in dem dreißigsten schottischen Grad oder in dem Grade des Kadosch. Hier werden nun noch einmal zusammenfassend als letzte Ziele des

Ordens hingestellt: die fürchterlichste Weltrevolution, ein Rachekampf gegen Königthum und Kirche, Wiedereinführung vollkommener Freiheit und Gleichheit durch Vernichtung eines jeden Königs und Ausrottung jedes Cultus.

So viel über den Inhalt. Daß der Einfluß des Freimaurerordens weiter reicht, als viele zuzugestehen geneigt sein werden, soll nicht bestritten werden; ob mit den angegebenen Zielen und den angegebenen Mitteln dazu das Richtige getroffen ist, wird für jeden schwer zu entscheiden sein, der nicht selbst Freimaurer und in die höhern Grade eingeweiht ist. Wollte man den Kadosch nach dem Geheimniß des Ordens fragen, so würde er schweigen; würde man die in dem Buche sogenannten blauen Brüder oder Logenphilister der untern Grade fragen, so würden sie schwören, daß ihr Orden ein ungefährlicher sei. Werfen wir deshalb einen Blick auf die beigebrachten Documente. Diese sind allerdings in reicher Fülle geboten. Aber man darf nicht vergessen, daß sie nur bruchstückweise mitgetheilt werden, es würde zu einer klaren Entscheidung der Sache der Einblick in ihren Gesammtinhalt erforderlich sein, auch würde es wol einer kritischen Sichtung dieser Documente bedürfen. Ferner würde man einwenden können, daß das Bekenntniß des einzelnen Freimaurers noch nicht nothwendig das seiner Loge zu sein braucht, und daß, selbst wenn das feststände, die einzelne Loge vielleicht noch nicht die Gesammtheit des Ordens in jeder einzelnen Bestrebung vertritt. Auch widersprechen sich die Aussagen dieser Documente in manchen Beziehungen noch so sehr, daß sie kein unanfechtbares Resultat ergeben. Was jedoch einen besondern Zweifel an die unparteiische Würdigung der beigebrachten Documente aufkommen läßt, das ist die mit Leichtigkeit sich ergebende Erkenntniß, daß dieser heftige Angriff gegen den Freimaurerorden im Grunde nur eine oratio pro domo ist. Das Buch stammt aus ultramontanem Heerlager, und wenn der Jesuit gegen den Freimaurer schreibt, wird man von vornherein einige Animosität voraussetzen dürfen. Es geht durch viele Stellen des Buchs die schlechtverhüllte elegische Klage, daß man die Herrschaft, die man früher ausschließlicher geübt, sich zum größten Theil entrissen sieht oder doch mit einem glücklichern Nebenbuhler theilen muß. Als echter römischer Katholik hält der Verfasser des Buchs auf gute Gesellschaft und entsetzt sich gewaltig bei dem Gedanken, mit aller Welt Kindern eine und dieselbe Moral theilen zu sollen:

> Aber um des Himmels willen, wie unermeßlich weit muß der Mantel von Moral sein, in dessen Falten der chinesische Verehrer des Confucius und der buddhistische Malaie, der heidnische Indianer und der Türke, der feueranbetende Parsi und der Nationalist reinsten Wassers, der Katholik wie der Calvinist beisammen wohnen und sich brüderlich die Hand reichen!

Was endlich an dem Buche noch misfällig erscheint, das ist der Umstand, daß der Verfasser bei den schweren Anklagen, die er erhebt, sich in das Gewand der Anonymität hüllt. Zum vollen Erweis der Wahrheit würde die Nennung seines Namens von entscheidendem Gewicht sein, sowie andererseits gute, ritterliche Fechtart verlangt, daß der Angreifende auch seinerseits sich dem Angriff stelle.

Ein culturgeschichtlicher Roman.

Der moderne Diogenes. Culturgeschichtlicher Roman in drei Büchern von **Hermann Riotte**. Zwei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 2 Thlr.

Gewissenhafte Leser werden sich wol häufig im Hinblick auf moderne Romane die Frage vorlegen, ob es schwerer sei, einen Roman zu schreiben oder zu lesen. Oft wird die Antwort ungünstig für die letztere Eventualität ausfallen, denn Unrecht leiden schmerzt meistens mehr als Unrecht thun. Ich will diesen Erfahrungssatz durchaus nicht moralisch zu rechtfertigen suchen, nur constatiren möchte ich, daß das Durchlesen mancher Romane eine wahrhafte Pönitenz ist. Die Gattung, welche ich im Auge habe, erfreut sich keiner legitimen Erzeugung, sondern ist das Product einer künstlichen Fabrikation, in deren Geheimniß ein jeder junge Schriftsteller leicht eingeweiht werden kann, wenn er Meister im Permutiren und Combiniren ist. Das ist im Grunde die ganze Kunst; ein eigentliches Dichten und Schaffen der Phantasie, ein mühsames Hervorsuchen des Idealen aus der gemeinen Wirklichkeit ist für den Romanfabrikanten höchst überflüssig, denn der Stoff ist vorhanden und läßt es sich gern gefallen, zum millionten mal umappretirt zu werden. Liebes-, Skandal- und Criminalgeschichten bleiben sich immer gleich, jede hat in ihrer Art ein Schema, das sich gewöhnlich unter den verschiedenartigsten Gestalten und Vermummungen wieder herausfinden läßt. Die Personen, welche solche Maskenscherze, d. h. Romane, zur Geltung bringen, sind meistens auch dieselben und fallen zusammen mit den dramatischen Fächern, als da sind Helden, Liebhaber, sentimentale und ernste Liebhaberinnen, alte und junge Väter und Mütter u. s. w. Es gilt nun, diese Persönlichkeiten möglichst geschickt untereinanderzumengen, recht viele Decorationswechsel eintreten zu lassen, um die gehörige Spannung hervorzurufen. Der sogenannte Zufall mischt auch seine Hände ins Spiel und tritt schließlich am Ende der Tragikomödie als allgewaltiger deus ex machina auf und glättet die Falten auf der Stirn des Lesers. Solche Romane haben ein ziemlich großes Publikum — man meint boshafterweise, daß dasselbe hauptsächlich aus Leihbibliotheksabonnenten sich rekrutirt —, welches einestheils aus Langeweile, anderntheils aus Zerstreuungssucht nach des Tages Last und Mühe das Gegebene in höchst toleranter Weise entgegennimmt, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken. Die Majorität dieser Fabrikromane überwiegt bedeutend die Minorität wirklicher Kunstromane, zu deren Schöpfung Geist und Gemüth, wahrhaft tiefe und originelle Weltanschauung, verbunden mit jenem undefinirbaren aristokratischen Etwas, das gemeiniglich mit dem Namen Genie bezeichnet wird, sich vereinen. Zur Ehre des großen Publikums aber sei es gesagt, daß jene Majorität nur eine Majorität von Eintagsfliegen ist, während die besagte Minorität sich jahrzehntelang und oft länger in der Gunst und Achtung der Leser erhält.

Wenn der Leser nach dieser kleinen unmaßgeblichen Ansprache den neuen Roman von Hermann Riotte: „Der moderne Diogenes“, zur Hand nimmt und bald darauf durchgelesen haben wird, so wird er dem Referenten ins Gesicht behaupten, daß dieser Roman weder in die eine, noch in die andere Kategorie passe. Und er hat recht. Ein Meisterwerk kann man das Werk füglich nicht nennen, obgleich einzelne Episoden in demselben mit überraschender Originalität geschrieben sind, ebenso wol müßte man lebhaft protestiren, wenn der Roman wie ein gewöhnliches Fabrikat beiseitegelegt würde. Es ist das Erstlingswerk eines jungen Autors, und das erklärt manches, was uns räthselhaft und seltsam, ja bisweilen barock in ihm erscheint. Jene ruhige, epische Erzählungsart, jenen kunstvollen harmonischen Aufbau in der Handlung, jene markig gezeichneten Charaktere, welche wir in den Romanen älterer und neuerer Meister finden, sind in diesem Roman noch nicht völlig zur Geltung gelangt. Sehr häufig berührt ein unsicheres Umhertappen des Autors des Lesers Gemüth noch recht fatal. Neben großen Schönheiten findet man seltsame Trivialitäten, welche aber den außerordentlich günstigen Gesammteindruck, welchen man zum Schluß gewinnt, nicht allzu sehr beeinträchtigen. Dem Autor und dem Leser wird es angenehm sein, Fehler und Tugenden gleichermaßen kennen zu lernen, und so beginne ich mit dem Tadel der erstern, um zum Schluß nur Gutes sagen zu können, damit das Sprichwort erfüllt werde: Ende gut, alles gut.

Der Roman spielt zur Zeit des nordamerikanischen Bürgerkriegs in dem Staate Neumexico. Aus dem kleinen Vorwort geht hervor, daß der Autor versucht hat, seine eigenen Erinnerungen aus diesem Lande poetisch zu verwerthen. Es heißt ferner da:

> Wenn ich das Buch einen Roman nannte, so habe ich nicht damit gesagt, daß es nicht auch eine poetische Sitten- und Culturschilderung enthalte, die dem Leser das Verständniß für die vorgeführten Ereignisse vermitteln und sie ihm glaubhaft machen solle.

Mich dünkt, der Roman ist etwas zu kurz gekommen, und die Sitte und Culturschilderung des seltsamen und interessanten neumexicanischen Lebens ist zu nah in den Vordergrund getreten. Das merkt man ganz besonders an der Conception der Handlung. Dieser ist in allen Theilen des Werks nicht gleichmäßig Rechnung getragen. Dadurch erkaltet das Interesse des Lesers für dieselbe bisweilen. Oft erscheint die Handlung nur als nebensächliche Episode, welche bestimmt ist, der Cultur- und Naturschilderung als Staffage zu dienen, oder verschwindet gänzlich in mystisches Dunkel, welches sich plötzlich wie eine Wolke auf die heitere Landschaft niederlegt. Die Zauberworte, welche dieses Dunkel aufklären, muß man dann, oft vergeblich, in den nachfolgenden Kapiteln suchen. Diesem Fehler liegt wol eine gewisse Unklarheit des Autors zu Grunde, zu welcher er sich selbst im Vorwort bekennt. Er sagt: „Ich stand, als ich den größten Theil des Buchs schrieb, selbst noch vor dem verschleierten Frauenbilde, und was anders kann der Dichter bieten als sich selbst?“ Die letztere Frage ist nur dann zu bejahen, wenn der Dichter selbst über sein Streben Klarheit erlangt hat, und das ist hier leider nicht der Fall. Die ersten beiden Bücher enthalten daher viele Räthsel, welche erst im dritten Buche ihre Lösung finden. Das ist der Hauptvorwurf, welcher dem Werke zu machen ist, daß in den ersten Büchern die Handlung eigentlich schon erschöpft ist. Das dritte Buch besteht aus nachträglichen Erläuterungen, die wol im einzelnen interessant sind, aber in ihrer Gesammtheit den poetischen, wenn auch mystischen Eindruck der ersten beiden Bücher wieder verwischen. Hier im dritten Buche werden die verschiedenen Handlungen und Interessen, welche die große Menge der Personen zu Thaten antreiben, concentrisch zusammengefaßt, ohne daß man vorher das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit gehabt hätte. Auch manche der Hauptcharaktere des Romans treten erst im dritten Buche deutlich hervor, also erst dann, wenn sie gar nicht mehr handelnd auftreten. Diese Hauptfehler der Composition resultiren aus der allzu breiten Anlage des Romans. Im ersten Buche treten uns fast in jedem Kapitel neue Personen entgegen, wichtige und unwichtige, welche jedoch mit gleicher Prätension dem Leser vorgeführt werden. Die gleiche Ehre widerfährt sogar einer Tabackspfeife und einem Esel, und diese erwecken dadurch ein humoristisches Interesse, welches der ernsten Tendenz der Haupthandlungen schadet.

Neben kleinern Flüchtigkeitsfehlern im Stil und in der Ausdrucksweise sind in dem Obengesagten die Hauptmängel des Romans hervorgehoben. Wir haben absichtlich offen und ehrlich auf dieselben hingewiesen, um das Recht zu haben, nunmehr auch die Vorzüge, welche dieses Werk vor vielen modernen Romanen voraushat, dem Leser eindringlich empfehlen zu können.

Wird das Interesse an der Haupthandlung häufig geschwächt, so sind dagegen die Episoden von so großem Interesse für den europäischen Leser, daß man dem Autor seine Compositionssünden gern nachsieht. Man merkt sofort, daß die Schilderungen aus dem amerikanischen Leben aus eigener Anschauung des Dichters hervorgegangen sind. Er hat die eigenthümlichen Zustände poetisch zu verklären gesucht und das ist ihm in hohem Grade gelungen. Die Scenerie Neumexicos tritt uns lebhaft vor Augen, die heißblütigen Mexicaner, die ruhigen, ehrlichen und arbeitslustigen eingewanderten Deutschen, die tückischen Pfaffen, welche mit den Südstaaten in der religiösen und in der Sklavenfrage so gut übereinstimmen, weil ihr eigener Vortheil darin liegt, endlich die verwilderten Truppen der Südstaaten, welche sengend und marodirend alle Gegenden, durch welche sie kommen, heimsuchen, sind mit kurzen Strichen trefflich und originell dargestellt. Unter ihnen nehmen die Hauptpersonen ein dauerndes Interesse in Anspruch, vor allem der einheitlich durchgebildete Charakter des modernen Diogenes. Unter diesem Namen ist ein katholischer Einsiedler zu verstehen, welcher, von dem Volke als Heiliger verehrt, hoch oben auf dem Berge über der kleinen Stadt Las Vegas in einer Felshöhle wohnt. Er ist von Geburt ein Deutscher, wurde aber schon in früher Kindheit mit seinen Brüdern, von denen der eine, Rosch, im Romane eine Hauptrolle spielt, von einem Jesuiten nach Amerika gebracht, wo er in einem Jesuitencolleg seine Erziehung erhielt. Seine Neigung zur Einsamkeit machte ihn aber zur Thätigkeit eines activen Jesuiten untauglich. Man überließ ihn des-

halb seinen pietistischen Neigungen, welche ihn zum Sonderling machten. Durch die aufopfernde Liebe zu seinen Nebenmenschen und den frommen Glauben, der sich aber von der überlieferten Form nicht loslösen konnte, erwirbt er sich die Achtung und die Liebe aller gutherzigen und gutmeinenden Einwohner von Las Vegas, welchen er Trost und Hülfe in dem Augenblicke der Gefahr angedeihen läßt. Ebenso groß wie seine glaubensvolle Liebe ist allerdings auch seine Einfalt, welche ihm schließlich den Tod bringt. Wie das geschieht, wollen wir dem Leser nicht verrathen, nur das sagen, daß dem Autor die Schilderung der Sterbescene außerordentlich gut gelungen ist. Sein Bruder Rosch, den Diogenes nach langen Jahren in Las Vegas wiedertrifft, ist das gerade Gegentheil; auch ein Diogenes, aber nicht ein solcher, welcher Menschen für die katholische Kirche sucht, sondern wahrhafte und begeisterte Anhänger der freien Humanität, welche in dem endlichen Siege der Nordstaaten einen so großen Triumph gefeiert hat. Er fällt im Augenblick des Siegs, als er das Sternenbanner jubelnd in der Luft schwingt.

Ein anderer Charakter ist der des Krämers Knauser, dessen Habsucht und Egoismus mit der patriotischen und humanen Begeisterung der übrigen Einwohner von Las Vegas in Collision geräth. In ihrer Art ist die Schilderung dieses Mannes und seiner geheimsten Gedanken ein kleines Cabinetstück, leider dampft die Tabackspfeife, welche der Krämer fast immer im Munde führt, sehr häufig störend hinein. Knauser's Vetter, Jakob, ein frischer lebenslustiger deutscher Jüngling, interessirt uns hauptsächlich wegen seiner Liebe zu der zarten schwergeprüften Selina, welche durch die unheimlichen Intriguen des tückischen Pfaffen beide Aeltern verliert. Ihr Vater, Paul Richard, ein sanfter gutmüthiger Mann, erschlägt, furchtbar gereizt, den Pfaffen, wird dann wahnsinnig und stirbt an einer Arsenikvergiftung. Von den sozusagen schlechten Charakteren sind besonders der Pfaffe und ein Spion der Südstaaten, Ritsch, sehr gut geschildert. Der Kuhhirt Kellisto und sein kluger Esel sind ergötzliche Gestalten und mit frischem Humor geschaffen oder nachgebildet. Ebenso sind der Neger Sam und seine Frau Susan, eine Mulattin, offenbar dem Leben nachgezeichnet, man interessirt sich von Anfang bis zum Ende des Romans an dem Schicksal dieser schwarzen Familie.

Neben den bedeutsamen Charakteren und den trefflichen Naturschilderungen, sind auch die meisten Genrebilder aus dem mexicanischen Leben sehr gelungen. Zu diesen rechnen wir besonders die mit gutem Humor geschilderte Gerichtsscene im sechsten Kapitel des zweiten Buchs und die ergreifenden Darstellungen aus dem Leben der Negerfamilie und viele andere mehr.

Obgleich wir den Roman in der Anlage und Form nicht mustergültig nennen können, so hat er doch zwei große Vorzüge vor vielen andern voraus. Erstens wird er nie langweilig, denn der Autor macht nie viel Worte und Phrasen, welche die Gedankenleere verdecken sollen, und zweitens weht durch das Ganze ein so jugendfrischer edler Geist, daß man sich gern von ihm ganz gefangen nehmen läßt. Es ist dieser Geist kein philosophischer, obgleich eine heiter-sittliche Lebensphilosphie dem Autor nicht fernliegt, sondern die poetische Aeußerung eines unbefangenen und idealstrebenden Gemüths, dessen Begeisterung für das Edle und Humane im Menschen- und Völkerleben noch nicht erloschen ist durch enttäuschte Hoffnungen und vergebliches Kämpfen. Jene trübe Resignation, welche heutzutage alles Schreckliche und Verabscheuungswürdige mit craffer Realität darzustellen sucht, um dem blasirten Leser seine letzten Ideale zu rauben; jene Blasirtheit, welche nur noch an den Spruch Salomo's: Alles ist eitel, glaubt, liegen dem Autor noch fern, und hoffentlich werden jene beiden Dämonen ihn nie ergreifen. Davor schützen ihn vor allem sein Patriotismus, seine rückhaltlose Begeisterung für das Deutschthum in allen Landen und sein fester Glaube, daß die hohen Ziele der Humanität, welche die Neuzeit sich gesetzt hat, endlich, wenn auch nach vielen Kämpfen, doch erreicht werden. Besonders diesen Glauben hat er in dem Roman bethätigt, indem er aus vollem Herzen heraus die Freude der Amerikaner schildert, welche überall in den Nordstaaten herrschte, als die Sklaverei durch Lincoln abgeschafft wurde. Es ist lehrsam und erfrischend zugleich, sich mit dem Autor in das Leben der jugendlichen Colonie des Fortschritts und der Cultur hineinzubegeben und zuerst selbst mitzuleiden, mitzukämpfen und endlich mitzusiegen und mitzutriumphiren. Wir Deutsche können das jetzt ohne Neid und Misgunst, da wir ja selbst im letzten Jahrzehnt eine ähnliche Zeit durchgemacht haben; wir verstehen auch deshalb jenes Ringen der Amerikaner besser als früher.

So sei denn dieser Roman, welcher — ich sage es nochmals — mit ursprünglicher Lebendigkeit im Stil und in der Darstellung geschrieben ist, diesseit und jenseit des Atlantischen Oceans dem Publikum dringend empfohlen. Kein Leser wird das Buch aus der Hand legen, ohne Geist und Gemüth an demselben erfrischt zu haben, und sich freuen, daß es noch Autoren gibt, welche mit Begeisterung einen Roman zu schreiben verstehen.

Oskar Kirchr.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Bei Hachette in Paris erschien soeben unter dem Titel: „Le legs de Caïn. Contes galiciens" eine meisterhafte Uebersetzung des „Vermächtniß Kain's" von Sacher Masoch (erster Theil: Die Liebe). Der sehr schön ausgestattete Band enthält die früher schon von der „Revue des deux mondes" publicirten Novellen: „L'errant", „Don Juan de Kolomea", „Frinko Balaban" („Der Kapitulant"), Clair de lune", „Marcella". Der zweite Theil „Das Eigenthum" erscheint zur Octobermesse bei Günther in Leipzig. Derselbe wird außer der bereits bekannten Novelle „Volksgericht" durchaus Neues enthalten: „Der Hajdamak", „Hasara Baba", „Ein Testament", „Der Winkelschreiber", „Die Inseln der Seligen".

Ausländische Literatur.

Das Werk von A. Dautier „L'Italie, études historiques" (Paris, Didier) enthält geschichtliche Studien, die auf gründlichen Forschungen beruhen, theils aus der Zeit der Völkerwanderung, theils aus der Epoche der Renaissance. Die Medici in Florenz, Savonarola, Machiavelli und Cäsar Borgia sind vorzugsweise die Helden des zweiten Bandes. Ein anderes Werk über italienische Geschichte ist das des deutschfeindlichen Julius Zeller: „Les tribuns et les révolutions en Italie" (Paris, Didier). Die Helden dieser Geschichtsstudien sind Arnold von Brescia, Rienzi und Massaniello.

— Eine zweite Auflage des Werks über „Madame Récamier, les amis de sa jeunesse et sa correspondance intime" erscheint bei Lévy Frères in Paris. Ihm zu Grunde liegen bisher ungedruckte Documente, entlehnt der Correspondenz der politischen und literarischen Hauptpersönlichkeiten des Jahrhunderts.

— Das Werk von Cherbuliez: „L'Espagne politique" (Paris, Hachette), enthält eine sehr beachtenswerthe Studie über den spanischen Volkscharakter und die letzten Revolutionen dieses unglücklichen Landes.

— Eine befremdende Zusammenstellung finden wir in der von Didier's akademischer Buchhandlung herausgegebenen Sammlung dramatischer Meisterwerke des Auslandes. Der neueste Band derselben enthält „Le théâtre de Lessing et Kotzebue", und „Nathan der Weise", „Minna von Barnhelm" stehen darin friedlich mit „Menschenhaß und Reue" zusammen. Der Kritiker der italienischen „Rivista Europea" erkennt diese Zusammenstellung vollkommen an, indem er meint, diese Stücke wären merkwürdige Proben einer Schule, die in Deutschland ebenso Mode gewesen sei wie Goethe und Schiller.

Bibliographie.

Bandhauer, Z., Die Katastrophe von Magdeburg 1631. Auszug aus des Verfassers Tagebuch mit einer kritisch-historischen Uebersicht von O. Klopp. Freiburg i. Br., Herder. 16. 6 Ngr.

Beulé, M., Die römischen Kaiser aus dem Hause des Augustus und dem Flavischen Geschlecht. Deutsch bearbeitet von E. Doehler. 3tes Bdchn. Das Blut des Germanicus. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Both's, L. W., Bühnen-Repertoir des In- und Auslandes. Nr. 286: Verheirathet aus Rache. Lustspiel nach dem Französischen von T. Rose. Berlin, Hahn's Erben. Gr. 8. 12½ Ngr.

Brentano, F., Ueber die Gründe der Entmuthigung auf philosophischem Gebiete. Ein Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefe und Acten zur Geschichte des dreissigjährigen Krieges in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher. 2ter Bd: Die Union und Heinrich IV. 1607—1610. Bearbeitet von M. Ritter. München, Rieger. Gr. 8. 4 Thlr.

Briefe von und an Gottfried Aug. Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit. Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen, meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von A. Strodtmann. 4 Bde. Berlin, Paetel. Gr. 8. 8 Thlr.

Bröcker, L. O., Untersuchungen über die Evangelien und das Leben Jesu. Hamburg, Grüning. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Busse, O. v., Die Heere der französischen Republik 1870—1871 mit einem Rückblick auf die letzte kaiserl. Armee und das französische neue Wehrgesetz. Hannover, Helwing. Gr. 8. 20 Ngr.

Dreyer, O., Das einzige Erkennungszeichen religiöser Wahrheiten. Bremen, v. Halem. Gr. 8. 5 Ngr.

Düboc, J., Die Psychologie der Liebe. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Düntzer, H., Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild mit Benutzung der Familienpapiere entworfen. 1ster Bd. 1742—1793. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ebert, A., Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. 1ster Bd. Geschichte der christlich-lateinischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karls des Grossen. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 4 Thlr.

Erdmann, H., Zur orthographischen Frage. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 12 Ngr.

Gerding, T., Populäre Vorlesungen über Naturkräfte und deren Anwendung. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Helmuth, A., Sedan. Ein Vortrag. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Herr von Hülsen und das deutsche Theater. Von einem Eingeweihten. Berlin, Staude. Gr. 8. 10 Ngr.

Jacob, J., Die Bedeutung der Führer Dante's in der divina commedia: Virgil, Beatrix, St. Bernhard, in Bezug auf den idealen Zweck des Gedichtes und auf Grund der geistigen Lebensentwickelung des Dichters. Leipzig, Hinrichs. 8. 20 Ngr.

Janke, A., Reise-Erinnerungen aus Italien, Griechenland und dem Orient. Mit besonderer Berücksichtigung der militärischen Verhältnisse. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Kâlidâsa Meghadûta der Wolkenbote. Gedicht mit kritischen Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben von A. F. Stenzler. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kram, J., Kraut und Arbes. Unterfränkische Gedichte. Schweinfurt, Stoer. Gr. 8. 11 Ngr.

Krek, F., Einleitung in die slavische Literaturgeschichte. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Martin, J. P., Mein Herz und seine Heimsuchung. Gedichte. Mainz, Kupferberg. 16. 20 Ngr.

Molitor, W., Des Kaisers Günstling. Eine Tragödie aus den Zeiten der Marthyrer. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Müldener, R., Aus der Verbrecherwelt. Eine Sammlung von psychologisch-interessanten Criminalgeschichten. Frei nach dem Holländischen. 2 Bde. Leipzig, Mutze. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die zweite deutsche Nordpolarfahrt in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitain Karl Koldewey. Herausgegeben von dem Verein für die deutsche Nordpolarfahrt in Bremen. 1ster Bd. Erzählender Theil. Bearbeitet von den Mitgliedern der Expedition. 2te Abth. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Thlr.

Pederzani, J., In Acht und Bann. Erzählung. Pest, Heckenast. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Planck, K. C., Anthropologie und Psychologie auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Ein Leitfaden zum Selbststudium wie für den Unterricht. Leipzig, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Prel, K. Freih. du, Der Kampf ums Dasein am Himmel. Die Darwin'sche Formel nachgewiesen in der Mechanik der Sternenwelt. Berlin, Denicke. 8. 18 Ngr.

Reby, H., Der Altkatholicismus gerichtet durch seine Freunde. Zeitstudie. Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 5 Ngr.

Reschauer, Das Jahr 1848. Geschichte der Wiener Revolution. Volks-Ausgabe. 1stes bis 6tes Heft. Wien, v. Waldheim. Lex.-8. à 6 Ngr.

Riotte, H., Der moderne Diogenes. Culturgeschichtlicher Roman in 3 Büchern. 2 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr.

Satyren und Glossen eines Weltmannes. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 20 Ngr.

Schartenmayer, P. U., Der deutsche Krieg 1870—1871, ein Heldengedicht, herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. 4te mit jüngst aufgefundenen Versen vermehrte Aufl. Auch mit schönen Bildern geziert von Herrn E. B. J. Spitzwörgele. Nördlingen, Beck. 8. 28 Ngr.

Schirmer, A., Die Rosen-Prinzessin. Roman. 3 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schmidt, R., Kritik der Quellen zur Geschichte der Gracchischen Unruhen. Berlin, Weber. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmitt vom Rheine, Wellenspiele. Gedichte. 1ster Bd. Mannheim, Schneider. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schrader, A., Liebe aus Dankbarkeit. Socialer Roman aus der Gegenwart in 6 Bdn. Altenburg, Blücher. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

— — Die weiße Sclavin. Sitten-Roman in 3 Bdn. Altenburg, Blücher. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, C. W. G. E., Geschichte der deutschen Literatur. Ein Handbuch für Schule und Haus. 2te Aufl. Amsterdam, Gebr. Binger. 8. 2 Thlr.

Solon. Schauspiel mit Chören. 2te Aufl. Hamburg, Grüning. 8. 15 Ngr.

Stillfried, R. Graf, Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen und seine durchlauchtigsten Söhne König Friedrich Wilhelm der Vierte und Kaiser und König Wilhelm. Drei Lebensskizzen. Berlin, A. Duncker. Gr. 4. 2 Thlr.

Die Sünden Rußlands gegen die katholische Kirche oder die Geschichte des alten Polen. Nach den Erzählungen eines geistlichen Emigranten. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 18 Ngr.

Vintler, H., Die pluemen der tugent. Herausgegeben von I. V. Zingerle. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Wiener Theater-Repertoir. 285ste Lief.: Er entzieht mir seine Hände. Lustspiel von Graf E. Stadion. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 10 Ngr.

Wagner, W., Shakespeare und die neueste Kritik. Zur Orientirung. Hamburg, Nolte. 8. 24 Ngr.

Die Wahrsagerin von New-Orleans. Frei nach dem Englischen von Freifrau von Berlepsch. Leipzig, E. J. Günther. 8. 25 Ngr.

Waldstätter, B., Die Schlacht bei Vionville und Rezonville am 16. August 1870. Zwei Vorträge. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Weber, T., Das jüngste Sendschreiben der ultramontanen Bischöfe Preußens. Vortrag. Breslau, Fiedler u. Hentschel. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein seltsames Weib. Aus dem Englischen von Ludmilla Frydmann. 3 Bde. Elberfeld, Lucas. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Weller, E., Repertorium typographicum. Die deutsche Literatur im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Im Anschluß an Hain's Repertorium und Panzer's deutsche Annalen. Supplement. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 16 Ngr.

Weltzien, C. E. v., Briefe auf einer Reise in Deutschland in den Jahren 1821 und 1822 geschrieben. Herausgegeben von E. v. Seidlitz. Dorpat, Glaeser. Gr. 8. 18 Ngr.

Wildenbruch, E. v., Vionville. Ein Heldenlied in 3 Gesängen. Berlin, Stilke. Gr. 8. 15 Ngr.

Wolff, E., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Dichtung. Nach unterrichtlichen Grundsätzen in 3 Kursen bearbeitet. 1ster Kursus. Die Hauptvertreter der deutschen Poesie von Haller bis Just. Kerner. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 8 Ngr.

Wollheim da Fonseca, Chevalier A. E., Zur nordschleswig'schen Frage. Leipzig, Hartknoch. Gr. 4. 15 Ngr.

Woltmann, C. L., Memoiren des Freiherrn von S—a. Neu herausgegeben von R. Müldner. Altona, Verlags-Bureau. 16. 1 Thlr.

Zeller, E., David Friedrich Strauß in seinem Leben und seinen Schriften geschildert. Bonn, Strauß. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 30. Juli 1874.

Romane von Hopfen und Spielhagen.

1. Der graue Freund. Roman von Hans Hopfen. Vier Bände. Stuttgart, Hallberger. 1874. Gr. 8. 5 Thlr.
2. Was die Schwalbe sang. Roman von Friedrich Spielhagen. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, Staackmann. 1873. 8. 3 Thlr.
3. Ultimo. Novelle von Friedrich Spielhagen. Zweite Auflage. Leipzig, Staackmann. 1873. 8. 1 Thlr.

Die beiden Romane von Hopfen und Spielhagen haben das Gemeinsame, daß sie beide zum Theil am norddeutschen Meeresgestade und auf den Strandinseln spielen; sie berühren sich außerdem noch mannichfach in Einzelheiten, und ebenso legen sie beide Zeugniß ab von dem Talent lebendiger Erzählung und geistvoller Darstellungsgabe, während ihrem künstlerischen Wurf das Forcirte und ihrem Abschluß die Ueberstürzung der Katastrophen eigenthümlich ist.

Hans Hopfen ist ein dichterisches Talent, dessen Arena nicht die allgemeine große Heerstraße bildet. Eigenartig in seinem Schaffen und seiner Weltanschauung, hat er wenig von dem, was dem großen Lesepublikum sympathisch ist. Er liebt das Gewagte und Kecke, und seine liebenswürdigen Heldinnen, für die sich anfangs auch die jugendliche Leserin und die fürsorgliche Gouvernante interessirt, verwandeln sich plötzlich unter der Hand in solche sündhafte Persönchen, daß man ärgerlich wird über den warmen Antheil, den man ihnen geschenkt hat. Dabei ist die Symbolik, in welche Hopfen die leitenden Gedanken seiner Werke zu kleiden pflegt, für einen leicht darüber hinweggleitenden Lesehunger nicht gleich verständlich; er liebt allerlei Barockes in Charakteren und Verwickelungen, was oft auf den unbefangenen Leser befremdend wirkt, bisweilen aber auch einer ernsten Prüfung nicht standhält.

Der graue Freund in seinem so betitelten Roman (Nr. 1) ist ein Assessor Norbert Walram, nicht nur wegen seiner Vorliebe für graue Anzüge so genannt, sondern auch wegen seiner Aehnlichkeit mit Buridan's Esel, der zwischen den zwei Heubündeln steht, eine Aehnlichkeit, welche sein Freund Wilsungen in einem Anfall spöttischer Laune auf einem Albumblatt verewigt hat. Es sind zwei Frauen, zwischen denen Norbert Walram während des ganzen Romans hin- und herschwankt. Man darf nicht behaupten, daß solches Schwanken den Reiz der Neuheit für sich habe. Zur Zeit als die jungdeutsche Novellistik und Dramatik in Blüte stand, gab es fast keinen Roman, keine Novelle, kein Drama, deren Helden nicht von einem launigen Maler als Buridan's Esel hätten zu einer Titelvignette verwendet werden können. Doch die Stimmung, aus welcher heraus jene Autoren ihre Lebensbilder entwarfen, war eine andere; sie sympathisirten mit ihren Helden; sie suchten uns warmen Antheil für deren innere Zerrissenheit und Zerklüftung einzuflößen; wir sollten leiden mit den Leidenden; wir sollten diesen Schmerz unklarer Sehnsucht und schwankender Empfindungen theilen und dabei den Helden für etwas Bedeutenderes ansehen als die Alltagsmenschen, welche „die Rechte" rasch ergreifen und festhalten.

Hopfen ist weit entfernt davon, an die Leser seines Romans solche Zumuthungen zu stellen; er würde uns seinen Helden sonst nicht als den grauen Freund zwischen zwei Heubündeln vorführen; die Moral und der Humor seiner Geschichte ist eben, daß nichts verderblicher und unseliger, ja in mancher Hinsicht auch komischer ist als dies Schwanken getheilter Empfindungen. Doch indem er seinen Helden so auf den Secirtisch legt und mit dem anatomischen Messer an ihm herumfährt, um eine so gesunde Moral aus ihm herauszuschneiden, versieht er es nur darin, daß er dies passive Opfer seiner lehrhaften Lebensweisheit gerade dadurch in eine sehr unsympathische Lage versetzt. Von allen Gestalten seines Romans ist der Held offenbar derjenige, der die geringste Theilnahme finden wird. Besser wäre dies für ihn unter einem andern Himmel und bei einem andern Gesetz geworden.

Daß man gleichzeitig mehrere Frauen lieben kann: darüber herrscht in der Türkei kein Zweifel, ja die Thatsache ist durch die polygamische Gesetzgebung garantirt. Doch im Abendland heißt es sich für Eine Lebensgefährtin entscheiden — und da tritt Buridan's Esel in seine unveräußerlichen Rechte. In ähnliche Gedankengänge verliert sich Norbert selbst, nachdem er seine uranfängliche Herzensgöttin wiedergesehen, an deren Stelle inzwischen infolge eines Misverständnisses eine andere getreten war. Der Autor läßt uns einige Blicke in das Atelier eines Herzens thun, wo beide Bilder nebeneinanderhängen und dem Cultus der Doppelliebe ein Altar errichtet wird, den bald das verständige Nachdenken wieder zertrümmern muß:

O, er wußte nur zu klar und deutlich, daß er sie beide, daß er Hulda und Malwine mit leidenschaftlicher Liebe liebte. Er mußte sich sagen, daß er von beiden so seltenen, so unvergleichlichen, so unvereinbaren Wesen wiedergeliebt wurde, und doch nur einer im vollen Sinne, wie sie es meinten, angehören konnte, daß nur eine von beiden sein Leben und sein Glück ausfüllen durfte. Wüthend über den schnöden Wankelmuth seiner mächtigsten Empfindung sprang er aus dem Bette und schalt sich einen Thoren, einen Wahnsinnigen, der da glaubte, daß ein Männerherz für zwei Frauen in gleicher Liebe glühen könnte. Da fiel ihm zu Sinne, wie einst ein Jugendfreund in einem Falle den einen rechten Arm zweimal gebrochen hatte. Wenn man jenem gesagt, daß so etwas gar nicht möglich und erlaubt, daß sein Arm gesund und ganz, daß seine Schmerzen nur eingebildete Schmerzen wären — was hätte jenem das helfen können! Was half es Norbert, daß er sich selbst beschwor, daß die höchste Neigung eine einzige und untheilbare sei und jede Zwillingsneigung ausschließe? Sah er doch selbst mit jedem Augenblick und fühlte es selbst mit jedem Schlagen seiner Pulse, daß sein Herz in doppelzüngiger Flamme vor dem sieghaften Ideal weiblicher Schönheit als ein entzweigerissenes Opfer loderte! Selig sind die Türken! wollte er eben ausrufen, doch verwarf er sofort den Einfall. Nur mit Verwünschungen gegen sich selbst und sein unerfüllbares Geschick wagten seine Gedanken im Harem seiner Wünsche aufzutreten. Ach, selbst wenn er seinem Herzen diese Doppelehe hätte gestatten dürfen, er hätte auch unter Halbmond und Fez doch nur eine nach der andern freien können und nicht gewußt, mit welcher der Anfang zu machen sei.

In der Türkei wäre allerdings diese blöde Eselei Buridan's unmöglich gewesen; Norbert hätte dann mit seiner Doppelliebe ein großer Mann sein können, während sie hier den Eindruck einer halbseitigen Lähmung macht, die von der einen Seite auf die andere springt. Wir erfahren zwar, daß Norbert als Soldat seine Tapferkeit bewiesen und den schleswig-holsteinischen Feldzug mitgemacht hat; aber so viel Mühe sich der Autor auch gibt, Norbert's Charakter mit günstigen Farben zu malen, so wenig vermögen wir uns für einen Mann zu interessiren, von dem wir im Laufe eines vierbändigen Romans nichts anderes erfahren, als daß er über seine Empfindungen fortwährend im Unklaren bleibt.

Die Einleitung beginnt mit einer Art von Phantasmagorie, welche das traumhafte Verschwimmen der beiden Frauenbilder erklärlich machen soll. Im Thiergarten an einsamer Stelle findet die erste Begegnung zwischen Norbert und einem schönen Mädchen statt, welches ihm ein vierblätteriges Kleeblatt, das er gefunden, von der Erde aufhebt, als er dasselbe verloren hatte bei dem Bemühen, ihr Kleid von einem dürren Ast zu befreien, der dasselbe festhielt. Er schenkte ihr das Blatt, und sie nahm es und hüpfte davon. Wir wollen uns die nixenhafte Kleine näher ansehen:

In langen, dicken Flechten fiel das schwarze Haar über die Schultern. Wo es das Angesicht umrahmte, hatte das Haar sich nicht in die Zöpfe fügen wollen, ein halbgewachsenes, absichtsloses Löckchen warf zauberische Schatten auf die glatte Stirn, die matt wie überhauchtes Elfenbein glänzte, und auf die Brauen, die bis zur Hälfte wie von feiner Rabenfeder gezeichnet schienen, gegen die Nase zu aber sich mehr zerstreuten und fast ineinanderwuchsen. Die Nase war unleugbar ein Stumpfnäschen — aber was für ein Stumpfnäschen! Ihm zumeist und dann der zierlichen kleinen Figur war es zu danken, wenn sich Norbert vergebens den Kopf darüber zerbrechen wollte, ob er ein Kind oder eine Frau vor sich hätte. Doch waren die Formen voll und rund. Das schwarze Seidenkleid war um die schlanke Taille mit einem breiten, glänzenden Ledergürtel zusammengehalten. Die Aermel bedeckten nur die Hälfte des Oberarms, dagegen reichten die schwarzen Handschuhe mit einem Dutzend winziger Knöpfe bis nahe unter den Elnbogen. Alles, was die kleine Dame noch sonst am Leibe trug, war gleichfalls schwarz, der Sonnenschirm in der Hand, die breite Kette um den Hals und das winzige Hütchen auf dem Kopfe. Hier ganz oben indessen bewies ein Aufputz von lichten Blümchen, daß die gewählte Farbe kein Trauerzeichen war, und ganz unten blendete daumenbreit das Glanzlicht eines schneeweißen Seidenstrumpfes, sodaß Norbert die Augen niederschlug und so eines ganzen und eines halben Füßchens ansichtig wurde, die ihresgleichen nicht auf Erden haben konnten.

Norbert sucht seine Schöne wiederzufinden; in der That entdeckt er sie von ferne im Gespräch mit andern, als ihn sein Freund, ein junger Stadtrath, mit Beschlag belegt und er kaum Muße gewinnt, ihn zu fragen, wer jene Dame sei. Hier findet nun das Misverständniß statt, daß der Stadtrath eine andere für die größte Schönheit hält, welche der Assessor meint, und ihm eine Frau Malwine Schönblatt als seine raschgewonnene Coeurdame bezeichnet. Dies Lustspielmotiv spinnt sich eine Zeit lang weiter fort. Ein anderer gemeinsamer Freund, der Maler und Gutsbesitzer Wilsungen, übernimmt es, ihn bei Frau Malwine einzuführen, welche diese Begegnung anfangs ablehnt, weil sich bereits die galante Mythe jener Schwärmerei des Assessors für sie bemächtigt hat. Norbert erkrankt indeß, Wilsungen pflegt ihn; auch Malwine besucht ihn bisweilen in der Krankheit — ein Besuch, den uns der Autor zwar eingehend zu motiviren sucht, der aber gerade bei dem Charakter Malwine's etwas sehr Unwahrscheinliches und in der That Emancipirtes hat und den der Autor schon des Contrastes wegen hätte nicht mit aufführen sollen, weil seine andere Heldin in derartigen Besuchen, besonders nächtlichen, später Unglaubliches leistet. Norbert hat aus dem Bilde, mit welchem Wilsungen den erkrankten Freund nach der Genesung zu überraschen suchte, erkannt, daß diese Malwine nicht seine Dame mit dem vierblätterigen Klee ist. Gleichwol besucht er sie mit Wilsungen und sie erregt durch ihre Anmuth und Seelenschönheit seinen innigsten Antheil. Sie ist an einen kranken Mann verheirathet, der durch seine Krankheit vollkommen stumpfsinnig und verthiert geworden ist; doch sie pflegt ihn mit treuer Hingabe und öffnet ihr Herz keiner andern Neigung.

Damit ist die Situation des Romans gegeben; wir sind im voraus überzeugt, daß Norbert, dessen Herz für Malwine schlägt, auch das Kleeblattdämchen wiederfinden wird. Und so geschieht es in der That. Der Autor

hat inzwischen zur Verwandlung klingeln lassen. Wir befinden uns auf einer Insel in einem norddeutschen Seebade. Hier ist Malwine mit ihrem Gatten, hier findet sich auch das merkwürdige Mädchen ein, das den Namen Hulda von Merkenthin führt und unter Bewachung eines Drachens von Großmutter erscheint. Die erste Begegnung ist eigenthümlicher Art. Norbert ist in einem Kahn am Strande eingeschlafen; ein alter Windmüller, gegen den er seinen Freund Wilsungen vor Gericht siegreich vertheidigt hat, und Erwin, der junge Sohn Malwine's, der einen eigenthümlichen Haß gegen Norbert hegt, machen den Kahn los, sodaß er von der steigenden Flut ergriffen und in das Meer gerissen wird. Hier schwimmt er einem Dampfer entgegen, an dessen Bord sich Hulda mit ihrer ganzen Verwandtschaft befindet. Norbert, längst durch die Wogen des Meeres erweckt, entzieht sich mit Hülfe des Dampfschiffkapitäns mannhaft der drohenden Gefahr, mit seinem Kahn in der Enge des Fahrwassers von dem Steamer in den Grund gebohrt zu werden. Gerettet an den Bord des Dampfers, sieht er seine Traumgöttin wieder.

Bei Malwine fällt er bald darauf in Ungnade, weil er es ausspricht, daß er den Tod ihres Gatten wünscht und für kein Unglück halten würde. Dies empört ihr sittliches Gefühl; sie antwortet ablehnend auf seine Liebeswerbung. So wendet sich sein Herz der anmuthigen, nixenhaften Hulda zu, die ihn bald ganz in ihrem Bann umfängt. Bei einem nächtlichen Rendezvous läßt ihn die argwöhnisch Bewachte sogar durch das Fenster in ihr Parterrezimmer steigen, wo sie ihn wie ein neckischer Kobold im Dunkel umhuscht, ohne ihm die geringste Gunst zu gewähren. Sie gibt ihm Briefe an ihren Vormund, daß er dessen Einwilligung zu ihrer Ehe erhalte. Inzwischen ist Fritz Schönblatt gestorben. Norbert wohnt dem Begräbniß desselben in Berlin bei, verspätet sich bei seiner Reise zum Vormund um zwei Tage und kommt gerade zurecht zu einer andern Beerdigung, derjenigen des alten sonderbaren Vormunds — ein mit frischem, köstlichem Humor gezeichnetes Genrebild.

Eine eigenthümliche Nachtwandlerin diese Hulda! Um ihre begehrenswerthe Hand hat auch Wilsungen angehalten, dessen Gut in der Nähe des Seebades liegt; auch Wilsungen's Hauslehrer, Dr. Josias Duftschmied, bewirbt sich um dieselbe. Hulda weist Wilsungen ab, weil sie einen andern Mann liebe. Da erfährt sie von Norbert's Neigung für Malwine; die Nachricht vom Tode des Vormunds kommt dazu; rasch entschlossen opfert sie Norbert, und zu nächtiger Stunde begibt sie sich einsam auf Wilsungen's Schloß und wirft sich ihm in des Wortes verwegenster Bedeutung in die Arme. Und es wiederholen sich die nächtigen Liebesscenen mit unbedingter Hingebung. Was ein wohlerzogenes Töchterchen nicht für merkwürdige Dinge ausführen kann! Wenn nun aber der aufmerksame Leser als sicher annimmt, daß Wilsungen und Hulda ein Paar werden, so irrt er sich — er empfängt am Schluß des Romans die Verlobungskarten des Pfarrers Duftschmied und des Fräuleins Holle von Merkenthin, während der von Hulda verschmähte Norbert die Witwe Malwine heimführt, die ihm, kaum daß ihr Gatte unter der Erde ruht, jetzt ein offenes Geständniß ihrer Neigung macht.

Es ist wahr, diesen Frauen und Mädchen fehlt es etwas an Zartgefühl. Wie sich übrigens die überstürzte Katastrophe am Schluß des Romans gestaltet hat: das psychologisch weiter auszuführen, hält der Autor nicht für nöthig. „Die Geschichte eines Stubenschlüssels“ wäre als Ueberschrift der letzten Kapitel nicht unpassend; doch für die Motivirung der letzten Wendung im Gemüth der nixenartigen Hulda soll die Skizze genügen und der Leser aus Andeutungen und eigenen Mitteln das Fehlende ergänzen. Auch werden wir auf die Moral hingewiesen, daß dem willenskräftigen Duftschmied zu erreichen gelingt, was dem hin- und herschwankenden Norbert versagt bleibt. Doch zu einer solchen Bedeutung gleichsam als der Gegensatz des Helden wird Candidat Duftschmied erst am Schluß aufgedonnert, der gerade deshalb einen unbefriedigenden Eindruck macht. Für eine Gestalt, die eine Art von Karyatide des Grundgedankens ist, mußte der Autor überhaupt schon früher größere Theilnahme erwecken. Auch häuft sich gegen den Schluß das Barocke und Seltsame. Die alte Ulrike von Merkenthin ist ein wahrhaftes Ungeheuer, und wenn sie gegen den Schluß nicht blos einen Seehund, sondern auch den halbverrückten Windmüller eigenhändig erschießt, so richtet sie sich damit zu einer sagenhaften, in Seebädern sonst nicht gewöhnlichen Erscheinung auf.

Die Lebendigkeit der Schilderungen, gewürzt mit einem oft drolligen und knorrigen Humor, oft von poetischem Hauch durchweht, trägt uns über manche Seltsamkeiten und Grillenhaftigkeiten des Romans hinweg. Wir wollen zur Probe für den anmuthigen Schwung der Darstellung, welcher bisweilen die harten zackigen Linien eines barocken Humors unterbricht, die Stelle mittheilen, in welcher uns ein Seelengemälde der nixenhaften Hulda entrollt wird, gleichsam den Monolog, den sie selbst im Seebade hält. Der Maler Wilsungen, der das Zimmer seiner verstorbenen Frau wie ein Heiligthum hütet, will der bestrickenden Schönen, die ihm zu nächtiger Zeit das volle Glück der Liebe gewährt hat, diesen Schlüssel nicht ausliefern, nicht ihren Wunsch erfüllen, eine Nacht hindurch in diesem Heiligthum ruhen zu dürfen. Sie macht aber trotzig von der Erfüllung dieses Wunsches die Gewährung ihrer dauernden Liebe abhängig:

Wohl schalt sie sich selbst eine Thörin, die ein gewisses Glück hingab, weil ihr die Seligkeit nicht selig genug, das Gold nicht goldig genug war. Was kränkte sie der blendende Diamant in der Krone ihres Heils, weil irgendwo unfindbar tief unter der Erde ein noch kostbarerer Edelstein vergraben lag? Sie konnte bitterlich weinen, so weit in ihrer Leidenschaft geirrt zu sein, die Todte vor dem Witwer nur mit Namen berufen zu haben; sie fluchte dem wahnsinnigen Trotz ihres nächtlichen Begehrens, welchem Emmerich ja nicht willfahren konnte, ohne eine Vergangenheit zu entweihen, die ihm über alles Erlebte theuer und heilig war; sie fand sein Versagen recht und schön — und doch, sie wäre kein Weib gewesen, wenn sie in ihrer Leidenschaft nicht immer wieder auf das versagte Verlangen zurückgekommen wäre. Hatte sie sich etwas vorbehalten im Himmel und auf Erden, das sie Emmerich's Laune nicht jubelnd würde geopfert haben? Gab es ein Verbrechen, das sie nicht mit lachenden Händen begangen, wenn sein Wunsch es ihr zur Pflicht gemacht hätte? Sie wollte mit

ihm in ihrer Liebe wie auf meerumspültem Eiland leben, von allem Wahn, Erinnern und Gesetz getrennt, sich selbst Religion und Recht verleihen, dem einzigen Gotte zu Diensten, der ihr Herz mit holdem Wahnsinn begeisterte. Sie fühlte nur zu gut, daß außer dieser Liebe für sie kein wahres Leben mehr war. Und wie die schwärmende Mänade den geliebten Sänger zerriß, der ihr im Wahn nicht folgen wollte, so wollte sie zum Beweise der Liebe die Verleugnung seines eigenen Werthes und lieber ihr Glück vernichten, als einer Leidenschaft dienen, die nicht von ebenbürtiger Glut getragen und gesättigt wurde. Finster ward's vor ihren Sinnen, sie schwankte in Verzweiflung, und doch, aus blutrother Dämmerung über ihrer Seele blitzte zuweilen ein lichter Strahl, ein Strahl von Hoffnung. Hatte sie nicht schon einmal den Strengabweisenden durch den Gewaltstreich ihrer Liebe überlistet? dem Zürnenden wider Willen das Geständniß aus überwallendem Herzen geschmeichelt, daß kein lebendes Weib mehr über ihn Gewalt haben sollte, nur sie? Kein lebendes Weib! . . . War das nicht genug? Und doch, wozu die Heiligenverehrung, die Abgötterei mit langvermodertem Glück? — Aber konnte nicht auch hier durch List und klugen Willen die Leidenschaft den Zauber jenes Leichencultus zerbrechen? Sie sann und sann. Die müden Glieder tauchten ins Meer, die weißen Schultern blinkten nixenhaft in der Sonne. Wo seine brennenden Lippen geruht, koste die kühlende Welle; wo seine Finger das Haar durchwühlt, spielte die Flut, salzig wie bittere Thränen; in allumfassender Umarmung wiegte sie das Meer, die Mutter der Schönheit. Wusch die Welle wirklich die letzten Küsse von ihrer Schönheit? War es wirklich das letzte mal — wie wär's dann, unterzutauchen und Ullero's Wunsch zu genügen? Untergehen, aufhören zu athmen? O besser, als leben ohne ihn, ohne den Vollgehalt ihrer Wünsche. Sie lachte noch. Sie konnte nicht sterben. War's doch die übermüthige Lebenskraft, die in ekstatischem Verlangen herrschen wollte über jeder Empfindung des Geliebten, ihm alles sein oder nichts. Sterben? nicht doch, leben! leben und ringen und, wenn nicht triumphiren, rächen doch! Ja, eine Liebe wie die ihre, sie wollte ein Merkzeichen in seiner Seele hinterlassen, schmerzlich und groß. Konnte sie nicht die Verlorene vergessen machen, wollte Emmerich nur am höchsten schätzen, was er nicht mehr besaß, ei, er konnte auch sie verlieren und empfindlicher als durch den Tod. Vielleicht war dann der größere Schmerz auch die größere Liebe.

Aus Trotz heirathet die kleine Nixe den Candidaten Duftschmied.

Als eine charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Romanschriftstellers muß seine Vorliebe für Kinder, Hunde und Pferde angesehen werden. Der Knabe Erwin ist ein dramatischer Held, der in die Handlung eingreift und in seinem Trotz und seiner Reue mit psychologischer Wahrheit geschildert. Die Hunde auf Schloß Horst spielen zwar nicht eine so wichtige Rolle wie die Hunde in Freytag's „Verlorener Handschrift“; gleichwol hat der Autor ihnen manche Seite gewidmet, und dieser oder jener Hundekopf, wie derjenige des treuen Wolff, prägt sich doch mit seinen scharf gezeichneten Zügen unserer Phantasie ein.

Friedrich Spielhagen's Roman: „Was die Schwalbe sang“ (Nr. 2), hat ähnliche Vorzüge wie der Hans Hopfen's. Es weht eine frische Seeluft in demselben; die landschaftlichen Reize der Strandgegenden wie des Meeres in seiner Ruhe und wechselnden Bewegung sind mit feinsinnigem Naturgefühl geschildert. Der Held dieses Romans ist ebenfalls ein Maler wie Wilsungen in Hopfen's Roman, nur daß jener vorzugsweise Landschaftsmaler, dieser mehr Porträtmaler ist. Held Gotthold kommt von seinen Reisen nach dem Süden als ein gefeierter Künstler auf die baltische Insel und errettet dort, als ein moderner Perseus, eine in bösem Bann schmachtende Andromeda. Es ist dies eine Jugendgeliebte, und das Ungeheuer, das sie in solchem Bann hält, ein ihm schon auf der Schule feindlich gesinnter Mitschüler, der sich zu einem Sportsman ersten Ranges, zu einem ruinirten Gutsbesitzer und zu einem sehr unedeln Charakter fortentwickelt hat. Während der Gang der Handlung, im Gegensatz zu der spannungslosen Darstellungsweise in Auerbach's „Waldfried“, sich mit allmählicher Steigerung in spannender Weise fortentwickelt, treten in der zweiten Hälfte der Erzählung jene gewaltthätigen Katastrophen ein, ohne welche der moderne Roman nicht bestehen zu können scheint. Sie sind hier mehr sportsmännischer Art. Gotthold soll durch einen absichtlich hervorgerufenen Sturz mit dem Wagen in den Abgrund von seinem mit Recht eifersüchtigen Jugendfeinde und einem dienstbaren Helfershelfer desselben aus dem Wege geräumt werden. Doch der gütige Schutzgeist des Romans rettet den Helden vor dem Untergange. Sein Jugendfeind Brandow aber nimmt bei dem Wettrennen gerade durch die Bosheit jenes Helfers, der sein wildes Pferd zu Fall bringt, ein tragisches Ende.

Wenn wir die Grundstimmung des Romans bezeichnen wollten, so möchten wir sie eine lyrische nennen. Dies ist schon im Titel desselben ausgedrückt. Wer nach langer Abwesenheit an die Stätte seiner Jugend zurückkehrt, die Gesichter wieder erblickt, deren Züge sich mit der Erinnerung an die ersten Ereignisse seines Lebens verknüpft haben: dessen Gemüth, wenn es nicht stumpf geworden ist durch spätere Schicksale, wird in elegische Schwingungen versetzt werden; in leise zitternden Tönen wird mit dem Zurückgedenken an die Jugend auch des Lebens Flüchtigkeit die Seele mit Wehmuth erfüllen. Auch das Heimatsgefühl übt seine Rechte. Diesen Grundton schlägt Spielhagen bald am Anfang seiner Erzählung an:

Die Dorfstraße war leer, und die Schwalben hatten freie Bahn. Hinauf, hinab zogen sie pfeilschnellen Flugs, jetzt an der Erde hin, jetzt sich hebend in anmuthigem Bogen, geradeaus, im Zickzack, zirpend, zwitschernd, unermüdlich die langen Schwingen regend. Gotthold blieb stehen, rückte den Hut, den er vorhin tief hinabgezogen, aus der Stirn und schaute, in Gedanken versunken, den zierlichen Vögeln zu, die er von Kindheit auf immer so geliebt hatte. Und wie er so stand und schaute, wich der zornige Unmuth, welchen das Gespräch mit dem Pastor in seiner Seele wach gerufen, allmählich einer seltsamen Wehmuth. Was die Schwalbe sang, murmelte er. Ja, ja, noch klingt es im Dorfe wie einst. Ich glaubte es zu verstehen —, ich hatte es doch nur mit den Augen gelesen, nicht mit dem Herzen, mit dem Herzen des einsamen Mannes, der nach zehn Jahren zurückkehrt zu dem heiligen Raum seiner Jugendzeit, um zu finden, was ich hier gefunden: die schmerzlichste Erinnerung an das, „was mein einst war“. Hinauf und hinab zogen die Schwalben, dicht an der Erde hier, in hohen Bogen dort über einen beladenen Erntewagen, der aus einem Nebengäßchen auf die Hauptgasse lenkte und in der Thür einer Scheune verschwand. Wie heißt es doch, sagte Gotthold:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, die Thrä-

nen abzutrocknen, die ihm unaufhaltsam aus den Wimpern drangen, während ein wehmüthiges Lächeln um seine Lippen zuckte.

Und dieser Grundton zittert nun nach bis zu den grausamen Verwickelungen des Schlusses und über dieselben hinaus, um in einem Epilog noch einmal wie ein herrschendes musikalisches Motiv auszutönen. Oft klingt er leise, aber doch dem aufmerksamen Ohr vernehmlich, aus einer glänzenden Instrumentation schwunghafter Schilderung heraus, als deren Probe wir die folgende Stelle mittheilen: Gotthold sah von einem Hügel herab das Schloß, wo seine Jugendgeliebte wohnt:

Die Stunde des Mittags! In funkelndem Sonnenschein gebadet die Wipfel der Buchen, über die sein Blick in smaragdene Wiesen und goldene Kornfelder sich senkte — die Wiesen und Felder von Dollan, das wie ein stilles, sonniges Eden zwischen den schattenreichen, waldgekrönten Hügeln lag, die es von allen Seiten einschlossen. Und inmitten der Wiesen und Felder, auftauchend aus dem dunklern Grün der Gartenbäume, die strohgedeckten Dächer der Hofgebäude und das Ziegeldach des langen niedrigen Herrenhauses, in dessen Giebel er deutlich das kleine Fenster des Stübchens erkannte, das er, so oft er in Dollan war, zusammen mit Kurt bewohnte. Welche Erinnerungen dieses Fensterchen in ihm wach rief! und wie sein Blick daran gebannt war und sich kaum losmachen konnte, um rechts, wo sich die Hügel öffneten, in das blaue Meer hinauszuschweifen, auf welchem ferne weiße Segel wie Sterne erglänzten; oder links über die weite braune Heide, auf der die einsame Schmiede unter der uralten Eiche, dem einzigen Baum in der schattenlosen Oede, lag, deren Rand wiederum von höhern Waldhügeln überragt wurde, die das Bild nach der Landseite abschlossen. — Die Stunde des Mittags, die Stunde des großen Pan! Kein leisester Hauch in dem glanzvollen Aether, regungslos die blendend weißen Wolken an dem stahlblauen Himmelsgewölbe, regungslos die Wipfel der Bäume, regungslos selbst die blühenden Sträuche, ja die langen Halme der Gräser. Kein Laut in der unendlichen Stille; selbst die Cicade, die bisjetzt zwischen den Steinen des Hünengrabes geschwirrt hatte, schwieg, erschreckt vielleicht von der braunen Schlange, welche mit erhobenem Halse, die runden glänzenden Augen starr auf Gotthold gerichtet, wenige Schritte von ihm entfernt auf einem der Felsblöcke, den übrigen Theil des schuppigen Leibes in dichtem Heidekraut begraben, regungslos lag. Er hatte sie vorher nicht bemerkt, und betrachtete sie jetzt nicht ohne einen gewissen Schauder. War es doch, als ob die Erstarrung, in welche die Natur versunken war, wesenhaft geworden sei, als ob der Geist der Einsamkeit und Verlassenheit Gestalt angenommen. Wehe, wenn die Einsamkeit dort unten in dem Herrenhause mit dem verwilderten Garten, wenn die Verlassenheit in diesem von allem menschlichen Verkehr so weit entfernten Thale dich anstarren mit diesen grausamen kalten Augen! Wenn du hinaushorchst in die Stille nach einer lieben Menschenstimme, und nichts hörst als das siedende Blut in den Schläfen und das bange schwere Klopfen deines Herzens! Fort, Dämon, fort! Er hatte den Stab erhoben; die Schlange war verschwunden; er konnte, als er an den Felsen trat, wo sie gelegen haben mußte, nur noch eben die nickenden Blumen des Heidekrautes sehen, durch dessen dichtes Wurzelgeflecht sie fortgeschlüpft. Oder war es nur ein Bild seiner Phantasie gewesen? und was die Blumen nicken machte, der leise Hauch, der jetzt durch die heiße Luft spielte, und stärker und stärker wurde, sodaß ein Wispern und Flüstern rings um ihn her entstand, und es jetzt aus dem Walde hinter ihm, und jetzt in den Wipfeln unter ihm zu raunen begann, und endlich voll und kühl der Wind vom Meere her über die lechzende Erde rauschte?

Ein schönes Prosagedicht von einem funkelnden lyrischen Zauber — und an ähnlichen ist der kleine Roman reich.

Ueber diesen lyrischen Ergüssen ist indeß die Charakterzeichnung nicht vernachlässigt. Der Sportsman Brandow, der auch dem zögernden Schicksal die Sporen in die Seiten drückt, ist in der Mitte der pommerschen Centauren eine hervorragende dämonische Erscheinung und das Leben dieser sportlustigen Gutsherren ist in recht frischen, launigen Genrebildern gezeichnet. Die Dulderin Cäcilie ist in ihrem innern Kampf zart und psychologisch interessant dargestellt. Die kleinstädtischen Genrebilder sind ergötzlich, Kaufmann Wollnow und seine Gattin ein prächtiges Paar; doch wie von einem sagenhaften Hintergrunde hebt sich die Wikingergestalt des alten Ahnherrn im Stromhause ab mit seinen uralten verschollenen Geschichten.

Die Sensationsmotive gegen den Schluß hin sind in diesem Roman wie in demjenigen Hopfen's, wenn auch durch den Zeitgeschmack verlangt, doch etwas grelle Dissonanzen, ohne welche die künstlerische Harmonie reiner und voller austönen würde.

In beiden Romanen wird übrigens so viel und so wild geritten, daß man die moderne Kalliope zu sehen glaubt mit der Reitgerte und hoch das Roß tummelnd, als wenn sie zu Fuß nicht mehr zu imponiren verstände. Der Roman zu Pferde — nun, das hat etwas Stattliches! Aber es ist doch auch immer etwas Stallgeruch dabei, und wir wünschten nicht, daß die neuere Romandichtung sich ganz in dieser Atmosphäre ansiedelte.

„Ultimo" von Friedrich Spielhagen (Nr. 3) ist eine Erzählung, deren Verlauf ohne alle Sensationsmotive, ohne steeple-chase und halsbrechende Sprünge des Effects zu einem das Gemüth anmuthenden Abschluß führt. Zwar schwebt auch ein Selbstmord in der Luft; doch das Eingreifen eines weiblichen Schutzgeistes in die Handlung verhindert ihn. Aehnlich wie in Hopfen's Roman befindet sich hier der Held in einem bedenklichen Schwanken zwischen zwei Schönheiten, von denen die eine dem kleinbürgerlichen Stande, die andere der haute-finance angehört, und ebenso wenig wie Norbert Walram vermag Doctor Wild, als ein so interessanter Mann er uns auch geschildert wird, uns irgendwelche tiefere Theilnahme einzuflößen. Seine revolutionären Antecedentien zeigen ihn uns zwar in der Beleuchtung eines Helden, aber in der Geschichte selbst bewährt er nicht die geringste heldenhafte Gesinnung; er ist ein schlechter Finanzmann und ein schlechter Liebhaber. Desto liebenswürdiger erscheint die einfach herzliche Christiane, die mit raschem Entschluß und mit edler Aufopferung sich den ungetreuen Freund zurückerobert. Die Spannung ist in der einfachen Erzählung bis gegen den Schluß hin gewahrt. Auch finden sich allerliebste Genrebilder, die nur hin und wieder ins Triviale übergehen. Herr Kempe und Herr Kreppelmann sind Gestalten, die bedenklich in jene kleinbürgerliche Hausbackenheit hinüberschwanken, wo der Humor und die Poesie aufhören. In stilistischer Hinsicht sind die Erzählungen und Romane von Spielhagen durchaus mustergültig — und dies ist kein geringes Lob in einer Zeit, in welcher der nachlässige und holprige Stil, die barocke Eigenheit, die forcirte Unart auch den bessern Werken oft den klaren Fluß der Darstellung rauben.

Rudolf Gottschall.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 30.)

9. Dido. Tragödie in fünf Acten von Agnes le Grave. Berlin, Denicke. 1874. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieses den Manen des berühmten Philologen und Alterthumsforschers August Boeckh gewidmete, in Trimetern gedichtete Werk erscheint als Nachahmung antiker Muster nicht ohne Werth. Es athmet den Geist einer natürlichen Anmuth und Größe, einer edeln Einfachheit und Wahrhaftigkeit, ist aber dramatisch von nur geringer Spannung und schwacher Wirkung.

Dido verliert ihren Gatten Sichäus, den ihr eigener Bruder Pygmalion ermorden läßt, weil er lüstern nach seiner Macht und seinen Schätzen ist. Sie flieht von Tyrus nach Afrika, wo sie Karthago gründet und beherrscht. Hier begehrt Jarbas, Fürst von Mauretanien, sie zur Frau, aber auch Ethbaal, ein Vertrauter des Pygmalion und zugleich ein hartgesottener Bösewicht, der ihr gefolgt ist, trachtet auf hinterlistige und gewaltsame Weise in ihren Besitz zu gelangen. Sie aber schenkt trotz ihres den Göttern gegebenen Gelübdes, nie wieder einem Manne sich zu eigen zu geben, ihr Herz an den von Troja geflüchteten Aeneas, der jedoch sie verläßt, um nach dem Gebot der Götter in Italien sein Reich zu gründen. Während Jarbas und Ethbaal um die von ihnen so heiß Begehrte kämpfen und letzterer erliegt, stürzt sich Dido ins Meer, „Zeus zur Sühne und um Sichäus zu rächen".

Die Dichterin erzählt in ihrer Widmung, daß der edle Boeckh dieses Werk „geliebt"; und daß es dieser Liebe nicht unwerth, wird gern einzugestehen sein. Der Trimeter, den die Verfasserin in einem Vorwort besonders in Schutz nimmt und welchen sie in der That mit Geschick und nicht ohne Geschmack zu handhaben versteht, fließt harmonisch und nicht ohne ein gewisses erhabenes und kräftiges Pathos dahin. Die Charakteristik ist nicht hervorragend, aber doch derart vorhanden, daß sich ein klares Bild der verschiedenen Figuren ergibt. Bis hierher ist Agnes le Grave den classischen Vorbildern gefolgt; in der Ausführung der Handlung ist sie von denselben theilweise und nicht zum Vortheil der Sache abgewichen, denn dieselbe bleibt nicht einheitlich, sondern theilt sich und erhält Unterbrechungen und Zwischenräume. Eigentliche Conflicte, eine Steigerung des tragischen Ausdrucks und Inhalts ergeben sich nicht, ebenso wenig wie eine recht ergreifende Wirkung. Schließlich steht die Arbeit doch den griechischen Tragödien an Mächtigkeit und Ruhe bedeutend nach.

10. Tiberius. Trauerspiel in fünf Acten von F. O. Colans. Rostock, Kuhn. 1873. 8. 24 Ngr.

Dieses Trauerspiel, obschon als solches in keiner Weise hervorragend, darf doch durchaus nicht mit den gewöhnlichen Erzeugnissen der dramatischen Muse zusammengestellt werden. Weder bedeutend in der Sprache noch in der ganzen Ausgestaltung seines Inhalts, ragt es doch einigermaßen durch seine Grundidee und eine gewisse Kühnheit in der Auffassung und Durchführung der geschichtlichen Verhältnisse und Charaktere hervor.

Man erkennt sofort, daß der Verfasser ernstliche Studien gemacht und sowol mit Fleiß als Verständniß seine Forschungen zu benutzen verstanden hat. Sein Drama gibt ein Bild des alten Rom zur Zeit des Tiberius. In Bezug auf den letztern hat unser Autor sich auf Seite derjenigen Schriftsteller gestellt, welche diesen Kaiser in gemildertem Lichte und menschlicher darstellen, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt. Nach dem bekannten Grundsatze, daß alles verstehen, alles verzeihen heißt, bemüht sich F. O. Colans, uns die Ursachen und Umstände klarzulegen, durch welche die Seele und das Gemüth dieses „vollendeten Tyrannen", wie man ihn genannt hat, zur äußersten Grausamkeit und Hinterlist bewogen und gebildet wurden. Ein Haupthebel bei dieser Bildung und Bewegung ist Aelius Sejanus, jener Ritter und Präfect der kaiserlichen Garden, der historisch im häßlichsten Andenken steht. Ein schwarzer, hartgesottener Bösewicht, der katzenbuckelnd vor dem Cäsar kriecht, ihm schmeichelt und die größte Unterthänigkeit heuchelt, geht er heimlich darauf aus, denselben in seiner Macht und in seinem Ansehen zu untergraben, um sich endlich selbst an seine Stelle zu setzen. Er verdächtigt alle Verwandten und Angehörigen des Kaisers bei diesem und veranlaßt ihn, einen nach dem andern tödten zu lassen. Livia, die Witwe des Drusus, eines Sohnes des Kaisers aus erster Ehe, den er hat vergiften lassen, weiß er sich geneigt zu machen, und mit ihr im Bunde geht er darauf aus, Tiberius selbst zu ermorden und sich die Krone aufzusetzen. Allein im letzten Augenblick seiner satanisch angelegten und sich entwickelnden Ränke wird er das Opfer eines Vertrauten, der, zum Cäsar übertretend, diesem das ganze Gewebe der höllischen Künste entdeckt, mit dem Sejan ihn verrätherisch umwoben. Sein Untergang und Tod endigen das Stück, welches sich bestrebt, ein möglichst anschauliches Bild von den Schrecken und Greueln des zerfallenden Rom zu geben. Ueberall erblicken wir Lüge, Laster, Gift und Mord. Kaum daß sich irgendwo eine reine und lichte Regung des menschlichen Herzens wahrnehmen läßt; vorwiegend ist alles dunkel und Nacht. Der Eindruck der Arbeit kann daher selbstverständlich kein erquicklicher sein; aber er ist ebenso wenig ein mächtiger und eindrucksvoller, weil es der Erfindung und Ausführung des Dramas an aller Größe und imponirenden Genialität gebricht. Einen Gegenstand und Vorwurf wie den in Rede stehenden von Bedeutung und Erfolg zu machen, bedarf es einer gestaltenden Kraft von ungleich erhabenerm Geist und Fluge, als die ist, über welche unser Dichter zu verfügen hat. Es fehlen ihr zunächst die Gaben überraschender, packender Züge, großer gedankenzündender Einfälle, markiger Sprache. Ein Christian Grabbe, ein Georg Büchner wären die Männer für diesen Stoff gewesen, der einer durchaus ungewöhnlichen Auffassung und Austragung benöthigt ist, um epochemachend werden zu

können. Der Athem und Hauch einer ursprünglich und gewaltig angelegten dichterischen Begabung ist unerlaßlich, wo es gilt, in die Tiefen und Räthsel der Geschichte wie der menschlichen Natur hinabzusteigen, um sie vor dem staunenden Blicke der Zuschauer erklärend und verständigend aufzudecken. Man muß etwas von Schiller's Talent, wie es in den „Räubern" vorliegt, besitzen, um einer Aufgabe gewachsen zu sein, wie F. O. Colans sich dieselbe in seinem „Tiberius" gesetzt. Daran gebricht es ihm nun freilich; immerhin aber verdient der Muth Beachtung, den er durch Aufnahme eines solchen Stoffs zu Tage gelegt. Sein Werk steigt damit jedenfalls über das Niveau der Alltäglichkeit bis zu einem gewissen Grade hinaus, wenn freilich auch die Sprache meist nüchtern und trocken, ja zuweilen unzutreffend und trivial wird, wie etwa in den Versen:

Dein Wort
Klingt gut — gleich wie der Apfelsinenkern
Von süßem, saft'gem Fleisch umgeben ist....

Schnell springt aus Morgennebeln
Der Sonne blender Strahl hinauf zum Aether u. s. w.

Nirgends gelangt wahrhaft erschütterndes Leben zum dramatischen Ausdruck. Die Anlage ist umständlich und ergeht sich in zu vereinzelten Anläufen, denen die Vereinigung in einem rechten Hauptmomente fehlt. Drusus, Livia, Julia, Nero, Julia Augusta und Agrippina, kurz das ganze kaiserliche Haus, treten zu langsam und in gar zu sehr vertheilten Gruppen in die Handlung ein. Die Heimtücke und Verschwörung des Sejan spielt sich zwar in entsetzenvollen, aber dabei doch in zu wenig effectvollen Zügen aus. Auch seine endliche Entlarvung und Verurtheilung bringt keine recht durchschlagende Katastrophe ins Spiel. Der Tod des Drusus, der Schmerz der Agrippina bieten interessante Auftritte, aber leider keine tief und innerst erschütternden Momente — kurz: das Trauerspiel, wie anziehend und fesselnd immer, erreicht doch nirgends ein wahrhaft großartiges und mächtiges Ansehen.

11. Ulrich von Hutten. Ein dramatisches Gemälde deutscher Vergangenheit in fünf Aufzügen von Karl Oskar Teuber. Prag, Calve. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieser Dichtung wollte, wie er in seinem Vorwort sagt, „kein Kunstwerk bieten, sondern ein kräftiges Wort in alle Gaue des Vaterlandes schleudern, um damit aufzurütteln gegen die alten Feinde des Lichts, der Wahrheit und Freiheit".

Daß ihm diese Absicht vollauf gelungen, läßt sich nicht gerade behaupten. Wenigstens das „kräftige Wort" will uns nicht allzu wuchtig und hinreißender Art bedünken. Was Hutten und andere Freunde der Aufklärung und des fortschreitenden Zeitgeistes in der vorliegenden dramatischen Schöpfung aussprechen und declamatorisch zum besten geben, kann weder für neu noch irgendwie für bedeutsam und großartig erklärt werden. Es sind so ziemlich die alten landläufigen Redensarten, wenn Hutten z. B. gleich im ersten Acte sagt:

Die Hand ans Herz, ich habe recht,
Das Heilige Reich ist morsch und schlecht,
Die deutsche Kraft, wie man's genannt,
Sie hat uns Deutschen den Rücken gewandt,
Die Lüge ist da, die Wahrheit davon,
Dem Redlichen spricht man Spott und Hohn!
Gestorben ist Recht und ist Gesetz;
Des Aberglaubens dunkel Netz
Hüllt ein die deutsche Nation:
Der Kaiser sitzt auf seinem Thron,
Zur Hand das Scepter, am Haupt die Kron',
Und denkt mit keinem winzigen Wort
Ans kranke Volk; an allem Ort
Der Ritter thut, was ihm gefällt,
Der Krämer dient dem blinden Geld.
O Jammer, wie sieht's mit der Kirche aus:
Es ist ein Elend, es ist ein Graus,
Der Pfaff' ist Herrscher in Hof und Haus,
Schleppt Geld und Ehre zum Lande hinaus;
Im Kloster thut sich das Mönchlein gut,
Indeß der Bauer verschmachten thut,
Die schert nicht Beicht' und Hora und Meß',
Nicht Cölibat und Weih' und Profeß —
Wer trinken kann im Heil'genschein,
Der muß Prälat und Bischof sein;
Die Lehre Christi, so mild, so rein,
Sie kehren sie uns zu leerem Schein,
Sie lehren den Glauben und glauben nicht,
Sie lehren die Tugend und thun sie nicht;
Der große gewaltige Judensohn,
Der lehrte, am Haupt der Weisheit Kron',
Der trieb die jüdische Nacht davon,
Der ist für der Wahrheit edel Verlangen
Auf Golgatha am Kreuze gehangen.
Und seine Schüler hangen am Wort,
Sie werfen den Kern, den goldnen, fort,
Sein Name nur ist es, der sie ziert,
Der Teufel, der ihre Seele regiert.
Und hier im deutschen Vaterland
Herrscht jenes Heuchlerkönigs Hand:
Der Bischof von Rom, hier waltet er —
Beim ewigen Gott, nicht leid' ich's mehr!

Diese alten, landläufigen Redensarten haben allerdings noch immer ihr Zutreffendes und Richtiges, allein, um sie gewaltig und hinreißend in einer neuen dramatischen Dichtung zu machen, müßten sie ein kühneres, packenderes Gepräge, mehr erhabenen Schwung und Fluß erhalten haben. Die Verse sind weder ihrem Inhalt noch ihrer Form nach der Art, daß sie eine zündende Wirkung hervorzubringen und dem vermessenen Wahlspruch Hutten's: „Ich hab's gewagt", einigermaßen entsprechend wären. Sie sind keine Brandfackeln der modernen Intelligenz, die ins chaotisch ringende Bewußtsein unserer Zeit geworfen erscheinen. Der große Kampf unserer Tage, in welchem der mittelalterliche Streit zwischen Kirche und Staat zum Austrag gebracht sein will, erfordert in einem Drama mehr Schlagkraft, mehr Eigenartigkeit des Stils und der Conception, wenn dasselbe von irgendeiner Wichtigkeit werden soll. Der „Ulrich von Hutten" Karl Oskar Teuber's reicht jedenfalls an die Größe und Bedeutung dieses Kampfes nicht hinan, sondern steht weit hinter ihm zurück. Er faßt die Bewegung des Moments gleichsam nur am nachschleifenden Mantelzipfel und läßt sich von diesem mit fortziehen. Von einem genialen Durchdringen, Ergreifen, Gestalten und Vergegenwärtigen des anziehenden Mannes und seiner Zeit ist keine Rede. Dies „dramatische Gemälde deutscher Vergangenheit" ist zwar keineswegs schlecht oder verwerflich, aber freilich auch durchaus weder von erschütternder Mächtigkeit noch un-

bestreitbarem Werthe. Es ist eben ohne jeden überwältigenden, unwiderstehlichen Sturm und Drang des Geistes, ohne allen durchschlagenden Ausdruck sowol der Handlung als der Charaktere, namentlich aber auch ohne die zu wünschende und durch nichts zu ersetzende Höhe der leitenden Tendenz.

Im ersten Acte sehen wir ein nicht allzu packendes Gemälde der Ablaßkrämerei entrollt. Man streitet über Luther, über das Papstthum:

Jörg.
Ein wack'rer Herr! (Der Luther.)
Mönch.
O Teufelsbraten!
Einige.
Es lebe der Luther!
Andere.
Er soll misrathen!

Letzteres ein sehr ungeschicktes Wort, das allzu deutlich nur die Sorge um den Reim zu Tage legt.

Dann finden wir Hutten im Hause des mainzer Bürgers Köhler, wo er das von uns schon angezogene Selbstgespräch hält, sich dann mit Elsbeth, der Tochter seines Wirths, gegen dessen Willen verlobt und, als er von Frowin von Huttenhausen vernimmt, daß Luther offen und ehrlich mit seinen Thesen gegen das Papstthum aufgetreten, sich entschließt, auch seinerseits Farbe zu bekennen.

Das geschieht dann im zweiten Act im Consistorium zu Mainz, wo er vor Albrecht von Brandenburg, seinem Gönner und Beschützer, vor dem römischen Cardinallegaten, vor Jakob von Hoogstraten, dem berüchtigten Ketzermeister von Köln, vor Bischöfen, Aebten, Priorn, Domherren, Mönchen, kurz vor dem ganzen geistlichen Generalstabe der römischen Kirche mit seiner Kriegserklärung hervortritt. Hierauf zieht er mit Elsbeth und seinen Freunden von dannen.

Im dritten Acte ist Hutten auf seinem Stammschlosse Steckelberg, wo er erst Vater und Mutter mit seinem gewagten Schritte auszusöhnen hat; dann führt uns der Dichter unter die Sickingen'schen Landsknechte, die ein lustiges Leben führen, würfeln, bechern und singen, bis ein Haufen derselben den Prior Hoogstraten herbeischleppt, den Hutten und Sickingen eben tödten lassen wollen, als Luther, der vom Reichstage zu Worms kommt, dazwischentritt und für ihn um Gnade bittet. Nachdem der Fanatiker prahlend davongegangen, treten Luther, Hutten und Sickingen zusammen, um sich feierlich zum Bunde des Lichts zu verbinden. Hierbei führt natürlich Hutten das große Wort und sagt unter anderm:

So wach' denn auf, du edle Freiheit,
Zerbrich des Sklavenzwingers Thor,
Erraffe dich, erhabne Neuheit, (!)
Aus unserm Bunde brich hervor!
Alea jacta est! Wir werden's wagen,
Die Eulen in ihre Nester zu jagen,
Den altersmorschen Bau zu zerschlagen;
Zerschmettern wollen wir den Wahn,
Die Wahrheit treiben himmelan,
Der Morgen, der himmlische Morgen tagt:
Ich hab's begonnen — ich hab's gewagt!
Die Sonne am ewigen Himmelsgezelt
Begrüßt die neue, gebesserte Welt!
Ja, eine Lust ist es, zu leben,
Es rafft empor sich Sinn und Geist,
Der Nacht sich der segnende Morgen entreißt.
Der Schein hat seine Geltung verloren,
Das Wesen ist aus dem Scheine geboren,
Die Lüge ist unter die Teufel gejagt,
O jubelt, ihr Welten — wir haben's gewagt!
Die Wissenschaft lebt, es lacht die Kunst,
Uns lächelt des heiligen Himmels Gunst u. s. w.

Diese Verse lassen sich hören und lesen, ohne daß sie indeß etwas Besonderes böten. Manches darin ist sogar äußerst unklar, wie z. B.: „Die Wahrheit treiben himmelan." Sie soll doch gerade auf Erden zur Geltung kommen durch den neuen Bund der Geister.

Im vierten Aufzuge ist Sickingen eifrig bestrebt, seine Plane ins Leben zu rufen, ohne daß man indeß über diese Plane recht ins Reine käme. In einem kurzen Selbstgespräch meint er schließlich:

Warum bin ich, der stärkste Mann
Im Reich, mit meiner Rittermacht
Nicht werth, ein Fürst, ein Herr zu sein?
Ich will's, ich werd's, ich muß es sein!

Der Astrolog Haßfurth verkündet diesem Ehrgeiz und verwegenem Muthe kein gutes Ende und auch Hutten warnt:

Dir aber, Franz, bekenne dir's,
Dir schwellt der Ehrgeiz deine Brust,
An Lorber und Scepter die eitle Lust,
Die Freiheit willst du für dich allein,
Den andern soll Almosen sie sein.

Hier liegt also die tragische Schuld Sickingen's, die seinen Untergang veranlaßt. Er will nicht sowol für die Sache, für die Freiheit und den Glauben das Schwert führen, sondern für seinen eigenen Ruhm, für die Erhöhung und den Glanz seines Ansehens. Das scheidet ihn von Hutten, der sich schmerzlich von ihm lossagt, aber trotzdem mit Sickingen zusammen mit Reichsacht und Bann belegt wird.

Hutten heirathet seine Elsbeth und zieht dann in die Schweiz, wo er in der fünften Abtheilung des Stücks in Noth und Elend stirbt, während Sickingen vor der erstürmten Feste Landstuhl den Tod des zwar besiegten, aber tapfern Kriegers findet. Das Ende beider Helden ist nicht ohne alle theatralische Wirkung, aber ihr ganzes Handeln und Unternehmen nicht derart spannend und klar dramatisch in Scene gesetzt, daß sich daraus eine Handlung von steigendem Reize und eine Katastrophe von wahrhaft ergreifendem Werthe zu ergeben vermöchte. Gerade Hutten, der Titelheld, fällt eigentlich auf der Höhe des Stücks aus diesem heraus, nachdem er schon vorher, als er sich von Sickingen lossagt, sozusagen tragisch abgedankt hat. Es gebricht an einem eigentlich stichhaltigen und Erfolg bringenden Conflicte.

Wie im Aufbau, so ist das Drama auch in der Versification nicht ohne Fehler und Schwächen. Wir finden Verse wie die folgenden:

Meinte, so arg wär' das Ding
Nicht, die Sache sei gering. —

Viel Sünden, drum viel Ablaß, und
Das macht ein nettes Sümmlein rund.

Wir reihen hier gleich einen andern Hutten an:

12. Ulrich von Hutten. Ein dramatisches Gedicht von **Julius Vargha**. Berlin, Mittler u. Sohn. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese in lateinischen Lettern zu Mailand gedruckte und dem deutschen Kronprinzen gewidmete Dichtung ist, wie eine Anmerkung unter dem Personenverzeichniß besagt, für zwei Theaterabende derart angelegt, daß die zwei ersten Acte den ersten, die drei andern den zweiten Theil für eine Darstellung zu bilden hätten, wenn eine solche je beabsichtigt werden sollte, was wir indeß bezweifeln, da sie uns dafür wenig oder gar nicht geeignet erscheint. Das Werk ist eine auf sorgsamen historischen Studien begründete Arbeit, eine Arbeit, die von ebenso viel Begeisterung für den Helden und seine Sache als von ernstem Geist und würdigem Streben zeugt, aber dabei leider alle Regeln der dramatischen Technik so sehr außer Acht läßt, daß von einem eigentlichen Bühnenstück nicht wohl die Rede sein kann. Die Auslassungen der einzelnen Personen entbehren aller Knappheit und arten geradezu in Abhandlungen in Dialogenform aus. Die Gespräche sind geschichtliche oder politische Controversen und Dispute, die mit achtunggebietender Gründlichkeit durchgeführt werden, aber natürlich Leser und Hörer an dieser Stelle ermüden, weil sie allerdings über Zeit und Menschen bedeutsame Aufklärungen geben, aber zu wenig Bewegung in die Handlung bringen, um für diese irgendeine Spannung oder Theilnahme erwecken zu können. Die umfangreichen, fast halbe Stunden dauernden Auftritte sind gleichsam historische Bilder, d. h. Momente aus der Geschichte, die nicht ohne eine gewisse Großartigkeit aufgefaßt und gestellt erscheinen, aber zu unbeweglich und veränderungslos sind und ihre Bedeutung zu sehr blos im Redestrom suchen, um von irgendwelcher theatralischer Wirkung werden zu können. Hutten, Sickingen, Cardinal Aleander, Erasmus von Rotterdam, Crotus Rubianus und die sonst auftretenden Personen sind mit psychologischer Feinheit und nicht gewöhnlichem Geschick gezeichnet und behandelt. Auch der Vers, wenn freilich zuweilen gezwungen und nicht ganz ohne Gewaltsamkeit gehandhabt, läßt Schwung erkennen und auf eine Innerlichkeit schließen, die nicht ohne Bedeutung ist. Ja an einzelnen Stellen bricht eine Empfindung durch, die wahrhaft erwärmt, wie auch immerhin einzelne Scenen ein echt dramatisches Leben wenigstens ahnen lassen. So entbehrt z. B. der Handstreich, welchen der junge Sickingen, Eppendorf und Kurd unter Hutten's Anleitung in der Köhlerhütte im Walde zwischen der Ebernburg und Kreuznach gegen Aleander und Glapion ausführen, nicht des Reizes kecker Ritterlaune und volksthümlichen Wesens. Auch die Noth, welche Sickingen und die Seinen im Lager vor Trient durchzumachen haben, ist bis zu einem gewissen Grade ergreifend und von großem tragischen Ausdruck. Ebenso der Tod Hutten's.

Im allgemeinen aber darf das Gedicht als vorwiegend mehr epischer als dramatischer Natur bezeichnet werden, beseelt von einem Geiste, dem allerdings etwas Fremdes, doch zugleich ein edler und liebenswürdig idealistischer Zug innewohnt.

13. Schön-Rotraut. Schauspiel in zwei Aufzügen. Leipzig 1872.

Ein artiges, etwas dilettantenhaft ausgeführtes romantisches Drama mit possenhaftem Anfluge, das in der Zeit zwischen dem ersten und zweiten Schlesischen Kriege spielt und eine ziemlich abenteuerliche Handlung nicht ohne alle Anmuth, aber doch nur zutastend und unsicher zum dramatischen Austrag bringt. Ein alter Graf von Pinkenburg, der auf seiner Besitzung gern den Potentaten spielt und, wenn er seine Staatsperrüke aufgesetzt hat, von seinen Untergebenen als solcher behandelt zu werden verlangt, besitzt eine einzige Tochter, die sein Augapfel ist und welche es liebt, in Männerkleidern umherzustreifen und den Junker zu spielen. Als Junker verkleidet, ist sie in eine Schlucht gefallen und von einem armen jungen Burschen gerettet worden, der ein Unterkommen suchend umherzieht. Er verliebt sich in Rotraut und Rotraut in ihn; die bekannte liebliche Romanze von Eduard Mörike: „Schön-Rotraut", die Walter singt, verhilft ihren gegenseitigen Gefühlen zum Durchbruch. Aber sie ist eine reiche Gräfin, er ein armer Schlucker; sie sehen ein, daß sie für einander nicht passen und scheiden müssen. Ihren Abschied belauscht Chevalier Orlowsky, ein ehemaliger Kammerdiener des Grafen Hodiß, der diesen bestohlen und sich dann aus dem Staube gemacht hat, hier bei dem reichen Grafen nun aber den französischen Hofcavalier und Bewerber um Rotraut spielt. Er hat nichts Eiligeres zu thun, als dem Vater das Abenteuer der Tochter zu hinterbringen, und dieser, darüber empört, übergibt Orlowsky das einzige Kind, um es in ein Kloster zu bringen. Auf dem Wege dahin versucht der Nichtswürdige Rotraut gewaltsam zu entführen; allein im entscheidenden Augenblicke erscheint Walter, um die Geliebte zu retten. Dem herbeieilenden Grafen entdeckt sich nun durch ein Amulet, das Walter auf der Brust trägt und welches eine Kugel des schändlichen Betrügers aufgefangen, daß er der Sohn eines ältern Bruders ist, den ein anderer Bruder, um ihn aus dem Wege zu schaffen und sich selbst zum Erben der reichen Güter zu machen, einst einer Zigeunerin übergeben. Er wird natürlich jetzt Schön-Rotraut's Gatte, während der Chevalier voraussichtlich den Werbern Friedrich's des Großen und damit zugleich seiner Bestrafung in die Arme läuft. Ein Sturm im Glase Wasser, d. h. ein Krieg zwischen dem Gute Pinkenburg und dem Nachbargute Strehlen bildet eine etwas burleske, dabei ziemlich matte Episode in dem Stücke, das zwar nicht feinen poetischen Sinn, aber im Grunde dramatisches Leben, gesunde Fülle und drastische Frische des Wesens vermissen läßt. Die ganze Arbeit ist eine nicht unliebenswürdige, doch in zu verschwommenen Zügen ausgeführte Skizze.

14. Die Tochter des Diaios. Dramatisches Gedicht in fünf Acten von **C. Hepp**. Berlin, W. Müller. 1873. 8. 20 Ngr.

Dieses Drama ist eine von denjenigen Arbeiten, die feine Bildung und edeln Sinn, aber wenig durchgreifendes Talent für die Bühne bekunden. Handlung und Charakteristik sind ohne klare Zeichnung, verschwommen in den Umrissen, matt und blaß im Ausdruck. Nirgends

kommt ein voller Affect, eine packende Katastrophe zur Erscheinung; überall zeigt sich ein unsicheres, ängstliches Zutasten, ein Agiren gleichsam mit zwei linken Händen. Das Stück bietet nichts Widerwärtiges, Häßliches oder Lächerliches, aber auch nichts Zündendes, wahrhaft Ergreifendes oder Hinreißendes. Es erscheint uns wie ein fremder, bleicher Schatten, der zwar die Sehnsucht lebendig zu wirken offenbart, aber diese Wirkung selbst keineswegs erreicht. Er vergeht wie in Nebel und Wolken, ohne je zur realen Erscheinung zu werden. Die ganze Tragödie ist gleichsam nur ein dramatisches Schattenspiel an der Wand, wie die kurze Angabe des Inhalts beweisen mag.

Diaios, Strateg des Achäischen Bundes und Herrscher zu Korinth, zieht 146 v. Chr. in den Krieg gegen die vordrängenden, eroberungssüchtigen Römer. Er läßt zu Hause eine Tochter, Aspasia, die von griechischen Jünglingen und darunter von zwei Freunden, Kasander und Agathon, umworben wird. Die beiden letztern folgen Diaios in den Kampf und bringen aus den ersten Gefechten einen gefangenen Römer, Pollio, heim, in den sich Aspasia verliebt. Kasander fällt später auf dem Felde der Ehre, und Agathon gibt sich selbst den Tod, als er erfährt, daß seine Angebetete, die er dem Freunde, aber nie dem Landesfeinde gönnt, ihr Herz dem letztern geschenkt. Ueberhaupt unterliegen die Griechen den Römern, was Diaios bewegt, den Giftbecher zu trinken, den schließlich auch Aspasia wählt, als sie vernimmt, daß der Sieger Mummius sie auf seinem Triumphzuge in Rom mit aufführen will. Pollio hat sie schon früher freiwillig entsagt. Sie ruft sterbend dem römischen Feldherrn zu:

Du konntest uns
Zertreten, doch zerstören nicht, denn sicher
Des Dankes aller Zeiten ist die Größe,
Die sich der Schönheit Schwester nennen durfte.
Auch Rom wird sterben, auf dem Todtenhügel
Von Hellas wird es sich das Grab bereiten,
Und seiner Schwerter Klirren wird verhallt sein,
Wenn unsre Lyra noch den Enkeln tönt.
Ich harre dessen.

Der Gegensatz von Hellas und Rom geht durch das ganze Stück, ohne indeß zu scharfer und dramatisch erfolgreicher Ausprägung zu kommen. Auch dieser Grundzug der Dichtung bleibt ausdruckslos und ohne irgendwie von Bedeutung zu werden. Dasselbe gilt von Diaios und seinem Untergange, der nicht durch eigene tragische Schuld des Helden, sondern als Opfer der brutalen Gewalt oder auf Rechnung der Schuld seiner Tochter erfolgt. Griechenlands Fall und Roms Sieg erklären sich überhaupt zu wenig in der Dichtung, deren Vers wol mitunter Leichtigkeit und Anmuth, nirgends aber einen imposanten Inhalt, mächtige Gedanken und erhabenen Schwung gewinnt. Er läßt kühl und nüchtern. Wenn der verblutende Agathon ruft:

Und alle Schatten werden lachen, wenn
Sie hören, wie ein Weib uns zwei betrog;
Sie werden lachen, daß die Erde bebt —

so klingt das sogar etwas stark trivial.

15. Nitetis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Mit freier Benutzung eines Romans des Georg Ebers von Alfred Lindolf. Hannover, Helwing. 1873. 8. 1 Thlr.

Auch dieses Drama gehört zu jenen gefeilten Arbeiten, die zwar einen freundlichen, aber keineswegs einen bedeutenden Eindruck machen. Die Handlung ist einfach, sich maßvoll entrollend, die Sprache glatt und gefällig, die Gestaltung anmuthig im Ausdruck des Charakters und Wesens. Da jedoch große und irgendwie mächtige Züge nirgends zum Vorschein kommen und dem Werke dadurch jeder besondere und eigenthümliche Reiz gebricht, so kann man nicht umhin, dasselbe in die Zahl jener artigen Mittelmäßigkeiten einzureihen, die weder verletzen noch anziehen.

Es behandelt Nitetis, die Tochter des Königs Amasis von Aegypten, welche der König Kambyses von Persien durch seinen Bruder Bartha und seinen Vertrauten Krösus aus ihrer Heimat in sein Land hat holen lassen, um sich mit ihr feierlich zu vermählen. Das Stück beginnt mit dem Einzuge der Braut in Babylon, vor dessen Thoren ihr erlauchter Bräutigam sie entzückt begrüßt. Bartha hat einen ruhigen Augenblick vor diesem Einzuge benutzt, um Krösus seine Liebe zu Sappho, einer Kaufmannstochter, zu bekennen, ein Bekenntniß, das er sich scheut, seinem königlichen Bruder zu machen, von dem er sagt:

Sein Stolz ist größer als die Liebe,
Die er dem Bruder zögernd zugesteht.
Er fühlt als Sohn des Cyrus sich so groß
Und ist sich seiner Hoheit so bewußt,
Daß alles eher ich von ihm verlangte
Als die Gewährung dieser einen Bitte —

nämlich die Bitte: Sappho sein nennen zu dürfen.

Im zweiten Acte ist Nitetis im königlichen Palaste der persischen Hauptstadt eingeführt und der blinden Mutter des Königs vorgestellt; wie alle andern Frauen des persischen Gebieters soll auch sie dem obersten Wächter des Frauenhauses untergeben werden; allein Nitetis verhindert dies, indem sie dem Könige Folgendes vorhält:

Gestatte, daß ich nur von dir allein
Befehle zu empfangen haben werde,
Ich bin von königlichem Stamm wie du!
Derselbe Stolz, der dir im Auge leuchtet,
Er lodert mächtig auch in meiner Brust,
Es widersteht mir, um die Gunst zu buhlen
Des Sklaven meines fürstlichen Gebieters
Und seinem Wort gehorsam mich zu zeigen.

Kambyses billigt ihr Gesuch und verspricht ihr die hängenden Gärten zum Wohnsitz. Nur diesen ersten Tag soll sie im Frauenhause mit jenen übrigen Frauen verbringen. Leider genügt dieser, ein tragisches Verhängniß über Nitetis und die königliche Familie heraufzubeschwören. Phädime, eine der Gemahlinnen des Kambyses, entrüstet über den Vorzug, den Nitetis erlangt, klagt weinend Boges, dem Obersten der Wächter im Frauenhause, ihr Leid, und da sie sich seiner ganz besondern Gunst erfreut, verspricht er, ihr zu helfen und die neue Nebenbuhlerin zu beseitigen. Geizig und bestechlich wie er ist, sieht er sich durch die Selbständigkeit, deren sich die ägyptische Königstochter erfreuen soll, eines nicht geringen Vortheils bei ihr beraubt.

Im dritten Acte erfährt Nitetis durch einen Brief, den sie von ihrer Mutter erhält, daß Bartha das Herz ihrer Schwester Tachot gewonnen hat und diese daheim sich in Sehnsucht nach dem angebeteten Jüngling verzehrt. Die Mutter bittet sie, mit Bartha zu reden und

bei ihm zu forschen, ob er Tachot Gegenliebe zu schenken im Stande sei. Erregt aufspringend, ruft Nitetis:

> Die arme Schwester! Ja, ich will es thun,
> Ich muß ihn sprechen! Aber wie und wo?
> Ich kann nicht warten, bis ein Zufall erst
> Bei Hofe mich mit ihm zusammenführt.
> Ich will ihm schreiben, daß er mich besuche,
> So soll es sein!

Inzwischen ist Kambyses, der überhaupt in einem etwas gereizten Verhältniß zu seinem jüngern Bruder steht, weil er ihn in der Gunst des Volks und beliebt bei seinen Kriegern weiß, auf diesen aufmerksam und eifersüchtig geworden. Das scheue, geheimnißvolle Wesen des Jünglings ist ihm aufgefallen, und da er seinem Weibe anzeigt, daß er im Sinne habe, ihn mit der Tochter seines Freundes Aleartes zu vermählen, und gewahrt, daß sie im Hinblick auf die stille Liebe ihrer Schwester darüber erschrickt, wirft er sogleich auch auf sie Verdacht.

Dieser Verdacht wird im vierten Acte verstärkt durch den Brief von Nitetis an Bartha, welchen Boges dem Könige verrätherischerweise überbringt, indem er zugleich mittheilt, daß die heimliche Zusammenkunft, zu welcher die Königin den Prinzen eingeladen, wirklich stattgefunden habe. Er hatte es einzurichten gewußt, daß Krösus den Bartha in Nitetis' Fenster steigen sah, was Krösus jetzt bekennen muß. Kambyses wüthet nun selbstverständlich und befiehlt, die Strafbaren zu tödten.

Die ohne Verhör und Gericht Verurtheilten ergeben sich im fünften Acte gefaßt in ihr Schicksal; zu spät erfährt Kambyses, daß Boges einen dem Bartha ähnlichen Mann in Nitetis' Gemächer gelockt und Krösus getäuscht, zu spät erfährt er, wie unschuldig die Ursache von Nitetis' Zeilen an Bartha — der Bruder ist bereits dahin, und Nitetis stirbt unter seinen Augen an Gift, das sie genommen. Kambyses, auf dem Punkte zu verzweifeln und sich ebenfalls selbst das Leben zu nehmen, besinnt sich im letzten Augenblick und schließt das Stück mit den Worten:

> Nein, nein, mir bleibt mein Schwert, komm, guter Stahl,
> Jetzt darf ich wieder dich erfassen, du
> Sollst mir nun alles sein; du und der Ruhm.
> Hat Liebe mir ihr Zauberland verschlossen,
> Zieh ich mich in die Größe still zurück,
> Die hell mein königliches Haupt umleuchtet.

Solcher Art verläuft und endigt dieses dramatische Gedicht, dem es entschieden an Kraft dramatischer Ausgestaltung, an Geschick in der Verwerthung der Fabel und Ausnutzung der Intriguen, zuweilen auch an feinem Geschmack in der Diction gebricht. So sagt Kambyses einmal:

> Will ich mir wahr sein, hat mich das gewurmt.

Boges erklärt es für schwer,

> den König mit der Nase drauf zu stoßen.

Ein Thürsteher ruft:

> Der König will allein sein! Und auch das noch!

Bartha aber philosophirt im Gefängniß:

> Hier bin ich für nichts als einen Irrthum;
> Doch ist der Irrthum so verzweifelt ernst,
> Daß ich nicht weiß, ob dieser arme Kopf
> Sich morgen auf den Schultern noch befindet.
> Und das, beim Himmel, wär' ein schlechter Spaß!

Dergleichen Wendungen und Verse, welche entweder volksthümlich oder humoristisch sein sollen, sind vielmehr trivial und die sonstige Gefälligkeit der Dichtung störend. Sie läßt eben, wie schon gesagt, echte Größe und höhern Adel des Inhalts vermissen.

Feodor Wehl.

Zur Geschichte der Philosophie.

Kurze pragmatische Geschichte der neuern Philosophie von C. A. Thilo. Köthen, Schulze. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Jedes große philosophische System, das eine eigenthümliche Ansicht von der Aufgabe der Philosophie und von den Mitteln zu ihrer Lösung aufgestellt und selbst eine Lösung, die dieser Ansicht entspricht, zu geben versucht hat, bringt auch eine eigenthümliche Auffassung der Geschichte der Philosophie mit sich. Anders fällt daher die Geschichtschreibung der Philosophie vom Kant'schen Standpunkte aus, anders vom Hegel'schen, anders vom Schopenhauer'schen, anders vom Herbart'schen. Wie sie vom Kant'schen und Hegel'schen Standpunkte ausfällt, ist aus den vielen Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie zu ersehen, die zur Zeit, als die Kant'sche und Hegel'sche Philosophie dominirten, erschienen sind. Vom Standpunkte der Schopenhauer'schen Philosophie hat Schopenhauer selbst „Fragmente zur Geschichte der Philosophie" (im ersten Bande der „Parerga und Paralipomena") geschrieben, die da zeigen, wie sich die Geschichte der Philosophie im Lichte der „Welt als Wille und Vorstellung" ausnimmt. Auch aus der (ebendaselbst) erschienenen „Skizze einer Geschichte der Lehre vom Idealen und Realen" und aus der dem ersten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung" angehängten „Kritik der Kant'schen Philosophie" ist dieses zu ersehen.

In Thilo's „Kurzer pragmatischer Geschichte der neuern Philosophie" nun liegt uns eine Geschichtsdarstellung vom Herbart'schen Standpunkte vor, oder, wie der Verfasser selbst in der Vorrede sagt, vom Standpunkte des „Realismus Herbart's".

Wir haben im allgemeinen gegen solche Geschichtsdarstellungen der Philosophie, die das in der Philosophie Geschehene mit den Augen eines bestimmten Systems ansehen, nichts einzuwenden, wofern nur dabei die eigenen Lehren der dargestellten Philosophen mit geschichtlicher Treue wiedergegeben sind. Ja, wir halten sogar solche von einem bestimmten System ausgehende Darstellungen für lehrreicher und für interessanter, für geist- und charaktervoller, als die, welche sich mit blos objectiver Reproduction der Systeme begnügen.

Die blos objective Reproduction der Systeme in ihrer Reihenfolge liefert nur den Stoff für die höhere Ge-

schichtsdarstellung der Philosophie, deren Aufgabe es ist, den Werth des in der Philosophie Geschehenen für den eigentlichen Zweck derselben, die Erkenntniß der Wahrheit, nachzuweisen und den Beitrag zu bestimmen, den jedes System oder jede Gruppe von Systemen zur Erreichung dieses Zwecks oder zur Annäherung an denselben geliefert hat.

Insofern können wir es nicht tadeln, daß Thilo sich nicht mit blos objectiver Reproduction der Systeme begnügt, sondern die dargestellten Systeme auch einer Kritik unterwirft, welche den Werth derselben in Beziehung auf die eigentliche Aufgabe der Philosophie prüft. Wir müssen dies vielmehr anerkennen und können auch die Anordnung nur loben, die er in seinem Buche getroffen hat, erst den Inhalt und Gedankengang eines Systems zu geben und dann in abgesonderten „Bemerkungen" das prüfende Urtheil über dasselbe folgen zu lassen.

Aber was wir nicht anerkennen und loben können, ist der Standpunkt selbst, von dem aus er die Systeme beurtheilt. Dieser ist, wie schon gesagt, der Herbart'sche. Da nun nach Herbart die allgemeinen Erfahrungsbegriffe (die Begriffe des Dinges mit vielen Merkmalen, der Veränderung, der Materie und des Ich) Widersprüche in sich tragen und es daher Aufgabe der Metaphysik ist, diese Begriffe zu bearbeiten, um den Widerspruch aus ihnen wegzuschaffen; da ferner nach Herbart die ethischen Begriffe von den metaphysischen völlig zu sondern und unabhängig von aller Metaphysik darzustellen sind; da auch Psychologie und speculative Theologie nach den in der Metaphysik und Ethik gewonnenen Ansichten umzugestalten sind, also aus der Psychologie die Seelenvermögen zu streichen und in der Theologie die Anmaßungen, von Gott als von einem bekannten, in scharfem Begriffe aufzufassenden Gegenstande zu reden, aufzugeben sind, vielmehr die Lehre von Gott nur insofern mit Hülfe der praktischen Ideen fest zu bezeichnen ist, als dies nöthig ist zur Unterscheidung des vortrefflichsten der Wesen von dem blos mächtigen, ursprünglich ersten, dem an sich praktisch ganz gleichgültigen Urgrunde der Dinge; so werden von Thilo alle Systeme hauptsächlich darauf hin angesehen, ob und inwieweit in ihnen schon diese Herbart'sche Weisheit gedämmert hat, oder ob und wieweit sie noch von derselben entfernt waren. Da wird denn z. B. von Fichte gerühmt, daß er die Philosophie mit einem neuen Problem, dem des Ich, bereichert habe, indem er zuerst diesen bisher ununtersucht gebrauchten Begriff als einen mit einem innern Widerspruche behafteten erkannte. Nur habe ihn diese Entdeckung auf einen gänzlich verfehlten Weg des Denkens geführt, d. h. nicht auf den Herbart'schen. Denn:

Diese Widersprüche (im Ich) waren ihm nicht Zeichen einer unvollendeten subjectiven Erkenntniß des Ich, sondern das Was des absolut Gesetzten selbst war ihm von widersprechender Beschaffenheit. Daher ging seine Speculation nicht darauf aus, diese Widersprüche wegzuschaffen oder einen Weg aufzusuchen, auf welchem dieser gegebene Begriff des Ich oder des Selbstbewußtseins ohne Widerspruch und doch der Erfahrung entsprechend gedacht werden könne; sondern er glaubte, diese Widersprüche vereinigen, d. h. eine Methode aussinnen zu müssen, wie er dieselben beibehalten und doch in einem und demselben zusammendenken könne.

Ebenso wie an Fichte wird von Thilo an Hegel das Erkennen der Widersprüche in den gegebenen Begriffen gelobt. Nur trete bei Hegel diese Erkenntniß noch in verzerrter Gestalt auf, und er begehe ebenso wie Fichte den Fehler, den Widerspruch für das Wesen des Absoluten zu halten:

Er drängt allen Begriffen ohne Unterschied, mögen sie Begriffe der gegebenen Erfahrung, oder Begriffe von der Gültigkeit des Denkens (logische) oder von dem absoluten Werth des Wollens (ethische) sein, nicht allein den Widerspruch auf, sondern auch ein und denselben Widerspruch. Indessen hat er doch einen schärfern Blick für manche in den verschiedenen metaphysischen Hauptbegriffen liegenden eigenthümlichen Widersprüche, die von den im Ich liegenden verschieden sind. Er sieht deutlich, daß in dem Begriff des Werdens oder der Veränderung der Widerspruch liegt, daß etwas zugleich als seiend und als nicht-seiend gedacht wird. Im Begriffe des Wesens der gegebenen Dinge findet er den, daß dasselbe zwar als ein selbständiges, aber auch als ein unselbständiges gedacht werden muß, das nur durch anderes ist. Die Substanz wird gedacht als die Summe ihrer Merkmale und zugleich als nicht diese bloße Summe, sondern als das Eins, welches diese Merkmale hat.

Dieses Erkennen und offene Aussprechen der in den gegebenen Briffen vorhandenen Widersprüche ist nach Thilo zunächst die Sache des Empirismus, freilich nicht die des gemeinen, sondern des wahrhaften, reinen Empirismus; denn der gemeine Empirismus sehe diese Widersprüche in den Begriffen, welche er als gesunde gebraucht, gar nicht:

Weil nun aber Hegel diesen Standpunkt des reinen Empirismus nicht erkennt, auf welchem sein Denken steht, sondern mit Fichte wähnt, in dem Begriffe des Ich das wahre Wesen des absolut Seienden erkannt zu haben, so sieht er sich mit seiner Erkenntniß, daß in allem der Widerspruch und zwar der im Ichbegriff liegende sei, auf der Höhe der absoluten Erkenntniß. Daher mußte denn auch die alte Logik umgewandelt werden; denn sind widersprechende Begriffe die Ausdrücke der absoluten Erkenntniß, so müssen jene logischen Gesetze, welche den Widerspruch verwerfen, falsch sein. Durch jene Einbildung nun, in der Erkenntniß der Widersprüche in den Begriffen die definitive Erkenntniß schon erreicht zu haben, wurde Hegel natürlich von einer wirklich speculativen Bearbeitung derselben abgehalten. Er behält die alten zu wirklicher Erkenntniß untauglichen Begriffe gerade so bei, wie sie der unbewußte und unbewachte psychologische Mechanismus hervorgebracht hat; nur daß er, wenn es hoch kommt, ihre natürliche Beschaffenheit aufdeckt. Daher ist in seinen metaphysischen, naturphilosophischen und psychologischen Begriffen eine wissenschaftliche Erkenntniß in der That nicht zu finden.

Der Zweck, den sich Thilo in seinem Werke vorgesetzt, besteht, wie er selbst sagt, weder in biographischen Mittheilungen über die betreffenden Philosophen, noch in literarischen Notizen über ihre und ihrer Schüler Werke, noch in culturhistorischen Excursionen über den Einfluß, welchen die philosophischen Systeme auf die allgemeine Bildung der verschiedenen Zeiten ausgeübt, und über die Rückwirkungen, welche sie von dieser Bildung empfangen haben; er besteht vielmehr in der Kenntniß und dem Verständniß des Gedankeninhalts der verschiedenen Philosophien und ihres Zusammenhangs untereinander.

Wir meinen jedoch, daß das Verständniß des Gedankeninhalts und des Zusammenhangs der verschiedenen Systeme durch die Kenntniß des Lebens der Philosophen und des Zeitalters, in welchem sie lebten, mitbedingt ist. Wir können daher die Ausschließung biographischer und

culturhistorischer Betrachtungen aus einer Geschichte der Philosophie, welche sich den Zweck setzt, das Verständniß der Systeme zu fördern, nicht gutheißen. Bloße „Notizen" biographischer und culturhistorischer Art genügen hier freilich nicht. Aber der Zusammenhang, in welchem das System eines Philosophen mit seinem Lebenslauf und mit dem Zeitalter, in welchem er gelebt, steht, muß nachgewiesen werden, wofern nicht blos der Gedankengang, sondern auch die Genesis des Systems begriffen werden soll.

Manche Partien in Thilo's Werk sind sehr ungleichmäßig behandelt. Während unter den nach-Kant'schen Philosophen Fichte, Schelling, Hegel eine ausführliche Darstellung und Besprechung, ja sogar Jacobi und Schleiermacher ihre besondern Paragraphen erhalten haben, wird dagegen Schopenhauer in einem „Anhang über die kleinern idealistischen Philosophen" in siebzehn Zeilen verächtlich abgefertigt und zwar in der Gesellschaft von Fries, F. Schlegel, Krause, Baader, J. H. Fichte.

Zu seiner Rechtfertigung über diese ungleichmäßige Behandlung einzelner Partien in seinem Buche sagt der Verfasser in der Vorrede:

> Manche werden vielleicht finden, daß einzelne Partien der philosophischen Erscheinungen zu kurz behandelt sind, so z. B. die sogenannte französische Philosophie und die Popularphilosophie des vorigen Jahrhunderts, und einige Ausläufer des neuern Idealismus, z. B. Schopenhauer, oder auch einige Theosophen, welche in manchen Kreisen einen großen Namen haben. Allein so bedeutend auch der Einfluß dieser und dergleichen sogenannten Philosophen in culturhistorischer Hinsicht gewesen sein mag, so haben sie doch weder durch Wahrheit, noch durch Irrthum die Bearbeitung der eigentlichen philosophischen Probleme gefördert. Darum konnten sie nach der ganzen Anlage dieses Werks nur eine kurze Erwähnung finden.

Dieses Zusammenwerfen Schopenhauer's mit Popularphilosophen und Theosophen ist im höchsten Grade ungeschichtlich. Es blickt die Absicht durch, das Ansehen, das die Schopenhauer'sche Philosophie genießt und das den Herbartianern sehr unbequem ist, zu untergraben. Diese Absicht schimmert auch deutlich genug durch folgende Bemerkung Thilo's hindurch:

> A. Schopenhauer hält sich für den einzigen bedeutenden Philosophen nach Kant und ist in neuerer Zeit in einigen Literatenkreisen zu großem Ansehen gelangt, obgleich man noch nicht gehört hat, daß er jemand zum Quietiv des Willens oder zur Ascese bekehrt hat.

Ist es denn die Aufgabe der Philosophie, die Menschen praktisch zu bekehren, oder hat sich etwa Schopenhauer mit seiner Philosophie diese Aufgabe gestellt? Keiner hat so wie er eingeschärft, daß Velle non discitur. In der „Welt als Wille und Vorstellung", I, §. 53, sagt Schopenhauer ausdrücklich:

> Meiner Meinung nach ist alle Philosophie immer theoretisch, indem es ihr wesentlich ist, sich, was auch immer der nächste Gegenstand der Untersuchung sei, stets rein betrachtend zu verhalten und zu forschen, nicht vorzuschreiben. Hingegen praktisch zu werden, das Handeln zu leiten, den Charakter umzuschaffen, sind alte Ansprüche, die sie, bei gereifter Einsicht, endlich aufgeben sollte. Denn hier, wo es den Werth oder Unwerth eines Daseins, wo es Heil oder Verdammniß gilt, geben nicht ihre todten Begriffe den Ausschlag, sondern das innerste Wesen des Menschen selbst, der Dämon, der ihn leitet. Die Tugend wird nicht gelehrt, sowenig wie der Genius: ja, für sie ist der Begriff so unfruchtbar und nur als Werkzeug zu gebrauchen, wie er es für die Kunst ist. Wir würden daher ebenso thöricht sein, zu erwarten, daß unsere Moralsysteme und Ethiken Tugendhafte, Edle und Heilige, als daß unsere Aesthetiken Dichter, Bildner und Musiker erweckten.

Thilo selbst setzt ja den Zweck der Philosophie nicht in das Bekehren, sondern in das Wissen. Er sagt:

> Während die besondern Wissenschaften zwar auch Wahrheit suchen, aber die Wahrheit ihnen nur Mittel zu irgendeinem Nutzen ist, entsteht die Philosophie nur aus dem Triebe nach Wahrheit um der Wahrheit willen, und ist daher durch die Erkenntniß der Wahrheit allein und vollständig befriedigt.

Was soll also der Vorwurf des Nichtbekehrens gegen Schopenhauer?

Schlimmer als der Vorwurf des Nichtbekehrens ist es für eine Philosophie, wenn sie der Vorwurf des Nichtüberzeugens trifft, und dieser Vorwurf trifft in hohem Grade gerade diejenige Philosophie, von der aus Thilo die andern von ihm dargestellten Systeme beurtheilt, die Herbart'sche. Ja man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß die Herbartianer selbst von den Grundlehren ihres Meisters nicht recht fest überzeugt sind, wenn man im Schlußparagraphen des Thilo'schen Buchs die Hauptpunkte angegeben findet, die im Herbart'schen System fraglich sind und die daher einer strengen und ernsten kritischen Prüfung bedürfen. Thilo betrachtet zwar das System Herbart's „als eine reife Frucht und somit als einen gewissen Abschluß der bisherigen Entwickelung der Philosophie", jedoch nur „insofern, als es die hauptsächlichsten Probleme der Philosophie, d. h. die Fundamentalbegriffe sowol der Naturwissenschaften des materiellen und geistigen Geschehens, als auch der ethischen Wissenschaften, mit gleichmäßiger Besinnung auf ihre Vollständigkeit und auf die Bedeutung eines jeden für das Ganze in klarer und präciser Darstellung behandelt". Die frühern Philosophen könne man von dem Tadel nicht befreien, „daß sie noch kein deutliches Bewußtsein über die Philosophie selbst gehabt haben".

Aber selbst dieses so eingeschränkte Lob Herbart's können wir nicht theilen. Die Besinnung über die Aufgabe der Philosophie, die Thilo an seinem Meister lobt, vermissen wir gleich in der Grundlehre Herbart's, daß es Aufgabe der Philosophie sei, die in den allgemeinen Erfahrungsbegriffen (des Dinges mit vielen Merkmalen, der Veränderung, der Materie und des Ich) gegebenen Widersprüche durch Bearbeitung dieser Begriffe wegzuschaffen. Eine treffende Kritik dieses πρωτον ψευδος der Herbart'schen Philosophie hat schon Trendelenburg in seinen „Logischen Untersuchungen" (2. Aufl., Bd. 1, Abschnitt VI) und in seinen „Historischen Beiträgen zur Philosophie" (1835, S. 213 fg.) geliefert. Derselbe hat folgende Thesen begründet: 1) Die von Herbart in den allgemeinen Erfahrungsbegriffen bezeichneten Widersprüche sind keine Widersprüche; 2) wären die von Herbart bezeichneten Widersprüche wirklich Widersprüche, so wären sie in seiner Metaphysik nicht gelöst; 3) wären sie Widersprüche und wären sie gelöst, so blieben andere und größere ungelöst.

Auch Fechner hat gegen Herbart treffend gesagt: „Heißt's das Gegebene begreiflich machen, die Widersprüche darin mit höhern Widersprüchen überbieten?" („Zur Kritik der Grundlagen von Herbart's Metaphysik"

in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“, 1853, XXIII, 70 fg.)

Thilo selbst führt unter den zu prüfenden Hauptpunkten der Herbart'schen Philosophie in erster Linie die Behauptung an, daß Widersprüche in den allgemeinen Erfahrungsbegriffen enthalten seien. Es bedarf nach Thilo der „sorgfältigen Prüfung“, ob solche Widersprüche „wirklich in den gegebenen Begriffen enthalten, oder ob sie nur von Herbart erkünstelt sind“.

Nun, wir sind der Ansicht, daß sie erkünstelt sind, und theilen diese Ansicht mit den bedeutendsten Gegnern Herbart's. Ein anderer Hauptpunkt der Herbart'schen Lehre, die Losreißung der Ethik von der Metaphysik, erscheint uns ebenso unhaltbar wie seine Metaphysik, und haben wir dies bereits in unserer frühern Besprechung der Nahlowski'schen „Ethik“ in d. Bl. zu erkennen gegeben. Auch hier stehen wir nicht allein.

Aber wie wenig sich die Herbartianer durch alles, was bisher gegen die Philosophie ihres Meisters mit schwerwiegenden Gründen vorgebracht worden, irren lassen, dies beweist eben wieder das vorliegende Werk Thilo's. Als wäre bisher nichts geschehen, fährt er fort, den Herbart'schen Maßstab an die Systeme zu legen und diejenigen Systeme, in welchen sich Anklänge an die Herbart'schen Fictionen finden, hochzustellen, die andern aber herabzusetzen.

Einen Maßstab muß freilich haben, wer eine Geschichte der Philosophie schreiben und dabei eine Kritik der Systeme liefern will. Wenn der Maßstab aber ein so unhaltbarer ist wie der Herbart'sche, dann wird dadurch die ganze Kritik unhaltbar.

Julius Frauenstädt.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Westminster Review“ vom Juli dieses Jahres enthält einen sehr lesenswerthen Artikel: „Goethe und Mill, ein Gegensatz“, betitelt, welcher mit folgenden Worten schließt: „John Stuart Mill hat niemals Goethe's Bekanntschaft gemacht, obgleich sie dieselbe Welt 26 Jahre lang bewohnten, und wir dürfen es wagen auszusprechen, daß, wenn sie zusammengebracht worden wären, sie doch nie Freunde geworden sein würden. Goethe sah Bentham für einen radicalen Wahnsinnigen an, und Mill war nichts als ein vergeistigter Bentham, während Mill eine «tiefe Abneigung gegen Goethe's sittlichen Charakter» hegte. Eine weite Kluft, welche keine Sympathien zuließ, trennte sie auf Erden, und doch gab es, wie wir nachzuweisen versucht haben, zwischen diesen beiden wesentlich antagonistischen Naturen Einen Punkt, in welchem sie einig waren — echte Liebe zum Menschengeschlecht nämlich und demzufolge den Wunsch nach dessen Veredlung, eine tiefe Ueberzeugung von der Wahrheit, wie Goethe es so schön ausgedrückt hat, daß der wahre Mensch die Menschheit in ihrer Ganzheit sei und daß der Einzelne nur dann fröhlich und glücklich sein kann, wenn er den Muth hat, sich als Theil des Ganzen zu fühlen.“

Unter den Anzeigen deutscher Werke sind nur die kurzen von Peschel's „Völkerkunde“ und Alfred von Reumont's „Lorenzo de Medici“ zu erwähnen.

Ueber „Lucrezia Borgia“ von F. Gregorovius sagt die „Saturday Review“ vom 18. Juli: „Entscheiden wollen, ob Lucrezia wirklich die Schuldigste ihres Geschlechts oder nur die Verleumdetste sei, heißt gewissermaßen von Anfang an einen falschen Ton anschlagen. Wir wüßten nicht, daß sie jemals von irgendeinem sorgfältigen Historiker wäre rückhaltslos verdammt worden. Alles, was man bisher mit Sicherheit behaupten konnte, war das Vorhandensein und der allgemeine Umlauf lästernder Gerüchte über sie. Die allgemeine Lästersucht hat die Menschen leider verhindert, zu sehen, daß die Last des Beweises nicht den Vertheidigern Lucrezia's, sondern ihren Anklägern zufalle. Ihr Charakter ist eher wie eine offene Frage behandelt worden, welche es denen, die an sie herangetreten sind, freigelassen hat, ihn vom Gesichtspunkte des dramatischen Effects in deteriorem partem auszulegen. Es ist allerdings wahr, daß die öffentliche Meinung weit weniger von der Geschichte als von VictorHugo und Donizetti beeinflußt worden ist, und in diesem Sinne mag Gregorovius sich berechtigt gefühlt haben, anzunehmen, daß man gegen die Heldin eingenommen sei. Wir können nicht umhin, zu glauben, daß dieses Buch noch besser geworden sein würde, hätte der Verfasser sich entschlossen, Dichter und Romanschreiber mit der Nichtachtung zu behandeln, die sie außerhalb ihrer Sphäre verdienen. Er scheint von der grundlosen Furcht, eine unpopuläre Sache zu übernehmen, gehemmt zu sein, und schreibt wie einer, der kaum hofft, seine Leser zu überzeugen, obgleich die Beweise, die er beibringt, vollkommen befriedigend für ihn selbst sind. Was uns betrifft, so glauben wir nicht, daß die Welt entweder so vorurtheilsvoll oder so hartnäckig im Irrthum sei. Es wird gewiß den meisten Genugthuung gewähren, zu erfahren, daß ein talentvoller und scharfsinniger Schriftsteller, der in der Geschichte der Zeit gut bewandert und in seinem Urtheil über die Verwandten Lucrezia's unbillig streng ist, alle zugänglichen italienischen Archive nach urkundlichen Beweisen durchstöbert hat, die sich auf ihren Charakter beziehen, und während er viel neuen und merkwürdigen Stoff ans Licht bringt, nichts entdeckt hat, was geeignet wäre, ihr das geringste Vergehen zur Last zu legen. Freilich verliert Lucrezia's Persönlichkeit von diesem Gesichtspunkte aus viel an Malerischem, und dieser Umstand mag wol die ritterliche Wärme, die man natürlich vom Biographen einer schönen und in ihrer Ehre gekränkten Frau erwartet, abgekühlt haben. Die hervorragende Stellung, die sie in der Geschichte einnimmt, war augenscheinlich eher das Ergebniß der Umstände als ihres Charakters... Alles, was sich auf den Papst und seinen Sohn bezieht, sowie die allgemeine Politik der Zeit ist mit viel Lebhaftigkeit behandelt; nur da, wo Lucrezia's Benehmen besprochen wird, haben wir uns über eine zaudernde Manier zu beklagen, welche vielleicht ihrer Sache günstig ist, insofern ihr gegenwärtiger Biograph nicht wie Roscoe beschuldigt werden kann, von der Galanterie oder der Schwärmerei irregeleitet zu sein. Trotz dieses Mangels jedoch ist das Werk ein fesselnder Beitrag zur neuern Geschichte, und zum Vortheil unserer eigenen Literatur hoffen wir, daß der Vorbehalt des Rechts, es ins Englische zu übersetzen, kein todter Buchstabe bleiben werde.“

Von H. Reuchlin's „Geschichte Italiens von Gründung der regierenden Dynastie bis zur Gegenwart“ heißt es: „Soweit des Verfassers Material es zugelassen hat, ist sein Werk vortrefflich ausgeführt, wenn auch nicht mit Entfaltung glänzender Eigenschaften, doch mit Fleiß, Genauigkeit und Nüchternheit. Er schreibt als warmer Freund der italienischen Einheit und als aufgeklärter Fürsprecher einer italienisch-deutschen Allianz.“

Ueber „David Friedrich Strauß“ von E. Zeller lesen wir ebendaselbst: „Wie verschieden auch die Ansichten über Strauß als Theolog sein mögen, so ist man doch in Betreff

seiner Klarheit, seines Ebenmaßes und seiner Gediegenheit als Biograph einig. Sein eigener Biograph hat ihm das Compliment gemacht, ihn nachzuahmen, und sein geschmackvolles und anspruchsloses Werkchen ist der Muster nicht unwürdig, die ihm augenscheinlich vorgeschwebt haben. Zeller, berühmt als der Historiker der Philosophie und ein Führer der Tübinger Schule, ist durch seine vertraute Freundschaft und seinen häufigen brieflichen Verkehr, sowie durch eine allgemeine geistige Sympathie, die sich indessen nicht bis auf Strauß' letzte Verwerfung der Theologie in jedweder Gestalt erstreckt, für seine Aufgabe gut befähigt. Männer von tieferm Geiste werden Strauß' Berühmtheit stets mit einer gewissen Ungeduld betrachten; doch ist es nicht zu leugnen, daß seine mannhafte, verständige Behandlung der mannichfachen Gegenstände, die er erörterte, viel dazu beigetragen hat, sie dem Besitze ausschließlicher Kasten und Zünfte zu entreißen und die deutsche Literatur von dem Vorwurf der Pedanterie zu befreien. Auch fehlte es ihm nicht an Wissen, wohl aber an Originalität. Unaufmerksamkeit auf diesen Mangel, nicht sowol seiner- als andererseits, erklärt zum großen Theile die weniger gefälligen Züge seines literarischen und persönlichen Charakters. Inmitten der durch sein erstes «Leben Jesu» hervorgerufenen Sensation bemerkte man nicht sogleich, daß der leitende Gedanke seines Werks nicht neu war oder wenigstens, daß die Neuheit einzig in der Verpflanzung einer besondern Methode von einem Forschungsgebiete auf ein anderes bestand. Nachdem man ihm so Neuheit der Entdeckung statt Fleiß beigelegt hatte, fühlte sich Strauß verpflichtet, die Rolle durchzuführen, und wir finden, daß er später Renan überbietet, Baur sich aneignet, Schenkel ignorirt und sich überhaupt geberdet, als ob das ganze Forschungsgebiet ihm allein angehörte und dabei eine Eifersüchtelei und Gereiztheit an den Tag legt, eines Mannes unwürdig, dessen Untersuchungsmethode nach richterlicher Ruhe strebte. Diese Eitelkeit und Geltendmachung seiner selbst ist so ziemlich alles, was man gegen seinen Charakter vorbringen kann, welcher, wenn nicht gerade geeignet, zu schwärmerischer Anhänglichkeit zu entflammen, doch nach Zeller's Darstellung aufrichtige Achtung beanspruchen zu dürfen scheint."

Bibliographie.

Bollmann, R., Anmerkungen zu Lessing's hamburgischer Dramaturgie. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Coppée, F., Zwei dramatische Dichtungen übersetzt von W. Grafen Baudissin. Leipzig, Hirzel. 8. 15 Ngr.

Weltstürmende Dichterblitze für Selbstmords-Candidaten. Wien, Wenedikt. 16. 9 Ngr.

Eichholtz, P., Uhlands französische Balladen auf ihre Quellen zurückgeführt. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Fischer, H., Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Leipzig, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Frans, R., Neuere Untersuchungen über die Identität von Licht und strahlender Wärme. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 Ngr.

Friesen, H., Freih. v., Shakspere-Studien. 1ster Bd. Altengland und William Shakspere. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Geiger, L., Petrarka. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Govean, F., Jesus Christus. Drama in 5 Abtheilungen. Deutsch nach der 3ten Aufl. des Originals von R. Hellbach. Wien, Wenedikt. 16. 12 Ngr.

Grube, A. W., Alpenwanderungen. Fahrten auf hohe und höchste Alpenspitzen. Nach den Originalberichten ausgewählt, bearbeitet und gruppirt für junge und alte Freunde der Alpenwelt. 2 Thle. Leipzig, Kummer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Grünewald, Z., Wanderungen um den Bodensee und durch das Appenzellerlaendchen. Nach den besten Quellen und eigenen Studien bearbeitet. Rorschach, Huber. 8. 18 Ngr.

Haenle, S., Bemerkungen eines deutschen Juristen zum Proceß Bazaine. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Hartmann, W., Zur Erinnerung an Peter Hafftitz. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Heidemann, J., Geschichte des grauen Klosters zu Berlin. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Henne-Am Rhyn, O., Die deutsche Volkssage. Beitrag zur vergleichenden Mythologie mit eingeschalteten 1000 Original-Sagen. Leipzig, Krüger. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Herz, M., Edelweiß. Touristen-Skizzen von unseren heimathlichen Bergen. Mit Beifügung passender Gedichte aus den Alpen. Wien, Wenedikt. 16. 6 Ngr.

Hostmann, C., Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 4. 7 Thlr.

25 Jahre oesterreichischer Finanzpolitik. (1848—1873.) Ein historischer Rückblick. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Jung-Stilling, Freih. v., Riga in den Jahren 1866—1870. Ein Beitrag zur Städte-Statistik. Riga, Deubner. Gr. 8. 20 Ngr.

Körner, F., Die Weltgeschichte in Uebersichten und Schilderungen der wichtigsten Begebenheiten vom Wiener Congreß bis zur Wiederherstellung des deutschen Kaiserreichs. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. Jena, Costenoble. Gr. 8. 27 Ngr.

Kuckuck, A., Die Rechenkunst im 16. Jahrhundert. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Kühn, Ueber das Verhältniß der allgemeinen Bildung zur besonderen Berufsbildung mit Rücksicht auf die landwirthschaftliche Abtheilung der Realschule zu Döbeln. Döbeln, Schmidt. Gr. 4. 10 Ngr.

Lotze, H., System der Philosophie. 1ster Thl. Logik. Drei Bücher vom Denken, vom Untersuchen und vom Erkennen. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 3 Thlr.

Maasdyk, A. C. J. van, Aus dem Leben des früher römischen, darnach evangelischen Pfarrers Heinrich van Maasdyk. Autorisirte Uebersetzung aus dem Holländischen von J. G. Jskraut. Barmen, Klein. Gr. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Martin, H., Gesammelte Werke. 1ster Bd. 1ste Lief.: Otto von Walter. Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast. 1ster Bd. Dresden, Jaenicke. 8. 5 Ngr.

Meier, E., Ueber den Abschluss von Staatsverträgen. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Meyer, H. G., Leibnitz und Baumgarten als Begründer der deutschen Aesthetik. Inaugural-Dissertation. Halle, Reichardt. Gr. 8. 6 Ngr.

Otto, C., Johannes Cochlaeus der Humanist. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Puttkammer, Geschichte des Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2. Im Auftrage des Regiments zusammengestellt. Berlin, Wiegandt, Hempel u. Parey. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Recht der Frauen auf bürgerliche Gleichstellung mit dem männlichen Geschlechte. Berlin, Simion. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Reuschle, C. G., Philosophie und Naturwissenschaft. Zur Erinnerung an David Friedrich Strauß. Bonn, Strauß. Gr. 8. 25 Ngr.

Richter, O., Ueber die Verdienste des sächsischen Fürstenhauses und die Aufhebung des Bisthums Meißen in dem Zeitraume von 1539 bis 1555. Döbeln, Schmidt. 4. 10 Ngr.

Riemann, H., Musikalische Logik. Hauptzüge der physiologischen und psychologischen Begründung unseres Musiksystems. Leipzig, Kahnt. 8. 15 Ngr.

Ring, M., Unfehlbar. Zeitroman. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr.

Röhricht, R., Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge. 1ster Bd. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Roetger, F., Betrachtungen zu innerer Beruhigung in ernster Zeit. Itzehoe, Nusser. Gr. 8. 6 Ngr.

Roßmäßler, E. A., Mein Leben und Streben im Verkehr mit der Natur und dem Volke. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von K. Ruß. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sack, E., Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit. Braunschweig, Bracke jun. Gr. 8. 10 Ngr.

Samarow, G., Der Todesgruß der Legionen. Zeit-Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Sallet, A. v., Untersuchungen über Albrecht Dürer. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheffer-Boichorst, Florentiner Studien. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Schillmann, R., Geschichte der Stadt Brandenburg a. H. und der Umgegend. 1stes Heft. Brandenburg, Koch. Gr. 8. 10 Ngr.

Schlottmann, K., Das Vergängliche und Unvergängliche in der menschlichen Seele nach Aristoteles. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 10 Ngr.

Schrader, E., Die Höllenfahrt der Istar. Ein altbabylonisches Epos. Nebst Proben assyrischer Lyrik. Text, Uebersetzung, Commentar und Glossar. Giessen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schum, W., Vorstudien zur Diplomatik Kaiser Lothars III. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwebemeyer, C., Das öffentliche Staatsgeheimniß. Lustspiel. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Die Versuchung oder der stille Theilnehmer. Schauspiel. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 20 Ngr.

Spielhagen, F., Aus meinem Skizzenbuche. Leipzig, Staackmann. 8. 1 Thlr.

Vielgewandts Srüche und Groa's Zaubersang. (Fiölsvinnsmal-Grougelder.) Zwei norränische Gedichte der Saemunds-Edda kritisch dargestellt, übersetzt und erklärt von F. W. Bergmann. Strassburg, Trübner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Völker, K., Gedanken und Vorschläge für eine durchgreifende Volksbildung. Schaffhausen, Brodtmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Waldmüller, R. (Ed. Düboc), Leid und Lust. Neue Novellen. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wallace, A. R., Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen. Mit Bewilligung des Verfassers in's Deutsche übersetzt von G. C. Wittig und herausgegeben von A. Aksákow. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wellhausen, J., Die Pharisäer und die Sadducäer. Eine Untersuchung zur innern jüdischen Geschichte. Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wislicenus, P., Das Leipziger Stadttheater und seine Zukunft. Leipzig, Expedition der „Literatur". 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Wolff, P., Geschichte des Bombardements von Schlettstadt und Neu-Breisach im Jahre 1870. Auf Befehl der k. General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Zapf, L., Im Fichtelgebirge. Ein Waldstrauß. Wunsiedel, Krause. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Zingerle, J. V., Der Bauer von Longvall. Erzählung. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 12 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 6. August 1874.

Das preußische Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs. Erster Band. (Heft 1: Die Ereignisse im Monat Juli. Heft 2: Die Ereignisse bis zum Vorabend der Schlachten bei Wörth und Spicheren. Heft 3: Die Schlacht bei Wörth und die Schlacht bei Spicheren. Heft 4: Der Vormarsch der III. Armee bis an die Mosel; die Ereignisse bei der I. und II. Armee bis zum Abend des 14. August. Heft 5: Die Ereignisse bei Metz am 15., 16. und 17. August. Schlacht bei Vionville—Mars la Tour.) Mit einer Uebersichtskarte, einer Operationskarte, sechs Plänen und vielen Skizzen im Texte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872—74. Gr. 8. 6 Thlr. 24 Ngr.

Mit dem im März d. J. zur Ausgabe gelangten fünften Heft des Generalstabswerks über den deutsch-französischen Krieg von 1870—71 ist der erste Band dieser umfassenden und bisjetzt allein wirklich kriegsgeschichtlichen Darstellung des Feldzugs zum Abschluß gelangt. Das erste Heft erschien früher, als man unter Berücksichtigung des sehr umfangreichen Quellenmaterials zu erwarten berechtigt war, nämlich schon 1½ Jahre nach Beendigung des Kriegs. Die Veröffentlichung der folgenden Hefte ist ungeachtet der rastlosen Thätigkeit der kriegsgeschichtlichen Abtheilung verhältnißmäßig weniger rasch möglich geworden, als der Ungeduld des Publikums erwünscht gewesen wäre. Das Erscheinen zahlreicher, zum Theil werthvolle Mittheilungen enthaltender Monographien, namentlich von gegnerischer Seite, dürfte vorzugsweise hierbei verzögernd eingewirkt haben, gleichzeitig aber auch den historischen Werth des ganzen Werks und die völlige Zuverlässigkeit der mitgetheilten Thatsachen wie der aus diesen abgeleiteten Raisonnements noch weiter verbürgen.

Mit dem Erscheinen des Generalstabswerks ist für das größere Publikum die Kriegsliteratur abgeschlossen — die danach erscheinenden Arbeiten haben vorzugsweise nur für die militärischen Fachmänner Bedeutung. Es soll daher die durch den Generalstab veröffentlichte Darstellung eines von dem vaterländischen Heer durchkämpften Kriegs einer zweifachen Anforderung Genüge leisten. Dem Fachmann soll dieselbe eine actenmäßige, unparteiische und völlig zuverlässige Beschreibung des Entstehens, Verlaufs und der Beendigung des Kriegs bieten, einen sichern Führer, welcher über den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse orientirt, ein wohlgeordnetes Nachschlagebuch, welches über jede für den Verlauf des Feldzugs einigermaßen wesentliche Kriegshandlung Auskunft ertheilt und das Studium später erscheinender historischer Detailarbeiten erleichtert und vermittelt. Für das gesammte Volk und Heer Deutschlands aber soll das Generalstabswerk ein Monument sein aere perennius, einwandfrei nach Form und Inhalt, verständlich für jeden Gebildeten, genußreich und darum gern gelesen von jedem Deutschen; ein echtes Volksbuch, an dem man sich stärkt in Zeiten der Noth, der Gefahr; ein Denkmal großer Zeiten, großer Männer. Das vorliegende Werk des Großen Generalstabes, bearbeitet unter Leitung, theilweise direct aus der Feder seines berühmten Chefs hervorgegangen, entspricht nach beiden Richtungen der hohen Aufgabe, welche es sich gestellt hat und ist, wie auch im Auslande allseitig anerkannt wird, eine mustergültige, classische Leistung.

Wir wenden uns nunmehr zu dem Inhalt der bisjetzt erschienenen fünf Hefte, welche den Verlauf des Feldzugs bis zum Vorabend der Schlacht von Gravelotte schildern. Es kann hierbei selbstverständlich nur ein Referat gegeben werden, nicht eine eigentliche Kritik, da zu letzterer die materiellen Unterlagen fehlen und das Generalstabswerk von den hervorragendsten Kräften auf Grund des reichsten, vorhandenen Materials geschrieben wurde, also über der Kritik steht.

Das erste Heft bespricht in einer kurzen, inhaltreichen Einleitung zunächst die Veranlassung zum Kriege, theilt darauf in großen Zügen den Aufmarsch der beiderseitigen Heere mit und erwähnt im letzten Abschnitt die Ereignisse zur See. Der Zeit nach schließt dies Heft mit Ende des Monats Juli 1870 ab, stellt also lediglich die Einleitung und Vorbereitung des Feldzugs dar.

Die politische Einleitung des Kriegs, der Einfluß der innern politischen Verhältnisse in Frankreich auf die Entschlüsse des Kaisers, die Verhandlungen in Ems, welche die officiellen Beziehungen zwischen Preußen und Frankreich in der bekannten Weise zum Abschluß brachten, die Kriegsanleihen, die Einberufung der Mobilgarde und die Anwerbung von Freiwilligen für die Dauer des Kriegs werden auf wenigen Seiten übersichtlich zusammengestellt. Ueber den Einfluß der französischen Hauptstadt auf die Stimmung der im allgemeinen keineswegs kriegslustigen Bevölkerung der Provinzen und den Kaiser wird treffend gesagt:

Aber in Frankreich wiegt das Wort wie eine That. Man beglückwünscht sich aus Anlaß einer Rede, und der begeisterte Vortrag, welcher an den Ruhm der Nation appellirt, vermag selbst besonnene Männer zu den extremsten Beschlüssen hinzureißen. Bei der bestehenden Centralisation folgen die Provinzen willenlos dem von der Hauptstadt ausgehenden Impuls zur Revolution, zum Kriege. Napoleon III. scheint in der ganzen Angelegenheit eine passive, man möchte sagen willenlose Rolle gespielt zu haben. Dem gegenüber konnte König Wilhelm, welcher in Ems die unerhörten Zumuthungen des fremden Botschafters ohne Zaudern aus eigener Entschließung gebührend abgewiesen hatte, bei der am 15. Juli erfolgenden Rückreise nach Berlin die freudige Zuversicht gewinnen, wie das gesammte deutsche Volk gewillt und — dank der preußischen Heeresreorganisation und der seit 1866 abgeschlossenen Bündnißverträge — auch vorbereitet sei, dem königlichen Wort die That mit geeinter Kraft folgen zu lassen und sich zu wahren vor dem Uebermuth des Nachbars. Bei dem unerwartet schnellen Verlauf der Dinge waren in Begleitung des Kronprinzen der Minister-Präsident, der Kriegsminister und der Chef des Generalstabes dem König entgegengereist, um ohne eine Stunde Zeitverlust die Befehle Sr. Majestät zur Ausführung bringen zu können. Schon auf dem Bahnhof zu Berlin erhielt man auf telegraphischem Wege Nachricht von den Vorgängen in Paris. Danach erschien der Kampf unvermeidlich, und der augenblicklich gefaßte Entschluß, ihn aufzunehmen, wurde von der zahlreich versammelten Menge jedes Standes und jedes Alters mit nicht enden wollendem Beifall begrüßt.

Daß der folgenschwere Entschluß so rasch und doch nicht übereilt gefaßt werden konnte, daß dann weiterhin der plötzliche Uebergang aus dem Zustand des tiefsten Friedens in die volle Rüstung des Kriegs so schnell und so vollständig durchgeführt werden konnte, daß dem überraschend in einen gewaltigen Krieg gestürzten deutschen Volke nicht allein die rechtzeitige Aufstellung eines ausreichenden Vertheidigungsheeres an der bedrohten Grenze möglich geworden ist, sondern durch die bis in das geringste Detail mit Sorgfalt vorbereitete Organisation der Mobilmachung dem politisch Ueberfallenen sogar die strategische Initiative zufallen konnte und damit das Kriegstheater von Anfang an auf feindliches Gebiet verlegt wurde: dies alles verdankt das Vaterland, nächst der energischen, des Ziels bewußten Festigkeit des Kaisers der durchdachten, unermüdlichen, jahrelangen Arbeit jener drei großen Männer, welche diesem zu jener Zeit als Berather zur Seite standen.

Dem gegenüber sehen wir auf gegnerischer Seite mit überstürzender Hast die gewaltige Kraft des mächtigen Nachbarvolks unüberlegt und planlos vergeuden und dadurch eine solche Menge unerwarteter Hemmungen entstehen, daß thatsächlich Frankreichs Rüstungen kaum begonnen hatten, als am 19. Juli der Geschäftsträger Frankreichs die Kriegserklärung in Berlin übergab. Vergebens sandte der französische Militärattaché in Berlin erschöpfende Berichte über Deutschlands militärische Bedeutung: dieselben wurden kaum gelesen. Während an Stelle eines wohldurchdachten Mobilmachungsplans in Frankreich bei Ausbruch eines Kriegs fast jede Anordnung in Bezug auf die Verstärkung, Feldausrüstung und Versammlung der Armee erst noch zu treffen war, erklärte doch der französische Kriegsminister, man sei „archiprêt“ und versicherte Minister Ollivier, er nehme leichten Herzens die Verantwortung für den Krieg auf sich, da derselbe Frankreich aufgezwungen werde. „Es scheint“, sagt das Generalstabswerk, „daß man nur besorgt gewesen ist, die Gelegenheit nicht entschlüpfen zu lassen.“

Der auf die Einleitung folgende Abschnitt über die französische Armee, ihren Operationsplan und Aufmarsch enthält unter anderm höchst interessante Mittheilungen über die vorhanden gewesenen Bestände an Waffen u. s. w., über den von dem verstorbenen Marschall Niel entworfenen allgemeinen Mobilmachungsplan und den in der französischen Armee zur Zeit des Kriegsausbruchs herrschenden Geist, ferner einen kurzen Nachweis der zu Land und zur See vorhandenen, beziehentlich organisationsmäßig vorgesehenen Streitkräfte.

Nähere Angaben über Zusammensetzung und Stärkeverhältnisse bei der französischen Armee finden sich in einer dem ersten Hefte beigegebenen Ordre de bataille. Die beiden von Kaiser Napoleon am 23. Juli an das französische Volk und am 28. Juli an die Armee erlassenen Proclamationen sind in wortgetreuer Uebersetzung ebenfalls unter die Anlagen des ersten Hefts aufgenommen worden.

Der Aufmarsch der französischen Operationsarmee an der Grenze und die hierbei bereits in so verhängnißvoller Weise eingetretene Verwirrung ist recht übersichtlich beschrieben, enthält indeß nur bereits anderweit bekannte Angaben. Dasselbe gilt von den über den Zustand der französischen Festungen gemachten Mittheilungen:

Nach allem ergibt sich, daß Kaiser Napoleon, als er am 28. Juli bei der Armee eintraf, kein einziges Corps in voller Stärke, keins in wirklich operationsfähigem Zustand vorfand. Dabei standen die Armeetheile, welche zu gemeinsamem Handeln bestimmt waren, auf der Strecke Sierck, Bitsch, Hagenau, Colmar, also auf 32 Meilen auseinander, ihre letzten Abtheilungen bis Châlons und Paris zurück. Aus einer solchen Aufstellung ließ sich freilich nicht ohne weiteres zu einer kräftigen Offensive schreiten. Allein die öffentliche Meinung in Frankreich, besonders in Paris, forderte Siege, und der Kaiser scheint auch an seinem Angriffsplan, trotz aller Hindernisse, noch festgehalten zu haben. Diese Absicht spricht sich in der Proclamation aus, welche am 28. Juli an die Armee erlassen wurde.

Der französische Operationsplan, welchen auch das Generalstabswerk nach den in der Schrift „Campagne de 1870. Des causes qui ont amené la capitulation de Sedan. Par un officier attaché à l'État-Major-Gé-

néral" niedergelegten Angaben in Ermangelung anderweiter zuverlässiger Mittheilungen entlehnt hat, soll bekanntlich darin bestanden haben, daß ungefähr 150000 Mann um Metz, 100000 Mann bei Straßburg und eine Reservearmee von 50000 Mann bei Châlons versammelt werden sollten, worauf der Kaiser mit den bei Metz und Straßburg concentirten Corps bei Maxau den Rhein überschreiten, in der Richtung auf Frankfurt a. M. operiren und die Armee des Norddeutschen Bundes in einer Hauptschlacht zurückwerfen wollte. Man erwartete von einem derartigen ersten Waffenerfolge namentlich die active Allianz Italiens und Oesterreich-Ungarns, scheint auch darauf gerechnet zu haben, durch eine am Mittelrhein gewonnene Schlacht die süddeutschen Staaten zum Rücktritt von dem mit Norddeutschland abgeschlossenen Bündniß bewegen zu können. Für die Fortsetzung des Kriegs gegen Preußen war dann auch eine Landung an der deutschen Küste in Aussicht genommen und hatte man außer den verfügbaren Marinetruppen zu diesem Ende eine bei Toulouse versammelte Division bereitgestellt, wodurch das Landungscorps eine Stärke von gegen 30000 Mann erreicht haben würde.

Der ganze künstliche Operationsplan blieb bekanntlich unausgeführt, da das deutsche Heer seinen siegreichen Vormarsch bereits antrat, bevor die bei Metz und Straßburg stehenden französischen Heersäulen ihre Vereinigung zu bewirken vermocht hatten. Der dritte Abschnitt des ersten Hefts behandelt die deutschen Armeen, ihren Operationsplan und Aufmarsch. Er bildet den Glanzpunkt des ganzen Hefts, vielleicht den interessantesten Abschnitt des gesammten Generalstabswerks, denn er enthält auszugsweise ein von dem preußischen Generalstabschef bereits im Winter 1868—69 bearbeitetes „Mémoire" über die zweckmäßigste Verwendung der deutschen Streitkräfte im Fall eines zukünftigen Kriegs gegen Frankreich.

Die ungemeine Klarheit und Einfachheit dieses classischen Operationsplans wird durch die merkwürdige Thatsache auch für den Laien sofort erkennbar, daß derselbe auf so wohldurchdachten und hohen Gesichtspunkten aufgebaut ist, daß die alles zerstörende Zeit der Richtigkeit seiner Combinationen keinen Eintrag zu thun vermocht hat. Entworfen auf Grund der vollendetsten und detaillirtesten Kenntniß aller für den Erfolg ausschlaggebenden Verhältnisse, gibt dieser Feldzugsplan nur in großen Zügen das Bleibende, allezeit oder doch längere Zeit hindurch Gültige, kein lästiges, die unterstellten Heerführer unnütz beschränkendes Detail. Alles Nothwendige ist darin enthalten, alles Entbehrliche, Variable ist ausgeschieden. In dieser weisen Beschränkung wird die Hand des Meisters, des berufenen Künstlers, für jedermann erkenntlich.

Das „Mémoire" untersucht zunächst die Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Feldarmeen und berechnet diese für zehn norddeutsche Corps auf 330000 Mann, für die französischen Corps zu Anfang auf 250000, später indeß auf 343000 Mann. Dies war sehr vorsichtig gerechnet, denn es waren die süddeutschen Feldtruppen, drei norddeutsche Corps und etwa zu mobilisirende Landwehrdivisionen bei Berechnung der deutschen Operationsarmee außer Ansatz gelassen worden. Das „Mémoire" sagt:

Es leuchtet ein, wie wichtig es ist, die Ueberlegenheit auszunutzen, welche wir gleich anfangs, allein schon in den norddeutschen Kräften besitzen. Diese wird am entscheidenden Punkte noch wesentlich gesteigert werden, wenn die Franzosen sich auf Expeditionen gegen die Nordseeküste oder nach Süddeutschland einlassen. Zur Abwehr der erstern sind die ausreichenden Mittel im Lande verblieben.

Den Schutz Süddeutschlands war man, auf Grund früherer Besprechungen mit den Vertretern süddeutscher Contingente, übereingekommen, durch Vereinigung aller Streitkräfte am mittlern Rhein zu bewirken, welche von dort aus sowol auf dem rechten wie dem linken Ufer offensiv gegen die Flanke der feindlichen Invasion vorgehen und dadurch diese bald zum Stehen oder zur Umkehr zwingen konnten. Eine directe Vertheidigung des obern Rheins und des Schwarzwaldes war um deswillen nicht beabsichtigt, weil das rechtzeitige Eintreffen der norddeutschen Truppen an dieser etwas entlegenen Grenze nicht mit Sicherheit in Aussicht zu nehmen war. Das „Mémoire" setzt dann weiter auseinander, daß eine bei Mainz, Kaiserslautern und Trier in der Versammlung begriffene deutsche Armee zunächst die bedrohte Grenze zwischen den neutralen Gebieten der Schweiz und Belgiens am wirksamsten vertheidige, ferner Frankreich und dessen Hauptstadt so unmittelbar bedrohe, daß es sich auf weitaussehende Unternehmungen über neutrale Gebiete hinweg schwerlich einlassen könne, und endlich noch rechtzeitig am untern Rhein einzutreffen vermöge, um einer über Belgien auf Köln vordringenden Invasion unter sehr günstigen strategischen Verhältnissen auf dem linken Stromufer die Schlacht anzubieten. Es heißt im „Mémoire":

> Wir dürfen daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Franzosen ihre erste Versammlung auf der Linie Metz-Straßburg bewirken werden, um mit Umgehung unserer starken Rheinfront gegen den Main vorzudringen, Nord- und Süddeutschland zu trennen, mit letzterm ein Abkommen zu treffen und basirt auf dasselbe gegen die Elbe vorzuschreiten. Auch dann ergibt sich eine Versammlung südlich der Mosel, und zwar aller verfügbaren Streitkräfte in der bairischen Pfalz, als das geeignetste Mittel, solchen Plänen entgegenzutreten.

Von einer seltsamen Voraussicht später eingetretener Ereignisse legen dann die folgenden Sätze des „Mémoire" noch weiter Zeugniß ab:

> Wollen die Franzosen ihr Eisenbahnsystem behufs schneller Versammlung aller Streitkräfte völlig ausnutzen, so sind sie genöthigt, in zwei Hauptgruppen zu debarkiren, bei Straßburg und Metz, getrennt durch das Vogesengebirge. Wird der erstere, voraussichtlich kleinere Theil nicht gegen Süddeutschland bestimmt, so kann die Heranziehung zur Hauptmacht an der obern Mosel wesentlich nur durch Fußmärsche bewirkt werden.
>
> In der Pfalz stehen wir auf der innern Operationslinie zwischen beiden feindlichen Gruppen. Wir können uns gegen die eine wie gegen die andere, oder, vorausgesetzt daß wir stark genug sind, gegen beide gleichzeitig wenden.
>
> Die Versammlung aller Kräfte in der Pfalz schützt den untern wie den obern Rhein, und gestattet eine Offensive in Feindesland, welche, rechtzeitig ergriffen, wahrscheinlich jedem Betreten deutschen Bodens durch die Franzosen zuvorkommen wird.
>
> Es fragt sich also nur noch, ob wir ohne Gefahr, in unserer ersten Versammlung gestört zu werden, diese über den Rhein hinaus in die Pfalz und bis hart an die französische Grenze verlegen dürfen, und diese Frage ist nach meiner Ansicht mit „Ja" zu beantworten.

Unsere Mobilmachung ist bis in das letzte Detail vorbereitet. Sechs durchgehende Eisenbahnen sind für den Transport nach der Gegend zwischen Mosel und Rhein verfügbar. Die Fahrtableaux, aus welcher jeder Truppentheil Tag und Stunde des Aufbruchs und des Eintreffens ersieht, liegen fertig. Schon am zehnten Tage können die ersten Abtheilungen unweit der französischen Grenze debarkiren und am dreizehnten Tage die combattanten Truppen von zwei Armeecorps sich dort versammeln. Am achtzehnten Tage beläuft sich die Ziffer unserer Streitmacht auf 300000 Mann und werden dieselben am zwanzigsten Tage mit fast allen Trains versehen sein.

Wir haben durchaus keinen Grund anzunehmen, daß die Versammlung der französischen Armee in mobilem Zustande, für welche bis jetzt die Erfahrung fehlt, schneller bewirkt werden könnte. Seit Napoleon I. hat Frankreich nur partielle Mobilmachungen gekannt, bei welchen der ausrückende Theil des Heeres aus dem zurückbleibenden ergänzt wurde.

Es wird dann weiter der immerhin denkbare Fall untersucht, daß die Franzosen aus den zahlreichen Garnisonen und Lagern des Nordostens, ohne die Augmentation abzuwarten, eine Armee von 150000 Mann rasch an der Grenze — etwa schon am fünften Tage bei Metz — zusammenziehen und mit dieser am achten Tage die Grenze überschreiten könnten. Man würde auch in diesem Falle immer noch deutscherseits in der Lage sein, die Eisenbahntransporte rechtzeitig zu inhibiren und die Hauptmacht schon am Rhein auszuschiffen. Bis dahin hätte die Invasion noch sechs Märsche und würde am vierzehnten Tage überlegenen Kräften gegenüber zum Stehen kommen. Wenige Tage später würde die deutsche Armee mit mehr als doppelter Ueberlegenheit die Offensive zu ergreifen vermögen. Das „Mémoire" bespricht dann weiter die Gruppirung der deutschen Streitkräfte in Armeen und kommt zu dem Schluß, daß ohne wesentlichen Nachtheil die folgende Vertheilung der Armeecorps nicht abgeändert werden könne:

Die Erste Armee, siebentes und achtes Corps, als rechter Flügel um Wittlich.

Die Zweite Armee, drittes, viertes, zehntes und Gardecorps im Centrum bei Neunkirchen-Homburg.

Die Dritte Armee, fünftes, elftes Corps, sowie Baiern, Würtemberger und Badener als linker Flügel bei Landau und Rastatt.

Eine Reserve, neuntes und zwölftes Corps vorwärts Mainz; diese zur Verstärkung des Centrums verwandt, brächte die Zweite Armee auf circa 194000 Mann.

Es ergäbe dies eine Stärke der drei Armeen zusammen von 384000 Mann. Weiter blieben noch das erste, zweite und sechste Armeecorps, mithin circa 100000 Mann verfügbar. Diese kamen jedoch zunächst noch nicht in Betracht, da, nach damaligen Verhältnissen, die Eisenbahnen durch die andern Corps bis zum einundzwanzigsten Tage in Anspruch genommen waren.

Zu Festungsbesatzungen waren vorläufig nur neun Infanterieregimenter erforderlich, während zur Küstenbewachung die 17. Infanteriedivision, der sich die neuen Landwehrformationen anzuschließen hatten, ausreichend erschien.

Die Offensive konnte somit nach Ablauf von drei Wochen mit 384000 Mann, oder, wenn das Eintreffen auch der erwähnten drei Corps abgewartet wurde, nach weitern vier Tagen mit 484000 Mann eröffnet werden.

Das „Mémoire" bespricht dann näher die speciellere Aufstellung der drei Armeen und das Verhalten der Armee des Centrums gegen einen Angriff der gesammten feindlichen Streitkräfte, der frühestens am neunzehnten Tage zu erwarten sein möchte. Die Zweite Armee und Reserve würde in überaus günstiger Stellung, zusammen 200000 Mann stark, am zwanzigsten Tage bei Marnheim die Schlacht annehmen und durch ungefähr 100000 Mann aus der ersten und dritten Armee während des Kampfes noch weiter unterstützt werden. Wenn aber die Franzosen nicht alle Streitkräfte gegenüber der deutschen Zweiten Armee concentrirt haben, so würde diese sich wahrscheinlich haben an der Grenze halten und das Eintreffen der Reserve abwarten können. Die Erste und Dritte Armee sollten alsdann heranrücken und die Flügel sichern, worauf die allgemeine Offensive ihren Anfang zu nehmen hatte.

In Bezug auf die Küstenvertheidigung nimmt das „Mémoire" für einen etwaigen Landungsversuch das allererste Stadium des Kriegs in Aussicht, „da solche weitgreifende Unternehmungen sich von selbst verbieten mußten, sobald wir auf französischem Boden eingerückt waren". Abgesehen von den anfänglich im Innern noch zurückbleibenden drei preußischen Armeecorps und den localen Besatzungstruppen der Küstenbezirke waren gegen Landungsversuche größern Maßstabes disponirt: 1) die mobile 17. Infanteriedivision bei Hamburg und die 2. Landwehrdivision bei Bremen zum Schutz der Nordseeküste, als der zunächst bedrohten, zusammen 29000 Mann stark; 2) die 1. Landwehrdivision in Stärke von 11000 Mann zum Schutz der Ostsee; 3) die Garde-Landwehrdivision, 11000 Mann stark, als allgemeine Reserve für die Nordseeküste und Ostseeküste, bei Hannover.

Man rechnete darauf, von den gegen die Ostsee gerichteten Bewegungen der feindlichen Flotte stets früh genug unterrichtet zu sein, um mittels der Eisenbahnen die erforderlichen Verstärkungen rechtzeitig dorthin senden zu können.

Es folgen dann weitere Mittheilungen über die gemäß des erwähnten „Mémoire" auch wirklich erfolgte Ausführung des Aufmarsches der deutschen Armeen, die ersten Berührungen mit dem Feinde, die zur Sicherung der Rheingrenze u. s. w. getroffenen Maßregeln sowie die umfangreichen Anordnungen für die Verpflegung. Im Schlußabschnitt werden die zur Zeit der Kriegserklärung verfügbaren Seestreitkräfte und deren Vertheilung, sowie die für die Küstenvertheidigung getroffenen Maßregeln kurz zusammengestellt.

Das zweite Heft des Generalstabswerks schildert die Ereignisse vom 1. bis einschließlich des 5. August. Es bringt einen allgemeinen Terrainüberblick für die erste Feldzugsperiode, beschreibt die Vorgänge im großen Hauptquartier in Mainz, die Bewegungen der Heere in den Tagen vom 1. bis 5. August mit den Relationen über das Gefecht bei Saarbrücken und das Treffen bei Weißenburg, sowie die französische Heeresleitung in den Tagen vom 2. bis 5. August.

Die Darstellung der Terrainverhältnisse in dem Raum zwischen Rhein und Mosel ist ungemein plastisch und eine um so dankenswerthere Arbeit, als bisher über diesen Gegenstand zwar ziemlich viele Schriften erschienen waren, indeß trotzdem der Kriegsschauplatz nur wenig und meist keineswegs besonders gründlich gewürdigt worden ist. Der Verfasser dieses Abschnitts ist der als Geograph in den weitesten Kreisen rühmlich bekannte, inzwischen verstorbene Oberst von Sydow.

Als Beleg für die anschauliche Darstellungsweise

dieses höchst lehrreichen Abschnitts mögen folgende Stellen hier auszugsweise mitgetheilt werden:

Den zwischen Basel und Mainz etwa 45 Meilen langen Rheinlauf begleitet im Westen eine 3—5 Meilen breite Tiefebene, welche im Süden durch das hügelige Sundgau und die Vorstufen der Vogesen nur unvollkommen abgeschlossen ist. So bleibt zwischen Jura und Vogesen eine 5 Meilen breite Mulde — die „trouée de Belfort“ der Franzosen. Diese bildete von jeher die natürliche Verbindung zwischen Deutschland und Burgund; sie wurde zu Kanal- und Eisenbahnanlagen benutzt und sollte durch die Festung Belfort gesperrt werden.

Im nördlichen Elsaß, zwischen der Breusch und der Lauter, treten die mittlern und niedern Vogesen bis auf fünf Meilen vom Rhein zurück. Der hierdurch entstehende breitere Raum wird aber von einer Hügellandschaft ausgefüllt, deren östliche Zungen oft bis auf eine Meile, theilweise auch unmittelbar an den Strom herantreten. In dieser Landschaft laufen die Rheinzuflüsse in der Hauptrichtung von Westen nach Osten. Truppenbewegungen, welche parallel mit dem Rhein vor sich gehen, haben daher wiederholt Abschnitte zu überschreiten, deren Bedeutsamkeit, namentlich im Norden von Hagenau, durch größere Waldungen und nicht minder durch eine ausgedehnte Hopfencultur gesteigert wird.

Die Südvogesen sind hochaufstrebende Gebirgsketten, welche mit dem schönsten Waldwuchs bedeckt und von ballonförmigen Gipfeln überragt, die Thäler einfassen; der Wasserreichthum dieser letztern hat die Ansiedelung einer blühenden Gewerbthätigkeit hervorgerufen. Nur wenige tief eingeschnittene Engpässe durchsetzen den Höhenkamm. Die niedrigern Nordvogesen, westlich durch den Lauf der Saar von Sarrebourg bis Saargemünd begrenzt, treten im großen und ganzen als ein flacheres Hochland auf. Dasselbe senkt sich sanft gegen Lothringen; nach Osten aber fällt es, durch enge Schluchten zersplittert, schroff zur Rheinebene ab. In der Hardt werden die Vogesen wieder höher und gebirgsartiger, Grundton aber bleibt auch hier die Plateauform. Tief eingerissene Schluchten bilden enge Wald- und Felsdefileen ohne ein für Operationen gangbares Seitenterrain. Die vorhin als Grenze zwischen Süd- und Nordvogesen erwähnte Einsenkung bei Zabern ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Hier bricht zwischen 300 Fuß hohen Felswänden die Zorn durch das Gebirge und öffnet der Straßburg-Pariser Eisenbahn und dem Rhein-Marnekanal den Weg, wogegen die Straßenverbindung weiter nördlich über Pfalzburg führt.

Der frisch und anregend geschriebene Artikel über den Aufenthalt des Großen Hauptquartiers in Mainz bringt mancherlei interessante Details. König Wilhelm bewohnte das „Deutsche Haus“, Fürst Bismarck das „Kupferberg'sche Haus“ im neuen Käftrich.

Am 2. August trafen von Mittag an Telegramme ein über ein bei Saarbrücken stattfindendes ernsteres Gefecht, zuletzt die Nachricht vom Rückzuge des schwachen Detachements, welches diesen vorgeschobenen Posten so lange und erfolgreich besetzt gehalten hatte. Man erwartete nun zunächst eine allgemeine Offensive der französischen Armee über die Saar, wo dieselbe in erster Linie nur auf die bei Losheim und Wadern aufgestellte Erste deutsche Armee gestoßen sein würde. Um dem Gegner nicht Gelegenheit zu geben, mit überlegenen Kräften gegen die Erste Armee einen ersten Erfolg zu erreichen, wurde die letztere angewiesen, nach Tholey zu marschiren. Von dort aus gedachte man gegen die Flanke der im Vormarsch angenommenen feindlichen Armee zu wirken. Am 4. August wurde das erste Corps der Ersten, das zweite Corps der Zweiten und das sechste Corps der Dritten Armee überwiesen. Noch immer erwartete man, daß die Franzosen von Saarbrücken aus vorgehen würden, gerüchtweise verlautete, daß auch die im Elsaß stehenden Truppen zur Hauptarmee heranrückten. Um hierüber klar zu sehen, sollte die Dritte Armee die Lauter überschreiten und bis Hagenau vorstoßen. Dies führte zu dem Treffen bei Weißenburg. Am Abend des 4. August empfing König Wilhelm die Nachricht von diesem ersten, bedeutsamen Siege, tags darauf gingen von der Saar Meldungen ein, welche auf eine dort stattfindende allgemeine Rechtsschiebung der französischen Armee schließen ließen. Unter diesen Umständen setzte die Dritte Armee den Vormarsch fort, da sie ein Angriffsobject von angemessener Stärke vor sich wußte, während der Zweiten Armee die Weisung ertheilt wurde, mit starker Cavalerie gegen die Verbindungslinie zwischen den noch getrennten Hauptgruppen des feindlichen Heeres vorzustoßen.

Der folgende Abschnitt behandelt die Bewegungen der Heere in den Tagen vom 1. bis 5. August, wobei das Gefecht von Saarbrücken und das Treffen bei Weißenburg in sehr eingehender Weise geschildert werden.

Von besonderm Interesse auch für weitere Kreise ist die Darstellung der Meinungsverschiedenheit, welche in Bezug auf die Verwendung der Ersten Armee zwischen deren Oberbefehlshaber und dem Großen Hauptquartiere schon zu jener Periode bestanden hat. Wer sich noch näher mit den hierauf bezüglichen Verhältnissen bekannt zu machen wünscht, findet das erforderliche actenmäßige Material in dem von Major A. von Schell verfaßten Werk über „Die Operationen der Ersten Armee unter General von Steinmetz“ (Berlin 1872). Während das Große Hauptquartier vorsichtig jeden größern Kampf zu vermeiden suchte, solange es nicht mit überlegener Truppenzahl in denselben eintreten und sich damit die Wahrscheinlichkeit des ersten Erfolgs sicherstellen konnte, wurde das Obercommando einigermaßen von der Besorgniß beeinflußt, es könne bei längerm Zögern die Erste Armee, welche zuerst schlagfähig an der Grenze gestanden, hinter die vorrückende Zweite Armee, also in die zweite Gefechtslinie, zu stehen kommen. Der Sieger von Nachod strebte deshalb danach, für sein Obercommando eine größere Actionsfreiheit zu erlangen, während das Große Hauptquartier, größere Ziele verfolgend, gerade in jener Periode auf die ununterbrochene Leitung der in Vollzug befindlichen Operationen nicht wohl verzichten konnte, ohne das rechtzeitige Zusammenwirken der großen Heereskörper zu gefährden. Es muß sich der Theil stets dem Ganzen unterordnen, nach Umständen auch für denselben aufopfern, sagt die preußische Felddienstinstruction. Es gilt der hierin aufgestellte Grundsatz auch für das Unterordnen des Willens, der eigenen Wünsche, gleichviel, wie berechtigt dieselben an und für sich sein mögen. Der militärische Beruf fordert eben häufig eine sehr weitgehende Resignation, und zwar von allen Chargen, von den höchsten Stellen aber namentlich im Kriege.

Das Treffen von Weißenburg wird sehr erschöpfend und detaillirt beschrieben. Einige Beschränkung auf das auch für weitere Kreise Wissenswerthe wäre hier vielleicht zu empfehlen gewesen. Indeß — es war der erste größere Kampf und hatte eben um der Priorität willen eine größere Bedeutung, als ein Treffen gleichen Umfangs im weitern Verlaufe des Kriegs zu beanspruchen hätte. Die

detaillirte Kenntniß der Ereignisse während dieses Treffens ist wegen einiger wesentlicher taktischer Fehler — Zu-spät-Eintreffen der 4. Cavaleriedivision infolge zu weiten Zurückhaltens derselben, mangelhafte Ausnutzung des Siegs, Angriffe der Infanterie gegen Gebäudecomplexe, ohne Vorbereitung durch Geschützfeuer, schließlich sogar Verlieren der Fühlung am Feinde während des Rückzugs desselben — für den Fachmann besonders lehrreich und deshalb vielleicht ist der Darstellung eine etwas größere Ausdehnung gegeben worden. Der dem Heft beigegebene Gefechtsplan ist vorzüglich gelungen — schön, richtig und deutlich zugleich.

Der letzte Abschnitt des Hefts gibt eine gute Zusammenstellung der von der französischen Heeresleitung getroffenen Maßregeln und soll, französischen Zeitungen zufolge, einige Details nicht correct darstellen, wodurch indeß der Werth der in demselben niedergelegten Raisonnements nicht weiter berührt wird.

Freiherr A. von Firchs.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Das holländische Theater.

Geschichte des holländischen Theaters. Von F. von Hellwald. Rotterdam, van Baalen u. Söhne. 1874. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Einige vortreffliche Aufsätze in der bekannten Monatsschrift „Unsere Zeit" haben im vorigen December eine interessante Uebersicht der Reformbestrebungen gegeben, welche sich auf dem Gebiete des deutschen Theaterwesens gegenwärtig geltend machen. Aber nicht nur innerhalb der Kreise der Schauspieler selbst, sondern auch in solchen, welche sonst dem Theater ziemlich fernstehen, regt es sich in einer sicher nicht bedeutungslosen Weise; denn gewiß ist es kein bloßer Zufall, wenn die bisher auffallend vernachlässigte biographische Literatur über unsere großen deutschen Schauspieler einige, wenn auch noch sehr schwache Versuche macht, ihre Lücken auszufüllen; wenn Eduard Devrient den fünften Band seiner „Geschichte der Schauspielkunst" schreibt; wenn gleichzeitig Memoirenwerke von Wichtigkeit für das Theater erscheinen oder vorbereitet werden — wie z. B. Putlitz „Theatererinnerungen" veröffentlicht; wie die Witwe Heinrich Marr's dessen literarischen Nachlaß bearbeitet, wie die „Hamburger Nachrichten" zum Juli dieses Jahres die umfangreichen Denkwürdigkeiten des 1841 als hamburger Schauspieldirector verstorbenen Friedrich Ludwig Schmidt zu bringen in Aussicht stellen, zahlloser Essays in allerlei Unterhaltungsblättern nicht zu gedenken, welche die Sache mit mehr oder minder Würde behandeln.

Auch das ist eine „Reformbewegung" zu nennen, denn leugnen läßt sich nicht, daß unsere dramaturgische Literatur in dem vollen Kranze unserer Gesammtliteratur bisher nur ein sehr verkümmertes Blümchen war; der wirklich bedeutsamen culturhistorischen Schriften über das deutsche Theater waren sehr wenige; die wissenschaftliche Biographie deutscher Schauspieler ist bis heute so gut als gar nicht angebaut, nicht einmal die Koryphäen dieser Kunst, wie Eckhof, Iffland, Ludwig Devrient haben ein ihrer Bedeutung entsprechendes biographisches Denkmal erhalten.

An solcher Oede ist unstreitig die nahezu absolute Theilnahmlosigkeit hauptsächlich schuld, welche die Schauspieler bisher der Literatur über ihren eigenen Stand entgegenzubringen pflegten: die nichts weniger als ausverkauften Bestände des Bücherlagers unsers ersten dramaturgischen Verlegers, J. J. Weber in Leipzig, geben davon ein redendes Zeugniß. Leider scheint es auch nicht, als ob die modernen Reformbestrebungen der Schauspieler eine auf das Geistige abzielende Richtung auch nur zur entferntesten Absicht hätten: man sammelt mit anerkennenswerthem, ja bewunderungswürdigem Mühen Geldmittel, um die materielle Existenz erwerbsunfähiger Bühnenmitglieder zu sichern, aber das Zeitungsblatt, welches den geistigen Verkehr innerhalb der Genossenschaft vermitteln soll, bietet nicht die geringste Anregung und ist jeglichen Interesses bar; die völlige Nullität der Haltung der Organe der „Theateragenten" kennt jedermann — es fehlt also dem Stande durchaus an einem geistigen Centrum, wie es seinerzeit August Lewald mit seiner „Allgemeinen Theaterrevue", und noch früher Holtei mit seinen „Monatlichen Beiträgen" geschaffen hatte (die aber beide nach kurzem Bestehen wegen Mangels an Lesern eingingen); es fehlt dem deutschen Theater ein dramaturgisches Fachblatt, wie es Feodor Wehl mit der unter seiner Redaction so gediegenen „Deutschen Schaubühne" intendirte, wie die deutsche Literatur deren mehrere hat, und wie auch namentlich die bildende Kunst so glücklich ist, es in der vortrefflichen Seemann'schen Zeitschrift zu besitzen.

Unter solchen Umständen, wo die deutschen Schauspieler die historischen und culturgeschichtlichen Gesichtspunkte selbst so ganz aus den Augen lassen, ist es doppelt erfreulich, wenn wenigstens die Vertreter der wissenschaftlichen Literatur nicht diesem übeln Beispiel folgen, sondern Forschungen anstellen, die, wenn sie auch seitens der von Rechts wegen zunächst als Betheiligte Anzusehenden schwerlich gebührende Würdigung finden werden, dennoch von größter Bedeutung sind. Hinübergreifend über die Grenzen der deutschen Sprache, die culturhistorischen Zustände eines verwandten, des holländischen Volks erforschend, bietet Ferdinand von Hellwald uns eine für die Entwickelung der Bühnenkunst im allgemeinen und der holländischen — die nicht ohne Einfluß auf die deutsche geblieben ist — im besondern höchst wichtige dramaturgische Schrift, welche wir uns im Folgenden etwas näher ansehen wollen.

Sie zerfällt in Vorwort, Einleitung und 25 Kapitel. Im Vorwort betont der Verfasser, wie bisher in keiner Sprache, auch nicht in der holländischen, eine Gesammtdarstellung des holländischen Theaters, seiner Entstehung und Entwickelung in dem doppelten Sinne des örtlichen und zeitlichen Raums, existire. Was sich daraus ergibt, sagt freilich der bescheidene Gelehrte nicht,

aber die Kritik muß es aussprechen. Es ist zweierlei: erstens, daß die Holländer, auf dieses deutsche Buch blickend, von Scham ergriffen werden müssen, die Geschichte eines so wesentlichen Moments im nationalen Culturleben, wie das Theater, bis heute so gänzlich vernachlässigt zu haben; zweitens, daß wir Deutschen stolz sein dürfen, zu sehen, wie ein Vertreter deutscher Wissenschaft es sein muß, der den Holländern ein bisher unbeackertes Land urbar macht. Wenn nun Hellwald im Verlaufe des Vorworts seine Arbeit nur „ein dürres Gerippe, ein skizzenhaftes Bild" nennt, wenn er von der „Unzulänglichkeit und Lückenhaftigkeit" seines Werks spricht, so wird er mit diesen Bezeichnungen wol auf den einzigen Widerspruch stoßen, den sein ausgezeichnetes Buch finden kann. Auf den 144 großen, enggedruckten Octavseiten desselben ist eine solche Fülle des interessantesten Stoffs angehäuft, daß niemand, der nicht Silbenstecherei treiben will, bei der Lektüre „Unzulänglichkeit und Lückenhaftigkeit" entdecken kann. Vielmehr ist die knappe Darstellungsweise ein Hauptreiz des Werks, und deutsche Leser werden die letzten sein, denen eine größere Breite willkommen wäre; ja — leider muß es gesagt werden — traurigerweise liegen die Verhältnisse so, daß ein stärkerer Umfang einer „Geschichte des holländischen Theaters" der Ausbreitung derselben nur schaden würde. Interessirt sich doch selbst für die Geschichte des deutschen Bühnenwesens nur eine verschwindende Minorität aus unserm ironischerweise sogenannten „Volke der Dichter und Denker"! Die Deutschen gehen in ihr gutes oder schlechtes Theater, nehmen kritiklos hin, was und wie es ihnen geboten wird, betrachten das Ganze keineswegs mit ihrem pomphaft als „Nationaldichter" gefeierten Schiller als „moralische", sondern lediglich als eine zur Belustigung und zum Zeitverderb vorhandene Anstalt, und erröthen auch nicht, wenn Schriftsteller, die sich zu den bessern gezählt wissen wollen, die Traditionen unserer Classiker als einen überwundenen Zopf betrachten, ja dem „Nikolintheater" mit Bier und belegtem Butterbrot ungescheut das Wort reden. Ein wissenschaftliches Buch über — Theater? das scheint den meisten ein Widerspruch in sich selbst. Und lesen in Deutschland neunzig Procent der „Gebildeten" von wissenschaftlichen Werken überhaupt nur die Buchhändleranzeige und höchstens eine Recension (vom Kaufen, wie etwa in Frankreich oder in England, wo jeder Gentleman die Pflege und Erweiterung seiner Bibliothek zu einem Ehrenpunkte macht, ist gar keine Rede), so würden sie sich um eine ernsthafte, bei der Lektüre Nachdenken erfordernde Schrift über „Theater" gar nicht bekümmern, wenn sie dickleibig wäre, obwol moderne Sensationsromane ein halbes Dutzend Bände und noch etliche „Fortsetzungen" haben dürfen.

So viel zu Hellwald's Vorwort. In der Einleitung zu seiner Arbeit erzählt er, wie in Holland weniger als anderswo die dramatische Kunst sich aus den Mysterienspielen des mittelalterlichen Festlebens entwickelt habe, wie sie vielmehr hauptsächlich dem Sinne des Volks für Plastik entkeimt sei. Nächstdem war es die specifisch holländische Einrichtung literarisch-artistischer Gilden, welche als „Kamers van Rhetorica", deren Mitglieder „Rederijker" hießen, jenen Keim pflegten, der im 16. Jahrhundert — wenigstens in dieser Form — seine üppigsten Blüten trieb.

Allein der lediglich auf frostige Allegorien und gedankenlosen Formelkram gerichtete Sinn der „Rederijker" hinderte das Eindringen der von ihnen gepflegten Kunst in das Volk; ja, der Einfluß jener Kammern wird von Hellwald geradezu als höchst nachtheilig für die Entwickelung der dramatischen Dichtung der Niederländer bezeichnet. Selbst die lobenswerthen Anstrengungen der Dramatiker des 17. Jahrhunderts, das nationale Schauspiel aus dem dumpfigen Saal der Rhetorikkammern auf einen neuen, frischen, lebenskräftigen Boden zu verpflanzen, vermochten den Keim niemals gänzlich auszurotten, den der Zunftgeist des 15. Jahrhunderts zu tief in den Grund des Volks gelegt hatte; die diesem letztern innewohnende reiche Fülle plastischer Darstellungskraft und dramatischen Lebens war durch die überwuchernde Dialektik einer philosophisch moralisirenden Allegorie derart zu Grunde gerichtet, daß Hellwald keinen Anstand nimmt, „dem Institute der «Kamers van Rhetorica» hauptsächlich die Schuld beizumessen, daß die niederländische Literatur im Drama hinter den meisten europäischen merklich zurücksteht". Erst von dem Wiederaufblühen der holländischen Literatur im 17. Jahrhundert datirt der Anfang des eigentlichen „holländischen Theaters", d. h. die Errichtung fester Bühnen und Darstellung durch berufsmäßige Künstler, statt wie bisher durch Dilettanten.

Zwischen die Epoche der Rederijkers und diejenige der ersten Entwickelung des niederländischen Bühnen- und Schauspielerwesens fällt jedoch noch ein anderes Moment von Interesse, nämlich das Auftreten englischer Komödianten in den Niederlanden, dem Hellwald das erste Kapitel seines Buchs widmet, wobei er zu dem interessanten Resultate kommt, daß diese Engländer höchstens in materieller Beziehung auf das holländische Bühnenwesen von Einfluß (und zwar von wohlthätigem) gewesen seien, indem ihr Vorbild dazu beigetragen habe, jenes fester und stabiler zu begründen. „In geistiger Hinsicht jedoch muß die Thätigkeit der englischen Schauspieler als gänzlich wirkungslos auf das holländische Drama bezeichnet werden." Den Geist des britischen Dramas vermochten die reisenden Künstler so wenig in den Niederlanden einzubürgern, daß nie aus dem Englischen, sondern höchstens aus dem Spanischen und später aus dem Französischen übersetzt wurde.

Die Anfänge des holländischen Theaters, von welchem Hellwald im nächsten Kapitel spricht, datiren von dem Auftreten des „entschieden begabtesten holländischen Lustspieldichters", G. A. Brederoô (1585—1618), dessen Werke in der „oude kamer" zu Amsterdam solchen Beifall fanden und so hohe Summen einbrachten, daß „der Ben Johnson Hollands, ein intimer Freund Brederoô's", Dr. Samuel Coster (dessen Einfluß auf die Entwickelung des holländischen Theaters Hellwald ungemein segensreich und wohlthätig nennt), ein Concurrenzunternehmen ins Leben rief und, von Hooft, Starter, Vondel, Krul, Roodenburgh und Breteroô (welche sich sämmtlich verpflichteten, in Zukunft ihre dramatischen Arbeiten ihm zu überlassen) unterstützt, ein eigenes, selbständiges Theater zu Amsterdam gründete, welches den Titel: „Erste nieder-

deutsche Akademie" führte. Am 1. August 1617 ward die Bühne mit einem Festspiel und G. van Hoghendorp's „Ermordung Wilhelm's von Oranien" eingeweiht. Um dieselbe Zeit bemühte sich in gleicher Richtung, wie Coster zu Amsterdam, der rührige junge Dichter Jan Starter (1594—1626) zu Leeuwarden, scheiterte aber an der Beschränktheit der Geistlichkeit, sowie an der Engherzigkeit des Magistrats. Pfäffischen Umtrieben gelang es, Starter's Unternehmen im Keime zu ersticken, sodaß Amsterdam bis ins 18. Jahrhundert die alleinige Pflanzstätte des holländischen Theaters blieb.

Die dortigen Vorstellungen hatten, holländisch-praktisch, schon seit geraumer Zeit insofern einen doppelten Zweck gehabt, als das amsterdamer „Versorgungshaus für alte Männer und Frauen" sämmtliche Auslagen der „oude Kamer" bestritt und dafür von jedem Zuschauer ein Eintrittsgeld von drei Stübern (ein Stüber ist etwas weniger als ein Silbergroschen) erhob. Der auf diese Weise erzielte Reingewinn fiel dem Versorgungshause zu. Dieser Vorgang veranlaßte die Directoren des „bürgerlichen Waisenhauses", mit Samuel Coster's „Akademie" den gleichen Weg einzuschlagen; Coster ließ sich bereitwillig auf die bezüglichen Anträge ein, und bald ging sogar das neue amsterdamer Theater gänzlich in den Besitz des Waisenhauses über; die Anstalt übernahm einen Hypothekarposten von 3200 Gulden und zahlte Coster außerdem 6850 Gulden baar heraus.

Daß die Concurrenz für die beiden Wohlthätigkeitsanstalten nichts Angenehmes hatte, liegt auf der Hand; am 7. Juli 1632 wurde denn auch die „oude Kamer" mit der „niederdeutschen Akademie" verschmolzen, und ferner nahm das Waisenhaus mit zwei Drittel, die Versorgungsanstalt mit einem Drittel an Gewinn und Verlust der Bühne theil, welche sechs Jahre später, nach einem nothwendig gewordenen Umbau des Schauspielhauses, den Namen „Schouwburg" erhielt.

Mit dem gänzlichen Ankauf durch das Waisen- und das Versorgungshaus sehen wir das amsterdamer Theater in städtische Administration übergehen; der Magistrat ernennt ein jährlich wechselndes Collegium von sechs Männern („Regenten"), welche die artistische und ökonomische Leitung des Instituts zu besorgen hatten. Diese erhielten sich während des größten Theils des 17. Jahrhunderts; im Laufe der Zeit findet man fast alle berühmtern Namen des literarischen Holland unter den „Regenten" der „Schouwburg", und so, nachdem die oberste Leitung in die Hände von Capacitäten gelegt ist, welche der Bühne die einzig wahre, nämlich eine literarische Bedeutung verleihen, erreicht das holländische Theater jene Periode, in der es „die hervorragendsten Talente des ganzen Jahrhunderts" auf seiner Scene versammelt, und in der Literatur „verzeichnet man gerade in jener Zeit die Blüte der dramatischen Productivität". Also auch hier wiederum die alte, aus der Theatergeschichte aller Völker sich ergebende Lehre, daß nur literarisch Berufene Bühnen leiten sollten. Schauspieler, die einseitig nur auf die möglichste Virtuosität in den Leistungen ihrer Kunst sehen, sind immer die schlechtesten Bühnenleiter gewesen, und die Kunstgeschichte geht schweigend über ihre Namen hinweg. Schröder's Direction würde heute schwerlich mehr genannt werden, hätte er nicht Shakspeare auf die Bühne gebracht, hätte er nicht die Jugenddramen unserer Classiker eilends einstudirt, hätte er nicht mit Einem Worte ein vorwiegend literarisch bedeutsames Repertoire gehabt. Ebenso erging es Dalberg und später Iffland. Die Blüte des manheimer Theaters ist in aller Munde — weshalb? Weil man dort „Die Räuber" und „Fiesco" zuerst gespielt hat. Ebenso wird Goethe's Direction der weimarischen Bühne unvergeßlich sein, trotzdem seine sämmtlichen Schauspieler unbedeutend und in die unglückseligste Manier verrannt waren — während das gothaische Theater unter Eckhof's Leitung, trotz des Ensemble feuriger junger Kräfte, nie in gleichem Maße Ruf und Namen erlangt hat. Es fehlt eben der literarische Hintergrund. Die Lehre, welche das moderne Theater aus dieser historischen Thatsache zieht, ist bekanntlich die, daß z. B. die Leitung der königlich preußischen Bühnen unter ängstlicher Verpönung von literarischen Capacitäten lediglich in die Hände gewesener Lieutenants (die aber von Adel sein müssen) gelegt wird und daß im ganzen lieben Vaterlande Dramaturgen für gänzlich überflüssige Individuen angesehen werden.

In Holland wurde das Institut der „Regenten" — trotz mancher Cabalen unter dem Sechs-Männer-Collegium — beibehalten, bis Holland 1672 von schwerem Kriege heimgesucht und infolge davon magistratsseitig die Schließung des Theaters angeordnet wurde. Erst 1664 war das Gebäude vollständig umgebaut und innen mit großem Glanz eingerichtet worden; der Hauptfortschritt, den deutsche Bühnen damals noch nicht entfernt kannten, bestand in der Einführung beweglicher Decorationen nach dem Muster der Italiener, wie sie z. B. Leipzig erst hundert Jahre später, unter dem alten Koch, zu sehen bekam.

Im Jahre 1678 wurde die Bühne wieder eröffnet, und zwar fast ganz nach der alten Einrichtung; zwei Jahre später wurde diese dahin modificirt, daß den sechs „Regenten" je drei Vertreter des Waisen- und des Versorgungshauses beigesellt wurden. Dies aber wollten die „Regenten" sich nicht gefallen lassen, dankten ab und überließen das Wesen jenen beiden mildthätigen Instituten, die dasselbe anfangs verpachteten, von 1699 an aber selbst führten. Die Directoren der Armenhäuser waren gleichzeitig die Leiter der Bühne, nur beschränkt durch den „Beirath" zweier mit je 500 Gulden besoldeter „Assistenten" aus der literarischen Welt, auf deren Anstellung die Stadtverwaltung in richtigem dramaturgischen Takte drang. Die in dieser Weise organisirte Verwaltung erhielt sich beinahe während des ganzen vorigen Jahrhunderts, und Hellwald zollt ihr die Anerkennung, daß sie „durch Gleichmäßigkeit, Umsicht, Thätigkeit und eine verständige Berücksichtigung der jeweiligen Anforderungen der Zeit zur Hebung des amsterdamer Theaters in künstlerischer wie auch in materieller Beziehung wesentlich beitrug".

Verhängnißvoll für die „Schouwburg" wurde der 11. Mai 1772, an welchem man den „Deserteur" gab. Als man gelegentlich der Hauptscene, einer Kerkerscene, das Theater verfinsterte, beobachtete man dabei nicht die bei der damaligen Beleuchtung (durch Talgkästen) doppelt nothwendige Vorsicht: plötzlich schlugen Flammen aus dem Podium und in wenig Stunden bezeichnete nur noch ein schwarzer Trümmerhaufen die Stätte, wo das amster-

damer Schauspielhaus so lange gestanden. Nichts, selbst nicht ein einziges Nebengebäude, ward gerettet; 17 Menschen kamen bei dem furchtbaren Brande ums Leben.

Die höchst interessanten Personalnotizen über holländische Schauspieler und Schauspielerinnen (diese waren in der Regel weit bedeutender als die männlichen Bühnenmitglieder), welche Hellwald verzeichnet, können wir hier begreiflicherweise nicht weiter verfolgen; ebenso müssen wir es uns leider versagen, auf die innern Einrichtungen des amsterdamer Theaters (Bühne, Zuschauerraum, Spielzeit, Eintrittspreise, Costüm, Decorationen u. s. w.) einzugehen, welche das achte Kapitel des gediegenen Werks eingehend würdigt. Im großen und ganzen ist man in Holland danach der deutschen Bühne in jenen Aeußerlichkeiten ziemlich weit voraus gewesen, während in Einem Punkte die Schäbigkeit der deutschen Theaterverwaltungen übertroffen wurde, nämlich in dem der Dichterhonorare, welche lediglich in — Freibillets bestanden.

Die Haltung des Publikums im amsterdamer Theater war höchst lärmend, in den Zwischenacten sogar stets von brutalster Roheit. Im merkwürdigsten Gegensatze hierzu hatte sich eine Schauspielerin, wenn sie in sittlicher Beziehung nicht völlig rein und fleckenlos geblieben war, sofort völlig unmöglich gemacht, so zwar, daß das Publikum ein Wiederauftreten nicht ferner duldete, wäre die betreffende Künstlerin auch noch so begabt gewesen. Mit ähnlicher Strenge hat in Deutschland nur Schröder über der Moralität seiner Bühnenmitglieder gewacht; dem Publikum war dieselbe immer höchst gleichgültig. Im übrigen war die sociale Stellung der holländischen Schauspieler sowenig wie ihre Gehalte glänzend; man bezahlte sie fast so schlecht wie vordem in Deutschland und stellte sie gesellschaftlich nicht eben höher. Heutzutage repräsentiren die Monatsgagen großer „Künstler“ ein kleines Vermögen; Orden und Titel werden ihnen zutheil, aber — die Kunst geht immer mehr den Krebsgang und dürfte bald in den letzten Zügen liegen.

War mithin in Holland vieles ganz wie bei uns, stellte sich namentlich die Geistlichkeit — „die Interessen und Tendenzen des Klerus sind eben überall dieselben!“ — so feindlich zum dortigen Theater wie je in Deutschland, so war doch die Entwickelung des Schauspielwesens in Einem Punkte grundverschieden von dem unserigen. Deutschland hatte zuvor treffliche Wanderbühnen, aus denen allmählich stehende Theater wurden; Holland hatte längst sein stehendes Theater in Amsterdam, bevor Wanderbühnen von einiger Bedeutung auftauchten. Im 17. und 18. Jahrhundert finden wir diese letztern sogar im Auslande: in Stockholm, Kopenhagen, Danzig, Lübeck, Kiel, Hamburg, Altona, Berlin, Leipzig, ja selbst in Wien. Infolge davon besitzen wir denn auch eine ziemliche Reihe fremder Urtheile über das Spiel dieser Künstler, welche Hellwald im sechzehnten Kapitel seines Buchs übersichtlich zusammengestellt hat. Er kommt dabei zu dem Resultate, daß „wenn auch übertriebenes Pathos und unnatürliches Wesen der vorherrschende Ton auf der niederländischen Bühne des vorigen Jahrhunderts“ gewesen sei, es doch zuweilen „rühmliche Ausnahmen“ gegeben habe.

Als in Veranlassung des Brandes das amsterdamer Theater 1772 aufhörte, war die nächste Folge die Gründung einer Unternehmung in Rotterdam, welche der erste amsterdamer Tragöde, Jan Punt, ein trefflicher Schauspieler aber ränkevoller Mensch, bewerkstelligte. Seinen intriguanten Charakter hatte er schon früher in Amsterdam gezeigt, wo er einen seiner Rivalen, Marten Corver, zu verdrängen wußte. Corver hatte inzwischen ein Theater im Haag gegründet, war aber auf den Wanderzügen, die er namentlich zu Kirmeszeiten zu unternehmen pflegte, auch nach Rotterdam gekommen. Nachdem nun Punt sein Theater daselbst begründet hatte, luden kurze Zeit darauf die Eigenthümer des Hauses, vier rotterdamer Kaufleute, von denen Punt bei Gelegenheit einer Geldklemme unlängst in festen Sold genommen worden war, Corver zum Gastspiel ein; er kam, aber der Director Punt behandelte ihn mit der Zeit — ganz wie einst in Amsterdam — so uncollegialisch, daß jene Kaufleute Punt zum einfachen Acteur degradirten, Corver aber zum Director ernannten. Dies Verhältniß, die Umkehrung des vorigen, dauerte ein Jahr; dann verließ Punt Rotterdam; Corver aber setzte auf der dortigen Bühne jene tiefgreifenden Aenderungen in Scene, welche ihm den Ehrennamen eines „Reformators der Kunst“ eintrugen. Weit gereist, von tüchtiger Bildung, verstand es dieser ausgezeichnete Mann, dem heimischen Theater in Hinsicht auf Vortrag, scenische Arrangements, Proben, Costüme u. s. w. neues Leben einzuhauchen. Er war auch literarisch thätig: seine „Tooneel-Aanteekeningen“ sind die wichtigste Quelle für die holländische Theatergeschichte des vorigen Jahrhunderts.

Unterdessen hatte Amsterdam bald sein Theater und auch eine ausgezeichnete Gesellschaft wieder, unter deren Mitgliedern sich Kräfte wie Ward Bingley, Johanna Cornelia Wattier, Dirk Sardet, Jacoba Wouters, vor allem aber Andries Snoek befanden, welche sämmtlich ausgezeichnet zu nennen waren. Die politischen Veränderungen gingen an diesem vorzüglichen Vereine vorüber, ohne ihn zu zersprengen, nur der Name änderte sich: die „Schouwburg“ ward „königlich holländisches Theater“, die Mitglieder „königliche Hofschauspieler“, denen der junge König Ludwig Napoleon eine kunstsinnige, warme Theilnahme zuwendete. Leider dauerte dieser erfreuliche äußere Zustand nicht lange; als Holland eine kaiserlich französische Provinz wurde, wich die bisherige königliche Sorgfalt einer absichtlichen Vernachlässigung, bis die kaiserliche Regierung die „Schouwburg“ (wie der Name nun wieder hieß) verpachtete. Zum Glück wurde dieselbe wenigstens von Sachverständigen, nämlich den Schauspielern Andries Snoek und T. J. Majofsky, sowie der Schauspielerin Wattier übernommen, die das Wesen gemeinschaftlich bis 1817 leiteten. Dann trat die Wattier aus, während Snoek und Majofsky das Theater, dessen Hauptkräfte sie klüglich zu erhalten, beziehungsweise zu ersetzen wußten, bis 1820 fortführten, wo das Pachtverhältniß aufhörte. Wiederum ging die amsterdamer „Schouwburg“ in die Verwaltung der städtischen Behörde über, und wie ehedem übertrug diese die Leitung vier „Commissaren“, denen ein Secretär und ein Kassirer beigegeben waren. Auf die Bühne übte dieser Wechsel in der Verwaltung keinen nachtheiligen Einfluß; sie verlor kein einziges ihrer frühern Mitglieder, auch Snoek und Majofsky nicht, die beide

bis an ihr Lebensende fortspielten; Majofsky, der die Seele der Direction gewesen, starb erst am 22. Februar 1836.

Mit diesem Datum bricht die interessante Arbeit Hellwald's ab, nachdem noch kurz einige Streiflichter auf das niederländische Ballet- und Opernwesen, auf die holländischen Wandertruppen der neuern Zeit und auf Ward Bingley's Leitung der rotterdamer Bühne gefallen sind. Bekanntlich haben deutsche Schauspieler sehr oft in Holland gespielt: schon im vorigen Jahrhundert. Jetzt hat Holland sogar mehr als ein stehendes deutsches Theater, Oper und Schauspiel. Von dem Eingreifen des deutschen Elements, von irgendeinem Einfluß desselben auf das holländische Theater sagt Hellwald nichts. Man wird also immerhin annehmen müssen, daß die deutsche Kunst — wenigstens bis zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts — in Holland keine tiefern Wurzeln zu schlagen vermochte.

Hermann Uhde.

Dichterische Erzählungen und erzählende Dichtungen.

1. Eigene Wege. Ein erzählendes Gedicht von Johann Hinrich Fehrs. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1873. Gr. 16. 15 Ngr.
2. Des Helden Weib. Ein erzählendes Gedicht von Gustav Duill. Miniaturausgabe. Leipzig, Ruhl. 1873. Gr. 16. 10 Ngr.
3. Die Förstersfrau. Ein erzählendes Gedicht von Gustav Duill. Leipzig, Ruhl. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.
4. Die Rosen von Meran. In fünf Gesängen von Marie Schmidt. Meran 1873.
5. Sturm und Rosenblatt. Dramatisches Gedicht in einem Acte von Cajetan Cerri. Wien, Lechner. 1872. 16. 20 Ngr.
6. Durch Krankheit zur Genesung. Eine jerusalemische Geschichte der Herodierzeit. Von Franz Delitzsch. Leipzig, J. Naumann. 1873. Gr. 16. 22½ Ngr.
7. Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens in der Provinz. — Les mystères comique de la province. — Eine Sammlung von Sittenstudien, komischen und burlesken Scenen, Volksschwänken u. s. w. Aus französischen Schriftstellern der Gegenwart. Von J. Baumgarten. Mit einer Einleitung, deutschen Anmerkungen und einem Vocabular von mehr als 1200 Neologismen, Provinzialismen und populären Ausdrücken. Koburg, Sendelbach. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fast ebenso schwankend und wechselnd wie die Kleidermode ist der Geschmack des lesenden Publikums, und man möchte fast behaupten, daß beide miteinander Hand in Hand gingen und sich in ihren Absonderlichkeiten einander ziemlich glichen. Die Zeiten der Perrüken, des Zopfes, der Reifröcke, der engen Aermel- und Beinkleider, der Crinolinen u. s. w. sind vergangen wie der Geschmack am „Siebenkäs", an „Werther's Leiden", an den Phantasiegebilden der Romantiker und H. Clauren's Romanen, an Gellert's Fabeln und Hauff's Märchen, wie am „Amaranth" und „Was sich der Wald erzählt" u. s. w. Wie Johann Heinrich Voß sich keinen Pfarrer seiner Zeit denken konnte ohne den alten Homer neben seiner Bibel, so dürfen wir jetzt wol stets an der Stelle des erstern einen Stoß Kirchenzeitungen vermuthen. Die classischsten Werke unserer großen Classiker haben schon längst begonnen, das große Lesepublikum zu langweilen und sogar der unsterbliche „Faust" beginnt auch schon etwas diesem Schicksale zu verfallen. Er, der die Zeit der wüthendsten Romanlektüre siegreich überwand und sogar beherrschte, scheint mit dieser — denn es ist wol nicht zu verkennen, daß die eigentliche Blütezeit der vielbändigen Romane auch schon vorüber ist — wie eine Pyramide im Sande der Wüste begraben zu werden unter der Sündflut fliegender Blätter aller Art, politischer, wissenschaftlicher, belletristischer, kritischer, kirchlicher, industrieller u. s. w., illustrirt und nicht illustrirt. Nur die eigentliche Poesie besitzt kein eigenes, ausschließlich oder vorzugsweise sie dem Publikum vermittelndes derartiges Organ. Denn die hin und wieder in Buchform erscheinenden Sammelwerke und Anthologien können nicht dahin gerechnet werden. Damit steht nun die eigentliche Poesie ziemlich isolirt außerhalb des modernen Lesekreises da. Denn dieser umfaßt im allgemeinen nur noch die Journal- und Zeitungsliteratur. Zwanglos, leicht, kokett, zweckdienlich und praktisch, wie trotz ihres fortwährenden unruhigen Wechsels im einzelnen doch im wesentlichen der Charakter unserer derzeitigen Mode ist, so hat sich auch der Geschmack des großen Lesepublikums vorherrschend auf das Zwanglose, Leichte, Kokette, Zweckdienliche und Praktische gerichtet; besonders aber zeigt er, wie es scheint, den größten Widerwillen gegen alle Form und Gebundenheit. Es ist dem Referenten mehr als einmal nicht nur die Apathie, sondern sogar Antipathie mancher nicht nur viellesenden, sondern auch in Geschmack und Urtheil sehr gebildeten und selbständigen Damen gegen alle Geschichten, Novellen und Erzählungen in Versen und ganz besonders in gereimten Versen aufgefallen; er hat bei verschiedenen sogar die gleiche Erfahrung gemacht, daß sie den Wunsch hegten, ein neues, von der gesammten Kritik einstimmig gerühmtes und empfohlenes Werk eines Dichters von sehr klangreichem Namen kennen zu lernen, daß sie aber, sobald sie sahen, daß dasselbe in Versen geschrieben war, nur mit Widerstreben an die Lesung gingen oder das Buch gar ganz zurücklegten. Es ist dies, wenn auch keine allgemein gültige, doch immer eine Beobachtung, die auch wol mancher Leser dieses Blattes in seinem Kreise gemacht haben wird. So entgeht jetzt manchem schönen poetischen Werke oft der Erfolg, den es zu einer andern Zeit und bei einer andern herrschenden Geschmacksrichtung seinem poetischen Werthe gemäß gewiß gefunden haben würde, das sich aber jetzt in erster Reihe mit dem Beifall der Kritik oder dem anerkennenden Urtheile eines modernen Literaturhistorikers begnügen muß.

Zu diesen, des Lobes und der Anerkennung würdigen Dichtungen zählen wir von den der Besprechung unterliegenden oben angeführten Dichtungen besonders „Eigene Wege", ein erzählendes Gedicht von Johann Hinrich Fehrs (Nr. 1). Das kleine Epos ist in reimlosen fünffüßigen Jamben fließend und correct geschrieben. Die Sprache ist kräftig, kurz, bilderreich, energisch und eigen-

artig, wie jener edle, echt norddeutsche Menschenschlag, zu welchem der Dichter selbst und die charakteristischen Gestalten seiner Dichtung gehören, der holsteinische. Geschichte und Handlung sind einfach, aber in ihrer Einfachheit und Wahrheit spannend und ergreifend. Die Charaktere sind sämmtlich hart und fest wie Stahl und Stein, es sprühen also Funken, wo sie in Conflict aneinander gerathen, und aus den Worten entsteht sofort die That, aber in den harten Köpfen wohnt ein tiefes, reines Gemüth und in der breiten und starken Brust schlägt ein warmes, treues Herz. Der reiche Marschbauer Magnus Roß und dessen hoffärtige Gattin Bertha, die eine wunderbare Gewalt auch über ihren sonst so stolzen und eigenwilligen Gemahl ausübt, wollen ihren einzigen Sohn Karl verhindern, eine „arme Dirn", die er liebt, zu heirathen. Es erfolgt unter ihnen, bei Ausbruch eines Gewitters, eine harte Auseinandersetzung, infolge deren der Sohn, nur unter Mitwissen eines alten Dieners der Familie, heimlich sein Aelternhaus verläßt und nach Amerika geht, um sich daselbst Unabhängigkeit und Eigenthum für seine Geliebte zu erwerben. Der Zorn der Aeltern richtet sich zunächst gegen den alten Karsten, den Vertrauten ihres Sohnes, dem dieser die Sorge für seine Braut anempfohlen hat. Verletzter Stolz und Liebe zum Sohne kämpfen ein Jahr lang in der Brust der Aeltern, aber sie bleiben, wenigstens die Mutter, unversöhnlich, obgleich sie die Nachricht empfangen, daß es ihrem Sohne sehr schlecht in dem fernen Lande ergehe. Endlich aber verfällt der Vater in Wahnsinn, der sich gegen sein eigenes Gut und seine Gattin richtet. Da bricht auch um deren Herz die eisige Schale des Stolzes, der Sohn kehrt zurück und es erfolgt die Versöhnung.

An poetischem Werthe dieser Dichtung am nächsten stehend sind Nr. 2 und 3, erzählende Gedichte von Gustav Duill. Form und Manier sind in beiden Gedichten: „Des Helden Weib" und „Die Förstersfrau", dieselben, auch Idee und Motiv in beiden wenig verschieden. Die dichterische Form ist hier wie da der für kleine Epen so sehr beliebte und viel angewendete gereimte vierfüßige Iambus mit kleinen lyrischen Einlagen in Liedform. Die Sprache Duill's ist fließend, aber nicht immer ganz correct; so z. B. ist es incorrect, dasselbe Wort auf sich zu reimen, was öfter vorkommt, wie „die Stelle" auf „Schreiberstelle" u. a.; holperig sind Verse wie:

> . . . . Wie er sich neigt
> Zu diesem Entschluß, sieh! da steigt
> ◡ — ◡ — ⏊ ◡ u. s. w. —

eine schlechte Wortstellung: „Sie führt der Weg mit ihm zusammen" u. dgl. m.; also abgesehen von einzelnen solcher Incorrectheiten ist die Sprache im ganzen fließend und die Ausdrucksweise einfach und ungesucht. Die Stimmung in beiden Dichtungen ist eine gehobene und gemüthvolle, die Stoffe sind einfach und anspruchslos, die Handlung eine mehr innerliche, leidende, in deren Ausübung und Ertragung die Förstersfrau als Mutter und des Helden Weib als Gattin ihre heroische Größe beweisen. Einzelnes aus beiden Dichtungen, so besonders die hübsche Episode von der blinden Frau aus „Des Helden Weib" haben wir auch schon in den Gedichten Duill's „Auf dem Wege", die wir demnächst besprechen werden, gelesen und in Betracht gezogen.

„Die Rosen von Meran" von Marie Schmidt (Nr. 4) haben dieselbe poetische Form, wie die beiden letztgenannten Dichtungen, entbehren jedoch deren Einfachheit und Anspruchslosigkeit, wie infolge dessen auch der Klarheit und Innigkeit derselben in formeller wie inhaltlicher Beziehung. Was dort gemüthvoll, ist hier sentimental, was dort Liebe zur schönen Natur, ist hier mehr Schwärmerei und Ueberschwenglichkeit. Unter dem Schwall von schönen Worten und Reimen geht öfters ganz der Sinn verloren; wir können ihn wenigstens nicht so ganz in einem so kurzen Satze wie folgendem finden:

> Italia! Weh, daß deine Reize
> Zu schwach vor fremdem Ländergeize
> Sich schirmten! Doch ist's Schicksalsschluß,
> Daß ein Juwel aus deiner Krone
> Dem Ruhm zum Opfer fallen muß,
> Mit dem vom Siebenhügelthrone
> Zum Aetna und zum Inselkranz
> Venedigs sie in frischem Glanz
> Erstrahlt, so mag die Demantkette,
> Die Meer und Berge um die Wette
> Geschmeid umflicht aus Nizzas Schrein,
> Wohl Preis genug zur Sühne sein.

Ueberhaupt beeinträchtigt die Länge der Sätze, die nicht selten eine ganze dreißigzeilige Seite des Büchleins einnehmen, sehr die Klarheit des Gedankens. Nach einigen solchen Seiten ist man wirklich ganz außer Athem, ohne doch laut declamirt zu haben. Auch des Wanderers Abendlied von Goethe finden wir in seiner alten Form unvergleichlich schöner als in seiner neuen, ihm hier von Victor, dem Helden des kleinen Epos, gegebenen, welches lautet:

> Es hüllt die Nacht
> Die Erde sacht
> In ihre Flügel ein.
> Nun schläft und ruht
> Wohl sanft und gut
> Wald, Wild und Vögelein.
> Kein Laut, kein Hauch!
> Mein Herz, du auch,
> Willst du nicht ruhig sein?

An Pathos, wie aus der zuerst mitgetheilten Probe zu ersehen ist, fehlt es der Dichtung Marie Schmidt's nicht, wie auch sonst nicht an einer blumen- und bilderreichen Sprache; es klingen und singen sogar die Verse vom ersten bis zum letzten, wenn man eben nur auf den Klang hört; aber wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir, vielleicht durch diesen Klang etwas betäubt, trotz aufmerksamer Lektüre über Motiv und Inhalt des Ganzen nicht vollkommen klar geworden sind.

Nicht viel anders geht es uns mit dem dramatischen Gedicht in einem Act „Sturm und Rosenblatt" von Cajetan Cerri (Nr. 5). Nicht daß hier Zweck und Inhalt unserm Verständniß entgingen, im Gegentheil, wir finden Stoff und Composition im allgemeinen hübsch und gelungen, aber auch nur im allgemeinen. Die Ausführung im Detail ist es, was uns nicht genügt. Nicht eine einzige sympathische Gestalt tritt uns entgegen; Lord Byron erscheint als ein ganz gemeiner, herz- und ehrloser Don Juan, die Gräfin Guiccioli in ihrer kurzen

Scene als eine sinnlich begehrliche, ehebrecherische Buhle; Stella's nicht zu beleidigende Liebe und hündische Unterwürfigkeit ihrem herzlosen Verführer gegenüber läßt sie nichts weniger als heroisch, sondern widerlich und verächtlich erscheinen; Käthchen's von Heilbronn Unterthänigkeit gegen ihren adelichen Geliebten ist stolz und selbstbewußt gegen das Benehmen Stella's. Ebenso besitzt die nackte Roheit ihres Vaters, des alten Fischers Marco, nichts Sympathisches. Und dennoch, wir müssen es gestehen, blieb die Dichtung, nachdem wir sie gelesen, nicht ohne Eindruck auf uns. Wir schreiben dies der Güte des Stoffs und seinem im allgemeinen richtigen Arrangement durch den Dichter zu. So ist das Ganze nicht ohne Wirkung, und doch das Einzelne darin recht matt, unzureichend, phrasenhaft und sogar abgeschmackt. Denn eine nichtssagende Phrase erscheint uns ein Wort wie das folgende aus Byron's Munde zu der Gräfin Guiccioli:

> Du darfst nicht schweigen beim Tumult der Brandung,
> Du darfst nicht kalt sein, wo der Aetna glüht.

Das hört sich wunder wie an und ist doch Unsinn; denn weshalb sollte man nicht beim Tumult der Brandung schweigen und in der Nähe des Aetna kalt sein dürfen? Für solch thöricht Wort rächt sich denn auch sofort die Gräfin, indem sie ihm ein gleiches erwidert:

> Einst ward mir, Mädchen von kaum siebzehn Lenzen,
> In meiner Vaterstadt, Ravenna, plötzlich
> Ein Greis von sechzig Jahren vorgestellt.
> Man sagte mir: Den Mann hier wirst du nehmen
> Und lieben auch. Ich frug erstaunt: „Warum?"
> „Weil es so Sitte" — lautete die Antwort.

Das ist doch eine wunderbare Sitte in Ravenna. Von dergleichen Curiositäten könnten wir eine ganze Sammlung aus dem kleinen Büchlein gewinnen, aber wir halten es weder für uns noch für den Leser d. Bl. für nützlich und angenehm.

In Nr. 6: „Durch Krankheit zur Genesung, eine jerusalemische Geschichte der Herodierzeit" von **Franz Delitzsch**, haben wir eine fleißige, wohlüberlegte, sehr gelehrte und ziemlich geist- und phantasiereiche Arbeit kennen gelernt. Die Tendenz der Geschichte ist eine christlich-religiöse und ihr besonderer Zweck wol Beweis der Möglichkeit von Wundern durch mittel- oder unmittelbare Einwirkung oder innerliche oder äußerliche Offenbarung Gottes. Ob ein solcher für jeden zwingender Beweis nun möglich ist, wollen wir dahingestellt sein lassen; uns genügt es hier zu bemerken, daß die Arbeit des Dichters weniger auf Proselytenmacherei gerichtet, als aus seiner Ueberzeugung und einem fröhlichen Glauben herausgedichtet zu sein scheint. Die erste Hälfte der Erzählung ist bereits vor mehrern Jahren unter dem Titel „John und Benjamin, eine Aussätzigengeschichte aus dem alten Jerusalem" in dem vielverbreiteten Familienjournal „Daheim" erschienen, und die andere hier vorliegende Hälfte führt die Geschichte fort und zu einem allseitig befriedigenden Ende. Außerdem sind dem Buche historische Belege und Erläuterungen angehängt, die für einen in der jüdischen Literatur nicht so überaus wie der gelehrte Autor bewanderten Leser auch zum vollen Verständniß der Erzählung ganz unerlaßlich sind.

Wir schließen diese Besprechungen mit einem auszeichnenden Hinweis auf „Die komischen Mysterien des französischen Volkslebens in der Provinz" (Nr. 7) von **J. Baumgarten**; denn ein näheres Eingehen auf die einzelnen, mit viel Geschmack und Kenntniß aus französischen Schriftstellern der Gegenwart gesammelten Sittenstudien, komischen und burlesken Scenen, Volksschwänken u. s. w. würde uns hier zu weit führen. Wir beschränken uns nur darauf, als besonders unterhaltend, anschaulich und in ihrer Charakteristik gelungen die Pfarrertypen von Joseph Doucet, die Volksscenen von Geloppe d'Orquaire, die Sittenschilderungen aus der Picardie von Juliette Lamber und einige Erzählungen von Emile Souvestre hervorzuheben. Im übrigen dürfen wir über Zweck und Inhalt des in jeder Hinsicht empfehlenswerthen Buchs den Herausgeber selbst reden lassen, der in der Einleitung seinem Werke gegenüber durchaus objectiv, wie den Franzosen gegenüber sine odio et amore erscheint, und auch nicht mehr verspricht, als er in dem Werke selbst reichlich gibt. Er sagt:

> Vorliegendes Werkchen hat den doppelten Zweck: einerseits in geistreichen Darstellungen aus französischen Federn die Lächerlichkeiten und Krähwinkeleien der Kleinstädter, sowie die ergötzlichen Dummheiten der Bauern Frankreichs zu schildern, andererseits durch eine Reihe sorgfältig gewählter Sittenstudien, Volksscenen u. dgl. den Leser einen tiefern Blick in die sittlichen und geistigen Zustände der Hauptstämme des französischen Volks thun zu lassen. Das zu günstige oder auch zu herabsetzende Urtheil manches Lesers über die französische Nation en masse wird durch die Lektüre des Buchs vielfach modificirt und berichtigt werden; und das ist gewiß kein Nachtheil, da in der großen schweren Zeit, die zu erleben wir das Glück haben, nur die rücksichtlose Wahrheit auf allen Gebieten dem Einzelnen wie einem ganzen Volke heilsam sein kann.... So hat denn das Werkchen neben seinen vielen heitern und ergötzlichen Seiten auch einige sehr ernste, und wird somit den doppelten Zweck der Unterhaltung und Belehrung erfüllen.

Wilhelm Paul Graff.

Goethe's naturwissenschaftliche Correspondenz.

Neue Mittheilungen aus Johann Wolfgang von Goethe's handschriftlichem Nachlasse. Erster und zweiter Theil: **Goethe's** Naturwissenschaftliche Correspondenz (1812—1832). Im Auftrage der von Goethe'schen Familie herausgegeben von **F. Th. Bratranek**. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 5 Thlr.

Wer vorliegendes Werk auf ein flüchtiges Durchblättern hin beurtheilt, dürfte leicht dazu kommen, ein ungünstiges Urtheil zu fällen. Die wissenschaftliche Ausbeute ist für den Leser gleich Null; denn es enthält nichts, was wir nicht längst oder besser wüßten. Dazu kommt noch, daß diese naturwissenschaftliche Correspondenz kein Ganzes bildet, nicht alles enthält, was Goethe brieflich schrieb, weil es in den Ausgaben seiner Werke oder einzeln bereits mitgetheilt ist; und gerade betrifft das die tiefsten Aussprüche und Ahnungen des Goethe'schen Genius. Ueberdies bringt das Werk eine Menge von Brie-

fen, aus denen man weiter nichts ersieht, als daß sie eben geschrieben wurden. Kurz und gut, der erste Einblick in das umfangreiche Werk ist kein tröstlicher und verlockender für den Naturforscher selbst. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, könnte Referent sehr wohl begreifen, wenn jemand sein Urtheil dahin fällte: „Lasset die Todten ruhen!"

Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn man sich auf den literarischen Standpunkt stellt. Es ist unter allen Umständen ein anziehendes Schauspiel, zu sehen, wie sich ein anerkannt großer Mensch zu seinen Zeitgenossen stellt und wie diese selbst ihm entgegenkommen. Ist es aber gar ein Goethe mit dem Himmel und Erde umfassenden Erkenntnißdrange, welcher uns entgegentritt, so spricht das Schauspiel nicht nur zum Literarhistoriker, sondern auch zum Menschen. Wer diese Pietät für Goethe nicht empfindet, für den ist auch das Werk nicht zusammengestellt. Je tiefer man aber die Goethe'schen Werke aller Art selbst kennt, um so heimischer fühlt man sich auch sogleich in dem aufgeschlossenen Correspondentenkreise. Vieles tritt dann erst in das volle Licht, was man in den Goethe'schen Werken nur angedeutet fand; selbst das Fehlen so vieler Zeitgenossen, welche namentlich durch die physikalischen Forschungen Goethe's hätten erwartet werden können, ist sprechend genug. Besonders jedoch fühlt sich der gern in die Geschichte seiner Wissenschaft Zurückblickende angezogen durch den gegenseitigen Austausch über Dinge, nach deren Erkenntniß damals eine ganze Welt rang, während heutzutage es jedes Kind besser weiß. In dieser Beziehung ist z. B. Brief 63 an den Chemiker Döbereiner in Jena höchst charakteristisch:

> Des Herzogs von Clarence königl. Hoheit haben Serenissimo die Notiz mitgetheilt, daß die Dampfschiffe große Seereisen zu machen nicht vermöchten, weil die Ruder, im Salz oder gesalzenen Wasser beständig oder lange fortwährend bewegt, sich entzündeten. Die Frage entsteht daher: ob in physisch-chemischen Experimenten etwas Analoges bekannt sei, woraus eine solche Folgerung gezogen werden könnte? worüber mir gefällige Mittheilung erbitte.

Ein Analogon dazu bietet uns Staatsrath von Schultz in Brief 321, in welchem derselbe sich mit dem allergrößten Enthusiasmus über Goethe's vermeintliche Lösung des Luftdruckräthsels ausläßt, indem Goethe ihn von der veränderten Anziehung der Erde ableitet. Der Reflectirende fühlt sich infolge dessen als Nachlebender hoch emporgehoben, wenn er sehen muß, wie mühselig damals noch das Ringen nach naturwissenschaftlicher Erkenntniß in einem Zeitalter war, das man in der deutschen Literatur als die classische Periode bezeichnet. Ueberhaupt muß man mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen verstehen, wenn das Werk Bedeutung erhalten soll; dann gewinnt manche scheinbar unbedeutende Notiz die höchste Bedeutung. Wenn z. B. der berühmte Blumenbach in Göttingen, des Erfolgs sicher, es wagen darf, an Goethe ein Stück eines antediluvianischen „album graecum" aus der Hyänenhöhle von Guent bei Montpellier zu senden, so ist das gewiß ein Contrast zu dem Dichter des „Faust", wie er nicht größer sich ausdrücken könnte. Allein, es folgt daraus höchst einfach, daß es für den Genius nichts Kleines und Verachtetes gibt, daß ihm alles groß wird, weil er ihm seinen Platz im Makrokosmos anzuweisen versteht. Augenblicklich sehen wir auch dieser Liebe zum Kleinen das Wohlwollen eines Herzens zur Seite gehen, welches immer darauf bedacht ist, andern eine Freude zu bereiten; und so wird der große Dichter-Naturforscher erst Mensch mit Menschen, dessen man sich erfreut und dem man unwillkürlich nacheifern möchte. Wer Kenntniß genug für seine Wissenschaft mit zu der Lektüre des Werks bringt, wird ebenso an den Mittheilungen der Correspondenten seine Freude haben. Wie manches wird Goethe als Embryo mitgetheilt, was später Fleisch und Blut wurde und längst seinen ehrenvollen Platz in der naturwissenschaftlichen Literatur einnimmt! Augenblicklich wird uns das besagte Werk dadurch menschlich näher gebracht und der Gewinn liegt auf der Hand, besonders für den Strebenden. Für diesen gibt es Briefe in der Sammlung, welche von unberechenbarer Wohlthat sein können. Referent erwähnt nur Brief 181 von Martius in München, einen wahrhaft classischen Brief über des Briefstellers innere Entwickelung der Natur gegenüber, wie er nicht alle Tage geschrieben wird und wie er auch nur das Resultat einer ganz besondern Inspiration sein konnte. Man ist dann um so gespannter auf Goethe's Urtheil und weiß augenblicklich, wie der Brief auf den Altmeister wirkte, wenn er zurückschreibt:

> Mein Dank wünschte sich der Gabe gleichzustellen, wodurch meine Ungeduld, endlich wieder einmal von Ihnen zu vernehmen, über Wunsch und Hoffnung befriedigt wird, indeß der Inhalt des so tief empfundenen und gedachten Schreibens mich auf eine persönliche Zusammenkunft, auf ein mündliches, vollkommenes Vereinen abermals höchst sehnsüchtig macht.

Welche Empfänglichkeit noch sieben Jahre vor dem Tode des großen Mannes! Wahrlich, es liegt auch in diesem Briefwechsel eine solche Fülle von Anregung und dramatischer Spannung, daß hierdurch das Werk zu einem höchst bedeutsamen unserer Literatur wird. Wie man im Umgange mit sonst bedeutenden Kathedermännern in der Regel mehr, als vor ihrem Lehrstuhle lernt, so auch hier. Denn nur gelegentlich treten gewisse Erfahrungen gereifter Geister in der rechten, durchschlagenden Fassung hervor, gleichsam wie Funken aus dem Stahl, wenn der reibende Kiesel vorhanden war. So z. B. ist auch das schöne Wort Goethe's aufzufassen, das er unter dem 23. Februar 1826 an den später so berühmt gewordenen Physiologen Johannes Müller in Brief 197 schreibt:

> Die Divergenzen der Forscher sind unvermeidlich, auch überzeugt man sich bei längerm Leben von der Unmöglichkeit irgendeiner Art des Ausgleichens — denn indem alles Urtheil aus den Prämissen entspringt und, genau besehen, jedermann von besondern Prämissen ausgeht, so wird im Abschluß jederzeit eine gewisse Differenz bleiben, die dem einzelnen Wissenden angehört, und erst recht von der Unendlichkeit des Gegenstandes zeugt, mit dem wir uns beschäftigen, es sei nun, daß wir uns selbst, oder die Welt, oder was über uns beiden ist, als Ziel unserer Betrachtungen ins Auge fassen.

Nicht wenig Reiz verbreitet überhaupt die große Verschiedenheit der hervortretenden Individualitäten über das Ganze. Es ist geradezu drastisch, wenn man von Martius über das naturwissenschaftliche „Irrlichteriren" des ältern Nees von Esenbeck hört, während schließlich dieser selbst in zahlreichen Briefen auf die Bühne tritt und mit seiner innersten Individualität durchaus nicht hinter dem

Berge hält und überdies zu den geistreichsten Schriftstellern der ganzen Sammlung gehört.

So könnte Referent noch lange fortfahren, das Lehrreiche und Bedeutende der Sammlung darzulegen, wenn er nicht auch dem Leser vertrauen dürfte, das in seiner Weise zu finden, was für ihn paßt. In Bezug auf Goethe selbst ist ja die Sammlung dem Literarhistoriker geradezu unentbehrlich, da sie die Quellen zu vielem enthält, das ohne diese Correspondenz vielfach unverständlich bliebe. In Rücksicht hierauf hat denn auch der Herausgeber, der verdiente Verfasser einer „Aesthetik der Pflanzenwelt", die Briefe chronologisch, mit Einordnung der anderweit publicirten Briefe, von 1784 bis zum 14. März 1832, alphabetisch nach Absendern und Empfängern, commentirt durch Goethe's eigenhändige Bemerkungen über die Absender in verschiedenen Publicationen, und endlich nach Fächern gruppirt, worauf die Briefe alphabetisch folgen, aber zuvor von einer Einleitung des Herausgebers, „Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung" betitelt, eröffnet. Die geschmackvolle Einleitung selbst enthält zugleich das Bedeutsamste, was bisher von verschiedenen Seiten über den Naturforscher Goethe, nämlich von Alexander von Humboldt und Virchow gesagt wurde. Natürlich begleitet sie den Dichterfürsten bis in seine poetischen Productionen, aus denen das Charakteristische hervorgehoben wird, um den merkwürdigen Monismus von Naturbetrachtung und Poesie bei Goethe darzuthun, ohne selbstverständlich das Thema zu erschöpfen. Ob es zweckmäßig war, den Raum für Goethe dadurch zu verkürzen, daß der Herausgeber in letzter Beziehung auch eine Parallele mit Homer und Shakspeare gab, indem er deren Naturbetrachtungsart zum Vergleich hinstellte, wollen wir dahingestellt sein lassen, so glücklich der Gedanke auch an sich ist.

Im ganzen kommen nun 375 Briefe zur Publication, welche gerade von 101 Briefstellern herrühren, wenn man Goethe selbst ausnimmt, und diese Briefe verbreiten sich über 13 verschiedene Sphären: Anatomie, Anthropologie, Astronomie, Botanik, Chemie, Geschäftsführung, Literaturverhältnisse und Personalien, Meteorologie, Mineralogie und Geologie, Naturphilosophie, Optik, Physik und Physiologie. In der Anatomie begegnen wir den Namen von d'Alton dem Aeltern, Blumenbach, Carus, Loder, Sömmerring; in der Botanik von Martius, Ernst Meyer, Christian Nees von Esenbeck, Treviranus; in der Chemie von Döbereiner; in der Meteorologie von Poggendorff und Posselt; in der Mineralogie und Geologie von Berzelius, von Herder, von Hoff, von Leonhard, Lenz, Naumann, Nöggerath; in der Physiologie von Johannes Müller und Purkinje. Die fleißigsten Correspondenten sind: von Martius und Nees von Esenbeck, während Goethe selbst am fleißigsten an d'Alton, Blumenbach, Carus, Döbereiner, Grüner in Eger, von Hoff, Bergrath Lenz in Jena, von Leonhard, Loder, Martius, Ernst Meyer, Naumann, Nees von Esenbeck und Staatsrath Schultz schrieb. Eine Gesellschaft von Männern, deren Herzensergüsse und wissenschaftliche Plaudereien ganz dazu angethan sind, uns immer wieder die herrlichen Worte Karl August's von Weimar ins Gedächtniß zurückzurufen:

> Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas hingibt. Sie fängt an, leicht zu werden, sodaß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann. Sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht. Sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem Dunkeln, Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen und bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.

Daß der Autor dieser Apotheose der Naturwissenschaft vielfach im Hintergrunde des ganzen Werks schwebt und die Harmonie der Geister befestigt, ist nicht des Werkes kleinster Reiz. Wer sollte sich in einem solchen Kreise nicht wohl fühlen! Die Sturm- und Drangperiode für die Poesie der Deutschen war zu Ende; hier treten wir in eine neue Periode dieser Art für die Naturwissenschaft ein. Wer Reife des Geistes genug in sich trägt, wird unwillkürlich von dem jugendlichen Ungestüm der damals nach Erkenntniß Ringenden erfaßt und — verjüngt werden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Fritz Reuter soll ein Werk hinterlassen haben, das erst nach seinem Tode publicirt werden sollte, eine „Geschichte von Mecklenburg seit Erschaffung der Welt bis auf unsere Zeit".

— Die jetzt vielgenannte Massari'sche Biographie Cavour's erscheint in einer deutschen autorisirten Uebersetzung im Verlage von J. A. Barth in Leipzig unter dem Titel: „Cavour, biographische Erinnerungen an Graf Camillo di Cavour von Joseph Massari. Vom Verfasser und Verleger autorisirte und mit Geschichtstabellen ausgestattete Uebersetzung von Ernst Bezold, nebst einem einleitenden Vorworte von von Holtzendorff." Der Einleitung entnehmen wir die ersten ebenso schwunghaften wie charakteristischen Sätze: „Das Leben des Grafen Cavour bietet einen reichen und unerschöpflichen Stoff. Seine Biographie verknüpft und identificirt sich mit der Geschichte der Errichtung des italienischen Nationalstaats und bildet gleichzeitig eine glänzende Seite im Buche der großen allgemeinen Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Es war ja die Erhebung Italiens zu einem Nationalstaate nicht allein eine unermeßliche Wohlthat für die Italiener, sie war auch eine culturgeschichtliche That für die Welt, eine That weitsehender Vorsicht und Weisheit. Indem endlich ein Vaterland den Volksstämmen gegeben wurde, welche bisher fremden Herrschaften und Einflüssen unterworfen, durch alle Volksüberlieferungen, durch municipale Antipathien, durch schlechte Künste theils unfähiger, theils verderbter Regierungen unter sich zerrissen und sich gegenseitig entfremdet waren, war zu gleicher Zeit eine neue Culturgewalt, eine neue Bahn für den Fortschritt, eine neue Gewähr des Friedens und der Sicherheit für Europa geschaffen. Ueberblicken wir das Schicksal, die Wechselfälle,

die Mühen dieses einen Staatsmannes, so tritt uns ebenso sein Muth wie seine Geduld, seine Kühnheit wie seine Klugheit, seine Verwegenheit wie seine Verschlagenheit entgegen — alles als Hebel der Aufrichtung Italiens, indem er mit solchen Gaben des Geistes die entgegenstehende Laune der Menschen nicht nur, sondern auch des Schicksals selbst siegreich überwand, falsche und ungerechte Ansichten zerstörte, den Widerstand eingewurzelter Vorurtheile und verletzter Sonderinteressen brach, die Dämme von Haß und von Vorliebe einlegte, welche das Werk von Jahrhunderten waren, kurz, indem er die ganze Mauer niederriß, welche die Geschichte selber — scheinbar unübersteiglich — aufgebaut hatte."

Theater und Musik.

Das „Athenaeum" widmet dem neuen Sardou'schen Stück „L'Oncle Sam" eine längere Besprechung gelegentlich der ersten Aufführung dieses Stücks in London, in der es unter anderm heißt: „Französische Komödie und französische Tragödie haben sich beide in London eingebürgert. Als ein schlagender Beweis, für wie ausgeprägt man das Interesse an französischen Stücken in England erachtet, gilt die Thatsache, daß, während schon ein Theater sich ausschließlich denselben widmet, Mlle. Agar es der Mühe werth erachtet, ein zweites mit classischem Repertoire zu eröffnen, indeß das gesammte Personal des Vaudeville auszieht, um sich eines dritten zu bemächtigen. Das Unterhaltungsstück, welches im Queenstheater gegeben wird, scheint eins der populärsten werden zu wollen, die je in London geboten wurden. Während das Stück vom literarischen und künstlerischen Standpunkt aus des Rufs unwürdig ist, den der Autor von «Nos Intimes», «Nos bons Villageois» und «Les pattes de Mouche» genießt, erweist es sich doch als sehr geeignet, ein Publikum zu befriedigen, dem äußerer Schein nicht zuwider ist, und welches niemals genug Geschmack an wahrer dramatischer Kunst finden wird, um eine nicht unbedeutende Mischung von Uebertreibung und Schwänken einst zu goutiren."

— Franz von Suppé hat eine neue Operette: „Die Räuberhöhle", vollendet, die zunächst der Direction des Carl-Theaters in Wien eingereicht worden ist.

— Das Gesammtgastspiel der meininger Hofschauspieler in Berlin hat seines günstigen Erfolgs wegen eine bestimmte Aussicht auf Wiederholung im nächsten Jahre erhalten.

— Das römische Trauerspiel: „Arria und Messalina" von Adolf Wilbrandt, welches bald nach Eröffnung der Saison am wiener Burgtheater zur Aufführung kommen soll, behandelt einen freierfundenen Stoff aus der römischen Kaiserzeit, aus der Zeit der Neronischen Christenverfolgungen. Die Heldinnen des Dramas aber sind historisch.

— Das Drama, welches Paul Lindau dem Burgtheater eingereicht hat, heißt: „Ein Erfolg", und soll das Schicksal einer ersten Aufführung und des Autors behandeln, also auf der Bühne ein Spiegelbild der Bühne geben.

— Von Dortmund aus ist ein Preis für eine Bismarck-Hymne ausgeschrieben worden. Zahlreiche Anfragen deutscher Componisten nach den nähern Bedingungen beweisen, daß die Preisausschreibung lebhaften Anklang gefunden hat.

Aus der Schriftstellerwelt.

Dem Andenken Walther's von der Vogelweide soll an seinem heimatlichen Hause, dem Inner-Vogelweidehofe in Layenriede in Tirol, eine Denktafel folgenden Inhalts gestiftet werden:

Dem
Andenken Walthers von der Vogelweide.
Her Walther von der Vogelweide,
Swer dez vergæz', der tuet' mir leide.
H. v. Trimberg.

Ob dadurch die bisher offene Frage wegen des eigentlichen Geburtsortes des Dichters endgültig beantwortet ist, steht noch zu erwarten.

— Das wiedergeborene Italien vergißt seine großen Dichter nicht; das Säcularfest Petrarca's wurde in Arqua und Padua feierlich begangen. Dort in Arqua, wo den vulkanischen Euganeen die warmen Heilquellen entspringen, ist des Dichters Grabstätte. Hier wurde am 18. Juli von zahlreichen Festgenossen aus Padua die eigentlich literarische Feier veranstaltet; Conte Cittadella, Callegari und Carducci hielten Festreden; Gedichte von Madame Fusinato und Comtesse Mahul wurden vertheilt; Danktelegramme nach Wien, welches eine Petrarca-Straße erhalten hat, nach Rom und Avignon abgesendet. An die literarische Feier schloß sich das Volksfest.

Bibliographie.

Annemüller, G., Der Bildungsgang des Menschen nach Darwin und Anderen. In lustigen Bildern und Versen. Berlin, Lichtwerk. 8. 10 Ngr.

Bieling, H., Ein Beitrag zur Ueberlieferung der Gregorlegende. Berlin, Goetz. 4. 10 Ngr.

Bleich, B. A., Mädchenjäger oder die Geheimnisse eines Heirathsbüreau. Roman aus der neuesten Zeit. 1ste bis 12te Lief. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 3 Ngr.

Born, G. F., Caterina Cornaro, Cyperns schönste Königin, das unglückliche Opferlamm venetianischer Inquisition. Historisch-romantische Erzählung. 1ste bis 29ste Lief. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 3 Ngr.

Braddon, M. E., Fremdlinge und Pilger. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 4 Bde. 8. 4 Thlr.

Brock, L., Zweihundert Jahre der Geschichte eines preußischen Reiterregiments. Zur Feier des 200jährigen Bestehens des königl. Leib-Kürassier-Regiments (schlesischen Kürassier-Regiments) Nr. 1. Breslau, Korn. Gr. 8. 20 Ngr.

Collins, W., Die weiße Frau. Roman. Nach dem Englischen frei bearbeitet von R. Springer. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Ebeling, F. W., „Briefe von und an Bürger". Abwehr und Beurtheilung. Leipzig, Wartig. Gr. 8. Gratis.

Edmonds, J. W., Der amerikanische Spiritualismus. Untersuchungen über die geistigen Manifestationen. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebrard, J. H. A., Apologetik. Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums. 1ster Thl. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Feierabend, A., Arnold von Winkelried und die Schlacht ob Sempach. Großes vaterländisches Volksschauspiel. 2te ganz umgearbeitete Aufl. Luzern, Prell. 8. 20 Ngr.

Fischer, D., Das Bergschloß Hohbarr (bei Zabern) historisch und topographisch dargestellt. Zabern, Fuchs. Gr. 8. 6½ Ngr.

— — Geschichte der Stadt Zabern im Elsaß seit ihrer Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach Quellen bearbeitet. Zabern, Fuchs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedlieb, L., Die rothe und die schwarze Internationale oder Verhältniß der socialdemokratischen Arbeiterbewegung zur Religion. München, Literarisches Institut von Dr. Huttler. 8. 5 Ngr.

Gaume, J., Der Kirchhof im 19. Jahrhundert. Oder: Das letzte Wort der Solidarischen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Geiser, C. F., Zur Erinnerung an Jakob Steiner. Ein Vortrag. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Geist des Christenthums im alten und neuen Testament. Eine Licht- und Trostquelle für Schule und Haus. Zürich, Schabelitz. 8. 16 Ngr.

Grimm, H., Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. Rede. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 8 Ngr.

Jecklin, D., Volksthümliches aus Graubünden. Zürich, Gsell. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kaden, W., Wandertage in Italien. Stuttgart, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Keller, E. O., De Peerlotterie! En lustig Stückschen von Oll Bohlmann ut groot Zimpelhoagen. Plattdütsch vertellt. Pyritz, Backe. 16. 3 Ngr.

Leonhardi, H. Freih. v., Die hohe Bedeutung der neueren Rechtsphilosophie im Allgemeinen und insbesondere für den Rechtsstaat. Eine Berufung an die Denkenden des Volkes und seiner Vertreter. Prag, Tempsky. Gr. 8. 6 Ngr.

Lieres und Wilkau, T. v., Das Leib-Kürassier-Regiment (Schlesisches) No. 1. im Feldzuge 1870 und 1871. Ein Beitrag zur Geschichte des Regiments für den Tag der Feier seines 200jährigen Bestehens. Breslau, Hainauer. Gr. 8. 20 Ngr.

Ludwig, J. L., Die vorzüglichsten Ansichten über den Religions-Unterricht in den deutschen Schulen. Ulm, Ebner. 8. 6 Ngr.

Maaß, M., Unsere deutschen Dichterheroen und die sogenannten Shakespearomanie. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 12 Ngr.

Mahn, A., Ueber das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur. Berlin, Dümmler. 8. 7½ Ngr.

Pitawall, E., Die schwarze Dame von Pest und die Opfer des großen Börsenkrachs oder die blut- und unblutigen Gauner auf und außerhalb der Wiener Welt-Ausstellung. 30 Lief. Berlin, Werner Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Sömer, P., Religiöse Gedichte. Werl, Stein. 16. 12 Ngr.

Strack, K., Aus dem deutschen Frauenleben. 2ter Thl. Von der Reformation bis zur Zeit Friedrichs des Großen. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilmanns, W., Quellenstudien zu Goethe's Götz von Berlichingen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Waschow, J., Herzog Otto von Braunschweig, Fürst von Tarent. Ein Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Fürst Christian der Andere von Anhalt und seine Beziehungen zu Innerösterreich. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien als Band 6 und 7 der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek:

Die Nahrungsmittel.

Von

Edward Smith,

Doctor der Medicin und Philosophie, Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London etc.

Zwei Theile. Mit 19 Abbildungen in Holzschnitt.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. [illegible] Thlr. [illegible] Ngr. Geb. [illegible] Thlr. 10 Ngr.

Die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen in Bezug auf die chemische Zusammensetzung, Bereitung und physiologische Wirkung der Nahrungsmittel werden hier in allgemein verständlicher Form vorgetragen. Der erste Theil behandelt die festen, der zweite die flüssigen und gasigen Nahrungsmittel. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für Gesundheit und Leben der Menschen darf dieses Werk auf eine besonders günstige Aufnahme rechnen.

Band 1—5 der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek enthalten:

John Tyndall. Das Wasser in seinen Formen als Wolken [illegible], Eis und Gletscher. Mit [illegible] Abbildungen in [illegible]. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. [illegible] Thlr. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Leitfaden für das Zahlenrechnen in Realschulen.

Von

Dr. Adolf Moritz Pausler,

Oberlehrer der Realschule I. Ordnung in Leipzig.

8. Geh. 15 Ngr.

Aufgaben zu Pausler's Leitfaden für das Zahlenrechnen in Realschulen.

Zwei Hefte. 8. Geh. Jedes Heft 5 Ngr.

Pausler's Leitfaden behandelt den gesammten [illegible], vom Einmaleins an bis zur Arbitrage- und [illegible]nung, und sucht in erster Stelle auf die [illegible] im Rechnen hinzuwirken. Er gibt für [illegible] den Schülern der Realschulen sowol I. als II. Ordnung [illegible] wendiges Wiederholungsmittel in die Hände, [illegible] solches bisher gänzlich gefehlt hat. Die Aufgaben und Uebungsbeispiele wurden in zwei besondern [illegible], damit sie bei rascherer Abnutzung um [illegible] angeschafft werden können.

Der Verfasser hat den Reinertrag [illegible] die Allgemeine Leipziger Lehrer-Witwen- und [illegible] bestimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderung und [illegible].

Gedichte

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. [illegible]

[illegible]

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

[illegible]

der italienischen [illegible]

für den Schul- und [illegible]

Von

[illegible]

8. [illegible]

[illegible]

[illegible] — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus [illegible]

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich.

Nr. 33. 13. August 1874.

Vámbéry und die centralasiatische Frage.

Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage. Gesammelte politische Schriften von Hermann Vámbéry. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Professor Vámbéry ist unstreitig der tüchtigste Kenner turanischer Verhältnisse und sein neuestes Werk über die russische Politik in den Gebieten des Oxus und Jaxartes eine wichtige Quelle für den Ethnographen und Historiker. Von der großen Reise zurückgekehrt, welche ihn als verkleideten Derwisch im Jahre 1863 durch die trostlosen Wüsteneien und üppigsten Fruchtgärten, durch die Zeltlager und in die heiligen Städte Turkestans geführt hatte, ist er unermüdet bestrebt gewesen, in umfassendern Büchern und kürzern Aufsätzen über die politischen, socialen und geographischen Verhältnisse jener Länder Licht zu verbreiten und besonders den Gegensatz englischer und russischer Interessen an diesen centralasiatischen Tief- und Hochländern scharf zu beleuchten. Vámbéry stellt sich entschieden auf britische Seite; er hegt, vielleicht schon als Ungar, eine ausgesprochene Antipathie gegen Rußland und die Mittel und Ziele seiner Politik und möchte das Seinige beitragen, die englischen Staatsmänner zu bewegen, den auf dem Wege nach Indien vordringenden russischen Heerescolonnen Halt zu gebieten, solange es noch Zeit ist:

Rußland hat dreierlei Plane auf Indien: erstens, in der fernen Zukunft diese reiche Perle dem reichen Diadem asiatischer Besitzungen einzufügen, die Perle, zu deren Erlangung es sich solange und mit so vielen Kosten einen Weg durch die unwirthbarsten Steppen der Welt bahnt; dann, seinem Einfluß über die gesammte Welt des Islam, deren größter und gefährlichster Feind es heute geworden, hierdurch die möglichste Wirkung zu verleihen, da der Besitzer Indiens in den Augen der Mohammedaner das Nonplusultra von Macht und Größe erreicht hat, und zuletzt, drittens, durch Bändigung des britischen Leuen jenseit des Hindukusch sein Vorhaben am Bosporus, am Mittelländischen Meere, ja in ganz Europa, mit größerer Leichtigkeit verwirklichen zu können, da es heute niemand mehr bezweifeln wird, daß die orientalische Frage mit mehr Leichtigkeit jenseit des Hindukusch als am Bosporus gelöst werden kann: denn hätte Rußland zur Zeit des Krimkriegs als Nana-Sahib's Bruder in Sewastopol fetirt wurde, seine heutige Position am Jaxartes gehabt, so wären die Absichten des Kaisers Nikolaus auf Konstantinopel nicht so leicht unter den Ruinen des Malakoff begraben worden.

Auch wenn zugegeben werden muß, daß die russische Stellung in der Nähe des Afghanenreichs England bedrohen könne, sobald dieses der Verwirklichung des Testaments Peter's des Großen hindernd in den Weg zu treten beabsichtigte, so scheint uns doch weder hieraus zu folgen, noch überhaupt das Ziel der asiatischen Politik Rußlands zu sein, einen Weltkrieg zu erregen, um die riesigen Ländermassen, die sich vom Himalaja bis zum Cap Comorin ausdehnen, seinem Scepter zu unterwerfen. Vámbéry hat recht, wenn er den Lobhudlern russischer Civilisation und allen denen, welche glauben oder wenigstens behaupten, daß durch die russischen Waffen die Länder zwischen dem Kaspischen See und dem Bolor Dagh einer höhern Cultur erschlossen würden, das Sprichwort zuruft: „Kratzet den Russen und ihr werdet einen Tataren entdecken", und ihnen entgegenhält, „daß auf jener gigantischen Grenzlinie, auf welcher Rußland Asien berührt, wir überall finden, daß die Russen auf einem bedeutend niedern Grade der Bildung stehen und in Feinheit der Sitten weit zurück sind gegen jene asiatischen Völker, denen wir die Vortheile unserer neuern europäischen Civilisation gegenüber ihrer alten asiatischen zu beweisen wünschen". Rußland ist noch kein Culturstaat; in ihm ist slawisches und mongolisches Wesen noch zu keiner organischen Einheit entwickelt, und mag die nationale Partei auch widerwillig auf die romanischen und germanischen Einflüsse blicken, welche die russische Wissenschaft und Literatur zum Theil noch heute beherrschen, dieselben sind zur Entwickelung und Erziehung des russischen Volks ebenso nothwendig, wie die englischen, deutschen und französischen Kapitalien zum Bau russischer Eisenbahnen. Dieses halbasiatische Volk kann sich nicht anmaßen, in Indien eine Culturmission ausüben zu wollen; seiner halben Civilisa-

tion, deren Anfänge kaum ein Jahrhundert hinter uns liegen, steht dort eine ganze, in sich abgeschlossene gegenüber, die auf mehrere Jahrtausende zurückblicken kann. Der Russe würde in Indien ein Barbar sein, seine Herrschaft auf thönernen Füßen stehen. Dies wissen die englischen Staatsmänner gar wohl, sie wissen auch, daß die Organisation der neuerworbenen turanischen Landestheile längere Zeit in Anspruch nehmen wird und daß die natürlichen Grenzen des indisch-britischen Reichs dem Vordringen der Russen weit größere Hindernisse bieten werden, als die Steppen und Wüsteneien Chiwas und Bocharas. England fürchtet von Rußland weit weniger directe Schädigung seiner politischen Machtstellung als Vámbéry, und selbst die Concurrenz russischer Handelsleute auf den Märkten von Samarkand, Chokand und Taschkend macht Großbritannien nicht so große Sorge, daß es sich durch dieselbe zum Kriege drängen ließe. Vámbéry ist geneigt, diese Sorglosigkeit der englischen Politik auf Unkenntniß zurückzuführen; er meint, daß England Rußland nicht fürchte, weil es über seine Plane und Intriguen nicht unterrichtet sei:

Die Vortheile asiatischer Denkungsweise, deren Aneignung wir wol als besondere Schlauheit und Verschmitztheit bezeichnen können, sind auch in politischem Verkehr von weit größerm Nutzen, als die Sprache der Offenheit und Gerechtigkeit, deren sich die Engländer von jeher grundsätzlich bedienen (?). Vom großen Gebiet am Amur angefangen bis zu den kleinsten Besitzungen, die Rußland auf asiatischem Boden in neuester Zeit erworben hat, finden wir immer ein und dasselbe Verfahren der Intriguen und Ränke, das Ausstreuen des Samens der Zerwürfnisse, die Bestechung, die Anlockung durch die niedrigsten Mittel, welche einer Invasion vorausgehen. Man tritt zuerst durch Handelsverhältnisse mit fremden Elementen in Berührung; dann werden die kleinsten Zwistigkeiten sehr leicht als casus belli benutzt; wo diese fehlen, wird der Boden durch Emissare unterminirt, die Häuptlinge durch Geschenke angelockt und durch reiche Spenden von Wodki (russischem Branntwein) benebelt und in den gefährlichen Zauberkreis hineingezogen. Eine begründete Ursache zum Kriege, zur Invasion wäre nirgends leicht aufzufinden und das gigantische Reich des Hauses Romanow ist gewiß mehr durch die Ränke seiner asiatischen Politiker, als durch die Kraft seiner Waffen aufgebaut worden. Ferner ist Rußland infolge der letzterwähnten Eigenschaften auch weit besser benachrichtigt von allem, was bei den Grenzstaaten vorgeht, als die Engländer und sonstigen Europäer. Der großen Wachsamkeit seiner Emissare, dem unermüdeten Eifer seiner Diplomaten hat es zu verdanken, daß sein Cabinet von den geheimsten Vorgängen der Nachbarländer oft schneller und besser unterrichtet ist, als die betreffende Regierung selbst. Abgesehen davon, daß in Petersburg eine Gesellschaft der tüchtigsten Männer ihre Erfahrungen über die verschiedenen Theile Asiens verwerthen kann, wird noch hier und da ein Kirgise, Buriate, ein Tschirkassier oder Mongole, nachdem ihm russische Erziehungs- und Denkweise beigebracht wurden, zum nützlichsten Werkzeuge gegenüber seinem ganz oder halb unterworfenen heimatlichen Boden.

In den ersten Aufsätzen dieser Sammlung, welche aus den Jahren 1864—68 stammen, zeichnet der Verfasser in großen Umrissen den Charakter der centralasiatischen Politik Rußlands, ihre Mittel, Ziele und Erfolge und gibt Andeutungen über die Wege, welche in der Zukunft die russischen Heerescolonnen in Mittelasien einschlagen würden. Mit gerechtem Stolz kann er sich rühmen, ein guter Prophet gewesen zu sein; wenige Jahre später ist eingetreten, was er vorausgesagt hat: die Russen sind vom rechten Ufer des Jaxartes auf das linke übergegangen; Bochara und Chiwa sind gefallen und in den afghanischen Wirren haben russische Emissare ihre Hand im Spiele. Und Vámbéry kann auch mit Genugthuung darauf hinweisen, daß die Abhandlungen, welche er in „Unsere Zeit“ über die englischen und russischen Interessen an den innern Verhältnissen von Ostturkestan, Herat und Afghanistan veröffentlicht hat, nicht ohne Einfluß auf das Urtheil der Presse, auf die Anschauungen der Diplomaten und den Gang der Politik Englands geblieben sind. Als Ceterum censeo ruft Vámbéry den Briten zu: „Neutralisirt Afghanistan!“ Er verkennt aber auch die Schwierigkeiten nicht, diesen Ländercomplex zu einem neutralen Mittelkörper zwischen Oxus und Indus zu machen, an welchem die beiden rivalisirenden Mächte bei einer gewaltsamen Annäherung abprallen sollen — Schwierigkeiten, die sich aus den ungeordneten staatlichen Verhältnissen, aus den nie ruhenden innern Fehden, der Unbotmäßigkeit des Volks und der lockern Verbindung des Mutterlandes mit den Provinzen ergeben. Eine Annexion Afghanistans könne den Briten eher gefährlich als nützlich werden, denn der mit ungeheuern Menschenopfern erkaufte Besitz dieses Gebirgslandes würde nicht als Schutzmauer Indiens dienen können, sondern bei der Annäherung der Russen weit unsicherer werden als Pendschab, Sindh und der ganze Nordwesten Indiens. Die Neutralität Afghanistans läßt sich nach Vámbéry's Ansicht nur dann erreichen, wenn das von England bisjetzt angewendete Princip der Schonung und der Rücksichtnahme auf die Vorurtheile und die barbarischen Anschauungen der Afghanen ein für allemal einer offenen und thatkräftigen Politik weiche; englische Offiziere müßten das afghanische Heer organisiren, ein britischer Agent den Khan mit Rathschlägen unterstützen, der englische Kaufmann und Reisende in Afghanistan als einem befreundeten Lande sich frei bewegen können. Sodann müßten die Grenzen dieses Gebiets im Norden und Nordwesten definitiv festgestellt werden und endlich müßte auch Rußland von Norden her seine Grenzen in solcher Weise bestimmen, daß es den Verdacht einer unersättlichen Ländergier von sich abwälzend, mit Ruhe und Muße an jenes Werk der Civilisation sich begeben könne, welches es nach seiner eigenen Behauptung in dem rauhen und uncivilisirten Turkestan übernommen hat. So schreibt Vámbéry am Schlusse seines Buchs:

Nur eine redliche, offene Politik, ein unverhülltes und unzweideutiges Verfahren kann allein diese so unheilschwangere, mittelasiatische Frage lösen, und da Großbritannien keine Grenzerweiterung über die Suleimanskette wünscht, mit derselben auch keine weiterreichenden politischen Plane in Verbindung bringen will, so ist es allein Rußland, von dessen Gebaren die Aufrechterhaltung des Friedens abhängt und das den gewaltigen Zusammenstoß der beiden europäischen Kolosse in Asien vermeiden kann, sowie es auch in seiner Hand liegt, denselben hervorzurufen.

Die Schilderungen der russischen Kriegsoperationen in den Stromgebieten des Oxus und Jaxartes übergehen wir hier; der Verfasser beachtet mehr ihre politischen Ursachen und Folgen und läßt sich nicht darauf ein, die einzelnen Truppenbewegungen, Schlachten und Belagerungen von militärischem Standpunkte zu zergliedern und zu beurtheilen. Trotzdem hätten wir gewünscht, daß durch

Beigabe einer Karte das Studium dieses inhaltreichen Werks den Lesern erleichtert worden wäre, welche sich nicht im Besitz von Specialkarten dieser centralasiatischen Kriegsschauplätze befinden. Von großem Werth und Interesse sind die ethnographischen Partien des Buchs, besonders die Abschnitte über „Die socialen Umgestaltungen im Innern Asiens" und den mohammedanischen Eroberer Jakub-Kuschbegi in Ostturkestan.

Drei Völkerschaften bewohnen jenes Binnenland, welches heute zwischen der britischen Civilisation im Süden und der russischen Civilisation im Norden liegt, Turko-Tataren, Altiranier und Afghanen:

Die Türken, wie überall auch hier gegenüber der Civilisation und verfeinerten ruhigen Lebensweise meist spröde, haben sich trotz aller Ueberreste der alten Parsiecivilisation, welcher sie in Mittelasien den Garaus gemacht haben, trotz aller Culturbestrebungen der monotheistischen Araber, welche ihnen mit der Schärfe des Schwerts nur die Religionsformel des Islams, aber nicht seinen spätern Culturgeist aufdringen konnten, bisjetzt nur ein äußeres Gepräge, nur einen schwachen Schimmer von dem, was man Cultur nennt, aneignen können. Es scheint, als ob diese breit- und plattschädelige Menschenrasse von der Natur schon von vornherein deshalb kleinere Augen erhalten hätte, damit die Flamme der geistigen Aufklärung sie weniger blende; ihr plumper Körper, ihre Kaltblütigkeit und ihre außerordentliche Ruhe im Gemüthe scheint sie vom frühesten Anfange an mehr zum trägen Nomadenleben und zu dessen Entbehrungen, zu den ewigen Kämpfen gegen die Einflüsse der Elemente gestählt zu haben. Die Herrscher Mittelasiens ziehen es noch heute vor, im luftigen Zelte neben den in Ruinen verfallenden Palästen, welche iranischer und arabischer Geist aufgerichtet haben, zu wohnen. Die bessern Klassen, das Beispiel ihrer Fürsten nachahmend, fühlen sich nur am Rande einer Colonie und selbst da nicht in dem Steingebäude, sondern in den filzumgürteten runden Zelten behaglich. Ja, selbst der Landmann wählte nur mit größter Vorliebe die Lebensweise des Thierzüchters, und es ist leichter, wie bekannt, den Nomaden unter die Erde als in eine feste Wohnstätte zu bringen. So stark ist der Widerwille gegen das ansässige Leben bei den Türken im Innern Asiens.

Ein Culturvolk bilden nur die Altiranier, diese sind allein Kaufleute, friedliche Ackerbauer und Pfleger der Künste und Wissenschaften. Die Tadschiks und Sarts könnten in Westasien dieselbe Rolle spielen, wie die Japanesen im Osten, und sie sind es denn auch gewesen, welche, von religiösen Skrupeln am wenigsten belästigt, mit den Russen gemeinsame Sache machten und sich als Beamte des Zaren einsetzen ließen. Die iranische Urbevölkerung wird das Medium bilden für den Einzug der Civilisation des Westens in das Innere Asiens.

Die Afghanen, deren indischer Ursprung für sicher gilt, die dann eine große Anzahl indischer, türkischer und iranischer Völker in sich aufgenommen und ihnen ihre eigene Nationalität und Sprache aufgeprägt haben, bilden zwar die nördlichsten Ausläufer der alten Sanskritcivilisation, doch sind sie von jeher die rauhesten und wildesten Sprossen dieses alten Culturlandes gewesen und sind jetzt noch ebenso civilisationsunfähig, ebenso rasende Feinde aller Bildung und des friedlichen Lebens wie die Türken. Vámbéry meint, daß die Russen, um ihre Herrschaft in Centralasien zu festigen, sich auf die iranische Urbevölkerung stützen müßten. Welche Kräfte immer noch in diesem Völkerstamme schlummern, lehrt die Geschichte Jakub-Kuschbegi's, des Eroberers Ostturkestans.

Im Dorfe Pischbek zwischen Chodschend und Taschkend ist vor ungefähr fünfundvierzig Jahren Mohammed Jakul als Sohn eines chokandischen Zollbeamten oder richtiger gesagt, Schreibers geboren worden. Auch er wurde, was sein Vater gewesen, Schreiber und Zollbeamter, 1847 aber von dem Kiptschakenhäuptling Alim-Kul zum Pansad-Baschi (commandirenden Offizier von 500 Mann) erhoben. Alim-Kul, der damalige Herrscher von Chokand, stellte Jakub als Kuschbegi (Großvezier) dem Chodscha-Buzury-Chan, als dieser sich zu einem Kriegszuge gegen Ostturkestan rüstete, zur Seite. Hier hatten sich die fanatisch-mohammedanischen Dunganen, welche die eigentlichen Vermittler des Handels mit China sind und einen großen Theil des Beamtenstandes bilden, 1863 gegen die Chinesen erhoben, Jarkend mit vielen andern wichtigen Städten dem herrschenden Volke entrissen und auch Kaschgar belagert. Da kam den ostturkestanischen Glaubensgenossen von Chokand aus Buzury-Chan und Jakub-Kuschbegi zur Unterstützung. Mit Löwenmuth vertheidigte die chinesische Besatzung die Citadelle von Kaschgar vierzehn Monate lang, dann fiel auch diese Stadt und Buzury-Khan konnte sich als Herr des größten Theils von Ostturkestan betrachten. Die Leitung der militärischen Angelegenheiten übertrug er dem ebenso schlauen als tapfern Jakub, der sich dadurch, daß er die Rivalität der Parteien, welche das Erbe der chinesischen Herrschaft antreten wollten, für sich ausnutzte, auch in den Besitz von Jarkend zu setzen wußte:

Herr der zwei bedeutendsten Orte Ostturkestans, trat der kühne Abenteurer aus Chokand, den der Erfolg volksthümlich gemacht hatte, auch mit seinem Streben nach Alleinherrschaft desto freier auf. Buzury-Chan war ohnehin nur ein Schattenkönig, der den Ereignissen fernblieb und schon in den ersten Wochen seiner Ankunft in Kaschgar durch das wachsende Ansehen Jakub-Kuschbegi's aus seinem sorglosen Leben geweckt wurde. Und, obwol er seinen Vezier aus Furcht vor gewaltsamer Beseitigung nicht zu beeinträchtigen wagte, hatte dieser doch, um etwaigen Unruhen vorzubeugen, seinen Gebieter beiseitegebracht; er ließ ihn nämlich in ehrenvolle Haft setzen, und später wurde diese, auf Bitten anderer, in freie Entlassung verwandelt, mit der Bedingung jedoch, daß Chodscha-Buzury, so wie es einem frommen Abkömmlinge des Propheten geziemt, zur Pilgerfahrt in das ferne Arabien sich anschicken möge.

Durch Grausamkeit, Hinterlist und Verrath wurden die Chodschas unterworfen oder zur Pilgerfahrt nach Mekka gezwungen, die Armee durch alle jene Elemente verstärkt, welche vor den russischen Heeren nach Osten geflohen waren, und neu organisirt und die Civilverwaltung, welche bis dahin chinesisch gewesen war, nach national-mohammedanischen Grundsätzen umgewandelt. Aus Ostturkestan hatte Kuschbegi ein festgeordnetes Staatswesen geschaffen, als 1870 die Dunganen den längstgeplanten und vorbereiteten Aufstand in Scene setzten. Den neuesten Nachrichten zufolge ist auch dieser nach dreijähriger Dauer gedämpft und das Reich Jakub's bis an die schneebedeckten Alpengipfel des Thian-Schan im Norden ausgedehnt. Diese eigenthümliche national-religiöse Revolution, die Errichtung eines mohammedanischen Reichs auf den Trümmern chinesischer Herrschaft, hat nicht nur ein ethnographisches Interesse, sondern auch eine eminente Bedeutung für die centralasiatische Politik Rußlands und Englands:

Jakub-Kuschbegi weiß es wol, daß die Chinesen in diesem Theile ihres ehemaligen Reichs schwerlich die gelbe Fahne mit dem Drachen wieder erheben werden. Er weiß oder wußte es nämlich schon lange vorher, daß Rußland das Consolidiren einer mohammedanischen Macht in seiner unmittelbaren Nähe nicht mit Ruhe ansehen könne, daß es früher oder später zwischen beiden zum Kriege kommen muß, und hat demzufolge gleich nach der Einnahme Kaschgars, Jarkends und Chotens sich nach einer dritten Macht umgesehen, die wol auch in Mittelasien Interessen zu vertreten hat, aber durch die gigantischen Bollwerke einer natürlichen Mauer, wie die südliche Kuen-Luen-Kette ist, an materiellen Eroberungen verhindert wird. Diese Macht hat der schlaue Chokander ganz richtig in England entdeckt. Von einem erfolgreichen Widerstande Rußland gegenüber kann natürlich (ohne Beihülfe Englands) nicht im mindesten die Rede sein, da selbst der tüchtigste asiatische Eroberer und selbst die bedeutendsten Streitkräfte, die ihm zu Gebote stehen, den Waffen und der Strategie des Westens gegenüber null und nichtig sind. Doch für den Moment ist Jakub-Kuschbegi unumschränkter Herr von Ostturkestan, sein Land reicht von den Höhen der Pamirsteppe bis zum fernen Kanul, es ist wenigstens dreimal so groß wie Frankreich. Die Zahl der Einwohner, über die sein Machtgebot ertönt, mag bei kühnster Berechnung schwerlich 5—6 Millionen übersteigen. Seine Armee beläuft sich, alles in allem genommen, auf nahezu 50000 Mann, die gut bewaffnet, gut disciplinirt, in der Schule des Kriegs tüchtig eingeübt, einem europäischen Feinde gegenüber wenig oder gar nicht, einem innern, das heißt asiatischen Gegner aber desto mehr imponiren können. Im westlichen China ist alles aus den Fugen gegangen, nur das lose Scheingewebe der traditionellen Vergangenheit hält dort noch einigermaßen die chinesische Herrschaft aufrecht; es ist nicht zu verkennen, daß die im Westen eingeengte und bedrängte Lehre des Islam im fernen Osten auf Kosten des Buddhismus sich ein neues Terrain zu erobern und für die erlöschende Flamme neues Brennmaterial zu gewinnen im Begriff steht. Kraft, Ausdauer, besonders aber Begeisterung, was in den Europa naheliegenden Ländern gänzlich fehlt, können in jenen, vom abendländischen Einflusse auch noch nicht einmal berührten fernen Regionen des Morgenlandes noch immer Wunder wirken. Es bedarf nur eines belebenden Geistes, eines kräftigen Athemzugs, um die Flamme hoch auflodern zu lassen, mit einem Worte eines Mannes, der, vom Glücksstern umstrahlt, zum Führer der östlichen Islamwelt sich aufwerfen kann. Und dieser Mann wäre vollkommen in der Person Jakub-Kuschbegi's gefunden. Er hat alles in sich, was dem asiatischen Eroberer der Vergangenheit zum Zenith des Ruhms verholfen hat, und stände eben die oft erwähnte europäische Annäherung nicht im Wege, würde es ihm keinesfalls schwer fallen, durch Vereinigung sämmtlicher Mohammedaner Centralasiens und Westchinas, auf eine beträchtliche Seelenzahl von mehr als 40 Millionen gestützt, mit seiner Fahne über die mittelasiatische Steppenwelt gegen das westliche Asien zu ziehen.

Es ist dieses neueste Werk des ungarischen Gelehrten und berühmten Reisenden allen denen dringend zu empfehlen, welche sich in den ziemlich verworrenen Zuständen Turkestans zurechtfinden wollen, und wir sind überzeugt, daß es aufklärend und bestimmend auf jene Politiker wirken wird, die in der optimistischen Anschauung der Unkenntniß zu glauben geneigt sind, daß die Gestaltung und Entwickelung der politischen Verhältnisse Europas von den russischen Eroberungen in Mittelasien nicht berührt wird. Wer in einzelnen Abschnitten des Buchs Klarheit in Gruppirung und Behandlung des immerhin spröden Stoffs und hier und da die rechte Glätte und Feinheit der Sprache vermissen sollte, der möge bedenken, daß ein Ungar die deutsche Sprache benutzt, um zur gebildeten Welt zu sprechen, und ihm für diese thatsächliche Anerkennung der Culturbedeutung des Deutschthums dankbar sein.

Reinhart Zöllner.

Das preußische Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs. Erster Band. (Heft 1: Die Ereignisse im Monat Juli. Heft 2: Die Ereignisse bis zum Vorabend der Schlachten bei Wörth und Spicheren. Heft 3: Die Schlacht bei Wörth und die Schlacht bei Spicheren. Heft 4: Der Vormarsch der III. Armee bis an die Mosel; die Ereignisse bei der I. und II. Armee bis zum Abend des 14. August. Heft 5: Die Ereignisse bei Metz am 15., 16. und 17. August. Schlacht bei Vionville—Mars la Tour.) Mit einer Uebersichtskarte, einer Operationskarte, sechs Plänen und vielen Skizzen im Texte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872—74. Gr. 8. 6 Thlr. 24 Ngr.

Das dritte Heft bringt die Schlachten bei Wörth und bei Spicheren. Es entspricht der Bedeutsamkeit der am 6. August erzielten Erfolge, diesem Tage eine in sich abgeschlossene Darstellung zutheil werden zu lassen. Auf den blutigen Gefilden von Wörth und Spicheren wurde das Selbstvertrauen und die Siegeszuversicht des französischen Heers gebrochen und durch die hier erreichten Erfolge die den deutschen Interessen abgeneigte Politik zweier europäischen Großmächte zur Innehaltung einer stricten Neutralität bewogen. In beiden Schlachten kam die alte Kampflust des deutschen Soldaten, deren schon Tacitus bei unsern Vorfahren wiederholt Erwähnung thut und welche später in den Schlachthaufen der Landsknechte den Schrecken vor dem deutschen Namen durch ganz Europa trug, recht eigentlich wieder zu Tage. Aber eine noch schönere, edlere Eigenschaft des deutschen Heers bewährte sich in den Schlachten des 6. August: die Kameradschaft, die treue Waffenbrüderschaft aller deutschen Stämme und aller Theile des deutschen Heers feierte hier ihre ersten Triumphe. Wo die deutschen Marschcolonnen den Schall des Geschützfeuers vernahmen, da eilten sie herbei zur Unterstützung der im Treffen stehenden Waffengenossen, ohne Zögern, ohne Befehle abzuwarten, aus eigenem Entschluß und mit ganzer Kraft. Und deshalb kamen sie überall zu rechter Zeit, um den Sieg an die deutschen Fahnen zu fesseln, und deshalb durften deutsche Heerführer es wagen, zum Angriff zu schreiten gegen weitaus an Zahl überlegene, in vorbereiteten Positionen stehende Corps der feindlichen Armee. Sie waren ja gewiß, daß ihnen von allen Seiten Unterstützung werden würde, sie waren berechtigt, darauf zu vertrauen, daß bei längerer Dauer des Kampfes das anfängliche Misverhältniß der Kräfte zu ihren Gunsten eine Aenderung erfahren würde.

Und wie anders stellt sich das Verhältniß bei dem französischen Heere! Der Soldat schlägt ausdauernd und

tapfer, die Truppen vertrauen auf die überlegene Wirkung ihrer Waffen, deren volle Ausnutzung die geschickt im Terrain ausgewählte Stellung in Aussicht stellt. Zunächst gelingt es auch auf beiden Schlachtfeldern, den deutschen Truppen schwere Verluste beizubringen, sodaß der Angriff zum Stehen kommt. Als dann frische Streitkräfte auf deutscher Seite eintreffen und der Kampf aufs neue und heftiger als zuvor fortgesetzt wird, bleibt französischerseits die erwartete Unterstützung aus. Dabei sind intacte Divisionen in nächster Nähe in Bereitschaft, allein es fehlt den Führern derselben an der nöthigen Initiative, um auf eigene Verantwortlichkeit in die Schlacht einzugreifen. Vergebens befiehlt Marschall Bazaine seinen vorgeschobenen Divisionen, dem General Frossard zu Hülfe zu eilen, die Bewegung wird spät begonnen und so langsam ausgeführt, daß dieselbe keinen Einfluß mehr zu äußern vermag. Auch bei Wörth traf die als Verstärkung herangezogene Division Lespart so spät ein, daß sie nur noch zur Aufnahme des geschlagenen Heers Verwendung finden konnte.

Die Darstellung der Schlacht bei Wörth ist in den Details beschränkter gehalten, als dies bei dem Treffen von Weißenburg der Fall war. Sie ist deshalb sehr übersichtlich geblieben, trotzdem die verwickelten Vorgänge gerade der hier sich abspielenden Kämpfe dies in mehr als gewöhnlichem Grade erschwerten. Von besonderm Interesse ist die Schilderung der allgemeinen Sachlage in der Mittagsstunde, als General von Kirchbach den Entschluß faßte, das fünfte Corps erneuert zum Frontalangriff vorzuführen, und die Nachbarcorps zur Mitwirkung aufforderte. Gegen 1 Uhr übernahm dann der auf dem Schlachtfelde eingetroffene Kronprinz die Leitung der Schlacht, brachte zunächst die bis dahin vereinzelten Angriffe der vordern Gefechtslinie in Einklang und lenkte die heranrückenden Verstärkungen gegen die Flanken der feindlichen Aufstellung. Wenngleich durch diese Anordnung hinter dem eigentlichen Centrum keinerlei Reserven in Bereitschaft gehalten wurden, war von der höchstens auf 60000 Mann geschätzten Armee Mac-Mahon's ein Durchbrechen bei Wörth doch nicht zu befürchten, da das ganze fünfte Armeecorps unter Mitwirkung einer mächtigen Artillerie — ungefähr 200 Geschütze — jedem derartigen Vorhaben entgegentreten konnte.

Einen Glanzpunkt in der Beschreibung der Kämpfe bei Wörth bildet die Darstellung des Angriffs der französischen Kürassierbrigade Michel, welcher kurze Zeit nach dem Eintreffen des Kronprinzen von Preußen stattfand:

Anfänglich ohne einen Feind zu sehen, bewegte sich diese Reiterschar von mehr als 1000 Pferden aufs gerathewohl gegen Morsbrunn vor. Heldenmüthig erduldete sie das vom Albrechtshäuser Hof gegen ihren linken Flügel sich richtende Infanteriefeuer, indem sie in schnellster Gangart den bei Morsbrunn noch in der Formation begriffenen Gegner zu erreichen suchte. Dieser schickte sich dazu an, mit dem Regiment Nr. 32 im ersten, dem Regiment Nr. 94 im zweiten Treffen vorzurücken. Als die Abtheilungen der vordern Linie auf den Höhen erschienen, erhielten sie aus den Waldparcellen südöstlich von Eberbach ein so heftiges Infanteriefeuer, daß ihr weiteres Vorschreiten augenblicklich gehemmt wurde. Gleich darauf stürmte die feindliche Reitermasse auf sie ein.

Die Infanterie hätte einen Rückhalt an den nahen Wein- und Hopfengärten finden können, aber auch nach vorwärts gewährten einige Baumreihen unmittelbare Deckung. Doch man empfing den verwegenen Angriff, wo man gerade stand und, ohne Quarrés oder auch nur Schützenknäueln zu bilden, in solchen Formationen, welche die ausgiebigste Feuerwirkung gestatteten.

Den ersten Stoß führte das 8. Kürassierregiment gegen die bereits aus dem Dorf herausgetretene Infanterie. Die Kürassiere geriethen hier in das gleichzeitige Feuer der beiden Compagnien und der beiden Halbbataillone Regiments Nr. 32, welche letztern sich entwickelt und halb rechts geschwenkt hatten. In wenig Augenblicken erlitt das Kürassierregiment ungeheuere Verluste. Rechts und links an der Infanterie vorbeistürmend, theils auch die Schützen der 2. Compagnie durchbrechend, suchte der Rest durch das Dorf oder um dessen Nordseite herum das Freie zu gewinnen, stieß aber dabei auf die beiden Compagnien in den Dorfstraßen und schließlich an der Ostseite auf die Schützen des Regiments Nr. 80. Diesem letztern fiel allein schon der französische Regimentscommandeur mit 17 Offizieren und zahlreicher Mannschaft in die Hände; außerdem fing man 130 unverwundete Pferde. Nur wenigen der braven Reiter gelang es, sich durchzuschlagen und in südöstlicher Richtung zu entkommen.

Nicht viel besser erging es den 9. Kürassieren: sie wurden auf 300 Schritt Entfernung vom wohlgezielten Feuer der Pioniercompagnie empfangen, welche sich links von der Infanterie in einem breiten Haufen aufgestellt hatte. Eine Ecke desselben wurde von der vorbeistürzenden Cavalerie abgesprengt, welche letztere dann theils um die Außenseite des Dorfs herum, theils in dasselbe einbiegend gleichfalls auf die Achtziger stieß. Durch deren Schnellfeuer verfolgt, eilten die vermischten Ueberreste beider Regimenter in südöstlicher Richtung weiter.

Die in letzter Linie attakirenden Lancierabtheilungen trafen auf den linken Flügel der preußischen Infanterie. Hier schwenkte die 8. Compagnie des Regiments Nr. 32 links und gab dann in Linie entwickelt den vorbeijagenden Reitern eine Salve, gefolgt von wirksamem Schnellfeuer. Was nicht getroffen wurde, drängte an Morsbrunn vorüber und folgte den Kürassieren in der Richtung nach Dürrenbach und Walburg.

Die Ueberreste der zersprengten Reitermasse suchten nun auf weiten Umwegen sich ihrer Infanterie wieder zu nähern. Dies führte aber zu neuen verlustreichen Zusammenstößen mit dem Husarenregiment Nr. 13 und der von der Sauer nachrückenden Infanterie. Sie waren schon bis auf 300 Schritt (von hinten her) an die Husaren herangekommen, als diese mit Zügen kehrt schwenkten und vom Fleck attakirten, wobei sich die nun hinten befindlichen Züge rechts und links gegen die feindlichen Flanken herauszogen. In kurzem Handgemenge wurde die bereits erschütterte französische Cavalerie geworfen und eine Strecke verfolgt. Nach nochmaliger Attake der sogleich wieder gesammelten 1. Husarenescadron, und nachdem der Versuch einer geschlossenen französischen Abtheilung, sich durch Laubach abzuziehen, durch die 4. Husarenescadron vereitelt war, flohen die aufgelösten Reste der französischen Reiter nunmehr wieder in östlicher Richtung nach Walburg zu. Bei ihrem fernern Umherirren geriethen sie wiederholentlich in das Feuer der bei Morsbrunn und weiter rückwärts befindlichen preußischen Bataillone, welchen noch viele Mannschaften und Pferde in die Hände fielen. Die Brigade Michel und das 6. Lancierregiment waren so gut wie vernichtet; nur wenige Reiter mögen unversehrt die Armee wieder erreicht haben. Das preußische Husarenregiment hatte 1 Todten, 23 Verwundete und 35 Pferde verloren, die Verluste der Infanterie waren ganz unbedeutend gewesen.

Der Sieg bei Wörth wurde dann mit Hülfe der allmählich eintreffenden Verstärkungen glänzend erfochten und endete mit dem fluchtartigen Rückzug der feindlichen Armee. Weniger gut sah es mit der Verfolgung aus. Die 4. Cavaleriedivision stand zu entfernt, um noch am Schlachttage zur Verwendung kommen zu können. Die Fühlung mit dem Feinde ging am folgenden Tage verloren, wurde dann wieder momentan erreicht, aber bei dem weiter fortgesetzten, eiligen Rückzug des Marschalls

mehrmals verloren, sodaß die Dritte Armee, als sie am 8. August die Vogesen betrat, thatsächlich keinen Feind mehr vor sich hatte. Der beigegebene Schlachtplan ist, soweit es sich um die Terraindarstellung handelt, vortrefflich gelungen, während die Truppeneinzeichnung an Deutlichkeit zu wünschen läßt. Dies hätte unschwer vermieden werden können, wenn man sich auf Wiedergebung des zweiten Moments der Schlacht beschränkt und für den ersten und dritten Moment sowie die Verfolgung besondere Beilagen, vielleicht Oleaten, geliefert hätte. Die kleine Kartenskizze über den für die Entscheidung der Schlacht so wesentlichen Angriff des elften Corps auf den Niederwald ist deutlich und gut.

Auch bei Spicheren fand eine Rencontreschlacht statt, indeß doch unter wesentlich andern Verhältnissen als bei Wörth. Der Rückmarsch der französischen Armee war bereits angeordnet und sollte von dem bei Forbach stehenden zweiten Corps, Frossard, gedeckt werden. Deutscherseits glaubte man zu Anfang, nur eine schwache Avantgarde vor sich zu haben. Der Kampf nahm dann rasch größere Verhältnisse an und wurde sehr blutig. Der preußische Verlust beträgt 223 Offiziere und 4648 Mann, der französische 249 Offiziere und 3829 Mann. Daß General von Kameke mit der 14. Infanteriedivision ohne höhern Befehl die Schlacht begann, entsprach der Auffassung bei den obern Commandostellen und lag vollkommen im Geiste der deutschen Kriegführung.

Die „Schlußbetrachtung" bemerkt hierüber, daß jener Angriff aller Wahrscheinlichkeit nach gescheitert wäre, wenn die 14. Division ohne Unterstützung geblieben sein würde:

> Aber selbst in diesem Falle war der Gegner zum Stehen gebracht und der vereinzelte Mißerfolg eines kleinen Heerestheils vor feindlicher Uebermacht wäre ohne nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Operationen geblieben. Bei Spicheren waren es nur die Spitzen der nächststehenden Armeecorps, welche nach der Saar vorfühlten, und erst in der Mittagsstunde stieß eine dieser Avantgarden auf den weit überlegenen Feind. Die magnetische Wirkung des Kanonendonners zog zwar theils zugesagte, theils nicht verheißene Verstärkung herbei; aber aus Entfernungen bis zu einem vollen Tagemarsche anrückend, konnten sie erst in später Stunde wirksam werden, und während der ganzen Dauer der Schlacht befand sich der Angreifer in der Minderzahl. Die Entscheidung des Siegs bewirkte der Vorstoß weniger frischer Bataillone in einem Zeitpunkte, wo gleichzeitig hinter der Flanke bei Forbach der Rückzug bedroht wurde und der französische Feldherr über Reserven nicht mehr verfügte.
>
> Erst der letzte Vorstoß gegen den forbacher Berg und die Flankenwirkung der 13. Division nöthigten den erschöpften Gegner zu dem Rückzuge, dessen unmittelbare Verfolgung das nächtliche Dunkel ausschloß. Unter diesen Umständen blieb die materielle Ausbeute der Schlacht bei Spicheren weit hinter den reichen Trophäen der Dritten Armee bei Wörth zurück. Aber der moralische Werth eines Siegs wirkt weit über das Schlachtfeld hinaus. Er trägt seine Bedeutung in sich selbst. Die gänzlich unerwartete Nachricht von den gleichzeitigen Niederlagen im Elsaß und in Lothringen wirkte wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel auf die siegsgewisse französische Hauptstadt, auch im kaiserlichen Hauptquartier entsagte man für den Augenblick jedem Widerstande. So fiel im Laufe der folgenden Woche das ganze Land bis zur Mosel in die Hände der Deutschen.

Der für Spicheren gelieferte Schlachtplan ist schön und deutlich; er enthält die Einzeichnung der beiderseitigen Truppen für die Zeit um 6 Uhr abends. Außerdem sind zwei Kartenskizzen — die Sachlage um 3 Uhr und die Erstürmung des Rothen Bergs vor 6 Uhr — beigefügt, welche die Orientirung wesentlich erleichtern. Bei Einzeichnung der preußischen Cavalerie sind einige kleine Ungenauigkeiten vorgekommen, doch ist dies ohne Belang, da diese Waffe wegen der Beschaffenheit des Schlachtfeldes fast gänzlich von der thätigen Antheilnahme am Kampfe ausgeschlossen blieb.

Ebenso ist im Text bei Darstellung des taktisch interessanten und seltenen Zwischenfalls einer erfolgreichen Verwendung französischer Dragoner als wirklicher Doppelkämpfer versehentlich angenommen, daß der heftige Kugelregen, welcher die aus dem Leischwalde gegen den Kaninchenberg vorgehenden preußischen Compagnien empfing, von Genietruppen und Linieninfanterie herrühre, während dies Feuer lediglich von abgesessenen Mannschaften zweier Schwadronen des 12. französischen Dragonerregiments hergerührt haben soll.

Das vierte Heft des Generalstabswerks enthält den Rückzug der Armee des Marschalls Mac-Mahon nach Châlons, den Vormarsch der Dritten Armee bis zur Mosel, die Heeresbewegungen der Ersten und Zweiten Armee von der untern Saar nach der Mosel und die Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14. August.

Als nach der Schlacht von Wörth die Fühlung zwischen der Dritten Armee und den Truppen des Marschalls Mac-Mahon verloren gegangen war, vermuthete man im Großen Hauptquartier, der Marschall werde in der Richtung über Bitsch seine Vereinigung mit der bei Metz stehenden Hauptarmee zu erreichen suchen. In dieser Annahme wurde man dann durch irrthümliche Meldungen noch weiter bestärkt und traf darauf hin einige Anordnungen, um den Gegner von der vermutheten Rückzugslinie abzudrängen. Hierhin gehört die Concentration des vierten Armeecorps bei Rohrbach, einer Garde-Infanteriedivision und der Gardecavalerie bei Rederching und die Heranziehung einer Brigade der 5. Cavaleriedivision nach Rohrbach. Man erkannte dann aus den von der Cavalerie eingehenden Meldungen, daß man nicht Theile der zurückgehenden feindlichen Armee, sondern den rechten Flügel der im Vormarsch begriffenen Dritten Armee vor sich habe.

Sehr interessant und lehrreich ist die Darstellung der Aufklärung des Terrains durch die den deutschen Marschcolonnen weit voraneilende Cavalerie. Hierdurch wurden nicht allein die Bewegungen des eigenen Heers der Kenntnißnahme des Feindes in wirksamster Weise entzogen, sondern auch, was noch wichtiger war, dem großen Hauptquartier eine Fülle von Nachrichten über den Verbleib der gegnerischen Streitkräfte verschafft, welche es ermöglichte, rechtzeitig die Bewegungen der Corps nach dem Erforderniß der jeweiligen Kriegslage zu modificiren.

Das Generalstabswerk theilt in gerechter Würdigung der Bedeutung dieses Theils cavaleristischer Thätigkeit viele interessante Details über einzelne dieser kühnen Streifzüge mit, z. B. das Eindringen einer Kürassierpatrouille von der Ersten Armee in die Festung Thionville, deren Thore sorgloserweise nicht geschlossen waren, die Recognoscirung gegen Toul, welche Gardedragoner ausführten und dabei nicht allein bis in die Vorstadt gelangten,

sondern sogar beim Rückzug noch Gelegenheit fanden, die Stauschleusen der Festungsgräben zu zerstören u. s. w.

In die im vierten Heft geschilderte Periode fällt die Uebergabe der obern Heeresleitung an den Marschall Bazaine. Der Kaiser verblieb bekanntlich zunächst noch im Hauptquartier, ohne eigentlich bestimmte Thätigkeit, wol aus Gründen der innern Politik, welche es für einen Napoleon nicht rathsam erscheinen ließ, nach kriegerischen Mißerfolgen in die erregte Hauptstadt zurückzukehren. Eine solche unklare Stellung, wie die Kaiser Napoleon's bei der Rheinarmee nach dem 12. August es war, verurtheilt das Generalstabswerk in trefflicher Weise mit den Worten:

Der Monarch, welchem der Staat mit seinen Hülfsmitteln zur Verfügung steht, hat nur dann seinen richtigen Platz an der Spitze der Feldarmee, wenn er es vermag, selbst der Führer seiner Heere zu sein und die schwere Verantwortung für alles, was im Felde geschieht, selbst zu übernehmen. Treffen diese Voraussetzungen nicht zu, so muß seine Anwesenheit bei der Armee stets lähmend wirken.

Im dritten Abschnitt des Hefts erfährt die Schlacht von Colombey-Nouilly eine recht gelungene, nicht mit Details überladene, aber doch genügend eingehende Schilderung. Der vom General von der Goltz selbständig gefaßte Entschluß zum Angriff, als die eingehenden Meldungen auf Beginn des Abzugs der feindlichen Armee schließen ließen, wird gebilligt, als durch die allgemeine Kriegslage und die zeitweilige Stellung der Zweiten Armee auf dem rechten Ufer der Mosel genügend motivirt. Ebenso tritt der Generalstab den Beweggründen bei, welche den General von Göben bestimmten, eine vom Commandeur der 2. Infanteriedivision gewünschte Unterstützung durch die Brigade Rex von der Zustimmung des Oberbefehlshabers abhängig zu machen.

Die meisterhaft geschriebene „Schlußbetrachtung" enthält einige so charakteristische Stellen, daß wir dieselben hier im Worlaut wiedergeben:

Die Schlacht von Colombey-Nouilly charakterisirt sich in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe als eine vom richtigen Gefühle eingegebene Angriffsimprovisation, welche um des höhern Zwecks willen freilich auch Nachtheile mit in den Kauf zu nehmen hat.

Die den Truppen bekannt gewordenen und von ihnen zum Theil selbst erkämpften Erfolge bei Weißenburg, Wörth und Spicheren hatten im ganzen deutschen Heere eine hohe Siegeszuversicht hervorgerufen. Auf dem Vormarsch von der Saar nach der Mosel war man wiederholentlich an Punkten vorübergekommen, wo der Feind seine offenbar zur Vertheidigung vorbereiteten Stellungen ohne weiteres verlassen hatte. Dieser fortgesetzte Rückzug ohne allen Aufenthalt und Widerstand mußte schon an und für sich bei dem deutschen Heere das Gefühl einer hohen Ueberlegenheit erzeugen und den Wunsch rege machen, den anscheinend eingeschüchterten Gegner einmal wieder zum Stehen zu bringen.

Als daher am Nachmittag des 14. August Anzeichen eintraten, daß die Franzosen über die Mosel zurückgehen wollten, bemächtigte sich der über die Nied vorgeschobenen Truppen eine gewisse Unruhe. Die ersten Bewegungen beim Nachbarcorps vielleicht schon als den Beginn eines Gefechts ansehend, will einer dem andern sobald als möglich zur Seite treten, und so drückt sich in den Meldungen der Generale von Manteuffel und von der Goltz derselbe Gedanke aus: Jeder von ihnen will vorwärts, weil er glaubt, der andere geht in den Kampf.

Daß ein so reges Gefühl von Kameradschaftlichkeit, ein so schnelles Entschlußfassen den Keim zu großen Erfolgen in sich trägt, hat sich auch in dem Ereigniß der Schlacht von Colombey-Nouilly wieder bewährt. Aber man darf sich dabei der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Form der improvisirten Angriffsschlacht manche Gefahren im Gefolge haben kann, und auch in dieser Hinsicht ist aus dem 14. August eine nützliche Lehre zu ziehen.

Der beigegebene Plan, welcher die Truppenaufstellung um 7 Uhr des Abends preußischerseits, für den Gegner aber die zu Beginn der Schlacht besetzten Positionen enthält, ist in Bezug auf die Terraindarstellung gut zu nennen. In Bezug auf die Culturgrenzen scheint theilweise auf älteres Material zurückgegriffen worden zu sein. So ist z. B. das Tannenwäldchen nordwestlich des Parks von Colombey, um welches so lange und blutige Kämpfe geführt worden, am 14. August ausgedehnter gewesen als der Plan angibt, ebenso befand sich in der Buschparcelle nördlich La-Grange-aux-bois ein mehrere hundert Schritt breiter Durchschlag, auch hatte das nördliche Ende des westlich von Ars-Laquenexy belegenen, in der Lisière fast unpassirbaren Waldes eine etwas abweichende Form, die Lichtung zwischen Laquenexy und Mercy-le-haut war am westlichen Ausgang erheblich breiter ausgeholzt, es fehlen zuweilen die in jener Gegend vielfach als Feldgrenzen vorhandenen Hecken, welche starke Hinderhiffe der Truppenbewegung bilden, z. B. bei St.-Agnan, auch südlich von Colombey. Die Rechtschreibung der Ortsnamen ist eine recht sorgfältige und wesentlich besser, als dies in andern, dem Referenten bekannt gewordenen Plänen über Metz der Fall ist. Nach dieser Richtung ist uns nur die mehrfach im Plan angewendete Schreibweise „Queleu", anstatt der sonst üblichen „Queuleu" aufgefallen. Der Plan ist verhältnißmäßig reich ausgestattet mit den zur Orientirung im Terrain nothwendigen topographischen Details, wie einzelnen Bäumen, Brunnen, Umfassungsmauern, Steilabstürzen, Lehmgruben u. s. w. Die verschiedenartige Bezeichnung der preußischen Armeecorps erleichtert das Auffinden der Truppentheile ganz wesentlich, ohne die Nachtheile herbeizuführen, welche die Anwendung dieser Manier zur Darstellung verschiedener Zeitmomente stets im Gefolge hat.

Das fünfte Heft des Generalstabswerks behandelt die Ereignisse bei Metz am 15., 16. und 17. August, also die Schlacht von Vionville - Mars-la-Tour und die Vorbereitungen zu der die Einschließung der Rheinarmee entscheidend abschließenden Hauptschlacht von Gravelotte. Die hier geschilderten Ereignisse betreffen demnach allein die Erste und Zweite Armee, sowie die unter Marschall Bazaine's directer Leitung bei Metz vereinigten Corps der französischen Rheinarmee.

Zunächst werden die Bewegungen der Ersten und Zweiten Armee dargestellt, welche zur Schlacht von Mars-la-Tour führten, wobei das Verhalten der deutschen Cavalerie am 15. August von besonderm Interesse ist. Als die Zweite Armee vor der Mosel in sich aufschloß und die Erste Armee sich links schob, wurde auf Grund einer vom Großen Hauptquartier erlassenen Weisung die bereits auf dem linken Moselufer befindliche starke Cavalerie in nördlicher Richtung vorgesendet, um über den vermutheten Abmarsch der Rheinarmee sichere Nachrichten zu schaffen. Es hatte in der Absicht des Großen Hauptquartiers gelegen, die Cavalerie der Ersten Armee zu gleichem Zweck

Berge hält und überdies zu den geistreichsten Schriftstellern der ganzen Sammlung gehört.

So könnte Referent noch lange fortfahren, das Lehrreiche und Bedeutende der Sammlung darzulegen, wenn er nicht auch dem Leser vertrauen dürfte, das in seiner Weise zu finden, was für ihn paßt. In Bezug auf Goethe selbst ist ja die Sammlung dem Literarhistoriker geradezu unentbehrlich, da sie die Quellen zu vielem enthält, das ohne diese Correspondenz vielfach unverständlich bliebe. In Rücksicht hierauf hat denn auch der Herausgeber, der verdiente Verfasser einer „Aesthetik der Pflanzenwelt“, die Briefe chronologisch, mit Einordnung der anderweit publicirten Briefe, von 1784 bis zum 14. März 1832, alphabetisch nach Absendern und Empfängern, commentirt durch Goethe's eigenhändige Bemerkungen über die Absender in verschiedenen Publicationen, und endlich nach Fächern gruppirt, worauf die Briefe alphabetisch folgen, aber zuvor von einer Einleitung des Herausgebers, „Goethe's naturwissenschaftliche Bedeutung“ betitelt, eröffnet. Die geschmackvolle Einleitung selbst enthält zugleich das Bedeutsamste, was bisher von verschiedenen Seiten über den Naturforscher Goethe, nämlich von Alexander von Humboldt und Virchow gesagt wurde. Natürlich begleitet sie den Dichterfürsten bis in seine poetischen Productionen, aus denen das Charakteristische hervorgehoben wird, um den merkwürdigen Monismus von Naturbetrachtung und Poesie bei Goethe darzuthun, ohne selbstverständlich das Thema zu erschöpfen. Ob es zweckmäßig war, den Raum für Goethe dadurch zu verkürzen, daß der Herausgeber in letzter Beziehung auch eine Parallele mit Homer und Shakspeare gab, indem er deren Naturbetrachtungsart zum Vergleich hinstellte, wollen wir dahingestellt sein lassen, so glücklich der Gedanke auch an sich ist.

Im ganzen kommen nun 375 Briefe zur Publication, welche gerade von 101 Briefstellern herrühren, wenn man Goethe selbst ausnimmt, und diese Briefe verbreiten sich über 13 verschiedene Sphären: Anatomie, Anthropologie, Astronomie, Botanik, Chemie, Geschäftsführung, Literaturverhältnisse und Personalien, Meteorologie, Mineralogie und Geologie, Naturphilosophie, Optik, Physik und Physiologie. In der Anatomie begegnen wir den Namen von d'Alton dem Aeltern, Blumenbach, Carus, Loder, Sömmerring; in der Botanik von Martius, Ernst Meyer, Christian Nees von Esenbeck, Treviranus; in der Chemie von Döbereiner; in der Meteorologie von Poggendorff und Posselt; in der Mineralogie und Geologie von Berzelius, von Herder, von Hoff, von Leonhard, Lenz, Naumann, Nöggerath; in der Physiologie von Johannes Müller und Purkinje. Die fleißigsten Correspondenten sind: von Martius und Nees von Esenbeck, während Goethe selbst am fleißigsten an d'Alton, Blumenbach, Carus, Döbereiner, Grüner in Eger, von Hoff, Bergrath Lenz in Jena, von Leonhard, Loder, Martius, Ernst Meyer, Naumann, Nees von Esenbeck und Staatsrath Schultz schrieb. Eine Gesellschaft von Männern, deren Herzensergüsse und wissenschaftliche Plaudereien ganz dazu angethan sind, uns immer wieder die herrlichen Worte Karl August's von Weimar ins Gedächtniß zurückzurufen:

> Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas hingibt. Sie fängt an, leicht zu werden, sodaß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so leicht wahr zu behandeln, daß sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann. Sie beweist und lehrt so bündig, daß das Größte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht. Sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem Dunkeln, Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen und bestimmten Wege leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.

Daß der Autor dieser Apotheose der Naturwissenschaft vielfach im Hintergrunde des ganzen Werks schwebt und die Harmonie der Geister befestigt, ist nicht des Werkes kleinster Reiz. Wer sollte sich in einem solchen Kreise nicht wohl fühlen! Die Sturm- und Drangperiode für die Poesie der Deutschen war zu Ende; hier treten wir in eine neue Periode dieser Art für die Naturwissenschaft ein. Wer Reife des Geistes genug in sich trägt, wird unwillkürlich von dem jugendlichen Ungestüm der damals nach Erkenntniß Ringenden erfaßt und — verjüngt werden.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Fritz Reuter soll ein Werk hinterlassen haben, das erst nach seinem Tode publicirt werden sollte, eine „Geschichte von Mecklenburg seit Erschaffung der Welt bis auf unsere Zeit“.

— Die jetzt vielgenannte Massari'sche Biographie Cavour's erscheint in einer deutschen autorisirten Uebersetzung im Verlage von J. A. Barth in Leipzig unter dem Titel: „Cavour, biographische Erinnerungen an Graf Camillo di Cavour von Joseph Massari. Vom Verfasser und Verleger autorisirte und mit Geschichtstabellen ausgestattete Uebersetzung von Ernst Bezold, nebst einem einleitenden Vorworte von von Holtzendorff.“ Der Einleitung entnehmen wir die ersten ebenso schwunghaften wie charakteristischen Sätze: „Das Leben des Grafen Cavour bietet einen reichen und unerschöpflichen Stoff. Seine Biographie verknüpft und identificirt sich mit der Geschichte der Errichtung des italienischen Nationalstaats und bildet gleichzeitig eine glänzende Seite im Buche der großen allgemeinen Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Es war ja die Erhebung Italiens zu einem Nationalstaate nicht allein eine unermeßliche Wohlthat für die Italiener, sie war auch eine culturgeschichtliche That für die Welt, eine That weitsehender Vorsicht und Weisheit. Indem endlich ein Vaterland den Volksstämmen gegeben wurde, welche bisher fremden Herrschaften und Einflüssen unterworfen, durch alle Volksüberlieferungen, durch municipale Antipathien, durch schlechte Künste theils unfähiger, theils verderbter Regierungen unter sich zerrissen und sich gegenseitig entfremdet waren, war zu gleicher Zeit eine neue Culturgewalt, eine neue Bahn für den Fortschritt, eine neue Gewähr des Friedens und der Sicherheit für Europa geschaffen. Ueberblicken wir das Schicksal, die Wechselfälle,

die Mühen dieses einen Staatsmannes, so tritt uns ebenso sein Muth wie seine Geduld, seine Kühnheit wie seine Klugheit, seine Verwegenheit wie seine Verschlagenheit entgegen — alles als Hebel der Aufrichtung Italiens, indem er mit solchen Gaben des Geistes die entgegenstehende Laune der Menschen nicht nur, sondern auch des Schicksals selbst siegreich überwand, falsche und ungerechte Ansichten zerstörte, den Widerstand eingewurzelter Vorurtheile und verletzter Sonderinteressen brach, die Dämme von Haß und von Vorliebe einlegte, welche das Werk von Jahrhunderten waren, kurz, indem er die ganze Mauer niederriß, welche die Geschichte selber — scheinbar unübersteiglich — aufgebaut hatte."

Theater und Musik.

Das „Athenaeum" widmet dem neuen Sardou'schen Stück „L'Oncle Sam" eine längere Besprechung gelegentlich der ersten Aufführung dieses Stücks in London, in der es unter anderm heißt: „Französische Komödie und französische Tragödie haben sich beide in London eingebürgert. Als ein schlagender Beweis, für wie ausgeprägt man das Interesse an französischen Stücken in England erachtet, gilt die Thatsache, daß, während schon ein Theater sich ausschließlich denselben widmet, Mlle. Agar es der Mühe werth erachtet, ein zweites mit classischem Repertoire zu eröffnen, indeß das gesammte Personal des Vaudeville auszieht, um sich eines dritten zu bemächtigen. Das Unterhaltungsstück, welches im Queenstheater gegeben wird, scheint eins der populärsten werden zu wollen, die je in London geboten wurden. Während das Stück vom literarischen und künstlerischen Standpunkt aus des Rufs unwürdig ist, den der Autor von «Nos Intimes», «Nos bons Villageois» und «Les pattes de Mouche» genießt, erweist es sich doch als sehr geeignet, ein Publikum zu befriedigen, dem äußerer Schein nicht zuwider ist, und welches niemals genug Geschmack an wahrer dramatischer Kunst finden wird, um eine nicht unbedeutende Mischung von Uebertreibung und Schwänken einst zu goutiren."

— Franz von Suppé hat eine neue Operette: „Die Räuberhöhle", vollendet, die zunächst der Direction des Carl-Theaters in Wien eingereicht worden ist.

— Das Gesammtgastspiel der meininger Hofschauspieler in Berlin hat seines günstigen Erfolgs wegen eine bestimmte Aussicht auf Wiederholung im nächsten Jahre erhalten.

— Das römische Trauerspiel: „Arria und Messalina" von Adolf Wilbrandt, welches bald nach Eröffnung der Saison am wiener Burgtheater zur Aufführung kommen soll, behandelt einen freierfundenen Stoff aus der römischen Kaiserzeit, aus der Zeit der Neronischen Christenverfolgungen. Die Heldinnen des Dramas aber sind historisch.

— Das Drama, welches Paul Lindau dem Burgtheater eingereicht hat, heißt: „Ein Erfolg", und soll das Schicksal einer ersten Aufführung und des Autors behandeln, also auf der Bühne ein Spiegelbild der Bühne geben.

— Von Dortmund aus ist ein Preis für eine Bismarck-Hymne ausgeschrieben worden. Zahlreiche Anfragen deutscher Componisten nach den nähern Bedingungen beweisen, daß die Preisausschreibung lebhaften Anklang gefunden hat.

Aus der Schriftstellerwelt.

Dem Andenken Walther's von der Vogelweide soll an seinem heimatlichen Hause, dem Inner-Vogelweidehofe in Layenriede in Tirol, eine Denktafel folgenden Inhalts gestiftet werden:

Dem
Andenken Walthers von der Vogelweide.
Her Walther von der Vogelweide,
Swer dez vergæz', der taet' mir leide.
H. v. Trimberg.

Ob dadurch die bisher offene Frage wegen des eigentlichen Geburtsortes des Dichters endgültig beantwortet ist, steht noch zu erwarten.

— Das wiedergeborene Italien vergißt seine großen Dichter nicht; das Säcularfest Petrarca's wurde in Arqua und Padua feierlich begangen. Dort in Arqua, wo den vulkanischen Euganeen die warmen Heilquellen entspringen, ist des Dichters Grabstätte. Hier wurde am 18. Juli von zahlreichen Festgenossen aus Padua die eigentlich literarische Feier veranstaltet; Conte Cittadella, Callegari und Carducci hielten Festreden; Gedichte von Madame Fusinato und Comtesse Mahul wurden vertheilt; Danktelegramme nach Wien, welches eine Petrarca-Straße erhalten hat, nach Rom und Avignon abgesendet. An die literarische Feier schloß sich das Volksfest.

Bibliographie.

Annemüller, G., Der Bildungsgang des Menschen nach Darwin und Anderen. In lustigen Bildern und Versen. Berlin, Lichtwerk. 8. 10 Ngr.

Bieling, H., Ein Beitrag zur Ueberlieferung der Gregorlegende. Berlin, Goetz. 4. 10 Ngr.

Bleich, B. A., Mädchenjäger oder die Geheimnisse eines Heirathsbüreau. Roman aus der neuesten Zeit. 1ste bis 12te Lief. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 3 Ngr.

Born, G. F., Caterina Cornaro, Cyperns schönste Königin, das unglückliche Opferlamm venetianischer Inquisition. Historisch-romantische Erzählung. 1ste bis 29ste Lief. Berlin, Grosse. Gr. 8. à 3 Ngr.

Braddon, M. E., Fremdlinge und Pilger. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. 4 Bde. 8. 4 Thlr.

Brock, L., Zweihundert Jahre der Geschichte eines preußischen Reiterregiments. Zur Feier des 200jährigen Bestehens des königl. Leib-Kürassier-Regiments (schlesischen Kürassier-Regiments) Nr. 1. Breslau, Korn. Gr. 8. 20 Ngr.

Collins, W., Die weiße Frau. Roman. Nach dem Englischen frei bearbeitet von R. Springer. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr.

Ebeling, F. W., „Briefe von und an Bürger". Abwehr und Beurtheilung. Leipzig, Wartig. Gr. 8. Gratis.

Edmonds, J. W., Der amerikanische Spiritualismus. Untersuchungen über die geistigen Manifestationen. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 10 Ngr.

Ebrard, J. H. A., Apologetik. Wissenschaftliche Rechtfertigung des Christenthums. 1ster Thl. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Feierabend, A., Arnold von Winkelried und die Schlacht ob Sempach. Großes vaterländisches Volksschauspiel. 2te ganz umgearbeitete Aufl. Luzern, Prell. 8. 20 Ngr.

Fischer, D., Das Bergschloß Hohbarr (bei Zabern) historisch und topographisch dargestellt. Zabern, Fuchs. Gr. 8. 6½ Ngr.

— — Geschichte der Stadt Zabern im Elsaß seit ihrer Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. Nach Quellen bearbeitet. Zabern, Fuchs. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Friedlieb, L., Die rothe und die schwarze Internationale oder Verhältniß der socialdemokratischen Arbeiterbewegung zur Religion. München, Literarisches Institut von Dr. Huttler. 8. 5 Ngr.

Gaume, J., Der Kirchhof im 19. Jahrhundert. Oder: Das letzte Wort der Solidarischen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Geiser, C. F., Zur Erinnerung an Jakob Steiner. Ein Vortrag. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Geist des Christenthums im alten und neuen Testament. Eine Licht- und Trostquelle für Schule und Haus. Zürich, Schabelitz. 8. 16 Ngr.

Grimm, H., Schinkel als Architekt der Stadt Berlin. Rede. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 8 Ngr.

Jecklin, D., Volksthümliches aus Graubünden. Zürich, Gsell. Gr. 8. 22½ Ngr.

Kaden, W., Wandertage in Italien. Stuttgart, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 2 Thlr.

Keller, E. O., De Peerlotterie! En lustig Stückschen von Oll Bohlmann ut groot Zimpelhoagen. Plattdütsch vertellt. Pyritz, Backe. 16. 3 Ngr.

Leonhardi, H. Freih. v., Die hohe Bedeutung der neueren Rechtsphilosophie im Allgemeinen und insbesondere für den Rechtsstaat. Eine Berufung an die Denkenden des Volkes und seiner Vertreter. Prag, Tempsky. Gr. 8. 6 Ngr.

Lieres und Wilkau, T. v., Das Leib-Kürassier-Regiment (Schlesisches) No. 1. im Feldzuge 1870 und 1871. Ein Beitrag zur Geschichte des Regiments für den Tag der Feier seines 200jährigen Bestehens. Breslau, Hainauer. Gr. 8. 20 Ngr.

Ludwig, J. L., Die vorzüglichsten Ansichten über den Religions-Unterricht in den deutschen Schulen. Ulm, Ebner. 8. 6 Ngr.

Maaß, M., Unsere deutschen Dichterheroen und die sogenannten Shakespearomanie. Thorn, Lambeck. Gr. 8. 12 Ngr.

Mahn, R., Ueber das Studium der provenzalischen Sprache und Literatur. Berlin, Dümmler. 8. 7½ Ngr.

Pitawall, E., Die schwarze Dame von Pest und die Opfer des großen Börsenkrachs oder die blut- und unblutigen Gauner auf und außerhalb der Wiener Welt-Ausstellung. 30 Lief. Berlin, Werner Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Sömer, P., Religiöse Gedichte. Werl, Stein. 16. 12 Ngr.

Strack, K., Aus dem deutschen Frauenleben. 2ter Thl. Von der Reformation bis zur Zeit Friedrichs des Großen. Leipzig, Schlicke. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wilmanns, W., Quellenstudien zu Goethe's Götz von Berlichingen. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Waschow, J., Herzog Otto von Braunschweig, Fürst von Tarent. Ein Beitrag zur Geschichte des 14. Jahrhunderts. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 10 Ngr.

Zwiedineck-Südenhorst, H. v., Fürst Christian der Andere von Anhalt und seine Beziehungen zu Innerösterreich. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien als Band 6 und 7 der **Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek:**

Die Nahrungsmittel.

Von

Edward Smith,

Doctor der Medicin und Philosophie, Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in London etc.

Zwei Theile. Mit 19 Abbildungen in Holzschnitt.

Autorisirte Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen in Bezug auf die chemische Zusammensetzung, Bereitung und physiologische Wirkung der Nahrungsmittel werden hier in allgemein verständlicher Form vorgetragen. Der erste Theil behandelt die festen, der zweite die flüssigen und gasigen Nahrungsmittel. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes für Gesundheit und Leben der Menschen darf dieses Werk auf eine besonders günstige Aufnahme rechnen.

Band 1—5 der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek enthalten:

John Tyndall. Das Wasser in seinen Formen als Wolken und Flüsse, Eis und Gletscher. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Oscar Schmidt. Descendenzlehre und Darwinismus. Mit 26 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1⅔ Thlr. Geb. 2 Thlr.

Alexander Bain. Geist und Körper. Die Theorien über ihre gegenseitigen Beziehungen. Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Walter Bagehot. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluss der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Autorisirte Ausgabe. 8. Geh. 1⅓ Thlr. Geb. 1⅔ Thlr.

Hermann Vogel. Die chemischen Wirkungen des Lichts und die Photographie in ihrer Anwendung in Kunst, Wissenschaft und Industrie. Mit 94 Abbildungen in Holzschnitt und 6 Tafeln, ausgeführt durch Lichtpausprocess, Reliefdruck, Lichtdruck, Heliographie und Photolithographie. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2⅓ Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DAS NIBELUNGENLIED.

Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. in Schulband 25 Ngr.

Neben seiner mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Nibelungenliedes (bereits in dritter Auflage erschienen) bietet hier Bartsch eine speciell zum Schulgebrauch bestimmte Textausgabe mit Wörterbuch, die sich auch durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Leitfaden für das Zahlenrechnen in Realschulen.

Von

Dr. Adolf Moritz Paufler,

Oberlehrer der Realschule I. Ordnung in Leipzig.

8. Geh. 15 Ngr.

Aufgaben zu Paufler's Leitfaden für das Zahlenrechnen in Realschulen.

Zwei Hefte. 8. Geh. Jedes Heft 5 Ngr.

Paufler's Leitfaden behandelt den gesammten Rechenstoff, vom Einmaleins an bis zur Arbitrage- und Zinseszins-Rechnung, und sucht in erster Stelle auf die praktische Fertigkeit im Rechnen hinzuwirken. Er gibt für diese Disciplin den Schülern der Realschulen sowol I. als II. Ordnung ein nothwendiges Wiederholungsmittel in die Hände, wie ein solches bisher gänzlich gefehlt hat. Die Aufgaben und Uebungsbeispiele wurden in zwei besondern Heften gedruckt, damit sie bei rascherer Abnutzung um geringen Preis wieder angeschafft werden können.

Der Verfasser hat den Reinertrag dieses Schulbuchs für die Allgemeine Leipziger Lehrer-Witwen- und Waisenkasse bestimmt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderung und Heimkehr.

Gedichte

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedankenreichthum und Formvollendung machen diese Gedichte nicht blos für die persönlichen Freunde des Dichters, des bekannten Germanisten, sondern für jedes empfängliche Gemüth zu einer ansprechenden poetischen Gabe.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Neue theoretisch-praktische Grammatik der italienischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht.

Von

Cav. Nicolò Claus,

Professor in Mailand.

8. Geh. 20 Ngr.

Dieses Lehrbuch ist von dem durch Herausgabe weitverbreiteter Sprachlehrbücher für Italiener rühmlichst bekannten Verfasser nach einer neuen, sehr praktischen Methode bearbeitet, bei der er stets den Zweck im Auge hatte, daß der Schüler in kürzester Zeit das Italienische gleichzeitig lesen, schreiben und sprechen lerne.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 33. —— 13. August 1874.

Vámbéry und die centralasiatische Frage.

Centralasien und die englisch-russische Grenzfrage. Gesammelte politische Schriften von Hermann Vámbéry. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Professor Vámbéry ist unstreitig der tüchtigste Kenner turanischer Verhältnisse und sein neuestes Werk über die russische Politik in den Gebieten des Oxus und Jaxartes eine wichtige Quelle für den Ethnographen und Historiker. Von der großen Reise zurückgekehrt, welche ihn als verkleideten Derwisch im Jahre 1863 durch die trostlosen Wüsteneien und üppigsten Fruchtgärten, durch die Zeltlager und in die heiligen Städte Turkestans geführt hatte, ist er unermüdet bestrebt gewesen, in umfassendern Büchern und kürzern Aufsätzen über die politischen, socialen und geographischen Verhältnisse jener Länder Licht zu verbreiten und besonders den Gegensatz englischer und russischer Interessen an diesen centralasiatischen Tief- und Hochländern scharf zu beleuchten. Vámbéry stellt sich entschieden auf britische Seite; er hegt, vielleicht schon als Ungar, eine ausgesprochene Antipathie gegen Rußland und die Mittel und Ziele seiner Politik und möchte das Seinige beitragen, die englischen Staatsmänner zu bewegen, den auf dem Wege nach Indien vordringenden russischen Heerescolonnen Halt zu gebieten, solange es noch Zeit ist:

> Rußland hat dreierlei Plane auf Indien: erstens, in der fernen Zukunft diese reiche Perle dem reichen Diadem asiatischer Besitzungen einzufügen, die Perle, zu deren Erlangung es sich solange und mit so vielen Kosten einen Weg durch die unwirthbarsten Steppen der Welt bahnt; dann, seinem Einfluß über die gesammte Welt des Islam, deren größter und gefährlichster Feind es heute geworden, hierdurch die möglichste Wirkung zu verleihen, da der Besitzer Indiens in den Augen der Mohammedaner das Nonplusultra von Macht und Größe erreicht hat, und zuletzt, drittens, durch Bändigung des britischen Leuen jenseit des Hindukusch sein Vorhaben am Bosporus, am Mittelländischen Meere, ja in ganz Europa, mit größerer Leichtigkeit verwirklichen zu können, da es heute niemand mehr bezweifeln wird, daß die orientalische Frage mit mehr Leichtigkeit jenseit des Hindukusch als am Bosporus gelöst werden kann: denn hätte Rußland zur Zeit des Krimkriegs als Nana-Sahib's Bruder in Sewastopol fetirt wurde, seine heutige Position am Jaxartes gehabt, so wären die Absichten des Kaisers Nikolaus auf Konstantinopel nicht so leicht unter den Ruinen des Malakoff begraben worden.

Auch wenn zugegeben werden muß, daß die russische Stellung in der Nähe des Afghanenreichs England bedrohen könne, sobald dieses der Verwirklichung des Testaments Peter's des Großen hindernd in den Weg zu treten beabsichtigte, so scheint uns doch weder hieraus zu folgen, noch überhaupt das Ziel der asiatischen Politik Rußlands zu sein, einen Weltkrieg zu erregen, um die riesigen Ländermassen, die sich vom Himalaja bis zum Cap Comorin ausdehnen, seinem Scepter zu unterwerfen. Vámbéry hat recht, wenn er den Lobhudlern russischer Civilisation und allen denen, welche glauben oder wenigstens behaupten, daß durch die russischen Waffen die Länder zwischen dem Kaspischen See und dem Bolor Dagh einer höhern Cultur erschlossen würden, das Sprichwort zuruft: „Kratzet den Russen und ihr werdet einen Tataren entdecken", und ihnen entgegenhält, „daß auf jener gigantischen Grenzlinie, auf welcher Rußland Asien berührt, wir überall finden, daß die Russen auf einem bedeutend niedern Grade der Bildung stehen und in Feinheit der Sitten weit zurück sind gegen jene asiatischen Völker, denen wir die Vortheile unserer neuern europäischen Civilisation gegenüber ihrer alten asiatischen zu beweisen wünschen". Rußland ist noch kein Culturstaat; in ihm ist slawisches und mongolisches Wesen noch zu keiner organischen Einheit entwickelt, und mag die nationale Partei auch widerwillig auf die romanischen und germanischen Einflüsse blicken, welche die russische Wissenschaft und Literatur zum Theil noch heute beherrschen, dieselben sind zur Entwickelung und Erziehung des russischen Volks ebenso nothwendig, wie die englischen, deutschen und französischen Kapitalien zum Bau russischer Eisenbahnen. Dieses halbasiatische Volk kann sich nicht anmaßen, in Indien eine Culturmission ausüben zu wollen; seiner halben Civilisa-

tion, deren Anfänge kaum ein Jahrhundert hinter uns liegen, steht dort eine ganze, in sich abgeschlossene gegenüber, die auf mehrere Jahrtausende zurückblicken kann. Der Russe würde in Indien ein Barbar sein, seine Herrschaft auf thönernen Füßen stehen. Dies wissen die englischen Staatsmänner gar wohl, sie wissen auch, daß die Organisation der neuerworbenen turanischen Landestheile längere Zeit in Anspruch nehmen wird und daß die natürlichen Grenzen des indisch-britischen Reichs dem Vordringen der Russen weit größere Hindernisse bieten werden, als die Steppen und Wüsteneien Chiwas und Bocharas. England fürchtet von Rußland weit weniger directe Schädigung seiner politischen Machtstellung als Vámbéry, und selbst die Concurrenz russischer Handelsleute auf den Märkten von Samarkand, Chokand und Taschkend macht Großbritannien nicht so große Sorge, daß es sich durch dieselbe zum Kriege drängen ließe. Vámbéry ist geneigt, diese Sorglosigkeit der englischen Politik auf Unkenntniß zurückzuführen; er meint, daß England Rußland nicht fürchte, weil es über seine Plane und Intriguen nicht unterrichtet sei:

Die Vortheile asiatischer Denkungsweise, deren Aneignung wir wol als besondere Schlauheit und Verschmitztheit bezeichnen können, sind auch in politischem Verkehr von weit größerm Nutzen, als die Sprache der Offenheit und Gerechtigkeit, deren sich die Engländer von jeher grundsätzlich bedienen (?). Vom großen Gebiet am Amur angefangen bis zu den kleinsten Besitzungen, die Rußland auf asiatischem Boden in neuester Zeit erworben hat, finden wir immer ein und dasselbe Verfahren der Intriguen und Ränke, das Ausstreuen des Samens der Zerwürfnisse, die Bestechung, die Anlockung durch die niedrigsten Mittel, welche einer Invasion vorausgehen. Man tritt zuerst durch Handelsverhältnisse mit fremden Elementen in Berührung; dann werden die kleinsten Zwistigkeiten sehr leicht als casus belli benutzt; wo diese fehlen, wird der Boden durch Emissare unterminirt, die Häuptlinge durch Geschenke angelockt und durch reiche Spenden von Wodki (russischem Branntwein) benebelt und in den gefährlichen Zauberkreis hineingezogen. Eine begründete Ursache zum Kriege, zur Invasion wäre nirgends leicht aufzufinden und das gigantische Reich des Hauses Romanow ist gewiß mehr durch die Ränke seiner asiatischen Politiker, als durch die Kraft seiner Waffen aufgebaut worden. Ferner ist Rußland infolge der letzterwähnten Eigenschaften auch weit besser benachrichtigt von allem, was bei den Grenzstaaten vorgeht, als die Engländer und sonstigen Europäer. Der großen Wachsamkeit seiner Emissare, dem unermüdeten Eifer seiner Diplomaten hat es zu verdanken, daß sein Cabinet von den geheimsten Vorgängen der Nachbarländer oft schneller und besser unterrichtet ist, als die betreffende Regierung selbst. Abgesehen davon, daß in Petersburg eine Gesellschaft der tüchtigsten Männer ihre Erfahrungen über die verschiedenen Theile Asiens verwerthen kann, wird noch hier und da ein Kirgise, Buriate, ein Tschirkassier oder Mongole, nachdem ihm russische Erziehungs- und Denkweise beigebracht wurden, zum nützlichsten Werkzeuge gegenüber seinem ganz oder halb unterworfenen heimatlichen Boden.

In den ersten Aufsätzen dieser Sammlung, welche aus den Jahren 1864—68 stammen, zeichnet der Verfasser in großen Umrissen den Charakter der centralasiatischen Politik Rußlands, ihre Mittel, Ziele und Erfolge und gibt Andeutungen über die Wege, welche in der Zukunft die russischen Heerescolonnen in Mittelasien einschlagen würden. Mit gerechtem Stolz kann er sich rühmen, ein guter Prophet gewesen zu sein; wenige Jahre später ist eingetreten, was er vorausgesagt hat: die Russen sind vom rechten Ufer des Jaxartes auf das linke übergegangen; Bochara und Chiwa sind gefallen und in den afghanischen Wirren haben russische Emissare ihre Hand im Spiele. Und Vámbéry kann auch mit Genugthuung darauf hinweisen, daß die Abhandlungen, welche er in „Unsere Zeit“ über die englischen und russischen Interessen an den innern Verhältnissen von Ostturkestan, Herat und Afghanistan veröffentlicht hat, nicht ohne Einfluß auf das Urtheil der Presse, auf die Anschauungen der Diplomaten und den Gang der Politik Englands geblieben sind. Als Ceterum censeo ruft Vámbéry den Briten zu: „Neutralisirt Afghanistan!“ Er verkennt aber auch die Schwierigkeiten nicht, diesen Ländercomplex zu einem neutralen Mittelkörper zwischen Oxus und Indus zu machen, an welchem die beiden rivalisirenden Mächte bei einer gewaltsamen Annäherung abprallen sollen — Schwierigkeiten, die sich aus den ungeordneten staatlichen Verhältnissen, aus den nie ruhenden innern Fehden, der Unbotmäßigkeit des Volks und der lockern Verbindung des Mutterlandes mit den Provinzen ergeben. Eine Annexion Afghanistans könne den Briten eher gefährlich als nützlich werden, denn der mit ungeheuern Menschenopfern erkaufte Besitz dieses Gebirgslandes würde nicht als Schutzmauer Indiens dienen können, sondern bei der Annäherung der Russen weit unsicherer werden als Pendschab, Sindh und der ganze Nordwesten Indiens. Die Neutralität Afghanistans läßt sich nach Vámbéry's Ansicht nur dann erreichen, wenn das von England bisjetzt angewendete Princip der Schonung und der Rücksichtnahme auf die Vorurtheile und die barbarischen Anschauungen der Afghanen ein für allemal einer offenen und thatkräftigen Politik weiche; englische Offiziere müßten das afghanische Heer organisiren, ein britischer Agent den Khan mit Rathschlägen unterstützen, der englische Kaufmann und Reisende in Afghanistan als einem befreundeten Lande sich frei bewegen können. Sodann müßten die Grenzen dieses Gebiets im Norden und Nordwesten definitiv festgestellt werden und endlich müßte auch Rußland von Norden her seine Grenzen in solcher Weise bestimmen, daß es den Verdacht einer unersättlichen Ländergier von sich abwälzend, mit Ruhe und Muße an jenes Werk der Civilisation sich begeben könne, welches es nach seiner eigenen Behauptung in dem rauhen und uncivilisirten Turkestan übernommen hat. So schreibt Vámbéry am Schlusse seines Buchs:

Nur eine redliche, offene Politik, ein unverhülltes und unzweideutiges Verfahren kann allein diese so unheilschwangere, mittelasiatische Frage lösen, und da Großbritannien keine Grenzerweiterung über die Suleimanskette wünscht, mit derselben auch keine weiterreichenden politischen Plane in Verbindung bringen will, so ist es allein Rußland, von dessen Gebaren die Aufrechterhaltung des Friedens abhängt und das den gewaltigen Zusammenstoß der beiden europäischen Kolosse in Asien vermeiden kann, sowie es auch in seiner Hand liegt, denselben hervorzurufen.

Die Schilderungen der russischen Kriegsoperationen in den Stromgebieten des Oxus und Jaxartes übergehen wir hier; der Verfasser beachtet mehr ihre politischen Ursachen und Folgen und läßt sich nicht darauf ein, die einzelnen Truppenbewegungen, Schlachten und Belagerungen von militärischem Standpunkte zu zergliedern und zu beurtheilen. Trotzdem hätten wir gewünscht, daß durch

Beigabe einer Karte das Studium dieses inhaltreichen Werks den Lesern erleichtert worden wäre, welche sich nicht im Besitz von Specialkarten dieser centralasiatischen Kriegsschauplätze befinden. Von großem Werth und Interesse sind die ethnographischen Partien des Buchs, besonders die Abschnitte über „Die socialen Umgestaltungen im Innern Asiens“ und den mohammedanischen Eroberer Jakub-Kuschbegi in Ostturkestan.

Drei Völkerschaften bewohnen jenes Binnenland, welches heute zwischen der britischen Civilisation im Süden und der russischen Civilisation im Norden liegt, Turko-Tataren, Altiranier und Afghanen:

> Die Türken, wie überall auch hier gegenüber der Civilisation und verfeinerten ruhigen Lebensweise meist spröde, haben sich trotz aller Ueberreste der alten Parsiecivilisation, welcher sie in Mittelasien den Garaus gemacht haben, trotz aller Culturbestrebungen der monotheistischen Araber, welche ihnen mit der Schärfe des Schwerts nur die Religionsformel des Islams, aber nicht seinen spätern Culturgeist aufdringen konnten, bisjetzt nur ein äußeres Gepräge, nur einen schwachen Schimmer von dem, was man Cultur nennt, aneignen können. Es scheint, als ob diese breit- und plattschädelige Menschenrasse von der Natur schon von vornherein deshalb kleinere Augen erhalten hätte, damit die Flamme der geistigen Aufklärung sie weniger blende; ihr plumper Körper, ihre Kaltblütigkeit und ihre außerordentliche Ruhe im Gemüthe scheint sie vom frühesten Anfange an mehr zum trägen Nomadenleben und zu dessen Entbehrungen, zu den ewigen Kämpfen gegen die Einflüsse der Elemente gestählt zu haben. Die Herrscher Mittelasiens ziehen es noch heute vor, im luftigen Zelte neben den in Ruinen verfallenden Palästen, welche iranischer und arabischer Geist aufgerichtet haben, zu wohnen. Die bessern Klassen, das Beispiel ihrer Fürsten nachahmend, fühlen sich nur am Rande einer Colonie und selbst da nicht in dem Steingebäude, sondern in den filzumgürteten runden Zelten behaglich. Ja, selbst der Landmann wählte nur mit größter Vorliebe die Lebensweise des Thierzüchters, und es ist leichter, wie bekannt, den Nomaden unter die Erde als in eine feste Wohnstätte zu bringen. So stark ist der Widerwille gegen das ansässige Leben bei den Türken im Innern Asiens.
>
> Ein Culturvolk bilden nur die Altiranier, diese sind allein Kaufleute, friedliche Ackerbauer und Pfleger der Künste und Wissenschaften. Die Tadschiks und Sarts könnten in Westasien dieselbe Rolle spielen, wie die Japanesen im Osten, und sie sind es denn auch gewesen, welche, von religiösen Skrupeln am wenigsten belästigt, mit den Russen gemeinsame Sache machten und sich als Beamte des Zaren einsetzen ließen. Die iranische Urbevölkerung wird das Medium bilden für den Einzug der Civilisation des Westens in das Innere Asiens.
>
> Die Afghanen, deren indischer Ursprung für sicher gilt, die dann eine große Anzahl indischer, türkischer und iranischer Völker in sich aufgenommen und ihnen ihre eigene Nationalität und Sprache aufgeprägt haben, bilden zwar die nördlichsten Ausläufer der alten Sanskritcivilisation, doch sind sie von jeher die rauhesten und wildesten Sprossen dieses alten Culturlandes gewesen und sind jetzt noch ebenso civilisationsunfähig, ebenso rasende Feinde aller Bildung und des friedlichen Lebens wie die Türken.

Vámbéry meint, daß die Russen, um ihre Herrschaft in Centralasien zu festigen, sich auf die iranische Urbevölkerung stützen müßten. Welche Kräfte immer noch in diesem Völkerstamme schlummern, lehrt die Geschichte Jakub-Kuschbegi's, des Eroberers Ostturkestans.

Im Dorfe Pischbek zwischen Chodschend und Taschkend ist vor ungefähr fünfundvierzig Jahren Mohammed Jakub als Sohn eines chokandischen Zollbeamten oder richtiger gesagt, Schreibers geboren worden. Auch er wurde, was sein Vater gewesen, Schreiber und Zollbeamter, 1847 aber von dem Kiptschakenhäuptling Alim-Kul zum Pansad-Baschi (commandirenden Offizier von 500 Mann) erhoben. Alim-Kul, der damalige Herrscher von Chokand, stellte Jakub als Kuschbegi (Großvezier) dem Chodscha-Buzury-Chan, als dieser sich zu einem Kriegszuge gegen Ostturkestan rüstete, zur Seite. Hier hatten sich die fanatisch-mohammedanischen Dunganen, welche die eigentlichen Vermittler des Handels mit China sind und einen großen Theil des Beamtenstandes bilden, 1863 gegen die Chinesen erhoben, Jarkend mit vielen andern wichtigen Städten dem herrschenden Volke entrissen und auch Kaschgar belagert. Da kam den ostturkestanischen Glaubensgenossen von Chokand aus Buzury-Chan und Jakub-Kuschbegi zur Unterstützung. Mit Löwenmuth vertheidigte die chinesische Besatzung die Citadelle von Kaschgar vierzehn Monate lang, dann fiel auch diese Stadt und Buzury-Khan konnte sich als Herr des größten Theils von Ostturkestan betrachten. Die Leitung der militärischen Angelegenheiten übertrug er dem ebenso schlauen als tapfern Jakub, der sich dadurch, daß er die Rivalität der Parteien, welche das Erbe der chinesischen Herrschaft antreten wollten, für sich ausnutzte, auch in den Besitz von Jarkend zu setzen wußte:

> Herr der zwei bedeutendsten Orte Ostturkestans, trat der kühne Abenteurer aus Chokand, den der Erfolg volksthümlich gemacht hatte, auch mit seinem Streben nach Alleinherrschaft desto freier auf. Buzury-Chan war ohnehin nur ein Schattenkönig, der den Ereignissen fernblieb und schon in den ersten Wochen seiner Ankunft in Kaschgar durch das wachsende Ansehen Jakub-Kuschbegi's aus seinem sorglosen Leben geweckt wurde. Und, obwol er seinen Vezier aus Furcht vor gewaltsamer Beseitigung nicht zu beeinträchtigen wagte, hatte dieser doch, um etwaigen Unruhen vorzubeugen, seinen Gebieter beiseitegebracht; er ließ ihn nämlich in ehrenvolle Haft setzen, und später wurde diese, auf Bitten anderer, in freie Entlassung verwandelt, mit der Bedingung jedoch, daß Chodscha-Buzury, so wie es einem frommen Abkömmlinge des Propheten geziemt, zur Pilgerfahrt in das ferne Arabien sich anschicken möge.

Durch Grausamkeit, Hinterlist und Verrath wurden die Chodschas unterworfen oder zur Pilgerfahrt nach Mekka gezwungen, die Armee durch alle jene Elemente verstärkt, welche vor den russischen Heeren nach Osten geflohen waren, und neu organisirt und die Civilverwaltung, welche bis dahin chinesisch gewesen war, nach national-mohammedanischen Grundsätzen umgewandelt. Aus Ostturkestan hatte Kuschbegi ein festgeordnetes Staatswesen geschaffen, als 1870 die Dunganen den längstgeplanten und vorbereiteten Aufstand in Scene setzten. Den neuesten Nachrichten zufolge ist auch dieser nach dreijähriger Dauer gedämpft und das Reich Jakub's bis an die schneebedeckten Alpengipfel des Thian-Schan im Norden ausgedehnt. Diese eigenthümliche national-religiöse Revolution, die Errichtung eines mohammedanischen Reichs auf den Trümmern chinesischer Herrschaft, hat nicht nur ein ethnographisches Interesse, sondern auch eine eminente Bedeutung für die centralasiatische Politik Rußlands und Englands:

Jakub-Kuschbegi weiß es wol, daß die Chinesen in diesem Theile ihres ehemaligen Reichs schwerlich die gelbe Fahne mit dem Drachen wieder erheben werden. Er weiß oder wußte es nämlich schon lange vorher, daß Rußland das Consolidiren einer mohammedanischen Macht in seiner unmittelbaren Nähe nicht mit Ruhe ansehen könne, daß es früher oder später zwischen beiden zum Kriege kommen muß, und hat demzufolge gleich nach der Einnahme Kaschgars, Jarkends und Chotens sich nach einer dritten Macht umgesehen, die wol auch in Mittelasien Interessen zu vertreten hat, aber durch die gigantischen Bollwerke einer natürlichen Mauer, wie die südliche Kuen-Luen-Kette ist, an materiellen Eroberungen verhindert wird. Diese Macht hat der schlaue Chokander ganz richtig in England entdeckt. Von einem erfolgreichen Widerstande Rußland gegenüber kann natürlich (ohne Beihülfe Englands) nicht im mindesten die Rede sein, da selbst der tüchtigste asiatische Eroberer und selbst die bedeutendsten Streitkräfte, die ihm zu Gebote stehen, den Waffen und der Strategie des Westens gegenüber null und nichtig sind. Doch für den Moment ist Jakub-Kuschbegi unumschränkter Herr von Ostturkestan, sein Land reicht von den Höhen der Pamirsteppe bis zum fernen Kanul, es ist wenigstens dreimal so groß wie Frankreich. Die Zahl der Einwohner, über die sein Machtgebot ertönt, mag bei kühnster Berechnung schwerlich 5—6 Millionen übersteigen. Seine Armee beläuft sich, alles in allem genommen, auf nahezu 50000 Mann, die gut bewaffnet, gut disciplinirt, in der Schule des Kriegs tüchtig eingeübt, einem europäischen Feinde gegenüber wenig oder gar nicht, einem innern, das heißt asiatischen Gegner aber desto mehr imponiren können. Im westlichen China ist alles aus den Fugen gegangen, nur das lose Scheingewebe der traditionellen Vergangenheit hält dort noch einigermaßen die chinesische Herrschaft aufrecht; es ist nicht zu verkennen, daß die im Westen eingeengte und bedrängte Lehre des Islam im fernen Osten auf Kosten des Buddhismus sich ein neues Terrain zu erobern und für die erlöschende Flamme neues Brennmaterial zu gewinnen im Begriff steht. Kraft, Ausdauer, besonders aber Begeisterung, was in den Europa naheliegenden Ländern gänzlich fehlt, können in jenen, vom abendländischen Einflusse auch noch nicht einmal berührten fernen Regionen des Morgenlandes noch immer Wunder wirken. Es bedarf nur eines belebenden Geistes, eines kräftigen Athemzugs, um die Flamme hoch auflodern zu lassen, mit einem Worte eines Mannes, der, vom Glücksstern umstrahlt, zum Führer der östlichen Islamwelt sich aufwerfen kann. Und dieser Mann wäre vollkommen in der Person Jakub-Kuschbegi's gefunden. Er hat alles in sich, was dem asiatischen Eroberer der Vergangenheit zum Zenith des Ruhms verholfen hat, und stände eben die oft erwähnte europäische Annäherung nicht im Wege, würde es ihm keinesfalls schwer fallen, durch Vereinigung sämmtlicher Mohammedaner Centralasiens und Westchinas, auf eine beträchtliche Seelenzahl von mehr als 40 Millionen gestützt, mit seiner Fahne über die mittelasiatische Steppenwelt gegen das westliche Asien zu ziehen.

Es ist dieses neueste Werk des ungarischen Gelehrten und berühmten Reisenden allen denen dringend zu empfehlen, welche sich in den ziemlich verworrenen Zuständen Turkestans zurechtfinden wollen, und wir sind überzeugt, daß es aufklärend und bestimmend auf jene Politiker wirken wird, die in der optimistischen Anschauung der Unkenntniß zu glauben geneigt sind, daß die Gestaltung und Entwickelung der politischen Verhältnisse Europas von den russischen Eroberungen in Mittelasien nicht berührt wird. Wer in einzelnen Abschnitten des Buchs Klarheit in Gruppirung und Behandlung des immerhin spröden Stoffs und hier und da die rechte Glätte und Feinheit der Sprache vermissen sollte, der möge bedenken, daß ein Ungar die deutsche Sprache benutzt, um zur gebildeten Welt zu sprechen, und ihm für diese thatsächliche Anerkennung der Culturbedeutung des Deutschthums dankbar sein.

Reinhart Zöllner.

Das preußische Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes. Erster Theil. Geschichte des Kriegs bis zum Sturz des Kaiserreichs. Erster Band. (Heft 1: Die Ereignisse im Monat Juli. Heft 2: Die Ereignisse bis zum Vorabend der Schlachten bei Wörth und Spicheren. Heft 3: Die Schlacht bei Wörth und die Schlacht bei Spicheren. Heft 4: Der Vormarsch der III. Armee bis an die Mosel; die Ereignisse bei der I. und II. Armee bis zum Abend des 14. August. Heft 5: Die Ereignisse bei Metz am 15., 16. und 17. August. Schlacht bei Vionville—Mars la Tour.) Mit einer Uebersichtskarte, einer Operationskarte, sechs Plänen und vielen Skizzen im Texte. Berlin, Mittler u. Sohn. 1872—74. Gr. 8. 6 Thlr. 24 Ngr.

Das dritte Heft bringt die Schlachten bei Wörth und bei Spicheren. Es entspricht der Bedeutsamkeit der am 6. August erzielten Erfolge, diesem Tage eine in sich abgeschlossene Darstellung zutheil werden zu lassen. Auf den blutigen Gefilden von Wörth und Spicheren wurde das Selbstvertrauen und die Siegeszuversicht des französischen Heers gebrochen und durch die hier erreichten Erfolge die den deutschen Interessen abgeneigte Politik zweier europäischen Großmächte zur Innehaltung einer stricten Neutralität bewogen. In beiden Schlachten kam die alte Kampflust des deutschen Soldaten, deren schon Tacitus bei unsern Vorfahren wiederholt Erwähnung thut und welche später in den Schlachthaufen der Landsknechte den Schrecken vor dem deutschen Namen durch ganz Europa trug, recht eigentlich wieder zu Tage. Aber eine noch schönere, edlere Eigenschaft des deutschen Heers bewährte sich in den Schlachten des 6. August: die Kameradschaft, die treue Waffenbrüderschaft aller deutschen Stämme und aller Theile des deutschen Heers feierte hier ihre ersten Triumphe. Wo die deutschen Marschcolonnen den Schall des Geschützfeuers vernahmen, da eilten sie herbei zur Unterstützung der im Treffen stehenden Waffengenossen, ohne Zögern, ohne Befehle abzuwarten, aus eigenem Entschluß und mit ganzer Kraft. Und deshalb kamen sie überall zu rechter Zeit, um den Sieg an die deutschen Fahnen zu fesseln, und deshalb durften deutsche Heerführer es wagen, zum Angriff zu schreiten gegen weitaus an Zahl überlegene, in vorbereiteten Positionen stehende Corps der feindlichen Armee. Sie waren ja gewiß, daß ihnen von allen Seiten Unterstützung werden würde, sie waren berechtigt, darauf zu vertrauen, daß bei längerer Dauer des Kampfes das anfängliche Misverhältniß der Kräfte zu ihren Gunsten eine Aenderung erfahren würde.

Und wie anders stellt sich das Verhältniß bei dem französischen Heere! Der Soldat schlägt ausdauernd und

tapfer, die Truppen vertrauen auf die überlegene Wirkung ihrer Waffen, deren volle Ausnutzung die geschickt im Terrain ausgewählte Stellung in Aussicht stellt. Zunächst gelingt es auch auf beiden Schlachtfeldern, den deutschen Truppen schwere Verluste beizubringen, sodaß der Angriff zum Stehen kommt. Als dann frische Streitkräfte auf deutscher Seite eintreffen und der Kampf aufs neue und heftiger als zuvor fortgesetzt wird, bleibt französischerseits die erwartete Unterstützung aus. Dabei sind intacte Divisionen in nächster Nähe in Bereitschaft, allein es fehlt den Führern derselben an der nöthigen Initiative, um auf eigene Verantwortlichkeit in die Schlacht einzugreifen. Vergebens befiehlt Marschall Bazaine seinen vorgeschobenen Divisionen, dem General Frossard zu Hülfe zu eilen, die Bewegung wird spät begonnen und so langsam ausgeführt, daß dieselbe keinen Einfluß mehr zu äußern vermag. Auch bei Wörth traf die als Verstärkung herangezogene Division Lespart so spät ein, daß sie nur noch zur Aufnahme des geschlagenen Heers Verwendung finden konnte.

Die Darstellung der Schlacht bei Wörth ist in den Details beschränkter gehalten, als dies bei dem Treffen von Weißenburg der Fall war. Sie ist deshalb sehr übersichtlich geblieben, trotzdem die verwickelten Vorgänge gerade der hier sich abspielenden Kämpfe dies in mehr als gewöhnlichem Grade erschwerten. Von besonderm Interesse ist die Schilderung der allgemeinen Sachlage in der Mittagsstunde, als General von Kirchbach den Entschluß faßte, das fünfte Corps erneuert zum Frontalangriff vorzuführen, und die Nachbarcorps zur Mitwirkung aufforderte. Gegen 1 Uhr übernahm dann der auf dem Schlachtfelde eingetroffene Kronprinz die Leitung der Schlacht, brachte zunächst die bis dahin vereinzelten Angriffe der vordern Gefechtslinie in Einklang und lenkte die heranrückenden Verstärkungen gegen die Flanken der feindlichen Aufstellung. Wenngleich durch diese Anordnung hinter dem eigentlichen Centrum keinerlei Reserven in Bereitschaft gehalten wurden, war von der höchstens auf 60000 Mann geschätzten Armee Mac-Mahon's ein Durchbrechen bei Wörth doch nicht zu befürchten, da das ganze fünfte Armeecorps unter Mitwirkung einer mächtigen Artillerie — ungefähr 200 Geschütze — jedem derartigen Vorhaben entgegentreten konnte.

Einen Glanzpunkt in der Beschreibung der Kämpfe bei Wörth bildet die Darstellung des Angriffs der französischen Kürassierbrigade Michel, welcher kurze Zeit nach dem Eintreffen des Kronprinzen von Preußen stattfand:

Anfänglich ohne einen Feind zu sehen, bewegte sich diese Reiterschar von mehr als 1000 Pferden aufs gerathewohl gegen Morsbrunn vor. Heldenmüthig erduldete sie das vom Albrechtshäuser Hof gegen ihren linken Flügel sich richtende Infanteriefeuer, indem sie in schnellster Gangart den bei Morsbrunn noch in der Formation begriffenen Gegner zu erreichen suchte. Dieser schickte sich dazu an, mit dem Regiment Nr. 32 im ersten, dem Regiment Nr. 94 im zweiten Treffen vorzurücken. Als die Abtheilungen der vordern Linie auf den Höhen erschienen, erhielten sie aus den Waldparcellen südöstlich von Eberbach ein so heftiges Infanteriefeuer, daß ihr weiteres Vorschreiten augenblicklich gehemmt wurde. Gleich darauf stürmte die feindliche Reitermasse auf sie ein.

Die Infanterie hätte einen Rückhalt an den nahen Wein- und Hopfengärten finden können, aber auch nach vorwärts gewährten einige Baumreihen unmittelbare Deckung. Doch man empfing den verwegenen Angriff, wo man gerade stand und, ohne Quarrés oder auch nur Schützenknäueln zu bilden, in solchen Formationen, welche die ausgiebigste Feuerwirkung gestatteten.

Den ersten Stoß führte das 8. Kürassierregiment gegen die bereits aus dem Dorf herausgetretene Infanterie. Die Kürassiere geriethen hier in das gleichzeitige Feuer der beiden Compagnien und der beiden Halbbataillone Regiments Nr. 32, welche letztern sich entwickelt und halb rechts geschwenkt hatten. In wenig Augenblicken erlitt das Kürassierregiment ungeheuere Verluste. Rechts und links an der Infanterie vorbeistürmend, theils auch die Schützen der 2. Compagnie durchbrechend, suchte der Rest durch das Dorf oder um dessen Nordseite herum das Freie zu gewinnen, stieß aber dabei auf die beiden Compagnien in den Dorfstraßen und schließlich an der Ostseite auf die Schützen des Regiments Nr. 80. Diesem letztern fiel allein schon der französische Regimentscommandeur mit 17 Offizieren und zahlreicher Mannschaft in die Hände; außerdem fing man 130 unverwundete Pferde. Nur wenigen der braven Reiter gelang es, sich durchzuschlagen und in südöstlicher Richtung zu entkommen.

Nicht viel besser erging es den 9. Kürassieren: sie wurden auf 300 Schritt Entfernung vom wohlgezielten Feuer der Pioniercompagnie empfangen, welche sich links von der Infanterie in einem breiten Haufen aufgestellt hatte. Eine Ecke desselben wurde von der vorbeistürzenden Cavalerie abgesprengt, welche letztere dann theils um die Außenseite des Dorfs herum, theils in dasselbe einbiegend gleichfalls auf die Achtziger stieß. Durch deren Schnellfeuer verfolgt, eilten die vermischten Ueberreste beider Regimenter in südöstlicher Richtung weiter.

Die in letzter Linie attakirenden Lancierabtheilungen trafen auf den linken Flügel der preußischen Infanterie. Hier schwenkte die 8. Compagnie des Regiments Nr. 32 links und gab dann in Linie entwickelt den vorbeijagenden Reitern eine Salve, gefolgt von wirksamem Schnellfeuer. Was nicht getroffen wurde, drängte an Morsbrunn vorüber und folgte den Kürassieren in der Richtung nach Dürrenbach und Walburg.

Die Ueberreste der zersprengten Reitermasse suchten nun auf weiten Umwegen sich ihrer Infanterie wieder zu nähern. Dies führte aber zu neuen verlustreichen Zusammenstößen mit dem Husarenregiment Nr. 13 und der von der Sauer nachrückenden Infanterie. Sie waren schon bis auf 300 Schritt (von hinten her) an die Husaren herangekommen, als diese mit Zügen kehrt schwenkten und vom Fleck attakirten, wobei sich die nun hinten befindlichen Züge rechts und links gegen die feindlichen Flanken herauszogen. In kurzem Handgemenge wurde die bereits erschütterte französische Cavalerie geworfen und eine Strecke verfolgt. Nach nochmaliger Attake der sogleich wieder gesammelten 1. Husarenescadron, und nachdem der Versuch einer geschlossenen französischen Abtheilung, sich durch Laubach abzuziehen, durch die 4. Husarenescadron vereitelt war, flohen die aufgelösten Reste der französischen Reiter nunmehr wieder in östlicher Richtung nach Walburg zu. Bei ihrem fernern Umherirren geriethen sie wiederholentlich in das Feuer der bei Morsbrunn und weiter rückwärts befindlichen preußischen Bataillone, welchen noch viele Mannschaften und Pferde in die Hände fielen. Die Brigade Michel und das 6. Lancierregiment waren so gut wie vernichtet; nur wenige Reiter mögen unversehrt die Armee wieder erreicht haben. Das preußische Husarenregiment hatte 1 Todten, 23 Verwundete und 35 Pferde verloren, die Verluste der Infanterie waren ganz unbedeutend gewesen.

Der Sieg bei Wörth wurde dann mit Hülfe der allmählich eintreffenden Verstärkungen glänzend erfochten und endete mit dem fluchtartigen Rückzug der feindlichen Armee. Weniger gut sah es mit der Verfolgung aus. Die 4. Cavaleriedivision stand zu entfernt, um noch am Schlachttage zur Verwendung kommen zu können. Die Fühlung mit dem Feinde ging am folgenden Tage verloren, wurde dann wieder momentan erreicht, aber bei dem weiter fortgesetzten, eiligen Rückzug des Marschalls

mehrmals verloren, sodaß die Dritte Armee, als sie am 8. August die Vogesen betrat, thatsächlich keinen Feind mehr vor sich hatte. Der beigegebene Schlachtplan ist, soweit es sich um die Terraindarstellung handelt, vortrefflich gelungen, während die Truppeneinzeichnung an Deutlichkeit zu wünschen läßt. Dies hätte unschwer vermieden werden können, wenn man sich auf Wiedergebung des zweiten Moments der Schlacht beschränkt und für den ersten und dritten Moment sowie die Verfolgung besondere Beilagen, vielleicht Oleaten, geliefert hätte. Die kleine Kartenskizze über den für die Entscheidung der Schlacht so wesentlichen Angriff des elften Corps auf den Niederwald ist deutlich und gut.

Auch bei Spicheren fand eine Rencontreschlacht statt, indeß doch unter wesentlich andern Verhältnissen als bei Wörth. Der Rückmarsch der französischen Armee war bereits angeordnet und sollte von dem bei Forbach stehenden zweiten Corps, Frossard, gedeckt werden. Deutscherseits glaubte man zu Anfang, nur eine schwache Avantgarde vor sich zu haben. Der Kampf nahm dann rasch größere Verhältnisse an und wurde sehr blutig. Der preußische Verlust beträgt 223 Offiziere und 4648 Mann, der französische 249 Offiziere und 3829 Mann. Daß General von Kameke mit der 14. Infanteriedivision ohne höhern Befehl die Schlacht begann, entsprach der Auffassung bei den obern Commandostellen und lag vollkommen im Geiste der deutschen Kriegführung.

Die „Schlußbetrachtung" bemerkt hierüber, daß jener Angriff aller Wahrscheinlichkeit nach gescheitert wäre, wenn die 14. Division ohne Unterstützung geblieben sein würde:

Aber selbst in diesem Falle war der Gegner zum Stehen gebracht und der vereinzelte Miserfolg eines kleinen Heerestheils vor feindlicher Uebermacht wäre ohne nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Operationen geblieben. Bei Spicheren waren es nur die Spitzen der nächststehenden Armeecorps, welche nach der Saar vorfühlten, und erst in der Mittagsstunde stieß eine dieser Avantgarden auf den weit überlegenen Feind. Die magnetische Wirkung des Kanonendonners zog zwar theils zugesagte, theils nicht verheißene Verstärkung herbei; aber aus Entfernungen bis zu einem vollen Tagemarsche anrückend, konnten sie erst in später Stunde wirksam werden, und während der ganzen Dauer der Schlacht befand sich der Angreifer in der Minderzahl. Die Entscheidung des Siegs bewirkte der Vorstoß weniger frischer Bataillone in einem Zeitpunkte, wo gleichzeitig hinter der Flanke bei Forbach der Rückzug bedroht wurde und der französische Feldherr über Reserven nicht mehr verfügte.

Erst der letzte Vorstoß gegen den forbacher Berg und die Flankenwirkung der 13. Division nöthigten den erschöpften Gegner zu dem Rückzuge, dessen unmittelbare Verfolgung das nächtliche Dunkel ausschloß. Unter diesen Umständen blieb die materielle Ausbeute der Schlacht bei Spicheren weit hinter den reichen Trophäen der Dritten Armee bei Wörth zurück. Aber der moralische Werth eines Siegs wirkt weit über das Schlachtfeld hinaus. Er trägt seine Bedeutung in sich selbst. Die gänzlich unerwartete Nachricht von den gleichzeitigen Niederlagen im Elsaß und in Lothringen wirkte wie ein Donnerschlag bei heiterm Himmel auf die siegsgewisse französische Hauptstadt, auch im kaiserlichen Hauptquartier entsagte man für den Augenblick jedem Widerstande. So fiel im Laufe der folgenden Woche das ganze Land bis zur Mosel in die Hände der Deutschen.

Der für Spicheren gelieferte Schlachtplan ist schön und deutlich; er enthält die Einzeichnung der beiderseitigen Truppen für die Zeit um 6 Uhr abends. Außerdem sind zwei Kartenskizzen — die Sachlage um 3 Uhr und die Erstürmung des Rothen Bergs vor 6 Uhr — beigefügt, welche die Orientirung wesentlich erleichtern. Bei Einzeichnung der preußischen Cavalerie sind einige kleine Ungenauigkeiten vorgekommen, doch ist dies ohne Belang, da diese Waffe wegen der Beschaffenheit des Schlachtfeldes fast gänzlich von der thätigen Antheilnahme am Kampfe ausgeschlossen blieb.

Ebenso ist im Text bei Darstellung des taktisch interessanten und seltenen Zwischenfalls einer erfolgreichen Verwendung französischer Dragoner als wirklicher Doppelkämpfer versehentlich angenommen, daß der heftige Kugelregen, welcher die aus dem Leischwalde gegen den Kaninchenberg vorgehenden preußischen Compagnien empfing, von Genietruppen und Linieninfanterie herrühre, während dies Feuer lediglich von abgesessenen Mannschaften zweier Schwadronen des 12. französischen Dragonerregiments hergerührt haben soll.

Das vierte Heft des Generalstabswerks enthält den Rückzug der Armee des Marschalls Mac-Mahon nach Châlons, den Vormarsch der Dritten Armee bis zur Mosel, die Heeresbewegungen der Ersten und Zweiten Armee von der untern Saar nach der Mosel und die Schlacht bei Colombey-Nouilly am 14. August.

Als nach der Schlacht von Wörth die Fühlung zwischen der Dritten Armee und den Truppen des Marschalls Mac-Mahon verloren gegangen war, vermuthete man im Großen Hauptquartier, der Marschall werde in der Richtung über Bitsch seine Vereinigung mit der bei Metz stehenden Hauptarmee zu erreichen suchen. In dieser Annahme wurde man dann durch irrthümliche Meldungen noch weiter bestärkt und traf darauf hin einige Anordnungen, um den Gegner von der vermutheten Rückzugslinie abzudrängen. Hierhin gehört die Concentration des vierten Armeecorps bei Rohrbach, einer Garde-Infanteriedivision und der Gardecavalerie bei Rederching und die Heranziehung einer Brigade der 5. Cavaleriedivision nach Rohrbach. Man erkannte dann aus den von der Cavalerie eingehenden Meldungen, daß man nicht Theile der zurückgehenden feindlichen Armee, sondern den rechten Flügel der im Vormarsch begriffenen Dritten Armee vor sich habe.

Sehr interessant und lehrreich ist die Darstellung der Aufklärung des Terrains durch die den deutschen Marschcolonnen weit voraneilende Cavalerie. Hierdurch wurden nicht allein die Bewegungen des eigenen Heers der Kenntnißnahme des Feindes in wirksamster Weise entzogen, sondern auch, was noch wichtiger war, dem großen Hauptquartier eine Fülle von Nachrichten über den Verbleib der gegnerischen Streitkräfte verschafft, welche es ermöglichte, rechtzeitig die Bewegungen der Corps nach dem Erforderniß der jeweiligen Kriegslage zu modificiren.

Das Generalstabswerk theilt in gerechter Würdigung der Bedeutung dieses Theils cavaleristischer Thätigkeit viele interessante Details über einzelne dieser kühnen Streifzüge mit, z. B. das Eindringen einer Kürassierpatrouille von der Ersten Armee in die Festung Thionville, deren Thore sorgloserweise nicht geschlossen waren, die Recognoscirung gegen Toul, welche Gardedragoner ausführten und dabei nicht allein bis in die Vorstadt gelangten,

sondern sogar beim Rückzug noch Gelegenheit fanden, die Stauschleusen der Festungsgräben zu zerstören u. s. w.

In die im vierten Heft geschilderte Periode fällt die Uebergabe der obern Heeresleitung an den Marschall Bazaine. Der Kaiser verblieb bekanntlich zunächst noch im Hauptquartier, ohne eigentlich bestimmte Thätigkeit, wol aus Gründen der innern Politik, welche es für einen Napoleon nicht rathsam erscheinen ließ, nach kriegerischen Miserfolgen in die erregte Hauptstadt zurückzukehren. Eine solche unklare Stellung, wie die Kaiser Napoleon's bei der Rheinarmee nach dem 12. August es war, verurtheilt das Generalstabswerk in trefflicher Weise mit den Worten:

Der Monarch, welchem der Staat mit seinen Hülfsmitteln zur Verfügung steht, hat nur dann seinen richtigen Platz an der Spitze der Feldarmee, wenn er es vermag, selbst der Führer seiner Heere zu sein und die schwere Verantwortung für alles, was im Felde geschieht, selbst zu übernehmen. Treffen diese Voraussetzungen nicht zu, so muß seine Anwesenheit bei der Armee stets lähmend wirken.

Im dritten Abschnitt des Hefts erfährt die Schlacht von Colombey-Nouilly eine recht gelungene, nicht mit Details überladene, aber doch genügend eingehende Schilderung. Der vom General von der Goltz selbständig gefaßte Entschluß zum Angriff, als die eingehenden Meldungen auf Beginn des Abzugs der feindlichen Armee schließen ließen, wird gebilligt, als durch die allgemeine Kriegslage und die zeitweilige Stellung der Zweiten Armee auf dem rechten Ufer der Mosel genügend motivirt. Ebenso tritt der Generalstab den Beweggründen bei, welche den General von Göben bestimmten, eine vom Commandeur der 2. Infanteriedivision gewünschte Unterstützung durch die Brigade Rex von der Zustimmung des Oberbefehlshabers abhängig zu machen.

Die meisterhaft geschriebene „Schlußbetrachtung" enthält einige so charakteristische Stellen, daß wir dieselben hier im Worlaut wiedergeben:

Die Schlacht von Colombey-Nouilly charakterisirt sich in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe als eine vom richtigen Gefühle eingegebene Angriffsimprovisation, welche um des höhern Zwecks willen freilich auch Nachtheile mit in den Kauf zu nehmen hat.

Die den Truppen bekannt gewordenen und von ihnen zum Theil selbst erkämpften Erfolge bei Weißenburg, Wörth und Spicheren hatten im ganzen deutschen Heere eine hohe Siegeszuversicht hervorgerufen. Auf dem Vormarsch von der Saar nach der Mosel war man wiederholentlich an Punkten vorübergekommen, wo der Feind seine offenbar zur Vertheidigung vorbereiteten Stellungen ohne weiteres verlassen hatte. Dieser fortgesetzte Rückzug ohne allen Aufenthalt und Widerstand mußte schon an und für sich bei dem deutschen Heere das Gefühl einer hohen Ueberlegenheit erzeugen und den Wunsch rege machen, den anscheinend eingeschüchterten Gegner einmal wieder zum Stehen zu bringen.

Als daher am Nachmittag des 14. August Anzeichen eintraten, daß die Franzosen über die Mosel zurückgehen wollten, bemächtigte sich der über die Nied vorgeschobenen Truppen eine gewisse Unruhe. Die ersten Bewegungen beim Nachbarcorps vielleicht schon als den Beginn eines Gefechts ansehend, will einer dem andern sobald als möglich zur Seite treten, und so drückt sich in den Meldungen der Generale von Manteuffel und von der Goltz derselbe Gedanke aus: Jeder von ihnen will vorwärts, weil er glaubt, der andere geht in den Kampf.

Daß ein so reges Gefühl von Kameradschaftlichkeit, ein so schnelles Entschlußfassen den Keim zu großen Erfolgen in sich trägt, hat sich auch in dem Ereigniß der Schlacht von Colombey-Nouilly wieder bewährt. Aber man darf sich dabei der Erkenntniß nicht verschließen, daß die Form der improvisirten Angriffsschlacht manche Gefahren im Gefolge haben kann, und auch in dieser Hinsicht ist aus dem 14. August eine nützliche Lehre zu ziehen.

Der beigegebene Plan, welcher die Truppenaufstellung um 7 Uhr des Abends preußischerseits, für den Gegner aber die zu Beginn der Schlacht besetzten Positionen enthält, ist in Bezug auf die Terraindarstellung gut zu nennen. In Bezug auf die Culturgrenzen scheint theilweise auf älteres Material zurückgegriffen worden zu sein. So ist z. B. das Tannenwäldchen nordwestlich des Parks von Colombey, um welches so lange und blutige Kämpfe geführt worden, am 14. August ausgedehnter gewesen als der Plan angibt, ebenso befand sich in der Buschparcelle nördlich La-Grange-aux-bois ein mehrere hundert Schritt breiter Durchschlag, auch hatte das nördliche Ende des westlich von Ars-Laquenexy belegenen, in der Lisière fast unpassirbaren Waldes eine etwas abweichende Form, die Lichtung zwischen Laquenexy und Mercy-le-haut war am westlichen Ausgang erheblich breiter ausgeholzt, es fehlen zuweilen die in jener Gegend vielfach als Feldgrenzen vorhandenen Hecken, welche starke Hindernisse der Truppenbewegung bilden, z. B. bei St.-Agnan, auch südlich von Colombey. Die Rechtschreibung der Ortsnamen ist eine recht sorgfältige und wesentlich besser, als dies in andern, dem Referenten bekannt gewordenen Plänen über Metz der Fall ist. Nach dieser Richtung ist uns nur die mehrfach im Plan angewendete Schreibweise „Queleu", anstatt der sonst üblichen „Queuleu" aufgefallen. Der Plan ist verhältnißmäßig reich ausgestattet mit den zur Orientirung im Terrain nothwendigen topographischen Details, wie einzelnen Bäumen, Brunnen, Umfassungsmauern, Steilabstürzen, Lehmgruben u. s. w. Die verschiedenartige Bezeichnung der preußischen Armeecorps erleichtert das Auffinden der Truppentheile ganz wesentlich, ohne die Nachtheile herbeizuführen, welche die Anwendung dieser Manier zur Darstellung verschiedener Zeitmomente stets im Gefolge hat.

Das fünfte Heft des Generalstabswerks behandelt die Ereignisse bei Metz am 15., 16. und 17. August, also die Schlacht von Vionville - Mars-la-Tour und die Vorbereitungen zu der die Einschließung der Rheinarmee entscheidend abschließenden Hauptschlacht von Gravelotte. Die hier geschilderten Ereignisse betreffen demnach allein die Erste und Zweite Armee, sowie die unter Marschall Bazaine's directer Leitung bei Metz vereinigten Corps der französischen Rheinarmee.

Zunächst werden die Bewegungen der Ersten und Zweiten Armee dargestellt, welche zur Schlacht von Mars-la-Tour führten, wobei das Verhalten der deutschen Cavalerie am 15. August von besonderm Interesse ist. Als die Zweite Armee vor der Mosel in sich aufschloß und die Erste Armee sich links schob, wurde auf Grund einer vom Großen Hauptquartier erlassenen Weisung die bereits auf dem linken Moselufer befindliche starke Cavalerie in nördlicher Richtung vorgesendet, um über den vermutheten Abmarsch der Rheinarmee sichere Nachrichten zu schaffen. Es hatte in der Absicht des Großen Hauptquartiers gelegen, die Cavalerie der Ersten Armee zu gleichem Zweck

zwischen Metz und Thionville über die Mosel zu detachiren, um auch die aus Metz in nordwestlicher Richtung führenden Straßenzüge zu beobachten. Diese letztere Maßregel war indeß nicht zur Ausführung gekommen, da durch die Schlacht vom 14. August die Heranziehung der 3. Cavaleriedivision zum Gros der Ersten Armee erforderlich geworden war.

Die 5. Cavaleriedivision ging gemäß der empfangenen Weisung in breiter Front am 15. August von Süden her gegen die directe Straße Metz-Verdun vor und traf auf die französische Cavaleriedivision Forton, welche auf Mars-la-Tour zurückging. Später traf noch eine zweite feindliche Reiterdivision, Valabregue, daselbst ein, gegen Abend bemerkte man ausgedehnte französische Lager längs der Straße. Im Moselthal streifen Dragoner vom zehnten Corps bis Vaux und melden den Marsch starker feindlicher Colonnen nach Westen. Gleichzeitig wird durch Patrouillen der Ersten Armee, welche bis an die Werke von Metz vorgehen, festgestellt, daß der Feind das rechte Moselufer verlassen habe. Man wußte also am Abend des 15. August, daß die französische Armee im Abmarsch hinter die Maas begriffen sei, war dagegen nicht genau darüber unterrichtet, ob das feindliche Gros auf der directen Route Metz-Verdun oder nördlich über Briey marschire, denn die an der directen Straße befindlichen französischen Lager konnten ganz wohl von einer dort aufgestellten starken Arrièregarde herrühren. Verzögerte man den Weitermarsch des Feindes, so durfte bei der hohen Marschfähigkeit des deutschen Heers mit Grund darauf gerechnet werden, die feindliche Armee noch vor der Maas zum Stehen, zur Schlacht zu bringen. Aus diesen Motiven entschloß sich General von Alvensleben am 16. August, mit dem dritten Armeecorps und den in der Nähe befindlichen Avantgarden der Nachbarcorps, sowie der verfügbaren zahlreichen Cavalerie die feindliche Armee anzugreifen und führte diesen Entschluß mit eiserner Consequenz trotz des Misverhältnisses der beiderseitigen Streitkräfte und der hieraus resultirenden, beispiellos schweren Verluste mit Erfolg durch. Der erfochtene Sieg war ein wesentlich strategischer, denn es war trotz der hingebendsten Tapferkeit der brandenburgischen Regimenter und des Opfermuthes der Cavalerie nicht möglich, die feindliche Uebermacht auf Metz zurückzuwerfen, sondern gelang nur unter Aufbietung aller vorhandenen Kräfte, den Feind festzuhalten und den Straßenzug auf Verdun zu sperren.

Diese Schlacht liefert den besten Beleg für den in der preußischen Armee herrschenden trefflichen Geist. Jede Waffe, ganz besonders aber die Cavalerie, hat an diesem Tage ihre Maximalleistung für die ganze Periode dieses Kriegs geliefert und nur hierdurch ist es möglich geworden, die gestellte Aufgabe überhaupt zu lösen. Deshalb hat sich nicht allein die Kriegspoesie mit Vorliebe gerade dieses Tags bemächtigt, sondern es ist derselbe auch bereits Gegenstand der Darstellung mehrerer werthvoller Monographien geworden. Die im Generabstabswerk gebotene Schilderung der denkwürdigen Ereignisse des 16. August bietet namentlich durch die eingestreuten, sehr instructiven Betrachtungen über die Motive und Chancen der einzelnen Gefechtslagen ein besonderes Interesse und ist mit hoher Objectivität geschrieben.

Nach der Darstellung der Schlacht von Vionville-Mars-la-Tour folgt die Beschreibung der bei der Ersten und Zweiten Armee am folgenden Tage stattgehabten Ereignisse. Man hatte im Großen Hauptquartier die Wiederaufnahme des Kampfes für den 17. August erwartet, da am Abend des 16. August, wie der nächtliche Cavalerieangriff dargethan, die feindliche Armee das Schlachtfeld behauptet hatte und eine taktische Entscheidung überhaupt nicht erreicht worden war. In dieser Annahme war nun für ausgiebige Verstärkung der in der Schlacht gewesenen Divisionen Vorsorge getroffen, sodaß man mit Sicherheit darauf rechnen konnte, am folgenden Mittag sieben Armeecorps und drei Cavaleriedivisionen zur Stelle zu haben.

Der Morgen des 17. August auf dem Schlachtfelde, wo König Wilhelm bereits 6 Uhr früh von Pont-à-Mousson her eingetroffen war, findet eine gesonderte Darstellung, aus welcher wir ersehen, daß die in den nächsten Stunden von der Cavalerie eingehenden Nachrichten und sonstigen Meldungen bereits die Gewißheit geben, der Feind habe sich nicht weit entfernt und bei Gravelotte eine Arrièregarde stehen lassen. Gleichzeitig besetzen Theile der Ersten Armee die nördlichen Waldränder, welche das Schlachtfeld des vorigen Tags begrenzen. Im Großen Hauptquartier wird beschlossen, den 17. August zur Vorbereitung auf eine Hauptschlacht zu verwenden. Hieran anschließend bespricht das Generalstabswerk die eigenthümliche Lage beider Armeen, welche zu einer Schlacht mit strategisch verkehrter Front führen mußte, da ein Angriff auf den linken Flügel der französischen Stellung nicht ausführbar, der rechte Flügel des Feindes aber weit nach dem Thalrand der Mosel zurückgebogen war.

Die beigegebenen Gefechtspläne sind technisch sehr gut ausgeführt und deutlich gezeichnet. Die Truppendarstellung bezieht sich auf die um Mittag beziehungsweise 5 Uhr nachmittags innegehabten Stellungen. Es ist zu bedauern, daß nicht die Vertheilung der Cavalerie vor dem großen Angriff derselben, etwa auf einer Oleate, besonders ersichtlich gemacht worden ist.

Freiherr A. von Firchs.

Zwei neue Romanübersetzungen.

1. Kenelm Chillingly. Roman von Edward Bulwer. Aus dem Englischen von Emil Lehmann. Autorisirte Ausgabe. Drei Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 5 Thlr.
2. Lieb' und Leid aus einer kleinen Welt. Holländischer Familienroman von Christine Müller (Frau von Wallree, geb. Gobée). Autorisirte Uebertragung von Friedrich Schnettler. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1873. 8. 2 Thlr.

Nach einer so reichen Thätigkeit auf dem Gebiete des Romans, wie diejenige Bulwer's es gewesen ist, wirkt ein Werk von der Frische des vorliegenden (Nr. 1), mit dem der Autor sich ohne sein Wissen und Wollen vom Publikum verabschieden mußte, doppelt angenehm. „Kenelm Chillingly“ wirkt auf den Leser nicht nur wie ein gewöhnlicher Roman, sondern wie ein würdiges Vermächtniß eines großen Mannes. Das Buch enthält so viel Lebensweisheit und bietet sie in einem Gewande von so überreichem poetischen Zauber, daß der Leser am Ende wie durch gedämpfte Scheiben die Wahrhaftigkeit der irdischen Schicksale sich vor seinen Augen wie zu einem Traum aus „Tausend und eine Nacht“ verdichten sieht. Ich glaube, „Kenelm Chillingly“ ist nicht nur das poetischste Werk, was Bulwer geschrieben hat, sondern es ist wol dasjenige Werk, welches, obschon dem englischen Wesen angemessen, dennoch am ehesten sich der classischen deutschen Romanliteratur zur Seite stellen läßt, als eine rein poetische Schöpfung.

Der Name des Buchs ist wol das Unpoetischste, was daran ist. Er ist mit der gewohnten Liebhaberei der Engländer für barocke Titelhelden oder Heldentitel gewählt. Ich erinnere nur an die „Nickelby“, die „Copperfield“ und ähnliche noch viel sonderbarer lautende Namen aus der Pickwickier-Familie, für die auch die den Engländern zunächst verwandten Amerikaner große Vorliebe an den Tag legen. Es dauert auch im Buche ziemlich lange, bis der längst ersehnte Erbe des Sir Peter Chillingly glücklich zu diesem Namen gelangt, den die versammelten Häupter des Geschlechts der Chillingly als etwas ganz Besonderes aus den Familienregistern heraussuchen, weil ja aus diesem Kinde, ganz gegen die Gewohnheit der Chillingly, auch ein ganz besonderer Mensch werden soll. Hr. Chillingly gehört nicht zu der ausgesprochen herrschenden Aristokratie, und es ist dem Verfasser augenscheinlich darum zu thun, gerade seiner Art Leute in ihrem Beruf ein Wegweiser zu sein zum Einfluß auf das politische Leben der Nation. Diesem einfachen Grundgedanken schließt sich ein in musterhaften Zügen hingeworfenes Bild der Erziehung eines englischen Landedelmanns zum Staatsbürger an, bei dem der Dichter mit Liebe verweilt. Kenelm wird, nachdem er eines schönen Tags, kaum noch den Kinderschuhen entwachsen, mit der vernichtenden Frage: ob seine Mutter sich von ihrer eigenen Identität nicht überwältigt fühle, hervortritt, nach Merton-School geschickt, wo er sich in jeder Weise auszeichnet. Seine geistigen Fähigkeiten werden hier ausgebildet, und da er auch stärkern Kameraden gegenüber das Bedürfniß fühlt, sich geltend zu machen, bekommt er eine zugemessene Tracht Prügel von einem größern Knaben und erhält darauf hin, durch das Gefühl seiner Schmach niedergedrückt, auf sein Verlangen von einem Vetter seines Vaters, Pfarrer John, Unterricht im Boxen, was ihm hier sowol wie im spätern Leben zu statten kommt. Vetter John, ein entschiedener Anhänger des sogenannten muskulösen Christenthums, der die leiblichen Bedürfnisse des Menschen nicht über den geistigen vergaß, mochte im Augenblick, als er die Schläge Kenelm's, der wie ein junger Tiger auf ihn losstürzte, parirte, „als ein schöner Typus dieses «muskulösen Christenthums», aber nicht jener Art von Christenthum erscheinen, aus welcher man Erzbischöfe von Canterbury macht“.

Die einfache und äußerst angenehme Schreibweise des Autors, die sich wohlthuend dem eigenen Denkvermögen des Lesers anschmiegt, ihn alle Feinheiten des Dialogs und der Situationen als ein Schaffender mitempfinden läßt, macht selbst die schwierigsten Passagen des Buchs auch dem ungeübtesten Laien verständlich und interessant, und das ist um so bemerkenswerther, als Kenelm nun, nachdem er in Merton-School seinen Gegner überwunden hat, in einigen Jahren aus den Händen eines londoner Privatlehrers und Erziehers und aus den Hörsälen der Universität Cambridge als ein über die höchsten Fragen des Lebens philosophirender Jüngling hervorgeht.

Die Argumente Chillingly Mivers's, die den Sir Peter veranlassen, seinen Sohn einem londoner Erzieher anzuvertrauen, der nicht nur Gelehrter sondern Weltmann ist, gewähren einen Einblick in diesen ganzen Theil des Buchs und deuten die Absicht, die der Verfasser damit verband. Nachdem der Pfarrer John seine Bedenken über eine Ausbildung, bei der das christliche Ideal nicht als Grundlage dient, in längerer Rede entwickelt hat, entgegnet Chillingly Mivers:

Mit jeder neuen Generation entsteht ein neuer Ideenkreis. Je früher ein Mensch die Ideen in sich aufnimmt, welche seine Generation beherrschen werden, einen desto größern Vorsprung hat er bei dem Wettlauf mit seinen Zeitgenossen. Wenn Kenelm im Alter von sechzehn Jahren die geistige Signatur seiner Zeit versteht, welche die jungen Männer von achtzehn bis zwanzig Jahren eben erst zu begreifen anfangen, wie er, wenn er auf die Universität kommt, finden wird, wird er sich durch seine Fertigkeit im Denken und die Anwendung derselben auf das praktische Leben sehr hervorthun, und das wird ihm in seinem spätern Leben große Dienste leisten. Nun aber haben die Ideen, welche die Masse der heranwachsenden Generation beherrschen, ihre Quelle niemals in dieser Generation selbst. Sie entspringen vielmehr der ihnen vorangehenden Generation, gewöhnlich in einer kleinen, von der großen Majorität, welche sich dieselben später aneignet, vernachlässigten oder verachteten Minorität. Daher muß ein Bursche von sechzehn Jahren, wenn er zu diesen Ideen gelangen will, in nahe Berührung mit einem Geiste gebracht werden, der dieselben zwanzig oder dreißig Jahre früher in sich aufgenommen hat. Ich bin deshalb dafür, daß Kenelm der Leitung eines Mannes anvertraut werde, von welchem er diese neuen Ideen lernen kann. Ich bin ferner dafür, daß diese seine Einführung in die neuen Ideen in der Hauptstadt vor sich gehe. Mit den Empfehlungen, die wir ihm verschaffen können, kann er dort nicht nur mit neuen Ideen, sondern auch mit bedeutenden Männern aller Berufsarten in Berührung kommen. Es ist eine große Sache, bei Zeiten mit gescheiten Leuten zu verkehren. Man eignet sich unmerklich etwas von ihrem Geiste an. Diese Einführung in gute Gesellschaft

hat noch einen andern, nicht geringen Vortheil. Ein junger Mensch lernt da gute Manieren, Selbstbeherrschung und Geistesgegenwart, und er ist, nachdem er unter der Leitung competenter Führer die gute Gesellschaft kennen gelernt und an derselben Geschmack gefunden hat, wenn er dann später als sein eigener Herr ins Leben tritt, viel weniger der Gefahr ausgesetzt, in unangenehme Lagen zu gerathen und an gemeinen Ausschweifungen Gefallen zu finden. So, da habe ich mich ganz außer Athem geredet. Und Sie thäten gut, sich sofort für die Befolgung meines Raths zu entscheiden; denn da ich ein sehr widerspruchsvolles Temperament habe, so kann es leicht geschehen, daß ich morgen dem widerspreche, was ich heute selbst behauptet habe.

Der Schluß dieser für Kenelm's ferneres Schicksal entscheidenden Rede ist zugleich ein Beispiel des fein charakteristischen Humors, mit dem das Werk gewürzt ist, wobei namentlich die anspruchslose Ruhe, mit dem er überall Platz findet und doch nirgends sich vordrängt, sehr wohlthuend wirkt. Diese Bemerkung des Sir Chillingly Mivers, der Herausgeber einer kritischen Zeitschrift, „Der Londoner" genannt, ist, klingt in seinem Munde überaus ergötzlich. Um so mehr ist dies der Fall, als die angeführte Bemerkung nichts ist, als ein politischer Kniff, um seine Meinung durchzusetzen, denn Mivers ist einer jener schlauen Politiker, die systematisch zu Werke gehen. Die Charakteristik, die von ihm gegeben ist, geht in die Tiefen seines Wesens. Man weiß nie recht, ob er im Ernste spricht oder nicht, und doch hat man stets das Gefühl, vor einem verschlagenen Machiavellisten zu stehen, der in die Tiefe der Erscheinungen des politischen Lebens schaut und die parlamentarische Seite dabei herauszufinden weiß, auf welcher der Sieg ist. Hier lag derselbe im gänzlichen Entsagen auf eine dogmatische Bedeutung seiner Worte, und das verschaffte ihm den Sieg. Kenelm gelangt mit seinen neuen Ideen glücklich ins Vaterhaus zurück, und seine Rede bei Gelegenheit des ihm bereiteten festlichen Empfangs wirkt wie ein kalter Frühlingsregen auf alle Anwesenden, deren Wohl und Wehe nicht in seinen Händen liegen wird. Sein gänzlicher Mangel an Ehrfurcht vor allem Bestehenden; das absolute Nichts, von dem er bei den Consequenzen, die er zieht, ausgeht, scheinen die Existenz aller in Gefahr zu bringen. Er ist ein Weiberfeind, ein trostloser cynischer Wissenskrämer, der am liebsten im Grase liegt oder Forellen fängt und dabei philosophische Betrachtungen anstellt. Diese Schilderung eines Engländers ist vorzüglich.

Was ist nun zu thun? Kenelm muß reisen. Er soll fort. Er soll alle Bequemlichkeit haben und soll reisen. Aber Kenelm findet Gefallen an dem Gespräche eines einsam dahinwandelnden Spielmanns, dem er von ungefähr begegnet, und beschließt, es gerade so zu machen wie dieser. Er verläßt heimlich das Haus seiner Aeltern, denen er durch einen Brief seinen Plan mittheilt, indem er zugleich um eine Bagatelle von funfzig Pfund jährlichen Credits bei des Vaters Bankier bittet. Nun folgen Wanderungen und einige Heldenthaten, wie sie dem nüchternen Gang unsers Alltagslebens angemessen sind. Er begegnet jenem Spielmann oft wieder, prügelt, durch seine höhere Boxkunst gestärkt, einen aus Liebe jähzornigen baumstarken Hufschmied und macht ihn darauf zu einem anständigen Menschen; macht ein Liebespaar glücklich und was dergleichen mehr ist. Endlich findet Kenelm ein Ideal in der Gestalt eines Mädchens (natürlich!) mit Namen Lili, die mit Goethe'scher Lieblichkeit geschildert ist und in der auch für ihn Liebe erwacht. Er beschwichtigt sein Gewissen mit Bezug auf seine frühere Meinung über das Cölibat, die ihm durch das Buch eines Gelehrten, Herrn Roach, beigebracht worden war, als er bei einem Besuch von diesem selbst erfährt, daß er, ein Funfziger, im Begriff stehe, sich zu beweibsen, und geht nun in jene Traumwelt mit vollen Segeln ein, in der „das Auge den Himmel offen sieht" und „das Herz in Seligkeit schwelgt".

Aber zweimal muß er sein Ideal, seine Lili, verlieren. Das eine mal, weil sie die Braut jenes wandernden Sängers wird, der als ihr Vormund, Retter und Erhalter den ersten Anspruch an sie hat, und dann, als er, in Verzweiflung darüber, das europäische Festland bis Asien durchreist hat und zurückkehrt, um sie als Frau einmal zu sehen und Trost und Ruhe dadurch zu finden, statt dessen an ihrem Grabe niedersinkt, in welches sie unvermählt gebettet worden war. Ein Brief, den sie in ihren letzten Lebensstunden an ihn geschrieben, enthält ihren letzten Gruß und ihre Liebe. Das Buch schließt mit dem nun erwachenden, von Aeltern und Verwandten längst sehnlichst erwünschten Entschluß Kenelm's, sich der politischen Laufbahn zu widmen, und „Sieg oder Westminster-Abtei!" ist sein Losungswort, das ihm sein Vater, Peter Chillingly, begeistert zuruft. Die geistvolle und schöne Cäcilia Travers, die er auf seinen Wanderungen kennen lernte, schlägt übrigens immer noch alle, selbst die glänzendsten Partien aus und eine Verbindung mit ihr ist beider Aeltern sehnlicher Wunsch.

Die Fabel des Romans ist einfach und fast ohne jede romantische Ausschmückung, sie fesselt jedoch den Leser durch Klarheit, Gedankenreichthum und durch echt poetische Wahrheit und bietet geistige und gemüthliche Anregungen, die der gebildete Leser höher zu schätzen weiß als leere Empfindeleien.

Die Uebersetzung ist eine sehr fleißige. Es ist ihr gelungen, den Geist des Werks wiederzugeben, was um so höher zu schätzen ist, als bei dem großen Ideenreichthum des Verfassers die Möglichkeit, den leichten Fluß des Originals auch in der Uebersetzung wiederzugeben, sehr erschwert wurde. Man liest das Buch fast durchgängig wie ein Originalwerk. Einzelne kleine Härten und zu rasch aufeinanderfolgende Worte wird der Uebersetzer bei näherer Durchsicht dieser Ausgabe selbst leicht herausfinden.

Dasselbe gilt von der Uebersetzung des Romans von Christian Müller (Nr. 2). Sie ist fleißig und eines so interessanten Werks vollkommen würdig. Ueber die Berechtigung des Titels und der nähern Bezeichnung des Werks als ein „Familienroman" ließe sich manches sagen. Es ist zwar ein gutes Zeichen, wenn das Volk in Holland für dergleichen Titel besondere Theilnahme zeigt, aber aus diesem Grunde einen solchen zu nehmen, wo er nicht hingehört, ist ebenso wenig verzeihlich, wie wenn ein Autor in England seine Helden auf die unerklärlichsten weil häßlichsten Namen tauft, blos um seinen Lesern damit Interesse abzugewinnen. Wir Deutschen eifern übrigens in unserer Weise den Englän-

dern nach und haben mit „Waldfried" gewiß einen vielversprechenden Anfang gemacht.

Das Werk selbst ist reicher und schöner in seinem Einzelnen, als man ihm nachrühmen könnte, wenn man es als Ganzes betrachtet. Mehrere Handlungen, die nur äußerlich verknüpft nebeneinander herlaufen, hemmen sich zuweilen gegenseitig durch allzu langes Verharren der Verfasserin bei dem einenoder dem andern Theile, die jeder für sich durch wohlgelungene Charakteristik und viele interessante Verwickelungen spannen und den Leser durch Darstellung von Seelenzuständen sehr fesseln. Nicht alle Charaktere sind dem europäischen Alltagsleben entlehnt, und wenn ich gleich für sonderbar geartete Javaneserinnen, die mit einem deutschen Vater aus Australien nach Holland oder sonst wohin kommen, um dort als psychologische Wundererscheinungen angestaunt zu werden, nicht besonders inclinire, so kann ich doch der „Celine" für diesmal eine gewisse Bewunderung nicht versagen; der Charakter dieses wunderbaren Geschöpfes ist mit einer so leidenschaftlichen Glut entworfen, sie bleibt sich bis zu ihrem durch einen Sturz vom Pferde herbeigeführten Tod so consequent, daß ich in manchem Abschnitte mir die Empfindung nicht versagen konnte, die Verfasserin müsse etwas von einem Genie in sich haben. Es war mir sogar zum Theil unerklärlich, wie eine Frau so viel männliches Feuer in einen weiblichen Charakter hineinlegen konnte. Ueberhaupt ist es sehr interessant, zu bemerken, wie aus dem männlichen Geiste der Verfasserin sich in den Liebesverhältnissen des Haupthelden eine Verwandlung des Wesens der Weiblichkeit entwickelt, indem die Frauen zu Heldinnen anwachsen, gegenüber dem schwankenden Charakter des Helden.

Dieser, ein Advocat, ist verlobt mit einem ruhigen anspruchslosen Mädchen, von der man wol im gewöhnlichen Leben sagen würde, daß sie gut zu ihm passe. Er jedoch, als Notar zu dem geheimnißvollen Herrn Arnoldi gerufen, verliebt sich in dessen bildschöne, genial beanlagte Tochter, Celine, die er auch endlich heirathet, nachdem ihm seine Braut selbst das schmerzliche Wort der Trennung, das er zu sprechen sich scheute, auf die Zunge legt. Er wird natürlich in seiner Ehe, die ihm Celine selbst als ihr beider Unglück bezeichnet, wirklich unglücklich, und nur der Tod der Frau, durch deren Besitz er sich und sie gepeinigt hat, kann ihn erlösen. Als er nach jahrelangem Reisen endlich vor die verlassene Braut wieder hintritt, da ist's zu spät; sie weist seine Hand nun zurück. Dieser Theil des Buchs schließt mit einer in unserm Herzen nachklingenden Dissonanz, die klagend hinübertönt in jene bessere Welt der Nächstenliebe, welche von egoistischen Trieben ganz rein bleiben sollte. Desto schöner aber ist die endliche Harmonie jener zweiten Handlung, in der eine jüngere Schwester des Helden, die Heldin des Romans, ein weiblicher Charakter von seltener Reinheit, durch einen Schurkenstreich um ihre Jugendliebe betrogen, trotzdem in der Liebe eines rücksichtsvollen Gatten volle Glückseligkeit findet. Derjenige Theil des Romans, in dem die Kämpfe geschildert sind, die der Entdeckung des Betrugs unmittelbar nach der Trauung folgen, sowie auch die Rückkehr des getäuschten Geliebten, des betrogenen Mädchens, das Verhalten des jungen Ehemanns ihm gegenüber und gegenüber seiner Frau, ist der Glanzpunkt des Buchs, das wol in der Form nicht vollendet ist, auch nicht die poetische Wahrheit so rein gewahrt hat, daß man von ihm sagen könnte, es sei ein Meisterwerk, das aber doch unzweifelhaft zu den bessern und lesenswerthern Büchern gehört, die unsere Zeit in seiner Art hervorgebracht hat.

Hermann Riotte.

Wiedererneuerungen älterer deutscher Literaturwerke.

1. Bibliothek der niederrheinischen Literatur. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossaren. Herausgegeben von P. Norrenberg. Erstes Heft: Homulus. [Der sünden loin ist der toid.] Geistliches Schauspiel von Jaspar von Gennep. Viersen, Baedeker. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Deutsche Puppenkomödien. Erster Theil: Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust. Mit geschichtlicher Einleitung und einem Anhang: Bibliotheca Faustina. Die Literatur der Faust-Sage von 1510 bis Mitte 1873. Systematisch und chronologisch zusammengestellt von Karl Engel. Oldenburg, Schulze. 1873. 8. 28 Ngr.
3. Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Titmann. Sechster Band. Gedichte von Johann Christian Günther. Herausgegeben von J. Tittmann. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr.
4. Briefe an Andres. Von Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten. Gotha, F. A. Perthes. 1873. Gr. 8. 9 Ngr.

Unter die Rubrik „Wiedererneuerungen" dürfen wir alle die mit dem Titel angeführten, meist nicht umfänglichen Schriften bringen. Es ist damit schon angedeutet, daß es keineswegs bloße Wiederabdrücke älterer Texte sind. Ohne Ausnahme, nur in dem einen entschiedener als in dem andern, hier gediegener und gründlicher als dort, tritt die Philologie ergänzend an die Stelle des einfachen Verfahrens, das früher allgemein bräuchlich war und noch jetzt bei allen den Erzeugnissen unserer Literatur fast ausnahmlos angewandt wird, die noch zu dem wahrhaft lebendigen Gute derselben gehören. Allerdings ist „lebendig" ein objectiv und subjectiv dehnbarer Begriff. Objectiv, insofern er sich zwar unmerklich, aber doch fortwährend verändert und seine Grenzen verschiebt, gewöhnlich aber nicht immer so, daß das der Zeit nach Aeltere immer mehr abbröckelt und dem geistigen Tode für das Bewußtsein der spätern Zeit verfällt. Subjectiv dehnbar, insofern der Bildungsstandpunkt, die persönliche Neigung und Geistesrichtung des einzelnen Lesers darüber ein entscheidendes Wort mitzusprechen hat. Von diesem doppelten Gesichtspunkte aus ist es für uns z. B. nicht zweifelhaft, daß wir die Briefe an Andres der ältern Literatur oder, wenn man so will, der veralteten, für uns nicht unmittelbar, sondern nur durch cultur- und literargeschichtliche Vermittelung genießbaren und verständlichen Kategorie anreihen, während wir begreifen, daß viele

darin oder an vielem darin noch den wirklichen Ausdruck ihres eigenen Denkens und Empfindens zu erkennen und sie folglich noch lebendig zu verstehen meinen.

Da wir einmal diese „Briefe an Andres" (Nr. 4) erwähnt haben, so wollen wir es wagen, die in der Ueberschrift natürlich eingehaltene chronologische Reihenfolge auf den Kopf zu stellen und mit ihrer Besprechung zu beginnen. Sie sind ein Separatabdruck aus der neuesten, im gleichen Verlag erscheinenden Gesammtausgabe der Werke des „Wandsbecker Boten". Wie diese selbst in ihrer trefflichen Ausstattung ein ehrenvolles Zeugniß für die Pietät ablegt, mit welcher die Enkel das Andenken ihres mütterlichen Ahnherrn pflegen, so ist auch die geschmackvolle Ausstattung dieser Broschüre von etwa 100 Seiten eine in jeder Hinsicht wohlverdiente Huldigung für einen unserer einst einflußreichsten Schriftsteller des 18. Jahrhunderts. Ob er damit dieser Zeit wieder näher gerückt werde? Die Absicht der Herausgeber ist es und auch ihr Glaube, daß es möglich sei. Wir vermögen es nicht zu glauben. So wenig wie die fleißige und gutgearbeitete, umfängliche und ausführliche und doch nicht weitschweifige Biographie des Matthias Claudius, welche Mönckeberg 1869 hat erscheinen lassen, wirklichen Eindruck auf die Zeit machen konnte, sowenig die eigenen Züge der Hand des Schriftstellers selbst. Seine ganze Richtung ist selbst in den Kreisen, denen er im Innersten zunächst verwandt ist, heute fremdartig und — keineswegs zum Schaden des Autors, aber da es sich nur um Thatsachen handelt, muß man es so bezeichnen — antiquirt. Die gemüthliche oder behagliche Subjectivität eines seiner Selbständigkeit bewußten und nur in ihr und ihren Geistesbedürfnissen beschlossenen Individuums paßt nicht wol in die strenge Beschränkung alles individuellen Denkens und Meinens, die sich unsere gläubigen Christen von heute als erstes Gebot und Kennzeichen ihres Standpunkts auferlegen.

Und doch wüßten wir nicht, wohin sonst in unserer Zeit ein Claudius passen oder mit wem er sich vertragen sollte, mit seiner selbst damals schon wesentlich reactionären, oder polemisch gegen das Neue in den religiösen und ethischen Anschauungen seiner Zeit gerichteten Andacht, als zu dem alten Kirchenglauben und der darauf gegründeten Sittlichkeit. Der Berührungspunkt, eine herzliche und warme Ehrfurcht vor der unergründlichen Tiefe der Gestalt Jesu, eine oft etwas pointirte, im Wesen aber doch aufrichtige Erkenntniß von den engen Schranken nicht des menschlichen Geistes, aber des formalen Denkens und des davon abhängigen Ausdrucks im Worte, wo es gilt das höchste und dem Geiste selbst Wichtigste, das Gesammtgebiet des Uebersinnlichen, zu erfassen, ist, wie es uns scheinen will, zu zart für die jetzt so viel derbern Hautnerven der heutigen Orthodoxen. Ihnen müßte er für ebenso heterodox, mindestens zweifelhaft orthodox gelten, wie etwa ein Daub oder Rothe — wir vergleichen nur in dem einen Punkte, wo diese mit ihm verwandt sind, in ihrer ausgesprochenen Subjectivität. Nur wenn und weil man Claudius so wenig mehr liest, nur wenn und weil man ihn meist blos aus der literargeschichtlichen Tradition kennt, die ihn als einen frommen Christen par excellence rühmt oder schmäht, gilt er auch heute noch für das, was gegenwärtig einen so ganz andern Inhalt gewonnen hat. Oder wenn man ihn liest und doch an seiner Gläubigkeit nicht irre wird, so ist es Selbsttäuschung, begreiflich genug, da sich ja doch niemand der Macht der einmal feststehenden Tradition so leicht entziehen kann und wird, besonders, wenn er mit dem aufrichtigen Glauben und Wunsch, sie durch selbstgesehene Thatsachen bestätigt zu finden, an das Buch oder die Bücher herantritt.

Eine Seite in Claudius pflegt auch von denen anerkannt zu werden, die zu seinem religiösen Standpunkt sich anthipatisch verhalten — auch oft antipathischer, als es aus ihrer eigenen Gemüths- und Seelenrichtung folgen würde, wenn sie sich die Mühe geben wollten, selbst zu lesen und zu verstehen. Er gilt nämlich als ein Meister oder Muster populärer Darstellung, und hier sind es seine „Briefe an Andres", die man als wahre Kleinodien preist. Es ist wahr, an derber Ungenirtheit des Ausdrucks leisten sie Großes. Ist darin die Popularität allein enthalten, so besitzen sie dieselbe in hohem Maße, freilich doch nicht ganz in dem, wie es in der Sturm- und Drangperiode, und was sich von genialem Rüpelthum daranschloß, Mode war. Nur daß hier meist Bauern, Knappen, Pfaffen und Ritter auf der Bühne oder in einer Liebesgeschichte in Redensarten um sich warfen, wie sie die stubengelehrten Dichter oder Schriftsteller bei irgendeinem Durchstreifen von Straße, Gemüsemarkt und Fleischbänken oder in den selten betretenen Kneipen gehört zu haben sich erinnerten. Claudius dagegen verwendet diese Volksthümlichkeiten auch da, wo er über das Gebet, über das Vaterunser, die Evangelien und die Evangelisten, die Apostel und Christus, ja über Gott selbst seine Gedanken zu Markte trägt, allerdings ohne je in die niemals übelgemeinte, sehr oft aber übelklingende Extravaganz der Volksthümlichkeit der andern zu verfallen. Dazu hat er doch zu viel Geschmack, wie denn der Verstand, und zwar ein recht klarer und nüchterner, in seiner Seele ein großes Wort mitzusprechen hatte, mehr als es bei einem bloßen Gemüths- und Stimmungsmenschen denkbar wäre, für den er doch so oft ausgegeben wird, weil er auch und zwar nicht wenig Gemüth besaß und für seine Stimmungen der übrigen Welt und ihren Gedanken oder Tendenzen gegenüber eine unbegrenzte Rechtssphäre beanspruchte.

Aber Kleider machen noch keine Leute und so ist auch die populäre Draperie des Claudius'schen Stils, des „Wandsbecker Boten", namentlich des Vetter Andres, mag sie auch ihrerzeit für wahrhaft populär gegolten haben, nur eine Draperie. Wenn man erkennen will, was echt populärer, volksthümlicher Stil ist, halte man einmal Hebel, den Hebel des „Rheinischen Hausfreund" gegen ihn. Hier ist nicht eine Spur von forcirtem Haschen nach derbem oder drastischem Wesen, hier ist nicht ein plumpes oder dem wahrhaft gebildeten Ohre unfein klingendes Wort, und doch ist alles so hingeworfen, daß nicht dieser eine Johann Peter Hebel, der Kirchenrath in Karlsruhe, sondern wirklich der ideale Hinz oder Kunz, der potenzirte Volksgeist selbst zu sprechen, nicht blos zu erzählen, sondern auch zu schildern, zu deduciren, und oft recht abstracten und trockenen Wissensstoff in den wahren Saft des Gesammtvolksbewußtseins zu verwandeln weiß. Dieses Gesammtvolksbewußtsein schließt aber den Höchsten und

Niedrigsten, den Gebildetsten und Rohesten in sich, wie die Sprache selbst, in welcher der Geist aller beschlossen ist. Hebel wird deshalb auch formell nie veralten, er ist als populärer Schriftsteller genau ebenso classisch und ewig, solange unsere Sprache bleibt, wie Goethe. Claudius dagegen ist zu seiner Zeit von dem eigentlichen populus, wovon doch pupulär abgeleitet ist, nicht gelesen und wäre noch weniger verstanden worden: unsern heutigen kritisch ihm gegenüberstehenden Geschmack beleidigt aber nur seine Popularität; um zu dem zu gelangen, was wirklich noch an ihm für uns werthvoll oder genießbar sein könnte, müßten wir erst diese populäre Maske abnehmen.

Indem wir die richtige Reihenfolge wieder aufnehmen, bemerken wir, daß Nr. 1: „Homulus", mehr für den Sprachforscher und Literarhistoriker, als für weitere Leserkreise Bedeutung hat. Die „Moralität" oder das „Lehrschauspiel", ist hier nach einem kölnischen Druck von 1584 mit erklärenden und kritischen Anmerkungen wieder abgedruckt. Die eigenthümliche Vermischung damals hochdeutscher Sprachformen mit mundartlichen, und zwar nicht blos aus einer, sondern wie es scheint aus mehrern Mundarten entnommen, hat den Herausgeber zu der Vermuthung gebracht, daß der Verfasser, ein auch sonst literarisch außerordentlich thätiger Drucker und Verleger im Stil der Gengenbach, Stephanus, Oporinus, Elzevir u. s. w., jener Geistesheroen ihrer neuen welterobernden Kunst, sich seine dramatische Dichterarbeit dadurch etwas erleichtert habe, daß er aus verschiedenen ihm vorliegenden Quellen, die wir mehr ahnen als kennen, zum Theil wörtlich entlehnt und sein Werk nach der beliebten und für unanstößig geltenden Art seiner Zeit mehr compilirt als selbständig geformt habe. Doch wirkt dabei wol auch noch etwas anderes mit. Die Mundart selbst, wenn sie in der Schrift oder im Drucke gebraucht werden sollte, ist damals doch schon nicht mehr vornehm genug. Auch wo sie noch die ganze Fläche des wirklichen Lebens, allenfalls auch noch die eigentliche Volksliteratur, Legende, Gebetbücher u. dgl. beherrscht, will der gebildete Mann, wo er für Gebildete, wie in unserm Fall schreibt, sich von ihr möglichst emancipiren, was ihm aber nicht oft gelingt, und in dem nordwestlichen Deutschland, so nahe an der Grenze des Niederdeutschen und Niederländischen mit ihren so reichen Literaturen, noch mehr aber in wesentlich katholischer Umgebung und daher von der doch in jedem Sinn durch und durch „lutherischen" neuen Gemeinsprache weniger berührt, schwerer als in der Mitte oder im Südwesten. Daß solche Sprachmischungen für die Sprachgeschichte sehr lehrreich sind, versteht sich von selbst; für den heutigen Leser hat der Herausgeber durch ein kleines Glossar gesorgt, das leider sehr wenig Zuverlässigkeit hat. Statt aller hier wenig angebrachten Einzelkritik bemerken wir für die Kenner, daß z. B. 1986 nit die min (nichtsdestominder, dennoch) mit: nicht die Miene, gar nicht, erklärt ist! Ex ungue leonem! Wenn die Bezeichnug Heft 1 auf beabsichtigte Fortsetzung deutet, so wünschten wir, daß dieser empfindliche Uebelstand vermieden und irgendein gründlicher Kenner der Sprachgeschichte und zugleich der Mundart sich als aushelfender Freund an der Arbeit betheiligen möchte. Nur dann wird sie das einzige Ziel, was sie haben kann, Bereicherung unserer germanistischen Wissenschaft und Literaturkenntniß, erreichen.

Nr. 2: „Das Volksschauspiel Doctor Johann Faust", wäre vielleicht ein schätzbarer Beitrag zu der Faust-Literatur, die ja schon ihre eigene Bibliothek füllt, wenn der Verfasser genauer hätte angeben wollen, woher er das Manuscript des von ihm gegebenen Drucks des Puppenspiels entnommen hat. Nach unserm aufs Gedächtniß basirten Dafürhalten ist es die Redaction, in welcher es Schwiegerling zu spielen pflegte. Jedenfalls ist sie in ihrer äußern Gestalt nicht älter als 40—50 Jahre, wenn auch natürlich die Grundpfeiler älter und insofern echter sind. Ebendeshalb ist doch noch immer der bekannte, aber nicht in den Buchhandel gekommene Abdruck des Puppenspiels nach der Redaction von Geißelbrecht die einzige wirklich authentische Redaction, die wir davon in der Literatur haben. Denn alle andern, selbst die neueste von Simrock, sind durch die Kritik ihrer Herausgeber vielleicht der ursprünglichen Fassung näher gerückt, jedenfalls aber nicht das, was wirklich auf unserm Marionettentheater gespielt wird.

Nr. 3 bedarf keiner vermittelnden Einführung. Die Auswahl aus Günther's Gedichten schließt sich den vorangegangenen fünf Bänden der „Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts" aufs beste an. Tittmann hat in einer erschöpfenden Einleitung alles Biographische und Literarische erwähnt, was zum Verständniß des Dichters gehört, die Gedichte selbst in eine möglichst sichere chronologische Reihe gestellt, und wo es nöthig war, mit erklärenden Anmerkungen ausgeholfen. Dem doch immer etwas zweideutigen letzten Dichter der Schlesischen Schule ist damit alle Ehre widerfahren, deren er werth ist, und vielleicht noch mehr. Denn es scheint uns, daß seit Gervinus, der wieder von Goethe's Urtheil in „Dichtung und Wahrheit" abhängig ist, eine nicht geringe Ueberschätzung Günther's sich an die Stelle der kühlen Unterschätzung früherer Zeit gesetzt habe. Dem guten deutschen Herzen macht sie gewissermaßen Ehre, ob dem guten Geschmack, ist fraglich. Denn zugegeben, daß aus Günther wirklich echte Naturlaute im Gegensatz zu dem conventionellen Pathos seiner ältern Landsleute herausklingen, daß Blut und Nerven bei ihm wirklich leben und nicht blos galvanisch durch die Mittel der Rhetorik in Bewegung gesetzt werden, daß seine Verse leicht dahinrollen, seine Reime das Ohr kräftig und natürlich treffen, kurz, daß er im Stande war, ein frisches Lied zu singen, das man noch jetzt mit Vergnügen hören mag, so wird daraus noch immer kein großer Dichter, wozu er, weil er ein unglücklicher Mensch war, durchaus hinaufgeschraubt werden soll. Unter seinen Zeitgenossen — er starb bekanntlich 1723 — hat keiner so gute Verse gemacht wie er, das wird man ihm lassen müssen, uns aber sind doch die guten Verse nicht alles an einem Dichter.

Heinrich Rückert.

Zur ländlichen Arbeiterfrage.

1. Die ländliche Arbeiterfrage in Deutschland. Socialismus. Auswandzrung. Mittel gegen beide. Von Rudolf Meyer. Berlin, A. Schindler. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die ländliche Arbeiterfrage und ihre Lösung. Von Freih. Theodor von der Goltz. Zweite umgearbeitete Auflage. Danzig, Kafemann. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Die sociale Frage auf dem platten Lande. Ein Mittel gegegen den Arbeitermangel und gegen die Entsittlichung der ländlichen Arbeiter. Von Ferdinand Knauer. Berlin, Wiegandt, Hempel und Parey. 1873. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Bilder aus den Verhältnissen der ländlichen Arbeiterbevölkerung in Thüringen, Elsaß, Westfalen und Ostfriesland. Von August Trümpelmann. Gotha, F. A. Perthes. 1874. 8. 10 Ngr.

Die ländliche Arbeiterfrage als sociales Problem hat mit fast überraschender Schnelligkeit den ernsten und acuten Charakter angenommen, den die Socialpolitiker ihr prognosticiren mußten, und zwar deshalb prognosticiren mußten, weil dieselbe ein integrirender Bestandtheil der modernen Arbeiterfrage überhaupt ist, die alle Klassen von Lohnarbeitern umfaßt. Das gegenwärtige Arbeitsrecht, die Lohnform, die unsichere Lebenslage, sind für alle Klassen von Lohnarbeitern dieselben; die Grundübel in der wirthschaftlichen und socialen Stellung sind die gleichen beim ländlichen wie beim industriellen Arbeiter. Allerdings sind den letztern gegenüber die ländlichen Arbeiter insofern im Vortheil, als ihre Beschäftigung eine gesundere und abwechselungsvollere, den ganzen Menschen mehr in Anspruch nehmende ist; als die Arbeitszeit doch nur in einem Theile des Jahres eine dem geordneten Familienleben schädliche Verlängerung zu erfahren pflegt und die Nachtarbeit so gut wie gar nicht vorkommt; ferner dadurch, daß die Frauen- und Kinderarbeit leichter als in der Industrie in gebührlichen Grenzen gehalten werden kann; daß durch theilweise Naturallöhnung mancherlei Uebelstände des Lohnarbeiterthums gemildert werden können; und daß wenigstens in vielen Gegenden die Erwerbung eigenen Grundeigenthums und damit die Erlangung, wenn auch nur theilweiser, wirthschaftlicher Selbständigkeit in der Regel möglich ist und so der Sparsamkeit ein erstrebenswerthes Ziel sichtlich in Aussicht steht.

Die ländliche Arbeiterfrage ist deshalb auch bei gutem Willen der Interessenten und der Gesetzgeber verhältnißmäßig leichter zu lösen, wie die in der Industrie, wo bei der heutigen Entwickelung der Volkswirthschaft die Aussicht auf Realisirung der Grundbedingung wirthschaftlicher und politisch gesunder Zustände: geordnetes Familienleben und selbständige Wirthschaft, leider in immer weitere Ferne gerückt scheint.

Bekanntlich hat sich die auf die sociale Frage bezügliche Literatur bisjetzt meist mit der industriellen Arbeiterfrage beschäftigt, aber trotz ihrer großen Reichhaltigkeit noch wenig zur positiven Förderung der Sache beigetragen, und man darf wol sagen, daß sich namentlich die der Praxis nahestehenden Schriftsteller auf diesem Gebiete durch Unklarheit, durch Mangel an Einsicht in die wirkliche Sachlage und ihre eigenen Interessen ausgezeichnet haben. Glücklicherweise verhält sich das in der ländlichen Arbeiterfrage nicht so, wozu gewiß auch beiträgt, daß in diese Kreise der Formalismus der ältern nationalökonomischen Schule, für deren Schlagwörter die Praktiker so besonders zugänglich sind, nicht so tief eingedrungen ist. Wir besitzen schon seit Jahrzehnten eine Literatur, die sich in Sachen der „socialen Frage auf dem flachen Lande“ sehr verständig, mit klarer Erkenntniß der Mängel äußert; es sind auch entschieden verhältnißmäßig viel mehr landwirthschaftliche als industrielle Unternehmungen vorhanden, welche sich in mehr oder weniger klarer Erkenntniß ihrer socialpolitischen Aufgabe bemüht haben, die ländliche Arbeiterfrage zu lösen — wobei wir nicht leugnen wollen, daß die große Menge der Unternehmer auch hier nichts kennt als die gewöhnlichste Geschäftsroutine ohne die mindeste socialpolitische Einsicht —, und wir glauben deshalb auch, daß verständige Rathschläge auf dem Wege der Literatur hier viel eher einen guten Boden finden, als auf dem Felde des industriellen Interessenkampfs.

Wir begrüßen deshalb mit Freuden und mit einer gewissen, wenngleich sehr engbegrenzten Zuversicht tüchtige literarische Producte über die ländliche Arbeiterfrage, wie sie in den obengenannten Werken vorliegen.

Das kleine Buch von Rudolf Meyer (Nr. 1) ist allerdings nicht das eines Praktikers, sondern eines wissenschaftlich gebildeten und scharfsinnigen Journalisten. Und darum hat es auch alle die Vorzüge, welche Bücher tüchtiger Theoretiker vor den naturgemäß beschränkten Leistungen solcher Leute voraushaben, die sich zwar auf Grund ihres bischen individueller Erfahrung in der Regel über die „Theoretiker“ unendlich erhaben dünken, sich aber schließlich als die einseitigsten „Principienreiter“ entpuppen, deren Beiträge für die Lösung schwieriger Fragen auf ihrem ureigensten Gebiet von höchst untergeordnetem Werthe zu sein pflegen. Rudolf Meyer hat sich durch eine der besten Arbeiten über die sociale Bewegung (vgl. Nr. 5 d. Bl.) bekannt gemacht, und wenn wir auch dem vorliegenden Schriftchen keine besondere Bedeutung zuerkennen können, so hat es doch das Verdienst, Bedeutung und Wesen der ländlichen Arbeiterfrage durch eine energische Hinweisung auf deren Zusammenhang mit der ganzen socialen Bewegung und insbesondere durch die Darstellung der englischen Landarbeiter-Agitation und der Beziehung der Frage zu derjenigen der Auswanderung aufzuhellen. Seine Vorschläge zur Abhülfe, die sich an eine Kritik der von der preußischen Regierung in Aussicht gestellten Maßregeln anschließen, sind zu wenig ausgearbeitet, als daß sie viel Beachtung beanspruchen könnten.

Wenn Meyer's Buch nur als allgemeiner Hinweis auf die Bedeutung der Sache gelten kann, so ist dagegen das bereits in weitern Kreisen bekannte und geschätzte Buch von Th. von der Goltz (Nr. 2) eine allseitige und umsichtige Darlegung der ganzen Frage. Die Lage der ländlichen Arbeiter, die Uebelstände und Gefahren derselben, die Mittel zur Verbesserung werden ausführlich behandelt; und wir freuen uns, zu sehen, daß in dieser zweiten Auflage der Stellung der Staatsgewalt zu dieser Frage und ihrer Aufgabe dabei mehr Berücksichtigung und Befürwortung geworden ist, als in der vor zwei Jahren er-

schienenen ersten. Auch hat der Verfasser sich bestrebt, die Einseitigkeit seiner Arbeit abzustreifen, die darin lag, daß er fast ausschließlich norddeutsche Verhältnisse darstellte und im Auge hatte, um so dem Werke allgemeinere Brauchbarkeit zu verleihen. Ganz ist dies noch nicht gelungen, und kann auch nicht gelingen, soweit es sich um specielle Vorschläge handelt; und wir begrüßen deshalb um so lebhafter die beiden andern obengenannten Arbeiten, welche uns Erfahrungen und Rathschläge namentlich aus Mitteldeutschland bringen.

Der in landwirthschaftlichen Kreisen wohlbekannte Verfasser der „Rübe" und des „Zukunftsschafs", Knauer zu Gröbers bei Halle a. S. (Nr. 3), stellt sich die Aufgabe, aus der Praxis für die Praxis die Frage zu beantworten: „Was können die Landwirthe selbst dazu thun, um die ländlichen Arbeiter ihrem Berufe zu erhalten, das gute Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitern auf einer gesunden, materiellen, sittlichen und religiösen Grundlage zu befestigen und sich dadurch eine hinreichende Zahl treuer und ergebener Gehülfen zu sichern?" Wir sehen gern von dem mangelhaften socialpolitischen Raisonnement im Schlußkapitel ab, und erkennen an, daß der Praktiker seine Absicht, anregend auf seine Berufsgenossen, die Großunternehmer in der Landwirthschaft, einzuwirken, kaum besser erfüllen konnte. Den Ernst der Auffassung, das gesunde Urtheil, der frische rusticale Ton, die bisweilen malerische Kraft der Darstellung, die das Buch mit Vergnügen lesen lassen, werden hoffentlich nicht verfehlen, demselben in den Kreisen, auf die es berechnet ist, Eingang und Wirkung zu verschaffen. Auch der Anhang von Statuten, Gesetzen, Abbildungen u. s. w. wird diesen sehr willkommen sein.

Von den Bildern aus ländlichen Arbeiterverhältnissen, deren Verfasser, August Trümpelmann (Nr. 4), Pfarrer zu sein scheint, dem wir viele Collegen mit gleich offenem Sinn und treffendem Urtheil wünschen, sind nur die thüringischen aus eigener Anschauung geschrieben, die aus den andern drei Ländern nach Berichten, von Freunden skizzirt, aber gleichfalls höchst belehrend und willkommen. Ueberraschend waren für den Referenten, und werden es wol auch für andere sein, die Nachrichten über die sehr ungünstige Lage der Sache in Ostfriesland. Trümpelmann legt mit Recht großen Nachdruck auf einen Punkt, der in gleichem Sinne auch von Knauer, Goltz u. a. behandelt wird, nämlich auf die Nothwendigkeit der Erhaltung oder Wiedereinführung der theilweisen Naturallöhnung der ländlichen Arbeiter, durch welche die Producte socialpolitischer Treibhausphantasie, wie Tantième-Löhnung, Theilhaberschaft am Gutsertrage u. dgl., ganz unnöthig werden.

Raum und Charakter d. Bl. gestatten uns nicht, den allgemein höchst beachtenswerthen Inhalt dieser vier Schriften, die sich gegenseitig ergänzen und zusammengenommen eine ziemlich vollständige Orientirung über diesen Theil der socialen Frage geben werden, noch weiter zu beleuchten und wir müssen uns begnügen, dieselben der Lektüre und Beherzigung des Publikums bestens zu empfehlen.

H. von Scheel.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Die moderne deutsche Dialektdichtung hat ihren entschieden bedeutendsten Vertreter verloren; mit seinem Hingang ist unsere Literatur zugleich um einen ihrer hervorragendsten Humoristen, um einen großartig begabten Menschenschilderer ärmer geworden. Fritz Reuter starb am 12. Juli in seiner Villa zu Eisenach infolge eines Schlagflusses. Kein Dichter hat vor ihm der norddeutschen Gefühls- und Gedankenwelt in ihrer ganzen Breite und Tiefe, dem schlichten und kernigen Wesen des Bewohners der Ostseeküsten, speciell des Mecklenburgers, einen vollgültigern und originellern Ausdruck verliehen als er, und darum und weil er neben dieser besondern und localen Bedeutung seines Schaffens das rein Menschliche in seinen Dichtungen so klar und so kräftig ausgeprägt hat, gebührt ihm unter den Dichtern der Gegenwart einer der ersten Plätze.

Reuter wurde am 7. November 1810 zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht im Hause des Vaters, des Bürgermeisters jenes Städtchens, erhalten, besuchte er die Gymnasien zu Friedland und Parchim und studirte dann seit Michaelis 1831 in Rostock Jurisprudenz. Ostern 1832 ging er nach Jena und wurde dort ein eifriges Mitglied der Burschenschaft. Im Herbst 1833 wurde er mit den übrigen „Demagogen" verhaftet und im nächsten Jahre zum Tode verurtheilt, ein Urtheil, welches zu dreißig Jahren Festungsstrafe gemildert wurde. Bis zum Sommer 1838, trotz der Reclamationen der mecklenburgischen Regierung, auf preußischen Festungen festgehalten, wurde er alsdann in die mecklenburgische Festung Dömitz gesetzt, bis ihn die Amnestie vom Jahre 1840 befreite. Nun widmete er sich der Landwirthschaft, welche er zehn Jahre betrieb; dann ward er Lehrer in Treptow in Pommern. Seit 1856 lebte er in Neubrandenburg und nahm 1864 zu Eisenach seinen Wohnsitz. Reuter's Werke, unter denen „Olle Kamellen", „Ut mine Stromtid", „Kein Hüsung" und „Hanne Nüte" den ersten Platz einnehmen, sind zu bekannt, als daß wir hier noch eingehender über dieselben zu referiren brauchten. Sie haben poetische Gestalten ins Leben gerufen, welche unvergänglich sind. Ein Onkel Bräsig, ein Fritz Triddelfitz, ein Havermann sind Menschen von solcher Greifbarkeit und Plastik, daß die humoristische Literatur aller Zeiten ihnen kaum Vollendeteres an die Seite zu stellen hat. Darum gehört Fritz Reuter zu den Auserwählten unter den Humoristen aller Völker.

Bibliographie.

Nehring, A., Vorgeschichtliche Steininstrumente Norddeutschlands, nach den im städtischen Museum in Braunschweig und in der Privatsammlung des Verfassers befindlichen Exemplaren besprochen und durch zwei Tafeln mit 19 Holzschnitten erläutert. Herausgegeben von dem Wolfenbütteler Ortsverein für Geschichte und Alterthumskunde. Wolfenbüttel. Gr. 8. 10 Ngr.

Otto, H. M., Gesammeltes und Eigenes aus dem Tagebuche eines alten Schulmannes. Eisenach, Bacmeister. 8. 12 Ngr.

Palacký, F., Gedenkblätter. Auswahl von Denkschriften, Aufsätzen und Briefen aus den letzten 50 Jahren. Als Beitrag zur Zeitgeschichte. Prag, Tempsky. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Reinaert. Willems Gedicht van den vos Reinaerde und die Umarbeitung und Fortsetzung Reinaerts Historie. Herausgegeben und erläutert von E. Martin. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 3 Thlr.

Hans Sachs. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Eine Festgabe zur Enthüllung des Denkmals in Nürnberg am 24. Juni 1874. Nürnberg, Löhe. 8. 2½ Ngr.

Schweinfurth, G., Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868 bis 1871. Deutsche Originalausgabe. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 10 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 34. —— 20. August 1874.

Zur deutschen Theatergeschichte.

1. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Von Eduard Devrient. Fünfter Band: Das Virtuosenthum. Leipzig, Weber. 1874. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Theatererinnerungen. Von Gustav zu Putlitz. Zwei Bände. Berlin, Gebr. Paetel. 1874. 8. 3 Thlr.

Der frühere und der jetzige Director des karlsruher Hoftheaters haben in diesen Schriften Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters geliefert, von denen die erstere eine umfassende Darstellung zum Abschluß bringt, während die zweite mehr skizzirte autobiographische Mittheilungen enthält, die für die jüngste Epoche des deutschen Theaters charakteristisch sind.

Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (Nr. 1) ist ein Werk, das auf sorgfältigen Studien beruht und aus hingebender Begeisterung für den Stoff, welchen es darstellt, hervorgegangen ist. Mit einer nachfühlenden Wärme für jeden glücklichen Aufschwung wie für jede schmerzliche Beschädigung der Kunst in ihrer Entwickelung hat uns Devrient das deutsche Theater von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart vorgeführt; er hat es nie isolirt, nie aus seinem culturgeschichtlichen Zusammenhang herausgerissen; er hat namentlich auch den Zusammenhang zwischen der dramatischen Dichtung und Darstellung stets nach Gebühr hervorgehoben. Wir bedauern indeß, daß der fünfte Band nur bis zur Mitte dieses Jahrhunderts reicht und aus den letzten zwanzig Jahren nur einzelne theatralische Begebenheiten nachgetragen worden sind; wir bedauern dies um so mehr, als Eduard Devrient in seinem Nachwort erklärt, daß das Virtuosenthum, dessen wachsende Ausbildung zu schildern der fünfte Band seiner Kunstgeschichte unternommen hatte, während der zwanzig Jahre, die jenseit der gesteckten geschichtlichen Grenze bis heute liegen, hinfällig geworden sei. Erfreulich wäre eine eingehende Darstellung dieser rückgängigen Bewegung gewesen. Unsers Wissens indeß irrlichteliren noch verschiedene Vertreter des Virtuosenthums auf den deutschen Bühnen, wenn man auch zugeben muß, daß sie einem Emil Devrient und Dawison gegenüber als Epigonen zu betrachten sind.

Das Virtuosenthum! Es ist Eduard Devrient's Verdienst, nicht blos den Geist der von ihm beherrschten Epoche im allgemeinen, nicht blos die gefeiertsten Virtuosen charakterisirt, sondern auch die herrschenden Grundsätze in der Praxis dieser Kunstrichtung mit Prägnanz erläutert zu haben. Als Vorkämpfer gediegener, dem Ganzen dienender Kunstleistungen und als unbefangener Historiker schont Eduard Devrient nicht das Angedenken des eigenen Bruders, dem er den Vorwurf des Virtuosenthums nicht erspart, und daß dieser kein leichter ist, geht aus der Schilderung desselben hinlänglich hervor:

Es galt jetzt sich auszuzeichnen, und wer das wollte, der mußte entweder das Correcte, Wahre und Schöne seines Spiels bis zur Vollendung zu treiben suchen, oder zur gefälligen oder frappanten Manier, zur Uebertreibung, Ueberraschung, Seltsamkeit in Mischung aller erprobten Effecte sich wenden. Dieser Weg war der bequemere, also wurde er eingeschlagen und nach bestimmtem System verfolgt, das aus den bisherigen Virtuosenerfahrungen sich erbaut hatte und sich in einzelnen ausgesprochenen Maximen kennzeichnet. Z. B. „Der große Künstler darf nie auftreten, ohne des beifälligsten Eindrucks gewiß zu sein." Er darf also niemals eine undankbare Rolle spielen, nie eine untergeordnete, sondern nur solche, in denen der Dichter bereits dem Spieler alle Trümpfe in die Hand gibt, in denen auch der mittelmäßige Schauspieler Beifall findet; diesen ist dann der Nachdruck der ausgezeichneten Virtuosität hinzuzufügen zu unfehlbarem Triumphe.

„Ferner darf der große Künstler nie ohne Beifall von der Bühne abtreten." Dazu müssen also die Abgangsreden zugestutzt, wo es nöthig die Gedichte, selbst classische Meisterwerke, zerrissen werden, um taugliche Reden an den Schluß der Scene zu bringen.

„Der große Künstler wächst durch geringe Umgebungen, darum ist es zweckmäßig, seine Gastrollen an untergeordneten

Bühnen zu spielen, auch durch Einrichtung der Stücke die Rollen der Mitspieler unbedeutender zu machen."

Von ihnen sich abzusondern, weicht er schon im Anzuge vom allgemeinen Costüm ab, spricht entweder leiser als alle andern, gewöhnlich aber viel lauter; sie in Schatten zu stellen und die Aufmerksamkeit auf sich allein zu concentriren, kommen alle die Mittel an die Reihe, die seit Iffland so unendlich überboten sind.

„Den großen Künstler kennzeichnet die Prätension", darum sucht er ein Aufsehen erregendes Auftreten und läßt, bevor er seinem Mitspieler antwortet, entweder eine kleine Pause der Spannung, oder er schneidet ihm durch rasches Einfallen das letzte Wort ab. In Auffassung und Ausführung der Rolle sucht er zu überraschen, lange Pausen, gleichgültige Haltung, selbst eine Weile langweiligen Vortrags müssen den Glanz der plötzlich hervortretenden Effecte (grellen Aufschrei u. s. w.) vorbereitend steigern u. s. w.

Wie steht dagegen Schröder's Grundsatz? „Es kommt mir gar nicht darauf an zu schimmern und hervorzustechen, sondern auszufüllen und zu sein. Ich will jeder Rolle geben, was ihr gehört, nicht mehr und nicht weniger. Dadurch muß jede werden, was keine andere sein kann."

Auf solche correcte Maxime sich zu stützen, lag nicht im entferntesten in der Berechnung der Matadore; so stützten sie sich auch nicht — wie sonst die vorragenden Talente es nannten — auf den Beifall der besten Köpfe, sondern nur der Menge, und auf keine Tugend, sondern nur auf die Schwächen des Publikums, das so gern, von dem eigentlichen Kunstwerke ab, sich auf die Persönlichkeit wendet; denn jenes fordert Antheil, diese nur Sympathie oder Antipathie, die beide schnell gefaßt sind und keiner Raison bedürfen, auch keine annehmen. Darum legten die Virtuosen alles Gewicht auf Geltendmachung der Persönlichkeit, die geistige oder sinnliche, darum suchten sie diese immer in den Vorgrund der Darstellung zu schieben und ängstlich jeden verdächtigenden Schatten von ihrer unantastbaren Herrlichkeit zu verscheuchen.

Denn wie auch zu dieser Zeit der Trieb sich auszuzeichnen auf allen Gebieten leidenschaftlicher, persönlicher, selbstsüchtiger und eitler geworden war, bei den Bühnenmatadoren war er zu einer dämonischen Besessenheit angewachsen, und dieser Theaterteufel machte von Natur gutgeartete Gemüther dem Reinmenschlichen abwendig, verblendete sie gegen den Werth von Pflicht, Achtung, Vertrauen, Liebe, Freundschaft, Bande des Bluts, Heimat, Familienleben, Vaterland; reißt sie mit Spielergier rastlos fort zur Befriedigung unersättlicher Selbstsucht; läßt sie die Welt nur nach der Zahl ihrer Schaubühnen schätzen, in der Menschheit nur ein klatschendes und zahlendes Publikum kennen.

Von diesem Kernpunkte eines spätern Abschnitts aus fällt das eigentliche Licht auf die ganze Darstellung; denn als Virtuosen erscheinen dem Verfasser schon Seydelmann, Rott und Charlotte von Hagn, ebenso wie Emil Devrient und Bogumil Dawison; ja wir erhalten fast den Eindruck, als ob er das genial Schöpferische bedeutender Künstler in seinen großen Wirkungen etwas unterschätze, als ob er alles auf ein mittleres Niveau herabzudrücken suche. Das Ensemble hat seine hohe künstlerische Bedeutung im Princip; aber wenn es in der Praxis als das Zusammenwirken gleichartiger Mittelmäßigkeit erscheint, so wird jeder ungern die Blitze der Inspiration und gesteigerter Genialität vermissen, welche Künstlern von hoher und origineller Begabung eigen sind, selbst auf die Gefahr hin, daß sie die Gleichmäßigkeit des Ensemble einmal zerreißen. Es ist ein gutes Ding um die Unterordnung, aber wenn sich das Genie unter die Mittelmäßigkeit unterordnen soll, so ist das ein Verlust für die Kunst.

Vortrefflich sind die Charakterköpfe der hervorragendsten Darsteller dieser Epoche gezeichnet, freilich immer mit jener Ungunst, die in allen den um sich wuchernden Krebsschaden des Virtuosenthums verfolgt. So schon in der Charakteristik Seydelmann's. Die Analyse der einzelnen Rollen desselben, welche Eduard Devrient gibt, des Shylock, Marinelli, Mephistopheles, Carlos in „Clavigo", Antonio, Ossip, ist sehr lehrreich und unsern Darstellern zu empfehlen. Er hebt rühmend hervor, daß Seydelmann von frühern Meistern fast nichts entlehnt habe, und nennt den Lebensnerv von Seydelmann's Darstellung seine unverwüstliche Willenskraft, die äußerste Anspannung aller Seelenkräfte, die eine dämonische Wirkung ausübte. Seine Darstellungen erregten Bewunderung bei dem Reichthum merkwürdiger Züge und der Sicherheit ihrer Combination, bei einer Fülle frappanter Momente, die zum Nachdenken und zur Erörterung aufforderten; doch „führte er weder in die Tiefen des Gedichts noch der menschlichen Natur; ihm war es um die frappante Erscheinung beider zu thun; er wucherte mit der Anziehungskraft ihrer Oberfläche, sein praktischer Realismus machte ihn daher prosaisch":

Wie Iffland suchte Seydelmann gleich bei seinem ersten Erscheinen eine schlagende Wirkung hervorzubringen. Seine Maske sowol wie die ganze Anlage der Rolle war immer so scharf und bestimmt, ja so hart von Umrissen, daß über das, was er mit dem Charakter beabsichtigte, nach den ersten Secunden schon dem Zuschauer kein Zweifel mehr blieb. Da er dann mit einer eisernen Consequenz alle Details des weitern Spiels in Uebereinstimmung mit der Anlage brachte, da er — hierin Iffland ganz unähnlich — niemals durch momentane Einfälle sein Publikum reizte: so führte er es auch nicht irre.

Zu den starken Farben, wodurch er sich des ersten Eindrucks versicherte, gehörte ein scharfes Aufsetzen seines Redetons, meistens lauter als alle übrigen Mitspieler. Bei seiner rauhen Sprache, bei der Eigenheit, die Vocale zu zeiten nicht rein zu sprechen und beim s und z mit der Zunge anzustoßen, gehörte für den Hörer fast bei jeder Vorstellung eine neue Gewöhnung dazu, um der Rede ohne Misbehagen zu folgen; dennoch gewann ihre Energie. Seydelmann mußte, wie Iffland, durch gewisse Manieren Abwechselung und Reiz in seine Sprache zu bringen suchen, dahin gehörte ein gewisses melancholisch gesungenes Abklingenlassen der Stimme, das neben den harten und rauhen Accenten eine Art von Gefühlsausdruck hervorbrachte.

Die starke Färbung, welche Seydelmann seinem ersten Auftreten gab, die vielen charakteristischen Details, die er gleich anfangs in sein Spiel brachte, ließen ihm zur spätern Entfaltung und Steigerung der Rolle wenig mehr übrig, weshalb deren Anfang größere Wirkung als ihr Ende hervorbrachte. Dazu hatte er, wie Iffland, das Bestreben: das Publikum unabläßig mit sich zu beschäftigen und von seinen Mitspielern abzulenken, und da er nun jede Wirkung stark aufsetzte, sodaß es oft war, als schlüge er einen Keil hinter dieselbe, damit sie unverrückt feststehe, so übersättigte und betäubte er nicht selten. Offenbar hatten die großen Theater seine Wirkungsberechnung auf diese Spielweise hingewiesen, auf diese starke Articulation der Rede, diese rollenden und geschleuderten Blicke, diese starke Muskelbewegung des Mienenspiels, das er durch sehr markirte Schminke unterstützte.

Seydelmann wurde im Jahre 1836 von Stuttgart nach Berlin berufen und starb bereits im Jahre 1843. Schon früher (1832) war an Stelle Ludwig Devrient's, von welchem sein Neffe ein warmes Charakterbild gibt, Moritz Rott getreten:

Er war von herculischer Gestalt, mit einer gewaltigen Stimme und viel schauspielerischer Fertigkeit begabt. Aber es

kam zum ersten male mit ihm in die berliner Kunstgenossenschaft das neue Virtuosenthum, die äußerliche Effectjagd, die Geltendmachung der Persönlichkeit, mit allen Hülfsmitteln der Journalistik und Claque. Nun gewahrte man eine gesuchte Tonspielerei mit dem Umfange einer ausgiebigen Stimme, deren Cadenzen ganze Ketten von falschen Betonungen erzeugten, die wiener Dehnung bei Redeschlüssen; man beobachtete eine affectirte Zierlichkeit bei einer schweren Gestalt und Stimme, überraschende Effecte, wie Aufschrei, wo man gedämpften Ton, langgedehnte Pausen, wo man rasches Einfallen zu erwarten hatte, und alle die Künste, welche, trotz gelegentlicher wilder Raserei, immer beweisen: daß der Schauspieler eiskalt, weitab von seiner Rolle steht und nur mit ihr spielt. Und unter den Erinnerungen an Wolff's anmuthiges Maß, an Ludwig Devrient's Naturoffenbarungen, neben Beschort, Lemm und Rebenstein machten die Komödiantenkünste beim berliner Publikum Glück. Tieck's Wort: „Das Publikum ist immer zufrieden, wenn es nur gereizt wird", traf wieder zu.

Von Charlotte von Hagn heißt es:

Sie vereinigte die ausgezeichnetste Begabung, die vielleicht jemals auf der Bühne erschien, vollendete körperliche Schönheit und Anmuth, eine von Natur wohlklingende Stimme, ausgiebig und biegsam, das entschiedenste Darstellungstalent, voll Erfindungskraft, charakteristischer Mannichfaltigkeit, Leidenschaft und tiefer Empfindung, Scharfsinn, Witz, Eleganz und Feinheit. Alles dies hätte sie zu der größten deutschen Schauspielerin machen müssen, wenn die unbesiegbare Eitelkeit sie nicht in die moderne Virtuosenrichtung und damit in Uebertreibung und Affectation gerissen, und ihr darüber den Maßstab der Natur, ja oft des weiblichen Taktes entwunden hätte.

Die Rivalitäten zwischen der Hagn auf der einen, der Frau Crelinger und ihren beiden Töchtern auf der andern Seite erreichten nach dem Engagement der erstern ihren Höhenpunkt. Obgleich die Intendanz vermied, beide Parteien gleichzeitig in einem Stücke auftreten zu lassen, und so das Repertoire aufs äußerste beeinträchtigte, so kam es doch vor, daß Fräulein von Hagn und Clara Stich gleichzeitig als Dorothea costümirt erschienen und es kaum verhindert wurde, daß nicht beide gleichzeitig auf die Bühne traten. Seydelmann schrieb damals über diesen Unfug: „Herr mein Gott, warum werde ich, hochgepriesenen aufgeblähten großen Künstlerinnen gegenüber, niemals Intendant! Ich fühl's, ich fühl's mit wilder Wonne, ihre Seelen würden ewig blaue Flecken haben."

Ueber seinen Bruder Emil in der zweiten Epoche seiner künstlerischen Entwickelung fällt Eduard das folgende Urtheil:

Emil Devrient hat unzweifelhaft der deutschen Schauspielkunst die größten Ehren erworben: wie sehr wäre zu wünschen, daß er auch auf ihr inneres Gedeihen durch Erhaltung des reinen Beispiels seiner ersten Künstlerperiode vorleuchtend gewirkt hätte!

Aber es konnte nicht ausbleiben, daß das Gastspielen, welches oft zu halben Jahren — weiterhin noch länger — ihn von der wenigen heimischen Thätigkeit abzog, seine Gedanken aber das ganze Jahr beschäftigte, auf seine künstlerische Individualität denselben nachtheiligen Einfluß ausüben mußte, welchen alle Gastspieltalente vor ihm erlitten hatten. Unbefangene, volle Hingebung an das Kunstobject ist unter solchen Umständen nicht zu bewahren, die Berechnung des äußern Resultats muß an deren Stelle treten. Verstärkte Effecte, Absichtlichkeiten und imponirende Prätension, Absonderung vom Ensemble, Manieren — unter denen die Dehnung und Tonschwingung bei den Schlußcadenzen der Reden sich hervorthat — mußten sich einschleichen und das innere Leben der Rollen beeinträchtigen.

Daß Beifalls- und Vortheilsberechnung der Wurm in der schönen Blüte von Emil Devrient's Talente geworden war, ging deutlich aus dem Umstande hervor, daß alle Scenen, in denen Applaus unmöglich, von ihm mit feinem Maße, bescheidener Natur, meisterhaft klar und frappant in allen psychologischen Uebergängen durchgeführt wurden, daß aber da, wo die Beifallsäußerungen des Publikums irgend herauszufordern waren, jene absichtliche Berechnung mit allen herkömmlichen Künsten auftrat.

Wie aber erfahrungsmäßig ein Künstler dem großen Publikum erst recht gefällt, wenn er sich Manieren angeeignet hat, welche herausfordernd hervortreten, so hatte Emil Devrient in dieser seiner zweiten Periode unvergleichlich mehr Beifall als in seiner reinern ersten, aber in der höhern Schicht des Urtheils und Geschmacks büßte er ein. In Berlin und Wien fanden bald seine Gastrollen nur bei den Privatunternehmern Platz, von den Hoftheatern waren es nur die von Schwerin, Weimar, Koburg und Darmstadt, wo er wiederholt gesehen wurde; die Stadttheater blieben die Stätten seines Beifalls und Gewinns.

Daß Eduard Devrient, als er 1844 die Oberregie in Dresden führte, sich mit seinem Bruder Emil nicht verständigen konnte und im Kampfe für das „Gesammtinteresse" gegenüber dem „virtuosen Sonderinteresse", wie er selbst diese Gegensätze bezeichnet, schon nach zwei Jahren unterlag, verschweigt er nicht, und noch zittert in seiner Darstellung die Entrüstung über den „alle Rücksicht verschlingenden Dämon der Künstlerselbstsucht" nach.

Ueber Emil Devrient's glänzendsten Nebenbuhler, Dawison, lautet sein Urtheil:

Dawison war ein Kind der neuesten Kunstepoche, und der brennende Trieb, sich zu einer glänzenden Stellung emporzuarbeiten, wies ihn auf den Weg, der dafür in Gebrauch gekommen war: den des Effects um jeden Preis. Die gewandte Vielseitigkeit und Aneignungsfähigkeit seines Talents erlaubte ihm aber von allen accreditirten Effecten Nutzen zu ziehen. Sein Spiel war voll Erfindung und Abwechselung, Züge bescheidener Natur, rührender Innigkeit, treffender Lebendigkeit wechselten mit bald gleichgültigem, kalt rhetorischem und grell outrirtem, dann wieder farblosem und wieder wild erzwungenem Vortrage ab; das Publikum sollte eben immer gereizt werden. Es war mehr das brillante Benutzen der Bestandtheile einer Rolle, ein interessantes Arrangement ihrer Momente, als ein Totalergebniß des innerlichen Versenkens in den Charakter.

Natürlich war seine Spielart der Seydelmann'schen ähnlich, besaß nur mehr Geschmeidigkeit, dagegen mangelte ihr ganz die Kühnheit der grellen Auffassung und die eiserne Consequenz ihrer Durchführung. Die Virtuosität war in Dawison zu einem bloßen brillanten Eklekticismus herabgekommen, auf eine Darstellungsweise, die mit der Rolle spielt, Geschäfte damit macht und die Effecte eigener und fremder Erfindung geschickt und überraschend wie der Jongleur seine Kugeln handhabt. In Dawison näherte sich die deutsche Schauspielkunst in erschreckender Weise der englischen, wie sie mit Kean geworden war; und um so gefährlicher, als Dawison's glänzendes Talent, sein scharfer und feiner Verstand, sein Humor, seine Gewandtheit und hinreißende Energie Echtes und Flitter so verschmolz, daß das geblendete Publikum das Urtheil verlor und ihm jauchzend zufiel.

Sehr warm werden die Talente Döring's anerkannt. Frau Frieb-Blumauer wird als die einzige Künstlerin von wirklich erstem Range am berliner Hoftheater bezeichnet. Ueber eine Menge anderer Darsteller an den ersten Bühnen finden sich kürzere kritische Urtheile, meistens von größerm Wohlwollen dictirt als die Schilderung der hervorragenden Darsteller. Wir haben diese Charakterköpfe aus dem Verlaufe der ganzen Darstellung hervorgehoben, welche dieselben der Geschichte der Entwickelung der einzelnen Theater, der städtischen und Privatunternehmungen

einfügt. Besonders eingehend ist die Entwickelung des berliner Hoftheaters charakterisirt. Die Intendanz des Grafen von Redern erhält volles Lob, selbst die Aufführung der Raupach'schen „Hohenstaufen", zuletzt der zehn Hauptdramen in einem geschlossenen Cyklus vom 9. März bis zum 14. Juni, findet warme Anerkennung:

Wenn dieser Versuch: einen der bedeutungsvollsten Abschnitte der deutschen Geschichte auf der Bühne vor dem Publikum vorüberzuführen, auch nicht von der höchsten poetischen Kraft unterstützt war, wenn auch für Deutschland damit kein dauerndes Kunstdenkmal erschaffen werden konnte — wie England es an Shakspeare's Chronik besitzt —, so gereicht dennoch das Unternehmen dem Dichter wie der Bühne zur größten Ehre. Es war die erste Arbeit, die sich Schiller's „Wallenstein" weitergehend anschloß, und noch hat seitdem kein Dichter es Raupach darin gleichgethan, geschweige denn ihn überflügelt, und keine Bühne hat — bis zur Mitte des Jahrhunderts — das berliner Hoftheater in dieser oder einer ähnlichen Arbeit nachgeahmt.

In einer Note findet sich mit Recht ein Hinweis auf die Dingelstedt'schen Shakspeare-Aufführungen in Weimar. Auch die Aufführungen der „Antigone" und des „Sommernachtstraum", die von den jüngern Schriftstellern als unersprießliche Experimente getadelt wurden, finden, um der neuen Impulse willen, welche Kunstgenossenschaft und Publikum dadurch empfingen, Devrient's eingehende Würdigung. Mit dem Hereinziehen des weitern attischen Repertoire durch Ludwig Tieck, der Gräcisirung der berliner Hofbühne, sowie mit Experimenten wie der Aufführung der romantischen Phantasusstücke, wie des „Gestiefelten Kater", kann sich auch Devrient nicht einverstanden erklären. Das von dem Grafen Redern eingeführte Lesecomité erlebte vielfache Anfeindungen, besonders deshalb, weil Raupach an seiner Spitze stand. Interessant ist der Versuch Eduard Devrient's, einen Schauspielerverein zu stiften (1834), der indeß nur zwei Jahre bestand.

So günstig sich Eduard Devrient über die Intendanz des Grafen von Redern ausspricht, so ungünstig beurtheilt er den Nachfolger desselben, Herrn von Küstner. Wir müssen bekennen, daß dieses Urtheil uns nicht den Stempel der Unparteilichkeit zu tragen scheint; wir meinen, daß sich Herr von Küstner um das deutsche Theaterwesen dauernde Verdienste erworben hat. Devrient's Werk selbst gibt uns zu solchem Urtheil das genügende Material. Einmal finden wir die Thatsache bestätigt, daß Küstner seiner Vaterstadt Leipzig das beste Theater gegeben, das sie vor- oder nachher gehabt. Wenn das Verdienst dadurch verkleinert wird, daß es von ihm heißt: „In jüngerm Lebensalter konnte wol ein, wenn auch kleinlicher, doch ästhetisch angehauchter Sinn von Theaterlust ergriffen werden, die Eitelkeit, sich dabei hervorzuthun, konnte zu lebhafter Hingebung, ja zur Opferwilligkeit hinreißen", so können wir das Zurückführen tüchtiger Leistungen auf kleinliche Motive von seiten eines Historikers durchaus nicht billigen. Weiterhin gibt Devrient zu, daß Küstner's „Eifer sich hervorzuthun" gute allgemeine Einrichtungen herbeigeführt habe: den Cartelverein der Bühnenvorstände und die Tantièmeneinrichtung für die dramatischen Autoren, daß er auch noch nach seiner Pensionirung einige Bände einer sehr brauchbaren Theaterstatistik veröffentlicht habe. Warum mußte dies alles aus „dem Eifer sich hervorzuthun" hervorgehen? Jedenfalls war er mit Interesse für die Sache und mit Kenntniß derselben verbunden, und bei solchen Verdiensten hätten wir den Grundton der Beurtheilung doch anders gewünscht. Daß Küstner der Journalistik gehuldigt, braucht ihm doch nicht zum Verbrechen angerechnet zu werden; er war ebenso rücksichtsvoll gegen die dramatischen Schriftsteller; er hatte Respect vor geistiger Fähigkeit und Leistung. Auch vergißt Devrient, der bei dem Grafen von Redern alle neuen zur Aufführung angenommenen Stücke erwähnt, hervorzuheben, daß gerade unter Küstner's Intendanz das Repertoire mit Stücken bereichert worden ist, welche sich bis heute auf demselben erhalten haben, mit Gutzkow's „Uriel Acosta" und „Urbild des Tartufe", mit Laube's „Karlsschüler" und „Gottsched und Gellert", mit Freytag's „Valentine" und „Graf Waldemar", selbst mit Dramen wie dem „Moritz von Sachsen" von Prutz, einem Stücke, das gleich darauf einem Verbot erlag. Diese frische Förderung der jungen Talente, die nicht nach Jahren nachgehinkt kam, und die Bereicherung der Bühne mit so vielen trefflichen Stücken muß ihm ebenfalls zum Verdienst angerechnet werden, wenngleich auch die Gunst einer im glücklichen Aufschwung begriffenen Literaturepoche ihm entgegenkam.

Die Schattenseiten der Küstner'schen Verwaltung werden von Devrient allerdings schonungslos aufgedeckt; dem Intendanten wird der Adel der Persönlichkeit, die Anmuth der Form abgesprochen; er wird als ein „geringgeschätzter Mann", eine „plebejische Natur" bezeichnet; Alexander von Humboldt wird citirt, der ihn eine „Lampenputzerseele" nannte. Es wird ihm vorgeworfen, daß er dem Wechsel im Personal gehuldigt, das unbequeme Ansehen der ältern Talente zu beseitigen gesucht habe — auch Eduard Devrient's Entlassung hat er „befördert" —, daß er ein bureaukratisches Regiment eingeführt, drakonische Theatergesetze erlassen u. s. w. Die Charakteristik Küstner's ist jedenfalls sehr einseitig gefärbt; man hat hier, wie schon bei der Charakteristik der dresdener Zustände und des Conflicts mit Emil Devrient, das Gefühl, daß der Theaterhistoriker sich nicht ganz von persönlichen Stimmungen freihält.

Der Nachfolger Küstner's, Herr von Hülsen, wird ein ehrenhafter Cavalier von tüchtiger und zuverlässiger Persönlichkeit genannt; aber „auf militärisches Commando habe doch der künstlerische Geist nicht wieder erscheinen, das verirrte Leben sich nicht wieder sammeln wollen".

Eduard Devrient gibt außerdem eine Darstellung der Entwickelung der Bühnen von Hamburg, Leipzig, Breslau, welche letztere unter Haake's Direction ihre classische Blütezeit hatte, Prag, Frankfurt, der zweiten berliner und wiener Theater, des manheimer Theaters, das er als ein Muster städtischer Organisation hinstellt, abgesehen von dem bedenklichen Einfluß des Theatercomité; er verfolgt dann den Entwickelungsgang der einzelnen Hoftheater: Gotha, Schwerin, Oldenburg, Dessau, Hannover, Braunschweig, Weimar, und verweilt länger bei der Schilderung des manheimer und dresdener Hoftheaters, der karlsruher Bühne, welche bekanntlich 1852 seiner eigenen Leitung anvertraut wurde, und des Burgtheaters. Die Behandlung der einzelnen Bühnen ist ungleich; man möchte bisweilen größere, bisweilen geringere Ausführlich-

keit wünschen. Die Anerkennung z. B., welche Devrient der zweijährigen Theaterdirection Baison's in Hamburg widmet, ist gewiß erfreulich; es heißt, der letzte Rest des traditionellen Geistes der hamburger Schule, des Eifers für die gute Sache der Schauspielkunst, sei mit seinem Tode erloschen. Doch warum finden wir kein Wort über den genialen Künstler Baison, dessen Posa, Acosta und andere Leistungen sich den hervorragendsten in diesem Rollenkreise anschlossen? Ist doch viel unbedeutendern Künstlern eine ausgiebige Erwähnung gewidmet! Daß Dr. Schmidt in Leipzig einen wohlgemeinten Versuch, den Zustand des Theaters zu heben, unternommen, wird mit Recht hervorgehoben. Von seinem Vorgänger Ringelhardt erfahren wir die folgende Anekdote:

Unter manchen derben Zügen erzählt man von ihm, daß er, vielfachem Begehren nach classischen Stücken nachgebend, einmal wieder „Die Braut von Messina" habe aufführen lassen, und als er abends an der Kasse erfahren habe, wie gering die Einnahme sei, ausgerufen habe: „Na ja, da haben wir den Herrn Schiller! Und der Goethe ist auch so ein Schweinehund! Morgen geben wir den «Jux» (die wiener Posse «Einen Jux will er sich machen»)."

Interessant ist die Charakteristik des wiener Directors Karl, des erfindungsreichsten und geschicktesten Directortalents der ganzen Epoche, der freilich keinen andern Ruhm hinterließ, als daß er Millionär geworden sei. Treffend ist die Schilderung der Sommer- und Saisontheater, bei welcher Eduard Devrient keine zaghaft gemischten Farben aufträgt. Bei verschiedenen Gelegenheiten, bei der Darstellung der Intendanz von Roderich Benedix in Frankfurt, des manheimer Theaters u. s. w., hebt der Autor das Ideal einer städtischen Bühne hervor, bei welcher der Antheil der Einwohner zu einer familienhaften Parteinahme wird; doch das dilettantische Mitregieren der Comitémitglieder, die Einmischung einer nichtkünstlerischen Behörde in die künstlerische Leitung zeigte noch mangelhafte Organisationen des einzig richtigen Princips. Vielleicht verwirklicht sich dasselbe jetzt in Leipzig in geeigneterer Weise.

Bei der Charakteristik der Hoftheater wird auch Dingelstedt's und Laube's gedacht, dem erstern Talent, wissenschaftliche Bildung, Geist, Gewandtheit und Biegsamkeit der Fähigkeiten wie der Persönlichkeit nachgerühmt. Von den münchener Mustervorstellungen heißt es, daß auch diese so glanzvolle Gelegenheit nur der Virtuosität zur Sättigung gedient habe; doch

Dingelstedt's Unternehmungsgeist hatte diesen ersten Erweis geliefert: daß es möglich sei, die hervorragenden Kräfte der deutschen Bühne gelegentlich zu vereinigen; er verdiente für dieses Resultat seiner rastlosen und gewandten Bemühung die vollste Anerkennung, er hatte ein theatralisches Problem gelöst, das vielleicht einmal der Kunst zu etwas wirklich Nützlichem und zu mehr als einer Curiosität dienen konnte.

Von Heinrich Laube als Director des Burgtheaters heißt es:

Wie die Richtung seiner dramatischen Dichtungen erwarten ließ, griff er seine Aufgabe in ihrem Kerne an, er trat mitten in die künstlerische Arbeit der Proben, ging in Spannung und Anstrengung allen voran, er berichtigte, leitete, befeuerte mit andauernder Energie, oft weidmännisch rauh, rücksichtslos, wol auch grob, aber das Ensemble gewann wieder das alte Leben, die Periode der Abspannung war überstanden.

Von Laube's Dramen heißt es, daß in ihnen der Regisseur bedeutender sei als der Dichter, obgleich er die Schauspielkunst richtiger verstanden und mehr geachtet habe wie Gutzkow, der in der kurzen kritischen Revue der neuern dramatischen Literatur als ein eminentes Talent, doch als ein Förderer des modernen Virtuosenthums hingestellt wird. Freytag's „reiner Sinn" und frisches eigenthümliches Talent, Ludwig's urwüchsige Dichterkraft werden hervorgehoben. Während die meisten Dramatiker der Gegenwart indeß in dieser Revue nur kurz abgefunden werden, widmet Devrient der Frau Birch-Pfeiffer eine seitenlange Charakteristik. Man mag dies damit erklären, daß der Autor die dramatische Dichtung nur vom Standpunkte der darstellenden Kunst betrachtet. Wenn aber von diesem Standpunkte aus Devrient den Schlußstein der bisherigen Entwickelung dieser Kunst in der vorherrschenden Darstellung der Shakspeare'schen Charaktere sieht, überhaupt in der Herrschaft Shakspeare's auf unserer Bühne, so ist damit doch unserm nationalen Genius wieder ein Armuthszeugniß ausgestellt, wie dies ja in neuester Zeit so beliebt ist:

Die deutsche Dramatik hat alle Auffassungsweisen und alle Formen fremder Kunst mit begeisterter Hingebung an sich versucht, um bei Shakspeare's Muster schließlich wieder anzukommen, dessen nationale Verwandtschaft und innerer Zusammenhang selbst mit unsern rohen und gemeinen Zuständen um das Jahr 1600 schon sich ankündigte. Dann haben holländische und italienische Muster unsere Dichter geleitet, dann französische unsere Bühne gänzlich beherrscht, bis Lessing diesen Bann gebrochen und auf Shakspeare gewiesen. Aber selbst nachdem dieser die Jugend Goethe's und Schiller's enthusiasmirt, sehen wir beide wieder zu den griechischen Göttern, ja zur Bewunderung der Franzosen abfallen, an ihrer nationalen Eigenheit einbüßen und die Schauspielkunst auf rhetorische Abwege lenken. Diese hat sich dann an spanischen, dänischen, französischen, selbst an lateinischen und griechischen Gedichten in Originalformen eifrig versucht, wie dies keine andere Nation gethan, und indessen ist die Erkenntniß uns immer überzeugender aufgegangen: daß keine conventionelle Idealität die Kunst, Menschen und menschliches Geschick darzustellen, gesund und stark mache, daß der poetische Realismus Shakspeare's allein das Lebensprincip der Dramatik sei; daß Dicht- und Schauspielkunst nach dem Vorbilde dieses naiven Riesengeistes, mit großem heitern Sinn, der Natur den Spiegel vorzuhalten vermögen. Diese Erkenntniß: daß Shakspeare der Urquell des germanischen Dramas sei, ist das wichtigste und beruhigendste Resultat der ganzen bisher beobachteten Entwickelung unserer Kunstgeschichte, sie wiegt alle ihre Mühen, Leiden und Irrthümer auf. Die dramatische Dichtung hat jetzt nur zu trachten: von der Abhängigkeit von Shakspeare's Formen freizuwerden, damit sein Geist um so lebendiger wirken könne.

Die Meisterwerke Schiller's und Goethe's werden also von Devrient als ein Abfall zur Bewunderung der Franzosen, als ein Ablenken auf rhetorische Abwege hingestellt! Und da wird immer noch behauptet, daß die Shakspearomanie der Anerkennung unserer eigenen großen Dichter nicht Abbruch thue! Es wird denselben ja zum Vorwurf gemacht, daß sie den Enthusiasmus ihrer Jugend für Shakspeare nicht beibehalten, ja sich nicht zu bloßen Jüngern des britischen Dichters gemacht haben, während ihre Wendung zur Antike gerade jene rechte Mischung des dramatischen Stils hervorrief, der in Schiller's Tragödien mustergültig geworden ist. Nicht um eine Nachahmung dieses Stils handelt es sich; aber es ist ein Hohn gegen die Entwickelung unserer deutschen Dichtung und unserer Bühne, wenn man ihnen immer als einziges Muster die

altenglische Dramatik hinstellt, selbst wenn ihr Träger ein hervorragender Dichtergenius ist, eine Dramatik, die erst für uns eingerichtet, zurechtgemacht, gesäubert werden muß, deren scenische Voraussetzungen den unserigen geradezu widersprechen und die bei aller Tiefe und geistigen Bedeutung doch nicht entfernt an den künstlerischen Adel heranreicht, der unsere classische Dichterepoche kennzeichnet. An diesem verkehrten Dogma sind schon so viele dichterische Talente der Neuzeit zu Grunde gegangen, und immer wird es von neuem gepredigt. Wenn es der Triumph unserer dramatischen Dichtkunst und Kunst sein soll, dort anzukommen, von wo England im 16. Jahrhundert ausgegangen ist: so möge die deutsche Nation überhaupt sich ihr historisches Lehrgeld zurückzahlen lassen; so möge sie darauf verzichten, je eine selbständige Bühne zu gewinnen, sich ganz hingeben an den Cultus der ausländischen Größen und ihren Schiller und Goethe als ein paar Untergottheiten Shakspeare's betrachten, die von ihren Thronen heruntergestolpert sind, als sie die alleinseligmachende Oberherrschaft des großen Centralgottes verleugneten!

Was Devrient über Agenturen und allerlei praktische Bühneneinrichtungen, über den Unfug der Theaterfreiheit sagt, das zeugt von eingehendem Verständniß und dem regen Eifer für eine Läuterung unserer Bühnenzustände, wie überhaupt auch dieser Band das Gepräge eines ernsten und sinnigen, auf die Reform des Theaters bedachten Geistes trägt, dessen Einseitigkeiten gerade durch die edle Richtung seines Strebens hinlänglich entschuldigt werden.

Die Darstellung ist eine warme, prägnante, oft geistreiche. Leider ist der Stil sehr häufig uncorrect, man könnte eine beträchtliche Zahl undeutscher und ungelenker Wendungen, manierirter Fremdwörter aus diesem Bande ausziehen, und es wäre dies ein Verdienst, das man sich um eine zweite Auflage desselben erwürbe. Hier nur einige Beispiele: „In Gutzkow's **Platz** wurde der junge Dr. Pabst allmählich eingeführt." „Freilich darf man nicht vergessen, daß Frau Birch in der Beherrschung des Repertoires Raupach's Erbin geworden ist, **sie auch** denselben Dank wie er verdient: durch den **Reichthum ihrer Erzeugnisse** den Einfluß der Uebersetzungen aus dem Französischen gedämmt zu haben." „Anstatt daß Dicht- und Schauspielkunst sich gegenseitig corrigiren sollten, **avilirten** sie sich." „Durch Zusammenlegung der zerstreuten Scenen dem Interesse mehr von der **Stabilität** zu geben, welche die Fortentwickelung des Dramas seit drittehalbhundert Jahren gewonnen hatte." (Die Fortentwickelung des Dramas hat Stabilität gewonnen! Der Verfasser sagt hier gar nicht, was er meint, sondern etwas ganz anderes. Er will einfach sagen, daß das Drama jetzt nicht mehr die Scenenzersplitterung und den fortwährenden Wechsel der Shakspeare'schen Bühne ertragen könne.) „Alle nach ihm emporgekommenen epochemachenden Talente haben getrachtet, seinen Gastspielspuren, seiner **Virtuosenisolirung** zu folgen" u. s. f.

Die „Theatererinnerungen" von Gustav zu Putlitz (Nr. 2) schließen sich der Devrient'schen Geschichte als eine Art von Ergänzung an; denn diese angenehmen Plaudereien behandeln die Erlebnisse dieses Dichters vorzugsweise in jenen letzten zwei Jahrzehnten, welche Devrient von einer eingehenden Darstellung ausgeschlossen hat und nur in einer Art von Epilog behandelt.

Putlitz erzählt, daß er schon als Kind und Jüngling Theaterenthusiast gewesen sei; in Berlin wurde die Gräfin Ahlefeld, die er sehr treffend als eine „verschlossene und verschleierte Natur" bezeichnet, die erste Vertraute seines selbständigen dramatischen Schaffens. Sein erstes Stück: „Die blaue Schleife", wurde zuerst in Königsberg aufgeführt, wo der Unterzeichnete damals als Dramaturg des Theaters fungirte und durch Einrichtung und Kürzung der etwas zögernden Handlung und dem matten Schluß nachzuhelfen suchte. Wie Frl. Viereck und Frau von Lavallade, jede in ihrer Art, die erste als Künstlerin, die zweite als Publikum, sich des jungen Dichters und seines Stücks annahmen, ist ergötzlich zu lesen.

Eine Reise nach Italien über Wien machte ihn mit der dortigen Künstlerwelt bekannt und erwarb ihm besonders in Julie Rettich eine unvergeßliche Freundin. Wie er später im Palazzo Caffarelli in Rom die Kritik der Vossischen Zeitung über sein Lustspiel „Ein Hausmittel" aus der Tasche zieht und studirt, ist ebenfalls sehr erheiternd dargestellt, wie überhaupt die kleinen Freuden und Leiden des dramatischen Dichters von Gustav zu Putlitz mit dem unbefangensten Humor geschildert werden. Ueber Erfolge und Mißerfolge seiner kleinen und größern Stücke berichtet er mit einer liebenswürdigen Offenheit. Gerade das harmlose Ausplaudern der eigenen Gefühle, die Mittheilung der kleinen scherzhaften Anekdoten, die sich an die Aufführungen seiner Lustspiele knüpfen, das ganze Weben und Leben in einer wohlthuenden Subjectivität, deren Gesichtskreis selten durch allgemeine Betrachtungen erweitert wird, bildet zugleich das Anziehende und die Schranke dieser Theatermemoiren. Ein Besuch bei Scribe klärt uns über das Zusammenarbeiten der französischen Autoren in folgender Weise auf:

O, bei den kleinen Vaudevilles ist das leicht. Der eine bringt die Idee, dann wird die charpente, der Aufbau, gemeinsam gemacht, und das ist meist meine Arbeit gewesen, dann vertheilten wir uns die Scenen, namentlich nach den Figuren, die einem oder dem andern am meisten zusagen. Oft macht auch nur einer die Ausführung, und der Mitarbeiter fügt hier und da eine Wendung, einen Einfall hinzu, streicht zusammen und erweitert, wie es ihm gut dünkt. Die Couplets hat dann oft wieder ein dritter Mitarbeiter gemacht, der weiter keinen Antheil an dem Stück hatte. Mit den größern Stücken ist es viel schwerer. Dazu gehört ein genaues Besprechen und ein Feststellen des Entwurfs bis in die kleinsten Details. Die Ausführung selbst ist dann die kleinere Arbeit, obgleich sich bei ihr oft Dinge herausstellen, die den ganzen Plan erschüttern. So ist es uns noch eben mit den „Contes de la reine de Navarre" gegangen. Ich hatte mir das Stück wie ein graziöses Lustspiel gedacht, und wer die Originalerzählungen, das Leben der muthigen und übermüthigen Margarethe kennt, kann sich dieselbe auch kaum in andern als heitern Conflicten denken. Legouvé war nun gleich im zweiten Act, der Ihnen so gefallen hat, in einen ernsten, fast tragischen Ton gefallen, der aber immerhin einen guten Hintergrund für die folgenden Lustspielacte bildete, wenn dadurch auch der König Franz fast zur Episode wurde. Nun hatte aber Legouvé

auch den fünften Act zu machen und brachte ihn mit ganz tragischem Ausgang, eigentlich wider die Verabredung. Ich protestirte, aber wir konnten uns nicht einigen. Da beschlossen wir denn, jeder einen fünften Act zu machen, beide den Schauspielern vorzulesen und durch Abstimmung entscheiden zu lassen, welcher genommen werden solle. Fast einstimmig acceptirte man den meinigen, und nun gab es doch noch vieles an dem Stück umzuarbeiten, was aber mein Freund Legouvé bereitwilligst übernahm.

Noch pikanter ist der Besuch bei Alexandre Dumas geschildert. Auch die Gastspiele der Sontag in Paris und mehrere andere Skizzen aus dem Album von Putlitz gehen über das blos persönliche Interesse hinaus, das der Dichter für sich zu gewinnen sucht und das wir ihm bereitwillig schenken. So schildert er mit großer Wärme die Frau Birch-Pfeiffer, seine gute Freundin, und von Hebbel und Geibel erhalten wir anziehende Porträts. Von Hebbel heißt es:

Ich hatte ihn einige Jahre vorher in Marienbad mit seiner schönen, talentvollen und guten Frau, der Schauspielerin Christine Hebbel, geborenen Enghaus, kennen gelernt, mehrere Wochen mit ihm in freundlichem Verkehr zugebracht, und das Ehepaar war mir freundschaftlich nahegetreten. Der Dichter Friedrich von Uechtritz hatte sich uns dort angeschlossen, und es waren gute Stunden gewesen, die wir zusammen verlebten. Hebbel mit seinem blonden Haar, den schönen, tiefblauen Augen und dem feinen Gesicht mit fast durchsichtiger Hautfarbe, ganz der Sohn des deutschen Nordens, mit einer etwas schüchternen Unbeholfenheit der äußern Form, aber dem Dichterstempel über der ganzen Erscheinung, hatte damals so milden Eindruck gemacht, der fast im Widerspruch stand mit der oft grausamen Gewalt seiner Dichtungen. In Wien fand ich den Freund nervös gereizt, aufbrausend, verbittert wieder. Er fühlte sich tief gekränkt, daß seine Stücke nicht mehr aufgeführt, seiner Meinung nach von der Bühne aus Parteilichkeit ferngehalten würden, und schob natürlich die Schuld vorzugsweise auf Laube, der wieder die Unaufführbarkeit der meisten Hebbel'schen Stücke, den nicht nachhaltigen Erfolg bei den versuchten hervorhob. Hebbel, im Bewußtsein seiner genialen dichterischen Begabung, gerieth so in Selbstvertheidigung seiner Productionen, die ihn, ganz gegen seine eigentliche Natur, anmaßend erscheinen ließ. Und er war doch Dichter im vollsten Sinne des Wortes, durch Schicksale und Erziehung auf eigene Wege geführt, und so selbständig in seiner Production, so durchaus nicht anlehnend an andere Schöpfungen, daß er sich seine Bahnen gewaltsam kräftig selbst brach, niemals in die geebnete, hergebrachte Straße einlenkte. Da lag der Vorzug seiner Dichtungen und der Fehler derselben für die Bühne, die nun einmal die Gesetze befolgt haben will, die sie aus Erfahrung und Gewohnheit herausbildete. „Die Zukunft wird mich anerkennen, und meine Stücke werden einst auf keiner Bühne fehlen!" sagte mir Hebbel. Er hatte recht, wenn auch in anderm Sinne, als er meinte. Die Anerkennung kam, namentlich als seiner Nibelungen-Tragödie in Berlin der Schillerpreis ertheilt wurde und das Stück über die meisten bessern Bühnen ging; aber sie traf fast mit seinem Tode zusammen, nicht weil dieser sie erst hervorrufen mußte, aber weil er zu früh starb in voller Kraft dichterischen Schaffens.

Ueber die Freundschaft von Halm und Frau Julie Rettich erhalten wir folgende, das Lob der Künstlerin dithyrambisch feiernde Mittheilung:

Durch ein ganzes Leben, treu, ungetrübt bis zum Tode hat das gedauert. Jeden Abend brachte Münch bei Rettich's zu, da fand er Anregung, Theilnahme für seine Productionen, Freundschaft, sowie engere Heimat. Julie Rettich wurde nicht allein die Muse seiner Dichtungen, ihr Talent wurde der Zweck derselben. Nur für sie hat er geschrieben, nicht allein seine Dramen, in deren jedem sie die Hauptrolle hatte, auch seine Gedichte, die sie vortrug. Wir können die Halm'schen Poesien nicht mehr trennen von Julie Rettich. Was dieses Zusammenschaffen zweier so hervorragender Talente Förderndes, Begeisterndes haben mußte, wie in ihm die Production wuchs und sich concentrirte, läßt sich leicht begreifen, aber auch die Gefahr des Einseitigwerdens lag nahe und hätte bedenklich werden können, hätte nicht der feingebildete, klare Karl Rettich dazwischengestanden und nach allen Seiten ausgleichend eingewirkt. Aber schon Julie, die Lieblingsschülerin Ludwig Tieck's, mit ihrem klaren Geist, der Wahrheit ihres ganzen Wesens, dem nie rastenden Streben, mit dem sie an der Ausbildung ihres Talents arbeitete, lenkte von der Gefahr des Einseitigwerdens ab, der eine minder denkende, minder selbständig schaffende Künstlernatur vielleicht erlegen wäre. Julie Rettich war die vielseitigst begabte Frau, die mir im Leben begegnet ist, und doch, so viel sie war, nach den verschiedensten Richtungen, alles war sie ganz und in allem sie selbst: wahr, sicher, treu. So haben wir sie kennen gelernt als Künstlerin, als geistvolle Beratherin in allen Zweigen der Kunst und des Wissens, als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundin. Eins ist mir an allen ihren Leistungen immer wieder klar geworden, daß die höchste Blüte der Kunst nur im edeln, durchgeklärten Charakter wurzeln kann. Hätte wirklich jemand kritische Bedenken bei dieser oder jener ihrer Darstellungen, an Auffassung oder Manier der Wiedergabe erheben wollen, den edeln Charakter der Künstlerin fühlte man immer durch, und den Eindruck, den sie als Griseldis auf Frau von Münch ausgeübt hatte, haben viele nach dieser empfangen, denn er war ein ganz richtiger. Dieser Eindruck war ein ausnahmsloser, immer siegender und ihre ganze Umgebung veredelnder. Ich habe die wunderbare Frau später oft auf ihren Gastspielreisen begleitet, und es war merkwürdig, wie ihr gleich das ganze zusammengewürfelte Personal der unbedeutendsten Bühne zu Füßen lag, alles zu Wunsch that, und nur, weil sie da war mit ihrer aufrichtigen, wohlwollenden Freundlichkeit, mit ihrem Ernst für die Kunst und ihrem edeln, menschlichen Herzen. Was sie als Künstlerin leistete, so bedeutend es war, hätte vielleicht eine andere auch, wenigstens annähernd, erreichen können; die ganze Frau hat aber ihresgleichen nicht gefunden.

Sehr lebendig ist die Schilderung der Vorbereitungen zur Darstellung des ersten größern Schauspiels von Putlitz: „Das Testament des Großen Kurfürsten", in Breslau und dieser Aufführung selbst. Frau Rettich und Joseph Wagner wirkten dabei mit und sicherten den Erfolg, der in einem großen Freundeskreise gefeiert wurde. Der spätere Erfolg des Stücks in Wien und Berlin ermuthigte den Dichter zu neuem Schaffen; doch besonders die wiener Kritik war seinen Productionen feindlich gesinnt:

Eine ganze Reihe von Stücken, bei denen man mir einen mehr oder weniger glänzenden Erfolg des ersten Abends meldete, schlug mir die Kritik mit einer fast an Wuth reichenden Parteinahme todt, und alle mußten nach wenig Vorstellungen zurückgelegt werden. Machtlos gegen solch Verfahren, habe ich zuletzt meine Stücke nicht mehr in Wien eingereicht und mich dadurch einer Animosität entzogen, der ich nichts entgegenzustellen hatte.

Der erste Band der „Erinnerungen" schildert die Erlebnisse des Dramatikers; der zweite ist hauptsächlich ein Rechenschaftsbericht des Bühnenleiters, der mit den besten Intentionen und regem Eifer als Intendant des schweriner Hoftheaters gewirkt hat. Putlitz berichtet von den Aufführungen, die unter seiner Leitung stattfanden; er gewann Stücke wie Immermann's „Trauerspiel in Tirol", die „Phädra" des Prinzen Georg und Geibel's „Sophonisbe" für das Repertoire. Das Stück dieses befreundeten Dichters war das letzte, das er in Schwerin zur Aufführung brachte:

> Daß das Stück immerhin einen würdigen, edeln Eindruck machen mußte, davon überzeugte ich mich in den Proben mehr und mehr; ob es dramatisch wirksam werden würde, war mir nicht so sicher, noch dazu, da ich die geringe Theilnahme meines Publikums für antike Stoffe kennen zu lernen zu oft Gelegenheit gehabt hatte. Es kam eben darauf an, ob der Schwung der meisterhaften Verse, der Klang des beflügelten Wortes, den der Dichter um sein Werk tönen ließ, es begeistern und hinreißen würde. Als der Abend der Aufführung herannahte, wurde mir die Verantwortlichkeit, die ich übernommen hatte, immer fühlbarer, und ich mußte sie an der Seite des Dichters durchführen. Mit banger Spannung, das Höchste an Erfolg erwünschend, saß ich da. Aber ich baute auf meine Hülfstruppen auf der Bühne, und sie standen glänzend zu mir; Stück und Darstellung ergriff die Zuschauer weit über das Maß des Erhofften, und wo, für mich wenigstens, einige Incorrectheiten, erzeugt durch das überstürzte Einstudiren, sich hätten bemerkbar machen können, riß das Feuer der Darsteller darüber fort, und wo die Gefahr drohte, daß die Theilnahme an der Handlung oder Situation hätte erlahmen können, trugen die Schwingen der Verse, umrauscht vom Klange der Rede, erhebend über diese Besorgniß hin. Der Dichter wurde wiederholentlich aus voller Begeisterung vor die Lampen gerufen, und wir errangen einen vollständig durchgreifenden, lauten Erfolg.

Auch andere Dichter, wie Brachvogel nach der Aufführung der „Prinzessin von Montpensier“, wurden am schweriner Hoftheater hervorgerufen und ausgezeichnet.

Wie von den neuen Dramen und den ältern Shakspeare'schen, die der Dichter in neuer Einrichtung auf die Bühne brachte, gibt er uns auch ein Bild der gastirenden Hauptdarsteller an seiner Bühne, einer Julie Rettich, eines Hendrichs, eines Bogumil Dawison, der ausgezeichneten Frau Frieb-Blumauer, der Friederike Goßmann u. a. Von dieser letztern heißt es:

> Friederike Goßmann war keine Naturalistin, die nur ihrer Individualität die Zügel schießen ließ, sie war bewußte, überlegte und vorbereitende Künstlerin im vollen Sinne des Wortes, aber sie schaffte und belebte doch alles aus der Stimmung des Moments heraus. Ich glaube, sie hat nie besser, einfacher, natürlicher und behaglicher gespielt als namentlich am zweiten Abend in Schwerin, aber auch niemals ist sie von unwiderstehlicherm Zauber gewesen. Man vergaß die Bühne, das längst bekannte Stück, und kam so in die Illusion, daß man alles mitempfand, mitlebte, wie die Künstlerin selbst nicht zu spielen, sondern vor unsern Augen zu durchleben schien. Und das alles erreichte sie mit scheinbar so kleinen, so unmerklichen Mitteln. Sie war eben ein Genie im höchsten Sinne des Wortes, und der Eindruck, den sie in Schwerin hervorzauberte aus ganz kargem Boden unbedeutender Rollen, muß dem Höchsten beigezählt werden, was auf deutscher Bühne erreicht ist.

Die Charakteristik Dawison's, die wir hier folgen lassen, möge man mit derjenigen in Eduard Devrient's Buch, die wir oben mittheilten, und auch mit derjenigen vergleichen, welche Laube in seinem Werke über das wiener Burgtheater gibt; es wird nicht leicht sein, aus so widerspruchsvollen Darstellungen ein typisches Bild für die Kunstgeschichte zu gewinnen:

> Einen entschiedenen Gegensatz, sowol in seiner künstlerischen Gestaltungskraft als in Persönlichkeit und Charakter, bildet Bogumil Dawison. Wie die Conturen der Hendrichs'schen Gebilde alle durch die weichen Linien der Anmuth und Schönheit ohne schroffe Uebergänge waren, so liebte es Dawison, in scharfen, frappanten Umrissen zu zeichnen, durch Gegensätze zu überraschen und fern von aller romantischen Verschwommenheit und Unklarheit fest zu charakterisiren und seine Charaktere durch Erfindung pikant angebrachter Detaileffecte interessant zu machen. Dawison war nicht ganz frei von Manier, wie er auch, trotz seines eminenten Sprachtalents als geborener Pole, nie ganz ohne einen Anflug von Dialekt gewesen ist, der aber, fern davon zu stören, sogar den Effect erhöhte. Der an und für sich sehr weiche, zuweilen süßliche Ton des Organs bekam dadurch eigenthümliche Accente. Dawison verstand es, zu erschüttern und zu rühren, während sein Humor sich vom Hintergrunde der Sentimentalität abhob. Die kleinen Genrebilder, die er geschaffen hatte, waren von unwiderstehlicher Wirkung; aber sie ließen, trotz der momentanen Erheiterung, immer eine tief wehmüthige Empfindung zurück. Dawison hatte schon früher einigemal in Schwerin gastirt, ich selbst war ihm bis dahin außer der Bühne nur flüchtig begegnet und lernte ihn nun in Doberan kennen, wo er sein Gastspiel begann. Er war eine immer gährende Doppelnatur, heftig, aufbrausend, cynisch, von empfindlichster Eitelkeit, und dann wieder weich, poetisch empfänglich, hingebend, aus dem Humor in tief melancholische Stimmung plötzlich hinüberwechselnd. Das machte den Umgang mit ihm ebenso schwierig als anziehend, und überwiegend letzteres wurde er durch die Vermittelung seiner in liebenswürdigster Weiblichkeit gehaltenen, taktvollen Frau. Es wäre unmöglich gewesen, die übernommene Pflicht der Sänftigerin, so schwer sie zuweilen sein mochte, unmerklicher und zugleich wirksamer durchzuführen. Durch ihr Dabeisein wurde der Verkehr mit dem so eigenthümlich und so reich begabten Künstler der allerangenehmste, und mir war es besonders interessant, diese wunderbare Künstlernatur zu studiren in ihren Productionen wie in ihrem Charakter, weil ich eine Wechselwirkung von diesem zu jenen nun einmal für durchaus nothwendig halte, wenngleich das beim Schauspieler scheinbar ein Widerspruch zu sein scheint, denn er soll uns stets neue, immer verschiedene Charaktere schaffend darstellen. Und doch, in etwas bleibt er immer er selbst, und der Hauch, der über den Schöpfungen liegt, der Ton, der unbemerkt durchklingt, wurzelt und schlägt an in dem eigenen Herzen und Wesen. Eine gewisse nervöse Gereiztheit habe ich in allen Dawison'schen Leistungen durchgefühlt, und mitunter war es diese Seite, die sie besonders anziehend machte. Das kam nur aus dem Charakter des Darstellers selbst, und mir ist kaum je ein Künstler entgegengetreten, bei dem die allgemeinen Schwächen des Schauspielerthums, die Schroffheiten seiner eigenen Nationalität so scharf neben die Liebenswürdigkeiten des Künstlerthums, neben die edelste Begabung gestellt waren. Man wußte nie, ob die immer sprühenden Funken seines Talentes erwärmen und erhellen, oder ob sie versengen und verletzen würden, meist thaten sie das alles zugleich, aber selbst wenn sie verletzten, lag der versöhnende und sänftigende Glanz des unbezweifelbaren Genies darüber.

An Karl Sontag wird der feine Humor, die Eleganz der Darstellungen, die vollendete Beherrschung der Formen gerühmt; er wird einer der hervorragendsten Repräsentanten im Conversationsstück genannt, wie auch sein Talent glücklich sowol in das höhere Drama als in die komische Charge übergreift.

Die Kunstidylle der kleinern Hoftheater hat ihren eigenthümlichen Reiz, den wir aus dem zweiten Theile der Theatermemoiren von Putlitz mit Antheil herausempfinden. Hier ist oft die ganze künstlerische Familie von einem patriarchalischen Geist beherrscht; hier lassen sich Studien und Experimente machen, die man aus erster Hand an größern Bühnen nicht wagen darf; hier ist das Publikum oft lenksamer Stoff, der Leben annimmt unter des Bildners Hand, nicht jenes alles verzehrende Ungeheuer, das sich in den großen Städten trotzig auflehnt gegen künstlerische Intentionen und wie die brausende See sein Opfer haben will, seine Offenbachiaden, seine französischen Stücke, und alles was irgendwo in der Welt Sensation gemacht hat.

Die unbefangenen Plaudereien von Putlitz sind immerhin ein schätzbarer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte, um so mehr, als es der deutschen Bühne an einem Mittelpunkte fehlt, wie ihn die französische in Paris besitzt, und als daher nur eine Mosaik von Einzelschilderungen ein zusammenhängendes Bild von ihr zu geben vermag, wie ja auch Eduard Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" diesen wesentlichen Charakter nicht zu verleugnen vermag.

Rudolf Gottschall.

Schriften über das höhere Schulwesen.

1. Realschule und Gymnasium II. Von Friedrich Schmeding. (Besonderer Abdruck aus Langbein's „Pädagogischem Archiv", 1873, XVI, Nr. 7.) Stettin 1873.
2. Das höhere Schulwesen unsers Staats. Ein Bericht, den städtischen Behörden zu Düsseldorf erstattet von J. Ostendorf. Düsseldorf, de Haen. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.
3. Die Reorganisation des Realschulwesens und Reform der Gymnasien. Von J. Lattmann. Erster Theil: Reorganisation des Realschulwesens. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.
4. Aphorismen über die Gymnasien, besonders die humanistischen, hauptsächlich im Königreich Baiern. Von Christian Heinrich Kleinstäuber. Regensburg, Manz. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Aufgabe und Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts an höhern Lehranstalten von August Gukeisen. Leipzig, Mayer. 1874. Gr. 8. 10 Ngr.

Der erste Theil der Schrift: „Realschule und Gymnasium" von Friedrich Schmeding (Nr. 1), ist bereits in Nr. 47 d. Bl. f. 1872 besprochen worden. Wenn der Verfasser im ersten Theile gleichsam den Gerichtshof constituirt hat, dem die Untersuchung über die Ansprüche der Realschule und des Gymnasiums zukomme, dann in die Voruntersuchung eingegangen ist und einerseits den Anspruch der Realschule, eine Beobachtungsschule, und den des Gymnasiums, eine Denkschule zu sein, zurückgewiesen hat, geht er in die Untersuchung der verschiedenen Ansprüche jetzt näher ein.

Es heißt gewöhnlich, daß das Gymnasium mehr als jede andere Bildungsanstalt die Liebe zur Wissenschaft, zum Wissen als Wissen erzeuge, während die Realschule mehr den Nutzen im Auge habe, oder wie der Unterschied noch exacter von Professor Hoffmann in Gießen auf einer Realschullehrerversammlung gegeben wurde: „Die Gymnasien bereiten vor für die Erfassung der Wissenschaft, des Idealen, die Realschule bereitet vor für die Erfassung des Gewinns; die Gymnasien lehren arbeiten im Dienst der Wissenschaft, die Realschulen lehren arbeiten im Dienst des Geldes." Diesem gegenüber weist der Verfasser darauf hin, daß auch die Vertreter der Realschule wissen, „was es mit jenem stillen, selbstlosen, keuschen Versenken in die Wissenschaft auf sich hat":

> Auch sie wissen, wenn die Prosa der Tagesarbeit ihre Kräfte in Anspruch genommen, sich einzelne Stunden zu schaffen, in denen sie im Verkehr mit den Weisen unsers Geschlechts das Edelste und Beste in sich stärken, und während sie einerseits sehen, daß das Glück unbeständig, daß alle Tage das Interesse, der Ehrgeiz, die Launen des Schicksals die Bande trennen, die unauflöslich scheinen, so erfahren sie andererseits, daß nichts diesen stillen innigen Verkehr stören und hindern kann. Luther und Ulrich von Hutten bleiben stets frisch, Goethe und Dante altern nie, Pascal und Lessing behalten immer ihre stählende Kraft, Antigone und Desdemona sind immer neu, Schiller und Shakspeare kommen nie zu früh und bleiben nie zu lange, auch der Realschule und ihren Vertretern nicht.

Haben aber die Vertreter der Realschule dieses erkannt, haben sie erfahren, daß nur „auf die intellectuellen Interessen, auf die Liebe zum Wissen als Wissen allein bleibender und sicherer Verlaß ist", so sieht es die Realschule auch als ihr höchstes Ziel an, „in ihren Schülern diesen Sinn zu entzünden, und ist um so eifriger in ihrem Streben, als sie weiß, wie überaus selten er sich bildet". Fragt man aber nun, ob die Lehrgegenstände der Realschule denn die Kraft besitzen, das ebengenannte Streben dieser Anstalten zu fördern: so lehren die Thatsachen nicht, „daß in den Männern der classischen Bildung die Motive, die auf den Nutzen hinweisen, nicht mit derselben quantitativen Stärke innerlich vorhanden sind wie in denen ohne dieselbe, wenn sie sich auch nicht in gleicher Weise äußern".

Wenn wir hier einen größern Auszug aus der Schrift des Verfassers geben, so thun wir es, um uns später kürzer fassen zu können; aber gerade dieser Punkt, der Beleg aus dem Leben für den eben angeführten Ausspruch, erscheint uns ganz besonders wichtig, weil vorzüglich der durch die Realschule angeblich gewährte realistische und der durch das Gymnasium geförderte idealistische Sinn so häufig als Be- und Entlastungszeugen aufgerufen werden. Hören wir also den Verfasser:

> Betonen wir laut und nachdrücklich den hochehrenhaften Sinn unserer durchs Gymnasium gewanderten Beamten; betonen wir laut und nachdrücklich, wie viele unter denselben namentlich auch die Pflege des selbstlosen, uneigennützigen Forschens bewahren. Aber wenn es sich um die Wahrheit, wenn es sich um die Erforschung eines Factors dabei handelt, dem eine so große Bedeutung darin zugeschrieben wird, so übersehen wir auch nicht die Erscheinungen, die in eine andere Richtung weisen. Wenn manche unserer Beamten jene Zugeständnisse machen, so bekennen nicht wenige andere von unsern Rechtsanwälten und Medicinern, daß ihr Studium längst aufgehört, daß sie nur auf Ausdehnung ihrer Praxis [illegible] bei einer großen Menge von Lehrern, Geistlichen, Verwaltungsbeamten dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die [illegible] außerhalb der Liebe zum Wissen, ja auf dem Gebiete [illegible] nen Nutzens liegen, ebenso mächtig sind wie in den Ständen ohne classische Bildung.
>
> Der Geistliche mit classischer Bildung gibt [illegible] nach Vergrößerung seiner Einnahme, nach [illegible] oder jener Weise verblümt oder nicht verblümt [illegible] und wenn sein Streben nach besserer Existenz [illegible] krönt, benennt er dies manchmal mit einem [illegible] was aber den Geschäftsmann mit Recht [illegible] denselben dem Nutzen zugewandten Sinn [illegible] Handwerker ohne classische Bildung [illegible] dem er seine Preise erhöht; der Lehrer [illegible] faßt ihn ins Auge, indem er alle [illegible] eine bessere Stelle zu kommen, [illegible]

geschrieben, zu einer neuen Auflage zu bringen u. s. w. Der Minister eines kleinen Staats **mit** classischer Bildung spricht gegen die Erhöhung der Pensionen emeritirter Beamten, weil sie keinen Nutzen bringen, einerlei wie treu dieselben mögen gewesen sein, einerlei wie klar nachweisbar, daß sie unter den jetzigen Preisverhältnissen nicht leben können. Die activen Beamten, meint er, sind in ihrem Gehalt zu erhöhen, weil es **Nutzen** bringt und sonst sich keine gewinnen lassen. Dagegen sorgt eine Gesammtheit von Kaufleuten und andern Bürgern **ohne** classische Bildung, **ohne** daß sie weitern Nutzen davon hat, für die Kinder ihres verstorbenen Lehrers, weil er einmal treu war. Fällt jemand im Ernst ein zu glauben, diese Minister, diese Aerzte, diese Lehrer, diese Geistlichen, diese Verwaltungsbeamten würden weniger den Nutzen, mehr die reine Liebe zum Wissen ins Auge fassen, wenn sie mehr Latein und Griechisch wüßten? Die Kaufleute würden mit Griechisch und Latein noch mehr für die Kinder ihres Lehrers thun? Täglich mehrt sich die Zahl der Beamten — und wer fände es nicht in manchem Einzelfalle erklärlich und möchte wagen, denselben vollständig zu beurtheilen —, die von ihrem Griechisch und Latein nicht zurückgehalten werden, ihre nicht sehr lohnende Laufbahn mit einer industriellen zu vertauschen, nicht aus Liebe zum Wissen, sondern des Nutzens wegen. Immer entmuthigender für den Einfluß des Griechischen und Latein in dieser Richtung werden die Enthüllungen betreffs der Betheiligung von Männern mit classischer Bildung am Gründungsschwindel und wunderlichen industriellen Geschäften, die nicht aus Liebe zur Wissenschaft, sondern des Nutzens wegen unternommen werden. Also wenn ein Theil der Männer **mit** classischer Bildung nicht den Nutzen ins Auge faßt, so geschieht es zu häufig, weil ihnen ihr Amt keine Veranlassung gibt, und ein anderer thut es um so kräftiger, nur in anderer Weise als die Stände, die besonders darauf angewiesen sind, der Kaufmanns- und der Handwerkerstand.

Aeußert sich also die Richtung auf das Nützliche bei den classisch Gebildeten nicht minder als bei den nicht classisch Gebildeten und schwächt wiederum die reale Schulbildung den Sinn für das Ideale, das außerhalb des Bereichs des Nützlichen Liegende nicht ab, so ist auch wieder im Gebiete des Wissens selbst kein Zusammenhang zwischen den von den Vertretern des Gymnasiums angeführten Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Zweck und Mittel zu erkennen. Es bleibt immer die Frage offen, wie so die gemeinsame classische Bildung zu so ganz verschiedenen Wegen im Gebiete des Wissens treibe; wie so sie bei dem einen gerade den Wissenszweig fördere, den sie bei dem andern hindere. Hier müssen doch wol andere Factoren sein als eben Griechisch und Latein. Der Verfasser gelangt daher zu folgenden Resultaten:

Die Thatsachen, die das Gymnasium zur Unterstützung der Behauptung angeführt hat, daß die classischen Sprachen ein besonderes Mittel zur Erweckung der Liebe zum Wissen seien, sind dazu ungenügend. Die Realschule ist bereit anzuerkennen: daß das Gymnasium eine Reihe Männer erzogen, die in reiner Liebe der Wissenschaft dienen. Sie kann aber auch ihr Auge nicht dagegen verschließen, daß ein Blick auf die Gesammtheit seiner Zöglinge eine ganze Reihe anderer zeigt, bei denen dies nicht der Fall ist; daher kann sie aus dem erstgenannten Factum keine Schlüsse ziehen auf das Verhältniß des Griechischen und Lateinischen zu dieser Thatsache. Ferner hat sie keinen Nachweis über den ursächlichen Zusammenhang zwischen dieser Liebe zum Wissen, wo sie sich findet, und der classischen Bildung. Endlich muß sie bestimmt constatiren, daß das Selbstbewußtsein diesen Zusammenhang leugnet.

Um nun zu zeigen, daß die Liebe zum Wissen, die nach den Vertretern der Gymnasien durch das Studium der classischen Sprachen erzeugt werden soll, nicht durch irgendeinen Unterrichtsgegenstand hervorgerufen wird, sucht der Verfasser diesen Begriff zu definiren und findet auf psychologischem Wege, daß dieselbe „eine Macht ist, die den psychischen Gebilden, vorausgesetzt daß sie in Seelen mit gewissen Qualitäten entstehen, innewohnt; eine Spannung, die die Vorstellungen, vorausgesetzt daß die geistigen Kräfte, in denen sie sich bilden, gewisser Art sind, von selbst erzeugen". Daß aber die classischen Sprachen an sich diese Spannungen nicht kräftigen, daß ganz andere Factoren und Vorkommnisse an der Kräftigung nach verschiedenen Richtungen hin arbeiten, beweist der Verfasser durch eine Menge concreter Fälle. Die classischen Sprachen wirken da fördernd, wo sie als Vorbereitung für ein gewisses Studium, das der Sprachforschung, nothwendig sind, und keiner wird in dieser Beziehung die bildende Kraft der alten Sprachen und die Verdienste der Philologie unterschätzen; doch für die Fächer, welche die alten Sprachen als Vorbereitung entbehren können, glaubt die Realschule sich berechtigt, ihre Unterrichtsgegenstände für nicht weniger Spannung erzeugend gelten zu lassen.

Endlich geht denn der Verfasser auch noch auf die Zurückweisung der Ansprüche über, daß die alten Sprachen Bildung des historischen Sinns, Bildung der Vaterlandsliebe und des Gemüths förderten, und schließt seine Abhandlung mit dem Versprechen, im dritten Theile die Hauptthätigkeiten des Gymnasiums im Verhältniß zur innern Ausbildung ausführlich zu beleuchten. Nach den interessanten, gründlich gearbeiteten ersten beiden Theilen darf man mit Recht auf den dritten Theil gespannt sein.

Wenn auch nicht direct mit Schmeding übereinstimmend, der auf Realschulen das Latein ganz gestrichen haben will, so doch viele von seinen Sätzen unterstützend ist der Bericht an die städtischen Behörden zu Düsseldorf: „Das höhere Schulwesen unsers Staats" von J. **Ostendorf** (Nr. 2), ein Commentar zu den Planen einer Umgestaltung des höhern Schulwesens, die der Verfasser schon 1872 seiner nächsten Behörde eingereicht hat.

Die Realschule erster Ordnung leidet an dem Mangel an Concentration; je reifer die Schüler werden, desto mehr wird ihre Thätigkeit zersplittert; das Gymnasium hat allerdings in den alten Sprachen einen Mittelpunkt, „aber die geistigen Kräfte, welche für das Studium des Lateinischen und Griechischen in Anspruch genommen werden, überwuchern nun auch derart, daß alle andern geistigen Kräfte unterdrückt werden". Das spricht gar bedenklich gegen die formale Bildungskraft der alten Sprachen. Entschiedener spricht aber noch folgender Passus:

Und wird denn in demjenigen Fache, auf welches das Gymnasium die Thätigkeit seiner Schüler concentrirt, wird in den alten Sprachen, für die es neun Jahre lang die beste Kraft und Zeit seiner Zöglinge in Anspruch nimmt, dasjenige geleistet, was man erwarten dürfte? Verlassen die Abiturienten das Gymnasium mit der Befähigung, griechische und lateinische Dichter und Prosaiker ohne längere Vorbereitung und größere Anstrengung zu lesen, und mit der Neigung, diese Lektüre im spätern Leben fortzusetzen? Ist ihr Geist erfüllt von der Hoheit der Gestalten, welche die alten Schriftsteller ihnen vorgeführt haben? Ist durch letztere ihr Denken wirklich geschult, ihr Charakter gebildet? Die übereinstimmenden Klagen der Directoren-Conferenzen, die Erfahrungen auf allen Universitäten lassen es als sehr bedenklich erscheinen, auf jene Fragen mit „ja" zu

antworten, oder besser gesagt, sie stellen es als unumstößliches Ergebniß heraus, daß die große Mehrzahl der Gymnasial-Abiturienten, wenn nicht etwa ihr Fachstudium sie auf Beschäftigung mit den alten Sprachen und Literaturen hinweist, dieser Beschäftigung sofort nach bestandener Maturitätsprüfung für immer den Rücken kehrt.

Die Ursache für den mangelhaften Erfolg findet der Verfasser darin, daß man das Lateinische jetzt noch gerade so behandelt, wie zu der Zeit, als dasselbe in gewisser Beziehung noch als eine lebende Sprache angesehen werden konnte; man verlangt stilistische Correctheit und Fertigkeit im Gebrauche der lateinischen Sprache, und das bestimmt die Auswahl der Lektüre, und diejenige wird dann als die beste angesehen, welche die meisten Phrasen bietet. Daß nun die Gewohnheit, im lateinischen Aufsatz, statt Gedanken zu entwickeln, Phrasen zusammenzustellen, auf die ganze Denkweise und auch den deutschen Stil von schädlichem Einfluß ist, liegt auf der Hand. Aber auch auf die fernern Studien ist der ganze Gymnasialunterricht von schädlichem Einfluß:

Viele der letztern (der Abiturienten), wie namentlich der künftige Lehrer der Naturwissenschaften, der künftige Arzt, der Studiosus des Bergfachs oder Baufachs, besitzen für ihr Studium durchaus nicht die nothwendige elementare Vorbildung; auch dem künftigen Verwaltungsbeamten und Juristen fehlt manches, was ihm wünschenswerth wäre. Solche Lücken machen sich alsbald sehr fühlbar, und die unausbleibliche Folge ist, daß die Mehrzahl der Studenten sich entweder ganz dem Brotstudium hingibt, für welches so viel noch nachzuholen ist, oder andererseits die Lust am Studium überhaupt verliert und zunächst den Genüssen des Studentenlebens nachhängt. Einen Schutz gegen derartige Verirrungen hat jene Mehrzahl in der Bildung, welche sie vom Gymnasium mitbringt, nicht; denn sie hat für den Hauptgegenstand der Gymnasialstudien, für das classische Alterthum, das sie nur mangelhaft kennen lernte, auch keine Liebe eingesogen; sie hat sonstige Bildungselemente, die sie etwa werthschätzen möchte, nur spärlich in sich aufgenommen; sie hat endlich das Gefühl und das mehr oder weniger deutliche Bewußtsein, daß die Schule nicht den richtigen geistigen Nahrungsstoff geboten habe. Hauptsächlich deshalb vollzieht sich bei so vielen Studirenden auch der so gefährliche vollständige Bruch mit den Bestrebungen der frühern Jugend, der ihre nicht hinreichend von großen Gedanken erfüllte Seele einer materialistischen Richtung und mannichfachen Versuchungen des Lebens preisgibt; und all die schönen Redensarten von der wunderbaren Einwirkung der Humanitätsstudien können über diese Schlußfolgerung, welche von der Erfahrung nur zu sehr bestätigt wird, nicht hinweghelfen.

Leidet nun das Gymnasium an der Vorherrschaft der philologischen Studien, die Realschule an Mangel an Concentration, so leiden beide Anstalten an dem gemeinsamen Grundfehler, daß sie das Lateinische schon mit Sexta beginnen, ein Fehler, der viele andern zur Folge hat. Daß also diese Schulen den Bedürfnissen nicht genügen, liegt auf der Hand; ebenso wenig genügen aber auch die bisherigen Bürgerschulen und Progymnasien, und die mangelhafte Anzahl der Abiturienten der Realschule zweiter Ordnung beweist, daß auch diese Schule eine große Anzahl ihrer Zöglinge mit halber Bildung entläßt. Bei dieser liegt der Hauptmangel in den zu großen Ansprüchen, die sie an ihre Schüler stellt. Es muß daher das Schulwesen gänzlich reformirt werden, und zwar so, wie schon Schleiermacher es angestrebt und der Keim dazu in dem preußischen Schulgesetzgebungs-Entwurf von 1819 liegt. Die Organisation muß eine einheitliche sein, und diese wird erzielt durch den Unterbau einer gemeinsamen Elementarschule mit drei Klassen, woran sich einerseits die wiederum dreiklassige Volksschule, andererseits die dreiklassige Mittelschule anschließt. Hierauf baut sich einerseits die dreiklassige Bürgerschule, die das in der Mittelschule begonnene Französisch fortsetzt und das Englische hinzunimmt (Latein fällt hier ganz aus), andererseits die höhere Schule: das Gymnasium. Diese, für das Alter von 12—14 Jahren bestimmt, hat zwei Unterklassen, in denen Lateinisch begonnen wird; von da ab beginnt eine Trifurcation mit je fünfjährigem Cursus: a) die altclassische Abtheilung (Beginn des Griechischen), b) die neusprachliche Abtheilung, c) die naturwissenschaftlich-mathematische Abtheilung, beide letztern ohne Griechisch, aber mit Latein.

Dieser Plan, der die Naturwissenschaften auf allen Stufen berücksichtigt, hat viele Aehnlichkeit mit den vorjährigen „Pfingstbetrachtungen eines Schulmannes" und verdient eine genaue Erwägung seitens der competenten Behörden.

Einen ähnlichen gemeinschaftlichen Schulorganismus strebt auch J. Lattmann an, der im vorliegenden ersten Theile seiner Schrift (Nr. 3) die Reorganisation des Realschulwesens bespricht und die Besprechung der Reform der Gymnasien sich für den zweiten Theil vorbehält. Der Verfasser steht zwar auf Seite Oskar Jäger's, des eifrigen Vertheidigers des Lateinischen, doch gibt er zu, daß für die Realschule das Lateinische „nicht die einheitliche Grundlage, sondern der Keil ist, der sie auseinandertreibt"; darum solle man es auch aufgeben, eine principielle Lösung der Frage zu finden, sondern man solle die localen Verhältnisse bei der Entscheidung zu Rathe ziehen:

Vorwiegend gewerbliche Oerter werden eine höhere Bürgerschule ohne Latein vorziehen; solche Städte, in denen eine große Anzahl von Beamten sich vorfindet, werden das Latein gern mit aufnehmen. Unter allen Umständen aber sollte rücksichtlich der Berechtigung zwischen beiden Arten von Anstalten durchaus kein Unterschied gemacht werden!

Der Verfasser schlägt nun vor, daß man die ohnehin schwach besuchten Primen den Realschulen erster Ordnung abnehme und dieselben zu einer „Ober-Realschule" organisire.

Neben dem achtklassigen Gymnasium stehen die höhere Bürgerschule mit sieben Klassen und die Mittelschule mit sechs Klassen; diese kann ihre Zöglinge in die Gewerbe- und Handelsschulen, welche der ersten Klasse der höhern Bürgerschule mit oder ohne Latein entsprechen, entlassen, und von da aus in die „Ober-Realschule", in welche auch die Primaner der höhern Bürgerschule eintreten können. Die „Ober-Realschule" berechtigt ihre Abiturienten zum Eintritt in die medicinische und juristische Facultät wie für das Studium der Naturwissenschaften. In diesem Vorschlag manifestirt sich um so mehr ein bedeutender Fortschritt, als er von einem Gymnasialdirector gemacht wird.

Die „Aphorismen" von Christian Heinrich Kleinstäuber (Nr. 4) stellen sich mehr auf den classisch-philologischen Standpunkt, doch machen sie der Forderung der Neuzeit, den Unterricht in den Naturwissenschaften auf den Gymnasien zu erweitern, bedeutende Concessionen.

Den Realgymnasien (so werden in Baiern die Anstalten genannt, die in Preußen als Realschulen bezeichnet werden) soll das Recht zustehen, ihre Abiturienten zum Studium der modernen Sprachen, der Mathematik und Naturwissenschaften und versuchsweise auch zur Medicin auf die Universität zu entlassen, während der künftige Jurist das humane Gymnasium absolvirt haben müsse. Wie früher schon Sörgel will der Verfasser auch „das System der Fortgangsberechnung" für das Aufrücken der Schüler, das eine oft sehr unzulängliche Durchschnittsnummer berechnet, aufgehoben wissen. Eigentlich Neues bringt die Schrift nicht.

Die Schrift von August Gukeisen: „Aufgabe und Organisation des naturwissenschaftlichen Unterrichts an höhern Lehranstalten" (Nr. 5), verlangt eine größere Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Studien auf den Gymnasien, als sie bisher ihnen gewidmet worden ist. Als Aufgabe der Schule erkennt der Verfasser das Bestreben, allgemeine Bildung zu vermitteln, nicht alles Wissenswürdige zu lehren, aber in allen wissenschaftlichen Zweigen so viel zu vermitteln, daß der Schüler mit Erfolg darauf fortbauen kann. Da aber die Naturwissenschaften ein wichtiger Factor der allgemeinen Bildung sind, so hat das Gymnasium diese auch in seinen Lehrplan aufzunehmen, und zwar in der Ausdehnung einerseits und in der Einschränkung andererseits, daß sie Grundlage zu weiterm Fortbau sein können. Daß aber die Naturwissenschaften für die allgemeine Bildung wesentlich sind, ergibt sich aus den Wirkungen, die sie auf den menschlichen Geist üben: Schärfung des Beobachtungsvermögens, Anhalten zu einem richtigen empirischen Denken. Darin besteht die formal bildende Kraft der Naturwissenschaften. Aber auch ethische Wirkungen üben sie: das Gesetzmäßige in der Natur, welches sie lehren, befestigt im Menschen die Idee der sittlichen und staatlichen Ordnung; die strenge Beweisführung, die nicht das erste beste Aeußerliche als wahr annimmt, die bis auf den Kern der Erscheinungen dringt, hält zur Gewissenhaftigkeit an und lehrt Liebe zur Wahrheit; der fortwährende Verkehr mit der herrlichen Natur fördert endlich den poetisch-ästhetischen Sinn. Doch dürfen die Naturwissenschaften nicht die Basis des Unterrichts sein, diese bleibt das Sprachstudium, und erst auf seiner Grundlage können sie mit Erfolg gelehrt werden. In welchem Umfang sie aber gelehrt werden sollen, ergibt sich aus dem Ziel dieses Unterrichts, das der Verfasser bezeichnet als „die Kenntniß des Menschen, der ihn umgebenden Natur, ihrer Erscheinungen und Gesetze". Hauptgegenstand ist die Chemie.

Ohne hier auf die Methode näher einzugehen, wollen wir nur noch kurz mittheilen, wieviel Zeit der Verfasser für die Naturwissenschaften beansprucht: für IV bis III a 2 Stunden, für II b und aufwärts 4 Stunden. Ob der Verfasser bei den Stockphilologen, wenn er auch den Gymnasien das Compliment macht, daß er sie „vorläufig für die augenblicklich besten Pflanzstätten geistiger Bildung ansehe", mit seinen Vorschlägen durchdringen wird, ist uns sehr zweifelhaft.

A. Sulzbach.

Episches und Lyrisch-Episches.

1. Gedichte von Ludwig Pfau. Dritte Auflage und Gesammtausgabe. Stuttgart, Göschen. 1874. 8. 2 Thlr.
2. Reinwart Löwenkind. Nach mündlicher Ueberlieferung in zwölf Gesängen von Victor von Strauß. Gotha, F. A. Perthes. 1873. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Erzählende Dichtungen von Hermann Rollett. (Universalbibliothek, 412.) Leipzig, Ph. Reclam jun. 1873. Gr. 16. 2 Ngr.
4. Königgrätz. Episches Gedicht in sechs Gesängen von Karl Heinrich Preller. Berlin, C. Duncker. 1871. Gr. 8. 10 Ngr.

Von den vier Büchern, welche wir bei unserer poetischen Ziehung dem Glückstopfe Kalliope's entnommen haben, enthält leider nur das erste einen Gewinn, während sich die Inhaber der übrigen mit dem Einsatz oder gar mit einer Niete begnügen müssen. Man kann die Musen lieben, ohne von ihnen wiedergeliebt zu werden, und auch auf dem Gebiete der Dichtkunst gibt es mehr Berufene als Auserwählte.

Ludwig Pfau ist ein wahrer Dichter von edler Empfindung und künstlerischem Formgefühl, der nicht in erzwungenen Falsettönen, sondern in natürlichen und vollen Brusttönen seine Stimme in dem deutschen Dichterhaine erschallen läßt. Auf Uhland's Aufforderung: „Singe, wem Gesang gegeben", greift ja namentlich in Schwaben, welches auch Pfau's Vaterland ist, alles in die Saiten, und es ist kein Wunder, wenn, wo's überall von den Zweigen tönt, auch viel inhaltloses Sperlingsgezwitscher das Ohr des Wanderers belästigt. Um so aufmerksamer lauscht man daher der zu Herzen sprechenden Melodik, in welcher ein harmonisches Gemüth seine Seele austönen läßt. Pfau ist kein Neuling auf dem deutschen Parnaß, seinen ersten poetischen Strauß band er schon vor fünfundzwanzig Jahren, und was er uns jetzt in seinen „Gedichten" (Nr. 1) bietet, ist das Facit seiner ganzen dichterischen Thätigkeit während dieser Zeit. Freilich wird in unserm tintenklexenden Säculum mancher über eine so karge Ausbeute den Kopf schütteln, allein die Thürsteher des Ruhmestempels besitzen die Eigenthümlichkeit, die Ansprüche auf Unsterblichkeit, welche die Einlaß begehrenden Candidaten erheben, nicht sowol zu zählen als zu wägen.

Die Gedichte der beiden ersten Abtheilungen „Liebe" und „Leben" sind erfüllt von einem eigenthümlichen Hauche der Wehmuth und des Entsagens. Es ist kein aufgedonnerter Pessimismus, denn der Dichter steht abseits von dem Anprall einander entgegengesetzter philosophischer Strömungen. Aber die natürliche Empfindung, daß auch den schönsten Träumen ein enttäuschendes Erwachen folgt, daß nicht alle Knospen der Hoffnung zu Blumen der Erfüllung werden, sondern oft bei der Berührung eines tückischen Nachtfrostes erstarren, erzeugt von selbst die melancholische Stimmung des Clair-obscur,

in welcher sich die Seele des Menschen löst. Häufiger singt Pfau in seinen Liebesliedern von dem „zum Tode betrübt“ als dem „himmelhoch jauchzend“, so in „Abschied“, „Trennung“ und dem tief empfundenen Liedercyklus „Begrabene Liebe“. Er wird hierbei niemals monoton, da er bei jeder Variation dieses Themas einen neuen Ton anzuschlagen versteht. Wie einfach und natürlich, wie wahr und innig ist z. B. das folgende Gedicht „Zum letzten male“:

Und muß ich dich, du Theure, lassen,
Und blieb mir keine andre Wahl,
So laß noch einmal dich umfassen —
O einmal noch, zum letzten mal!

In deinen Armen laß mich liegen
Und, wie der Kelch im Sonnenstrahl,
In deinem holden Blick mich wiegen —
O einmal noch, zum letzten mal!

An deinen Busen laß mich sinken
Und durst'ge Küsse ohne Zahl
Von deinen süßen Lippen trinken —
O einmal noch, zum letzten mal!

Laß mich ins tiefste Herz dich drücken;
Mit dieser Stunde sel'ger Qual
Will ich mein ganzes Leben schmücken —
O einmal noch, zum letzten mal!

Nicht weniger ansprechend ist das Gedicht „Liebesboten“, welches die gehobene Stimmung und weihevolle Seligkeit des glücklich Liebenden trefflich wiedergibt.

Den Preis der ganzen Sammlung möchten wir dem zweiten Abschnitte „Leben“ ertheilen. Die schmerzliche Empfindung von dem Leide des Daseins vertieft sich und nimmt zugleich eine bestimmtere Gestalt an. So führt uns der Dichter an die ewige Ruhestätte der Geliebten und singt ein Lied von so zarter Empfindung und herzgewinnender Melodie, wie es nur der wahre Liebling der Musen vermag:

An ihrem Grabe.

Mit Blumen senkte man dich Blüh'nde nieder,
Wie Schwestern, so die gleichen Lose trafen;
Die Blumen haben alle ausgeschlafen,
Weckt dich allein der süße Lenz nicht wieder?

Schlaf denn, du Unversehrte, sichern Schlummer!
Solch lautre Seelen müssen viel erdulden
Und zahlen oft der Menschheit alte Schulden
Dem Schicksal ab mit unverdientem Kummer.

Solch lautre Seelen will das Leben fassen
Und sie bedrängen mit dem herbsten Leide,
Bis an der Schönheit reinem Sonntagskleide
Sich trübe Werktagsflecken sehen lassen.

Du aber bist in deiner Pracht geschieden,
Dein junges Herz, wie eine Blume offen,
Ward über Nacht vom kalten Reif getroffen —
So ruhe sanft in deinem tiefen Frieden.

Oft will der Dichter an der ganzen Arbeit des Menschengeschlechts, die ihm nichtig erscheint, verzweifeln („Menschenlos“), und er sieht in dem Sterben die schöne Erlösung aus aller Angst und Gefahr („Leben und Sterben“), aber er findet doch immer wieder aus der Nacht trüber Verzweiflung den Weg zum Licht der Lebensfreudigkeit zurück. So bittet er den Todesengel, schonend an ihm vorüberzugehen, da er noch so viele junge Lieder in der Brust trage, und findet in der treuen Liebe die sichere Einkehr des Friedens nach der Wanderung auf dem dornenvollen Pfade des Lebens. Außerdem finden wir in dieser Abtheilung Stimmungsbilder von einem oft magischen Colorit, wie „Mutter Nacht“, „Abendsegen“, „Herbstfeier“, die alle sehr gelungen sind. Wir geben als Probe folgendes „Nachtlied“:

Nacht hat wie ein stilles Meer
Auf die Erde sich ergossen;
Ueber alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch geflossen.

Jede schwere Wimper fällt,
Athem holt das müde Leben;
Hörbar durch die weite Welt
Geht ein Flüstern und ein Weben.

Nacht hat wie ein stilles Meer
Auf die Erde sich ergossen
Und den Himmel keusch und hehr,
Einer Blume gleich, erschlossen.

Deutlich rauscht der Strom der Zeit
In die tief entschlafne Ferne,
Und ein Traum der Ewigkeit
Ziehet durch das Haus der Sterne.

Nacht hat wie ein stilles Meer
Auf die Erde sich ergossen;
Ueber alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch geflossen.

Die Abtheilung „Stimmen“ enthält meist sehr glückliche Volkslieder. Diese „Burschenlieder“, „Mädchenlieder“ und „Volksweisen“ sind frische und ursprüngliche Naturklänge, deren Naivetät nicht erkünstelt ist. Das Verhältniß zwischen Kunst- und Volkspoesie hat sich bei uns im Laufe eines Jahrhunderts gerade umgekehrt. Goethe und Herder erschlossen in den Volksliedern neue Quellen der Empfindung für die erstarrte Kunstlyrik und befruchteten diese mit jenen. Gegenwärtig hebt die Kunstpoesie die Volksweisen zu sich empor, bildet sie und versetzt sie in eine ideale Sphäre. Pfau hat die Eigenthümlichkeiten des Volks nicht bei Lampe und Studirtisch kennen gelernt, sondern wirklich an dem Herzen des naiven Naturlebens gelegen. Das macht die meisten dieser Gedichte so ansprechend und erfreulich. Allerliebst ist „Der rechte Bote“ mit seiner schalkhaften humoristischen Wendung. Denselben volksthümlichen Charakter tragen auch die „Balladen“; einige bringen eine bestimmte Culturidee zum Ausdruck, wie „Huß“, „Des Sängers Heer“ u. a.

Auch den „Sonetten“ ist eine edle Haltung und correcte Form nachzurühmen. Sie stehen zum großen Theil auf einem bedeutenden geistigen Piedestal, wie das folgende, welches den Charakter unserer Zeit als einer Uebergangsperiode treffend wiedergibt:

Gegenwart.

Der Wandler sinnt, wohin den Schritt er richte,
Das Herz verstummt, weiß nicht wofür es schlage.
Kein Jubel bebt in ihm und keine Klage,
Sein Glauben und sein Hoffen ward zunichte.

Wie eine Heimat sich die Sehnsucht dichte,
Auf jeder Lippe steht die stille Frage;
In jedem Aug' der Durst nach einem Tage,
Der diese Nacht mit seiner Klarheit lichte.

So brütet Schwüle auf des Lebens Wogen,
Wenn eine alte Zeit hinabgegangen
Und noch die neue nicht heraufgezogen.

Wann wirst du schwinden, ahnungsschweres Bangen?
Man sieht ja längst am dunkeln Himmelsbogen
Der neuen Sonne erste Strahlen prangen.

Dagegen leiden die „Zeitgedichte" nach unserer Empfindung an einem zu abstracten Pathos, wenngleich sich auch hier einige Treffer finden. Die Abtheilung „Sinngedichte" enthält nur zum kleinen Theil solche, während hier manche Elegie, wie der Prolog zum pariser Schiller-Feste, den Leser gedankenvoll stimmt.

Außer diesen selbständigen Producten seiner Muse bietet Pfau dem Leser noch zwei dankenswerthe Uebersetzungsgaben, nämlich Fabeln nach Lachambeaudie und bretonische Volkslieder, welche im geschmackvollen deutschen Gewande erscheinen. Die Fabel wird neuerdings mit Unrecht als eine Art poetischen Aschenbrödels angesehen, an welchem die Dichter vornehm vorübergehen. Erst in der unmittelbarsten Gegenwart zeigen sich, namentlich nach dem Vorgange von Julius Sturm, Versuche, diese mit Unrecht vernachlässigte Dichtungsform neu zu beleben. Schon aus diesem Grunde ist die Einbürgerung des französischen Fabeldichters in die deutsche Literatur sehr willkommen, da er die glückliche Mitte hält zwischen der epigrammatisch zugespitzten Form Lessing's und der behaglich geschwätzigen Gellert's, und dessen Bedeutung namentlich in der Behandlung der Emancipationsforderungen des vierten Standes beruht. Wie geschickt der „Lafontaine der Socialdemokratie" die geistige Pointe erfaßt und wie klar die moralische Perspective ist, zeigt z. B. „Das Holz und die Kohle":

Im Herde lag zur Winterszeit
Ein grünes Scheit.
Es weinte in die Asche bitterlich,
Und ächzte und beklagte sich.
Die Kohle rief: „Nun hab ich's Ueberdruß!
Wozu der Lärm?" — „Ach, was ich leiden muß!"
Begann der grüne Ast,
„Die Prüfung ist zu schwer."
Die Kohle sprach: „Am Weh, das du erhoben,
Merk' ich, du bist noch an den ersten Proben;
Wenn du wie ich gelitten hast —
Dann hast du keine Thränen mehr."

Die Uebersetzung ist, wie schon der Titel sagt, nicht ohne Freiheiten, aber sehr geschickt. Die Fabeln lesen sich wie Originaldichtungen. Die „Bretonischen Volkslieder", welche Pfau schon 1859 in Gemeinschaft mit Moritz Hartmann herausgab, von denen aber in diese Sammlung nur so viele aufgenommen sind, als auf den Antheil des erstern fallen, haben ein unleugbares literar- und kunsthistorisches Interesse und gewähren einen interessanten Blick auf das Leben der letzten kümmerlichen Zweige des einst so mächtigen Völkerbaums der Celten.

Die Gesammtausgabe der Pfau'schen Gedichte gibt dem Publikum Gelegenheit, einen beachtenswerthen Dichter in seiner Totalität zu betrachten, dessen Vorzüge nicht in dem titanenhaften Ungestüm einer alles umfassenden Phantasie, sondern in dem reichen und tiefen Gemüthsleben, der Wahrheit und Einfachheit seiner Empfindungen, der musterhaften Formschönheit liegen und der den Namen eines Volksdichters im besten Sinne verdient.

Nach dieser nahrhaften Hausmannskost nimmt sich das romantische Dünnbier, welches uns Victor von Strauß in seinem „Reinwart Löwenkind" (Nr. 2) credenzt, wunderlich genug aus. Er führt seinen Pegasus in die rechte romantische Schwemme: wir treten in die wohlbekannte mondbeglänzte Zaubernacht, die aber nicht den Sinn gefangen hält, sondern eine gähnende Langeweile erzeugt, mit Zwergen und Riesen, in Thiere verwandelten Menschen und verzauberten Prinzessinnen. Der Held ist ein riesenstarker Jüngling, der im Walde in der keineswegs beneidenswerthen Gesellschaft von Löwen aufwächst, gefangene Jungfrauen als echter rè galantuomo befreit und endlich den von einem räuberischen Fremdling in Besitz genommenen Thron seines Vaters sich wiedererkämpft. Die Thiere sind keine Theaterlöwen, sondern wirkliche Raubthiere, aber sie spielen doch die Rolle von civilisirten Ungeheuern, welche irgendwo dressirt und dann wieder in Freiheit gesetzt worden sein müssen. Wenigstens verstehen sie die menschliche Sprache, lachen und sehen ernst drein, und die Löwengattin treibt die Selbstverleugnung sogar so weit, das Kind aus ihren Brüsten sich Dreimännerkraft saugen zu lassen. Diese „friedlichen Gottesgeschöpfe", wie sie Strauß recht charakteristisch nennt, führen nicht jenes furchtbare Schauspiel auf, dessen gräßliches Resultat die berühmten Schwänze sind, sondern werden von dem Helden mit der Keule erschlagen, der sie damit zwar nur streicheln wollte, aber, sich seiner Kraft nicht bewußt, sie auf diese thränenreiche Weise schnell in ein besseres Jenseits beförderte. Auf jeder Seite möchte man mit Hamlet ausrufen: „Was ist uns Hekuba?" Das in Hexametern abgefaßte Gedicht macht auf jedes gesunde Gemüth einen entschieden komischen, die Satire herausfordernden Eindruck. So wahr wir an die freudige Fortentwickelung unserer Nationalliteratur glauben, so wahr sind wir davon überzeugt, daß ihre Hippokrene nicht da fließe, wo Strauß sich Begeisterung trinkt.

Auch Hermann Rollet's „Erzählende Dichtungen" (Nr. 3) dürfen auf eine eingehendere Betrachtung nicht Anspruch erheben. Wir können den Gedanken nicht los werden, daß für den Verfasser keine zwingende Nothwendigkeit vorgelegen hat, seinen Empfindungen dichterischen Ausdruck zu verleihen. Die Sammlung enthält meist Nachdichtungen, wie „Sulamith", für welche wir leider gar kein Verständniß haben. Daß das Liebesideal des Hohenliedes nicht mehr dasjenige der modernen Zeit ist, bezweifelt wol niemand. Kann nun eine Studie, welche den vollen Strom stürmischer Empfindung, der in dem hebräischen Gedichte braust, ohnmächtig versanden läßt und nur eine schwächliche Paraphrase zu Tage fördert, irgendwelchen Werth haben? Vielleicht erleben wir es noch, daß ein begabter deutscher Dichter die Liebe des Aschantinegers zur Aschantinegerin in echt afrikanischen Rhythmen und genauer Costümtreue besingt und so in die Weltharfe der deutschen Dichtung noch eine neue Saite einzieht. „Frö's Liebe", in Alliteration, überlassen wir gern den Jordan-Enthusiasten. Aber auch den Gedichten, welche eine freiere poetische Bewegung zeigen, wie z. B. der lyrischen Novelle „Maria", merkt man es nur zu sehr an, daß sie dem Verfasser wenig Mühe

gekostet haben. Deshalb kann man es dem Beurtheiler auch nicht verdenken, wenn er sich mit ihnen keine Mühe macht.

Endlich **Karl Heinrich Preller's** episches Gedicht „Königgrätz" (Nr. 4) nimmt, was poetischen Werth betrifft, keine hohe Stelle ein. Preller ist kein Scherenberg und hat es offenbar besser verstanden, Oesterreicher von den böhmischen Bergen mit seinem vortrefflichen Zündnadelgewehr zu pirschen, als mit der Feuermuse zum höchsten Himmel der Erfindung zu fliegen. In der That ist sein Pegasus lahm und steif wie ein Karrengaul, was folgende Strophe zeigen möge:

> Man meldet General Voigts-Rhetz vom Prinzen Friedrich Karl gesandt.
> Und wieder an die Arbeit geht's — Gott segne König und Vaterland!
> Der Feind, so lautet der Rapport, ist über die Elbe vormarschirt,
> Und steht in dichten Massen dort, zum Angriff, scheint es, concentrirt.

Eugen Zabel.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Aus der Besprechung der „Saturday Review" vom 18. Juli über F. **Nippold's** „Richard Rothe, ein christliches Lebensbild" sei eine kurze Stelle angeführt, in welcher es heißt: „Es ist ein Irrthum seiten Nippold's, wenn er annimmt, daß seine Leser mit der Geschichte des religiösen Kampfes in der Kirche Badens ebenso gut bekannt seien, wie er selbst. Es wird uns durchaus keine umfassende Uebersicht der Lage geboten; es bleibt uns überlassen, durch reichliche Auszüge aus Rothe's persönlichem Briefwechsel und des Biographen eigenem fortlaufendem, eifrigem Protest gegen die Verleumdungen, denen die Consequenz seines Helden ausgesetzt worden, uns die beste Vorstellung von jener Lage zu bilden, die wir kennen. Das Princip, daß ein Biograph sich im Hintergrunde halten und seinen Helden soweit als möglich selbst reden lassen müsse, ist ohne Zweifel an und für sich richtig genug, kann aber zu weit getrieben werden. Ein ausführlicherer Bericht über die öffentlichen Angelegenheiten, an welchen Rothe theilnahm, hätte zum Vortheile des Lesers einige der Briefe ersetzen können, die nur von persönlichen Dingen handeln, so interessant sie auch als Zeugnisse für die Vortrefflichkeit des Herzens ihres Verfassers sind."

Ueber den „Emancipationskampf des vierten Standes in Deutschland", von **R. Meyer** sagt das Blatt: „Die leitende Idee in diesem interessanten Schriftchen ist eine, mit der wir bei uns ziemlich vertraut sind, nämlich die einer Allianz zwischen den Handwerkern und der conservativen Partei, welcher der Verfasser selbst angehört. Der Plan hat insofern Plausibilität für sich, als die liberale Partei in Deutschland größtentheils der laisser-faire-Lehre der Manchesterschule huldigt, während die conservative stets das Princip der Regierungseinschreitung, sei es in welcher Gestalt es wolle, anerkannt hat und diese Theorie nur, wie Meyer glaubt, ihres feudalen Charakters zu entkleiden brauche und zu erkennen habe, daß das Verhältniß des Arbeitgebers zum Arbeiter heutzutage nicht patriarchalisch sein könne, um die Socialisten auf ihre Seite zu bringen. Es ist interessant zu beobachten, wie die unaufhörliche Einmischung der festländischen Regierungen in jede Angelegenheit des Lebens die Menschen für eine Gesetzgebung vorbereitet hat, die in England undenkbar sein würde. Gleich der neuesten conservativen Schule bei uns, ist Meyer durchaus nicht dem allgemeinen Stimmrecht abgeneigt und freut sich über die Anzeichen der Reaction, die man im liberalen Lager wahrnehmen kann. Der vorübergehende Erfolg bei den Wahlen seitens einer Coalition von Katholiken, Conservativen, Socialisten und den misvergnügten Nationalitäten ist zwar kein unmögliches Ereigniß; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß eine aus so fremdartigen Elementen zusammengesetzte Partei sehr lange zusammen harmoniren würde."

In der Anzeige der „Aphrodite" u. s. w. von **J. G. Bernoulli** heißt es unter anderm: „Wenn indessen Bernoulli's erschöpfende Behandlung der Einzelheiten dem gewöhnlichen Leser ein Gefühl der Sättigung beibringt, so ist sein Werk nichtsdestoweniger werthvoll für archäologische Zwecke."

Ueber „Beethoven, Liszt und Wagner" von **Ludwig Nohl** sagt das Blatt: „Der Verfasser ist ein begeisterter Vorkämpfer für die «Zukunftsmusik», und seine Art, seine Ansichten geltend zu machen, ist ziemlich dictatorisch. Sein ganzer Spott — schweres Geschütz — ist gegen diejenigen gerichtet, welche dem beabsichtigten Theater Wagner's in Baireuth ihre Unterstützung vorenthalten. Wir haben gegen den Entwurf an und für sich nichts einzuwenden, können aber nicht umhin, zu hoffen, es möge keinen Theil des Zukunftsprogramms bilden, daß jeder Componist hinfort sein Theater gänzlich und allein für sich habe. Der anziehendste Theil des Buchs besteht in neuem Material zur Biographie Beethoven's."

Julius Meyer's „Aus siebzehn Zungen. Lieder und Gedichte" „bezeugen nicht blos des Verfassers sprachliche Kenntnisse, sondern auch dessen poetische Begabung. Die größten Curiositäten im Buche sind vielleicht einige Wiedergaben von Hans Breitmann's burlesker amerikanisch-deutscher orthodoxer Schriftsprache. Der Verlust an Humor und Geist, wenn auch bemerkbar genug, ist doch nicht so groß, als man hätte erwarten können."

Außerdem enthält das Blatt kurze Anzeigen von: „Geschichte der deutschen Union" u. s. w. von **M. Ritter**, „Kaspar Bruschius" von **Adalbert Horawitz** und „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" und „Deutsche Zeit- und Streitfragen" von **Virchow** und **Holtzendorff**.

Die Nummer der „Saturday Review" vom 4. Juli enthält eine ausführliche Besprechung der in Amerika erschienenen neuen Uebersetzung des Lessing'schen „Laokoon" von **Ellen Frothingam**, welche sich wie ein gutgeschriebenes Originalwerk lesen soll. Eine frühere Uebersetzung existirt bereits seit zwanzig Jahren und ist von einem Engländer, M. Beasley von Leamington College, angefertigt; jetzt kündigen nun die Herren Macmillan in London noch eine neue dritte an. Von der Schrift selbst heißt es: „Es gibt nicht ein einziges Werk im ganzen Bereiche der Kunstkritik, welches für den Forscher der Geschichte des Geistes ein so eigenthümliches Interesse besäße. Es ist das erste Beispiel von einem mit hinreichenden Kenntnissen ausgerüsteten Geiste, der sich kräftig der Lösung künstlerischer Probleme widmet, und es ist erstaunenswerth, wie viele solcher Probleme wirklich und befriedigend in dem kleinen Buche gelöst werden." Es wird dann erwähnt, welchen Einfluß der „Laokoon" auf Männer wie Goethe und Macaulay gehabt, und hinzugefügt: „Ein Werk, welches für so lichtvolle Geister wie diese eine Quelle des Lichts gewesen ist, kann wol auch noch fernern Geschlechtern Licht geben."

Bibliographie.

Rochat, A., Ein altladinisches Gedicht in Oberengadiner Mundart übersetzt und erklärt. Zürich, Schabelitz. Gr. 8. 20 Ngr.

Steinhofer, F. C., Reden über die Versöhnung der Welt mit Gott. Reutlingen, Baur. 8. 27 Ngr.

Tagebuchblätter eines Orientreisenden. Detmold, Meyer. Gr. 8. 10 Ngr.

Wechsler, A., Sinnsprüche und kleine Gedichte. Ulm, Ebner. 32. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Weyrother, C. Ritter v., Ein Kind. Novelle. Saaz, Ippolit. Gr. 16. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 27. August 1874.

Neue lyrische Gedichte.

1. Ein Cyklus von Gedichten in Liedform von G. A. K. Leipzig, Priber. 1873. Gr. 16. 24 Ngr.
2. Fliegender Sommer. Neue Gedichte von Ludwig Bauer. Augsburg, Schmidt. 1874. 16. 18 Ngr.
3. Gottesminne. Gedichte von Eduard Kauffer. Leipzig, Klinkhardt. 1874. 8. 24 Ngr.
4. Auf dem Wege. Gedichte von Gustav Duill. Miniaturausgabe. Leipzig, Ruhl. 1874. Gr. 16. 16 Ngr.
5. Einst, Später und Jetzt. Neugesammelte Gedichte von Victor Maria von Milborn. Prag 1873.
6. Tag und Nacht oder Singsang eines poetischen deutschen Nachtwächters aus dem Jahre 1789 für politische und unpolitische Leute in allen Tonarten von Sigismund von Insterburg, Hoch- und Landesverräther a. D. Paderborn, Schöningh. 1872. 16. 12½ Ngr.
7. Aeolsklänge. Rhapsodien aus der Originalmappe eines beurlaubten Landwehrmannes. Stade 1873.
8. Deutschlands Kampf und Sieg. Ein Heldenlied von Karl Ludwig Netz. Beerfelden. 1873. 8. 20 Ngr.
9. Erinnerungsblätter aus eiserner Zeit nebst einem Anhang: „Lieder vermischten Inhalts" von Hermann Jahn. Spandau, Jürgens. 1873. 8. 20 Ngr.
10. Kaiser Wilhelm. Gedichte von Ernst Fürste. Magdeburg, Heinrichshofen. 1873. Gr. 8. 12½ Ngr.
11. Gedichte von Maler Friedrich Müller. Eine Nachlese zu dessen Werken. Herausgegeben von Hans Graf York. Jena, F. Mauke. 1873. 16. 15 Ngr.

Wenn man in einer Zeit wie der gegenwärtigen, in der man sein Auge fast nirgendhin wenden kann, ohne das von herber Leidenschaftlichkeit bewegte, scharf und hart markirte Antlitz des Zeitgeistes zu erblicken, in der man kaum einen Ort zu finden vermag, wenn er nicht ganz menschenleer ist, wohin nicht verschlammend oder zerstörend die hochgehenden Wogen derselben schlagen oder demnächst zu schlagen drohen, wo es kaum noch Verhältnisse gibt, in denen man sich nach menschlicher Berechnung als völlig gesichert betrachten darf, wo man sich ebenso wenig ruhig verhalten, wie einen Schritt weiter bewegen kann ohne Vorsicht, ohne Kampfbereitschaft, ohne Gefahr, für eine politische Fraction gepreßt, in die andere gedrängt, von religiösem Fanatismus angefeindet, vom materiellen Atheismus verhöhnt, von socialen Vorurtheilen beeinträchtigt oder von communistischer Roheit beleidigt zu werden; in einer Zeit, wo Gott Mammon mehr wie je die Welt regiert und mit seinen Bekennern übermüthiger und kaltherziger spielt als diese mit ihren Schuldnern und Opfern, wo man die Throne wanken und stürzen, den festen Fels der Kirche erzittern und bersten sieht; wenn man in einer solchen durch und durch fieberhaft und nervös aufgeregten Zeit in eine Menge neu erschienener lyrischer Gedichtbücher greift und, drei-, viermal hintereinander zugreifend, immer dasselbe harmlose Einerlei in verschiedenen matten Variationen; Liebe, Wein, Natur und Wanderung, findet — da bedünken uns unsere Lyriker fast noch wunderbarer und unbegreiflicher als unsere scheinbar aus den Fugen gehende Zeit. Man muß diese Dichter um ihre glückliche epikuräische Harmlosigkeit und um ihre von den Zeitstürmen so ganz verschonte Lebenssphäre, die ihnen solche kindliche Heiterkeit und Weltvergessenheit gestattet, ebenso sehr beneiden, wie man andererseits sie bedauern muß, daß sie so wenig ihrer eigenen Zeit angehören oder so wenig Verständniß und Theilnahme für dieselbe besitzen. Um so weniger gerechtfertigt erscheint deshalb ihre geläufige Klage, daß die Zeit ihnen keine Theilnahme entgegenbringe; diese begehrt, und zwar mit Recht, die Kräfte aller ihrer Kinder, und halten sie solches Begehren für despotisch und hart, so hält der Zeitgeist die Absonderung einzelner vom allgemeinen Kampfe und ihre stillselige Schwärmerei für trägen Egoismus und deren Repräsentanten für gerade so überflüssig und hinderlich, wie unse e waffentragenden Streiter im letzten Kriege die sogenannten Schlachtenbummler. Nun gehören Essen und Trinken, Wandern, Lieben und Singen allerdings auch zu den Bedürfnissen unserer Zeit, allein, abgesehen vielleicht von den beiden ersten, lange

nicht mehr in dem Grade wie in der Minnesänger-, der Jean Paul'schen oder der Deutschen Bundes-Zeit. Was damals gefiel, gefällt nicht auch heute. Gewiß enthalten Natur, Liebe und Wein gar reichen poetischen Stoff und haben ihn zu allen Zeiten enthalten und gewährt; es ist wahr, daß es absolut poetische Stoffe und allgemein richtige und feste Normen für die Kunst gibt, wie es unwandelbar feste Natur- und Sittengesetze gibt: aber es ist dabei doch nicht zu verkennen, daß auch jede Zeit ihren besondern Geschmack besitzt und eine diesem entsprechende Kunst fordert und aus sich zu gebären sucht; denn es gibt ebenso wenig eine Zeit ohne alle künstlerischen Bedürfnisse, wie es eine gibt ohne materielle Bedürfnisse. Freilich, Werke von absolut künstlerischem Werthe und höchster Schönheit, sowol der Form wie dem Inhalte nach, können, wenn sie überhaupt durch einen Künstler erzeugt werden mögen, zu jeder Zeit entstehen und werden zu jeder Zeit Anerkennung finden; aber alles, was tiefersteht, hat seiner Zeit den Zoll zu zahlen. Selbst die hohen Kunstschöpfungen Rafael's, Dante's, Peter Vischer's, Shakspeare's u. s. w. hatten neben ihrem großen absolut künstlerischen Werthe allesammt auch ihre zeitgemäße Bedeutung, und seitdem sie diese verloren, haben sie auch für die nicht sehr kunsthistorisch Gebildeten so viel an Wärme und Verständniß wie an Zeitgemäßheit verloren, allerdings für den Kunstkenner um so mehr an Kunstwerth gewonnen. Ein Blick in unsere Bibliotheken, Museen und Galerien beweist dieses: das Neue, Moderne zieht an, das Alte, trotz seines vielleicht unendlich viel höhern Kunstwerths, findet eine nur kleine Zahl Verehrer, und unter diesen noch die größere Hälfte von der bekannten Sorte mit nur neugierigen Blicken, gelangweiltem Herzen und leerem Kopfe.

Welche Bedeutung aber haben nun Werke, die bei mäßigem oder gar fraglichem Kunstwerthe überdies noch jeglicher zeitgemäßer Bedeutung entbehren? Sie gehen aus Mangel an letzterer der Gegenwart verloren, und die geringe Dosis des erstern bietet ihnen keine oder nur sehr geringe Garantie für die Zukunft. Welche Bedeutung hätten die Minnesänger für uns, wenn sie dieselbe nicht im höchsten Grade für ihre Zeit gehabt hätten, die sich auf das deutlichste in den Werken derjenigen von ihnen abspiegelt, deren Namen und Werke noch heute eine andere Stelle finden als blos in den Literaturgeschichtsbüchern. Und finden wir nicht etwas Aehnliches bei manchen unserer noch jetzt lebenden vormärzlichen Dichter? Soweit sie mit der Zeit fortgeschritten sind, haben sie sich ihren damals erworbenen Ruhm und ihre Beliebtheit erhalten, anders aber, sofern sie auf ihrem ersten Standpunkte stehen geblieben sind. Nun aber unsere Lyriker neuesten Datums in ihrer Mehrzahl! Man muß wirklich über die Naivetät mancher derselben staunen. Mit nichts weiter sind sie gesonnen, sich zu beschäftigen, als mit ihren eigenen, meist recht simpeln Herzensangelegenheiten, wozu höchstens noch ihr Verhältniß (neben dem zu der oder den Geliebten) zu Gott oder zur Natur hinzukommt — die reine Schäfer- oder Liebhaberpoesie; nirgends ein mannhaftes Wort oder ein herzhaftes Eingreifen in den rings tobenden Kampf des Lebens! Der größte Gram ist kümmerlicher Liebesgram, der größte Schmerz krankhafter Weltschmerz oder hypochondrische Grille, die größte Anstrengung, im Walde auf weichem Moose zu liegen, sich als „Dichter" zu fühlen, die Wolken ziehen zu sehen, die Vöglein singen zu hören und dabei an ein passendes oder unpassendes, geistreiches oder thörichtes Gleichniß zu denken und dies in möglichst gute Verse zu bringen. Fünfhundert bis tausend solcher Verse machen den Dichter fertig, und hoch dünkt er sich dazustehen vor allen übrigen gemeinen Sterblichen. Nur noch die Sorge quält ihn, Anerkennung zu finden, Anerkennung um jeden Preis. Die Welt ringsher mag derweilen in wüthenden Wehen kreisen, die Erde mag untergehen in Meer oder Flamme — was ist das Leid der Welt gegen das eines Dichters, der keine Anerkennung findet! Und diese Anerkennung fordert er von dieser Welt, die er so ignorirt und verleugnet? Ja, und er meint auch, er würde sie ohne Zweifel finden, wenn ihm nicht die Kritik im Wege stände. Sowenig er deshalb sonst von Kampfesmuth beseelt ist, gegen die Kritik ist er stets bereit sein Schwert zu ziehen. Seit Uhland das Motto gab: „Singe, wem Gesang gegeben!" singt alle Welt (und warum auch nicht?), und seit Goethe ins Horn stieß: „Schlagt ihn todt, es ist ein Recensent!" will jeder, der glaubt, daß ihm Gesang gegeben, alle Recensenten todtschlagen. Weil aber nun jeder singt, hat keiner Zeit, dem andern zuzuhören; und wollte man nun gar alle Recensenten todtschlagen, so schlüge man ja sein ganzes, einziges liebes Publikum todt, welches noch allein zuhörend von dem Gesange der einzelnen, soweit es irgend geht, Notiz nimmt.

Zu dieser also charakterisirten Kategorie gehören, die einen mehr, die andern weniger, alle in der vorangestellten Uebersicht unter Nr. 1—5 angeführten Gedichtsammlungen. Als Beleg aus „Ein Cyklus von Gedichten in Liedform" von G. A. K. (Nr. 1) diene folgender „Guter Rath":

> Ward dir dein Lieb entrissen,
> So geh in Flur und Wald,
> Wo laute Lust und Freude
> Dir aller Orten schallt.
>
> Und mußt du dennoch weinen,
> So gehe in dein Haus,
> Sprich laut in stiller Kammer
> Vor Gott dein Leiden aus.
>
> Doch kann auch das nicht helfen
> Dem armen Herzen dein,
> So nimm die letzte Habe,
> Geh hin und trinke Wein. (!)
>
> Es ist eine alte Geschichte,
> Du hörst sie allerwärts,
> Daß nur der Wein kann heilen
> Getäuschter Liebe Schmerz.
>
> Und mit dem ersten Becher
> Begrab' vergangnes Leid:
> Die andern aber trinke
> Auf schönre goldne Zeit!

Das heißt also in schlichter Prosa: Hast du dein Liebchen verloren, so gehe zuerst in den Wald; gibt der dir keinen Trost, so suche diesen bei Gott; kann auch der nicht helfen, so hilft dir gewiß in dritter und letzter Instanz der Wein; werde also ein Trunkenbold, und solltest du deine letzte Habe drum verschleudern; denn das ist eine alte Geschichte: nur der Wein kann den Schmerz ge-

täuschter Liebe heilen! Das ist also die Moral unserer heutigen Lyrik! Schiller spricht in ähnlicher Lage von Freundschaft, Menschenliebe und Arbeit („Beschäftigung, die nie ermattet") als dem besten Troste — und hier? „Guter Rath" steht an der Spitze als Etikette, wo ein Todtenkopf stehen müßte mit der Warnung „Gift".

Es findet sich in dem „Cyklus" noch eine ganze Auslese ähnlicher charakteristischer Anschauungen und Einfälle; lauter kleine, heutigentags gar nicht so vereinzelt dastehende orationes pro domo, von denen wir hier einige anführen wollen als danach angethan, unser diese Besprechung einleitendes Raisonnement zu rechtfertigen:

> Dem Fröhlichen nur hilft das Glück,
> Dem Muthigen die Liebe —

meint der Dichter des „Cyklus", während die ältere und bisherige Anschauung wol die umgekehrte war. Seine größte Klage ist die in unserer Einleitung angegebene:

> Ach, so ein Liederträger (Dichter)
> Hat nimmer Rast noch Ruh. —
> Fänd' ich nur einen Verleger
> Und gute Kritik dazu!

Oder an einem andern Orte:

> Was schiert eine Welt in Trümmern
> Mein liebegetäuschtes Herz?

Seine treue Liebe versichert der Dichter also:

> Ich kann es nicht vergessen
> Dein liebes Angesicht.
> Ich sah in einen Himmel
> Und den vergißt man nicht.

Aber doch hält er es für nöthig, sich davon in seinem „Tagebuche", welches „der Hain ist", Notizen zu machen:

> Auf einer dunkeln Rose Blatt,
> Da hab' ich's eingeschrieben,
> Wie lieb ich eine Seele hatt',
> Die mir nicht treu geblieben.

Dort wird es denn auch wol länger und deutlicher zu lesen sein, als wenn er es mit Kohle in den Schornstein geschrieben hätte. Aber wir müssen wol unsere Weisheit für uns behalten, wollen wir nicht gegen den lebensfrohen und lebenskundigen Dichter allzu grämlich und verdrossen erscheinen; er kennt den Zweck des Lebens ganz genau:

> Ja, uns gehört die ganze Welt,
> Weil wir sie recht begreifen, (!)
> Und Gott hat uns dazu bestellt,
> Sie lustig zu durchstreifen.

Etwas ernsthafter sind die „Neuen Gedichte" von Ludwig Bauer: „Fliegender Sommer" (Nr. 2), gehalten, obgleich auch sie in dem alten, ausgefahrenen Gleise harmloser Natur-, Wein- und Liebespoesie dahinrollen. Aus allen Liedern tritt die Gesinnung und das Gemüth eines deutschen Biedermannes hervor, der sich in seinem Kreise recht behaglich fühlt und dieses Behagen dadurch noch zu steigern sucht, daß er seine Gedanken, Erlebnisse und die ihn umringenden Natur- und intimern Lebensverhältnisse durch poetische Formen und Gleichnisse verklärt, um, scheinbar anspruchslos, sich und seine Freunde damit zu unterhalten. Seine einfache und ehrliche Lebens- und Sangestendenz spricht sich am besten in folgendem Gedichte aus:

> Ihr sagt, ich sei ein Vogel nur,
> Der nimmer sorgt und immer singt,
> Und dessen Lied in Wald und Flur
> Nur Lenz und Luft und Liebe klingt.
>
> Seht, wie derselbe Sängermund,
> Der sich in Jubeltönen regt,
> Zum stillen Nest im Waldesgrund
> So emsig Korn um Körnchen trägt.
>
> Fürs Weibchen und die junge Schar
> Fliegt er um Nahrung stets aufs neu',
> Der so ein lockrer Vogel war,
> Sorgt für die Seinen fromm und treu.
>
> Er singt und sorgt, und sorgt und singt,
> Gesang und Sorg' ist seine Lust,
> Und was er singt und was er bringt,
> Er gibt es ganz aus treuer Brust!

Etwas mehr zeitgemäß, allein schon durch ihre religiöse Tendenz, möchten die Gedichte von Eduard Kauffer: „Gottesminne" (Nr. 3), erscheinen, und sie sind es in der That auch mehr als im Durchschnitt die zur Zeit in den meisten unserer Kirchen vorgetragenen Reden in Bibelworten, obgleich auch sie sich durch einen außerordentlichen Reichthum an Geist oder Gemüth gerade nicht besonders auszeichnen. Dagegen zeigen sie sich immerhin beachtenswerth durch ihre poetische Form und Sprache. Ihrem Inhalte nach aber könnten sie aus jeder andern Zeit ebenso gut gewachsen sein als aus der unserigen, trotz der vier- oder fünfmaligen Hindeutung auf zeitgenössische Ereignisse. Die „Legenden" zeichnen sich besonders durch einen dichterischen Schwung in der Sprache aus, finden aber leider, mit Ausnahme der ersten, die unten folgt, wegen ihrer mystischen und sogar spukhaften Pointen bei dem Referenten zu wenig Verständniß. Die erste, eine bekannte Kinderfabel behandelnde Legende lautet:

> Einst ging Herr Jesus über Land
> Und wirkte Wunder mit göttlicher Hand.
> Da kam er auch in einen Wald,
> Und alle Bäume begrüßten ihn bald
> Und neigten sich vor dem Heiland tief,
> Der jeden bei seinem Namen rief.
> Die Espe nur blieb aufrecht stehn,
> Ließ ungegrüßt ihn vorübergehn.
> Sie sah sein Antlitz, das glänzte so rein
> Wie weiße Lilien im Sonnenschein. . . .
> Sie hörte sein Wort, das schallte so traut
> Wie Liebeswerben mit kosendem Laut. . . .
> Der Wald rings betete still entzückt,
> Sie aber schwieg, von Stolz berückt.
> Da sprach der Herr Jesus: „Es sei fortan
> Mit ewigem Zittern dir angethan,
> Daß doch dein Hochmuth den erkennt,
> Den alles Meister und Heiland nennt!
> Die müden Lüfte halten Rast:
> Du sollst dich bewegen in fiebernder Hast,
> Selbst zittern und zagen und klagen dazu
> Bei Tag und Nacht, ohne Rast und Ruh'!" —
> Der Herr ging fürbaß, und seit der Zeit
> Die Espe wispert voll Schuld und Leid.
> Die müden Lüfte halten Rast:
> Sie muß sich bewegen in fiebernder Hast. . . .
> Muß zittern und zagen und klagen dazu
> Bei Tag und Nacht, ohne Rast, ohne Ruh'. . . .
> Muß schauern und trauern, bis donnerbeschwingt
> Durch die Luft des Gerichtes Posaune erklingt.

Mit liebenswürdiger, einfacher Herzlichkeit tritt uns Gustav Duill in seinen Gedichten „Auf dem Wege"

(Nr. 4) entgegen. Wie die ebenbesprochenen Lieder Kauffer's von kirchlich-religiöser, so sind die Gustav Duill's von humanistisch-philosophischer Tendenz durchhaucht, während an dichterischem Werthe beide wol gleich hochzustellen sind. An zeitgemäßer Bedeutung steht Gustav Duill aber schon bedeutend höher als alle Vorgenannten, wenngleich er sich hierin auch fast nur auf die glorreiche Zeit der letzten deutschen Kriege beschränkt. Aber auch in dieser Beziehung stellt sich der Dichter weniger auf den Boden der Ereignisse und Thatsachen selbst, sondern seine durchaus lyrisch gefühlvolle Reflexion liebt es, auf historischem Hintergrunde eine sorgfältig ausgeführte kleine rührende Skizze zu geben, welche meistens zum Zweck hat, die edlern Eigenschaften des menschlichen Herzens zu zeigen und zu preisen. Mit ganz besonderer Vorliebe verherrlicht Duill die Mutter- und Kindesliebe, und seine gemüth- und gefühlvollen Dichtungen dieser Art sind von großer, oft selbst erschütternder Wirkung. Wir werden deshalb eine derselben hier zur Probe hersetzen. Für sehr gelungen erachten wir auch die freien Nachdichtungen Horazischer Oden, die den Schluß des Büchelchens bilden; für sehr unangemessen aber das Gefühl der Beschämtheit und die Klagen in dem Gedicht: „Wo warst du?" eine Frage, welche der Dichter die siegreichen Kämpfer in Frankreich an ihn (den Dichter) stellen läßt; denn es wäre von jenen ein sehr taktloses und unwürdiges Vorurtheil, wenn sie ihre daheimgebliebenen Brüder, deren Mitgehen oder Zurückbleiben gar nicht einmal in ihrer Gewalt lag, verachten und nicht anerkennen wollten, daß auch diese im allgemeinen nach ihren Fähigkeiten so viel zum Gelingen des großen Werks beigetragen haben, als sie vermochten. Das als Probe verheißene Lied betitelt sich „Seelengruß" und lautet:

Der letzte Strahl der Sonne
Erhellt das Leichenfeld;
Gen West in Weh und Wonne
Schaut still ein wunder Held.

Es war ein großes Siegen,
Hell glänzet Deutschlands Stern,
Drum könnt' er ruhig liegen,
Drum könnt' er sterben gern.

Doch denkt mit heißem Sehnen
Er an ein Häuslein klein,
Drin harret unter Thränen
Auf ihn sein Mütterlein.

Dies macht ihm schwer das Sterben,
Daß fern er sterben muß,
Nicht senden kann den herben,
Herzinn'gen Scheidegruß.

Schwach wird des Herzens Schlagen,
Doch glänzt das Auge mild —
Es hat ihn fortgetragen
Ein freundlich Traumesbild:

Er wähnt sich in der Heimat,
Im Häuschen, still und klein,
Und sterbend sagt er leise:
„Du liebe Mutter mein!"

Daheim zur selben Stunde
Im Häuschen, arm und klein,
Sitzt an dem schmalen Fenster
Das alte Mütterlein.

Es sanken ihre Hände,
Die fleiß'gen, in den Schos,
Nun schaut sie in die Ferne,
Wie träumend, regungslos;

Doch plötzlich drückt sie heftig
Die Hand aufs treue Herz,
Sie hatte da empfunden
Wol einen jähen Schmerz.

Sie wankt zu ihrem Lager
Beklommen, tief gebückt,
Wo sie, am Boden knieend,
Ihr Haupt ins Kissen drückt.

Es herrschet tiefe Stille
Im Häuschen, arm und klein,
Ganz leise weint und betet
Das alte Mütterlein.

An künstlerischem Werthe einige Stufen tiefer, aber auch von durchaus anderm Charakter als die ebenbesprochenen Gedichte sind die unter dem Titel „Einst, Später und Jetzt" neugesammelten von Victor Maria von Milborn (Nr. 5). Sie tragen ein viel mehr subjectives Gepräge als die vorigen, die einen mehr objectiven, balladenhaften Charakter hatten. „Einst, Später und Jetzt" wird zum guten Theil aus der Liebesgeschichte des Dichters gebildet, und zwar aus einer unglücklichen, wie es ganz in der Ordnung ist, denn die glücklichen Liebhaber besingen ihre Liebe nicht, sondern genießen sie in aller Stille und Ruhe. Man möchte behaupten, wenn nicht so viel unglücklich geliebt würde, wäre unsere Literatur wenigstens um drei Viertel ihrer Lyriker ärmer. Vielleicht daß die Civilehe darin etwas Abhülfe schafft. Uebrigens fehlt es den von Milborn'schen Liebesliedern nicht an Wärme und Innigkeit, obgleich man eigentliche Tiefe der Empfindung und hinreißende, überzeugende Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks vermißt; an pathetischen Worten, geistreichen Wendungen, farbenreichen Bildern und zierlichen Pointen fehlt es einigen derselben nicht, aber an der Größe der Einfachheit. Soweit sich der Dichter von diesem Hauptthema, der Liebe, entfernt, was freilich verhältnißmäßig selten stattfindet, geschieht es zum Preise der Sangeskunst, zum Andenken einiger Freunde, zum Lobe des Königthums und in einem kurzen, neun kleine Epigramme enthaltenden Abschnitte: „Aus der Liedermappe eines Auferstandenen", zur Charakterisirung einiger politischer und socialer Persönlichkeiten oder Kreise. Einem Liede jedoch wie dem folgenden, welches „Eine Frage" betitelt ist, möchten wir lieber „Ein Räthsel" zur Ueberschrift geben:

Wenn du, lieb Kindchen, engelsgleich,
Die schönen Aeuglein thränennaß,
Die Mutter fragst: warum so bleich
Dein Angesicht, die Wange blaß?

Da möchte mir vor Schmerz und Leid
Das arme Herz zerspringen fast,
Ich weiß, daß du von ihr Bescheid
Zu fordern ew'ge Rechte hast.

Die Knospe prangt in stiller Pracht,
Das blaue Veilchen heiter blüht,
Das Bäumchen dort im Garten lacht,
Der volle Apfel roth erglüht —

Von deiner Mutter Antlitz rann
Nur eine Thräne kummervoll;
Die sprach: daß nie ein bleicher Mann
Ein rothes Röslein brechen soll.

Mit Nr. 6: „Tag und Nacht oder Singsang eines poetischen deutschen Nachtwächters aus dem Jahre 1789 für politische und unpolitische Leute in allen Tonarten von Sigismund von Insterburg, Hoch- und Landesverräther a. D.", stehen wir, soviel wir nur wünschen können, mitten in unserer Zeit, obgleich der pseudonyme Nachtwächter seinen Singsang aus dem Jahre des Heils oder Unheils 1789 datirt. Die Angabe dieses Jahres rechtfertigt sich durch die aus dem Singsang hervorleuchtende Anschauung des Dichters von unserer Zeit, welche er wie jenes Jahr von großen erschütternden Ereignissen und drohendem Unheil schwanger wähnt. Und mit dieser Ahnung, daß sich in der nächsten Zukunft etwas Großes vorbereite, steht der „Nachtwächter" nicht allein, mehr aber wol mit seinen Anschauungen über Einzelheiten in unserm gegenwärtigen politischen, socialen oder religiösen Leben. Doch darüber haben nicht wir hier zu entscheiden; wir haben nur über den künstlerischen Werth des „Singsangs" nach formeller und inhaltlicher Seite hin zu urtheilen, und im übrigen möchten wir nur unsere Vermuthung aussprechen, daß wir den Dichter wol auf einem der Ultraplätze unsers deutschen Reichstags, etwa auf dem des Herrn Reichensperger oder der Herren von Mallinckrodt und Windthorst zu suchen haben; doch, wie gesagt, wir vermuthen dieses nur. Was nun zuerst die formelle Seite des in Rede stehenden Singsangs betrifft, so ist diese in den einzelnen Liedern eine sehr verschiedene. Ueberall hat man den Eindruck, daß der Dichter die deutsche Sprache durchaus kennt, daß es ihm nirgends an Worten fehlt, seine Gedanken klar und präcis auszudrücken, daß sogar sein Wort- und Sprachschatz ein außerordentlich reicher ist; und dennoch lesen sich die Verse im ganzen sehr schlecht, die Wortstellung ist häufig eine äußerst gezwungene und steife, die Verse sind holperig und ungefüge, der Reim nicht selten unrein und falsch, sodaß man bei der salopen, ganz unkünstlerischen Form mancher Lieder an einen wirklichen Nachtwächter als Verfasser denken möchte, während andere in dieser Hinsicht noch unterm Nachtwächter sind. Und dazwischen finden sich dann wieder einige ganz untadelige, in reinstem Wohllaut hinfließende. Der innerliche Gehalt dagegen ist fast durchweg, mit nur wenigen Ausnahmen, ein ganzer und voller, und man vergißt über ihn häufig die schlechte Form, wie man über eine geist- und gedankenreiche Rede die größte körperliche Häßlichkeit eines Redners vergessen mag.

Und diese Anerkennung wird gewiß nicht dadurch an Werth verlieren, wenn Referent gesteht, daß er mit dem Dichter des „Singsangs" keineswegs auf demselben politischen und religiösen Parteiboden steht. Aber auch den Gegner muß man hochachten, bei dem man Treue der Ueberzeugung und Charakter findet. Und an beidem fehlt es dem „Nachtwächter" nicht, und ebenso wenig an Herz wie an Geist. Eins nur ist, was neben der stellenweise so salopen und ungefügen Form den Leser des Büchleins unangenehm berührt, das ist die satirische Herbheit und die unversöhnliche und dünkelhafte Unduldsamkeit, die sich gegen alle Andersdenkende durch alle Verse des Singsangs hindurchzieht. Es ist schade, der „Nachtwächter", obgleich er an der Kirche, an der Universität, am Theater, am Staatsrathsgebäude vorüber und durch alle Straßen, Gärten und Wege wandelt, ist nur ein sorgsamer Wächter für seine Freunde und deren Gut, er braucht sein Horn und seinen scharfen Spieß zu Wacht und Wehr nicht für die ganze schlafende Gemeinde, sondern nur für seine Partei. Die kleinen Epigramme und Satiren des Pseudonym Sigismund von Insterburg besitzen fast Lessing'sche Schärfe und Präcision, leider aber nur selten die Lessing'sche Objectivität. So passirt es ihm denn, daß er mitten in einer Sammlung von spöttischen Witzen und Satiren sagen kann:

Lerne Spott ertragen,
Nie doch selbst ihn sagen.

Auf einem sehr extremen Parteistandpunkte stehend, achtet er sich selbst durchaus für unparteiisch; ihm gilt eine Frau vom „Köhlerglauben" höher als ein emancipirtes Weib, während einem unbefangenen Auge doch beide gleich sehr in Irrthum befangen erscheinen würden; am Priester sieht der Nachtwächter nur das Gute und Verehrenswürdige, an „Fips" und den Liberalen dagegen nur das Häßliche und Schlechte; der Caricatur des einen stellt er die idealisirte Gestalt des andern gegenüber. Das ist keine dichterische Gerechtigkeit, sondern unbilliges Nachtwächtervorurtheil, worüber der Dichter selbst den Stab bricht in den Versen:

Nie auf die Schlechtesten soll man hinzeigen,
Um darzuthun, daß brav und gut man sei;
Der Blick soll stets sich zu den Besten neigen,
Vergleichen so, ob man besitze Weih'.

Das Gute und Wahre zu wissen, nur um darüber zu schwatzen, genügt nicht, und es ist ein unlogisches Ding, einer Partei anzugehören und der Wahrheit unabweichbar die Ehre zu geben. Es ist auch nicht leicht, allgemein gültige Weisheitsregeln in Spruchform aufzustellen; es gibt sogar fast kein, noch so bewährtes Sprichwort, welches nicht durch ein anderes, ebenso bewährtes zum Theil oder ganz aufgehoben würde, je nach Umständen; jedes Ding in der Welt hat eben mindestens seine zwei Seiten und läßt sich von verschiedenen Standpunkten aus betrachten, von denen allerdings der eine günstiger sein kann als der andere. Ein Künstler z. B. nach dem Herzen des „Nachtwächters":

Allein aus sich der wahre Künstler schafft,
Verehrt Natur als Mutter seiner Kunst,
Nie äfft er nach, prahlt nie mit seiner Kraft, —

(soweit ist es gut)

Er kehrt sich nicht an Tadel noch an Gunst —

würde nach des Referenten Ansicht ein dünkelhafter, bildungsunfähiger Patron sein.

Wie gern auch der „Nachtwächter" immer eine Stufe höher als andere zu stehen wähnt, geht vielleicht aus diesen Versen hervor:

Nicht immer schlecht sind alle Sachen,
Die Thoren, Narren lachend machen;
Denn wißt, ein Thor, ein Narre war,
Der einst auch dieses Buch gebar.

Der Dichter meint doch hier sein eigenes Buch, und möchten wir deshalb wol fragen, ob er das Imperfect: ein Narre war, absichtlich oder nur des folgenden Reims wegen gesetzt hat; denn seit Sebastian Brant ist es doch so Sitte, daß der bescheidene Dichter zuerst das Narrenschiff besteigt, in welches er die ganze Welt zu placiren gedenkt.

Wir können, so sehr es uns auch reizt, des beschränkten Raums wegen in der Besprechung des „Singsangs“ nicht fortfahren, und wollen uns damit begnügen, einige Verse daraus noch anzuführen, die beweisen, wie achtbar das Talent des Autors erscheint, wo er seinen Parteistandpunkt verläßt und sich auf einen rein menschlichen, objectiven stellt. Er charakterisirt den „Egoisten“ darin folgendermaßen:

> Wenn ich bete,
> Bet' ich für mich;
> Wenn ich rede,
> Red' ich für mich;
> Wenn ich liebe,
> Lieb' ich nur mich;
> Wenn ich esse,
> Eff' ich für mich;
> Mögt ihr sterben,
> Wenn nur nicht ich;
> Kinder, Vetter? —
> Nur nicht für mich;
> Du doch, Harpagus, Bruder, sprich —
> Nein, nein, schweig, du bist ja nicht — ich.

An Zeitgemäßheit dem ebenbesprochenen „Singsang“ am nächsten stehend, überragen denselben die „Aeolsklänge, Rhapsodien aus der Originalmappe eines beurlaubten Landwehrmannes“ (Nr. 7), an wohllautender und correcter Form wie auch an vorurtheilsfreier Anschauung und Innigkeit des Gefühls ebenso sehr, wie jene diese an Allseitigkeit und geistigem Reichthum. Der Inhalt der „Aeolsklänge“ ist, nach Angabe des dem Büchlein beigefügten Prospectes, „eine lyrische Darstellung der Thatsache, daß sämmtliche Lebensbeziehungen aller Bevölkerungsklassen sich heben durch eine religiös-veredelte Todesanschauung“, und deshalb sucht der Dichter durch siebzehn „Rhapsodien“ „den Leser aus der freundlich heimischen Stille der Familie zu den Kampfstätten des öffentlichen Lebens hinzuführen“. Allerdings aber vermissen wir etwas die Mannichfaltigkeit dieser Kampfstätten; sie beschränken sich in den Rhapsodien auf die eigentlichen Schlachtfelder, für einen beurlaubten Landwehrmann freilich ganz angemessen. Uebrigens sind die Rhapsodien nicht alle aus dem Kopfe und der Feder eines und desselben Dichters geflossen, sondern zweier Brüder, nämlich Andreas und Wilhelm Bethe's. Der erste, friedliche Theil hat den bereits im Jahre 1846 gestorbenen Andreas, der zweite, mehr kriegerische den jüngern Wilhelm zum Verfasser. Die brüderliche Verwandtschaft beider verleugnet sich auch nicht in ihren Dichtungen, nur daß der Charakter des Jüngern etwas fester und männlich-energischer erscheint. Freundliche Milde und sinniger Ernst charakterisiren die Gedichte des verstorbenen Andreas, davon wir eins: „Der brave Arzt“, hierhersetzen:

> Hätten, so viel du gesegnet,
> So viel Tausend dir geflucht;
> Preßtest du so viele Thränen,
> Als zu trocknen du gesucht;
>
> Hätte, so viel sie erquickte,
> So viel deine Hand gequält;
> Hätte, statt des milden Balsams,
> Schwert und Flamme sie gewählt:
>
> Ja, zu deinem Grabe träte
> Voll Bewunderung die Welt,
> Denn an Marmorsäulen prangte
> Hier im Lorberkranze: „Held!“

Frohsinn, Gesundheit und heiterer Lebens- und Kampfesmuth athmen aus den Gedichten Wilhelm's, aber auch ein warmes Herz und ebenso viel Freiheits- wie Vaterlandsliebe. Die einfache Form und der innige, bald elegische, bald kecke Ton seiner Lieder gibt denselben oft etwas durchaus Volksthümliches, wie z. B. dem Soldatenliede „Abmarsch“:

> Die Vöglein zwitschern und singen,
> Der Morgen ist kühl und schön;
> Der Sonne erste Strahlen
> Vergolden Berg und Höhn.
>
> Ins Feld, ins Feld! Die Hörner
> Die mahnen mit hellem Klang.
> Hinaus, hinaus ins Freie
> Mit Jauchzen und Gesang!
>
> Leb' wohl, mein liebes Städtchen;
> Leb' wohl, du Liebste mein!
> Und kehre ich nicht wieder,
> Thu einen andern frein!

Mit wenigen einfachen Zügen, aber von größter Wahrheit und mit ergreifender Anschaulichkeit zeichnet er einige Situationen und Skizzen aus dem letzten großen Feldzuge, sodaß wir nicht umhinkönnen, eine davon: „Auf Vorposten vor Pantin“, hier noch anzuführen:

> Dies ist der einz'ge Durchgang hier,
> Und niemand darf vorbei,
> Es sei denn, er hab' einen Paß
> Von hoher Polizei.
>
> Wohl manchen trieb ich da zurück,
> Das ward mir herzlich schwer;
> Mit bleichem Antlitz kamen sie
> Und flehten, ach, so sehr!
>
> Gab hin mein eignes Tagesbrot:
> „Geht, Leute, geht zurück,
> Es dauert nur noch kurze Zeit,
> Da, nimm mein letztes Stück!“ —
>
> Am Abend kam ein Invalid
> Mit einer Flasche Wein:
> „He, Kamerad! Komm, trink mit mir,
> Laß Ordre Ordre sein!“
>
> Ein andrer wies vom Kaufmann mir
> Ein Rechnungsbriefchen vor
> Und sagt', das sei ein richt'ger Paß:
> „Geh, Esel, steh dich vor!“
>
> Zwei junge Mädchen, schlank und zart,
> Mit Körbchen an dem Arm,
> Sie mußten allesammt zurück.
> O weh! da ward mir's warm. —
>
> Um Mitternacht durft' niemand mehr
> Auf dreißig Schritt heran,
> Denn kamen sie mir auf den Leib,
> War's leicht um mich gethan.

Ein Mann, gebückt am Stabe, rief:
„Soldat, erlaube mir!
Ich kann bekommen keinen Paß,
Und ich kann nicht dafür.

„Ich sterbe Hungers, laß mich gehn,
Bist du denn nicht ein Christ?" —
„Zurück! Nichts, kann nicht, möchte gern,
Du siehst, wie schwer mir's ist.

„Halt! Steh! So kommst du nicht vorbei!" —
„O Bruder, laß mich gehn!"
So sprach er in gebrochnem Deutsch.
Ich durft' ihn nicht verstehn.

Und als die vierte Tour mich traf,
Da lag der kranke Mann
Am Wall und zitterte vor Frost
Und sah mich traurig an.

Und kam und bat und streckte aus
Die Hand nach meinem Arm;
„Drei Schritt zurück! Gewehr zum Schuß" —
Er weicht! — Daß Gott erbarm'!

Der Teufel hol' den Morgengruß
Und solch ein Morgenroth!
Ich wollt', ich wär' nicht mehr Soldat,
Wollt' lieber, ich wär' todt!

Wir sind hiermit schon eingetreten in die Besprechung der Kriegslyrik, zu welcher die nächsten drei Nummern des vorgeschickten Verzeichnisses gehören. Wir können über dieselben kürzer hingehen, weil sie sich nirgends über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben, die erste von ihnen: „Deutschlands Kampf und Sieg" von Karl Ludwig Netz (Nr. 8), dasselbe auch nicht einmal erreicht. Es ist recht viel deutscher Sinn und Patriotismus, auch sogar historische Wahrheit und nichts geradezu Unverständiges darin, aber mehr auch nicht, wenigstens nicht von Poesie. Zur Probe:

Weit, weit indessen rings umher
Tobt wild die Schlacht.
Im Sturme das pariser Heer
Anläufe macht.

Es dringt mit hunderttausend Mann
Aufs fünfte Corps.
Doch was es kämpfend auch gewann,
Es gleich verlor u. s. w.

Mehr Jugendlichkeit und Poesie zeigen die „Erinnerungsblätter aus eiserner Zeit" von Hermann Jahn (Nr. 9). Die Sprache ist kräftig und voll Pathos, auch manche Schilderung sehr anschaulich und lebendig, nur vermißt man in vielen Gedichten die wirkungsvolle Kürze und Präcision des Ausdrucks. So kommt es, daß mancher sehr schöne Gedanke durch allzu breite Darlegung desselben an Klarheit und Wirksamkeit verliert. So sind denn auch die wenigen kürzern Gedichte die entschieden werthvollern des Büchleins. Ein gutes Zeugniß für das Talent des Dichters ist aber besonders die überall hervortretende sprachliche und geistige Selbständigkeit desselben, die sich vor allem in den, den „Erinnerungsblättern" angehängten „Liedern vermischten Inhalts" erkennen läßt. Aus ihnen wählen wir deshalb das hier anzuführende Probestück aus:

Oft nennt man den, der in Gedanken ist,
Gedankenlos!
Den, der viel redet, der sich leicht vergißt,
Im Denken groß!
Den, der sich klüglich mit sich selbst beräth,
'nen Thoren gar!
Den, der viel prahlt, wovon er nichts versteht,
Im Kopfe klar!
Den, der sich quält mit Wissenschaft und Kunst,
'nen armen Wicht!
Den, der viel Werke schafft aus eitlem Dunst,
Ein seltnes Licht!
Doch ob die Welt nach Recht und Wahrheit geht?
Ich zweifle dran.
Sie rühmt und lästert, wie sie es versteht,
Nach Gunst und Wahn.
Nur gut, daß der, der seinem Triebe lebt,
Um höhern Preis,
Als der, der nach der Gunst der Menge strebt,
Zu schaffen weiß.
Nie ward der Ernst durch eitlen Schein geehrt,
Der bald verblich,
Und wahre Größe findet ihren Werth
Allein in sich.
Nur der in seinem Streben selbst erblickt
Der Wünsche Ziel,
Und glücklich ist, weil er sich selbst beglückt,
Erkennet viel.
Nur der sich selbst nach eignem Glauben mißt,
Ist Herr der Geister,
Nur der im Schaffen rings die Welt vergißt,
Der Weisheit Meister.

Die Gedichtsammlung „Kaiser Wilhelm" von Ernst Fürste (Nr. 10) trägt ihren Werth weniger in ihrem poetischen Inhalte als in der darin ausgesprochenen Liebe des Verfassers zu seinem Vaterlande und seinem preußischen Königshause. Der gewählte Titel „Kaiser Wilhelm" scheint uns weniger passend, als etwa der Titel „Preußens Könige" gewesen wäre. Denn eine nicht minder begeisterte und gerechte Verherrlichung als die Person und die Thaten Kaiser Wilhelm's finden die der Königin Luise, des deutschen Kronprinzen, Friedrich Wilhelm's IV. und III. und Friedrich's des Großen, und es wird nicht allein der deutsche Krieg gegen Frankreich unter Kaiser Wilhelm's Führung besungen, sondern auch die preußischen Kämpfe bei Königgrätz, Roßbach, Leuthen u. s. w. Zur Charakterisirung der Fürste'schen Kriegslyrik gelange hier ein kürzeres, „den Kronprinzen Fritz" verherrlichendes Lied zum Abdruck:

Hurrah dem Kronprinz, unserm Fritz!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Er fuhr daher wie Gottes Blitz,
Da klang's Victoria!
Victoria bei Weißenburg!
Victoria bei Wörth!
Hurrah! Held Fritz fuhr drauf und durch,
Da machte Frankreich kehrt!

Wie vom Gebirg das Wetter braust,
Schoß er ins welsche Land
Und schlug mit deutscher Heldenfaust
Den Franzmann in den Sand!
Zerschmettert sanken Burg und Schanz,
Die Horden Afrikas;
Hoch schwang den grünen Siegerkranz
Der Held Germanias!

O Siegesschlag, so wuchtig schwer,
Wenn ihn Alldeutschland führt!
O Siegesmarsch, so herrlich hehr,
Wenn Fritz ihn commandirt!

Wenn durch das Land sein Vorwärts klingt,
Ihm nach, Germania!
Wo unser Fritz den Degen schwingt:
Hurrah! Victoria!

Wir fügen an diese Besprechung noch die „Nachlese zu den dichterischen Werken des Malers Friedrich Müller, herausgegeben von Hans Graf York" (Nr. 11). Diese dankenswerthe und in literarischer Beziehung immerhin interessante und werthvolle Gabe bietet aber doch nicht viel Neues zur Charakterisirung jenes so genial beanlagten Dichters; diese Nachlese bereichert die hinterlassenen und zuletzt von Professor Hettner herausgegebenen Werke Friedrich Müller's um ein ziemlich inhaltreiches, aber nicht besonders charakteristisches Heft, aus welchem man sich dasselbe Urtheil über den Dichter bilden wird, welches die Literaturgeschichte aus seinen übrigen Werken bisher gezogen hat, und das kurz und bündig in dem dieser Nachlese als Motto vorgedruckten Worte Schubart's ausgesprochen ist: „Er hätt' ein großer Dichter werden können, und aus Kapriz ist er ein mittelmäßiger Maler geworden."

Wilhelm Paul Graff.

Philosophische Schriften.

1. Die Lehre von den Ideen in einer Reihe von Untersuchungen über Geschichte und Theorie derselben dargestellt von Karl Heyder. Erste Abtheilung: Zur Geschichte der Ideenlehre. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie wir aus den Erörterungen des Verfassers auf S. 285—287 seines Werks erfahren, beabsichtigt derselbe, nicht nur zu neuer Untersuchung der Ideenlehre, als wesentlicher Grundlage aller Speculation, einiges beizutragen, sondern auch mittels derselben den wissenschaftlichen Theismus im Sinne von J. H. Fichte, H. Weiße, C. Ph. Fischer u. a. kritisch speculativer als diese Forscher zu begründen. Schon hieraus ist zu entnehmen, daß er der Platonischen Auffassung der Ideen hinsichtlich ihres Werthes auch für die rein theoretische Speculation im ganzen näher steht als der streng kritischen Ansicht Kant's, welche die Geltung der Ideen durchaus auf das praktische Gebiet beschränkt. Diesem Standpunkte dürfen wir es wol hauptsächlich zuschreiben, daß der Verfasser zwar äußerst gründliche und unbefangene Untersuchungen über die Geschichte der Ideenlehre gibt, ihren Ursprung aber nicht zum Gegenstande seiner Kritik macht. Und doch entscheidet oft schon der Ursprung solcher Begriffe und Lehren, welche nicht unmittelbar durch die Erfahrung uns aufgedrängt werden, über ihren Werth oder Unwerth für die Erkenntniß. In dieser Hinsicht aber kann es für keinen, welcher die Geschichte der Platonischen Philosophie näher kennt, dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die Ideenlehre ein Product mythisch-dichterischer Phantasien ist, welchem Plato, so gut es gehen wollte, häufig ein wissenschaftliches Gewand überzog, während er auch nicht selten die mythische Einkleidung beibehielt. Daß die Ideenlehre bei Plato an Widersprüchen leidet, welche keine Kunst zu lösen vermag, hebt der Verfasser selbst nachdrücklich hervor, er scheint aber, wie man aus seiner im Eingange erwähnten Absicht schließen darf, sie einer principiellen Verbesserung für fähig zu halten, durch welche sie das für die Erkenntniß, resp. für den Theismus leisten soll, was sie bisher nicht geleistet hat. Nach unserm Ermessen erscheint es räthlicher, derartige Conceptionen, weil sie, auf unwissenschaftlichem Wege gewonnen, weder einer logischen Nöthigung ihre historische Existenz verdanken, noch ihren Zweck erfüllen, aus der wissenschaftlichen Philosophie gänzlich zu verbannen.

Im einzelnen ist die Geschichte der Ideenlehre vom Verfasser mit ausgezeichneter Sachkenntniß und umsichtigster Kritik behandelt worden, sodaß wir kaum einen Punkt zu verzeichnen haben, in welchem die Darlegungen des Verfassers bekämpft werden müßten. Wir empfehlen daher das vorliegende Werk allen denen angelegentlichst, welchen es in geschichtlichen Darstellungen der Philosophie oder einzelner Philosopheme vornehmlich auf treue und streng sachliche Wiedergabe des historisch Gegebenen ankommt, und fügen hinzu, daß die Geschichte der Ideenlehre bis in die neueste Philosophie verfolgt wird, indem auch die Philosophie des Unbewußten Berücksichtigung gefunden hat.

2. Grundzüge der Psychologie. Von F. A. Hartsen. Mit 4 lithographirten Tafeln. Berlin, C. Duncker. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser bittet wegen Vernachlässigung „der stilistischen Seite der Form um Nachsicht für den Ausländer und Kranken". Indem wir ihm persönlich diese gern gewähren, müssen wir doch und zwar im Interesse seines Werks bedauern, daß es an unzähligen grammatischen und andern, oft sinnstörenden Fehlern Ueberfluß hat. In frühern Schriften des Verfassers ist dies nicht der Fall; in ihnen verrathen nur ab und zu einige undeutsche Wendungen, daß er das Deutsche nicht eben als seine Muttersprache handhabt. Wiewol also der Verfasser die „Grundzüge der Psychologie" nicht gern für eine bloße Uebersetzung seiner „Principes de Psychologie" gehalten wissen will, so verräth doch der Stil des vorliegenden Werks zu deutlich, daß wir in seinen meisten Partien eine Uebersetzung, und zwar eine sehr schlechte, weil wahrscheinlich nicht vom Verfasser selbst besorgte, vor uns haben. Wenn man liest: „Unsere Huld den Männern" u. s. w., so erräth man leicht aus dem Zusammenhang das „Notre grâce" des Originals und damit den Sinn der Stelle; wenn aber von der „Ansteckblichkeit" der Begierden die Rede ist, so steht man rathlos da, bis man einige Seiten danach „Ansteckblichkeit" liest und allmählich dahinterkommt, es solle von den Begierden behauptet werden, daß sie anstecken.

In sachlicher Beziehung hat der Verfasser seinen wohlverdienten Ruf eines gründlich gelehrten und gewissenhaften Forschers auch hier wieder bewährt. Durch eine Fülle scharfsinnig angestellter und gedeuteter Beobachtungen erhält die empirische Psychologie, wenn auch in etwas aphoristischer Form, eine schätzbare Bereicherung

ihres Materials, sowie durch passend eingeflochtene logische Auseinandersetzungen nicht unbedeutenden Gewinn in methodologischer Hinsicht. Einzelne Ansichten des Verfassers wollen sich in das Ganze seiner streng empirischen Richtung nicht recht einfügen, wie z. B. seine Behauptung, daß das Ich sich selbst wahrnimmt, nebst dem dazu versuchten Beweise: „Wie weiß der Mensch, daß etwas in ihm ist, ein «Ich», welches wahrnimmt? Er kann es nur wissen durch Wahrnehmung. Um zu wissen, daß ein «Ich» besteht, muß er dieses «Ich» wahrnehmen. Dieses «Ich» aber ist das Subject, welches in ihm wahrnimmt." Vielmehr ist das „Ich" nur eine sprachliche Bezeichnung zunächst des Körpers und ist erst seit J. G. Fichte ein Gegenstand merkwürdiger Speculationen und aprioristischer Theorien geworden, welche, weil sie den historisch klar vorliegenden Ursprung des Ichbegriffs nicht annehmen können oder wollen, absonderliche Hypothesen über seine Entstehung und Bedeutung aufstellen. Eigenthümlicher Art ist ferner die Behauptung, daß es „Begriffsbegierden" gebe, d. h. Begierden, welche durch allgemeine Gedanken oder Begriffe verursacht seien: „Die Begierde zum Trinken, im allgemeinen, ist eine Begriffsbegierde. Sie hört nur dann auf, dies zu sein, wenn die Begierde sich auf den Gedanken eines besondern Getränks richtet, auf den des Weins oder des Biers z. B." Danach wäre der Durst an sich, der ja durch viele Getränke gestillt werden kann, eine Begriffsbegierde, und zwar veranlaßt durch den abstracten Begriff Getränk! Der Durst hat aber vor dem Worte und Begriff Getränk existirt und ist von ihm durchaus unabhängig.

3. Die systematischen Begriffe in Kant's vorkritischen Schriften nach ihrem Verhältniß zum kritischen Idealismus. Von Hermann Cohen. Berlin, Dümmler. 1874. Gr. 8. 12 Ngr.

In bekannter gründlicher Weise legt Cohen die Verschiedenheit des vorkritischen Standpunktes vom Kriticismus Kant's dar an den Begriffen: Analytisch und Synthetisch, Causalität, Möglich, Unmöglich, Zufällig, wie an Kant's Auffassung der Psychologie und Ethik. Besonders verdienstlich ist es, daß Cohen einzelne irrthümliche Darstellungen Kuno Fischer's, des gefeierten und vielgelesenen Geschichtschreibers der neuern Philosophie, überall zurückweist und damit den Weg bahnt für eine objective und historisch treue Auffassung der Lehre Kant's.

4. Kant's Teleologie und ihre erkenntnißtheoretische Bedeutung. Eine Untersuchung von August Stadler. Berlin, Dümmler. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die Absicht des Verfassers, den organischen Zusammenhang der „Kritik der Urtheilskraft" mit der „Kritik der reinen Vernunft" nachzuweisen, ist von ihm mit genauer Kenntniß Kant's und vielem Scharfsinn durchgeführt worden, wodurch seine Schrift einen bleibenden Werth für die Beurtheilung des Kant'schen Systems erhält. Auch die Bedeutung desselben für die moderne Naturwissenschaft, besonders in methodologischer Beziehung hat Stadler mit im ganzen hinlänglicher Kenntniß beider Gebiete nachgewiesen. Im einzelnen müssen wir einen Vorwurf zurückweisen, welchen der Verfasser dem auch von ihm hochgeachteten Naturforscher Zöllner zwar dem Wortlaut nach in milder Form macht, welcher aber trotzdem sachlich die Unfähigkeit, den kritischen Standpunkt zu verstehen, Zöllner insinuirt. Denn dieser wird als Vertreter des dogmatischen Denkens dem Kriticismus gegenübergestellt:

> Das Bild des psychologischen Contrastes zwischen kritischem und dogmatischem Denken bietet sich uns hier in unvergleichlicher Schärfe dar. Es ist schwer zu begreifen, daß die wirklich beruhigende Klarheit der kritischen Ideenentwickelung nicht von jedem Naturforscher mit Freuden begrüßt wird; denn sie gibt auf alle Fragen eine scharfe, zureichende Antwort.

Das letztere ist eben vom Naturforscher einfach zu bestreiten; die Antwort des Kriticismus ist für ihn überhaupt keine Antwort im Sinne der naturwissenschaftlichen Forschung. Der Verfasser hat sich so in den Kant'schen Standpunkt eingelebt, daß er ihn nicht nur für den einzig richtigen hält, sondern gar nicht mehr begreifen kann, daß jemand sich bei ihm nicht zu beruhigen vermag: eine psychologisch nothwendige Folge der überwiegenden Beschäftigung mit jenem bestimmten Gedankenkreis.

5. Beiträge zum Verständniß Kant's. Von Johannes Witte. Berlin, H. R. Mecklenburg. 1874. Gr. 8. 20 Ngr.

Was die vorige Schrift von der „Kritik der Urtheilskraft" nachwies, dasselbe zeigt die vorliegende von der „Kritik der praktischen Vernunft", daß nämlich auch die letztere in organischem Zusammenhang mit der „Kritik der reinen Vernunft" steht. Dieser Nachweis ist für die Gesammtauffassung des Kant'schen Systems von entscheidender Wichtigkeit; man kann nun die Aufstellung der bekannten Vernunftideen nicht mehr als eine Concession an die herrschende Meinung des Zeitalters und als Abweichung von der streng wissenschaftlichen Doctrin der Vernunftkritik betrachten, sondern muß vielmehr annehmen, daß die feste Ueberzeugung von der Geltung jener Ideen und ihrer Unentbehrlichkeit im ethischen Gebiete nicht unerheblich auf die theoretische Speculation Kant's eingewirkt hat, zumal wenn man sich seines Ausspruchs erinnert: „Ich mußte das Wissen aufheben, um für das Glauben Platz zu bekommen."

Der Verfasser hat seine Aufgabe mit vollkommener Beherrschung des Materials und unbefangenem, scharfem Urtheil gelöst, nebenbei manche falsche Auffassungen und Auslegungen der Kant'schen Lehre widerlegt und berichtigt, wodurch seine Arbeit eine Bedeutung für die Geschichte der Kant'schen Philosophie enthält, welche über ihren geringen Umfang weit hinausgeht.

6. Ueber die Unsterblichkeit der Seele. Von G. Teichmüller. Leipzig, Duncker und Humblot. 1874. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende Schrift unterscheidet sich von andern mit ähnlicher Tendenz vortheilhaft durch den ruhigen Ton und die rein theoretische Untersuchung, indem sie alles ungehörige Heranziehen praktisch-ethischer Fragen sorgfältig vermeidet. Der Standpunkt des Verfassers ist der monadologische, von Leibniz begründete, der sich ganz besonders zu einer wissenschaftlichen Beweisführung in der behandelten Frage eignet. Freilich erheben sich gegen seine Zulänglichkeit sofort gewichtige Bedenken, wenn man sich erinnert, daß die Monadenlehre vornehmlich zu dem Zwecke erfunden wurde, um Vernunft und Offenbarung

miteinander in Einklang zu bringen, wie Leibniz selbst ausdrücklich erklärt. Diese Aufgabe wird nun bekanntlich immer so gelöst, daß der Inhalt der Offenbarung, wenigstens so weit er noch vom Zeitbewußtsein als geltend anerkannt wird, von vornherein ohne jede kritisch-historische Untersuchung feststeht und alle Thätigkeit des Denkens sich darauf beschränkt, ihn möglichst von seinen ursprünglichen Widersprüchen zu befreien. Philosophisch gestaltet sich dies folgendermaßen: Die Existenz Gottes und die Gewißheit der Unsterblichkeit ist zu beweisen; welche Hypothese leistet nun dies am besten? Ist diese Hypothese gefunden, so wird auf ihr ein mehr oder weniger consequentes System aufgebaut, in dessen Fortgang allmählich, scheinbar von selbst, auch das A und O der Speculation, der Inhalt der Offenbarung zu Tage tritt; ein Verfahren, welches der vorkritische Kant als den Kunstgriff bezeichnet, „die Vernunft so zu lenken, daß sie gerade hintreffen mußte, wo der treuherzige Schüler sie nicht vermuthet hatte, nämlich dasjenige zu beweisen, wovon man schon vorher wußte, daß es sollte bewiesen werden". Im Lauf der Zeit finden sich dann auch noch einige Gründe, die unabhängig vom System erscheinen und darum besondere Beweiskraft beanspruchen. Ein solcher ist in unserm Falle z. B. die Einheit des Bewußtseins, welche nur durch eine einfache, ausdehnungslose, unräumliche Seele hervorgebracht werden kann, wie schon Thomas von Aquino lehrte. Diesen Grund bringt der Verfasser zunächst als Einheit des Urtheils vor; weil dieses mindestens zwei verschiedene Vorstellungen zur Einheit verknüpft, deshalb muß das urtheilende Subject einheitlich sein. Später wird die Ichheit, das Selbstbewußtsein zu gleichem Zwecke benutzt. Diese und auch die übrigen Gründe des Verfassers überzeugen nur denjenigen, der überzeugt sein will; für alle andern lassen sie die Sache mindestens so zweifelhaft, wie sie ohne jene Gründe ist.

Uebrigens müssen wir hervorheben, daß uns von allen derartigen Schriften die vorliegende in jeder Beziehung als die lesenswertheste und relativ beste erscheint; daß sie trotzdem ihren Zweck nicht erfüllt, liegt in der Natur des behandelten Gegenstandes.

7. Die scholastische Lehre von Materie und Form und ihre Harmonie mit den Thatsachen der Naturwissenschaft von M. Schneid. Eichstädt, Krüll. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Titel zeigt die Größe der Aufgabe, welche der Verfasser zu lösen beabsichtigt: nichts Geringeres, als die ganze moderne Atomentheorie als falsch und die aristotelisch-scholastische Naturphilosophie als richtig zu erweisen. Das treibende Motiv des Verfassers tritt an einigen Stellen seiner Schrift hervor. Der Dualismus, welchen Offenbarung und Kirche lehren, muß auch von der Philosophie wieder als Fundamentaldogma anerkannt werden; deshalb muß sie der Naturwissenschaft „einen Begriff vom Körper gegenüberstellen, der den vollen Gegensatz zum Geiste einschließt. Einen solchen Begriff bietet allein die alte Schule." Natürlich, denn sie hat ihn aus Accommodation an die Kirchenlehre angenommen. Die Hauptaufgabe der Philosophie erblickt der Verfasser darin, daß sie die „allgemeinen Anschauungen der Menschen zum wissenschaftlichen Bewußtsein zu erheben und zu begründen hat, während der Widerspruch einer Lehre mit dem sensus communis ein Zeichen ihrer Falschheit ist".

Mit vielem Scharfsinn benutzt Schneid die verschiedenen Ansichten neuerer Naturforscher über das Wesen der Atome, um Widersprüche der ganzen Theorie zu entdecken; mit großer Belesenheit citirt er moderne Philosophen, welche theils nur gegen einzelne Lehren der Theorie, theils gegen dieselbe überhaupt sich erklären. Wenn er aber die „Ernüchterung" in naturwissenschaftlichen Kreisen, welche daher stammt, daß die Naturforschung das nicht erklärt hat, was niemals erklärt werden kann, als einen Beweis für die Nothwendigkeit der Rückkehr zur aristotelisch-scholastischen Speculation betrachtet, welche jenes angeblich leistet, nämlich den „Stoff begreiflich macht", so ist zu hoffen, daß er für diese Ansicht keine Anhänger findet. Denn man muß endlich einmal einsehen, daß das Erklären seine Grenzen hat, damit das Hin- und Herschwanken zwischen transscendenter Speculation und rationeller Forschung definitiv beseitigt wird. Im übrigen ist auch dieser Versuch der Wiedererweckung früherer, von der Wissenschaft verworfener Lehren mit dem Scharfsinn angestellt worden, welcher sich bei dergleichen Unternehmungen regelmäßig offenbart.

8. Ueber philosophisches Studium von Johann Friedrich Herbart. Neue Ausgabe. Leipzig, Voß. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Wiewol diese Schrift vorzugsweise gegen den Idealismus der Zeitgenossen Herbart's gerichtet ist, so hat sie doch einen bleibenden Werth dadurch, daß sie verkehrte Richtungen wie einzelne Fehler des Denkens corrigirt, welche in der menschlichen Anlage begründet sind und darum leicht wiederkehren. Deshalb ist sie der allgemeinen Beachtung dringend zu empfehlen.

9. Psychologisches zur Willenserziehung. Von Wilhelm Bethe. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Im Anschluß theils an Herbart, theils an Beneke, gibt der Verfasser sehr brauchbare pädagogische Winke darüber, wie durch Erziehung der Wille allmählich zu dem gebildet werden muß, was die übliche philosophische Definition schon in ihm voraussetzt: zur vernünftigen, durch Gründe bestimmten Wahl und Entschließung.

10. Ueber Freiheit des Willens. Vortrag, gehalten im Club der Deutschen zu Manchester am 17. November 1873 von F. Kirchner. Halle, Fricke. 1874. Gr. 8. 10 Ngr.

Mit einer guten Kenntniß der Geschichte der Philosophie verbindet der theologische Verfasser eine Unbefangenheit des Urtheils, welche manchem Philosophen zu wünschen wäre. Demgemäß gelangt er auch zu dem Resultate, daß eine eigentliche Freiheit des Willens nicht existirt, sondern nur darin die Freiheit des Menschen besteht, daß er seiner innersten Natur gemäß handelt.

11. Arthur Schopenhauer's Philosophie. Ein Vortrag von Friedrich Harms. Berlin, Hertz. 1874. Gr. 8. 10 Ngr.

Der Verfasser zeigt das Streben, der Schopenhauer'schen Philosophie, welche seiner ganzen Richtung durch-

aus entgegengesetzt ist, möglichst gerecht zu werden; doch gelingt ihm dies nicht immer. So heißt es z. B.: „Schopenhauer haßt Fichte, Schelling und Hegel aus ganzer Seele, denn ihre Philosophie enthält zu viel der Kunst des Gedankens." Schade, daß Schopenhauer gegen diese Begründung seines Hasses sich nicht selbst vertheidigen kann! Die intellectuelle Anschauung Schopenhauer's ist nicht besser und nicht schlechter als das entsprechende Verfahren aller Philosophen, welche die wissenschaftliche Methode aus irgendeinem Grunde für unzulänglich in der Philosophie erachten und eine eigene Art der Erkenntniß erfinden, mittels welcher sie das ihnen vor aller Untersuchung Feststehende erreichen. Gegen den Pessimismus zieht Harms ganz besonders scharf zu Felde und wundert sich, daß er seit der Gründung des Deutschen Reichs noch nicht verschwunden ist, da er eine müßige Speculation sei. Hierbei übersieht er, daß der Pessimismus durch die Frage nach dem Zweck des Lebens entstanden ist und durch den Mangel einer befriedigenden Antwort immer von neuem sich befestigt, was freilich diejenigen nicht begreifen, die wie Harms „wissen, daß alles, was erschaffen ist, eine ewige Bestimmung hat und unvergänglichen Wesens ist".

12. Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. Von Ewald Hecker. Berlin, Dümmler. 1873. Gr. 8. 20 Ngr.

Diese Schrift gibt eine übersichtliche Zusammenstellung der hauptsächlichsten philosophischen Theorien des Komischen, und entwickelt sodann die Ansicht des Verfassers, welcher, auf physiologische Beobachtungen und psychologische Gründe gestützt, dies Komische als Veranlassung eines sogenannten gemischten Gefühls, d. h. als Lust und Unlust zugleich erzeugend, betrachtet und durch gut gewählte Beispiele die verschiedenen Arten des Komischen und des Witzes deutlich macht.

13. Untersuchungen über die Erkenntnißprincipien von Georg Neudecker. Würzburg, Stuber. 1874. 8. 10 Ngr.

In etwas rhapsodischer Weise kommt der Verfasser nach einer kurzen geschichtlichen Auseinandersetzung zu der Behauptung, daß „die erste Aufgabe der Philosophie sei, für alles Wissen einen einheitlichen Ausgangspunkt zu suchen und alles Wissen von Objecten durch Zurückführung auf diesen unumstößlich gewissen Punkt zur gleichen subjectiven Gewißheit zu erheben"; dieser „subjectiv gewisseste Punkt des menschlichen Bewußtseins ist das Selbstbewußtsein". Das ist nicht eben neu und läßt deshalb vermuthen, daß der Verfasser schließlich eben dahin gelangt, wohin vor ihm Cartesius und viele andere gelangten, weil ihm dieses Endziel aus andern als philosophischen Gründen feststeht, nämlich zur „absoluten Persönlichkeit", welche die Existenz der „relativen" Persönlichkeit verbürgt. Denn „die Natur ist weder das Seiende, noch hat sie das Sein, sie ist blos nichtseiend; das Nichts ist auch nicht nichtseiend". Sapienti sat.

14. Die Analogie. Eine allgemein verständliche Darstellung aus dem Gebiete der Logik von J. Hoppe. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Der bekannte Verfasser will den Analogieschluß aus der Logik beseitigen, und zwar theils mit Gründen, theils mit starken Ausfällen gegen diejenigen, welche ihn vertheidigen. Daß er seinen Zweck erreicht habe, können wir nicht zugeben; neben der Induction und Deduction, in welche die Analogie aufgelöst werden soll, gibt es eine besondere Schlußart, welche daher auch einen besondern Namen verdient. Das ist der Schluß von einem einzigen Falle aus, der doch wol schwerlich deductiv genannt werden kann.

15. Ueber den Unterschied von Traum und Wachen. Eine erkenntnißtheoretische Studie von Vincenz van Ert. Prag, Tempsky. 1874. Gr. 8. 8 Ngr.

Nach Cartesius ist der Idealismus nicht zu überwinden, solange keine sichere Unterscheidung zwischen Traum und Wachen gegeben ist; diese will nun der Verfasser im Selbstbewußtsein finden, welches nur im wachen Zustande vorhanden sei. Mit welchem Rechte dies behauptet wird, ist nicht ersichtlich; denn auch im Traume ist das Selbstbewußtsein in voller Identität mit demjenigen des Wachens vorhanden, während andererseits bei Irren auch im Wachen dies nicht der Fall ist.

16. Ideen zur Philosophie der Geschichte. Von L. Mariani. Wien 1873.

Dieses Schriftchen enthält neben vielen Citaten von Hegel, Bossuet, Voltaire, Cousin, Herder u. a. einige in bekannter dialektischer Manier vorgetragene Aphorismen des Verfassers.

17. Philosophie des Bewußtseins in Bezug auf das Böse und das Uebel. Von Franz Vicking. Hinterlassenes Manuscript. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Standpunkt des Verfassers ist der mystisch-theosophische, wodurch die vielfach eingeflochtenen treffenden Beobachtungen und Betrachtungen über Bestimmung des Menschen, Sünde, Erlösung u. s. w. in einer Form und einem Zusammenhange erscheinen, daß sie auf wissenschaftlichen Werth kaum noch Anspruch erheben können.

Zur Urgeschichte der Menschheit.

1. Der Ursprung der Nationen. Betrachtungen über den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl und der Vererbung auf die Bildung politischer Gemeinwesen. Von Walter Bagehot. Autorisirte Ausgabe. (Der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek vierter Band.) Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde und der Ursprung der Arten durch Abänderung, nebst einer Beschreibung der Eiszeit in Europa und Amerika. Nach dem Englischen des Sir Charles Lyell, mit eigenen Bemerkungen und Zusätzen und in allgemein verständlicher Darstellung von Ludwig Büchner. Autorisirte deutsche Uebertragung in zweiter, nach der vierten Auflage des Originals vom Jahre 1873 völlig umgeänderter und vermehrter Auflage. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Thomas. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wie sich doch alles, wenn auch in anderer Weise, in Leben und Wissenschaft wiederholt! Als am Ausgange unserer sogenannten classischen Periode die Naturwissenschaften in die erste Linie traten, fühlte man alsbald ein lebhaftes Bedürfniß, auch über den Menschen, seine Entstehung und Entwickelung nachzudenken. Da kamen Männer wie Oken, die in geistreicher, aber aprioristischer Weise das große Welträthsel des Menschengeschlechts zu lösen suchten, bis man zum Absurden darüber kam und sich alles widerwärtig davon wegwendete. Heute ist es wieder so. Denn nachdem der geschwätzige, wenn auch liebenswürdige und humane naturphilosophische Standpunkt überwunden war, schossen die Naturwissenschaften aufs neue in empirischen Loden, mehr wie jemals, da man zumal mit achromatischen Augen sehen lernte. Und nachdem wir wieder ein ansehnliches Forschungsmaterial aufgespeichert haben, in welchem namentlich die Physiologie mehr als zu jeder andern Zeit vertreten ist, wendet sich die Aufmerksamkeit wieder dem Menschen als dem letzten Naturobjecte zu, das zugleich auch das höchste für den Forscher ist. Man konnte auf diesem Standpunkte fast behaupten, daß ein Darwin kommen mußte, weil es eine Nothwendigkeit war, bei der tiefen Durchforschung des Stofflichen und Formalen auch an den Menschen anzuknüpfen, gleichgültig ob der Mann Darwin oder X hieß, der die Anregung dazu gab. In welch neuer Art aber sehen wir heute die Naturgeschichte des Menschen behandeln! In dieser Beziehung kann man für die Naturforschung zwei Perioden annehmen: die ältere Zeit, in welcher nur die Thatsachen eingeheimst wurden, um das Sein zu erklären; die neuere Zeit, die sich der Entwickelungsgeschichte des Seins zuwendete, um das Werden zu enträthseln. In diesem Falle ging allen andern Wissenschaften die Geologie voran, nachdem durch Kant und Laplace schon früher die Anregung zur Betrachtung des Weltgebäudes gegeben war. Sie hatte mithin nur einen Schritt weiter zu gehen, als sie früher versuchte, und sich dem Menschen zuzuwenden, nachdem sie mit dem Aufbau der Gebirge, der Ablagerung ihrer organischen Urkunden, mit vorweltlichen Klimaten u. dgl. so ziemlich zu Rande gekommen war. Wirklich auch übte sie nun ihren geschichtlichen Sinn an dem letzten Objecte ihrer Betrachtung, an dem Menschen, aus und war somit auf dem Wege, eine neue Art von Geschichte, eine Urgeschichte des Menschengeschlechts zu begründen, deren Ausbau und Fortentwickelung sie schließlich einer andern Wissenschaft, der Anthropologie, zu überlassen hatte.

Die Sache ging einfach so zu. Immer frug es sich um die Zeit, wo der Mensch gleichsam als der Abschluß der Erdentwickelung erschien. Man einigte sich allseits darüber, daß das nur am Ende der sogenannten Tertiärzeit geschehen sein könne, weil nun erst die Erde einen Zustand begründete, welcher für die Existenz des Menschengeschlechts etwas Comfortables an sich trägt; also nach dem Untergange von Hyänen, Bären, Elefanten und Rhinocerossen. Es hatte in der That etwas Unheimliches an sich, den Menschen in die Gesellschaft dieser höhlenbewohnenden oder dieser ungeschlachten Bestien zu stellen. Eine Forderung der Anmuth und Würde, könnte man wol sagen, bestimmte die Wissenschaft, den Menschen aus der Angriffslinie, gleichsam extra carceres von Stoßzähnen der Mammuthe, von Nasendolchen der Rhinocerosse, sowie von Klauen und Zähnen der Bären und Hyänen zu stellen; um so mehr, da man das junge Wesen sich doch nur höchst hülflos vorzustellen im Stande war. Man vergaß dabei stets das Eine, daß der europäische Mensch schwerlich ein Autochthone unsers Erdtheils gewesen sein könne, daß er vielmehr nur als Kind der Tropenwelt zu denken sei, die ihm allein die erste und beste Nahrung in Bananen und Palmenfrüchten zu geben vermögend genug war. Unsers Erachtens hat man sich überhaupt davor zu hüten, für das Erscheinen des Menschen auf der ganzen Erde eine und dieselbe Periode anzunehmen. Wir sind noch heute fest von dem überzeugt, was wir an einem andern Orte schon vor Jahren aussprachen, daß der Mensch in seinen verschiedenen Rassen, die uns gleichbedeutend mit ebenso vielen Arten sind, ungleichalterig ist, daß es, mit andern Worten, ältere und jüngere Menschenarten ebenso gibt, wie wir das unter den Thieren und Pflanzen kennen, woraus sich auch am einfachsten, am ungezwungensten das sonst so räthselhafte Aussterben vieler Völkerstämme erklärt. Kurz und gut, man hatte den Menschen in eine späte Zeit der Erdbildung versetzt. Da entdeckte man hier und da selbst Menschengebeine oder von Menschenhand gefertigte Werkzeuge in der Gesellschaft der vorhin genannten Thiere, besser gesagt, ihrer Reste. Ungläubig schüttelte man den Kopf und schob es auf falsche Bestimmungen, Zufälligkeiten u. s. w., bis sich schließlich die Zeichen mehrten, die bisherige Fabel Fleisch und Blut wurde. Es sind kaum drei Lustra verstrichen, seitdem man mehr als jemals wiederum auf dieselbe zurückkommen mußte. Dies geschah durch die Entdeckung der Brixhamhöhle bei Torquay in Devonshire im Jahre 1858. Seit dieser Zeit begann auch der englische Geologe Lyell, der Vater unserer heutigen Geologie, die Sache in die Hand zu nehmen, und ihm verdanken wir es vorzugsweise, daß alle bisherigen Fälle von aufgefundenen Menschenresten in alten Höhlen und Ablagerungen sorgfältig gesammelt, dann in einem Gesammtbilde dem Publikum vorgelegt wurden. Dieses Bild gewährte das unter Nr. 2

verzeichnete Werk in erster Auflage. Lyell ist seitdem nicht müde geworden, sein Thema zu verfolgen, und es hieße nur Unnützes sagen, wollte Referent von dem Aufsehen sprechen, welches dessen Buch bei seinem ersten Erscheinen in der wissenschaftlichen Welt hervorrief. Der Mensch ein Zeitgenosse des räthselhaften Mammuths, das uns bis dahin der Inbegriff alles Riesigen um so mehr gewesen war, als die Phantasie gern vergrößert, was doch nicht über die noch lebenden Riesengestalten desselben Geschlechts hinausgegangen sein konnte! Wie hätte das nicht Epoche machen sollen! Seit dieser Zeit begann eine wahre Bienenarbeit für anthropologische Studien, und als nun gar Darwin mit seiner Descendenztheorie hervortrat, die den Menschen sozusagen bis auf den ersten organischen Embryo der Erde zurückdatirte, indem sie ihn nur als das Transmutat des Thierreichs hinstellte: da begann man die Aufgabe von zwei verschiedenen Seiten her in Angriff zu nehmen.

Beide Seiten sind in den vorliegenden Büchern vertreten. Das Lyell'sche Buch, welches die empirischen Studien eröffnete, repräsentirt gleichsam das Systematische der Frage, das sich zunächst mit der Herbeischaffung des Thatsächlichen beschäftigt. Das Buch von Bagehot dagegen vertritt gleichsam das Physiologische, indem es den Darwin'schen Gedanken auf die Entwickelung des Menschengeschlechts bis auf die Scheidung der Nationen und Staaten anwendet. Auch eine neue Aufgabe, die in Deutschland nur noch wenig Anhänger zählt. Daß wir unter diesen Umständen dem Lyell'schen Werke den Vorzug einräumen, weil es von allem Hypothetischen abstrahirt, wird man natürlich finden. Hier bewegen wir uns durchaus auf sicherm Boden und nennen es ein Verdienst Büchner's, das Werk uns zugänglich gemacht zu haben. Es führt uns ja nur Festbegründetes vor: die Reste unserer Vorfahren in der pleistocenen Zeit im Torf, in den Küchenabfällen, in den Pfahlbauten u. s. w., ihre versteinerten Reste und Kunstwerke in Deltabildungen, Korallenriffen u. s. w., ihre Knochenreste in Gesellschaft ausgestorbener sogenannter Höhlenthiere u. s. w., ihre Feuersteingeräthe in englischen und französischen Höhlen u. s. w., ihre Steinwerkzeuge in ähnlichen und andern Höhlen, womit der erste Theil schließt. Der zweite Theil behandelt die Eiszeit in ihrer Beziehung zum Alter des Menschengeschlechts, der dritte Theil den Ursprung der Arten in seiner Beziehung zur Stellung des Menschen in der Natur, womit allerdings schließlich ebenfalls der Boden des Hypothetischen, der minder werthvolle des ganzen Werks, betreten wird. Da dasselbe jedoch schon in neuer Auflage vor uns tritt, halten wir uns nicht für berechtigt, ausführlicher darauf einzugehen; es würde dies den Gesetzen d. Bl. zuwiderlaufen.

Um so mehr müssen wir uns Nr. 1 zuwenden. **Bagehot**, ebenso wie Taylor, Lubbock u. a., hat das Bedürfniß gefühlt, den vorhistorischen Zeitraum des Menschengeschlechts dadurch auszufüllen, daß er sich in die Natur des Menschen vertieft, um aus der menschlichen Natur heraus Rückschlüsse auf eine documentenlose Zeit zu machen. Wie viel dabei herauskommt, beweist das vorliegende Buch sehr drastisch. Ueberall sieht sich der Verfasser genöthigt, bei dem Gegenwärtigen oder auch bei dem Historischen eine Anleihe zu machen, wodurch er nothwendig vom Hundertsten ins Tausendste kommen mußte. Ob hierdurch ein naturgetreues Bild gewonnen wird, ist um so fraglicher, als jeder einzelne sich ein solches Bild nach seiner eigenen Weltanschauung entwerfen dürfte. Schließlich kann das Ganze nichts anderes sein als eine, wenn es hoch kommt, angenehme oder geistreiche Plauderei über Dinge, über die sich kaum ein paar Worte mit Sicherheit sagen lassen. Daß der menschliche Geist schon früh den Drang in sich fühlte, über seinen Ursprung und den Ursprung der Nationen nachzudenken, zeigt die mosaische Schöpfungsgeschichte. Niemand aber wird darin Geschichte oder Wissenschaft erblicken, und der Himmel wolle es verhüten, daß wir Deutsche jemals eine größere Anstrengung für ähnliche Versuche machen. Es ist überhaupt wunderbar, wie Darwin, welcher offenbar das Vorbild für den Verfasser war, zu ähnlichen Speculationen nach allen Seiten hin anregte. Die Wissenschaft würde jedoch den Krebsgang gehen, wenn dieser speculative Geist den forschenden jemals überwuchern sollte, und daß derselbe gerade von England her so eifrig gepflegt wird, ist nicht nur eine Thatsache, sondern diese verdiente es auch, in ihren Grundquellen aufgesucht zu werden. Ein gesunder Zustand ist es sicher nicht, am wenigsten zeugt es von rastlosem Fortschritte, wo die Masse des sinnlich Erkennbaren noch berghoch vor uns liegt.

Nachdem Referent das Buch von A bis Z gelesen, muß er gestehen, daß er über die Frage gerade so klug ist wie vorher, obgleich die sechs Bücher sehr hohe Titel führen. „Das vorbereitende Zeitalter"; „Der Nutzen des Kampfes"; „Wie Nationen entstehen"; „Das Zeitalter der Erörterungen"; „Fortschritte, welche, vom socialpolitischen Standpunkte betrachtet, beweisbar sind" — so lauten die verschiedenen Themata, aus denen sich das Buch zusammensetzt. Eins ist aber wie das andere: ein Ragout von theoretischen Betrachtungen, von Lesefrüchten und Citaten, von Ableitungen gegenwärtiger Zustände bei uncivilisirten Völkern, von geschichtlichen Brocken u. s. w., sodaß wir nur hier und da auf einen pikanten Bissen, auf eine stimulirende Trüffel stoßen. „Worte, Worte, nichts als Worte!"

Dennoch reden wir dem Dasein des Buchs das Wort. Es gibt auch einen negativen Nutzen, den wir nicht gering veranschlagen dürfen. Zunächst zeigt uns das Buch, in welchen Lieblingsträumen das englische Volk gegenwärtig befangen ruht, und diese Erkenntniß hat schon ihren großen internationalen Werth. Dann zeigt es uns, daß aus leerem Stroh keine Körner gedroschen werden können, daß folglich die Urgeschichte des Menschen hierdurch um nichts klarer wird. Bringt darum das Buch bei unsern deutschen Lesern das Gegentheil von dem hervor, was der Verfasser bezweckte, so hat es seinen großen Nutzen gestiftet: die Arbeit ist auch für uns gethan und — abgethan, wir wenden uns fruchtbarern Gebieten zu. Damit soll aber beileibe nicht gesagt sein, daß das Buch schlechterdings unlesbar wäre! Wer es für das nimmt, was es mit Fug und Recht allein sein kann, nämlich für Plaudereien über den fraglichen Gegenstand, der wird es als ein liebenswürdiges, anregendes Buch erkennen;

um so mehr, als gegenwärtige Zustände im Leben der Menschen und Völker nicht selten höchst treffend unter neue Gesichtspunkte gebracht werden. Nur muß man sich dabei immer bewußt bleiben, daß mit dem allen die Urgeschichte des Menschen nicht oder doch nur höchst unvollkommen und lückenhaft aufgeklärt werden könne. Aus diesem Grunde auch ziehen wir das Lyell'sche Buch bis zu seinem dritten Theile vor. Hier befinden wir uns auf dem Gebiete des Realen, das sofort Leben annimmt, wenn man nur versteht, die Todten wieder aufzuwecken. Ganz anders würde es gewesen sein, wenn Bagehot, hieran anknüpfend, nun das Leben der noch existirenden geschichtslosen Völker geschildert und es dem Leser selbst überlassen hätte, daraus Schlüsse auf die Vorzeit des Menschen zu ziehen. Wenn erfahrene Geschichtsforscher sogar bezweifeln, daß auf dem Lyell'schen Wege viel für die Geschichte des Menschengeschlechts herauskommen werde, wie viel mehr müßte dann der Zweifel bei dem Bagehot'schen Pfade berechtigt sein! Immerhin aber wollen wir dankbar sein für jeden kleinern oder größern Blick, den uns das wirklich Erkennbare in die Vorzeit unsers Geschlechts zurückwerfen läßt.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Einen schon durch den Namen der Verfasserin interessanten Beitrag zur Reiseliteratur bildet das kürzlich von Sharp herausgegebene Werk: „Recollections of a Tour made in Scotland, A. D. 1803", von Dorothy Wordsworth. Ihr Bruder, der berühmte Dichter William Wordsworth, dessen Hause sie vorstand, und mit dem sie durch ein so inniges Band der Liebe und Zärtlichkeit verbunden war wie Charles Lamb mit seiner Schwester Mary, hat sie bekanntlich in seinen Dichtungen, besonders in „The Prelude" gefeiert. Ihr verdankte er, bei all ihrer echten Weiblichkeit und Einfachheit, viele seiner Inspirationen, was er in den schönen Versen „She gave me eyes, she gave me ears" u. s. w. dankbar und unverhohlen anerkannt hat. Leider endete die edle und geistreiche Frau in derselben unglücklichen Weise wie eben jene Mary: sie verfiel lange vor ihrem körperlichen Hinscheiden in eine unheilbare Geisteskrankheit. Die „Erinnerungen" enthalten einen genauen Bericht über die Reise, welche sie mit ihrem Bruder, in Begleitung von Coleridge, nach Loch Lomond unternahm, und bilden eine reizende Erzählung. Die Verfasserin starb 1855 und hinterließ das Werk in etwas unvollendetem Zustande.

Eine andere englische Schriftstellerin, Miß Agnes Strickland, Verfasserin der einstmals viel gerühmten und gelesenen „Lives of the Queens of England", ist dieser Tage in einem ungewissen, doch ziemlich hohen Alter — man glaubt, sie habe das des gegenwärtigen Jahrhunderts erreicht — gestorben. Das eben genannte Geschichtswerk hat sich zwar eines ephemeren Rufs zu erfreuen gehabt, kann aber keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben.

Von der weltberühmten, nach Macaulay's Urtheil unvergleichlichen Biographie Samuel Johnson's von James Boswell ist soeben eine von Percy Fitzgerald besorgte neue Auflage erschienen. Es ist ein Wiederabdruck der ersten, nebst Boswell's Berichtigungen und Zusätzen aus dem Jahre 1792, den Varianten der zweiten Auflage, mit einigen vom Autor für die dritte vorbereiteten Anmerkungen und mit neuen dergleichen vom jetzigen Herausgeber, dessen Name auf dem biographischen Gebiete einen guten Klang hat.

Der auch in Deutschland durch eine seiner in deutscher Uebersetzung erschienenen Predigten bekannte englische Geistliche Rev. Stopford A. Brooke hat seinen im Sommer 1872 an Sonntag-Nachmittagen in der hocharistokratischen St.-James-Kapelle gehaltenen Cyklus von Vorträgen unter dem Titel „Theology in the English Poets" veröffentlicht. Natürlich konnte ein so einseitiger Gesichtspunkt nur eine einseitige Beurtheilung zu Tage fördern; auch die Anlage des Werks macht es eher zu einem Commentar als einer Kritik; gleichwol ist es anziehend geschrieben und verdient immerhin Beachtung.

Des berühmten Historikers James Anthony Froude's neuestes Werk: „English in Ireland", liegt nun in drei Bänden vollständig vor. Der Verfasser hat sich hier, wie es scheint, auf ein Gebiet begeben, das nicht dazu angethan ist, seinen Ruhm zu vermehren oder ihm Freunde in England und noch viel weniger in Irland zu verschaffen. Für die Bewohner des letztern ist seine Darstellung des englischen Regiments in diesem Lande höchst verletzend, und die Engländer wissen ihm wenig Dank dafür zu einer Zeit, wo man eben geglaubt, das misvergnügte und ewig aufgewiegelte Land einigermaßen beschwichtigt zu haben. Froude hat also im ganzen niemand einen guten Dienst mit diesem seinem neuesten Werke geleistet.

Der Verleger der immer rüstig fortschreitenden Tauchnitz Collection hat wieder einen guten Griff gethan, indem er des weltbekannten Reisenden Richard F. Burton „Personal Narrative of a Pilgrimage to Mecca and Medina" in drei Bänden in seine Sammlung aufgenommen hat. Das Reisewerk erschien zuerst im Jahre 1855 und hat nun diese neue (dritte) Auflage erlebt. Der Text ist vom Verfasser sorgfältig durchgesehen, und die Anmerkungen sind von ihm selbst, als für das große Publikum von keinem wesentlichen Interesse, beträchtlich vermindert worden. Die amerikanische Auflage des Werks ist abgekürzt von Bayard Taylor mit Einleitung von demselben besorgt worden.

Die ersten zwei Bände der „Histoire de la guerre civile en Amérique" vom Grafen von Paris haben eben die Presse verlassen. Das „Athenaeum" schließt seine Besprechung des Werks mit den Worten: „Wir werden in besserer Lage sein, über den wirklichen Werth des Buchs des Grafen von Paris zu urtheilen, wenn wir dessen spätere Bände sehen; unser gegenwärtiger Eindruck aber ist, daß es bei weitem die beste Geschichte des amerikanischen Kriegs bilden werde."

Von Adams' „History of Japan", welche wir in d. Bl. bereits erwähnten, erscheint nächstens bei F. A. Perthes in Gotha eine deutsche Uebersetzung. Es ist dies das erste Werk, welches uns mit der neuen Entwickelung dieses Reichs seit der Ansiedelung der Fremden daselbst mit Zugrundelegung aller diplomatischen Urkunden bekannt macht, und es wird sicher auch bei uns, wie bereits in England und Amerika, einer günstigen Aufnahme sich zu erfreuen haben.

Der bekannte langjährige Mitarbeiter der „Revue des deux Mondes", Emile Montégut, hat unter dem Titel „Souvenirs de Bourgogne" ein fesselndes Buch über die an architektonischen Sehenswürdigkeiten aus dem Mittelalter und historischen Erinnerungen so reiche Provinz Burgund geschrieben.

Einen interessanten Beitrag zur Geschichte der Französischen Revolution bilden die von Jules Claretin soeben veröffentlichten „Oeuvres de Camille Desmoulins". Demselben Herausgeber verdanken wir die für die Kunstgeschichte so schätzenswerthen „Médaillons et portraits", welche eine vollständige Galerie neuerer französischer Maler und Bildhauer bilden.

Jules Favre hat seine in Belgien im vergangenen April auf besondere Einladung gehaltenen Vorträge unter dem Titel: „Quatre conférences faites en Belgique", veröffentlicht und sie mit einem Vorwort über den politischen Zustand Belgiens begleitet.

Die Vorträge sind biographischen und philosophischen Inhalts. Erstere behandeln Washington und die Jungfrau von Orleans; letztere beschäftigen sich mit internationalen Pflichten und die Stellung der Frauen in demokratischen Gesellschaften.

Louis Blanc gibt uns eine zweite Reihe seiner „Questions d'aujourdhui et demain", welche aus Artikeln besteht, die er von 1839—74 in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht hat.

Ein bedeutendes Werk ist das von Groton Boissier: „La religion romaine aux Antonins." Er kommt darin zu dem Schluß, daß das Christenthum die heidnische Welt vollständig vorbereitet fand für dessen Aufnahme, nicht blos weil sie von Verderbniß der schlimmsten Art niedergedrückt war, sondern auch weil die Lehren der Philosophen und die Bestrebungen aller Denkenden bereits die Hauptzüge im Werke der Wiedergeburt in großem Maße angedeutet hatten.

Bibliographie.

Arwed, E., Aus jüngst verflossenen Tagen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus dem Tagebuche einer Frau. Prosa und Poesie. Berlin, Gülker u. Comp. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bader, J., Das ehemalige Kloster Sanct Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Academie. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 20 Ngr.

Bernstein, A., Naturkraft und Geisteswalten. Betrachtungen über Natur- und Kultur-Leben. Berlin, F. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Internationationale wissenschaftliche Bibliothek. 6ter und 7ter Bd.: Die Nahrungsmittel von E. Smith. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bulwer, E., Das Geschlecht der Zukunft. Roman. Aus dem Englischen von Jenny Piorkowska. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr.

Camões, L. de, Os Lusiadas. Unter Vergleichung der besten Texte, mit Angabe der bedeutendsten Varianten und einer kritischen Einleitung herausgegeben von K. v. Reinhardstöttner. 1ste Lief. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 Thlr.

Caspari, O., Die Thomson'sche Hypothese von der endlichen Temperaturausgleichung im Weltall beleuchtet vom philosophischen Gesichtspunkte. Stuttgart, Horster. Gr. 8. 15 Ngr.

Doetsch, P., Juvenal ein Sittenrichter seiner Zeit. Ein Beitrag zur Sittengeschichte Roms unter den Kaisern. Nach den Satiren des Dichters. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Dütschke, H., Antike Bildwerke in Oberitalien. I. Die antiken Bildwerke des Campo Santo zu Pisa. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Etter, J. J., Leben und Wirken eines evangelischen Geistlichen der Ostschweiz. Bern, Mann u. Baeschlin. Gr. 8. 25 Ngr.

Erdmann, H., Zur orthographischen Frage. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 12 Ngr.

Falkenstein, J. P. v., Zur Charakteristik König Johann's von Sachsen in seinem Verhältniß zu Wissenschaft und Kunst. Gedächtnißrede. Neue und in den Beilagen veränderte Aufl. besorgt von J. Petzholdt. Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Frommann, H., Harmlose Studien. 1ster Bd. Prosaische Aufsätze. Jena, F. Frommann. Gr. 8. 24 Ngr.

Fullerton, Lady Georgiana, Sieben Erzählungen. Aus dem Englischen von T. Grewer. Mainz, Kirchheim. 8. 27 Ngr.

Girndt, O., Dramatische Werke. 2ter Bd. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Grothe, H., Stimmen über Kunstgewerbe auf der Weltausstellung in Wien 1873. Eine kritische Beleuchtung. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Helmes, J. G. C. F., Der Zeitgeist mit besonderer Rücksicht auf die Weltanschauung Schelling's in dessen letztem System. München, Kaiser. Gr. 8. 15 Ngr.

Hinschius, P., Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche in Preussen. Ihre Verbreitung, ihre Organisation und ihre Zwecke. Unter Benutzung amtlicher Materialien. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoefer, E., Erzählungen aus der Heimat. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Holst, H. v., Die Administration Andrew Jackson's in ihrer Bedeutung für die Entwickelung der Demokratie in den Vereinigten Staaten von Amerika. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 10 Ngr.

Honegger, J. J., Grundsteine einer allgemeinen Culturgeschichte der neuesten Zeit. 5ter Bd. Dialektik des Culturganges. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Humm, H., Religion, Moral, Naturwissenschaft. Ein Mahnruf für das Wissen gegen das Glauben. Leipzig, Mentzel. 8. 12 Ngr.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch K. Elze. 9ter Jahrgang. Weimar, Huschke. Lex.-8. 3 Thlr.

Jentzsch, A., Die geologische und mineralogische Literatur des Königreichs Sachsen und der angrenzenden Ländertheile von 1835—1873 systematisch zusammengestellt. Leipzig, Engelmann. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Jesuitenverfolgung in England. Geschichtsbilder aus den Zeiten Elisabeths und Jakobs I. Von einem Mitglied der Gesellschaft Jesu. Aus dem Englischen. Mainz, Kirchheim. 8. 27 Ngr.

Die Kriegs-Poesie der Jahre 1870 und 1871, geordnet zu einer poetischen Geschichte von E. Hensing, F. Metzger, Münch und Schneider. 6ter Bd. Mannheim, Schneider. 16. 1 Thlr.

Lindwurm, A., Praktische Philosophie. Ein Nachweis, daß die Philosophie, anstatt der Glaubenslehren, die Grundlage unseres socialen Lebens sein muß. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Marcour, E., Antheil der Minoriten am Kampfe zwischen König Ludwig IV. von Baiern und Papst Johann XXII. bis zum Jahre 1328. Emmerich, Romen. 8. 9 Ngr.

Massari, J., Cavour. Biographische Erinnerungen an Graf Camillo di Cavour. Vom Verfasser und Verleger autorisirte und mit Geschichtstabellen ausgestattete Uebersetzung von E. Bezold. Nebst einem Vorworte von F. v. Holtzendorff. 1ste Lief. Leipzig, Barth. Gr. 8. 12 Ngr.

Meyer, J. B., Philosophische Zeitfragen. Populäre Aufsätze. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. Bonn, A. Markus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Nekrolog auf Dr. Eugen Schneider. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. 3 Ngr.

Dr. Rittinger's Biographie. Aus dessen Nachlaß vom Jahre 1871. Ein Lebens- und Kampfes-Bild für das edelste Gut der Menschheit, die Gesundheit. Stuttgart, W. Müller. Gr. 8. 18 Ngr.

Obermüller, W., Die Alpen-Völker. Historisch-ethnologische Forschung. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 16 Ngr.

Oscar, L., Die Religion zurückgeführt auf ihren Ursprung. Animismus, Religion, Mythologie nach geschichtlichen Quellen. Basel, Krüsi. Gr. 8. 20 Ngr.

Pniower, S., Der Odd-Fellow, ein Verwandter des Freimaurers. Geschichte, Principien und Organisation des Odd-Fellow-Ordens. Spandau, Jürgens. 16. 5 Ngr.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink und W. Scherer. 2tes Heft. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 24 Ngr.

Ratzel, F., Wandertage eines Naturforschers. 2ter Thl. Schilderungen aus Siebenbürgen und den Alpen. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Riegler, S., Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit Ludwig des Baiers. Ein Beitrag zur Geschichte der Kämpfe zwischen Staat und Kirche. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Historisches Lustspiel. Leipzig. E. J. Günther. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. Leipzig, E. J. Günther. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sammlung historischer Bildnisse. 1ste Serie. 1ster Bd. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 9 Ngr.

Scherr, J., Novellenbuch. 6ter Bd.: Die Jesuiten. Gottlieb Napfer. — Rafael Spruß. — Die rothe Dame. — Alles schon dagewesen. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlägel, M. v., Siege der That. Erzählungen. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr.

Schläger, E., Die sociale und politische Stellung der Deutschen in den Vereinigten Staaten. Ein Beitrag zu der Geschichte des Deutsch-Amerikanerthums der letzten 25 Jahre. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 10 Ngr.

Schlüter, J., Die Wacht am Rhein. Die deutsche Kriegsdichtung 1870/1871. Neue Auswahl für Schule und Haus. Münster, Coppenrath. 8. 15 Ngr.

Schuster, H. M., Robert Franz. Leipzig, Leuckart. 8. 5 Ngr.

Schwartz, A., Gerd Schnute's Fahrt zur Wiener Weltausstellung. Eine Humoreske. Illustrirt von A. Schroeder. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 4 Ngr.

Spach, L., Moderne Culturzustände im Elsaß. 3ter Bd. Straßburg, Trübner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spavento, Don, Wiener Schriftsteller und Journalisten. Typen und Silhouetten. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Seydel, R., Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden. Neu begründet und im Umrisse ausgeführt. (Eingeschaltet: eine bisher ungedruckte Abhandlung von Ch. H. Weisse.) Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 3 Thlr.

Sökeland, Paula, Hermanna oder Blumen deutscher Frauenwürde, gesammelt auf dem Felde der Geschichte unseres deutschen Vaterlandes. Münster, Russell. 8. 10 Ngr.

Stäbelin, T., Georg Müller in Bristol. Basel, Bahnmaier. Gr. 16. 3 Ngr.

Romanische Studien. Herausgegeben von E. Boehmer. 4tes Heft. Girbers de Metz par Jean de Flagy. Herausgegeben von E. Stengel. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1800. 5ter Bd. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tittmann, Clara, Erneutes Leben. Roman. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Vay, Adelma Freiin v., Studien über die Geisterwelt. 2te Aufl. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vogel, A., Fünfundneunzig paedagogische Thesen. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 5 Ngr.

Walcker, C., Die russische Agrar-Frage mit besonderer Berücksichtigung der Agrar-Enquête von 1873. Nebst einer Kritik der Schriften: „Aus der Petersburger Gesellschaft" und „Neue Bilder aus der Petersburger Gesellschaft". Berlin, Behr. Gr. 8. 28 Ngr.

Wehrmann, A., O'Connell, der größte katholische Volksmann in unserem Jahrhundert. Für das Volk dargestellt. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 5 Ngr.

Wellmann, A. v., Geschichte des Rheinischen Kürassier-Regiments Nr. 8. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Johann von Wiclif, der englische Reformator vor der Reformation. Von J. R. Basel, Bahnmaier. Gr. 16. 5 Ngr.

Wie wir Indien verloren. Von H. W. S. Aus dem Englischen frei übersetzt von Wachs. Hannover, Helwing. Gr. 8. 6 Ngr.

Wysard, Ulrich Zwingli. Dramatisches Geschichtsbild. Zürich, Schabelitz. 8. 20 Ngr.

Die Zukunft der deutschen Burschenschaft. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 5 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten.

Neue Serie. Neunter Band. Zweites Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Das vorliegende Heft enthält ausschließlich die in allen ihren Einzelheiten dargestellte Untersuchung des Verbrechens an

Anna Böckler,

dem ermordeten Kinde, das man von Zigeunern geraubt wähnte, bis nach einem Jahre fruchtloser Nachforschungen die verscharrte Leiche gefunden wurde. Für die Criminalwissenschaft hat der Gang dieser Untersuchung sehr wichtiges neues Material geliefert, und auch das Publikum wird die zusammenhängende, streng nach den Acten verfaßte Darstellung des Falles mit größtem Interesse lesen.

Das Heft ist auch einzeln zu haben.

Auf die (Augsburger)

Allgemeine Zeitung

kann für den Monat September einzeln,

bei sämmtlichen Postämtern des Deutschen Reiches abonnirt werden; desgleichen bei den k. k. österr. Postämtern. Preis 1 Thlr. — excl. Stempelsteuer, welche seit 1. Juli in Preußen weggefallen ist, somit nur noch in Oesterreich zur Erhebung kommt. Für Italien bei **HH. Gebr. Bocca** in Florenz, Turin und Rom.

Bestellungen für directe Kreuzbandsendung (1 Thlr. 8 Sgr. = 2 Fl. 14 Kr. Rhein. = 2 Fl. 25 Nkr. österr. Währ. pro Monat innerhalb Deutschland und Oesterreich) an die

Expedition der Allgemeinen Zeitung in Augsburg.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

De la formation des mots en allemand.

Complément indispensable

de toute Grammaire allemande.

Par **L. de Belloc.**

Deuxième édition revue et corrigée.

8. Geh. 16 Ngr.

Diese Schrift hat den Zweck, die Erlernung der deutschen Sprache den Ausländern wesentlich zu erleichtern; sie lehrt, wie auf die einfachste Weise, blos durch Hinzufügung von Vor- oder Nachsilben zu den wenigen Stammwurzeln oder durch Zusammensetzung mehrerer Wörter, der reiche deutsche Wortschatz gebildet wird. Ihre praktische Brauchbarkeit ist durch das in kurzer Zeit nöthig gewordene Erscheinen einer zweiten Auflage bezeugt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lerne, liebe, lebe.

Dichtungen von Julius Hammer.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Julius Hammer zählt bekanntlich zu den gediegensten und anmuthigsten Vertretern der didaktischen Dichtkunst. Die Dichtungen „Lerne, liebe, lebe", die hier in dritter Auflage vorliegen, waren sein Schwanengesang. Noch einmal ließ er darin seine Muse die drei Hauptgebiete der Poesie, das altclassische, das orientalische und das christliche, durchstreifen, um die heimgebrachten Gedankenschätze in seiner eigenen melodischen Sprache dem deutschen Gemüthe zuzuführen.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Einundzwanzigste Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Zu allen guten Stunden. Vierte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Auf stillen Wegen. Zweite Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Unter dem Halbmond. Ein osmanisches Liederbuch. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Die Psalmen der Heiligen Schrift. Nebst Einleitung und Erläuterungen. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leitfaden für das Zahlenrechnen in Realschulen.

Von

Dr. Adolf Moritz Paufler,

Oberlehrer der Realschule I. Ordnung in Leipzig.

8. Geh. 15 Ngr.

Aufgaben zu Paufler's Leitfaden

für das Zahlenrechnen in Realschulen.

Zwei Hefte. 8. Geh. Jedes Heft 5 Ngr.

Paufler's Leitfaden behandelt den gesammten Rechenstoff, vom Einundeins an bis zur Arbitrage- und Zinseszins-Rechnung, und sucht in erster Stelle auf die praktische Fertigkeit im Rechnen hinzuwirken. Er gibt für diese Disciplin den Schülern der Realschulen sowol I. als II. Ordnung ein nothwendiges Wiederholungsmittel in die Hände, wie ein solches bisher gänzlich gefehlt hat. Die Aufgaben und Uebungsbeispiele wurden in zwei besondern Heften gedruckt, damit sie bei rascherer Abnutzung um geringen Preis wieder angeschafft werden können.

Der Verfasser hat den Reinertrag dieses Schulbuchs für die Allgemeine Leipziger Lehrer-Witwen- und Waisenkasse bestimmt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 3. September 1874.

Neues zur Astronomie und Physik.

1. Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe am 9. December 1874 und die Bestimmung der Entfernung der Sonne. Gemeinfaßlich dargestellt von F. Schorr. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten und einer Tafel. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das ist eine vortreffliche Schrift. Sie behandelt einen sehr wichtigen Gegenstand auf eine ebenso eingehende als anziehende Weise, und zwar nicht blos für die Gelehrten von Fach, sondern auch für jeden Gebildeten überhaupt. Der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe ist verhältnißmäßig ein seltenes Ereigniß. Von den jetzt lebenden Astronomen hat dasselbe bisher keiner erlebt; und wenn uns auch das Glück bevorsteht, in unserm Jahrhundert diese Himmelsbegebenheit noch zweimal — in diesem Jahre und 1882 — beobachten zu können, so wird sie doch für das nächste ganze Jahrhundert gar nicht wahrnehmbar sein. Aber nicht blos die Seltenheit ist es, welche uns dies Ereigniß interessant und bedeutungsvoll macht, sondern auch die davon abhängige genauere Bestimmung der Entfernung der Erde von der Sonne. Die Sache ist also auch praktisch wichtig. Darin liegt der Grund, daß ohne Ausnahme alle Culturstaaten und Völker der ganzen Erde eine rühmliche Bereitwilligkeit an den Tag gelegt haben, die pecuniären Mittel zu bewilligen, welche die dabei nothwendigen Expeditionen von Gelehrten und Künstlern erforderlich machen, und daß die Männer von Fach schon seit längerer Zeit ihren Scharfsinn angestrengt haben, um die zweckmäßigsten Methoden und Instrumente zum Beobachten herauszuklügeln. Man will der so hochstehenden Astronomie des 19. Jahrhunderts möglichst gute Gelegenheit geben, ihr Wissen und Können zu bewähren. Es ist dies eine Ehrensache geworden, welche die Gelehrten des 18. und 17. Jahrhunderts auf uns vererbt haben. Seitdem Halley, der große Kometenberechner, den astronomischen Zeitgenossen gezeigt, wie man die Durchgänge der beiden untern Planeten Venus und Mercur benutzen könne zur Bestimmung der Sonnenparallaxe, hat man diesen Gegenstand nie wieder aus dem Auge verloren, sondern ihn immer schärfer und eingehender auszubilden gesucht. Man will das Vollkommenste leisten.

Ueber alle diese historischen Punkte gibt das Buch sehr befriedigende Belehrung und geht dann an die Lösung seiner Hauptaufgabe, wobei es allerdings stets eingedenk bleibt, sowenig wie möglich mathematisches Wissen vorauszusetzen, jedoch auch nicht unterläßt, durch einige Fingerzeige darauf hinzuweisen, wie man mit Hülfe der Geometrie und Trigonometrie schärfere Beweise für diese Resultate führen könne. Um aber nicht abzuschrecken, bringt es solche Winke immer nur sehr bescheiden in Form von Anmerkungen und Zusätzen an. Man erkennt daraus, daß der Verfasser sich gern herabläßt, allen denkenden Lesern leicht faßlich zu bleiben, obgleich er selbst in seiner Bildung auf der Höhe der Wissenschaft steht. In der Einleitung wird zunächst die Sonne im allgemeinen besprochen, dann der Uebergang gemacht zur Zerlegbarkeit ihrer Strahlen in das Farbenspectrum, zur Spectralanalyse und Photographie, auch die Geschwindigkeit des Sonnenlichts und die Eigenbewegung des großen Sonnenkörpers zum Verständniß gebracht. Darauf ist von der Parallaxe die Rede und von den verschiedenen Methoden ihrer Bestimmung bei der Sonne. Ebenso wird auch zuerst die Venus für sich besprochen und dann ihre Beziehung zur Erde und der Sonne in Hinsicht ihrer Lage und Bewegung dargestellt. Nun erst kommt die Rede auf den Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe, wobei Kepler's Berechnung für den 6. December 1631 den Anfang bildet. Nachdem noch von dem Vorübergang von 1639 eine kurze Mittheilung gemacht werden, kommt die weltberühmte Anweisung Edmund

Halley's, wie ein solcher Durchgang zur genauen Bestimmung der Sonnenparallaxe benutzt werden könne, zur Betrachtung. Bei dieser Gelegenheit werden alle wesentlichen Punkte zum klaren Verständniß gebracht und speciell die Vorübergänge von 1761 und 1769 besprochen. Der Vorübergang von 1874 verlangt nun eine eingehendere Untersuchung. Es wird die Berechnung a) für den Mittelpunkt der Erde, b) für die Oberfläche derselben in Bezug auf die Oerter, welche die Erscheinung zuerst und zuletzt sehen, c) für 155 Oerter Asiens, Australiens, Afrikas und Europas sowie für einige bedeutende Inseln, endlich ein Verzeichniß numerischer Ausdrücke zur Berechnung der Hauptmomente des Vorübergangs für das östliche Sibirien, das Amurgebiet, die Küste der Mandschurei, der Halbinsel Korea, die Kurilen, die Japanischen Inseln, China, Hinterindien, Ostindien, Australien und den mittlern Theil Sibiriens, der nur den Austritt sieht, vorgeführt und erklärt.

Wir wollen für einige Mittheilungen dem Verfasser selbst das Wort geben und wählen dazu eine Stelle, welche die Halley'sche Methode darstellt, aus dem Venusdurchgange durch die Sonnenscheibe die Entfernung der Sonne von der Erde zu bestimmen:

Man denke sich zwei Beobachter, die den Abstand eines sehr entfernten Gegenstandes, z. B. eines Kirchthurms, ermitteln wollen. Derselbe liegt ihnen gegenüber jenseit eines Flusses, der parallel der Verbindungslinie der von den Beobachtern erwählten Standpunkte läuft. Liegen nun die Beobachtungsörter so vertheilt, daß der eine links, der andere rechts von jenem Thurme sich befindet, dann wird auch ihre Entfernung voneinander als bekannt angesehen werden können. Nimmt man dieselbe beispielsweise 2000 Fuß an und stellt sich vor, daß ein Dampfschiff auf dem Flusse von der linken nach der rechten Seite fährt, so werden die Beobachter die Bedeckung des Thurms von demselben zu verschiedenen Zeiten wahrnehmen. Bemerkt der zweite Beobachter diese Bedeckung 2 Minuten später als der erste, so wird, wenn man die Geschwindigkeit des Dampfschiffs 700 Fuß in einer Minute annimmt, die auf dem Flusse zurückgelegte Länge 1400 Fuß betragen. Es verhält sich auch hiernach der gesuchte Abstand des Kirchthurms von den Beobachtern oder von der die Beobachtungsörter verbindenden Linie zu dem Abstande desselben von dem Flusse wie 2000 : 1400. Hierauf kann man auch das Verhältniß der Entfernung des Thurms von jener erwähnten Verbindungslinie der Beobachtungsörter zur Entfernung des Flusses von derselben ableiten; dasselbe ist 2000 : (2000 — 1400) oder wie 2000 : 600, welches dem wie 10 : 3 entspricht. Da wir aber die Entfernung des Flusses von den Beobachtern oder ihrer Standlinie auf irgendeine Weise messen können, so wird auch die Entfernung des Thurms bekannt sein. Es gibt noch eine zweite Art, diese Entfernung zu bestimmen, wenn der Winkel bekannt ist, der, vom Thurme gesehen, in den beiden Beobachtungsörtern enthalten ist. Derselbe ist indeß leicht zu ermitteln, namentlich für denjenigen, der mit den leichtesten Sätzen der Geometrie bekannt ist. Wenden wir das Ebengesagte auf die Bestimmung der Entfernung der Sonne an, so können keine Schwierigkeiten sich finden, um ein ähnliches Verhältniß zwischen dieser Entfernung von der Erde und der des vorübergehenden Planeten Venus von derselben zu ermitteln.

Man erkennt sogleich, daß hierbei der Thurm die Sonne vorstellen soll, das Dampfschiff die Venus und die beiden Beobachtungsörter Punkte auf der Oberfläche der Erde, und daß der Winkel von der Sonne aus gesehen durch die Zeit zu finden ist, welche der Planet während der Dauer seines Vorübergangs nöthig hat. Indeß so leicht, wie die Sache hier dargestellt wird, ist sie bei der wirklichen Bestimmung der Entfernung oder der Sonnenparallaxe denn doch nicht. Auch weiß dies der Verfasser seinen Lesern recht gut zum Verständniß zu bringen. Wir sind aber mit ihm einverstanden, daß man bei einer populären Darstellung gut thut, die Sache zuerst in ihrer größten Einfachheit anschaulich und begreiflich zu machen, um dann erst nach und nach die verwickeltern Verhältnisse hinzuzufügen. So deutet er die periodische Wiederkehr des Ereignisses erst einfach durch die Zahl der dazwischen verfließenden Jahre mit 8, $105\frac{1}{2}$, 8, $121\frac{1}{2}$ an, was ein leichtes Mittel an die Hand gibt, die ungefähre Vorausbestimmung zu machen und zu verstehen, und versucht dann auch die Ursache zum Verständniß zu bringen. War also der letzte Durchgang 1769 den 3. Juni und der Cyklus der Periode bei $105\frac{1}{2}$, so fällt die Wiederkehr auf 1874 Anfang December, die folgende auf 1882 Anfang December, die dann kommende auf 2004 in den ersten Tagen des Juni, worauf die Periode wieder durch 8, $105\frac{1}{2}$, 8, $121\frac{1}{2}$ hindurchgeht und so fort. Es wird auch nicht versäumt, eine genau berechnete Tabelle der künftigen Wiederkehr mitzutheilen. In ähnlicher Weise bespricht der Verfasser alle nur irgendwie bedeutsamen Momente des Ereignisses. Zum Schluß berührt er nochmals die Hauptpunkte der Wichtigkeit des diesjährigen Durchgangs:

Es ist keine imposante Erscheinung, wie sie eine totale Sonnenfinsterniß oder der Anblick eines großen Kometen am nächtlichen Himmel gewährt, aber sie gibt zum weitern Nachdenken Veranlassung, wie es nach vielen Jahrhunderten der beharrlichsten Bemühungen dennoch dem schwachen Menschen — dem Sohne des Staubes von kurzer Lebensdauer — gelungen ist, auch den weiten Raum zu messen, der ihn von dem großen Sonnenkörper trennt und ihm den Maßstab nicht allein für dieses Sonnensystem liefert, sondern auch für diejenigen jenseit der Grenzen desselben, für das unendliche Universum, wo Sonnen um Sonnen ohne Zahl nach den ihnen vom Weltschöpfer bestimmten Gesetzen in ihren Bahnen sich bewegen.

Zu solchen begeisterten Aussprüchen kommt indeß der Verfasser nur selten; er bewahrt meistens eine ruhige, einfach belehrende Haltung, was dem Leser nur angenehm sein dürfte, da man hier keine sentimentalen Ergüsse, sondern nüchterne Verstandesnahrung erwartet.

In den Nachträgen werden specielle Mittheilungen für die Gelehrten gegeben, z. B. über die Bestimmung der Aberrationsconstante aus der Foucault'schen Lichtgeschwindigkeit, Beobachtungen der ersten innern Berührung oder des zweiten Contacts während des Vorübergangs von 1769, über die Bemühungen der Photographie, astronomische Abbildungen zu liefern:

Beim bevorstehenden Vorübergange könnte das photographische Verfahren der Astronomie wichtige Dienste erweisen, denn es ist nur erforderlich, für eine bestimmt angegebene Zeit eine kleine, schwarze Kreisfläche — die Venus — und einen Faden — den Spinnenfaden des Abweichungskreises — abzubilden. Doch man kann die Frage aufstellen, werden die Beobachter an weit entfernten Beobachtungsstationen Refractoren von größern Dimensionen mit sich führen und dort aufstellen? Dieses ist wol nicht zu erwarten, während kleinere Fernröhre, mit dem photographischen Apparate vereinigt, nicht gelungene und zuverlässige Abbildungen hervorbringen. Man kann demnach gute Photographien des gegenwärtigen Vorübergangs von den Sternwarten Asiens, Batavia und Madras, erwarten; denn diejenigen Australiens — Paramatta, Sidney und Melbourne — sehen die Sonne zu jener Zeit beinahe im Zenith und sind

nach der von Hansen berechneten Lage der isosthenischen Linien für diesen Welttheil zur genauen Berechnung der Parallaxe nicht geeignet.

2. Die Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften von J. R. Mayer. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir begegnen hier einer von früher bekannten und hochgeschätzten Schrift und können darüber nur unsere aufrichtige Freude ausdrücken. Der Verfasser derselben gehört zu den gefeiertsten ersten Begründern unserer neuesten Theorie der Wärme. Was vor ihm Rumford, Davy, Faraday und Joule als Hypothese aufstellten, hat er in Vereinigung mit Clausius, Helmholtz, Kirchhoff, Rankin und Thomson zu einer sichern wissenschaftlichen Grundlage, zu einem stattlichen Gebäude der Wissenschaft gemacht. Alle Fachgelehrten betrachten jetzt die Wärme als eine Art der Bewegung, eine Molecularbewegung, und sehen den Verfasser als den scharfsinnigen ersten Mitbegründer dieser neuen Lehre an. Eigentlich gab das Nachdenken über die Dampfmaschine den ersten Impuls zur Mechanik der Wärme. Denn man fragte sich: was ist aber dieses Agens, womit wir die Kräfte der Winde, des Wassers, der Pferde und der Menschen ersetzen können? Es ist die Wärme als Ursache einer mechanischen Kraft. Doch erkannte man auch, daß diese Ursache auch umgekehrt als Wirkung einer mechanischen Kraft betrachtet werden müsse; zwischen Ursache und Wirkung bestehe daher ganz sicher eine Wechselbeziehung. Kennen wir nun auch das eigentliche Wesen der Wärme immer noch nicht, so wissen wir doch sicher, daß sie sich als Molecularbewegung zu erkennen gibt, welche im Stande ist, in Massenbewegung überzugehen, sowie aus progressiver Massenbewegung umgekehrt Molecularbewegung, Wärme, hervorgehen kann. Und eine solche Umwandlung der Kräfte ist auch bei dem Lichte, der Elektricität, dem Magnetismus u. s. w. als sehr wahrscheinlich erkannt, sodaß man allmählich schon anfängt zu vermuthen, daß alle Kräfte miteinander verwandt seien und ineinander übergehen können. Man ist überhaupt jetzt auf dem Wege, alles auf eine Einheit zu concentriren, sodaß man hypothetisch nicht blos von einer Kraft redet, welche in alle übrigen Kräfte umgewandelt werden könne, sondern auch von einer Materie, welche die Grundlage aller übrigen sein solle, und auch von einer Urpflanze, einem Urthier, welche durch allmähliche Umwandlung die Mannichfaltigkeit der gesammten lebenden Schöpfung erzeugt hätten. Das Zusammenfassen kann man nur loben, da man bisher in dem Detail gar zu mikroskopisch weit gegangen war, nur muß man auch hier vor zu kühnem Hypothesenspiel ernstlich warnen. In beiden Richtungen kann man leicht des Guten zu viel thun, und hat es schon gethan.

Den ursprünglichen Fonds des Werks bilden sechs Aufsätze, welche schon seit 1842 bekannt sind und eine historische Berühmtheit erlangt haben, nämlich: „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur"; „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel"; „Ueber die Herzkraft"; „Ueber das Fieber"; „Beiträge zur Dynamik des Himmels"; „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme". Diese Abhandlungen sind vermehrt und verbessert, damit sie der wissenschaftlichen Gegenwart genau entsprechen. So ist z. B. das mechanische Wärmeäquivalent den Ergebnissen der neuern Forschungen zufolge auf 425 Meterkilogramm, statt 367, festgestellt und alle darauf bezügliche Rechnung damit in Einklang gebracht. Der hierauf folgende Anhang schließt fünf naturwissenschaftliche Vorträge in sich, welche denselben Gegenstand, aber in ganz populärer Behandlung besprechen. Sie führen die Ueberschriften: „Ueber nothwendige Consequenzen und Inconsequenzen der Wärmemechanik"; „Ueber Erdbeben"; „Ueber die Bedeutung unveränderlicher Größen"; „Ueber die Ernährung".

Eine Mittheilung zur Charakteristik des geistreichen Buchs entlehnen wir dem letzten Vortrage:

Man sagt im gemeinen Leben: Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Wozu dienen uns aber Speise und Trank? Wie geht die Ernährung vor sich, und was ist der Zweck derselben? Diese Fragen sind es, die wir jetzt zu beantworten haben. Schon bei den Pflanzen haben wir zwei wesentlich verschiedene Arten der Ernährung kennen gelernt, nämlich die eine durch die Blätter, die andere durch die Wurzeln, und so dienen auch bei den Thieren und dem Menschen die Nahrungsmittel zu einem doppelten Zwecke. Betrachten wir zuerst die Speisung einer Dampfmaschine. Die unter dem Kessel angebrachte Feuerung hat, wie bekannt, den Zweck, die Maschine zu ihrer Leistung zu befähigen, d. h. die durch Verbrennung gewonnene Wärme wird durch das Mittel der Dampfbildung, der Dampfspannung und Ausdehnung in Bewegung umgesetzt. Dabei entsteht aber als sehr unbequemes Nebenproduct noch recht viel freie Wärme, die sich der Umgebung mittheilt und somit für die Maschinenleistung lediglich verloren geht. Nun wohl. Die Nahrungsmittel haben auch in erster Linie den Zweck, im Thierorganismus zu verbrennen und dadurch denselben zur Hervorbringung mechanischer Leistungen zu befähigen. Das Wort Verbrennung ist aber hier im weitern Sinne zu verstehen, wie es in der Chemie gebräuchlich ist, indem man darunter überhaupt den Verbindungsproceß anderer Substanzen mit Sauerstoff begreift, wenn auch dabei keine intensive, bis zur Lichtentwickelung gesteigerte Erhitzung stattfindet. Die Gärung des süßen Weinmostes z. B. betrachtet der Chemiker lediglich als einen Verbrennungsproceß, aber, wie jedermann weiß, mit sehr gelinder Wärme. Die meisten Thierklassen und also weitaus die größte Anzahl der Thiere überhaupt bringen keine merkliche Wärme hervor; die Temperatur ihres Körpers ist die des umgebenden Mediums, der Luft und des Wassers, weshalb man sie auch, wenigstens die höhern derselben, welche rothes Blut und eine Wirbelsäule besitzen, die Reptilien also (Eidechsen, Frösche, Schildkröten und Schlangen) und die Fische, kaltblütige Thiere nennt. Vom rein mechanischen Standpunkte aus betrachtet, wären diese Geschöpfe die vollkommensten Bewegungsapparate, weil der Verbrennungseffect ihrer Nahrung nahezu vollständig in Arbeit umgesetzt wird. Nichtsdestoweniger stehen aber diese Thiere auf einer wesentlich niedrigern Stufe als die warmblütigen Thiere, die Vierfüßler und die Vögel; denn unter Berücksichtigung ihrer Körpergröße produciren sie verhältnißmäßig viel weniger Arbeit als die Warmblüter, wenn sie auch einzelne Bewegungen mit furchtbarer Energie auszuführen vermögen.

Um nicht zu ausführlich zu werden, beschränkt sich der Verfasser von hier ab nur auf den Menschen, bespricht die Ernährungsprocesse und kommt dann auf den Werth der Nahrungsmittel. Er hält Stärke, Zucker, Fett, obgleich sie stickstofffrei sind, für sehr nahrhaft, weil sie einen bedeutenden Brennwerth besitzen. Ebenso hoch schlägt er die durch Gärung aus Zucker entstandenen Spirituosen an, indem er auf den zauberhaften Einfluß hindeutet, den diese auf das Nervensystem auszuüben

vermögen. Er nimmt also nicht den Stickstoffgehalt, sondern den Brennwerth als Maßstab für den Nahrungswerth unserer Speisen:

Ein Malaie, wenn er dem schönen Nichtsthun obliegen kann, fristet sein Leben mit ein paar Händen voll Reis täglich, wogegen ein in kühler und bewegter Seeluft hart arbeitender Matrose zur Erhaltung seiner Kräfte ein bedeutendes Quantum Brennstoff einführen muß. Die gütige Natur, wenn ich nicht sagen soll der gütige Schöpfer, hat den Bewohnern heißer Zonen kühlende Früchte geboten, während die Bewohner kalter Gegenden eine viel Wärme liefernde Fettkost nahe gelegt finden. Dem Lappen schmeckt sein ranziger Thran wie dem Afrikaner die saftige Pumpelmuse. Aus gleichem Grunde ist im Winter das Nahrungs- (und Luft-)Bedürfniß viel größer als in den wärmern Jahreszeiten. In jedem Falle ist viel Bewegung in freier mäßig kühler Luft bei kräftiger Nahrung der Gesundheit sehr zuträglich.

Man sieht, der Verfasser wendet seine neue Lehre von der Wärme mit ganz besonderer Vorliebe auf seinen Beruf als Arzt an und kann dann sehr gemüthlich und populär sein. Die Ansicht, daß das Nahrungsbedürfniß ein Kampf um das Dasein sei, will er indeß nicht zu principiell aufgefaßt wissen. „Ein solcher Kampf ums Dasein findet allerdings statt; aber nicht der Hunger ist es, es ist nicht der Krieg, nicht der Haß ist es, was die Welt erhält — es ist die Liebe."

So bleibt der Verfasser stets geistreich und interessant, wohin ihn seine Gedanken auch führen mögen. Daß er sich nicht dazu verstehen konnte, eine zusammenhängende Lehre der Wärme für die Physik abzufassen, entspricht genau seiner aphoristischen Natur, die sich viel mehr zum Erfinden als zum Ausbau der Ideen hingezogen fühlt. Es haben aber andere diesem Bedürfniß vortrefflich abzuhelfen gewußt; wir machen in dieser Hinsicht nur auf John Tyndall's berühmtes Werk: „Heat considered as a Mode of Motion" (London 1863), aufmerksam, von welchem uns Helmholtz und Wiedemann eine ausgezeichnete deutsche Bearbeitung geliefert haben.

3. Die verschiedenen Kräfte der Materie und ihre Beziehungen zueinander. Sechs Vorlesungen für die Jugend von Michael Faraday. Uebersetzt von H. Schröder. Mit 54 Holzschnitten. Berlin, Oppenheim. 1873. 8. 20 Ngr.

Wir haben hier ein Seitenstück zu der „Naturgeschichte einer Kerze" von Faraday, welche denselben Uebersetzer hat, in demselben Verlag erschienen ist und genau denselben Umfang besitzt. Ist nun auch der Inhalt ein wesentlich verschiedener, so erweckt er doch dasselbe hohe Interesse für seine Leser, und man erkennt aus allem die große Meisterschaft in der populären Behandlung der vorgeführten Gegenstände. Die Schrift ist wieder für die Jugend bestimmt und paßt auch für diese vortrefflich, aber sie gewährt jedem Denkenden einen wirklichen Genuß. Wir können es daher nicht unterlassen, dieselbe unsern Lesern als eine ausgezeichnete Arbeit der besondern Beachtung zu empfehlen.

Die darin enthaltenen sechs Vorlesungen führen die Ueberschriften: „Ueber Schwerkraft"; „Schwerkraft, Cohäsion"; „Cohäsion, chemische Verwandtschaft"; „Chemische Verwandtschaft, Wärme"; „Magnetismus und Elektricität"; „Uebereinstimmung der physikalischen Kräfte".

Zur nähern Charakteristik des Schriftchens theilen wir eine Stelle aus den Schlußworten mit; sie wird vollständig genügen, den Geist des Ganzen kennen zu lernen:

So haben wir denn nun, wenn auch nur in dem beschränkten Rahmen dieser sechs Vorlesungen, einige Blicke gethan in die ewigen Gesetze, denen die Natur unwandelbar unterworfen ist. Ein jeder Blick in die Umgebung und in das Walten der Natur fordert den Menschen zu tieferm Nachdenken auf, und wodurch würde das Gemüth des Menschen mehr befriedigt, als durch das Studium der physikalischen Wissenschaften? Durch diese erlangt er eine Einsicht in die Wirkungen der Gesetze, eine Kenntniß, welche auch dem unbedeutendsten Naturereigniß Interesse abgewinnt. Diese Forschungen erreichen niemals ein Ende, sie dehnen sich weithin aus, selbst von der Erde weg auf die Weltkörper, welche nur dem mit dem Fernrohr bewaffneten Auge erkennbar sind, sie lehren uns die Zusammensetzung jener Gestirne kennen und nur ihr und der Menschen Untergang wird jenen geistigen Entdeckungen einen Stillstand gebieten.

Das Ganze ist sehr leicht verständlich und geht nirgends tief in naturphilosophische Erörterungen ein, wie dies Faraday nur zu thun pflegt, wenn er für Gelehrte von Fach schreibt. Daher ist es wahrscheinlich, daß diese Vorlesungen aus seiner Jugendzeit herrühren, wo er sich bekanntlich mit mehrern strebsamen jungen Männern vereinigt hatte, die zu ihrer eigenen Ausbildung sich Vorlesungen hielten. Doch weiß man auch, daß er bis ans Ende seines Lebens die Liebe zur Belehrung der Jugend bewahrte.

Heinrich Birnbaum.

Unterhaltungsliteratur.

1. Von Achten der Letzte. Amerikanische Kriegsbilder aus der Südarmee des Generals Robert E. Lee, von einem ehemaligen königl. preuß. Einjährig-Freiwilligen. Wiesbaden, Niedner. 1871. 8. 24 Ngr.

Das Buch scheint ebenso bunte Schicksale gehabt zu haben wie der Autor. Denn es ist unverkennbar bald nach dem Secessionskriege geschrieben, aber erst 1871 edirt. Irren wir nicht, so haben wir eine neue Titelauflage vor uns, die das Buch noch einmal in Umlauf setzen soll. Deshalb wurde wol auch auf den neuen Titel gedruckt: „Zum Besten der Witwen und Waisen gefallener deutscher Krieger veröffentlicht." Das alles spricht nicht gerade für die Güte und Zugkraft des Buchs, und doch ist dasselbe interessant und lehrreich, wenn auch in anderm Sinne, als Autor und Verleger gewollt und gewünscht haben. Denn es beichtet uns in diesem Buche ein abenteuer- und wanderlustiger Berliner, dessen lebhafteste Jugendeindrücke die Barrikadenbauten von 1848 waren, der dem Schulstaube entfloh und den wir 1861 als jungen Kaufmann am See Pontchartrain bei Neuorleans wiederfinden. Es waren ihrer acht gute und lustige, kräftige Freunde zusammen, sie begeisterten sich

für die Sache des Südens, ihres Adoptivvaterlandes, und als der Kampf zu Ende war und die Kämpfer wieder nach einer bürgerlichen Existenz sich umzuthun hatten, war unser Autor, der preußische Einjährige, von den acht Freunden der einzig Ueberlebende. In seinem Buche zieht er in seiner Art das Facit; es liest sich wie das Testament der acht Gefährten, und will um keinen Preis zugeben, daß die Sache des Südens nicht die Sache der Humanität und des Fortschritts gewesen sei. Am Schluß der Vorrede gibt er den unzähligen Gebliebenen das Zeugniß: „Sie starben den Tod der tapfern Soldaten!" und fährt dann fort:

Spätere Jahre erst werden kundthun, wofür der Süden gekämpft hat. Die Geschichte, wenn oftmals auch spät, richtet doch getreu. Einst wird man auch in der Heimat erfahren, daß die Aufhebung der Sklaverei dem Kreuzzuge gegen die Südconföderation nur zum Vorwande diente, und daß nicht die Göttin der Freiheit den Kampf hervorrief, sondern die Begierde, eine Union aufrecht zu erhalten, deren Fortbestehen nur noch auf Gewalt beruht.

Das ist gewiß eine schwere Anklage gegen den Ausspruch der Geschichte, dem bisher wol die Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland Beifall geschenkt hat. Aber sie ist in dem Munde des Sprechenden durch die Opfer gerechtfertigt, welche er lange, schwere Kriegsjahre hindurch für das von ihm heilig geachtete Panier gebracht hat, gern und ohne Reue, und wir hören ihm mit Theilnahme zu, wenn wir auch weit entfernt bleiben, uns zu den von ihm vertretenen Ansichten zu bekehren. Wir erinnern uns, wie viel Verwilderung nach unsern kurzen Feldzügen zurückgeblieben ist, und staunen, wenn wir hören, wie schnell der schlichte Soldat des amerikanischen Südens wieder friedlicher Bürger geworden ist. „Arbeit" war die erste Forderung der zurückkehrenden Conföderirten:

Ja, diejenigen vorzugsweise, die noch vor kurzem das Leben von Tausenden in ihrer Gewalt gehabt hatten, sah man jetzt oft die schlichtesten bürgerlichen Arbeiten verrichten und sich häufig einem Manne unterordnen, welcher noch vor wenigen Wochen als gemeiner Soldat in ihren Bataillonen gedient hatte. Der General-en-Chef der Südarmee, Robert E. Lee, wurde Director eines Gymnasiums, General Beauregard Eisenbahningenieur, Admiral Semms Advocat, und in dem Wirthschaftslocale einer Stadt des Südens sah man sogar einen frühern Brigadegeneral der Südarmee als fleißigen Schenkwirth beschäftigt.

Aus eigener Anschauung und Wahrnehmung erfahren wir von unserm anonymen Autor viele solche Einzelheiten. Wir wären ihm aber noch dankbarer gewesen, wenn er uns seinen Namen nicht verschwiegen, sondern offen mit seiner Persönlichkeit und seinen Antecedentien vor uns getreten wäre. Erlebnisse erhalten erst wirkliches Leben, wie anschaulich und lebendig sie geschrieben, wie getreu der Wahrheit und Wirklichkeit sie sein mögen, wenn der Verfasser nicht mit einem nomme de guerre, der seine nähern Bekannten ja doch nicht täuscht, vor uns erscheint. Alles Gesagte wird dadurch glaubhafter, wenn wir den Autor auch keineswegs der Aufschneiderei beschuldigen wollen. Hat er den Krieg doch nur geschildert, wie er ihn von seiner Kanone aus als braver Washington-Artillerist sehen und erkennen konnte. Seine ersten Abenteuer erzählt er nicht. Gefangen und auf Ship-Island in schauderhafter Weise internirt gehalten, wird er endlich ausgewechselt. Man will ihn nicht gern wieder zur Südarmee zurückkehren lassen; in Baton-Rouge, einer Stadt 125 Meilen oberhalb Neuorleans am Mississippi gelegen, findet die Auswechselung von Gefangenen statt. Elend und „halbtodt" erwartet er den Aufruf auch seines Namens; vergeblich, er scheint aus der Liste gestrichen; da wirft er mit einem gewaltigen Drucke der Schultern die Offiziere, die ihn halten wollen, auseinander und stürzt sich über die Planke an das Ufer. Die Gewehre der auf dem Dampfer befindlichen Soldaten erheben sich zum Schusse; aber unser Flüchtling entzieht sich unter dem Hurrah der ausgewechselten Gefangenen und südlichen Truppen der Gewalt der Auswechselungscommission. In Staunton nähert er sich endlich der Armee Lee's, nachdem er mit zwei Kameraden eine Woche hindurch, Tag und Nacht auf der Eisenbahn, ihr zugestrebt. Der Anblick der mit Wald bedeckten blauen Berge, das Grün der Wiesen und Felder, das klare Wasser — welche Wollust für den erst kaum dem Gefängniß Entronnenen! In langen Zügen nahm die Brust die frische kräftige Bergluft auf, das Auge verlor allmählich seine Leblosigkeit, und mit festem Tritte schritt er auf der Chaussee dahin. Ein frugales Frühstück von Schiffszwieback und Wasser ward durch ein Stück Speck vervollständigt.

Während dieses und des folgenden Tags begegneten wir einer fast ununterbrochenen Schar Verwundeter, die alle von Winchester dem 90 Meilen entfernten Staunton zuwanderten. Erst kamen sie einzeln und in kleinern Trupps; je mehr wir uns indeß Winchester näherten, um so dichter wurde die Masse. Dazwischen fuhren Ambulancen mit den in den Beinen und überhaupt sehr schwer Verwundeten, deren oft brechendes Auge die Annäherung des Todes verkündigte. Ein solches Schauspiel habe ich niemals wieder gesehen. Diese Tausende von siechenden Gestalten, es schien die ganze Armee Lee's zu sein, oft mit Wunden bedeckt, von denen der Verband sich gelöst hatte, mit bleichen, eingefallenen Gesichtern, viele ohne Schuhe, alle mit Lumpen bedeckt, oftmals an der Wegseite niederkauernd, wenn sie sich an ihren Stäben kaum einige hundert Schritte weit fortgeschleppt hatten; es war dies ein Anblick, der selbst die Brust des an die wildesten Scenen des Schlachtfeldes gewöhnten Veteranen erbeben machen konnte. Wir wußten bereits, daß der Süden Hunger, Strapazen und Entbehrungen ohne Unterbrechung von seinen Vertheidigern verlangte und die Aufregung der Schlacht als einzige Erholung darbot. Jetzt sollten wir auch noch erfahren, daß der Patriotismus selbst noch von den bereits Verwundeten Opfer verlangte. Diese kleinen Feuer an der Seite des Wegs, welche Scenen des Jammers boten sie dar! Diese Armen waren oft zu schwach, um weiter zu marschiren oder hinreichendes Material für das Feuer zu sammeln. Die kalte Nachtluft erstarrte die von Wunden und Fieber abgezehrten Körper, und bis in die Glut der wenigen glimmenden Kohlen streckten sie ihre abgemagerten Hände. Wie ist ein solcher Anblick von den Scenen an dem Wachtfeuer des Schlachtfeldes verschieden! Auch um letzteres drängen sich oftmals die Verwundeten; aber aus ihren Wunden fließt noch frisches Blut, oder der erste Verband des Chirurgen hat dessen Lauf bereits gehemmt.

In allem diesem tiefen Elend habe ich indeß niemals eine Klage, ja nicht einen Seufzer gehört. Das Auge nur verrieth den namenlosen Schmerz, und wenn man aus dem Dunkel der Nacht leise Klagetöne zu vernehmen glaubte, so überzeugte man sich bald bei genauerm Lauschen, daß jemand die Strophen eines Psalms murmelte, dieselben Strophen, welche die Soldaten am Abend um die Lagerfeuer zu singen pflegten.

Ist Stahl in einer Menschennatur, in dem amerikanischen Leben und Treiben muß er herauskommen, oder —

sie geht zu Grunde. Den Satz bestätigt als wahr dieses merkwürdige Buch fast auf jeder Seite; Anstrengung, Entbehrung und Ausdauer, wie sie bei uns nie gefordert werden, charakterisiren den täglichen Kampf der Soldaten des Südens. Man staunt, in welch scheinbar gänzlich desolatem Zustande unser Autor die berühmte Washington-Artillerie endlich antrifft. Aber er tritt bei ihr ein, um sofort an den menschenmörderischen Gefechten bei Fredericksburgh theilzunehmen. Den tausenderlei Einzelheiten können und wollen wir nicht folgen. Es sind eben Kriegsskizzen, ähnlich und doch wieder ganz anders wie die aus unsern drei Feldzügen vielfach mitgetheilten. Freunde solcher Berichte werden sicher auch die hier gebotenen mit Befriedigung kennen lernen, schon um zu vergleichen und um zu erkennen, wie sehr wahr das letzthin gesprochene Moltke'sche Wort ist, daß keine militärische Tugend — die Disciplin ersetzt.

Wenn nicht, wie es wol geschehen kann, schon correcte Kriegsbereitschaft und strategisch vollkommener Aufmarsch die Entscheidung herbeiführen, der Art, daß nur noch pour l'honneur militaire auch einige blutige Evolutionen executirt werden, dann muß durch die allein bei strafffter Disciplin und vorschriftsmäßiger Dienstapplication mögliche Benutzung der gegebenen oder errungenen Vortheile ein kurzes Ende des Kampfes erzwungen werden. Jedem andern Feinde als den Franzosen gegenüber wäre uns das nach Sedan gelungen. In Amerika war jedes einzelne Treffen sich selbst Zweck, es fehlte thatsächlich, was unser Autor bestreiten möchte, an militärischer Organisation im höhern Sinne, und so konnten die einzelnen Zusammenstöße einen andern Charakter als den gewöhnlicher, barbarischer und erfolgloser Metzeleien nicht tragen. Man lese die Schilderung, die der Verfasser als Augenzeuge und Mitkämpfer von einem Theile der Schlacht bei Petersburgh, südwärts von Richmond, gibt. So kann nur die übelgeleitete Intelligenz und Energie der Truppen die Aufgabe des Kriegs verstehen und lösen wollen: Vernichtung, Kampf bis aufs Aeußerste, und keine Spur, kein Schatten von Erbarmen!

Wir wenden uns von dem Buche ab, trotz aller Kraft und Anschaulichkeit der Schilderungen. Des Verfassers Fanatismus für den Opfermuth und die Blutgier des Südens theilen wir nicht, denn ob auch manches an den Boor Tweeds der Union zu rügen sein mag, es war doch eine Wohlthat für das menschliche Geschlecht, daß schließlich ihr und nicht den Südstaaten der Sieg verblieb.

Ganz anders begrüßt uns ein offener, echt deutscher Mann, ein Name von alt gutem Klange, einer von den lieben alten Gesichtern, der Verfasser der „Harzsagen":

2. Patriotische Erinnerungen. Erzählungen und Abhandlungen aus den Zeiten der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Von Heinrich Pröhle. Berlin, Gülker u. Comp. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unter diesem Titel sind zehn kürzere Arbeiten dargeboten, „Erzählungen und Skizzen, Studien und Abhandlungen" über Gegenstände aus den Zeiten der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, früher meist schon gedruckt und jetzt nur unter den einheitlichen Gesichtspunkten des Patriotismus und der Humanität wieder zusammengestellt. Pröhle ist so recht ein Gegenfüßler des „Letzten von Achten", die für die Baumwollbarone des Südens sich begeisterten und opferten, ein ruhiger deutscher Dichter und Denker, recht ein Ritter des Geistes ohne Furcht und Tadel, für sein deutsches Vaterland warm und wahr empfindend, und in dem Kampfe gegen welsche Tücke, der nur äußerlich und scheinbar eingestellt ist, die Feder wacker gebrauchend, da ihm das Schwert versagt ist. Waffenstillstand darf man, wie in Paris geschieht, die jetzige Pause des Kriegslärms nicht nennen; nur mit andern Waffen fechten wir weiter, und wir fechten immer.

Die Erzählungen, die Pröhle bietet, muthen uns ganz besonders auch deshalb an, weil sie aus der alten „Franzosenzeit" stammen, aus der Periode der Schwäche des deutschen Volks im Kampfe. Wir werden erinnert wie damals das siegreiche Frankreich uns mitspielte, und wessen wir hätten gewärtig sein müssen, wenn wir dem diesmaligen Einbruch des ewigen Ruhestörers nicht besser gerüstet entgegengestanden hätten. Es ist seltsam, von allen Franzosen scheint auch nicht einer zu wissen, welches Unheil Frankreich damals über uns gebracht hat, und daß wir sehr bescheiden waren, als wir uns mit etwas Geld — wo ist es geblieben? — und mit zwei alt deutschen Reichsmarken begnügten, die Frankreich uns früher nicht in ehrlichem Kampfe genommen, sondern perfiderweise gestohlen hatte und die wir nun jetzt à tout prix behalten wollen. Die Welschen verstehen das welsche Wort besser, als wenn ich mit einem deutschen Dichter sagte:

> Und es wird unser bleiben, oder Deutschland
> Und ganz Europa sinkt mit in den Abgrund.

Pröhle erzählt überall gut, und wenn er oft bei unwichtigen Details länger verweilt, als der Leser erwartet, so überrascht das, aber verdrießt nicht; denn Pröhle wird nie langweilig, eben weil er stets anziehend und oft sogar elegant erzählt. Und jedenfalls hat er recht, wenn er im Vorwort bemerkt:

> Nach meiner Erfahrung ist die Zahl derer, welche sich dankbar dafür erweisen, wenn man selbständige Untersuchungen, sei es auch noch so unscheinbarer Art, den Liebhabern auf eine leichte Weise zugänglich macht, besonders solche, die nicht in einem fachwissenschaftlichen Blatte zusammenstehen, zumal in dem Falle, daß die Stimmen nicht gezählt, sondern gewogen werden, niemals unbedeutend in Deutschland.

Und so kommt er denn, seinem behaglichen Erzählertalent nicht den Zügel anziehend, auf seine und des deutschen Volks alte Lieblinge zu sprechen, auf Arndt und Lützow, auf Ernst Schulze und Jahn; er plaudert über Großbeeren und Dennewitz, über deutsches Volksthum und neues Kaiserreich, neue Kriegslyrik, Pädagogik, sogar Medicin, und immer, auch wenn wir nicht immer seiner Meinung sind — wie wäre das möglich? — hören wir ihm gern zu und sind ihm dankbar, denn wo er uns auch nicht belehrt, regt er uns doch überall wohlthätig an.

Von dem Verfasser des noch neuen humoristischen Romans „Christoph Pechlin" liegt uns wieder ein fein ausgearbeitetes Lebensbild vor:

3. Meister Autor, oder die Geschichten vom versunkenen Garten. Von Wilhelm Raabe. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir erlauben uns, die Originale dieses Romans wieder nach Wolfenbüttel und Umgegend zu verlegen. Originelle und mit scharfen Contouren ausgeführte Gestalten, Situationen und Scenen aus dem trivialsten Leben, Ver- und Entwickelungen, wie wir sie jeden Tag in unserer nächsten Nachbarschaft beobachten können, aber alles aufs beste und mitunter sogar spannend erzählt und ein warmer Hauch wahrer, d. h. ungekünstelter Poesie über das Einzelne und das Ganze hinwehend — das ist unsere Charakteristik dieses Werks und unser Lob desselben. Tod und Erbschaft, alte und neu hinzuwachsende Menschen, treue Liebe zur Tradition, und dazwischen Stadtvergrößerung und Eisenbahnbau und Eisenbahnunglück, Schmerzenslager, und dahinter Liebesscenen und, mit mehr und mehr verblassender Trauer um die Verlorenen, neue Lust am Leben und Lieben. Die alten Wundergärten, in die der nie ganz erlöschende Kindheitstraum sich zurücksehnt, sie versinken und verschwinden spurlos; aber unsere Vorfahren irrten, wenn sie in der Zukunft, die sie nicht begriffen und begreifen konnten, eine Oede sahen; wir irren, wenn wir das wähnen, ebenso; denn immer wieder wird ein neues Stück Erdenland eingezäunt, umgegraben und bepflanzt, bis ein neues Eden fertig ist für die Lebenden, und „der Lebende hat recht", sagt Schiller. Meister Kunemund in unserm Buche spricht sich darüber oft genug anders aus und meint z. B., er bliebe jung, die Welt werde alt. „Aber, was kümmert's mich?" fügt er behaglich hinzu.

4. Dorothea. Eine Novelle von H. A. Schaufert. Regensburg, Pustet. 1873. 8. 18 Ngr.

Die Witwe des allzu früh verstorbenen H. A. Schaufert hat aus dessen Nachlaß die Novelle „Dorothea" zuerst im Feuilleton des „Volksfreund" und nunmehr auch selbständig veröffentlicht, eine Jugendarbeit des Verfassers, die er total überarbeitet haben würde, wenn ihm selbst zu der Herausgabe noch die Lebenszeit vergönnt geblieben wäre. So berichtet Frau Maria Schaufert, die uns das Werk bietet, wie sie es vorgefunden, indem sie hofft, daß dennoch viele in der Novelle einen reichen Schatz von Poesie und innigem wahren Gefühlsleben finden werden. Ganz gewiß, und einen tiefgehenden, reichen Geist, ein feines Beobachtungs- und Darstellungstalent, wie es den Dichter auszeichnen mußte, der als noch Fremder auf dem deutschen Parnaß mit seinem historischen Lustspiel: „Schach dem König", den ersten Preis erringen sollte. Uebrigens sind wir der Ansicht, daß selbst durch die sorgfältigste Ueberarbeitung das Werk schwerlich gewonnen hätte, da die Schönheiten zum Theil in den jugendlichen Auswüchsen liegen, die Schwäche in der Erfindung und dem Aufbau. Wir wollen darüber nicht ausführlich werden, nicht schildern, was wirklich in Irrenanstalten passirt; darüber mag das Publikum, das sich nur unterhalten will, in seiner Täuschung verbleiben. Aeußerst anziehend und spannend hat der Verfasser die inzwischen in Verruf gekommenen Räubergeschichten vorzutragen verstanden und uns errathen lassen wollen, daß bei der jungen Dame, Dorothea, die Geistesstörung schon von dem Ueberfall her datirt.

Aus dem Verlags-Magazin in Zürich sind zwei kleinere, aber mit vorzüglicher Präcision und Eleganz verfaßte und mit wirklichem Reichthum tiefen Gefühls und scharfen Geistes ausgestattete Schriften hervorgegangen:

5. Helena. Aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten. Von Richard Voß. Zürich, Verlags-Magazin. 1874. Gr. 8. 20 Ngr.

6. Visionen eines deutschen Patrioten von Richard Voß. Zürich, Verlags-Magazin. 1874. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Verfasser, Richard Voß, ist uns unbekannt, und vielleicht sind diese Arbeiten seine Erstlinge auf dem Büchermarkte. Jedenfalls berechtigen beide zu den größten Erwartungen.

Helena ist eine stolze Kokette, schön, geistvoll, in Reichthum und Ueppigkeit schwelgend, die mit Männerherzen und auch mit dem Herzen des Pessimisten freventlich Spiel treibt, und der in diesen blitzenden und donnernden Apostrophen gründlich die Wahrheit gesagt wird. Verstehen wir Charaktere wie den gezeichneten richtig, so wird das Büchlein „Helena" aus ihrem Boudoir nicht verschwinden, und jede Helena wird es als ein besonderes, rares Cabinetstück zu schätzen wissen. Koketterie wird nur durch das Leben, nie durch die Lehre geheilt.

Die „Visionen" sind in der Manier von Jean Paul's „Neujahrsnacht eines Unglücklichen" und Börne's „Honestus" geschrieben und zeigen in ergreifenden Bildern die Schattenseiten des Kriegs und sein namenloses Elend, das nur der Arzt und der Geistliche zu sehen pflegt. Weshalb, wenn man den Krieg nicht vermeiden kann, von diesem unvermeidlichen Jammergefolge des Kriegs das verbergende Schleiertuch wegziehen?

7. Novellen von Marie Berger. Ratibor, Wichura. 1874. 8. 20 Ngr.

Die Novellen von Marie Berger sind anspruchslose, aber immerhin ansprechende, mit Liebe und Sauberkeit geschaffene Arbeiten, nicht stets, wie zumal die erste, dramatisch gerecht angelegt und abgeschlossen, aber überall von feinem, echt weiblichem Zartgefühl Zeugniß ablegend.

8. Verwehte Spuren. Neue Novellen von Ludwig Salomon. Halle, Barthel. 1874. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese Novellen verdienen mit Anerkennung genannt und vor der Mehrzahl analoger Erscheinungen ausgezeichnet zu werden. Auch hier ist die erste: „Das Aennchen von Plön", die mindest gute, nicht weil sie minder sorgfältig durchgeführt wäre, sondern weil es einfach nicht thunlich ist, den Augen der Welt den idyllisch schönen und jugendlich unschuldigen Lebensanfang einer Dame vorzuführen, aus der später eine Gräfin Kosel wurde und auf die August der Starke die den Numismatikern wohlbekannten Koselgulden schlagen ließ. Untadelig dagegen sind die drei weitern Novellen, sie zeugen zugleich von eingehenden Studien im Gebiete der betreffenden Localgeschichte.

9. Zwei belgische Novellen aus der socialen Welt. Von Karoline Gravière. Berlin, Lüderitz. 1874. 8. 1 Thlr.

Diese französisch geschriebenen Novellen werden uns in meist gelungener Uebersetzung und mit dem Hinweis darauf

vorgeführt, daß sie auf das Epitheton internationaler Werke Anspruch zu machen hätten, weil der durchklingende Grundton der allgemein menschliche sei. Einzelne Incorrectheiten sind zu tadeln. So heißt es:

Lise schlief einige Stunden. Unter allem, was man duldet, gleicht nichts dem schrecklichen Gefühl, welches man beim Erwachen nach einem tags vorher erlebten großen Schmerze empfindet. Das Leben erwartet uns und ergreift uns wie die Zähne einer mörderischen Gabel, auf die man zurückfällt.

Der Wechsel zwischen wir und man kann niemals vortheilhaft wirken, weder in der deutschen noch in der französischen Sprache. Wir hoffen, daß die französischen Originale dieser auch von uns vortrefflich gefundenen dichterischen Arbeiten einer hochstehenden Dame bald auch dem deutschen Publikum leicht zugänglich gemacht werden. Sie zeigen überall die Signatur der Gedankenreife und künstlerischen Vollendung. Es ist richtig, wer sie aufmerksam liest, wird sich nicht nur angenehm unterhalten, sondern zugleich geistig und sittlich angeregt finden. Im deutschen Vorworte werden diese in der französischen Novellenliteratur ganz eigenthümlichen Erscheinungen folgendermaßen und ganz treffend charakterisirt:

Der Schauplatz, auf welchem sich die Personen, welche die Verfasserin uns vorführt, bewegen, ist gefaßt in den engen Rahmen des Familienlebens, die sociale Welt. Die tiefsten Gegensätze, welche diese spalten, bringt sie durch die Ereignisse, an denen sich der Faden der Erzählung abspinnt, zu lebhaftester und ergreifendster Darstellung. In jenen großen, unsere Zeit erfüllenden geistigen Kämpfen, in welchen auf der einen Seite die eingewurzelten Standesvorurtheile, die egoistischen Interessen, die erstarrten Satzungen, auf der andern die unvergänglichen Ansprüche der Vernunft und des Herzens, die Gewissensfreiheit und die Humanität stehen, stellt sie sich auf die Seite der letztern, und ihre Novellen sind ihre siegreichen Feldzüge in diesen Kämpfen. Die Personen, die sie handelnd und leidend auftreten läßt, sind scharfgeschnittene Charaktere; die Sprache ist gedrungen, beziehungsreich, ausgezeichnet durch treffende Bilder und farbenreiche Schilderungen; die Entwickelung der Begebenheiten rasch und spannend.

Wir unterschreiben dies alles und empfehlen die Lektüre der Novellen jedermann, mit vollster Ueberzeugung, etwas Neues von seltener Güte empfohlen zu haben.

Köberle's Dramen.

Dramatische Werke von Georg Köberle. Zwei Bände. Stuttgart, Neff. 1873. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Köberle's dramatische Werke, denen als ankündigender Vorläufer seine Aufsehen machende Reformschrift: „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reiche“, vorausging, sind wohlgemeinte, von Ernst und Studium zeugende, in vieler Beziehung höchst achtungswerthe Arbeiten, aber zugleich doch auch Arbeiten, die sozusagen an kaltem Schweiß und trockener Emphase leiden. Es fehlt ihnen keineswegs an Kenntniß in der Technik, an Verständniß für die richtigen Mittel, an guter Absicht, an redlichem Willen für die Sache, wol aber an natürlicher Kraft, an gesunder Begeisterung, an warmer Fülle des Lebens. Köberle's Muse erscheint blutarm und hektisch, abgeschwächt vom Studium und der dumpfen Luft der Gelehrtenstube, ein Geschöpf von schönen, idealen Anlagen, aber angekränkelt von Pedantismus und leerem Phrasenthum. Gleich das einleitende „didaktische Festspiel“, betitelt „Des Künstlers Weihe“, gibt einen Vorgeschmack von dem allen. Wir finden da den Neophyten, mit seinen Zöglingen Eugenie, Arthur, Hippolyt und Abdon auf den Pfaden der Kunst zum Höchsten strebend, plötzlich vor Veleda, einem geheimnißvollen Genius alles Schönen und Edeln der Alten und Neuen Welt. Die Ansichten und Gedanken, die hier ausgesprochen werden, darf man durchaus gelten lassen, denn sie sind, wenn auch weder neu noch besonders bedeutsam, doch meist von richtigen Voraussetzungen ausgehend und würdigen Zielen zustrebend. Aber das alles könnte einfacher, schlichter, weniger in Hyperbeln aufgebauscht und gar nicht so mythologisch gehalten sein, als es der Fall ist. Dem Verfasser scheint es nicht möglich, die Zustände und Dinge klar und unbefangen zu nehmen wie sie sind. In alles spielt bei ihm ein Zug der Uebertreibung und der Verzerrung hinein. Er besitzt einen unseligen Hang, sich selbst und die Kunst von Kabalen und Verschwörungen verfolgt zu sehen. Auch in dem Buche, das er zur Hebung des Theaters geschrieben, sieht er überall Feindschaft, Haß, Bündnisse verschworener Seelen gegen die Bühne und seine eigenen dramatischen Bestrebungen. Auch seine Dramen leiden daran, die er für großartige Werke hält und deren allgemeine Anerkennung seiner Meinung nach nur Neid und Misgunst nicht aufkommen lassen. In der That aber sind sie, wie wir schon gesagt, ohne schöne Gesundheit, ohne Klarheit der Tendenz und Entwickelung, ohne frischen und erquicklichen Athem des Geistes; dabei sehr anspruchsvoll, oft gespreizt und von breitspurigem Wesen. Bei aller Verdienstlichkeit der Absicht sind sie von einer gewissen Langweiligkeit nicht freizusprechen.

Sein Hauptstück „Heinrich der Vierte von Frankreich“ wurde im Frühjahr 1849 geschrieben und erweckte bei seiner damaligen Aufführungen in Leipzig Erwartungen von der Begabung des Autors, die sich leider nicht erfüllt haben. Diese „geschichtliche Tragödie in fünf Acten“, die über 110 enggedruckte Seiten lang ist, weist allerdings einige Züge von dramatischer Mächtigkeit und Größe auf, wie z. B. die Zusammenkunft der Königin Marie, der Gemahlin Heinrich's, mit Henriette von Entragues, der ehemaligen Geliebten desselben, die da kommt, um ihrer glücklichen Nebenbuhlerin die Liebe für den Gemahl zu predigen; und ferner das Zwiegespräch zwischen Heinrich und seinem Staatsminister Sully im vierten Aufzuge. Aber auch hier wiegt eine abschwächende Breite vor, wie überall in diesem Trauerspiel, das seinen Helden zwar in manchen anziehenden, aber eigentlich in keiner hochtragischen und wahrhaft Eindruck machenden Stellung zeigt. Heinrich IV. wird hier in den Wirrsalen seines Herzens, in den Kämpfen mit seinen offenen und versteckten Geg-

nern, in dem Streben und Ringen seiner eigenen großen Seele vorgeführt; vorgeführt derart, daß sich ein buntes und bewegtes Gemälde, aber schließlich doch kein dramatisches Historienbild von erschütternder Wirkung ergibt. Sowie der König hier zwischen seiner Geliebten und seiner Gemahlin steht, ergibt sich eigentlich gar kein rechter Conflict, wenigstens keiner, der einestheils dem Stücke feinern Reiz und anderntheils der Schuld des Helden schwereres Gewicht verliehe. Auch gegen seine Feinde, gegen Biron, Balsar, Toledo, Lasin wird dem Helden keine Gelegenheit gegeben, sich in glänzendem, bedeutungsvollem Lichte zu zeigen. Die Nachsicht, die Heinrich gegen Biron beweist, ist menschlich liebenswürdig, aber um ihr Werth und für die Bühne den nöthigen Erfolg zu verschaffen, hätte sie nicht allein stärker, sondern auch sichtbarer in Widerspruch und Streit mit dem gebracht werden müssen, was der Zweck und das Endziel seines Handelns ist. Dies Aufgeben und Hinopfern des Freundes von seiten des Königs wäre drastischer auszugestalten gewesen. Der Fall Biron's bleibt dramatisch zu ausdruckslos und nichtssagend. Auch gegen die andern intriguanten und schlechten Elemente des Stücks hätte Heinrich scenisch wirksamer und sich lichter abhebend aufzutreten. Endlich wird das, was ihn erfüllt, wofür er strebt und arbeitet, nicht recht einheitlich und aus einer mächtig einleuchtenden Tendenz heraus erkennbar und begreiflich, kurz, uns scheint, wie wir gestehen müssen, der Stil dieser „geschichtlichen Tragödie" weder in Anlage noch Entwickelung, weder in den einzelnen Hauptfiguren noch in der Massengestaltung von jener Größe und Gewaltigkeit, der sich der Geist des Lesers oder Zuschauers unbedingt unterwerfen oder beugen muß. Wir haben im Gegentheil, wenn wir ehrlich sein wollen, zu sagen, daß der Stoff in der Ausführung sich vielfach kleinlich verschleppt und im Austrage hinter der Bedeutung zurückbleibt, die er unter der Hand eines wahrhaft tragischen Dichters zu erlangen im Stande gewesen wäre.

„Max Emanuel's Brautfahrt", Schauspiel in vier Aufzügen, ist von ermüdender Breite in der Exposition, langsam im Entrollen der kleinen anekdotischen Fabel und lahm in der Charakteristik der geschichtlichen Personen. Der bigote Hof des römisch-deutschen Kaisers Leopold I. tritt nicht wirksam genug in Abstich zu dem lebenslustigen des bairischen Kurfürsten Max Emanuel, und wenn auch schon die Intrigue, durch welche der letztere zum Schwiegersohne des erstern wird, ganz artig ist und ein paar glücklich erheiternde Momente ergibt, so ist doch das Spiel nicht durchgreifend geistvoll genug, um dauerndes Ergötzen erzeugen zu können. Auch sind deutscher und französischer Einfluß nicht straff und aufeinanderplatzend genug in Contrast gebracht.

Bei seiner Aufführung in Stuttgart misfiel das Stück nicht, hatte aber auch keineswegs den „durchschlagenden Erfolg", von dem der Verfasser meldet. Das Publikum sah es geduldig mit an, und die Freunde des Autors applaudirten. Es ward keineswegs höhern Orts für weitere Aufführungen verboten, sondern nur nicht wirksam genug befunden, um es über Erkrankungen und nöthigwerdende Neubesetzungen hinaus auf dem Repertoire zu erhalten.

Der zweite Band bringt „Dramaturgische Bemerkungen über die Genesis der Trilogie «Zwei Welten» und über den Gebrauch der trilogischen Kunstform für die moderne Bühne", dann das Vorspiel: „Zwischen Himmel und Erde", ferner das Schauspiel: „George Washington" und endlich „Die Heldin von Yorktown" mit angehängten Regiebemerkungen.

Ueber alles, was Georg Köberle literarisch thut und treibt, ist es ihm zur Gewohnheit geworden, umständliche Nachrichten und Abhandlungen folgen zu lassen. Mit jeder Arbeit glaubt er das Ei des Columbus entdeckt zu haben — das echte Anzeichen des Pedantismus. Man sollte meinen, die Trilogie sei eine Wiederentdeckung, eine Ausgrabung von Georg Köberle, die er der Bühne der Neuzeit inaugurirt. Und doch haben wir Schiller's „Wallenstein" und Hebbel's „Nibelungen", an denen freilich unser Schriftsteller außerordentlich viel auszusetzen hat, ohne indeß in seiner Schöpfung etwas zu leisten, das an die vorgenannten heranzuragen vermöchte. Seine Trilogie ist allerdings nicht ohne alles Pathos, nicht ohne äußerliches Geschick, nicht ohne achtungerheischenden Ernst in der innersten Tendenz, aber an Kühnheit des Wurfs und Wärme des Lebens steht sie noch weit hinter „Heinrich IV. von Frankreich" zurück. „Die Handlung entwickelt sich klar und wenn auch langsam und umständlich, doch wachsend und dem tragischen Ausgange dienend", heißt es in Edmund Hoefer's „Literaturfreund"; „die Personen zeichnen sich, wenn auch nur in geringem Grade charakteristisch, doch für den Inhalt deutlich ab; die gebundene Sprache ist meist glatt und gefällig; allein mit allen diesen unleugbaren Verdiensten ergibt sich doch überall kein bedeutender Eindruck, denn eine gewisse Nüchternheit und Gewöhnlichkeit, welche den Dichtungen eigen sind, verhindern jeden wirklichen Aufschwung und hinreißenden Erfolg."

Es ist aufrichtig zu bedauern, daß mit diesen Dramen nicht mehr und Höheres erreicht wird; denn daß ihr Urheber mit vollster Drangabe, mit heiligstem Eifer, mit dem ganzen Aufgebot seiner Begabung und seiner Begeisterung daran geschaffen, bezweifeln wir keinen Augenblick. Sein Wille ist der beste, sein Streben das redlichste, aber seine dichterische Befähigung für das Drama, unserm Ermessen nach, nicht so bedeutend, wie er glaubt und wie es zu wünschen wäre.

Edward Young's „Nachtgedanken“.

Nachtgedanken. Von Edward Young. Aus dem Englischen übertragen von Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs. Zweite Auflage, herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von F. von Hohenhausen. Leipzig, Friese. 1873. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wer hat nicht von Young's „Nachtgedanken“ gehört, und von dem Einfluß, den sie auf die Hauptvertreter unserer classischen Literatur ausgeübt haben? Kaum einer unter ihnen, der sich nicht anerkennend über den englischen Dichter ausgesprochen hätte; Goethe und Schiller, so verschieden ihre Eigenart war, fanden sich doch von dem englischen Dichter sympathisch berührt, und Jean Paul verehrte in ihm ein Vorbild, dem er mit gleichgestimmter Leier nachfolgte. Gleichwol ist das Original in Deutschland wenig bekannt; es gab, vor der Uebersetzung der Frau von Hohenhausen, keine lesbare Uebersetzung. In England gibt es, wie wir aus der Vorrede erfahren, kein Haus, in welchem nicht Young's „Nachtgedanken“ verehrt würden. Der Jugend werden sie als Liebesgabe von Aeltern und Lehrern ausgetheilt. Seitdem Mirabeau die Dichtungen im Kerker mit Andacht gelesen und gesagt hatte: „C'est un livre qui va au coeur, quand on est malheureux“, ist das Buch auch in Frankreich sehr verbreitet, und nach einer Notiz der deutschen Herausgeberin sollen die Generale Napoleon's sogar in Wilhelmshöhe darin gelesen haben, was den Ausspruch Mirabeau's bestätigen würde. Immerhin wird es für die profane Gegenwart von Interesse sein, diese neu herausgegebene vollständige Uebersetzung der berühmten Gedichte durchzulesen, und das große Publikum, welches in Paul Gerok's Gedichten, wie die zahlreichen Auflagen derselben beweisen, Befriedigung findet, wird auch an Young's „Nachtgedanken“ sich wahrhaft erbauen.

Ueber die Uebersetzerin, Elise von Hohenhausen, theilt deren Tochter Friederike, die Herausgeberin der zweiten Auflage, einige biographische Notizen mit, die von Interesse sind, um so mehr, als die rasch lebende Zeit hervorragende Erscheinungen des literarischen Salons aus der Restaurationsepoche nicht mehr in dem Gedächtniß aufbewahrt. Elise von Hohenhausen, Frau eines preußischen Regierungsraths, war eine gefeierte Schönheit, welche Chateaubriand in seinen „Mémoires d'outre tombe“ mit Wärme geschildert hat. Viel Aufsehen machte seinerzeit der Selbstmord ihres Sohnes Karl, der, mit glänzenden Anlagen und großer Schönheit ausgestattet, ehe er von der Universität in das Vaterhaus zurückkehrte, sich plötzlich das Leben nahm. Diese That wurde damals vielfach erörtert; sie erschien als der Ausdruck der jungdeutschen Zerrissenheitsepoche, man machte Dichter wie Byron und Heine für dieselbe verantwortlich. Die Mutter selbst schien gleicher Ansicht zu sein; sie machte sich Vorwürfe, die religiöse Erziehung des Sohnes vernachlässigt zu haben, und gerade in solcher Stimmung ergriff sie den Gedanken, einen religiösen Dichter wie Young der Jugend zugänglich zu machen, wie sie früher den skeptischen Lord Byron zuerst in die deutsche Literatur eingeführt hatte.

Young's „Nachtgedanken“ selbst führen uns eine Fülle erhabener Bilder und Gedanken vorüber; es ist viel groß Gedachtes und warm Empfundenes unter ihnen; auf religiöse Gemüther wird dies alles einen erhebenden Eindruck machen; wer, auf dem Boden der reinen philosophischen Bildung stehend, den Mysterien der Transscendenz fremd ist, wird sich oft durch den Missionseifer des Dichters abgestoßen fühlen, der gerade die Begriffe von Schöpfung und Schöpfer in stets neuen Fugengängen einer wie eine grandiose Orgelcomposition gemahnenden Dichtung variirt; andere wird wieder der volltönende Optimismus eines Poeten befremden, der die Welt stets in ambrosischer Beleuchtung sieht, und dessen „Nacht“ die verklärenden Farben von der Nacht des Correggio zu borgen scheint; alle aber werden den Schwung des Ausdrucks und einen Reichthum von Gedanken anerkennen, die besonders in der Schilderung des Menschenlebens und der ethischen Mächte, die es bestimmen, kernhafte gesunde Tüchtigkeit bewähren.

Die poetische Darstellung ist freilich nicht immer so anschaulich, um der Phantasie festen Boden zu gewähren; sie erinnert bisweilen an das Seraphische der Klopstock'schen Dichtweise, und die Brücke, die von dem englischen Dichter zu dem deutschen führt, ist über keinen großen Abgrund gespannt. Beide lieben es, in jener Unermeßlichkeit zu schwelgen, in welcher eine auf abgeschlossene Bilder von künstlerischer Fassung gerichtete Phantasie sich nicht heimisch fühlen kann. Hier ist auch der Punkt, wo Jean Paul sich eng mit dem englischen Dichter berührt. Sein Emanuel im „Hesperus“ ist ein solcher siderischer Schwärmer, der gleichsam blos in Young'schen Nachtgedanken lebt, nur daß er an Kühnheit seiner ungebundenen, von Stern zu Stern schweifenden Träumereien noch den britischen Dichter übertrifft. Der gestirnte Himmel über uns war auch für Kant gleichsam ein Axiom seines Systems; aber schon ein Schüler Kant's, Schiller, hatte den Muth, darauf hinzuweisen, daß im Raume nicht das Erhabene wohne. Einen Anklang hieran finden wir auch bei Young, trotz seiner astronomisch-theologischen Verzücktheit:

> Das heißt *frei denken* nur, wenn der Gedanke
> Streift über Staub und Stunde weit hinaus
> Und blickt in Mitternacht. Was sind die Reiche
> Der Erde gegen diese Sternenwelten,
> Einst Wohnungen der Seelen, und was sind
> Gegen den göttergleichen Menschen diese?
> Denn alle diese unzählbaren Welten
> Sie finden alle Platz in den Gedanken
> Und lassen Raum für neue Schöpfungen.

Auf eine jetzt verschollene Lieblingsdichtung der Restaurationsepoche, auf Tiedge's „Urania“, haben Young's „Nachtgedanken“ ebenfalls einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt; nur daß sie erhabener, schroffer, mehr im Odenstil gehalten sind und den englischen blanc-vers mit einem Pathos erfüllen, das oft an den Schwung der englischen Tragödien erinnert, während bei Tiedge alles anmuthiger, gefälliger, in ein mehr elegisches Gewand gehüllt ist, und selbst ein Gedanke von höherer Tragweite sich zu einer Sentenz abschwächt, die sich für ein

Mädchenalbum eignet. Young's Poesie hat etwas von einer grandiosen Alpenlandschaft; diejenige von Tiedge gemahnt uns wie ein anmuthendes Landschaftsbild des Mittelgebirgs mit leichtgewellten Hügeln, blühenden Gefilden, blinkenden Seen.

Wenn Young die katholischen Todsünden gleichsam vom Standpunkte der protestantischen Weltanschauung aus in einen dichterischen Rahmen faßt, wie das in der „fünften" und „sechsten Nacht" geschieht: da gibt er uns oft Schilderungen von Mark und Nerv, die an Shakspeare's energische Darstellungen erinnern. Hier und dort sucht er auch aus den Uebertreibungen, in denen ja meist die Todsünde liegt, den Kern eines berechtigten menschlichen Strebens herauszuschälen, doch erhebt er sich nie zu jener geistreichen Ironie, mit welcher Eugène Sue die lebenspendende Macht der von der Kirche verurtheilten Leidenschaften verherrlicht hat. Den Gedanken über Tod nd Unsterblichkeit sind die „dritte" und „vierte Nacht" geweiht. Der Hymnus auf den Tod hat einen optimistischen Schwung; aber auch Andersgesinnte werden der markigen poetischen Darstellung Gerechtigkeit widerfahren lassen:

> Und sollt' ich mich nicht freun, an dich zu denken,
> O Tod, von dem ja jede große That,
> Jeder erhabene Gedanke stammt?
> Tod, du Befreier, du Belohner, der
> Erst den Erlösten krönt, der erst den Fluch
> In Segen wandelt! Reicher Tod, der Tugend,
> Der Arbeit, Hoffnung, Sorgen — ohne dich
> Wahnbilder — wirklich macht! O Tod, du Ende
> Von jedem Schmerz, doch nicht von jeder Freude;
> Ihr Quell bleibt unberührt, wie ihre Dauer,
> In unsern Seelen und in dem Allmächt'gen.
> Und wird mein Staub in die vier Winde dann
> Zerstreut — gefangen, ach! in Meer und Nacht:
> Ich fordr' ihn wieder, wenn die stolze Pracht
> Der irdischen Natur in Staub zerfällt.
> Tod ist allein die Krone dieses Lebens:
> Wär' er versagt, so lebten wir vergebens;
> Wär' er versagt — ihn riefen selbst die Thoren;
> Er schlägt uns, um zu heilen; neu geboren
> Erheben wir uns, unsre Ketten fallen;
> Wir schwingen uns empor zu Aetherhallen,
> Und Edens Pracht erscheint uns dann zu wenig.
> Er gibt uns mehr, als wie wir dort verloren;
> Zum Friedensfürsten wird des Schreckens König.
> O Schmerz und Eitelkeit, o Tod und Pein!
> Wann sterb' ich auch? Wann werd' ich ewig sein?

Welches Aufgebot rhetorischer Mittel der Dichter bisweilen in Anwendung bringt, mag die folgende Stelle aus dem letzten Gesang beweisen:

> Die heiligen Geheimnisse beginnen,
> Hör' meine mitternächtige Beschwörung.
> Dein Geist erhebe sich, die Sterne schauen
> Den neuen Zauber, der vom Himmel strömt.
> Bei dem furchtbaren Schwesternpaare: Stille,
> Haupteigenschaft des Todes, Finsterniß,
> Der Sünde Folge ewig und gewiß,
> Die ihr den ebenholznen Thron der Nacht
> Umschleiert und ernste Gedanken weckt;
> Und bei der Nacht und der erhabnen Pracht,
> Die Geist und Sinn allein in ihr entdeckt,
> Bei ihren zitternden, strahlenden Feuern,
> Die nie verlöschen, wie einst Vesta's Flamme,
> Und so wie diese nur das Reine dulden;
> Bei diesen Strahlenrednern, die beweisen,
> Daß Gott ist, und dich zwingen, Ihn zu preisen,
> Ja die vielleicht zu Seinem Throne fahren
> In Stufen, die die Seele muß ersteigen,
> Um endlich die Vollendung zu erreichen;
> Bei diesem Leichentuche, ausgebreitet
> Ueber die stille Erde; bei berühmten
> Königen dieser Welt und ihren Reichen,
> Die von dem Gipfel ihres Ruhmes sanken —
> Für stolze Prahler düstere Gedanken;
> Bei dem Verzeichniß aller Sterblichkeit
> Von Adam bis zum letzten Grabgeläut,
> Das Mitternacht der Phantasie zuführt
> Und um des Todes vieler Millionen
> Reicht aus dahingeschwundenen Aeonen;
> Bei Tausenden, die jetzt den letzten Seufzer
> Aushauchen und dich rufen, doch du hörst nicht;
> Bei Gräbern, die sich über Gräber heben,
> Wo sie hinauswerfen die Menschenerde,
> Damit es wieder Platz für Menschen werde —
> Des Todtengräbers Amt, der Könige Beben;
> Beim Leichenprunk im Schein des Fackellichts
> Mit dem nickenden Federbusch — ein Streben,
> Des Menschen Demüth'gung in Stolz zu heben,
> Triumph des Staubes, Prunken unserm Nichts;
> Bei Fürstengrüften, wo der Menschen Träume
> Noch bleicher scheinen durch der Lampen Schimmer;
> Bei noch furchtbarern Dingen, wenn sie sind:
> Geistererscheinungen und Waldgeheul,
> Klagen und Seufzer nach des Grabes Frieden;
> Bei den Verzagenden in Sündennoth,
> Gefühllos dadurch selbst für Schmerz und Tod;
> Beim Tage des Gerichts, dem blut'gen Mond,
> Wankendem Firmament, fallenden Sternen;
> Beim letzten Donner, Grabgeheul der Schöpfung;
> Beim zweiten Chaos und der ew'gen Nacht —
> Beschwör' ich dich: sei weise!

Die mitgetheilten Proben beweisen, daß es der Uebersetzerin, die vor einem ihr in die Feder fließenden Reim nicht zurückschreckt, mehr auf die Prägnanz des Ausdrucks als auf metrische Reinheit und Correctheit ankommt. In Bezug hierauf finden sich viele Härten; dagegen ist das Scharfe, Energische in Young's Darstellungsweise meistens bezeichnend wiedergegeben.

Gerade in dieser Großartigkeit des ganzen poetischen Wurfs und des dichterischen Ausdrucks besteht ein Hauptvorzug der Young'schen „Stunden der Andacht" vor ihren abgeschwächten Nachahmungen, zu denen wir auch einige Ergüsse der neuesten frommen Muse der Deutschen zählen; es ist wenigstens keine für den Toilettentisch zurechtgemachte Frömmigkeit, die sich in diesen Poesien ausprägt. Insofern begrüßen wir diese neue Auflage der Uebersetzung Young's als eine willkommene Gabe, die uns überdies den Unterschied der Weltanschauung im 18. und 19. Jahrhundert zeigt, wenn wir diese „Nachtgedanken" mit Schefer's „Laienbrevier" oder Sallet's „Laienevangelium" vergleichen.

Rudolf Gottschall.

Ein dichterischer Nachlaß.

Nachgelassene Werke von Franz Bicking. Herausgegeben von E. Schroeder. Vier Bände. Berlin, Denicke. 1874. Gr. 8. 6 Thlr.

Ein Schriftsteller, der bei Lebzeiten ziemlich still im Verborgenen geblüht hat, tritt ein Jahr nach seinem Ableben an der Hand einer Freundin mit seinen „Nachgelassenen Werken" vor das deutsche Volk. Aus vier Bänden, welche noch lange nicht alles enthalten, was er geschrieben hat, schüttet er Balladen, Epen und eine Reihe von Dramen vor uns auf den Tisch, und unsere Sache ist es nun, zu sehen, ob die Gabe werthvoll sei oder nicht.

Franz Anton Bicking wurde am 31. März 1809 zu Erfurt, im Thüringerlande, geboren, woselbst sein Vater als Wundarzt thätig war. Er erhielt seine erste Bildung auf einem dortigen Gymnasium, das mit dem Kloster der Augustinermönche in Verbindung stand. Sein Oheim und Pathe, Franz Anton Schmelzer, ein Mönch, leitete seine Erziehung. Er war zuerst für den geistlichen Stand bestimmt und kam zu seiner weitern Ausbildung von dem Gymnasium zu Erfurt auf das bekannte Jesuitencolleg Seminarium Theodorianum zu Paderborn. Das Mönchsgewand wollte ihm aber nicht passen, er entschloß sich Arzt zu werden und bezog die Universität zu Berlin, an welcher er nach mehrjährigen Studien und nicht geringem Kampf ums Dasein promovirte. Von hier aus kehrte er nach Thüringen zurück und wirkte als Arzt in Erfurt und dessen Umgegend. Um diese Zeit verheirathete er sich mit Thekla Friederike geb. Döpping aus Thüringen. Im Jahre 1842 siedelte Franz Bicking nach Berlin über, wurde Leibarzt des Prinzen Albrecht von Preußen, in welcher Stellung er als Geheimer Sanitätsrath bis zu dessen Tode am 14. October 1872 verblieb. Er begleitete diesen Prinzen auf verschiedenen Reisen, nach dem Orient, nach Mehadia, nach dem Kaukasus. Letztere Reise veranlaßte ihn, eine Beschreibung derselben zu verfassen, welche vielfach in Tagesblättern abgedruckt worden ist. Auch die Feldzüge in Schleswig, gegen Oesterreich und Frankreich machte er im Gefolge des Prinzen mit. Manches seiner Gedichte enthüllt uns, welchen Eindruck ihm die Schlachtfelder gemacht haben.

So berichtet die Herausgeberin seines Nachlasses über den Autor; wenn sie aber meint, Heinrich Kurz erwähne letztern unter dem Pseudonym „Ludwig Rüben", so ist sie wenigstens hinsichtlich der „Geschichte der deutschen Literatur" im Irrthum. Dort führt Kurz (IV, 484[b]) die „Iphigenia in Aulis" von F. Bicking an, setzt hinzu, er kenne sie nicht, und gibt im Register Bicking den Vornamen „Friedrich". Hat also Emilie Schroeder geglaubt, Bicking's Name sei einigermaßen populär in Deutschland, so hat sie sich geirrt, ja es scheint uns sogar zweifelhaft, ob die vier Bände seines Nachlasses fähig sein werden, eine stark verbreitete Theilnahme für den Dahingeschiedenen zu erwecken.

Emilie Schroeder nennt Bicking unbedenklich einen „Dichter". Verhüte aber Apoll, daß mit diesem edeln Worte ein ähnlicher Unfug getrieben werde wie mit der nicht minder edeln Bezeichnung „Künstler"! Jeder Dutzendvirtuose auf irgendeinem Instrument, jeder Statist an irgendeiner Winkelbühne, ja jeder fingerfertige Taschenspieler nennt sich heutzutage „Künstler". Noch ist man im allgemeinen in der Literatur bescheidener, und hoffentlich bleibt man es recht lange; ehe jemand auf den stolzen Ehrentitel eines „Dichters" Anspruch machen darf, wird er erweisen müssen, daß er wirklich ein solcher ist, daß seine Gebilde in der That in der schönen Form die schöne Seele zeigen. In diesem höchsten Sinne des Wortes ist Franz Bicking **kein** Dichter; wohl aber spricht aus seinen Arbeiten ein achtungswerthes Talent, ein feinfühliger Sinn; ein dichterisches Gemüth hat ihn ausgezeichnet, aber das macht noch lange nicht den Dichter.

„Das Epos ist seine starke Seite", sagt Emilie Schroeder, und darin ist ihr zuzustimmen, namentlich soweit es das Epos „Hiort" betrifft, während „Der Zug des Jason nach Kolchis" an Verschwommenheit und Unklarheit leidet. Zwar ist auch „Hiort" nicht frei von Seltsamkeiten; besonders ist die Charakterzeichnung, und gerade die des Titelhelden, häufig unsicher. Dieser Nordlandsrecke mit dem Schwall volltönender Phrasen, die er im Munde führt, weiß offenbar nie, was er will: heute verliebt er sich trotz seiner Jahre beim ersten Anblick in Aida, die Tochter eines von ihm bezwungenen Feindes, morgen in Gunhild, die Tochter des Mörders seines Vaters. Er ist ausgezogen, diesen Mord zu rächen, aber er bleibt auf halbem Wege stehen. Daß so ein Held, der die treue Liebe seines Weibes Wulfhild mit dem schnödesten Undank vergilt, den Leser nicht sonderlich erwärmen kann, liegt auf der Hand, trotzdem aber liest man das Epos „Hiort" nicht ohne Interesse zu Ende. Der Schluß freilich — Wulfhildens Prophezeiung: daß einer neuen Sonne gleich von Osten ein Gott kommen werde, über das Nordland zu herrschen — scheint uns der innern Wahrheit zu entbehren.

Wenn ferner die Herausgeberin das große Wort: „In der Form ist Bicking ein Meister", gelassen ausspricht, so wird auch dies nicht unbestritten bleiben. In dem Epos „Hiort" wird z. B. von „einer Brunst des Feuers" gesprochen — eine Zerreißung des substantivi compositi, welche in der modernen Posse niemand rügen würde, die aber an dieser Stelle nicht vorkommen sollte. Bei Besprechung der Dramen wird sich zeigen, daß das hier angeführte Beispiel keineswegs vereinzelt steht.

Vorher aber haben wir noch die „Gedichte" zu betrachten. Es ist charakteristisch, daß das erste derselben die Fabel vom Prometheus behandelt. Bicking muß derselben eine ganz besondere Neigung gewidmet haben, denn in einer Unzahl seiner Gedichte und fast in jedem Drama wird, ob passend oder nicht, irgendjemand mit dem Prometheus verglichen oder vergleicht sich selbst mit ihm. Sogar der bei Langensalza „dämonisch über der Höhe auf stolzem Streitroß" ragende König Georg von Hannover „scheint, vom Kampfgewühl umbrandet", dem Leibarzt des Prinzen Albrecht „ein Titan, mit dem Schicksal kämpfend". Die Haltung dieses Monarchen war aber nichts weniger als „ein titanisch Ringen gegen das Weltgeschick", wie Bicking meint. Man sieht, es mangelt dem sonst so begabten Manne an der nöthigen Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit; ein dunkler Drang, alles, was ihn äußerlich anregte, in Verse zu bringen, hat in seiner Brust gelebt, und leicht und willig hat er demselben nachgegeben. So sind nahezu alle seine Gedichte Gelegen-

heitsdichtungen, aufgeschriebene, in Verse gebrachte Gedanken über dies und das, von einem freundlichen Talente aus der Taufe gehoben, erfreulich für den federgewandten Autor, der dadurch gewiß manche Mußestunde angenehm ausgefüllt hat; erfreulich auch für einen engen Kreis lieber Freunde und werther Gönner, die, wie z. B. Prinz Albrecht, dem redlichen Manne manches herzliche Wort über seine Arbeiten gesagt haben. Nur hätte, wie in richtiger Erkenntniß der Grenzen seiner Begabung Bicking bescheiden selbst gethan, auch jeder andere den Versuch unterlassen sollen, für diese Kinder der Laune weitere Kreise zu interessiren. Dazu war Bicking's Talent nicht intensiv, nicht zwingend genug. Die Oeffentlichkeit kommt den Gaben seiner Muse nicht zu statten; objective Kritik kann ihnen nicht unbedingt das Wort reden, wie sie überhaupt, auch auf andern Kunstgebieten, selten dem wohlwollenden Urtheil guter Freunde beizustimmen pflegt. Ach, es hat schon so viel Unheil angerichtet, dieses Urtheil guter Freunde! Da pinselt, declamirt, reimt jemand artig genug; er erfreut durch seinen liebenswürdigen, anspruchslosen Dilettantismus sich und seine Umgebung. Nun kommen aber die „guten Freunde" und loben so lange an den Sächelchen herum, bis deren Urheber, vom Größenwahnsinn ergriffen, sich für angehende Rafaels, Devrients oder Goethes halten und als Beruf ergreifen, was ihnen als solcher zum Fluche wird, während sie als Dilettanten jedermann mit ihren Gaben willkommen gewesen wären. Da thäte strenge Selbstkritik noth, und Bicking scheint diese auch besessen zu haben. Ob es daher wirklich in seinem Geiste war, seine Gelegenheitsdichtungen in die Oeffentlichkeit, vor das Forum der Kritik zu bringen, kann mindestens zweifelhaft erscheinen.

Eins geht allerdings aus den Gedichten klar hervor: der sie verfaßte, war ein philosophischer Kopf; er hatte ernsthaft nachgedacht über die letzten Ziele des Lebens, über dessen höchste Güter, über Ideal und Welt. Das Echte, Gute, Schöne, Wahre ist sein Leitstern gewesen, er bekennt:

> Wer hebt das Leben auf seine Höh'? —
> Das ist allein die Kraft der Idee,
> Das in dem Vergänglichen immerfort
> Sich wieder gestaltende ew'ge Wort.
>
> So mächtig ist der Idee Gewalt,
> So unermeßlich ihr Gehalt,
> Daß freudig der Mensch zum Tode geht,
> Da größer aus ihm der Geist entsteht.
>
> Auf Erden ist, was leibt und lebt,
> Zu fliehen vor dem Tode bestrebt;
> Wär' aber das Leben das höchste Gut,
> Woher zu sterben der frohe Muth?
>
> Nur weil ein Leben ist in dem Tod,
> Wie er auch mit der Vernichtung droht;
> Weil aus dem Tode sich wieder erhebt,
> Was in dem Menschen unsterblich lebt.
>
> Der Siege größten der Mensch erringt,
> Der in der Seele die Selbstsucht zwingt
> Und opferfreudig auf dem Altar
> Des Todes bringt sein Leben dar.
>
> Und wenn der Tod wie der Herr der Welt
> Den Menschen als seinen Sklaven hält,
> So muß er doch vor dem Auferstehn
> Des menschlichen Geistes zu Grunde gehn.
>
> So gibt der Mensch mit freudigem Sinn
> Sein Leben für den Gedanken hin,
> Sobald der begeisterte Wille nur
> Von ewiger Wahrheit trägt die Spur.

Inwieweit Bicking die philosophischen Anschauungen, die er sich gebildet, in seiner „Philosophie des Bewußtseins in Bezug auf das Böse und das Uebel" klarzulegen unternommen hat, gehört nicht in eine Besprechung seines schönwissenschaftlichen Nachlasses; erwähnt sei nur, daß das genannte Werk ebenfalls im Buchhandel erschienen ist.

Die beiden letzten Bände des Nachlasses enthalten die Dramen: „Kaiser Karl V."; „Sein und Nichtsein"; „Napoleon I."; „Friedrich I."; „Iphigenia in Argos"; „Fingal"; „Bragal"; „Antonius und Kleopatra"; „Pharnabazus". Neun Stücke, von denen aber nicht ein einziges auf die Breter zu bringen wäre; von der Unmöglichkeit, auch nur den Versuch zu wagen, überzeugt man sich sehr bald. Die dem modernen Bewußtsein fernab liegenden griechischen, römischen, nordischen Stoffe hätte nur eine glänzende Phantasie, eine gewaltige Dichtergabe beleben können; Bicking besaß diese nicht. Seine Figuren, auch die historischen: Karl V., Napoleon I. u. s. w. nicht ausgenommen, sind leblose Schatten, hohle Phrasenkrämer ohne Tiefe der Empfindung, ohne scharfe Umrisse des Charakters, nebelhaft und uninteressant. In „Karl V." wird Anekdote an Anekdote gereiht; aber vergeblich führt uns Bicking vor Luther's Grab; fruchtlos bemüht er sich, der ehrlichen Gestalt Cranach's Leben einzuhauchen; umsonst ziehen wir mit ihm nach Augsburg, ungerührt sehen wir Fugger die Schuldverschreibung verbrennen. Wie Bicking dies schildert, erregt es nur Langeweile. Die vielen Gewaltthätigkeiten, welche um des Versmaßes willen unserer Sprache angethan werden, können daneben nicht wohlthuend wirken. Wir notiren: In „Karl V.": der Papst, der ... „sich eine weltl'che Macht errungen hatte"; das geschmacklose: „Seit allen Zeiten hat sich an Rom der Erde Macht gebrochen". In „Napoleon I.": „Auf diesem von dem Donner meiner Schlacht erbebten Boden." In „Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg" begegnen wir wieder der unglücklichen „weltl'chen Macht". Es wäre eine Preisaufgabe, zu ermitteln, wie ein Schauspieler solche Auslassungen des Vocals aussprechen sollte. Seltsam macht sich auch mitten zwischen dem pathetischen Bombast der Sprache (der z. B. die Haupthelden selbst wiederholt versichern läßt: sie seien der Geist der Zeit, die Zeit habe sie „als ihren Willen geboren" u. s. w.) eine gemüthliche Trivialität wie die im Munde des Papstes Johann XXIII.:

> Was muß man nicht vollbringen
> In so bedrängter Zeit. Doch wird sich's machen!

Diese Proben werden hinreichen, um das vielfach Mangelhafte der sprachlichen Form in diesen Dramen zu erhärten. Da es um Inhalt, Charakteristik und Darstellbarkeit nicht minder schwach bestellt ist, so ist in den neun Bühnenstücken, welche Bicking's Nachlaß bringt, eine Bereicherung nach irgendeiner Seite hin nicht zu erblicken. Von den dichterischen Eigenschaften Bicking's scheiden wir

daher leicht; hinsichtlich seiner menschlichen wird sich der Leser, der das Studium dieses Nachlasses unternimmt, sympathischer berührt fühlen, denn wenn, nach Goethe, Worte der Seele Bild sind, so war der Verstorbene sicher eine fein angelegte, edle Natur, und sein Andenken verdient im engern Kreise gewiß heilig gehalten zu werden, wenn auch das größere Publikum sich schwerlich für dasselbe erwärmen dürfte.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das Attentat auf den Fürsten Bismarck hat die Bedeutung des hervorragenden Mannes auf einmal wieder in volles Licht gerückt, und man muß es angemessen finden, daß die deutsche Lyrik gerade diesen Zeitpunkt benutzte, um die Thaten des Fürsten zu verherrlichen. Es war dies in selbständiger Weise bisher wenig geschehen; die Sonette von Redwitz boten doch eine zu schleppende Verherrlichung, und die Poesie der „Kreuzzeitung" verstummte allmählich, je mehr die Politik des Fürsten in Bahnen einlenkte, welche seinen frühern Anhängern misliebig waren. Bei einer Persönlichkeit wie Bismarck, deren geschichtliche Bedeutung auch von allen Gegnern anerkannt wird, darf man der Lyrik nicht Liebedienerei oder höfische Schmeichelei vorwerfen, wenn sie zum Preise derselben in die Saiten greift; sie feiert in ihm ja nur seine Thaten und die neue Aera deutscher Nation.

Mit unmittelbarer Anknüpfung an das Attentat verherrlichten Emanuel Geibel und Julius Rodenberg den großen Staatsmann, der erstere in alcäischen Strophen, die oft einen edeln, machtvollen Schwung athmeten, hier und dort aber auch die schwere Belastung mit jenen Wortzusammensetzungen von antikem Gewicht nicht verleugneten, durch welche einmal auch den künstlerisch vollendetsten antiken Strophen etwas Großwortiges und Unvolksthümliches angekränkelt wird. Die Geibel'sche Ode lautete:

Verflucht das Blei, das finstrer Gedanken voll;
Im Schos der Nacht blutdürstige Tücke goß
Und drachenmilchgenährter Wahnsinn
Wider das tapferste Herz geschleudert!

Schaut her, ihr Eifrer, die ihr, die Boten nicht
Der Gnade mehr, unheiligen Groll gesäet,
Schaut her, nun schießt er auf in furchtbar
Blutigem Frevel, euch selbst zum Schrecken.

So warf am Brunnen, wo der Entgürtete
Sich Labung schlürfte sorgen- und waffenlos,
Verruchter Haß einst, feig von hinten
Zielend, den tödlichen Speer nach Siegfried.

Doch besser traf den Helden im Odenwald
Der Stahl; die felsher sprudelnde Welle trank
Sein strömend Blut, und nicht erweckt' ihn
Fürchterlich schreitend die späte Rache.

Rein blieb von solchem Greuel der Saale Flut,
Die freudig aufgor, als die Verräthersaft
Versagt', und dankbar jubelt Deutschland,
Daß ihm das theuerste Haupt gerettet.

Das Haupt, das schlaflos sinnend den Riesenbau
Entwarf des glorreich einigen Vaterlands
Und, unterm Zelt, des Kaiserpurpurs
Großen Gedanken zu denken wagte.

Der Eisenarm, der Pöbel- und Pfaffenwuth
Zu zügeln Kraft fand, und die gewaltige
Dem Atlas ähnlich mit des Reiches
Eherner Wölbung beladne Schulter.

Verkünden hört' ich, daß der gewappnete
Erzengel, der das Banner der Kaiser einst
Umrauschte, mit dem Demantschilde,
Michael selber, den Liebling schützte.

O rühre jetzt sein schimmernder Fittich auch
Die Flut des Heilborns, daß sie gesegnet sei,
Dem Wasser gleich, das zu Bethesda
Von der Berührung des Cherubs brauste!

Doch Er, dem Deutschlands Liebe der Wunde Schmerz
Wie Balsam kühle, trinke Genesung dort,
Wo über längst entsühnten Gräbern
Heute die Rosen des Friedens duften.

Der Hauch des Lebens, welchen die salzige
Wie Rebenschaum aufperlende Woge sprüht,
Durchström' ihn ganz, und wie ein Adler
Kehr' er verjüngt in den Kampf zurück uns,

Den deutsche Freiheit wider das Römerthum
Standhaft, wie einst im Walde der Teutoburg,
Nicht um den Glauben, wie sie lügen,
Nein, um die Krone der Herrschaft aussicht.

Und hoch wie Hermann wieder, der Bändiger
Der ries'gen Wölfin, rag' er ob allem Volk,
Europas Friedenshort und Deutschlands
Mächtiger Pfeiler, der Mann der Männer!

Das Gedicht von Rodenberg in Daktylen, deren Kürzen allerdings nicht immer innegehalten sind, hat einfachen Fortgang und lebhaften Schwung. Die Endstrophen lauten:

Nun heimgekehrt von dem glorreichen Zuge,
Der Deutschland gerettet und Deutschlands Strom,
Entrollt sich aufs neue zu kühnerem Fluge
Dein strahlend Panier mit dem Feldschrei: gen Rom!
Und abermals stehen die Besten geschart
Als Heerbann zur letzten Römerfahrt,
Dir zu folgen bereit, dem Sieger, dem Held,
Zum letzten mal auf das roncalische Feld!

Wohl reckt das Gewürm die gierigen Krallen,
Doch du hebst die Hand und der Streich geht vorbei;
Der Mann, den uns Gott gesandt, kann nicht fallen,
Bis das Werk gethan, bis das Vaterland frei;
Bis auf immer geschlossen die Pforten der Nacht,
Bis entschieden die jetzt noch wogende Schlacht,
Bis geführt der letzte vernichtende Streich,
Bis der Kaiser gesühnt und gesichert das Reich.

In Dortmund hatte ein Comité einen Preis von 1000 Thalern für die beste Composition einer Bismarck-Hymne ausgesetzt und sich an den Herausgeber d. Bl. gewendet, damit er einen zur Unterlage der musikalischen Preisarbeit genügenden dichterischen Text verfasse. Dieser Einladung verdankt die folgende, von dem Comité acceptirte „Hymne" ihre Entstehung:

Chor.

Die Wolke hing um unsre Eichen,
Die Tannen schauerten im Thal;
Verhüllt war der Verheißung Zeichen,
Verhüllt der deutschen Sonne Strahl;
Kein Rütli einte Herz und Hand,
Ein Traumbild war das Vaterland.
Doch großer Zukunft Ahnung
Erblühte überall,
Und edler Geister Mahnung
Fand lauten Widerhall.

So lang' ersehnt war der Erretter;
Du führtest uns ins Schlachtenwetter,
Du zeigtest kühn ins Morgenroth:
Auf, deutsches Volk, durch Blut und Tod!
Da hob der Sieg im Kampfgefild
Den Heldenkönig auf den Schild.
Die alte Kaisersage
Verschwebte schattengleich;
Auf stand am großen Tage
Das neue Kaiserreich.

Der Blitz aus jener schwarzen Wolke
Entriß dich nicht dem deutschen Volke;
An dir wie an ihm selbst zerschellt
Machtlos die Feindschaft einer Welt.
Und Wort und That, wie Blitz und Schlag —
So stehst du fest, was kommen mag.
Umsonst der Rache Fiber
In Feindesherzen grollt,
Die Seine und der Tiber
Erzürnte Wogen rollt.

Das Feuer, großer Thaten Quelle,
Des Geistes Licht, das ewig helle —
Du schirmst dies Feuer und dies Licht
Und opferst deutsche Größe nicht;
Kein Hauch von Rom, kein Sturmgebraus
Löscht unsers Volkes Leuchten aus.
Das sind die Lorberreiser,
Die unsres Kanzlers Zier!
Wir stehn zu unsrem Kaiser,
Wir stehn zum Reich und dir!

Heil dir, du Held der höchsten Ehren,
Im Lorberkranz, im Eichenkranz!
Dein Ruhm ist, deutschen Ruhm zu mehren;
Du bist ein Mann und bist es ganz.
Zerschlag der Feinde Lug und Trug,
Wir folgen deiner Fahne Flug!
Von Alpenhöhn zum Meere
Ruft laut das Vaterland:
Der Hort der deutschen Ehre
Ruht fest in deiner Hand.

Bibliographie.

Ackermann, A., Literarischer Wegweiser für die öffentliche Gesundheitspflege und das Wohl der Menschen. Enthaltend die Schriften und Journalartikel der letzten 20 Jahre (1854—1874). München, A. Ackermann. Gr. 8. 15 Ngr.

Ahrens, J. F., Feldblom. Plattdeutsche Gedichte. Hamburg, Richter. 8. 12 Ngr.

Arndt, A., Homer und Virgil. Eine Parallele. Schönwissenschaftliche Studie nach P. Rapin. Leipzig, Mentzel. 8. 12½ Ngr.

Beilhack, M., Gedichte. Mit einem Vorwort von A. Träger. Würzburg, Staudinger. 16. 1 Thlr.

Betrachtungen über das wirthschaftliche Trauerspiel in Oesterreich und Versuch dessen Abschluss herbeizuführen. Wien, Rosner. Gr. 8. 6 Ngr.

Besold, W. v., Die Farbenlehre im Hinblick auf Kunst und Kunstgewerbe. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Die Harfenschule und andere dramatische Werke. Neue vom Verfasser revidirte Ausgabe. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brandes, H., Abhandlungen zur Geschichte des Orients im Alterthum. Halle, Lippert. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brasch, V. v., Die Gemeinde und ihr Finanzwesen in Frankreich. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 15 Ngr.

Briskler, L., Das Reale und das Ideale als weltbewegende Kräfte. Eine culturhistorische Abhandlung begleitet von einer kurzen Auswahl von Gedichten analogen Inhalts. Wien, Hölder. 8. 10 Ngr.

Bunge, F. G. v., Die Revaler Rathslinie nebst Geschichte der Rathsverfassung und ein Anhang über Riga und Dorpat. Reval, Kluge. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Claudio, Z. v., Zur Petrarca-Jubelfeier. Franz und Edda. Ein Liederkranz. Leipzig, Mayer. Gr. 16. 10 Ngr.

Cornaro, L. v., Strategische Betrachtungen über den Feldzug in Deutschland 1796. Nach Vorträgen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Dalton, H., Lionardo da Vinci und seine Darstellung des heiligen Abendmahls. Vortrag. St. Petersburg, Röttger. Gr. 16. 8 Ngr.

Deetz, A., Ecrasez l'infâme. Zeitgedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 12½ Ngr.

Donath, L., Geschichte der Juden in Mecklenburg von den ältesten Zeiten (1266) bis auf die Gegenwart (1874); auch ein Beitrag zur Culturgeschichte Mecklenburgs. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Leipzig, Leiner. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Doublier, L., Geschichte des Alterthums vom Standpunkte der Kultur mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des volkswirthschaftlichen Lebens in Ackerbau, Handel und Industrie. Zum Gebrauche für höhere Lehranstalten und zur Selbstbelehrung herausgegeben. Wien, Hölder. Gr. 8. 3 Thlr.

Dressel, A., Erinnerungen eines Freiwilligen. 1870—1871. Tagebuchblätter aus Frankreich. Leipzig, Hinrichs. 8. 10 Ngr.

Edward, Gedichte. Carlsbad, Feller. Gr. 16. 20 Ngr.

Anna Katharina Emmerich, Maria v. Mörl und Domenika Lazzaris. Drei von Meisterhand (Cl. Brentano, Joseph v. Görres, Beda Weber) entworfene Lebens- und Leidensbilder. Zusammengestellt und herausgegeben von einem Curatpriester. Regensburg, Pustet. 8. 7½ Ngr.

Ettingshausen, C. Freih. v., Zur Entwickelungsgeschichte der Vegetation der Erde. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 3 Ngr.

Eucken, R., Ueber den Werth der Geschichte der Philosophie. Akademische Antrittsrede. Jena, Mauke. Gr. 8. 12 Ngr.

Franke, E., Ueber das Wesen und die Bedeutung des deutschen Kaiserreichs. Festrede. Oppeln, Reisewitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Friedrich des Grossen ausgewählte Werke. In's Deutsche übertragen von H. Merkens. Eingeleitet von F. Wegele. II. Bd. 1ste Hälfte. Geschichte des siebenjährigen Krieges. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr.

Frommann, H., Die Fahrt nach Schwarzburg. Ein Reise-Idyll in fünf Gesängen. Jena, Frommann. 8. 10 Ngr.

De Geschicht von de gollen Weig, vermengelirt mit allerhand hüslichen Taustän'n und Begewnisse van Mi. Wismar, Hinstorff. Gr. 8. 20 Ngr.

Götzinger, E., Die Durchführung der Orthographiereform. Aus Auftrag der orthographischen Kommission des Schweizerischen Lehrervereins ausgearbeitet. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 8 Ngr.

Grimm, Reise-Eindrücke eines russischen Militair-Arztes während der Expedition nach Chiwa. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 12 Ngr.

Groß, T., Ein Vorschlag zur zeitgemäßen Verbesserung der deutschen Rechtschreibung. Mainz, Kunze's Nachfolger. 8. 3 Ngr.

Haggenmacher, O., Atlantis. Erzählende Dichtung. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr.

Haagen, F., Geschichte Achens von seinen Anfängen bis zur neuesten Zeit. 2 Bde. Achen, Kaatzer. Gr. 8. 6 Thlr.

Hellmuth, Deutsche Hiebe. 12 Sonette wider die Schwarzen. Berlin, Koschny. 8. 5 Ngr.

Hertz, E., Ueber den Versuch mit untauglichen Mitteln. Hamburg, Hoffmann u. Campe. Gr. 8. 15 Ngr.

Hochstetter, F., Die Fortschritte der Geologie. Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 5 Ngr.

Hoffmann, F. W., Otto von Guericke, Bürgermeister der Stadt Magdeburg. Ein Lebensbild aus der deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von J. O. Opel. Mit einem Anhang von dem Herausgeber über die Zerstörung Magdeburgs und einem Portrait. Magdeburg, E. Baensch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Horowitz, P., Die Bibel der Vernunft. Wien. Gr. 8. 10 Ngr.

Huber, F., Drei Briefe an Se. Durchlaucht den Fürsten von Bismarck-Schönhausen, Kanzler des deutschen Reiches, über die politische und sociale Gefährlichkeit der ultramontanen Propaganda. Leipzig, J. W. Krüger. Gr. 8. 10 Ngr.

Jäger, A., Beitrag zur Geschichte des Passauischen Kriegsvolkes soweit es Tirol und die oesterreichischen Vorländer berührte. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

— — Der Uebergang Tirols und der österreichischen Vorlande von dem Erzherzog Sigmund an den römischen König Maximilian von 1478—1490. Ein Bruchstück aus der Geschichte der Tiroler Landstände. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 25 Ngr.

Jokai, M., Wir bewegen die Erde. Roman. Aus dem Ungarischen. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Jütting, W. U., Sprachliche und pädagogische Abhandlungen. 2ter Bd. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köchly, H., Gottfried Herrmann. Zu seinem 100jährigen Geburtstage. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Koser, R., Der Kanzleienstreit. Ein Beitrag zur Quellenkunde der Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Halle, Gesenius. Gr. 8. 18 Ngr.

Kummer, C. F., Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung. (Shakespeare, Voltaire, Schiller.) Wien, Hölder. Gr. 8. 10 Ngr.

Küsel, E., Ueber Schillers Gleichnisse, erster Theil. Gumbinnen, Sterzel. 4. 10 Ngr.

Lenz, M., König Sigismund und Heinrich der Fünfte von England. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit des Constanzer Concils. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Loew, E., Die Stellung der Schule zur Naturwissenschaft. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Matthäi, F., Der auswärtige Handel Russlands. St. Petersburg, Röttger. Gr. 8. 3 Thlr.

Melchior Meyr. Biographisches. Briefe. Gedichte. Aus seinem Nachlasse und aus der Erinnerung herausgegeben von M. Graf v. Bothmer und M. Carriere. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Moser, P., Aus den Alpen. Geschichten, Schwänke und Bilder aus dem Volksleben. Gera, Amthor. Gr. 16. 20 Ngr.

Müller von Königswinter, W., Dichtungen eines rheinischen Poeten. 4ter Bd.: Im Rittersaal. Rheinische Historien. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Politische Geschichte der Gegenwart. VII. Das Jahr 1873. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1873 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nohl, L., Beethoven's Leben. 3ter Bd. Die letzten 10 Jahre. 1ste Abth. 1815—1823. Leipzig, E. J. Günther. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Pichler, A., Marksteine. Erzählende Dichtungen. Gera, Amthor. Gr. 16. 1 Thlr.

Pyl, T., Pommersche Geschichtsdenkmäler. 4ter Bd. O. Focks Leben und Schriften nebst Nachträge zu Focks Rügisch-Pommer'scher Geschichte und XXXVII. Jahresbericht der Rügisch-Pommer'schen Abtheilung der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte. Greifswald, Bindewald. Gr. 8. 1 Thlr.

Das deutsche Reich und seine Universitäten. Gedanken eines alten Burschen. Passau, Bucher. 8. 2 Ngr.

Reischl, W. K., Arbeiterfrage und Socialismus. Vorlesungen. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. München, Stahl. Gr. 8. 1 Thlr.

Schmidt, G. L., Das katholische Eisenach. Ein Vortrag über die kirchlichen Zustände Eisenachs vor der Reformation. Eisenach, Jacobi. Gr. 8. 3 Ngr.

Schreiber, A., Die Battas in ihrem Verhältniss zu den Malaien von Sumatra. Inaugural-Dissertation. Barmen, Klein. 4. 7½ Ngr.

Sepp, Die Kriegsthaten der Isarwinkler. München, Stahl. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 10. September 1874.

Schriften zur Poetik.

1. Poetik, Rhetorik und Stilistik. Akademische Vorlesungen von Wilhelm Wackernagel. Herausgegeben von Ludwig Sieber. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.

Dieses nachgelassene Werk des bekannten Germanisten enthält, wie der Herausgeber in dem Vorwort mittheilt, Vorlesungen, die im Sommer des Jahres 1836 und in dem darauffolgenden Winter entstanden sind. Die Grundlage dazu bildet das Manuscript des Verfassers; die Zusätze und verbessernden Randbemerkungen sind nach Wackernagel's Andeutungen mit behutsamer Schonung in den Text eingetragen; Bleistiftnotizen, deren Entzifferung nicht immer leicht war, hat der Herausgeber nach Kräften zu enträthseln versucht.

Die Zusätze und Randbemerkungen, mit denen Wackernagel seine Collegienhefte ausstattete, haben indeß, wie das vorliegende Werk beweist, durchaus nicht zum Zweck, dasselbe auf dem Niveau der gleichzeitigen literarischen Bewegung zu erhalten; es trägt vielmehr das Gepräge jener Gelehrsamkeit, welche den Bestrebungen der Gegenwart fremd, in der Vergangenheit allein „nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet". Es ist eine Poetik für gelehrte Schulen zur Erläuterung der alten und deutschen Classiker und der germanistischen Dichtung; auch an ihren besten Seiten haftet der Schulstaub; ihre Eintheilungen sind durchweg unphilosophisch und schablonenhaft. Ihre Vorzüge liegen nach der Seite der Worterklärung und einer, wir möchten sagen, historischen Bestimmung der Begriffe, insoweit sie das Handwerkszeug der Poetik und Rhetorik bilden; ihre Schattenseiten bildet die unleugbare Vorliebe für das Sterile und unlebendig Formale. Hin und wieder gemahnt uns Wackernagel wie ein Scaliger redivivus; er schlägt sich mit den unfruchtbarsten Divisionen und Subdivisionen herum, fühlt sich behaglich in dem todtesten gelehrten Kram und hat nicht den Instinct für dasjenige, was für den schaffenden Dichter das eigentlich Bedeutsame und Lebenweckende ist. So behandelt er z. B. in der Lehre von den Tropen die Metonymie, die Synekdoche und andere, die eigentlich zum Ballast der Poetik gehören, die im Grunde nur formalistischer Natur sind und so selten in ihrer Anwendung, daß die beigebrachten Beispiele den Kreis ihrer Anwendbarkeit fast vollständig ausfüllen, mit einer Ausführlichkeit, die nur die Frucht gelehrter Liebhaberei ist, während er die eigentliche Metapher, in welcher stets von neuem der schöpferische Genius seine ursprüngliche Kraft bewährt, mit wenigen Zeilen abfertigt.

Wackernagel hat übrigens selbst die Einsicht in die Mängel oder vielmehr Schranken seines Werks; er protestirt von Haus aus dagegen, daß er die Absicht gehabt, einen Unterricht im Dichten, eine Anweisung zur Poesie zu geben:

> Das Beste bleibt es, wenn sich die Poetik aller eigentlichen Unterweisung soviel als möglich enthält, wenn sie mehr betrachtet als lehrt, mehr sich bestrebt, Gesetze zu finden als Regeln aufzustellen, wenn sie eher anleiten will, den Vorrath an Poesie, der uns überliefert ist, recht zu verstehen und zu genießen, als Kunstgriffe angeben, wie man diesen Vorrath selbst noch vermehren könne. Wenn die Poetik nur Philosophie der Poesie und ihrer Geschichte ist, wenn sie als Naturgeschichte der Poesie ein mehr historisch entwickelndes Verfahren beobachtet, gewinnt dies ganze Fach an concretem Gehalt und somit an Leben und Reiz; die Lehrsätze bleiben darum nicht aus: nur erscheinen sie dann nicht als eine unerquickliche Reihe von dürren Abstractionen. Und diese historisch-philosophische, diese naturgeschichtliche Weise ist es, in der ich beabsichtige zu verfahren.

Gewiß soll die Poetik keinen Dichter schaffen, sondern nur das dichterische Schaffen regeln. Die historische Betrachtungsweise hat dabei ihr gutes Recht; aber es gilt doch auch, das Facit der geschichtlichen Entwickelung für die Gegenwart zu ziehen, und dies ist nur dann möglich, wenn die Entwickelung bis zur Gegenwart hin verfolgt wird. Dies vermissen wir durchweg in dem Wacker-

nagel'schen Werke; es ist eine Poetik für die Interpretation der Classiker, aber keine, die den Faden der geschichtlichen Entwickelung der Poesie bis zur modernen Zeit fortführt und deshalb lebenerweckend auf die schöpferischen Talente einwirkt. Mit Rückert, Uhland und Platen schließt die Beispielsammlung Wackernagel's ab; Byron wird nur gelegentlich einmal erwähnt, Shakspeare sogar nur hin und wieder herbeigezogen; wo man vor allem glauben mußte, daß Wackernagel seiner Erwähnung thun werde, wie wenn er von der „Ueberfülle der Bilder" handelt, da vergißt er das reichste und lehrreichste Beispiel. Die ganze neuere französische und deutsche Literatur, welche für manche Abschnitte seines Werks die glänzendsten Beispiele dargeboten hätte, welche überhaupt allerlei alte Meinungen der Poetik ins Schwanken gebracht und vielfach neue Bahnen eingeschlagen hat, existirt für Wackernagel gar nicht.

Eine andere Ausstellung betrifft die Eintheilung des Werks in Poetik, Rhetorik und Stilistik. Wackernagel hat diese Collegia bisweilen einzeln gelesen, womit manche Wiederholungen zu erklären sind. Bei der in dem Werke selbst beobachteten Zusammenstellung kann man wol sagen, daß hier das Pferd am Schwanze aufgezäumt wird. Unsystematischer, als hier verfahren ist, kann wol nicht verfahren werden: die poetische Stilistik, die Lehre von den poetischen Wörtern und Wendungen, von den Bildern und Figuren muß doch unbedingt der Darstellung der einzelnen poetischen Gattungen vorausgehen, denn sie betrifft dasjenige, was allen und auch der Prosa mit ihnen gemeinsam ist. Dasselbe gilt von der Metrik, einem wesentlichen Theile der Poetik, für Wackernagel's Standpunkt um so wesentlicher, als er gerade auf die rhythmische Einkleidung das größte Gewicht legt und Dramen in Prosa oder Romane nicht als vollwichtige poetische Werke anerkennt. Um so unbegreiflicher ist es, daß in der „Poetik" Wackernagel's sich gar kein Abschnitt über Metrik befindet, obschon sich dieselbe auch in seiner historischen Weise sehr gut behandeln ließ und auch der Charakter der einzelnen Versmaße und Strophengebäude eine mehr philosophische, nicht blos handwerksmäßig lehrhafte Behandlung keineswegs ausschloß. Als praktisches Lehr- und Handbuch ist daher Wackernagel's „Poetik" wenig brauchbar.

Die allgemeinen Untersuchungen über das Wesen der Poesie haben keinen selbständigen Werth; die Eintheilung der Dichtgattungen nach Verstand, Einbildungskraft, Gemüth erinnert an ein veraltetes psychologisches Kastenwesen und erscheint müßig, obwol sie im einzelnen nicht ohne Geschick durchgeführt ist. Ueber alles, was ältere Dichtungen anbetrifft, finden sich sehr treffende Erläuterungen; auch ist es bei einem Autor wie Wackernagel anzuerkennen, daß er die Reproduction, welche gelehrter Vorbereitungen bedarf, nicht als dichterisch berechtigt anerkennt. So sagt er, als er von der Möglichkeit einer modernen Epopöe handelt:

Da wir selbst keinen Sagenkreis mehr besitzen, die alten und fremden Sagen aber für uns unwirklich sind, so bleibt uns nur noch die Geschichte und die Erfindung, d. h. unsere Epopöe ist aus dem alten Erblande exilirt und in Länder verwiesen, welche die alte Epopöe niemals betreten hat. Das wäre kein Schade, wenn der Tausch nur ein minder ungünstiger wäre. Aber abgesehen von dem einzigen historischen Stoffe, der schon an sich selbst und ohne Zuthun des Dichters mit der höchsten göttlichen Idee auch die größte Fülle der Poesie in sich trägt, dem Stoffe von Klopstock's „Messias", liegt einmal alle Geschichte außerhalb des Bereichs der Dichtung: sie ist Sache der Prosa und wird erst dann für die Poesie tauglich, wenn der Kern der göttlichen Idee in ihr erkannt und sie zur Sage ist umgestaltet worden. Zugegeben nun, aber nicht zugestanden, daß auch ein einzelner Dichter unserer Zeit dies vermöge, daß es in der Kraft und in der Macht eines Individuums unserer Tage liege, die Geschichte sagenhaft-idealisch umzubilden: so gibt es auch dann wieder einen doppelten Anstoß und Widerspruch. Gehört die Geschichte in entlegenere Zeit und Nationalität, so wiederholt sich, was vorher gegen die Erneuung alter Sagen ist eingewendet worden: die Anschauungen werden uns fremd sein, und es wird der Gelehrsamkeit bedürfen, um die Reproduction vorzubereiten: um eine so vorbereitete Reproduction ist es aber übel bestellt. Oder die Geschichte liegt uns nahe, und wir sind wohl befreundet und fühlen uns verwandt mit solchen Charakteren und Sitten und Ereignissen. Dann aber wird mehr als einer, wie wir einmal für die Sage nicht mehr eingerichtet sind, sich an diese unhistorische Auffassung stoßen und sich wieder deshalb nicht zur Reproduction verstehen wollen. Indessen ist dieser Uebelstand allerdings der kleinere, und ein Dichter braucht kaum darauf zu achten. Von diesem Felde her dürfen wir noch am ersten wieder Epopöen erwarten. Fände sich nur erst ein Dichter, wie Napoleon ein Held war, so hätte er an diesem auch ein Object so großartig, wie das der Ilias und das der Nibelungen.

Gegen die komische Epik hat Wackernagel ein Vorurtheil, das sich mit seiner Auffassung derselben als einer vorwiegend parodistischen erklären läßt. Die ästhetischen Unterschiede zwischen Ballade und Romanze erkennt Wackernagel nicht an, er geht auf die Etymologie der Namen und die geschichtliche Entwickelung der Gattungen zurück und kommt zu folgendem Resultat:

Wir haben gesehen, daß beide Ausdrücke im Grunde das Gleiche bezeichnen, nur der eine als ein englisches, der andere als ein spanisches Wort; daß die Ballade sowol als die Romanze ein lyrisch-episches Gedicht ist, ein Gedicht, das eine einfache Handlung erzählt, gleich den altepischen Liedern, das aber nicht wie diese blos den äußerlichen thatsächlichen Verlauf objectivirt, sondern zugleich auch die innern Zustände, welche in der Seele der Handelnden mit den äußern Thatsachen verbunden sind. Nur solche lyrisch-epische Gedichte, die in assonirenden Tetrametern abgefaßt sind, wird man nicht füglich Balladen nennen dürfen, da jene Form durchaus nur spanisch, dieser Name durchaus unspanisch ist und eine andere Form, die des Reims und der Strophe, voraussetzt.

Die didaktische Poesie wird von dem Poetiker als „Epik des Verstandes" rubricirt. Daß der Autor in dieser Rubrik auch die Idylle anbringt, erscheint uns als unberechtigt. Er sagt: „Das sinnliche Gefühl wird angeregt und in Anspruch genommen, wenn die Lehre sich zur Beschreibung gestaltet: im Idyll." Das Idyll hat aber durchaus keinen lehrhaften Charakter; es ist anschaulich und soll uns nach Jean Paul in die Stimmung behaglichen Vollglücks versetzen.

Bei der Eintheilung der lyrischen Poesie faßt Wackernagel die elegischen Dichtungen unter dem Begriff der lyrischen Epik zusammen; der geschichtliche und philosophische Entwickelungsgang wirken hier gleichmäßig bestimmend:

Die Lyrik ist nicht blos jünger als die Epik: sie ist aus derselben entsprungen. Die lyrisch gefärbte Epik, wie wir sie in den Hymnen der Griechen, in den Liedern der Deutschen des 12. Jahrhunderts gefunden haben, begann den Uebergang;

er ward weiter- und der Vollendung entgegengeführt durch solche Dichtungen, in denen das lyrische Element bereits das überwiegende ist, die wir deshalb im Gegensatz zu jener lyrischen Epik epische Lyrik nennen wollen. In der lyrischen Epik wird die geschichtliche Wirklichkeit noch durchaus episch, d. h. als eine Vergangenheit aufgefaßt: in der epischen Lyrik kann sie eine noch unvergangene, vorliegende sein, ja es verhält sich gewöhnlich so, da hier das dichterische Individuum schon mehr hervortritt und dem Individuum die Geschichte der Gegenwart näher liegt und es mit ihr vertrauter und befreundeter ist. Das Individuum tritt aber nur mehr hervor als in der lyrischen Epik, noch nicht in der ganzen Fülle der Subjectivität und Individualität; am deutlichsten zeigt sich das in den beiden Hauptarten der epischen Lyrik, die bei den Griechen auf dieser überleitenden Stufe liegen, in der Elegie der Ionier und der chorischen Lyrik der Dorier. Wie diese in ihren Anfängen beschaffen waren, sprach da der Dichter immer noch weniger aus seiner Seele, aus seiner Individualität heraus, als aus der Seele seines Volks, aus seiner Nationalität: aber diese Nationalität war selbst schon eine individuell beschränkte; es war nicht mehr die allgemein hellenische, sondern die speciell ionische oder dorische, gerade wie diese elegischen und chorischen Dichter sich auch ihrer abgesonderten Mundart bedienten. Mit diesem Anschließen an die nächste Gegenwart war denn aber der letzte Wendepunkt gegeben, an welchem die Poesie endlich in die reine und eigentliche Lyrik übertreten mußte: wie von selbst schob sich an die Stelle der gegenwärtigen geschichtlichen Wirklichkeit die gegenwärtige Wirklichkeit überhaupt; nicht mehr blos was außer dem Dichter gerade geschah, sondern was überhaupt außer ihm war, die ganze äußere Wirklichkeit ward der Anstoß zu lyrischen Anschauungen, und diese mußten um so subjectiver und individueller sein, je weniger eigentlich Geschichtliches in jenen anregenden Motiven lag. Diese leichte, aber entscheidende Wendung ist es, die überall nach den vorbereitenden Stufen, der lyrischen Epik und der epischen Lyrik, zuletzt die eigentlich lyrische Lyrik hinstellt; so ist's bei uns, so ist's bei den Griechen gewesen.

Wackernagel bespricht im einzelnen das Epigramm der Empfindung, die lyrische Gelegenheitspoesie, meistens in Bezug auf die Entwickelung der hellenischen Dichtung, das Kirchenlied, die Ode; er geht dann zur Lyrik des Verstandes über, unter welcher Ueberschrift er einen Theil der didaktischen Dichtungen unterbringt, ohne hinlänglich scharfe Grenzbestimmungen gegen die didaktischen Gattungen, die er der Epik des Verstandes angereiht hat. In der letztern Rubrik finden wir die Satire des Horaz, während wir hier die Satire des Archelochos, die Epistel, das Epigramm der Lehre und des Spottes finden, außerdem Spruch- und Lehrgedichte. Am kürzesten wird die Lyrik des Gefühls, die eigentliche Lyrik, behandelt — wiederum ein Beweis dafür, daß Wackernagel die wesentlichsten Abtheilungen am oberflächlichsten, alles, was gelehrte Subtilitäten und Untersuchungen gestattet, wenn es auch poetisch untergeordnet sein mag, am eingehendsten behandelt.

Was Wackernagel über die dramatische Poesie, über die Nothwendigkeit Einer Hauptperson, Einer Hauptbegebenheit, eines stetigen und ununterbrochenen Verlaufs der Handlung, über die drei unterscheidbaren Hauptglieder: Exposition, Verwickelung und Auflösung, über die falschen Forderungen der Einheit von Zeit und Ort sagt: das hat alles seine gute Begründung; aber wir vermissen die Technik des modernen Dramas, für eine Poetik ein sehr wesentlicher Theil, und die ausschließliche Beziehung auf classische Vorbilder schließt einen beträchtlichen Sector des Kreises der dramatischen Production aus. Einzelne Bemerkungen Wackernagel's sind indeß sehr zutreffend, so namentlich alles, was er über die geschichtliche Treue sagt, die er in Bezug auf die Charaktere verlangt, während der Dichter den Begebenheiten gegenüber zu freiem Verfahren verpflichtet sei, oder auf das historische Costüm. Besonders erfreulich ist von seiten eines Gelehrten die folgende Bemerkung über die erforderliche Aufführbarkeit der Stücke und die Bedeutung der Bühne:

Mancher Dichter wird in dieser Abtrennung des Dramas vom Theater noch bestärkt durch den Unfug, der auf diesem pflegt getrieben zu werden, und durch die allgemeine Entartung des Publikums, das vor demselben sitzt; er darf nicht erwarten, daß seine Producte jemals über die Breter gehen werden: da faßt er sie lieber gleich von vornherein so ab, daß sie niemals über dieselben gehen können. Die Reihe solcher Dramen beginnt mit Goethe's „Faust" und „Götz von Berlichingen" in der eigentlichen Urgestalt; die meisten hat weiterhin Tieck geschrieben. Man darf sich durch diese Namen der Verfasser nicht abschrecken lassen, all dergleichen Dichtungen von der Seite her durchaus zu verwerfen, daß sie den Schein des Dramas annehmen, ohne doch in der That Dramen zu sein; denn sie machen den Hauptzweck der dramatischen Gestaltung, die Reproduction durch den Zuschauer, von vornherein selbst unerreichbar; sie sind zuletzt weiter nichts als Epopöen oder Romane oder Satiren, aber in solchen Formen der Anschauung und der Darstellung, die nicht die Formen der Epopöe, des Romans und der Satire sind; es findet hier also bis auf den ersten Grund der Production hinunter zwischen Inhalt und Form ein Misverhältniß statt, welches dem Wesen aller Kunst widerspricht. Und wenn dergleichen Dichtungen hervorgegangen sind aus der Unnationalität unserer Literatur, und veranlaßt sind durch den abschreckenden Verfall des Theaters, so tragen sie ihrerseits nur dazu bei, diese beiden Uebel noch zu verschlimmern: denn wenn selbst das Drama sich von der lebendigen Mittheilung zurückzieht, so hört zuletzt alle Beziehung auf zwischen dem Volke und den Schöpfungen seiner Dichter; und wenn die begabtern Geister sich vom Theater fernhalten, so heißt das nur, den Schwachen und den Schlechten noch vor dem Kampfe die Walstatt überlassen. Wenn die Literatur noch je in das Volk wahrhaft eindringen kann, so geht ihr Hauptweg nothwendig über die Bühne: darum darf an der Dichtung für die Bühne nicht verzweifeln, wer nicht überhaupt an der Literatur verzweifeln will.

Die Auseinandersetzungen über das Wesen und die Wirkung der Tragödie und die Aristotelischen Begriffe „Furcht und Mitleid" sind eine crux aller Poetiken und Dramaturgien; was ist über die Aristotelische Katharsis nicht alles geschrieben worden! Auch Wackernagel liefert einen Beitrag zu diesen Erläuterungen. Wir meinen, daß wir, nachdem zwischen Aristoteles und uns eine dramatische Production von mehr als zweitausend Jahren liegt, den dramaturgischen Kategorien des Aristoteles ihre historische Bedeutung lassen, Wesen und Wirkungen der Tragödie aber selbständig bestimmen können. Die Abhängigkeit der französischen Classiker wie der unserigen von Aristoteles braucht für das 19. Jahrhundert nicht mehr maßgebend zu sein. Die Untersuchungen über die Begriffsbestimmungen des Aristoteles können wir den philologischen Commentaren überlassen.

Einen großen Werth legt Wackernagel auf die metrische Form der Rede als das äußere Merkmal aller poetischen Production; die Empfehlung der Prosa für den dramatischen Dialog ging nach seiner Ansicht aus dem falschen Streben nach Natürlichkeit hervor:

Daß die französischen Tragiker auf der Einheit der Zeit und des Orts bestanden, damit huldigten sie nur der sogenannten Natürlichkeit: daß sie ihre Tragödien dennoch in Versen ab-

faßten, damit meinten sie daneben auch der Kunst ihre Genüge zu entrichten. Indem nun Diderot und Lessing jene Einheiten bekämpften, bekämpften sie nicht sowol das Unkünstlerische derselben, als vielmehr nur die Unnatürlichkeiten, zu denen die beabsichtigte Natürlichkeit doch beständig führen mußte; und derselbe Standpunkt war es denn auch, von welchem aus sie die metrische Form des Dramas angriffen: sie fanden es eben unnatürlich, daß man auf der Bühne, weil sie ein paar Fuß höher ist als das Publikum, eine andere Sprache reden sollte als um einige Fuß tiefer; sie fanden es dem Zweck der Illusion nicht dienlich, wenn die ganze natürliche Wahrscheinlichkeit der Handlung wieder scheitere und zu Grunde gehe an der großen Unwahrscheinlichkeit eines rhythmisch gegliederten Dialogs. Und so hat denn Lessing erst sein spätestes Drama, den „Nathan", in Versen abgefaßt, und auch dieses nur mit Widerstreben, nur als Verwahrung und Abwehr gegen den Geist der literarischen Formlosigkeit, den er selbst durch seine frühere Lehre heraufbeschworen; vorher dagegen alles in Prosa; und diesem Beispiel ist eine Unzahl von spätern Dichtern gefolgt, theils verleitet von dem gleichen Princip der Natürlichkeit, theils, und das noch öfter, aus künstlerischem Unvermögen, oder wie Kotzebue aus Liebedienerei gegen ein entartetes Publikum.

Der Protest, welchen Wackernagel gegen das historische Lustspiel erhebt, weil dasselbe in seine Theorie der Komödie nicht recht passen will, ist unbegründet; haltbarer, was er gegen eine jetzt sehr beliebte Form, das rührende Lustspiel, schreibt, die comédie larmoyante des neuen Frankreich, zu welcher mehr oder weniger alle pariser Modedramen gehören.

In der Abtheilung „Rhetorik" behandelt Wackernagel die Theorie der Prosa, und zwar zuerst der erzählenden, dann der lehrenden. In dem letztern Abschnitt bespricht er die weltliche und geistliche Redekunst. Wenn sich in der Rhetorik überhaupt viel überlieferter und für die Praxis unbrauchbarer Formelkram eingenistet hat, so macht sich die Receptirkunst, welcher Wackernagel in der „Poetik" so sorgfältig aus dem Wege zu gehen sucht, gerade hier mit einer ermüdenden Breite geltend. Namentlich gilt dies in Betreff der Predigt. Der Herausgeber entschuldigt in der Vorrede die auffallende Weitläufigkeit, mit welcher in der Rhetorik die Rede und besonders die Predigt behandelt ist, mit der großen Zahl von Studirenden der Theologie, welche Wackernagel's Vorlesungen zu hören pflegten; da indeß das Lesepublikum nicht vorzugsweise aus Studirenden der Theologie besteht, so hätten wesentliche Kürzungen hier wohlgethan. Denn zwischen Collegienheften und Büchern besteht ein Unterschied, der allerdings von manchen Professoren wenig beachtet wird.

Die letzte Abtheilung: „Die Stilistik", enthält manchen treffenden Abschnitt. Doch die Ungleichartigkeit der Behandlung, die bereits gerügte Vorliebe für die gelehrten Steckenpferde und die äußerlich schematische Eintheilung des Stils in den Stil des Verstandes, den Stil der Einbildung und den Stil des Gefühls sind ebenso viele Schattenseiten, durch welche die Vorzüge verdunkelt werden. Für den prosaischen Stil des Verstandes soll Deutlichkeit, für den poetischen Stil der Einbildung Anschaulichkeit das charakteristische Erforderniß sein, und dies soll vom Epos und Drama gelten; der Stil des Gefühls dagegen soll sich in Rede und Lyrik bethätigen. Der Punkt, in welchem beide zusammentreffen, soll die gemeinsame Anforderung der Leidenschaftlichkeit sein. Diese Anforderung richtet sich aber noch entschiedener an die Höhenpunkte des Dramas; der anschauliche Stil der Einbildung reicht für das Drama nicht entfernt aus — und so fällt das Kartenhaus dieser Klassifikationen bei der leisesten nähern Berührung zusammen.

Wackernagel's Werk ist mehr ein erläuternder Commentar zu den alten und zu den deutschen Classikern, von denen übrigens Schiller und Lessing mit offenbarer Ungunst behandelt werden, als eine für schöpferische Talente anregende Poetik; ja als Einführung in die Literatur des 19. Jahrhunderts, die doch den gebildeten Kreisen des Publikums am nächsten liegt, als Leitfaden zur Würdigung und Beurtheilung der neuern Dichter erweist sie sich in mehr als einer Hinsicht unzulänglich.

2. Nachlaßschriften Otto Ludwig's. Mit einer biographischen Einleitung und sachlichen Erläuterungen von Moritz Heydrich. Erster Band: Skizzen und Fragmente. Mit Ludwig's Porträt nach einer Zeichnung von L. Gey, gestochen von Th. Langer. Leipzig, Cnobloch. 1874. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der zweite Band dieser „Nachlaßschriften" ist unter dem Titel „Shakspeare-Studien" früher veröffentlicht worden. Der erste, der ihm jetzt nachfolgt und mit dem Porträt des Dichters, einem ernsten, etwas schmerzlich blickenden Charakterkopf, ausgestattet ist, führt uns in das Atelier desselben und liefert so einen Beitrag zur praktischen Aesthetik; denn wenn wir einem Dichter zu seinen Skizzen, Planen und Fragmenten folgen, wenn wir sehen, was er anfänglich entworfen, was er später an die Stelle gesetzt, wie er mit seinen Entwürfen und Gedanken ringt und zu klären sucht, was sich anfangs in bunter Fülle vor seinem innern Sinn vorbeibewegt: so werden wir in das Geheimniß dichterischer Production besser eingeweiht als durch die eingehendste Compositionslehre. Und gerade Otto Ludwig, ein redlich strebender Dichter, dem aber ein gewisser brütender Tiefsinn die Freude des ersten Wurfs stets verkümmert hat und dem besonders die vorschwebende Shakspeare-Schablone die Cirkel seines originellen Schaffens verwirrte, ist in Bezug auf die dramaturgische Productionsweise ganz geeignet, jüngere Talente in die rechte Bahn zu weisen, nicht zwar, wie der Herausgeber meint, als lehrreiches Vorbild, welchem ohne weiteres nachzueifern sei, sondern gerade, indem sein suchendes Experimentiren beweist, wie gefährlich dies grüblerische Planmachen ist, eine Mitgift tiefsinniger, aber schwerfälliger Begabungen. Otto Ludwig besaß auch in seiner Jugend nicht den kühnen und glücklichen Griff, wie ihn z. B. Schiller in den „Räubern" bewährte; es war ihm versagt, einen Stoff gleich nach seiner innern Bedeutung und Nothwendigkeit zu erfassen, sondern er künstelte an seinen Stoffen herum, drehte sie nach allen Seiten, dichtete die verschiedenartigsten Varianten hinein, aber verfehlte oft bei diesem Herumtasten den eigentlichen Schwerpunkt derselben. Einen schlagendern Beweis hierfür kann es nicht geben als die hier mitgetheilten Agnes Bernauer-Skizzen, welche in dem vorliegenden Bande einen beträchtlichen Raum einnehmen und für die Productionsweise Otto Ludwig's charakteristischer sind als alle andern gesammelten dramatischen Fragmente. Dieser Stoff beschäftigte ihn fast zeitlebens; aus den Jahren 1840—46

liegen vier fertige Bernauer-Dramen vor; in den Jahren 1854, 1856, 1859 hat der Autor wiederum die unvollendeten Planskizzen in mehr als 23 starken Planheften entworfen, immer von neuem durchgearbeitet und corrigirt. Mit Recht sagt der Herausgeber:

Es findet sich in unserer Literatur kein ähnliches Beispiel, daß derselbe Dichter den nämlichen Stoff mit so beharrlicher, inniger Gemüthswärme, in so durchaus verschiedener und immer wieder neu anziehender Weise umgebildet hat. Mehr als in allen andern Nachlaßstücken Ludwig's zeigt sich in den sieben Umdichtungen der Bernauerin-Dramen der Reichthum, die Schönheit und Gestaltungskraft, zugleich aber auch die verhängnißvolle Eigenthümlichkeit seines Dichtertalents.

Es ist wol einleuchtend, daß solche Productionsweise keine normale ist; es gilt für den Dramatiker, ins Schwarze zu treffen und nicht mit größter Ausdauer bald rechts, bald links die benachbarten Punkte der Scheibe zu durchlöchern. Es sind die paradoxen Talente, welche den einfachen Gang überlieferter Stoffe verwirren und dieselben auf die Spitze stellen. Man mag ihren in unerschöpflichen Combinationen sich ergehenden Phantasiereichthum und Scharfsinn bewundern: aber der Instinct des Nachtwandlers, der auf die steilsten Dächer klettert, ist nicht der Instinct des Genius, welcher die gerade Bahn zum Ziel einschlägt, aber sie durch seine noch der fernsten Nachwelt leuchtenden Spuren verklärt. Je einfacher der Stoff, desto auffälliger die Kunst, ihn zu verwirren. Das ist bei Agnes Bernauer der Fall. Der Stoff gibt die Tragödie einer Misehe zwischen dem vornehmen Herzog und der armen Baderstochter; der Zorn des Vaters, die Empörung hochstehender Vasallen führen das traurige Schicksal des armen Mädchens herbei. In seinen vier ersten Bernauer-Stücken vergreift sich Ludwig an diesem Stoff in merkwürdiger Weise. Wie er in der Geschichte vorlag, war er seinem an romantischen Vorbildern und allerlei zusammengetiftelter Shakspeare-Weisheit krankenden Talente zu einfach, zu bedeutungslos; er meißelte aus demselben ein Intriguenstück heraus; er versuchte darzustellen, wie eine Reihe von Misverständnissen das Glück dieser Ehe vernichtet und den Herzog an die Untreue seiner Gattin glauben läßt. Damit war aber das specifische Gepräge des Stoffs ganz verwischt; dergleichen konnte in jeder andern beliebigen Ehe auch passiren, und allerlei Zaubertränke und Mordthaten brachten eine Romantik in das Stück, die an Immermann's „Cardenio und Celinde" erinnerte. Die Kritik dieser vier ersten Bearbeitungen, deren Diction auch in allen Varianten schillerte und vom treuherzigen, barschen Stil des Ritterschauspiels in der ersten in den Versdialog der dritten überging und in der vierten wieder in eine markige, aber mehr geläuterte Prosa zurückübersetzt wurde, brauchen wir blos aus den Erläuterungen des Herausgebers auszuschreiben:

Unzweifelhaft waren diese vier Bearbeitungen für die Aufführung sämmtlich ungeeignet, trotz großer Schönheiten in einzelnen Scenen. Die Intrigue ist in allen zu unwahrscheinlich, zu gekünstelt, das Motiv des Schlaftrunks war nicht glücklich erfunden, es nahm der Agnes alle Schuld, auch sah man nicht, wie Agnes dazu verleitet und bewegt wurde. Die zwei Nachtscenen, wo Weißenbeck glaubt Agnes zu treffen, und Angelika findet, ohne sie zu sprechen — dann, wo Agnes, vom Schlaftrunke betäubt, mit Rinken gefunden, und dieser von Weißenbeck getödtet wurde, sind nicht glücklich erfunden, so lebendig dramatisch sie auch ausgeführt sind. Entschieden verzeichnet ist Angelika. Die Hauptabsicht dieser Bearbeitungen war, seltsamerweise ganz abweichend von der Geschichte, daß Albrecht die durchaus unschuldige Agnes für untreu halten sollte und hielt. Die Liebenden haben in allen diesen Dramen nicht das vorwiegende Interesse, die Intriguanten waren die Hauptrollen, die Darstellung ihrer Leidenschaft, nicht die der Liebenden, behandelte der Dichter mit bedeutendem, aber irrendem Talent. Die Turnierereignisse wurden blos erzählt, nicht dargestellt, Herzog Ernst nicht persönlich vorgeführt. Fast überall zeigte sich trotz echt dramatischem Talent eine seltsame Neigung, durch Misverständnisse, durch Vermeidung eines Wortes, dessen Aussprache alles zum guten Ausgange führen mußte, eine tragische Wirkung zu erstreben. Der Zufall, nicht die innere Nothwendigkeit der Charaktere bedingte das Leiden der Liebenden, dadurch wurde es peinlich und gräßlich, trotz oft glücklich erreichter poetischer Milderung. Es war ein realistisch nicht geschickt behandeltes Lug- und Truggewebe kalter Intrigue, mit entschieden dramatischem Talent, aber ohne tragische Wirkung ausgeführt. Das Talent war in seltener Naturkraft überall sichtbar, aber es fehlte noch durchaus die Kenntniß der tragischen Compositionsgesetze. Wir werden sehen, wie Ludwig nach gründlichem Studium derselben die Intentionen und Grundlagen dieser vier Dramen sämmtlich verwarf und auf ganz anderm Wege eine tragische Wirkung erstrebte.

Die mitgetheilten Proben aus der dritten Bearbeitung enthalten einzelne poetisch duftige Stellen; doch Shakspeare sieht dem Dichter immer über die Achseln, der Ton ist durchaus shakspearisirend; dabei der dramatische Nerv sehr gering.

Bei diesem viermaligen Fehlgriff beruhigte sich der Dichter nicht. Etwa ein Jahrzehnt später ging er wieder an den Stoff; es begann nun ein hartnäckiges Ringen mit demselben. Wir haben die dramatische Technik in unserer „Poetik" mit dem Schachspiel verglichen, und in der That gemahnen diese Planskizzen Ludwig's an die Varianten, mit denen etwa in Bilguer's umfassendem Schachlehrbuch einzelne Spieleröffnungen und Spielwendungen ausgeführt sind. Ein jeder neue Zug wird in allen seinen Consequenzen verfolgt, und alle neuen Züge verändern die Physiognomie des ganzen Spiels. Eine dieser Varianten ist indeß die mustergültige und entscheidende; für manches Spiel ist sie aber noch nicht gefunden. Der tastende Scharfsinn hat seine eigenen Freuden, aber er ist von der schöpferischen Inspiration und ihren glücklichen Würfen sehr verschieden.

Bei den spätern Bearbeitungen zeigt sich der Fortschritt, daß Ludwig nicht die tragische Verwickelung auf ein Misverständniß, sondern auf das innere Misverhältniß der Ehe zwischen Albrecht und der Bernauer begründen wollte:

Der fünften und sechsten Umdichtung, mit dem Titel „Der Engel von Augsburg", (vom Jahre 1854 und 1856) ist, sämmtlichen frühern Behandlungen gegenüber, eine völlig neue Auffassung des Eheverhältnisses durchaus gemeinsam. Das unglückliche Ende des Liebesbundes sollte nun nicht sowol durch die äußere Gewaltthat von seiten des Hofs und Adels, als durch tragische Schuld der Liebenden verursacht erscheinen. Nicht Misverständnisse sollten bestimmend und entscheidend in den Gang der Handlung eingreifen, sondern die Darstellung eines sich immer mehr enthüllenden Misverhältnisses der innersten Natur beider Liebenden war nun die Absicht der Tragödie. Beide, getrennt voneinander durch die Ungleichheit, durch den Contrast der Bildung, des Standes, der Sitte, schließen in blinder Uebereilung eine Ehe, die nicht blos nach den Standesverhältnissen, sondern weit mehr noch zufolge der innerlichst verschiedenartigen Charaktere der Liebenden eine Misehe, eine

nothwendig unglückliche Ehe war und immer mehr werden mußte. Was sie aneinander reizt, das trennt sie. Verschieden sind die beiden Umdichtungen in der Darstellung der ersten Begegnungen der Liebenden, die der Dichter immer bedeutender und schuldvoller zu machen versuchte.

Die Proben der fünften Bearbeitung tragen das Gepräge einer beiweitem reifern Schönheit. In der sechsten Bearbeitung gibt sich Agnes zu einem Spiel des Trugs her, indem sie in dem Zauberspiegel der alten Walpurgis selbst dem Herzog erscheint und ihm diesen Trug verheimlicht. Dadurch bekam diese Tragödie etwas die Grundstimmung einer Tragödie der Lüge. In der letzten Bearbeitung verwarf Ludwig den Zauberspiegel und alles, was mit dieser spukhaften äußerlichen Romantik zusammenhing; hier endlich fand er, indem er sich einfach an die Geschichte hielt den richtigen Weg, er sah selbst ein, daß seine frühern Plane zu gesucht und ausgetiftelt waren:

Es schien ihm dies alles für den einfachen Charakter des mittelalterlichen Stoffs zu modern-spitzfindig. Die Falschheit der Agnes zeige sich als etwas Hineingelegtes, dem Stoffe innerlich Fremdes. Es schien ihm, „als habe er selbst über dem Nachgraben nach der Wahrheit des Lebens und der Dinge den poetischen Idealismus, das freie Spiel der Phantasie verloren“. Die Gestalt des Helden wurde durchaus verändert und umgeschmolzen. Das Drama sollte nun nichts anderes als eine naive Liebestragödie sein, es sollte in ihr der verwegenste Kampf der Liebe mit allen andern Pflichten auf Tod und Leben dargestellt werden, eine waghalsige Liebe, deren süße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt und so genossen wird, eine frevelhaft schöne Liebe voll innigster Treue, an den ihr feindlichen Verhältnissen und am Weltwillen scheiternd. Die Liebenden sind hier durchaus innerlich verwandte Naturen, sie sollen einander lassen, sie wollen's und können's nicht. Ganz wie in der Geschichte, wie bei Törring, aber von tragischer Poesie alles verklärt und durchleuchtet.

Wir meinen, ein gesundes Talent wäre von dieser einfachen und doch poesievollen Grundlage überhaupt nicht abgewichen; nur eine durch falsche Kunsttheorie verwirrte Begabung konnte sich in die Arabesken des Bildes verwickeln, statt es selbst in seiner einfachen Klarheit zu erfassen.

Auch die große Makkabäer-Tragödie, wohl das Werthvollste, was Ludwig geschaffen, trotz ihrer Compositionsfehler und der epischen Verzettelung des dritten und vierten Actes, ist nicht gleich in der Gestalt, in welcher sie Ludwig auf die Bühne brachte, ans Licht getreten; ja sie hat nicht nur jene Umwandlungen erlebt, welche das Streben nach größerer Vollendung bei Gestaltung eines feststehenden Stoffs hervorruft, sondern die ganzen Grundlagen der Dichtung sind in der neuen Bearbeitung umgeworfen worden; diesmal allerdings zum Vortheil des Werks. Würde man es dem jetzigen Trauerspiel ansehen, daß die erste Bearbeitung desselben auf dem Motiv einer Doppelehe Juda's mit Lea und Thirza beruhte?

Der Contrast zweier fein contrastirten Frauengestalten, einer fanatisch eifersüchtigen und hochmüthigen, und einer sanften und demüthigen, war hier der Keim der tragischen Charakterconflicte. Dies wurde nach dem Rathe Eduard Devrient's und Auerbach's schon in der zweiten Umdichtung von Ludwig verworfen. Er bemerkte auf dem Titelblatte dieser ersten Bearbeitung: „Dies Motiv war eben der Kern des ganzen Stücks. Besser war's, ich ließ das Sujet ganz fallen und machte mich an einen andern Stoff. Bei der Umarbeitung, die auf keine Weise gelingen wollte, verlor ich die Unbefangenheit des Schaffens, damit die Keckheit, die zwischen Fehlgriffen richtig greift, und meine productive Kraft wurde von kritischer Hypochondrie gelähmt, die zu sehr wählt, um das Richtige zu treffen, und an dem Getroffenen irre wird.“ Unzweifelhaft wurden aber, nach Wegfall dieses unsern Sitten gar zu fremden Motivs, die zwei andern Umdichtungen noch werthvoller. Nur die Scenen des letzten Actes wurden, besser gedrängt und minder peinlich behandelt, in ihnen aufgenommen, sonst alles, der Plan und die Charakterconflicte völlig verändert. Aus dem Contrastverhältnisse der zwei Frauen Juda's wurde nun der Conflict zwischen Mutter und Schwiegertochter, Lea und Naemi. Die gewaltige Gestalt des Priesters Matthatias fehlte hier noch ganz. Juda's große Scene vor dem Syrer am Altare war hier schon im ersten Acte, was die Wirkung der folgenden Acte beeinträchtigte. Der tief innerliche Charaktercontrast Juda's, Eleazar's und auch das Sabbatsmotiv fehlten hier noch ganz. Aber schon diese Behandlung wird mächtig durchweht von religiösem Ernst, von alttestamentlicher Hoheit.

Einzelne Proben aus dieser Bearbeitung, wie die Wanderung der beiden Frauen durchs Gebirge in der Mondnacht, sind von großer Schönheit und glühendem orientalischen Colorit. In der zweiten Bearbeitung wurde der Schwerpunkt in die innere Entwickelung des Charaktercontrastes der beiden Brüder Juda und Eleazar gelegt, ein Gegensatz, der in der dritten noch lebensvoller ausgeführt wurde; freilich ohne das dramatische Interesse zu beherrschen, das sich an Juda's heroischen Aufschwung und den Heroismus der Makkabäer im letzten Acte knüpft. Ludwig hatte den rechten Einblick in diesen Mangel wenn er sagt: „Der Fehler lag im Plane; er war zu episch; das Interesse nicht genug auf Einen Vorgang zwischen den Helden concentrirt.“

Auch an einem „Armin“ hat sich Ludwig versuchen wollen, und zwar im Anschluß an das Kleist'sche Vorbild und mit Weiterbildung seiner Charakterzeichnung. Seine „Genoveva“ wäre kaum so bedeutend geworden wie die Hebbel'sche. Das Motiv war erkünstelt. Eine Dienerin es Gefolgs wurde verführt. Genoveva, eine reine, sittlich strenge Natur, dringt auf ihre Entfernung. Die Mutter des Mädchens, die alte Margareth, brütet Rache und reizt später Golo zu wilder Liebesglut. Jenes erste Motiv würde durch den Contrast nur dann Bedeutung haben, wenn Genoveva der Leidenschaft Golo's erlegen wäre. Margareth aber als Anreizerin Golo's zur Liebe ist vollständig überflüssig und schwächt die Bedeutung einer aus tiefstem Innern schicksalsmächtig aufflammenden Leidenschaft ab. Von W. Hauff's Novelle: „Jud Süß“ fühlte sich Ludwig zu einem in vielen Planheften skizirten Drama: „Jud Süß“, angeregt, ebenso wie der talentvolle Albert Dulk, dessen „Lea“ bisher nicht gebührende Beachtung gefunden hat. Der Dichter suchte den Stoff als einen tragischen Kampf aufkeimender Humanität mit dem damals sehr schroffen Vorurtheile gegen die Juden darzustellen. Uns erscheint dieser Stoff als einer der glücklichsten von allen, welche Ludwig gewählt hat. Freilich hat er einen Anflug jener von Ludwig so stark verurtheilten Tendenz, und er hätte sich durch die weitere Ausführung desselben ebenfalls in die Reihen jener Dichter gemischt, die, wie er sagt, eigentlich „Volksredner“ sind, Politiker, wie der Schnupfer sich auf die Prise werfend, weil sie sich im Staate nicht ausleben können. Drei Acte von „Jud Süß“ waren in Prosa, der erste auch in Versen ausgeführt, doch allzu flüchtig, um mit-

getheilt werden zu können. Andere Skizzen sind vorhanden, wie „Friedrich II.", von dem das Vorspiel: „Die torgauer Heide" vollendet war, wie „Eckart oder Burgunds Ausgang", von einem Drama: „König Alfred" und einem andern: „König Darnley's Ermordung", einem im Lenz-Klinger'schen Stil gehaltenen „Wirthshaus am Rhein" u. a. Die beiden bedeutendsten Reliquien sind die Skizzen und Scenen des Dramas „Marino Falieri" und der Wallenstein-Plan. „Falieri" wäre gewiß das bedeutendste Werk von Ludwig geworden. Hier war die Tragödie durch die Geschichte so gegeben, daß eine Verkünstelung derselben, zu welcher die Ludwig'sche Spitzfindigkeit neigte, eine Unmöglichkeit war. Der Herausgeber gibt den Grundgedanken in folgender Weise an:

Falieri, sich selbst zerstörend durch die Maßlosigkeit seiner stolzen, despotischen Natur, in einer Lage, die seinem unbeugsamen Soldatencharakter völlig widerspricht: „der Löwe unter Schlangen", eine großartig-schlichte, ehrenfeste Natur im scharfen Contrast zu dem „verderbten, greisenhaft-blasirten, intriguanten Steno", dies sollte das Hauptthema des farbenreichen Dramas werden, dessen Skizze schon einen seltenen Reichthum scharf umgrenzter, im wirksamsten Theaterspiele contrastirter Gestalten zeigt. Die Uebereilung der Ehe führt den alten Dogen zu immer neuen Uebereilungen, diese durch Verirrung zu gesteigerter Schuld, zu unvermeidlichem Untergange.

Jene Wendung der Handlung, daß der stolze Doge, von dem Adel verletzt und gedemüthigt, sich dazu entschließt, gegen diesen mit dem Volke gemeinsame Sache zu machen, erscheint als eine bedeutsame Peripetie, welcher der Schimmer echter tragischer Ironie nicht fehlt. In den mitgetheilten Proben zeichnet sich der Charakter des Dogen und Steno's mit großer Schärfe ab. Die Diction ist allerdings noch im Négligé, aber gerade so zeigt sich ihre shakspearisirende Eigenart am unverhohlensten. Man analysire diese Verse — sie schielen nach Shakspeare. Die ganze Art Shakspeare'schen Metaphernreichthums mit den unerlaubtesten Katachresen:

Mit seinem Durst steckt Aug' das Ohr nur an,
Der Purpurlippen Silberklang zu trinken —

und dergleichen mehr. Manches klingt fast wörtlich an Shakspeare an, welcher einen bewältigenden und deshalb lähmenden und herabstimmenden Einfluß auf Ludwig wie auf viele andere an der Shakspearomanie krankende Dichtertalente ausgeübt hat. Der genaue Nachweis dieses Einflusses gerade nach seiner verderblichen Seite hin würde diese deutsche Literatur- und Theaterkrankheit treffender kennzeichnen, als dies durch die kritische Analyse Shakspeare'scher Dramen geschieht.

Die Absicht, Schiller durch Shakspeare zu schlagen, hat Otto Ludwig zu seinem Wallenstein-Plan angeregt. Die wegwerfenden Urtheile, die der Dichter über den Schiller'schen „Wallenstein" in seinen „Shakspeare-Studien" fällt, haben wir schon früher in ihrer ganzen Einseitigkeit, wir möchten fast sagen Gehässigkeit gekennzeichnet. Wenn der Dichter in seinem somnambulen Farbenspectrum Schiller stets in „blaßkarmoisinrother" Farbe sah, so ist diese Farbe gewiß sehr verblaßt gewesen. Uns andern Sterblichen erscheint Schiller's „Karmoisinroth" feurig und glänzend. Der Plan ist eine Historie im größten Stil, und es ist schwer abzusehen, wie Ludwig in eine fünfactige Tragödie, die nur einen Theaterabend ausfüllt, diese Masse geschichtlicher Handlung und geschichtlicher Charaktere hätte hineinstopfen können, ohne den dramatischen Rahmen zu sprengen. Da sollten außer Wallenstein der Kaiser und Max von Baiern die Hauptrollen spielen, Gustav Adolf ebenfalls als knapp skizzirte Nebenperson mitwirken, der kaiserliche Hof mit seinen Pfaffen, Räthen und Agenten dargestellt werden, die regensburger Reichstagsversammlung eine bedeutend hervortretende Scene bilden, darauf die Wiedereinsetzungsscene folgen, die Scene vor und während der Schlacht bei Lützen als Hauptscene des Dramas behandelt werden, außerdem in episodischen Scenen die Lage und Stimmung des Volks dargelegt werden, z. B.:

Wallenstein's Einzug in eine eroberte Stadt —, Vertriebene infolge des Restitutionsedicts. Eine protestantische Familie, zwei Brüder und ihre Aeltern, getrennt durch die Religionsspaltung. Sie scheiden, vertrieben von der Stätte, wo sie geboren, wo sie miteinander bisjetzt treulich gelebt haben, wo sie zu sterben gedachten. Kampf der Mutter, den convertirten Sohn zu lassen, der Wallenstein's Heereszuge folgt. Der Alte sagt sich von ihm los, und folgt den Scharen Gustav Adolf's. „Der Wallensteinisirte Sohn verhöhnt den väterlichen Glauben, er will unter dem großen Spitzbuben sein Handwerk im Kleinen treiben, mit dessen Religion: in verhärtender Selbstsucht." Er tödtet später, in der Schlacht bei Lützen, seinen Vater, und wirft sich mit immer größerer Wildheit ins wüste Kriegsleben, dem er nicht mehr entsagen kann. Er glaubt an nichts mehr, auch nicht an Wallenstein, der ein Gaukler und Schwindler sei, wie er selbst im Kleinen. Er schießt, bei Lützen, auf Wallenstein, um zu sehen, ob er kugelfest sei, wie sie sagen, aber von Wallenstein's kaltblütiger Sicherheit erschreckt, wankt er und fehlt, er wird von ihm nicht gehängt, sondern begnadigt. Die Noth und der Jammer des Volks, seine Verwilderung unter den Stürmen des Dreißigjährigen Kriegs sollten in derartigen Scenen lebendigst veranschaulicht werden.

Obschon keine Acteintheilung angegeben ist, so kann man doch annehmen, daß die zwölf Acte der Schiller'schen Trilogie etwa in dem letzten Acte des Ludwig'schen Trauerspiels Platz gefunden haben würden. Das wäre in der That ein mit historischen Daten bis zum Platzen volles Drama geworden. Heydrich meint, der Stoff sei für eine völlig Shakspeare'sche Behandlung wie geschaffen gewesen:

Ludwig's Wallenstein-Skizze macht dies aufs überzeugendste klar, sie ist gleichsam die Nagelprobe seiner Kritik des Schiller'schen „Wallenstein in den „Shakspeare-Studien", sie ist aus ihr entstanden, Skizze und Kritik ergänzen einander. Es ist der Drang einer neuen, Schiller's Bahn weiterführenden Kunstperiode, der hier unverkennbar hervortritt. Aus einer, in Lessing's Art, echt productiven Kritik hervorgegangen, bezeugt uns diese Ludwig'sche Skizze zugleich anschaulichst, daß er zum Tadel des Schiller'schen „Wallenstein" nicht nur berechtigt, daß er kraft der Eigenart seiner künstlerischen Natur dazu verpflichtet war.

Wir können den Drang einer neuen, Schiller's Bahn weiterführenden Kunstperiode nicht in diesen Skizzen einer shakspearisirenden Historie sehen; so begannen etwa die Stürmer und Dränger in ihren ungeläuterten, an Farbenklecksen reichen Stücken. Derartige Bilder kann man leicht mit der Palette verwechseln. Ein Rückschritt etwa zum Goethe'schen „Götz" ist doch unmöglich als ein Fortschritt des deutschen Dramas zu betrachten. Und diese dramatisch zusammengehäuften Kapitel aus

Becker's Weltgeschichte ließen sich schon aus äußerlichen Rücksichten nur im Stil des „Götz von Berlichingen" behandeln. Die Historie ist die unreife Form der geschichtlichen Tragödie. Hier gilt der Satz: „In der Beschränkung nur zeigt sich der Meister." Alles Poetische und Dramatische ist Abbreviatur; der Takt des Genius findet das richtige Zeichen der poetischen Kabbala. Wer die Geschichte gleichsam in flagranti ertappt, beim Schopfe faßt und so auf die Bühne schleppen will, wird dramatisirte Chroniken, aber keine Dramen schaffen. Es ist dies ein Rückfall von der künstlerischen Höhe dramatischer Production, welche Schiller's Dramen bezeichnen. Wohl läßt sich auch nach Schiller ein „Wallenstein" dichten, der besonders das Charakterbild des Helden in andere Beleuchtung rücken könnte; aber eine Historie mit verschwenderischem Aufgebot der großen geschichtlichen Haupt- und Staatsactionen, Schlachtenbilder und Charaktere wäre für unsere Bühne und unsere Literatur ein todtgeborenes Werk gewesen.

Die interessante Biographie Otto Ludwig's von Heydrich gibt uns den Schlüssel zur Erklärung der einseitigen Richtung dieses Dichters. Der Mangel an classischer und akademischer Bildung, welche auf die ästhetische Läuterung so förderlich wirkt, ließ ihn, wie so viele schriftstellerische Autodidakten, jedes Gegengewichts gegen den Einfluß des Shakspeare'schen Genius ermangeln, sodaß er von den Vorzügen wie von den Fehlern desselben gleichmäßig im Bann gehalten wurde. Die krankhaft nervöse Natur des Dichters, welche seine Production oft als ein pathologisches Phänomen erscheinen läßt und unter somnambule Einflüsse stellte, macht uns begreiflich, wie er seine Stoffe, nach dem ersten visionären Erfassen, meistens nicht künstlerisch zu gliedern vermochte, und wie fast alle in eine schiefe Linie der Entwickelung gerathen, um so mehr, als das Hineinspintisiren aller möglichen Gedanken im Sinne der Shakspeare-Commentare hinzukam. „Der Erbförster" z. B., in seiner ersten Hälfte reich an tüchtigem Leben und markigen Charakterzügen, wird in der zweiten zu einer der verrücktesten Schicksalstragödien, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Eine von Haus aus tüchtige, markige, auf das Große angelegte Dichternatur ist so in rastlosem Streben zu keinem erfreulichen Ziel gelangt; sie hat einzelne Scenen geschaffen, welche als bedeutende und glänzende Talentproben zu betrachten sind, aber kein einziges Kunstwerk von dauernder Bedeutung. Die Ueberschätzung, welche die literarischen Freunde des wackern Mannes seinen Leistungen zutheil werden ließen, wird auf die Dauer in der Nation kein Echo finden.

Doch wie man auch über das Talent und die Productionen Otto Ludwig's denken mag — der Charakter dieses trefflichen Mannes, die Unermüdlichkeit seines edeln Strebens, die Heiterkeit des Gemüths, mit der er selbst das schwerste Leiden ertrug, werden bei allen die wärmste Theilnahme erwecken und das Gefühl der Wehmuth steigern, daß eine solche dichterische Kraft mehr zu blitzartigen Verkündigungen als zu nachhaltiger Bewährung ihrer Bedeutung kommen konnte. Ludwig, geboren am 12. Februar 1813 in Eisfeld, Sohn des dortigen Stadtsyndikus, verlor früh seinen Vater; seine Studien auf dem hildburghauser Gymnasium mußten wegen fehlender Mittel unterbrochen werden; er wurde dann Commis im Geschäft eines Onkels, eine Stellung, zu welcher er weder Neigung noch Geschick hatte, widmete sich dann der Musik, zu welcher er ein schon früh sich äußerndes Talent besaß. Doch konnte er für dasselbe keine Geltung finden, auch nicht in Leipzig bei Mendelssohn, unter dessen Leitung er sich fortbilden wollte. Ein acuter Gelenkrheumatismus schwächte seine Nerven und lähmte seine Finger so, daß er musikalischen Genuß und musikalisches Wirken aufgeben mußte. So wurde er der Musik untreu und ging zur Poesie über. „Das Vage der Musik genügt mir nicht mehr. Ich muß Gestalten haben." Heydrich sagt über Ludwig's Jugendepoche:

Sie war auffallend arm an äußern Erlebnissen. Man denke an Goethe's, an Lessing's Leben in Leipzig. Es war freilich damals eine ganz andere Zeit, und beide waren nicht krank. Aber der Contrast ist sehr auffallend. Welch eine reiche Wechselwirkung, welch Beisammensein und Aufeinanderplatzen der Geister dort — und hier ein tief einsames Leben. Und doch ein urwüchsiges echtes Leben, trotz allen Hemmungen der Krankheit. Klar und anschaulich steht es hier vor uns, das originale Jugendbild, das Charakterporträt Ludwig's, mit schlichten markigen Zügen, skizzirt von ihm selbst. Noch sonderbar verhüllt und geheimnißvoll in sich verschlossen, doch unverkennbar das Bild einer Originalnatur von unvertilgbarem Gepräge. An Rousseau erinnernd, und doch eine echtdeutsche, geheimnißvoll waltende keusche Naturkraft, aus ureigenem Quell hervorsprudelnd, nach Durchbruch drängend, um ihren eigenen Weg sich zu bahnen. Ein Originalcharakter, in verborgenster Einsamkeit sich bildend, nicht im Strome der Welt, der lieber in bescheidenster Enge und Entsagung ein Priester der Kunst und Wahrheit werden will, als für eine ruhmvolle äußere Existenz seine innerste Existenz aufgeben. Ein bleibender Grundzug, wie einst bei Hamann. Lieber ein armer Dorfschulmeister, als ein Knecht der Mode, ein Diener der Unnatur und Lüge, ein Sklave des Mammons. Halb Phantast, halb Philister: die Signatur einer echten Künstlernatur, voll drängender innerer Schaffensunruhe, und doch auch voll behaglichem Phlegma. Je genialer die Natur, desto wunderlicher ihre Mischung. Was aus dieser seltsamen Mischung wird, darauf kommt's an. Meist nur der complete Phantast, oder der radicale Philister, der Romantiker oder Nicolait, der Idealist oder Realist. Was Ludwig aus dieser geheimnißvollen Mischung seiner Natur, trotz allen Hemmnissen seiner Bahn, gemacht hat, das ist's, was seiner künstlerischen Selbsterziehung ein ausgezeichnet eigenthümliches, fast classisches Gepräge gab.

In dieser zweiten Epoche kam ihm liebevolle Förderung entgegen; namentlich brachte das Freundesverhältniß mit Eduard Devrient in sein Leben die entscheidende Wendung 1845. Die dresdener Aufführung des „Erbförster" stellte ihn auf einmal in die Reihe der genanntesten dramatischen Dichter und ermuthigte ihn zu frischem Schaffen. Körperliches Leiden und finanzielle Bedrängnisse verkümmerten dasselbe indeß immer von neuem. Heydrich sagt:

Das Schmerzlichste seines Lebens, die Disharmonie des kerngesunden Geistes und des fast immer kranken Körpers, ertrug er mit bewundernswürdiger Ruhe und Ergebung. Seine äußere Persönlichkeit war stattlich und imponirend, über mittelgroß, von starkem Knochenbau, die Stirn prachtvoll gewölbt, tief durchfurcht, ein echter Rembrandtkopf, das dunkle bis zuletzt volle Haar schön und schlicht herabwallend, die braunen milden treuherzigen Augen, oft elektrisch funkelnd, gaben der hinfälligen edeln Gestalt etwas unbeschreiblich Hoheitsvolles

und Verklärtes. Die Schönheit der Welt erfreute ihn auch in der kummervollsten Stunde. Keine Zeile seines Nachlasses, auch aus den düstersten Stunden, wird man finden, die nicht ein wahrhaft erhebendes Gegenbild ist zu den Niederschriften der Matratzengruft Heine's, zu den pessimistischen Weltanschauungen moderner Hochmuthssophisten.

In der That äußerte sich Ludwig über sein Leiden mit der Ruhe des echten Philosophen:

„Meine Uebel", so schrieb er an Lewinsky, „sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausirend; ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöst wird. So, stets absorbirt und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

Er sagte von seiner Krankheit, bei welcher verschiedene Leiden sich ablösten, in humoristischer Weise, „daß sie sich in den Schwanz beiße". Sein letztes Wort an den Arzt war: „Wenn's doch bald möglich wäre, zu arbeiten", das letzte an Heydrich: „Ueber Ein Ding möchte ich noch Klarheit haben."

Die Biographie ist mit Wärme und Pietät abgefaßt; Eintrag thut es ihr nur, daß der Herausgeber gerade die verkehrten Theorien Otto Ludwig's mit solchem Enthusiasmus verficht, während er den Werken des Dichters gegenüber keineswegs die Kritik die Waffen strecken läßt.

Rudolf Gottschall.

Lyrisches und Lyrisch-Episches.

1. Tropfen aus Mimer. Gedichte von Eduard August von der Olsa. Neutitschein, Enders. 1874. 16. 20 Ngr.
2. Junge Knospen aus Heimat und Fremde. Gedichte von Karl Schäfer. Darmstadt, Rühl. 1874. 8. 15 Ngr.
3. Gedichte von Justus Frey. Erste Sammlung. Graz, Cieslar. 1874. 8. 20 Ngr.
4. Leise Lieder einer Schwergeprüften. Mit einem Vorwort von Frommann. Berlin, Beck. 1873. 16. 15 Ngr.
5. Clara Dettin. Erzählendes Gedicht von Luise Büchner. Leipzig, Thomas. 1873. Gr. 16. 12 Ngr.
6. Johannes. Idylle in zehn Gesängen von A. Mitzenius. Darmstadt, Schorkopf. 1872. Gr. 8. 10 Ngr.

Wenn ganz thörichte Schriften oder Gedichtsammlungen an d. Bl. eingesandt werden, welche Stellung soll der Recensent dazu einnehmen? Soll er ihnen nur kurzweg jenes Prädicat ertheilen? Nun wohl! Eduard August's von der Olsa Gedichte: „Tropfen aus Mimer" (Nr. 1), sind schlimmer als das: sie sind stümperhaft und lächerlich. Aber wir wollen unserm Unwillen, daß sich dergleichen auf den öffentlichen Markt wagt, nicht allzu viel Worte verleihen. Ein Blick auf das dünnleibige Heftchen, vornehmlich auf die bescheidenen Holzschnitte — sie scheinen dem „Anzeiger" von Neutitschein entliehen zu sein — würde selbst den strengsten Rhadamanth zur Annahme mildernder Umstände bewegen. Also nur kurz einige Belege für unser Urtheil. Mit der deutschen Grammatik steht Eduard August nicht einmal mehr auf höflichem Grüßfuß. Dem „nagenden Schmerz", der „quälenden Finsterniß" schneidet er ihre Endsilben unbarmherzig ab; als „nagend' Schmerz" und „quälend' Finsterniß" müssen sie sich künftig mühsam durch die Welt helfen. Auch der Monat und das Kinn werden einer schrecklichen Operation unterworfen: dem Tausche des Genus; es warten auf „das Monat" und „der Kinn". Von den Gedichten wollen wir nur ein einziges im Auszuge mittheilen. Graf Eduard liebt eine Dame; daß dieselbe Kunigunde heißt, ist selbstverständlich:

> Kunigund' von Tannenhain,
> Die auf ihrer Väter Schlosse
> Wohnte mit der Knappen Trosse,
> Mit den Knappen ganz allein.

Jeden Abend, sobald es dunkel ward,

> Wallte nach der Burg der Theuren,
> Sehnsuchtsvoll und liebefeuren (sic!)
> Rasch der treue Eduard. . . .
>
> Einmal stand er so im Schatten,
> Als er von den hellen Matten
> Einen Ritter kommen sah. . . .
>
> „Einen Buhlen, Gott erbarme!"
> Schmerzvoll klagend rief der Arme. . . .
>
> Einen Blick noch mit Gewimmer
> Warf er aufwärts. . . .

Dann — wir müssen anhalten. Die Sache ist: Eduard ersticht sich mit einem „Dolch". Ein ungünstiges Reimwort! Große Verlegenheit! „Lolch" wollte nicht passen, „Kolch" für Kolchis ist dem Dichter wol nicht gleich beigefallen. Da — aber horch, plötzliche Rettung:

> Ueber den entseelten Leichnam
> Raschelnd läuft der grause „Molch"!

So liegt er. Der Tag vergeht. Der Mond steigt naturgemäß wieder auf. Der todte Eduard erhebt sich, schleicht sich gespenstisch in Kunigundens Cabinet und stößt der Schlafenden den blutigen Dolch ins Herz:

> Ehe noch verfühlt das Leben,
> Ehe noch des Traumes Weben
> Jenem schönen Leib entflog,
> Mußt' das schwanke Seil vom Neuen (sic!)
> Seine Hülfe einem weihen,
> Und der Buhle lächelnd bog
> Sich durchs Fenster in das Zimmer,
> Schrak (sic!) zusammen, und er fiel
> Von der Höhe dieses Erkers
> In den Graben mit Gebrüll.
>
> Eduard schwebte aus dem Zimmer,
> Langsam aber vorwärts immer
> Glitt am Stricke er hinab,
> Legte nach der Geister Weise
> Sich zur ewig langen Reise
> Stöhnend in sein ebnes Grab;
> Einen Blick noch warf er aufwärts,
> Legt' die Hand auf seine Wund',
> Und der Mond, der schien so stille,
> Küßt' auf einmal drei'n den Mund.

Nur noch eine Bemerkung. Der Recensent muß sich wundern über den Mond. Ein so großes Maul und

eine solche Kußfähigkeit hätte er dem Alten nimmer zugetraut. Man denke nur: Kunigunde liegt eine oder zwei Treppen hoch, vermuthlich hinter Vorhängen, in ihrem Schlafgemach; der Galan ist mit Gebrüll in den Graben (Souterrain) gefallen, und Eduard liegt in der That sous terre, nämlich im Grabe.

Nun aber, nachdem wir unser heißes Recensentenblut gekühlt haben, müssen auch Karl Schäfer's Gedichte: „Junge Knospen aus Heimat und Fremde" (Nr. 2), heran. Da passirt auch allerlei Komisches. So weint da ein Trauermantel nicht etwa Thränen, sondern — zarte Rosenknospen. Und ferner sagt der Dichter, sein Mädchen — vielleicht das Negerkind Zilla? — sei äußerst anmuthig, „wenn wir beisammenstehn". Das erregt schwere Bedenken. Nur dann? Alsdann zufällig? Oder deswegen weil Karl Schäfer danebensteht? Und auch von diesen Unvorsichtigkeiten abgesehen, können die Gedichte uns nicht erwärmen. Zwei Strophen aus einem längern Gedicht mögen das Handwerksmäßige, der Liebhaberei, nicht dem Genie Entsprungene der ganzen Sammlung kennzeichnen:

> Müde labend
> Naht der Abend,
> Mühvoll ist der Tag vollbracht.
> Aus der Ferne
> Winken Sterne
> Stille Grüße durch die Nacht.
>
> Sehnsuchtstriebe,
> Lenz und Liebe,
> Halten, wenn ich schlafe, Wacht.
> O ihr Sterne,
> In der Ferne,
> Sagt ihr leise: Gute Nacht!

Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß auch einzelnes Gelungene, z. B. auf S. 44, 70, 93, sich vorfindet. Aber was will das heißen!

Von den „Gedichten" von Justus Frey (Nr. 3) liegt eine erste Sammlung vor. Der Verfasser hat schon 1820 einiges veröffentlicht, hat 1848 in der Paulskirche gesessen und das letzte Decennium noch mit erlebt. Loben können wir seine Verse darum doch nicht. Sie sind ganz geschickt, aber nirgends mehr als flüchtiges Spiel. Und den Leichtsinn in der Kunst darf sich nur ein sehr mächtiges, in sich gefestigtes Volk erlauben. Aus dem Munde eines Deutsch-Oesterreichers, der unter Metternich's Régime geathmet hat, klingt das harmlose Chanson nicht gut. Eins seiner Gedichte: „Sprichst du zum Vogel: komm in mein Haus", ist durch G. Preyer's Composition weitern Kreisen bekannt geworden. Wir theilen ein anderes mit, das im Tone lebhaft an Heine erinnert:

> Wenn wir beisammen sind,
> Schlage dein Auge nicht auf,
> Himmlisches Wesen!
> Laß großmüthig darüber fallen
> Den kleinen seidenen Vorhang,
> Der es lieblich bedeckt!
> Dir selber ist es zum Gewinn.
> Meinst du, ich sei ein Adler,
> Der in die Sonne schaut
> Ohne Gefahr?
> Oder ein Phönix,
> Der, von den Flammen verzehrt,
> Wiedergeboren wird?
> Ich bin ein menschlich Geschöpf,
> Sieh, wie die Wange mir brennt!
> Ich fürchte, sie wird zu Asche;
> Was bliebe dir dann?
> Du wirst doch nicht Asche küssen wollen?

Nr. 4: „Leise Lieder einer Schwergeprüften", mit einem Vorwort von Frommann, ist zu eingehender Besprechung an dieser Stelle nicht geeignet. Wir können die „Leisen Lieder" nicht als eigentliche Gedichte anerkennen. Es sind vielmehr christlich fromme Gedanken, die sich zufällig in Reimen begegnen. Gelesen und gekauft werden dieselben ohne Zweifel nur um dieser Gesinnung willen. Daher bleibt es besser den christlichen Hausblättern überlassen, Genaueres darüber zu veröffentlichen.

Zuletzt haben wir heute über zwei erzählende Gedichte zu berichten. Das erste ist reicher an Gefühlen, das zweite an Vorgängen; das erste bewegt sich in — was für! — Reimen, das zweite in — was für! — Hexametern; jenes spielt im Mittelalter, dieses in unsern Tagen; jenes behandelt die Geschichte der edeln Klara Dettin, dieses die Abenteuer eines durchgefallenen candidati theologiae. Aehnlich sind sie einander nur darin, daß beide geringen Werth haben.

Wir wollen nicht so ungalant sein, zu behaupten, es habe Luise Büchner (Nr. 5) zugleich an „Kraft und Stoff" Mangel gelitten. Der letztere war jedenfalls ausreichend von der Geschichte gegeben. Ein Kurfürst von der Pfalz ist gestorben, sein hinterlassenes Söhnlein kann die Zügel der Regierung nicht führen; der Bruder des verstorbenen Fürsten, der nun den Kurstuhl besteigt, Friedrich, nachmals der Siegreiche geheißen, verspricht aber, dem jungen Philipp die Nachfolge zu überlassen, und verzichtet deswegen auf jede standesmäßige Ehe. Aber das Versprechen reut ihn bald. Am münchener Fürstenhof lernt er die schöne Sängerin kennen, Klara Dettin, ein Mädchen aus edelm Geschlecht, die er gern mit der fürstlichen Krone schmückte. Sie folgt ihm nach Heidelberg. In langen Fehden, die der Kurfürst mit dem mainzer Bischof und andern Neidern zu führen hat, wächst seine Macht; selbst dem trägen Kaiser Friedrich III. darf er trotzen. Und damit sein Glück vollständig werde, gibt sein Neffe Philipp ihm jenes leichtsinnige Versprechen zurück; er kann Klara öffentlich als Gattin anerkennen. An dieser Stelle hat die Verfasserin eine Scene eingefügt, welche mit dem Schluß des heilbronner Käthchen frappante Aehnlichkeit zeigt, im übrigen aber wirkungsvoll ist. Das höchste Lebensziel der beiden scheint erreicht; da stirbt Friedrich, und der neue Kurfürst Philipp läßt Klara gefangen setzen. Erst nach Jahren wird sie befreit; ihre spätern Schicksale sind, soviel der Recensent weiß, in Dunkel gehüllt.

Weil dieser Abschluß der Entwickelung flau und matt ist, that die Verfasserin gut, damit den Anfang zu machen. Der zweite Gesang zeigt uns die verbannte Witwe, welche mit ihrem jungen Sohne nach dem festen Schlosse Lindenfels geführt wird. Dieser Gedanke verdient Lob. Auch sonst wäre noch manches anzuerkennen. Schöne, warm empfundene Naturschilderungen kommen vor, so folgende Stelle aus dem ebenerwähnten Gesange:

> Des Odenwalds zahllose Höhn
> In weitem Ringe vor ihr stehn.
> Drauf wechselt dunkler Tannen Nacht
> Mit Buchengrün und Eichenpracht;

Und andre decket bis zur Spitze
Noch reifen Kornes goldne Welle,
Es zeitigt hier die Sommerhitze
Erst spät des Brotes edle Quelle.
Der Thäler saftig Wiesengrün
Geschwätzige Bächlein hell durchziehn,
Und zwischen Erlgebüschen dicht
Steigt nah' und fern der Dörflein Rauch
Empor und sagt's dem Himmelslicht:
Hier wohnen frohe Menschen auch.
Jedoch des weiten Kessels Bogen,
Er scheinet nur ein Reif zu sein,
Den eines Meisters Hand gezogen
Um seinen reichsten Edelstein:
Denn zwischen Berg und Wiesenkranz
Inmitten grüner Bäume Zone
Erhebt sich nun in vollem Glanz
Des **Lindenfelses** stolze Krone.
Und wie ihn jetzt der Sonnenstrahl
Allein nur küßt, daß hell er leuchtet,
Sich Klara's Aug' zum ersten mal
Mit einer Thräne labend feuchtet. . . .

Und zu dem Lindenfels hinauf
Nimmt jetzt der Zug den weitern Lauf;
Der rothen Heide süßer Duft
Mischt sich mit würziger Tannenluft.
Der Brombeerstrauch, die Heidelbeere,
Sie sind des steilen Pfades Wehre.
Und um die graue Felsenwand
Sich feines Moos und Ephen wand —
O Gott, wie wird die Brust so weit
Im Hauche dieser Einsamkeit!

Das ist zwar dilettantisch, aber doch recht hübsch und warm ausgedrückt. Doch über die Lösung dieser einfachsten poetischen Aufgabe reicht die Kraft der Verfasserin nicht hinaus. Das Ganze macht einen unfertigen Eindruck, wie die Arbeit eines begabten Kindes. Und dabei sehen wir noch völlig ab von den vielen Versen, welche direct aus Wilhelm Busch's unsterblichen Meisterwerken zu stammen scheinen. Da heißt es z. B.:

Ganz gewiß wird Rath
In deiner Brust, was soll und kann
Hier thun ein echter deutscher Mann.

Wilhelm Busch:

Ein hoffnungsvoller junger Mann
Gewöhnt sich leicht das Malen an.

Es ist gut, daß wir mit dieser Stimmung einen Uebergang zu **Adolf Mitzenius'** Idylle „Johannes" (Nr. 6) finden. Wie schon erwähnt, ist der Held ein Studiosus der Theologie, der einerseits durch das Examen gefallen ist, andererseits eine junge Liebe im Herzen trägt. Um diese beiden Pole dreht sich die Handlung. Von retardirenden Momenten ist dabei, wie üblich, gar keine Rede; alles geht ohne Umstände zu Ende. Der Durchgefallene wird von einem Pfarrer ersucht, ihn eines Sonntags zu vertreten. Seine Predigt gefällt, das Examen holt er nach, und wenn sich nun eine Pfründe vorfände, so könnte er „Friederike" heirathen. Und nichts leichter als das! Der betreffende Pfarrer wird plötzlich verrückt, und Johannes erhält seine Stelle. Die Geschichte ist aus.

Wir haben nur noch über die Hexameter, in denen sich diese Dinge ereignen, ein Wort zu sagen. Der Hexameter wird stets seinem Wesen nach antik bleiben, d. h. es ist nicht genug, daß in ihm die sechs Accente und die entsprechenden Kürzen richtig beobachtet werden, er verlangt innerhalb dieser Regel eine gewisse Abwechselung. Beschreiben läßt sich dieselbe nur mit vielen Umständen. Sie wird bedingt durch den Inhalt des Verses. Ist von Waffenschall und Kriegsgeschrei die Rede, so will der Vers nicht nur diese Begriffe überliefern, sondern selber körperlich mittönen. Gilt es, die Insel der Kalypso zu beschreiben, so klingen die Vocale in üppigem Wechsel durcheinander u. s. w. Kurz, der Hexameter verlangt, als ursprünglich griechisches Maß, Tonmalerei. Wer sich desselben mit Erfolg bedienen will, muß durch die Schule des griechischen Homer gegangen sein. Ob Mitzenius diese Vorbildung einmal genossen hat, wissen wir nicht — nebenher sei bemerkt, daß einer von seinen Hexametern sich mit diem perdidi endigt. Jedenfalls misachtet er das eigentliche Wesen seines Verses. Um von allem andern zu schweigen, so folgen bei ihm diese zwei Zeilen aufeinander:

War es ihm doch, wie wenn absolut er ins ewige Nichts säh';
War es ihm doch, als wär' das beschriebene Blatt leer.

Hat der Leser diese Verse gleich richtig erfaßt? richtig eingetheilt? flüssig gelesen? Bis dieses Wunder sich nachweislich ereignet hat, verzichten wir darauf, Mitzenius' Hexameter genauer zu kritisiren.

Volkswirthschaftliche Literatur.

1. Die Entwickelung der Eisenbahngesetzgebung in England von **Gustav Cohn**. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
2. Die Großstädte in ihrer Wohnungsnoth und die Grundlagen einer durchgreifenden Abhülfe von **Arminius**. Mit einem Vorworte von Th. Freiherrn von der Goltz. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.
3. Das deutsche Handwerk. Von **F. W. Stahl**. Erster Band. Gießen, Ricker. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die vorliegenden Bücher sind jedes in seiner Art bemerkenswerthe Arbeiten über drei verschiedene bringende socialpolitische Tagesfragen, und es ist aller Grund vorhanden, das Publikum empfehlend auf sie aufmerksam zu machen. Die erste ist ein schätzbarer Beitrag zur Eisenbahnfrage, die zweite zur Wohnungsfrage, die dritte zur Arbeiterfrage.

Die Eisenbahnfrage, welche **Cohn** (Nr. 1) aus den englischen Blaubüchern einer ebenso gründlichen als unparteiischen Untersuchung unterwirft, spitzt sich in die Frage zu: Sollen die Eisenbahnen den Staat, oder soll der Staat die Eisenbahnen regieren? In einzelnen Ländern ist es wirklich nahe daran, daß sie in dieser schroffen Formulirung ernstlich gestellt werden muß. Und zu diesen Ländern gehört nicht nur Nordamerika mit seiner berüchtigten Eisenbahn-Plutokratie, und die Schweiz, wo die Kleinheit der politischen Verhältnisse und die bedeutende industrielle Entwickelung das Eisenbahninteresse besonders stark zur Geltung kommen ließ, sondern auch

in dem als volkswirthschaftliches Musterland so viel gepriesenen Großbritannien tritt die Eisenbahnmacht immer mehr als bedenkliche socialpolitische Erscheinung auf und beunruhigt die unbefangenen Politiker. Cohn sagt in der Vorrede:

Neuere englische Nationalökonomen beginnen uns das Geständniß zu machen, daß in wenigen andern Ländern die politische Oekonomie so ungründlich studirt werde als in England, wie alltäglich auch ihre Schlagworte dort seien, und daß von Stunde zu Stunde die Aufgabe dringender werde, die Luft von den Wolken des Dunstes zu befreien, der jene Schlagworte einhüllt. Zu gleicher Zeit, oder vielleicht etwas früher, haben wir in Deutschland einzusehen begonnen, daß wir uns mit den englischen Wirthschaftstheorien zu viel beschäftigt haben und daß wir von den englischen Thatsachen zu wenig wissen. Die erstern sind meist in leicht lesbaren und nicht zu dicken Büchern niedergelegt; die andern ruhen in einer Fülle von amtlichem Material, das wegen seines Umfangs weder drüben noch bei uns sich wissenschaftliche Liebhaber zu erwerben vermochte. In den folgenden Untersuchungen, deren erster Band hiermit der Oeffentlichkeit übergeben wird, habe ich den Versuch gemacht, auf Grund jenes Materials einen einzelnen Gegenstand zu behandeln, zunächst in rein wissenschaftlichem Interesse, dann aber auch mit Rücksicht auf schwebende Fragen daheim, für deren Lösung die lehrreichen Vorgänge des andern Landes vielleicht von Nutzen sind.

Und unstreitig sind diese Untersuchungen höchst lehrreich, und würden von sehr bedeutendem Nutzen sein, wenn man an den maßgebenden Stellen die Lehren für eine energische Eisenbahnpolitik verwerthen wollte, wozu freilich in Deutschland in den letzten Jahren verschiedene günstige Gelegenheiten wieder unbenutzt geblieben sind. Lehrreich sind diese Ergebnisse allerdings nicht deshalb, weil sie uns eine nachahmenswerthe Volkswirthschaftspolitik vor Augen führten — wir können ja England auch in manchen andern Punkten dieses Gebiets nur als warnendes Beispiel gebrauchen —, sondern weil wir sehen, wohin die sogenannte „Freiheit" der Volkswirthschaft im Eisenbahnwesen nothwendig führt, wie unendlich schwer es ist, die das Gemeinwohl bedrohende Richtung solcher freien, oder besser gesagt, wilden Entwickelung zurückzudrängen, und wie es für die Eisenbahnpolitik schließlich doch nur eine richtige Lösung und Losung gibt, nämlich: Staatsbahnen.

Wir haben in England und Schottland Länder vor uns, wo man das Eisenbahnwesen von vornherein ganz seiner „natürlichen" Entwickelung überlassen hat; keine Staatsbahnen, keine Staatssubventionen, und ein so geringer Grad von Staatsintervention, daß man, trotzdem die erste eigentliche Eisenbahnbill von 1826 (Liverpool-Manchester) die respectable Länge von 111 Foliofeiten hatte, erst nach vierzehnjähriger Uebung im Eisenbahnconcessionswesen auf den Gedanken kam, der betreffenden Gesellschaft eine Anzeige von der Betriebseröffnung an das Handelsamt zur Pflicht zu machen; und wiederum erst sechs Jahre später auf die kühne Idee kam, eine einheitliche Spurweite für die künftig zu erbauenden Bahnen vorzuschreiben; während man sich allerdings schon früher die, scheinbar allerdings energische, aber praktisch bekanntlich fast ebenso werthlose als leicht zu ertragende Bestimmung von Maximaltarifen erlaubt hatte. Diese „natürliche" Entwickelung ist nun im wesentlichen dahin gegangen: daß das englische Eisenbahnnetz allerdings sehr umfangreich, aber planlos und je nach der Beschaffenheit der Conjuncturen sprungweise ausgebaut worden ist; daß Geldbeutel und Bequemlichkeit des Publikums nie anders als vom Standpunkte der Rentabilität der Bahnen berücksichtigt wurden; daß eine kostspielige und lästige Zersplitterung der Bahnverwaltungen entstand, welche damit endet, daß die vielen kleinen Bahnen in wenige große Netze mächtiger Actiengesellschaften fusionirt werden, welche einen übermächtigen Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung üben und, wenn überhaupt, sehr schwer durch den Staat zu regieren sind. Die Concurrenz, auf deren wohlthätige Wirkungen man früher hoffte, findet nicht statt, oder wird sehr bald durch Verträge, Ankäufe u. s. w. zwischen den betreffenden Linien beseitigt; und die großen bureaukratischen Actienverwaltungen leiden nicht nur an denselben, sondern an noch mehr Mängeln, als man der Staatsverwaltung solcher Anstalten mit Vorliebe zuzuschreiben pflegt. Im ganzen fahren bei den Privateisenbahnen schließlich nur die Actionäre, und zwar auch nur die der großen Bahncomplexe gut, und das Drängen nach Ankauf der Bahnen durch den Staat, was natürlich nur mit großen Opfern zu bewerkstelligen, wird in England immer stärker und berechtigter.

Das ist's, was im wesentlichen jene Untersuchungen lehren, und zwar um so nachdrücklicher lehren, als dieselben rein objectiv aus dem parlamentarischen und statistischen Material geführt sind, ohne Zuthat eigener Betrachtungen des Verfassers, die in einem zweiten Bande folgen sollen.

Dem Buche eines Pseudonymen über die Wohnungsfrage in den großen Städten (Nr. 2) geht ein guter Theil der Vorzüge ab, welche die Lektüre des Cohn'schen Buchs zu einer wirklich lehrreichen, anregenden und zugleich genußreichen machen. Arminius leidet an unklarer Behandlung, Weitschweifigkeit, Wiederholungen und einer hier und da predigerhaften Sprache, welche in eine solche Arbeit nicht hineingehört.

Es ist schade, daß es nicht in der Macht des um die Socialpolitik so wohlverdienten Herrn Professor von der Goltz gestanden hat, den Verfasser zu einer bessern Durcharbeitung und zur Kürzung seines Buchs zu bewegen, statt dessen Pseudonymität mit seinem Namen durch eine Vorrede zu decken. Dies empfehlende Vorwort ist indessen doch keineswegs unverdient dem Buche vorgesetzt. Denn mit genügender Kenntniß der Uebelstände und mit warmem Gefühl für die von ihnen am schärfsten betroffenen Klassen zeichnet der Verfasser im ersten Theil die allgemeinen Bedingungen der Abhülfe, an welcher die großen Arbeitgeber, die Communen, der Staat, freiwillige Vereine arbeiten sollen; im zweiten Theil macht er ausführliche Vorschläge zur Herstellung von „grünen Ringen" um die Großstädte und von Erholungsstätten für die verschiedenen Klassen Erholungsbedürftiger. Einen fast komischen Eindruck macht dabei die Beschreibung der diversen Sorten von Gärten, die der Verfasser je nach den verschiedenen Bedürfnissen für nöthig hält, als da sind: Spielgärten für Kinder, Bet- und Beetgärten für Arbeiterinnen, Singgärten für Kindermädchen, Klatschgärten für Matronen, Kaffeegärten für Familien, platonische Gärten für Studenten; aber

tragisch ist es wahrhaftig, daß solche und andere künstliche Organisationen nöthig sind, um gesunde Lebensluft für die Bevölkerung zu beschaffen und die socialen Schäden — Folgen socialpolitischer Kurzsichtigkeit und Interessenpolitik — mühselig und doch ganz unvollständig zu flicken! Möchte dieses Buch einige Anregung mehr zu diesem traurigen Geschäft bieten.

Als einen Beitrag zur Arbeiterfrage haben wir das Werk von Stahl (Nr. 3) bezeichnet, obgleich es wie das Buch von Cohn einen geschichtlichen Charakter trägt, und doch in seinen Ergebnissen nicht so zwingend wie jenes auf eine bestimmte Lösung des Problems hinweist; aber weil es dadurch lehrreich für jene Frage wird, daß es uns erstens die frühern Organisationen der arbeitenden Klassen in mehr klarer und unverfälschter Beleuchtung zeigt, als die bisherigen Darstellungen in volkswirthschaftlichen Schriften zu thun pflegen, und daß es zweitens die Berechtigung der modernen Arbeiterbewegung beweist. Und zwar letzteres dadurch, daß diese historischen Untersuchungen einmal das Zweckmäßige wirthschaftlicher Organisationen darthun und somit das Streben der Arbeiter nach Organisationen rechtfertigen, und dann dadurch, daß sie klar ersichtlich machen, wie in den frühern Jahrhunderten die Lage der industriellen Arbeitnehmer eine relativ behäbigere und selbständigere war als heute, namentlich als in der heutigen Großindustrie. Nicht als ob der Verfasser in dieser Tendenz seine Darstellung schriebe; er geht vielmehr durchaus objectiv-geschichtlich zu Werke, und seine gründliche, zugleich aber auch sehr gefällige Darstellung macht durchaus den Eindruck der Unbefangenheit und Vertrauenswürdigkeit; und mancher wird mit Vergnügen seine Ansichten von dem Wesen und Wirken der alten Zunftverfassungen, die erst nach und nach einen monopolistischen und beengenden Charakter annahmen, berichtigt sehen.

Leider hat der Tod des Verfassers Arbeit unterbrochen; nur der Abschnitt von dem Lehrlingswesen und dem Gesellenwesen liegt in diesem Bande vor, und es ist nach der Vorbemerkung des Herausgebers kaum wahrscheinlich, daß der zweite Band, welcher also die Verhältnisse der Handwerksmeister behandeln würde, noch erscheint. Indessen ist es freudig zu begrüßen, daß sich wenigstens in diesem Bande der Verfasser ein würdiges Andenken sichern und ein werthvolles Stück volkswirthschaftlicher Literatur hinterlassen konnte.

H. von Scheel.

Aus Italien.

Wandertage in Italien von Woldemar Kaden. Stuttgart, Meyer und Zeller. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Seitdem Goethe, dem Taumel des Hoflebens und einer vernichtenden Leidenschaft entfliehend, das Wunderland Italien betreten und dort auf seinem classischen Boden in den Geist vergangener Zeiten sich versenkte, aus dem frische Lebenskraft ihm entgegenströmte, die den Drang schwärmerischer, zügelloser Leidenschaft zu männlicher Klarheit gestaltete — seitdem ist uns Italien das Land der Sehnsucht und das Ziel unsers Wandertriebs geworden, der jahrein jahraus neue Scharen ihm zuführt. Es wäre unzweifelhaft eine dankbare Aufgabe, den Einfluß nachzuweisen, den Italien und vor allem Rom, von Winckelmann und Goethe herab, auf unsere deutschen großen und kleinen Geister ausgeübt hat: vor allem den Einfluß Roms, der Ewigen, die ein Winckelmann und nach ihm Goethe wiederholt als die hohe Schule für alle Welt bezeichnete. Eine auffallende Ausnahme macht allein Herder, der die Stadt ein Jahr nach Goethe besuchte und sechs Monate dort sich aufhielt. Freilich war es auch kein sehnsüchtiges Verlangen, das ihn dorthin trieb, im Gegentheil ruft er dort voll Unmuth aus: „Was habe ich mit Rom zu thun, und Rom mit mir!" Er sieht in ihr nur ein Grabmal des Alterthums, in dem er sich fühlt wie in einer Tiefe, in der trotz alles Strebens mit Händen und Füßen ein Weiterkommen nicht möglich sei. Wie anders Goethe, der alles, was ihm Rom geworden, in das Wort zusammenfaßt: „Wenn ich bei meiner Ankunft in Italien wie neu geboren war, so fange ich jetzt an, wie neu erzogen zu sein." Er lebte ganz sich selbst; den Eindrücken, die ihm dort entgegentraten, völlig sich hingebend, genießend und lernend und dort den wunderbaren Blick für das Unscheinbarste und das Erhabenste in Natur- und Menschenleben sich erwerbend, den wir auch in den kleinen und kleinsten seiner Schriften staunend bewundern.

Zu den zahllosen Schilderungen italienischer Wanderungen, die seit Goethe's „Italienischer Reise" alljährlich der Büchermarkt uns bringt, kommt in den obengenannten „Wandertagen" Woldemar Kaden's eine neue, deren Eindruck wir nicht besser denn als liebenswürdig bezeichnen können: Schilderungen voll thaufrischer Poesie, reich an Duft, reich an Klang, reich an Sonnenschein. Aus jeder Zeile schaut der wanderlustige Poet, der, die ausgetretene Heerstraße verschmähend, auf einsamen Wald- und Gebirgsstegen den Weg sich sucht, und wo sein Auge zu sinnender Ausschau ein stillschattig Plätzchen gefunden, jubelt über die Herrlichkeit, die zu seinen Füßen sich ausbreitet.

Ja wahrlich: wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt; aber wer diese Gunst in vollen Zügen genießen will, der verlasse sobald als möglich die Culturatmosphäre der Eisenbahn, der wandle seitab noch unbetretene Pfade, der lausche seitab von der Heerstraße, wie die Stimmen der Vögel erklingen, der belausche in Wald und Feld das Treiben der Thiere, der plaudere mit dem einsamen Wanderer auf der Heerstraße, mit den Weibern am Brunnen und den Bauern auf dem Felde', der vergesse nicht über dem rauschenden Lärm der völkerwimmelnden Städte und über dem Gewirr ihrer staubwirbelnden Straßen und Gassen die heimliche Ruhe des Landes: der mache es wie unser liebenswürdiger Wanderer. Aus dem Gewühl der Städte flüchtet er sich hinaus durch Weingärten und Felder und sucht dort in

den weinumrankten Häusern und Häuschen, zu denen nur selten den Fremden der Pfad führt, ein einfaches Hirten- und Winzervölkchen und macht dort seine Studien, zu denen kein rothgebundener Reiseführer Anweisung und Rath gibt.

Seine Schilderungen sind lebenswarme, scharfumrissene Genrebilder von graziöser Feinheit, aus denen der Glanz italischer Sonne uns entgegenstrahlt und der frische Hauch unmittelbaren Empfindens aufs wohlthuendste uns anmuthet. So das erste Bild: „Sommertage auf Ischia", so seine Schilderungen vom Vesuv, die uns von dessen Schrecken ein fast dramatisches Bild von erschütternder Wirkung zeichnen. Ein Genrebild von drastischem Humor ist die Scene im parthenopäischen Jesuitenkeller am Fuße des Vesuv, wo die drei reisenden, alterthumforschenden, deutschen Philologen die Wonne des vermeintlichen Falernerweins in vollen Zügen schlürfen: ahnungslos über des Küpers Arglist, der sie, da in ganz Campanien der Falerner nicht existirt, aufs ärgste dupirte. „Da klangen der Gläser dreie", und noch ahnten die drei gelehrten Herren nicht den Zustand, in dem der dunkle Porticus sie wieder an das Tageslicht speien würde. Man lese endlich seine feinsinnige Schilderung des italischen Volks, im besondern seine Charakteristik des neapolitanischen, des „Allerleirauh" unsers deutschen Märchens, des Königskindes, durch dessen Armseligkeit das goldene Gewand leuchtet: Schilderungen, die er zu einem feinsinnigen Vergleich dieses mit dem deutschen Volke erweitert.

Besonders dankenswerth sind seine Uebersetzungen italienischer Volkslieder, die er theils auf Ischia eingesammelt, theils den Neapolitanern abgelauscht hat. Schon früher lasen wir von ihm (in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 30. Mai 1874) einen interessanten Aufsatz über das Volkslied auf Calabrien, der alten Magna Graecia, von deren alter Herrlichkeit jetzt freilich auch das liebevollste Forscherauge auch nur den Schatten vergeblich suchen dürfte. Die hier in den „Wandertagen" mitgetheilten Stücke sind eine werthvolle Bereicherung und eine willkommene Ergänzung zu Paul Heyse's schönem „Italienischen Liederbuche" (1860), das uns den Schatz des italischen Volksliedes zuerst in seiner reichen Fülle erschloß. Bis dahin beschränkte sich unsere Kenntniß auf die von Wilhelm Müller, dem mit dem Volkston des Liedes wie wenige vertrauten Dichter, veranstaltete Sammlung „Egeria" (1829) und die fast ein Jahrzehnt darauf erschienene Sammlung von August Kopisch „Agrumi" (1838), die einige köstliche Findlinge des Neckischen und Humoristischen enthält. Freilich: das italische Volkslied trägt ein anderes Gesicht als unsere blonde „Fei der Waldesgründe", die uns Herder aus langem Schlaf in tiefer Waldeinsamkeit wiedererweckte. „O Wald, o Waldeseinsamkeit, wie gleichst du dem deutschen Gemüth!" Von dem blauen Mondscheinduft, der unsere Volkslieder umwoben, ist in jenen nichts zu verspüren: auf ihren Liebesliedern liegt nichts von dem zarten Schmelz und dem innigen Hauch des unsern; nichts von dem Hangen und Bangen, dem Jauchzen und zum Tode Betrübtsein; nichts von den rührenden Herzenstönen, die die tiefsten und innigsten unserer Lieder wehmuthsvoll durchzittern. Auf jenen Liedern allen liegt heiße, südliche Glut, liegt die ganze Leidenschaftlichkeit des Volks, aus dem sie geboren — glühend in Liebe wie in Haß — und eine frische Sinnlichkeit. Ihre Lieder sind lyrische Zwiesprach, keck einander zugeworfene Improvisationen. „Wehmuth" und „Heimweh", „Sehnsucht" und „Gemüth" — die Worte suchst du in ihren Liedern vergebens.

Allen aber, die nach Italien zu reisen gedenken, wüßten wir keinen angenehmern Reisegefährten zu empfehlen!

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von Leopold von Ranke's „Sämmtlichen Werken" (Leipzig, Duncker u. Humblot), die neuerdings in zwei Serien herausgegeben werden, ist die eine, welche die „Geschichte der römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten" umfaßt, mit dem neununddreißigsten Bande zum Abschluß gekommen. Die Geschichte der Päpste ist in diesem Bande bis zum vaticanischen Concil und dem Einrücken der italienischen Truppen in Rom, bis zu jener großen Wendung, welche das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstthums bezeichnet, fortgeführt worden. Die andere Serie: „Zwölf Bücher preußischer Geschichte", wird in dem sieben- und achtundzwanzigsten Band fortgeführt bis zum Frieden von Berlin nach dem ersten Schlesischen Kriege. Beide Serien ergänzen sich für das Interesse der Gegenwart; sie schildern die Entwickelung und das Wachsthum der beiden Mächte, die jetzt in einen so erbitterten Kampf gerathen sind: des preußischen Staats und der römischen Kirche.

— Die achte Lieferung der Friedrich Pecht'schen „Shakspeare-Galerie" (Leipzig, Brockhaus) enthält zunächst ein Bild aus „Othello" gezeichnet von Hofmann, gestochen von Goldberg; es stellt uns dar, wie Othello dem Vater der Desdemona und dieser selbst seine merkwürdigen Abenteuer und kriegerischen Thaten erzählt. Der Ausdruck der Gesichter, namentlich der Züge der anmuthigen Desdemona, ist ein sehr charakteristischer; man sieht bei der letztern gespannte Neugier und die zur Liebe wachsende Theilnahme. Das zweite Bild behandelt die Scene aus „Viel Lärm um Nichts", wie Beatrice Benedict zu Tische ruft. Das Gesicht der jovialen Beatrice, das sich uns voll zuwendet, verleugnet weder die Neigung zum Spott noch echt weibliche Anmuth. Das Bild ist von Adamo gezeichnet, von T. Bauer gestochen. Das Bild aus dem „Wintermärchen", von demselben gezeichnet und von Goldberg gestochen, stellt uns die erwachende Eifersucht des Königs über die Freundlichkeit seiner Hermione gegenüber dem Gastfreund lebendig dar.

Theater und Musik.

Die deutschen Theaterleitungen rüsten sich zur Wintersaison; einige derselben, wie Hamburg und Köln, veröffentlichen bereits von vornherein das Programm der Novitäten, welche sie im Laufe der Saison zur Aufführung bringen werden. Das hamburger Stadttheater steht unter der Leitung des bekannten Operndirectors Pollini, welcher gleichzeitig die Direction der italienischen Oper in Petersburg und Moskau übernommen hat und dafür einen Monatsgehalt von 440000 Francs erhält, wovon ihm wahrscheinlich 40000 Francs monatlich als

Ueberschuß verbleiben werden. Daß unter dieser Direction, wie das ja auch früher der Fall war, die Oper im Stadttheater in erster Linie in Blüte stehen wird, ist wol zweifellos. Gleichwol werden die Hamburger zum ersten male auch wieder in dieser Saison Trauerspiele und größere Dramen auf ihren weltbedeutenden Bretern sehen, was bisher nur höchst ausnahmsweise geschah, wenn das im Conversationsspiel treffliche Thaliatheater sich zur Tragödie emporschwang oder das hannoversche Schauspiel am Stadttheater gastirte. Es war dies eine merkwürdige Anomalie, da das große Hamburg hierin hinter den kleinsten Städten zurückstand. Zu Stuttgart ist Feodor Wehl zum Hoftheaterintendanten ernannt und Herr von Jendrowsky als Oberregisseur engagirt worden; in Breslau ist die Direction des Stadttheaters von Herrn Ravené übernommen worden. Das berliner Residenztheater, die Stätte der französischen Stücke, wird in größerm Stile umgebaut. Inwieweit diese und andere Veränderungen in der Leitung der Bühnen sich der dramatischen Literatur förderlich erweisen werden, muß die Zukunft lehren. Jede Saison hat ein Repertoirestück, welches sie beherrscht; für die folgende wird dies voraussichtlich „Ultimo" von G. von Moser sein, welches bereits bis zum 16. Juli dieses Jahres mehrere hundert Aufführungen an verschiedenen deutschen Bühnen erlebt hat, davon allein über funfzig am Wallner-Theater in Berlin. Daß ein Trauerspiel herrschendes Repertoirestück wird, ist längst in Deutschland eine Unmöglichkeit; es sind immer nur Singletons der großen Bühnen. Von den drei gekrönten Trauerspielen, welche den berliner Schillerpreis erhalten haben, werden nur Hebbel's „Nibelungen" an den größern Hoftheatern bisweilen zur Aufführung gebracht; Albert Lindner's „Brutus und Collatinus" ist spurlos verschollen, und Geibel's „Sophonisbe" überhaupt nur an sehr wenigen Bühnen mit einem Achtungserfolg zur Aufführung gekommen. Wenn wir das allgemeine deutsche Repertoire der letzten Saison näher ins Auge fassen, sehen wir überhaupt das Trauerspiel auf der ganzen Linie zurückgedrängt. Mit Trauerspielnovitäten wagen sich fast nur die größten Bühnen und auch sehr vorsichtig und sporadisch vor. Von den seit 1840 gedichteten Trauerspielen begegnen wir auf der Bühne vorzugsweise noch: „Uriel Acosta" von Gutzkow, „Graf Essex" von Laube, „Narciß" von Brachvogel, „Deborah" von Mosenthal und „Katharina Howard" von dem Herausgeber d. Bl. Von neuern Tragödien ist Wilbrandt's „Tiberius Gracchus" öfter mit Erfolg gegeben worden. Dagegen sind die Stücke der Frau Birch, die Lustspiele von Benedix, Wichert, Moser, Putlitz, Rosen, Wilbrandt, Lindau's „Maria und Magdalena" und andere Stücke heitern oder gemischten Genres auf dem Repertoire eingebürgert.

— Ein neues Lustspiel von X. Y. Z.: „Der erste Stein" fand am leipziger Stadttheater eine laue Aufnahme. Der etwas grobe, oft triviale Dialog, der Mangel an jedem feinen Salonton, obschon das Stück von Anfang bis zu Ende in einem und demselben Salon spielt, einzelne sehr handgreifliche Possenmotive, welche aber für den Fortgang der Handlung ganz gleichgültig sind, lassen den nicht übeln Grundgedanken nicht zu jener Geltung kommen, wie sie das echte Lustspiel verlangt, und bestätigen die Vermuthung, daß der Verfasser dieses Lustspiels ein Autor ist, der bisher Schwänke für Bühnen untergeordneten Rangs verfaßt hat und sich jetzt unter der Firma X. Y. Z. Bühnen von größerer Bedeutung zu erobern sucht. Man nennt als Verfasser Rudolf Kneisel. Keinesfalls wird jener „erste Stein" ein Bau- und Eckstein des leipziger Theaterrepertoire werden.

— Die französischen Theater sind weniger chauvinistisch als die französische Presse. Das Théâtre français gibt gegenwärtig ein Stück von Ernest Legouvé: „Un jeune homme qui ne fait rien", in welchem die deutsche Schilderhebung gegen Napoleon zur Zeit der Befreiungskriege verherrlicht wird. Der „Gaulois" geräth natürlich in Harnisch über die Aufführung eines solchen Stücks an einem Theater, das den Titel „Théâtre français" führt.

Bibliographie.

Cron, Clara, Auf und ab. Gesammelte Novellen. Neue Folge. Magdeburg, E. Baensch. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Urgeschichte. 1871—1873. Leipzig, Mayer. 8. 12 Ngr.

Die Fortschritte auf dem Gebiete der Geographie 1872—1873. Leipzig, Mayer. 8. 24 Ngr.

Groß, M., Die amerikanische Krisis. Vorträge. New-York, Steiger. 8. 10 Ngr.

Hartmann, E. v., Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr.

Haupt, J., Beiträge zur Literatur der deutschen Mystiker. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 8 Ngr.

Höchstetter, W. C., Sociale Frage und Kirche, eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 15 Ngr.

Horawitz, A., Beiträge zu den Sammlungen von Briefen Philipp Melanchthons. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 4 Ngr.

Jäger, O., 1815—1871. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. 1ste Lief. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Kampf der Reichsregierung mit der Priesterschaft und der Weg zum Siege. Zürich, Verlags-Magazin. 16. 7½ Ngr.

Linde, A. van der, Der Koch. Zur wissenschaftlichen Entscheidung einer heraldischen Streitfrage. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 12 Ngr.

Loehnis, H., Drei Monate im Orient. 1874. London, Siegle. Gr. 8. 3 Thlr.

Mahn, A., Ueber die epische Poesie der Provenzalen besonders über die beiden vorzüglichsten Epen Jaufre und Giratz de Rossilho, so wie über die Ausgaben und Handschriften, worin sich dieselben befinden. Berlin, Dümmler. 8. 7½ Ngr.

Massari, G., Graf Cavour's Leben und Wirken. Aus dem Italienischen mit zahlreichen historischen Erläuterungen und einem alphabetischen Sachregister. Nebst einem Anhang: Cavour's Ende von Gräfin Alfieri. Vollständige deutsche Ausgabe von E. Rüffer. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Marno, E., Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil, im egyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern in den Jahren 1669 bis 1873. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Müller, R., Joseph Proksch. Biographisches Denkmal aus dessen Nachlaßpapieren errichtet. Prag, Calve. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Mülverstedt, v., Die heraldische „Schachroche". Mit besonderer Beziehung auf das Rochow'sche Wappen. Berlin, Mitscher u. Röstell. Gr. 8. 15 Ngr.

Mussafia, A., Ueber die provenzalischen Lieder-Handschriften des Giovanni Maria Barbieri. Eine Untersuchung. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Niedermayer, A., Die Deutsch-Ordens-Commende Frankfurt am Main. Ein Beitrag zu deren Geschichte, aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben im Namen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt am Main von dessen Director Euler. Frankfurt a. M., Völcker. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Osenbrüggen, E., Wanderstudien aus der Schweiz. 4ter Bd. Schaffhausen, Baader. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Pangerl, M., Die Witigonen; ihre Herkunft, ihre ersten Sitze und ihre älteste Genealogie. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 Ngr.

Pfeil, H., „Leicht Gepäck". Ernst und Humor in Poesie und Prosa aus dem Sängerleben. Leipzig, Theile. Gr. 16. 5 Ngr.

Polko, Elise, Im Fluge. Reiseblätter und Skizzen. 2 Bde. Wien, Gerold's Sohn. 8. 3 Thlr.

Rathgeber, J., Münster im Gregorienthal. Ein Beitrag zur politisch kirchlichen und kulturhistorischen Geschichte des elsässischen Münsterthales. Bevorwortet von A. Stöber. Straßburg, Trübner. 8. 28 Ngr.

Das Reißbuch 1504. Die Vorbereitungen der Kurpfalz zum bairischen Erbfolgekriege. Aus der im großherzogl. General-Landes-Archiv zu Karlsruhe befindlichen Handschrift herausgegeben von F. v. Weech. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 20 Ngr.

Richter, E., Menschheit und Capital. Studien über Bewegung und Verhältnisse einflußreicher Erscheinungen des Lebens und der allgemeinen Entwickelung. 2ter Bd. 1ste Lief. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rohlfs, G., Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea. In zwei Theilen. 1ster Thl. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schaumberger, H., Fritz Reinhardt. Erlebnisse und Erfahrungen eines Schullehrers. 1ste Lief. Braunschweig, Zwißler. 8. 7½ Ngr.

Schwarz, W., Aus Sommertagen. Gesammelte Novellen. 5ter Bd. — A. u. d. T.: Ersonnen und erlebt. Breslau, Hoffmann. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Sigismund, R., Was das Schwarzburger Land erzählt. Rudolstadt, Müller. Gr. 16. 10 Ngr.

Sohn, A., Hohen-Salzburg. Historisch-romantische Dichtung. Wien, Hölder. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Stöckl, A., Eine Blüte modernen Culturkampfes oder die neueste Berliner Philosophie. (Hartmann's „Philosophie des Unbewußten".) Mainz, Kirchheim. Gr. 8. 10 Ngr.

Tiemann, H., Mein Feldzug. Erinnerungen aus dem denkwürdigen Kriege von 1870—1871. Hannover, Helwing. Gr. 8. 15 Ngr.

Tourtual, F., Zur Geschichte des westphälischen Friedens. 1stes Heft. Münster, Theissing. Gr. 8. 15 Ngr.

Versmann, E., Hausthüren und Herzensthüren. Eine Erzählung. Itzehoe, Nusser. 8. 6 Ngr.

Volksbildung und Schulwesen. Herausgegeben von A. Egger. 2tes und 3tes Heft. Wien, Hölder. Gr. 8. 14 Ngr.

Wilbrandt, A., Gedichte. Wien, Rosner. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Zur Apothekenfrage. Drei Gutachten erstattet vom pharmaceutischen Fünfer-Ausschuß in Württemberg. Stuttgart, Grüninger. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Julius Frauenstädt.

Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Schopenhauer gehört, wie Karl Rosenkranz sagt, „unbedingt zu unsern besten Autoren, die man stets mit erneuter Anregung liest". Es war daher ein dankenswerther Versuch des Herausgebers, durch eine Auswahl solcher Stellen aus Schopenhauer's Schriften, welche der Freude am Schönen in Natur und Kunst oder den Maximen praktischer Lebensweisheit besonders treffenden und prägnanten Ausdruck geben, das größere gebildete Publikum mit diesem geistvollen Philosophen bekannt zu machen. Und der Versuch ist vollkommen geglückt, denn die Sammlung liegt nun bereits in dritter Auflage vor.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

DAS NIBELUNGENLIED.

Schul-Ausgabe mit einem Wörterbuche

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 20 Ngr. Geb. in Schulband 25 Ngr.

Neben seiner mit erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe des Nibelungenliedes (bereits in dritter Auflage erschienen) bietet hier Bartsch eine speciell zum Schulgebrauch bestimmte Textausgabe mit Wörterbuch, die sich auch durch wohlfeilen Preis empfiehlt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten.

Neue Serie. Neunter Band. Zweites Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Das vorliegende Heft enthält ausschließlich die in allen ihren Einzelheiten dargestellte Untersuchung des Verbrechens an

Anna Böckler,

dem ermordeten Kinde, das man von Zigeunern geraubt wähnte, bis nach einem Jahre fruchtloser Nachforschungen die verscharrte Leiche gefunden wurde. Für die Criminalwissenschaft hat der Gang dieser Untersuchung sehr wichtiges neues Material geliefert, und auch das Publikum wird die zusammenhängende, von dem Untersuchungsrichter, Kreisgerichtsrath Dr. Medem, selbst streng nach den Acten verfaßte Darstellung des denkwürdigen Processes mit größtem Interesse lesen.

Das Heft ist in allen Buchhandlungen einzeln zu haben.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Herzen von Afrika.

Reisen und Entdeckungen

im centralen Aequatorial-Afrika

während der Jahre 1868 bis 1871

von

Dr. Georg Schweinfurth.

Deutsche Originalausgabe.

Zwei Theile.

Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt, 1 Farbendrucktafel und zwei Karten.

8. Geh. 10 Thlr.

Schweinfurth's Entdeckungen in Afrika sind von epochemachender Bedeutung und haben ihm den Ruf eines Reisenden ersten Ranges eingetragen. Vorliegendes Werk über seine dreijährige Forschungsreise wurde von der Presse Englands, wo es vor kurzem in englischer Uebersetzung erschien, mit seltener Einmüthigkeit als das hervorragendste aller neuern Reisewerke gepriesen; dabei wurde besonders betont, dass der Verfasser sich in demselben nicht nur als ausgezeichneter Ethnograph, sondern zugleich als gelehrter Botaniker, als Meister der stilistischen Darstellung und als vortrefflicher Zeichner erweise. Mit um so grösserer Spannung ist die deutsche Originalausgabe erwartet worden, welche hiermit, nach dem eigenen Manuscript des Verfassers gedruckt, in zwei umfänglichen, reich illustrirten Bänden dargeboten wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870

unter Führung des Kapitän Karl Koldewey.

Herausgegeben

von dem

Verein für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen.

Zwei Bände in vier Abtheilungen.

Mit 40 Karten und zahlreichen Illustrationen in Holzschnitt, Farbendruck, Stahlstich und Lithographie.

Erster Band, zweite Abtheilung. 8. Geh. 5 Thlr.

Mit vorliegender umfänglichen und reich ausgestatteten zweiten Abtheilung ist nun der Erzählende Theil dieses deutschen Nationalwerks abgeschlossen; derselbe kann auch einzeln bezogen werden. Von dem Wissenschaftlichen Theil liegt die erste Abtheilung bereits vor; die zweite und damit der Schluss des ganzen Werks wird binnen kurzem zur Ausgabe gelangen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

““# Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 17. September 1874.

Inhalt: Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Zur Reiseliteratur. Von Karl Müller von Halle. — Poetische Uebersetzungen. — Feuilleton. (Deutsche Literatur; Aus der Schriftstellerwelt.) — Bibliographie. — Anzeigen.

Neue Dramen.

1. Robespierre. Trauerspiel von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser, welcher eine Vorliebe für gewagte und gefährliche Stoffe zu haben scheint (er schrieb einen „Ajas", einen „Jesus von Nazareth", einen „Judas Ischarioth", einen „York"), hat sich auch an den schon vielfach, aber noch nie recht glücklich für die Bühne verwendeten Robespierre gemacht und mit Heranziehung dieser geschichtlichen Persönlichkeit ein Drama geschaffen, das in der scenischen Gestaltung und Ausführung eins der geschicktesten und glattesten dieses Stoffs sein mag, dagegen an Größe und Kühnheit des Wurfs, der Sprache und des Gedankens gegen andere bedeutend zurücksteht.

Das Stück beginnt mit dem Tode Danton's, dessen Hinrichtung hinter der Scene die Exposition eröffnet, und geht natürlich bis zum Fall und der Verhaftung des Helden im Nationalconvent, spielt also vom 5. April bis zum 27. Juli 1794. Die Handlung bildet sich aus der stillen, sentimentalen Liebe Robespierre's zu Eleonore Duplay, der Tochter seiner Wirthsleute, aus Tallien's Verhältniß zu Therese Cabarrus und deren Intriguen gegen den großen Unbestechlichen, aus der Wiedereinführung des höchsten Wesens, endlich aus der Einbringung jenes Blutgesetzes, das alle Häupter dem Beile verfallen ließ, die dem Ziel der Republik irgendwie gefährlich erscheinen sollten. Robespierre und sein Anhang setzten dieses Gesetz, das von Rechts wegen erst im Wohlfahrtsausschuß hätte berathen und von der Mehrheit angenommen werden müssen, ehe es vor den Convent gebracht werden konnte, ohne diesen Vorgang in letzterm durch, seine Feinde dadurch zu schrecken und zu vernichten. Allein die Feinde kehrten, kurz gefaßt und wohl erkennend, um was es sich handle, den Spieß um und benutzten eben dieses von Robespierre und seinem Anhang eingebrachte Gesetz, um die ganze Gegenpartei und ihr Haupt zu verderben. Diesen kühnen Schachzug der Revolution hat Otto Gensichen sehr geschickt und wirksam benutzt, indem er Billaud-Varennes mitten in der Todesangst und Verwirrung, mitten unter den vergeblichen Reden und Bemühungen der verzweifelten Freunde am Büffet des Convents bei einem Glase Wein still und lächelnd den ganzen Höllenplan aushecken läßt, an dem Robespierre und seine Getreuen zu Grunde gehen müssen.

Dies ist aber auch fast das einzige Moment des Trauerspiels, das bedeutend dasteht; im übrigen ist die Arbeit zwar mit Geschick und Schliff ausgeführt, wie wir bereits gesagt, doch dabei nicht über das Maß der Gewöhnlichkeit hinausragend. Die Volksauftritte sind matt und ohne jede Eigenthümlichkeit, die Frauengestalten, obenan Therese Cabarrus und Eleonore Duplay, ohne feinern Reiz im Wesen und in der Erscheinung. Die beiden hier Genannten treten sich schroff und feindlich gegenüber, sagen sich harte, tief verwundende Worte und berühren sich in Bezug auf den eigentlichen Helden so gegensätzlich als möglich, ohne daß es indeß zwischen ihnen zu irgendeiner eigentlichen Katastrophe käme. Im Gegentheil, nachdem sie schon im zweiten Acte heftig aneinandergerathen, finden wir sie im dritten noch auf demselben Punkte und die frühere Situation nur wiederholend. Die Théroigne de Méricourt tritt nicht wesentlich hervor, und das von ihr gesungene Guillotinelied, worin diese Köpfmaschine gewissermaßen zur Lorelei der Schreckenszeit gemacht wird, erscheint uns als eine geschmacklose Dichtung. Ueberhaupt zeigt sich das Element der Charakteristik nicht eben als vorwiegend in dem Stück. Weder Robespierre noch Saint-Just, weder Couthon noch Carnot, weder Billaud noch Collot d'Herbois, weder Barère noch Tallien bieten scharfgezeichnete und bedeutend herausgehobene Züge. Mit Georg Büchner's „Danton" kann sich Gensichen's „Robespierre" entschieden nicht mes-

sen; weder an Genialität des Wurfs noch an Fülle und Glanz des Geistes kommt es jenem gleich.

2. Ajas. Trauerspiel von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1873. 8. 10 Ngr.

Eine Studie nach classischem Muster! Achilles ist gefallen, und es gilt, ihm unter den griechischen Helden und Heerführern den Nachfolger und den Kriegerscharen den höchstgebietenden Oberherrn zu wählen. Ajas meint, daß die Wahl auf ihn fallen müsse, und da das nicht der Fall, sondern Odysseus erkürt wird, geräth er außer sich und in wildes Rasen hinein, in welchem Zustande er beschließt, um Rache zu nehmen, die ihm entgegenstehenden Fürsten zu ermorden. Tekmessa, die Gemahlin des Ajas, welche diesen entsetzlichen Vorsatz belauscht, fleht inbrünstig:

Ihr Götter, erbarmt
Des wahnumdüsterten Ajas euch
Und haltet ihn fern von entehrendem Morde!
O lenket vorbei seinen drohenden Arm
An den Fürsten und führt zu der Heerde den Held,
Die weidend auf grasiger Wiese verweilt
In der Nacht ambrosischer Kühle!
O Göttin der Jagd,
Du rüstige, pfeilentsendende Maid,
Die jetzt am Himmel vollendet die Bahn,
Du flammende Leuchte der Nacht, erbarm'
Dich meiner, und wie einst Iphigenie
Von dem Tod du befreit durch die Hindin, so
Entrücke die Fürsten der Griechen dem Schwert
Des racheschnaubenden Ajas!

Dieses Gebet erhören die Götter, und Ajas, anstatt seine fürstlichen Mitgenossen zu tödten, tödtet weidende Widder. Als er später seinen Misgriff gewahr wird und den Spott seiner Gegner fürchtet, entleibt er sich selbst:

Mit eigener Hand vollführt' er den Mord
Und gab den gewaltigen Geist auf.

Der Chor aber zieht die Moral, indem er singt:

Anbetend beugt vor den Göttern mein Herz sich.
Nie soll der Mensch, eigner Kraft vertrauend, keck
Der Schranke überheben sich,
Die Zeus jedem Weibgeborenen
Weisheitsvoll gesetzt.
Denn das höchste Gut
Scheinet mir das Maß.
Aber ungezähmter Stolz
Blendet das Aug' des Menschen oft. Thöricht verachtet er das Los,
Welches ihm einst zugetheilt die Moira.

Die Arbeit ist eine Nachahmung und als solche nicht ohne Geschick, wenn auch weder in Geist, Gestaltung noch Sprache von hervorragender Bedeutung. Es mangelt Größe des Ausdrucks, wahrhaft edle Plastik der Erscheinung und vor allem auch ein mächtig ergreifender Adel des Gedankens. Zuweilen ist der Vers geschraubt, wie etwa:

Welch Wort entschlüpfte deiner Zähne Gehege jetzt —

wofür es allerdings griechische Vorbilder gibt, die jedoch zu vermeiden gewesen wären; und zum Theil trivial, wie: „Trolle dich", was denn doch zu burschikos klingt, um im Munde des wüthenden Ajas gegen seine Gattin am Platze zu sein.

3. Erloschene Geschlechter. Trauerspiel von Otto Franz Gensichen. Berlin, Grosser. 1874. 8. 20 Ngr.

Der Verfasser, der sich in seinen Schöpfungen, wie wir soeben gesehen, bald in der alten, bald in der neuen Geschichte, bald in classischen Versformen, bald in modernster Prosa bewegt, hat in diesem Trauerspiel einen Abstecher in die romantische Ritter- und Schicksalstragödie Adolf Müllner's und Houwald's gemacht. „Erloschene Geschlechter" spielen im Mittelalter unter Schild und Schwert, in Helm und Harnisch und unter einem höchst verhängnißvollen Gestirn.

Graf Eberhard von Warnfried, ein deutscher Ritter ohne Furcht und Tadel, hat ein ebenbürtiges Edelfräulein geheirathet, nicht aus Liebe, ein Gefühl, das ihm sehr untergeordneter Art erscheint, sondern um seinen Stammbaum standesgemäß fortzusetzen. Ein Sohn, Bruno, ward ihm geboren, und damit war der Zweck der Ehe erfüllt. Graf Eberhard kümmerte sich nun nicht weiter viel um seine Gemahlin Thekla, die ihrerseits, mit einem mehr empfindsamen Herzen begabt, sich mit Graf Wolfram von Eschwede in ein zärtliches Verhältniß einließ und aus diesem eines Töchterchens genas, das indeß kurz nach der Geburt wieder starb. Weder Graf Eberhard noch sonst jemand hat von dem Vergehen der Gräfin eine Ahnung; alle Welt und der eigene Gatte zumeist erblickt in derselben das Muster aller Tugend. Graf Eschwede ist nach dem Tode des Kindes zur Sühne ins Gelobte Land gezogen, und Bruno, der junge Graf Warnfried, inzwischen zum Manne herangereift.

Das Stück beginnt nach allen diesen Vorgängen unter wildem Schwertgeklirr, im vollen Sturm und Drange des Ritterthums. Bruno hat sich die junge Gräfin Bertha von Steinburg zur Gemahlin auserkoren und dieselbe gewaltsam auf das Schloß seiner Ahnen entführt, weil deren Vater, ein notorischer Trunkenbold, sie ihm nicht geben, sondern sie mit seinem lockern Kumpan Graf Geisheim vermählen will. Graf Steinburg und Graf Geisheim berennen nun Burg Warnfried, um den Entführer zu strafen. Sie erliegen aber im Streit, werden gefangen und geloben für ewige Zeiten der Fehde zu entsagen. Der alte Graf Eberhard ist im Gefecht verwundet worden und muß auf dem Sterbelager das Geständniß seiner schuldbewußten Gattin vernehmen, was sein Ende beschleunigt. Noch ehe er dem herbeigerufenen Sohne die Schande seiner Mutter entdecken kann, gibt er seinen Geist auf.

In der weitern Entwickelung des Stücks fängt Bruno ziemlich grundlos an, Zweifel in die Treue seiner Gattin zu setzen, und statt wie vernünftige Menschen sich auszusprechen und zu verständigen, entschließen sich beide, wie alberne Kinder, Gift zu nehmen und zu sterben. Ohne die mindeste Schuld erliegen sie einem dunkeln Verhängniß, während die von Schuld erdrückte Mutter Thekla, weil sie sich nicht entschließen konnte, auch dem Sohne zur rechten Zeit ihre Schande zu entdecken, an ihren Leichen stehend sich dem Kloster gelobt. Sie, die Ate dieses Hauses, begräbt Gatte, Sohn, Tochter, Schwiegertochter und den Genossen ihrer Sünde und sagt dann zärtlich am Schlusse unter frommem Glockengeläute:

O süßer Friede,
So klingst du nach dem Kampfe wieder leise
In unser Herz, dem Abendrothe gleich, (!)
Das nach zerstörendem Gewitter freundlich
Auf sturmgeknickte Stämme niederstrahlt.
Leb' wohl! Ich bleibe hier bei meinem Sohn.
Was ich als Gattin einst verschuldet, hab' ich
Gesühnt als Mutter. (?) Und in steter Buße
Will ich die Gräber der Entschlafnen hüten,
Bis ich mich selbst zu ihnen betten darf.
Dann trennt uns nichts mehr, und der Hauch der Ruhe
Umsäuselt freundlich unsre Gruft.

„Erloschene Geschlechter" ist, wie man nach bloßer Kenntnißnahme des höchst curiosen Inhalts wol einräumen wird, ein verzwacktes Stück, verzwackt im Stoff, in der Handlung, in der Moral — mag es darum in Gottes Namen erloschen sein mit den Geschlechtern, die es romantisch verherrlichen wollte.

4. Das Haus der Posa. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav von Meyern. Leipzig, Weber. 1874. 8. 1 Thlr.

Dieses Drama liefert ein Vorspiel zu dem „Don Carlos" von Schiller. Es wird uns darin die Jugend des spanischen Infanten und die Vorgeschichte jenes Marquis von Posa geboten, der in dem berühmten Drama unsers schwäbischen Dichters eine so hervorragende Rolle spielt. Gustav von Meyern will uns die Schiller'schen Helden verständlich und begreiflich machen, will uns zeigen, warum sie sprechen und handeln müssen, wie sie eben sprechen und handeln. Seine Arbeit ist eine historisch-kritische Abhandlung in dramatischer Gestaltung; ein eigentliches Drama ist sie nicht. Dazu ist der aufgewendete Apparat zu groß, die Fabel zu absichtlich lehrreich, die Charakteristik zu trocken gelehrt; es fehlt der Sache an selbständigem Kern und Wesen, an wahrer Leidenschaft, an Fülle des Ausdrucks, an einer mächtigen und hinreißenden, auf sich selbst fußenden Idee. Der Gedanke: die Drangsale in dem Hause der Posa zu zeigen, nur um auf jenen Abkömmling desselben, den Schiller in seinem „Don Carlos" auftreten läßt, mit den Worten hinzuweisen:

Sei du bestimmt,
Den Namen Posa durch die Welt zu tragen —

ist so in Anekdoten und literarhistorischen Notizen versteckt, daß er nicht von wahrhaft dramatischer Bedeutung und Wirkung werden kann. Die Posas, durch Cazalla, den freisinnigen Erzieher des Don Carlos, mit letzterm in Beziehung gebracht, gerathen in Conflict mit der Inquisition. Sie theilen die liberalen Ansichten des Kronprinzen und setzen diesem Liberalismus dadurch die Krone auf, daß sie einen der Ihren, Don Sancho, sich mit der zum Christenthum übergetretenen Tochter eines maurischen Königs vermählen lassen. Sie alle werden aus Spanien verbannt und ihrer Güter verlustig erklärt; nur ein Sprößling der Familie wird geduldet und zum Marquis von Posa ernannt — und dies ist jener Marquis von Posa, welcher in Schiller's Trauerspiel später der Freund, Lehrer und Schützer des Don Carlos wird.

Dieser Stoff und seine ganze Aufstellung ist zu weit hergeholt und zu künstlich, um eine unbefangene und sympathische Aufnahme finden zu können; so glatt die Verse sind, so geschickt die Intrigue behandelt ist, das Werk erwärmt und begeistert nicht. Es ist im ganzen Stück keine einzige Person, für die man dauernde Theilnahme empfindet. Die Hauptperson, auf die sich alles zuspitzt, tritt gar nicht auf, sondern bleibt hinter der Scene, und Don Carlos, Philipp II. und die Königin Elisabeth werden zu flüchtig skizzirt vorgeführt, kommen daher nicht zu irgendwelcher Bedeutung. Auch unter den Posas ragt keiner besonders hervor, weder Don Sancho noch Don Pedro, obschon der letztere und die Donna Mencia wenigstens in der Anlage von einiger Wichtigkeit sind. Der edle Cazalla, der Intriguant Padilla, der Großinquisitor Fernando Valdes und der Vater von Don Sancho's Braut, der Maurenfürst Alboacin, interessiren zwar und regen Erwartungen an, ohne dieselben indeß in vollem Maße zu befriedigen. Es ist nirgends ein großer Zug, Geist und Athem in dem Stück, sondern nur eine gewisse, gefälligen Eindruck erzielende Mache, ein hübscher Aufbau, dem aber Stil und Seele fehlen.

5. Johanna die Päpstin. Tragödie von Friedrich Lübecke. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 20 Ngr.

Die Heldin dieses Trauerspiels ist durch die historische Forschung längst in den Bereich der Fabel verwiesen worden, und es darf daher als eine zwecklose Mühe des Verfassers angesehen werden, uns die Möglichkeit des Falles auf dramatischem Wege plausibel zu machen. Dies geschieht zwar ziemlich geschickt und einleuchtend, wie man eingestehen darf, ja wie man eingestehen muß, allein daß damit ein wahrhaft anziehendes und wirksames Bühnenstück gewonnen sei, läßt sich freilich nicht zugleich behaupten. Die Behandlung des eigenthümlichen und seltsamen Stoffs erscheint zunächst zu gewöhnlich und trocken, viel zu wenig romantisch und originell, als daß sie von packendem Reiz werden könnte.

Der erste Act zeigt uns Johanna am Eingange des Klosters zu Fulda, in welchem ihr Oheim Hrabanus Maurus als Abt fungirt. Von Wissensdurst und heiligem Eifer getrieben, beschwört sie denselben, sie als Mann verkleidet als Schüler in dasselbe aufzunehmen. Von ihrer Begeisterung, ihrer Beredsamkeit hingerissen, bewilligt er ihre Bitte. Da sie aber im zweiten Acte neben den wissenschaftlichen Studien auch eines zärtlichen Liebesverhältnisses mit einem jungen Mönch Otfrid pflegt, so verweist sie der Obere aus dem Kloster nach Mainz zurück, wo sie vormals bei einer Verwandten lebte. Sie flieht mit dem Geliebten zusammen, und wir finden sie im dritten Acte nach mehrern Jahren in Rom wieder, wo sie als anerkannter Gelehrter im Kreise zahlreicher Schüler wirkt. Aus ihrem eigenen Munde erfahren wir, daß sie Otfrid geheirathet, auf einer Wallfahrt nach Jerusalem aber auf dem Meere von Seeräubern überfallen und von dem Gatten getrennt worden ist. Sie hält ihn für todt und sucht Trost in einem ernsten und strengen, ganz der Gelehrsamkeit gewidmeten Leben. Da Papst Leo IV. eben das Zeitliche gesegnet, wählt man Johanna, von deren wirklichem Geschlecht niemand eine Ahnung hat, zum Papst, eine Wahl, die sie annimmt. Nachdem sie in der Laterankirche die päpstliche Krone erhalten und nun unter das Volk tritt, um ihm den Segen zu spenden,

erblickt sie plötzlich den aus dem Morgenlande nach vielen und langen Irrfahrten heimgekehrten Otfrid. Ihn sehen und in seine Arme stürzen, ist eins. Otfrid, die Gattin erkennend, ruft: „Johanna! Ja, sie ist's!" und verräth dadurch ihr Geschlecht. Das Volk, über die Täuschung empört, verlangt ihren Tod.

Im vierten Acte stehen Johanna und Otfrid vor dem geistlichen Tribunal, und trotz eingehender Vertheidigung wird die erstere zum Scheiterhaufen verurtheilt, der letztere aber straflos entlassen, denn ihr soll

Der Tod,
Und ihm das Leben eine Strafe sein.

Im fünften Acte will ein deutscher Graf, Hugo, Johanna befreien, um sie zu besitzen; da sie aber nur Otfrid angehören will, ist er im Begriff sie ihrem grausamen Schicksale zu überlassen, als Johanna ihm zuruft:

Mich zu erretten bist du hergekommen —
Willst du vergebens denn gekommen sein
Und ganz enttäuscht von dieser Stelle gehn?
Auf Minnelohn hast du verzichten müssen,
Doch nicht auf edeln Sinn und kühne That,
Ich will mich gern von dir befreien lassen:
Wenn du mich liebst, beweis' es mir, führ' aus,
Was du gewollt, entziehe mich den Händen
Unwürd'ger Gegner, ungerechter Richter,
Verein'ge mich mit meinem Gatten wieder.

Dadurch veranlaßt, ruft Graf Hugo: „Komm, folge mir mit leisem Schritte" — allein ehe beide die Schwelle des Gefängnisses erreichen, strömen schon die Feinde Johanna's herbei, überwältigen den deutschen Ritter und schleppen die arme Verurtheilte dem Richtplatze zu. Hier erwartet sie Otfrid, welcher die Absicht hat, sich selbst zu tödten, aber, von dem Bischof Sergius, dem Blutrichter, gereizt, mit dem verborgen gehaltenen Schwerte auf diesen losstürzt und dabei selbst erstochen wird. Johanna wird herbeigeschleppt, gerade als er verscheidend niedersinkt, und fällt sterbend über ihn hin.

Dies das Stück, das, in einer gebildeten Sprache abgefaßt, sich wohl lesen läßt, doch kaum mit irgendeinem Erfolge wird aufführen lassen. Dafür ist der Gegenstand zu befremdlich und seine dramatische Verarbeitung zu äußerlich und wenig ergreifend.

6. Eleazar oder der Fluch des Hasses und der Liebe Segen. Drama in fünf Acten von L. Jean-Christ. Koburg, Sendelbach. 1873. 8. 15 Ngr.

Dies Stück führt eine düstere Begebenheit des Mittelalters in so schwerfälliger dramatischer Bewegung und, wie wir glauben müssen, mit so geringer scenischer Wirksamkeit vor, daß eine Aufführung des sonderbaren Stücks sich wol kaum empfehlen dürfte. Die französische Oper von Halévy: „Die Jüdin", scheint einigermaßen die Anregung zu demselben gegeben zu haben; vielleicht liegt auch irgendein historischer Vorgang dem Werke zu Grunde. Wir können keinesfalls dasselbe für glücklich und von anziehendem Reize erklären. Die Handlung ist dunkel und grausig, die Sprache ungelenk und schwerfällig, der Austrag wenig erquicklich.

Dem Juden Eleazar in einer Stadt in Mecklenburg ist während seiner Abwesenheit von Hause die Gattin im Kindbett gestorben. Sein Kind, ein Sohn, wird geheimnißvoll geraubt, und da die Schwester seiner Frau zu derselben Zeit infolge eines sträflichen Umgangs mit einem christlichen Edelmann eine Tochter geboren, gibt man ihm diese für sein Kind aus, das sie insofern auch wird, als er, dem jüdischen Gesetz gemäß, die Schwägerin heirathet. Doch brütet über dieser Ehe selbstverständlich ein finsteres Verhängniß. Esther, das zweite Weib Eleazar's, und Rhea, ihre blinde Mutter, die im Einverständniß mit der Tochter gehandelt, werden ihres Lebens nicht mehr froh und fürchten beständig eine Entdeckung ihres Betrugs, welche denn natürlich auch nicht ausbleibt. Der geraubte Sohn des Juden ist zum christlichen Mönch, die Tochter des christlichen Junkers zur Jüdin erzogen worden. Dem erstern liegt eine geheimnißvolle Hinneigung zum Judenthum, der letztern zum Christenthum in der Seele. Sie lernen sich kennen und lieben, und aus dieser Liebe entwickelt sich das Fatum, dem alle erliegen. Mirjam, Eleazar's angebliche Tochter, wird von diesem dem Juden Ger Simon vermählt. Aber ein unbegreiflicher Zug treibt sie dem Franciscanermönch Manuel, dem echten Sohne Eleazar's, nach in die christliche Kirche, und als hier der elende Gatte das Bild des Heilandes in der Wuth seines Christenhasses und seiner blinden Eifersucht anspeit, werden er und Manuel als Judenfreund zum Scheiterhaufen verurtheilt. Mirjam, um mit dem Geliebten sterben und den erbärmlichen Gatten retten zu können, tauscht mit dem letztern die Kleider im Gefängniß und besteigt mit erstern den Holzstoß. Kaum ist dies geschehen, so wird die Täuschung ruchbar, und Eleazar, das ganze Gewebe des ihm gespielten Betrugs durchschauend, ergreift den Junker Diez von Titzlaf, den wahren Vater Mirjam's, um sich mit ihm den Kindern in die Flammen nachzustürzen.

Damit endigt das Drama, das sich bemüht, das christliche Mittelalter in seinen Schattenseiten ergreifend darzustellen. Einzelnes dieser Darstellung ist nicht ohne Wirkung und charakteristischen Werth, aber das Ganze ein so stark mit schwarzer Seife und Schnupftabad gemaltes Nachtstück, daß sich ein erhebender Eindruck unmöglich daraus gewinnen läßt.

7. Vendetta. Tragödie in fünf Acten von Rudolf Stegmann. Leipzig, Mutze. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese „Vendetta" behandelt die tragische Geschichte des corsischen Feldherrn Sampiero, die bereits mehrfach, z. B. von Friedrich Halm dramatisch verwerthet wurde. Ohne Zweifel ist der Stoff ein großartiger und wirksamer; daß er seither glücklich benutzt und ausgebeutet worden, läßt sich indeß nicht behaupten, auch dieser Tragödie von Rudolf Stegmann gegenüber nicht. Der Verfasser hat zwar seine Anlage ziemlich geschickt gemacht und einen Eingang geschaffen, der durchaus Anerkennung und Geltung verdient; allein da, wo sich der eigentliche tragische Conflict anspinnt, und noch mehr, wo es gilt, denselben bedeutsam und wahrhaft erschütternd auszutragen, da versagt dem Dichter die poetische Kraft, sein Werk verliert alle Mächtigkeit der dramatischen Structur und jeden Ausdruck einer hinreißenden Innerlichkeit, sodaß schließlich der Ausgang nicht anders als matt und lahm erscheinen kann.

Im ersten Acte wohnen wir der Hochzeit Sampiero's mit Vanina, der Tochter des Ornano, bei. Die Bevöl-

ferung von Corsica benutzt diesen Anlaß, um dem vielfach siegreichen General und unantastbaren Patrioten ihre Huldigung darzubringen. Festliche Aufzüge und feierliche Reden verleihen der Exposition viel malerisches Leben und eine ungesuchte und natürliche Beweglichkeit. Daß sich inmitten dieses muntern Treibens sofort auch der heimtückische Verrath entwickelt, und daß Stefano Doria, der Anführer der genuesischen Truppen, die Corsica zu erobern ausgesandt sind, Sampiero's Verheirathung benutzt, um die Insel zu überfallen, gibt der Handlung nicht nur einen starken Anlauf, sondern treibt sie auch durch die sinnliche Begier, die Doria zu Vanina bei Erblickung ihres Bildnisses erfaßt, auf die ganze Höhe der Intrigue hinauf. Aber gleich auf dieser Höhe legt die Entwickelung bereits im zweiten Acte sich zu breit und langsam aus. Doria, der mit seiner Ueberrumpelung nicht ganz den Erfolg gehabt hat, den er sich versprochen, sucht mit verwundetem Arme in Pietro's Hütte Schutz, dessen Sohn Altobello entarteterweise im Solde der Genueser steht. In dieser Hütte, in welcher Pietro den Sohn vergebens seinem Vaterlande wieder zu gewinnen versucht, plant Doria mit Ombrone, Vanina's Beichtiger, einem gewissenlosen und heimtückischen Jesuiten, das Verderben Sampiero's dadurch, daß man beschließt, seine Gattin als Geisel nach Genua und dort in die Netze Doria's zu locken. Pietro, der diese Unterredung belauscht, wird von Doria erstochen und Vanina von Ombrone durch allerhand falsche Vorspiegelungen veranlaßt, die Rettung ihres Gemahls in Genua zu suchen.

Im dritten Acte erfährt Altobello die Ermordung seines Vaters und geht infolge dessen in das Lager von Sampiero über. Doria, der die Zeit, Vanina in seine Arme zu schließen, nicht erwarten kann, überrascht diese zur Nacht in ihrem Hause und findet sie nachtwandelnd einherschreiten, was seine Leidenschaft für den Augenblick abkühlt, aber doch nicht ganz schwinden macht. Er vertröstet sich auf eine weniger sonderbare Begegnung und eilt nun zum Kampfe mit dem Helden des Stücks, der im vierten Acte stattfindet und ihm und Altobello das Leben kostet.

Im fünften Acte überrascht der Sieger seine Gattin bei der Einschiffung nach Genua und erdolcht sie, während Ombrone sich verzweifelt ins Meer stürzt. Aber kaum ist die Blutthat geschehen, so wird auch Sampiero von der Kugel eines Meuchelmörders ereilt und stirbt.

Alle diese entsetzlichen Vorgänge sind dramatisch übereilt und ohne tragische Größe ausgeführt. Daß Sampiero Vanina tödtet, weil er hört, sein Heer glaube, daß er selber sie abgesendet, und sich deshalb gegen ihn empöre, ist ein ganz unzureichender und tragisch unwirksamer Grund, weil er sich am Ende durch Zeugen und Verhöre heben ließe. Von ihrer Unschuld überzeugt und den Zusammenhang der ganzen Sache ahnend, müßte er die Geliebte opfern, weil ein bestelltes Gericht sie schuldig erkennt und er sie nicht begnadigen kann, ohne sich selbst verdächtig zu machen. Ja wir denken, die Tragödie würde nur dadurch auf den Gipfel gebracht werden können, daß Vanina in dieser Ueberzeugung dem Gemahl selbst den Dolch in die Hand zwingt zu ihrem Opfertode. Dieser Conflict, den Sampiero nicht zu schlichten vermag und welchen er sich verleiten läßt, durch Vanina's Tod zu sühnen, wird dann die tragische Schuld, der er schließlich selbst, aber doch wol anders, als es im Stück geschieht, erliegen müßte, denn dieses Erliegen ist, wie uns dünkt, doch zu gewöhnlich und unvermittelt, um bedeutenden Eindruck machen zu können.

Rudolf Stegmann ist hier zu obenhin und nicht dramatisch bedacht und weise genug verfahren. Seine Tragödie verläuft ohne Pathos und Schwung, und was noch schlimmer ist, ohne jede epigrammatische Zuspitzung der tragischen Idee. Held und Heldin sterben, mit Lessing zu sprechen, mehr am fünften Acte als an der Nothwendigkeit des selbstverschuldeten Geschicks — ein schwerwiegender Vorwurf für ein Trauerspiel, das nach höherm Stil verfaßt zu sein beansprucht.

8. Königin Luise. Zeitbild in fünf Aufzügen von Karl Schulz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1873. 8. 25 Ngr.

Das Drama behandelt die schweren Demüthigungen, welche diese preußische Königin von Napoleon erfuhr, die unsaglichen Leiden, welche ihr durch das Unglück der Monarchie zutheil wurden, und endlich ihren Tod. Dieser Tod ist ein Tod am gebrochenen Herzen. Königin Luise glaubt sich durch die schändlichen Verleumdungen des französischen Kaisers um die Liebe ihres Volks gebracht, und da sie erleben muß, daß Schill, der aus glühender Verehrung für sie mit ritterlicher Kühnheit gegen den Unterdrücker und Vaterlandsfeind auf eigene Hand den Krieg eröffnet, in diesem eröffneten Kriege aus zwingender politischer Rücksicht vom Könige verleugnet wird und elend zu Grunde geht, erliegt sie ihrem stillen Schmerz und Kummer, eine Märtyrerin ihrer Zeit. Ihr trauriges Ende erhält nur dadurch noch einen versöhnenden und verklärenden Schimmer des Glücks, daß eine Ahnung von der später erfolgenden glücklichen Wendung des preußischen Waffengeschicks vor ihren brechenden Augen aufzudämmern beginnt.

Das ganze Stück ist mit warmer patriotischer Hingabe verfaßt und verständig durchgeführt, entbehrt indessen, um hinreißend und zündend zu wirken, der wahrhaften und flammenden Begeisterung, der ausdrucksvollen und scharfen Charakteristik, des ergreifenden dramatischen Lebens. Es ist eine saubere, aber zugleich auch äußerst nüchterne Arbeit, eine Arbeit, in der kein Sturm und Drang der Handlung, kein Zug bezwingender Größe, kein Hauch historischer Wahrheit, kein unverwischbares Muttermal urwüchsiger Poesie oder eigengearteten Geistes zum Vorschein kommt. Das Werk ist ein blasses, farbloses und wenig bedeutungsvolles Bild einer hochwichtigen und interessanten Zeit. Es ist mit Sorgsamkeit und Fleiß, mit dem besten Willen, doch ohne hinreißendes Talent geschaffen. Man kann es lesen, aber nicht lieben.

9. Der Herzog von Reichstadt. Drama in fünf Acten von Julius Mühlfeld. Zweite neu bearbeitete Auflage. Königsberg, Beyer. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieses Schauspiel kommt, wie uns scheint, in seiner zweiten neu bearbeiteten Auflage nicht gerade zu passender Zeit. In diesem Augenblicke Propaganda für den Bonapartismus machen wollen, heißt doch wol, sich

einer wenig lohnenden Arbeit unterziehen. Wer kann gegenwärtig in Deutschland, nach dem großen Kriege von 1870 und 1871, für den Ruhm der Napoleoniden und ihre Ideen sich begeistern, ohne eines Verstoßes gegen das Bewußtsein des eigenen Volks sich schuldig zu machen? Dieser „Herzog von Reichstadt", — für dessen „blos passives Heldenthum" der Verfasser sich in ungeeigneter Weise auf Goethe's „Clavigo" und Schiller's „Maria Stuart" und „Don Carlos" beruft —, dieser „Herzog von Reichstadt" ist ein sehr schwächlich unterbautes dramatisches Werk. Die Anhänger und Parteigänger des ersten Kaiserreichs, welche den Sohn ihres Heiligen mit einer Art von Begeisterung umschwärmen, beabsichtigen denselben aus Wien zu entführen und auf den Thron von Frankreich zu setzen. Sie verschwören sich gegen Kaiser Franz und namentlich gegen Metternich, stacheln den jungen, kränklichen Prinzen auf, entwinden ihn einer sentimentalen Jugendneigung, verwickeln ihn in Umtriebe aller Art, aber das alles so ungeschickt und kopflos, daß schließlich ihre ganze Unternehmung sowol als das Leben ihres Helden jämmerlich in die Brüche gehen müssen.

Damit endigt das Schauspiel, das allerdings nicht etwas geradezu Häßliches und Widerliches, aber auch keinen irgend wahrhaft poetischen oder großen und wirksamen dramatischen Zug aufweist. Das Ganze ist ein Theaterstück der gewöhnlichen Art, nichts mehr, nichts weniger.

10. Edward. Trauerspiel in drei Acten von Ludwig Reinhardt. Leipzig, Mutze. 1873. 8. 1 Thlr.

Reinhardt's Drama ist eine in glatten Versen geschriebene, aber sonst so bedeutungslose Arbeit, daß es uns unmöglich scheint, dafür ein wahrhaftes Interesse zu fassen. Verhältnisse und Menschen gewinnen uns keine Theilnahme ab. Ein schottischer Fürst, der sich durch gewaltsame Thaten zum Besitzer großer Güter zu machen gewußt hat und auf diesen wie ein absolutistischer Usurpator herrscht, wird, nachdem er die rechtmäßigen Erben mit Hülfe seines Sohnes besiegt und getödtet hat, von letzterm selbst ermordet, weil er auch seine eigene Familie unterdrückt und tyrannisirt. Edward, so heißt dieser verbrecherische Sohn, von Reue gefoltert, daß er den „harten alten Mann", wie er seinen Vater nannte, ums Leben gebracht, stürzt sich zur Sühne seiner blutigen That am Ende des Stücks mit seiner Mutter und seiner Geliebten in die Flammen des von ihm selbst entzündeten Schlosses.

Das Ganze ist eine Nachahmung der Schicksalstragödien, also ein nicht zeitgemäßer dramatischer Versuch.

11. Bartholomäus Blume oder der Untergang des Deutschen Ordens. Historisches Trauerspiel in zwei Theilen und fünf Aufzügen von Karl Schwebemeyer. Berlin, F. Duncker. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Tragödie ist eine historische Abhandlung vom Ende des Deutschen Ordens in dramatischer Form, eine scenische Darstellung, welche aber durchaus kein regelrechtes oder fertiges Drama ergibt. Sie besteht aus lauter aneinandergereihten Auftritten, aus Auftritten, die uns ein möglichst lebhaftes Bild von dem Untergange des Deutschen Ordens geben sollen und auch wirklich geben, im übrigen jedoch nur in so geringem Grade der Technik des Dramas entsprechen, daß von kunstgemäßer Anlage, Entwickelung und Austragung des Stoffs gar keine Rede sein kann. Der Orden ist eigentlich schon gefallen, wenn das Stück beginnt. Das Trauerspiel gibt nur noch seinen Todeskampf, seine Agonie. Wir sehen, wie die Ritter durch fünf Acte hindurch vergebliche Anstrengungen machen, sich gegen Treubruch, Verrath, Geldnoth, Ueberfall der Polen zu wehren, um endlich doch zu erliegen. Die Schuld ihres Falls tritt nirgends recht ins Licht oder wird wenigstens nur erwähnt, als der Tragödie vorausgegangen. Bartholomäus Blume, der Held derselben, gehört dem Orden selbst nicht einmal an, sondern ist als Bürgermeister von Marienburg nur ein treuer Vasall und Anhänger von ihm, mit seinem Schicksale durch Ueberzeugung und wahren Heldenmuth verknüpft. Er stirbt, ein Opfer seiner begeisterten Hingabe für die deutsche Idee, wie sie damals in jenem Ritterorden ihren Ausdruck gefunden hatte.

Das ganze, ziemlich umfangreiche Werk ist mit sichtlichem Fleiß geschaffen, in gebildeter Sprache und glatten Versen gearbeitet, aber durchaus nur Buchdrama, ohne jede Möglichkeit für die Bühne, breit, zerfahren, aphoristisch, entblößt von echt dramatischem Leben und Wurf.

12. Meister Lukas. Dramatisches Charakterbild in zwei Aufzügen von W. Roßmann. Oldenburg, Schulze. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Dieses dramatische Charakterbild hat die Bestimmung gehabt, die Feier des vierhundertjährigen Geburtstags Lukas Kranach's des Aeltern zu Weimar verherrlichen zu helfen. Es ist also im wahren Sinne des Wortes ein Gelegenheitsstück, vom Autor dazu bestimmt, „in einer Zeit, da die Kunst von den verwirrendsten Einflüssen der Mode und des Marktes umdrängt wird und ersichtlich in Gefahr steht, ihr eigenstes Wesen aufzugeben, die Sprache der Begeisterung zu sein" — eine Bestimmung, die dem Andenken eines Künstlers wie Lukas Kranach gegenüber, und an einem Tage wie der des Reformationsfestes, an dem man bekanntlich übereingekommen war, den unbekannten Geburtstag Kranach's zu feiern, als wohl am Platz erachtet werden darf. An ein streng gegliedertes, künstlerisch ausgetragenes Drama muß man freilich bei diesem „Meister Lukas" nicht denken. Der Verfasser hat eigentlich nur drei Momente aus dem Leben des berühmten Malers aufgegriffen und dieselben dramatisch gestaltet aneinandergereiht. Das erste Moment zeigt uns Kranach für seinen Freund und Herrn, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, kämpfend und nach verlorener Schlacht für denselben bei Kaiser Karl V., der ihm ebenfalls von früher her hold und gewogen ist, um Gnade bittend. Mit edelm Freimuth tritt er für die Reformation und ihre Bekenner, namentlich für den sächsischen Kurfürsten ein, und der Kaiser, dem der Dichter hier mit gutem Geschick die besten Seiten abzugewinnen gewußt hat, wird davon ergriffen und zur möglichsten Milde gestimmt. Er schenkt dem Gegner das Leben und erlaubt, daß der Künstler dessen Gefangen-

schaft theile. Der zweite Act führt uns die Lösung dieser Gefangenschaft durch Moritz von Sachsen, die Flucht des Kaisers und die feierliche Rückkehr des Fürsten in sein Land an der Seite seines Freundes vor.

Das alles ist würdig und mit warmer Hingabe an die Sache dargestellt, im ganzen aber nur wenig charakteristisch und dramatisch wirksam. Man wird es mit Antheil sowol lesen als sehen können, ohne indeß gerade eine tiefe und hinreißende Wirkung davon zu verspüren. Es ist freundliche und saubere, doch wenig bedeutungsvolle Arbeit.

13. Die beiden Fugger. Historisches Schauspiel in fünf Acten von Stephan Gätschenberger. Würzburg, Stahel. 1869. 8. 10 Ngr.

Den Inhalt des Stücks bildet eine Entzweiung der Brüder Raimund und Anton Fugger. Der letztere, obschon der Jüngere, ist im Familienrath wie im Geschäft der Maßgebendere geworden. Er bestimmt, beschließt, führt aus, weil er von den Brüdern der Unternehmendere, Kühnere, auch der Glücklichere ist. Alles, was er angreift, gelingt. Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn alle Welt sich an Anton Fugger wendet und selbst der im Fugger'schen Hause einkehrende Kaiser Karl V. diesem seine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Ueber dieses alles ist besonders empört Katharina Fugger, die Gattin Raimund's, eine ehrgeizige, strenge und ziemlich herzlose Frau, die ihren Mann beherrscht und denselben antreibt, sich von Bruder und Vaterland zu trennen und nach Frankreich überzusiedeln. Ihre Tochter Anna, die einem Grafen Stolzenfels verlobt war, will sie diesem nur darum nicht zum Weibe geben, weil er Kammerherr des Kaisers ist und sie erfahren hat, daß der erlauchte Herr Anton zum Grafen erheben, ihren Gemahl aber bürgerlich lassen will. Allein allen diesen Zwiespalt und die ganze Misstimmung im Hause Fugger löst schließlich Karl V. in Glück und Frieden dadurch auf, daß er durch längst ausgefertigte Documente beweist, wie er beide Brüder zugleich mit seiner Gnade und dem Adelstande bedacht. Katharina, Raimund, Anton und ihre alte Mutter Regina versöhnen sich, und Anna erhält Graf Stolzenfels zum Gemahl. Auch die deutschen Fürsten, die um der Religion willen mit dem Kaiser auf gespanntem Fuße stehen, setzen sich am Schlusse des Schauspiels mit ihm in gutes Einvernehmen, sodaß dasselbe in schönster Eintracht aller streitenden Elemente zu Ende geht.

Leider ist die Geschichte so grausam, diese Eintracht Lügen zu strafen und dem Schlusse dieser dramatischen Arbeit etwas Schielendes zu geben. Ueberhaupt ist dieselbe nur ein schwächliches, wenn auch ganz wohlgemeintes und seiner Natur nach reinliches Werk. Es ist ohne Zweifel mit Liebe und Sorgsamkeit, aber mit einer wenig kräftigen und durchgreifend gestaltenden Hand geschaffen. Wie der Verfasser in einem Vorwort mittheilt, hat das münchener Preisgericht sein Schauspiel zu den besten der eingesendeten Dramen gezählt und ihm nur deshalb den Preis vorenthalten, weil es zu „familienhaft angelegt sei und keine Episode aus der specifisch bairischen Geschichte wiedergebe".

Wenn diese Aussetzung kein blos beschönigender Vorwand der Ablehnung war, so müssen die dem münchener Preisgericht vorgelegten dramatischen Arbeiten allerdings sehr wenig bedeutsame Talentproben geboten haben, denn von einem eigentlichen dramatischen Talent ist in diesem Drama „Die beiden Fugger" eben kein schlagender Beleg gegeben.

Feodor Wehl.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur Reiseliteratur.

1. Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Deutsche Ausgabe vom Verfasser. Zwei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1874. Gr. 8. 4 Thlr.
2. Japan. Vier Vorträge nebst einem Anhange japanischer Originalpredigten von Eufemia von Kudriaffsky. Mit einem japanischen Originalholzschnitt. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Ein Polarsommer. Reise nach Lappland und Kanin. Von Hermann Aubel und Karl Aubel. Mit 4 Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Es ist eine Lust für den Recensenten, Bücher wie die vorliegenden anzuzeigen. Denn unter allen naturwissenschaftlichen Disciplinen erhebt sich keine so unmittelbar in das Gebiet des Ethischen wie die geographische, und das Ethische berührt eben jeden tiefer als das Materialistische. Wenn aber beides, das Physische und Psychische des Weltlebens, stets seinen Ausdruck so harmonisch findet, wie wir das in den drei obengenannten Werken wirklich antreffen: so befriedigt das nicht nur den Naturbeobachter, sondern auch den Menschen in uns, und augenblicklich reiht sich ein solches Buch in jene Unterhaltungsliteratur ein, die besonders den Naturfreund und Ethnographen erfreut. In dieser Beziehung stehen alle drei Bücher in demselben Range; nur daß jedes seine eigenthümliche Sphäre cultivirt.

„Ein Spaziergang um die Welt" von Alexander Freiherrn von Hübner (Nr. 1) ist nicht ganz mit Recht ein Spaziergang um die Welt genannt, wenn man überhaupt den Spaziergang gelten lassen will. Es handelt sich in dem Buche nur um einen Ausflug nach Japan und China auf der sogenannten amerikanischen Ueberland-Route, wie sie gegenwärtig mittels der Pacific-Eisenbahn und der Dampferlinie von San-Francisco an der Tagesordnung ist, und dieser Ausflug begann in Queenstown, also auf englischem Boden, von wo der Verfasser nach Neuyork fuhr:

> Jenseit der Rocky-Mountains, in den Urwäldern der Sierra Nevada den Kampf der Civilisation mit der wilden Natur, im Reiche der aufgehenden Sonne den kühnen Versuch einiger merkwürdiger Männer zu sehen, welche ihre Nation plötzlich in die Bahnen des Fortschritts zu schleudern suchen; im Reiche der Mitte den versteckten aber beständigen, meist passiven aber stets hartnäckigen Widerstand des chinesischen Geistes gegen das Eindringen europäischer Gesittung zu beobachten —

das war des Verfassers Zweck und Ziel. Eine leichte und schwere Aufgabe, je nachdem! Leicht, weil diese Route schon so oft beschrieben, schwer, weil es keine Leichtigkeit ist, auf derselben noch Neues zu finden. Da muß schon ein umsichtiger Kopf sehr feingeschliffene Augen dazu verwenden, um einen Leser zu befriedigen, der, wie Referent, durch Studien und Verbindungen aller Art die Vereinigten Staaten Nordamerikas in- und auswendig kennt. Absolut Neues hat der Verfasser in der That auch so wenig gebracht, so wenig es sich auf der großen Ueberland-Route noch finden ließ; aber was er bringt, entspricht so sehr dem allgemein Bekannten, daß man mit Vergnügen seine eigenen Studien repetirt, weil der Verfasser, trotz seines Freiherrntitels, ohne Vorurtheile sieht, hört und urtheilt. In großer Uebersichau führt er uns nur das Charakteristische, Wesentliche in rascher Aufeinanderfolge, das Selbsterlebte mit dramatischer Lebhaftigkeit, das Ganze mit einer Reife der Weltanschauung vor, die den staatsmännischen Blick verräth. Mit wenigen Strichen versteht er deshalb auch die Scenerie zu schildern und sie zu beleben, weil er immer und immer wieder den Blick zu dem Menschen erhebt, der ihn am meisten fesselt und den er auch am besten kennt. In dieser Beziehung wird der Leser namentlich den Ausflug in das herrliche Yosemiti-Thal, zu seinen großartigen Katarakten, besonders gelungen finden. Das Neue, was uns der Verfasser hier, wie überall, vorführt, ist eben die menschliche Staffage; an wirklicher Naturkenntniß wäre dem Verfasser allerdings mehr zu wünschen gewesen. Er würde dann Cotton-wood nicht buchstäblich in Baumwollenbäume, sondern in Pappeln (Populus monilifera) verwandelt, nicht von Arbustus, sondern von Arbutus (d. i. Erdbeerbaum), nicht von europäischen Eichen auf californischem Boden, sondern von eingeborenen Bäumen der verschiedensten Art gesprochen haben. Auch im zweiten Theile kehren ähnliche Schnitzer, z. B. Salisburia adimantifolia statt adiantifolia, wieder. Vielleicht ist das aber nur ein Satzfehler, wie Pinus massericana statt massoniana, wo richtig der alte Fehler nochmals wiederkehrt. Mit Leichtigkeit und Grazie weiß der Verfasser zu erzählen; und was er uns erzählt, ist um so frischer, da er das Erlebte sogleich seinem Tagebuche anvertraute, dessen Chronistik auch beibehalten ist. Eine überaus klare Charakteristik des heutigen Nordamerika, im Gegensatze zu der europäischen Civilisation, beschließt den ersten Theil; sie kann dazu dienen, richtigere Vorstellungen über Gegenwart und Zukunft des wunderbaren, oft überschätzten und ebenso oft ungerecht verurtheilten Landes zu verbreiten. In derartigen Reflexionen liegt des Verfassers Stärke, und von dieser annectirt man bei so unbefangener und leichter Darstellung mit Vergnügen einen namhaften Theil.

Man fährt gegenwärtig von San-Francisco in etwa 24 Tagen quer durch den Großen Ocean nach Yokohama, und zwar mit den Raddampfern der Pacific-Mail-Steam-Ship-Company, welche von der Regierung in Washington dafür mit 500000 Dollars jährlich unterstützt wird. Die Fahrt ist bereits eine Art von Spazierfahrt für die Yankees, zu einem Ausfluge nach den seltsamen ostasiatischen Urländern geworden. Damit fuhr aber auch unser Verfasser in eine Art von Tagesfrage unserer heutigen Culturgeschichte hinein. Jedenfalls bildet das, was sich gegenwärtig in Japan zuträgt, diese plötzliche Umwandlung eines uralten verknöcherten Urvolks in ein modernes, die seltsamste Erscheinung, gegen welche die Culturbestrebungen Peter's des Großen und ähnlicher Gewaltmenschen weit zurückstehen müssen. Dieses Thema bildet vornehmlich den zweiten Theil des Buchs, und wahrlich, wenn die großartige Culturbewegung auch nur dazu führte, uns das Land in allen seinen Theilen theoretisch zu erschließen, so wäre das für unsere Kenntniß der Erde und ihrer Bewohner schon ein außerordentlicher Gewinn. Es hat seinen eigenen Reiz, hier mit den Augen eines Mannes zu beobachten, der sich als Diplomat die Welt schon anderweit genau betrachten konnte. Um so wunderbarer werden dem Leser Land und Leute, je enthusiastischer sich ein solcher nüchterner Beobachter darüber ausspricht. Da ihm seine aristokratische Stellung Vortheile verschaffte, welche vielen andern Reisenden abgehen und ohne welche man Japan kaum mit Nutzen bereisen kann, so bringt das auch dem Leser den Vortheil, mit ihm in bis dahin fast gänzlich verschlossene Scenerien vorzudringen, wie das z. B. mit der Reise nach dem japanischen Wahrzeichen, dem vulkanischen Fusiyama (11712 englische Fuß hoch), und dem nahen Wallfahrtsorte Yossida, mit dem Besuche von Osäka und Kiyóto der Fall ist. Wenn man auf solchen und ähnlichen Ausflügen von den Straßen an bis zu den Wohnungen und Sitten der Menschen hinauf die feinste Cultur neben der größten Liebenswürdigkeit des Volks beobachtet, so wird die moderne Culturbewegung für europäische Civilisation nur noch räthselhafter; um so mehr, da dem Volke ein hoher Schönheitssinn angeboren ist und mindestens seine Vergangenheit von einer außerordentlichen Entwickelung dieser künstlerischen Anlagen in Denkmälern von zauberischer Pracht spricht. Was den Mittheilungen des Verfassers über Japan einen besondern Reiz verleiht, ist seine Berührung mit den einflußreichsten Japanesen, z. B. mit dem in Europa hinlänglich bekannt gewordenen Iwakura, mit Saigo, Sawa, Sanjo, dem Premierminister, mit Kido und mit keinem Geringern als dem Mikado selbst. Die Unterhaltungen mit diesen und andern Japanesen dürfen mit Recht das größte Interesse für sich beanspruchen; es liegt auch für den Leser darin gleichsam eine unmittelbare Berührung mit den wunderbaren Menschen des wunderbaren Landes, und man ist dem Verfasser unwillkürlich dankbar für seine Festigkeit, mit der er bis zu den äußersten Consequenzen der Beobachtung, z. B. bis zur Besichtigung des Kaiserpalastes zu Kiyóto, vorschreitet, indem er seine Leute zu nehmen weiß, wie sie genommen werden mußten, um dergleichen unerhörte Forschbegierden zu befriedigen. Denn in nur zu vielfacher Beziehung gleicht Japan mit seiner Ausschließlichkeit und seiner mysteriösen Abgeschlossenheit dem Eindringen in einen orientalischen Harem. In dieser Beziehung ergänzt der Verfasser selbst unsern classischen Kämpffer. Ueberhaupt steht das, was wir über Japan erhalten, so außerordentlich hoch über den Mittheilungen des ersten Theils, daß dieser daneben zu einer bloßen Einleitung herabsinkt. Alles ist werthvoll, sowol hinsichtlich der Beobachtung, als auch hinsichtlich des gereiften Urtheils. Nirgends

drängt sich dem Leser auch nur die Spur von Ermüdung oder Langeweile auf, so ausführlich auch vieles dargestellt ist, und Referent gesteht gern, daß wir es hier mit einem Meister klarer Darstellung und lebendiger Erfassung des Stoffs zu thun haben. Besonders werthvoll nennen wir die politische Geschichte des Shogunates und der politischen Entwickelung Japans in der neuesten Zeit. Das ist eine Abhandlung mit so vortrefflicher Kritik und geschichtlichem Sinne, daß sie als die Krone des Ganzen diesen zweiten Theil auch würdig beschließt.

Mit demselben Blicke beobachtet der Verfasser in China, welches den dritten Theil füllt; nur daß hier fast allein der Mensch das Object ist. Handel und Wandel der Europäer und Chinesen; das mongolische Leben in Peking, das echt chinesische in Kanton, von dem er sich schließlich mit Ekel wendet; die großen Niederlassungen zu Schanghai, Tien-tsin, Hongkong und Makao, bei welchem wir sehr gern eingehendere Untersuchungen über die nichtswürdige Entführung chinesischer Kulis nach entlegenen amerikanischen Arbeitsstationen gelesen hätten; endlich ein Schlußartikel „Auf der Heimfahrt" vom 6. December bis 13. Januar 1872, der zugleich ein politisch-ethnographischer Rückblick auf das Gesehene ist: das sind die Themata des dritten Theils. Eine Fülle von Stoff, besonders für den Ethnographen und Politiker, der seine Augen bis über das Weltmeer hinüber aufzuthun hat, um die Gegenseitigkeit der schiffahrenden Völker kennen zu lernen. Referent bedauert nur, daß er aus dem anziehenden und lehrreichen Werke keinen größern Abschnitt mittheilen konnte, wenn er nicht augenblicklich weit über die Grenzen des diesem Referate gesteckten Raums hinausgehen wollte.

Wer Nr. 1 gelesen, der ist auf Nr. 2: „Japan" von Eufemia von Kudriaffsky, würdig vorbereitet. Das Buch kann zwar nicht den Reiz des Selbsterlebten bieten, wie es bei dem vorigen der Fall ist, aber es hat Anspruch darauf, aus den Urquellen ebenso wie aus den literarischen Hülfsquellen geschöpft zu haben. Die Verfasserin hielt sich an die wiener Weltausstellung, um das Wichtigste in Bezug auf Japan zusammenzustellen, hatte aber nebenbei den Vortheil, die Lehrerin der Frau Teï Watanabe, Gemahlin des ersten Secretärs der japanischen Gesandtschaft in Wien, Hiromoto Watanabe, zu sein. Das Zusammengestellte trug sie dann im November 1873 zu Wien im Frauen-Erwerbsverein vor einem gewählten kleinen Zuhörerkreise vor, wodurch vorliegendes Buch entstand, das sich folglich ebenso auf die Werke eines von Siebold und Mitford wie auf Selbstgesehenes und Selbsterfahrenes stützt. Es schildert das Land nach Klima und topographischen Verhältnissen, nach seiner Vegetation und seinen Culturgewächsen, nach seinen Mineralien und Thieren sowie deren Producten, endlich nach seiner Geschichte von den mythischen Zeiten bis zum Eindringen des Christenthums, womit der erste Vortrag gefüllt ist. Der zweite verbreitet sich über die Culturformen der Japanesen, über Zeitrechnung, Thierkreis, Uhren, Kalender, Feste, Todesarten, Priester, Tempel, Gelübde, Sühne, Opfergaben, Aberglauben, Theehäuser, Glückstage, Reise- und Hausgötter, über heilige Gegenstände und Thiere, über Hochzeitsgebräuche, Brautgaben und Schmuck, über die japanische Frau und deren Kind, über Todtenfeier, Selbstmord, Hinrichtung und Reformen. Der dritte Vortrag beschäftigt sich mit der japanischen Industrie, mit Gasthäusern, Malerei, Musik, Kleidung, Waffen, Metallarbeiten und Lacken, mit Holzindustrie, Pflanzenfasern, Seide, Leder, Pinseln und Papier, mit Spielzeug und Soldkämpfen. Der vierte verständigt uns mit Theater und Dichtkunst, mit Sprache und Schrift, mit Literatur und Geschichte, mit Volksliedern, Märchen u. s. w. Ein Anhang bringt, aus Mitford's „Tales of old Japan" übersetzt, drei Predigten, während Anmerkungen, Namen- und Sachregister das Buch beschließen.

In mancher Beziehung wäre zwar eine strengere Klassifikation wünschenswerth gewesen, doch macht sich das Buch durch seine compendiöse Art und Weise, durch das ernste Streben nach Belehrung im engsten Rahmen, sowie durch die verständige Auswahl des Merkwürdigsten und Wissenswerthesten für die schnelle Auffassung japanischer Zustände außerordentlich nützlich. Niemand wird es ohne Befriedigung aus der Hand legen, zumal die Verfasserin, erwärmt für ihren Gegenstand durch ihre nahen Beziehungen zu der japanischen Gesandtschaft, doch immer mit Takt und Mäßigung lehrt. Wer namentlich auf höherm Standpunkte die bescheiden gegebenen Mittheilungen liest, der wird nicht ohne einiges Erstaunen bemerken, wie analog der europäischen Civilisation sich doch ein Volk entwickelte, das Jahrtausende hindurch von dieser fast gänzlich abgeschlossen war. Wie das auf der einen Seite unsern europäischen Culturstolz zu demüthigen im Stande ist, erhebt es uns auf der andern Seite durch die Einsicht, daß die Offenbarungen des menschlichen Geistes allerorten denselben Gesetzen unterliegen, in ihrer Verschiedenheit nur abhängig sind von den physischen Hülfsmitteln, welche das jemalige Vaterland eines Volks diesem bietet. Die drei mitgetheilten Predigten aber könnten unserm eigenen Klerus einen neuen Weg zeigen, seine Kirchen wieder zu füllen. Im Hinblick hierauf und auf manches andere könnte man wol besorgt fragen, ob die Japanesen recht daran thun, sich unsere Civilisation ohne weiteres anzueignen. Hr. Iwakura wird das wol seit dem geheimnißvoll von seiner Regierung behandelten neuesten Aufstande gegenwärtig besser wissen als vor ein paar Jahren.

Mit ganz besonderm Respect wendet sich Referent zu „Ein Polarsommer" von Hermann Aubel und Karl Aubel (Nr. 3). Denn eigentlich war diese Reise nach Lappland und der Halbinsel Kanin nur eine im Auftrage des Freiherrn Konstantin von Ungern-Sternberg in Reval unternommene Industriefahrt zur Untersuchung geognostischer Bergwerksverhältnisse; was aber die beiden süddeutschen Gebrüder uns von daher mitbrachten, ist mehr werth als die Silberstufen in den Küstenländern des Weißen Meeres, zu deren Untersuchung sie ausgesendet wurden. Zum Theil reisten sie unter so günstigen Umständen, wie sie nur wenigen zur Verfügung stehen; zum Theil auch gelangten sie in Gegenden, die, weil zu entlegen, bisher kaum dem Namen nach bei uns bekannt waren, mindestens von Deutschen mit naturwissenschaftlicher Bildung noch nicht betreten wurden. Was wir über diese unwirthlichen Küstenländer wissen, verdanken wir zumeist russischen oder schwedischen Gelehrten, und

um so verdienstlicher wird uns Deutschen das Buch. Die Reise ging von Petersburg nach Twer an der obern Wolga, von wo man mit dem Dampfschiff nach Jaroslaw eilte, um nun durch das gleichnamige Gouvernement auf einem Taranta unter dem Schatten prachtvoller Birkenalleen die Steppe zu passiren, bis man am dritten Abende die Stadt Wologda erreichte. Nun ging es auf einem kleinen birkenen Kahne auf der Wologda und Suchona fünf Tage lang bis Ustjug, wo man sich auf der Dwina mit 500 Wallfahrern einschiffte, die von den äußersten Grenzen des Reichs an nach dem heiligen Kloster Solowezki mühsam pilgern. Um Mitternacht des zweiten Tags erreicht man Archangel, das Stambul des äußersten nordischen Ostens, schiffte sich hier nach dem Weißen Meere auf eigenem Schoner ein und passirte den Polarkreis auf den nebelreichen Fluten des Meeres in der Kandalakschabucht vor Umba, gelangte dann zu der Gruppe der Bäreninseln und schließlich nach dem Dorfe Kandalakscha an der äußersten Spitze der Bucht. Von hier aus führt ein sogenannter Sommerweg oder eine Poststraße nach Kola, auf welcher zwar fünf Dörfer die Stationen bilden sollen, die aber nichts weiter als elende leere Blockhütten sind. Diese Straße hat man abwechselnd zwischen Föhren, Birken und Ebereschen in der Begleitung blutgieriger Musquitos zu Fuß zurückzulegen und gelangt damit in das Innere von Lappland hinein. Zunächst berührt man den romantischen Imandra-See, einen der Brillanten dieses Nordens, und damit wieder das Wasser zur Weiterreise, bis man dem Umpdül, der höchsten schneebedeckten Erhebung des Landes (circa 4000 Fuß hoch), einen Besuch bis zum Kamme abstattete und sich der nördlichen Baumgrenze durch cyklopische Wälder nähert, deren beklemmendes Schweigen nur von den Schritten der flüchtigen Rens und der Bären unterbrochen wird. Nun begibt man sich in nördlicher Richtung zum Belemis-See, welcher die Wasserscheide zwischen dem Weißen Meere und dem Nördlichen Eismeere anzeigt, steigt über die Ausläufer der Renthierberge nach dem dunkelumwaldeten Pulo-See, in den sich die Kola in breiten Katarakten ergießt, über die Granithöhen der von Renthierflechten weißgeschmückten doch stolz bewaldeten Gangas-Berge nach dem Murdo-See und von dessen nördlichstem Ende zu den Hochmooren der Owetzkizüge, bis man am dreizehnten Wandertage von dem Rande des Plateau tief unter sich Kola selbst, die äußerste Stadt am Saume des Eismeeres, erblickt, in dessen Nähe die Wanderer eine erfolglose Goldwäscherei versuchten. Nun ging es wieder durch Lappland zurück, aber auf einer geradern Linie, auf der man indeß nichtsdestoweniger doch das alte Seenlabyrinth bis zum letzten derselben, dem Pino-See, zu passiren hatte, von Kola bis Kandalakscha etwa 33½ Meilen. Nun galt es, rings um die südliche Küste Lapplands herum nach Triostrowa vorzudringen. Es ist die unsichere sogenannte Terskiküste, an welcher der genannte Ort einen Sicherheitshafen bietet, der namentlich von Schmugglern aufgesucht wird, welche selbst am Eismeere ihr gefährliches Geschäft treiben, um den dortigen Bewohnern die Producte der heißern Länder wie die Spirituosen der skandinavischen Halbinsel zu übermitteln. Hier untersuchte man, namentlich am Ponoi, die Umgegend auf ihre Erzhaltigkeit, unfreiwilliger die unmittelbar am Polarkreise liegende lappische Hauptstadt Loparskoje Selenije, eine der zwölf lappischen Niederlassungen in diesem unwirthlichen Lande, und ging wiederum über das Eiland Triostrowa hinaus nach Cap Orlow, das einen der sechs Leuchtthürme am Weißen Meere trägt. Nun sollte es nach Kanin gehen. Man segelte deshalb durch die „Kehle" des Weißen Meeres um Cap Woronow nach Koida unweit der Mesener Bucht, von wo ab die Reisenden nur mit großer Lebensgefahr die verrufene kaninskische Küste an der Tschischa erreichte. Hiermit gelangte man zugleich auf die große samojedische Tundra-Kanin und zu den wilden Samojeden selbst, die soeben auf der Wanderschaft begriffen waren. Mit ihrer Hülfe eilte man in Renthierschlitten über die Tundra, um verschiedene Berggegenden auf ihre Erze zu prüfen, obwol das ganze Land nur für den Sumpfvogel oder das Renthier geschaffen erscheint. Aus der Tschischa-Bucht entfloh man hierauf zu Schiffe bei greulichem Unwetter dem schrecklichen Lande, dessen schwarzer Moorboden nur wie ein großer Todtenhof mit Grabhügeln erscheint, streifte von Koida aus landeinwärts längs der Mesener Bucht auf der Tundra herum, die sich von hier ab als nordische Wüste nach Nordasien ergießt, und verließ die Koida-Bucht in der Absicht, die Insel Solowezki an der Onega-Bucht zu erreichen. Nach neuen Abenteuern gelang es auch, den kleinen Einsiedlerstaat mit seinem berühmten Kloster zu betreten, das uns die Reisenden ausführlich schildern.

Es war schon Mitte September, als man nach dem gegenüberliegenden Karelien nach Kem segelte, von wo aus man bis Anfang November sechs Wochen lang die karelische Fels- und Seeplatte untersuchte. Man überwinterte in Kem bis Ende December, wo das Eintreten anhaltender Nordlichter, die Polarnacht erhellend, es möglich machte, zu Schlitten längs der westlichen Onega-Bucht durch das Gouvernement Olonetz nach Petersburg zurückzukehren, wo man am neunten Tage über Schlüsselburg nach acht schlaflosen Nächten eintraf. Ein Anhang über Gebirgsbau und bergmännische Arbeiten, über die polarische Pflanzendecke, sowie über den Reichthum des Landes an Fischen und Wassersäugethieren beschließt das Buch. Es trägt zwar nicht den Reiz vollendeter Darstellung in sich; denn dieser ist häufig durch gewaltsame gelehrte Reminiscenzen geschädigt. Aber es ist ein ungemein lehrreiches Buch, das für den Geographen, den Ethnographen, den Mineralogen und namentlich für den Botaniker, ja selbst für den Zoologen, auf alle Fälle für jeden Gebildeten eine Fülle von Stoff in sich birgt. Man muß es den Verfassern lassen, daß sie ihre Zeit gut anwendeten. Nur können wir ihnen nicht bergen, daß uns ihre botanischen Bestimmungen mitunter Zweifel erregen; so z. B. Paeonia Mulan oder arborea, die sicher nur P. officinalis ist. Ebenso vermissen wir die Schilderung echt arktischer Pflanzen, wie der z. B. um Triostrowa, das die Reisenden doch dreimal besuchten, ganze Flächen einnehmenden Diapensia Lapponica. Die öfters erwähnte Pichta ist wol Pinus Sibirica und nicht P. Pichta zu schreiben. Um so werthvoller sind die Mittheilungen über das Physiognomische der Flora und anderes, für das wir ihnen dankbar die Hand drücken.

Karl Müller von Halle.

Poetische Uebersetzungen.

1. Gedichte von Joost van den Vondel. Deutsch von F. Grimmelt und A. Jansen. Münster, Russell. 1873. Gr. 16. 18 Ngr.
2. Aus siebzehn Zungen. Lieder und Gedichte verdeutscht von Julius Meyer. Leipzig, Steinacker. 1874. 8. 1 Thlr.
3. Dichterklänge aus Spaniens bessern Tagen. Auswahl aus den Meisterwerken jüdisch-spanischer Dichter, metrisch übersetzt und mit Noten versehen von A. Sulzbach. Frankfurt a. M., Erras. 1873. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Chinesische Lieder aus dem Livre de Jade von Judith Mendès in das Deutsche übertragen von Gottfried Böhm. München, Ackermann. 1873. 16. 18 Ngr.
5. Gedichte von Alexander Puschkin in deutscher Nachbildung von H. L. Schmitt. Wiesbaden, Feller und Gecks. 1873. 16. 12 Ngr.
6. Krylóf's sämmtliche Fabeln. Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von F. Löwe. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Sämmtliche Canzonen des Luis de Camoens. Zum ersten male deutsch von W. Storck. Paderborn, Schöningh. 1874. 16. 24 Ngr.
8. In memoriam. „Zum Gedächtniß", von Alfred Tennyson. Aus dem Englischen übersetzt von Agnes von Bohlen. Berlin, Bornträger. 1874. 8. 1 Thlr.
9. Shakspeare's Southampton-Sonette. Deutsch von Fritz Krauß. Leipzig, Engelmann. 1872. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir müssen unsere Besprechung diesmal mit einem ganz überflüssigen und misrathenen Buche beginnen. Es handelt sich um den Niederländer Joost van den Vondel, dessen Gedichte die Herren Grimmelt und Jansen übersetzt haben (Nr. 1). Zur bessern Begründung unsers Urtheils schicken wir einige Notizen über den Dichter voran. Vondel ist von Geburt ein Deutscher; 1587 kam er in Köln zur Welt, hat aber den größten Theil seines Lebens in Holland verbracht. Seine religiöse Ueberzeugung hat viele Wandlungen erlitten; die Aeltern waren Wiedertäufer, er selbst lebte in jungen Jahren als Kind der Welt, trat alsdann zu den Arminianern über, mit denen er eine Zeit lang an die präexistente Gnadenwahl und Verstoßung glaubte; endlich ward er in aller Form Katholik. Im Jahre 1659 ist er gestorben. Das lebhafte Gefühl, das sich zum Ausbruch drängte, hat diesen merkwürdigen Mann zum Versemachen verleitet. Von seinen Tragödien soll eine, „Gysbrecht von Aemstel", noch alljährlich über die holländischen Bühnen gehen. Aber ein Dichter ist Vondel darum doch nicht. Man braucht nur die langen schulgerechten Ergüsse zum Lobe irgendeines beliebigen Flusses, Helden oder Heiligen zu durchblättern, um sich zu überzeugen, daß wir es hier mehr mit einem dürren Knochengerippe als mit frisch pulsirendem Blut zu thun haben. Und hier ist der Punkt, bei dem die Kritik der Uebersetzer einzusetzen hat. Für wen haben sich die Herren Grimmelt und Jansen so viel Mühe gegeben? Gewiß nicht für den blos genießenden Leser, denn was hätte der von Gedichten wie „Gethsemane", in welchem z. B. untersucht wird, welcher Engel, ob Gabriel oder ein anderer, den Heiland in der Leidensstunde getröstet habe! Und also sollte die Arbeit dem Culturforscher zugute kommen. Aber auch für diesen ist sie nicht zu brauchen, denn die Uebersetzung ist nach dem Eingeständniß des Vorworts sehr frei und obendrein nur eine Auswahl. Was haben sich die Uebersetzer also bei ihrem Thun gedacht? Wir müssen doch wol wieder auf die schon fallen gelassene Vermuthung zurückkommen, daß die Herren wirklich geglaubt haben, etwas Erquickendes und Schönes zu liefern. Ist das der Fall, so haben sie sich sehr geirrt. Von Genuß kann doch da keine Rede sein, wo der Leser verurtheilt ist, bei jedem zweiten Schritte zu stolpern und sich wund zu stoßen. So steht es mit unserer Uebersetzung. Selten ist uns ein schlechteres, leichtfertiger construirtes Deutsch geboten worden. Gleich in den ersten Versen finden sich grammatische und andere Flüchtigkeiten, verbunden mit dem ärgsten Ungeschmack:

> Wer ist es, den, so hoch gesessen,
> So tief im unnahbaren Licht,
> Nicht Zeit, nicht Ewigkeiten messen,
> Nicht Kreise; — den kein Gleichgewicht
> Erreicht? . . . .
> 'S ist Gott!

Da bekommen ferner die Nebenflüsse des Rheins das überraschende Epitheton „triefend von dem Naß", und die Mosel erscheint sogar „voller Aepfelhaine". Da philosophirt ferner jemand über Stoffwechsel und Unvergänglichkeit der Materie, nämlich „das Schwein denkt: Schinken kommt von mir". Und endlich passirt dem König Karl II. von England ein Glück, das noch weit über dieses Schwein hinausgeht:

> Ihren Schos ihm zu entrollen,
> Eilet Thetis froh heran.

Unser Urtheil über Nr. 1 lautet also: Schuldig des zwecklosen Herumbummelns auf dem Büchermarkt. Gegen diesen Ausspruch, welcher noch milde gefaßt ist, können die Uebersetzer allerdings Berufung einlegen, aber nur indem sie die Zuständigkeit unsers Gerichts bestreiten, d. h. indem sie erklären: Wir wollen nicht so angesehen sein, als ob wir bei unserer Arbeit das Interesse anderer Leute überhaupt irgend im Auge gehabt hätten. Und vor einem solchen Bekenntniß werden sie ja wol Scheu tragen.

Bei den folgenden Nummern können wir uns meist kürzer fassen. Nr. 2 ist eine ziemlich planlose Sammlung; da finden sich gemüthlich nebeneinander Pseudo-Anakreon und Felicia Hemans, Letten und Esten neben eigenen Gedichten des Uebersetzers. Bei den weniger bekannten Dichtungen wäre, und das gilt nicht blos von dem ersten, ein gelehrter Nachweis ihrer Quellen wohl am Platze gewesen. Andere Ausstellungen wollen wir uns sparen, nur Eins muß entschieden betont werden. Was jemand übersetzen will, steht in seiner Wahl; hat er aber gewählt, so ist es unerlaubt, wichtige Theile des Ganzen zu unterdrücken. Wenn Julius Meyer also Béranger's „Roi d'Yvetot" übersetzen wollte — was allerdings durchaus nicht nothwendig war —, so durfte die Strophe „Aux filles de bonnes maisons" nicht wegbleiben, denn in ihr setzt sich der liederliche Humor des Gedichts erst recht die Krone auf. Es heißt einen Dichter belei-

digen, wenn man ihn so ohne Saft und Kraft für Fräuleinsinstitute servirt.

Die jüdisch-spanischen Dichter Jehuda Halevy, Sabara und Charisi, aus deren Werken A. Sulzbach einiges übersetzt hat (Nr. 3), bieten vorzugsweise ein culturhistorisches Interesse. Auch ist es begreiflich, daß die Erinnerungen aus der Glanzzeit des modernen Judenthums, aus der Zeit, da in Philosophie und Dichtkunst spanische Juden zu den ersten Meistern gerechnet wurden, für deren Glaubensgenossen noch heute hohen Werth besitzen. Aber auf die ästhetische Würdigung darf dieser Umstand keinen Einfluß üben. Und da muß gesagt werden, daß wenigstens die hier gebotene Auswahl wenig Frisches und Erfreuliches bringt: meistens mittelmäßige Gedichte, flaue Epigramme und orientalisch angehauchte, nicht übermäßig geistvolle Parabeln.

Die Uebersetzung ist mit großer Liebe gemacht, ein ernster, erbaulicher Ton klingt hindurch und prägt der Sammlung den Charakter eines Andachtsbuchs auf. Hier einige Proben:

Diener der Zeit sind Knechte der Knechte,
Gottes Diener allein ist frei;
Fordert ein jeder daher seine Rechte,
Sage ich: „Mein Theil ist Adonai!"

Im Traume schaut' ich deine Hallen
Und deiner Engel selig Chor,
Dorthin sah ich die Frommen wallen,
Der Opferrauch, er stieg empor;
Ich stimmte ein mit in die Lieder,
Die anhub der Leviten Schar,
Und freut' mich, da ich schaute wieder
Den Tempeldienst, wie er einst war. —
Da wacht' ich auf — o, deine Nähe
Beglückte mich, ich war bei dir,
Dich preis' ich in der Himmelshöhe,
Denn Preis und Dank gebührt nur dir!

Ewig kreisen Mond und Sterne
Und ihr Wandel hört nicht auf,
Tag und Nacht sie wechselnd bringen,
Nie geendet ist ihr Lauf;
Israel sind sie als Zeichen gegeben:
Jakob's Kindern blüht reiches Leben.
Hat auch Gott mit seiner Linken
Seine Kinder fortgebannt,
Mit der Rechten wird er winken,
Ihnen reichen seine Hand;
Nur nicht die Tage in Zweifel vertrauern,
Ewig wird Israel wie Tag und Nacht dauern.

Nun aber zu dem sonderbaren Volke, das seinen Wein aus Tassen trinkt. Wodurch charakterisiren sich die chinesischen Gedichte (Nr. 4)? Es ist nichts Großes darin, weder ernste Vertiefung noch hervorbrechende Glut, sondern alles ist hübsch flach und sauber; gemüthliche Betrachtung und wohlcontrolirtes Gefühl, das wären dafür wol die passendsten Schlagworte. Sehen wir uns einige von den zierlichen Liebesgedichten an:

Den Bach ist entlang gewandert
Der jungen Mädchen Schar —
Sie haben sich verloren
In Büschen von Nenuphar.

Vergebens sucht sie das Auge —
Doch hört man sie kichern sehr,
Und duftiger von ihren Gewanden
Weht leis der Westwind her.

Den Bach ist entlang geritten
Ein Reiter den Mädchen nah —
Die eine fühlt' ein Pochen
Im Herzen, da sie ihn sah.

Ihr Antlitz wollte sich röthen,
Tief dunkel sich röthen sogar —
Doch haben sogleich sie verborgen
Die Büsche von Nenuphar.

Das ist in seiner Natürlichkeit sehr anmuthig; nun ein Seitenstück dazu, das nicht minder reizend, aber auch ebenso vorsichtig empfunden ist:

Es ritt durch die stille Tannenallee
Die Gattin Lo-Wang-Li's entlang dem See,
Lo-Wang-Li's, des Mandarinen. —
Die Mondenlichter schienen.

Im Reiten entfielen des Halses Zier
Ihr Perlen von Jade dort und hier.
Ein Mann hat sie froh gelesen. —
Schnell ist er davon gewesen.

Ich hob nicht die Perlen, die sie verlor,
Ich blickt' nur zum Antlitz der Dame empor,
Das weißer als Mondlicht auf Tannen, —
Und ging still weinend von dannen.

Einer solchen Naturanlage steht die Lyrik eigentlich nicht an. Wie könnte ein Chinese je zum Korybanten werden! Mit feinem philosophischen Lächeln würde er den begeisterten Priester betrachten. Denn zum Humor besitzt er alles Erforderliche. Da schildert er z. B. einen berauschten Poeten:

Langsam spaziert auf dem Berge der Dichter;
Ferne Gesteine voll neblichter Lichter
Scheinen ihm Hämmel, in Schlummer gesunken.
Müde ist er; denn er hat viel getrunken.

Und nicht übel ist auch folgendes Gedicht:

Auf dem neuen, güldenen Thron
Sitzet des Reichs der Mitte Sohn,
Glänzt von Demant und von Rubinen
In der Mitte der Mandarinen . . . .
Und von wichtigen Dingen schienen
Wichtig zu sprechen die Mandarinen.
Aber des Kaisers Gedankenwogen
Sind zum Fenster hinausgezogen.

In des Pavillons porzellanenem Saal
Sitzet des Kaisers junges Gemahl . . . .

Und es schien ihr, als bliebe
Im Rathe zu lang der Liebe,
Und aus langer Weile
Fächelt sie sich mit Eile.

Da in den Lüften
Ein Wehen von Düften
Umschmeichelt es nicht
Des Kaisers Gesicht? . . . .

Und des Reiches der Mitte Sohn
Geht zum porzellanenen Pavillon,
Glänzend von Demant und von Rubinen.
Ihn betrachten die Mandarinen,
Welche zur Erde sich tief verneigen,
Sich verwundern und — stilleschweigen.

Aber im Gefolge dieser Begabung macht sich mitunter eine recht unangenehme Geistreichelei bemerklich. Unter anderm kommt da ein Gedicht vor, welches Vers für Vers um zwei Silben wächst und dann allmählich ebenso wieder abnimmt. Der erste, steigende Theil schildert ein stattliches Landhaus, in welchem fröhliche Dichter Zechgelage halten; der zweite, fallende malt nun um-

gekehrt, wie sich dieses ganze Bild im Schloßgraben abspiegelt, sodaß alles darin auf dem Kopfe steht. Man wird schwindlig von diesem Experimente, man fühlt sich nicht mehr recht sicher auf den Beinen und geräth wirklich wider Willen in die selbstvergessene Zecherstimmung, die der Dichter hervorrufen wollte. Aber ist solch ein Kunststück lobenswürdig?

Hiernach wäre nun zu erwarten, daß die Stärke der chinesischen Dichtung im Lehrgedichte liegen müsse. Derartiges bringt das zierliche Büchlein leider nicht. Die Uebersetzung, von Gottfried Böhm aus dem Französischen veranstaltet, ist meistens feinsinnig und geschickt; wenn wir etwas zu tadeln haben, so ist es der allzu bunte Wechsel der Versmaße. Sollte z. B. die Ghasele eine ursprünglich chinesische Form sein? Jedenfalls unchinesisch sind die siebzehnzeiligen, Goethe nachgeahmten Sonette. Einige Anmerkungen wären sehr willkommen gewesen. Weswegen soll der genußsuchende Leser sich erst im Leunis oder in Reisebeschreibungen nach dem Kormoran, dem Jad u. s. w. erkundigen?

Puschkin's Werke sind bereits vor bald zwanzig Jahren von Bodenstedt mit bekannter Meisterschaft übersetzt worden. Nr. 5 bringt zum Theil eine Nachlese. Es ist eine dankenswerthe Gabe. Will Schmitt noch einmal die Feile anlegen, so machen wir ihn darauf aufmerksam, daß auf Seite 5 zwei Verse auffällig an den „Grafen von Habsburg" erinnern („Ihn ergreifet des dunkeln Wortes Gewalt" und „Ihre Locken glänzten wie Schnee so weiß"), ferner auf die sehr unschöne Stelle Seite 62, Zeile 5—8. Im übrigen liest sich alles leicht und ohne Anstoß. Die Welt, in die Puschkin's Dichtungen uns versetzen, hat zum modernen deutschen Volksbewußtsein kein rechtes Verhältniß mehr. Das Räuber- und Zigeunerleben, die Beutezüge kriegslustiger Jünglinge, die selbständige Politik der Stammeshäupter: das alles redet von einer Culturperiode, die hinter uns Deutschen schon in nebliger Ferne liegt. In dieser rohern Umgebung lebt noch, wild und kräftig, der Aberglaube (Oleg, der Ertrunkene), die Rachsucht, der Blutdurst, die ungezügelte Leidenschaft der Liebe (Poltawa, die Zigeuner). Am reinsten abgeklärt tritt das eigenthümliche russische Wesen, diese Mischung von Demuth und Hoffart, von Mystik und Reflexion, von nordischer Gemüthlichkeit und orientalischem Schwung — am reinsten tritt dies hervor in dem reizenden Märchen, das der Uebersetzer kunstsinnig an das Ende seiner Sammlung gestellt hat.

In Nr. 6 begegnet uns abermals ein Russe, der von seinen Landsleuten höher als Gellert und Lafontaine geschätzte Krylóf. Gewiß ist es ein Verdienst F. Löwe's, dessen Fabeln dem deutschen Publikum zugänglich gemacht zu haben. Die vorausgeschickte Einleitung wird zum Verständniß derselben nicht wenig beitragen. Wir persönlich müssen nun bekennen, daß wir uns auf dem Gebiete der Fabel, diesem schmalen „Grenzraine der Poesie und Moral", nicht recht wohl fühlen; es mag daher rühren, daß dieser Rain einer mathematischen Linie an Breite sehr nahe kommt. Von dem haardünnen Drahtseile der echten Fabel gleiten die Dichter meist nach einer von beiden Seiten herunter. Krylóf hat es vorgezogen, auf die poetische Blumenwiese zu fallen. Unter anziehenden Bildern und glänzenden Schilderungen versteckt er seine lehrhafte Tendenz. In so schimmerndem Aufputze mögen dann die uralten Fabeln von Lamm und Wolf, von Frosch und Stier noch einmal wieder gefallen. Doch findet sich unter diesen sogenannten Fabeln auch manches, was alles andere, nur keine Fabel ist. So das Geschichtchen, welches, wie Löwe erzählt, dem Dichter die ganz besondere Gunst Nikolaus' I. einbrachte: Ein dummer Magnat hat sich um das Wohl seiner Unterthanen — gar nicht bekümmert; er stirbt und bekennt vor dem Todtenrichter, daß er alle Regierungssorgen wohlweislich seinem Secretär überlassen habe. Wohlgethan! spricht Anakus, Marsch ins Elysium! — Dieser Scherz mochte dem großen Selbstherrscher freilich gefallen, aber eine Fabel ist er nicht, nach keiner irgend aufstellbaren Definition.

Auf unserer literarischen Fahrt, welche allerdings an Hieronymi Jobsens berühmte Reisekarte erinnert, kommen wir nun nach Portugal. W. Storck hat eine vortreffliche Uebersetzung der Canzonen des Camoens (Nr. 7) geliefert. Dieselbe ist Friedrich Diez gewidmet, offenbar aus gelehrter Arbeit hervorgegangen und mit sehr ausführlichen Erläuterungen versehen. Proben können wir, ohne weitschweifig zu werden, nicht mittheilen.

Auch über die beiden letzten Nummern (8 und 9) müssen wir uns kürzer fassen, als sie eigentlich verdienen. Tennyson's „In memoriam" und Shakspeare's „Southampton-Sonette" haben eine gewisse Aehnlichkeit miteinander. Es sind Denkmäler der Freundschaft. Auch darin stimmen sie überein, daß sie eine lange Reihe einzelner, in sich abgeschlossener Gedichte bieten. In jedem einzelnen spiegelt sich das zu Grunde liegende Verhältniß von einer andern Seite ab. Dadurch bekommt der Ausdruck ihres Gefühls eine ganz seltene Vollkommenheit, und mit immer festern Banden fühlt sich der Leser an die Seele des Dichters angekettet. Die Uebersetzung des „In memoriam" mag vielleicht frauenhaft incorrect sein, jedenfalls liegt ein eigener Hauch sehnsüchtiger, geheimnißreicher Stimmung darüber. So höre man folgende Stelle. Der Dichter erwartet die Leiche des Freundes, der in fernem Lande gestorben:

Still ruht der Morgen, still die Welt,
Als könnten sie mein Leid erfassen;
Nur durch das Laub, schon im Verblassen,
Leis raschelnd die Kastanie fällt.

Still ruht der Frieden auf der Heide
Und auf des feuchten Ginsters Thau,
Auf Sommerfäden silbergrau,
Ein zitternd goldiges Geschmeide.

Still ruht die Luft, die Blätterfülle
Schon roth zum Fall in kurzer Frist;
Und in mir — wenn da Stille ist —
Wenn Stille! — der Verzweiflung Stille.

Still ruht das Meer, und silbern schwebt
Darüber stille Schlafenslust,
Und still ist jene edle Brust,
Die sich nur mit der Welle hebt.

Die neue Uebersetzung der „Southampton-Sonette" zeichnet sich vornehmlich dadurch aus, daß sie, in Deutschland zum ersten mal, eine genügende Erklärung

und Anordnung dieser Gedichte bietet. Was ist über Shakspeare's Sonette nicht alles geschrieben, was für wahnsinnige Vermuthungen sind nicht ihretwegen aufgestellt worden! Wirr und scheinbar unvollständig überliefert, trotzten sie allem Bemühen. Zu welchen Versuchen der Erklärung man zuletzt griff, das zeigte 1861 ein kleines Schriftchen von D. Barnstorff: „Schlüssel zu Shakspeare's Sonetten." In diesem heißt es ganz unumwunden, Shakspeare rede nicht von einem Mädchen und noch weniger von einem Freunde; er schildere vielmehr seine geistige Individualiät unter der Form von „Zurufen seines sterblichen an seinen unsterblichen Menschen". Aber auch Bodenstedt, der diese Auffassung im Schlußworte zu seiner „deutschen Nachbildung" gebührend zurückweist, behauptet noch: „Daß sich kein leitender Faden durch das Ganze zieht, wird jedem auf den ersten Blick einleuchten."

Dennoch hat ein neuerer englischer Forscher, Gerald Massey, einen solchen leitenden Faden oder wenigstens ein durchgehendes Princip der Eintheilung aufgefunden. Er unterscheidet zwischen persönlichen Sonetten, d. h. solchen, die der Dichter an seinen Freund, den Grafen Southampton, aus eigener Seele richtet, und dramatischen, d. h. denen, in welchen er Southampton an Elisabeth Vernon oder Elisabeth an Southampton schreiben läßt. Diese Gruppen folgen sich abtheilungsweise, und es läßt sich unter ihnen eine sinnvolle Reihenfolge aufstellen. Ob die Massey'sche Entdeckung inzwischen den Beifall der Shakspeare-Kenner gefunden hat, wissen wir nicht; jedenfalls ist aber für das Bedürfniß des Laien durch eine derartige Anordnung besser gesorgt, als durch die bisher beliebte Unordnung. Deswegen hat F. Krauß gut gethan, sich im wesentlichen an Massey anzuschließen.

Weniger einverstanden sind wir mit der zweiten Eigenthümlichkeit dieser Uebersetzung. Um „der deutschen Frauenwelt Shakspeare's schöne Dichtung zugänglicher zu machen", hat Krauß 28 Sonette ausgeschieden. Wir wollen hierüber nicht viel Worte verlieren, sondern verweisen auf das schon erwähnte „Schlußwort" von Bodenstedt. Das war übergroße Aengstlichkeit. Aber gern mag bezeugt werden, daß keine deutsche Frau sich zu scheuen braucht, das erquickende, mächtig ergreifende Buch zur Hand zu nehmen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der „Ersten vollständigen Gesammtausgabe" der Werke von Karl Gutzkow (Jena, Costenoble) liegen jetzt 25 Lieferungen der ersten Serie vor. Sie geben uns ein interessantes Bild des vielseitigen, feinspürigen Autors, der in diesen Heften noch nicht das schwere Geschütz seiner großen Hauptwerke aufführt, sondern ein glänzendes Tiraillement des Esprit, und wie wir hinzufügen, auch des Gemüths eröffnet. „Aus der Knabenzeit" ist ein solches Werk voll geistig feiner Anregungen und gemüthvoller Erinnerungen; in den „Gedichten" wiegt das Gelegenheitliche und Epigrammatische vor. Die kleinern Romane und Erzählungen nehmen den überwiegenden Theil der bisjetzt erschienenen Hefte ein; sie zeigen ein Erzählertalent, das sich nicht auf das thatsächlich Fesselnde beschränkt, sondern geistige Tendenzen mit den Begebenheiten verknüpft. Wir finden unter diesen Erzählungen die vielbesprochene Novelle „Die Zweiflerin", eine Tragödie der jungdeutschen Skepsis, und den „Sadducäer von Amsterdam", eine bereits 1832 geschriebene Novelle, welcher Gutzkow später sein berühmtestes Trauerspiel „Uriel Acosta" entlehnt hat. Die Summe geistigen Inhalts ist schon in diesen Novellen, selbst in den am leichtesten hingeworfenen, eine bedeutende. Gutzkow's sämmtliche Werke werden uns einen Autor von großer Bedeutung und der umfassendsten Productivität zum ersten male in der Summe seines Schaffens und Wirkens vorführen.

— Die „Gesammelten Schriften" von Friedrich Gerstäcker (Jena, Costenoble), eine Volks- und Familienausgabe, sind bereits bis zur sechsundachtzigsten Lieferung vorgeschritten. Das Volksbuch „Nach Amerika" und allerlei transatlantische Skizzen bilden den Hauptinhalt der letzten Lieferungen. Frische Lebenslust mit praktisch zugreifender Thätigkeit, der ganze Hauch des amerikanischen Lebens weht uns aus diesen Schriften entgegen, die eine gesunde und volksthümliche Lektüre darbieten.

— Von Moritz Hartmann's „Gesammelten Werken" (Stuttgart, Cotta) liegt die neunte und zehnte Lieferung vor, welche den zweiten und zehnten Band bilden. Die satirische „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", mit ihren scharf gezeichneten Silhouetten aus dem frankfurter Parlament, die poetischen Erzählungen „Schatten", die Hexameter-Idylle „Adam und Eva", allerlei neue Satiren und „Nachlaßgedichte" sind im zweiten Bande gesammelt, während der zehnte Bruchstücke revolutionärer Erinnerungen, biographische Bilder und Skizzen, unter denen sich Porträts von Béranger und Mazzini finden, allerlei Vermischtes und das öfter aufgeführte dramatische Sprichwort „Gleich und Gleich" enthält. Nicht blos das dichterische Talent, auch die mannichfachen Erlebnisse Hartmann's und die Frische seiner touristischen Skizzen geben diesen „Gesammelten Werken" Werth und eigenartige Bedeutung.

— Die neuesten Hefte der Philipp Reclam'schen Universalbibliothek, 561—567, enthalten: Marcus Jókai's Roman „Ein Goldmensch", übersetzt aus dem Ungarischen von J. M. Kertbeny, das fünfactige Volksschauspiel „Ein Excommunicirter" von Heinrich Jantsch, das Trauerspiel: „Ludwig XI." von Casimir Delavigne, übersetzt von Johannes Bénoit, Ernst Wichert's Schauspiel „Die Fabrik zu Niederbronn" und das Schauspiel Joseph Weilen's „Heinrich von der Aue".

— Das Monument der Kaiserin Katharina II. von Rußland ist am 24. November 1873 in Petersburg eingeweiht worden. Dr. C. F. Walther, Staatsrath und Oberbibliothekar, hat zur Feier des Tags ein carmen alcaicum in lateinischer und deutscher Sprache gedichtet, das in Petersburg 1873 im Druck erschienen ist. Die petersburger Bibliothek ist ebenfalls von Katharina begründet worden, so daß der jetzige Oberbibliothekar volles Recht hatte, seine Lyra zum Preise der Kaiserin zu stimmen. Außer Katharina werden auch Orlow, Suworow, Potemkin und die Akademiker und Dichter ihrer Zeit gefeiert. In einem alcäischen Lichtbild ist natürlich kein Platz für die Schattenseiten und ihre kritische Beachtung; alle Strophen haben den Vollklang des Hymnenschwungs, z. B.:

Die Hülle fällt, blick auf — Katharina dort,
Umringt von Großen, große Gebieterin,
An Majestät erhabne Juno,
Aber an Weisheit und Geist Minerva.

So würdig höchster Krone und Herscherstabs,
Des Reiches Mutter, zweite Begründerin,
Ja Mehrerin und Schutz und Zierde,
War Katharina auch Peter's würdig.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 2. und 3. September tagte die deutsche Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten in Leipzig; es waren mit den Vollmachten ungefähr 150 Stimmen vertreten. Der Vorsitzende wies darauf hin, daß es der Vorstand für keine Profanation erachtet habe, die Versammlung auf den Tag der Sedanfeier zu verlegen, da durch die Werke des Friedens erst der innere Ausbau des auf dem blutigen Schlachtfelde von Sedan begründeten Deutschen Reichs vollendet werde; das deutsche Theater, so sehr man über seinen Verfall klagen möge, gehöre doch noch immer zu den großen Culturstätten der Gegenwart, auf denen die geistigen Schlachten geschlagen würden, und die deutschen Autoren seien die Feldherren in diesem Kampfe. Das Aufblühen und Wachsthum der Genossenschaft wurde durch die Rechenschaftsberichte des Vorstandes, des Bureau und des Syndicus hinlänglich constatirt, Verträge über ältere Stücke mit der berliner Generalintendanz für Kassel, Hannover und Wiesbaden und mit dem frankfurter Theatercomité ergaben günstige finanzielle Resultate.

Die Hauptaufgabe der Generalversammlung war eine Revision der Statuten. Der Vorstand hatte, gestützt auf die Erfahrungen, die er gegenüber den Gerichten und Directionen gemacht, neue Statuten vorgelegt. Angenommen wurde ein für die Processe der Genossenschaft sehr wichtiges Princip: dieselbe ist bei unbefugten Aufführungen als Cessionarin, bei allen andern als Bevollmächtigte der einzelnen Mitglieder anzusehen. Damit werden die Bedenken beseitigt, welche einzelne Gerichte gegen die Legitimation der Genossenschaft zur Proceßführung ausgesprochen hatten. Das Verbot der Bevollmächtigungen innerhalb der Genossenschaft, mit Ausnahmen, welche der Vorstand zu bestimmen hat, sollte das Aufkommen von Zwischenagenturen verhindern, welche den Verkehr zwischen den Bühnen und der Genossenschaft erschweren und verwirren. Eine der wichtigsten Fragen, diejenige der obligatorischen Agentur mit Aufhebung des Selbstbetriebes, ist noch nicht zum Abschluß gediehen. Gleichwol beruht auf derselben die Geschlossenheit der Genossenschaft gegenüber den Bühnenvorständen. Es lagen entschiedene Proteste namhafter Autoren gegen dieselbe vor. Näher gekommen ist man indeß dem Ziel, als dies in den vorigen Statuten der Fall war. Während die Bestimmung beibehalten wurde, daß keine andere Agentur als die Genossenschaftsagentur benutzt werden dürfe, hat man auch noch die Verpflichtung hinzugefügt, alle privatim abgeschlossenen Verträge auf dem Genossenschaftsbureau niederzulegen. Die Debatten waren sehr lebhaft; von denjenigen Schriftstellern, welche gegenwärtig die Bühnen beherrschen, waren von Moser, Lindau, Putlitz, Wichert, Mels u. a. anwesend; von Schweitzer trat ebenfalls der Genossenschaft bei; Hr. von Hillern vertrat Frau Birch-Pfeiffer, deren Bühnenregiment noch immer fortdauert, wenn auch jetzt der Schwerpunkt ihrer Herrschaft nicht mehr wie früher auf den großen Hoftheatern ruht. Die Zahl der Genossenschaftsmitglieder ist auf 242 gestiegen. Obgleich von seiten der Behörden und des Publikums mit einer gewissen Ungunst behandelt, wird die Genossenschaft doch immer mehr den Bühnen gegenüber eine Macht, wie sie denn auch mit der großen Mehrzahl derselben bereits einen geregelten Verkehr auf festen Grundlagen angebahnt hat.

Bibliographie.

Aus Schutt und Ruinen. Illustrirter romantischer Sagenwart im Gewande unserer Zeit. 1stes bis 3tes Heft. Wien, Wenedikt. Lex.-8. à 4 Ngr.

Baudissin, Graf U., In engen Kreisen. Roman. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Beeck, P. à, Aquisgranum oder Geschichte der Stadt Aachen. Aus dem Lateinischen übersetzt und durch eine kurze chronologische Uebersicht bis zur Jetztzeit fortgeführt von P. St. Käntzeler. 1ste Lief. Aachen, Gebrüder Habes. Gr. 8. 10 Ngr.

Benz, E., Der christliche Wunderbegriff und seine neueren Gegner bis auf Strauß und Lang. Dresden, Kaufmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Bernstein, A., 1849. Verfassungskämpfe und Kabinets-Intriguen. Historische Erinnerungen. Fortsetzung von „März-Tage" und „Aus dem Jahre 1848". Berlin, F. Duncker. 8. 5 Ngr.

Brook, [illegible]., Auf dem Ocean des Lebens. Roman. 1ster bis 3ter Bd. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Dickmann, H., (Frz. Othen), Neuer Frühling. Wiesbaden, Limbarth. 16. 28 Ngr.

Dinckelberg, H., Lorbeer- und Palmen-Blätter. Feldzugs-Plaudereien, Baracken-Memoiren und Gedichte. Magdeburg, Verlag der Krieger-Zeitung. Gr. 8. 1 Thlr.

Döring, R., Königgrätz. Episches Gedicht. Brieg, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Erläuterungen zu den ausländischen Klassikern. 1stes Bdchn.: Shakespeare's Romeo und Julia. Erläutert von R. Prölß. Leipzig, Wartig. Gr. 16. 10 Ngr.

Ernesti, Luise (M. v. Humbracht), Ein kaiserlicher Wahlspruch. 2te Abth. Die neue Zeit und das neue Geschlecht. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 5 Thlr.

Freybe, A., Das Meklenburger Osterspiel vollendet im Jahre 1464 zu Redentin übertragen und behandelt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Friedmann, A., Merlin. Orpheus. Zwei Gesänge. Wien, Rosner. 16. 24 Ngr.

Geibel, E., Am 13. Juli 1874. Ode. Elberfeld, Bädeker. 4. 2½ Ngr.

Gensichen, O. F., Was ist eine Plauderei. Einaktige Plauderei. Berlin, Grosser. Gr. 8. 10 Ngr.

Graßhoff, W. W. Freih. v., Mesalliance auf dem Lande oder nur praktisch. Original-Lustspiel. Cassel, Jungklaus. 8. 20 Ngr.

— — Zünftler und Patricier oder Ulrich Schwarz, der Tyrann von Augsburg. Historisches Original-Schauspiel. Cassel, Jungklaus. Gr. 8. 1 Thlr.

Heinzelmann, C., Poetische Grüße aus Sicilien. 1ster Bd. Leipzig, Schneider. 8. 1 Thlr.

Heller, R., Nachgelassene Erzählungen. Mit einem Vorwort von H. Laube. 5 Bde. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 8 Thlr.

Henzen, W., Die Kypseliden. Tragödie. Leipzig, Expedition der Literatur. 8. 12½ Ngr.

Hieronymi, W., Die Religion der Erkenntniß. Gedankenbeiträge für die religiöse Gestaltung der Zukunft. 1ste Lief. Wiesbaden, Limbarth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hildebrand, W. B., Der Gottesbegriff in seiner Neugestaltung als Grundlage christlicher Weltanschauung und ihrer Harmonie mit der Wissenschaft unserer Zeit. Mit einem Vorwort von Kohlschütter. Dresden, Kaufmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Jókai, M., Novellenblüthen. Eine Sammlung auserlesener Novellen. Rechtmäßige und vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Ungarischen von T. B. K. Dluhoß. 4 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kirche, Kirchenpolitik und Kirchendienst. Eine zeitgemäße Betrachtung. Halle, Fricke. 8. 6 Ngr.

Maurer, K., Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats. München, Kaiser. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Mallebrein, F., Murgthal-Sagen und Geschichten. In Reim gebracht. Rastatt, Hanemann. 16. 20 Ngr.

Mayer, M. Ritter v., Die Papstwahl Innocenz XIII. Nach Original-Quellen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 24 Ngr.

Mülinen, E. F. v., Prodromus einer schweizerischen Historiographie, in alphabetischer Reihenfolge die Historiker aller Cantone und aller Jahrhunderte umfassend. Bern, Huber u. Comp. 4. 2 Thlr. 10 Ngr.

Najmájer, Marie v., Gurret-ül-Eyn. Ein Bild aus Persiens Neuzeit in sechs Gesängen. Wien, Rosner. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Niemeyer, E., Ueber Lessing's Pädagogik. Dresden, Höckner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Nissel, F., Dame Lucifer. Original-Lustspiel. Liegnitz, Kaulfuß. 16. 10 Ngr.

Oschwald, J. U., Sociale Frage und Kirche, eine von der Haager Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönte Preisschrift. Leiden, Brill. Gr. 8. 12½ Ngr.

Osten, L. v., Gedichte. Berlin, Peters. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink u. W. Scherer. I. Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Studien von W. Scherer. 1stes Heft. Zu Genesis und Exodus. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 20 Ngr.

Riecke, C. F., Beiträge zur Kenntniß Deutschlands, seines Volkes und seiner Sprache. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Gera, Griesbach. Gr. 8. 10 Ngr.

Rüffer, F., Ein Armband. Lustspiel. Leipzig, Expedition der Literatur. 16. 7½ Ngr.

Sacut, M., Jessod Olam, das älteste bekannte dramatische Gedicht in hebräischer Sprache. Zum ersten Male nach drei Handschriften edirt und mit Einleitung versehen von A. Berliner. Berlin, Benzian. Gr. 8. 25 Ngr.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. Novellen. 2te Sammlung. Leipzig, E. J. Günther. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sigmund, G., Klänge des Herzens. Gedichte. Heilbronn, Scheurlen. 16. 1 Thlr.

Söndermann, A., Der Freischütz oder die Geheimnisse der Wolfsschlucht. Volksroman. 1ste und 2te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

— — Die Hexe von Olmütz und ihre Opfer oder die Geheimnisse der berüchtigtsten Giftmischerin Oesterreichs. Historischer Roman. 1ste und 2te Lief. Dresden, Lohse u. Sohn. 8. à 3 Ngr.

Tóth, K., (Toth Kálmán), Zwanzig Gedichte. Aus dem Ungarischen von Sidonie Zerkowitz. Wien, Rosner. 16. 16 Ngr.

Tyndall, J., Fragmente aus den Naturwissenschaften. Vorlesungen und Aufsätze. Autorisirte deutsche Ausgabe übersetzt von A. H. Mit Vorwort und Zusätzen von H. Helmholtz. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Ungarns politische Krisis. Von einem ungarisch-deutschen Publicisten. Leipzig, O. Wigand. 8. 8 Ngr.

Werneburg, A., Der Schmetterling und sein Leben. Eine naturgeschichtliche Skizze. Berlin, Springer. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 24. September 1874.

Neue Dramen.

(Beschluß aus Nr. 38.)

14. Aus dem Soldatenleben. Schauspiel in vier Aufzügen von C. J. Folnes. Leipzig, Mutze. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Dies Drama ist nicht ohne ein gewisses Geschick nach französischem Muster abgefaßt und bietet für eine Aufführung gar keine Schwierigkeit, dürfte entschieden auch einigen, wenn freilich keinen nachhaltigen Erfolg erzielen, da es ihm an tiefer Innerlichkeit und wahrhaft hinreißender Wärme gebricht.

Es spielt in Paris zur Zeit der Restauration. Der Held des Stücks ist ein Oberst Chabert, der unter dem Kaiser gedient und sich durch Muth und Tapferkeit ausgezeichnet hat. Bei Eylau, „den Ausgang der Schlacht zum Ruhme Frankreichs" entscheidend, sinkt er schwerverwundet unter seinem Pferde nieder und wird für todt gehalten. Er ist es indeß nicht:

In einer weiten Grube, unter einem Haufen geplünderter, halbnackter Leichen erwacht Oberst Chabert aus seiner Betäubung. Centnerlasten liegen auf seiner Brust und drohen seine ersten Athemzüge zu ersticken, aber die Verzweiflung facht den ersterbenden Lebensfunken wieder an. Seine Hand erfaßt einen Gegenstand neben ihm, er ist kalt und hart gefroren — ein Arm ist's, ein Arm ohne Körper. Wie mit einer Brechstange beseitigt er damit die Leichen über ihm, steigt empor an das Licht der Sterne, athmet die Luft des Lebens und fällt ohnmächtig auf die schneebedeckte Flur zurück.

So erzählt der Oberst selbst, wie man sich überzeugen kann, nicht immer gerade geschmackvoll und grammatikalisch richtig. Später findet er sich im Hospital zu Heilsberg wieder, genest langsam und ist endlich nach zwei Jahren im Stande, an seine in Frankreich zurückgebliebene Frau von Leipzig aus zu schreiben. Diese aber, die im Begriffe ist, einen Grafen Ferraud in zweiter Ehe zu heirathen und dessen altem legitimistischen Geschlecht mit Chabert's ererbtem Vermögen neuen Glanz zu verleihen, läßt ihren ersten Gatten als einen Wahnsinnigen behandeln und ins Irrenhaus sperren. Aus diesem entwichen, kommt Chabert als Bettler nach Frankreich, dringt in das Hotel seiner Frau, der nunmehrigen Gräfin Ferraud, und wird aus diesem durch die Dienerschaft gewaltsam vertrieben. Nur seine an einen jungen ehrenwerthen Advocaten vermählte Tochter hat, ohne ihn zu kennen, Mitleid mit ihm. An deren Gatten wendet sich denn auch Chabert, um gegen seine Frau zu processiren. Dieser will im stillen eine Verständigung anbahnen, aber die Gräfin, statt auf diese einzugehen, läßt den unglücklichen Napoleonischen Helden abermals als wahnsinnig ins Krankenhaus sperren. Ueber diese Schändlichkeit außer sich gebracht, wird der Arme wirklich irrsinnig und stirbt im vierten Acte unter den Augen seiner Tochter und der leider zu spät in sich gegangenen Gattin, die inzwischen reumüthig der Welt entsagte und in den Orden der Schwestern vom Herzen Jesu getreten ist.

Der ganze Stoff scheint uns mehr für eine Erzählung als für ein Drama geeignet, denn es gibt ein beständiges Berichten und Bezugnehmen auf vergangene Zeiten. Dennoch ist, wie schon gesagt, die Bearbeitung keineswegs derart, daß sie verworfen werden müßte. Um durchschlagenden Eindruck zu machen, fehlt es ihr indeß an feinem Geist, frischer Erfindungskraft und scharfer Charakterzeichnung. Dem französischen Leben entnommen, ist das Stück auch dem französischen Dramenstil nachgebildet, äußerlich glatt und gewandt, aber innerlich leer und seelenlos. Es verletzt nirgends, aber es zündet auch nirgends: es ist ein dramatischer Automat.

15. Nur ein Schauspiel. Drama in fünf Aufzügen von Rudolf Bunge. Köthen, Schettler. 1873. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Wir erhalten hier, wie uns bedünkt, eine Arbeit dieses neuerdings öfters genannten Autors, welche hinter seinen frühern: „Der Herzog von Kurland" und „Das Fest zu

Bayonne", nicht unwesentlich zurücksteht. Auch jene waren nicht vorwurfslos, und namentlich waltete eine gewisse Aeußerlichkeit, etwas Opernhaftes zuweilen störend darin vor, aber, aus der Geschichte früherer Jahrhunderte genommen, wie sie es sind, fiel bei ihnen das Romanhafte, Willkürliche und Ueberspannte weniger auf, als das nun in diesem Stücke aus unserer Zeit der Fall ist. Hier erscheint die Gegenwart doch nur wiedergegeben, wie sie in dem etwas abenteuerlichen Kopfe des Dichters sich abspiegelt, nicht wie sie wirklich ist. Aufgestachelt von den Erfolgen, die Paul Lindau mit seinem Schauspiel „Maria und Magdalena" errungen, versuchte Rudolf Bunge etwas Aehnliches zu bieten. Er erkor sich eine kleine deutsche Residenz zum Schauplatz, bevölkerte denselben mit einem Fürsten mit sehr bewegter Vergangenheit, mit einer jungen liebenswürdigen Prinzessin, einem kunstenthusiastischen Prinzen, einer glänzenden Schauspielerin, einem Theaterintendanten, einem bedeutenden Schriftsteller, mit Journalisten, Arbeitern und andern hierzu passenden Gestalten und läßt durch alle diese zusammen eine Handlung abspielen, die am Ende doch allzu bunt durcheinandergewürfelt und verschwommen ist, um auf die Länge fesseln und zu wahrscheinlichen Conflicten führen zu können. Der Fürst hat früher mit einer Hofdame in einem zärtlichen Verhältniß gestanden und dieselbe später an einen Offizier verheirathet. Die eheliche Tochter dieser Unglücklichen ist die Schauspielerin Eglantine; ihr älterer, außerehelicher Sohn der Schriftsteller Oswald Fernau, der, um seine Mutter an dem herzlosen Fürsten zu rächen, unter dessen Augen ein Stück auf der Hofbühne durchzusetzen weiß, welches das herzlose Benehmen des Fürsten gegen seine Mutter auf das schärfste geiselt. Die Aufführung jenes Stücks erfolgt zumeist auf Betrieb der eigenen legitimen Tochter des Fürsten, Prinzessin Cornelia, welche heimlich Fernau liebt und es zu veranlassen gewußt hat, daß ihr Vater diesen zu seinem Minister macht. Sie selbst ist ihrem Vetter, dem Prinzen Paul, zur Gemahlin bestimmt, allein wie sie eine begeisterte Neigung für den Dichter hegt, so hegt jener eine solche für Eglantine, mit der er an demselben Abend, an dem das verhängnißvolle Stück zur Darstellung gelangt ist, entflieht, indeß Fernau, der den ganzen Zorn des entrüsteten Fürsten tragen soll, von journalistischen Collegen ermordet wird, weil sie ihn als Minister der Sache des Volks untreu erachten, im Grunde aber weil sie ihn beneiden.

Unsere Angabe des Inhalts klingt ohne Zweifel verworren und unwahrscheinlich, allein nicht lediglich durch unsere Schuld, sondern weil er in der That es ist. Ergibt er sich doch aus Vorgängen und Menschen, denen als wesentlicher Hauptbestandtheil Wahrheit und Natürlichkeit abgehen. Es herrscht überall Ueberspanntheit und ein überreizter und ungesund erhitzter Zustand. Das Leben erscheint wie im Fieber gezeichnet: alles zetert darin und bewegt sich im Sturm und Drang einer unklaren und sich überstürzenden Action.

Unmöglich kann sich solchergestalt ein erquicklicher und befriedigender Eindruck ergeben, man fühlt sich im Gegentheil durch das Drama fast durchweg nur in eine öde und verdrießliche Stimmung versetzt. Die echte Kunst hat jedenfalls bei ihm nicht Pathe gestanden.

Etwas Aehnliches ist der Fall bei:

16. Magdalena. Schauspiel in vier Acten von Friedrich Karl Schubert. Leipzig. 1873.

Das Drama gehört in die Abtheilung jener Arbeiten, die wohlgemeint und nicht ohne alles dramatische Geschick, doch am Ende bedeutungslos bleiben, weil ihnen der Hauch und das Wesen des echten, vollen Lebens fehlt. Sie sind innerlich leer und nüchtern, dramatische Automaten, die sich äußerlich ganz anständig und zweckmäßig bewegen und handeln, aber mit allen ihren Handlungen und Bewegungen doch weder recht ergreifen noch rühren, weil ihnen die überzeugende Macht der natürlichen Eingebung und Gestaltungskraft, kurz das dichterische Ingenium mangelt. Das hier in Rede stehende Schauspiel versucht wie Lindau's „Maria und Magdalena" gesellschaftliche Typen und Gebrechen unserer Gegenwart darzustellen; um jedoch diese Darstellung von einschneidendem Gewicht und Werth zu machen, müßte die Charakteristik mehr Schärfe des Ausdrucks und schlagende Züge, der Dialog mehr Geist und Witz entwickeln. Es ist ein knappes, sauber ausgestattetes und für die Darstellung ganz wohl berechnetes, leider zugleich überaus trockenes Werk, das, wie in Holz gedrechselt, nirgends zu erwärmen und hinzureißen im Stande ist.

Folgendes ist sein Inhalt: Magdalena Brunner, Gesellschafterin einer kränklichen alten Gräfin, hat hinter dem Rücken dieser ein Verhältniß mit deren Sohn, das nicht ohne Folgen blieb. Als die Mutter gestorben, will Graf Hugo Magdalena heirathen und seinem Sohne die gesetzlichen Rechte eines solchen geben. Aber ein Baron Felix, ein Freund des Grafen und sein böser Genius, der selbst eine heftige Leidenschaft für Magdalena empfindet, wirft sich mit dem ganzen Arsenal seiner Schlechtigkeiten zwischen die Liebenden und bietet alles auf, sie zu trennen und die bis auf den einen Fehltritt sonst durchaus tugendhafte Geliebte seines Freundes zum Werkzeug seiner Lüste zu machen. Er bringt Graf Hugo um sein Vermögen, verleitet ihn zu tausend Thorheiten und geht, als jener am Rande des Verderbens steht, zu Magdalena, um ihr zu sagen, daß nur eine schon von der Mutter Hugo's geplante Verheirathung mit der reichen Irene Hornberg denselben noch vom gänzlichen Untergange retten könne. Er schlägt Magdalena vor, Hugo deswegen zu verlassen und seine Maitresse zu werden. Magdalena, von diesen Offenbarungen erschüttert und erschreckt, beschließt, ihr ganzes Glück und sogar ihren Ruf dem Geliebten zum Opfer zu bringen. Sie nimmt anscheinend die Bewerbungen des Baron Felix an, um Graf Hugo verächtlich von sich denken zu machen und in die Arme der reichen Irene Hornberg zu treiben, die wiederum das Ideal ihres Bruders Franz Brunner, eines jungen Arztes, ist, der bei Eröffnung des Stücks erschien, um über Magdalena und ihren Verführer Gericht zu halten, dann aber, von ihrer Liebe besiegt und beruhigt von dem gegebenen Eheversprechen, mit der unerwiderten Neigung in seinem Herzen wieder in die Welt hinausgestürmt ist.

Nachdem Magdalena ihren Zweck erreicht und Graf Hugo mit Irene Hornberg verlobt weiß, gibt sie dem schändlichen Felix den Laufpaß, eilt nach England, holt von dort ihren Sohn und beginnt in Wien, wo die Handlung vor sich geht, als niedere Arbeiterin ihr kümmerliches Leben zu fristen. Auch in dieser Verborgenheit spürt Felix die Unglückliche auf und bietet ihr nun seine Hand. Er spricht zu ihr:

O Magdalena, schenken Sie mir den kleinsten Zweig von dem wunderbaren Stamme Ihres Herzens, ich will ihn dankbar hüten und pflegen, bis er groß wird und ich in seinem Schatten den Frieden und das bisher verfehlte Glück meines Daseins finde.

Die Stimme versagt ihm — er weint. Dann fährt er fort:

Ich bin nicht so böse als Sie meinen — die Gesellschaft, die große Welt hat mich verdorben — und weil mir nie ein echtes Weib begegnete, hatte ich den Glauben an Ihr Geschlecht verloren. Hugo und Irene werden sich verständigen. Erleichtern Sie es ihnen. Ich biete Ihnen meine Hand an, und den möchte ich sehen, der der Gattin des Baron Felix seine Achtung zu versagen wagte.

Magdalena jedoch bleibt unerschüttert und verwirft ihn auch jetzt noch. Aber auch jetzt noch verzagt Felix nicht. Eben will er neue Minen eröffnen, da tritt Hugo ihm entgegen, und es entspinnt sich zwischen beiden folgender Auftritt:

Hugo. Nochmals du — was trittst du auch jetzt noch in meinen Weg?

Felix. Ich habe Magdalena's Verzeihung eingeholt. Sie ist das beste, edelste Weib.

Hugo. Dein Urtheil war das letzte, das dieser Engel nöthig hat — Geh —

Felix. Du bist hier so überflüssig wie ich. Magdalena hat dich aufgegeben. Dieser Besuch kann nur deine Versöhnung mit Irene erschweren.

Hugo. Du interessirst dich sehr lebhaft für das Zustandekommen dieser Verbindung. Du hast ja diesen Bund mit List gestiftet.

Felix. Siehst du ein, daß du mir dein Glück verdankst? Ich thue für dich, was ich kann. Erst gestern in der Soirée bei dem alten Hornberg opferte ich mich für dich — dessen Abwesenheit allgemein auffiel; ich tanzte an deiner Statt mit einer bejahrten, untersetzten Dame, die ungefähr für eine Million Diamanten an sich trug — ich glaube, deine künftige Frau Schwiegermutter —

Hugo. Schwiegermutter!

Felix. Während wir tanzten — es war ein schweres Stück Arbeit — machte der junge Oskar — er ist wieder flott, er speculirt in der Baisse — das Bonmot: Baron Felix setzt die Millionen der Hornbergs für seinen Freund in Bewegung.

Hugo. Ich bin jetzt deiner Dienste satt.

Felix. Für die Millionen verdiente ich einen bessern Lohn.

Hugo. Ich brenne vor Begierde, ihn abzutragen. Du bist ein Schurke.

Felix. Schone sie; sie soll nichts merken. Im Parke nebenan — in einer halben Stunde. — Lebe wohl, Hugo.

Hugo. Auf Wiedersehen, Felix.

Magdalena hat natürlich das Ende dieses Gesprächs mit angehört, stürzt hervor und muß nun erfahren, daß Hugo sie noch immer liebt und nichts sehnlicher als sie zu besitzen wünscht. Er hat die Plane seines falschen Freundes durchschaut, will dessen Netze durchreißen und gebessert mit Magdalena entfliehen, um in Amerika für sie und seinen Sohn im Schweiße seines Angesichts zu arbeiten.

Magdalena willigt ein, aber nur dem Scheine nach, um Zeit zum Selbstmorde zu finden. Ein Giftfläschchen, das schon im ersten Act ohne rechte Ursache in Scene trat, soll ihr zum Tode helfen, damit Hugo doch noch Irene heirathe und zu Reichthum komme: sie wird indeß an ihrem Vorhaben durch das Erscheinen von Hugo, Franz und Irene gehindert, die in Eile kommen, um der Heldin mitzutheilen, daß Felix sich vor dem Duell selbst erschossen, Hugo Magdalena nun ernstlichst zur Frau begehre, und Franz damit schließlich auch noch eine Aussicht auf Irene's Hand erhalte.

Dieser Ausgang ist befriedigend und versöhnlich genug; allein man muß dabei bekennen, daß die Intriguen und Kabalen, die angezettelt wurden, um ihn zu verzögern und hinzuhalten, leider ziemlich schwerfällig, umständlich und interesselos sind, auch eigentlich nirgends zu einem rechten Conflicte oder einer wahrhaft erschütternden Katastrophe führen. Daß das ganze edelmüthige Opfer Magdalena's nur gebracht wird, um Hugo Geld zu verschaffen, ist im Grunde ein erbärmliches Motiv, und um dasselbe einigermaßen begreiflich zu machen, wäre am Ende doch nöthig gewesen, die Welt, das Leben und die Umgebung von Graf Hugo eingehender und bestrickender darzustellen. Hätte der Verfasser uns einen verwöhnten, entnervten Aristokraten geschildert, in dessen lockeres und wüstes Dasein ein reines, starkmüthiges und kräftiges Bürgerkind träte, das ihn durch seine Liebe aufrüttelte und zur Tugend und Ehre zurückführte: so wäre dies allerdings eine Aufgabe gewesen, würdig eines Dichters. Allein dazu bedurfte es denn auch einer bedeutenden Schöpferkraft und vor allem einer scharf dramatischen Gegenüberstellung frappanter Gegensätze. Daran aber hat es Friedrich Karl Schubert durchaus fehlen lassen. Sein Schauspiel ist eine wohlgemeinte, doch nur schwache Dilettantenarbeit, kein gesundes oder irgendwie epochemachendes Poetenwerk. Die Inhaltsangabe und die mitgetheilten Proben werden das zur Genüge darzuthun im Stande sein.

17. Periander. Tragödie in drei Acten von Ewald Böcker. Brandenburg, Wiesike. 1873. 8. 15 Ngr.

Der Held dieses Dramas ist ein Regent von Korinth aus dem 7. Jahrhundert v. Chr., eine Art griechischer Othello, dessen Jago eine gewisse Korinna, Tochter des letzten messenischen Königs, ist, die als Flüchtige am Hofe Periander's lebt, und weil sie sich in diesen verliebt hat, es durch allerhand Lug und Trug dahin zu bringen weiß, daß Periander Mistrauen gegen seine Gemahlin Melissa zu hegen beginnt und endlich sie und einen edeln Korinther, Chersias mit Namen, ermordet, weil er glaubt, daß beide in sträflichem Einverständniß miteinander leben. Chersias liebte aber Korinna selbst und ist von dieser nur zu Melissa geschickt worden, um die Arme über den Zorn des Gatten zu trösten. Erst nach der Vollbringung seiner blutigen Thaten kommt Periander zur Besinnung, jetzt durchschaut er das böse Wesen Korinna's und ihr ränkevolles Spiel und befiehlt, sie erbarmungslos ins Meer zu stürzen. Er selbst aber weist seine gesammte Umgebung von sich, und sich zur Leiche seiner ermordeten Gattin wendend, sagt er:

Was ist der Trost dem frevlen Mörder?
Ich will ihn nicht! Hier meine blut'ge That,
Sie will ich anschaun, bis der Wahnwitz endlich
Den starren Schauder in Entzücken wandelt!
Ich fleh' euch an! Gebieten kann ich nicht!
Laßt mich allein! — Allein — bei meinem Weibe,
Allein bei ihr — die ich so heiß doch liebte,
Und die ich selbst mit dieser Hand ermordet!
Melissa! — O Melissa! — Ich hab' dich
Ermordet! — Ach, Melissa! — Weh' mir! Wehe!
(Während er bei Melissa's Leiche zusammenstürzt, fällt der Vorhang.)

Das ist in knapper Erzählung das Stück, das sauber und reinlich gedichtet, doch allen ergreifenden Lebens, alles eigentlichen Schwungs und jeder tiefern Leidenschaft ermangelt. Seine einleitende Anlage ist breit und langsam, der dramatische Aufbau ohne Feinheit und wirksame Züge, der Auslauf matt und gewöhnlich. Diese Tragödie „Periander" gehört entschieden zu jenen Arbeiten, die man weder schlecht noch verwerflich, aber auch nicht gut und gelungen nennen darf. Sie bekundet höheres Streben und einen offenen Sinn für die echte Kunst; allein die Bethätigung derselben ragt über den guten Willen und einen ängstlich zutastenden Dilettantismus nicht hinaus.

18. Christina von Schweden. Trauerspiel von Elisabeth von Berge. Breslau, Gosohorsky. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese dramatisirte „Christina von Schweden" besteht aus zwei Theilen, von denen jeder fünf Aufzüge hat. Im ersten spielt neben der Titelheldin eine Hauptrolle Erich Cederström, ein junger Edelmann, der die schöne Tochter des Grafen Brahe liebt und von ihr wiedergeliebt wird. Das Stück beginnt mit einer heimlichen Zusammenkunft der Liebenden im Walde, denn der alte, stolze Graf Peter Brahe will von dem armen, unbekannten Cederström als Schwiegersohn nichts wissen. Die Königin Christina, die sich in demselben Walde auf der Jagd befindet, stört das zärtliche Paar, verscheucht Ebba Brahe und läßt sich mit Cederström in eine Unterredung ein, welche veranlaßt, daß sie Theilnahme für denselben zu empfinden beginnt. Sie zieht ihn an ihren Hof und wendet bald ihm ihre Liebe zu. Cederström, der seiner Ebba vorerst treu bleibt, aber durch die Gunst der Königin eine glänzende Laufbahn für sich eröffnet sieht, erklärt auf einem Maskenballe seiner Geliebten, daß er die schwedische Herrscherin nur täusche, um sich eine hohe Stellung und durch diese eine Berechtigung auf die Hand der Geliebten zu verschaffen. Christina belauscht dieses Gespräch und schwört dem trügerischen Günstlinge den Untergang. Sie überschüttet ihn mit Auszeichnungen und Ehren, um ihn seines Sieges sicher zu machen, zuletzt aber, als er sich auf dem Gipfel des Glücks wähnt, zeigt sie ihm plötzlich grausam ihren Haß, indem sie ihn aller Herrlichkeit entkleidet und ins Gefängniß zu werfen befiehlt. Inzwischen hat aber Cederström sich in der That in Christina verliebt und mit Ebba gebrochen. Der Zorn seiner angebeteten Herrin bringt ihn außer sich, und er ersticht sich vor ihren Augen, ohne daß Christina die Wandlung seines Herzens erkennt, denn sie hält alles, was er zuletzt von seiner Leidenschaft für sie ausströmt, nur für Wahnsinn und für die Folge jenes anfänglichen Lugs und Trugs, den er gegen sie geübt.

Das zweite Stück wird eröffnet mit Christina's Abdankung. Unsere Heldin ist inzwischen melancholisch und katholisch geworden, ohne daß man recht weiß warum. Hätte sie erfahren und sich überzeugt, daß sie Cederström unrecht gethan, daß sie einen Mann in Verzweiflung und Tod getrieben, der sie schließlich und gleichsam gegen seinen Willen wahrhaft geliebt, so wäre diese Veränderung ihres Wesens und ihrer Religion einigermaßen erklärlich und motivirt; denn man sähe dadurch einen dunkeln Schatten auf ihr ganzes ferneres Leben geworfen, das sich in diesem andern Theile abspielt. Wir finden die Königin nach ihrer Abdankung in Rom, in der Hand von Priestern, die sie langweilen und ausbeuten. Sie sehnt sich zur Herrschaft zurück und thut Schritte, dieselbe wieder zu erlangen. Aber ihre geistliche Umgebung hintertreibt das und führt ihr, um sie abzulenken und in ihrer Gewalt zu behalten, den Marchese Monaldeschi zu, welcher ein frevelhaftes Spiel mit ihr treibt. Als ihr der zurückgesetzte Nebenbuhler Monaldeschi's, Graf Santinelli, dies entdeckt, läßt sie, kurz gefaßt, den leichtsinnigen Menschen vor ihren Augen ermorden und nimmt schließlich selber Gift.

Diese kurze Darlegung des Inhalts genügt wol, um das Romanhaft-Abenteuerliche der Handlung und die unruhige und zerfahrene Austragung derselben den Lesern überzeugend klar zu machen. Aus dem ersten Theile würde sich allenfalls ein Opernbuch gestalten lassen, denn immerhin ist in diesem doch ein gewisser Grad von dramatischem Wurf und Geist, die in der Musik theatralisch auszunutzen wären; der zweite Theil jedoch ist ganz planlos, schwankend, ohne Halt und Wirkung. Hier erscheinen Gang der Intrigue, Charakterzeichnung, Entwickelung und Katastrophe so sehr ohne Ausdruck, ohne innere Vermittelung und sichtbaren Zusammenhang, daß alles wie in Nebel hingestellt sich ausnimmt. Man sieht die Gestalten wie Schemen hinziehen und was man an Versen vernimmt, klingt fast wie verloren hingestreute Worte. Es mangelt alle sichere Gestaltungskraft.

19. Die Grafen von Wildenström. Schauspiel in vier Acten von Alfred Lindolf. Hannover, Helwing. 1874. Gr. 8. 15 Ngr.

Dieses Schauspiel bringt ein altes Thema ohne besondere Eigenthümlichkeit in der Ausführung abermals aufs Tapet. Graf und Gräfin Wildenström sind eingefleischte Aristokraten und wollen ihre Kinder standesgemäß verheirathet sehen; aber Max, der Sohn, verlobt sich mit Anna Ramberg, der Tochter des Gutsverwalters, und Hildur, die Tochter, mit deren Bruder Kurd. Das gibt natürlich einen großen Aufstand im Schos der gräflichen Familie. Aber, da der alte Graf sich in gewagte Speculationen eingelassen hat und durch bedeutende Verluste in Verlegenheit kommt, aus der Max und Kurd ihn retten müssen, da er überdies durch einen eingebrachten Wilddieb erfährt, daß Hildur nicht sein rechtes Kind, sondern, da dieses von der Amme im Schlafe erdrückt worden, ein untergeschobenes von bäuerlicher Abkunft ist, so macht man endlich gute Miene zum bösen Spiel und segnet in Gottes Namen den Bund der jungen Herzen.

Das ganze Schauspiel ist keineswegs mislungen, aber auch in keiner Weise bedeutend. Es geht mit dem großen Haufen der gewöhnlichen Erzeugnisse, verletzt nicht, aber zieht auch nicht an. Ein paar Actschlüsse sind nicht ganz ohne Wirkung — ein Lob, das wir der Arbeit gern zollen.

20. Ein verlorener Sohn. Trauerspiel in fünf Aufzügen und einem Vorspiel von Gräfin Adele Bredow. Leipzig, Leiner. 1874. 8. 1 Thlr.

Im Vorspiel wird der junge Graf Robert von Dahl mit einigen bäuerlichen Altersgenossen beim Scheibenschießen von seinem strengen, finstern und ahnenstolzen Vater überrascht. Der letztere, welcher nicht haben will, daß sein Sohn „mit dem Volke verkehrt", ist empört über eine solche Misachtung seiner Befehle, fährt den jungen Herrn mit barschen Worten an und verbietet dem „Pöbel", der über rücksichtslose Behandlung klagt, den Mund. Einer der jungen Leute, durch solche Bezeichnung entrüstet, legt seine Büchse auf den Gutsherrn an. Da sich aber Robert schützend vor seinen Vater stellt, läßt der jugendliche Brausekopf die Waffe sinken, und alles würde noch glücklich ablaufen können, wenn nicht der alte Herr von dem Sohne verlangte: „Schwöre, nie zu vergessen, wer sie sind, in Strenge nur zu herrschen und keine Milde wieder je zu zeigen!" Diesen Schwur verweigert Robert, und da der Vater, darüber empört, ihm zuruft: „Noch habe ich Macht, dich zu zerschmettern", dabei „ihm eifern die Hand auf seinen Arm legend", so schleudert dieser ihn zurück und eilt mit den Worten ab: „Ich fürchte nichts mehr! Ich bin frei", indeß Dahl „mit wahnsinnigem Blick zurücktaumelnd" aufschreit: „So fahre hin! Du bist mein Sohn nicht mehr!"

Im eigentlichen Stücke finden wir nun Graf Dahl auf Schloß Berge-Vorbeck einsam und verdrossen mit zwei Töchtern leben. Die eine von diesen, Elisabeth mit Namen, sehnt sich nach dem davongegangenen Bruder und fleht den Vater an, ihn zurückzurufen. Der Alte aber verbannt nun auch sie aus seiner Nähe nach Petersburg zu seiner Schwester. Allein Elisabeth, fest entschlossen, aus der Heimat nicht zu weichen und alles zu thun, was in ihren Kräften steht, um den verstoßenen Bruder ins väterliche Haus zurückzuführen, beredet den jungen Konrad, Sohn eines reichen Pachters der Güter des Grafen und früherer Gespiele der gräflichen Kinder, sie zu verbergen, indeß sie verbreiten läßt, sie habe den Tod im Meere gefunden.

Währenddessen lebt Robert in der Residenz unter dem Namen von Feld in der Gesellschaft von falschen Spielern, Abenteurern und Glücksrittern. In dieser lernt er sonderbarerweise den jungen Fürsten des Landes und Irene Gräfin von Ravensberg kennen, eine Dame, die er als Kind einmal im Walde seiner Heimat gesehen und welche schon damals einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht hat. Sie hat später geheirathet und ist jetzt Witwe. Der Fürst bewirbt sich um ihre Gunst; Robert liebt sie ebenfalls und wünscht sich seines unwürdigen Umgangs zu entledigen, vermag sich aber nicht freizumachen, da er bei dem einen seiner elenden Freunde, Arndt von Ferbitz, tief in Schulden gerathen.

Während dieser Vorgänge in der Residenz ist der alte Graf Dahl in seinem einsamen und düstern Schlosse schwer erkrankt. Seine Tochter Johanna und Konrad pflegen ihn; letzterer liebt Johanna, gesteht ihr seine Gefühle und wird zurückgewiesen, weil er „ein Knecht" sei.

Im dritten Aufzuge wird durch einen Zufall entdeckt, daß Robert auf Arndt's Antrieb mit falschen Karten gespielt und gewonnen hat. Er will vor Irene sich rechtfertigen und bittet sie brieflich um eine heimliche Unterredung; ein Licht am Fenster soll ihm das Zeichen sein, daß er kommen darf. Irene, „fast schon die Braut des Fürsten", will ihm ablehnend antworten, allein in demselben Augenblicke kommt der Fürst und stellt, ein Gemälde bewundernd, ohne daß Irene es verhindern kann, ein Licht in die Nähe des Fensters. Kaum ist der erlauchte Bewerber gegangen, so erscheint Robert, um dem angebeteten Weibe seine unvertilgbare Neigung zu bekennen. Sie wird ergriffen, schwankt, gibt nach; da erscheint Kammerherr von Winter, um Robert wegen falschen Spiels zu verhaften. Gleich darauf kommt der Fürst wieder, erstaunt, Robert bei der Gräfin zu finden. Dieser faßt sich schnell, und seine Schande bekennend schützt er vor, nur darum zu Irene gekommen zu sein, um dieselbe um Fürsprache bei dem Fürsten zu bitten. Der Fürst verweist ihn des Landes.

Ehe im vierten Aufzuge unser verlorener Sohn dieser Ausweisung Folge geleistet, muß er Arndt einen Schein ausstellen, nach welchem im Falle seines Ablebens demselben das väterliche Erbe zutheil werden soll. Kaum ist diese Formalität erfüllt, so erscheint Schwester Elisabeth, um Robert zum sterbenden Vater heimzuholen. Versöhnt und dem reuigen Sohne vergebend, verscheidet er. Robert ist aber selbst leidend. Unterwegs hat Arndt ihn ermorden lassen wollen, um, auf jenen Schein gestützt, der Erbe des alten Grafen zu werden. Das soll er nach Robert's Absicht, der sein verpfändetes Wort redlich einlösen will, auch werden, da er den Tod im Herzen fühlt; allein Arndt, erfährt er von Konrad, „mehrfachen Betrugs und versuchten Mordes überführt, hat inzwischen im Gefängniß seinem Leben selbst ein Ende gemacht". Robert ist nun frei, versöhnt Johanna mit Konrad und stirbt dann an seiner Wunde, gerade als Irene herzugeeilt kommt, um ihm die Gnade des Fürsten und ihr eigenes Herz zu überbringen. Selig stirbt der verlorene Sohn in ihren Armen.

Dies der romantische, ziemlich wirrige und wenig klar ausgetragene Inhalt des Stücks, in dem gleichsam ein Iffland'scher Stoff in Houwald'schem Stile behandelt worden ist. Die Behandlung ist ganz diejenige der romantischen Schicksalsdichter: es ist viel Nacht, Dunkel, Sturm und Graus, kurz der ganze Tragödienapparat der Müllner'schen Schule darin. Die eigentliche Fabel ist bürgerlich modern, mit einem Anstrich von Demi-Mondethum — alles aber nur zutastend, verschwommen, dilettantenhaft. Es ist nicht die reale Welt, die sich in diesem Trauerspiel widerspiegelt, sondern ein phantastisches Nebelbild, wie es in dem romanhaften Kopfe der liebenswürdigen Verfasserin sich gebildet hat: immerhin eine Dichtung, aber eine schemenhafte und in sich halt- und gestaltungslose — ein poetischer Versuch, der misglückt ist.

21. David. Ein biblisches Drama in fünf Aufzügen von Luise von Ploennies. Heidelberg, Winter. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.

Dieses biblische Drama, eine Dichtung in meist gereimten Jamben, ist poetisch werthvoll, aber dramatisch unbedeutend. Es trifft die Stimmung der auftretenden Menschen meist sehr glücklich, geht aber geflissentlich der Handlung aus dem Wege. David's Kampf mit Goliath, seine Flucht aus Michal's Armen vor dem Zorne Saul's, Saul's Untergang und David's Sieg — alle diese hoch dramatischen Vorgänge werden nur erzählt, nicht vorgeführt, und wo ja eine Vorführung wahrhaft drastischer Auftritte versucht wird, bleibt sie ohne Eindruck und wirkungslos, weil sie ohne rechtes Leben und ohne den hinreißenden Hauch der Wahrheit ist. Der Auftritt, in welchem Saul mit dem Speere nach David wirft, der andere, in dem der König von David in der Höhle Adullam überrascht wird, sowie endlich Saul's Abenteuer bei der Hexe von Endor — das alles entbehrt eines mächtigen Ausdrucks und wahrhafter Größe. In diesen echten Sturm- und Drangmomenten dramatischer Ausgestaltung zeigt und verräth sich die weibliche Hand, der es nicht gelingen will, kühne Eingebungen und Entwürfe auch in überwältigenden Zügen und großen Linien auszutragen, sondern entweder den Inhalt in zaghaften Strichen verpufft oder in ganz verfehlter Zeichnung verloren gehen läßt. Dagegen weist der mehr oder rein lyrische Theil dieses biblischen Dramas Stellen von unnachahmlichem Reize und wahrhaft feinem Inhalte auf. Anmuthig ist die Dichtung z. B., wo Saul, dem David die Haare streichelnd, sagt:

Du hast die Sonnenstrahlen eingefangen,
Als in den Lüften flog dein braunes Haar,
Dir blieb ein Hauch der Morgenröthe hangen
An den gebräunten jugendlichen Wangen,
Wie Sterne leuchtet mir dein Augenpaar;
An dir ist alles frisch, gesund und klar.

Sehr glücklich sind einzelne Psalmen eingewebt, und äußerst zart das mädchenhafte Wesen der Michal zum Ausdruck gebracht. Schwach hingegen treten alle Affecte, wie z. B. die geistige Verdüsterung Saul's, Samuel's feierliche Entrüstung und die heldenhafte Begeisterung Jonathan's hervor. Daß die Verfasserin weder der dramatischen Form, noch des Gangs in der Handlung vollständig Herr zu werden vermag, belegt der Umstand, daß die einzelnen Auftritte nur lose miteinander verknüpft sind und die meisten ohne Abrundung und Schluß verbleiben; es herrscht ein Gesetz der Willkür im Ganzen, das zwar nie in Roheit ausartet oder irgendwie verletzend wirkt, aber doch auch nie eine ungestörte Harmonie und Ausgleichung zu Stande kommen läßt. Auch die Gemüthsumwandlungen, welche die Personen des Stücks durchzumachen haben, sind zu wenig vorbereitet und eingeleitet, sie vollziehen sich viel zu unerwartet und plötzlich, um nicht befremdlich und zuweilen geradezu störend zu erscheinen, so z. B. wenn Saul bei seinem Triumphzuge über das Lob David's in Wuth geräth, oder wenn Jonathan aus Schonung für seinen Vater von den Versöhnungsversuchen absteht, die er zwischen dem König und dem Freunde anzustiften im Sinne hatte. Hierin verfuhr die Dichterin nicht immer mit der gebotenen Vorsicht und Subtilität. Trotz all dieser Aussetzungen zeugt indeß die Arbeit von poetischer Begabung und feinem Sinn in wohl zu beachtendem Grade.

22. Tobias. Biblisch-historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Behrle. Mit einer Musikbeilage. Freiburg i. Br., Herder. 1873. 8. 12 Ngr.

Dies Stück bietet das Buch Tobiä als religiöses Drama. Der Verfasser hat sich bei Abfassung desselben genau an die Heilige Schrift gehalten und deren Idee und Inhalt in diesem Werke mit gutem Geschick und anerkennenswerthem Geschmack für die lebendige Darstellung zu behandeln verstanden. Das Oberammergauer Passionsspiel hat ihm dabei als Muster vorgeschwebt. Sein „Tobias" ist ruhig; mit einer wohlthuenden Wärme frommer Gesinnung angelegt und durchgeführt. Der Reiz der Bühne ist nicht unbenutzt geblieben, wie die lebenden Bilder des zweiten Actes beweisen, die uns Geburt, Leben und Tod des Heilandes unter Begleitung passender Musik und meist wol nach berühmten Gemälden gestellt vor Augen führen. Das Ganze darf als eine wohl zu achtende, saubere und glückliche Arbeit gelten, wenn auch freilich poetische Mächtigkeit und ein wahrhaft großer dramatischer Stil darin nicht erkennbar sind.

23. Dramatische Bilder. Zur Darstellung in höhern Schulen von A. Heintze. Stolp, Eschenhagen. 1874. Gr. 8. 18 Ngr.

Die hier gebotenen dramatischen Auftritte sind in der poetischen Ausführung durchweg sauber und geschmackvoll, nur nicht immer glücklich in dem gewählten Stoff. Der Verfasser hätte sich bei seinem Vorhaben Uhland's „Normännischen Brauch" zum Muster nehmen und mehr und ernstlicher darauf sehen sollen, abgerundete, in sich geschlossene und fertige Vorwürfe zu finden. Viele seiner Bilder erscheinen zu sehr nur als einzelne Momente, als dramatische Illustrationen aus einem Ganzen, das man der Jugend zum Verständniß erst erzählen und berichten muß. Solche Darstellungen sollten aber aus sich selbst klar und begreiflich werden. Aus diesem Grunde heben wir als die vorzüglichern Gaben „Das Licht der treuen Schwester", „Die Kurfürstin und des Müllers Kind" und „Der Becher der Elfe" hervor. Das sind kleine, fertig ausgetragene und sinnig behandelte Dramolets, denen ein guter Erfolg bei einer etwaigen Aufführung entschieden nicht ausbleiben wird.

Feodor Wehl.

Zur Geschichte der Philosophie.

1. Leben und Philosophie David Hume's. Dargestellt von Friedrich Jodl. Halle, Pfeffer. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Empirismus und Skepsis in David Hume's Philosophie als abschließende Zersetzung der englischen Erkenntnißlehre, Moral und Religionswissenschaft dargestellt von Edmund Pfleiderer. Berlin, G. Reimer. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Referent ist schon vor Jahren, zuerst im zweiten Band seiner „Sittenlehre in ihren geschichtlichen Hauptformen" der Hume'schen Moral, und dann mit einigen Artikeln über David Hume's Leben und Wirken im „Gedanken" (Bd. 4 und 5) dem ganzen Hume nahegetreten. Um so mehr freut es ihn, auf dem von ihm angebahnten Wege so tüchtige Nachfolger zu finden, wie die Verfasser der beiden obengenannten Schriften. Die Ansprüche, welche die beiden Werke machen, sind ungleich, wie schon deren Ueberschrift und Umfang zeigt. Jodl liefert uns eine akademische Preisschrift, Johannes Huber in München gewidmet, die sich auf ihr specielles Thema, Hume selbst und die Vorführung seines Lebens und seiner Philosophie, beschränkt. Pfleiderer faßt den schottischen Philosophen, mit wohlerwogenem Verzicht auf eine biographische Einleitung, in den größern Rahmen der gesammten englischen Entwickelung und reiht ihn unter den Rubriken Empirismus und Skepsis ein.

Die bescheidene Arbeit Jodl's leistet, was sie sich vorgesetzt hat. Sie gibt uns das Leben und Wirken des Menschen und Schriftstellers Hume, wobei wir nur seine Beziehungen zu Rousseau vermißt haben, macht uns mit der Literatur über ihn bekannt, entwickelt seinen allgemeinen Standpunkt und seine Methode, um von da uns seine Erkenntnißlehre, Moral und Religionsphilosophie in einem fleißigen, getreuen, nur mit den Hume'schen Exemplificirungen kargenden Auszug vorzuführen und zuletzt noch Schlußbemerkungen anzuknüpfen. Der Maßstab, der an Hume angelegt wird, ist meist von Beneke entlehnt. Es ist dieses für eine zutreffende Würdigung des Gegenstandes nicht gerade günstig gewesen. Nach den Beneke'schen, bekanntlich mehr psychologischen als speculativen Normen konnte es kommen, daß Hume hier und da vor Kant einen Vorzug bekam, sodaß dabei seine Mission einer negativen und positiven Vorbereitung der Erscheinung Kant's unmöglich zu Tage treten konnte. Wo dagegen der Verfasser sein Object nicht streng philosophisch zu behandeln hat, sind seine Bemerkungen treffend. So ist Hume's selbstlose Hingebung an die Forschung neben seiner Meisterschaft in der Wiedergabe seiner Gedanken nach Gebühr geschätzt, wenn es heißt:

> Ihm war es nicht, wie vielen seiner französischen Zeit- und theilweise auch Gesinnungsgenossen, um eine Tendenz zu thun, sondern vor allem um ein Fertigwerden mit sich selbst, mit den eigenen Zweifeln. Die bedeutendsten seiner philosophischen Schriften sind Früchte eines innern Kampfes, eines gewaltig ringenden Strebens, mit sich selbst ins Klare zu kommen. Daher auch jene Gründlichkeit und Klarheit der Entwickelung, jenes Streben, stets den Hauptgedanken, die Grundanschauung zu wiederholen, den Faden des Zusammenhangs stets anschaulich fortzuführen, wie jene Fülle concreter Details, die so außerordentlich zur Faßlichkeit seiner Ansichten beiträgt.... Er bildet in vieler Beziehung das Muster einer verständlichen, klaren und doch der wissenschaftlichen Form nicht entbehrenden philosophischen Darstellungsweise.

Edmund Pfleiderer bietet uns eingestandenermaßen, was man eine philosophische Tendenzschrift nennen kann, zu der ihn die Zeit und ihre Bedürfnisse gedrängt haben. Nachdem er in seinem Erstlingswerk: „Leibniz als Patriot", 1869 einen Beitrag zu dem Kampf für den nationalpolitischen Idealismus und Universalismus gegen den durch die nächstliegende Empirie an manchen Orten gesteigerten Particularismus hatte geben wollen, will er jetzt an einem concreten Beispiel die rein geistige Frage des Empirismus in seinem Kampf gegen den Rationalismus der Philosophie oder Wissenschaft behandeln. Er will in der Betrachtung des Ganges, den der englische Empirismus bis zur Zersetzung seiner Hauptformen in der bodenlosen Skepsis des Schotten nimmt, das Gericht darstellen, das die Geschichte selbst über allen und jeden Empirismus übt. Und zeitgemäß erscheint ihm sein Unternehmen; weil die anti-Hegel'sche Reactionsbewegung auf geistigem Gebiet wenigstens in außerphilosophischen Kreisen hinter Kant zurückdrängt und darum wol eine geschichtliche Beleuchtung der vermeintlich besonders soliden, von speculativem Schwindel freien Hälfte der vor-Kant'schen Parallelbewegung brauchen kann. Auf dem Boden der Philosophie selbst findet er Spuren eines einseitigen Uebergewichts der so blühenden, vorzugsweise begünstigten, sogenannten realen Wissenschaften, die Präponderanz eines fast blasirten Empirismus und ziemlich banalen, allzu selbstgewissen Dogmatismus, das Sichzeigen von allerlei nicht geahntem, noch gewolltem Bodensatz einer solchen Philosophie in manchen traurigen Culturerscheinungen der Gegenwart, kurz einen starken Aufruf an den echten deutschen Idealismus, den Schotten Hume nochmals aufzubieten zu seinem historischen Weckeramt aus dem dogmatischen, diesmal aber empirischen Schlummer.

So die Vorrede. Soweit sie mit ihrer Warnung vor dem Empirismus die Genußphilosophie unserer Tage treffen will, verdient diese idealistische Gesinnungstüchtigkeit alle Anerkennung. Ueberzeugend bestimmt der Verfasser die Welt als das Materiale der Pflichtübung im Gegensatz gegen die Anschauung, die nur Rechte an das Leben kennt und um diese Rechte in der Abwägung von Lust und Schmerz krämerhaft marktet; er verficht die Idealität der Denkart, die den mit sich selbst zufriedenen Rechthabern des Eudämonismus entgegen mit der Unzufriedenheit bei sich selbst beginnt. Allein ein anderes ist es, worüber er sich nicht näher ausläßt, wenn er auch der immer ungestümer werdenden Forderung der Philosophie: kein Laie in der Mathematik, beziehungsweise Naturwissenschaft betrete diese Räume, entgegentreten will, wenn er einen K. Ch. Planck mit seinem Versuche, in einem neuen Monismus das Natur- und das Geistesgebiet sich gegenseitig entgegenkommen zu lassen, abweist oder auf die bekannte Mahnung Zeller's, den allzu ausschließlichen Idealismus durch den gesunden Realismus der Naturwissenschaft sich ergänzen zu lassen, nicht hören will,

ohnedem vielleicht vor der Strauß'schen Philosophie des Universums ohne lange Prüfung das Kreuz macht. Dann wäre hiergegen Einsprache zu erheben! Ueberdies ist es zum voraus gewagt, den Empirismus dem Rationalismus als einen diametralen Gegensatz gegenüberzustellen, solange der letztere bei dem vom Verfasser nicht verworfenen Hegel die empirische Betrachtung der Dinge als ein Moment in sich selbst aufgenommen hat. Und speciell den englischen Empirismus betreffend, muß nicht der Verfasser selbst seinem Gegensatze die Spitze abbrechen, wenn er ihn in seiner ganzen Darstellung als Vorstellungsphilosophie oder als empirischen Idealismus charakterisiren muß? Will aber der Verfasser dem gleichfalls in der Vorrede ausgesprochenen Zwecke genügen, „den königsberger Kritiker aus seinem Vorgänger Hume genetisch zu begreifen", was ist für Kant, was ist demzufolge für alle auf Kant's Schultern Stehende der Hume'sche Empirismus und Skepticismus anders als die Kritik, die am Dogmatismus, an allen consolidirten, starr gewordenen, prüfungslos gebrauchten Begriffen und Kategorien in einem ersten Versuche geübt worden ist, um nachher in vertiefterer Weise vom deutschen Kriticismus wieder aufgenommen zu werden?

Nach diesen Prämissen ist die Stellung zu würdigen, die sich Pfleiderer zu der theoretischen Philosophie des schottischen Denkers gibt. Er findet in der Entwickelung von Baco bis Hume ein sich immer ärgeres Verrennen des immer folgerichtiger werdenden Empirismus; er wendet darum dem gegenüber seinen Nachfolgern Berkeley und Hume mit dem Idealismus noch säuberlich verfahrenden Locke eine gewisse Vorliebe zu; er hegt ungeachtet aller gelegentlich gezollten Anerkennung bei dem Hauptgegenstand seiner Darstellung eine überstarke Beruhigung, seine Fährte mit ihm nicht zu theilen. Der Schlüssel zu dem abfälligen Urtheil, das hier die ganze englische Entwickelung, vor allem ihr Abschluß erfährt, liegt darin, daß eine Verwechselung des antidogmatischen und des antiidealistischen Standpunktes obwaltet. Die hier maßgebenden Engländer sind gar nicht Gegner des Idealismus als solchen (derselbe liegt überhaupt nicht innerhalb ihrer „empirischen" Gesichtsweite), sondern nur des Idealismus, der als Dogmatismus auf feststehenden Voraussetzungen, auf Producten des gelehrten Vorurtheils ruht, mag er nun in dem alten Aberglauben der Scholastik, oder in dem gewagten Systembau eines Hobbes (vgl. den Ausfall Hume's gegen ihn in seiner „Geschichte der Stuarts", deutsch, 1762, II, 120 fg.), oder in dem wohlgemeinten Platonismus der Ideenverehrer Herbert, Cudworth, Clarke sich breit machen. Der Parallelismus von Locke's „Untersuchung über den menschlichen Verstand" und Hume's „Abhandlung über die menschliche Natur" mit Kant's „Kritik der reinen Vernunft", dies beiderseitige Fragen nach den Erkenntnißwerkzeugen und nach den etwa mit ihnen zu erreichenden, also zunächst noch problematischen Erkenntnißgegenständen führt ganz auf eine und dieselbe, die dem Dogmatismus sich entgegenkehrende kritische, ihm zum mindesten in ihrer methodischen Untersuchungsweise überlegene Richtung. Bezeichnet allerdings die Tradition der Schulen den großen Schotten nicht mit dem seit Kant zu Ehren gekommenen Namen des Kritikers, sondern mit dem bedenklichern des Skeptikers: nun ja, den Tribut hat sein Kriticismus schon dem englischen Vorurtheil von einer niet- und nagelfesten, durch das Causalitätsgesetz zusammengehaltenen Objectivität entrichten müssen, daß ihm die Bestreitung dieses Vorurtheils als ein muthwilliger Zweifel, als Skepsis ausgelegt wurde, und daß er zeitweise selbst über sein eigenes Bild erschrak. Uns Deutsche kann das nicht beirren, sodaß wir darum von seiner „bodenlosen Skepsis" sprechen dürften. Solange er mit Kant zu seiner Basis die Geistesthätigkeit des Menschen hat, und das hat er, solange hat er Boden unter den Füßen und geht sein Empirismus nicht, wie Pfleiderer meint, als Skepticismus in der Irre. Daß er in letzter Instanz „die höhern geistigen Potenzen" leugnet, das kann ihm seinen Ruhm, Kant voran den psychologisch-kritischen Standpunkt ergriffen zu haben, nicht schmälern; daß er in den Niederungen des Geisteslebens stehen bleibt und die höhern Höhen desselben an Kant überläßt, das ist bei ihm bloßes Accidenz; das Wesen seiner Bedeutung liegt darin, dem Kant'schen Kriticismus, der, ins Deutsche übersetzt, Idealismus wird, Bahn gebrochen zu haben. Das Uebersehen dieses Verdienstes rührt bei dem Verfasser von einem Rest Dogmatismus her, an dem er selbst leidet und von dem aus er insbesondere die ätzende Schärfe Hume's in der Auflösung der alten Ontologie und Metaphysik bei Kant nicht wiederkehren sieht. Sonst würde er nicht die Aufhebung der Seelensubstanz für einen Schlag des empirischen Idealismus ins eigene Angesicht nehmen, als ob nicht auch so die Seele bleiben könnte, was sie schon nach dem alten Psychologen Christian Weiß ist, der kurz sagt: sie ist das, was sie thut.

Von diesen Gesichtspunkten, die uns noch mehr als eigenes Studium die urgründliche Arbeit des Verfassers an die Hand gibt, hätten wir von der letztern ein noch schärferes Neben- und Auseinanderrücken Hume's und Kant's gewünscht. Das Nebeneinander besteht in der beiden gemeinsamen Aufgabe, dem Geiste dasjenige zurückzuerobern, was jeder Dogmatismus unrechterweise sich anmaßen will. In der englischen Entwickelung war nicht so, wie Pfleiderer voraussetzt, die Wahl: Ausbau des Locke'schen Fundamentalgebäudes, oder zersetzende Auflösung desselben. Die Wahl war: Rückkehr zum Dogmatismus, oder Fortsetzung der kritischen Arbeit Locke's. Berkeley und Hume haben das letztere ergriffen; ein Zersetzen gab es da auch, aber nicht dessen, was Locke aufgebaut, sondern was er vom Bau des scholastischen Wissens, nicht von Resten des Rationalismus, wie unser Autor meint, stehen gelassen hatte. Der Umstand, daß sie Denken und Verstand leugneten und bei der Vorstellung allein anlangten, ist bei Hume und seinen Vorgängern nicht als eine Opposition gegen echtes Wissen anzusehen, sondern als eine negative Vorbereitung auf dasselbe. Thatsächlich haben diese Männer von aller Schärfe ihrer eigenen Denkkraft Gebrauch gemacht, um der Wissenschaft dadurch frische Luft zuzuführen, daß sie dem Rechnen mit abgegriffenen Münzen ein Ende machten. Man nehme den Hauptschlag, den der kühne Schotte geführt hat, die Bestreitung des Causalitätsgesetzes. Kant klagt: da ist es mit aller Mathematik und Naturwissenschaft aus! Hegel ruft aus: da bleibt auf der einen Seite nur das ungeistige Ding, auf der andern nur das ungeistige, durch einen Mechanismus

unserer Intelligenz entstandene Vorstellen, die Imagination über einen nothwendigen Zusammenhang der Dinge stehen! Aber doch mußte erst die schonungslose Zerreibung der gewöhnlichen Causalitätsvorstellungen an der Dialektik des empirischen Sachcomplexes durch Hume vorangehen, ehe Kant auf seine „Vermehrung der Begriffe aus sich selbst" auf seine „Selbstgebärung unsers Verstandes", und Hegel auf die die Ursächlichkeit in sich aufhebenden Kategorien der Substantialität, des Organismus, des Logos in allen Dingen und, setzen wir hinzu, auch unser Verfasser auf seine geistvolle Ueberleitung des Causalitätsprocesses in den des Absoluten kommen konnten.

Was die Kluft zwischen Hume und Kant betrifft, so ist sie richtig bezeichnet: hier Denkphilosophie, dort Vorstellungsphilosophie. Jener nimmt alle von dem Dogmatismus aufgebrachten Vorstellungs- und Gedankenbilder in den Geist zurück, stempelt sie zu Imaginationen. In ihm erfaßt somit der Menschengeist erstmals sich selbst, wenn auch erst in der niedern Function der Einbildungskraft, in einer Art Träumen, in dem die Seele ein Schauplatz von kommenden und gehenden Regungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen ist und hinnehmen muß, was ihr gerade zustößt, widerfährt. Mit Kant erst, der auf den vom Verfasser sorgfältig verzeichneten Fußstapfen eines Leibniz einhergeht, ergreift sich der Geist auf seiner höhern Stufe bewußter Selbstthätigkeit, um rein anzuschauen, einheitlich aufzufassen, verständig zu schematisiren, ethisch zu setzen. Englischerseits bringt man es nicht darüber hinaus: der Geist ist nur empirisch aufnehmend, nur Receptivität; sein Wahrnehmen, das in sich Hineinnehmen des Gegenstandes und das Begehren dieses Sichhineinlegens in den Gegenstand sind für das Bewußtsein noch nicht einmal geschieden. Demgemäß ist der theoretische Geist sinnliches Auffassen in der Ingression, Reproduciren des Objects in der Vorstellung, Aufbewahren des Sinnen- und Vorstellungsstoffs im Gedächtniß, ein instinctiver Zwang und Drang zum Imaginären; nichts weiter. Deutscherseits aber ist das schöpferische Vermögen des Geistes anerkannt, die apriorische Function setzt sich in Bewegung mittels des Hebels der Kategorien; die logische Thätigkeit der Abstraction beginnt schon mit den subjectiven Formen der sinnlichen Anschauung, mit der Anwendung des Raum- und Zeitschemas, um sich bis zum freien Postuliren der reinen Vernunft zu erheben. Will man in Hume, dem Abschluß der englischen Erkenntnißlehre nur ein kräftiges, schnell wirkendes Ferment, ein rasch aufleuchtendes Meteor, ein zugespitztes System, auf dem nicht gut rasten ist, sehen: man kann es, man soll es sogar! Nur sind dann diese Merkmale sowenig ein Vorwurf wie z. B. bei Fichte. Hier ist eine Eroberung der ganzen Objectivität für den productiven, schaffenden Geist, dort eine solche für die instinctive Vorstellungs- und Einbildungsthätigkeit gemacht: beidemal Philosophien des Uebergangs, die zu höhern Gestaltungen überleiten sollen.

Noch schwieriger fast als seine Einreihung in der Geschichte der Metaphysik, ist die Unterbringung Hume's in der Geschichte der Sittenlehre. Unser Verfasser wäre vermöge seiner Einsicht in Princip und Charakter der englischen Sittenlehre, die er in seinem allgemeinen Ueberblick bekundet, der Mann für diese Aufgabe. Aber gebannt in die Schranken seiner Construction sieht er, als ob auch hier die Welt mit Bretern vernagelt wäre, auch in der Hume'schen Moral einen Abschluß der englischen Gesammtentwickelung. Und doch weist die ethische Literatur Englands hinter Hume noch eine ganze lange Reihe selbständiger Leistungen von Adam Smith's tiefernster Theorie der moralischen Empfindungen bis auf den kalten Utilitarismus von Jeremias Bentham und Stuart Mill auf. Einen genauern Anschluß Hume's nach vorwärts nachzuweisen, untersagt sich der Verfasser darum, weil in der Sittenlehre nicht wie in der Metaphysik eine bedeutendere Leistung vorausgegangen sei, ungeachtet er selbst jederzeit von Shaftesbury mit viel Achtung redet und für den Moralisten Hutcheson den Namen eines „englischen Kant" adoptirt. So begnügt er sich mit einer allgemeinen Bezeichnung der Hume'schen Sittenlehre, indem er für sie unter Zurückstellung der Rubrik Skepsis eine andere, die des Eklekticismus, wählt, offenbar ein Product der Verlegenheit, das an die alte Klage des guten Hutcheson über die anatomische Zusammensetzung der fraglichen Moral erinnert. Besser trifft es der Verfasser mit gelegentlichen Prädicaten, wenn er ihr ein „etwas schwieriges Wesen" zuschreibt, oder von ihr ein ganz ausgeprägtes Exemplar descriptiver statt imperativer Moral erwarten läßt. Eben aber mit der Streichung aller präceptiven Züge aus seiner Sittenlehre, mit dem Absehen von aller und jeder moralischen Lebensaufgabe, ist von Hume mit den Vorgängern, mit Shaftesbury's sittlicher Lebenskunst, mit Hutcheson's moralischem Gefühl, diesem gebietenden Organ unter den Kräften der Empfindung, diesem Regulator des Trieblebens, gebrochen. Unerbittlich wird alles, was in der Seele eine Herrschaft, eine gesetzgebende Function, eine verpflichtende Wirkung ansprechen möchte, ausgerottet. Die Vernunft darf nicht daran denken, mit einem Affect je fertig zu werden; mit einem Affect wird nur wieder ein anderer Affect fertig. Alle Willensentschließung hängt letztlich nur von ihrem eigensten Belieben, nicht von einer vernünftigen Erwägung ab; es heißt völlig: stat pro ratione voluntas. Und wie die Vernunft beim menschlichen Thun in praxi nichts gilt, so auch nicht in thesi. Ihr Maßstab ist die Correspondenz der Vorstellung mit dem, was vorgestellt wird, der Copie mit dem Original. Aber beim menschlichen Thun handelt es sich nicht von einer Zweiheit, sondern von dem völlig Einheitlichen, Ursprünglichen des autonomen, nur mit sich selbst identischen Affects, mit dem gehandelt wird. Die Vernunft könnte mit ihren blos formellen Normen das Unsittliche sanctioniren. Vor ihrem Forum besteht selbst ein Vatermord. Auch die Voranstellung von Pflicht und Verpflichtung ist aufzugeben. Die Empfindung einer Pflicht folgt erst dem gewöhnlichen und natürlichen Laufe einer Passion. Das Dasein einer Gemüthsregung stempelt das ihr Folgegeben zu einer Pflicht. Und zwar ist die stärkste Regung auch die pflichtmäßigste; die Kindesliebe z. B. wegen ihrer Stärke pflichtmäßiger als Verwandtenliebe. Endlich auch Tugenden, die blos von den Zwecken der Gesellschaft erheischt werden und darum künstlich zu nen-

nen sind, wie Gerechtigkeit, Treue, Rechtlichkeit, Schamhaftigkeit, Keuschheit, müssen herunter vom Tribunal der Vorschrift und auf dem Wege der Angewöhnung und Anerziehung auf das Niveau von ursprünglichen Passionen gebracht werden.

Um auf Positives zu kommen, so ist nach Hume für eine richtige Werthschätzung des Sittlichen und die Erzeugung eines sittlichen Verhaltens an die Stelle der Vernunft die ihr gegenüber recht individuell scheinende Empfindung zu setzen. Sie fühlt an Tugend und Laster die der Vernunft ewig verborgenen ursprünglichen Realitäten, die Agentien und Motive des Handelns heraus und begleitet sie mit ihrem Geschmacksurtheil, das sich als Gefallen oder Misfallen, als Lust oder Schmerz äußert. Sie, ursprünglich individuell, erweitert sich, um eine allgemeine Norm für Sittliches und Unsittliches abzugeben, zur Gemeinempfindung oder zur Sympathie mit andern Beobachtern, die mit mir um die Fahne der Humanität sich sammeln und die Partei des gemeinen Besten, der Menschlichkeit ergreifen. Die allgemeine Disposition der Menschen zur Sympathie, zum Miteinanderfühlen wirkt als Ansteckung meines Gefühls durch fremde Gefühle höher hinauf dahin, daß ich mich nach dem muthmaßlichen Gefühl, das ich bei andern durch mein Betragen erwecken kann, richte, kurz damit meinen Mann in der Gesellschaft stelle, wenn ich mich mit ihren Augen mustere. Schließlich gibt es freilich keine Gewähr dafür, daß einer sittlich gut und menschenfreundlich ist; aber man darf kecklich das uneigennützige Wohlwollen der Menschheit als eine Mitgift ihrer Natur zusprechen, darf in den meisten Fällen eine natürliche angeborene Gutmüthigkeit annehmen, darf auf deren Unterstützung durch allerlei Triebfedern rechnen.

Mit Recht bezieht Pfleiderer die bekannten Stellen von Kant gegen die Volontäre der Pflicht und die freiwillige Gutartigkeit des Gemüths auch auf Hume. Und dennoch wagen wir auch bei seiner Sittenlehre für die Parallele mit Kant einzutreten. Es ist zunächst, entgegen dem verhältnißmäßig kernhaften, substantiellen Charakter der ethischen Anschauung Hutcheson's, des letzten Repräsentanten Altenglands, der Standpunkt rein moderner Reflexion, der uns in Hume entgegentritt. In ihm ruht der ethische Genius Englands nach vorangegangenen Anstrengungen in seiner Selbstbespiegelung (Hume hat auch ein Musterbild des vollkommenen Mannes aufgestellt) aus. Aber indem Hume das Sittliche sich in der Empfindung des Individuums und der Gesellschaft reflectiren läßt, theilt er doch mit Kant den Trieb nach abstracter Selbstbestimmung, den Drang, das Sittliche aus dem formalen, unentzweiten Selbst entspringen zu lassen. Nur ist bei Kant dieses Selbst die ohne Widerspruch des Pflichtigen gebietende Vernunft, bei Hume die nur ihre Stimmung beachtende Empfindung, materiell von Haus aus allerlei Heteronomien ausgesetzt und mit den Symphonien und Antiphonien der Affecte einen starken Contrast gegen das Kant'sche Unisono des Pflichtrufs bildend. Daß aber Hume, so gut wie Kant, mit seinem moralischen Princip eine neue Periode in der Sittenlehre angebahnt hat, dafür wollen wir nur seinen Nachmann in der Moralistenreihe, Adam Smith, angeben. Er knüpft seine Regulirung der moralischen Empfindungsweise an den Umstand an, daß meine Gemüthsregung, wenn sie nicht blos singulär, also an sich parteiisch sein soll, bezüglich ihres ethischen Gehalts von einem andern als andern mitbestimmt werden muß und auf diesem Wege mein Benehmen als innerlicher Vorgang ein schickliches und als ein äußerliches Thun ein verdienstliches zu werden hat. Man sieht, auch wieder eine Selbstbestimmung wie bei Hume, nur mit der Forderung einer moralischen Vertiefung!

Auch der Behandlung, welche die Religionswissenschaft bei Hume erfahren hat, widmet unser Buch den gebührenden Raum. Nach einem belehrenden Ueberblick über die Grundlinien des Deismus vor Hume wird der Abschluß, den er dem Problem: Offenbarung oder Vernunft? hat angedeihen lassen, sein Verhalten zu der Frage von Gott und Unsterblichkeit, seine Philosophie der Religionsgeschichte unter angemessener Unterscheidung der Aufstellungen über Ursache und Wirkungen der Religion vorgeführt. Nur nimmt man von diesen Abschnitten den Eindruck mit, daß sie eigentlich nicht nach ihrem ganzen Werth gewürdigt sind. Und doch handelt es sich hier um nichts Geringeres als um die einschneidendste Kritik des Wunderbegriffs, von den im Zeitalter Darwin's neugeweckten Untersuchungen über Transscendenz oder Immanenz Gottes, dualistischem Theismus oder monistischem Pantheismus, teleologischer oder nichtteleologischer Weltanschauung, endlich von einem bedeutenden Vorspiel des Feuerbach'schen Wesens der Religion. Für die Kenntniß von Hume's gemüthlicher Stellung zur religiösen Frage wären noch seine Briefe, die Jodl in dankenswerther Weise mittheilt, und seine in den geschichtlichen Werken kundgegebenen Gesinnungen und Stimmungen verwendbar gewesen.

Referent würde seiner Pflicht nicht genügen, wenn er nach den Ausstellungen über das vorliegende Werk, die im Interesse der Wissenschaft ihm nöthig dünkten, nicht auch seine volle Anerkennung ausspräche. Hier ist ein Buch, aus dem man viel lernen kann, und das will etwas heißen. Hier liegt eine Frucht eindringendster Studien vor. Wahr ist es: diese Schrift liest sich nicht leicht weg, aber sie verdient auch wiederholte Lesung. Sie enthält ein ungemein reiches Material von Wissen und legt vor uns eine fruchtbare Ausbeute redlicher Versuche, die philosophischen Probleme zu lösen, nieder. Der Verfasser kennt die Ansprüche, die heutzutage an eine Leistung in der Geschichte der Philosophie gemacht werden. Er faßt seinen Gegenstand in dem Zusammenhang auf, in den er mit der Culturgeschichte zu bringen ist. Eingeweiht in englische Eigenart stellt er uns zur Illustration der philosophischen Arbeit Englands Leben und Literatur daselbst zu Gebote. Zahlreiche Parallelen und Contrastirungen, die ihm aus einem reichen Schatze philosophischer und allgemeiner Bildung zu Dienste stehen, durchziehen das ganze Werk. Leibniz und Kant sind bevorzugt, ohne daß andere Sprecher, auch nicht die großen Alten, zu kurz kämen. Die Beziehungen zwischen den verglichenen Gegenständen sind meist klar und treffend. Nur bei theologischen Zusammenstellungen finden sich einige Wagnisse. Die Vergleichung Baco's mit dem reformirten und Cartesius' mit dem lutherischen Lehrtypus kann uns zum min-

besten nur mühsam einleuchten. Bei Herbert's Aufstellung der fünf notiones communes wird an die katholische Wahrheitsinstanz aus dem allgemeinen Consens erinnert, da hier doch aus Herbert nur der Communismus der Aufklärungsperiode in Dingen des allen gemeinsamen Vernunftbesitzes spricht. Der Zusammenhang der Frage von der Theodicee mit den Prädestinationsverhandlungen aus der Reformationszeit will uns ebenfalls nicht recht überzeugen.

Doch genug der Kritik! Möchte auch in unserer Zeit philosophischer Ebbe das Publikum diesem Erzeugniß vielverzweigter Studien und eines redlichen Wahrheitsstrebens freundlich entgegenkommen!

Emil Feuerlein.

Geschichtsliteratur.

Geschichte Dithmarschens. Nach F. C. Dahlmann's Vorlesungen im Winter 1826, herausgegeben, am Schluß ergänzt und mit Excursen begleitet von W. H. Kolster. Leipzig, Maute. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Es war im Anfange der vierziger Jahre, als wir in Bonn Gelegenheit hatten, den Vorlesungen des vor kurzem dorthin berufenen Dahlmann beizuwohnen. Dieselben übten damals auf die akademische Gemeinde eine außerordentliche Anziehungskraft; der größte Saal der Universität reichte nicht immer aus, die Menge der Zuhörer zu fassen. Und mit welcher Spannung erwarteten diese, wenn die Stunde geschlagen, die Ankunft des verehrten Lehrers! Wie wurde es in der aufgeregten Versammlung mit einem male so still, wenn er eintrat und langsamen Schrittes die Stufen zum Katheder hinanstieg! Nun stand er oben, in fester, strammer Haltung, die er fortan unverändert bewahrte. Unverändert auch blieb der ernste, fast finstere Ausdruck des Gesichts; nur daß zuweilen, wenn eine humoristische Aeußerung laut wurde, ein rasch verschwindendes heiteres Lächeln darüber hinglitt. Ebenso gleichmäßig war der Vortrag; langsam und gemessen, aber ohne Stockung und weithin vernehmlich floß die Rede dahin. Schlicht und einfach wie sie war, frei von jedem künstlichen Schmuck, fesselte sie nicht blos durch ihren Inhalt, sondern mehr noch durch die gehaltene Kraft und die latente Wärme, die dem Ausdruck einwohnte. Wer sie hörte, lauschte ihr mit ungetheilter Aufmerksamkeit und gedachte so wenig der verrinnenden Zeit, daß es ihn höchlich überraschte, wenn der Vortrag plötzlich und meist an einem Punkte abbrach, der die Spannung auf das demnächst Folgende wachhielt.

Man verzeihe die persönliche Reminiscenz; sie tauchte bei der Lektüre des vorliegenden Buchs unwillkürlich in uns auf. Freilich ist zwischen einem mündlichen Vortrage und seiner schriftlichen Fixirung ein großer Unterschied, zumal wenn diese, wie das hier zutrifft, nicht vom Redenden selbst, sondern von einem nachschreibenden Zuhörer herstammt. Immerhin gibt das alte Collegienheft, welches Hr. Kolster nach seiner Versicherung fast unverändert zum Abdruck bringt, das Gehörte so treu wieder, daß wir vielfach an den Mann und seine eigenthümliche Denk- und Redeweise erinnert wurden. Schon deshalb erscheint uns die Veröffentlichung dieser Vorlesungen, obgleich sie fast ein halbes Jahrhundert zurückdatiren, als ein verdienstliches Unternehmen; sie sind jedenfalls eine werthvolle Reliquie des berühmten Gelehrten und des charakterstarken Mannes, der sie gehalten hat. Ob auch ihr Inhalt die späte Publikation rechtfertigt, ist eine andere Frage, die wir, mit der einschlägigen Literatur nur theilweise bekannt, nicht zu entscheiden wagen. Der Herausgeber versichert, daß „trotz aller Entdeckungen, welche seit 1826 über die dithmarsische Geschichte gemacht sind, die Darstellung Dahlmann's doch bis zu diesem Augenblicke bei weitem die beste ist". Und wir trauen seinem Urtheile um so lieber, da er sich mit den spätern Arbeiten sehr vertraut zeigt und bei aller Pietät für seinen ehemaligen Lehrer keineswegs in verba magistri schwört. Wie man aber auch über den objectiven Werth der vorliegenden Geschichte denken mag: sie ist jedenfalls der Zeit nach die erste, welche diesen Namen verdient. Auch hat sie ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, daß die Theilnahme für den Gegenstand und durch sie der Trieb zu weitern Forschungen geweckt und belebt wurde. Freilich wird sie, da sie nur mündlich vorgetragen wurde, weniger wirksam gewesen sein als die Ausgabe des Chronisten Neokorus, welche Dahlmann im Jahre 1827 veröffentlichte. Sehr anregend aber waren jene Vorträge gewiß; schon die Worte, mit welchen sie eingeleitet und motivirt wurden, mußten bei den Zuhörern ein lebhaftes Interesse hervorrufen:

> Betrachten wir andere Theile der Geschichte und blicken wir hin auf die Geschichte überhaupt, so bietet sie uns einen reichen Stoff dar aus dem öffentlichen Wirken der Völker: wie sie gekriegt und Frieden geschlossen haben; wie sie unterdrückt und wieder befreit wurden. Wie ihnen das Leben aber im engern Kreise, wie an Werkel- und wie an Festtagen dahinfloß, das sehen wir da nicht. Hier läßt sich einmal ein Volk so darstellen; hier tritt mächtig hervor des einzelnen Mannes Leben und Wirken. Und sieht man andererseits auf die Thaten des ganzen Volks — reich wäre die Geschichte, wenn oftmals so wenige so viel gethan hätten. Dies kleine Häuflein hat einmal kräftig im Norden in die Welthändel eingewirkt. Gibt uns dieses kleinen Volkes Geschichte auch keinen Ueberblick des ganzen oder doch eines großen Theils des Weltalls, so mag doch auch der Nutzen unserer vorliegenden Beschäftigung nicht gering sein, wird nur unser Sinn geschärft für Gemeinwesen, wovon so wenig in den geputzten, in modischen Geschichtswerken steht. Doch unpassend würde es sein, in geschminkter Sprache die Thaten einfacher Ackersleute darzustellen: nein, lieber einfach, lieber so nahe als möglich der alten sächsischen Sprache, die nie verloren gehen, die nie, besonders nicht vom Geschichtsforscher, außer Acht gelassen werden sollte.

In diesem einfachen, aber warmen Tone ist denn auch durchgängig die Erzählung gehalten. Dieselbe beginnt übrigens nach einer Einleitung, die zunächst das Leben und die Chronik des Neokorus, sodann die anderweitigen Quellenschriften bespricht, mit der ältesten Zeit und endigt mit dem Jahre 1559, in welchem Dith-

marschen seine Unabhängigkeit verlor. Der zwischen diesen beiden Endpunkten liegende Zeitraum wird in zwei Perioden geschieden: die erste geht bis zum Jahre 1404, umfaßt also die Zeit, in welcher die Dithmarsen unter fremder Herrschaft, anfangs der Grafen von Stade, später der Erzbischöfe von Bremen standen; in die zweite fallen die anderthalb Jahrhunderte, durch welche sie ein, wenn auch nicht formell, so doch der Sache nach unabhängiges Gemeinwesen bildeten. Jede dieser größern Abtheilungen zerfällt dann wieder in mehrere (vier und fünf) Abschnitte, wodurch die Darstellung recht übersichtlich wird. Was die Behandlung des Einzelnen angeht, so hält sie sich im allgemeinen streng an die Zeitfolge, in welcher die Begebenheiten verlaufen. Von diesen werden die minder wichtigen kurz und summarisch berichtet; die meist rasch fortschreitende Erzählung verweilt nur da länger, wo bedeutsame und folgenreiche Ereignisse oder die innern Zustände des Landes und Volks zur Sprache kommen. So findet z. B. die Verfassung, in welcher die Dithmarsen nach Begründung ihrer staatlichen Freiheit lebten, eine eingehende Darstellung, deren Schluß hier theilweise eine Stelle erhalten mag:

So hätten wir denn im ganzen ein Bild des freien Dithmarschens gegeben; aber es fehlt noch die Art, wie sich der freie Dithmarscher in dieser Einrichtung bewegte. Hier zeigt es sich recht klar, daß die Freiheit nicht ein Zustand des Genusses sein soll, sondern sie ist ein Zustand der Arbeit, und für diesen Preis soll sie gewonnen, um diesen erhalten werden; sie macht nicht frei von Pflichten, vielmehr sie legt Pflichten auf. Der freie Dithmarscher war von Anfang an seinem Vaterlande dienstbar; elf Jahre sechs Wochen alt, stand der dithmarsische Bauernsohn schon als sein eigener Vormund da, nur Zeugniß ablegen konnte er noch nicht. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte er sich schon einzufinden bei den Waffenübungen seines Kirchspiels und um Pfingsten sich zu zeigen bei der Versammlung seines Döffts — einem der Kreise, in welche das Land getheilt war —, um da zu bewähren, daß er hinlänglich geübt sei, und wenn es noththat, wenn Landeshöde eintrat, mit auszuziehen. Wenn er das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, lag jede Staatsleistung ihm ob; besonders was die Gerichtsverpflichtungen betraf. Darum brauchte er keine Würde zu bekleiden, auch nicht einmal einen eigenen Streithandel zu haben; jeden Augenblick konnte er erwarten, selbst von entfernten Kirchspielen in Anspruch genommen zu werden. Denn der dithmarsische Bauer gehörte vor allen Dingen nicht sich selber, sondern seinem Geschlechte an, deren es viele im Lande gab. Diese Geschlechter theilten sich wieder ein in Unterabtheilungen, in das, was wir Linien nennen, die Dithmarschen Klüfte nannten. Für Geschlecht und Kluft hatte der Dithmarscher eigenthümliche Verpflichtungen, besonders in Gerichtssachen. Die Klüfte machten seinen Stolz aus und entfesselten seine ganze Anstrengung; sie nahmen alle seine körperliche, geistige, ja sittliche Kraft in Anspruch; sie konnten ihn in gewissem Maße bereichern; war z. B. ein Kluftvetter erschlagen, so kam der Kluft die Mannbuße zu. Aber die Verbindung kostete auch Geld, wenn z. B. für einen Kluftvetter, der nicht zahlen konnte, der Beitrag geleistet werden mußte...... Es mochte ferner unter Umständen einen harten Kampf mit dem Gewissen geben; war einer seiner Kluftvettern angeklagt, so verlangte man vom Dithmarscher, daß er schwöre für seine Unschuld, und er hatte sich doch oft nicht überzeugt, daß er seine Unschuld bewiesen, oder der Aufgeforderte mußte aus seinen eigenen Gütern den Schaden bessern.....

Ohne Zweifel verdankten es die Dithmarsen zum guten Theil dieser engen Gemeinschaft der Volksgenossen, daß sie trotz ihrer geringen Zahl und der überlegenen Macht ihrer Bedränger die stets von neuem angefochtene Freiheit so lange zu behaupten vermochten. Allerdings kamen ihnen dabei auch manche günstige Umstände, vor allem die eigenthümliche Naturbeschaffenheit des Landes, zu statten. Das meiste aber that ihre angeborene Kraft und Tüchtigkeit, die, wie sie dem Meere in ausdauerndem Kampfe weite Strecken fruchtbaren Landes abgewann, so den Feinden in heißem Streit manch glänzenden Sieg entriß. In ihrer Geschichte begegnen nicht wenige Kämpen und kriegerische Actionen, die sich den gefeierten Helden und Waffenthaten der Griechen oder Schweizer vollkommen ebenbürtig zur Seite stellen. Wer hätte nicht von Wolf Isenbrand und der bannertragenden Jungfrau gehört, unter deren Führung bei Hemmingstedt „wenig Hundert die vielen Tausende schlugen“? Leider mußte das kleine Heldenvolk den wiederholten Angriffen der Nachbarn am Ende doch erliegen, nicht aber ohne daß es auch in diesem letzten Freiheitskampfe noch die alte Tapferkeit rühmlich bewährte.

Wieder sind die Holsteiner, lüstern nach dem reichen Besitz, in das Land eingefallen, auf welches sie kein irgendwie begründetes Anrecht haben; ihr Heer ist zahlreich, die Führung in der Hand versuchter Kriegshelden, des Herzogs Adolf und des alten Johann Rantzau. Unter den Dithmarsen aber herrscht Uneinigkeit; auch täuschen sie sich über den Punkt, auf welchen der Feind seinen vornehmsten Angriff richten wird. Dieser rückt mit der Hauptmacht gegen Meldorf, den einzigen befestigten Ort des Landes. Die tapfere Besatzung schlägt zwei Stürme siegreich ab, doch dem dritten erliegt sie. Die Angreifer dringen von zwei Seiten in die Stadt; „nun wüthete man gegen Männer, Weiber und gegen das Kind in der Wiege, und was sich von den Vertheidigern gerettet hatte, wurde bald ereilt und niedergehauen“. Inzwischen haben sich die Dithmarsen bei Hemmingstedt versammelt, um hier den Feind zu erwarten. Der aber schlägt eine andere Richtung ein und besetzt in raschem Vordringen die Positionen, auf welche sie sich zum Behufe weiterer Vertheidigung verlassen haben. Damit ist, scheint es, jeder fernere Widerstand aussichtslos geworden:

Nun kam es noch um Heide zu einem furchtbaren Kampf, als das siegende Heer schon vollkommen gesiegt zu haben glaubte; denn hier war die Hauptmacht der Dithmarschen zugegen, denen aber jetzt nicht ihre Hammer zu statten kamen; sie mußten unter gleichen Bedingungen kämpfen mit dem Feinde, der ihnen an Zahl überlegen war, und besonders durch seine Reiterei, welche hier eben den Ausschlag gab, indem sie die Hauptmacht der Dithmarschen zurückdrängte. Doch darum war Heide noch nicht verloren; eine große Schar warf sich plötzlich auf die Feinde heraus mit ungemeiner Beweglichkeit der Glieder, indem sie mit ihren Springstöcken behende über die Gräben setzten, und es scheint wirklich, daß allgemeine Flucht und Verwirrung die Sieger ergriff, als Herzog Adolf, der Wichtigkeit des Augenblicks und seiner natürlichen Tapferkeit eingedenk, heransprengte und durch lauten Zuruf und mit tadelnden Worten die Seinigen anrief. Da war es, als ein Dithmarscher, den er mit seinem Pistol verwundet hatte, auf ihn eindrang und ihn schwer verwundete; aber sein kühnes Wagen und Zurufen gab doch die Entscheidung; mit verdoppelter Erbitterung drang die Reiterei in Heide ein. Darum war aber Heide noch nicht gewonnen. Die Einwohner vertheidigten sich tapfer in den gesperrten Straßen, und nochmals scheint das Gelingen sich zu den Dithmarschen wenden zu wollen; Reiterei und Fußvolk werden zurückgeworfen und die Heider beginnen die Verfolgung.

Und wohl hätte aus dem Zustande der Verzweiflung die Rettung der Dithmarschen hervorgehen mögen, wenn in diesem Augenblick die Scharen der benachbarten Kirchspiele herbeigerückt wären. Doch dies geschah nicht, obschon einige dazu ermunterten, und so ward Heide erstritten. Noch freilich lag nur die Hoffnung vor, durch erneuerte Anstrengung Heide zu gewinnen; die Truppen waren ermattet, und viele riethen, da der Tag sich schon zu Ende neigte, daß man ausruhen möge für den neuen Kampf. Allein der Feldmarschall Rantzau besteht darauf, es müsse vor der Nacht Heide erobert werden. Man läßt einzelne Abtheilungen gegen die noch übrigen Haufen der Dithmarschen zurück und wendet sich mit der Hauptmacht gegen Heide, und während des Kampfes läßt Rantzau, die Leute hintansetzend, die Stadt in Brand stecken, und in verzweifelter Gegenwehr fällt so durch Feuer und Schwert die letzte Kraft des Landes, am 13. Juni des Jahres 1559.

Mit der Schilderung dieser unheilvollen Katastrophe und der ihr unmittelbar folgenden Unterwerfung schließen die Dahlmann'schen Vorträge. Nicht aber unser Buch; der Herausgeber hat ihnen noch einen „Anhang" und zwanzig mehr oder minder umfangreiche „Excurse" beigefügt. Der Anhang führt die Geschichte Dithmarschens in drei Abschnitten bis zum Ende des Dreißigjährigen Kriegs fort; der Inhalt der Excurse ist ein mannichfacher. Sie handeln, abgesehen von dem ersten, welcher „die Literatur über die dithmarsische Geschichte seit 1826" angibt, theils vom Lande im allgemeinen, von seinem Namen, seiner Bodenbeschaffenheit, den Urzuständen und der Eindeichung der Marsch, und von seiner Hauptstadt insbesondere („Die Alterthümer Meldorfs", „Stadt und Kirche", „Das Dominikanerkloster"); theils verbreiten sie sich über einzelne Episoden aus seiner Geschichte, wie über den Krieg von 1319, die Schlacht bei Hemmingstedt, den Krieg von 1402—4; theils endlich erörtern sie politische Institutionen und rechtliche Verhältnisse, wie die Vögte und Geschlechter, die Rathgeber, die Schlüter und Geschworenen, die Zahl der Döffte, die Einsetzung der Landesbevollmächtigten, Seeraub, Seetrift, Seefund, Strandrecht. Es sind im ganzen recht interessante und werthvolle Arbeiten, die uns Kolster in diesen Zugaben bietet; wie gering der bescheidene Verfasser ihr Verdienst anschlägt, sie haben unsers Erachtens ein volles Anrecht auf die Stelle, welche sie neben und nach dem Dahlmann'schen Werke einnehmen. Kolster ist, wenn wir nicht irren, selbst ein Sohn der dithmarscher Erde; jedenfalls hat er den größten Theil seines Lebens auf ihr verbracht. Er kennt und liebt das Land und die Menschen, ist mit den charakteristischen Eigenthümlichkeiten beider durchaus vertraut und nimmt an ihnen und ihrem Geschick einen warmen, herzlichen Antheil. Seine Kenntniß ihrer Geschichte ist ebenso genau wie umfassend; er hat nicht nur selbst die ältern Quellenschriften eifrig studirt, sondern auch die neuern Forschungen aufmerksam verfolgt und fleißig zu Rathe gezogen. Fügen wir hinzu, daß er auch die Ergebnisse seiner Studien vortrefflich darzustellen weiß. Die Sprache ist rein und würdig, der Ausdruck deutlich und bestimmt; er erzählt sehr gut, und wo er schildert, klingt nicht selten ein gemüthlicher Ton durch, der anzieht und fesselt. Wir theilen zur Probe ein paar kürzere Stellen mit:

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick das damalige Aussehen des Landes. Ueberall Wald, sodaß das Eichhörnchen nach Hans Detleffs vom Ziegel in Meldorf bis zu des Landes Grenze auf lauter Bäumen springen konnte. Die Waldungen durch mäßige Lichtungen unterbrochen, in denen sich die Dörfer mit ihrem Ackerfeld versteckten, auch verschollene, die noch Neokorus und Detleffs kennen. . . . Die Wälder boten den Schweinen reiche Mast an ihrem sumpfigen Saume, auch wol ein Streifchen Weideland für anderes Vieh, aber zu spärlich für einen bedeutenden Viehstapel; da muß das Watt aushelfen. So sah denn jene Zeit, wenn der Frühling wieder einzog und das Vieh wieder im Freien übernachten konnte, von allen Seiten die nach Meldorf führenden Wege sich bedecken mit Viehtriften zur Sommergräsung im Außendeich, wo man für Pferd, Rind, Schaf und Gans eine ausreichende Weide fand; Meldorf war das Gasthaus an der Heerstraße. Von hier aus ließ sich über das weidende Vieh eine Aufsicht führen, bei Sturmfluten etwas zur Rettung der bedrohten Thiere thun, hier das erkrankte unter Obdach bringen. Der meldorfer Gastfreund war für den Besitzer ein hochwichtiger Mann, mancher siedelte sich dort wol gern neben dem Kaufmann an, sicher hier ausreichende Gelegenheit zu mannichfachem Gewinn zu finden; wen der Markt nicht nach Meldorf zog, den trieb der wirthschaftliche Betrieb dahin.

In einem der folgenden Abschnitte führt uns der Verfasser an die Ufer des Meers:

Die Geschichte dieser Zeit drehte sich wesentlich auch um die Marsch, die in diesen Jahren dem Meeresboden abgewonnen ward. Doch ist es nicht der Pflug allein, der hier waltet, und die Scenen des Friedens. Seefahrern waren die Wurthenbewohner nicht blos ähnlich, sie waren es wirklich und boten in ihren leichten Kähnen, die zwischen den dithmarsischen Watten vortrefflich Schutz fanden, muthig Sturm und Wogen Trotz. Elb-, Eider- und Wesermündung, welche so nahe beieinander liegen, vermittelten hier in ältester Zeit schon einen reichen Handelsverkehr; aber dies gefährliche Fahrwasser, das auch jetzt noch manchem Schiff und Seemann trotz aller Gegenanstalten Tod und Verderben bringt, forderte damals nicht minder zahlreiche Opfer, und machte die Küste zum Schauplatz ganz anderer Kämpfe als die, welche der Deichende mit der andrängenden Flut zu bestehen hat. Bald war es treibendes Schiff und Gut, das wollte geborgen sein, und das schien so unverfänglich, daß auch die Kirchen daran ihren Antheil hatten; bald war es der Schiffbrüchige, der Erbarmen und Rettung suchte am Strande, und raubende, ja mordlustige Hände fand; bald war es der mit den Elementen Ringende, dem sich unter dem Schein der Hülfe räuberische Hände nahten; bald der arglos Schiffende, der sich von Piratenkähnen plötzlich umringt sah. Freilich in einer Zeit, wo Handel und Seeraub sich noch vielfach berührten und der scheinbar friedliche Kaufmann sich oft unter günstigen Umständen nur allzu geneigt bewies, lieber mit Gewalt zu nehmen als zu kaufen und zu feilschen um das, was ihm noththat oder wonach sein Herz gelüstete, hatte er sich weniger über eine solche Behandlung zu beklagen. So war denn die Marsch neben den fleißigen Bauern reich genug an verwegenen Lootsen, welche Noth und Gefahr des Kaufmanns benutzten zu ihrem Gewinn und für den geleisteten Beistand unerschwingliche Summen forderten, an kühnen Räubern, die lieber mit blutiger Hand nehmen als mit sauerm Schweiße mit dem Boden ringen wollten; in Prielen und zwischen Sandbänken lauerte, vom Morgennebel versteckt, der Pirat, und die Küste war Schauplatz arger Thaten.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Charlotte von Stein; ein Lebensbild" von H. Düntzer, sagt die „Saturday Review" vom 15. August: „Wahrscheinlich haben nur wenige unter den Lesern von Goethe's Biographie und Briefwechsel bisher an den rein platonischen Charakter seiner Anhänglichkeit an Frau von Stein geglaubt. Düntzer tritt eine der höchsten lebenden Autoritäten in allem, was mit der Goethe-Literatur zusammenhängt, hervor, um diese Meinung zu behaupten, und kann man auch nicht sagen, daß er viel Beweiskräftiges zu deren Unterstützung an den Tag gebracht hat, so gelingt es ihm doch jedenfalls, nachzuweisen, daß man ebenso wenig dagegen vorbringen könne. Die Frage scheint vorzugsweise dazu geeignet zu sein, unerörtert gelassen zu werden. Goethe's Briefe an den Gegenstand seiner Anhänglichkeit sind ebenso anziehend unter der einen wie unter der andern Hypothese und lassen sich mit jeder von beiden in Einklang bringen. Der Ton der weimarer Gesellschaft wird durch die mehr oder minder enge Liaison nicht wesentlich berührt, und wie wir auch die Sache anschauen mögen, so erscheint doch der Gatte der Frau von Stein in jedem Falle als eine Null. In der That, er erscheint überhaupt so wenig, daß strengere Moralisten als der weimarer Kreis sich versucht fühlen könnten, den Grundsatz de non apparentibus et de non existentibus auf ihn anzuwenden. Wer sich dennoch eine Ansicht über die Sache bilden will, muß sich wenigstens daran erinnern, daß die Hälfte der urkundlichen Beweise fehlt. Frau von Stein bewahrte Goethe's Briefe mit gewissenhafter Sorgfalt auf, verlangte aber die ihrigen wieder zurück und zerstörte sie. Wenigstens ist nie ein Zeichen von ihrem Vorhandensein gegeben worden. Der Verlust ist sehr zu bedauern, nicht etwa wegen der möglichen Beziehung auf den Skandal jener Zeit, sondern insofern sie wesentlich dazu beigetragen haben würden, die wirkliche Ausdehnung und Beschaffenheit des Einflusses der Frau von Stein auf Goethe zu bestimmen. Düntzer schlägt diesen sehr hoch an und ist von dessen veredelnder und läuternder Wirkung überzeugt. . . . Einige wenige Proben ihrer Briefe an ihn würden freilich mehr zur Entscheidung dieser Frage beitragen als seitenlange Betrachtungen. Ist Düntzer indessen auch nicht im Stande gewesen, diese verloren gegangenen Schätze wieder zu erlangen, so hat ihn doch der Beistand der Familie der Frau von Stein in den Stand gesetzt, uns mehrere Proben ihrer Mittheilungen an weniger interessante Correspondenten zu bieten. Diese sind dem Buche sehr dienlich gewesen, welches ohne solches Material wenig mehr als ein Commentar zu Goethe's Briefen an sie gewesen sein würde und auch jetzt ohne beständige Bezugnahme auf dieselben kaum lesbar oder verständlich ist. Einige der neuen Briefe sind sehr interessant, besonders die von der Herzogin von Weimar, die eine große und echte Hochachtung vor Frau von Stein gehabt zu haben scheint. Der Heldin eigene Briefe sind, bei aller Rücksicht gegen ihre beständige Hinweisung auf unangenehme Geschäfte, vergleichsweise gewöhnlich und lassen vermuthen, daß das Geheimniß des Einflusses, welchen Frau von Stein auf Goethe hatte, weniger in sittlicher oder geistiger Auszeichnung als in ihrem persönlichen Zauber bestand, der noch durch ihr etwas vorgerückteres Alter und ihre Vertrautheit mit der ihm neuen Hofsphäre unterstützt wurde."

„Die zweite Reihe von ‚Neue Bilder aus der petersburger Gesellschaft, von einem Russen'", heißt es ebendaselbst, „würde ihren Zweck besser erreichen, wäre dieselbe [illegible] Bitterkeit gegen Frankreich befreit sein würde. Das Werk ist in der That zum großen Theile ein Verdammungsurtheil des französischen Einflusses, in welchem der Verfasser eine Quelle socialen Verderbnisses sieht, und zur Unterstützung dieses Urtheils erzählt er die alte Geschichte von Puschkin's Tod in einem Zweikampfe mit einem französischen Offizier in sehr ausführlicher Weise. Der so kundgegebene Geist entzieht den Angaben des Verfassers viel von dem Gewicht, welches sie sonst, da wo er auf zeitgenössische Dinge übergeht, billigerweise beanspruchen dürften. Man kann sich unmöglich des Schlusses erwehren, der deutsche Einfluß müsse in Rußland sehr im Abnahme sein, um solche Bitterkeit zu erklären. Man darf diesem Umstande indessen nicht zu viel Bedeutung beilegen; denn, was immer die Gesinnung der russischen Gesellschaft sein möge, so wird doch die Politik des Landes unzweifelhaft durch dessen Interessen bestimmt werden und seine Allianz wird stets vom Meistbietenden zu erlangen sein. Es mag in allen Behauptungen des Verfassers viel Wahrheit enthalten sein; man wird sie aber nicht eher mit Sicherheit gelten lassen können, als bis sie von einer weniger verdächtigen Quelle bestätigt sein werden."

Ueber „Geschichte der christlich-lateinischen Literatur von ihren Anfängen bis zum Zeitalter Karl's des Großen" von Adolf Ebert sagt das Blatt: „Als eine beabsichtigte vollständige Geschichte der mittelalterlichen Literatur des westlichen Europa ist das Werk viel mehr vom literarischen als vom theologischen Gesichtspunkte aus geschrieben; es wird als eine ungenügende Leistung erscheinen, wenn man es mit Bezug auf die besondern Bedürfnisse theologischer Forscher beurtheilt, ist aber vielleicht deshalb um so besser geeignet, den gewöhnlichen Leser sowol anzuziehen als auch zu belehren. Der Verfasser beschränkt sich eingestandenermaßen nicht auf die Vorführung von Werken religiösen Inhalts, obgleich bei der Dürftigkeit der ältern christlichen Literatur in jedem andern Zweige der Wirklichkeit nach fast auf jene allein angewiesen. Von dem feurigen Ausbruch des neuen Elements im Tertullian wird die Geschichte bis zu ihrem fast gänzlichen Stillstand im Zeitalter Karl's des Großen verfolgt. Die Belebtheit und Energie, welche bis zum Sturz des Römischen Reichs unsere Bewunderung erregen, rühren vom Hereinströmen von Ideen her, welche der classischen Literatur neu waren, nachdem sie durch den Schluß des letzten großen Kirchenstreits gänzlich erschöpft worden war. . . . Dem vorliegenden Bande geht ein trefflicher Ueberblick über die Ursachen der Verbreitung und des schließlichen Siegs des Christenthums im Römischen Reiche voran."

Bei der Besprechung von Adolf Bastian's „Die deutsche Expedition an der Loangoküste" sagt der Recensent: „Der unermüdliche Reisende und fruchtbare Schriftsteller begab sich im vergangenen Jahre nach Niederguinea als Pionnier der deutschen Forschungsexpedition, welche diese wenig bekannte Gegend zu ihrer Operationsbasis gewählt hat. . . . Alles ist augenscheinlich höchst sorgfältig organisirt worden, und das Unternehmen trägt weit mehr das Ansehen einer dauernden Niederlassung in dem Lande zu wissenschaftlichen Zwecken, als das eines bloßen Besuchs von Forschern. Es bleibt nur abzuwarten, ob die Verwegenheit der Reisenden ihrem Vorbedacht gleichkommen werde, und ob sie sich weit genug von ihrer sorgfältig gesicherten Basis hinauswagen werden, um dem Ruhm eines Schweinfurth oder Livingstone nachzueifern. Die Kürze des Aufenthalts des Dr. Bastian und der Zweck seiner Sendung waren weitläufigern Auseinandersetzungen seinerseits ungünstig. Doch ist sein persönlicher Bericht immerhin fesselnd, und dessen Klarheit und Einfachheit sticht vortheilhaft von der verworrenen Anhäufung zwar werthvoller, aber schlecht verarbeiteter, hauptsächlich älteren Reisenden und Geographen entlehnter Thatsachen ab, welche den größern Theil seines Werks einnimmt. . . ."

Ueber „Shakspeare und die neuere Kritik" von W. Wagner sagt das Blatt: „Man kann bezweifeln, ob es der Mühe werth war, die Auslassungen eines Kritikers (Roderich Benedix)

zu verwischen, welcher von so unglücklicher Geistesverfassung war, daß er nichts Bewunderungswerthes im «Sturm» zu sehen vermochte, besonders da Wagner die Ausstellungen Benedix' von der einzigen Seite, von welcher sie auf Beachtung Anspruch machen können, die Möglichkeit Shakspeare'scher Stücke für die heutige Bühne nämlich, wenig berücksichtigt. Seine eigenen Bemerkungen indessen, wenn auch nicht von besonderer Neuheit, sind doch stets richtig. Wenn er von «Troilus und Cressida» als einem wahrscheinlich übereilten Werke für Bühnenzwecke spricht, scheint er zu vergessen, daß es das einzige unter Shakspeare's Stücken ist, welches vor der Veröffentlichung niemals aufgeführt worden war. Wir wünschten übrigens, er hätte über Shakspeare's Lustspiele mehr zu sagen gefunden."

Ueber den neuesten wichtigen Beitrag seitens Deutscher zur Shakspeare-Literatur heißt es in dem Blatte: „Alexander Schmidt darf sich sicherlich dazu beglückwünschen, daß er das Ziel des bescheidenen Ehrgeizes, den er zu haben vorgibt, erreicht hat, indem er mit seinem «Shakspeare-Lexikon» ein Werk hervorgebracht, welches jedem Engländer nützlich sein wird. Es ist aber viel mehr als dies, es ist ein Denkmal des Geschmacks und Fleißes und, soweit wir bisjetzt urtheilen können, der Reichhaltigkeit und Genauigkeit. Es kann nicht verfehlen, das Studium des Dichters und die kritische Recension seines Textes bedeutend zu fördern, während es noch eins mehr zu den zahlreichen Beispielen hinzufügt, wo Deutschland das für uns geleistet, was wir längst selbst hätten leisten sollen."

Bei dieser Gelegenheit mag auch erwähnt sein, daß Professor Tyndall in seiner unlängst in Belfast gehaltenen Rede zur Eröffnung der Verhandlungen der British Association auf Lange's „Geschichte des Materialismus" rühmend hingewiesen und dieses „vortreffliche" Werk, wie er es bezeichnete, als dasjenige genannt hat, dem er sowol seine Thatsachen wie auch seine Ideen verdanke. Diese öffentliche Anerkennung ist freilich nur gerecht, darf aber Deutschland immerhin wegen der Leistungen seiner Gelehrten mit Stolz erfüllen und ebenso sehr erfreuen.

Theater und Musik.

Der Rücktritt Laube's von der Direction des wiener Stadttheaters wird in den wiener Blättern lebhaft besprochen; man bedauert besonders, daß das höhere Schauspiel von jetzt ab von dieser Bühne verbannt sein soll. Jeder Verlust an Terrain, den die höhere Tragödie erleidet, ist in der That nicht mit Gleichgültigkeit anzusehen. In Berlin geben Theater wie das Nationaltheater, das Stadttheater, das Belle-Alliance-Theater auch Tragödien; in Wien war das Stadttheater neben dem Burgtheater das einzige. Wir hoffen indeß, daß es mit der gänzlichen Verbannung der Melpomene nicht ernst gemeint ist, und würden vorschlagen, daß wol das classische Drama, aber nicht die Tragödie als solche ausgeschlossen werde. Denn in der Darstellung des erstern würde eine Concurrenz mit der Burg kaum erfolgreich sein; wol aber werden moderne Dramen höherer Richtung, die von der Burg aus irgendeinem Grunde nicht zur Aufführung kommen, dem Repertoire des Stadttheaters einverleibt werden können und ihm einen frischen Schwung und eine höhere literarische Bedeutung nach wie vor verleihen. Einer Aeußerung des neuen Directors Lobe zufolge soll ja auch die Tragödie ab und zu gegeben werden. Ueber die Bedeutung der Theaterdirection in den Händen eines Schriftstellers sagt Joseph Bayer bei dieser Gelegenheit viel Treffendes: „Die Erfahrung hat sich vielfach bewährt, daß eine schriftstellerische Leitung der Bühne bei ausreichender Orientirung in der praktischen Seite des Theaterwesens für die höhern Bühnenzwecke am förderſamsten sei. Es bleibt dadurch zunächst der Zusammenhang der Bühne mit der Literatur gesichert. Der bedeutendere Schriftsteller, der zugleich Theaterkenner ist, wird in einer solchen Stellung die Verpflichtung gegen die literarische Production im Auge behalten, er wird das theatralisch Lebensfähige in derselben nicht der Bühne vorenthalten, wol auch selbst persönlich eingreifen und nachhelfen, um es an gehöriger Stelle wirken zu lassen; er wird es ferner als eine Ehrensache betrachten, die Bühne mit den Schöpfungen der classischen Dramatik selbst aus fernerer Vergangenheit zu weihen und zu veredeln, soweit sich diese nur immer mit der Empfindungsweise der Gegenwart vermitteln und ihr verständigend nahe bringen lassen. Es ist immer ein unberechenbarer Vortheil für den Kunstcharakter einer Bühne, sobald sich ihr Leiter nach zwei Seiten hin, im Literatursinn wie im Theatersinn, seiner Aufgabe für verpflichtet fühlt. Die von bloßen Theaterpraktikern geleiteten Bühnen verlieren so leicht innerhalb des engern, von ihren Coulissen und Versetzstücken begrenzten Gesichtskreises den weitern literarischen Horizont aus den Augen, wie es oft genug erlebt worden ist."

Aus der Schriftstellerwelt.

Von Berlin aus waren Einladungen zu einem Deutschen Dichtertage in Weimar ausgegangen, unterzeichnet von Dichtern, Schriftstellern und Journalisten verschiedener Richtung, obschon zu der Haltung des Aufrufs, einer Proclamation des poetischen Idealismus, viele der Unterschriften nicht recht passen wollten. Die Versammlung sollte am 24. September in Weimar stattfinden. Jetzt ist die Zusammenkunft indessen aufgegeben worden, und wie uns scheint, zum Besten der Sache. Ein Dichtertag bietet große Schwierigkeiten dar, zunächst wegen der Legitimation. Wer ist ein Dichter? Wo ist überhaupt die Grenze zu ziehen, oder soll gar keine gezogen werden? Soll die Ueberflutung mit Lyrikern, die irgendeinmal in einer Zeitschrift ein Gedicht veröffentlicht haben, für zulässig gelten? Dann würde man zuletzt jeden Deutschen zulassen müssen, denn wer hat nicht einmal in Versen gesündigt! Oder soll die ganze Schriftstellerwelt, der ganze Journalismus ein Partoutbillet erhalten? Dann ist die Grenze für das eigentlich poetische Schaffen verwischt, und die rührigen und überall gegenwärtigen Journalisten, die schon als Referenten ihre Federn spitzen, würden gewiß die große Majorität des Dichtertags gebildet haben. Und dann — welches Programm sollte den Dichtern und Schriftstellern zur Berathung vorgelegt werden? Ohne Programm keine Versammlung! Die Interessen der Autoren den Theatern gegenüber vertritt die Genossenschaft dramatischer Schriftsteller, eine auf Grundlage fester Statuten organisirte Gemeinschaft mit bestimmten praktischen Zwecken, die auch sehr greifbare praktische Resultate aufzuweisen hat; gegen den Nachdruck gehen die Journalistentage tapfer ins Zeug; was bleibt einem Dichtertage zur Berathung übrig? Wir können nicht glauben, daß die in der wiener „Presse" mitgetheilten Resolutionen, welche an dem weimarer Dichtertag zur Debatte kommen sollten, ernst gemeint seien; sie sind ohne Frage nur eine Persiflage. Ueber ästhetische Principien wie Idealismus und Realismus zu berathen, ist ein Dichtertag gewiß nicht der Ort; was aber sonst in diesen Resolutionen von Dichterkrönung durch Kaiser und Reich und von der Verpflichtung der Dichter, niemals in einen Verwaltungsrath einer finanziellen oder industriellen Gesellschaft zu treten, gesagt ist: das steht entschieden doch an der Grenze, wo der Schritt du sublime au ridicule, gewiß nicht ohne ausdrückliche Absicht gemacht wird. Ferner heißt es in der einen Resolution, die in dieser oder einer ähnlichen Fassung allenfalls möglich wäre: „Um den guten Geist zwischen den Angehörigen des deutschen Dichterbundes zu pflegen, empfiehlt es sich, daß jeder der hier Anwesenden sich verpflichte, in Zukunft kritische Besprechungen der Leistungen eines Collegen zu unterlassen oder zum mindesten, wenn die Nothwendigkeit des Lebens ihn dazu zwingt, nicht mit seiner Namensunterschrift als Recensent poetischer Werke aufzutreten." Was würden die Koryphäen unserer Literatur: Herder, Lessing, Schiller und Goethe, zu einer solchen Resolution sagen?

Bibliographie.

Veith, J. E., Wintergrün. Gedichte, Geschichten und Reime. Wien, Braumüller. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wieser, J. C. v., Frauendienst. Dramatisches Gedicht. Brünn, Winiker. Gr. 8. 28 Ngr.

Zetzsche, K. E., Kurzer Abriss der Geschichte der elektrischen Telegraphie. Berlin, Springer. Gr. 8. 1 Thlr.

Anzeigen.

Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verantwortlicher Redacteur: Prof. Dr. Karl Biedermann.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung. Alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu eintretende) werden ersucht, ihre Bestellungen auf das nächste Vierteljahr baldigst bei den betreffenden Postämtern aufzugeben, damit keine Verzögerung in der Versendung stattfindet. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr., auch in Preußen, da der bisherige Zeitungsstempel (jährlich $2\frac{1}{2}$ Thlr.) weggefallen ist.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung sucht ein treues Bild der Zeitgeschichte zu liefern und den täglich in reicher Fülle zuströmenden Stoff ihren Lesern in möglichster Ausführlichkeit, aber doch in gesichteter Auswahl darzubieten. Sie nimmt in dieser Beziehung eine Mittelstellung zwischen den noch umfangreichern Zeitungen und den Provinzial- oder Localblättern ein, und glaubt damit den Wünschen eines großen Theils der Zeitungsleser nachzukommen.

Die politische Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung wird nach wie vor dieselbe sein: sie ist ein entschieden freisinniges, nach allen Seiten unabhängiges Blatt, das seine Ueberzeugung offen und rückhaltlos vertheidigt, aber auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Verhandlungen des demnächst wieder zusammentretenden Deutschen Reichstags sowie des sächsischen Landtags und später auch anderer Einzellandtage werden reichen Stoff zur Berichterstattung und Besprechung darbieten.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint nachmittags 4 Uhr, resp. (mit telegraphischen Börsenberichten) $5\frac{1}{2}$ Uhr. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung, welche zu diesem Zwecke von den weitesten Kreisen und namentlich von den größern industriellen Instituten regelmäßig benutzt wird, die allgemeinste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile unter „Ankündigungen" 2 Ngr., einer dreimal gespaltenen unter „Eingesandt" 3 Ngr.

Soeben erschien **vollständig**:

Joannis Buxtorfii

Lexicon

chaldaicum, talmudicum et rabbinicum

Denuo edidit et annotatis auxit

Dr. B. Fischerus.

2 vols. Preis 21 Thlr. br.

Diese zweite, **mit vielen Zusätzen neuester Forschung** vermehrte Auflage, welche bereits während des Erscheinens die grösste Anerkennung fand, liegt nun vollendet vor.

Leipzig, 15. September 1874.

Moritz Schäfer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Schulausgaben mit Anmerkungen.

(Cartonnirt.)

Schillers Braut von Messina . . .	10 Ngr.	oder 36 Kr.
— Gedichte	10 „	„ 36 „
— Geisterseher	8 „	„ 24 „
— Jungfrau von Orleans . .	10 „	„ 36 „
— Maria Stuart	8 „	„ 24 „
— Wilhelm Tell	8 „	„ 24 „
— Wallenstein. Abtheilung 1 .	8 „	„ 24 „
— — Abtheilung 2	8 „	„ 24 „
Goethes Egmont	8 „	„ 24 „
— Gedichte	8 „	„ 24 „
— Götz von Berlichingen . .	8 „	„ 24 „
— Hermann und Dorothea . .	8 „	„ 24 „
— Iphigenie auf Tauris . . .	8 „	„ 24 „
— Prosa. 2 Abtheilungen à .	8 „	„ 24 „
— Torquato Tasso	8 „	„ 24 „
Uhlands Herzog Ernst von Schwaben	10 „	„ 36 „
Herders ausgewählte Dichtungen . .	10 „	„ 36 „

Nibelungenlied, das, mit Einleitung und Wörterbuch von Karl Simrock . . . . . . 20 Ngr., oder 1 Fl. 10 Kr.

(Broschirt.)

Schillers Geisterseher. Mit Anmerkungen zum Uebersetzen ins Englische von L. Gantter. 12 Ngr. oder 36 Kr.

— Wilhelm Tell. Mit englischen erklärenden Noten versehen von Dr. E. Otto. 12 Ngr. oder 36 Kr.

Den Herren Lehrern, welche die eine oder andere dieser Ausgaben in ihren Schulen einführen wollen, steht auf Verlangen ein Exemplar des betreffenden Bändchens gern gratis zu Dienst.

 **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Arthur Schopenhauer.

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer Biographie und Charakteristik Schopenhauer's.

Von Julius Frauenstädt.

Dritte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Schopenhauer gehört, wie Karl Rosenkranz sagt, „unbedingt zu unsern besten Autoren, die man stets mit erneuter Anregung liest". Es war daher ein dankenswerther Versuch des Herausgebers, durch eine Auswahl solcher Stellen aus Schopenhauer's Schriften, welche der Freude am Schönen in Natur und Kunst oder den Maximen praktischer Lebensweisheit besonders treffenden und prägnanten Ausdruck geben, das größere gebildete Publikum mit diesem geistvollen Philosophen bekannt zu machen. Und der Versuch ist vollkommen geglückt, denn die Sammlung liegt nun bereits in dritter Auflage vor.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 40. — 1. October 1874.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thlrn. jährlich, 5 Thlrn. halbjährlich, 2½ Thlrn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Ein Frauenbild aus der Renaissancezeit.

Lucrezia Borgia. Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferdinand Gregorovius. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1874. Gr. 8. 4 Thlr.

Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Ehrenrettungen; eine sorgfältigere Geschichtschreibung, welche aus bisher unerschlossenen Quellen schöpft, will Charaktere, welche zum Theil für sittliche Verworfenheit typisch geworden sind, in ein milderndes Licht rücken, die Anklagen entkräften, welche oft auf Grund von vagen Gerüchten, von unzuverlässigen oder einseitigen Quellen gegen sie erhoben worden sind. Den Kleopatras und Messalinen wird eine Ehrenrettung zutheil, und auch von jener Lucrezia Borgia, in welcher viele Zeitgenossen und auch die Nachwelt eine der verabscheuungswürdigsten Frauen vieler Jahrhunderte erblickten, sucht der geistvolle Geschichtschreiber der Stadt Rom im Mittelalter, Ferdinand Gregorovius, in einem ebenso fleißigen wie elegant stilisirten Werke einen großen Theil der auf ihr lastenden Schuld abzuwälzen. Der zurückbleibende Gesammteindruck dieser Biographie ist, daß Lucrezia eine anmuthige, im ganzen aber unbedeutende Frau gewesen sei, die in ihrer ersten Lebensepoche, während ihres Aufenthalts in Rom, mitten in einem verbrecherischen und lasterhaften Leben am Hofe ihres Vaters, des Papstes Alexander's VI., wol gerade kein Tugendmuster gewesen sein mag, obschon kein historisch beglaubigtes Verbrechen, das sie begangen hätte, vorliegt, die aber in späterer Zeit, am Hofe des Herzogs von Ferrara, ein durchaus ehrenhaftes Leben geführt habe.

Was ist also aus jenem Ungeheuer geworden, welches in Drama und Oper zum Schrecken des Parterre über unsere Bühnen rast? Eine Frau von nicht ganz fleckenloser Jugend, die man aber nicht entfernt mit einer Verbrecherin, wie z. B. Maria Stuart, welche eine Gattenmörderin war, in eine Linie stellen darf und die in ihrer dritten Ehe sogar ein unbescholtenes Leben führte. Gregorovius selbst faßt das Resultat, das er durch seine Schrift zu erreichen glaubt, in folgender Weise zusammen:

> Die Urkunden, welche das Material für dieses Buch geworden sind, setzen jeden Leser in den Stand, sich ein Urtheil über Lucrezia Borgia zu bilden. Vielleicht wird dieses annähernd richtig sein, oder doch richtiger als die traditionelle Ansicht über diese Frau. Menschen der Vergangenheit sind nur Probleme für ihren Beurtheiler. Wenn wir schon in der Auffassung uns bekannter Zeitgenossen die größten Irrthümer begehen, um wie viel mehr sind wir dem Irrthum ausgesetzt, sobald wir uns das Wesen von Menschen darstellen, die nur noch als Schatten vor uns stehen. Denn alle Bedingungen ihres persönlichen Lebens, das ganze Gewebe von Natur, Zeit und Umgebung, woraus sie selbst geworden sind, und die innersten Geheimnisse ihres Seins liegen uns nur als eine fragmentarische Reihe von Thatsachen vor, aus denen wir einen Charakter formen sollen. Im Sinne des Gesetzes der Causalität ist die Geschichte das Weltgericht: aber die Geschichtschreibung selbst ist oft nur das unwissendste Tribunal. Viele historische Charaktere würden das von ihnen in Büchern gezeichnete Porträt für eine Verzerrung erklären, und das über sie gefällte Urtheil belachen. Vielleicht würde Lucrezia Borgia demjenigen beistimmen, der nach den Acten ihrer Zeit auszusprechen wagt, daß sie ein leichtsinniges, liebenswürdiges und unglückliches Weib gewesen ist. Ihr Unglück im Leben bestand in ihren zum Theil nicht verschuldeten Schicksalen, nach dem Tode aber in der Meinung, die sich über ihren Charakter bildete. Das Brandmal, welches man auf ihre Stirn gepreßt hatte, löschte sie selbst als Herzogin von Ferrara aus, aber es erschien wieder, als sie todt war.

Und in der That, wer das Medaillonporträt der Lucrezia betrachtet, das dem ersten Bande des Werks beigegeben ist, der wird in diesen Zügen nichts von dem Dämon entdecken, den sich die Lucrezien eines Victor

Hugo und Donizetti aufschminken, und wird dem Autor recht geben, wenn er bei Charakteristik dieser trefflichen, von Filippino Lippi gefertigten Medaille sagt:

Wenn man diesen reizenden Kopf mit dem lang aufgelösten Haar betrachtet, so wird man sich überrascht finden. Denn kein Gegensatz kann größer sein als der zwischen diesem Bildniß und demjenigen, welches sich wol jeder von Lucrezia Borgia nach der hergebrachten Vorstellung ihres Charakters gemacht hat. Dies Bild zeigt ein kindliches Gesicht, von fremdartigem Ausdruck, ohne classische Linien des Profils. Man kann es nicht einmal schön nennen. Die Marchesana von Cotrone sagte die Wahrheit, als sie Francesco Gonzaga schrieb, daß Lucrezia nicht besonders schön sei, aber das besitze, was man dolce ciera nennt. Ihr Kopf hat wenig oder keine Aehnlichkeit mit dem ihres Vaters, wie ihn dessen beste Medaille zeigt, es sei denn in der stark profilirten Nase. Die Stirnlinie Lucrezia's ist gewölbt, während sie bei Alexander VI. flach ist, und das Kinn tritt bei ihr etwas zurück, während es bei jenem mit dem Munde in gerader Linie steht.

Doch wie oft lügen die Porträts, und wie oft die Gesichter selbst! Wie oft haben diese goldlockigen kindlichen Schönheiten „den Teufel im Leibe"! Die schlimmsten Dämonen sind die sanftlächelnden, wer hätte den Despoten herausgefunden aus dem idealen sanften Gesicht des jugendlichen Nero! Cagnolo von Parma entwirft uns ein Bild der jungen Herzogin von Ferrara, welches die Züge des Medaillons ergänzt; er rühmt ihre Anmuth, ihre zierliche Gestalt; er erwähnt die goldhelle Farbe ihrer Haare, die unbestimmte ihrer Augen, den etwas großen Mund, und auf dem Medaillon erblicken wir ein etwas zurückfliehendes Kinn. Der Physiognomiker, der die Physiognomik in ihrer geläuterten Form als Symbolik der menschlichen Gestalt betrachtet, wird aus diesen Angaben vielleicht doch zu andern Schlüssen kommen als der Biograph. Die goldblonden Haare, das „weiße" Auge, wie es Cagnolo wörtlich bezeichnet — gewiß, es sind sprechende Züge eines Kindergesichts; aber es gibt auch enfants terribles in der Geschichte, wie es eine Unschuld der Gewissenlosigkeit gibt. In einer Epoche wie diejenige der Borgia, wo Mord und Blutschande zu den alltäglichen Ereignissen gehörten, die gar keiner moralischen Schätzung oder Verdammung unterlagen, konnte ein Kind aufwachsen und gar kein Arg finden an allen den Verbrechen. Diese Epoche hatte ja kein Gewissen, wie Gregorovius selbst oft hervorhebt. Mit dem Gewissen fehlte die bewußte Schuld, und mit der Schuld alles, was ein Kindergemüth aus seiner Ruhe aufstören, den Blick trüben, das Gesicht in Falten legen konnte. Lucrezia mochte sich zu einem Incest so ruhig hingeben wie zum legitimen Liebesgenuß und fühlte sich überdies durch ihre Stellung über die Justiz und über ketzerische Urtheile einzelner erhaben. Das Kinderangesicht ist uns daher nicht beweiskräftig genug gegen die „entmenschte Furie", wie sie bisher den Augen der Welt erschien. Ueberdies spricht der „etwas große Mund" wohl für eine lebhafte Sinnlichkeit, und das zurückfliehende Kinn spricht nicht für Festigkeit und sichere Grundlage des Charakters. Man hat sich bisher fälschlich Lucrezia Borgia als eine dämonische Südländerin mit leidenschaftlichem Gesichtsausdruck und feurigen Augen gedacht; man muß dies Bild von ihr allerdings berichtigen; man denke sie sich als eine jener sanften, etwas unreifen Schönen, welche zu den enfants terribles gehören, die gar kein Verständniß haben für das Verbrechen und sich deshalb durch dasselbe in ihrer Seelenruhe nicht stören lassen, besonders aber im sinnlichen Genuß nur ein Naturspiel sehen, das sich jedem moralischen Maßstabe entzieht. Dann haben wir die heiter lächelnde Lucrezia Borgia vor uns, und lassen uns wenigstens durch ihr Lächeln und durch den kindlichen Ausdruck ihres Gesichts nicht beweisen, daß sie mit den Brüdern oder dem Vater keine Blutschande getrieben hat.

Es ist ein eigenthümliches Ding um derartige Anklagen, sobald sie nicht eine gerichtliche Untersuchung zur Folge hatten; sie schweben oft in der Luft, oft aber muß man auch dem consensus gentium eine genügende Beweiskraft einräumen. Es ist wahr, Lucrezia ist ebenso oft, aber nur in späterer Zeit, als großes Tugendmuster gepriesen worden, doch nur von Hofpoeten und Hofhistorikern, in Gesandtschaftsberichten, überall, wo man die Absicht merken mußte und darüber verstimmt wurde. Wie ist selbst Cäsar Borgia, ihr Bruder, gefeiert worden, obgleich er einer der grausamsten und perfidesten Staatsmänner jener Zeit war! Macht und Glanz mochten über stille Verbrechen einen für die Mitwelt allerdings durchsichtigen Schleier breiten, der ein so enthusiastisches Lob möglich machte. Die Nachwelt braucht demselben nur geringen Werth zu verleihen. Jene Ankläger unter den Zeitgenossen, die Lucrezia geradezu oder andeutend des Incests beschuldigen, sind die Dichter Sannazar und Pontanus, die Historiker und Staatsmänner Matarazzo, Marcus Attilius Alexius, Petrus Martyr, Priuli, vor allem aber die bedeutendsten: Machiavelli und Guicciardini. Victor Hugo glaubte durchaus nicht einen geschichtlichen Charakter zu entstellen, indem er seine Lucrezia Borgia als eine Verbrecherin ersten Ranges auf die Bühne brachte. In der Vorrede zu dem Drama beruft er sich denen gegenüber, welche behaupten, daß er die Verbrechen der Lucrezia Borgia übertrieben habe, auf Tomasi, Guicciardini und besonders auf das „Diarium". Andere Autoren werfen freilich ein Gegengewicht in die Wagschale zu Gunsten der Lucrezia Borgia. Gregorovius sagt:

Hier ist festzustellen: daß die Kläger und die Anklagen Lucrezia's nur ihrer römischen Periode angehören können, und daß ihre Bewunderer nur in ihrer zweiten Epoche auftreten, wo sie Herzogin von Ferrara war. Unter diesen gibt es nicht minder berühmte Männer als unter ihren Klägern: Titus und Hercules Strozzi, Bembo, Aldus Manutius, Tebaldeo, Ariosto, sämmtliche Chronisten Ferraras und der französische Biograph Bayard's. Sie alle sind die Zeugen ihrer Ehre in der Epoche von Ferrara, aber nicht die Zeugen derselben in ihrer römischen Vergangenheit. Der Advocat Lucrezia's kann daher aus ihren Huldigungen nur negative Beweise ziehen: er darf sagen, daß edle Männer wie Aldus, Bembo und Ariosto trotz ihrer höfischen Schmeichelei doch niemals so schamlos sein konnten, ein Weib als Ideal der Frauen ihrer Zeit zu verherrlichen, wenn sie dasselbe gräßlicher Frevel, die sie vor kurzem sollte begangen haben, für schuldig oder nur für fähig gehalten hätten. In diesem Falle müßte selbst Ariosto für uns zum Abscheu werden.

Doch wir können in Bezug auf diese Stelle dem geistreichen Autor Widersprüche nachweisen, die aus seinem eigenen Werke hervorgehen: daß sich die Verleumdung oder auch die gerechte Anklage nicht an sie herangewagt habe, seitdem sie Herzogin von Ferrara war, ist nach der eigenen Geschichtsdarstellung von Gregorovius unrich-

tig. Ihre Zuneigung zu Bembo, der leidenschaftlich für die schöne Herzogin erglüht war, während sie ihm eine Haarlocke und Beweise ihrer Gunst schenkte, hat ihr auch in jener Zeit die Beschuldigung eines ehebrecherischen Verhältnisses zugezogen, und wenn Gregorovius meint, es würde ein fruchtloses Unternehmen sein, aus den Beweisen der Zuneigung, welche die schöne Frau ihrem Anbeter schenkte, darzuthun, daß sie die Grenzen des Erlaubten überschritten hat, so ist freilich ein Beweis für das letzte schwer zu führen; doch wer würde nach der Vergangenheit der Lucrezia und der ganzen Richtung der Zeit derselben ein platonisches Verhältniß zutrauen? Wir wenigstens sind nicht so gutmüthig, und meinen, daß Lucrezia demjenigen, dem sie eine ihrer goldfarbigen Locken geschenkt hat, jedenfalls auch noch andere Zeichen ihrer Gunst zutheil werden ließ, man müßte denn annehmen, daß die Frau dreier Männer, die Tochter des Papstes und Schwester des Cäsar Borgia, aufgewachsen in dem römischen Sündenpfuhl, die Liebe wie eine deutsche Confirmandin und Pensionärin des 19. Jahrhunderts aufgefaßt habe. Mindestens ist auch für jene spätere Zeit diese Anklage wider sie erhoben worden, und eine noch schlimmere bei Ermordung des Dichters Strozzi. In Bezug hierauf sagt Gregorovius selbst:

Man hat sogar Lucrezia als die Urheberin des Mordes bezeichnet, sei es aus Eifersucht gegen Barbara Torelli, sei es aus Furcht, Strozzi könne ihr Verhältniß zu Bembo, dessen Mitwisser er gewesen sein soll, verrathen, zumal der Dichter durch den Einfluß der Herzogin die Cardinalswürde zu erlangen gehofft habe, worin er dann durch sie getäuscht worden sei. Dieser Anklage haben jene Neuern keinen Glauben geschenkt. Es glaubte an sie auch nicht Ariosto, denn wie würde er es sonst gewagt haben, in jenem Ehrentempel der Frauen des Hauses Este der Statue Lucrezia's gerade Ercole Strozzi als Herold ihres Ruhms beizugesellen.

Was aber den Verherrlicher der schönen Lucrezia, den Dichter des „Orlando furioso", den hochgefeierten Ariosto betrifft, so genügt die eine von Gregorovius selbst angeführte Thatsache, um jedes Lob, das dieser Dichter einem Zeitgenossen ertheilte, als ein Pasquill erscheinen zu lassen. Sein Brotherr, der Cardinal Hippolyt, war in die schöne Angela Borgia verliebt, welche Lucrezia von Rom mit sich gebracht hatte. Ein natürlicher Bruder des Cardinals, Giulio, gehörte ebenfalls zu den Anbetern Angela's, und als diese einmal in Gegenwart Hippolyt's die schönen Augen Giulio's rühmte, entbrannte derselbe von solcher Eifersucht, daß er Meuchelmörder dang, um seinem Bruder die Augen auszureißen, ein Attentat, das nur bei dem einen Auge gelang:

Ariosto, der Höfling des frevelhaften Cardinals, kam in eine nicht geringe Verlegenheit; er zog sich aus ihr in einer Weise, die nicht ehrenvoll für ihn zu nennen ist, und daher auch den Werth jenes Lobes mindert, welches er Lucrezia darbrachte. Die Schmeichelei verführte ihn, eine Ekloge zu dichten, in welcher er die Motive des Attentats verschleierte und den Mörder zu reinigen suchte, indem er den Charakter Giulio's mit schwarzen Farben malte. In derselben Ekloge ergoß er sich zugleich in ein begeistertes Lob Lucrezia's. Er pries nicht nur ihre Schönheit, ihren Geist und ihre frommen Werke, sondern vor allem ihre Keuschheit, um deren willen sie schon gefeiert gewesen sei, ehe sie nach Ferrara kam.

Wir begreifen hiernach nicht, wie unser Autor an andern Stellen sich auf das Urtheil Ariosto's zu Gunsten Lucrezia's berufen kann.

Wenn wir das Lebensbild der schönen Römerin uns so vorführen, wie es Gregorovius nach seinen archivalischen Quellen uns hingezeichnet hat, so würde ungefähr Folgendes die Summe ihrer Erlebnisse sein. Lucrezia Borgia wurde am 18. April 1480 als die Tochter des Cardinals Rodrigo Borgia und der Madonna Vannozza de Catanei, seiner Geliebten, welcher er später, um das Verhältniß zu verschleiern, einen Gatten gab, geboren; Lucrezia hatte zwei ältere Brüder: Juan und Cäsar. Sie kam aus dem Hause ihrer Mutter in dasjenige der Witwe Adriana Orsini, der Vertrauten des Cardinals Rodrigo und aller seiner Sünden und Intriguen. Lucrezia erhielt eine gute, fast gelehrte Erziehung, ohne indeß zu den hervorragenden Blaustrümpfen der Renaissancezeit zu gehören; sie sprach spanisch, griechisch, italienisch und französisch, auch verstand sie Latein genug, um die Classiker zu lesen. Für die Tochter suchte der Cardinal zunächst nach einer spanischen Heirath; es gelang ihm, als sie erst elf Jahre zählte, sie mit einem spanischen Edelmann aus altem Hause, Don Cherubin Juan de Centelles, zu verloben. Doch die Verlobung war bald darauf dem Cardinal nicht mehr genehm; er verlobte Lucrezia mit einem andern Spanier, Gasparo, und wie die Acten angeben, zu einer Zeit, als die erste Verlobung noch nicht gelöst war. Inzwischen wurde Cardinal Rodrigo im Jahre 1492 Papst unter dem Namen Alexander VI.; er machte sogleich seinen Sohn Cäsar zum Bischof von Valencia und dachte an eine glänzendere Vermählung seiner Tochter. Der Spanier Graf Gasparo protestirte zwar, als der Papst den Johannes Sforza von Pesaro zum Schwiegersohn auserſah, es gab einen diplomatischen Skandal; schließlich beruhigte sich der Spanier, und Lucrezia heirathete Johann Sforza. In Pesaro war sie zunächst dem Bereiche der päpstlichen Buhlerinnen entronnen. Der Kreis der letztern hatte sich inzwischen durch die junge und reizende Julia Orsini vermehrt, die mit dem alternden Papste in einem allgemein respectirten ehebrecherischen Verhältniß jahrelang lebte. Doch die Ehe Lucrezia's mit Sforza war nicht von langer Dauer. Dem Papst erschien Sforza bald als ein schon „aufgebrauchtes Spielzeug" zu einer Zeit, wo sich größere Verbindungen für das Haus Borgia darboten. Zunächst leistete er dem Papst Kriegsdienste gegen Neapel und die Orsini; Lucrezia blieb inzwischen im Borgo Roms:

Lucrezia Borgia lebte in jener Luft Roms, und sie selbst war nicht besser und nicht schlimmer als die Frauen ihrer Zeit. Sie war lebensfroh und leichtsinnig. Wir wissen nicht einmal, ob sie jemals sittliche Kämpfe durchgekämpft, ob sie sich je im bewußten Widerspruch zu den Thatsachen ihres Lebens und ihren Umgebungen befunden hat. Sie hielt einen Hof, den ihr Vater reichlich wird ausgestattet haben, und sie war im täglichen Verkehr mit den Höfen ihrer Brüder. Sie war die Genossin und die Zierde ihrer Feste; sie wurde die Vertraute der Intriguen im Vatican, welche sich auf die Größe der Borgia bezogen, und darin mußte sich bald alles dasjenige concentriren, was ihr lebhaftestes Interesse bildete. Sie erscheint zwar nirgends, und auch nicht in späterer Zeit als eine Frau von außerordentlichem Genie; sie hatte keine der Eigenschaften, welche sie zu einer Virago machen konnten, wie Catarina

Sforza oder wie Ginevra Bentivogli, noch besaß sie den ränkevollen Sinn einer Isotta von Rimini oder das geistige Leben der Isabella Gonzaga. Wenn sie nicht die Tochter Alexander's VI. und die Schwester Cäsar's gewesen wäre, so würde sie kaum in der Geschichte ihrer Zeit bemerkt worden sein, oder nur als ein reizendes vielumworbenes Weib in der Masse der Gesellschaft sich verloren haben. Doch in den Händen ihres Vaters und Bruders wurde sie das Werkzeug und auch das Opfer von politischen Berechnungen, welchen sie kaum einen Widerstand entgegenzusetzen die Kraft besaß.

Die Ehe mit Sforza sollte geschieden werden. Dieser weigerte sich; er mußte deshalb aus Rom fliehen und entging nur durch einen freundlichen Wink Lucrezia's den Dolchen und dem Gifte seiner Schwäger: doch nahm der Scheidungsproceß seinen Verlauf. Am 20. December 1497 wurde Lucrezia geschieden; Sforza fand sich in die Trennung von seiner Gattin, welche am 20. Juni 1498 den Don Alfonso von Aragon, den natürlichen Sohn Alfonso's II., heirathete. Der Prinz betrachtete sich als ein zur Schlachtbank geführtes Opfer; er galt für den schönsten jungen Mann seiner Zeit. Nach einem Jahre mußte auch er aus Rom fliehen, da die Politik der Borgia, welche auf die Hand der Prinzessin von Neapel für Cäsar und auf die aragonische Verwandtschaft speculirte, enttäuscht worden war. Ein Jahr später kehrte er, durch die Bitten seiner Gemahlin bewogen, nach Rom zurück, wo er von Cäsar und dessen Hauptmann Micheletto erwürgt wurde. Wie sich Lucrezia zu dieser That gestellt, ist unbekannt. Gregorovius sagt von ihr:

> Es würde thöricht sein, die Unglückliche zu verdammen, weil sie sich in dem furchtbarsten Augenblick ihres Lebens nicht zur Heldin eines Trauerspiels erhoben hat. In Wahrheit, sie erscheint in ihm sehr schwach und klein. Aber wir haben kein Recht, von Lucrezia Borgia die Leidenschaften einer großen Seele zu verlangen, wenn sie solche nicht besaß. Wir suchen nur sie als das aufzufassen, was sie wirklich war. Und wenn wir richtig urtheilen, so war sie eben ein Weib, welches nicht die Macht, sondern nur die Anmuth ihrer Natur über das gewöhnliche Maß der Frauen gestellt hat. Dies junge Weib, das der romantischen Phantasie der Nachwelt wie eine Medea, oder wie eine immer lodernde Liebesfackel erschienen ist, hat vielleicht in Wirklichkeit nie eine tiefe Leidenschaft gefühlt. Sie war in der römischen Epoche ihres Lebens stets in Abhängigkeit vom Willen anderer, denn ihr Schicksal wurde erst von ihrem Vater, dann von ihrem Bruder bestimmt. Wie weit, bei thatsächlicher Unfreiheit den Verhältnissen gegenüber, ihr moralischer Widerstand ausreichen konnte, in ihnen die Würde des Weibes zu behaupten, das wissen wir nicht.

Wir können daher auch andere Vermuthungen aufstellen als Gregorovius, je nach der Meinung, die man sich von dem Charakter der Lucrezia bildet. Daß sie gegen ihren Bruder deshalb keinen Groll gehegt, ist jedenfalls eine Thatsache, denn sie stand mit demselben stets auf freundschaftlichem Fuße. Als der Papst die Absicht hatte, sie mit einem der vornehmsten Prinzen Italiens, Alfonso von Ferrara, zu vermählen, war sie über diesen Plan hocherfreut. Die Hoffnung, einst Herzogin von Ferrara zu werden, in das berühmte Geschlecht der Este zu heirathen, erhob ihr Gemüth. Die Papsttochter erreichte das ersehnte Ziel. Sehr eingehend schildert uns Gregorovius die Brautwerbung, die politischen Verhandlungen, die sich an diese Ehe knüpften, die Reise von Rom nach Ferrara, den Empfang in der neuen Residenz, die Hochzeitsfeierlichkeiten. Hier flossen die archivarischen Quellen aufs reichlichste, hier ließen die Gesandtschaftsberichte nichts zu wünschen übrig. Die Bescheidenheit, Grazie, Sittsamkeit der Fürstin wird in allen Tonarten gepriesen. Für die Culturgeschichte der Zeit sind diese Mittheilungen indessen wichtiger als für die Beurtheilung des Charakters der Lucrezia; sie ist der Mittelpunkt aller dieser Feste und Ceremonien, daher fällt alles Licht auf sie. Am 2. Februar 1502 hielt Lucrezia Borgia ihren Einzug in Ferrara, und hier blieb sie, seit dem Januar 1505 als Herzogin von Ferrara, bis zu ihrem Tode am 24. Juni 1519. Sie hatte ihrem Gemahl drei Söhne und eine Tochter geboren. Sie erschien in Ferrara als eine wegen ihrer Tugenden gefeierte Frau. „Das einst vielleicht bescholtenste Weib ihrer Zeit nahm jetzt den ersten Platz im Ehrentempel der Frauen ein.“ Wir haben indeß gesehen, daß zweifelhafte Verhältnisse auch dieser Lebensepoche nicht fehlen.

So erscheint Lucrezia Borgia im Lichte der Archive und Gesandtschaftsberichte und in der Darstellung von Gregorovius; dieser sagt in der Vorrede, er sei ohne jede vorgefaßte Absicht an seine Aufgabe gegangen:

> Ich wollte keine Apologie, sondern in kurzen Zügen eine Geschichte Lucrezia's schreiben, und zumal konnte ich das gerade für ihre, in Bezug auf die schwebende Frage wichtigste Epoche, für ihr Leben in Rom. Ich wollte sehen, welche Gestalt mir unter den Händen entstände, wenn ich Lucrezia Borgia zum Gegenstand historischer Behandlung machte, in der strengsten und sichersten, weil urkundlichen Weise.

Gleichwol ist diese Schrift eine Apologie geworden, eine auflösende Kritik der Lucrezia-Legende, eine Ehrenrettung, wie sie vorher schon Roscoe, Domenico Cerri, der Marchese Campori, Antonelli, Zachetti, William Gilbert u. a. versucht hatten.

Was bleibt nun von dem Lucrezia-Mythus übrig? Eine anmuthige Frauengestalt, in ihrer Jugend in die Wirren päpstlicher Politik verstrickt, mit einigen zwanzig Jahren schon zum dritten male vermählt, passive Zuschauerin, als ihr erster Gatte verjagt, ihr zweiter ermordet wird, in Rom vielleicht nicht frei von Verirrungen, wie denn auch die Mittheilung, daß Lucrezia zwischen ihren Ehen ein uneheliches Kind geboren, nicht widerlegt wird, dagegen dann in Ferrara ein unbestrittenes Tugendmuster. Was aber sagte bisher die Geschichte von ihr? Daß sie eine würdige Schwester des blutdürstigen Cäsar Borgia gewesen, daß sie mit diesem wie mit dem eigenen Vater in blutschänderischen Verhältnissen gelebt, daß Cäsar seinen Bruder, den Herzog von Gandia, aus Eifersucht ihretwegen ermordet habe, daß Lucrezia den Hetärenfesten des Papstes, den nackten Schaustellungen und Orgien mit vielem Behagen beigewohnt, daß sie in Ferrara ein Verhältniß mit Bembo gehabt und den Dichter Strozzi habe umbringen lassen. Gewiß, ein größerer Widerspruch läßt sich nicht denken. Diese grauenhafte Lucrezia-Legende erscheint nicht als mythische Einkleidung, in welcher geschichtlich Begründetes von der gleichzeitigen Sage in übertreibender Weise ausgestattet wurde; sie erscheint als eine vollständige Lüge und Entstellung der Wahrheit.

Hat nun Gregorovius alle jene Beschuldigungen widerlegt? Damit gewiß nicht, daß er viele derselben nicht in den Archiven und Gesandtschaftsberichten gefunden.

Dergleichen Thatsachen, an und für sich schon schwer beweisbar, Thatsachen, welche den Geheimnissen des geschlechtlichen Verkehrs angehören, werden nicht protokollarisch aufgenommen; hier hat die öffentliche Meinung, die nach Indicienschlüssen urtheilt, ihr gutes Recht. Und an Andeutungen jeder Art fehlt es auch in jenen Quellen nicht. „Ihr Ruf war geradezu abschreckend", sagt Gregorovius selbst von seiner Heldin. Mit der Widerlegung der Anklagen macht er es sich indeß oft etwas bequem. Er selbst nennt Burkard den täglichen Beobachter der Vorgänge im Vatican: also war er doch gewiß ein glaubwürdiger Zeuge. Dieser berichtet in seinem „Diario" von dem Gelage der funfzig Hetären im Vatican, welchem Lucrezia lachend beigewohnt habe. Gregorovius führt trotzdem diesen Bericht auf eine „Sage im Volk" zurück und meint dann: „Wer darf glauben, daß Lucrezia selbst, die schon rechtlich erklärte Gemahlin Alfonso's von Este, und schon im Begriff nach Ferrara abzureisen, die lachende Zuschauerin davon gewesen sei?" Diese Art historischer Kritik ist uns unverständlich. Das heißt doch einfach: das kann nicht der Fall gewesen sein, weil es nicht zu dem Bilde paßt, das wir uns von Lucrezia entworfen haben. Die ähnliche Widerlegung der Anklage, daß Lucrezia die Mörderin Strozzi's sei, mit dem Hinweis auf die Verherrlichung zweier Hofpoeten, die doch dann unmöglich gewesen wäre, haben wir schon erwähnt. Als von dem Scheidungsproceß der Lucrezia und des Johann Sforza die Rede ist, sagt unser Autor:

Der Scheidungsproceß setzte sie einem öffentlichen Skandal aus, und er zuerst regte abscheuliche Gerüchte über ihre Privatverhältnisse auf. Sie entstanden oder verbreiteten sich gerade in jener Zeit, wo Gandia ermordet wurde und die Ehe mit Sforza getrennt werden sollte. Die Ursachen des einen wie des andern Vorgangs suchte man alsbald in Freveln, welche auszusprechen sich das sittliche Gefühl sträubt. Nach einem zweifellosen Zeugniß jener Zeit war es aber der tief beleidigte und wüthende Johann Sforza selbst, welcher zuerst und zum Herzog von Mailand denjenigen Verdacht offen aussprach, von dem man heimlich in Rom flüstern mochte.

Sind denn damit die Anklagen Sforza's widerlegt? Hatte dieser als der zunächst Betheiligte nicht das Recht, sie zu erheben? Und sind Frevel dadurch, daß das sittliche Gefühl sich sträubt, sie auszusprechen, aus der Geschichte gestrichen? Die „finistren Gerüchte", welche sich an Lucrezia's Namen knüpfen, veranlaßten den Herzog von Ferrara und seinen Sohn, durch ihren Gesandten genauere Erkundigungen über diese Donna einzuziehen. Allerdings fiel das Attest günstig aus; doch für uns fallen die „finistren Gerüchte" mehr ins Gewicht als das Tugendzeugniß eines Diplomaten. Trotz der poetischen Verherrlichungen in Ferrara trat bald nach Lucrezia's Tode ihr Bild wieder in seine ursprüngliche Beleuchtung zurück. Gregorovius berichtet das selbst:

Im Jahre 1532 sollte sich Guidobald (II.), der Sohn Francesco's Maria und der Eleonora Gonzaga, mit Giulia Varano vermählen, aber er begehrte die Hand einer Orsini. Sein Vater hielt ihm die Misheirathen von Fürsten entgegen, unter andern auch die Alfonso's von Ferrara: es habe sich dieser, so sagte er ihm, mit Lucrezia Borgia verbunden, einem Weibe „von jener Sorte, die jedermann kennt"; und er habe dann auch seinem Sohn ein Monstrum (Renea) zur Gattin gegeben. Guidobald bestätigte dies Urtheil; er erwiderte, daß er wol wisse einen Vater zu besitzen, der ihn niemals zwingen könne, ein Weib gleich Lucrezia Borgia zu nehmen, „von jener schlimmen Art, als sie gewesen ist, und von so vielen schmählichen Verhältnissen".

„So wirkte die Meinung fort", sagt unser Autor. Seine ebenso geistreiche wie fleißige Schrift hat uns nicht bekehren können. Die Tochter des lasterhaften Vaters und die Schwester des frevelhaften Bruders trägt mit ihnen zusammen die Schuld einer gewissenlosen Epoche, und der ganze Luxus der Renaissancezeit kann diese Schuld nicht verhüllen. Ja wenn sich eine Spur aufleuchtenden Gewissens fände bei dieser anmuthigen Papsttochter gegenüber den Freveln, in die sie verstrickt war — dann hätte die historische Fleckenreinigung leichtere Arbeit. Doch solche Spuren fehlen gänzlich. Gregorovius ergänzt sie, freilich mehr mit dem Rechte des Dichters, der einen in festen Zügen ihm vorschwebenden Charakter consequent durchführen will, als mit dem des Historikers. Als Lucrezia's Gemahl Sforza aus Rom entflohen war, zur Zeit als der eine ihrer Brüder den andern ermordete, befand sich Lucrezia im Kloster:

Während dieses Ereignisses befand sich Lucrezia nicht in ihrem Palast am Vatican; sondern sie war schon am 4. Juni in das Nonnenkloster von S.-Sisto auf der Via Appia gegangen, und dies hatte großes Aufsehen in Rom gemacht. Unzweifelhaft hing ihre Entfernung mit der gewaltsamen Trennung ihrer Ehe zusammen. Wenn ihr Vater es nicht selber war, der seine Tochter nach S.-Sisto verbannte, so mochte sie, aufgeregt durch die Flucht Pesaro's und ihre Folgen, und vielleicht im Zerwürfniß mit jenem, diese Zufluchtsstätte gesucht haben. Ein solches Zerwürfniß deutet ein Brief an, welchen Donato Aretino aus Rom am 19. Juni an den Cardinal Hippolyt von Este schrieb: „Madonna Lucrezia ist aus dem Palast hinweggegangen insalutato hospite, und in ein Nonnenkloster gezogen, welches S.-Sisto heißt. Dort befindet sie sich. Einige sagen, daß sie Nonne werden will, und andere behaupten viele andere Dinge, die man einem Brief nicht anvertrauen darf." Was Lucrezia dort an den Altären der Heiligen zu klagen und was zu beichten hatte, wissen wir nicht; doch mochte sie seit Jahren nie eine Zeit so ernster Einkehr in sich selbst erlebt haben. Sie erfuhr in jenem Kloster den schrecklichen Tod des einen Bruders, und bebte vor dem Frevel des andern zurück. Denn so wenig als ihr Vater und ihre ganze Familie durfte sie daran zweifeln, daß Cäsar zum Kain geworden war.

Der Briefschreiber Aretino macht in seiner Epistel Andeutungen, die für den Charakter der Lucrezia nicht sehr günstig sind; der Historiker Gregorovius meint, sie sei in dem Kloster vor dem Frevel ihres Bruders zurückgebebt. Wer behauptet das? Wer weiß denn, ob sie ihn nicht gebilligt hat? Nach der Ermordung ihres zweiten Gemahls zog sie nach Nepi. „In der einsamen Burg konnte Lucrezia ungestört um den schönen Jüngling weinen, der zwei Jahre lang ihr Gatte gewesen war." Doch wer sagt uns denn, daß sie dort in Nepi um ihren Gatten geweint habe? Gregorovius erwähnt selbst, daß ihre Thränen schnell trockneten; wer beweist uns denn, daß sie überhaupt welche vergossen hat? Wie sich Lucrezia zu diesen Thaten ihres Bruders stellte, darüber schweigen ja alle Quellen, nur das steht fest, daß sie ihm eine treue Schwester blieb.

Die Schrift von Gregorovius sucht das Bild der schönen Lucrezia des dämonischen Zaubers zu entkleiden, mit welchem die Geschichte es umgeben hat. Diese im

Grunde kritische Aufgabe schließt nicht aus, daß das Werk des Autors mit glänzendem Farbenreichthum ausgestattet ist und uns aus neu erschlossenen Quellen ein lebendiges Bild jener italienischen Renaissance-Epoche gibt. Wie stimmungsvoll sind die Landschafts- und Städtebilder, wie treten Nepi, Pesaro, Ferrara lebendig vor uns hin, indem der Autor eigene Anschauung und geschichtliche Erinnerung glücklich verschmilzt! Wie werden uns die Hoffeste jener Zeit anschaulich und prunkhaft geschildert! Und was sich von künstlerischen und literarischen Notabilitäten in dieser Epoche bewegt, das tritt in charakteristisches Licht, und wo die ausgesprochenen Beziehungen zur Heldin fehlen, da ergänzt der Autor sie, indem er die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit derselben annimmt — ein hier wol nicht unerlaubter Kunstgriff der Darstellung. Ueber das Frauenleben jener Zeit, besonders über die Gelehrsamkeit der damaligen Frauen, erhalten wir die interessantesten Mittheilungen. Ueberall freilich wird der Rahmen der Biographie durch culturgeschichtliche Perspectiven gesprengt. Die Vorzüglichkeit des Stils zu erwähnen, wäre müßig bei einem Autor wie Gregorovius. Der zweite Band enthält Urkunden und diplomatische Actenstücke; doch diese erschöpfen die Geschichte nicht, die neapolitanischen Epigrammatiker haben gleiches Anrecht, von uns gehört zu werden.

Rudolf Gottschall.

Naturwissenschaftliche Rundschau.

1. Physik des Meers. Für gebildete Leser dargestellt von Johann Kayser. Mit 39 in den Text gedruckten Figuren und einer Karte. Paderborn, Schöningh. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser hat eine Reihe von Jahren in dem Wissenschaftlichen Verein zu Paderborn Vorträge über verschiedene Gegenstände aus dem Naturgebiete gehalten und damit solchen Beifall gefunden, daß er den Wünschen seiner Zuhörer gern nachkam, die Vorträge zu veröffentlichen. Er gab zunächst zweimal vier Vorlesungen heraus und hatte auch hier die Freude, daß seine Arbeit in weiterm Kreise mit Beifall aufgenommen wurde. Besonders waren es aber die Mittheilungen über die Natur des Meers, wofür man sich lebhaft interessirte; man sprach sogar mehrfach den Wunsch aus, eine zusammenhängende Physik des Meers von dem Verfasser zu besitzen, zum Zweck tieferer Studien. Das traf nun mit seiner eigenen Neigung so ganz zusammen, daß er sich rasch und mit innerer Lust an die Bearbeitung eines solchen Werks machte. Er beklagt es nur, daß die Veröffentlichung der Schrift eine längere Verzögerung durch den soeben durchgefochtenen französisch-deutschen Krieg erlitten habe. Doch jetzt, wo die Arbeit fertig vor uns liegt, können wir uns nur darüber freuen, daß der Verfasser sich dazu verstanden hat; denn obgleich wir schon viele ganz vortreffliche Werke über das Leben und die Natur des Meers besitzen, so ist doch keins durchweg so leichtfaßlich und interessant wie das vorliegende.

Der Verfasser ist kein Seemann von Beruf, wie Admiral William Henry Smyth, wie der Flottenlieutenant M. F. Maury u. a., welche den Gegenstand behandelt haben, auch kein so berühmter Naturhistoriker wie M. J. Schleiden, auch kein Reisender von Fach wie E. von Görtz, J. G. Kohl u. a., auch kein Literat von Fach wie Hartwig u. a., welche gelegentlich auch diesem Thema ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, sondern ein gründlich und vielseitig gebildeter Mann, der sich sein umfangreiches Wissen aus der ersten Quelle der Fachgelehrsamkeit geholt hat und dasselbe trefflich wieder mitzutheilen versteht. Man erkennt an dem Ganzen, daß der Verfasser mit vollem Verständniß und der hingebendsten Liebe sich an die Behandlung seiner Studien und Lesefrüchte über die Natur des Meers gemacht hat. Behandelt er nun auch alles fließend und leichtverständlich, so trifft man doch nirgends eine oberflächliche Seite an; er ist gründlich, aber nie gelehrt und steif wie die Stubenhocker, welche es für eine Sünde halten, wenn sie auf Kosten des schönen Vortrags auch nur ein Titelchen von ihrem Katheaderton einbüßen sollten. Darum wird er dem gebildeten großen Publikum überall sehr willkommen sein. Wer das Buch zur Hand nimmt und einmal angefangen hat, dasselbe zu studiren, legt es sicher nicht eher wieder zur Seite, als bis er es vollendet hat; es fesselt überall durch die Befriedigung, die es in schönster Form zu geben versteht, und es bringt auch nichts, wofür sich nicht jeder Denker lebhaft interessirte. Einem solchen Werke das Wort zu reden, ist ein literarischer Hochgenuß.

Das Werk zerfällt nach der Einleitung in zwei Abtheilungen, wovon die erste „Die Physiographie des Meers", die andere „Mechanik des Meeres" betitelt ist. Der ersten Abtheilung sind dann die fünf Kapitel über die Vertheilung des Flüssigen und Festen auf der Erdoberfläche, über das Meeresbecken, über die chemische Beschaffenheit des Meerwassers, über die physischen Eigenschaften des Meerwassers und über das Meerleuchten gewidmet; der zweiten Abtheilung die drei Kapitel über die Wellenbewegung oder den Seegang, über Ebbe und Flut, und über Meeresströmungen.

In der Einleitung wird auf die Eigenthümlichkeit und Schönheit des Meers im allgemeinen hingewiesen; dann werden die Punkte ins Auge gefaßt, welche zu dem Studium des Meers besonders auffordern, und bei dieser Gelegenheit auch die Hauptpunkte aus der Geschichte der hierauf bezüglichen Naturforschung mitgetheilt. Der Begriff der Physik des Meers erhält dann seine erste Begründung, und das gesammte Material seine passende Vertheilung. Nachdem schließlich noch ein pädagogisches Wort über die Behandlungsweise des Stoffs ausgesprochen worden, beginnt die erste Abtheilung mit dem Kapitel über die Vertheilung und gegenseitige Beziehung des Flüssigen und Festen auf der Erdoberfläche. Bei dieser Vorführung merkt man überall, daß der Verfasser ein begeisterter Anhänger und Verehrer unsers unsterblichen Karl Ritter ist, und

dieser tief wissenschaftliche geographische Geist athmet dann auch belebend im ganzen Werke fort.

Um auf das Specielle zu kommen, wenden wir uns gleich zum fünften Kapitel der ersten Abtheilung, welches das Meerleuchten behandelt, und geben dem Verfasser selbst das Wort:

Es war im Jahre 1860 den 14. September, als ich nach dreistündiger Fahrt von Brüssel abends mit einem Freunde in Ostende ankam. Obwol ermüdet von den Wanderungen in Brüssel und von der Eisenbahnfahrt, statteten wir sogleich dem Meere unsern Besuch ab. Als es anfing zu dunkeln, trieb uns das Bedürfniß der Erquickung in das Hotel zurück. Da gegen 9 Uhr verbreitete sich die Kunde: „Phosphorescence de la mer!" Meerleuchten! Da ich bei wiederholten Seefahrten keine Gelegenheit gefunden, dieses prächtige Schauspiel zu genießen, da ich 1856 sogar acht Tage lang in Ostende mit Schmerzen, aber vergeblich darauf gelauert, so läßt sich denken, mit welcher Hast und mit welcher Erwartung ich zum Strande eilte. Von dem Steindamm bot sich ein bezaubernder Anblick. Der Abend war dunkel, der Himmel bedeckt, weder Mond noch Sterne schienen. Die Luft regte sich kaum, aber lau umfing sie die Glieder. Das Meer hatte sich eben aus der Tiefebbe aufgerafft und kehrte zur Flut zurück. Der belebte Wellenschlag am Strande erfolgte in regelmäßigen Takten mit melodischem Rauschen. Aber aus dem Schoße der Gewässer leuchteten helle Blitze hervor, als ob die See dem dunkeln Himmel das Licht zurückgeben wollte, welches ihr Spiegel am Tage aufgesogen. Zunächst am Strande breiteten die umschlagenden Wellen der Brandung eine Lichtgarbe nach der andern aus und bedeckten den sandigen Boden wie mit flüssigem Feuer. Hinter den Wogen der Brandung leuchteten andere, und andere Wellen kamen auf, bis zu zwanzig habe ich gezählt! Schweift der Blick von dem leuchtenden Proscenium zu dem dunkeln Hintergrunde, so fesselt bald da, bald dort ein leuchtender Punkt das Auge, der sich vergrößernd heranschwimmt, bis er auf einmal in blitzähnlichen Streifen über die Fläche dahinzuckt und im Dunkel erlischt, um einer neuen Flamme Platz zu machen. Bricht sich eine Woge an dem Brückenkopfe des Hafeneingangs, so speit sie Feuerstrahlen in die Lüfte.

Die Ueberraschung stieg noch höher, als der Postdampfer von Dover herankam und das Meeresleuchten nun in den durch die Bewegung der Schaufelräder aufgewühlten Wogen zum Vorschein kam. Der Verfasser schöpfte Wasser und goß es in die Luft, da zeigte sich ein förmlicher Feuerregen. Er sah auch einen Curgast mitten im leuchtenden Meere ein Bad nehmen und hatte dabei neue Gelegenheit, überraschende Beobachtungen zu machen. Während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts in Ostende hatte er noch elfmal die Freude, das wunderbare Phänomen zu beobachten. Er erzählt dann, welche Beschreibung und Wahrnehmung auch andere Reisende über diese interessante Naturerscheinung gemacht haben, und erwähnt die bisherigen Versuche der Erforschung derselben, wobei er schließlich die Ansicht ausspricht, in welcher jetzt alle Naturforscher übereinstimmen, daß die animalischen Lichtträger die Ursache dieser Erscheinung sein:

Gewiß ist es nicht uninteressant, einen solchen lebendigen Lichtträger näher kennen zu lernen. Ich wähle den, welcher die Nordsee erleuchtet. Die Noctiluca miliaris, oder wie Ehrenberg sie nennt Mommaria scintillans. Man kann dieselbe mit bloßen Augen wahrnehmen. Sie erscheint als weißes Pünktchen von der Größe eines Nadelknopfs, ihr Durchmesser beträgt nämlich $^1/_3$ bis $^1/_5$ Millimeter. Will man sie näher betrachten, so hebt man mittels einer feinen Pincette oder eines Haarröhrchens ein möglichst großes Exemplar von dem Filtrum ab und bringt es unter das Mikroskop. Dann sieht man eine kugelige Gestalt ähnlich einer Apfelsine. An einer Seite ist dieselbe eingedrückt, aus der Vertiefung ragt jedoch ein Fühlfädchen hervor. Der Körper ist durchsichtig wie Krystall und besteht aus einer gallertartigen Masse, die mit einer äußerst zarten Haut umgeben ist. Durch das ganze Körperchen zieht sich ein feines Geäder, dessen Verästelungen den Blattnerven nicht unähnlich sind. Dieselben gehen von einem Centralcomplex aus und erstrecken sich bis nahe an die äußere Haut.

Es wird dieser Beschreibung auch ein vortreffliches Bild in dreihundertmaliger Vergrößerung beigegeben. Die Beantwortung der Frage, zu welcher Klasse dies Thierchen zu zählen sei, läßt der Verfasser mit den meisten Zoologen noch unentschieden, bemerkt aber, daß van Beneden dasselbe zu den Rhizopoden zähle, daß Dr. Verhange und Quatrefages dabei eine spontane Scission bemerkt haben wollen. Uebrigens sei bekannt, daß Alexander von Humboldt u. a. mehrern kleinen Seegeschöpfen die Eigenschaft des Leuchtens zuschreiben, und daß Karl Möbius in seiner Schrift „Das Meerleuchten" den Gegenstand ausführlich und gründlich behandelt hat. In ähnlicher Weise sind dann alle übrigen Kapitel ausgeführt.

2. Die Anwendung der Descendenzlehre auf den Menschen. Vortrag, gehalten in der öffentlichen Sitzung der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden am 18. September 1873 von Oskar Schmidt. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

Das ist eine treffliche Arbeit. Diese Schrift bildet eigentlich nur einen Abschnitt aus dem seitdem erschienenen und bereits in d. Bl. besprochenen größern Werke des Verfassers, welches den Titel „Die Descendenzlehre und der Darwinismus" führt. Das Ganze kennzeichnet und entwickelt in kurzen festen Kernzügen die Grundidee der Darwin'schen Hypothese, weist nach, daß diese Lehre bei allen freien Denkern der Naturforscher eine volle Berechtigung auf Beachtung haben müsse, ja daß selbst jeder Gebildete ein Recht der Entscheidung für diese Lehre gewinnen könne. Und dieser letztere Punkt ist besonders wichtig, da die Gegner eifrig bemüht gewesen sind, das denkende große Publikum gegen die Sache einzunehmen und die Anhänger als gottlose Sünder zu verhöhnen und zu brandmarken. Daher freuen wir uns, daß der geistreiche Verfasser nicht blos seine Fachgenossen ins Auge gefaßt hat, sondern auch für alle unparteiischen gebildeten Denker leicht und vollkommen verständlich geblieben ist, und daß er gerade dies ganz hauptsächlich beabsichtigt hat. Eine so freimüthige, echt deutsche Kraft auf der jugendlich aufblühenden Universität Straßburg zu wissen, erweckt ein freudiges Hoffen für die Zukunft. Doch hören wir gleich den Verfasser selbst. Er ruft denen zu, welche den Menschen so wesentlich von der Thiernatur getrennt ansehen wollen, daß eine wirkliche Vergleichung unmöglich sei:

Man pflegt zu übersehen, daß man, ganz abstrahirt von der Gültigkeit der Abstammungslehre oder von deren Existenz überhaupt, einer merkwürdigen Inconsequenz hinsichtlich des Begriffs der Menschheit sich schuldig gemacht hat. Die Philosophie der Geschichte hat das Wesen der Menschheit in die Veränderlichkeit, und zwar in eine ganz bestimmte Veränderlichkeit, nämlich in das Vermögen zum Fortschritt gesetzt. Wenn man nun aber irgendwelche untrennbare Abhängigkeit des Geistigen vom Körperlichen zugab, wie es, eine extreme spiritualistische Richtung ausgenommen, geschah, so war doch eine Vervollkommnung des Geistesvermögens des Menschengeschlechts nicht denkbar ohne eine gewisse damit parallellaufende Umbildung des körperlichen Substrats, welche über die bloße Variabilität

hinausging. Selbst unter der Voraussetzung, daß der Geist sein Organ, das Hirn, sich selbst bilde, hätte man den specifischen Begriff des Menschen in die Fähigkeit auch zur körperlichen Vervollkommnung gegenüber der vermeintlichen Starrheit des thierischen Organismus setzen müssen. Denn im Princip ist es ja einerlei, ob Arme und Beine sichtbar, oder ob die Molecule der Gehirnsubstanz für das Auge sichtbar sich verändern. Wir holen also nur ein Versäumniß der Philosophie nach, wenn wir der körperlichen Veränderlichkeit des Menschen diejenige Ausdehnung zuerkennen, welche ihr aus der Anwendbarkeit der Descendenzlehre auf den besondern Fall zukommt.

Dann führt er seine Leser zu dem Vergleich der Uebereinstimmung zwischen Mensch und Thier in leiblicher Hinsicht. Daß hierbei zunächst der Affe ins Auge gefaßt wird, liegt wol auf der Hand; auch ist es natürlich, wenn er hierbei erwähnt, was in dieser Beziehung von Huxley und Broca nachgewiesen ist. Wenn letzterer das Uebereinstimmende zwischen Menschen und Affen nur in anatomischer Hinsicht nachweist, so zeigt Huxley, daß die sogenannten anthropomorphen Affen von den niedrigen Affen viel mehr abweichen als vom Menschen, und daß, wenn man sich zur Annahme der Blutsverwandtschaft sämmtlicher Affen unter sich genöthigt sähe, die gemeinsame Abstammung der anthropomorphen Affen und des Menschen mindestens ebenso natürlich sei:

Wir haben seitdem den ganzen Nachweis, daß es falsch ist, die Affen Vierhänder zu nennen, daß vielmehr innerhalb der Ordnung der Affen der Gegensatz zwischen Hand und Fuß in ihren wesentlichen anatomischen Attributen hervortritt und bei den anthropomorphen Affen, am entschiedensten beim Gorilla, fast dieselbe Ausprägung erreicht wie beim Menschen. Zwar hat noch jüngst der allverehrte C. E. von Bär den Einwurf erhoben, daß man sich nicht wohl vorstellen könne, wie aus dem zum Klettern und Umfassen eingerichteten Fuße des Affen der zum platten Auftreten und Gange geschickte Menschenfuß sich im Kampf ums Dasein habe entwickeln sollen; allein derselbe scheint uns nicht schwer zu wiegen. Die Anlage, die große Zehe den übrigen entgegenzusetzen, ist bekanntlich auch dem Menschen eigen und jedenfalls ererbt. Wie weit aber die Fähigkeit zum Klettern bei den Urahnen ausgebildet sein mochte, ist ebenso unbekannt als diese Urahnen selbst. Es steht die Geschicklichkeit der meisten heutigen Affen im Klettern mit dem Ungeschick und der eben noch nachweisbaren Anlage des Menschen hierzu nur in entferntem, vielleicht in gar keinem Zusammenhange, und kommen diese Eigenschaften bei der Beurtheilung der Blutsverwandtschaft kaum in Betracht.

In ähnlicher Weise weiß der Verfasser auch den Einwurf der großen Ungleichheit der Affen- und Menschenschädel zu widerlegen. Diese Verschiedenheit sei bekanntlich viel weniger groß bei jungen Individuen, sie trete erst später bei vollendetem Auswuchs so schroff auf, und sie zeige eigentlich nur, was die Descendenzlehre behauptet, daß beide Reihen, Affen und Menschen, auseinandergehen und in der Jugend mehr übereinstimmen als im Alter, daß der Mensch, wie schon das Räthsel der Sphinx besagte, mit den Jahren menschlicher zu werden strebt, während der Affe stets thierischer wird. Der Verfasser ist ganz derselben Meinung, daß die Formen des fertigen Schädels und des Gebisses den Gedanken gar nicht aufkommen lassen, als ob der Mensch seine unmittelbaren Ahnen unter den jetzt lebenden Affen hätte:

Der wohlfeile, mit vielem Behagen vorgebrachte Witz, warum man denn nicht das interessante Schauspiel der Umwandlung des Schimpanse zu einem Menschen, oder des Menschen rückwärts in einen Orang vor sich gehen sehe, zeugt nur von der gröbsten Unbekanntschaft mit den Angelegenheiten der Descendenzlehre. Der Mensch liegt nicht in gerader Entwickelungsrichtung vor den anthropomorphen Affen, deren Entwickelung einen Gang genommen hat abseits von den nächsten menschlichen Vorfahren, und der Gorilla kann sich ebenso wenig in einen Menschen umformen, als ein Eichhörnchen sich in eine Ratte verwandeln. Ein namhafter Zoolog, einer der wenigen, welche beim alten Glauben geblieben, hat sich die unnütze Mühe gegeben, nachzuweisen, daß der Orangschädel sich unmöglich in das Menschenhaupt umwandeln könne. Als ob die Descendenzlehre je solchen Unsinn behauptet hätte! Der knöcherne Schädel jener Affen ist bei dem Extrem angelangt, vergleichbar dem des Hausrindes. Dieses Extrem tritt erst nach und nach im Verlaufe des Wachsthums hervor. Das Kalb weiß davon noch wenig, sondern besitzt die Schädelconfiguration der antilopenartigen Vorfahren. In den heutigen Antilopen, auch noch bei den Ziegen und Schafen, ist jene beim Kalbe vorübergehende Form stabil geblieben. Indem nun der jugendliche Schädel der anthropomorphen Affen deutlichst die Abkunft von Vorfahren mit einem wohlgeformtern, noch bildsamen Schädel und einem dem menschlichen näher stehenden Gebiß zeigt, so hat bei ihnen die Umformung einer dieser Theile mit dem Gehirn, letzteres wegen des stabil gebliebenen geringen Volumens, einen sozusagen verhängnißvollen Weg eingeschlagen, während der menschliche Zweig die natürliche Zuchtwahl in der größern Conservirung jener Schädeleigenschaft wirkte.

3. Ueber die Bedeutung der Entwickelung in der Naturgeschichte. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstags des medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelm-Instituts am 2. August 1872, von A. Braun. Berlin, Hirschwald. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

In dieser Schrift athmet derselbe Geist wie in der vorher besprochenen, sie führt zu denselben Resultaten, obgleich der eingeschlagene Weg und die gebrauchten Hülfsmittel ganz anderer Art sind. Der Verfasser ist ebenfalls ein entschiedener Anhänger Darwin's, muß aber zur Beruhigung seines historischen Gewissens auch darauf hinweisen, daß unser Oken in seiner Naturphilosophie schon ähnliche Gedanken ausgesprochen, aber weniger Aufsehen erregte und weniger Glück gehabt hat, weil er dabei viel mehr auf hypothetische Speculation als auf wirkliche Erfahrung Gewicht legte. Auch erwähnt er, daß Lamarck in seiner 1809 herausgegebenen philosophischen Zoologie gleichen Ideen das Wort geredet habe, aber doch so verschleiert und so schüchtern, daß man es erst jetzt aufgefunden, nachdem Darwin mit seiner Hypothese über die Entstehung der Arten so kühn und offen in die Welt der Gelehrten getreten ist und eine gewaltige Revolution bewirkt hat. Uebrigens unterscheidet sich die vorliegende Arbeit von der vorigen auch wesentlich dadurch, daß der Verfasser ganz besonders die botanische Seite der Descendenzlehre im Auge behalten hat, weil er gerade darin als Fachlehrer mitreden konnte, und daß er weil mehr als specifisch Gelehrter für Gelehrte als für Gebildete überhaupt geredet hat. Aber dennoch kann man der Schrift den Beifall nicht versagen; sie gehört unstreitig mit zu den besten Arbeiten, welche für die Lehre Darwin's kämpfen. Sie weiß davon zu überzeugen, daß die scheinbare Beständigkeit der Arten, die zusammenhangslose Schöpfung der Einzelarten auf einem Irrthum beruhe:

Soll die Entstehung der organischen Natur als ein Entwickelungsproceß aufgefaßt werden, so müssen die einzelnen Schritte dieses Processes nach den Individuen zunächst durch die Arten dargestellt sein; der Uebergang aber von Art zu Art kann nicht anders als durch eine im Laufe der Generationen

eintretende Umgestaltung gedacht werden. Die zeitweise Stabilität der Arten kann für eine solche Annahme kein Hinderniß sein, denn das bereits berührte Vorkommen von Varietäten beweist, daß sie in der That durchbrochen werden kann. Daher muß die Entstehung der Varietäten, welche unter unsern Augen fortdauert und der genauen Forschung zugänglich ist, auch zum Verständniß der Entstehung der Arten den Schlüssel geben, und das Verfahren, die im kleinern Kreise gewonnenen Resultate auch auf die größern anzuwenden, erscheint dadurch gerechtfertigt, da scharfe Grenzen zwischen Abarten, Unterarten (Rassen) und eigentlichen Arten sich in der Wirklichkeit nicht ziehen lassen.

Dann untersucht der Verfasser die thatsächlichen Ursachen, welche dahin geführt haben, der gesammten organischen Natur eine inwohnende zusammenhängende Entwickelungsgeschichte zuschreiben zu können. Bei allen diesen Untersuchungen hat er fortwährend nur die Pflanzennatur im Auge; er kommt erst am Ende seiner Betrachtung auch auf die Thiernatur, weist aber auf Haeckel's „Generelle Morphologie" hin, wo das Ganze der Schöpfungsgeschichte und der Stammbaum des Menschen in gründlicher Ausführlichkeit behandelt worden sei, und meint hiermit die Frage zu erledigen. Indeß unterläßt er es doch nicht, Darwin ein anerkennendes Schlußwort hinzuzufügen und auf die Lehren hinzuweisen, durch welche sich Darwin anfangs so viele Gegner geschaffen habe. Den hauptsächlichen Stein des Anstoßes dieser Lehre findet er mit Recht in der Abstammung des Menschen von dem Thiere:

Es ist ein sonderbares Vorurtheil, das sich gegen eine solche Vorstellung sträubt. Sträubt sich doch niemand gegen den Gedanken, daß er einst ein unbewußtes Kind, ja ein blos vegetirender Embryo war, warum also gegen die Anerkennung der Entwickelungsstufen, welche dem Menschen als Species ebenso nothwendig vorausgehen mußten, als die Jugendzustände dem Menschen als Individuum. . . . Aus Erde ist der Mensch gemacht nach der biblischen Vorstellung, aber zwischen der „Erde", aus welcher die Urformen des organischen Lebens entstanden sind, und dem Menschen liegen viele Zwischenstufen, die nicht übersehen werden dürfen, wenn wir den irdischen Menschen begreifen wollen. Der belebende „göttliche Odem" durchweht nicht blos den Menschen, er geht durch alle Stufen als die innere Triebkraft in der Entwickelungsgeschichte des Naturlebens. Der Mensch läßt sich den Gedanken gefallen, zur Herrschaft über die Thiere berufen zu sein: so möge er denn auch anerkennen, daß er nicht als Fremder über seine Unterthanen gesetzt, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangen ist, dessen Beherrscher er sein will.

Das sind treffende Gedanken und Schlüsse, sie geben aber nichts Neues und sind auch gar zu allgemein gehalten. Doch begibt sich der Verfasser auch auf das Erfahrungsgebiet, in welchem der geistreiche Darwin so sicher zu Hause ist, und weiß sich als kräftiger Kampfgenoß zu bewähren. Er ruft seinen Zuhörern zu, daß die Darwin'sche Lehre ein vortrefflicher Spiegel für den wahrhaften Fortschritt in der Bildungsgeschichte der Natur sei, und schließtmit dem Wunsche, daß seine jungen Commilitonen sich dieses Vorbild stets zu Herzen nehmen möchten.

4. Die Frage über die Entstehung der Arten, logisch und empirisch beleuchtet von **Franz Chlebik**. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Obgleich diese Schrift zu den beiden vorhin besprochenen dem Wesen nach genau paßt, so unterscheidet sie sich doch in Hinsicht der Form und der Durchführung sehr von ihnen. Der Verfasser ist Philosoph, und zwar Hegelianer vom reinsten Wasser. Nun liegt es einmal in dem Bildungsgange unserer Zeitgenossen, die Hegel'sche Philosophie als eine selig verstorbene zu betrachten. Man ist der Philosophie allerdings nicht abgeneigt, aber man will sie nicht mehr so hochmüthig, scholastisch, wie sie sich in Deutschland vor einigen Decennien breit zu machen suchte. Wir können es daher nur beklagen, daß der strebsame Verfasser dies Ergebniß unserer Bildungsgeschichte nicht berücksichtigt hat; denn der eigentliche Kern seines Wissens ist gut und verdiente wol in einer mehr zusagenden Form an den Mann gebracht zu werden:

Der Gedanke, das Denken ist, wie jeder Denkende unmittelbar weiß, Sein und Nichts, ein Widerspruch. Als bloße Denkbewegung ist die unendliche Seins-Idee ebenso Sein wie Nichts, ein Widerspruch, mithin recht eigentlich Nichts; aber als Beziehung des Denkens auf sich ist sie in jedem Punkte Etwas und zwar ein in jedem Punkte verständig unterschiedenes Etwas, mithin ein sich aufhebender Widerspruch, ein in sich gebrochenes Nichts, welches nicht Nichts ist. Die mathematische Formel hierfür ist

$$\frac{0}{0} = \frac{1-1}{1-1} = 1 \text{ u. s. w.}$$

Wer kann jetzt solcher hohlen Wortklauberei noch Geschmack abgewinnen! Es werden wenige sein, die dies lesen und nicht sogleich das Buch zuschlagen und der Meinung sind, dasselbe sei keine Lektüre für sie. So geschwind dürfen wir aber nicht zu Werke gehen; wir müssen auch zeigen, daß das Buch ansprechende Seiten besitzt:

Die Ursache des Menschen liegt im Begriffe der Animalität als eines für sich geschlossenen Kreises, also in der Thierwelt als einem Ganzen, wozu der Mensch gehört, aber als Schlußglied, das nämlich das Ganze ebenso abschließt wie unterbricht.

Nachdem der Verfasser nun auf den Gestaltenwechsel der Arten hingewiesen, sagt er:

Besonders auffällig ist dieser Gestaltenwechsel bei den Pflanzen, welche in einen andern Boden, ein anderes Klima versetzt oder bei besonderer Hortualcultur ihre äußere Gestaltung oft so sehr ändern, daß sie gegen die der Mutterpflanze kaum noch als die alte Art zu erkennen sind, ohne jedoch aus dieser herauszufallen, da sie dem Ganzen der Hybriden nicht unterliegen. Eine weitere Analogie des Gestaltenwechsels einer und derselben Art haben wir an der Pflanze darin, daß die ganze Entwickelung der Pflanze nur eine Reihe von Umgestaltungen einer und derselben Seinsform, also einer für sich bestehenden Seinsart, des Blattes, ist. Welcher Unterschied zwischen Wurzel, Stamm, Aesten, Zweigen, Blättern, Blüten —, und doch ist alles dies aus einer ganz gleichen Form, aus dem Keimbläschen, dann der Knospe entstanden. Hier haben wir es mit dem Begriffe der Art als solchem zu thun, indem die Pflanze (nach Hegel) noch kein eigentliches Individuum, sondern nur erst „die besondere Ausgebärung, das Werden des Individuums ist, wo nichts herauskommt, als was schon da ist". Hier wird das Individuum nicht Herr über die Besonderheit, d. h. es bringt für sich nichts hervor, wodurch es sich als eigentliches Nichtsein des andern seiner Form hervorhöbe. Daß die Pflanze kein Gefühl hat, liegt darin, daß das subjective Eins derselben in ihre Qualität, die Besonderung (Art) selbst hineinfällt. Ein eigentlicher Artenwechsel von Pflanzen tritt oft mit der Aenderung der Bodenbeschaffenheit und sonstiger Umstände von selbst durch spontane Besamung des Bodens aus der Luft ein, wobei eine Pflanzenart durch die andere verdrängt wird, ohne daß diese durch jene erzeugt wurde. Eine ungeschickte Forstwirthschaft

hat zur Folge, daß die Baumarten in den Waldungen von selbst wechseln; so weichen in Europa die Eichen- und Buchenwaldungen den Birken und Nadelholzbeständen immer mehr, indem der langsame Nachwuchs der erstern vor den weichern und deshalb überwuchernden Eindringlingen nicht gehörig geschützt wird.

5. Die Ansichten der neuern Chemie von G. Weihrich. Mainz, Diemer. 1873. Gr. 8. 12 Ngr.

Dies ist eine fleißige, sehr verständige Arbeit, welche sich überall einer guten Aufnahme versichert halten kann, besonders aber bei den jüngern deutschen Chemikern. In historischer Hinsicht schließt sie sich an Hermann Kopp's „Geschichte der Chemie“, welchen sie als den großen Meister in Theorie und Praxis verehrt und hochstellt. Der Sturz der Phlogistontheorie bildet den Anfang der heutigen Chemie, wozu dann die radicalen Reformen der chemischen Anschauungen des genialen Lavoisier als belebendes Princip hinzukommen. Das mit der Wage aufgefundene und gründlich verarbeitete Princip der Erhaltung der Materie behauptet sich über ein halbes Jahrhundert, und wird dann durch Helmholtz, Mayer u. a. noch wesentlich erweitert und genauer formulirt durch den Grundsatz der Erhaltung der Kraft. In der Vereinigung beider Principien erkennt der Verfasser die Grundlagen der gegenwärtigen Naturanschauungen:

Es ist in neuester Zeit viel gestritten worden über die wissenschaftliche Bedeutung Lavoisier's, der bisher und zumal von französischen Chemikern fast vergöttert wurde und dessen wirkliche und angebliche Verdienste einen derselben zu dem merkwürdigen Ausspruche veranlaßten: die Chemie ist eine französische Wissenschaft. Kein Wunder, daß dieser sonderbare Einfall nicht uncorrigirt blieb. Die an die scharfe Kritik Volhard's („Die Begründung der Chemie durch Lavoisier“), worin die wirklichen Verdienste getrennt werden, sich anschließenden Aeußerungen deutscher und auswärtiger Chemiker fielen leider in die Zeit des großen Kriegs, sodaß wenigstens bei den betheiligten Parteien mitunter nationale Erregtheit die Feder etwas gespitzt haben mag.

Es wird dann wieder darauf hingewiesen, wie Hermann Kopp gerade über diesen Streitpunkt entschieden hat. Der Verfasser macht auf die großen Triumphe aufmerksam, welche die Astronomie durch Newton's Gravitationsgesetz gefeiert, daß es dagegen der Chemie an ähnlichen epochemachenden Leistungen gänzlich gefehlt habe. Er übersieht die Fortschritte nicht, die diese neue Wissenschaft für sich selbst und fürs praktische Leben gemacht, indeß konnten sie sich doch nicht messen mit denen der Mechanik des Himmels. Das ist ein offenes Geständniß, das um so mehr Anerkennung verdient, als die großartigen jüngsten Thaten der Spectralanalyse die Himmelskunde in staunenerregender Weise gehoben und ganz umgestaltet haben. In ähnlicher Weise spricht der Verfasser seine Meinung über die Atomistik und Affinität aus, berührt mit kurzen Worten den historischen Verlauf dieser Hauptpunkte der Chemie und führt seine Leser auf die Höhe der gegenwärtig herrschenden Ansichten. Alles andere speciell zu verfolgen, ist hier weder Zeit noch Ort passend, und wir schließen nur mit dem Wunsche, daß das Buch recht viel und aufmerksam von den Fachgenossen gelesen werden möchte; es ist vortrefflich und verdient in jeder Beziehung richtig erkannt und gewürdigt zu werden.

6. Die Weltwissenschaft oder Physik von Robert Graßmann. Erster Theil: Die Lebenslehre oder Biologie. Erstes Buch: Die Körperlehre oder die Atomistik. Stettin, Graßmann. 1872. Gr. 8. 18 Ngr.

Dieser erste Theil erscheint auch unter dem Titel: „Die Lebenslehre oder die Biologie“ als ein für sich bestehendes Werk, von dem hier „Die Körperlehre oder die Atomistik“ als erstes Buch vorliegt. Das Werk besitzt nach meiner Ueberzeugung wenig Eigenschaften, sich in der Welt der Literatur Verehrer zu gewinnen. Die Einleitung bildet zugleich den Prospect eines sehr umfassenden Werks, welches dem Humboldt'schen „Kosmos“ ähnlich alles besprechen soll, was sich auf unser Wissen vom Himmel und der Erde bezieht. Findet also die herausgegebene erste Probe eine günstige Aufnahme, so wird es der fleißige Verfasser sicher nicht an einer großen Reihe von Fortsetzungen fehlen lassen. Wir zweifeln aber an solchem Erfolg. Der Verfasser scheint ein sehr gelehrter Herr zu sein, denn er kramt bei dem Nachweis der Bedeutung jener Wörter nicht blos sein lateinisches, griechisches, hebräisches, persisches, indisches Sprachwissen aus, sondern er kommt auch mit Sanskrit, mit dem Gothischen, Altdeutschen u. s. w. hervor. Und dabei ist er gar kein Freund von Fremdwörtern. Er mag z. B. das Wort Quadrat gar nicht leiden und braucht dafür das selbstgeschaffene „Quader“. Auch will er nichts von Atom wissen und bedient sich daher immer nur des selbstgeschaffenen „Korb“ dafür. „Festkörper heißt jeder Körper“, sagt er z. B., „dessen Körbe nicht mehr umeinander schwingen, sondern in der Lage verharren, in welcher sie sind, sodaß schon eine bedeutende Kraft dazu gehört, um diese Körbe zu trennen.“ Ich glaube, es ist wenig Aussicht vorhanden, daß noch viele dieser gelehrten Neuerungen zu Tage kommen werden.

7. Naturwissenschaftliche Streifzüge. Von Philipp Spiller. Berlin, Denicke. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfasser macht den deutschen Beurtheilern gründlich gearbeiteter deutscher Werke den Vorwurf, daß sie nicht mehr wie früher eingehend kritisiren, sondern dieselben zu oberflächlich behandeln. Wir sollten uns eigentlich durch diesen Ausfall etwas getroffen fühlen, indeß müssen wir ehrlich gestehen, von dieser neuen Schrift nicht im geringsten gefesselt worden zu sein. Man rechne also abermals auf keine eingehende Kritik. Der Verfasser sagt:

Indem ich hiermit eine Sammlung einzelner naturwissenschaftlicher Abhandlungen herausgebe, suche ich der Zeitstimmung zwar insofern Rechnung zu tragen, als ich immer nur einen einzelnen Stoff und zwar in möglichst bündiger Form bearbeitet habe, um dem Leser öfters Ruhepausen zu gewähren.

Das ist doch ein artiger Mann, der noch Rücksicht nimmt auf die Ermüdung seiner Leser. Dann führt er fort:

Aber ich habe mich dabei vor aller Oberflächlichkeit zu bewahren gesucht, um den Sinn für ein klares Denken, für ein tieferes Eingehen in das Naturleben und um die Sehnsucht nach einer allgemeinern Erkenntniß des Kosmos im Leser zu erwecken.

Wir haben gerade das Gegentheil im Buche gefunden. Doch der Verfasser hat das Wort:

Ich wünsche nur, daß diese kleinen Lockvögel nicht blos bei Laien ihre Schuldigkeit thun, sondern daß ihre Singweise auch von Fachmännern mit demjenigen Ernste geprüft werde, welchen ich bei ihnen angewendet habe, ehe sie in die Welt geschickt wurden.

Wir schweigen hierzu und theilen unsern Lesern nur noch das Inhaltsverzeichniß mit: 1) „Ueber den Werth der Naturwissenschaft als Volksbildung"; 2) „Was wir von der Sonne wissen"; 3) „Ergebnisse der Sonnenfinsterniß am 18. August 1868"; 4) „Der Mond"; 5) „Die Kometen, Sternschnuppen und Meteorsteine"; 6) „Die Erde"; 7) „Die Erde als Mittelpunkt der Welt"; 8) „Zustand der Polarzonen"; 9) „Erdbeben"; 10) „Die Kälteperiode der Erde"; 11) „Die Atmosphäre und Erscheinungen in ihr"; 12) „Das magnetische Telegraphiren"; 13) „Physikalische Wanderungen"; 14) „Ueber Spectralanalyse".

Heinrich Birnbaum.

Neue Romane.

1. Isomara, die Priesterin der Cisa. Culturgeschichtlicher Roman von C. A. Quitzmann. Zwei Bände. Leipzig, Schlicke. 1874. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Bauernfreunde. Roman aus dem dänischen Leben des vorigen Jahrhunderts von Edmund Lobedanz. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 3 Thlr.
3. Aristokraten. Roman in zwei Bänden von F. von Stengel. Nürnberg, Richter u. Kappler. 1874. 8. 3 Thlr.
4. Aquarellskizzen von Elise Polko. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. In einer andern Welt. Roman von Karl von Wald. Prag, Verlag der Bohemia. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
6. Die vier Sergeanten von La Rochelle von Clemence Robert. Ins Deutsche übertragen von W. Reinhardt. Zwei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1873. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ein archäologischer Roman ist heutzutage eine Seltenheit. Die Erscheinung ist leicht begreiflich. Begegnet schon der historische Roman nicht allzu lebhaften Sympathien, so sind die Chancen des Erfolgs beim großen Publikum für ein Werk, welches gleich dem von C. A. Quitzmann: „Isomara" (Nr. 1), bis zum Anfange unserer Zeitrechnung zurückgreift, jedenfalls noch geringer. Der moderne Realismus will auch auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung „Actualitäten" haben, wie der Franzose sagt; er will seine Zeit reflectirt sehen, wäre es auch nur in der groben, gänzlich unkünstlerischen Form eines Samarow'schen Zeitromans oder in den rohen Sensationsnovellen Braddon's und den abscheulichen Colportageromanen, das Heft zu 5 Sgr. Quitzmann meint zwar in der Vorrede: „Der erwachte Trieb nach Durchforschung unserer heimischen Alterthümer habe besonders in den letzten Jahrzehnten aus diesen Ueberresten ein überaus reiches Material von historisch-archäologischem Gepräge zu Tage gefördert, dessen Verwerthung in streng wissenschaftlichen Werken nur leider den Bereich der Fachmänner nicht überschreitet. Der Laie aber, selbst der gebildete, verlange etwas ganz anderes als bloße Feststellung widersprechender Thatsachen oder Kritik zweifelhafter Quellenbelege. Ihm sei es „um ein Lebensbild der ganzen Zeit in all ihren Pulsschlägen zu thun". Ein solches Lebensbild jener fernabliegenden Epoche versucht nun der Verfasser in seiner „Isomara" zu zeichnen, um so die „reichen Schätze unserer Alterthumskunde einem größern Leserkreise zugänglich zu machen".

Das Bestreben ist gewiß ein löbliches, und soweit ich als Nichtarchäologe dies zu beurtheilen im Stande bin, verfügt Quitzmann auch über eine bedeutende Summe der zu seinem Unternehmen erforderlichen Fachkenntnisse. Daß das Lesepublikum aus dem Romane weit mehr positiven Nutzen ziehen kann als aus Dutzenden gewöhnlicher Unterhaltungsschriften, steht gleichfalls außer Frage. Trotzdem zweifle ich, daß das höchst fleißig und sorgfältig gearbeitete Buch in weitere Kreise dringen dürfte. Damit ein derartiges Werk das Gros des Lesepublikums fessele, ist vor allem eine rein menschlich interessante, spannende Fabel nöthig. Das archäologisch-ethnographische Element darf dabei nur die Staffage bilden, die gewissermaßen als willkommene Zugabe mit in den Kauf genommen wird. In dieser Art sind z. B. Bulwer's „Last days of Pompei" gehalten. Ist jedoch das Umgekehrte der Fall, wie in Becker's „Gallus" oder in Th. Gautier's „Roman de la Momie", dann erlahmt nur zu leicht das Interesse des nicht archäologisch gebildeten Lesers (Fachmänner lesen ohnehin keine Romane). Der Dichter steht somit vor einer sehr schwer zu umschiffenden Klippe. Nur wenige wissen gleich Bulwer oder Ebers in seiner „Aegyptischen Königstochter" beide einander widerstrebenden Elemente zu vereinigen.

Was nun Quitzmann's „Isomara" betrifft, so ist der dramatische Vorwurf der Dichtung ein etwas einfacher. Allerdings gestatten Zeit und Civilisation kaum einen andern, denn unter den gegebenen Verhältnissen kann sich eben nur eine Handlung gleich der hier erzählten abspielen. Interessante psychologische Probleme und eine reichgegliederte Verwickelung setzen mit zwingender Nothwendigkeit eine weit vorgeschrittene Civilisation voraus, und an dieser fehlt es hier. Wie sollte sie auch in den „undurchdringlichen Hochwäldern", welche vor „neunzehn Jahrhunderten" die „Hochebene um die mittlere Isar bedeckten", möglich gewesen sein? Diese Celten mit ihren Menschenopfern, ihren gewaltigen Trinkgelagen, ihren Kämpfen und Jagdabenteuern stehen, bei Lichte besehen, nicht viel über den Rothhäuten der Cooper'schen Romane. Was diesen seinerzeit die Gunst des Publikums verschaffte, war das rein äußerliche Interesse der spannenden, aufregenden Handlung, das ethnographische Element kam erst in zweiter Linie. Allerdings zieht Quitzmann auch den Kampf der celtischen Stämme gegen die Römer, also den Gegensatz zwischen einer weit vorgeschrittenen und einer noch ziemlich primitiven Civilisation in den Bereich seiner Erzählung; aber die Hauptsache bleibt für ihn doch das ethnographische Element.

Ist somit der Roman als Dichtung nur von secun-

därem Belang, so ist dagegen das archäologisch-ethnographische Gewand derselben um so reicher und beachtenswerther. Der Verfasser bietet ein farbenreiches Bild des Lebens und Treibens, wie solches im 1. Jahrhundert v. Chr. im Süden Deutschlands geherrscht haben mag. In der angenehmsten Weise wird der Leser mit den schwererkämpften Ergebnissen vaterländischer Alterthumsforschung bekannt gemacht, und das ist gewiß aller Anerkennung werth. Jede Einzelheit der Handlung ist durch Analogien wissenschaftlich belegt. Es steckt ein tüchtiges Stück deutscher Arbeitskraft und gründlicher Forschung in dem Buche, um derentwillen allein schon wir ihm einen recht großen und dankbaren Leserkreis wünschen.

Edmund Lobedanz führt uns in seinen „Bauernfreunden" (Nr. 2) nach dem Norden. Auch dieser Roman ist ein vorwiegend ethnographischer. Er schildert uns, gleichfalls auf der Basis eingehender Studien, das Leben und Treiben des dänischen Bauernvolks in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Den Faden der Handlung bildet jene geheimnißvolle, meines Wissens bisjetzt noch nicht erklärte Geschichte von der nächtlichen Trauung eines vornehmen russischen Paares in einer abgelegenen seeländischen Dorfkirche. Lobedanz läßt die Braut, welche, wenn ich mich recht erinnere, der Erzählung zufolge unmittelbar nach der Trauung ermordet wurde, bei der Mordscene blos in Ohnmacht sinken, während der Vater derselben in der That von der Kugel der Mörder tödlich getroffen wird. Die Russen verlassen den Schauplatz des Verbrechens, überzeugt, daß auch die Braut todt sei. Diese wird jedoch von einem zufällig des Wegs kommenden Arzte wieder ins Leben zurückgerufen. In dem Hause des Doctor Seemann findet die junge Frau ein Asyl, und ihr Kind, welches in dem einsamen Dorfe das Licht der Welt erblickt, in dem gemüthlichen alten Arzte einen zweiten Vater. Zum Manne herangereift entdeckt der junge Alexander in dem Fürsten Barakoff seinen wahren Vater und vereinigt die einst so grausam getrennten Gatten wieder. Um diese spannend gehaltene Handlung gruppiren sich eine ganze Reihe fest gezeichneter, zum Theil historischer Gestalten, wie der Dichter Holberg, der Componist Gluck, Klopstock u. s. w., von denen jede ihr scharf individuelles Gepräge trägt. In einigen Figuren, wie in dem bornirten, boshaften Pastor Wassermann, dem Candidaten Palle, in Jan Kok, in Baron Karleby und Jeppe athmet frischer, urwüchsiger Humor. Den Kernpunkt des Romans bilden jedoch die socialen Verhältnisse Dänemarks und die von Cai angestrebte Emancipation des Bauernstandes. Hier entrollt sich vor dem Auge des denkenden Lesers ein ganzes Stück hochinteressanten Volkslebens. Treue der Schilderung, tiefes Erfassen der Gegensätze, verständnißinniges Belauschen des Pulsschlags der Zeit und geschmackvolle Vertheilung von Licht und Schatten verleihen dem Buche einen Werth, welcher demselben mitten in dem Wuste der heutigen, oberflächlichen, ephemeren Massenproduction dauernde Bedeutung sichert.

In F. von Stengel's „Aristokraten" (Nr. 3) tritt uns eine feinfühlige, aristokratische Dichternatur entgegen. Mir ist das erste Werk des Autors „Der Pflicht geopfert" nicht bekannt; der Name von Stengel ist mir überhaupt noch neu. Ich glaube indessen kaum zu irren, wenn ich hinter demselben, er sei pseudonym oder nicht, eine hochgebildete Dame vermuthe. Ich schließe dies aus der geradezu meisterhaften Zeichnung der weiblichen Charaktere des Romans. Die Fabel selbst bietet allerdings wenig dramatisches Interesse. Schon nach dem ersten Drittel der Erzählung sieht man deutlich voraus, wie sich die Dinge entwickeln werden. Dieser Mangel — vorausgesetzt, daß man den durch den Stoff begründeten Umstand so nennen darf — wird jedoch reichlich ersetzt durch die psychologisch hochinteressante Zeichnung der einzelnen Gestalten, namentlich der weiblichen, und durch den Reiz und Reichthum des Details. Victoria, die Tochter eines reichen Grafenhauses, eine junge Aristokratin im besten Sinne des Wortes, steht zu ihrem Jugendgespielen Georg, dem Sohne des Pfarrers, sowie zu dessen Familie in den freundlichsten Beziehungen. Der junge Mann, eine äußerlich schlichte, aber tiefe männliche Natur, hat gegen den Willen des Vaters der Gottesgelahrtheit entsagt und sich dem Berufe des Landwirths zugewendet. Mit unermüdlichem Fleiße und praktischem Geschick verwandelt er aus eigener Kraft die Wüstenei Blumenau in ein kleines Eden. Er liebt im stillen die hochsinnige Comtesse, und auch diese ist ihm von Herzen gewogen. Ehe jedoch die jungen Leute dazu kommen, sich ihrer Gefühle füreinander ganz bewußt zu werden, erscheint plötzlich der schimmernde Phönix Woldemar, allerdings auch ein Bürgerlicher, aber ein Mann voll genialer Begabung, auf dem Schauplatze und trägt leicht über seinen stillen, bescheidenen Rivalen den Sieg davon. Victoria erkennt in Woldemar den Aristokraten des Geistes. Sie will die Muse des zu den höchsten Aufgaben geistigen Schaffens berufenen Mannes werden. Ihm zu Liebe entsagt sie ihrem hohen Range und zerfällt mit der ganzen hochgräflichen Familie. Sie wird Frau Steinau. Aber nur zu bald sieht sie sich furchtbar enttäuscht. Woldemar fehlt es bei aller Genialität der Begabung an Energie, Beharrlichkeit und geistigem Adel. Er ist im Grunde eine gemeine Natur. Dieser Gegensatz des Charakters ist ganz trefflich ausgemalt und consequent durchgeführt. Victoria kehrt im Innersten verletzt nach Schloß Hartenegg zurück, und Woldemar setzt in Paris sein Genußleben fort, bis er, physisch und geistig gebrochen, zu Grunde geht. Victoria eilt, alles Vorhergegangene vergessend, an die Seite des sterbenden Gatten und harrt, ihrer Pflicht getreu, bei ihm aus, bis der Tod die unglückliche Verbindung löst. Der Schluß des Romans ergibt sich nun von selbst. Victoria hat den hohen Werth des männlich ernsten, thatkräftigen Georg erkannt und schätzen gelernt, und in der elften Stunde finden sich die Herzen, welche füreinander bestimmt waren.

Dieser Vorwurf ist gleich fernab von der gewöhnlichen Romanschablone wie von dem ungesunden Raffinement des modernen Salonromans. Hier ist Kern, Gesinnung und Gestaltungskraft, und das will viel besagen heutzutage. Auch die secundären Figuren des Lebensbildes treten plastisch hervor, z. B. der kleine Kurt, die alte Gräfin, der Advocat Schwarz u. s. w. Zu wünschen wäre nur ein etwas größerer Schauplatz, mehr Leben und Bewegung und etwas mehr locale Staffage. Wenn auch der Autor uns in der zweiten Hälfte des Buchs nach Paris führt, wo wir unter anderm die Bekanntschaft des Ma-

lers Dargent (Doré?) machen, so bleibt doch im Grunde der Horizont stets ein etwas eingeschränkter. Das ist die einzige Ausstellung, welche wir etwa an dem Buche zu machen hätten. Besondere Anerkennung verdient der glatte, durchsichtige Stil und die schöne Diction, ein Vorzug, den der Roman nur mit wenigen Werken dieses Genre theilt.

Elise Polko bietet in ihren „Aquarellskizzen" (Nr. 4) eine Sammlung größerer und kleinerer Aufsätze sehr verschiedenen Inhalts, von denen die meisten wol überarbeitete Feuilletons sein dürften. Gut geschrieben und interessant sind sie alle, wenn auch hier und da ein wenig pretiös. Sie behandeln alles Mögliche. Am meisten sagen uns „Aus alten Zeiten", „Deutsche Lieder", „Der Elias von Mendelssohn", „Aus alten Büchern", „Vaucluse und Avignon", „Ein echter Ritter", „Aus einem Herbarium" und „Ein vergessenes Kloster" zu, ohne daß ich damit dem Werthe der andern zu nahe treten will. Es ist bunte, freundlich anmuthende Mosaik, reich an interessanten Daten und das Ganze liest sich gut. Das ist jedenfalls die beste Empfehlung für eine solche Sammlung vermischter Aufsätze.

Ein ganz eigenartiger Roman ist Karl von Wald's „In einer andern Welt" (Nr. 5). Diese andere Welt ist Ungarn, wo der Verfasser, ein hoher österreichischer Beamter, geraume Zeit gelebt hat. K. von Wald kennt Land und Leute aus eigener Anschauung. Das tritt uns auf jeder Seite des Romans entgegen, und gerade darin besteht der Vorzug des Buchs. Was sich hier in das Gewand einer mit ungewöhnlichem Talent geschriebenen Erzählung kleidet, ist ganz einfach die „Wahrheit über Ungarn". Mit unerbittlicher Hand zerreißt der Dichter die fable convenue, welche uns deutsche und magyarische Poeten solange als Schilderungen des Landes Arpad's gegeben haben. Freilich geht der romantische Nimbus des ritterlichen Magyarenvolks dabei arg in die Brüche, aber Wahrheit ist allemal „ein gut Ding", auch in der Dichtung. Sehr angenehm berührt es dabei, daß der Verfasser, dem an den Ufern der Tissa schwerlich Rosen geblüht haben, in seinen Schilderungen keinerlei persönliche Rancune bekundet, sondern die wunderliche und wunderbare Wirthschaft dort unten zumeist durch das Prisma eines frischen Humors betrachtet, in dessen Beleuchtung sich die europäischen Asiaten doppelt seltsam ausnehmen. Einen Fehler hat übrigens das Buch: den tragischen Ausgang der Geschichte, welcher den vielfach so burlesken Stoff mit einer Dissonanz abschließt. Einzelne Partien, wie die Criminalgeschichte der beiden Szapo Pepi oder die gerichtliche Procedur gegen „Herrn Beres" sind von wirklich drastischer Komik. Man fühlt, daß sich hier Selbstgeschautes und Selbsterlebtes im Spiegel der Dichtung reflectiren, etwa so, wie man bei einem gutgemalten Porträt sofort die Aehnlichkeit herausfühlt, auch ohne daß man die Person kennt, deren Züge es reproducirt.

Schon bei meiner letzten Besprechung neuer Romane habe ich mich darüber gewundert, daß sich noch immer deutsche Uebersetzer und deutsche Verleger für französische Romane finden, deren Werth, nur z. B. derjenige der About'schen „Madelon", höchst problematisch ist, gerade als ob wir in Deutschland an schlechten Romanen Mangel hätten. Diese meine Verwunderung stieg noch, als ich die „Vier Sergeanten von La Rochelle" von Clemence Robert (Nr. 6) bedächtig durchlas. Wie eine Dame nur auf den Gedanken kommen mochte, den Carbonarismus in Frankreich unter Ludwig XVIII. zum Vorwurf einer Erzählung zu wählen. Ein derartiger Stoff verlangt unbedingt eine männliche Hand! Uebrigens ist die Ausführung auch so blaustrumpfartig als nur möglich. Fünf Sechstel der vorgeführten Männergestalten sind reine Gliederpuppen, und das letzte Sechstel ist Schablone. Dabei ist das Buch herzlich langweilig. Bei einem französischen Autor will dies bekanntlich viel sagen. Leute, die so ungeschickt Verschwörung spielen wie diese vier Sergeanten und ihre Gesinnungsgenossen, und dabei so entsetzliche Plattheiten zum besten geben, verdienen kein besseres Los, als ihnen hier zutheil wird. Da verstehen unsere deutschen Blaustrümpfe ihr Geschäft doch weit besser als Frau Clemence Robert!

C. M. Sauer.

Ein neues Passionsspiel.

Die Gekreuzigte oder das Passionsspiel von Wildisbuch. Von Johannes Scherr. Zweite Auflage. Leipzig, C. J. Günther. 1874. 8. 1 Thlr.

Mit Recht hat das Buch eine rasche Verbreitung gefunden. In einer Zeit, die mit religiösem Hader so lebhaft erfüllt ist wie die unserige, kann es nicht überflüssig erscheinen, an einem erschreckenden Beispiele die Gefahren nachzuweisen, welche jede Art von religiöser Ueberspannung begleiten. Solcher Beispiele gibt es nun freilich so zahlreiche, daß man auf den ersten Blick glauben möchte, es lasse sich kaum noch Anderes als Bekanntes in neuer Form bieten. Das vorliegende Buch beweist aber wieder einmal, wie Wesentliches eben in der Form liegt und wie lehrreich ein Gegenstand durch die bloße Behandlungsweise, die ihm zutheil wird, zu werden vermag. Daß der radicale Standpunkt des Verfassers dabei freilich aufs nachdrücklichste zu Worte kommt, versteht sich von selbst, und diejenigen, welche weder anders als in streng wissenschaftlichen Untersuchungen über religiöse Dinge abgesprochen wissen wollen, noch durch die eigenthümlich subjective Schreibweise des Autors beständig von dem Gegenstande selbst auf den Autor sich zurückweisen lassen mögen, werden dem Buche keinen Gefallen abgewinnen. Stärker noch fast als dies in seinen andern Schriften der Fall ist, hat man hier immer mit Johannes Scherr selbst zu thun, und die ihm mit Thomas Carlyle gemeinsamen „Doctor Staubtrocken" (bei Carlyle „Dryasdust") und ähnliche Personificationen wollen den Verehrern einer schlichten Schreibweise wahrscheinlich ebenso wenig behagen wie die Kraftausdrücke „schäfige Schaf-Dummheit", „beelendendes Gefühl", „mystisch anschmiegerlicher Nonsens" und Aehnliches.

Auch wird sich gegen den Schluß des Buchs mancher Leser durch die furchtbaren Schicksale, deren bewegter Zeuge er gewesen ist, in eine so ernste Stimmung versetzt finden, daß er das spöttische Citiren des „ewig geliebten“ Jakob und Verwandtes kaum ganz mit seinem Gefühl in Einklang finden wird. Alles dies vermag aber das Verdienst der mit schönem Feuer geschriebenen Geschichte nicht zu beeinträchtigen, und wohin das Buch seinen Weg nimmt, wird es dem Muckerthum und den religiösen Finsterlingen das Geschäft verderben.

In Betreff der Geschichte selbst sei hier nur noch in Kürze bemerkt, daß sie die aus den Gerichtsacten geschöpfte Darstellung des grauenhaften Criminalfalls ist, welcher im Jahre 1823 die Welt erschreckte. In einem schweizer Dorfe hatte sich unter den Angehörigen einer Familie allmählich durch pietistische Lektüre und sonstige Einflüsse eine vollständige Abwendung von der landläufigen Gottesverehrung vollzogen. Eine Tochter des Hauses, das heilige Margethli, wurde für eine Prophetin gehalten, hielt sich bald selbst dafür und verfiel nach und nach in eine solche Ueberspannung, daß sie sich durch die Ihrigen den Tod geben ließ, nachdem auf ihre Anordnung ihre Schwester schon ebenfalls das Leben gelassen hatte. Der Titel „Passionsspiel“ ist vielleicht nicht ganz passend gewählt. Es war allen Betheiligten bitterer Ernst, und vor allem das unglückliche Mädchen, welches beim Tödten der Prophetin und deren Schwester die Hauptarbeit verrichten mußte, handelte im guten Glauben. Es ist diese Seite der sämmtlichen Vorgänge von besonderm Interesse. Daß sich die meisten Erscheinungen dieser Art auf Betrug zurückführen lassen, ist die herkömmliche Annahme. Hier spielt er keine Rolle. Zwei Menschenleben gehen zu Grunde, und über elf näher oder ferner Betheiligte verhängt die irdische Gerichtsbarkeit Freiheitsstrafen in der Stufenfolge von 6 Monaten bis zu 16 Jahren, und von allen diesen Unglücklichen ist keiner ein Betrüger.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Wenn in neuester Zeit die Dramatiker, wenigstens dem Princip nach, die Anschauung vertreten, daß ein Drama auf die Bühne gehört, und daß der dramatische Dichter nur aufführbare Dramen schreiben soll: so ist dies gewiß als ein Fortschritt zu betrachten gegen eine Genialitätsepoche, in welcher die von der literarischen Kritik gepriesenen Dramatiker mit ihren Stücken gar nicht auf die Bühne drangen, sondern ihre Unsterblichkeit ausschließlich dem Buchhandel verdanken wollten. Dies richtige Princip hat indeß in der Praxis auch mehrere Misstände zur Folge. Dazu gehört zunächst ein verkehrter Schluß e contrario, nämlich die übertriebene Werthschätzung, welche zur Aufführung gekommenen Novitäten, wenn sie Bühnenerfolg hatten, zutheil wird. Nicht zur Aufführung gekommene oder wenig gegebene Dramen können einen weit höhern, auch dramatischen Werth haben, als diejenigen, welchen zufällig die Gunst der Theaterabende lächelte. Jene Stücke können einen Kern in sich tragen, der sie nach Jahrzehnten vielleicht noch zu neuen und größern Erfolgen führt, während die ephemeren Bühnenwerke bald ihren Lohn dahin haben. Das wechselnde Wetter der Theaterlaune, der Geschmack des Durchschnittspublikums, der vor allem auf das Bequeme gerichtet ist, die Reclame und die Unbildung der Theaterkritik zeichnen in der Regel untergeordnetes Mittelgut, oft das Verfehlte aus, wenn es nur mit einigen pikanten oder momentan blendenden Qualitäten ausgestattet ist. Der Bühnenerfolg ist nicht maßgebend für den Werth eines Stücks — wie viele Bühnenerfolge des vorigen Jahrhunderts sind in der Literatur als unbegreifliche Misgriffe des Publikums, als nur culturgeschichtlich interessante Daten verzeichnet geblieben! Gleichwol bleibt der Satz in vollem Recht bestehen: das Drama ist für die Bühne bestimmt und soll für die Bühne geschrieben werden.

Auf eine andere Schattenseite, welche die berechtigte Betonung dieses Princips mit sich brachte, wird in dem von August Schürmann trefflich redigirten „Magazin für den deutschen Buchhandel“ hingewiesen: „Das von unsern Literarhistorikern und Aesthetikern gepredigte Dogma, daß Dramen nicht zum Lesen, sondern für die Aufführung geschrieben werden sollen, ist nämlich in so misverstandener Weise in Fleisch und Blut unsers Publikums übergegangen, daß Dramen in der That — man kann diese Behauptung sehr weit gehend fassen — nur noch gesehen, nicht mehr gelesen werden. Die Geringfügigkeit der Absatzchancen auf diesem Felde ist geradezu unglaublich und selbst bestätigt durch den Erfolg oder Miserfolg wirklich dichterischer, der Literaturgeschichte angehöriger Werke. So war es nicht immer. Jüngst erst vertieften wir uns in einen vielgewanderten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, der die Gewohnheit hatte, überall, wohin er kam, den Leuten über die Schulter weg in die Bücher zu sehen, welche sie lasen, und öfter bricht er in die Klage aus, das Volk in Deutschland beschäftige sich in seiner Lektüre fast nur mit Romanen und Komödien. Sein Kummer darüber ist insofern zu entschuldigen, als die Romane und Komödien, die damals gelesen wurden, nicht von der besten Art waren. Allein unsere Altvordern blieben ihrer Gewohnheit, Bühnenstücke nicht blos im Theater zu sehen, sondern ebenso zu Hause zu lesen, auch dann treu, als das Dreigestirn am Himmel deutscher Dichtung aufging und die deutsche «Komödie», durch den Hauch des Genius beseelt, zur Aetherhöhe wahrer Kunst emporgehoben wurde. Die ersten Einzelausgaben der Goethe und Schiller'schen Dramen erschienen in sehr achtungswerthen Auflagen, diese Auflagen wurden schnell vergriffen und dann wiederholt von neuem gedruckt. Man wird vielleicht einwenden, dies würde in unsern Tagen auch geschehen, wenn Goethe und Schiller wiederkehren wollten. Zugegeben; nur war damals Schiller kein Schiller und Goethe auch kein Goethe im heutigen Sinne. Den besten Beweis, daß wir uns in unsern Behauptungen nicht überbieten, liefern die Büchererfolge selbst eines Müllner noch. Müllner erhielt von seinem Verleger Göschen zu Leipzig für jede der beiden ersten Auflagen seines «Yngurd» 1200 Thlr. und im Jahre 1820 von Cotta 3000 Thlr. für das sechsjährige Verlagsrecht seines Dramas «Die Albaneserin». Aus diesen Honorarsummen möge man einen Schluß auf die damals möglichen Dramenauflagen ziehen. Heutzutage ist das, wie gesagt, anders. Dramen gehören jetzt im Buchhandel sprichwörtlich zu den tauben Nüssen, und wer einen deutschen Verleger in eine recht verfrorene Stimmung versetzen will, der biete ihm eine Dramensammlung an. Das deutsche Publikum ist eben, nur von einem etwas andern Standpunkte aus, vollständig der Ansicht seiner Aesthetiker geworden, daß Dramen für die Bühne, nicht für die Lektüre geschaffen werden.“ Diese Thatsache ist leider richtig. Wie wenige neue Dramen haben mehrere Auflagen im Buchhandel erlebt! Und schließlich waren es bei ernst gemeinten Auflagen nur solche Stücke, welche die Runde über die meisten Bühnen gemacht haben! Wir zweifeln indeß, daß jenes Dogma der Literaturgeschichten die Schuld

an dieser Vernachlässigung der gedruckten Dramatik trägt; sie hängt mit der unbestreitbaren Abneigung des Publikums gegen poetische Lektüre überhaupt zusammen, und da mit wenigen Ausnahmen beliebter Modedichter, deren Ruf meistens von älterm Datum ist, auch die Lyrik sich der gleichen Ungunst des lesenden Publikums erfreut, so werden die Ursachen der geringen Ertragsfähigkeit solcher Schriften im Buchhandel wol hier wie bei der Dramatik dieselben sein.

Ausländische Literatur.

Das Interesse der Engländer für deutsche Poesie ist im Zunehmen. Neuerdings erschienen wiederum Uebersetzungen deutscher Gedichte in den „Good words" und mehrern andern Blättern von E. Stanhope Pierson, welche demnächst in einer lyrischen Anthologie, einer kleinen Sammlung moderner deutscher Lyrik in Uebersetzungen zusammengestellt werden sollen. Es sind außer Schiller'schen Gedichten diejenigen neuer deutscher Poeten; wir theilen zwei Proben davon mit:

Ein Stündlein wol vor Tag.

Derweil ich schlafend lag
Ein Stündlein vor Tag,
Sang vor dem Fenster auf dem Baum
Ein Schwälblein mir — ich hört' es kaum —
Ein Stündlein wol vor Tag:
„Hör' an, was ich dir sag:
Dein Schätzlein ich verklag;

„Derweil ich dieses singen thu',
Herzt er ein Lieb in guter Ruh
Ein Stündlein wol vor Tag." —
„O weh, nicht weiter sag'!
O still! nichts hören mag!
Flieg' ab, flieg' ab von meinem Baum,
All Lieb' und Glück ist nur ein Traum
Ein Stündlein wol vor Tag."

E. Mörike.

An hour before the day.

The while I sleeping lay
An hour before the day,
Sang at the window on the tree
A swallow, but scarce marked by me,
An hour before the day.
„O list to what I say,
Thy love hath fallen away,

„E'en wile I sing this song, his arms
Are twined around another's charms
An hour before the day." —
„Ah! me, thy slander stay!
Hush, more thou shalt not say!
Avaunt, avaunt from off the bough!
Ah, but a dream are love and vow
An hour before the day!"

Spielende Kinder.

Ros'ge Wolken spielen droben
Vor der nahen Wetternacht,
Die sich breit hineingeschoben
In des Abendhimmels Pracht.

Und so treibt ihr unter Lachen,
Ros'ge Knaben, euer Spiel;
In die Lüfte steigt der Drachen,
Und das Blasrohr trifft das Ziel.

Doch mir ist's aufs Herz gefallen
Was euch einstens quält und drängt,
Da das Leben über allen
Wie ein schweres Wetter hängt.

R. Gottschall.

Children at play.

Clouds with rosy light are glancing,
Ere the stormy night draws nigh,
But the tempest-rack advancing
Soon will hide the glorious sky.

So, dear rosy boys, ye're plying
Frolicksome your childish game,
In the air the kite is flying,
And the pop-gun finds its aim.

Yet my inmost heart it irketh
Thinking what must you befal,
For life's storm unceasing worketh
Like a cloud-rack over all.

Bibliographie.

Amersin, F., Das Land der Freiheit. Ein Zukunftsbild in schlichter Erzählungsform. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Auer, Adelheid v., Gesammelte Erzählungen. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Aus den Erlebnissen eines Sängerquartetts. München, Hoepfner u. Grammer. Gr. 8. 6 Ngr.

Becker, F., Die schöne Zigeunerkönigin, oder das Geheimniß der Vagabunden. Historisch-romantische Erzählung aus der Gegenwart. 24 Lief. Elberfeld, Püttmann. Gr. 8. à 4 Ngr.

Berg, F., Der Allerheiligenberg bei Niederlahnstein mit seiner Kapelle und Umgebung in Liedern. Frankfurt a. M., Hamacher. 8. 5 Ngr.

Conversations-Lexikon. Zwölfte umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Vollständig in 15 Bdn. oder 180 Heften. 1stes Heft. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 5 Ngr.

Boos, H., Die Liten und Aldionen nach den Volksrechten. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., In Südamerika und in Europa. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

David, J., Religionsdisputationen im Mittelalter. Populär-wissenschaftlicher Vortrag. Wien, Brüder Winter. Gr. 8. 8 Ngr.

Disraeli, B., Lothar. Roman. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Dohm, Hedwig, Die wissenschaftliche Emancipation der Frau. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 1 Thlr.

Dorr, R., Das Recensententhum des Professor Kirchhoff in Halle und die Jenaer Literatur-Zeitung. Ein Beitrag zur Würdigung der literarischen Kritik unserer Tage. Zugleich ein Nachtrag zu meiner Schrift: „Ueber das Gestaltungsgesetz der Festlandsumrisse." Liegnitz, Kaulfuss. Gr. 8. 5 Ngr.

Du Bois-Reymond, E., Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. Ueber Geschichte der Wissenschaft. Zwei Festreden. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Eggert, F., Ueber die erzählenden Dichtungen Hartmanns von Aue. Schwerin. 4. 12 Ngr.

Engel, C., Deutsche Puppenkomödien. 2ter Thl. Der verlorene Sohn. — Der Raubritter oder Adelheid von Staudenbühel. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 12 Ngr.

Fürstenau, M., Die musikalischen Beschäftigungen der Prinzessin Amalie, Herzogin zu Sachsen. Ein Erinnerungsblatt an die verewigte Fürstin. Dresden, v. Zahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Grün, E. T., Otto der Dritte. Ein Trauerspiel. Plauen, Neupert. 8. 15 Ngr.

Hemsen, T., Venus in Versailles. Geschichtlicher Roman. 4 Bde. Hannover, Rümpler. 8. 6 Thlr.

Heller, J., Deutschland und Frankreich in ihren politischen Beziehungen vom Ende des Interregnums bis zum Tode Rudolfs von Habsburg. Ein Beitrag zur Reichsgeschichte des 13. Jahrhunderts. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 1 Thlr.

Herald, L., Böse Zungen. Ein humoristisches Wörterbuch über die Frauen. 2 Bde. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. à 10 Ngr.

Hertzberg, H., Die Historien und die Chroniken des Isidorus von Sevilla. 1ster Thl. Die Historien. Eine Quellenuntersuchung. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Jacoby, L., Die Idee der Entwickelung. Eine social-philosophische Darstellung. 1ster Thl. Berlin, Oliven. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jantsch, H., Ein Excommunicirter. Volksschauspiel. Vollständige, neu revidirte Ausgabe. Nürnberg, Kunze. 8. 10 Ngr.

Jokai, M., Der Mann mit dem steinernen Herzen. Roman. Aus dem Ungarischen. Autorisirte Uebersetzung. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Köberle, G., Meine Erlebnisse als Hoftheater-Director. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 7½ Ngr.

Köpert, H., Ueber Goethe's „Vögel". Beitrag zur Geschichte der komischen Literatur. Altenburg. Gr. 8. 12 Ngr.

Koester, H., Polo und Francesca. Trauerspiel. 2te Aufl. Breslau, Hoffmann. 8. 1 Thlr.

Kuhn, A., Die ideelle und ästhetische Bedeutung der mittelhochdeutschen Poesie. Einsiedeln, Benziger. Gr. 4. 10½ Ngr.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen. 1451ste bis 1484ste Lief.: Die Pariser. Nachgelassener Roman von E. Bulwer. Wien, Hartleben. 8. à 4 Ngr.

Meyer, B., Wie und was lernt der moderne Künstler durch die Geschichte der Kunst? Rede. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Ein Opfer geistlicher Corruption. Offene Reclamation wider einige vor zehn Jahren begangene Sünden der Priesterschaft und ihrer Begünstiger zu Cöln. Ein actenmäßiger Beweis, wie jene Leute selbst in Preußen gehaust haben, so lange sie die Gewalt dazu hatten, von L. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 9 Ngr.

Ott, M., Schweizer Reise der Familie Michon aus Paris. Nach dem Französischen. Bern, Haller. 8. 12 Ngr.

Prokesch-Osten, Sohn, A. Graf, Nilfahrt bis zu den zweiten Katarakten. Ein Führer durch Aegypten und Nubien. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 4 Thlr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 41. —— 8. October 1874.

Zeitgeschichtliche und publicistische Schriften.

1. Das neue deutsche Kaiserreich, seine Entwickelung, Ziele und Culturbedeutung. Von Albert Linel. Erster Band: Die Entwickelung. Frankfurt a. M., Baselli. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Die leitenden Ideen und der Fortschritt in Deutschland von 1860—70. Von Hermann Michael Richter. Nördlingen, Beck. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
3. Die starken Wurzeln unserer Kraft. Betrachtungen über die Begründung des Deutschen Kaiserreichs und seine erste Krise. Von Martin Kähler. Gotha, F. A. Perthes. 1872. Gr. 8. 24 Ngr.
4. Abfertigung der nationalliberalen Presse nebst einer höchst nöthigen Belehrung über den Ultramontanismus. Von Konstantin Frantz. Leipzig, Roßberg. 1873. 8. 10 Ngr.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß das erstgenannte Werk von einem Frankfurter ausgeht, da hieraus ersichtlich ist, daß es außer den Parteien der Particularisten, der Demokraten und Socialisten, welche bei den Reichstagswahlen vom 10. Januar 1874 Sonnemann auf ihren Schild gehoben haben, auch in Frankfurt Männer gibt, welche als Wortführer der nationalen Partei ihr Programm entwickeln und ungescheut durchführen. Albert Linel hat bei Ausarbeitung seines Werks sich zum Zweck gesetzt, zu erforschen, ob wir mit dem neuen Kaiserthum auf dem Wege des Guten uns befinden, ob wir damit Fortschritte in der Freiheit und Humanität errungen haben, und ob die gegen das neue Kaiserthum geschleuderten heftigen Angriffe irgendwie gerechtfertigt sind.

Der vorliegende erste Band behandelt die Entwickelung und Gründung des Kaiserreichs; in einem zweiten werden die Ziele und die Culturbedeutung desselben beleuchtet werden. In einer kurzen Einleitung bespricht der Verfasser die trostlosen Zustände, welche die deutsche Bundesacte geschaffen hatte, die complicirte Maschinerie des Bundestags, noch complicirter gemacht dadurch, daß 38 Maschinenmeister dabei angestellt waren, deren Uebereinstimmung zum Gange der Bundesmaschine nöthig war, unter denen sogar zwei den deutschen Interessen völlig entfremdete sich befanden, Holland und Dänemark, und daß den Vorsitz bei den Verhandlungen jenes Oesterreich führte, welches sein Interesse gerade in der deutschen Zersplitterung und Impotenz suchte. Darauf behandelt der Verfasser die verfehlten Versuche zur Besserung der deutschen Zustände, welche theils vom deutschen Volke, theils von Preußen ausgingen, die Wiederbelebung des preußischen Ansehens in Deutschland, die wirkliche Neuconstituirung Deutschlands durch Gründung des Norddeutschen Bundes, die zuerst wirthschaftliche, dann auch politische Einigung Gesammtdeutschlands. Unter den verfehlten Einheitsbestrebungen des Volks führt er die jugendlichen Versuche von 1817, die Putsche von 1832 und 1833 und die Erregung von 1848 an; er findet einen Grund des Mislingens darin, daß das deutsche Volk sich dem Wahne hingab, es könne aus sich und durch sich allein, gegen den Willen seiner Fürstenhäuser, eine Umwandlung seiner politischen Lage vornehmen. Daß die Unionsbestrebungen Preußens zu keinem Resultat führten, hatte seinen Grund in dem bis zur Kriegslust fanatisirten Widerstreben der österreichischen Regierung und in der Abneigung der größern Particularstaaten, welche vor allem ihre Souveränetät unberührt erhalten, daher von einem diese Souveränetät beschränkenden Bundesstaat nichts wissen wollten und wieder einen Staatenbund erstrebten. Darin begegneten sie den Wünschen Oesterreichs, und beide zusammen wetteiferten nun in dem Bestreben, Preußen niederzuhalten. Dies war dem Ultramontanismus eine willkommene Gelegenheit, sich als Dritten im Bunde anzubieten, um sich dann bald aus einem Bundesgenossen zum Herrn zu machen, was in Oesterreich vollständig gelang, in andern Staaten versucht wurde. Mit dieser Niederlage der preußischen Politik war der Particularismus und Ultramontanismus noch nicht zufrieden; Preußen sollte auch aus der festen Position, die es durch Gründung und Entwickelung des Zoll-

vereins eingenommen hatte, verdrängt, das gesammte Oesterreich in den Zollverein aufgenommen und auf wirthschaftlichem Gebiete Preußen gleichfalls ein Olmütz bereitet werden. Daß die Vertragszeit für den Zollverein am 1. Januar 1854 ablief, war ein für diese Plane günstiger Umstand. Aber etwas anderes war es für Preußen, eine auch früher nicht besessene Stellung nicht erringen zu können, etwas anderes, eine seit Jahrzehnten wohlbesetzte Redoute nach dem ersten Kanonenschuß zu überliefern. Zum ersten male seit Olmütz zeigte Preußen, in seinen innersten Lebensbedingungen, den wirthschaftlichen und politischen, schwer bedroht, eine Energie, welcher der Sieg nicht fehlen konnte. Und als einige Jahre später Oesterreich im italienischen Kriege die Unterstützung Deutschlands und die Vasallenfolge Preußens verlangte, war es das bereits unter der Leitung des jetzigen Kaisers als Prinzregenten stehende Preußen, welches dem Andrängen der Mittelstaaten, der Feudalen und Ultramontanen sich widersetzte und darauf hinwies, daß Deutschland kein Interesse daran habe, die specifisch-österreichische Machtstellung in Italien aufrecht zu erhalten, und keine Verpflichtung, zur Wahrung dieser österreichischen Sonderinteressen das Schwert zu ziehen. Die Folgen und Wirkungen des italienischen Kriegs für Deutschland sind nicht hoch genug anzuschlagen. Sie bedeuteten für Preußen einen Bruch mit der feudalen Vergangenheit und ein entschiedenes Betreten nationalliberaler Bahnen, für Deutschland das Aufpflanzen des Nationalitätsprincips, für Oesterreich das ohnmächtige Sichzurückziehen zu dem Absolutismus in der Kutte, für Italien die Allianz mit Preußen zur gemeinschaftlichen Bezwingung der gemeinschaftlichen Feinde in Wien und in Rom. Von da an wußten alle deutschen Patrioten, welcher Staat in Deutschland die Rolle Sardiniens übernehmen werde, wenn sie auch den deutschen Cavour nicht gleich als solchen erkannten. Aber zur Ausführung solcher nationalen Plane mußte Preußen eine starke Militärmacht schaffen und die Armee-Reorganisation durchsetzen, wenn auch die Regierung dadurch in den schlimmsten Conflict mit den Volksvertretern kam. Bismarck ergriff das Staatsruder, hielt unverrückt das eine Ziel im Auge und wählte zu dessen Erreichung die rechten Mittel. Der dänische Krieg war für die Reorganisation ein Probefeldzug, nach dessen Gelingen das blutige Spiel von 1866 eröffnet werden konnte.

Nach dieser eingehenden Darstellung der Verhältnisse vor und von 1866 bespricht der Verfasser die Resultate dieses Jahres, wie die preußische Regierung und der Norddeutsche Reichstag die Verfassungsfrage praktisch anfaßten, ohne sich in unfruchtbaren Debatten über Grundrechte zu vertiefen, wie Preußen immer mehr in Deutschland aufging, der frühere Conflict zwischen Regierung und Volk ausgeglichen, Süddeutschland durch das Zollparlament zur theilweisen nationalen Mitwirkung herangezogen und trotz aller innerer und äußerer Hindernisse das Kaiserthum immer mehr als nationales Bedürfniß anerkannt wurde, wie diese Einheitsbestrebungen ihre erbittertsten Gegner fanden theils in den Ultramontanen, welche zum Zweck eines einheitlichen Oberbefehls durch das Unfehlbarkeitsdogma den absolutesten Despotismus in die Kirche übertrugen, theils in den Particularisten und Feudalen, aus welchen drei Parteien sich später die Centrumsfraction recrutirte, theils in den Demokraten und Socialisten, welche, um die Gegenwart nicht anerkennen zu müssen, die Vergangenheit priesen und die Zukunft mit Petroleum beleuchteten, theils endlich in der französischen Regierung, welche nach Oesterreichs Niederwerfung den Schutz des Ultramontanismus und die Bekämpfung der Völkerfreiheit übernommen hatte, aber aus ähnlichen Ursachen einer ähnlichen Katastrophe entgegenging. Ohne auf den Streit zwischen Staat und Kirche näher einzugehen, was dem zweiten Bande vorbehalten ist, zieht der Verfasser doch schon aus dem Vorliegenden den Schluß, daß das neuconstruirte Papstthum, mit dessen Streben nach Universalherrschaft Freiheit und Einigung der Völker sich nicht vertragen, und das Nationalitätsprincip, dieser große Culturfortschritt der Menschheit, wodurch zufällig Getrenntes wieder geeinigt wird, sich gegenseitig ausschließen und bis zur Vernichtung bekämpfen müssen.

Der Verfasser hat dies alles in klarer, lichtvoller Sprache dargestellt, nirgends eine Lücke gelassen, an die historische Entwickelung der Einheitsbestrebungen, bei deren Darstellung es ihm mehr um die Resultate als um die Genesis und die diplomatisch-parlamentarischen Vor- und Zwischenspiele zu thun war, sehr verständige, von warmem Patriotismus getragene Raisonnements angeknüpft und durch richtige Gruppirung des Verwandtschaftlichen und des Gegensätzlichen manchen Punkt in ein schärferes Licht gestellt.

Nach einem andern Plane als das Linel'sche Buch ist die von **Hermann Michael Richter** veröffentlichte Schrift (Nr. 2) angelegt. Sie hat mit jenem nur das gemeinsam, daß sie gleifalls die Art und Weise, wie die Verwirklichung der Einheitsidee erstrebt und durchgeführt wird, zur Darstellung bringt, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß sie nur den Zeitraum von 1860—70 umfaßt, auf die diplomatischen Verwickelungen näher eingeht und das ganze geistige Leben der Nation, wie sich dasselbe in Politik, in Kirche, in Wissenschaft und Kunst, speciell in Philosophie und Geschichtschreibung innerhalb dieses Zeitraums geäußert hat, in den Kreis ihrer pragmatischen Darstellung hereinzieht. Der Verfasser gibt ein sehr reiches Material, dasselbe genau prüfend und beurtheilend, spricht von der Presse, von der Partei-Geschichtschreibung, von Richard Wagner, von Schulze und Lassalle, von Ludwig Pfau's „Artistischen Briefen", von Strauß, Renan und Schenkel, von Gustav Freytag, Auerbach und Heyse. Es ist ein lebensvolles Gemälde, das der Verfasser entrollt; man bewundert seine reiche Belesenheit, seine glückliche Gruppirung des massenhaften Stoffs und hält sich gern an das maßvolle Urtheil eines Mannes, der offenbar weniger durch langjährige Vorliebe und Einsicht als durch die unerbittliche Logik der Thatsachen sich veranlaßt gesehen hat, dem Schlußact unsers Einigungswerks Beifall zu spenden und den nationalen Helden desselben, Preußen, zu bekränzen. Der erste Theil des Buchs geht von 1860—63, bespricht den Streit zwischen Staatsidee und Nationalitätsidee, den unbesiegbaren Drang der Nation nach einheitlicher Gestaltung ihrer staatlichen Verhältnisse, die durch den Dualismus und Particularismus aufgethürmten

Hemmnisse und schließt mit dem Fürstentag zu Frankfurt, über welchen der Verfasser sagt:

Der letzte Trumpf war ausgespielt, welcher eine Besserung der deutschen Zustände auf friedlichem Wege möglich gemacht hätte. Alles war nacheinander gescheitert: die Versuche des Volks, der Fürsten, des Kaisers. Nur die Gewalt blieb übrig, d. h. die Revolution oder die Eroberung. Als der Kaiser Frankfurt unverrichteter Sache verließ, da war das Tafeltuch von unsichtbarer Hand entzweigeschnitten, und der eherne Tritt des Geschicks war nicht mehr aufzuhalten.

Unter vielem Bekannten, was in dem Buche angeführt ist, verdient der Artikel der „Berliner Allgemeinen Zeitung" vom 2. August 1862 als weniger bekannt weitere Verbreitung. Es war der Tag der Unterzeichnung des preußisch-französischen Handelsvertrags, wodurch in dem Zollverein eine neue Krisis ausbrach und dieses werthvolle wirthschaftliche Gebäude mit Liquidation bedroht wurde. Man kannte in Berlin vollständig den Ernst der Situation, anderwärts aber nicht Preußens Entschlossenheit. Darüber drückt sich jener „Vom Main" datirte Artikel in der präcisesten Weise aus, genau alles, was von einem entschlossenen Preußen ausgehen werde (Lösung der deutschen Frage, Vernichtung der Consequenzen der olmützer Politik und der Bundestagsmajoritäten, Vermehrung des stehenden Heeres und Verweigerung jeder, auch der geringsten Abtretung von deutschem Gebiet), voraussagend, und wenn die Prophezeiung keinen Glauben fand, so war nur die Kühnheit, mit welcher das unmöglich Scheinende als sicher eintretend angekündigt wurde, daran schuld. Der zweite Theil des Buchs umfaßt die Jahre 1863—66, und beschreibt die Ereignisse vom Ausgang des frankfurter Fürstentags bis zur Entscheidung des Kriegs. Der Verfasser hat ihn betitelt: „Die Trias und die Revolution", wobei er letzteres Wort jedenfalls in einem sonst nicht gewöhnlichen Sinne gebraucht. Auch möchten wir den Kampf der Kirche gegen die weltlichen Mächte, welcher mit der Encyclica von 1864 eröffnet worden und besonders gegen die Gewissensfreiheit und Cultusfreiheit gerichtet ist, nicht einen Kampf des Idealismus gegen das Ueberhandnehmen der materialistischen Ideen nennen; denn der Kampf gegen letztere war doch in der Encyclica das untergeordnete Moment; das höchst reale Object des Kampfes ist und bleibt für den Vatican die unbedingte Unterwerfung der Christenheit und ihrer Regierungen. Der dritte Theil endlich, die „Einheit" betitelt, bespricht die Ereignisse von dem Siege Preußens über Oesterreich bis zur Errichtung des Kaiserthums, die heftige Opposition der bairischen „Patrioten" und würtembergischen Demokraten in den Abgeordnetenkammern gegen eine preußische Spitze, die nach Extensivität und Intensivität ungeheuere Macht der Einheitsidee, wie sie 1870 in der deutschen Nation sich äußerte, und die Ungeschicklichkeit, mit der Napoleon gerade diesen Augenblick wählte, um dieser Nation zu erklären, daß er die Vollendung ihrer Einheit nicht dulden werde.

Das gutgeschriebene Buch gibt uns ein klares und volles Bild von dem geistigen Treiben der Nation mit scharfer Porträtirung der Hauptacteurs, der ersten Liebhaber und Helden, und geistreicher Ausführung der reichen Staffage. Von kleinen Versehen möchte nur das eine zu bemerken sein, daß das würtembergische Concordat nicht „1862", sondern 1861 durch das Votum der Kammer den wohlverdienten Todesstoß erhielt.

Im Gegensatz zu den beiden ebenbesprochenen Büchern hat das von Martin Kähler verfaßte (Nr. 3), worauf schon der Titel „Die starken Wurzeln unserer Kraft" hinweist, es weniger mit der Entwickelung der historischen Thatsachen und der aus denselben resultirenden Politik zu thun, als mit den sittlichen Kräften, welche den Staat und das Volk durchdringen, das deutsche Volk zum Siege geführt haben und allein im Stande sind, die Früchte des Sieges ihm zu erhalten. Der Verfasser kündigt sich selbst als einen „bekehrten Particularisten" an, welcher seine „Betrachtungen" zuerst in den „Deutschen Blättern" niedergelegt hat und, als für das Reich die kirchenpolitische Krisis ausbrach, seine Betrachtungen noch einmal betrachtete und vom Standpunkte des protestantischen Deutschen aus eine Umarbeitung seiner Abhandlung vornahm. Er nennt Preußen Deutschlands Schwert, des Deutschen Reiches Keim und Kern, weist nach, wie Preußen niemals einen Particularismus in dem Sinne, wie Baiern noch heute ihn hat, gezeigt habe, wie das übrige Deutschland im Siebenjährigen Kriege dieses Preußen zuerst kennen gelernt, 1813 bewundert habe, und wie von da an tieferschauende Männer, unter denen er mit Recht Friedrich Perthes anführt, Preußen die Hoffnung Deutschlands nannten, trotz all dessen, was von 1815—60 in Preußen gethan und nicht gethan wurde. Dabei beleuchtet er die große Verschiedenheit, welche sich in der Entwickelung der deutschen und der italienischen Einheitsbestrebungen zeigt, und polemisirt gegen die dithyrambische Bewunderung, welche Treitschke für die italienische Revolution und den nicht immer von „sittlichen" Motiven geleiteten Minister Cavour äußert. „Er ist der Sohn seines Volks", sagt der Verfasser, und spricht eben damit Anklage und Entschuldigung zugleich aus. Bei der Untersuchung der Hauptfrage, wo die Wurzeln der deutschen Kraft zu finden seien, erklärt er zunächst, der eigentlich deutsche Staat sei Preußen, denn in ihm sei jene feste Ordnung erwachsen, innerhalb deren das gesammte Deutschland die Stätte für ein allseitiges und doch zusammengefaßtes, wahrhaftes Volksleben gefunden habe; dann gibt er die Lösung der Frage in der Weise, daß er zeigt, auf welchem Wege Preußen zum deutschen Staate erwachsen sei und wie es in seiner Entwickelung die deutschen Tugenden für das Staatsleben erzogen und genützt habe. Hier erinnert er an das prophetische Wort, welches Friedrich Perthes schon vor 40 Jahren schrieb:

Je näher ich Preußen kennen lerne, um so gewisser wird mir, daß seine geistige Entwickelung und Kraft ihm einen Einfluß auf Europa zur Nothwendigkeit macht, der weit über die materiellen Kräfte hinausreicht und der für die Zukunft größer als der Einfluß Englands und Frankreichs werden könnte. Bei dem Misverhältniß aber zwischen geistiger und materieller Kraft, welches in Preußen sich findet, wird es an gewaltigen Zuckungen nicht fehlen.

An solchen fehlte es allerdings nicht, aber sie wurden überwunden; denn Preußen, dieser verrufene Militärstaat, ist, wie der Verfasser sagt, der Staat der Intelligenz, welcher den Mangel an materieller Kraft zu ersetzen verstand, der Staat des Pflichtgefühls, in welchem

vom ersten Beamten, wie sich Friedrich der Große selbst nannte, bis zum untersten alle ohne Unterschied durchdrungen waren von dem, was man jetzt Disciplin heißt, der Staat des Protestantismus, durch dessen sittlich bildende Macht der Mensch nicht blos zur Verstandesbildung aufgefordert, sondern auch zum Ernst der Sittlichkeit, zur Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit herangezogen wird, während der Katholicismus, größtentheils auf Autoritätsglauben beruhend, weder zum Forschen anreizt, noch, bei der Leichtigkeit der Abfindung, die Gewissenhaftigkeit fördert, ja, bei der absoluten Herrschaft, die er sich über die Gewissen anmaßt, jede Art von Pflichttreue, selbst die gegen Vaterland und Fürsten, untergräbt. Der Verfasser führt zum Beleg hierfür viele Beispiele an, und die Aeußerungen des vielgenannten französischen Obersten Baron Stoffel über seine Landsleute, namentlich über deren Unlauterkeit und Lügenhaftigkeit, liefern ihm reichlichen Stoff. Daran knüpft der Verfasser theils die Bemerkung, daß, wie die Weltgeschichte ausweise, die katholisch-romanischen Völker längst im Niedergang begriffen, die protestantisch-germanischen emporgekommen seien, zuerst durch reiches und tiefes Culturleben, dann durch Erringung einer diesem entsprechenden Machtstellung, theils den Gedanken, daß der Zusammenstoß des päpstlichen Absolutismus mit dem protestantischen Kaiserthum, der bei der Eröffnung des ersten Deutschen Reichstags zum ersten mal erfolgte und von da an immer größere Dimensionen annahm, mit Nothwendigkeit habe erfolgen müssen, da dieses nur mit Aufgebung der Principien, auf welche es gegründet ist und in welchen es die starken Wurzeln seiner Kraft zu finden glaubt, dem Kampfe auszuweichen im Stande wäre. Diese erste und schwere Krisis des Kaiserthums kann, sagt der Verfasser, nur durch das Christenthum, nur durch Uebung der durch das Christenthum gebotenen Tugenden, welche das protestantische Preußen zu solcher Höhe erhoben haben, glücklich überwunden, die Gegner des Kaiserreichs, Ultramontane wie Socialdemokraten, können nur durch Heranziehung des Volks zum lebendigen Christenthum unschädlich gemacht werden, daher der Verfasser auch darauf dringt, daß der Volksschule und eben damit dem Volke die Bibel gelassen werde. In welcher Ausdehnung dies stattfinden und welche Art von Christenthum gelehrt werden solle, ist freilich hier die große Frage. Wäre damit gemeint, daß die Bibel der Volksschule den einzigen und ausschließlichen Lesestoff darbieten solle, wie dies vor wenigen Jahrzehnten noch in manchen protestantischen Ländern der Fall war, so könnten wir dem Verfasser nicht beistimmen, ebenso wenig, wenn jenes intolerante Christenthum gemeint wäre, welchem das Dogma bis in die unbedeutendste Einzelheit hinein alles, Demuth und Liebe gar wenig ist. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß diejenigen Geistlichen nicht sehr unvorsichtig handeln, welche die Fundamente des Bibelglaubens in öffentlichen Reden lockern. Auch scheint der Verfasser dem Altkatholicismus unrecht zu thun, wenn er von demselben sagt, daß er bisjetzt ohne eigenthümlichen tiefern und populären religiösen Impuls sei. Wenn in einer so materialistischen Zeit, wie die unsere ist, überhaupt irgendeine religiöse Bewegung, und vollends eine solche entsteht, die im Lager des Katholicismus eine Scheidung herbeiführt und direct gegen den päpstlichen Absolutismus gerichtet ist, so darf man sehr zufrieden sein; wenn man ferner bedenkt, mit welchen Unannehmlichkeiten, ja geradezu Verfolgungen diese Scheidung für manche der Abtrünnigen begleitet ist, so hat man noch mehr Anlaß zur Zufriedenheit, und wenn man vollends aus den statistischen Mittheilungen von 1873 ersieht, daß in Preußen bereits 22, in Baiern 23, in Baden 27, in Hessen 3 altkatholische Gemeinden sich förmlich constituirt hatten mit mehr als 50000 eingeschriebenen Mitgliedern, daß aber thatsächlich über 200000 Deutsche es mit den Altkatholiken halten, so kann man mit diesem Resultat einer kaum dreijährigen Wirksamkeit wol zufrieden sein und getrost der weitern Entwickelung des Altkatholicismus es überlassen, wie lange er an dem Concilium Tridentinum, wie lange er überhaupt an dem Papalsystem und an vielem andern unevangelischen Beiwerk noch werde halten wollen.

In entschiedenem Gegensatz zu diesen Schriften steht die von Konstantin Frantz herausgegebene Broschüre, welche sich schon durch ihren hochklingenden Titel: „Abfertigung der nationalliberalen Presse" (Nr. 4), als eine reichsfeindliche kundgibt. Der ganze Lärm wird erhoben, weil ein Theil der nationalliberalen Presse dem schriftstellernden Verfasser daraus einen Vorwurf gemacht, daß er, wie aus dem gegen den Pastor Grote in Hannover eingeleiteten Majestätsbeleidigungsproceß hervorging, von irgendwelchen gleichgesinnten Seelen „ein paar hundert Thaler" zur Unterstützung seiner reichsfeindlichen Schriftstellerei erhalten hat. Das mag nun unter Umständen nicht so viel auf sich haben, und der Verfasser versichert, er sei dadurch noch kein reicher Mann geworden, zumal da der Preis des 30 Bogen starken Buches, um das es sich handelte, auf 1 Thaler festgesetzt worden sei, was allerdings nur bei kleinem Honorar oder riesigem Absatz möglich ist. Diese Schuld wäre der Uebel größtes nicht; aber der Verfasser läßt sich nun von seiner Wuth gegen die Nationalliberalen so vollständig beherrschen, daß er die gewöhnlichen Anstandsregeln vergißt. Oder was soll es heißen, wenn er sagt, „daß die Leser bei der Vergleichung seiner Untersuchungen mit den nationalliberalen Declamationen wol selbst bemerken würden, auf welcher Seite die gehaltvollen Gedanken seien und auf welcher die leeren Phrasen"? Bescheidenheit heißt dies jedenfalls nicht. Er ist sehr schlecht auf die Presse zu sprechen, die seit 1866 zwar einen äußern Aufschwung genommen habe, deren inneres Verderben aber von Jahr zu Jahr zunehme. Man kann dem Verfasser recht geben; die Frage ist nur die, wo das innere Verderben zu suchen ist. Die neuen Erscheinungen, welche seit 1866 am Horizont der Presse aufgetaucht sind, kommen vorzugsweise auf Rechnung des ultramontanen, des demokratischen und socialistischen Lagers, aus deren Preßorganen seit Jahren eine solche Masse von Gift gegen die Leiter der deutschen Politik ausgespritzt und in den urtheilslosen untern Volksschichten unter der Etikette des wunderbaren Wassers des heiligen Herzens Jesu verbreitet wird, daß es zuletzt kein Staunen mehr erregt, wenn in Kissingen auf dem Wege nach der Saline ein Schuß fällt. Dabei rühmt sich der Verfasser,

daß er noch auf dem nämlichen Standpunkt wie 1850 und 1851 stehe, als er die damaligen Unionsprojecte bekämpfte und sich für die deutsche Föderation erklärte, und daß der Kanonendonner von 1866 und 1870 seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht habe, weil Recht und Wahrheit ihm noch für etwas ganz anderes gälten als die bloße Macht. Der Verfasser steht also auf dem Standpunkt der Bourbonen, über welche Napoleon ein bekanntes Wort gesprochen hat, und paßt vollständig zu einem Schildknappen des Grafen Chambord, welcher in seinem Briefe vom 27. October 1873 gezeigt hat, daß die Ereignisse der letzten Jahrzehnte an ihm spurlos vorübergegangen sind. Solches Sichrühmen mit dem Todtreiten eines abgelebten Princips hat heutzutage nicht mehr viel Werth, und nicht Gerlach, der alte Rundschauer, war am 17. December 1873 im preußischen Abgeordnetenhaus der Held des Tages, sondern der von diesem provocirte Reichskanzler, welcher sagte: „Ich habe mich noch nicht geschämt, meine Ansichten zu corrigiren, und Sie werden von mir nicht verlangen, daß ich ein Urtheil ein Vierteljahrhundert festhalte, wenn ich meine persönliche Ueberzeugung den Bedürfnissen des Staates unterordnen muß."

Nun geht der Verfasser, in der Ueberzeugung, daß seine Defensive aufs beste gelungen sei, zur Offensive über und hält den „phrasenreichen" Nationalliberalen ein Collegium über das Wesen des Ultramontanismus. Er will es sich allenfalls gefallen lassen, wenn man von klerikalem Ultramontanismus spreche, sagt aber, daß weit schlimmer und gefährlicher als dieser der politisch-militärische und der finanzielle Ultramontanismus sei, diese Bezeichnung damit begründend, daß, wie der klerikale seinen Ausgang vom mittelalterlichen Rom genommen habe, so die beiden letztern ihr Vorbild im heidnischen Rom finden, in dem dort gebräuchlich gewesenen Eroberungs- und Ausbeutungsrecht. Die alten Römer hätten durch Eroberung Italien zu einem einheitlichen Ganzen geschaffen, den Börsenmarkt einer halben Welt nach Rom verlegt und dort ein entsetzliches Proletariat erzeugt: gerade so hätte Preußen nur durch Eroberung die Einheit Deutschlands begründet, eine erdrückende Geldherrschaft damit verbunden, dadurch ein Proletariat herangezogen und nun als Reaction dagegen den Socialismus sein Haupt erheben sehen; Centralisation und Militarismus, Plutokratie und Pauperismus seien die Kennzeichen der deutschen Gegenwart wie des römischen Alterthums. Und diese beiden Arten des Ultramontanismus seien voll heidnischen Geistes, während in dem klerikalen unstreitig auch etwas Christliches sei. Auch sei das Preußenthum von dem eigentlichen Deutschthum sehr verschieden, es sei nur dessen mit fremden Elementen vermischte Nordmark, was ihm eben seinen militärstaatlichen Charakter aufgedrückt habe. Wo man von Realpolitik, Staatsinteresse spreche und zu Annexionen greife, da habe man nur einen Abklatsch des Altrömerthums; das wahre Deutschthum kenne und verlange nichts anderes als eine föderative Gestaltung Deutschlands. Das preußische Königthum, das, auf derselben Basis wie die andern deutschen Fürstenthümer stehend, durch seine Annexionen den gemeinsamen Rechtsboden verlassen habe, werde bald einen gewaltigen Rückschlag zu empfinden haben; die Alternative sei einfach: Restauration der entthronten Fürsten, oder Revolution gegen alle Erbmonarchien in Deutschland und Zustände wie in den romanischen Ländern. Ein Drittes gebe es absolut nicht; so sei es über den Sternen beschlossen, und Konstantin Frantz habe es in einer schönen Mainacht darin gelesen.

Also Römer, Eroberer, Räuber, consularische Erpresser, Verrinische Blutsauger sind die Nationalliberalen, Heiden von Kopf bis zu Fuß! Und all diese großen, centnerschweren Worte spricht der Verfasser mit liebenswürdiger Gelassenheit aus. Es ist so etwas Schönes um Vergleichungen! Es läßt sich so geistreich faseln dabei, und wenn man eine ganze Broschüre hindurch lichtsprühend durchgefaselt hat, so bleibt ja alles wieder beim alten. Doch das Schönste kommt zuletzt! Der Verfasser erklärt, unsere großen Staatsmänner hätten zuweilen große Fehler gemacht, mit unserer Diplomatie stehe es ganz entsetzlich schlecht, und des Verfassers Urtheil habe sich wiederholt durch die Ereignisse selbst hinterher viel richtiger erwiesen als das der officiellen Diplomaten; und zwar sei das kein Spaß, keine leere Prahlerei, sondern der bitterste Ernst, und falls er provocirt würde, so würde er zur Bekräftigung seiner Aussage „mit Thatsachen aufwarten", die, wenn auch nicht gerade ein officielles Haarsträuben, so doch „wol einiges Befremden erregen dürften". Also neue diplomatische Enthüllungen stehen uns in Aussicht! Vorderhand urtheilt der Verfasser über den Reichskanzler, daß er zwar „eine seltene Energie, verbunden mit ebenso seltenem praktischen Geschick wie einem unter allen Umständen unverzagten Muth" besitze, daß aber der Umstand, daß er „um zeitweiliger Vortheile willen die wichtigsten principiellen Bedenken beiseiteschiebe und eine Nation, welche eine mehr als tausendjährige Geschichte durchlebt hat, auf einmal in einen neuen Zustand versetze", weder einen „großen Geist noch einen tiefen Kopf" verrathe. Umgekehrt sind wir der Ansicht, daß gerade dieser Vorwurf von wenig Geist und Verständniß zeuge; denn die beiseitegeschobenen wichtigen principiellen Bedenken werden wol keine andern sein als diejenigen, welche die Großdeutschen gegen den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, die Föderalisten gegen die Gründung eines Bundesstaates, die Ultramontanen gegen die Geltendmachung der Oberleitung des Staats, wie sie sich in den neuen Kirchengesetzen ausspricht, in Parlamentsreden und Broschüren seit Jahren erheben, und durch Beseitigung dieser Bedenken werden nicht blos zeitweilige, sondern, hoffen wir, dauernde Vortheile, welche eine Stütze des nationalen Staats bilden, erreicht. Auch ist der Zustand, in welchen die Nation versetzt worden ist, allerdings neu, aber das Verlangen danach ist es doch gewiß nicht. Möge der Verfasser die diplomatischen Verhandlungen aus den Jahren 1813—15 lesen, so wird er sehen, daß manches, was in unsere Reichsverfassung aufgenommen worden ist, schon von den damaligen Staatsmännern gefordert wurde, unter Billigung der besten Patrioten. Oder hätte der Bundestag von 1815, oder gar das alte Deutsche Reich mit seinen 3—400 selbständigen Staaten bis ans Ende der Dinge conservirt werden sollen? Der Verfasser

kommt schließlich auf die nicht beneidenswerthe Behauptung, Bismarck mache auf ihn den Eindruck eines „preußischen Wallenstein's". Wie dieser in wenigen Jahren vom böhmischen Edelmann zu einer entscheidenden Stellung in Deutschland sich aufgeschwungen und einen europäischen Namen sich erworben habe, so Bismarck, und wie Wallenstein seinen kaiserlichen Herrn auf Bahnen geführt habe, wodurch derselbe hinterher von ihm abhängig geworden sei, so ruhe das neue Deutsche Reich einzig auf der Person des Kanzlers, welchem das neue Kaiserthum als Werkzeug diene, ein Verhältniß, das auf die Dauer unmöglich sei; vielleicht ergäbe sich noch der dritte Vergleichungspunkt, daß die neuerdings erreichten großen Erfolge „hinterher" für die deutsche Nation sich nicht heilsamer erweisen würden als einst die Wallensteinischen. Wir erblicken in dieser Vergleichung die Krone von Confusion. Also weil Wallenstein vom Edelmann zum Herzog und zum gebietenden Feldherrn aufstieg, und Bismarck gleichfalls vom Edelmann zum Fürsten und zum staatsmännischen Leiter Deutschlands, soll dieser ein Wallenstein sein oder heißen? Was liegt denn an der Gleichartigkeit einiger äußern Verhältnisse gegenüber der Grundverschiedenheit, die sich hauptsächlich in den Mitteln und in den Zielen zeigt? Auch war Kaiser Ferdinand doch nicht wegen der Bahnen, auf die Wallenstein ihn führte, von letzterm abhängig, sondern weil Wallenstein eine herzlose, despotische Natur war und das Commando unter Bedingungen übernahm, wie sie, seitdem die Welt steht, noch von keinem Monarchen eingegangen worden sind, und die schließlich nur zur Katastrophe von Eger führen konnten. Wer sollte hierin Bismarck erkennen, den Mann, dessen Leben nicht dem Zerstören und Beherrschen, sondern der Einheit und Freiheit Deutschlands gewidmet ist, und dessen schöpferische Thätigkeit dem nationalen Leben der deutschen Nation in allen Beziehungen, in welchen sich dasselbe äußert, so tiefe Furchen eingegraben hat, daß, wenn wir einmal das unvermeidliche Unglück haben werden, Bismarck nicht mehr als Reichskanzler zu besitzen, sein Nachfolger deutlich die Linien erkennen muß, in welchen das neue Werk fortzuführen ist! Der Verfasser würde gut daran thun, mit solchen unhaltbaren Vergleichungen sparsamer zu sein.

Neueste Novellistik.

1. Flitter und Gold. Ein Roman für Mütter und Töchter. Von Emma Laddey. Stuttgart, Kröner. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Bei meiner letzten Besprechung neuester Novellistik in d. Bl. erlaubte ich mir die Bemerkung, daß die neueste Belletristik in bemerkenswerthem Grade den Charakter der Gereiftheit und Bejahrtheit an sich trage. Indem das vorliegende Buch an sich durchaus nicht etwa die entgegengesetzte Eigenschaft der Erfahrungslosigkeit zeigt, stellt es sich doch die ganz specielle Aufgabe, für die Jugend und insbesondere für die weibliche zu erzählen. Die Verfasserin, die schon zwei Jahre früher eine Erzählung: „Auf eigenen Füßen", für Deutschlands Töchter in die Welt schickte, spricht sich über ihre diesmalige Absicht selbst folgendermaßen aus:

> Für Kinder, für Schülerinnen und Schüler wird in Menge geschrieben, selten aber erscheint ein Buch, das verbindend zwischen die Jugendschriften und die sogenannte Romanliteratur tritt, und während gerade in diesem Genre die Engländer die vorzüglichsten Schriften besitzen, die das junge Mädchen mit vorsichtiger Hand in das Reich des Lebens und der Wirklichkeit einführen, kennen wir Deutsche kaum ein paar Dutzend solcher Werke. Wie fühlbar sich dieser Mangel macht, beweisen mir die oft wiederholten Klagen der Vorsteherinnen von Mädchenpensionaten, die den Trieb ihrer Zöglinge nach unterhaltender Lektüre, wie sie mir sagten, oft nicht anders befriedigen können, als daß sie ihnen die trefflichen Werke der englischen Literatur zum Lesen geben.

Eine solche Lücke also durch eine deutsche Originalproduction über deutsche Gesellschafts- und Familienverhältnisse auszufüllen, ist der Zweck dieses Romans, welchen derselbe auch in angemessener Weise erfüllt.

2. Elisabeth. Fortsetzung der petite-mère von Bertha Filhès. Mit zwei Bildern von Luise Thalheim. Breslau, Trewendt. 1872. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die zur vorigen Schrift gemachte Bemerkung sowie deren eben citirte Vorrede paßt völlig auch auf dieses elegante Werkchen. Dasselbe schildert uns die Schicksale eines jungen Mädchens, welches eigentlich einen Obersten heirathen sollte, aber — möglicherweise weil die obligatorische „Civilehe" jetzt durch so viele Kammerreden und Zeitungsleitartikel empfohlen wird — sich auf eine „Militärehe" nicht einlassen will und lieber als Erzieherin auf ein im hirschberger Thale in Schlesien reizend gelegenes adeliches Familienschloß sich begibt. Wie die Heldin der Erzählung zu demselben emporsteigt, ist auf der ersten Tondruckabbildung dargestellt. Sie lernt dann daselbst eine höchst gebildete und interessante Familie kennen, wird in die intimsten Beziehungen derselben aufgenommen, gewinnt das ganz besondere Vertrauen ihrer hervorragenden Mitglieder, sieht, wie ein adeliches Fräulein von einem sich als schwedischen Grafen ausgebenden Abenteurer beinahe bis zum Eingehen auf eine Verlobung getäuscht wird, und macht dann ferner in eben dieser Familienanstellung eine herrliche Schweizerreise mit, wovon Luise Thalheim auf der zweiten Tondruckillustration ein romantisch lebensgetreues Bild entwirft. Elisabeth findet am Ende der 400 Seiten des Buchs noch ihren bis dahin vermißten Vater und geht dann, nachdem sie sehr weise mehrere andere Partien ausgeschlagen, mit einem ihr mit Recht imponirenden adelichen Herrn auf dem stolzen Schlosse eine Civilehe ein. Die Schicksale einer zweiten Elisabeth, eines Fräulein von Dollen, die sich zu einer sehr beliebten und gesuchten Novellenschriftstellerin emporarbeitet, werden in ansprechender Weise neben den Erlebnissen der Hauptheldin geschildert.

3. Die wunderbare Geschichte von Harun Alraschid und seinen drei Söhnen. Erzählt von Maria von Andechs. München, Homolatsch. 1873. 8. 12 Ngr.

Auch dieses ist eine reizende Jugendschrift von einer

höhern Bildungsstandpunkte, denn als Fortsetzung zu den Märchen von Tausendundeinenacht beginnt sie nicht etwa mit der idyllischen Unbestimmtheit: „Es war einmal ein Mann", sondern mit chronologischer Präcision: „Zur Zeit des deutschen Kaisers Karl's des Großen lebte im fernen, fernen Morgenlande ein mächtiger König, der Kalif von Bagdad, Harun Alraschid." Die Erzählung ist phantasiereich und ansprechend.

4. Aus sonnigen Fluren. Ein Märchenstrauß von Otto Franz Gensichen. Berlin, Nicolai. 1874. 16. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

O. F. Gensichen, der ja wol ein Schleswiger ist, hat als Dramatiker einen „Ajax", einen „Robespierre" und anderes veröffentlicht. Wir begegnen ihm hier als einem Dichter mit den sinnreichsten Intentionen und von der graziösesten Attitude auf dem Felde der Romantik. Wir glauben dem Verständnisse seiner intimsten geistigen Beziehungen nahe zu kommen, wenn wir folgende Stelle aus der „Geschichte der deutschen Literatur" von Julian Schmidt (4. Aufl., 1858, II, 509) citiren, die sich auf die Romantische Schule nach 1815 und speciell auf Leopold Schefer bezieht:

Im Begriffe des Pantheismus durchkreuzen sich zwei entgegengesetzte Anschauungen. Der Pantheismus Spinoza's zerdrückt alle Individualität unter dem eisernen Gedanken der Nothwendkeit; er gibt einem edeln Geiste die Gewalt der Entsagung, aber er ist eher dazu geeignet, ihn gegen das individuelle Leben gleichgültig zu machen, als ihm Interesse dafür einzuflößen. Der indische Pantheismus dagegen — und dieser war es, der sich in der deutschen Mystik geltend machte — sieht in allem Lebendigen das Göttliche und läßt in der Andacht, die er gegen das Einzelne hegt, die allgemeinen Ideen untergehen. Er belauscht die Thiere, die Pflanzen, ja selbst die Steine in ihrer geheimen und dem profanen Auge verschlossenen Geschichte und dehnt Leben, Seele und Individualität, die man sonst nur im Menschen suchte, über den ganzen Himmel und die ganze Erde aus.

Zwar kann ich hierzu die Bemerkung nicht unterlassen, daß diese Definition mir insofern nicht ganz präcis erscheint, als das in ganz bestimmten Paragraphen disponirte spinozistische System in dem ganz unbestimmten Begriffe indischer Weltanschauung denn doch keinen eigentlichen correcten, weder einen direct contrastirenden noch einen correlativ ergänzenden Gegensatz findet. Dennoch halte ich es für ein Zeichen der jede logische Lücke erspürenden kritischen Unfehlbarkeit Julian Schmidt's, daß er für die unfraglich über den Begriff des Pantheismus sich durchkreuzenden entgegengesetzten Anschauungen offenbar die völlig ergründende Fühlung gehabt hat. Warum er aber ebenso unverkennbar durch verschiedene Partien seines Werks die Rücksicht sich hindurchschleppen läßt, gerade diese nicht bedeutungslose principielle Lücke nicht mit Präcision darlegen zu wollen, können wir um so weniger begreifen, als Julian Schmidt einerseits dadurch berühmt geworden ist, daß er bei viel bedenklichern Principiendifferenzen dergleichen discretionäre Rücksichten absolut nicht hat walten lassen, und als andererseits die unbedingt kritische Präcisirung dieser begrifflichen Verdoppelung für die Beleuchtung der cultur- und literarhistorischen Voraussetzungen hervorragendster Kunstschöpfungen nicht nur dieser romantischen, sondern auch unserer classischen Periode die consequenzenreichsten und interessantesten Perspectiven eröffnet hätte.

Ganz gelegentlich nur erlaube ich mir, in Ergänzung der citirten Julian Schmidt'schen Definition hier zu bemerken, daß allein schon lexikographisch der Begriff des Pantheismus einer classisch-wissenschaftlichen und einer mythologisch-romantischen Auffassung ausgesetzt ist, denn man kann ihn einerseits als den speculativ-philosophischen und universell kosmologischen, andererseits als den mystisch-naturalistischen und idyllisch-arkadischen übersetzen. Daß ich diese logische Principienfrage hier unter dem „Märchenstraußе" von O. F. Gensichen berühre, hat seine ganz natürliche Veranlassung darin, daß ich in der poetischen Weltanschauung dieses Dichters nicht nur das Bewußtsein jenes innern Widerspruchs romantisch-pantheistischer Poesie, sondern auch eine verklärende und versöhnende Lösung desselben zu finden glaube.

5. Die Irrfahrten des Debutanten. Eine tragikomische Theatergeschichte. Von Karl Bischoff. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1873. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese anekdotenhafte Humoreske, deren Vorrede ein sehr angesehener berliner Veteran der Gönner und Agenten des Theaterverkehrs unterzeichnet hat, ist denn doch wieder einmal das Product eines harmlosen jugendlichen Gemüths. Es wird uns darin geschildert, wie ein charmanter junger Handelsbeflissener in Hamburg in seiner Leidenschaft für das Theater eine soeben angelangte danziger Käselieferung zu buchen vergißt, statt dessen einen Ausflug macht, um sich unter Kleinstädtern als ausübender theatralischer Künstler zu versuchen, aber nach Mislingen dieses Versuchs noch rechzeitig genug wieder im Comptoir eintrifft, um erwähnte Käselieferung zu buchen und sich ferner statt den fingirten Welthändeln dem wirklichen Welthandel zu widmen. Man ersieht, was haec fabula docet.

6. Freunde und Brüder. Novelle von A. H. von Ronnenholz. Göttingen, Ellissen. 1872. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch hier eine Arbeit von sehr jugendlicher Weltanschauung, bei deren Jugendlichkeit der Kritiker freilich nicht zu erkennen eingesteht, was daran naiv und was affectirt ist. Neben fragloser Unfertigkeit ist frühreife Ironie, neben kindlicher Gefühlsphantastik eine mehr als weltmännische Lebenserfahrung, und bei dem allen also eine gewisse poetische Anlage unverkennbar. Dem wiener Dichter Robert Hamerling sind diese wenigen Bogen zugeeignet.

7. Im Labyrinth der Seele. Zwei Novellen von Adolf Palm. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 1 Thlr.

„Der Fund am Biscayer Golf" wird zurückgeführt auf eine Notiz, die angeblich in Nr. 2 der frankfurter „Didaskalia" von 1870 gestanden hat, und wonach am 7. December 1869 bei Prowia an der asturischen Küste eine Kassette gefunden worden sein soll, die nichts weiter als eine abgeschnittene Frauenhand mit einem Smaragdarmbande enthielt. Um eine solche Thatsache zu erklären, erzählt Adolf Palm eine in der That genial angelegte Herzensgeschichte von einem wunderbar reichen Anglo-Amerikaner, der auf den Besitz der Hand seiner Angebeteten so versessen war, daß, als er sie nur als Leiche wiedersah, er seinen Lebenswunsch wenigstens im äußern wörtlichen Sinne in Erfüllung bringen wollte,

wofür ihn jedoch das tragische Unglück traf, daß eine zweite, nicht weniger angebetete Geliebte, die er durch Nordamerika und halb Europa sucht und endlich in Spanien wiederfindet, vor ihm flieht, weil sie in dem belauschten Geheimniß der eingeschlossenen Todtenhand statt des sympathischen Zeugnisses einer rührenden Gemüthsinnerlichkeit die Spuren eines Verbrechens ganz irrthümlicherweise vermuthet. Als der Held der Novelle diese verhängnißvolle Consequenz jener seiner ersten Leidenschaft, die ihn an sich schon hinreichend unglücklich gemacht hat, auch noch vernimmt, wirft er nun freilich — er war eben mit dem Dampfer von Santander abgefahren — die Kassette mit Hand und Smaragden ins Meer; aber unmittelbar darauf verschlingen auch ihn die Wellen, und zwar schließt die Erzählung mit der zartgefühlten elegischen Unklarheit, daß der Leser nicht weiß, ob der unglücklich Passionirte in Consequenz seiner Leidenschaft nicht selbst und freiwillig das gemeinsame große Grab mit seiner Reliquie gesucht habe.

Weniger möchte uns die zweite Novelle dieses Bandes: „Die Thalmühle", gefallen, denn sie wiederholt nochmals das seit Alexandre Dumas dem Jüngern so unendlich oft variirte Thema vom fils-naturel und der verborgenen Paternität. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung kann diesem — soviel ich weiß — von Aristoteles in der Poetik zuerst logisch disponirten Thema nur noch eine geniale Erfindungskraft neue Seiten und neue Reize abgewinnen. Die Poesie der Zukunft wird sich eine phantasievollere Ausbeutung der natürlichen Lebensverhältnisse sicherlich nicht entgehen lassen.

8. Die Sonnenbraut. Südamerikanischer Geschichtsroman. Von Venanz Müller. Mit 6 Illustrationen. Einsiedeln, Benziger. 1874. 8. 18 Ngr.

Dieses Büchlein ist eine exotisch-historische Novelle und schildert die Entdeckung und Eroberung Perus durch Franz Pizarro (seit 1524), und namentlich die Unterwerfung des Herrscherstammes der bartlosen Inkas in den beiden Hauptstädten Caxamarca (1532) und Cuzco (1533). Pizarro nahm seinen Weg dorthin über Panama und ließ die nöthigen Schiffe dazu an der Westküste bauen, während man späterhin bekanntlich allgemein, auch zur Reise nach Californien, den bequemen Seeweg um das Cap Horn vorgezogen hat, welche Tour Gerstäcker auch auf dem Rückwege von seiner dritten amerikanischen Reise (1859) gemacht hat (vgl. seine „Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Colonien", Leipzig 1863). In allerneuester Zeit erst scheint die Eisenbahn über Panama dem Cap Horn denn doch einige Concurrenz gemacht zu haben. Bekanntlich hat der Nordamerikaner Prescott, der Biographien Karl's V. und Philipp's II. herausgegeben hat, Werke über die Eroberungen von Mexico (1843) und Peru (1847) durch die Spanier geschrieben. Aus letzterm Werke stammen offenbar manche Einzelheiten in der hier vorliegenden, etwas phantastisch gehaltenen, aber im allgemeinen nicht ungeschickt gearbeiteten Novelle; während andere Thatsächlichkeiten, z. B. die Angabe der Massen von Gold und Silber, welche die Spanier in Caxamarca erpreßt haben sollen, sich als Uebertreibungen herausstellen. Ob der Verfasser eine bewußte culturgeschichtliche Intention bei seinen Schilderungen und Scenirungen verfolgt hat, ist uns so ganz evident nicht geworden; doch kann der gebildete Leser durch dieselben sich immerhin zu dem Gedankengange anregen lassen, daß unsere deutsche Philosophie der Geschichte, wenigstens die von und nach Hegel, die Culturbildungen der amerikanischen Urvölker und ihre Berührungen mit den europäischen Geschichtsnationen noch nicht philosophisch erfaßt hat. Seltsam ist es mir bei dem Gedanken an diese kosmopolitischen Grundverhältnisse immer aufgefallen, daß die beiden hochintelligenten Culturvölker der Iberischen Halbinsel, während sie sofort mit dem Abschluß des dritten halben Tausend der Geschichtsjahre n. Chr. das transatlantische Mittel- und Südamerika nach allen Dimensionen occupirten, um die Erforschung des ihnen so nahe liegenden Innerafrika bis heute immer herumgegangen sind. Ich muß dabei an die Anekdote denken, daß dem genial abenteuerlichen Grafen Moritz von Sachsen, der beinahe einmal Herzog von Kurland (1726) geworden wäre und ein andermal als französischer Marschall beinahe Böhmen (1741) erobert hätte, von seinen Zeitgenossen nachgesagt ist, er habe sich bei dem Frieden von Aachen (1748) in geheimen Paragraphen einen Thron außerhalb Europa ausbedungen, und zwar habe er dabei an Mittelamerika gedacht, um daselbst König der Juden zu werden!

9. Drei Novellen von Iwan Turgenjew. Deutsch von W. A. Polowinoff. Wien, Hartleben. 1872. 8. 28 Ngr.

Als Iwan Turgenjew seine ersten gesammelten Erzählungen als „Memoiren eines Jägers" (russisch 1852, deutsch 1854) herausgab, wollte man ihn den russischen Berthold Auerbach nennen. Man muß aber doch eingestehen, daß er mehr als locale Dorf- und Bauerngeschichten bietet, denn er schildert das russische Landleben im großen und ganzen nach seinen verschiedenartigsten, zum Theil großartigen Dimensionen; man kann ihn den Charakterzeichner des Panslawismus nennen. Seine hier vorliegenden neuesten drei Novellen gehören entschieden zu der früher von uns charakterisirten Belletristik der Bejahrtheit, und in allen dreien geht das poetische Sujet der Darstellung hinaus auf den Todesfall. Solche charakteristische Richtung in der literarischen Lebensdarstellung soll man übrigens ja nicht unterschätzen, denn von allem andern, was man in der Welt braucht, weiß man ungefähr, wo man es lernen kann. Gelegenheit genug wird uns geboten, zum Theil aufgedrungen, um Sprechen, Singen, Tanzen, Reiten, Exerciren, Fechten, und wer weiß was alles zu lernen. Nur im Sterben gibt es bisjetzt keinen Unterricht, und wenn man alle Schwierigkeiten im Leben leidlich überwunden hat, so könnte man freilich wol ein Recht haben, auch wenn nicht immer schön und erhaben, so doch wenigstens leicht und sanft, oder elegant oder erschütternd oder gemüthlich, und jedenfalls nach Möglichkeit anständig sterben zu wollen. Iwan Turgenjew führt uns hier ländlichen russischen Tod, und zwar an drei militärischen Personen, einem Fähnrich und einem Oberst a. D. und einem Lieutenant im Dienst, in drei studienswerthen Attituden vor.

Am ergreifendsten hat auf mich dieser „König Lear der Steppe" gewirkt, der zwar in keiner Weise etwas von Majestät an sich hat, sondern nur ein ganz ord-

närer, sogar recht brutaler und in Verbauerung altersschwach gewordener Landökonom ist; aber der künstlerische Realismus dieser als lebensgetreu fesselnden Charakterdarstellung ist so unfehlbar, daß wir für diesen absolut unliebenswürdig hünenhaften, widerwärtig nach Juchten riechenden Autochthonen dennoch im innigsten Mitgefühl erzittern können, wenn wir lesen müssen, daß es ihm, obgleich er frühzeitig freiwillig und feierlich sein ganzes Habe an seine beiden herzlos modernisirten Töchter fortgegeben hatte, dennoch nicht beschieden war, gemüthlich oder auch nur anständig zu sterben. Armer vorweltlicher Charloff Martin Petrowitsch!

Die Ueberschrift der zweiten Novelle: „Der Fatalist", erklärt der Autor selbst folgenderweise:

Unser Romanschreiber Martinski ist veraltet; niemand liest ihn; man zieht selbst über seinen Namen her; aber in den dreißiger Jahren war er berühmt wie kein anderer, und Puschkin selbst konnte nach dem Urtheil der damaligen Jugend nicht mit ihm verglichen werden. Er genoß nicht blos den Ruhm, der erste russische Schriftsteller zu sein, sondern er hatte selbst bis zu einem gewissen Grade der Jugend seinen Stempel aufgedrückt. Helden à la Martinski begegnete man überall, namentlich in der Provinz und unter Linien- und Artillerieoffizieren; sie sprachen, sie schrieben seine Sprache; sie waren in der Gesellschaft düster, zurückhaltend, „mit dem Sturm in der Seele und dem Feuer im Blute", wie der Lieutenant Belosor in dem Romane: „Die Fregatte Nadesda". Frauenherzen wurden von ihnen „verschlungen". Man nannte sie die „Fatalisten". Dieser Typus hielt sich lange, bis ihn Petschorin von Lermontoff verdrängte. Was war nicht alles in diesem Typus enthalten! Byronismus, Romantik, Erinnerungen an die Französische Revolution, an unsere December-Revolution (von 1824) und — Napoleon-Cultus, der Glaube an das Schicksal, an den Stern, an die Macht des Charakters, Poesie und Phrase und das schmerzliche Bewußtsein der eigenen Leere, wirkliche Kraft und Kühnheit und vergebliche Aufregungen der kleinen Eigenliebe, edle Bestrebungen und unzureichende Kenntnisse, aristokratische Ansprüche und mangelhafte Erziehung!

Der nun im besondern geschilderte Fatalist, der Secondelieutenant Tegleff Ilia Stepanitsch, stirbt schließlich eines erschreckenden Todes, denn er stirbt in einem Dorfe bei Petersburg am Selbstmord.

Der dritte Todescandidat dieses Bändchens, der pensionirte „Oberst" und Ritter Guskoff, der als ein russischer „Werther" charakterisirt wird, stirbt, im treuen Angedenken an die einstige Garnisongeliebte, im Asyle der Steppeneinsamkeit — ein elegisch rührendes Ende.

10. Ein Ausflug in die Normandie. Novelle von Alfred Graf Adelmann. Nebst einem Anhang: Kleine Bilder aus großer Zeit. Hannover, Rümpler. 1873. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser, der die Vorrede aus Stuttgart unterzeichnet und bereits einen Roman „Selbst errungen" herausgegeben hat, ist Militär von Beruf und belletristischer Schriftsteller von Neigung und Talent. Seine sehr elegante und sichere Feder erzählt uns hier eine militärische Reisenovelle aus dem occupirten Frankreich, unmittelbar nach dem Frieden von 1871, in welcher ein als Offizier bei der Reserve stehender preußischer Regierungsrath, ein Mann, imposant und interessant wie ein Alcibiades, die vermuthlich sehr wohlhabende, Tochter eines der englischen Helden von Balaklawa zur Gattin gewinnt.

Die „große Zeit", die der Anhang des Buchs in „kleinen Bildern" schildert, ist die Kriegszeit von 1870 und 1871. Der Verfasser feiert den Kriegerstand als „höchsten und edelsten", weil er „das Höchste, was es hier auf Erden gibt, zu schützen und zu vertheidigen hat".

Zur Naturphilosophie.

Kraft und Stoff oder der Dynamismus der Atome aus Hegel'schen Prämissen abgeleitet von Franz Chlebik. Berlin, Staude. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese, dem Professor Michelet zu Berlin gewidmete Schrift hat an dessen Säcularjubelschrift: „Hegel der unwiderlegte Weltphilosoph", Veranlassung genommen, das in derselben noch Offengelassene auszuführen. Der Verfasser sagt darüber in der Widmung:

Die in Ihrer Jubelschrift enthaltene Abhandlung: „Hegel's Bedeutung für die Philosophie, den Staat und die Religion" zeichnet in kurzen, klaren, bündigen Zügen die logischen Principien und damit die große „unwiderlegte" Grundlage des Hegel'schen Weltsystems; diese Principien an verschiedene Epochen der Geschichte der Philosophie anknüpfend, macht Ihre Schrift es recht anschaulich, wie sich die Wahrheit des Weltgedankens durch alle möglichen Gegensätze des Denkens hindurchzuringen sucht und, gleich der Welt selbst, in diesen Gegensätzen besteht. Es ist dies in der That ein kräftiger Ausfall gegen die jetzt beliebte Schopenhauer'sche Manier des Philosophirens, welche, zurückschaudernd vor der grauenhaften Tiefe des „negativen" Princips, alles, wie Goethe sagt, „auf die Weise der Griechen, durch Fabeln, erklären" will. Doch schien es mir, als hätten Sie, hochgeehrter Herr, selbst Scheu getragen, Ihren Lesern die ganze Tiefe des besagten Princips aufzudecken, oder, um mit Ihren Worten zu sprechen, sie die volle Höhe „des hundertjährigen Riesen erklettern" zu lassen, vielleicht nur, weil, der Erfahrung zufolge, dort so vielen alles „Sehen und Hören vergeht". Aber auf der Wahlstätte des durch die unselige Schopenhauer-Manie heraufbeschworenen Gedankenkampfes kann nichts willkommener sein, als daß die „nächsten Nachfolger Hegel's" mit ihrer Autorität hervortreten und die canones des freien Gedankens in ihrer ganzen Tragweite wirken lassen.

Doch es ist nicht die „unselige Schopenhauer-Manie" allein, gegen die der Verfasser die „canones des freien Gedankens in ihrer ganzen Tragweite wirken lassen" will, sondern auch der Materialismus und Darwinismus unserer Zeit. Gegen diese führt der Verfasser die Hegel'sche Naturphilosophie ins Feld. Ob diese aber geeignet sei, den Materialismus und Darwinismus zu überwinden, bezweifeln wir sehr. So monistisch auch die Hegel'sche Philosophie, und so sehr sie namentlich durch ihre teleologische Weltbetrachtung, die der Verfasser unter dem „Dynamismus der Atome" versteht, dem geistlosen Atomismus entgegenzuwirken im Stande ist, so trägt sie doch andererseits noch den Dualismus von Geist und Natur in sich, und dadurch bringt sie sich bei der

Naturwissenschaft nothwendig um allen Credit. Denn nach Hegel's Begriffsbestimmung der Natur (Encyklopädie, §. 248) ist die Natur „der unaufgelöste Widerspruch“, und „in der Natur hat das Spiel der Formen nicht nur seine ungebundene zügellose Zufälligkeit, sondern jede Gestalt für sich entbehrt des Begriffs ihrer selbst. Das Höchste, zu dem es die Natur in ihrem Dasein treibt, ist das Leben, aber als nur natürliche Idee ist dieses der Unvernunft der Aeußerlichkeit hingegeben, und die individuelle Lebendigkeit ist in jedem Momente ihrer Existenz mit einer ihr andern Einzelnheit befangen; da hingegen in jeder geistigen Aeußerung das Moment freier allgemeiner Beziehung auf sich selbst enthalten ist.“

Aus dem der theologisch-dualistischen Weltanschauung entnommenen Gegensatze zwischen Geist und Natur heraus konnte Hegel sich zu dem Satze versteigen: „Wenn aber die geistige Zufälligkeit, die Willkür, bis zum Bösen fortgeht, so ist dies selbst noch ein unendlich Höheres als das gesetzmäßige Wandeln der Gestirne oder als die Unschuld der Pflanze; denn was sich so verirrt, ist noch Geist.“

Als ob das Thun des Geistes, auch das willkürlichste, nicht ebenso strengen Gesetzen unterworfen wäre als das Wandeln der Gestirne, und als ob in der Natur nicht ebenso gut Verirrungen vorkämen als im Geiste! Der Hegel'sche Gegensatz von Geist und Natur als gleichbedeutend mit dem Gegensatze von Freiheit und Nothwendigkeit ist veraltet, ist längst durch die Naturwissenschaft und die mit ihr übereinstimmende Schopenhauer'sche Philosophie überwunden.

Uebrigens ist durch den oben von uns angeführten Satz Hegel's, nach welchem in der Natur das Spiel der Formen nicht nur seine ungebundene zügellose Zufälligkeit hat, sondern jede Gestalt für sich des Begriffs ihrer selbst entbehrt, die Hegel'sche Naturphilosophie gar nicht so weit von der „Darwin-Büchner'schen Zufälligkeitstheorie“ entfernt, als der Verfasser glaubt. Wie sollte sie also im Stande sein, diese Theorie zu überwinden? Bei Büchner producirt die Natur den Geist aus sich; bei Hegel fällt der Geist in der Natur von sich ab. Bei beiden aber waltet im Gebiete der Natur „zügellose Zufälligkeit“.

Ist nun aber schon an sich die Hegel'sche Philosophie nicht geeignet, den Materialismus und Darwinismus zu überwinden, so ist sie es noch weniger in den Ausführungen des Hegelianers Chlebik, des Verehrers Michelet's. Dieser Hegelianer überhegelt womöglich noch Hegel. Da bekommen wir denn Sätze zu lesen wie folgende:

Die Idee ist der Gattungsbegriff, der einerseits die Immanenz eigenthümlicher Formmomente ist, welche die ansichseiende Modification seiner in contradictorischen Bestimmungen sich verlierenden Homogenität sind, wie das Licht in den zwischen Weiß und Schwarz oscillirenden Farben, andererseits die Bestimmung des contradictorischen Gegensatzes als specificirender Grenze oder als quantitativ erscheinenden Fürsichseins heterogener Bestimmungen, wie beim Lichte der dunkle Körper, wo das Licht unendlich vielfältig reflectirt wird und so als Manifestation der Seinsidee erscheint, oder das Sich-Erschauen der Idee ist.

Die Individualität ist auch ein Gattungsbegriff, d. h. im Begriffe der Individualität liegt ein tief eingreifender Unterschied, der bis zur Aufhebung des Unterschieds geht.

Die von Punkt zu Punkt erfaßte Bewegung des ideellen Wie ist in dem Zusammen auf sich bezogener Punkte erst das materielle Was des zur Klärung des reflectorischen Jetzt und Hier sich absetzenden, verstehenden Denkens.

Das reine Sein des Denkens ist im materiellen Sinne Nichts, aber dieses über alle Besonderheit, auch die des unmittelbaren Ichs als Willens sich erhebende Nichts des Denkens ist die absolut formelle und hiermit actuose Negation des Nichts, jene negative Dynamik und Mechanik der Nothwendigkeit, welche das Sein ist, weil es ist.

Das Denken als solches ist unendliche Beziehung (Reflexion) auf sich, und damit die reine Bewegung, welche die Verneinung seines Nichts und damit die unmittelbare Substanz der bewegten Erscheinungen ist. So entsteht die Welt ewig aus dem unausdenklichen Ansichsein des unendlichen Denkens, das, als dieses Ansichsein sich all-ein denkend, unendlicher Mangel, Nichts wäre, wenn es nicht durch nothwendige Verneinung dieses Nichts, „die unendliche Güte der Selbstentäußerung“, die Welt wäre. So sich substantiell als Anderes denkend, ist es in sich selbst Grund und Folge, Ursach und Wirkung, und damit in jedem Punkte das, was jeder Punkt in der denkgemäßen Beziehung auf andere Punkte sein soll. So als logisch thatsächlicher, zweckmäßiger Seingedanke ist das unendliche Denken oder die Unendlichkeit zunächst und unmittelbar die ihrer unbewußte, endliche, daseiende Welt.

Jeder Punkt ist an und für sich Nichts und repräsentirt so die Unendlichkeit. Ein Centralpunkt wäre eine Grenzbestimmung der Unendlichkeit, daher ist jeder Punkt Centralpunkt derselben.

Der Satz der Identität hat nur im Ich seine volle Berechtigung und seinen wahren Sinn. Im Ich ist das Sein in der That unendlich an sich, das Denken nämlich, das in der dialektisch begrifflichen Erkenntniß der Dinge das unendliche Im-Begriffe-Sein derselben mitmacht. Das Ich ist der Centralpunkt und damit die Grenze der Unendlichkeit, die Grenze, die der sinnende Gedanke in dem Momente erreicht, wo er „vom Flammenübermaß geblendet, mit Schmerz und Freude wieder nach der Erde blickt“, um sich hier, als nach flüchtigem Gruße mit seinesgleichen, mit diesem in freien Werken zu messen. In der unendlichen Kette der Seinsentwickelung ist und besteht nur der Eine Geist, so der Zeit, so dem Raume nach; das Nacheinander ist ein Nebeneinander, und umgekehrt; es ist nur ein reiner Formenwechsel, darin das Eine Ansichseiende mit sich selber spielt —, ein Wechsel, den wir, als das in flüchtigen Lichtblicken reflectirte Fürsichsein desselben, um den Preis der Freiheit einlösen müssen, der, wenn er echt ist, die Unsterblichkeit einträgt.

Wie ist dir nun, lieber Leser? Bist du nun endlich in „die grauenhafte Tiefe des negativen Princips hinabgestiegen“ und hast du „die volle Höhe des hundertjährigen Riesen“, auf welcher so vielen alles „Sehen und Hören vergeht“, glücklich erklettert? Und, falls du an der „unseligen Schopenhauer-Manie“ leidest, bist du nun durch die Chlebik'sche Hegelomanie curirt? Oder hatte Schopenhauer nicht doch recht, daß die Hegel'sche Philosophie „desorganisirend“ auf die Köpfe wirke?

Julius Frauenstädt.

Dialektdichtungen.

1. Ueber Mundarten und mundartige Dichtung von Klaus Groth. Berlin, Stilke. 1873. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Fritz, de dithmarscher Buerjung, oder de Angelsche Godsherr. Wohrheit un Dichtung von Fritz Buckow. Lübeck, Schmidt Witwe. 1873. 8. 1 Thlr.
3. Ut auler un neier Tied. Erzählungen in niederdeutscher Mundart von H. K. vom Hingberg. Dritter Band: De hermetische Gesellschaft. Leipzig, Baensch. 1872. 8. 1 Thlr.
4. Arm un Riek. Ein Bild aus dem Leben in niedersächsisch-lauenburgischer Mundart von Heinrich Burmester. Hamburg, O. Meißner. 1872. Gr. 16. 15 Ngr.
5. Gröndunnersdag bi Eckernför. Eine episch-lyrische Dichtung in ditmarscher Mundart von Johann Meyer. Leipzig, Brauns. 1873. 8. 16 Ngr.
6. En por Blomen ut Annmariekе Schulten ehren Goren von A. W. Herausgegeben von Fritz Reuter. Dritte Auflage. Greifswald, Bindewald. 1874. 8. 1 Thlr.
7. Pommernspeegel von Otto Vogel. Tweet' Uplag'. Greifswald, Scharff. 1873. 16. 12½ Ngr.

Klaus Groth, durch seinen „Quickborn", „Rothgeter" und andere plattdeutsche Dichtungen dazu vor andern berufen, hat ein dankenswerthes Schriftchen „Ueber Mundarten" (Nr. 1) verfaßt, mit dem wir die Uebersicht über die vorliegenden Dialektdichtungen eröffnen. Einem Theile unserer Leser aus der „Gegenwart" bekannt, wo die vorliegenden Aufsätze zuerst veröffentlicht wurden, verdienen dieselben auch in ihrer Zusammenstellung Beachtung.

Wie es der Charakter der Zeitschrift, in welcher sie zuerst veröffentlicht wurden, bedingt, sind sie nicht streng fachwissenschaftlich gehalten, sondern lose aneinandergereiht.

Der erste Aufsatz: „Die Mundart als Kunstmittel und die deutsche Schriftsprache", weist an dem Beispiel des „Heedelberger Dragunerwachtmeester" von Heinz Devils nach, wie die Mundart dem Dichter bei seinem Kunstwerk zu Hülfe kommt, bespricht dann das Zurückdrängen der Mundarten durch die seit Luther sich allmählich vollziehende Spracheinheit, deren Vollendung mit dem Preisgeben des volksthümlichen Elements der Poesie seit Opitz theuer erkauft wurde, bis Herder, Goethe u. a. für die Berechtigung der Eigenthümlichkeiten in der Sprache in Theorie und Praxis eintraten. Die folgenden Aufsätze behandeln die „Mannichfaltigkeit deutscher Mundarten", „Die Volkspoesie", „Hebel auf dem Parnaß", „J. H. Voß und seine plattdeutsche Buchsprache", „Dichter und Platt", „Die Politik und die Mundarten", „Die Mundart und die Pädagogik", „Uebergang nicht Untergang", „Schwestersprachen", „Die neuplattdeutsche Literatur", „Ende der Mundarten", und den Schluß bildet ein Aufsatz „Ueber den männlichen und weiblichen Stamm der Mundarten".

Die unter Nr. 2 angeführte Erzählung „Fritz" von Fritz Buckow gehört zu den bessern plattdeutschen Erzählungen und spricht an durch frische, aus dem Leben gegriffene Züge. Eine beigefügte Erklärung der schwierigsten plattdeutschen Wörter ist eine dankenswerthe Zugabe.

Der unter Nr. 3 angeführte Pseudonymus H. K. vom Hingberg (Heinrich Kühne) ist den Lesern d. Bl. aus unsern frühern Besprechungen schon bekannt. Der vorliegende Band enthält: 1) „En Opdrag"; 2) „Jugendfröündschaft"; 3) „De hermetische Gesellschaf"; 4) „Den Blutbound"; 5) „De Sympathie"; 6) „En Sitßunk un üar Folgen"; 7) „De Vereinsthädigkeit"; 8) „Wat nit ahl komme kann!" 9) „Et Esind vam Lied". In diesen Kapiteln wird etwas breit, meist aber nicht ohne Humor von einer unschuldigen „hermetischen Gesellschaft" erzählt, bei welcher sich schließlich alles in Wohlgefallen auflöst. Schön ist die nordrheinisch-fränkische Mundart, in welcher die vorliegenden Erzählungen geschrieben sind, zwar nicht, aber interessant ist sie durch ihre eigenthümlichen Lautverbindungen. An die Erzählungen in Prosa reihen sich einige metrische Darstellungen in niederdeutscher Mundart an.

Die unter Nr. 4 angeführte poetische Erzählung: „Arm un Riek" von Heinrich Burmester, hat keine einheitliche Stimmung und ist theilweise auch da, wo die Sprache niederdeutsch ist, hochdeutsch gedacht. Die Darstellung leidet an Breiten und Wiederholungen einzelner Wörter, von denen z. B. des Mondes „Sülwerstrahl", „Sülwerblick", „Sülwerlicht" auf den ersten zehn Seiten sehr oft wiederkehren, um schließlich mit einem „Sülwermeer" zu enden.

Bedeutender ist die lyrisch-epische Dichtung von Johann Meyer in ditmarscher Mundart: „Gröndunnersdag bi Eckernför" (Nr. 5), welche den Kampfgenossen von 1848—55 zum fünfundzwanzigsten Jahrestage der schleswig-holsteinischen Erhebung gewidmet ist. Erfreulich ist auch der Geist, aus welchem die Dichtung hervorgegangen ist, den wir am besten durch die Zueignungsverse charakterisiren:

> Was ihr gethan, bleibt euer ganz,
> Und euch zum Ruhm wird man es preisen!
> Auch ihr habt einen Lorberkranz,
> Und habt darin das Kreuz von Eisen!
>
> Und kam es anders, als gedacht
> Und einst wol vieler Wünsche waren,
> Wir preisen Gottes Rath und Macht
> Auch heut' nach fünfundzwanzig Jahren!
>
> Und geben froh und hoffnungsreich
> Die Hand zum neuen Unterpfande:
> In Einem eins und alle gleich
> In unsrer Lieb' zum Vaterlande.

Der poetische Gehalt der Dichtung ist ein größerer, als es nach diesen Widmungsversen scheinen könnte.

Der historische Mittelpunkt der Handlung gibt der Dichtung eine epische Bedeutung, und der niederdeutsche Charakter derselben tritt besonders in den lyrischen Partien in ansprechender Weise hervor. So in der Frühlingsschilderung:

> Dar smöllt an'n Wall de letzte Snee,
> Un lurig weiht de Wind,
> Dar springt en Has', dar löppt en Reh,
> Dar spelt en fröhlich Kind;
> Dar larmt de Moeven aewert Haff,
> Dar treckt de willen Gös',
> Hurrah! nu seilt de Winter af,
> Un Summer wart dat nös!...

Für die Katastrophen des Kampfes will freilich das

niederdeutsche Gewand nicht immer passen, aber dies können wir, da es in dem Material der Sprache selbst liegt, nicht dem Dichter zum Vorwurf machen.

Wenn auch selbstverständlich der Dichter in der Schilderung der einzelnen Momente des Kampfes seine schöpferische Phantasie frei walten ließ, so ist doch die ganze Dichtung, nach Geist und Farbe aus jener bewegten Zeit hervorgegangen, recht wohl geeignet, die Erinnerung an dieselbe in künstlerischer Weise neu zu beleben, und wird somit, der Absicht der Widmung entsprechend, den Kampfgenossen von 1848—51 ein willkommenes Erinnerungszeichen sein.

Die unter Nr. 6 angeführte Sammlung: „En por Blomen u. s. w." von A. W., ist schon als eine Erinnerung an das treue liebevolle Dichterherz Reuter's, das gern Wunden heilte, willkommen. Sie empfiehlt sich der Theilnahme des Publikums aber auch noch durch den Umstand, daß die Verfasserin „schon seit Jahren die dunkle Nacht einer Krankheit fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen".

Nicht minder empfiehlt die Dichtungen ihr innerer Werth. Sie verdanken ihre Anregung den Dichtungen von Klaus Groth, und sind überall, wo sie Verhältnisse aus dem Volksleben darstellen, frisch und natürlich, während eine Anzahl von Dichtungen entschieden an hochdeutsche Vorbilder, vielleicht unbewußt, anklingen, so besonders an componirte Lieder. Dahin gehört z. B. die Strophe:

Ach, wenn du wierst mien eigen,
Wo leiw füllst du mi sin,
Wo schön wult ik di weigen,
Wo sacht di singen in.

Zu den urwüchsigen, auf realem Boden erwachsenen selbsterlebten Gedichten gehört:

Mien Goren.

Ik hadd en Gor'n, so smuck, so gräun,
Hei was min Leiwst hier up de Jer;
Ach hadd't ji doh den Goren seihn,
Dormit ji wüßt, wo schön hei wier!

Doch as 't tauwielen denn is west,
Wenn wi tau sihr an wat uns freugt,
Denn kümmt en Wind, de puhst und blöst,
Dat hei taunicht uns allens weigt.

So'n Storm brök in mien Goren mi
Un drew mi sülwst in wiede Frömm
Un lacht un snackt un höhnt dorbi:
„Süh so, nu sollst du gor nicks hem'm."

Dor stunn ik woll und süfzt un weint
Un kek nah'n Heben, de ahn Sünn,
Ob hei't so bös denn mit mi meint,
Un ob hei so wat lieden künn.

Ik säd: „Mien Sommer werd ball gahn,
Un wenn de Winter nah mi frögt,
Werd' ik bedrömt un einsam stahn,
Derwiel ik gor nicks vör mi bröcht."

Dor rep 'ne Stimm: „Paß up, mien Kind,
Mit't Seien is 't noch nich tau lat,
Un brök de Blaumen ok de Wind,
Du hest noch schöne Blaumensat.

— — — — — — — — —

Un männig Blaum ward di noch bläuhn
Un männig Kurn, dat anst't du in,
Un kümmt dien Winter, sallst man seihn,
Denn ward dien Schün nich leddig sin."

Un as de sänte Stimm nu sweg,
Würd't as wenn dörch de Bost so g'lind
Mit Klingen un mit Singen tög;
O, wes' getrost, mien leiwes Kind!

Un singen müßt ik, wat ik wüßt,
Un Blömer sach ik allerweg'n,
Dat ik 't tauletzt woll glöben müßt,
Ik hodd en niegen Goren kreg'n.

Ik ded de Sat so fröhlich streu'n,
Mien Goren bläuht nu wedder mal.
Still, Stormwind, still! nun lat dien Weih'n
Un brek mi nich mien Blomen dal.

Wir können uns Fritz Reuter nur anschließen, wenn er im Vorwort sagt:

So lege ich denn diese Sträuße an das Herz derjenigen, die hinlängliche Bildung und Gerechtigkeit besitzen, in unserer herrlichen Muttersprache die Klänge der Liebe und Treue, den heitern Humor des Schalks wie den kernigen Ernst des norddeutschen Biedermannes zu vernehmen, statt der Dichterin mit abweisendem Vornehmthun den Platz in den Reihen des Pöbels anzuweisen, an das Herz aller derjenigen, die gern von dem belebenden Athemzuge freier Natur angeweht sind, in die reinliche Hütte der Armuth treten, mit Liebe die Erinnerungen der Jugend pflegen und mit kindlicher Hingebung an einen höhern Willen ein schweres Leid zu tragen wissen.

Dieser Gedichtsammlung durch das pommersche Sprachidiom verwandt ist der unter Nr. 7 angeführte „Pommernspeegel" von Otto Vogel, wenn auch die angeschlagenen Klänge, der Individualität des Dichters gemäß, mehr die des kecken Humors und der fröhlichen Lebenslust sind. Diese Lieder sind sämmtlich niederdeutsch gedacht und empfunden und zeichnen sich durch ihre große Mannichfaltigkeit und Frische aus, wie sie andererseits, trotzdem sie meist aus dem gewöhnlichen Leben gegriffen sind, sich freihalten von Plattheit und Trivialität, ja einige verrathen ein unter dem heitern Gewande verborgenes tiefes Gemüth.

Zur Pädagogik.

Der Materialismus in der Erziehung und die Revolution. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchtet. Ein Beitrag zur Erziehungs- und Schulfrage von Otto von Schaching. Kempten, Kösel. 1874. 8.

Der „Maëstro am kaiserl. königl. österreichischen Hospiz Santa-Maria dell' Anima in Rom" hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem deutschen Volke zu zeigen, an welch schrecklichen Abgrund es durch die Teufeleien eines Diesterweg geführt worden sei, wie ihm die Verthierung drohe und wie es allen Schrecknissen der Hölle schon auf Erden entgegengehe. Namentlich mögen aber die Fürsten bedenken, welche heillose Zukunft für sie durch die „moderne" (Strudelwitz würde sagen: dämonenhaftes Wortspiel, auf Hüfte!) Pädagogik erstehen werde, denn hinter dem heillosen Treiben der Anbeter des Fetisch Diesterweg lauere die Revolution. Schreckliche Perspective!

Sehen wir uns das Werk, das an uns von jenseits der Berge als Mahner und Warner herantritt, näher an.

Der „historische Ueberblick", mit dem der Verfasser sein Buch beginnt, will uns zeigen, daß wir den Weg der Alten wandeln, daß bei uns das Heidenthum der alten Zeit wiedergekehrt sei und wir daher demselben Geschicke wie die Alten verfallen werden. Es macht sich bei dieser „wissenschaftlichen" Untersuchung nur ein wenig komisch, wenn der Verfasser den sittlichen Verfall der Römer als eine Folge ihres Abfalls von ihrer „Religion" darstellt, indem er, ein zürnender Sittenprediger, ausruft: „Mit frecher Stirne häufte man auf die Götter Spott und Hohn!" Ein „Maëstro am kaiserl. königl. österreichischen Hospiz Santa-Maria dell' Anima" als trauernder Grabredner am Grabe der römischen Götter. Wer dürfte sich heute noch unterstehen, in den Reihen der Gläubigen über Schiller wegen seiner „Götter Griechenlands" ein abfälliges Urtheil in dogmaticis zu sprechen? An dem Materialismus ist Rom zu Grunde gegangen, wohlgemerkt: an dem Materialismus, der die Götter verspottete.

„Nachdem das weltgestaltende Cristenthum", so fährt der Verfasser in seinem Ueberblick fort, „tiefere Wurzeln geschlagen, konnte die Lüsternheit der materialistischen Lehre auf Jahrhunderte hinaus nicht mehr auftauchen." Zwar tauchten extravagante Doctrinen auf, welche die Männer der Wissenschaft ins Publikum hinüberspielen wollten, pantheistische Anschauungen; „da jedoch die Kirche mit vieler Umsicht und Aufmerksamkeit (soll wahrscheinlich Inquisition, Folter und Scheiterhaufen gemeint sein) über die Reinheit ihrer Lehre und die öffentliche Ruhe (sic!) in Sachen der Religion wachte, so vermochten keine Neuerer Boden zu fassen, und ihre Ideen wurden nicht selten schon in der Geburt erstickt" („verbrannt" wäre geschichtlich treuer).

Trotz dieser Umsicht kam es aber dennoch anders. Die Einnahme Konstantinopels durch die Türken und die Buchdruckerkunst erzeugten jetzt den Geist des Abfalls. Die Gelehrten von Byzanz, die in Italien zahlreiche Aufnahme gefunden, konnten mittels der Buchdruckerkunst die Kenntniß der Alten verbreiten. So bildeten sich neue Anschauungen, welche dem Christenthum Eintrag thaten: mit dem neuerstandenen classischen Heidenthum erstand auch der heidnische Materialismus. Zwar that dir Kirche immer noch das Ihrige, das Anzünden der Scheiterhaufen gab ihr vollauf zu thun; doch verschlug alles dieses nichts. So werden wir nun im Sprunge bis zu den Encyklopädisten geführt, deren Parole „in dem infernalen Rufe: Écrasez l'infâme!" lag. Nachdem nun ausgeführt ist, daß die Französische Revolution mit ihren tausendfachen Morden die Folge des durch die Encyklopädisten heraufbeschworenen Materialismus war, kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß auch unsere Gegenwart von diesem Materialismus durchsetzt sei, und macht sich dann an die eigentliche Arbeit, uns zu zeigen, was aus unserer Zukunft werden kann.

Das soll also der wissenschaftliche Standpunkt sein, auf dem der Verfasser steht. Warum hat sich denn derselbe nicht die Frage vorgelegt, wie so dieser allerdings absurde Encyklopädismus gerade in Frankreich solche schreckliche Folgen hervorrufen konnte, warum er gerade dort die Gemüther so sehr ergriffen und vergiftet hat? Lebten doch auch in England Häupter jener Richtung, befanden sich doch in Berlin in der Umgebung Friedrich's des Großen die Leiter dieser Bewegung! Hätte der Verfasser sich diese Fragen vorgelegt, so wäre er wahrscheinlich zu andern Schlüssen gekommen, die aber natürlich dann sein ganzes Buch unmöglich gemacht hätten. Die encyklopädische Schule mit allen ihren Verkehrtheiten und ihrer Wirkung war eine Folge der verrotteten Staats- und Kirchenverhältnisse Frankreichs; Vertreibung tüchtiger und wackerer Bürger, ein Despotismus, welcher die Menschen zwingen will, kirchlich und politisch wie der Führer des Staats zu denken, mit andern Worten, welcher sie zwingen will, auf jede eigene Denkthätigkeit zu verzichten, wie Ludwig XIV. es sich zur Regierungsmaxime gemacht hatte, ist noch niemals in dem Gange d r Geschichte unbestraft geblieben.

Das alte Heidenthum, so meint der Verfasser, lebt jetzt im Darwinismus, dessen Beleuchtung ein besonderes Kapitel gewidmet ist, wieder auf, und dieser Darwinismus dient der neuern Pädagogik zur Richtschnur. Und womit beweist der Verfasser die letztgenannte Behauptung? Man will confessionslose Schule, ergo ist der Darwinismus die Grundlage der modernen Erziehung.

Wie entsittlichend nun dieses neu entstandene Heidenthum bereits gewirkt habe, wird durch die sogenannte „Engelmacherei" (die zum Sterben führende absichtliche Vernachlässigung der Kostkinder) in den großen Städten bewiesen.

Schreiber dieses will für den Darwinismus keine Lanze einlegen, da er sich durchaus nicht zu seinen Anhängern zählen möchte; doch was man auch Ungünstiges von der genannten Theorie zu denken im Stande wäre, einen Zusammenhang zwischen dem Darwinismus und der „Engelmacherei" zu finden, dazu konnte sich bisjetzt keiner seiner Gegner versteigen. Das steht fest, daß die

Kreise, in denen diese „Engelmacherei“ vorgekommen ist, aus solchen Schulen hervorgegangen sind, wo der Darwinismus, wenn er überhaupt in Schulen Eingang gefunden hat, stets eine unbekannte Größe geblieben ist. Und bei dieser Gelegenheit wollen wir doch den Maëstro daran erinnern, daß man erst vor kurzem sich eine dunkele Klostergeschichte erzählt, daß man plötzlich Kindergeschrei in einem Kloster vernommen hat, von dem Tags darauf nichts mehr zu hören war, ohne daß man über den Verbleib des Eigenthümers dieses Stimmchens Näheres hätte ermitteln können. Und das Einsperren von Nonnen in Räume, die nicht dazu angethan sind, die Lebenszeit zu verlängern, dürfte wol auch in das Gebiet der „Engelmacherei“ gehören, wenn auch hier die Kunst an großen Kindern geübt wird.

Der Hauptkrebsschaden der Neuzeit ist also, daß die Darwin'sche Lehre als „pädagogische Richtschnur“ dient, denn alle Pädagogik steckt bis über die Ohren im Darwinismus, so meint der Verfasser; die Religion habe man abgeschafft, und doch gedeiht ohne Religion keine Erziehung. „Ohne Religion gibt es keine Vaterlandsliebe, keine Treue gegen den Fürsten, keine Liebe zu dem Nächsten, ist keine irdische Wohlfahrt denkbar, wie es uns die Geschichte aller Jahrhunderte genugsam bestätigt, in denen man die Religion verfemt hat.“ Das ist nun ein Satz, den Diesterweg selbst unterschrieben haben würde, gegen dessen Richtigkeit nichts einzuwenden ist, und der uns dennoch ein wol nicht unberechtigtes Grausen einflößt, wenn wir uns die Möglichkeit denken könnten, daß dieser Satz von dem Verfasser und *seiner* Partei einmal in die Wirklichkeit übersetzt werden könnte. Denn was dürfte wol der Verfasser, der der Reformation das Epitheton „unselig“ beilegt und der den Beginn des sittlichen Verfalls Frankreichs von der Vertreibung der Jesuiten aus diesem Lande datirt, unter Religion verstehen? Wie es aber mit der Erziehung unter dem Einflusse dieser Religion, mit der Vaterlandsliebe, mit der Treue gegen den Fürsten, mit der Liebe zum Nächsten aussehen würde, brauchen wir das noch erst des Langen und Breiten zu erörtern, nachdem die Geschichte uns davon mehr als ein blutiges Blatt verzeichnet hat?

Von dem größten Zorn des Verfassers jedoch wird Diesterweg getroffen, dem ein ganz besonderes Kapitel, das vierte: „Die moderne Schule und die Revolution“, gewidmet ist. Dieser merkwürdige Abschnitt beginnt:

> Nachdem unser Jahrhundert aus dem Becher böser Lust getrunken und nun an einem erschrecklichen Siechthum leidet, so ist es nur dem Gange der Dinge angemessen, wenn die moderne Schule, das Kind dieses Jahrhunderts, von dem Krankheitsstoffe ihres Erzeugers inficirt wurde und zum pädagogischen Krüppel herabgesunken ist. Die Vaterschaft dieser Misgeburt kann der bekannte Adolf Diesterweg beanspruchen. Er hat mit diesem unglücksschwangern Institute dem Materialismus ein Laboratorium bereitet und ihm ein eingreifendes Vehikel verschafft.

Und was hat nun Diesterweg verbrochen, daß die ganze Zornesschale über sein Haupt ausgeschüttet wird? Er leugnet die Erbsünde und weist die Besprechung gewisser Dogmen aus dem Bereich der Volksschule hinaus. Hierbei macht es wol eine komische Wirkung, wenn der Verfasser in seinem Kampfe gegen Diesterweg als Waffen Citate aus Goethe (!) benutzt. Folge davon ist die confessionslose oder, wie der Verfasser sie nennt, die „religionslose“ Schule. Was es aber mit einer solchen Schule auf sich habe, soll ein Artikel des bostoner Journals „Der Herold“ vom 20. October 1871 beweisen, in welchem erzählt wird, wie in den bostoner „religionslosen“ Schulen obscöne Bilder unter den Kindern beiderlei Geschlechts circuliren und eine dieser Schulen „zu einem Theater der Ausschweifung“ geworden ist. Wir wissen nicht, wie viel Wahres an den Aufstellungen im besagten Artikel sein mag; gesetzt aber auch, derselbe wäre in seinem ganzen Umfange wahr: ob der Charakter der Schule an diesen Zuständen Schuld trage, das wäre doch wol sehr zu bezweifeln. Oder sind es vielleicht auch die leidigen confessionslosen Schulen gewesen, oder vielmehr deren Vorahnung, welche dem Kirchenstaate, als er noch in seiner Blüte dastand, eine so traurige Stellung in der Sittlichkeitsstatistik angewiesen haben? Oder waren auch die Klöster confessionslos?

Also, Umkehr! schleunige Umkehr! sonst bricht wieder die Revolution herein mit allen ihren Schrecknissen der neunundachtziger Jahre; schleunige Zurückberufung der Väter Jesu, damit das Volk sich wieder an der Milch frommer Denkungsart, welche Diesterweg mit dem Drachengift der Hölle vertauscht hat, labe!

Das Gesammturtheil über vorliegendes Buch mögen sich nach dem Gehörten die Leser selbst bilden.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Im Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin erscheint eine von *Julius Rodenberg* herausgegebene neue Zeitschrift: „*Deutsche Rundschau*“. Sie sagt in ihrem Programm: „Die «Deutsche Rundschau», deren bevorstehendes Erscheinen wir hiermit anzeigen, ist aus der allgemein getheilten Erkenntniß, daß es der Gesammtheit der deutschen Culturbestrebungen an einem repräsentativen Organ fehle, und aus dem Wunsche hervorgegangen, ein solches Organ zu schaffen. Demgemäß unternimmt sie — soviel wir wissen zum ersten mal innerhalb der deutschen periodischen Literatur — den Versuch, nicht etwa nur eine Specialität unsers geistigen Lebens zu behandeln, sondern dieses in seinen charakteristischen und maßgebenden Bestrebungen und Resultaten als ein einheitliches Ganzes darzustellen. Der deutsche Leser hat zur Ausfüllung seiner Mußestunden illustrirte und andere Blätter; er hat zahlreiche Fachjournale zu seiner Belehrung, und zu seiner Führung auf den verschiedenen Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und bildenden Künste die Kritik, die sich sowol in selbständigen Publicationen als in den Feuilletons unserer Zeitungen ausspricht. Allein ihm fehlt eine Zeitschrift, welche dadurch, daß sie jene mannichfachen Elemente der heutigen Bildung zusammen in sich begreift, einen Ueberblick über den ganzen Inhalt derselben ermöglicht. Diesem Bedürfnisse der gebildeten Kreise unserer Nation ent-

gegenzukommen, ist die «Deutsche Rundschau» bestimmt. Sie wird Unterhaltung in der edelsten Form bieten und zugleich den wissenschaftlichen Fragen, den politischen, literarischen und künstlerischen Vorgängen mit der größten Aufmerksamkeit folgen. In keiner Weise wird sie dem Dilettantismus Vorschub leisten; ihre wissenschaftlichen Aufsätze werden von Männern der Wissenschaft, ihre Beiträge zur schönen Literatur von den ersten unserer zeitgenössischen Dichter und Novellisten, ihre Kritiken von Schriftstellern verfaßt sein, deren Stimmen zu den anerkanntesten und geachtetsten gehören.“ Sie will Novellen und kleine Romane, wissenschaftliche Essays aus allen Gebieten, eine literarische und politische Rundschau, eine berliner und wiener Monatschronik bringen. Die besten Namen auf belletristischem, kritischem und wissenschaftlichem Gebiete haben ihre Mitwirkung zugesichert, und es ist nur zu wünschen, daß diese Mitwirkung eine ausdauernde sein möge.

Indem wir dem Unternehmen den besten Fortgang wünschen, müssen wir doch tadeln, daß das Programm, wie das bei derartigen Programmen zu geschehen pflegt, tabula rasa macht, um so imposanter den eigenen Aufbau auf einem jungfräulichen Boden erscheinen zu lassen. Das geistige Leben in seinen charakteristischen und maßgebenden Bestrebungen und Resultaten „als ein einheitliches Ganze darzustellen“ — diese Aufgabe haben sich auch andere Zeitschriften bereits gestellt. Die „Illustrirten Monatshefte“ Westermann's haben ebenfalls dasselbe Programm; auch sie bieten Belehrung und Unterhaltung auf allen Gebieten; namentlich aber hat „Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart“ seit Jahrzehnten ein umfassendes Rundgemälde der modernen Cultur und Literatur, der Zeitgeschichte und der hervorragenden Persönlichkeiten zu geben gesucht und ist dem Vorbilde der „Revue des deux mondes“, ohne die eigene Selbständigkeit zu opfern, doch von allen europäischen Revuen am nächsten gekommen, nur daß sie bisher die eigentliche Unterhaltungslektüre ausgeschlossen hat, welcher die französische Revue in jedem Heft einen zugemessenen Theil widmete. Die „Deutsche Rundschau“ bevorzugt, wie schon das erste Heft beweist, die Belletristik und das Feuilleton, während „Unsere Zeit“ in ihren zahlreichen Revuen mehr umfassende Rundschauen über alle Gebiete der Cultur gibt. Die „Deutsche Rundschau“ erinnert nach ihrem Plan mehr an das „Deutsche Museum“ als an die große französische Revue; sie wird also einen selbständigen Platz in unserer Journalistik einnehmen, während sie mit den gediegenen und umfassenden Zeit- und Culturpanoramen von „Unsere Zeit“ nicht carambolirt.

Theater und Musik.

Nachdem Laube mit seinem Factotum Strakosch von der Leitung des **Stadttheaters in Wien**, wie wir in unserer letzten Nummer erwähnten, zurückgetreten ist, weil die Pflege der höhern Tragödie von jetzt ab von dieser Bühne ausgeschlossen bleiben solle, veröffentlicht der Directionsrath eine Bekanntmachung, die in offenbarem Widerspruch zu jenen Mittheilungen steht. Er sagt darin: „Der Directionsrath nimmt Veranlassung, ausdrücklich zu erklären, daß durch diese Aenderung der Direction in keiner Weise eine Aenderung des künstlerischen Standpunktes unsers Instituts beabsichtigt, vielmehr das gemeinsame Bestreben aller Betheiligten dahin zu richten sein wird, dasselbe der allgemeinen Geltung eines Kunstinstituts ersten Ranges immer näher zu führen.“ Da ein vollkommener Widerspruch gleich geheimnißvoll ist für Weise und für Thoren, ist nur zweierlei möglich: entweder Laube selbst ist das Opfer eines Misverständnisses, wenn ihn nicht der Weihrauch-ft der Reclame noch bei seinem Rücktritt in dichte Wolken hüllt hat — oder der Directionsrath ist der Ansicht, daß sich ich ohne Pflege der höhern dramatischen Dichtung, besonders r Tragödie, ein Kunstinstitut ersten Rangs herstellen läßt. as wäre in der That ein Irrthum des Directionsrathes. as Repertoire wird uns ja bald zeigen, welche von diesen widersprechenden Verkündigungen dem wahren Sachverhalt entspricht.

Diese Zeilen waren schon dem Druck übergeben, als uns eine Erklärung Lobe's zu Gesicht kam, welche besagt, daß das wiener Stadttheater nach wie vor das Trauer- und Schauspiel pflegen werde. Wir freuen uns, daß in der Donaustadt der ernsten dramatischen Muse eine zweite so wichtige Stätte erhalten bleibt, müssen aber aufrichtig bekennen, daß uns jetzt der durch alle Zeitungen gehende Lärm über Laube's Abgang, weil die Tragödie an der Seilerstatt aufhören solle, gänzlich unverständlich ist.

— Der wiener Volksdichter, L. **Anzengruber**, der mit seinem „Pfarrer von Kirchfeld“ einen wohlverdienten Erfolg davongetragen, hat eine Bauernkomödie mit Gesang in fünf Acten geschrieben: „Der G'wissenswurm“, welche am Theater an der Wien mit Erfolg in Scene gegangen ist. Die Fabel des Stücks wird zwar von der Kritik „dürftig“ genannt; dagegen sollen die Volkscharaktere wiederum markig gezeichnet sein.

— **Albert Lindner**, der bekanntlich für Decorationen im Renaissancestil, welche das meininger Hoftheater wünscht, ein Stück aus der italienischen Geschichte jener Epoche zu schreiben übernommen hat, soll zum Thema sich den „Marino Falieri“ gewählt haben. Der Stoff ist bekanntlich von Byron, neuerdings auch von Murad Effendi behandelt worden und beschäftigte lange Zeit das brütende Talent Otto Ludwig's. Unter den Fragmenten aus dem dramatischen Atelier dieses Dichters dürfte Albert Lindner manches verwendbare Motiv finden.

— **Friedrich Hebbel's** Tragödie: „Herodes und Mariamne“ ist am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommen. Das Stück, von berliner Dramaturgen, namentlich Roetscher, als ein Meisterwerk dramatischer Combination gepriesen, hat bei der ersten Aufführung an der wiener Burg vollständig kalt gelassen und auch in Berlin keinen großen Eindruck gemacht; es ist ein scharfsinniges Gefüge, doch ohne Leben und Leidenschaft.

— An vielen zweiten Theatern wurde ein Drama „Gesprengte Fesseln“ gegeben, welches nach einer Erzählung der „Gartenlaube“ von E. **Werner** gearbeitet ist. Das Merkwürdige dabei ist, daß die Erzählung eben erst zum Abschluß gediehen ist und so der Dramatiker das Werch einer andern Spindel zu eigenem Faden gesponnen haben muß.

Bibliographie.

Autodidakten-Lexikon. Lebensskizzen derjenigen Personen aller Zeiten und Völker, welche auf außergewöhnlichem Bildungs- und Entwickelungsgange sich zu einer hervorragenden Bedeutung in Kunst und Wissenschaft emporgearbeitet haben. Herausgegeben unter Mitwirkung von mehreren Fachgelehrten von A. **Wittstock**. 1ste Lief. Leipzig, Mentzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Nordhoff, J. B., Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus. Mit einer Anlage über das frühere Press- und Bücherwesen Westphalens. Münster, Theissing. Gr. 8. 2 Thlr.

Ouida, Pascarèl. Roman. Aus dem Englischen von **Jenni Piorkowska**. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 4 Thlr.

Prölß, R., Romeo und Julia, im Lichte der Philosophie des Unbewußten. Anti-Hartmann! Dresden, v. Zahn. 8. 10 Ngr.

Prümers, R., Albero von Montreuil, Erzbischof von Trier. 1132—1152. Göttingen, Peppmüller. Gr. 8. 24 Ngr.

Quitzmann, E. A., Götterwanderungen und Götterdämmerung. 1ste Abth.: Isomara, die Priesterin der Cisa. Culturgeschichtlicher Roman. te Abth.: Das Opfer der Hekate. Culturgeschichtlicher Roman. Leipzig, Schlicke. 8. à 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein Sänger, hervorgegangen aus der Liedertafel von Tiefenbrunn. Humoreske von R. Th. München, Hoepfner u. Grammer. 8. 6 Ngr.

Schreyer, H., Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Hartmann's von Aue. Naumburg. 4. 15 Ngr.

Schwerin, Franziska Gräfin, Des Geistes Pilgerfahrt. Leipzig, Veit u. Comp. 16. 1 Thlr.

Schöne Sünderinnen oder ein neuer Mephisto. Historischer Roman. 1ste bis 3te Lief. Wien, Hartleben. Gr. 8. à 5 Ngr.

Teichmüller, G., Studien zur Geschichte der Begriffe. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Deutsches Theater. 26stes Bdchn.: Der Geist der Berge. Weihnachtscomödie in fünf Abtheilungen und einem Vorspiel von E. A. **Görner**. Altona, Verlags-Büreau. 8. 1 Thlr.

Thümen, Einführung in Lessings hamburger Dramaturgie. 1ster Thl. Stralsund. 4. 10 Ngr.

Wallner, E., Das Haus-Theater. Sammlung von Lustspielen und Soloscherzen mit einfacher Scenerie und wenig Besetzung für Dilettanten-Bühnen. 1ster Bd. Erfurt, Bartholomäus. 8. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 42. 15. October 1874.

Zur Charakteristik namhafter Naturforscher.

1. Reden und Abhandlungen von Justus von Liebig. Leipzig, C. F. Winter. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

„Nimmt man von den einflußreichsten wissenschaftlichen Leistungen der größten Männer die Gedanken hinweg, die sie von andern hatten, so bleibt für sie immer etwas übrig, was die andern nicht besaßen; in der Regel nur ein kleines Stückchen von einem neuen Gedanken: aber dies macht schon den großen Mann; die Schwere der Arbeit ist hierbei natürlich nicht in Anschlag gebracht."

Nicht besser hätte sich Liebig selbst charakterisiren können als mit diesen Worten, die er auf einen seiner Vorgänger, auf den berühmten Paracelsus aus dem Luther'schen Zeitalter, bezieht. Was Liebig auszeichnet, sind nicht die vielen oft überraschenden Entdeckungen, die er auch mit andern gemein hat, sondern die vielen Lichtblicke, welche er seiner Wissenschaft, der Chemie, zuführte. Die natürliche Klarheit seines Geistes war ihm ein unerschöpflicher Brunnen frischer klarer Gedanken, und dies war das einfache Geheimniß, warum Liebig fast ein halbes Jahrhundert hindurch seinen Rang und Einfluß unter seinesgleichen ungeschmälert bis an seinen Tod bewahrte.

Unter allen Umständen ist solch ein Mann eine Seltenheit. Er glich auch hierin dem Paracelsus, daß er sein Wissen nicht aus Büchern schöpfte, sondern unmittelbar aus der Natur, daß es also nicht, um uns nochmals mit ihm selbst auszudrücken, ein äußeres Kleid, wol aber Fleisch und Blut bei ihm war. Liebig ist, mit Einem Worte, ein Mann, von dem man wirklich etwas lernen kann, weil er eigene Weisheit die Hülle und Fülle besitzt, weil er mit einem kernigen Wesen auch eine kernige Schreibart verbindet, deren Klarheit oft an die Schärfe eines Schwerts erinnert und manchem Gegner blutige Striemen beigebracht hat. Aus diesem Grunde begrüßt Referent freudig die Sammlung von Reden und Abhandlungen, welche Liebig bei passenden Gelegenheiten, oft wie Feuerbrände, in die Welt warf. Nicht als ob sich Referent deshalb freute, daß auch diese Feuerbrände aus ihrer Vergessenheit hervorgezogen wurden, um aufs neue zu verletzen, wie sie ehemals gleich Schwefelsäure auf so manchem Rostfleck hafteten; sondern weil sie wesentlich dazu gehören, einen Mann zu charakterisiren, der seinerzeit mit unerhörter Kühnheit und Rücksichtslosigkeit sich zum Richter der Welt aufwarf, mit fast cynischer Strenge die Wahrheit zu sagen pflegte, unbekümmert darum, ob er das Kind mit dem Bade ausschüttete oder nicht. Referent hat noch dieses erste Auftreten Liebig's mit erlebt und weiß davon zu sagen, welch niederschmetternden Eindruck Liebig im Vollgefühl seiner Kraft und Autorität hervorzubringen verstand, und wie viele junge Kräfte er damals, vielleicht für immer, geradezu ebenso von der Wissenschaft entfernte, wie er hundert andere dafür wieder anzog. Jetzt indeß, wo die damals so schweren Folgen seiner kaustischen Worte längst überwunden sind, gegenwärtig, wo nur noch des Todten Thaten reden und wir Ueberlebende durch sie versöhnt oder durch vorgerückteres Alter ruhiger geworden sind: nun blicken uns diese Feuerbrände wie historische Documente an von einer eminenten Kraft, wie sie sobald nicht leicht wieder auftreten dürfte, um so weniger, als diese Kraft niemals ihre ursprüngliche Frische und Unmittelbarkeit durch die Schule eingebüßt hatte.

Liebig ist eins jener Talente, welche wesentlich durch ihre eigene Schule gingen, darum alles, was sie lernten, sofort in einem einzigen Punkte concentrirten und darum ihre Kraft immer ganz und voll für diesen bewahrten. Aber trotzdem daß er sich infolge dessen höchst einseitig entwickeln mußte, bewahrte ihn doch seine allseitig angelegte Natur vor den schlimmsten Klippen solcher Einseitigkeit. Indem er die Phantasie eines Dichters zugleich mit der Geistesschärfe eines Mathematikers besaß, war

sein geistiges Auge mit einem Seherblick begabt, welcher die Dinge immer in ihrem rechten Lichte sah. Mit unendlicher Leichtigkeit wußte er sich mitten in die Sache zu versetzen, sie beim rechten Zipfel anzufassen und sie in einer Weise zu zerlegen, daß sie wie die Räder eines Uhrwerks erschien, das der Meister auseinandernimmt, um es in derselben Ordnung wieder zusammenzufügen. Da darf kein Glied fehlen, wenn das Werk aufs neue gehen soll; und in der That, fehlte bei Liebig kein Glied, wenn er in solcher Weise einen Gedanken zerlegte. Es ist ein unendlicher Genuß, diese zwingende Logik anzuhören. Nicht anders wirkt ein Musikstück auf Geist und Gefühl; so überraschend natürlich entwickelt sich das eine aus dem andern, und zwar mit dramatischer Kürze und Lebendigkeit. Abgesehen von sonstiger Verschiedenheit der Individualität, glaubt man einen Lessing zu hören, wo es darauf ankommt, einen Schluß zu ziehen. Alles ist so mühelos, oder erscheint doch so, daß man sich selbst einfacher vorkommt und hierdurch wahrhaft erquickt wird. Nirgends fühlt man die abgewogene Planmäßigkeit des philosophischen Denkers, die uns leicht lästig wird, weil man die Absicht merkt. Alles ergibt sich von selbst, weil Liebig sich mit einem einfachen Gedanken hinsetzt, ohne ihn vorher zergliedert zu haben, und ihn derart nach allen Richtungen hin verarbeitet, daß man sieht, er ist voll von seinem Stoffe wie der Dichter, er braucht nur die einzelnen Glieder aneinanderzureihen, und das Kunstwerk ist fertig. Diese Kunst, etwas Kunstloses zu machen, dieses fast intuitive Anschauen, welches uns das Reflective gänzlich verhüllt, dieses fast hastige Darauflosgehen auf die Sache, um die es ihm zu thun ist, dieser kernige Ausdruck, der selbst die Person nicht schont, wo es der Sache gilt, und der sich deshalb auch leicht in Superlativen bewegt: alles verräth den natürlichen Menschen, in dessen Unterhaltung wir selbst wieder natürlicher werden. Der junge Liebig war freilich an solcher Natürlichkeit etwas überreich; doch milderte sich später dieses Wesen, das leicht den Charakter des Absprechenden annahm, wogegen der ältere Liebig wie ein wohlgezogener Jüngling erscheint, der mit dem erstaunlichsten Reichthum von Erfahrungen und Kenntnissen eine eigenartige Weltanschauung verbindet, die sich durch nichts irre machen läßt. Alles in allem betrachtet, haben wir es mit einem Urmenschen zu thun, der sich aus dem Cynismus übersprudelnder Kraft und handwerksmäßiger Einseitigkeit zu einem classisch abgerundeten Gelehrten entwickelt, dessen Weisheit unendlich weit über seine chemische Küche hinausreicht.

In der That ist Liebig in dieser Beziehung eine überraschende Erscheinung. Wenn man erwägt, daß er von Haus aus eine besondere Vorliebe für die untersten Bänke der Schule hatte, folglich dieser Schule herzlich wenig verdankt, so müßte es ganz unbegreiflich sein, wie er zu dieser außerordentlich verschiedenartigen Weisheit kommt, wenn man nicht fände, daß die Quelle derselben nur seine außerordentliche Kunst ist, Fragen an die Natur und Geschichte zu stellen. Das kann freilich, sollte man meinen, jeder andere auch; allein es ist eben ein Unterschied im Fragen. Liebig fragt jederzeit so, daß er auch stets die rechte Antwort erhält; er ist, mit Einem Worte, ein geborener Forscher, und dessen ist er sich auch in jedem Momente vollkommen bewußt, wie er sich seiner Ziele bewußt ist. Daher lernt man aus diesen Reden und Abhandlungen nicht nur einen Meister der Chemie und der Naturforschung überhaupt, sondern einen Forscher im universellsten Stile kennen, der ebenso gut Historiker wie Psycholog und anderes mehr hätte werden können. Wenn er über Verstandesoperationen, über die Geschichte der Wissenschaft, die Geschichte der Griechen, über Cultur der Völker u. s. w. gleichsam in Einem Athem spricht und darüber wahrhafte Geistesblitze beibringt, wie man das fast auf jeder Seite des Buchs bemerken kann, so würde man oft an dem Verfasser und seinem Handwerk irre werden, wenn man nicht den Titel des Buchs gelesen hätte. In dieser Beziehung ist das Buch für jeden Gebildeten geschrieben; für diejenigen namentlich, die nach Selbsterkenntniß ringen. Für eine solche hat Liebig selbst ein so massenhaftes Material in dem Buche niedergelegt, daß man nur die bedeutendsten Stellen nebeneinanderzustellen brauchte, um seinen ganzen Menschen damit zu charakterisiren. So versteht man erst, wie es Liebig möglich war, eine so außerordentliche Menge von bedeutenden Schülern zu bilden. Jedes Wort, das er spricht, enthält eine Anregung zum Denken. Denn daß er auch in seinem Laboratorium so gesprochen haben wird, wie er hier schreibt, geht einfach aus seinem Stile hervor. Ueberall trägt derselbe das Gepräge des Apodiktischen, das jedem bedeutenden Lehrer eigenthümlich ist. Wenn sich dem gegenüber der Glaube an die Unfehlbarkeit der Wissenschaft eines solchen Lehrers in dem Schüler festsetzt, so muß dieser Lehrer selbst durch seine gelegentlichen Nebenbemerkungen von dem weittragendsten Einflusse auf den Schüler sein. Dann lernt dieser nicht nur Wissenschaft, sondern auch was Wissen schafft, was ihn, mit andern Worten, zum Forscher macht. Diese Unmittelbarkeit der Aeußerungen, die so ungesucht und mühelos dem unversiegbaren Brunnen des Liebig'schen Geistes entströmen, bildet einen unvergänglichen Reiz des Buchs. An ihnen kann jeder Wissenschafter, auch der, welcher nicht gerade Chemiker oder Naturforscher ist, seinen Meister finden.

Unwillkürlich fällt einem dabei das curiose Factum ein, daß Liebig als neugebackener Professor der Chemie trotz Humboldt's dringendster Empfehlung sich noch einem besondern Examen in Gießen zu unterwerfen hatte, bevor man ihn dort unter seinesgleichen als einen Ebenbürtigen betrachtete, und daß er dennoch auch später, nachdem er schon längst der Mittelpunkt seiner Wissenschaft für die ganze Welt geworden war, es niemals zum Rector brachte. O sancta simplicitas unserer deutschen Universitäten! Weiß sie es doch selbst heute nicht mehr, daß, wie Liebig sehr richtig betont, auch Aristoteles — ein Apotheker, Sokrates — ein Steinmetz, Plato und Solon in gewisser Beziehung — Handwerksleute waren, so gut wie einst der Dichter Hans Sachs und Jakob Böhme sogar Schuster sein mußten, über welche der Literarhistoriker und der Philosoph der heutigen Zeit ihre tiefsinnigen Vorlesungen halten. Erschrick nicht, lieber empfindsamer Leser! Denn es kommt dem Referenten wirklich nicht darauf an, sich über unsern deutsch-professorlichen Hochmuth lustig zu machen, wo man es mit Liebig's Persönlichkeit so wohl-

feil haben könnte. Im Gegentheil sollte das alles nur dazu dienen, um aus dem Mitgetheilten noch ein ganz anderes Facit zu ziehen: das nämlich, daß jede Wissenschaft im Stande ist, auch ihren Menschen zu bilden.

Woher käme denn sonst dieser übergroße Reichthum Liebig's an Ideen nach jeder Richtung hin, wenn nicht selbst eine sonst so materialistische Wissenschaft, wie es die Chemie doch ist, Ideen zu erzeugen fähig wäre? Es kommt eben nur auf den Mann an, seine Wissenschaft vollkommen auf sich wirken zu lassen: und augenblicklich befindet er sich in einem Mikrokosmus, der den Makrokosmus hell und klar bis in die geistigste Atmosphäre widerspiegelt. Nicht die griechischen Classiker allein, nicht nur die Dichter und Meister, welche die Pallas Athene verehren, sondern auch ein chemisches Experiment ist im Stande, den innersten Menschen von Grund aus zu erschüttern und ihn auf sich selbst, d. h. in die geistigste Sphäre zurückzuführen. Wer das nicht glauben will, der lese im vorliegenden Buche den folgenden Satz:

Ich für meinen Theil gestehe, so sonderbar es auch klingen mag, daß jeder Theil meines Nervensystems wie durch einen elektrischen Strom in eine vibrirende Bewegung gerieth, als ich mit Wöhler fand, daß die Harnsäure und alle daraus entstehenden Producte durch die einfache Zufuhr von Sauerstoff in Kohlensäure und Harnstoff zerfielen; als ein ganz bestimmter, in seiner unendlichen Einfachheit nie geahnter Zusammenhang zwischen Harnstoff und Harnsäure sich herausstellte; als die Rechnung erwies, daß Allantoïn, der stickstoffhaltige Bestandtheil des Harns im Fötus der Kuh, die Elemente von Harnstoff und Harnsäure enthält; als es uns gelang, aus Harnsäure das Allantoïn mit allen seinen Eigenschaften herzustellen. Bei unsern Arbeiten wurden über solche Dinge wenig Worte gewechselt, aber wie oft habe ich meines Freundes Augen leuchten sehen! Dasselbe Gefühl ergriff mich, als ich bei der Verfolgung der letzten Producte des Cyans, des einfachsten aller organischen Radicale (bei meiner Untersuchung des Melams), sah, wie statt der letzten und allerletzten Spaltung in immer einfachere Verbindungen, der ich entgegensah, die Atome sich wieder zu weit höhern Gruppen, als wie das Cyan selbst ist, ordneten; als bei der Untersuchung der schwefel- und stickstoffhaltigen Bestandtheile in den Pflanzen mit jeder neuen Analyse die Ahnung, daß die Zusammensetzung von allen mit der des Blutes identisch sei, zur Wahrheit wurde.

Man lese hierauf die folgenden Sätze nach und man wird vielleicht mit einigem Erstaunen finden, daß jede Wissenschaft schießlich eine ethische ist, und daß, wenn, wie wir oben sagten, jeder Forscher mit den Eigenschaften eines Dichters begabt sein muß, auch schließlich jeder wirkliche Forscher bei seiner eigenen Wissenschaft beständig in eine Schule geht, die ihn mit allen ethischen Momenten des Lebens, Wissens und Könnens verbindet. So kommt es, daß ein Liebig in allem, was er uns sagt, nur Profeß von seinem Wissen ablegt, daß er als geborener Forscher zugleich auch ein geborener Professor war. Eine Erscheinung, die in dem obenvermeldeten Examen eine recht komische Folie hat, die aber bei dem Lesen des Buchs wie ein Trunk aus frischer Bergquelle wirkt.

Hieraus ergibt sich von selbst der Liebig'sche Stil. Denn Buffon hatte recht: der Stil ist der Mensch. Ein Mensch aber wie Liebig kann nur ein geborener Reformator sein; und wo wäre der Reformator zu finden, der nicht mit übersprudelnder Kraft, mit männlichem Selbstgefühl, nicht mit begeisterter Apodiktik einen Lapidarstil schriebe? Es liegt etwas Paracelsisches und Lutherisches in diesem Stile, eine Weihe der Stimmung, die mit dem einfachsten Worte immer den Nagel auf den Kopf trifft und doch voll Schwung der Phantasie ist, der den Leser unaufhaltsam, fast mit Gewalt zu dem Ziele des Redenden fortreißt. Ein solcher Stil läßt sich nicht lernen; denn er steckt in dem Charakter, in der ganzen Entwickelung, in den ungeheuern Erfahrungen, in der Begeisterung des Schriftstellers. Alle Menschen dieses Schlags nähern sich mehr oder weniger diesem Stile; denn sie sind Kraftmenschen, welche entzünden, wo etwas zu entzünden ist. Sie haben keine Schablone, nach der sie sprechen oder schreiben; für jede einzelne Sache finden sie von selbst den rechten Ton, den rechten Ausdruck, den rechten Rhythmus, so gut wie dies dem Dichter und Componisten ohne reflective Ueberlegung gelingt. Eben weil sie nicht mühsam über einem Plan der Darstellung grübeln; eben weil es inspirativ über sie kommt; eben weil sie nicht abstract, sondern in bildlicher Fassung zur einfachsten Formung gelangen: darum sind sie auch Mustermenschen des Stils; und daß wir einen solchen vor uns haben, das erquickt und erfrischt die Phantasie des Lesers, wenn wir auch bekennen wollen, daß der sogenannte feine Aesthetiker hier und da vielleicht zu viel Kaviar antreffen möchte.

Das hat besonders Bezug auf das praktische Wesen Liebig's. Wie er selbst ganz richtig von sich sagt, ist er zwar weit davon entfernt, zwischen praktischem und unpraktischem Wissen zu unterscheiden; doch drängt sich immer seine Neigung in den Vordergrund, die Wissenschaft in letzter Instanz für das Menschengeschlecht und sein Wohlergehen nützlich zu machen: eine Richtung, welcher Liebig bekanntlich in den letzten Jahren seines Lebens vorzugsweise ergeben blieb. Aber auch das hat für den Leser wieder seine guten Seiten. Es erinnert ihn beständig an die große Idee der Humanität und ist geeignet, ihn einem Egoismus zu entreißen, mindestens ihn davor zu warnen, dem leider sehr viele Wissenschafter zu verfallen pflegen. Eine andere praktische Richtung Liebig's dagegen dürfte wol ziemlich allen Lesern eine wohlthätige sein, die nämlich, daß er wie im Spiele nebenbei die interessantesten Thatsachen und Processe sowol aus dem Reiche der Naturwissenschaft als auch aus dem Reiche des Geistes bespricht. In dieser Beziehung vergleiche man nur beispielsweise die herrlichen Darstellungen in seiner Rede über Induction und Deduction, wo er die interessantesten Entdeckungen nicht nur geschichtlich, sondern auch psychologisch zergliedert. Kurz, es gibt bei Liebig so viele Richtungen zu beachten, daß wir noch lange fortfahren könnten, den Leser auf diese großartige Persönlichkeit und namentlich auf sein vorliegendes Buch aufmerksam zu machen, wenn es uns hier darum zu thun sein könnte, unser überreiches Thema auch nur einigermaßen zu erschöpfen. Jedenfalls enthält das Buch eine solche Fülle von Thatsachen und Belehrungen der verschiedensten Art, daß man es wahrhaft hätte beklagen müssen, wenn diese Aufsätze nicht, wie hier geschehen, zu einem Ganzen gesammelt und herausgegeben worden wären.

Daß dieses geschehen, verdanken wir dem Sohne und

Schwiegersohne Liebig's, dem Dr. Georg von Liebig in Reichenhall und dem Professor Moritz Carriere in München, welcher letztere auch das Buch bevorwortete. Sehr richtig sind die einzelnen Aufsätze und Reden nach ihrer Zeitfolge zusammengestellt, wodurch der Entwickelungsgang Liebig's von seiner Sturm- und Drangperiode bis zur Epoche des classisch ruhigen Präsidenten der münchener Akademie der Wissenschaften auf das leichteste verfolgt werden kann. Zu der ersten Periode gehören nur vier Aufsätze von 1838—44: „Der Zustand der Chemie in Oesterreich"; „Ueber das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen"; „Die bairische Landwirthschaft" und „Das technische Schulwesen in Baiern". Diese haben als die erwähnten Feuerbrände ihre Schuldigkeit in überreichem Maße gethan und sind folglich nur noch aus ihrer Zeit heraus zu beurtheilen. „Ueber die Selbstverbrennung menschlicher Körper" schrieb Liebig 1850 bei Gelegenheit des greulichen Mordes in Darmstadt, welcher auf Selbstverbrennung jener hingemordeten Dame geschoben wurde; er schaffte damit ein für allemal dieses Hirngespinst aus den Köpfen der Menschen oder doch mindestens aus der Wissenschaft. Ein Aufsatz „Ueber den Ernährungswerth der Speisen" (1869) und einer „Ueber das Fleischextract" beschließen die Reihe der eigentlichen Aufsätze. Voll von Winken für richtige Ernährung, verfolgen sie doch den höhern Zweck, zu zeigen, daß wir unter der Herrschaft von Naturgesetzen stehen, welche auf unsere körperliche Beschaffenheit und dadurch auf unsere Handlungen einwirken, daß folglich die Bekanntschaft mit diesen Naturgesetzen dazu beiträgt, den Menschen zu dem zu machen, was er sein sollte, daß sie seinen Rang über dem Thiere bestimmt.

Nun folgen Liebig's akademische Reden. Zunächst seine Antrittsrede in München „Ueber das Studium der Naturwissenschaften" (1852); dann: „Ueber die Oekonomie der menschlichen Kraft" (1860); „Ueber Wissenschaft und Leben" (1860); „Ueber Wissenschaft und Landwirthschaft" (1851); „Ueber Baco von Verulam" (1863), welche Rede er in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" bis 1864 vielfach gegen theilweise heftige Gegner zu vertheidigen hatte; „Ueber Induction und Deduction" (1865); „Ueber die Entwickelung der Ideen in der Naturwissenschaft" (1866); endlich einige kurze Eröffnungsworte zu den Akademiesitzungen nach dem Tode des Königs Max von Baiern und nach dem Friedensschlusse am 28. März 1871.

Selbstverständlich kann hier nicht im entferntesten daran gedacht werden, die genannten Arbeiten einer Kritik zu unterwerfen. Sie sind längst gerichtet, und zwar zu Gunsten ihres Verfassers. Am wenigsten bekannt waren die akademischen Reden, und um so mehr werden sie denen, welche Liebig sowie im Vorstehenden würdigen, ein liebes Vermächtniß sein. Es bleibt unter allen Umständen ein großes Schauspiel, wenn ein Mann von der Bedeutung Liebig's seine Weltanschauung, die er durch seine eigene Wissenschaft gewann, so niederlegt, wie hier in plastischer, formgerechter Weise geschehen. Sicher handelt jeder nur edel gegen sich selbst, wenn er mit Aufmerksamkeit einem Manne zuhört, in welchem jede Nervenfaser mit Liebe an seiner und der Wissenschaft überhaupt hing.

2. Mein Leben und Streben im Verkehr mit der Natur und dem Volke. Von E. A. Roßmäßler. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Karl Ruß. Hannover, Rümpler. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie ein Märchen aus alten Zeiten tritt uns, sieben Jahre nach dem Tode des Verfassers, vorliegendes Buch als Selbstbiographie eines seinerzeit vielgenannten, vielgefeierten und vielangefeindeten Volksschriftstellers und Naturforschers entgegen. Zwar ist es nur der zweite Abdruck einer Schrift, welche der Verfasser ehemals in seiner Zeitschrift „Aus der Heimat" niederlegte, doch ist dieselbe so erweitert und umgestaltet, daß sie ziemlich einer neuen Arbeit gleichkommt. Ein umfangreiches Buch ist daraus hervorgegangen, das sich weitläufig über des Verfassers Jugendjahre, über seine ersten Lehrversuche, über seine in Tharand verlebten akademischen Lehrerjahre, schließlich über seine Thätigkeit als Volkslehrer und Volksschriftsteller ausspricht. Alle seine verschiedenen Schriften sind darin nach Entstehung, Zweck und Erfolg besprochen, sowie er auch in dem letzten Abschnitte: „Meine Gegenwart", sich eingehend damit beschäftigt, sein Verhalten zu der damaligen Zeitlage und ihren Zeitfragen auseinanderzusetzen und zu rechtfertigen Natürlich gibt ihm das alles Gelegenheit über Gelegenheit, seine Erfahrungen und Anschauungen über das, was das Bestimmende seines Lebens war, über Volksbildung, mitzutheilen, woraus denn schließlich ein Product hervorging, welches einen bunten Wechsel von Thatsachen und Anregungen aufzuweisen hat. Referent gesteht, daß er das Buch mit Interesse und Theilnahme von Anfang bis zu Ende las und wahrscheinlich auch mit gleicher Wirkung gelesen haben würde, selbst wenn ihm der Verfasser nicht näher bekannt gewesen wäre.

Nichtsdestoweniger regten sich bei dem Referenten sehr widerstreitende Gefühle. Wenn er oben das Buch ein Märchen aus alten Zeiten nannte, so bezeichnet schon das einen Theil dieser Gefühle. Es führt uns in Zeiten zurück, die wir die Zeit der Reaction nannten und welche so reich ist an traurigen Erinnerungen des deutschen Volks. Daß uns diese in einem Augenblicke wieder aufgetischt werden, in welchem wir mehr erworben haben, als sich je der radicalste Volksmann vorstellen konnte, der nicht gerade zu den Ultramontanen oder zu den Socialdemokraten gehört; daß wir einen dieser Volksmänner mitten in seinem Ringen nach Volkswohlfahrt und Volksbildung, aber mannichfach verfolgt von dem Unverstande der Reaction antreffen: das erweckt sehr unerquickliche Gefühle, die unerquicklichsten aber, daß dieser Volksmann selbst keine Ahnung von dem heutigen Zustande Deutschlands, wie er sich infolge des französischen Kriegs entwickelte, hatte und haben konnte. Es ist wahrhaft zu beklagen, daß Roßmäßler die heutige Zeit nicht erlebte; wir sind überzeugt, er würde vorliegendes Buch gar nicht oder ganz anders geschrieben haben. Sicher ist dies das entgegengesetzte Gefühl des Lesers. Unwillkürlich preist man sich glücklich, diese große Zeit des Einheitdurchbruchs noch erlebt zu haben, und darum ist man auch selbstverständlich milder gegen die alte Zeit gesinnt, die der Selbstbiograph in seinem Buche schildert und oft genug anzuklagen Gelegenheit nimmt. Unwillkürlich fragt man

sich: Wozu das alles noch? Wozu alle diese Mahnungen für Volkswohl und Volksbildung, während heute die ganze Welt davon erfüllt ist? Historisch berechtigt ist ja freilich alles, und damit schließlich auch vorliegendes Buch; wenn sich aber zwischen Vergangenheit und Gegenwart eine so großartige Geschichte drängte wie diejenige, welche wir seit 1870 erlebt haben, dann ist auch die Frage berechtigt, ob man gut daran gethan habe, das Buch in der jetzigen Gestalt zu veröffentlichen. Zwar mildert der Herausgeber die betreffenden veralteten Anschauungen durch den Hinweis auf eine bessere Zeit; immer aber bedauert man, daß hierdurch ein negativer Geist sich sichtbar macht, welcher hoffnungslos in die Zukunft blickt.

Auf der andern Seite liegen viele gute Anregungen in dem Buche, wie sich von einem so erfahrenen Volksfreunde schon von vornherein erwarten läßt. Roßmäßler hätte eigentlich ein Seminardirector sein sollen; in einer solchen Stellung würde er sicherlich seine Kräfte ganz verwerthet, seinem Vaterlande am meisten genützt haben. Denn seiner innersten Natur nach war er, wie das auch sein Bildungsgang als Autodidakt in den Naturwissenschaften mit sich brachte, Lehrer und zwar Elementarlehrer. Als solcher würde er sicherlich die Welt mit naturwissenschaftlich gebildeten Elementarlehrern erfüllt und dem Vaterlande das geboten haben, woran es noch so höchst empfindlich krankt. Aus dieser Eigenschaft Roßmäßler's entsprangen aber auch mancherlei Täuschungen, die sich auf seine Biographie übertragen haben. Weil er es mit dem Volke treu und ehrlich meinte, begann er die Volksbildung von unten auf zu betreiben, ohne zu bedenken, daß alle Bildung nur von oben nach unten wandert. Infolge dessen mußte er auch die empfindliche Erfahrung machen, daß seine für das untere, mehr gewerbtreibende Volk bestimmte Zeitschrift „Aus der Heimat" sich kümmerlich nur bis in das siebente Jahr erhielt, während die von ihm mitbegründete Zeitschrift „Die Natur" ihr dreiundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hat und neben ihr noch zwei andere Blätter, „Der Naturforscher" und „Die Gäa", existiren, die auch ihr Publikum besitzen. Roßmäßler zog sich von der „Natur" zurück, weil diese ihm einen zu hohen Ton anschlug, obgleich er doch an ihrem epochemachenden Erfolge hätte sehen können, wie der angeschlagene Ton der damals allein richtige war. Wer literarische und wissenschaftliche Bauten auf Volksgrunde aufführen will, wird, wie auch die „Humboldt-Vereine" und die „Bücher der Natur" zeigten, wenigstens in unserer Zeit überall auf Sand bauen. So allein ist die Stelle auf S. 298 zu verstehen, wo Roßmäßler kurz über sein Verhältniß zur „Natur" spricht.

Derselben Quelle entsprang eine zweite Täuschung, die nämlich, daß er sämmtlichen Naturforschern zumuthete, auch für das Volk zu wirken. Diese Täuschung kehrt in dem Buche vielfach wieder und hat in dem Verfasser mannichfache unberechtigte Anforderungen entwickelt, durch die er zum Theil wiederum falsche Lichter auf die deutschen Universitäten wirft. Es wäre ja sehr schön, wenn dergleichen Zumuthungen überall gemacht werden dürften und könnten; allein dazu gehören noch viele andere Bedingungen, welche nur selten zusammentreffen: Darstellungsgabe, Rednergabe, Zeit u. s. w. Und dennoch bleibt es für den Wissenschafter, dem alle diese Eigenschaften zu Gebote stehen, eine gefährliche Aufgabe, in Roßmäßler's Sinne ein Volksmann zu werden. Diese Aufgabe erfordert den ganzen Mann, und der Wissenschafter kann gänzlich darüber zu Grunde gehen. Daß Roßmäßler dies nicht einsah, ist um so unbegreiflicher, als er doch an sich selbst diese Erfahrung machte. Wie ihm Leopold von Buch ganz richtig voraussagte, hat er seine „Fauna Molluscorum Europae" unvollendet hinterlassen müssen, da ihm schließlich Zeit und Mittel für ihre Vollendung fehlten. Theilung der Arbeit ist auch hier die einzig richtige Norm für die verschiedenen Wissenschafter. Nur insofern sich dieselben der Popularisirung der Wissenschaften entgegenstellen, als ob das eine Profanisirung sei, insofern allein hatte und hat man noch heute Ursache, von einem Professorenhochmuthe zu sprechen, der in nichts begründet ist.

Eine dritte Täuschung trägt zum Theil diese Voraussetzung in sich. Da man Roßmäßler in wissenschaftlichen Kreisen, wie soeben Leopold von Buch bezeugte, nach seinem Eintritt in das Frankfurter Parlament für die Wissenschaft aufgab und er infolge davon einer der ersten war, die sich nun dem Volke ganz in die Arme warfen, so fühlte er sich gewissermaßen als den Mittelpunkt der neuen Zeit und klagt in dem Vorwort darüber, daß man so gleichgültig und theilnahmlos auf sein unablässiges Ringen geschaut habe, da er doch seit 55 Jahren, „oft bis zur äußersten Ermüdung und ohne irgendwelchen Beistand, ja beinahe ohne Beachtung zu finden", rastlos vorwärts strebe. Das ist sicher eine schiefe Auffassung der Sachlage. Es strebten neben ihm noch gar manche andere, die auch ihr Leben dem Volke widmeten, aber dies in ihrer Weise thaten. Roßmäßler verkennt das aber, weil es eben nicht seine Weise war, und vergißt, daß noch das ganze Volk naturwissenschaftlich zu bilden ist, das gesammte Volk, welches nicht allein aus Arbeitern der Fabriken besteht. Er verkennt aber auch die Erfolge, also die Anerkennung, welche alle diese Männer, er selbst eingeschlossen, davontrugen. Wäre es anders gewesen, so würden nicht heutzutage die Bildungsvereine wie Pilze aus der Erde hervorschießen. Auch hat er ja selbst sehr sorgfältig und, wie man sieht, mit innerm Behagen über alle seine Erfolge berichtet. Roßmäßler war jedenfalls zu feurig in seinen Wünschen, weil er sich des guten Willens bewußt war. Die Bildung des Volks ist aber nur mit jenen Palmen zu vergleichen, welche erst nach hundert Jahren ihre Blüten treiben. Wer das vergißt, darf gar nicht anfangen. Weil Roßmäßler immer das letzte Ziel vor Augen hatte, wird er häufig ungerecht in seinen Urtheilen, selbst gegen die eigene Partei. Er verlangt die Menschen, wie sie sein sollen, und nimmt sie nicht, wie sie eben sind und ewig sein werden: einseitig und träg, weil sie von tausend Nebenumständen abhängig sind, von denen sie sich nicht loszumachen vermögen. Er will, daß sogleich nach allen Richtungen hin und von allen zugleich angefangen werde, ohne an die unendlichen Verschiedenheiten der kleinern und kleinsten Kreise zu denken. Sein Ideal ist groß, aber die Wirklichkeit ist leider eine andere. Darum müssen wir dankbar sein auch für die kleinste Gabe und für die kleinste Empfänglichkeit des einzelnen.

Nur in einer Beziehung behält Roßmäßler entschieden recht, und dieses möchte Referent mit Stentorstimme ausrufen, nämlich in Beziehung auf die Volksschule. Alle Bildungsvereine, alle Bestrebungen des einzelnen, alle Opferwilligkeit und alle Kraft prallen wirkungslos ab, wo nicht von der Volksschule der rechte Grund zur Weiterbildung gelegt wird. Man lasse sich nicht von einzelnen brillanten Erscheinungen, wie etwa von dem berliner Handwerker-Bildungsvereine, täuschen; wer jahrelang an der Hercules-Aufgabe arbeitete, Menschen nachträglich zu bilden, die eigentlich schon in ihren Kinderjahren hätten gebildet werden sollen, der stößt auf einen wahren Abgrund von menschlichen Verkehrtheiten, die dem edeln Beginnen überall feindlich gegenübertreten. Da hilft nicht einmal die Anwendung von Gewalt, nicht einmal die obligatorische Fortbildungsschule, weil selbst der Staat nicht die Macht hat, den einzelnen auch wirklich zu zwingen, wenn er nicht zugleich für seine Existenz sorgt, was ihm natürlich niemals einfallen wird und kann. In dieser Beziehung ist das Roßmäßler'sche Buch ein wahrhaft drastischer Beleg für das eben Ausgesprochene, da es dem edelsten Streben die geringen sichtbaren Erfolge gegenüberstellt. Aber auch die Roßmäßler'sche Forderung einer Volksschule, die sich auf naturwissenschaftlichen Boden stellt, bleibt leider vorderhand selbst noch ein unerreichbares Ideal. Denn hierzu gehören wieder neue Menschen (Lehrer), welche nur in langen Zeiträumen mühsam gezogen werden können, neue Mittel (Museen und Hülfsmittel aller Art für den Anschauungsunterricht), großartige Kapitalien u. s. w., die nicht allein von dem Staate und nicht allein von den Gemeinden zu beschaffen sind. Bei dieser Aufgabe wird kein einziger Pfennig vergeudet, jeder trägt auf die eine oder die andere Weise seine Zinsen, während die Fortbildungsschule ein Danaidenfaß ist, durch welches ein großer Theil der Arbeit ungenutzt wieder fortfließt. Dergleichen Surrogate können nur so lange an Stelle des Hauptmittels treten, als dieses, die Volksschule, noch nicht ist, wie sie sein soll. Es hat gerade gegenwärtig seine ganz besondere Bedeutung, diesen Punkt zu betonen, um nicht die Meinung aufkommen zu lassen, daß mit der Einführung der Fortbildungsschulen das Lebensarcan des Volks gegeben sei. Was Hänschen nicht lernt, lernt eben der Hans nicht mehr, so viel Ausnahmen auch von diesem alten deutschen Sprichwort angetroffen werden mögen.

Auch die Entwickelung des eigenen Lebensgangs, d. h. die Entwickelung zum Naturforscher durch Selbststudium, welche der Selbstbiograph an sich auszuführen hatte, bildet einen der erhebendsten Punkte des ganzen Buchs. Roßmäßler will es fast nur um dieses Zwecks willen geschrieben haben. Doch müßten wir bekennen, daß er hiermit schwerlich seinen Zweck erreichen würde, der Jugend einen Spiegel, ein Musterbild vorzuhalten. Das vorliegende Buch ist nichts weniger als ein Jugendbuch, sondern ein ernstes, kritisch zersetzendes Parteibuch. Der Verfasser liefert mit der Schilderung seines Naturforscherlebens nur den Beweis, daß derjenige, welcher eine gute Schulbildung empfing, unter allen Umständen fähig sein muß, alles aus sich zu machen, wozu er Anlagen in sich verspürt; nichts anderes. Ein Beispiel, das wieder höchst schlagend für die Hebung der Volksschule redet.

Referent sagte soeben, daß das Buch ein kritisches sei. Das ist es auch im eminenten Sinne des Wortes, indem der Verfasser sich über alles ausspricht, was auf Volksbildung, Volkswohl und ihre Gegnerschaft Bezug hat. Dennoch hat es Roßmäßler verstanden, so viel Naturschilderungen, namentlich von seinen vielfachen Reisen, soviele Erlebnisse interessanter, oft freilich auch gleichgültigerer Art, so viel Lehrreiches einzuflechten, daß man den kritischen oder docirenden Ton nur wenig empfindet. Unter diesen Mittheilungen möchten wir die für sein Andenken höchst wichtigen letzten Seiten des Buchs hervorheben, die nämlich, welche über die Entstehung der socialistischen Bewegung sprechen. Bekanntlich brach dieselbe gerade in jenem großen Arbeitervereine aus, welchem Roßmäßler jahrelang in Leipzig angehörte, nachdem sich Lassalle der Majorität desselben bemächtigt hatte. Kein Wunder, daß manche auch Roßmäßler für schuldig hielten, zur Entwickelung des Lassalleanismus beigetragen zu haben, was Referent sogar von nahestehenden Parteigenossen vernahm. Nach der hier gegebenen Darstellung hat sich Roßmäßler glänzend gerechtfertigt und seine Betheiligung auf die ewigen Principien der Selbsthülfe und Volksschule zurückgeführt. Referent freut sich hierüber nicht wenig. Denn es wäre doch eine gar zu große Absurdität in dem Leben eines Naturforschers gewesen, wenn derselbe, der täglich auch den kleinsten Wurm selbständig für seine Existenz sorgen sieht, für den Menschen das umgekehrte Gesetz verlangt hätte. Roßmäßler begehrt für den „Arbeiterstand" nur dreierlei Dinge: 1) „Erringung der dem Arbeiterstande noch mangelnden bürgerlichen und politischen Rechte"; 2) „Errichtung wirthschaftlicher und erzeugender Genossenschaften auf der Grundlage der Selbsthülfe, der Selbstverwaltung und der Selbstverantwortlichkeit"; 3) „Erstreben desjenigen Wissens und derjenigen Bildung, wie sie das Gewerbe unserer Zeit mehr als je erfordert". Der erste Punkt ist durch die Gesetzgebung bereits mehr zu Gunsten der Arbeiter entschieden, als es dem Ganzen nützlich ist. Der zweite Punkt ist eine neue Täuschung Roßmäßler's, denn er würde den Arbeitern mit dem Risico mehr Sorgen aufbürden, als sie gegenwärtig haben. Der dritte Punkt ist allein noch zu erledigen, und so kommen wir wiederum auf die Volksschule zurück.

Wir sehen auch hieran, daß Roßmäßler, ganz im Sinne eines großen Theils der Fortschrittspartei, Idealpolitik nach allen Richtungen hin trieb und damit selbst innerhalb seines eigentlichsten Wirkungskreises die größten Täuschungen erlebte. Es liegt kein Grund vor, ihn darum zu tadeln; denn jeder lebt nach seiner eigenen Schablone. Die Enttäuschungen selbst sind die beste Recension, welche das Leben den Idealpolitikern bringt. Sie erlebten, daß sich der deutsche Staat ganz anders zur Einheit entwickelte, als sie es sich gedacht hatten; und so auch würde Roßmäßler, wenn er noch länger gelebt hätte, die Unhaltbarkeit seiner Forderung eingesehen haben, daß sich in Bezug auf Volksbildung und Volkswohl alle Theile in gleichem Schritte entwickeln sollen, wie an einer Stelle seines Werks geschrieben steht. Wenn dies möglich wäre,

dann würde es allerdings das allein Richtige sein. Allein die ganze Geschichte der Menschheit zeigt, daß der Mensch zu allen Zeiten nur stationsweise fortrückte, sich folglich einseitig entwickelte; eine Eigenthümlichkeit, die in seinem Streben beruht, möglichst schnell auf einen bestimmten Punkt loszugehen und bei ihm anzukommen. Alles sucht sich in gerader Linie zu bewegen, und nur das Parallelogramm der Kräfte, welches ebenso im sittlichen wie im physischen Leben für alle Bewegung maßgebend ist, hindert daran und setzt die gerade Linie in Curven um, wodurch nur bedingt eine allseitigere Bewegung zu Stande kommt. Wer das weiß, wird nicht zu viel auf einmal fordern, schon aus Furcht, schließlich vielleicht nur leeres Stroh gedroschen zu haben.

Referent ist nicht ohne Absicht so ausführlich bei der Besprechung eines Buchs gewesen, welches als Selbstbiographie immerhin ein Wagniß war. Ein Mann, dessen Stimme ehemals so laut erscholl und in manchen Kreisen von Einfluß war, hat ein Recht darauf, daß auch sein letztes Wort mit Aufmerksamkeit gehört werde, so spät es auch an unser Ohr gelangt. Roßmäßler hat gerungen und gelitten, wie alle Volksmänner zu ringen und zu leiden haben. Wie sie alle Stellung und Gemächlichkeit des Lebens daranzugeben haben, so ist es auch ihm ergangen. Aber er ist trotzdem nicht müde geworden in seinem Streben, und das ist unter allen Umständen selbst von der Gegnerschaft anzuerkennen. Roßmäßler ist in diesem Berufe ohne Sentimentalität wie ein Mann gestorben, und hieran sowol wie an seinem langjährigen Ringen nach so und so vielen bessern Jahren kann mancher ein Beispiel nehmen, der für sein Volk zu wirken gedenkt.

Karl Müller von Halle.

Culturhistorische Schriften.

1. Aus den Tagen unserer Großväter. Culturgeschichtliche Zeit- und Lebensbilder von H. Scheube. Berlin, Berggold. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
2. Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert. Nebst einem Anhang: Goethe als Rechtsanwalt. Von G. L. Kriegk. Leipzig, Hirzel. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
3. Funfzehn Essays von Hermann Grimm. Berlin, Dümmler. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
4. Harmlose Studien. Von Hermann Frommann. Erster Band: Prosaische Aufsätze. Jena, F. Frommann. 1874. Gr. 8. 24 Ngr.

Wir haben eine Reihe theils cultur-, theils literarhistorischer Schriften vor uns, denen wir erfreulicherweise durchweg ein günstiges Zeugniß ausstellen können. Beginnen wir mit derjenigen, in welcher die relativ wenigste originale Forschung steckt, mit Scheube's Bildern „Aus den Tagen unserer Großväter" (Nr. 1). Hier finden wir mehr oder minder Bekanntes, wie schon Riehl, G. Freytag u. a. es ihrerseits theils aus den Quellen erforscht, theils aus verschollenen Vorgängern wieder ans Licht gebracht haben, in fleißiger, durchaus anerkennenswerther Weise verarbeitet. Der Reihe nach dienen Hofleben und Kleinstaaterei, Cabinet und Amtsstube, Schule und Hörsaal, Studententhum und Heerwesen, Handel und Wandel zu Motiven hübscher Federzeichnungen, die auch der Kundige mit Vergnügen und Nutzen betrachten wird. Da ist nirgends etwas Störendes, Falsches, Schielendes; die Wahl und Auffassung der Gegenstände ist sehr glücklich, die Schreibweise flüssig. Leser, denen eine mehr wissenschaftliche Form zu herbe wäre, die sich aber doch bis auf einen gewissen Grad ernsthaft und gründlich in die Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts vertiefen möchten, werden in Scheube's lebendig, frisch, liebenswürdig und mit wohlthuender patriotischer Wärme geschriebenem Werke finden, was sie suchen. Namentlich sollte dasselbe in keiner gediegenen Volksbibliothek fehlen, denn gerade für Kreise, welche diese benutzen, ist es eine besonders passende Lektüre, da es gleichzeitig belehrt und in bester Weise unterhält. Möchte das Buch recht viele Käufer finden; zum wahren Freunde desselben wird sicher jeder werden, der es liest, wenn auch leider unzählige, theilweise sehr störende Druckfehler den reinen Genuß der Lektüre trüben. Auch das Löschpapier, auf dem der Inhalt uns entgegentritt, empfiehlt sich nicht besonders; die Ausstattung hätte durchweg besser sein dürfen.

In würdigem Kleide dagegen stellt sich das Werk des Archivars der Stadt Frankfurt a. M. (Nr. 2) vor unsere Augen, wie es denn in Beziehung auf das, was es bringt, unter allen eingangs dieses Aufsatzes angeführten Schriften den ersten Rang einnehmen dürfte. Da ist selbständige Forschung an der Quelle, da ist eine Verwerthung des Gewonnenen, die von größter Anmuth ist, da sind Resultate von unschätzbarem, unvergänglichem Werthe. Die ersten sechzehn vereinzelten Aufsätze lassen uns merkwürdige Blicke thun in das Treiben des Frankfurt von 1701—92, und wahrlich, die Haare sträuben sich, wenn man hier über die Bestechlichkeit der damaligen Beamten, über den trostlosen Rechtszustand im deutschen Reiche, über den herrschenden Aberglauben, über Zelotismus und Glaubenshaß neue, schlagende Einzelnheiten actenmäßig mitgetheilt findet. Auch auf die verzweiflungsvolle Stellung, welche die heute so üppig ins Kraut geschossenen Juden damals einnahmen, fällt manches interessante neue Streiflicht. Besondere Theilnahme wird aber der Aufsatz über das Walten des Königslieutenants Grafen Thorane, der durch Gutzkow's gewandte Feder auch in die moderne dramatische Literatur eingeführt ist, sowie die Charakteristik des Rectors Albrecht erwecken, denn der Name des Franzosen wie der des Deutschen verbindet sich mit demjenigen des größten frankfurter Stadtkindes: mit Goethe's Namen. Rector Albrecht war sein Lehrer; Thorane lag während der französischen Occupation im Hause von Goethe's Vater im Quartier. Leider wird manche zarte Seele rauh berührt werden, wenn sie entdeckt, wie der französische Edelmann mit dem Bilde, das Gutzkow von ihm entworfen, verzweifelt wenig Aehnlichkeit besitzt, sondern in Wirklichkeit ein ziemlich brutal auftretender, rücksichtsloser Soldat mit starkem Hochmuthstic des französischen Ari-

stokraten war, der vor Gesetz und Recht, vertreten durch Frankfurts Magistrat, blutwenig Respect hatte. Wer die Wesenheit der französischen Heerführer im letzten Kriege, sei es durch Theilnahme an demselben, sei es durch Schilderungen und Berichte, genauer kennen gelernt hat, wird außerdem mehr als eine Analogie zwischen Thorane, Custine (von dem ein anderer Aufsatz Kriegk's handelt) und manchen in der Gegenwart viel genannten französischen Feldherren finden, sodaß das Studium des in Rede stehenden Buchs auch nach dieser Seite hin reges Interesse bietet. Namentlich ist die Schilderung der Erstürmung Frankfurts durch die Hessen (1792) eine zeitgemäße, dankenswerthe Auffrischung der Erinnerung an glorreiche Tage aus der Geschichte eines tapfern deutschen Stammes.

Erweist sich so die erste Hälfte des Kriegk'schen Werks als höchst verdienstvoll, so wird doch dessen Rest von fast noch größerer Wichtigkeit sein. „Goethe als Rechtsanwalt" ist ein hier zum ersten male behandeltes Thema; wir finden die Acten von 28 Processen, die Goethe in den Jahren 1771—75, wo er in Frankfurt prakticirte, geführt und theils gewonnen, theils verloren hat, soweit sie den Dichter betreffen wörtlich nach den Originalen wiedergegeben; erläuternde Notizen vervollständigen dies Material stets so weit, daß wir ein klares Bild der jedesmal verhandelten Sache gewinnen. Welche unschätzbare Gabe damit den Verehrern des Dichters, der literarhistorischen Forschung geboten ist, leuchtet ohne weiteres ein; die Consequenzen aus diesem werthvollen Funde zu ziehen, die von Kriegk neu ans Licht geschafften schweren Goldbarren in die kleinere Münze des literarischen Verkehrs umzuschmelzen, waren denn auch schon einzelne Federn in Tagesblättern thätig. Bei der leider immer mehr eingerissenen Mode des „Volks der Dichter und Denker", nur über Bücher, nicht aber Bücher zu lesen, liegt die Gefahr nahe, daß der biedere Deutsche, der nach statistischen Ermittelungen für Bücher und Schnaps jährlich dieselbe Summe, nämlich acht Silbergroschen pro Kopf ausgibt, sich mit Auszügen aus Kriegk's Werke begnügen wird, was wahrlich zu bedauern wäre, denn gerade das Selbststudium der betreffenden Proceßacten gewährt den höchsten Reiz. Nicht ohne Ergötzen wird man in die Details eindringen, wird sehen, wie Goethe in ein und der nämlichen Woche als Vertreter beider streitenden Theile, pro und contra, fungirt (Nr. 28 der einzelnen Acten), wird Bemerkungen lesen wie in Nr. 11: „Gegner ist ein betrügerischer Jude, wider den einem Christen eine Rechtswohlthat um so mehr (!) zu statten kommen muß" u. s. w. Der Raum verbietet uns ein näheres Eingehen; das Angedeutete wird aber genügen, den hohen Werth des Buchs zu erweisen und zum Studium desselben anzuregen.

Eine schöne Gabe sind auch die „Funfzehn Essays" von Hermann Grimm (Nr. 3), Arbeiten, welche zum Theil schon einmal in Buchform erschienen, die aber sämmtlich ursprünglich für Zeitschriften verfaßt und dort veröffentlicht wurden. Der Umstand, daß alle diese Aufsätze nicht neu sind, gebietet uns nach dem Brauche d. Bl. bei deren Besprechung Kürze; es sei daher nur hervorgehoben, wie die Mehrzahl dieser Arbeiten den Charakter von „Rettungen" tragen. Fast immer anknüpfend an neuerschienene Werke literargeschichtlichen oder historischen Charakters, z. B. an Macaulay's Essay über Friedrich den Großen, an „Das Frommann'sche Haus und seine Freunde", die „Erinnerungen der Malerin Luise Seidler", Leigh Hunt's Berichte über seine Beziehungen zu Lord Byron, Varnhagen's „Tagebücher", „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldt's mit einem jungen Freunde", Karl Witte's „Dante und die italienische Frage" u. s. w., entwickelt Grimm an diesen Stoffen eine Kette geistreicher Gedanken im glänzendsten Stile, wie denn überhaupt Erziehung, Begabung, Kenntnisse, die Fähigkeit der Combination und Forschung, der formell ausgezeichneten Darstellung des Gewonnenen, ferner Phantasie, ernster Sinn für das Große und Edle in Wissenschaft und Kunst, Geschmack und Wahrheit ihn zieren und ihn aus der Menge herausheben. Alle diese Vorzüge findet man auch in den „Funfzehn Essays", von denen insbesondere die fünf über Goethe wahre Perlen genannt zu werden verdienen — womit indessen nicht das Geringste zum Nachtheil der übrigen Arbeiten gesagt sein soll, unter denen z. B. noch die warme, leider so selten gefundene und doch so vollberechtigte Würdigung des edeln, unglücklichen Heinrich von Kleist — dieses echten, herrlichen Dichters! — der Nation ans Herz gelegt zu werden verdient. Nur den Artikel „Dante und die letzten Kämpfe in Italien" vermögen wir nicht auf gleiche Höhe mit den übrigen Essays zu stellen, woran hauptsächlich der Stoff schuld sein dürfte. Vor dreizehn Jahren, als die großartige Umgestaltung Italiens noch die brennende Tagesfrage bildete, mochte als ephemeres Flugblättchen Witte's „Dante und die italienische Frage" begreiflich und Grimm's Widerlegung derselben angezeigt erscheinen. Ein „Kerl, der speculirt", mochte sich allenfalls in jener Zeit flüchtig für die müßige Frage interessiren: ob Dante, wenn er eben damals gelebt hätte, sich den gleichzeitigen Vorgängen in Italien günstig gestimmt gezeigt, oder ob er sich von ihnen als von einer verderblichen Wandlung der Geschicke seines Vaterlandes misbilligend abgewandt haben würde.

Heutzutage hat die ganze Erörterung, die überhaupt wol wesentlich von nur ephemerem Werthe war, schlechterdings keinen Reiz mehr. Italiens Geschicke haben sich vollzogen, und die unmittelbar erregte Theilnahme an denselben spielt bei der Lektüre der Grimm'schen Arbeit keine Rolle mehr, sodaß der Leser sich des Gefühls der Nutzlosigkeit einer dem Wesen der Sache nach doch niemals zu endgültigen Resultaten führenden Untersuchung nicht erwehren kann. Natürlich thut es dem Werthe des trefflichen Buchs keinen Abbruch, wenn unter funfzehn erlesenen Arbeiten sich eine minder fesselnde findet, und die „Essays" werden ihren Weg durch Deutschland machen — trotz des undeutschen Titels, der freilich etwas Befremdendes hat. Würde ein französisches Buch: „Nouveaux Versuche de . . .", oder ein englisches: „New Aufsaetze by . . .", auch nur möglich sein? Gewiß nicht. Weshalb also ein gutes deutsches Buch nicht unter deutschem Titel in die Welt senden?

Nicht unerwähnt bleiben dürfen ferner einige wenige Irrthümer, muthmaßlich Druckfehler: Der Hofnarr König

Friedrich Wilhelm's I. von Preußen hieß nicht Gundlach, sondern Gundling; der Herausgeber des „Frommann'schen Hauses" ist nicht Hermann Frommann, sondern F. J. Frommann; endlich „fernstehendste" statt fernststehende (denn eine Steigerung: stehend, stehender, am stehendsten, ist doch nicht wohl denkbar).

Mit dem besprochenen Buche dieses „Herman" hat dasjenige eines andern „Hermann", des Dr. Frommann, eine äußere Aehnlichkeit; auch die „Harmlosen Studien" (Nr. 4) sind aus gesammelten Aufsätzen entstanden. Den Beginn machen zwei populärwissenschaftliche Vorträge, deren einer in geistreicher Weise die Wesenheit des römischen Epigrammendichters Martial uns verlebendigt, der andere vom „Schmarotzer, dem Hanswurst des attischen Lebens und Lustspiels", handelt. Beide zeichnen sich durch große Belesenheit, Witz und Frische vortheilhaft aus; und daß der Verfasser auch Geschmack besitzt, zeigt er in den sprachvergleichenden Bemerkungen über Lateinisch und Deutsch, die er in einem folgenden Aufsatze niedergelegt hat. Den Beschluß des nicht starken, aber inhaltvollen Bändchens machen pädagogische Betrachtungen: über den „Einfluß der Militärverhältnisse auf die Gymnasialbildung"; über die „Terminologie der Schulzeugnisse"; über das „Probejahr angehender Gymnasiallehrer"; über „Schulstrafen und deren Anwendung". Das Beherzigenswerthe, Zutreffende, was der Verfasser in diesen Aufsätzen niedergelegt hat, seinem vollen Umfange nach zu würdigen, ist Sache der pädagogischen Fachblätter, welche an dieser neuen literarischen Erscheinung nicht ohne eingehende Betrachtung werden vorbeigehen dürfen; so viel ist aber auch dem Nichtpädagogen klar und darf hier ausgesprochen werden: daß, wenn die Praxis des Verfassers mit dessen Theorie gleichen Schritt hält, das Gymnasium zu Büdingen sich zu einer so ausgezeichneten Lehrkraft gratuliren darf.

Hermann Uhde.

Neue Lustspiele.

1. Quintin Messis, der Schmied von Antwerpen. Ein lyrisches Spiel mit Prolog, Zwischenrede und Epilog von Moritz Horn. Erfurt, Bartholomäus. 1874. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Gute Freunde. Dramatischer Scherz in einem Acte von Adele Gräfin von Bredow-Görne. Erfurt, Bartholomäus. 1874. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Der Lauf der Welt. Originallustspiel in einem Act von Adele Gräfin von Bredow-Görne. Erfurt, Bartholomäus. 1874. Gr. 8. 7½ Ngr.
4. Ein Fenster beim Einzuge. Lustspiel in einem Act von Adele Gräfin von Bredow-Görne. Erfurt, Bartholomäus. 1874. Gr. 8. 7½ Ngr.

Für unsern letzten Artikel (in Nr. 10 d. Bl.) lagen uns die vier ersten Nummern der „Allgemeinen Schaubühne, Sammlung von Lustspielen, Dramolets, lyrischen Spielen und Soloscherzen für Volks- und Dilettantenbühnen, herausgegeben von Edmund Wallner" vor. Hier nun die Lieferungen 16, 21, 23, 25. Die Lustspiele der Gräfin Bredow (Nr. 2 bis 4) möchten selbst für Bühnen mittlern Rangs etwas mehr als sogenannte Lückenbüßer sein. Sie empfehlen sich durch eine gewisse feine aristokratische Haltung und jene Sicherheit im Umgangstone, welche sich durch den Verkehr mit Personen der gewähltern Kreise ganz von selbst ergibt. In dem jetzt allerdings schon etwas außer der Zeit liegenden Lustspiele „Ein Fenster beim Einzuge" pulsirt, abgesehen von der leidigen Verlobungsscene, sogar eine recht frische Ader ungesuchten Humors; „Der Lauf der Welt" dagegen, schwerer zu spielen, ließe sich wol durch die brillante Leistung einer Künstlerin wie Auguste Bärndorf oder früher Edwina Viereck in der Rolle der Marquise Charaisac noch jetzt zu mehr als vorübergehender Bedeutung erheben.

Wenden sich die Stücke der genannten Dame vorzugsweise an die aristokratischen Kreise, so möchten wir Moritz Horn's „Quintin Messis" (Nr. 1) als ein Musterstück für Dilettantenbühnen, wenn deren nun einmal sein sollen und müssen, empfohlen halten. Das ist nicht eine Komödie landläufigen Schlags; sie ist interesselos für ein nur schaulustiges, in Kunstsachen indifferentes Publikum, auch wenig lohnend für Darsteller, welche den Werth der Leistungen nur nach dem Abgangsapplause bemessen. Alle diese Mängel verwandeln sich aber auf der Dilettantenbühne in Vorzüge. Denn soll im häuslichen Kreise nun einmal gemimt sein, so empfiehlt sich gewiß ein Spiel, welches zugleich dem Geist und Gemüth Genüge leistet, dem äußern und innern Auge zugleich etwas Annehmliches bietet, den Hörer durch eine, wenn auch nicht hochpoetische, doch den Trivialitäten der Soloscherze abholde, einfache gebundene Sprache fesselt und sowol im einfachsten Gewande als auch in prunkender Ausstattung, was Zuthaten an Scenerie und begleitender Musik etwa beträfe, immer nur der gehobenen Stimmung des Zuschauers Rechnung tragen will. Durch sinniges Arrangement, wenn nämlich das Spiel wie eine Reihe lebender Bilder im scenischen Gewande erschiene, ließe sich mit dem Stückchen in kunstsinnigen Familienkreisen sicher sogar eine nicht unbedeutende Wirkung erzielen.

5. Moses Mendelssohn. Schauspiel in einem Act von Alfred Lindolf. Hannover, Helwing. 1874. Gr. 8. 8 Ngr.

Was beabsichtigte der Verfasser mit diesem seinem Schauspiele, oder wie wir es richtiger nehmen, mit diesem Lustspiele? Einem Herzensbedürfniß zu genügen, mit der Arbeit über trübe Erfahrungen hinwegzukommen? Das wäre doch allenfalls ein Entschuldigungsgrund für die Veröffentlichung. Oder wollte er, wie es heutigentags allerdings viele thun, mit Versuchen debutiren, welche 20 oder 30 Jahre nach des Dichters Tode unter seinen nachgelassenen Werken als sogenannte wesentliche Beiträge zum Entwickelungsgange des Autors immer noch früh genug ans Licht kommen? So oder so: die Ruhe im Pulte noch für ein geraumes Weilchen hätte diesem Opus nicht geschadet. Taugen historische Anekdoten allenfalls für einen Feuilletonartikel oder für eine leichte Novellette, so schicken sie sich deshalb noch nicht für ein Bühnenstück. Der Gewandtheit seiner Feder und seinem

anständigen Tone nach kann der Verfasser Bedeutenderes leisten: wähle er sich also einen bessern, der dramatischen Behandlung würdigern Stoff. Nicht etwa daß hier auf der Bühne etwas Anstößiges vorginge. Warum sollte auf den Bretern nicht auch einmal ein Mann mit einem Buckel als Heirathscandidat figuriren? Unschicklich aber finden wir, daß dieser Mann eine bestimmte historische Persönlichkeit ist. Daß ein Moses Mendelssohn nicht zum Gaudium der Ultsüchtigen dastehe, die Pietät sind wir unsern Literaturgrößen gewiß schuldig. Ohne Frage könnte ja das Stück je nach Stimmung des Publikums und nach Werth der Darstellung einen ganz befriedigenden Eindruck hinterlassen, wenn die Entwickelung der Liebesscene dieser Wahrscheinlichkeit überhaupt Vorschub leistete. Am Ende aber käme es so heraus, als hätte der Mann sein Päckchen nur zu tragen bekommen, damit wir uns darüber ein Stündchen amusirten! Und man riefe den Helden wol nur aus Plaisir am Buckel wiederholt an die Lampen! Wer wie wir vor einer Reihe von Jahren Zeuge gewesen, wie burschikoser Uebermuth dem in seiner Erscheinung komischen, in seinem Patriotismus zwar närrischen, aber doch keineswegs unsinnigen Barden Bacherl auf seiner Dichterfahrt mitspielte, der weiß, wessen er auch ein sogenanntes gebildetes Publikum unter Umständen fähig halten kann. Nun ist freilich Mendelssohn nicht ein Franz Bacherl, um so mehr aber war dem Dramatiker geboten, das Publikum nicht in Versuchung zu führen, einen solchen Mann mit dem Buckel für einen halben Hausnarren zu halten.

6. Alicens Rache. Lustspiel in fünf Aufzügen von Edmund Henoumont. Düsseldorf, Schaub. 1874. 8. 15 Ngr.

Nach einer Seite hin dürften wir uns dieser neuen Bekanntschaft freuen. Der Verfasser hat, was die Factur des Ganzen betrifft, gegen früher einen entschiedenen Schritt vorwärts gethan. Er will sich offenbar über die Mittelmäßigkeit erheben. Und schon dieser Wille bleibt löblich, wenn er auch jetzt wieder nur eine ziemlich unerquickliche Komödie zu Stande gebracht hat. Leider irrte sich der Verfasser in dem Werthe seiner dramatischen Erfindungen vollständig. Wir entschuldigen ihn deshalb, da leider die übermäßig gepredigte Doctrin, es solle eine Dichtung nur ein Spiegelbild der Zeit sein, leicht den nackten Realismus hätschelt und großzieht. Nun ist aber ein Lustspiel nicht ein politisches Lied, und nur bei diesem möchte der Spiegel der Zeit durchaus und einzig zutreffend sein.

Ein junger Lieutenant und ein junger Referendar haben jeder für sich einer gefeierten Sängerin „schimpfliche" Anträge gemacht oder machen lassen. Zur Maitresse können sie die Gefeierte nicht erhalten, folglich — wollen nun beide, natürlich wieder jeder für sich, die Angebetete heirathen. Das geht im Handumdrehen. Ebenso schnell aber springen sie wieder ab und verlieben sich zu drei, natürlich wieder jeder für sich, in die gegenseitigen Schwestern. Was etwa weiter geschieht, wenn die beiden eines schönen Morgens cum infamia cassirt werden, das hat der Verfasser zu erzählen vergessen. Er behandelt sie vorderhand als Biedermänner, und wir — sind leider nicht so thöricht, sie für solche gelten zu lassen. Sind sie deshalb ganz unmögliche Charaktere? Nein — leider nein! Die Gegenwart, welche den noch jetzt von der berliner Polizei gesuchten Buchhalter und Bauernfänger Schöps zeugte, hat auch dafür gesorgt, daß nicht alle Lieutenants und Referendare in reiner Tugend in den Himmel wachsen. Es ist aber gewiß nicht nothwendig, daß die wüste Moral, die Verlogenheit in puncto puncti, die Ehrlosigkeit feinern oder gröbern Schlags auf der Bühne von heute allein dominire. Sollten wir dem modernen Tanhäuserthum etwa schon zu viel nachgesehen haben, schon gar nicht mehr wissen, wo der Tanhäuser aufhört — und der Louis (in berliner odiöser Bedeutung) beginnt!

Tieck beklagt in seinen dramaturgischen Blättern mehrfach die Verbannung der eigentlichen Masken, wie sie namentlich die ältere italienische Komödie liebte, von der Bühne. Viele Stücke würden ganz anders wirken, wenn man bei der Darstellung schon äußerlich die Caricatur betonte. Unser Verfasser wollte unfehlbar satirisiren, fand aber zu seinem Stoffe nicht den richtigen Ton. Und der wäre gewesen der Ton Wilhelm Busch's, der Ton der „Fliegenden Blätter". Entsetze sich der Verfasser nur nicht über diese scheinbar abfällige Kritik. Wir spotten ganz und gar nicht. Auch der Ton der „Fliegenden" hat seinen, wenn auch nur beschränkten Werth. Und aus dem vorliegenden Stoffe würde selbst ein Genie nichts weiter als eine tragikomische Farce machen können. Freilich soll es auch ein Vorzug nur des Genies sein, zu dem Stoffe jedesmal die passendste Form zu finden.

7. Der Mann ohne Vorurtheil. Historisches Lustspiel in fünf Acten von Sacher-Masoch. Leipzig, E. J. Günther. 1874. Gr. 16. 15 Ngr.

Nun dürfen wir also auch über Sacher-Masoch mit Fug und Recht ein Wörtchen mitsprechen! Gelesen über ihn haben wir schon genug, die widersprechendsten Kritiken, hier glühendstes Lob, dort wegwerfendsten Tadel; gelesen von ihm aber — nun, offen und ehrlich eingestanden, gelesen von ihm hatten wir bisher nichts. Wir kennen also die lange Reihe seiner Novellen und Romane ganz und gar nicht. Gut daß dem so ist, denn wir hoffen dem „Manne ohne Vorurtheil" um so vorurtheilsfreier entgegentreten zu können.

Das Stück spielt 1765 in der kaiserlichen Burg zu Wien zwischen den bekannten Personen der Maria Theresia, des Kaisers Franz Stephan, des Erzherzogs Joseph u. s. w. Es soll den Kampf der Aufklärung gegen die Verfinsterung, die Nothwendigkeit der Aufhebung des Jesuitenordens und die Begünstigung des Freimaurerthums durch die allerhöchsten Herrschaften schildern. Welch ein zeitgemäßes Thema! Der „Mann ohne Vorurtheil" ist Sonnenfels, der Herausgeber einer Wochenschrift mit dem nämlichen Titel. Nun, wozu erzählen wir das noch! Nach Sacher-Masoch's eigener Angabe ist sein Stück über 52 deutsche Bühnen gegangen, hat sowol in Berlin als auch in Wien glänzenden Erfolg errungen und sich seit sieben Jahren auf dem Repertoire behauptet. Es muß ja also wol das Stück mit Ausnahme unserer Wenigkeit jedermann bekannt sein. Den Erfolg anzutasten, hüten wir uns wohlweislich. Im Gegentheil, wir finden

ihn berechtigt, denn das Stück besitzt bestechende Eigenschaften, ist mit einer gewissen souveränen Routine geschrieben, der gegenüber sich die Masse des gemischten Publikums mit ihrem bischen historischer Weisheit sofort gefangen geben, die Flagge selbständigen Urtheils einziehen muß, und bietet den Künstlern verschiedenen Ranges gute Gelegenheit, ihre theatralischen Qualitäten glänzen und leuchten zu lassen. Wenn wir trotz alledem zu der Bezeichnung „historisches Lustspiel" ein wenig den Kopf schütteln, so nur — nun, Geschwindigkeit ist eben keine Hexerei.

Einstmals — und die Zeit liegt noch nicht so weit hinter uns — schwammen die Wissenschaften der Physik und Chemie vollständig zusammen mit dem Gaukeltreiben des Charlatanismus und der Zauberkünstelei. Da konnte ein Bosco etwa die Welt glauben machen, er stehe im Dienste einer höhern Wissenschaft, und umgekehrt ein Dove oder ein Liebig etwa konnte lüstern sein nach den Fingerfertigkeiten der Taschenspieler. Jetzt aber fällt es einem Houdin, Robin oder Bosco doch nicht mehr ein, sich einem Dove oder Liebig gleich zu dünken, und die Herren Taschenspieler und Zauberkünstler wahren ausdrücklich die Ehre der Wissenschaft mit dem Motto aller ihrer Leistungen. Ach, wären wir doch auf dem Gebiete der historischen Komödie auch so weit; ach, retteten doch unsere Dramatiker endlich auch die Ehre der historischen Wissenschaft mit dem Eingeständnisse: Geschwindigkeit ist keine Hexerei!

Schon Arthur Müller war ein Matador in der Kunst, politische Phrase für historische Wahrheit auszugeben; Sacher-Masoch steht ihm darin in nichts nach, ja er weiß sich in dieser Kunst noch selbstgefälliger zu wiegen. Im Laufe einiger weniger Stunden wird in einer solchen historischen Komödie eine Portion historischer Wahrheit und Weisheit an den Mann gebracht, wie sie ein Raumer oder Ranke bei jahrelangem, mühevollem Studium nicht zusammenbringt. Aber was für historische Wahrheit und Weisheit! Lauter unechtes Metall; kommt es hoch, im Feuer vergoldetes. Poetischen Werth besitzt denn auch dieser „Mann ohne Vorurtheil" so wenig wie Arthur Müller's sämmtliche Werke. Darum denn auch, weht der Wind der politischen Phrase oder der Zeitrichtung anders, wol gar entgegengesetzt, derartige Lustspiele den letzten Rest von Wirkung und Bedeutung einbüßen und von demselben Publikum, das sie gestern mit Begeisterung aufnahm, heute kühl verworfen werden können.

Da in Sacher-Masoch's Lustspiele die Gegensätze Jesuitismus — Freimaurerei spielen, so sind selbstverständlich die Jesuiten die bêtes noires, die Freimaurer Engel des Lichts. Wie billig! Wir werden zur Ehrenrettung des Pater Maus, des Schwärzesten der Schwarzen, denn auch keine Silbe verlieren. Er salvirt sich schon selbst. Es käme nur darauf an, daß sich seiner ein höchst begabter Darsteller annähme und ihn nicht zu einer Art Vogelscheuche machte: sofort würde dieser Pater Maus als der einzig bedeutende, thatkräftige Mann in der Gesellschaft der Phraseure dastehen. War es vielleicht Absicht des Verfassers, dieser Möglichkeit Raum zu lassen? Seiner Meinung nach verdient der Jesuitenorden das Verdammungsurtheil, da er immer nur auf die Schwächen der Menschen speculirt hat. Sehr wahr! Nur verdienten alsdann neun Zehntel unserer modernen Dramatiker kein besseres Urtheil, da sie in ganz gleicher Weise speculirt haben. Und in welchen Speculationen sich zeitweilig die Freimaurer gefallen haben, wenn sie aus ihrem Clairobscur des blos phraseologischen Willens auf das Feld der Thaten hinausgingen, das ist kein Geheimniß. Für den Verfasser aber scheint es eins zu sein. Er dictirt: Freimaurerei — Aufklärung, und siehe da, beides ist identisch. Wir glauben das nicht. Wenigstens machte er seinen allerhöchsten Herrschaften, dem Kaiser und dem Erzherzog Joseph, mit ihrer Vorliebe für das Clairobscur des Freimaurerthums unserer unmaßgeblichen Meinung nach das allerschlechteste Compliment. Denn was man zu jener Zeit in dem Orden trieb oder zu treiben begann, das mag Sacher-Masoch in Horst's „Dämonomagie" nachlesen.

Doch genug davon; genug auch von dem kleinen Kunststück, wie in der Mehrzahl der modernen historischen Stücke ein a posteriori der Erfahrung zu einem a priori der Ueberzeugung gemacht wird. Zuweilen durchschaut das Publikum das kleine Kunststück — und dann allerdings ist die Enttäuschung sehr groß, wie wir das zur Stunde, da wir dies schreiben, in Berlin an dem von verschiedener Seite vielgerühmten Minding'schen „Sixtus V." trotz der trefflichen Darstellung durch die meiningener Hoftheatergesellschaft erlebt haben.

Im übrigen, was wir oben schon sagten, wenn ein solches Lustspiel wie „Der Mann ohne Vorurtheil" nur dazu da ist, zu amusiren, dann hat Sacher-Masoch sein Werk mit mancherlei Reizen auszustatten verstanden.

Emil Müller-Samswegen.

Zur Geschichte deutscher Fürsten.

Geschichte morganatischer und legitimirter Fürsten- und Grafenehen in Deutschland. Nebst Mittheilungen über damit verwandte Erscheinungen und einem Inhalts- und Namensregister. Halle, Schwetschke. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auch heute noch pflegt das Publikum ein lebhaftes Interesse kundzugeben, wenn es hört oder liest, daß irgendeine fürstliche Persönlichkeit mit einer Dame von niederm Stande eine morganatische oder eine Ehe zur linken Hand geschlossen hat. Der Grund dieses Antheils liegt wol nicht blos in dem Umstande, daß solche Verbindungen selten und nur in den höchsten Kreisen der Gesellschaft vorkommen. Vielmehr dürfte er sich vorzugsweise aus den Motiven und Verhältnissen erklären, welche ihren Abschluß herbeiführen. Die Menschen fühlen sich im Bewußtsein ihrer natürlichen Gleichheit stets angenehm berührt, wenn die Schranken, welche Stand und Rang unter ihnen aufrichten, durchbrochen werden. Auch wird ihre Sympathie da nie fehlen, wo die Natur

sich stärker erweist als die Convenienz und das Herz über Vorurtheile und Rücksichten den Sieg davonträgt. Eben dies ist bei den in Rede stehenden Ehen der Fall; sie bewähren die unwiderstehliche Gewalt des natürlichen Gefühls wie die überlegene Macht der rein menschlichen Empfindung. Die Theilnahme aber, der sie im Leben begegnen, wird sich ohne Zweifel auch ihrer Geschichte zuwenden. Eine Schrift wie die obengenannte darf daher, wenn sie anders ihren Gegenstand angemessen behandelt, einer freundlichen Aufnahme sicher sein. Dient sie doch neben dem allgemein menschlichen auch zugleich dem speciell historischen Interesse. Der anonyme Verfasser sagt (im Vorworte) mit Recht: „Eine Geschichte der morganatischen und legitimirten Ehen ist ein Theil der Geschichte der Höfe, die eigentliche Familiengeschichte derselben. Solche in das Bereich des geschichtlichen Interesses zu ziehen, ist nicht unwichtig, da Familiengeschichten an den Höfen nicht selten auf die Landesgeschichte und selbst auf die Weltgeschichte einflußreich eingewirkt haben."

Freilich kommt alles darauf an, ob diese bedeutsamen Einwirkungen, wie überhaupt die interessanten Seiten des Stoffes, in der Darstellung genügend hervortreten. Unsers Erachtens läßt die vorliegende Schrift in dieser Beziehung manches zu wünschen übrig. Der Verfasser hat sich, wie uns scheinen will, zu viele und zu verschiedene Ziele gesteckt und deshalb keins von ihnen ganz erreicht. Er ist zunächst bestrebt, den Ursprung und die Entwickelung der eigenthümlichen Rechtsverhältnisse ins Licht zu stellen, welche sich an das Institut der morganatischen Ehe knüpfen. Er hat es sich ferner zur Aufgabe gemacht, alle Ehen dieser Art, welche seit dem Mittelalter bis auf die unmittelbare Gegenwart hin eingegangen worden sind, möglichst vollständig vorzuführen. Es ist ihm endlich darum zu thun gewesen, diese in chronologischer Folge fortschreitende Aufzählung, die der Natur der Sache nach für weitere Kreise nicht sonderlich anziehend sein kann, doch auch allgemein interessant zu machen. Läßt sich nun auch die Möglichkeit, so verschiedene Gesichtspunkte gleichmäßig zur Geltung zu bringen, nicht schlechtweg in Abrede stellen: man sieht doch leicht, daß dies eine schwierige Aufgabe ist, und wird es natürlich finden, wenn ihre Lösung nicht recht gelingen will.

Was zunächst die rechtswissenschaftlichen Erörterungen angeht, so ist es schon mislich, daß sie nicht in geschlossenem Zusammenhange auftreten, sondern in mehrern, durch rein historische Kapitel getrennten Abschnitten fortgeführt werden. Man würde gegen diese Anordnung weniger einwenden können, wenn der Verfasser die erzählenden Partien gewissermaßen als Beispielsammlungen zur Illustration seiner theoretischen Ausführungen verwandt hätte. Doch er thut das eben nicht; mag auch der eine oder andere der angeführten Fälle für solchen Zweck passend erscheinen, die große Mehrzahl verdankt ihre Mittheilung lediglich dem Umstande, daß sie der Periode angehören, von welcher gerade die Rede ist. Noch größern Anstoß erregt die ziemlich oberflächliche Weise, in welcher die rechtlichen Deductionen selbst gegeben werden.

Das für sie benutzte Material ist dürftig und wird überdies weder genau noch vollständig vorgelegt; seine Verwerthung aber läßt die erforderliche Umsicht und kritische Schärfe vermissen. Der Verfasser hat über den Ursprung der in Rede stehenden Institution eine bestimmte, für ihre weitere Entwickelung maßgebende Ansicht adoptirt, von der er nun fort und fort behauptet, daß sie die richtige sei. Bewiesen hat er sie nicht, denn dazu reicht es keineswegs aus, sich auf einzelne Stellen und Thatsachen zu berufen, die etwa für sie sprechen oder zu ihren Gunsten interpretirt werden können. Vielmehr bedarf es, da es sich um die zweifelhafte Lösung einer dunkeln Frage handelt, einer eingehenden und umfassenden Untersuchung aller einschlägigen Momente.

Doch wir kommen auf die Hypothese später zurück. Hier bemerken wir noch, daß das Verzeichniß der morganatischen Ehen, wie reichhaltig es auch ist, die angestrebte Vollständigkeit doch weder erreichte noch erreichen kann. Dagegen ist es andererseits zu ausführlich, als daß es den Leser nicht ermüden und zuweilen selbst langweilen sollte. Der Verfasser hätte daher besser gethan, die große Zahl derjenigen Verbindungen, von welchen im Grunde nur ihr morganatischer Charakter zu berichten ist, beiseite zu lassen oder am Schluß übersichtlich zu notiren, und sich genauer nur mit den Fällen zu beschäftigen, die eine größere geschichtliche Bedeutung haben oder aus andern Gründen ein erhöhtes Interesse in Anspruch nehmen. Er konnte dann der leidigen Auskunftsmittel entrathen, zu welchen er jetzt greifen muß, um dem doch auch ihm selbst fühlbaren Eindruck der Monotonie zu begegnen. Zwar ist sein „kritisches Gewissen" weit genug, ihm die zahlreichen Abschweifungen, welche er sich gestattet, zu verzeihen. Wir können sie aber deshalb doch nicht für gerechtfertigt halten, zumal uns der Inhalt dieser Excurse vielfach bedenklicher Art zu sein scheint.

Es mag noch hingehen, daß sie das lustige, nicht selten aber auch gemeine Treiben mancher Wüstlinge ausführlich erzählen, obgleich es meist nicht zur Sache gehört. Daß aber auch das unsaubere russische Hofleben zur Zeit Peter's des Großen und der Kaiserin Anna sowie die widerwärtige Maitressenwirthschaft, welche im vorigen Jahrhundert an den deutschen Höfen im Schwange war, des Breitern geschildert wird, das heißt doch den pikanten Skandal mit den Haaren herbeiziehen. Glaubt der Verfasser damit etwa die „Frauen" anzuziehen, von welchen er (im Vorwort) meint, daß sie auch wol an seinem Buche Interesse nehmen könnten? Wir würden doch Bedenken tragen, ihnen eine Schrift zu empfehlen, in welcher so verfängliche, hin und wieder geradezu unanständige Details mitgetheilt werden.

Das Institut der morganatischen Ehe ist bekanntlich eine specifisch deutsche Eigenthümlichkeit; weder die romanischen noch die slawischen Nationen kennen es, ebenso wenig unsere Stammesvettern jenseit des Kanals. Hat es sich aber unzweifelhaft auf deutschem Boden ausgebildet: es steht doch nicht so fest, wann und wie das geschehen ist. Der Verfasser nun hält dafür, es sei schon

in den ältesten Zeiten bekannt und wirksam gewesen. Er sagt:

In Deutschland trat der Ständeunterschied merklicher als in den meisten andern Ländern auf. Von jeher war es daher auch allgemeiner Grundsatz gewesen, daß in Heirathsangelegenheiten jeder bei seinem Stande bleiben müsse; im entgegengesetzten Falle aber durfte der niedere Ehegatte an den Vorzügen des andern keinen Theil haben, sowie auch der höhere Stand auf die Kinder solcher ungleichen Ehen oder Misheirathen nicht vererbt werden konnte.

Die Beweise aber, welche für diese Ansicht beigebracht werden, wollen uns, wie wir schon andeuteten, nicht stichhaltig erscheinen. Auch treffen sie so wenig wie die Behauptung, welche sie stützen sollen, den Punkt, auf den es eigentlich ankommt. Der Verfasser hat die zu lösende Frage nicht scharf und genau präcisirt. Die speciell sogenannten morganatischen Ehen — und von diesen handelt es sich hier — d. h. ungleiche Ehen mit den vorhin angegebenen rechtlichen Wirkungen, wurden immer nur vom hohen Adel geschlossen. Der Verfasser mußte daher, wenn er seine Thesis beweisen wollte, zeigen, daß es bei den Germanen bereits in den frühesten Perioden ihrer Geschichte einen hohen Adel gab, welcher solche Verbindungen einging.

Statt dessen spricht er von ungleichen Ehen überhaupt, indem er hervorhebt, daß dieselben schon in alter Zeit entschieden getadelt wurden. Wahr, wie dies sein mag, ist es doch ziemlich irrelevant. Verbindungen dieser Art haben nicht blos von den alten Germanen, sondern überall, wo der Ehe eine höhere sittliche Bedeutung vindicirt wurde, Misbilligung erfahren. Sie erfahren sie im allgemeinen auch noch heute, und nicht ohne Grund, denn sie entspringen meist aus sinnlicher Leidenschaft und geben, schon wegen der oft sehr erheblichen Verschiedenheit der Bildungsstandpunkte, keine Gewähr für ein gedeihliches Familienleben. Uebrigens konnten sie bei den Germanen nur zwischen Freien und Unfreien vorkommen. Auch ist in den alten Volksrechten, auf welche der Verfasser sich beruft, nur von solchen Ehen die Rede, und wenn sie hier verpönt oder mit rechtlichen Nachtheilen bedroht werden, so ist das wieder nicht die Folge einer specifisch deutschen Auffassung, da ähnliche Bestimmungen auch anderswo, z. B. bei den Römern, begegnen. Der Verfasser freilich versichert, Verbindungen zwischen Edeln und Freien seien ganz ebenso angesehen und behandelt worden, wie die zwischen Freien und Unfreien. Und an sich wäre es wol denkbar, daß man, was ursprünglich von diesen galt, auf jene übertragen hätte. Indeß konnte das doch nur in dem Maße geschehen, in welchem der Adel sich von den Gemeinfreien als ein geschlossener, erblicher Stand absonderte. Die Bildung einer Adelskaste vollzieht sich aber erst in und mit der Entwickelung des Lehnswesens, fällt also in eine viel spätere Zeit. Auch dann haben die in Rede stehenden Bestimmungen nicht für den gesammten, sondern nur für den hohen Adel Geltung erlangt. Fanden sie nachher auch beim niedern theilweise Anwendung, so geschah es, weil dieser bestrebt war, sich seinen vornehmern Standesgenossen möglichst gleichzustellen.

Der Verfasser mag recht haben, wenn er dem Worte morganatisch einen deutschen Ursprung zuschreibt. Seine Erklärungen des Ausdrucks — von „Morgengabe" oder „na der Moder gan" — sind aber recht kindlicher Art; da halten wir uns doch lieber an die Ableitung vom gothischen morgjan = abkürzen, beschränken. Auch liegt in dieser Herkunft ebenso wenig ein Beweis für seine Ansicht, wie in der uralten deutschen Rechtsregel, „das Kind folgt der ärgern Hand". Es wird ja nicht geleugnet, daß die Germanen zu einer rechtlich vollgültigen Ehe Gleichheit des Standes verlangten; fraglich ist nur, wann und wie es kam, daß diese Forderung für den hohen Adel geltend gemacht wurde. Doch wir können die fernern Argumente des Verfassers hier nicht einzeln durchgehen. Wirkliche Beweiskraft haben erst die Zeugnisse aus späterer Zeit, welche das bereits ausgebildete Lehnsrecht an die Hand gibt. Sie lassen keinen Zweifel darüber, daß damals für die unmittelbaren Kron- oder Reichsvasallen das Princip der Ebenbürtigkeit zur Geltung gekommen war, nach welchem nur eine standesmäßige Ehe zur Succession in die Lehen berechtigte. Sie zeigen aber damit auch, wie eng die Feststellung dieses Grundsatzes mit der Entwickelung des Lehnswesens zusammenhängt. Uebrigens hat es geraume Zeit gedauert, bis derselbe eine allgemeinere Anerkennung fand und in der Praxis strenger durchgeführt werden konnte. Es kann daher nicht weiter auffallen, daß namentlich aus den frühern Perioden des Mittelalters Beispiele von morganatischen Ehen nur in geringer Anzahl begegnen. Die Ebenbürtigkeit war noch nicht so zur Regel geworden, daß man sich hätte veranlaßt sehen sollen, die Abweichungen von ihr hervorzuheben.

Der Verfasser meint allerdings umgekehrt, sie sei in diesen Zeiten so sehr die Regel gewesen, daß es kaum Ausnahmen gegeben habe. Ihm zufolge ist erst im Beginn der neuern Zeit unter dem Einflusse des kanonischen und des römischen Rechts eine tolerantere Auffassung und laxere Praxis eingetreten, die im 16. Jahrhundert eine außerordentliche Vermehrung der morganatischen Ehen zur Folge gehabt hat. Bald aber, behauptet er weiter, erhob sich gegen diese wachsende Macht der „romanischen Anschauungen" von seiten der fürstlichen und gräflichen Häuser eine erfolgreiche Reaction, indem sie „durch ausdrückliche Hausgesetze oder andere Familienrechte das zu erhalten suchten, was sonst Gefahr lief, verloren zu gehen". Später setzten sie es dann in Wahlcapitulationen und Reichstagsbeschlüssen auch durch, daß der Kaiser auf die Ausübung seines Rechts, die Ungleichheit des Ranges durch Standeserhöhung zu beseitigen, verzichten mußte. Man kehrte so vollständig zu „den alten deutschen Rechtsanschauungen" zurück, die dann für die fürstlichen und ehemals reichsständischen Familien bis auf den heutigen Tag maßgebend geblieben sind und es auch, wie der Verfasser wenigstens hofft, im neuen Deutschen Reiche „zum Wohle des Ganzen" bleiben werden.

Wir wollen das ruhig abwarten, müssen aber bekennen, wie es uns nicht ebenso sehr am Herzen liegt, daß gerade in diesem Punkte die alten nationalen Rechtsgewohnheiten so sorgfältig conservirt werden. Nach dem vorhin Bemerkten versteht es sich übrigens von selbst, daß wir die Weise, in welcher der Verfasser die spätere Entwickelung des Verhältnisses vor sich gehen läßt, nicht

für die richtige halten. Es fand unsers Erachtens weder eine „Reaction“, noch eine „Rückkehr“, sondern nur eine langsam, aber beharrlich fortschreitende Entwickelung einmal gegebener Anfänge statt. Das Princip der Ebenbürtigkeit wurde in den Kreisen des hohen Adels allmählich entschieden durchgeführt, und zwar, wie uns scheint, um so strenger, je unabhängiger dessen Mitglieder von Kaiser und Reich, je mehr sie in ihren Gebieten selbständige Landesherren, regierende Fürsten im vollen Sinne des Wortes wurden. Vielleicht liegt auch gerade in dieser fürstlichen Macht, und nicht in der Qualität des Adels, der Grund der Ausnahmestellung, welche sie in Bezug auf eheliche Verhältnisse einnehmen. Man erinnere sich, daß manche altgermanische Völker, wie die Ost- und Westgothen, die Baiern, Sachsen u. s. w., ihren Herrschern eine göttliche Abstammung zuschrieben. Wo dieser Glaube lebendig war, standen die regierenden Familien so hoch über allen, auch den edelsten Volksgenossen, daß sie eine gleiche Ehe füglich nur mit- und untereinander schließen, und wenn sie dennoch Verbindungen mit gemeinen Sterblichen eingingen, Frau und Kinder ihnen nicht ebenbürtig werden konnten. Hatte sich aber diese Vorstellung von den Trägern der fürstlichen Gewalt einmal im Bewußtsein des Volkes festgesetzt, so mochte sie auch, nachdem die alten Geschlechter zusammt dem Glauben an ihre himmlische Abkunft längst erloschen waren, sich doch noch wirksam genug erweisen, um den spätern Inhabern derselben zugute zu kommen.

Schließlich müssen wir noch rügend erwähnen, daß Sprache und Druck in der vorliegenden Schrift vielfach recht nachlässig und fehlerhaft sind.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Das erste Heft der neuen, **zwölften Auflage** des **Brockhaus'schen „Conversations-Lexikons“** ist ausgegeben worden. Das Sammelwerk behauptet nach wie vor den ersten Rang unter den encyklopädischen Werken, welche Bildung und Kenntnisse in den weitesten Kreisen zu verbreiten suchen und auf jede Anfrage eine belehrende Auskunft ertheilen. In dem Prospect heißt es über das Werk: „Von unscheinbaren Anfängen an hat sich das Werk in elfmaliger Umarbeitung nach und nach aus einem «Conversations-Lexikon» im engern Sinne — einer Vorführung des für die Conversation nöthigen Bildungsstoffs — zu einer «Real-Encyklopädie» entwickelt: einer allgemein verständlichen encyklopädischen Darstellung der gesammten Wissensgebiete, die ebenso den Ansprüchen der Fachmänner wie den Bildungsbedürfnissen aller Kreise Genüge leisten soll. Das «Conversations-Lexikon», im zweiten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts von Friedrich Arnold Brockhaus mit genialem Blicke begründet und in einer das Bedürfniß nach einem derartigen Werke zum ersten male wirklich befriedigenden Weise hergestellt, ist in jeder fernern Auflage vollständig umgearbeitet und immer mehr vervollkommnet worden. Der unausgesetzt darauf verwendeten Sorgfalt der Herausgeber entsprach auch der äußere Erfolg des Werks. Von Brockhaus' «Conversations-Lexikon» sind mehr als 300000 Exemplare in die Hände des Volks gelangt: ein Erfolg, der zumal bei einem so bändereichen Werke ohne Beispiel in der Literaturgeschichte dasteht. Daß es durch diese seine außerordentliche Verbreitung die allgemeine Bildung ganz wesentlich gefördert hat, unterliegt keinem Zweifel. Als ein Triumph des Brockhaus'schen «Conversations-Lexikon» darf auch mit Recht hervorgehoben werden, daß es in Deutschland wie im Auslande zahlreiche Nachahmungen fand, ja eine ganze Literaturgattung hervorgerufen hat. Allen jenen Nachahmungen gegenüber hat das Originalwerk indeß stets den Vorrang zu behaupten gewußt, indem es die wechselnden Wünsche des Publikums wie die veränderten Bedürfnisse der Zeit durch fortwährende Verjüngung zu erfüllen verstand. Diesen Vorrang wird sich das Brockhaus'sche «Conversations-Lexikon» auch künftig nicht streitig machen lassen, sondern durch seine fernern Leistungen zu erhalten wissen. Das «Conversations-Lexikon» wird und soll auch in dem zweiten halben Jahrhunderte seines Bestehens wie von seiner Begründung an den Mittelpunkt der Verlagsthätigkeit der Firma F. A. Brockhaus bilden; diese wird mit Aufbietung aller materiellen und geistigen Mittel, die ihr zu Gebote stehen, ihren Stolz und ihre Ehre darein setzen, dem Werke die erste Stelle auf diesem Gebiete der Literatur zu bewahren.“ Die zwölfte Auflage wird eine umgearbeitete, verbesserte und vermehrte sein, da die elfte, obwol durch ein 1871—73 erschienenes Supplement ergänzt, den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr vollständig zu entsprechen vermag.

— Dr. **Paul Wislicenus** in Leipzig, der Redacteur der „Literatur“, gibt „Journalistische Mittheilungen“ heraus, welche alle 14 Tage oder alle vier Wochen erscheinen, und jeder persönlichen oder Parteirancune fern, nur die Interessen der deutschen Journalistenschaft, ihre Entwickelung, ihr Ansehen in jeder Hinsicht treulich und energisch zu fördern bestrebt sein sollen. „Auf dem Journalistentage in Baden-Baden war die Begründung eines Organs angeregt worden, welches, als Sprechsaal für die gesammte deutsche Journalistenschaft, das Gefühl der Zusammengehörigkeit stärken, die einschlägigen Fragen bei zeiten für die Journalistentage spruchreif machen und überdies den Verkehr der Vertretungen des Journalistentages (des Vorstandes, der Specialcommissionen, der Berichterstatter u. s. w.) mit den Mitgliedern erleichtern und das Interesse der außerhalb des Journalistentages stehenden Journalisten an der Entwickelung desselben befriedigen soll. Man hat Wislicenus aufgefordert, die Begründung und Leitung des Blattes zu übernehmen, und ein an die dem Journalistentage nahestehenden Blätter gesendetes Circular hat die allgemeinste Zustimmung der Mitglieder zu dem Projecte constatirt.“ Die erste Nummer des Journalistenjournals liegt uns vor; sie enthält einen officiellen Theil, einen Artikel zur Einführung, einen Aufsatz über die Zeitungskritik und deren Handhabung, eine Polemik gegen das Wolff'sche Bureau und ein reichhaltiges Notizenfeuilleton.

— In mehrern Zeitungen war darauf hingewiesen, daß der 18. October dieses Jahres der Säculartag von **Adolf Müllner's** Geburt ist, der am 18. October 1774 im Dorfe Langendorf bei Weißenfels geboren wurde. Seine Mutter war die Schwester des Leonoren-Dichters Bürger. Die Wirksamkeit Müllner's in unserer Literatur ist hinlänglich bekannt; als Dramatiker hatte er, besonders durch seine „Schuld“, mit die größten Erfolge unter den Zeitgenossen aufzuweisen. Die Erinnerung an denselben wurde einigermaßen durch die heftige Polemik getrübt, mit der er sich gegen seine Gegner zur Wehr setzte oder auch neue Gegner sich schuf. Das erkennen selbst diejenigen an, welche an die Säcularfeier des Dichters erinnern: „Müllner beschäftigte sich von 1820 an nur mit kritisch-literarischen Arbeiten, er redigirte nacheinander von Weißenfels aus mehrere Blätter, unter denen seine «Mitternachtszeitung» wol das meiste Aufsehen erregte. Leider kam seine kritische Feder wegen ihrer Schärfe und herben Laune vielfach in schlimmen Streit mit den zahllosen Schriftstellern zweiten Ranges, die in seiner Zeit die Literatur, soweit sie eben unvermeidliches Handwerk ist, be-

herrschten. Dieser Misston ist selbst später über sein Grab hinaus nicht verstummt und hat vieles dazu beigetragen, daß heute noch keine unparteiische Biographie über ihn existirt, ja daß sogar unter dem Druck dieser Parteilichkeit und schiefen Darstellung heute noch sein eigentlicher Ruhm, der aus dem Werth seiner Schriften hervorgeht, seltsam verdunkelt erscheint." Müllner starb in seiner Vaterstadt Weißenfels am 11. Juni 1829, an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn zwei Tage vorher bei dem Schützenfeste im Schützenhause getroffen hatte. Seine Beerdigung war eine glänzende. Die Freunde Müllner's fordern jetzt auf, ihm ein Denkmal in seiner Vaterstadt zu setzen oder mindestens sein Wohnhaus in Weißenfels sowie das Herrenhaus in Langendorf, in welchem Müllner geboren wurde und dessen jetziger Besitzer der Geheime Justizrath Tellemann in Naumburg ist, mit Votivtafeln zu schmücken; die dazu nöthige Summe sollte durch den Ertrag von Theatervorstellungen seiner Stücke in Berlin zusammengebracht werden. Daß Müllner's Verdienste als Dramatiker eine solche Anerkennung verdienen, darüber kann kein Zweifel sein. Die Zeitgenossen erkannten „Die Schuld" lebhafter an als „Die Ahnfrau" von Grillparzer; ja sie schätzten sie selbst höher als seine beiden spätern Dramen „Yngurd" und „Die Albaneserin"; wir aber meinen, daß gerade in den beiden letztern Stücken Müllner's der Kern eines tüchtigen Talentes steckt. Die Stadt Weißenfels sollte sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, einen Autor zu feiern, der doch nicht blos eine locale Berühmtheit war, sondern einen nationalen Ruf erlangt hat, wie bescheiden auch diese Anerkennung der kleinen Stadt an der Saale ausfallen mag neben der großen und überschwenglichen Grillparzerfeier der stolzen Donaustadt. Wir Deutsche mögen darin den Italienern nacheifern, welche ihren poetischen und künstlerischen Localgöttern, wenn sie nur über das Weichbild der Stadt hinaus genannt wurden, kleine Denkmäler errichteten in Kirchen und auf öffentlichen Plätzen, nach dem Vorbild des Prato della valle in Padua.

Wir finden es deshalb auch ganz in der Ordnung, wenn die Stadt Neubrandenburg dem plattdeutschen Humoristen Fritz Reuter ein Denkmal errichten will, da Reuter in dieser Stadt sich 1856—63 aufgehalten und hier die besten Jahre seines dichterischen Schaffens verlebt hat. Wir wollen dabei gern davon absehen, daß, wie es in dem Aufruf des provisorischen Comités heißt, „Neubrandenburg unter den mecklenburgischen Städten durch seine Lage als Knotenpunkt bedeutender Verkehrsstraßen unmittelbar an den durch Mecklenburg führenden Bahnen, sowie durch die Vorzüge seiner von der Natur aufs reichste ausgestatteten Umgebungen einen besondern Anspruch darauf erheben darf, als Ort für ein neu zu errichtendes Reuterdenkmal gewählt zu werden". Uns genügt als Rechtstitel Reuter's längerer Aufenthalt in der Stadt und der gute Wille seiner Bewohner, das Andenken des Dichters zu ehren.

Bibliographie.

Ardenne, A. Freih. v., Geschichte des Zieten'schen Husaren-Regiments. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Thlr.

Ayn hertzlich gruez Gott allen denen lieben mannen so da seynd herkumen nach München zue dem vast übermechtigen singturney etc. München, Fritsch. 8. 7½ Ngr.

Bergner, A., Die Anziehung und Abstossung durch Wärme und Licht und die Abstossung durch Schall. Boizenburg, Herold. Gr. 8. 12 Ngr.

Beyschlag, W., Die christliche Gemeindeverfassung im Zeitalter des neuen Testaments. Von der Teyler'schen theologischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift. Harlem. Gr. 8. 1 Thlr. 3½ Ngr.

Bibliothek für Haus und Reise. 23. Bd.: Die Auferstandenen. Von M. Ring. Berlin, Goldschmidt. 8. 10 Ngr.

Fürst Bismarck, der Führer zu Deutschlands Größe und Einheit. Ein Charakterbild für das deutsche Volk. Leipzig, Kunze. 8. 7½ Ngr.

Blätter zur Erinnerung an den verewigten Rektor der lateinischen Schule zu Nürtingen Heinrich Planck. Tübingen, Fues. Gr. 8. 6 Ngr.

Bockenheimer, K. G., Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz. Mainz, Diemer. Gr. 8. 16 Ngr.

Bücher, K., Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 20 Ngr.

Chlebik, F., Die Frage über die Entstehung der Arten, logisch und empirisch beleuchtet. 2te Abhandlung. Berlin, Denicke. Gr. 8. 15 Ngr.

Vergleichende Darstellung der Wehrverhältnisse in Europa zu Land und zur See. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Gr. 4. 16 Ngr.

Doehler, E., Das Zeitalter des Perikles. Nach M. E. Filleul deutsch bearbeitet. 1ster Bd. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Dunger, H., Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Plauen, Neupert. 16. 12 Ngr.

Düntzer, H., Charlotte von Stein, Goethe's Freundin. Ein Lebensbild mit Benutzung der Familienpapiere. 2ter Bd. 1794—1827. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Eimer, T., Zoologische Untersuchungen. 1stes Heft. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 18 Ngr.

Eynern, E. v., Wider die Socialdemokratie und Verwandtes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Fercher v. Steinwand, Gräfin Seelenbraut. Ein Gedicht. Hamburg, Richter. 8. 10 Ngr.

Fiedler, H., Die Stadt Plauen im Voigtlande. Eine historische Skizze. Plauen, Neupert. Gr. 8. 12 Ngr.

Franck, K., Grundwahrheiten der Religion in Vorträgen. Gotha, F. A. Perthes. 8. 16 Ngr.

Gaboriau, E., Der Strick um den Hals. Criminal-Roman. 4 Bde. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 4 Thlr.

Golther, L., Der Staat und die katholische Kirche im Königreich Württemberg. Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Verhältnisses zwischen beiden und des geltenden Rechts auf Grund der Gesetzgebung von 1873. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 4 Thlr.

Haeckel, E., Anthropogenie. Entwickelungsgeschichte des Menschen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Harms, F., Ueber den Begriff der Psychologie. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 15 Ngr.

Hebler, C., Aufsätze über Shakespeare. 2te, beträchtlich vermehrte Ausgabe. Bern, Dalp. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Helmuth, A., Geist und Form. Ein Wort über Truppenleistung und Infanterie-Reglement. Berlin, Bath. Gr. 8. 10 Ngr.

Herrmann, A., Ludwig der Bärtige, der Baiernherzog von Ingolstadt. Trauerspiel. Hannover, Helwing. 8. 20 Ngr.

Hollenberg, W., Professor J. Hülsmann. Aus seinem Leben und seinen Aufzeichnungen. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Holtzmann, A., Deutsche Mythologie. Vorlesungen. Herausgegeben von A. Holder. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jordan's, W., Nibelunge. 2tes Lied. Hildebrants Heimkehr. 2 Thle. Frankfurt a. M., Jordan. Gr. 8. 4 Thlr.

Kaufmann, G., Die fasten der späteren kaiserzeit als ein mittel zur kritik der weströmischen chroniken. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 12 Ngr.

Kenner, C., Backfischchens Reise in die Schweiz. Zofingen, Schauenberg-Ott. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kratz, H., Die Logik und die Schule. Eine Frage der inneren Schulpraxis. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 5 Ngr.

Krebs, G., Einleitung in die mechanische Wärmetheorie. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Laur, E., Zur Geschichte der französischen Literatur. Drei academische Vorlesungen. Mannheim, Schneider. 8. 25 Ngr.

Lemnius, S., Die Raeteis. Schweizerisch-deutscher Krieg von 1499. Epos in IX Gesängen. Unter Veranstaltung der historisch-antiquarischen Gesellschaft Graubündens herausgegeben mit Vorwort und Commentar von P. Plattner. Chur, Kellenberger. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Leser, E., Der Begriff des Reichthums bei Adam Smith. Eine nationalökonomische Untersuchung. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 Thlr.

Lockyer, J. N., Das Spectroscop und seine Anwendungen. Eine übersichtliche Darstellung des gesammten Gebietes der Spectralanalyse. Eingeführt und bevorwortet durch H. Schellen. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Noiré, L., Die Entwickelung der Kunst in der Stufenfolge der einzelnen Künste. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Müller, J., Interpunktionsregeln. Entwurf zur Feststellung einer einheitlichen Interpunktion. Plauen, Neupert. 8. 4 Ngr.

— — Das deutsche Volkstum und das Christentum. Rede. Plauen, Neupert. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Nibelungenlied. Schulausgabe. Mit Einleitung und Wörterbuch von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 20 Ngr.

Otto, Louise, Ein bedenkliches Geheimniß. Erzählung aus der Gegenwart. Leipzig, Theile. 1875. 8. 1 Thlr.

Ostendorf, J., Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule. Rede. Düsseldorf, Schaub. 8. 7½ Ngr.

Paalzow, Henriette, Sämmtliche Romane. Neue Ausgabe. 1ste Lief. Stuttgart, Heitz. 16. 4 Ngr.

Reich, E., Studien über die Feiertage. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 26 Ngr.

Rullmann, W., Am Genfersee. Bilder und Skizzen aus Montreux und Umgebung. Zofingen, Schauenberg-Ott. 8. 20 Ngr.

Schmid, U. R., Blüthen einer Weltanschauung. 2te vermehrte Ausgabe. Jena, Neuenhahn. 16. 1 Thlr.

Starcke, H., Die Inscenirung und Charakteristik deutscher, italienischer und französischer Opern. Leitfaden für Theater-Verwaltungen, Regisseure, Opernsänger, Capellmeister etc. 1ste Lief. Lucrezia Borgia, Oper von Donizetti. Erfurt, Bartholomäus. Gr. 8. 15 Ngr.

Steub, L., Kleinere Schriften. 3ter Bd. Tirolische Miscellen. Stuttgart, Cotta. 8. 2 Thlr.

Walcker, C., Kirchenpolitische, volkswirthschaftliche und politische Zeitfragen. 1ste Lief. Leipzig, Luckhardt. Gr. 8. 15 Ngr.

Waldow, E. v., Das Sündenerbe. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Simon. 8. 4 Thlr.

Zenker, W., Der Venusdurchgang durch die Sonnenscheibe am 8/9. Dezember 1874 und die zur Beobachtung desselben ausgesandten deutschen Expeditionen. Ein populärer Vortrag. Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 43. —— 22. October 1874.

Zur neuen Geschichte und neuesten Politik.

1. Geschichte der Jahre 1813—15. Von W. Kopp. Mit 16 Specialkarten. Berlin, W. Müller. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Erhebung Preußens, die Umgestaltung Deutschlands, die Einigung der deutschen Stämme und die Gründung eines Deutschen Reichs, jahrzehntelang erstrebt, endlich in die Wirklichkeit gesetzt wie ein riesiger Denkstein, werden noch auf viele Jahre hinaus die günstigsten Motive für die Darstellung des deutschen Geschichtschreibers sein. Wenn auch, ohne neue Bismarck'sche Enthüllungen, des Unbekannten uns nicht zu viel wird geboten werden, so ist es doch schon ein verdienstliches Werk, Bekanntes unter neuen Gesichtspunkten aufzufassen, mit frischer Staffage auszustatten und nationale Folgerungen daran zu knüpfen. Die „Geschichte der Jahre 1813—15" ist zwar hinlänglich bekannt; der vierte Band des Häusser'schen Werks hat längst die meisten unserer Wünsche befriedigt, und wir könnten nicht sagen, daß das Kopp'sche Buch im wesentlichen viel Neues zu bieten vermocht hätte; aber nach den Jahren 1864, 1866, 1870 und 1871 schreibt sich doch auch die Geschichte der Freiheitskriege etwas anders, und liest sich anders. Die Spitze der Darstellung wird denn doch weit entschiedener nach Preußen sich richten; die Chancen und Schwierigkeiten für das Emporkommen dieses Staats und für die Erringung einer seiner würdigen Stellung, theils Oesterreich, theils den Mittel- und Kleinstaaten gegenüber, werden eingehender besprochen, kritischer beleuchtet werden. In diesem Sinne faßt der Verfasser seine Aufgabe auf. Nach einer kurzen Schilderung der vorhergegangenen Napoleon'schen Siegeszüge, des russischen Feldzugs, der tiefen Erniedrigung Deutschlands, der innern Sammlung, geistigen Erhebung und moralischen Befreiung des so tief gedemüthigten Preußens durch die großen Männer der Staatskunst und des Schwerts geht der Verfasser zu dem Jahre 1813 über. Auf angenehme Weise verflicht er eine Darstellung der Antecedentien der Männer, welche in die Geschichte jenes Jahres neugestaltend eingegriffen haben, mit der Schilderung ihrer damaligen Thätigkeit, und so erfahren wir von Stein, Hardenberg, Blücher, Gneisenau, York, Bülow u. a. verschiedene Einzelheiten. Der Vertrag von Kalisch erscheint dem Verfasser als eine Uebereilung des Ministers Hardenberg, welchem es nach dem zu langen Säumen nur darauf ankam, daß endlich einmal losgeschlagen werde, ohne daß er die thatsächlichen Machtverhältnisse Rußlands und Preußens, ihre wirklichen Leistungen im Kriege und die daraus sich ergebenden beiderseitigen Ansprüche mit prüfendem Auge abwog. Eine Uebereilung war es allerdings, doch eine in der damaligen Lage verzeihliche, erst die Undankbarkeit und Scheelsucht der andern Staaten hat dann auf dem Wiener Congreß das Ihrige gethan, dies Versehen für ihre Interessen auszubeuten und für Preußen verhängnißvoll zu machen.

Mit kräftigen Zügen schildert der Verfasser das unpolitische und undeutsche Benehmen des Königs von Sachsen, von dessen Haltung damals so viel abhing (daher sein Verhalten eine andere Beurtheilung erfuhr als das seiner um nichts deutscher gesinnten Collegen in München und in Stuttgart), die mangelhafte Kriegführung des russischen Generals Wittgenstein bei Großgörschen, die unzeitige Eile, mit welcher Kaiser Alexander den Rückzug anordnete; hierauf beschreibt er mit historischer Richtigkeit und lebhaften Farben die weitern Kämpfe dieses Jahres. Daß Bernadotte's heilloses Benehmen nicht noch schärfer gezeichnet worden ist, hat wol seinen Grund darin, daß der Verfasser sich die weise Mäßigung auferlegte, das ungeheuere Material auf den Raum von 222 Seiten zusammenzudrängen. Als die Schattenseite des großen Jahres erkennt der Verfasser mit Recht den Umstand, daß mit dem Hinzutreten Oesterreichs, und vollends der Rheinbundstaaten, der Gedanke an die Wiederherstellung des Deutschen Reichs zurücktreten mußte, um auf mehrere Jahrzehnte hinaus begraben zu werden.

Uebrigens so bedauerlich auch dieses Resultat war,

so beklagen wir es doch sowenig als die Resultate der Bewegung von 1848; denn, die wirkliche Sachlage und die Personen fest ins Auge gefaßt, was wäre wol damals für ein lächerliches und verzwicktes deutsches Reich geschaffen worden? Die politische Schmach von 1815 und die Experimentirkünste von 1848 haben die Jahre 1866 und 1870 vorbereitet und deren Nothwendigkeit evident nachgewiesen, und was damals, von unberufenen Händen angefaßt, doch nur verpfuscht worden wäre, kam nun in die inzwischen erstarkte Hand des Meisters, und der Guß gelang. Das Erstarken fand statt trotz der, wie der Verfasser bemerkt, geflissentlich schlechten Arrondirung, die der kluge Metternich auf dem Wiener Congreß dem rivalisirenden Preußen gegeben hat. Für nationale Anschauungen nicht empfänglich, bedachte derselbe nicht, daß Preußen, indem es fast all seine polnischen Besitzungen verlor und dafür in Sachsen und am Rhein deutsches Land bekam, im ganzen doch einen guten Tausch machte, und daß das nämliche Preußen, dessen Leib vom Memel bis zum Rhein und gegen die Ardennen hin in zum Theil sehr schmächtigen Formen sich erstreckte, infolge dessen darauf angewiesen war, mit allen Mittel- und Kleinstaaten Norddeutschlands in den innigsten Verkehr zu treten, commerzielle und militärische Bündnisse mit ihnen zu schließen und sie nach und nach vollständig mit seinem Geiste zu durchdringen. Ein in ähnlicher Weise wie Oesterreich abgeschlossenes Preußen hätte die nationale Führerrolle, welche es seit Gründung des Zollvereins thatsächlich übernahm und trotz aller, zum Theil in Preußen selbst liegenden Schwierigkeiten fort- und durchführte, nicht mit einem so zwingenden, gebieterischen Einfluß auf Kleindeutschland zu übernehmen vermocht. Mit einer Würdigung der Bundesacte und einer Hinweisung auf die Geschicke der Gegenwart schließt das lesenswerthe Buch, dessen Schlachtenschilderungen, Waterloo voran, sehr anschaulich gehalten sind und dessen in den Text einbezogene Specialkarten das Verständniß erleichtern. Am Schluß ist noch eine Zeittafel der Hauptereignisse von 1812—15 beigefügt, welche dem Referenten nur zu der einen Bemerkung Anlaß gibt, daß für die Schlacht von Kulm und Nollendorf der 29. und 30. August, nicht blos der 30. August, zu notiren sind.

2. Der Freiherr vom Stein und die deutsche Frage auf dem Wiener Congresse. Von Albert Duncker. Hanau, König. 1873. Gr. 8. 10 Ngr.

Wenn wir sagen, daß der Minister Friedrich Wilhelm's III. eine schwierigere Arbeit gehabt habe als der Minister Wilhelm's I., so ist sofort einleuchtend, was damit gemeint ist. Die politische Luft hatte sich damals noch nicht so abgeklärt, daß die Ziele hell und deutlich hervortraten, und wenn dies auch der Fall gewesen wäre, so mußten ja, und dies war die Hauptsache, auch die besten und kühnsten Plane unter den Dornen der über Deutschlands Geschicke zu Gericht sitzenden und entscheidenden ausländischen Diplomatie ersticken. Es brauchte ein volles halbes Jahrhundert, um jedem, der begreifen konnte und wollte, begreiflich zu machen, daß mit dem Ueberwuchern des mittelstaatlichen Einflusses in den Bundestagssitzungen Deutschland schlecht gedient sei, und daß nur derjenige Staat, und zwar ganz ausschließlich, an die Spitze zu stellen sei, welcher für Deutschland am meisten zu leisten vermöge und am meisten geleistet habe. Darüber ist in unsern Tagen die ganze historische und staatsmännische Welt einig; aber in den Zeiten des Wiener Congresses herrschte, wie überhaupt, so auch in dieser Frage ein Chaos, und selbst ein so klarer Kopf und entschiedener Charakter wie Stein war nicht im Stande, die deutsche Frage mit seinem Scharfblick zu beherrschen und in sachgemäßen Vorschlägen ihre Lösung vorzubereiten; vielmehr sehen wir ihn zu Gunsten Oesterreichs und der Kleinstaaten Ansichten entwickeln, welche neuern Kritikern Anlaß zu dem Vorwurfe geben, er habe die Bedeutung Preußens und die Kraft des deutschen Volks unterschätzt. Diesen Vorwurf kritisirend erklärt der Verfasser, man dürfe nicht vergessen, daß Stein, der Reformer und Agitator, weit höher stehe als Stein, der schöpferische Politiker, und schildert nun die verschiedenen Phasen, welche die Stein'schen Anschauungen über eine Lösung der deutschen Frage durchlaufen haben, in ebenso gelehrter als klarer und fesselnder Weise, die hierher gehörigen Monographien und Geschichtsbücher mit Geschick benutzend.

Schon im Jahre 1811, als Stein geächtet und flüchtig in Prag sich aufhält, denkt er, auf den baldigen Sturz Napoleon's mit Bestimmtheit rechnend, an eine neue Verfassung Deutschlands, spricht, ohne nähere Angaben, von einem engern Zusammenschließen der Bundesglieder und findet sein Ideal in den kaiserlichen Zuständen des 10. bis 13. Jahrhunderts. Bald darauf drückt er sich in einer von dem russischen Cabinet eingeforderten Denkschrift etwas realer aus; er hält die Kaiseridee für unausführbar bei der Existenz zweier Großmächte und spricht von einer Theilung Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen in der Weise, daß neben diesen Staaten ein süddeutsches und ein norddeutsches Königreich geschaffen würde, jenes unter Oesterreichs, dieses unter Preußens Einfluß und Herrschaft stehend, wozu sich die mittlern und kleinern Fürsten wie mittelalterliche Vasallen verhielten. Ueber diese nicht sehr praktischen Vorschläge entspann sich zwischen Stein und dem hannoverischen Staatsminister Grafen Münster eine Correspondenz, in welcher dieser einen noch in unsern Tagen im Welfenreiche sichtbaren Particularismus und Preußenhaß entwickelt, jener die Fahne Deutschlands schwingt. Es ist ein schönes Wort, wenn Stein am 1. December 1812 schreibt:

> Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblicke großer Entwickelung vollkommen gleichgültig; es sind blos Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden.

Man konnte sich kaum größer, kaum gewaltiger über Deutschlands Zukunft ausdrücken. Und wie kleinlich, wie kurzsichtig antwortet am 4. Januar 1813 der welfische Graf Münster, indem er zuerst Stein fragt, warum er denn, wenn ihm die Dynastien so gleichgültig seien, nicht Hannover an die Stelle Preußens setze, und dann seinem Preußenhaß durch die unprophetischen Worte Luft macht: „Preußens Macht lebt nur noch in der Erinnerung. Sie

mag zwischen der Weichsel und Elbe als Macht zweiter oder dritter Größe aufstehen. Warum sollte Rußland nicht die Weichsel als Lohn seiner Thaten erhalten?" Zwei unversöhnliche Welten standen sich hier gegenüber, die erst im Jahre 1866 ihren Streitigkeiten ein Ziel setzten; freilich in einer Weise, daß der eine Theil, und zwar derjenige, der dies am meisten verdiente, dabei zu Grunde ging. Es folgte der Vertrag von Kalisch, bei dessen Abschluß Stein weniger Preußens Größe als Deutschlands Befreiung im Auge gehabt zu haben scheint, eben damit, wie manche ihm vorwerfen, Preußen schwer schädigend, und am 9. September 1813 der Vertrag von Teplitz zwischen den kalischer Verbündeten und Oesterreich, worin Stein auf Oesterreichs Verlangen den Fürsten des aufzulösenden Rheinbundes völlige Unabhängigkeit zugestehen mußte, was zu dem obenangeführten Vasallenthum schlecht paßte. Der Dualismus wurde über Bord geworfen, eine neue Bundesverfassung, bei welcher Oesterreich, Preußen und die Kleinstaaten alle unter ein Dach kommen sollten, ausgearbeitet, dazwischen hinein aber immer wieder an die Wiederherstellung der Kaiserwürde gedacht. Es trat eine Zeit des Schwankens ein; die Schale des Kaiserthums beginnt zu sinken, zumal da Metternich in wegwerfendem Tone sich darüber äußert. Ganz in diesem Sinne sprach sich am 1. März 1813 der Vertrag von Chaumont aus: kein Wort von Kaiserwürde, dagegen die präcise Bestimmung, daß Deutschland aus unabhängigen Staaten, welche durch einen fortwährenden Bund miteinander vereinigt sein müßten, bestehen solle. Damit ist der neuen Bundesacte ihr souveräner Stempel aufgedrückt. Auf dies hin verfaßte Stein für Kaiser Alexander und für die Minister Hardenberg und Münster seine Denkschrift vom 10. März, in welcher er an die Spitze des Bundes ein Directorium, das aus Oesterreich, Preußen, Baiern und Hannover bestände, stellen und eine Bundesversammlung bilden will, in der Abgeordnete der Fürsten und Hansestädte nebst Deputirten als Vertreter der Provinzialstände der einzelnen Staaten Sitz haben sollen. So schwach uns manches hiervon jetzt erscheinen mag (das Vordrängen des damals unvermeidlichen Münster'schen Hannovers ist besonders zu beachten), so tritt solches doch sehr in den Hintergrund gegen die Thatsache, daß Stein im Jahre 1814 eine Volksvertretung im Bunde, Landstände für jeden einzelnen Bundesstaat, Aufhebung der binnenländischen Zollschranken verlangt. Einen merkwürdigen Vorschlag machte in einem neuen Entwurf der preußische Staatskanzler von Hardenberg. Danach sollten Oesterreich und Preußen nur mit einem kleinen Theile ihrer Staaten dem Bunde beitreten, dieser in sieben Kreise eingetheilt werden, deren Obersten zusammen die Executive haben mit einem österreichisch-preußischen Directorium, während ein Rath der Fürsten und Stände gemeinschaftlich die gesetzgebende Gewalt ausüben sollte. Von einer Gleichstellung Hannovers mit Preußen ist begreiflicherweise in diesem Hardenberg'schen Entwurfe nicht die Rede.

Auf dem Congreß zu Wien, wo Stein am 15. September 1814 eintraf, fand er die aus Oesterreich, Preußen, Hannover, Baiern und Würtemberg bestehende „Fünfercommission", welche die deutschen Verfassungs- und Gebietsfragen zu behandeln hatte und über die von den drei erstgenannten Staaten vorgelegten „Grundzüge zu einer deutschen Verfassung in zwölf Artikeln" verhandelte. Stein's Befürchtungen, daß die beiden süddeutschen Rheinbundstaaten, welche auf französische Einflüsterungen hörten und vom Souveränetätsschwindel besessen waren, das ganze Verfassungswesen verpfuschen würden, ging vollständig in Erfüllung. Die Maximilian und Friedrich von Napoleon's Gnaden führten eine Sprache, als ob ihre Souveränetät auf einem Sockel von Jahrhunderten, nicht auf einem unter der Bedingung der Vasallenschaft und fortwährender Betheiligung an gallischen Raubzügen von einem fremden Soldatenkaiser angeordneten Pfahlsystem ruhte. Das Recht, mit fremden Staaten Verträge abzuschließen und Kriege zu führen, wollten diese Emporkömmlinge an der Isar und am Nesenbach um keinen Preis abtreten, und gegen die Vertreter der deutschen Kleinstaaten führten sie eine Sprache, welche deutlich zeigte, wie leid es ihnen thue, daß sie dieselben nicht auch vollends, wie die Fugger und Hohenlohe, hätten verspeisen können. Die Reaction konnte nicht ausbleiben. Diese Kleinstaaten, keinen Augenblick ihres Lebens sicher, glaubten nur in einem Bunde Schutz zu finden, dessen oberster Grundsatz sei, daß alle Mitglieder desselben, die kleinen wie die großen, die nämlichen Rechte hätten und an der Constituirung und Regierung des neu zu gründenden Deutschland sich in gleicher Weise betheiligten, und ihr Führer, Hans von Gagern, ging sogar so weit, daß er, um von dem übermächtigen Einfluß Oesterreichs und Preußens nicht genirt zu sein, an einen deutschen Bund dachte, der blos aus den Mittel- und Kleinstaaten bestände, Oesterreich und Preußen ausschlösse, dagegen Dänemark und die Niederlande in sich aufnähme. Von der Ausführung einer so unpolitischen Politik konnte natürlich keine Rede sein, Gagern wandte sich bald mit Eifer der Kaiseridee zu und sah die Wiederherstellung des Wahlkaiserthums, auf das in erster Linie das Haus Habsburg Anspruch zu erheben habe, als den Schlußstein des neuen politischen Gebäudes an. Diesen zum Theil phantastischen Anschauungen und Ausführungen seines nassauischen Landsmanns folgte Stein nicht, doch benutzte er die Opposition der von diesem vertretenen 31 Kleinstaaten, um von seinen ursprünglichen Bundesideen möglichst viel zu retten und den Widerstand Baierns und Würtembergs zu brechen. Er wandte sich zu diesem Behufe in einer neuen Denkschrift an Kaiser Alexander und bat ihn, Oesterreich und Preußen zum Festhalten an den „zwölf Artikeln" zu vermögen. Dies geschah, und die Folge war das grollende Zurücktreten Friedrich's von Würtemberg von der Fünfercommission und damit die Sprengung derselben, während zu gleicher Zeit die von Stein abgefaßte Declaration der Kleinstaaten den Ministern Metternich und Hardenberg übergeben ward, worin jene eine Bundesverfassung, welche auf der Basis gleicher Rechte und einer vollständigen Repräsentation aller Bundesglieder beruhe, verlangten, jede Einschränkung ihrer Souveränetät, welche zum Besten des Ganzen als allgemein verbindlich für alle beschlossen würde, vorweg zugestanden, landständische Verfassungen den Einzelstaaten vindicirten und einen festen Bestand dieser neuen Gestaltungen nur in der Wahl eines „gemeinsamen Oberhauptes" fanden. Damit war Stein, trotz seiner Erklä-

rungen nach dem Vertrag von Chaumont, auf die damals in der Luft liegende Kaiseridee zurückgekommen und trug im Namen der Kleinstaaten dem Hause Habsburg, dessen historisches Recht auf diese Würde anerkannt wurde, die deutsche Kaiserkrone an. Kaiser Franz und Metternich hatten sich zwar früher gegen die Wiederannahme dieser Krone ausgesprochen, zeigten aber auf einmal wieder große Lust dazu, schon um die Unterordnung des verhaßten Preußens hell ins Licht zu setzen. Dieses selbst aber, durch die Opposition Oesterreichs in der sächsischen und polnischen Frage, und vollends durch den Abschluß des Bündnisses vom 3. Januar 1815 mit Recht erbittert und voll Mistrauen gegen Oesterreich, stellte sich nun der Wiederherstellung des Kaiserthums aufs entschiedenste entgegen. Dagegen unterstützte Kaiser Alexander, der es in seinem Interesse fand, die Spaltung zwischen Oesterreich und Preußen zu erhalten, Preußen in Deutschland zu isoliren und dadurch auf Rußlands Bundesgenossenschaft anzuweisen, den Kaiserplan; er ließ durch den Grafen Kapodistrias eine Denkschrift ausarbeiten, und man muß es auffallend finden, daß in diesem Stadium der unglücklichen Frage Stein noch für dieselbe plaidirte. Es ist unmöglich zu glauben, daß Stein, der deutsche Mann, mit voller Kenntniß der russischen Absichten und Ziele gegen das wahre Interesse Deutschlands im Interesse Rußlands sprach und wirkte; vielmehr zeigt sich hier wieder der von dem Verfasser hervorgehobene Mangel an Sinn für hohe Politik und deren Details. Festgerannt, wie viele andere, in seine Kaiserträume, hielt er daran fest, schon aus Groll gegen die übermüthigen Rheinbundstaaten, auch auf die Gefahr hin, daß Preußen, das schon bei der Vertheilung der Länderbeute zu kurz gekommen, in eine unwürdige Stellung Oesterreich gegenüber versetzt würde. War ja doch alle Welt über die Competenzen dieses Kaiserthums sehr im Unklaren! Schmal genug sollten sie ausfallen, und deswegen erklärten Franz und Metternich, daß sie den Plan ganz aufgäben.

Die schärfste Kritik der Stein'schen Kaiserdenkschrift übte Wilhelm von Humboldt in seinem „Mémoire" vom 24. Februar 1815, in welchem er die Unmöglichkeit, dem Kaiser eine factische Macht zu verleihen, nachwies, die frühere und künftige Sonderpolitik Oesterreichs charakterisirte, die Wichtigkeit der Harmonie Preußens und Oesterreichs für den Frieden Deutschlands und Europas klar stellte, freilich auch von dem Interesse des Auslandes für die Lockerheit eines Staatenbundes, von den Bündnissen deutscher Fürsten mit dem Auslande und von der Obliegenheit Baierns und der andern Mittelstaaten sprach, im Bunde mit den fremden Mächten die verfassungsmäßige Neutralität bei einem etwaigen preußisch-österreichischen Kriege zu wahren. Wie Stein, um den Rheinbündlern einen Schlag zu versetzen, für die Kaiseridee wirkte, so spricht hier Humboldt, um dieser Idee entgegenzuwirken, mit aller Gelassenheit Sätze aus, wie sie den Rheinbündlern nicht angenehm sein konnten. Durch diese preußische Denkschrift war die Thätigkeit Stein's für das deutsche Verfassungswerk im ganzen und großen lahm gelegt; der Krieg von 1815 begann, die Verhandlungen dauerten ohne seine Betheiligung fort, und Stein verließ am 28. Mai Wien mismuthig und mit geringen Erwartungen; und doch blieb die Wirklichkeit noch hinter seinen Erwartungen zurück. Die Bundesacte wurde am 8. Juni unterzeichnet, und Stein äußerte sich in einer Denkschrift an das russische Cabinet vom 24. Juni sehr misbilligend über eine Verfassung, welche dem Ganzen so wenig gemeinsame Institutionen zuwies und die Rechte des Einzelnen theils gar nicht berührte, theils durch nichts sicherte. Die persönliche Theilnahme an der Politik war ihm auf lange Zeit verleidet; die ihm von Oesterreich angebotene Präsidentenstelle bei dem Bundestag und den ihm von Preußen angetragenen Gesandtschaftsposten in Frankfurt nahm er nicht an, behielt aber ein warmes Herz für die deutschen Angelegenheiten, von Oesterreich sich immer mehr abwendend, in Preußen den Staat der deutschen Zukunft sehend.

In einem Anhang von wenigen Blättern findet sich noch eine Polemik des Verfassers 1) gegen den wiener Docenten Lentner, welcher der Festrede Sybel's gegenüber den großdeutschen Standpunkt in der Auffassung von Stein's deutscher Politik mit mehr Eifer als Sachkenntniß hervorhob, 2) gegen Konstantin Rößler, welcher Stein vorwarf, daß er den Siebenjährigen Krieg und die im Jahre 1813 hervorgetretene Volkskraft nicht genügend zu schätzen gewußt habe, und 3) gegen O. Mejer, welcher Stein den Gedanken an ein Deutschland ohne Oesterreich mit preußischer Führung unterlegte, was der Verfasser nicht zugesteht.

Die schön und klar geschriebene Schrift enthält, wie in Vorstehendem angedeutet ist, eine Fülle von interessanten Thatsachen und trefflichen Gedanken und stellt den Freiherrn vom Stein als in Wahrheit des alten Reiches letzten Ritter dar, welcher, um eines Hauptes Länge größer als alle damaligen Staatsmänner, das Interesse Deutschlands immer aufs kräftigste und beste wahrte, wenn er auch, wie wir gesehen haben, menschlich kurzsichitg wie andere, da und dort in den Mitteln fehlgriff. Aber unterdrücken können wir die Bemerkung nicht, welch ungeheuern Fortschritt die eine Thatsache bezeichnet, daß, während in dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Deutschland noch in vollster Abhängigkeit vom Ausland ist und die deutschen Staatsmänner die Concepte ihrer Denkschriften von fremden Monarchen sich müssen corrigiren lassen, in den sechziger oder siebziger Jahren dieser ausländische Einfluß auf Null reducirt wurde und die deutschen Staatsmänner lieber den größten Krieg anfingen, als daß sie irgendeiner auswärtigen Regierung auch nur den Schatten einer Einmischung gestatteten. Aus dem Deutschland von 1815 etwas Tüchtiges zu machen, war eine Unmöglichkeit, war auch für eine moralische Kraft wie Stein sie hatte eine Sisyphusarbeit; das Deutschland von 1860 und 1870 brauchte nur ein muthiges und kräftiges Anfassen, um, nachdem die ersten Nervenzuckungen überwunden waren, dem größten Staatsmann der Gegenwart über die Trümmer alter Reiche und eingebildeter Souveränetäten freudig zu folgen.

3. Geschichte der Jahre 1867—71. Von Eduard Arnd. Zweiter Band: Geschichte der außereuropäischen Staaten. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist ein verdienstliches Werk von dem Verfasser, daß er neben den europäischen Ereignissen auch die außereuropäischen, welche in den meisten Geschichtsbüchern etwas

zu kurz kommen, zur Darstellung bringt. Es rücken uns denn doch manche transatlantische und manche transuralische Staaten neuerdings wol näher als bisher, und nehmen unser Interesse in einem Grade in Anspruch, wovon wir vor wenigen Jahrzehnten keine Ahnung gehabt haben. Nichts zu sagen von den Vereinigten Staaten Nordamerikas, welche seit der glücklichen Beendigung ihres innern Kriegs zu einer erhöhten Bedeutung gelangt sind und von welchen der Verfasser die erste Periode der Grant'schen Präsidentschaft beschreibt, mit ihren Versuchen, den niedergeworfenen Süden zu versöhnen, die Indianerstämme zu festen Ansiedelungen zu vermögen, die Finanzverhältnisse zu ordnen: wer könnte sich in unserer Zeit einer eingehendern Untersuchung der centralasiatischen Verhältnisse entziehen, welche eben jetzt in Petersburg mit so viel Glück ausgebeutet, in London mit so viel Mistrauen beobachtet werden, und von welchen der Verfasser die Ereignisse bis zum Jahre 1870, bei welchen das Khanat Buchara eine Rolle spielt, beschreibt? Ebenso sind die Ereignisse in China, die Gesandtschaft Burlingame's, das Blutbad in Tientsin, die politisch-religiösen und internationalen Verhältnisse in Japan geeignet, unsere Aufmerksamkeit von Jahr zu Jahr mehr dem fernen Osten zuzuwenden. Die Verhältnisse in Aegypten, wo ein ehrgeiziger Vasall die Geldverlegenheiten seines Oberherrn zur Abzapfung immer neuer Zugeständnisse benutzt, bis von dem Vasallenthum nicht einmal mehr der Name übrigbleibt, schildert der Verfasser mit genauer Angabe der diplomatischen Verhandlungen und der Verdienste Ismail's um die Eröffnung des, wie es scheint, mehr segensreichen als gewinnreichen Suezkanals. Der Krieg der südamerikanischen Republiken La-Plata und Uruguay nebst dem Kaiserthum Brasilien gegen die Republik Paraguay und deren Präsidenten Lopez hat in diesem Buche eine vollständige und übersichtliche Darstellung gefunden. Interessant sind uns auch die Reformbestrebungen der Bewohner Cubas, die, da ihre Forderungen kein Gehör fanden, zur ultima ratio griffen und bis auf den heutigen Tag das Feld behaupten, die wichtige Zuckerfrage in der Schwebe lassend. Für die Geschichte der letzten Jahre ist in diesem Buche hinreichendes Material geboten, und die Brauchbarkeit desselben wird dadurch erhöht, daß der Verfasser am Schluß ein den ersten und zweiten Band umfassendes Personenverzeichniß beigefügt hat, welches für lexikalische Zwecke sehr geeignet ist.

4. Deutsches Kaiserreich mit besonderer Berücksichtigung des deutsch-französischen Kriegs und der deutschen Kaiserkrönung. Von Gustav Quade. Wriezen, Riemschneider. 1873. 8. 1 Thlr.

Dieses Buch enthält eine fortlaufende Kriegsgeschichte, das dazu gehörige diplomatische Vor-, Zwischen- und Nachspiel, die officiellen Kriegsdepeschen und eine eingehende Schilderung des Kriegslebens unsers Kaisers Wilhelm. Die Zeit zur Herausgabe einer solchen Kriegsgeschichte ist nicht günstig gewählt, denn sie kommt zu spät und zu früh; zu spät, weil wir Kriegsgeschichten gewöhnlichen Kalibers schon sehr viele haben, darunter manche ziemlich bessere als die von Quade; zu früh, weil die Herstellung eines Werks von ungewöhnlichem Kaliber durchaus die Benutzung der neuesten militärischen Specialwerke, besonders des Generalstabs-Werks erfordert, also das Abwarten des vollständigen Erscheinens dieses Werks zur Pflicht macht. Wenn der Verfasser es dennoch unternahm, dem Publikum eine neue Darstellung des deutsch-französischen Kriegs zu bieten, so that er es demnach auf die Gefahr hin, daß man sich nach seiner Berechtigung hierzu näher erkundigte. Neues, was nicht theils während des Kriegs, theils unmittelbar nach demselben hätte geschrieben werden können, findet sich in dem ganzen Buche nicht, manche interessante Angabe wird vermißt, und die längst widerlegte Legende, daß am Tage von Gravelotte Moltke die Pommern zum Sturm geführt habe, wird aufs neue als Thatsache aufgeführt. Andererseits ist anzuerkennen, daß manche Thatsachen richtig aufgefaßt und in den rechten Zusammenhang mit andern gebracht worden sind, wie die belgische Eisenbahnfrage 1868, und daß der Verfasser bei Erwähnung der Capitulationen von Straßburg und Metz die schändlichen Verräthereien, durch welche einst diese Städte in die Gewalt der Franzosen gekommen sind, eingehender behandelt und besonders noch das verständige Wort des verstorbenen Königs Wilhelm von Würtemberg: „Solange Straßburg nicht deutsch ist, wird es für die süddeutschen Staaten stets ein Hinderniß sein, sich der deutschen Politik hinzugeben", angeführt hat.

In Kreisen, welche mehr leichte Unterhaltung und prunklose Darstellung als tiefe Auffassung und Belehrung suchen, und in welche die Resultate der neuesten militärischen Untersuchungen noch nicht eingedrungen sind, wird dieses Buch seinen Zweck erfüllen, zumal es einen warmen, nationalen Ton anschlägt.

5. Fürst Bismarck. Eine biographische Skizze. Von W. Görlach. Erstes Bändchen. Stuttgart, Levy u. Müller. 1873. 8. 14 Ngr.

Auf kleinen, hübsch eingerahmten Blättern hat der Verfasser es unternommen, in diesem ersten Bändchen uns das Leben des großen Staatsmannes in einigen Bildern, welche die Zeit von der Kindheit bis zum Antritt der pariser Gesandtschaft umfaßt, auf schlichte Weise vorzuführen. Es sind besonders sechs Lebensstationen, in welchen uns hier Bismarck begegnet: er wird uns als Jüngling, als fertiger Mann, im Kampf für den König gegen die Revolution, als Gesandter in Frankfurt, in Petersburg und in Paris geschildert. Dabei hat der Verfasser gut daran gethan, nicht in den Fehler Hesekiel's zu verfallen und die göttinger Studentenstreiche mit aller Behaglichkeit zu erzählen. Dadurch wurde manchem jungen Manne, dem das Räuspern und Spucken näher lag als der Geist, der jugendliche Kopf verrückt, sodaß er sich dem süßen Wahne hingab, auch bei vollständigem Nichtsthun und bei gründlichem Austoben der Leidenschaften könne er die höchsten Staatsämter erreichen. Der Verfasser hat diesem Lebensabschnitt kaum ein einziges Blatt gewidmet, dagegen die weiche, gemüthliche Seite des zwölfjährigen Otto, sein Gottvertrauen und seinen Sinn für Häuslichkeit hervorgehoben. Von dem Bestreben ausgehend, die Bismarck'sche Eigenart scharf zu zeichnen, das Bleibende festzuhalten, das Wechselnde unter Angabe der Einflüsse und Motive zu den neuen Formen und Gestaltungen überzuleiten, verwebt der

Verfasser in seine gedrängte Darstellung jene große Anzahl von politischen Reden und vertraulichen Briefen Bismarck's, in welchen derselbe über die Revolution von 1848, über die Stellung Preußens zu ihr, über den Beruf Oesterreichs als eines Repräsentanten einer alten deutschen Macht, über die undeutsche Politik Oesterreichs, über die Nothwendigkeit für Preußen, sich von den Fesseln des übermüthigen Bundespräsidiums loszumachen und gegen die Majorisirungsgelüste der Mittel- und Kleinstaaten sich zu schützen, über die nationalen Forderungen und über die nicht mehr zu umgehende Aenderung der abgelebten Bundesverfassung sich ausspricht. Es vollzieht sich hier der Uebergang vom preußischen Junker zum deutschen Staatsmann, vom Verehrer Oesterreichs zum Gegner desselben, vom Gegner einer deutschen Volksvertretung zum Befürworter derselben. Und diese Wandlungen gehen so naturgemäß vor sich unter der Klarstellung der äußern Verhältnisse, und mit solcher Energie und Ueberzeugungskraft tritt Bismarck für das neue Programm ein, daß der neue Bismarck uns kein anderer, nur die Zeit eine andere zu sein scheint. Er selbst sagt hierüber in einem Briefe von 1851: „Wie hat meine Weltanschauung doch in den 14 Jahren seitdem so viele Wandlungen durchgemacht, von denen ich immer die gerade gegenwärtige für die rechte Gestaltung hielt, und wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete!" Das können ihm bekanntlich manche Demokraten nie verzeihen, daß aus dem preußischen Junker ein nationaldeutscher Mann geworden ist, der die „Einheit und Freiheit Deutschlands" auf seine Fahne schreibt; denn sie müssen ja, um recht gründlich schimpfen zu können, ihren nicht zu üppig aufwachsenden Witz weit mehr anstrengen, als wenn sie es mit dem Bismarck von 1847 noch zu thun hätten. Noch übler aber sind über diese Wandlung die Conservativen von der Sorte der berliner Kreuzzeitung zu sprechen, wie dies am 17. December 1873 Gerlach im preußischen Landtag auf eine für ihn sehr nachtheilige Weise gethan hat. Interessant ist, aus einem Briefe von 1858 zu sehen, daß Bismarck schon damals die Nothwendigkeit einer Reorganisation des Zollvereins, einer Kündigung desselben, der Einberufung eines Zollparlaments klar erkannte, den Widerstand der Regierungen für bedeutend hielt, denselben aber durch Dreistigkeit und Consequenz zu bewältigen sicher war; dies war gerade ein Jahrzehnt vor der Berufung des ersten Zollparlaments.

So sehen wir denn nach den ansprechenden Bildern der ersten Galerie dem Erscheinen der zweiten mit Vergnügen entgegen.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Romane und Novellen.

In bunter Menge liegen die verschiedensten Producte der Roman- und Novellenliteratur auf unserm Büchertische verstreut — wir greifen hinein in dieses „Bücherleben" und prüfen, ob es ebenso „interessant" ist wie das „volle Menschenleben".

Wir machen zuerst die Bekanntschaft eines Bandes lose aneinandergereihter Skizzen, welche der besonders in der Frauenwelt als zart gerühmten Feder von Elise Polko ihr Dasein verdanken und unter dem Titel zusammengefaßt sind:

1. Plaudereien von Elise Polko. Mit dem Porträt der Verfasserin nach einer Zeichnung von J. Scherr. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1872. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie wir bereits bemerkt und wie schon der Titel des Buches erkennen läßt, will die Verfasserin der „Plaudereien" unsere Theilnahme nicht für die Entwickelung eines großen Ereignisses oder das Geschick eines einzigen Helden erwecken, was der Zweck des Romans oder der Novelle ist, sondern vielmehr Verstand und Gemüth zu Betrachtungen über eine ganze Reihe von Personen und Begebenheiten anregen, die theilweise bereits geschildert und uns bekannt sind, die es aber verdienen, abermals in stiller Plauderstunde in bunter Folge an uns vorübergeführt zu werden. Es enthalten diese Skizzen gewissermaßen Porträts und Landschaftsbilder aus der Vergangenheit wie aus der Gegenwart, aus der Fremde wie aus der Heimat, von vorwiegend ernster, doch mitunter auch heiterer Färbung, während die Schilderungen, die den Text zu diesen Bildern liefern, sich gefällig in unser Ohr schmeicheln. Willkürlich durcheinandergeworfen finden wir in diesem Buche Königinnen, die Liebe und Leid zu Dichterinnen gemacht, in Gemeinschaft mit resoluten deutschen Schriftstellerinnen, die durch Herausgabe von Kochbüchern sich poetischen Ruhm erworben; ferner führt uns die Erzählerin in die Werkstätten von Malern und Malerinnen, Dichtern, Componisten, einer Bildhauerin u. s. w., sie schildert uns die erschütternden Folgen und den Fanatismus des Hexenglaubens, trägt zugleich aber auch dem großen Zug der Zeit Rechnung, in welcher diese „Plaudereien" entstanden, indem uns die „Geschichte des eisernen Kreuzes" erzählt und der Jubel der „Einzugstage in Berlin im Juni 1871" beschrieben wird.

Was nun unser Urtheil über diese hier flüchtig angedeuteten Skizzen betrifft, so läßt sich dasselbe in dem Ausspruch zusammenfassen, daß alles, was Elise Polko schildert, zart, duftig und einschmeichelnd ist, wenn wir auch in ihrer Schreibweise jene Klarheit und Energie der Darstellung vermissen, die uns ein deutliches, lebensvolles Bild von socialen und individuellen Zuständen gibt; es liegt über diesen Schilderungen jener Duft, zugleich aber auch jener Schleier einer romantischen Sentimentalität, die träumerische Seelen anmuthet und solche Leserinnen, die sich in der behaglichen Einsamkeit ihres Boudoirs gern von den Freuden und Leiden durch Geburt, Talent oder Schönheit ausgezeichneter Wesen erzählen lassen und die Schauer ihrer Herzensqualen mit angenehmem Gruseln nachempfinden, die ein poetisches Clairobscur einem mit energischen Pinselstrichen klar durchgeführten Gemälde

vorziehen, wird diese Gabe der beredten und schöpferischen Muse Elise Polko's willkommen sein.

Da wir heute einmal mit der Besprechung des Zarten und Duftigen in unserer Büchersammlung begonnen und den Miniaturbändchen und Miniaturskizzen den Vortritt vor ihren voluminösern, resoluter auftretenden Geschwistern eingeräumt haben, so lassen wir in Anschluß an Polko'sche „Plaudereien" die poetischen Herzensergüsse eines glücklich Liebenden folgen, indem wir unsere Leser einladen, das nachbenannte elegant ausgestattete Bändchen nach seinem Inhalt zu prüfen:

2. Der Rosenkönig. Von Heinrich Seidel. Berlin, R. Hofmann. 1871. 16. 1 Thlr.

In anmuthiger Sprache schildert uns der Verfasser dieses Bändchens in Tagebuchform eine einfache Liebesgeschichte, wie sie in dem engen Kreise guter, harmloser, mit einem bescheidenen Glück zufriedener Menschen sich abspielt, welche sich inmitten der geräusch- und ränkevollen, nüchternen Welt die angeborene Poesie ihres Wesens bewahrt haben. Rosenduft und Rosenglut strömen dem Leser aus diesen graziösen Schilderungen entgegen, und da Stil und Ausdruck den Situationen und Charakteren vollständig angepaßt und zart und treffend zugleich sind, so verdient der „Rosenkönig", dessen Inhalt gediegen und dessen Auftreten bescheiden ist, nicht nur die lobende Anerkennung der Kritik, sondern auch das Wohlwollen des Lesepublikums, und zwar um so mehr, als in unserer nach Effect haschenden Zeit und inmitten einer Ueberschwemmung des Büchermarktes durch unwahre, seichte und gezierte literarische Erzeugnisse ein Werkchen wie das vorliegende zu den einfachen, edeln und stilvollen Seltenheiten gerechnet werden muß. Ganz besonders empfehlenswerth erscheint uns das Büchlein für solche Frauen, denen nicht das erlaubt scheint, was gefällt, sondern was „sich ziemt".

Bedeutender in der Anlage der Charaktere und Situationen als der „Rosenkönig", dabei gleich poetisch in der Schilderung und Behandlung ihrer Stoffe sind:

3. Zwei Novellen von Stephan Milow. Heidelberg, Weiß. 1872. 8. 20 Ngr.

Abermals ist es der Quell der Liebe, aus dem der Verfasser den Stoff der ersten seiner „Zwei Novellen" schöpft, die in einen Band zusammengefaßt sind und die wir mit lebhaftem Interesse gelesen haben. Diese erste Novelle trägt den Namen ihrer Heldin, „Marzia", und schildert uns in ergreifender Weise nicht das Glück zweier Liebenden, die sich für Zeit und Ewigkeit gefunden, wol aber die dämonische Gewalt der Leidenschaft, durch welche zwei Menschen, die Schicksal, Erziehung, Geburt und Lebensstellung auf entgegengesetzte Bahnen treibt, doch immer wieder zueinander gezogen werden. Ganz besonders ist die Heldin der Novelle, Marzia, von diesem Bann einer unbezwinglichen Liebe gefesselt. Als echtes Kind des Südens mit allem Feuer ihres jugendlichen, unerfahrenen Herzens an den Abgott ihrer Seele sich festklammernd, muß sie ohne die Vereinigung mit dem Heißgeliebten an dieser Liebe sterben. Der Tod ist die einzige Lösung des Conflictes, in welchem sie untergehen muß, da sie nicht dazu erzogen worden, ein allmächtiges natürliches Gefühl, das sie dem geistig sowol wie durch seine Lebensstellung und Bildung ihr überlegenen Geliebten entgegentreibt, resignirend zu beherrschen. Erschüttert verfolgen wir die Entwickelung dieser Herzenstragödie, deren Ende der Tod der unglücklichen Marzia ist, die im Grabe erst die Ruhe findet, die ihrem liebebedürftigen Herzen auf Erden nicht vergönnt gewesen.

Ebenso poetisch behandelt wie die erste Novelle, nur verschieden in ihrem Gegenstand, ist die zweite Geschichte dieses Bändchens: „Arnold Frank's Lebensskizze". Auch diese ergreifende Erzählung trägt jene düstere Färbung, wie sie über Marzia's Schicksal ausgebreitet lag und wie sie die Schilderung der Schatten-, ja Nachtseiten des menschlichen Lebens erfordert. Der Schriftsteller bringt uns in diesem Lebensbilde den Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Kampf einer zartbesaiteten, künstlerischen Natur mit den strengen Anforderungen der gebieterischen Nothwendigkeit zum Bewußtsein. Wir sehen ein großes, edles Herz brechen, weil ihm die Kraft fehlt, muthig gegen die Misère des Daseins zu kämpfen, weil eine falsche Erziehung Arnold Frank zum Denker und Träumer, aber nicht zum entschlossenen Charakter machte, der die Anforderungen der rauhen Wirklichkeit mit den Idealen seines innersten Wesens in Einklang zu bringen versteht. Die Vertreterin der praktischen und prosaischen Außenwelt, der Gegensatz zu der künstlerisch angelegten, feinfühlenden Natur Frank's ist seine Gattin Johanna, die ihren Lebensgefährten und dessen phantastisches Wesen nicht begreift und ihn durch ihr Begegnen, wenn auch unabsichtlich und in der besten Meinung, bitter verwundet. Beide Naturen sind Extreme, die sich vielleicht einmal haben berühren können, einander aber nicht für die Dauer festzuhalten im Stande sind. Das Ende einer solchen Vereinigung aber muß Verzweiflung sein, und der Verfasser hat es verstanden, solchen Lesern, die sich denkend und prüfend in die Probleme der Menschennatur und des Menschenlebens versenken, ein charakteristisches Bild eines verfehlten Lebens zu entwerfen.

Gleichfalls des Daseins Last und Mühe verkündigend, wenn auch am Ende sich in Wohlgefallen auflösend, ist eine Novelle, die in einem Bändchen vor uns liegt. Der Verfasser erfreut uns mit der glücklichen Lösung aller tragischen Verwickelungen und zeigt, wie Tugend und Rechtschaffenheit nach Entbehrung und Mangel durch unverhofftes Glück den wohlverdienten Lohn erhalten, während Eigennutz, Egoismus und Gewinnsucht noch in der zwölften Stunde (im doppelten Sinne des Wortes, wie der Leser finden wird) durch aufrichtige Reue und Buße vergangenes Unrecht sühnen können.

Diese fesselnde Erzählung benennt sich:

4. Trimborn u. Co. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählung von Wilhelm Jensen. Berlin, Gebr. Paetel. 1872. Gr. 16. 20 Ngr.

Der von Kritik wie Publikum nach Verdienst anerkannte Verfasser entwirft uns ein rührendes, humoristisch angehauchtes Genrebild aus dem Leben eines gutmüthigen, liebewarmen, streng gewissenhaften, äußerst, ja übertrieben

beschiedenen Comptoirschreibers, der als ewiger Bräutigam eines Bräutchens, das ebenso rechtschaffen und ebenso arm ist wie er, wenn auch weniger bescheiden und viel resoluter und unternehmungslustiger, auf alle irdischen Güter und Freuden dieses Lebens verzichtet hat und entschlossen ist, als origineller Kauz sich in seines Nichts durchbohrendem Gefühl in sein dunkles Kämmerchen am äußersten Ende der geräuschvollen Stadt zurückzuziehen und sich dort auf immer zu begraben, als am Sylvesterabend sich das Schicksal für ihn erklärt und durch eine Wendung der Dinge, die wir hier nicht verrathen dürfen, den guten Benjamin zum Glücklichsten unter der Sonne und seine Marianne zur strahlendsten aller Bräute macht.

Das vorliegende Genrebild, das mit vielen feinen und charakteristischen, treffenden Details ausgestattet und mit künstlerischem Pinsel gezeichnet ist, dürfte Freunden von Jensen's Poesie besonders willkommen sein.

Während wir Trimborn u. Co. ohne irgendeinem Vorbehalt jedem Leser empfehlen, der unter der Unmasse literarischer Neuigkeiten, die uns täglich geboten werden, etwas Eigenthümliches, Originelles aussucht, sind die drei Novellen, die wir nach beendeter Lektüre von Jensen's Büchlein zur Hand nehmen, wol am besten für die Frauenwelt geeignet. Die anspruchslosen, lebhaft gehaltenen Novellen sind von der als fleißige Romanschriftstellerin bekannten Paula Herbst herausgegeben, die es sich in ihrem Werken angelegen sein läßt, namentlich für solche Frauen zu schreiben, die weniger durch brillante Feuerwerke des Witzes geblendet, noch durch die Schilderung dämonischer Leidenschaften berauscht, sondern mehr durch gemüthvolle Darstellungen des Menschenlebens in seinen verschiedenen Wandlungen, und besonders des Frauenherzens in seinen mannichfachen Entwickelungsphasen, zu ernsterm Nachdenken angeregt sein wollen.

Die drei Novellen, von denen wir sprechen, sind in einem Band zusammengefaßt unter dem Titel:

5. Novellen von Paula Herbst. Schloß Fichtelstein. Glückswechsel. Arabella. Altona, Verlagsbureau. 1873. 8. 1 Thlr.

Wir halten die erste „Schloß Fichtelstein“, für die bedeutendste in der Anlage, doch werden alle drei dem Kreis von Leserinnen, welche die Verfasserin nach ihren größern Romanen und Novellen kennen gelernt und gern zur Lektüre derselben gegriffen haben, eine neue Anregung für Gemüth und Herz bieten, wie die Schriftstellerin sie wol auch beabsichtigt hat.

Doch nicht nur für wackere, solide Hausfrauen, unverdorbene Mädchenherzen und pflichtgetreue Individuen beiderlei Geschlechts bietet unser Büchertisch heute mannichfache, wenn auch zum größten Theil bescheidene Gaben, sondern es fehlt auch für etwas übersättigte Gemüther, die das Pikante und Originelle dem langweilig gleichmäßig Guten vorziehen, nicht an lebendigen, anregenden und spannend geschriebenen Erzählungen und Schilderungen. Vornehmlich sind es zwei Bände Reiselektüre, die von der Bahn der obenbesprochenen Novellen abweichen, da sie, so verschieden die Werke voneinander selbst sind, doch beide in der Absicht geschrieben worden, durch Lebhaftigkeit in Stil und Darstellung den Leser zu fesseln und ihm in jenen Stunden, die wir auf der Reise angenehm vertreiben möchten, ohne unsern Geist besonders anzustrengen, eine willkommene Zerstreuung zu bieten.

Wir erwähnen hier zuerst das geistig bedeutendere Werk, das schon durch den Namen seines Verfassers Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit zu machen berechtigt ist:

6. Ein Hollandgang. Von Karl Gutzkow. Jena, Costenoble. 1872. Gr. 16. 10 Ngr.

Der Verfasser will in dem vorliegenden Werkchen, wie er selbst in seiner Vorrede bemerkt, den Touristen die auf seinem vierzehntägigen „Hollandgang“ empfangenen Reiseeindrücke in Holland anschaulich darstellen und ihm das Resultat seiner Wanderungen in möglichst interessanter, anregender Weise übermitteln. Daß der Verfasser diesen seinen Zweck erreicht und es verstanden hat, [illegible] für seine Schilderungen zu interessiren, bedarf [illegible] kaum der Erwähnung, und wird auch der Nicht-Tourist viel des Trefflichen in dieser Reiselektüre finden.

Weniger stilvoll gehalten ist der zweite Band der Reiselektüre, der sich zwischen den andern [illegible] Sammlung literarischer Neuigkeiten eingeschmuggelt [illegible], wenn wir auch geneigt sind, denselben, da er [illegible] Reiselektüre bestimmt ist, mit weniger kritischen [illegible] betrachten als die solidern Kinder der [illegible] Muse. Dieser zweite Band in unserer heutigen Sammlung, der vierte einer „Reisebibliothek“, die mit [illegible] cher der „Hollandgang“ von Karl Gutzkow [illegible] aus in keinem Zusammenhang steht, ist betitelt:

7. Aus vergangenen Tagen. Erzählungen [illegible] Mohr. I. Leipzig, Luckhardt. 1872. 8. [illegible]

Der vorliegende Band enthält zwei [illegible] 1) „Die Bonbonnière“, eine etwas derb [illegible] gehaltene, uns weniger ansprechende Novelle, [illegible] komische Episode aus dem tollen Régime [illegible] Königs Jérôme von Westfalen enthält, und [illegible] Ludwig und sein Geselle“, eine Geschichte, [illegible] dem einfachen Kreise einer ehrsamen [illegible] nommen ist, die in Meister Ludwig ihr [illegible] ehrt und in dem aus der Fremde eingewanderten [illegible] lumpten, anscheinend ganz bettelarmen [illegible] Luxemburger, im Laufe der Jahre ein hochgeachtetes [illegible] schätztes, einflußreiches Mitglied erhält. Der [illegible] lebenswahr und gemüthvoll gehaltenen [illegible] nicht an interessanten Momenten, besonders [illegible] Lebensgeschichte des Meisters Ludwig und [illegible] geschichte seiner schönen Tochter Lisa eingeflochten [illegible] wenn wir auch am Ende alle Verwirrungen, [illegible] Verfasser uns eingeweiht, zur fröhlichen [illegible] Lösung gebracht sehen, so gelangen die Liebenden [illegible] durch mancherlei Prüfungen und Conflicte [illegible] Vereinigung. Für Liebhaber einer Lektüre, [illegible] bescheidenen Grenzen des ehrsamen Bürgerlebens [illegible] und die uns mit den Holzschnittfiguren [illegible] aus dem Volk in ihrer gesunden, derb-realistischen [illegible] und Weise vertraut macht, wird daher [illegible] des vorliegenden Bändchens nicht uninteressant [illegible]

Noch spannender gehalten als die [illegible] Novelle ist eine Erzählung aus der besondern [illegible]

Felde der Criminalgeschichten als gewandt bekannten Feder Friedrich Friedrich's, und spielt auch diese Erzählung, obwol ihr auf dem Titelblatt kein ominöses „Criminal"- Anhängsel beigefügt worden ist, stark in das aufregende, schauerliche Gebiet jener unheimlichen Geschichten hinein, in denen wir den „Geist, der stets verneint", mit seinen mannichfaltigen Helfershelfern arbeiten sehen und den Untergang seiner Opfer schaudernd beobachten. Die Erzählung führt den anspruchslosen Titel:

8. Nur ein Diener. Erzählung von Friedrich Friedrich. Berlin, Brigl. 1872. 8. 25 Ngr.

Der Held der interessanten Geschichte ist der alte Diener, der mysteriös auf dem Titelblatt figurirt. Durch eine That, die vor dem Gesetze strafbar, vor seinem eigenen Gewissen durchaus nicht zu entschuldigen ist, die er aber vollbringt, da es gilt, den letzten Willen seines geliebten Herrn zu erfüllen und dessen Söhne vor schnödem Betrug zu bewahren, setzt er nicht nur seine bisher makellose Ehre und Rechtschaffenheit, sondern auch sein Leben und das Glück seines Sohnes aufs Spiel. Er bringt das furchtbare Opfer jedoch, weil die edelsten Motive ihn leiten, und so theuer dasselbe auch erkauft ist, so ist es doch nicht vergebens gebracht, da am Ende Lüge und Falschheit die verdiente Strafe empfangen und von dem Arme der rächenden Nemesis ereilt werden, während Recht und Gerechtigkeit in den Besitz jener Güter gelangen, um welche der bittere Streit in der Gemeinschaft von Menschen ausgebrochen, die dazu bestimmt gewesen, Glieder eines Hauses zu sein, und durch Neid und Habgier auf den verschiedensten Wegen auseinandergesprengt wurden.

Obwol unserer Meinung nach diese Erzählung nicht den Eindruck macht wie z. B. die von demselben Verfasser geschriebene und ebenfalls in diesen Blättern freundlich besprochene Novelle „Die verschwundene Depesche", und in Anlage der Situationen wie der Charaktere ganz einfach ist, so müssen wir doch zugeben, daß die Wirkung, die der Autor gerade durch diese Einfachheit seiner künstlerischen Mittel erzielt, nicht unbedeutend ist. So eng der Rahmen ist, in welchen Personen und Ereignisse gefaßt sind, so ausgenutzt im ganzen das Feld der Erbschleicherei und Testamentsumstoßung ist, auf dem sich die Handlung bewegt, so alltäglich die Charaktere der Personen sind, welche auf diesem Felde eine vorzugsweise rege Thätigkeit entfalten, so hat der Verfasser es doch verstanden, unsere Theilnahme für seine Helden, und ganz besonders für den Diener unsere lebhafteste Sympathie zu erwecken. Sprache und Stil sind der schlichten Anlage der Novelle angemessen, und dürfte dieselbe bei Liebhabern von Criminalgeschichten auf eine freundliche Aufnahme Anspruch haben.

Wenn wir infolge unserer kritischen Aufgabe uns nicht das angenehme Vorrecht des Lesers gestatten, nach Wahl und Geschmack unter den Kindern der Romanliteratur unsers Büchertisches auszusuchen, sondern in buntem Durcheinander schließlich alle Bände, die vor uns aufgestapelt liegen, der Reihe nach mustern müssen, so wollen wir wenigstens versuchen, die Bücher, die sich unserer Besprechung darbieten, so gut dies eben anzuordnen ist, in möglichst verwandtschaftliche Beziehungen zueinander zu bringen, wie wir dies überhaupt in unsern Besprechungen stets zu thun bemüht gewesen. Auf die Criminalgeschichte von Friedrich Friedrich lassen wir daher sogleich die Kritik einer Familiengeschichte folgen, in welcher Erbschaftsangelegenheiten, Testamentsverwickelungen und Rechtsverdrehungen ebenfalls die Conflicte herbeiführen, welche die streitenden Parteien miteinander auszukämpfen haben, wenn auch die ganze Anlage hier eine bedeutendere ist. Der Titel derselben ist folgender:

9. Führe uns nicht in Versuchung. Eine Familiengeschichte von Friedrich von Braun. Zwei Bände. Münster, Russel. 1873. 8. 2 Thlr.

Die Begebenheiten, welche die Verwickelung dieser Familiengeschichte zweier vornehmer Geschlechter auf „rother Erde" herbeiführten, sind der schmachvollen Franzosenzeit entlehnt und gipfeln in den Ereignissen der Jahre 1812 und 1813. Auf dem blutigrothen Hintergrunde der Weltgeschichte heben sich die Privatkämpfe der Häuser Laer und Wied in interessanter, obwol nicht immer klar und anschaulich zur Darstellung gebrachter Weise ab, und wenn wir uns erst in unsere Lektüre hineingearbeitet und mit den Weitschweifigkeiten und der umständlichen Schreibweise dieser Familiengeschichte vertraut gemacht haben, so finden wir im großen Ganzen genug des Anziehenden. Unsere Sympathie concentrirt sich auf die beiden Hauptpersonen des Romans, auf die schöne Judith und den ritterlichen Goswin; doch sind auch unter den Charakteren, welche sich um dies Liebespaar gruppiren, so manche originelle Gestalten, wie z. B. der alte, stelzbeinige, gutmüthig polternde Major, der edle, christlich-milde Probst, der in dem Rufe steht, Geisterseher zu sein, die kokette, launenhafte, schöne Stiftsdame Bella mit ihrem leichtsinnigen, glatten Bräutigam, dem Grafen Günther Sendow, die unschuldige blonde Agnes, der lange Alex mit den in der Familiengeschichte jener alten Häuser verspotteten „Ohren von Unna", und endlich die rührenden Gestalten der beiden alten einsamen Frauen Gräfin Helene und Jungfer Lisbeth.

Es fehlt allen diesen Personen der vorliegenden Novelle nicht an fesselnden Zügen wie überhaupt der Erzählung selbst nicht an spannenden Momenten und liebevoll eingehender Darstellung der Zustände, Sitten und Gebräuche auf dem Boden Westfalens, allein es kostet Mühe, ehe man bis zu den verborgenen Schätzen gelangt, die auf dem Grunde dieser Familiengeschichte verborgen liegen, und die Geduld des Lesers wird auf eine harte Probe gestellt, da er sich durch allerlei breite, umständliche Schilderungen, deren Nothwendigkeit wir nicht immer eingesehen haben, durchwinden muß. Was in der Erzählung an fesselndem Inhalt aufgespeichert worden, wird fast aufgehoben durch die Unklarheit und Verschwommenheit der Darstellung.

Der biblische Name, den diese westfälische Geschichte durch den Titel „Führe uns nicht in Versuchung" trägt, führt uns sofort zur Erwähnung eines Bandes von Reiseskizzen, die mit einer reichen Auswahl von Bibelsprüchen, Gesangbuchliedern und Psalmen verziert sind und frommen Gemüthern eine Reihe von Betrachtungen bieten, wie sie ein „Kind Gottes" auf seiner Pilgerfahrt

durch diese Wüste des Lebens anzustellen geneigt ist. Die Sammlung benennt sich:

10. Reisebilder und Heimatklänge. Von O. Funcke. Dritte Reihe. Bremen, Müller. 1873. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser schildert uns in lebensvoller, auch da, wo es am Platze ist, in humoristischer Weise die Eindrücke, die er auf einer Badereise nach Borkum, bei seinem dortigen Aufenthalte und während einer Sommerfrische in dem anmuthigen Thüringen erhalten, und wenn wir die allzu häufige Wiederkehr der obenerwähnten Bibelverse hinwegdenken, so müssen wir zugestehen, daß diese Reisebilder uns nicht nur ein anschauliches Bild von „borkümerlichen" und thüringischen Zuständen insbesondere, sondern im allgemeinen auch beherzigenswerthe Winke in Bezug auf die Besserung socialer Uebelstände geben und überhaupt den Leser zu ernstem Nachdenken über verschiedene Kapitel anregen. Ob derselbe auch immer mit der religiösen Anschauung des Verfassers dieser Reisebilder übereinstimmt, wollen wir hier unerörtert lassen und nur der Wahrheit gemäß constatiren, daß, eine zu verschwenderische Fülle biblischer Citate abgerechnet, wir dem Verfasser Gefühlswärme, Innigkeit der Empfindung, Anschaulichkeit der Darstellung nicht absprechen können, während an andern Stellen diese sonst recht interessanten Skizzen sich zu Predigten umgestalten, die inmitten so vielen heidnischen Christenthums und christlichen Heidenthums „Menschen für das Himmelreich fangen sollen". Am ergreifendsten unter den wechselnden Bildern ist die Geschichte von der „Malle Geertje" auf Borkum.

Um vom geistlichen Gebiet wieder auf das rein weltliche zu gelangen, reihen wir — und wir machen einen gewagten Sprung, da wir ohne einen solchen nicht aus dem „Himmelreich" in die irdische Welt gelangen können — an die Reisebilder des frommen Pfarrers die Kritik zweier Bände von Novellen, die den schlagendsten Gegensatz zu den ebenbesprochenen Skizzen bilden. Es sind dies:

11. Novellen und Erzählungen. Von Karl Dilthey (Julian Werner). Erster und zweiter Theil. Neuyork, Steiger. 1872. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jeder der vorliegenden Bände enthält zwei Novellen, die in lebendiger, humoristisch-satirischer Weise Situationen und Charaktere schildern, wie sie das Menschenleben zu jeder Zeit bietet und die trotz ihrer Alltäglichkeit interessant genug sind, wenn der Erzähler, und dies ist bei den hier in Frage stehenden Novellen der Fall, es versteht, der gewöhnlichen, faden Speise eine pikante Würze dadurch zu verleihen, daß er sie in ungewöhnlicher Weise servirt. Liebhaber einer derb-realistischen Lektüre werden diese lustigen Geschichten, von denen drei in der Neuen Welt und nur eine in der Alten sich abspielen, wol amusant finden, da der Verfasser des Lebens Ernst durch tolle Laune und muntere Einfälle hinwegzuscherzen versucht.

So behandelt die erste Geschichte der vorliegenden Sammlung: „Die schönsten Tage einer Tänzerin" (geschrieben 1852), die Glanzepoche der bekannten spanischen Schönheit, die das Herz des kunstsinnigen Fürsten jenes Landes in Flammen setzte, wo man nicht nur in der Bereitung des edeln Gerstensaftes, sondern auch in der Vertilgung desselben große Fertigkeit erlangt hat. Mit bitterm Spott geiselt der Verfasser die „nobeln Passionen großer Herren" und das Regiment der Favoritinnen, wie es zum Schaden des Volkes an gewissen Höfen und zu gewissen Zeiten geübt ward. Indem wir es dem Scharfsinn der Leser überlassen, selbst Oertlichkeiten und Personen herauszufinden, die hier geschildert und ironisirt werden, fügen wir hinsichtlich der übrigen drei Novellen dieser Sammlung: „Mein Onkel Fischer in Baltimore" (geschrieben 1856), „Neuyork in alter Zeit" (geschrieben 1857) und „Gefahren eines Sängerfestes" (geschrieben 1853), nur die kurze Notiz hinzu, daß uns die „Reise zum Onkel Fischer, Plantagenbesitzer" als die gemüthvollste dieser Erzählungen angesprochen hat und in gewissem Sinne auch eine „Reise nach dem Glück" genannt werden kann, während uns „Neuyork in alter Zeit", eine Erb- und Liebschaftsgeschichte in holländischer Holzschnittmanier, und „Gefahren eines Sängerfestes", als vom Lustspielgenre der ersten beiden Novellen in das Possenhafte hinüberspielend, weniger ansprechend erschienen sind. Doch „wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", und auch die Posse hat zu Zeiten ihre Berechtigung.

Zum Schluß unserer heutigen kritischen Betrachtungen lassen wir eine Reihe solcher Novellen Revue passiren, die recht eigentlich für die Frauenwelt geschaffen sind, und stellen an die Spitze dieser Frauenlektüre den Band:

12. Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1873. Herausgegeben von Frater Hilarius (E. Fentsch). Achtundfunfzigster Jahrgang. Darmstadt, G. G. Lange. 1873. Gr. 16. 2 Thlr.

Außer einem Zueignungsgedicht und sechs poetischen Erklärungen der dem eleganten Bande beigefügten Stahlstiche enthält derselbe die vier folgenden Erzählungen: 1) „Zu spät" von E. Fentsch; 2) „Ein Blatt aus einem Tagebuch" von Franz Bonn; 3) „Geld und Arbeit" von Ottomeyer, und 4) „Die Brautfahrt des Grafen Laßlo vom Haag", historische Novelle aus dem 16. Jahrhundert von Carl August Dempwolff.

Von diesen vier Erzählungen ist besonders die erste durch Poesie der Darstellung und Empfindung, durch Zartheit in Stil und Auffassung ausgezeichnet, während die letzte schon in ihrer Eigenschaft als historische Novelle die bedeutendste nach Anlage der Situationen und Charaktere ist. Der Verfasser behandelt in derselben die Erlebnisse und Abenteuer, welche dem biedern, ehrenfesten baierischen Grafen Laßlo vom Haag und seinem Gefolge bei seiner Vermählung mit Signora Aemilia, der ränkevollen Nichte des Herzogs Hercules II. von Este, zu Ferrara begegnen und entwickelt eine anziehende Schilderung italienischer Hinterlist, die das Gift der Lucrezia Borgia nicht verschmäht, wenn es gilt, den Todfeind aus dem Wege zu räumen. Andererseits aber hebt sich auf dem dunkeln Grunde der welschen Bosheit das leuchtende Bild deutscher Treue und Biederkeit ab, und siegreich, wenn auch nach bittern Erfahrungen und schweren Opfern, kehrt Graf Laßlo heim nach dem schönen Baierland, wo deutsche Treue die Wunden heilt, die welscher Verrath seinem Herzen geschlagen. Leser, denen die treffende Schilderung jener Verworfenheit am Hofe zu Ferrara sowie die der Opferfreudigkeit der Deutschen willkommen ist,

werden gern einmal diese traurige Hochzeitsgeschichte durchblättern, die nicht nur in den Hauptfiguren, sondern auch in den Nebengestalten und feinern Details ein anschauliches Bild jener Zeit gibt, in welche die fürstliche Vermählung fällt.

Was die beiden andern Novellen betrifft, die als zweite und dritte in diesen Band der „Cornelia" aufgenommen sind, so möchten wir denselben, obgleich es darin nicht an einzelnen ansprechenden Nuancen fehlt, das Prädicat mittelgut beilegen, da sie im ganzen genommen etwas trivial gehalten sind und besonders von der ersten Novelle des Bandes: „Zu spät", durch eine ziemlich prosaische Durchführung und Auffassung der Charaktere und Situationen abstechen. Doch liegt jeder der bescheidenen Novellen eine lobenswerthe moralische Tendenz zu Grunde, die sich ungefähr in die Aussprüche: „Der wahre Adel ist der Adel der Seele, und nicht der, welchen wir unserer Geburt verdanken", oder: „Arbeit adelt", zusammenfassen läßt, sodaß gemüthvolle, einfache Frauengemüther auch diesen anspruchslosern Kindern der schriftstellerischen Muse Geschmack abgewinnen werden.

Als ausdrücklich für die Frauenwelt, und zwar ganz besonders für die jugendliche Mädchenwelt bestimmt, fügen wir der Besprechung der „Cornelia" die flüchtige Betrachtung des folgenden Charakterbildes bei:

13. Adelaide. Ein Charakterbild für die Frauenwelt von Clara Cron. Mit einem Titelkupfer. Magdeburg, Baensch. 1873. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Die Verfasserin, vorzugsweise durch anmuthige, lebenswahre Schilderungen aus dem Mädchenleben vortheilhaft bekannt, hat sich das Verdienst erworben, auch in der vorliegenden ansprechenden Erzählung eine Lektüre für junge Damen geschaffen zu haben, denen ein Buch ein guter, berathender Freund und kein gefährlicher Feind weiblicher Sitte und Seelenreinheit sein soll; sie will, wie sie selbst in der Vorrede zu „Adelaide" betont, durch dieses Charakterbild „die Wahrheit fördern" und Klarheit über Situationen und Verhältnisse verbreiten, wie sie das Leben täglich bietet.

Der Conflict zwischen treuer Liebe und den feindlichen Gewalten fremder Leidenschaften, der Kampf eines edeln Herzens mit widrigen Verhältnissen, der Widerstreit zwischen Pflicht und Neigung: das sind die Hauptmomente der Handlung, die uns in „Adelaide" anschaulich und lebenswahr vorgeführt werden. Es ist der Verfasserin gelungen, uns in dieser Mädchengestalt eine jener guten Naturen zu schildern, die, obwol von Glanz und Pracht umgeben und in größern Verhältnissen erzogen, doch den Sinn für das Edlere bewahrt haben, nicht in den Aeußerlichkeiten ihrer Stellung aufgehen und in dem Bestreben, täglich besser zu werden, auch den Lohn dieses Strebens nach etwas Höherm finden. Natürlich ist auch Adelaidens Lehrmeisterin auf diesem Wege zur Veredlung ihres ganzen Wesens die Liebe, und zwar hat sie ihr Herz dem charaktervollen, menschenfreundlichen, liebenswürdigen Dr. Hermsdorf geschenkt, dem Typus echter Männlichkeit, der nicht nur für körperliche Leiden ein treuer Tröster ist, sondern auch ein gewissenhafter „Arzt der Seele".

Um dieses Liebespaar gruppirt sich eine Reihe von Gestalten, welche, gewissermaßen die Stufenleiter repräsentirend, die zwischen den Extremen gut und böse liegt, die Verwickelung der Situationen herbeiführen, die hindernd dem Glück Adelaidens und Hermsdorf's entgegenstehen. Doch gehen beide am Ende als Sieger aus allen Kämpfen hervor, nachdem sie Proben gegeben, daß sie des Glückes würdig sind, das ihnen beschieden ist. Das Büchlein wird nicht ohne heilsame Wirkung gerade auf jugendliche Mädchenherzen sein, die sich „in ihrem dunkeln Drange leider nicht immer des rechten Weges bewußt sind", und somit den Zweck erfüllen, zu dem es von der Verfasserin bestimmt worden.

Ebenfalls für die Frauenwelt geeignet, wenn auch vielleicht nicht gerade für das jugendliche Alter, das durch die Schriften Clara Cron's mit unverfänglicher, ansprechender Lektüre versorgt worden, ist ein dreibändiger Roman, der als in die Kategorie der Frauenlektüre gehörend hier noch erwähnt werden muß:

14. Im Sturm der Zeit. Roman von Paula Herbst. Drei Bände. Altona, Verlags-Bureau. 1873. 8. 3 Thlr.

Wie schon der Titel des Buchs verräth, führt uns die Verfasserin desselben in jene große Zeit, die wir alle jüngst durchlebt. Allein es sind nicht die politischen Conflicte der Jahre 1870 und 1871, deren großartige Entwickelung in streng historischer Reihenfolge nochmals an unserm Auge vorübergeführt wird, sondern die Verfasserin wählt diese jüngsten großen Ereignisse nur zum blutigrothen Hintergrund eines erschütternden Familiendramas, das in romantischen, wechselvollen Scenen sich vor uns abspielt. Einem historischen Roman in dem vorliegenden Buche zu begegnen, dürfen wir, wie schon bemerkt, nicht erwarten; es war wol weit mehr die Absicht der Verfasserin, zu zeigen, wie auch das Individuum und die Familie von jenem „Sturm der Zeit" erfaßt und zu entschlossener That aufgerüttelt werden, der Fürsten und Völker in den Strudel der Weltgeschichte reißt.

Es sind in diesem Familiendrama, das auf den Ereignissen der jüngsten Geschichte, zwar nicht vollständig harmonisch, doch immerhin fesselnd und ergreifend sich aufbaut, besonders die anfangs feindseligen, dann aber durch die Liebe ihrer Kinder sich freundschaftlich entgegenkommenden und endlich sich versöhnenden Häuser der Weltlin und Prögel, die hauptsächlich in den Vordergrund des lebhaft gehaltenen Romans treten, wenn auch eine Menge von interessanten Nebenpersonen und spannenden Episoden, die mehr oder minder nahe mit den Hauptpersonen und Hauptereignissen des Romans in Berührung treten, vorhanden sind.

Liebhabern einer romantischen, die Tiefen des Herzens durch erschütternde Begebenheiten (wir erinnern hier nur an die Eingangskapitel des ersten Bandes, an die Scenen in Paris, an den Tod des Dr. Weltlin aufregenden Lektüre, der es an der endlichen harmonischen Lösung aller Dissonanzen nicht fehlt, wird dieser spannende, in das Genre der Sensationsnovelle hineinspielende Roman nicht unwillkommen sein. Vermissen wir auch an manchen Stellen Durchsichtigkeit und Klarheit sowol im Stil und in der Darstellung als in der Entwickelung der Handlung und der einzelnen Charaktere, so ersetzt doch die phantasievolle, frische Gestaltungskraft und die Wärme des Gefühls diesen Mangel an logischer Schärfe

der Darstellung und söhnt uns damit aus, daß die Verfasserin sich in ihren farbenreichen Schilderungen mehr den Schatten- als den Lichtseiten des Lebens zuwendet.

Am Schlusse dieser unserer kritischen Besprechungen erwähnen wir ein Werk, das ebenfalls seine Entstehung einer weiblichen Feder verdankt und dem lesenden Publikum unter folgendem Titel präsentirt wird:

15. Feldblumen. Ein Novellenstrauß von **Bertha Augusti** (B. Schoeler). Drei Bände. Leipzig, M. Schäfer. 1872. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Wir können die in drei Bände zusammengefaßten sechs Novellen solchen Lesern, die nicht gerade das Außergewöhnliche verlangen und sich an der gefühlvollen Darstellung von Liebesleid und -lust, von dem Kampf des Vorurtheils mit der Aufklärung genügen lassen, warm empfehlen, da sie sämmtlich nicht nur recht spannende und besonders gemüthvolle Momente enthalten, sondern auch meist interessante Charaktere zur Darstellung bringen. Obgleich Stil und Ausdruck bisweilen an Trivialität, und die einzelnen Charaktere an einer gewissen Monotonie leiden, indem sie alle von dem Conflict zwischen Neigung und Pflicht bewegt werden, so entbehren einzelne dieser „Feldblumennovellen" doch nicht eines gewissen poetischen Reizes.

Am bedeutendsten in der Sammlung erscheint uns die einen ganzen Band ausfüllende Novelle „In stürmischer Zeit", die, ähnlich wie der Herbst'sche Roman „Im Sturm der Zeit", an die Begebenheiten der Jahre 1870 und 1871, sich an die Schreckensjahre von 1806—12 und 1813 anschließt und mit einer Prophezeiung auf die einstige Größe und Einheit des deutschen Vaterlandes endet. Die Hauptcharaktere dieser patriotisch gehaltenen Novelle sind der ehrenwerthe, ernste Förster Paul Fessel, seine schöne, aber leichtfertige Frau Regina, der galante französische Abenteurer Eugen Aubain, die in ihrer unerschöpflichen Liebe einer Heldin gleichende Wally, die dem Manne ihrer Wahl jedes Opfer zu bringen im Stande ist, und mehrere nicht uninteressante Nebenpersonen, die mit einzelnen charakteristischen Zügen ausgestattet sind. Der Schauplatz der wechselvollen Handlung ist Jena mit seiner lieblichen Umgegend; und zwar bildet die unglückliche Schlacht von Jena den Mittelpunkt der Verwickelungen, welche das Glück, das der ehrliche deutsche Jägersmann auf seinem Forsthaus gegründet, zerschellen, bis treue Liebe es ihm reiner und schöner aufbaut und die endliche Befreiung des geliebten Vaterlandes diesem Glück den schönsten Glanz verleiht.

Unter den übrigen Geschichten dieser Sammlung heben wir ferner als einfach-rührend hervor: „Am Ziel" und „Wiedergefunden", eine altkölnische Herzensgeschichte, während die Erzählungen „Juffer Mohne" und „Auf den Bretern" uns weniger angesprochen haben, nicht der Grundidee und Anlage wegen, wol aber in Hinsicht auf stilvolle Nuancirung, welche der Verfasserin in den ersten lobend erwähnten Novellen meist gelungen ist. Bis auf die etwas triviale Einleitung ist auch die erste dieser vorliegenden sechs Novellen: „Ein Strahl im Dunkel", recht ansprechend durchgeführt, indem sie uns zwei Herzen, welche die Leidenschaft getrennt, als durch Trübsal zur Erkenntniß der Pflicht und zur Vereinigung in selbstloser Liebe gelangend darstellt.

Auch wir wollen diese Versöhnung zum Abschluß unsers heutigen Kapitels machen, und alle die, welche irgendwie ein herbes Wort von uns erfahren mußten, sollen in dieselbe aufgenommen sein. All's well, that ends well!

Zur Pädagogik.

Die Reform der Lehrerseminare nach den Forderungen unserer Zeit und der heutigen Pädagogik. Von **Karl Richter**. Von der Diesterweg-Stiftung gekrönte Preisschrift. Leipzig, Brandstetter. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Geschichte der deutschen Lehrerbildung und Volksschulen neuern Datums ist eine sehr traurige, mehr eine Geschichte der Einsargung als der Belebung und Förderung deutschen Geistes. Der Reaction gegenüber, die in Preußen einen Wechselbalg gezeugt, die Regulative, konnten liberale Regungen einzelner Kleinstaaten nicht aufkommen. Diese Regulative der drei ersten Octobertage des Jahres 1854 waren die Knebelordonnanzen für die preußischen Seminare und Volksschulen, und sie ergossen ihren Geist auch über das übrige Deutschland. Mit dem Abschiede Diesterweg's wurde nicht allein „die Pädagogik pensionirt", sie wurde vielmehr auf den Aussterbe-Etat gesetzt, in der Erwartung, daß die Wissenschaft umkehren würde, um nie wieder einzukehren. Doch der Geist der Zeit ist mächtiger als Ordonnanzen und Regulative. Stiehl mußte es erleben, daß sein eigenstes Werk von der Tagesordnung ebenso durch Ministererlaß abgesetzt, wie es einst als Ministererlaß ins Leben eingeführt wurde. Die Regulative des Jahres 1854 mußten den „Allgemeinen Bestimmungen" des Ministeriums Falk vom 15. October 1872 weichen.

Diese „Allgemeinen Bestimmungen" bilden aber erst den schwachen Anfang einer bessern Zeit für die Lehrer und Schulen. Wir sind noch weit entfernt von der Erfüllung der Ideale, wie sie einem Diesterweg vorgeschwebt haben und wie sie noch die Brust aller der Männer erfüllen, die sich um seine Fahne scharen. Die Bildung der Lehrer, welche durch die Regulative auf das kleinmöglichste Maß reducirt worden war, muß eine solche werden, daß sie die moralische Ursache der materiellen Besserstellung begründet. Man misverstehe uns nicht, als ob die materielle Besserstellung Ziel des Strebens unserer Lehrer sein solle, sondern: da man einmal gewohnt ist, Leistungen und Werth eines Menschen nach der gesellschaftlichen Stellung zu messen, diese Stellung aber wieder bedingt ist durch die Mittel, die dem Betreffenden zu Gebote stehen, so war es ganz natürlich, daß an vielen Orten der Lehrerstand misachtet wurde, weil

die äußerliche Stellung eine ärmliche war. Werden einmal die Regulativ-Seminare aufhören, werden aus sämmtlichen Seminaren nur Männer von umfassendem Wissen entlassen, dann wird man sich schämen, dem Lehrer auf dem Lande ein solches Gnadenbrot auch nur anzubieten, wie es heutzutage viele Hunderte in Wirklichkeit annehmen. Die Besserstellung der Lehrer muß eine nothwendige Folge ihrer bessern Bildung sein, und die materielle Verbesserung wird auch nicht wenig dazu beitragen, die Stellung zu einer achtunggebietenden und somit zu einer desto segensreicher wirkenden zu machen.

Was aber zu thun, um einen tüchtigen Lehrerstand zu bilden, wie von unten auf neu zu schaffen sei, dies zu zeigen ist die Aufgabe des vor uns liegenden Werks von Karl Richter. Ob dem Verfasser die Aufgabe, die er sich gestellt, gelungen; ob die Resultate, die er gewonnen, den Beifall der Fachmänner finden und als die richtigen werden anerkannt werden, sodaß man nach diesen praktisch vorgehen könnte: darüber brauchen wir uns wol nicht zu äußern, nachdem die Diesterweg-Stiftung dieser Arbeit unter vierzehn concurrirenden im Jahre 1868 den Preis zuerkannt hat. Es bleibt uns hier nur übrig, den Gedankengang zu zeichnen, der in den Reformvorschlägen des Verfassers uns entgegentritt.

Bevor derselbe seine eigentlichen Vorschläge darlegt, gibt er uns erst in einer Einleitung einen geschichtlichen Ueberblick über das Lehrerbildungswesen in Deutschland, die wichtigsten Partien mit der eigenen Gründlichkeit eingehender besprechend. Besonders werthvoll ist dieser geschichtliche Theil noch dadurch, daß der Verfasser Gelegenheit nimmt, an der Hand der Quellen Fehler in dem geschichtspädagogischen Werke von Schmidt zu berichtigen. Nachdem dann noch die Forderungen der Zeit an die Lehrerbildung aufgestellt und die Nothwendigkeit der Reorganisation der Seminare dargelegt worden, geht derselbe zu der Zeichnung seines Planes über, sodaß die eigentliche Arbeit in drei Abschnitte zerfällt: I. Die Vorbildung für das Seminar, II. Das Seminar als Fachschule, III. Gestaltung des Seminars im einzelnen.

Die Schäden der bisher üblichen Art und Weise der Vorbereitung junger Leute für das Seminar durch Präparandenanstalten oder Proseminare versteht der Verfasser so deutlich bloßzulegen, daß sich jedem die Ueberzeugung aufdrängt, Präparandenanstalten und Proseminare bringen der deutschen Lehrerbildung keinen Segen; die Proseminare werden sich immer im Verhältniß der Abhängigkeit von den Seminaren befinden, und so wird ihnen jede freie Entwickelung unmöglich gemacht sein; es wird sich der ganze Unterricht auf das Seminar zuspitzen und daher einseitig sich gestalten, während es doch in unserer Zeit zu wünschen ist, daß eine allgemeine Bildung grundlegend für jeden spätern Beruf vorarbeite. Darum knüpft der Verfasser an die schon in den vierziger Jahren gestellte Forderung an:

> Weg mit den Proseminaren und Präparandenanstalten! Sie sind Pflanzstätten der Sonderheit, der Abgeschlossenheit, der Einseitigkeit; sie lehren die jungen Leute von vornherein das Leben, für welches die heranwachsende Jugend doch gebildet werden soll, nur von dem einseitigen Standpunkte und durch die gefärbte Brille des Berufs ansehen, nie aber mit dem freien Blicke dessen, dem die Augen allseitig über das Leben geöffnet worden sind.

Wollte man aber den Proseminaren durch Erweiterung ihres Lehrcursus eine breitere Basis geben, ihnen aber doch den Charakter einer ausschließlichen Vorbereitungsschule für das Seminar lassen, so wäre dieses nicht allein aus pädagogischen und wirthschaftlichen Rücksichten nicht zu empfehlen, sondern es würde diese Einrichtung höchst einseitig sein, „weil es sonst nirgends in der Welt vorkommt, daß irgendeine Fachschule, bis zu den Facultäten an der Universität hinauf, ihre eigene, besondere Vorschule hat". Nur zwei Arten von Fachschulen haben noch ihre eigenen Vorschulen: die Kadettenschulen und die katholischen (jesuitischen) Priesterseminare, die aber gewiß nicht derart sind, daß sie zur Nachahmung ermuntern sollten.

Die beste Vorbereitungsstätte für den Seminaristen ist die Realschule, d. h. die, welche in Preußen als die zweiter Ordnung bezeichnet wird; sie bietet ein schönes allgemeines Wissen, auf dem später mit Erfolg weiter gebaut werden kann. Die Realschule muß aber vollständig absolvirt sein, oder besser gesagt, das Maß der Kenntnisse, das der in das Seminar Eintretende besitzen soll, muß das eines Abiturienten einer Realschule sein. Denn der Verfasser will mit Recht nicht den Zopf conserviren, wonach irgendeine Anstalt besucht zu haben als unerlaßliche Bedingung gestellt wird. Wie und wo der Aspirant seine Kenntnisse sich angeeignet habe, das kann dem Staate oder der Behörde ganz gleichgültig sein; es ist nur durch eine Prüfung festzustellen, daß der Aspirant diese Kenntniß besitze. Denselben Standpunkt nimmt der Verfasser auch in Betreff des Eintritts in das Lehramt an, auch hier ist Besuch und Absolvirung des Seminars nicht eine conditio sine qua non: die Prüfung hat nur zu befinden, ob die Bedingungen des Wissens erfüllt seien.

Der zweite Abschnitt behandelt dann die Gegenstände, die im Seminar zu lehren seien, zeigt, wie Theorie und Praxis Hand in Hand gehen müssen, und verlangt, daß zu diesem Zwecke gute Seminarschulen, für deren Besuch man auch die bessern Klassen gewinnen müsse, mit dem Seminar verbunden werden, damit durch den Unterricht an diesen Schulen die Seminaristen unter Leitung der Lehrer der Seminarschulen in die Praxis eingeführt würden.

Aus dem dritten Abschnitt heben wir besonders des Verfassers berechtigte Polemik gegen das Internat hervor; die wenigen Vortheile, welche dieses bietet, werden dreifach aufgewogen durch die vielen Nachtheile.

Jede freie selbständige Regung wird erstickt, das Schamgefühl wird abgestumpft, wenn das Internatsleben nicht noch schlimmere Folgen hat; Charaktere können hier nicht gebildet werden, aber wol Heuchler. Das Seminarleben solle ein Lichtblick im Leben des Lehrers sein, gern soll er sich desselben erinnern; darum sei der Ton ein heiterer und fröhlicher, und nicht jener Korporalston eines unfehlbaren Directors, für welche Tonart manche belehrende Beispiele aus dem Leben der Seminare gebracht

werden. Wie nun das Seminar in Verbindung mit der Volksschule und dem Leben treten müsse, wird dann weiter gezeigt. Am Schlusse des Werks wirft der Verfasser noch einen Blick auf die Besoldungsverhältnisse, deren Bild ein nicht erfreuliches ist; und doch entläßt er uns mit einem Troste:

So müßten wir also unsere Betrachtung mit einem schrillen Mistone schließen? Ja und Nein. Wie die Verhältnisse jetzt liegen, steht eine gründliche Besserung des Schulwesens allerdings nicht zu erwarten. Denn an einen staatlichen Umbau — und ohne einen solchen könnte es bei Abschaffung des heutigen Militärwesens nicht gut abgehen — ist nicht zu denken; und so bereitwillig wir auch anerkennen, daß in neuester Zeit, namentlich in den kleinern Staaten, wie z. B. in Sachsen, den Verhältnissen entsprechend vieles für die Schulen und Seminare geschehen ist, so trostlos liegen die Zustände noch anderwärts, namentlich in den großen Staaten. Wenn man auch, soweit die knappen Geldmittel reichen, hier und da etwas nachhilft, so löst man damit die Schulfrage nicht, man verschiebt sie nur, und um so brennender und dringlicher kehrt sie wieder. Aber mögen sich die Zeiten gestalten, wie sie wollen, mag man die Frage der Lehrerbildung zurückdrängen und ihre Lösung verzögern: es hieße am Genius der Menschheit verzweifeln, wenn man nicht annehmen wollte, daß einmal eine Zeit kommen werde, wo sich Regierungen wie Volksvertreter auf ihre wahre Culturaufgabe wieder mehr besinnen und die Sache der Schule und der Volksbildung durch die größte Einschränkung aller unproductiven Ausgaben energisch fördern werden. Wie viel in dieser Beziehung noch zu thun ist, macht sich bereits in verschiedenen Kreisen fühlbar. . . . . Wächst diese Erkenntniß mehr und mehr, und gestaltet sich die Ueberzeugung, daß es in den alten Gleisen durchaus nicht mehr vorwärts gehen könne und die Noth der Schule einer gründlichern Abhülfe bedürfe, zu einem unerbittlichen Drucke auf die Regierungen, so werden sich diese nolens volens doch endlich zu nachhaltigern Maßnahmen veranlaßt finden müssen.

Gediegene Sachkenntniß und gründliche Behandlung zeichnen das Werk in hohem Maße aus; mehr aber als alles ist die Offenheit und der Freimuth zu schätzen, mit welchem der Verfasser die Schäden bloßlegt, die beseitigt werden müssen, soll das geeinte starke Deutschland auch das geistig höchststehende werden. Die Lektüre dieses Buchs ist wahre Herzensstärkung und Erquickung, und thut doppelt wohl in einer Zeit, wo falscher Patriotismus vielfach eine Verblendung und einen Servilismus bei denen erzeugt hat, die gerade dazu berufen gewesen wären, als Charaktere und Unverblendete dem Volke mustergültig voranzuleuchten.

Es läßt sich daher aus diesem Buche in intellectueller und moralischer Beziehung viel lernen, dasselbe wird jeder Lehrerbibliothek und Büchersammlung von Freunden der Bildung und Schule zur höchsten Zierde gereichen.

A. Sulzbach.

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Zwei der besten Erzeugnisse des verstorbenen englischen Humoristen **Douglas Jerrold**: „The Barber's Chair, and the Hedgehog Letters", welches erstere, ähnlich den „Guêpes" von Alphonse Karr, einst den Hauptanziehungspunkt in seinem „Weekly Newspaper" bildete, wo es in einer Reihe von Artikeln erschien und mit deren Aufhören auch die Zeitschrift selbst zum Stillstand kam, sind kürzlich von dessen Sohne Blanchard Jerrold in einem Bande vereinigt veröffentlicht worden.

— „The Life and Times of Louisa Queen of Prussia with an Introductory Sketch of Prussian History" ist der Titel eines in zwei Bänden von **Elizabeth Harriot Hudson** veröffentlichten Werks, welches nach dem Urtheil des „Athenaeum" eine ganz unkritische Compilation und ein bloßes „Damenbuch" ist. Es ist voll von kleinen Familienereignissen, Verlobungen, Heirathen, Taufen, Ammenmärchen, Krankheiten, Genesungen und Sterbebettscenen, und macht den Leser mehr mit dem Costüm der berühmten Begebenheiten, also mit den Aeußerlichkeiten derselben, als mit ihnen selbst bekannt. Gleichwol, meint das genannte Blatt, dürfte das Werk, bei dem Mangel an einer Geschichte des Verfalls der preußischen Monarchie nach dem Tode Friedrich's des Großen, in der englischen Literatur immerhin diese Lücke bis zu einem gewissen Grade ergänzen.

— Von James Spedding's „The Letters and the Life of **Francis Bacon**" liegt nun der siebente und Schlußband vor, der zugleich den vierzehnten der Gesammtausgabe der „Works of Francis Bacon", welche der obengenannte Herausgeber unter Mitwirkung des Mr. Ellis und Mr. Heath besorgt hat, bildet. Dies ist die vollständigste bisjetzt veröffentlichte Ausgabe der Werke des berühmten Lordkanzlers und Philosophen und enthält viele bisher ungedruckt gebliebene Schriften desselben. Was die ihm gemachten Beschuldigungen der Bestechlichkeit als Richter betrifft, so spricht ihn auch Spedding, wie bereits früher Hepworth Dixon (der, beiläufig gesagt, in Deutschland oft noch immer fälschlich als Redacteur des „Athenaeum" genannt wird, was er längst nicht mehr ist) davon frei. „Hinfort", sagt das ebenerwähnte Blatt, „wird man Pope's berühmtes Epigramm auf ihn als nichts weiter als eine unverschämte Injurie, sowie Macaulay's heftige Auslassungen als Beweis für, wie Spedding sich ausdrückt, „die Liebe zum rhetorischen Effect in einem rhetorisch angelegten Geiste" zu betrachten haben.

— Auch von den Werken des berühmten Verfassers der „Lästerschule" (The School for Scandal), **Richard Brinsley Sheridan**, hat man soeben endlich eine Gesammtausgabe veranstaltet, welche außer seinen Dramen auch seine Gedichte, Uebersetzungen, Parlamentsreden und unvollendeten Entwürfe enthält. Der Herausgeber dieser „Works of Richard Brinsley Sheridan", F. Stainforth, hat denselben eine Biographie des Verfassers vorangeschickt und eine Sammlung von „Ana" beigegeben.

— W. **Chappel** hat soeben den ersten Band von „The History of Music (Art and Science)" veröffentlicht, welcher von den ältesten Urkunden bis zum Sturze des Römischen Reiches sich erstreckt und besonders die bisher landläufigen dunkeln Vorstellungen von der griechischen Musik aufklärt. Für das jedoch, was er gegen Helmholtz' „Theorie der Tonempfindungen", die er nicht recht verstanden zu haben scheint, vorbringt, wird er von der „Saturday Review" gewiß verdientermaßen abgekanzelt.

— Man scheint sich in der Behandlung aller mit der unglücklichen Königin **Maria Stuart** zusammenhängenden Fragen und in der Herausgabe der auf ihr Geschick sich beziehenden Schriften gerade in neuester Zeit wieder gar nicht erschöpfen zu können. Die letzten zu verzeichnenden Beiträge zu dieser immer mehr anschwellenden Literatur sind: „The Letter Books of Sir Amias Poulet, Keeper of Mary Queen of Scots", welche kürzlich von John Norris, einem Priester von der Gesellschaft Jesu, herausgegeben, in London erschienen sind. Diese interessanten Briefe, von denen viele bisher unbekannt

gewesen sind, werfen ein helles Licht auf diejenige Zeit der Gefangenschaft Maria Stuart's, die sie unter der strengen Obhut des Sir Amias Poulet zugebracht hat. Die größere Zahl ist an Walsingham, Burleigh und Davison gerichtet und bezieht sich auf die Gefangene selbst; sie sind von Tilbury, Chartley und Fotheringhay datirt. Die „Saturday Review“ erklärt sie für „sehr wichtige Briefe“ und meint, Mr. Norris verdiene für deren Herausgabe den Dank derjenigen Geschichtsforscher, welche schlichte Thatsachen der malerischen Dichtung vorziehen. Der einzige Tadel, den er sich zugezogen, ist, daß er die englischen Briefe in modernisirter Orthographie hat drucken lassen, was unnöthig war und das Werk als Geschichtsquelle etwas beeinträchtigt.

Ferner ist von „Mary Queen of Scots and her Accusers“ von John Hosack der zweite Band erschienen, in welchem ebenfalls eine Sammlung von bisher unveröffentlichten Briefen und Schriftstücken sich befindet. Auch Frankreich hat neuere Beiträge zu der gedachten Literatur geliefert, und zwar Jules Gauthier's „Histoire de Marie Stuart“, in welcher, wie in dem obengenannten Werke des Engländers, und — dies sei beiläufig erwähnt — in einer der leipziger Universität ohnlängst eingereichten Doctordissertation über den Gegenstand von A. Petrick der Beweis geführt wird, daß die berühmten sogenannten Casket-(Chatoullen-) Briefe unecht seien. Die Dissertation verdiente in England berücksichtigt zu werden, da sie noch überzeugendere Gründe für die Unechtheit der Briefe beibringt als Hosack und Gauthier.

Ein dritter Beitrag ist: „History of Mary Queen of Scots“, nach dem unveröffentlichten Manuscript des Professors Petit von Charles de Flandre übersetzt und kürzlich bei Longman in London erschienen. Auch dieses ist eine Vertheidigungsschrift für die unglückliche Königin, nach dem Urtheil der „Saturday Review“ aber ziemlich werthlos.

— Von kleinern Schriften sind als interessante Neuigkeiten zu erwähnen: Professor Tyndall's zu Belfast und Max Müller's im Sommer d. J. in Westminster-Abtei gehaltene Reden, welche als Separatschriften veröffentlicht worden sind. Ersterer antwortet in einem Vorworte seinen zahlreichen Gegnern. Selten in der That hat eine Rede auf so viel Widerspruch gestoßen als die seinige, was freilich nicht befremden kann, wenn man bedenkt, daß sie ein offenes Bekenntniß zum Materialismus enthielt und in Irland gehalten worden ist. Max Müller's glänzende Rede in der arischen Section des Orientalistencongresses ist am vollständigsten in „The Academy“ wiedergegeben, wird indessen wahrscheinlich auch noch als Separatschrift erscheinen.

— Von den neuesten Erscheinungen in der „Tauchnitz Collection“ verdienen besonders zwei Werke hervorgehoben zu werden. Das eine ist: „Old Fort Duquesne“, ein historischer Roman von Charles McKnight, einem der besten jetzigen amerikanischen Novellisten, der es verstanden, den Cooper'schen Roman wieder zu erneuern und ihn durch Frische der Darstellung, Genauigkeit und Treue der Schilderung und Freiheit von Sentimentalität fast zu übertreffen. Das zweite ist: „Fables in Song“ von Robert Lord Lytton, dem Sohne des berühmten, nicht mehr zu den Lebenden gehörenden Edward Bulwer Lord Lytton, der sich als Owen Meredith, sein früherer nom de plume, bereits einen Namen als Dichter erworben. Man braucht nur die erste „The Thistle“ überschriebene Fabel zu lesen, um sich zu überzeugen, daß man es mit einem echten Dichter zu thun hat, der die Fabel zur Einkleidung tiefer philosophischer Gedanken zu verwenden versteht. Der Recensent des Buchs in „The Times“ erklärte die auf einen Ausspruch Schopenhauer's gegründete und dessen Inhalt nur erweiternde „Legende“ für die gelungenste von allen.

Bibliographie.

Amüsante Boudoir-Geschichten. 1ster Bd.: Seltsame Geschichten, fremd und eigen von R. Mül dener. Leipzig, G. Schulze. 8. 10 Ngr.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. (Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.) 1ster und 2ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 4 Thlr.

Cassel, P., Berlin, sein Name und sein Ruf. Berlin, Gülker u. Comp. 8. 10 Ngr.

Curtius, M., Die Schule und das Heer. Eine patriotische Skizze. Den deutschen Volksvertretern und Staatsleukern gewidmet. München, Fritsch. Gr. 8. 5 Ngr.

Dahn, F., Westgothische Studien. Entstehungsgeschichte, Privatrecht, Strafrecht, Civil- und Straf-Proceß und Gesammtkritik der Lex Visigothorum. Würzburg, Stahel. 4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Daumer, G. F., Der Zukunftsidealismus der Vorwelt, namentlich was die auf die christlichen Dinge bezüglichen Ahnungen, Seherblicke, Erwartungen, Mysterienbilder und anticipirten Religionsculte des druidischen, römischen, griechischen, phönizischen, aegyptischen und amerikanischen Alterthums betrifft. Regensburg, Coppenrath. Gr. 8. 15 Ngr.

Derichsweiler, H., Das politische System Dante's. Gebweiler, Bolze. Gr. 8. 20 Ngr.

Durch Kampf zum Frieden. Eine Erzählung mit einem Vorworte von R. Löber. 2 Bde. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Eisenbahn-Unterhaltungen. Nr. 88: Kampf überall. Novelle von E. Fritze. Berlin, Behrend. 8. 10 Ngr.

Erinnerungen aus der Zeit vor dem Dorpater Brande, am 25. Juni 1775. Dorpat, Glaeser. 8. 5 Ngr.

Eynern, E. v., Wider die Socialdemokratie und Verwandtes. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Fugger-Glött, H. J. Graf, Die Staatsgefährlichkeit der römisch-katholischen Kirche. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 4½ Ngr.

Grün, K., Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt. 1ster Bd. Ludw. Feuerbach's philosophische Charakterentwicklung. Sein Briefwechsel und Nachlass. 1820—1850. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Hacker, L., Erziehungsgeschichte Goethe's in pädagogischen Studien. 1ste Studie. Die primären Factoren in der Entwickelung Goethe's. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 12 Ngr.

Hamerling, R., Ahasver in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einem Epilog an die Kritiker. 10te neu durchgesehene Aufl. Hamburg Richter. 8. 1 Thlr.

Hanemann, M., Aus der Musikerwelt. Leben und Schriften eines königl. preußischen Kammer-Musikus. Berlin, Gülker u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Harder, W., Silhouetten Leipziger Bühnenkünstler. Leipzig, Webel. Gr. 8. 15 Ngr.

Hasslinger, R. v., Was ist Kraft? Zur Berichtigung hierüber herrschender Unklarheit und Begriffsverwirrung. Prag, Steinhauser. 1875. Gr. 16. 2 Ngr.

Herdegen, K., Nürnberger Denkwürdigkeiten. 1409—1479. Herausgegeben von T. v. Kern. Erlangen, Besold. Gr. 8. 20 Ngr.

Herguet, K., Kristan von Mühlhausen, Bischof von Samland (1276—1295). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Ngr.

Hermann, A., Der Schwedenjunker. Dichtung. Freiburg i. Br., Wagner. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hermann, E., Ueber Shakespeare's Midsummer-Nights-Dream. Eine Studie. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Ein Wort zur weiteren Begründung und Berichtigung meiner Auffassung des Sommernachtstraums, zugleich ein Widerwort gegen Herrn Rud. Genée. Braunschweig, J. H. Meyer. Gr. 8. 8 Ngr.

Amerikanische Humoristen. 1ster Bd.: Prudence Palfrey und andere Leute. Von T. B. Aldrich. In's Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Jantsch, H., Ein Excommunicirter. Volksschauspiel. Vollständig neu revidirte Ausgabe. Nürnberg, Kuntze. Gr. 16. 10 Ngr.

Jäger, O., 1815—1871. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. 1ster Bd. Oberhausen, Spaarmann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Jensen, W., Die Insel. Ein episches Gedicht. Berlin, Janke. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Katzer, E., Der religiöse Laienliberalismus der Gegenwart. Eine Schutzschrift für die wahre Freiheit. Dresden, Burdach. 8. 10 Ngr.

Noiré, L., Die Welt als Entwickelung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Renz, W. T., Schriften und Schriftsteller, Reimereien und Dichtungen über das Wildbad. Eine Literatur-Studie. Wildbad, Hase. Gr. 8. 18 Ngr.

Richter, J., Die Gründer. Eine griechische Komödie. Jena, F. Frommann. 4. 1 Thlr.

Rückert, F., Grammatik, Poetik und Rhetorik der Perser. Nach dem 7ten Bde. des Heft Kolzum dargestellt. Neu herausgegeben von W. Pertsch. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 8 Thlr.

Schultheß, H., Europäischer Geschichtskalender. 14ter Jahrgang. 1873. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 3 Thlr.

Seyler, G., Materialien zu einer Revision und Reform des Bekenntnißstandes der protestantischen Kirche im Deutschen Reiche. 1ste Abth. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Stellung des Richters. Ein Wort zur deutschen Gerichtsorganisation. Berlin, Weber. Gr. 8. 5 Ngr.

Vallis, R., Die Naturgeschichte der Götter. Leipzig, Mentzel. 1875. 8. 22½ Ngr.

Wachsmuth, C., Die Stadt Athen im Alterthum. 1ster Bd. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Weyrauch, J. J., Ueber die graphische Statik. Zur Orientirung. Mit Literaturverzeichniss. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 10 Ngr.

Zur Frage der Leichenverbrennung. Betrachtung der vorgeschlagenen Verbrennungsarten von einem praktischen Techniker. Winterthur, Bleuler-Hausheer u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Anzeigen.

Neuester belletristischer Verlag von **Hermann Costenoble in Jena.**

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Casanova,
Chevalier von Saingalt.
Roman
von
Lucian Herbert.
3 Bände. 8. Brosch. 4½ Thlr.

Ein Gentleman.
Roman
von
Fr. Uemmersdorf.
4 Bände. 8. Brosch. 5½ Thlr.

Die Clarinette als Talisman.
Musikalischer Roman
von
Carl Zastrow.
2 Bände. 8. Brosch. 3 Thlr.

Siege der That.
von
Max von Schlaegel.
2 Bände. 8. Brosch. 3 Thlr.

In unserm Verlage sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Grimm, Herman, Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Velinpapier. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr. In Leinwand gebunden 2 Thlr.

Grimm, Herman, Das Leben Raphaels von Urbino. Italiänischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar von Herman Grimm. Erster Theil. Mit Raphaels Bildniss und zwei Tafeln Facsimile. Kupferdruckpapier. 1872. Gr. 8. Eleg. geh. 4 Thlr.

Grimm, Jacob, Auswahl aus den Kleineren Schriften. 1871. Velinpapier. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr., in Leinwand gebunden 1 Thlr. 20 Sgr.

Twesten, Karl, Die religiösen und die politischen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwickelung dargestellt. Herausgegeben von Prof. Dr. M. Lazarus. 1872. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Deutsch, Emanuel, Der Islam. Aus dem Englischen übertragen. Autorisirte Ausgabe. 1873. Gr. 8. Geh. 12 Sgr.

Du Bois-Reymond, Emil, Ueber eine Akademie der deutschen Sprache. — Ueber Geschichte der Wissenschaft. Zwei Festreden, gehalten in öffentlichen Sitzungen der kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Kupferdruckpapier. Gr. 8. Geh. 10 Sgr.

Hecker, Dr. Ewald, Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen. Ein Beitrag zur experimentellen Psychologie für Naturforscher, Philosophen und gebildete Laien. 1873. Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

Lazarus, Prof. Dr. M., Ein psychologischer Blick in unsere Zeit. Vortrag, im wissenschaftlichen Verein gehalten. Zweiter Abdruck. 1872. Gr. 8. 7½ Sgr.

Lazarus, Prof. Dr. M., Ueber die Ideen in der Geschichte. Rectoratsrede, am 14. November 1863 gehalten in der Aula der Hochschule zu Bern. Zweite Aufl. 1872. Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung (Harrwitz u. Goßmann) in Berlin.

Triennium philologicum
oder
Grundzüge der philologischen Wissenschaften,
für Jünger der Philologie
zur Wiederholung und Selbstprüfung
bearbeitet von
Wilhelm Freund.

Heft 1, Preis 10 Sgr., ist zur Ansicht durch alle Buchhandlungen zu beziehen, vollständige Prospecte mit Inhaltsangabe gratis.

Kritische Sichtung des Stoffs, systematische Eintheilung und Gruppirung desselben, durchgängige Angabe der betreffenden Literatur, endlich stete Hinweisung auf die in den einzelnen Gebieten noch nicht genügend aufgehellten Partien sind die leitenden Grundsätze bei der Ausarbeitung dieses ausschliesslich für Jünger der Philologie zum Repertorium und Repetitorium bestimmten Werks.

= Jede **Semester-Abtheilung** kostet 1½ Thlr. — geb. 1⅔ Thlr. und kann auch in 4 Heften à 10 Sgr. bezogen werden, einzelne Hefte aber nicht.

Verlag von Wilhelm Violet in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 29. October 1874.

Das Zweite Lied von W. Jordan's „Nibelunge".

W. Jordan's Nibelunge. Zweites Lied: Hildebrant's Heimkehr. Zwei Theile. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag 1874. Gr. 8. 4 Thlr.

Mit diesem zweibändigen „Zweiten Lied" ist Wilhelm Jordan's großes Nibelungenepos zum Abschluß gediehen. Auch die Gesänge dieses Liedes hat Jordan auf seiner Rhapsodenwallfahrt erfolgreich dem deutschen Publikum in zwei Welttheilen vorgetragen. Er selbst singt in seinem „Nachgesang", daß er, umtönt und betäubt von der Stimme des Tags, welche das niemals Erhörte „modewidrig, vermessen, unmöglich" genannt, sich selbst in verschüchtertem Sinne bisweilen thöricht erschienen sei; doch die Göttin der Sage hat ihn und sein Wagniß geweiht:

> Du hast ihn erhört, seitdem er gehorsam
> Befolgt dein Gebot, als fahrender Barde
> Aus der starren Larve der stummen Letter
> Das Lied zu erlösen zum Leben im Laut.
> Du hast ihm geholfen mit heiligem Zauber
> Sich Lauscher zu werben in weiten Landen
> Und, stetig gestärkt von der Stille der Andacht
> Und dem Beifall der Besten, sein Volk zu erbaun.
> Auf Gesangesflügeln durchflog er sicher
> Die gesammten Bezirke der deutschen Zunge
> Vom Kaiserprachtsitz mit prunkenden Kuppeln
> Im nebligen Norden am Newaufer
> Bis zur gastlichen Stadt des goldenen Thores,
> Die am fernen Gestade des Stillen Meeres
> Sich beständig erfreut der Milde des Frühlings.
> Wohin er kam, man hieß ihn willkommen,
> Weil er deinem Dienste sein Dasein geweiht.

Der Dichter denkt nicht gering von seinem vollendeten Werke; er nennt sich den Sänger:

> Der, geführt und gefördert vom lauschenden Volke,
> Erneuert das Lied von den Nibelungen
> Und in Sigfridsage und Hildebrant's Heimkehr
> Die heilige Halle des Heldenruhmes
> Aus verwitterten Resten wieder gewölbt hat
> Zum zeitendurchdauernden doppelten Dom.

Man kann Jordan's Dichtweise als eine poetische Freskenmalerei bezeichnen. Was er uns vorführt, sind im großen Stil hingeworfene Gestalten, mit mehr Plastik als Colorit, aber mit vielfach imponirenden Gesten, oft in herber und harter Form, bisweilen von einer den Genuß zurückschreckenden Sprödigkeit. Es ist eine Helden- und Götterhalle, deren Zug und Schwung an die Gestaltengruppen eines Cornelius erinnert, obwol sich auch hin und wieder der bewußte moderne Geist eines Kaulbach mit seiner ironischen Weltanschauung nicht verleugnet. Doch dies zersetzende und zerbröckelnde Element spielt keine vorherrschende Rolle; es unterbricht nur hin und wieder mit sich kräuselnden Arabesken die Bilderreihe, deren Gestalten aus Einem Guß sind.

Kein größerer Gegensatz als derjenige zwischen der Darstellungsweise Jordan's in diesen „Nibelungen" und der, welche in den deutschen Culturbilderchen Freytag's herrscht. Wie dort die Freskenmalerei, so ist hier die Aquarellmalerei unverkennbar. Es sind auch heroische Thaten, welche Freytag schildert; aber er malt sie in dem Rahmen des Genrebildes, fein, sauber, geschmackvoll. Das culturgeschichtliche Interesse ist bei dem Dichter vorwiegend und die freierfundene Handlung gibt nur den Faden her zu den aneinandergereihten Culturbildern. Wir werden zwar nicht an die „Reise des Anacharsis" in Griechenland oder an Becker's „Charikles" erinnert; dazu ist Freytag's dichterisches Talent, sind seine dichterischen Ansprüche zu groß; aber das Gefühl, daß die Dichtung hier nur der Culturgeschichte dient, begleitet uns durch eine große Zahl von Kapiteln. Bei Jordan ist poetischer Wurf und großer Stil; der epische Dichter, der Rhapsode, der Erneuerer alter Heldensage, mit der einsamen Harfe wandelnd unter den lärmenden Concertgebern der Gegenwart, verleugnet sich keinen Augenblick, und wenn er dabei, in trotziger Abkehr von dem moder-

nen literarischen Pygmäenthum, selbst das Maß seiner titanischen Hünengestalten an seine dichterische Persönlichkeit anlegt — wer mag's ihm verargen, da ja doch der mit der Chloë tändelnde und seinen Falernerwein besingende Horaz mit erhobenem Scheitel die Gestirne zu berühren glaubte!

Die Dichtung ist eine freie Verschmelzung der „Volsungasaga", der „Nibelunge Noth" und des „Hildebrantliedes". In dem Mittelpunkt der Dichtung steht Hildebrant, der Waffenmeister Dietrich's von Bern. Die große Katastrophe in der Königsburg Attila's, der Untergang der Burgunden durch Krimhild's Rache, der zweite Theil der „Nibelungen", wird hier erzählt theils von Hildebrant selbst, theils von dem Sänger Horand, ähnlich wie Aeneas der Dido die Zerstörung Trojas erzählt. Aus dieser Darstellung tritt bereits Hildebrant's Heldenfigur bedeutsam hervor. Im übrigen erscheint er in unserm Gedicht als der hünenhafte Pädagog, der ein übermüthiges Geschlecht zur Demuth erzieht. Er selbst sagt zu Ute, seiner Gattin, im Schlußgesang:

Ich gebe dir gern vom Ganzen die Ehre.
Ich trotzte getrost einer Welt in Waffen,
Ich durchwanderte sie von Osten nach Westen,
Vom sonnigen Süden zum nebligen Norden,
Wo sich Mitternacht und Morgen vermählen,
Und wirkte Wunder mit Witz und Waffen.
Ich durchschritt den Himmel, die Schrecken der Hölle,
Um Heil zu holen; die Heldentochter
Entriß ich als Retter den Nachtgenossen
Und erschwang das Schwerste, Schwanhild erlösend,
Die Schliche der Schlange in unserm Geschlechte
Besiegt zu sehn von der sonnigen Kraft.

Der Schwanhild, der Tochter Krimhild's, dem König Jormunrek, seinem Sohne Rammer und dem heimtückischen Diener Vicki, welche in der Nordlandsscenerie der Jordan'schen Dichtung, im dritten bis zwölften Gesang eine Rolle spielen, begegnen wir auch in der „Volsungasage", die bekanntlich eine Prosabearbeitung von Liedern der ältern Edda ist; doch hat Jordan nur einige Motive benutzt, im übrigen die barbarische Sage gänzlich umgedichtet. Dort wirbt König Jormunrek um die Hand der schönen Schwanhild und schickt seinen Sohn Rammer als Brautwerber. Der heimtückische Vicki räth diesem, für sich selbst um sie zu werben, und verklagt dann den Sohn bei dem Vater, welcher Rammer hängen läßt. Schwanhild wird als mitschuldig den Pferden vorgeworfen, die sie schonen, weil sie den Blick ihrer schönen Augen nicht ertragen können, bis man ihr Gesicht mit einem Sack bedeckt. Von diesen Grausamkeiten hält sich Jordan's Muse fern. Wol herrscht auch hier Zwiespalt zwischen Vater und Sohn um der anmuthigen Schwanhild willen; der Sohn führt Krieg mit dem Vater und berennt Drontheim; doch nachdem der Sturm abgeschlagen, der Sohn aus den Fluten durch ein hübsches Fischermädchen gerettet ist, wird alles der Versöhnung zugeführt durch Hildebrant, welchen der Dichter in diese nordische Sagenwelt mit verwoben hat. Vater und Sohn söhnen sich aus, und Hildebrant, abgesandt von der sterbenden Krimhild, ihre Tochter Schwanhild aus dem Bann des Nordlands zu erretten und ihr ein theueres Kleinod zu überbringen, führt Schwanhild, die stolze, als büßende stumme Magd in seine Heimat. Der Kampf zwischen Hildebrant und seinem Sohne Hadubrand wird in einem der letzten Gesänge erzählt; Hadubrand führt die schöne Nibelungentochter zuletzt als Braut heim.

Auch bei der Schilderung der Metzeleien in Attila's Hofburg weicht der Dichter mehrfach von der „Nibelunge Noth" sowol wie von der „Volsungasage" ab; namentlich was den Tod der Krimhild betrifft. Nach dem Nibelungenepos wird Krimhild von Hildebrant erschlagen, gerade als sie dem grimmen Hagen mit Sigfrid's Schwert den Kopf abgehauen hat; es ist dies also ungefähr das Gegentheil von dem, was Jordan sagt und singt. Nach der Volsungasage aber hat Gudrun (so heißt hier Krimhild) dem Atti, weil er ihren Bruder hat tödten lassen, die Kinder, die sie ihm selbst geboren, geschlachtet zum Mahle vorgesetzt, ihm dann das Schwert ins Herz gestoßen, alle Todten im Königssaale verbrannt und darauf sich selbst ertränken wollen; doch die Wogen trugen sie zu König Jormunrek's Land, dessen Gemahlin sie wird. In Jordan's Dichtung stirbt Krimhild, indem sie sich selbst auf dem Scheiterhaufen mit der Leiche ihres Sohnes Ortlieb verbrennt:

Und Königin einzig
War sie wieder vom Wirbel zur Sohle,
Indem sie den Gothen zum Garten folgte,
Auf dem weißen Haar ihre hunnische Krone,
Die hohe Gestalt in stolzer Haltung
Umwallt vom faltigen Fürstenmantel.
So ging sie hinab und hinaus in den Garten,
So stieg sie empor die Rundholzstufen
Zur Leichenbühne, als Ortlieb's Bahre
Auf die Mitte gestellt war. Da meinten die Träger,
Sie wolle ihr Kind noch einmal küssen
Und ihm die Münzen dabei in den Mund thun,
Die heiliger Brauch als Brückenheller
Und Thorzoll mitgibt dem theuern Todten,
Kurz bevor man zur Helfahrt den Holzstoß zündet.
Doch sie lehnte müßig am Mast des Stoßes,
Den des Knaben Harnisch und Helmchen schmückten,
Und regte sich nicht, auch als richtig gewendet
Mit dem Antlitz gen Aufgang Ortlieb dalag,
Als der Bahre Rost unterbaut war mit Scheiten,
Mit langen Spänen gespaltenen Kienes,
Auch umwickelt mit Werch. Schon erwarten die Männer
Mit allem fertig, der Fürstin Vortritt,
Um die Leichenbühne alsbald zu verlassen;
Doch sie steht am Ständer, die Stirn erhoben,
Wie in wachem Traum und trinkt mit den Augen
Den goldigen Glanz der glühenden Wolke,
Die dort im Osten das Auge des Himmels
Zu zerstreuen bestrebt ist mit siegendem Strahl.
Da sagte Geysa, der Gothenführer:
Erhabene Herrin, die höchste Zeit ist's
Den Stoß zu zünden. Dort stehen zahlreich
Vor der Lücke des Zaunes Leute Bledas.
Schon mislich wird es, die murrende Menge
Mit nur funfzig Schwertern fernzuhalten.
Wenn die Kunde verlautet vom Tode des Königs,
Ueberfluten sie uns und die Flucht ist unmöglich.
Da lächelte sie. Mit den leuchtenden Augen
Gab sie mir einen Wink, und die Rechte bewegend
Hieß sie die Gothen den Holzstoß verlassen.
Gehorcht, befahl ich, und werfet die Fackeln!
Sie selber verlangt's. Ich lobe die That.
Von Grauen zugleich und Bewundrung ergriffen
Standen sie starr. Mit dröhnender Stimme
Wiederholt' ich: Gehorcht! — und hinein in den Hagen,
Der mit flachlichten Dornen den Stoß umrahmte,
Flogen die Fackeln. Bald faßte die Flamme

Den oberen Rand. Durch Wolken Rauches
Erschien die Gestalt Krimhildens am Ständer
Wie zu mehr als menschlichen Maßen gewachsen,
Nach der sichtbar werdenden Sonnenscheibe
Regungslos ruhig das Antlitz richtend.

Die Umdichtung Jordan's erscheint in einer Hinsicht als eine durchaus moderne, ähnlich etwa wie in Goethe's „Iphigenie" der alte tragische Stoff mit seiner Blutatmosphäre humanisirt ist. Das Wilde ist menschlich geadelt, grause Thaten sind zu humaner Versöhnung umgedichtet; ja der alte Waffenmeister Hildebrant selbst erscheint wie einer jener Menschheitspriester aus der „Zauberflöte", der gefallene Menschen durch Liebe zur Pflicht zurückführt; man glaubt Sarastro's Baßarie bisweilen aus diesen alliterirenden Ergüssen herauszuhören, oder man wird an den Grafen Monte-Christo und ähnliche moderne Sagengestalten erinnert, welche die Menschen bessern und bekehren mit Hülfe des Zauberhorts, der jetzt an die Stelle des Balmud und des Antwaranat getreten ist. Der Hildebrant Jordan's hat etwas vom Illuminaten; der alte Recke ist tätowirt mit den magischen Zeichen der Menschenbekehrung und Welterlösung.

Doch nach der andern Seite hin ist das Nibelungenepos des Kürenberger moderner als Jordan's Nibelungenlied, welches in dem ältesten deutschen Heidenthum der Edda wurzelt, gleichsam in den alten heiligen Hainen, auf den Urfelsen der deutschen Halb- und Ganzgötter, während unser mittelalterliches Epos nur einige verblichene Sagen von den alten Runenbäumen streift. Ja der altheidnische Trotz, der sich gegen die christliche Bekehrung als einen fluchwürdigen Verrath sträubt, findet in der Dichtung selbst an mehrern Stellen eine plastisch greifbare Gestalt. Hildebrant, der mit Dietrich von Bern in der Schule der Bola, im Hain der Göttin zu Helmgart, die geheimen Weihen erhalten und die schwerste Rache sich aufs Haupt herabgebetet, wenn sie je die heimischen Götter vergessen sollten, erfährt, daß Dietrich sich der Christin Theodora vermählen wolle:

Ihn hatte bezaubert die Tochter Zeno's,
Des griechischen Kaisers, und hoch willkommen
War diesem Ditrich für Theodora,
Auch ihm als Eidam vor allen andern
Erwünscht zur Hülfe gegen die Hunnen.
Doch wollt' er die Tochter nur dem Getauften
Zur Gattin geben. — Ein Göttertempel
Der Römer zu Raven war aufgerüstet
Zum dämmrigen Dom. Schon kniete da Ditrich
Und beugte sein Haupt ins marmorne Becken.
Doch während das Wasser ihm weihend ums Haupt floß,
Da meinte so mancher, ein zorniges Zischen
Zu erlauschen im Haar und es leuchten zu sehen
Durch die wachsende Nacht; denn ein Wunder begab sich:
Durch die farbigen Fenster fahler und fahler
Glimmte das Licht. Dort, wo dunkel glühend
Nach Süden schaute die rothe Scheibe,
Vorher durchströmt von den blendenden Strahlen
Des Mittagsgestirns, da stand, wie des Mondes
Nur zart noch gezogener halber Cirkel,
Zusammengeschmolzen zur schmalen Sichel
Im Purpurglase die glanzlose Sonne.
Der ungeduldige Ditrich aber
Schielte nach rechts, wo juwelenumschimmert
Mit myrtenumkränzter prachtvoller Krone
Am Altare stand die Tochter des Kaisers.
Da springt er empor, sprachlos, entsetzt,
Steht wie versteint, starrt nach der Nische,
Wo aus früherer Zeit ein Standbild der Ceres,
Eine goldene Sichel und Garben haltend,
Aus der milden Mutter der Menschen und Götter
Mit sternigem Mantel zur Himmelsmutter
In der Hast vermummt war. Den Mond nun bedeutend
Blinkte die Sichel auf blauem Grunde.
Wer hat rasch herunter den Mantel gerissen,
Die mit Goldschaum beputzte pappene Krone
Mit dem blitzenden Stahl von der Stirn gestoßen,
Die Garben entblößt und die Göttin entschleiert?
Wie? Heut schon zurück aus dem hunnischen Reich?
Undenkbar! Und doch — so dachte Ditrich,
Kein anderer ist's; denn auf der Achsel
Trägt er den steten treuen Begleiter,
Den Falken Feynald — Das Schicksal erfüllt sich.
Ja, Hildebrant war's. Sein Wort durchhallt
Wie Donner den Dom:
Ditrich, Ditrich,
Wie du mir gedankt, das durchdauert die Zeit
Als schwärzeste That! Mein Schwur ist gelöst.
Die Drachenbrut lacht. Da droben erlischt
Die Sonne sogar, um nicht solches zu sehn.
Im Herzen zermalmt kehrt Hildebrant heim,
Da den Bruder der Weihn der Bruch seines Worts
Zum Genossen der Nacht und zum Niblung gebrandmarkt.

Diese Scene, welche die großartige Plastik und den anschaulichen und packenden Freskenstil der Jordan'schen Dichtung in glänzendes Licht stellt, zeigt uns zugleich den trotzigen Protest des heidnischen Helden gegen das sich eindrängende Christenthum. Was hat denn aber dieser Protest des alten Götterglaubens etwa mit dem Protest des neuen Glaubens gemein, der die moderne Welt in zwei Lager spaltet? Der Dichter bleibt uns die Antwort auf diese Frage nicht schuldig, oder vielmehr sein ganzes Gedicht ist diese Antwort. Der geistige Grundzug desselben ist eine Verschmelzung des altgermanischen und neuphilosophischen Heidenthums auf Grundlage einer großartigen Naturanschauung. Man mag über die Verkittung der alten Sagen, über die einzelnen neuen Erfindungen, die der Dichter in sie hineinschiebt, denken wie man will — der geistig bedeutsame Kern der Dichtung liegt in dieser gewaltigen Naturpoesie, welche aus dem Urquell des alten Mythus herausströmt und sich dann gleichsam in dem Strombette der neuen Weltanschauung weiter ergießt. Der Dichter singt von seinem Lied, was er von Horand's Liedern singt:

Was an Horand's Liedern die Lauscher vor allem
Als lautersten Lustquell und einzig loben —:
Daß ihr tönendes Spiel bis zur untersten Tiefe
Die ganze Natur durchtaucht und taghell
Offenbart wie sie schafft in scharfen Bildern;
Daß, wenn andrer Gesang nur die sichtbaren Schalen
Von draußen schildert, der Drang von innen,
Der in jeglichem Wesen webende Wille
In Horand's Stäben enthüllt am Stuhl sitzt
Und die schießenden Schifflein und Fäden schaun läßt;
Daß ich nicht wie ein Knabe die Knospe zerzupfe,
Um das zarte Gebild erst getödtet zu zeigen,
Sondern Blume bin, wo mein Lied sie erblühn läßt,
In das wiehernde Roß mich selbst verwandle,
Wo das edle Thier bei Thaten mitwirkt,
Es fühlend weiß, wie der Falke die Fänge
Und Fittiche stellt, wann er stößt in die Tiefe;
Kurz, daß ich, dichtend, von allem Dasein,
Indem ich's besinge, die Seele selbst bin.

Gemahnt diese Stelle nicht wie ein Kapitel Schopen=

hauer's im Stil der Edda? Aehnlich singt der Spielmann von Alzey:

Viele tausendmal tausend Geburten und Tode
Zurück in der Zeit hinter ihrer Erzeugung
Liegt der Wunsch und die Wahl, die dem Werden der Wesen
Die Richtung gestellt, den Beruf bestimmt hat.
Was sie sind, das zu sein sich zusammenzusuchen
Die stärkenden Stützen aus sämmtlichen Stoffen,
Die störenden Stäubchen beiseitezustoßen
Und hinwegzusieben, sind ihre Seelen
Unermeßliche Alter bemüht gewesen,
Bevor sie's ersiegt, sich zu kurzem Selbstschein
Aus den Schuttgeschieben der Schale der Erde
Die Larve des Lebens leihen zu lassen,
Das passendste Kleid für das pulsende Pünktchen,
Das unendlich kleine, niemals erklärte,
Doch ewig alte und ur-eigne.
So wird dies Kleinste ein Klang im Weltlied,
An Daseinsdauer gleichviel bedeutend
Wie das Theilchen vom Takt, das die Note als Ton füllt. —
Doch was grübeln wir grämlich jenseit der Grenze
Des letzten Lichtscheins, der uns noch erlaubt ist?

Nach dieser Seite hin liegen in der That auch die größten dichterischen Vorzüge des Werks. Die Naturschilderungen, sowol die unmittelbaren als die mittelbaren in den weit ausgeführten epischen Vergleichungen, sind von einer Klarheit, Anschaulichkeit und poetischen Schönheit, daß wir nicht vieles in unserer neuern Poesie ihnen an die Seite setzen können. Hierin steht das zweite Lied dem ersten vollkommen ebenbürtig zur Seite und bietet eine ebenso reiche Auswahl von Musterschilderungen des Naturlebens, die sich von einer duftig verschwimmenden Naturlyrik durch ihre markige Anschaulichkeit unterscheiden.

Welch ein Prachtbild aus unserer nordischen Welt, mit echt polarer Beleuchtung, ist das folgende:

Doch was regt sich dort wie Rauchgestalten
In der finsteren Felsbucht fernster Ecke?
Dort firstet noch jetzt von den Frostgiganten,
Die im Urzeitalter mit ewigem Eise
Hier alles bedeckten, einer sein Dasein.
Dämmerungsblaß und bläulich blinzt er,
Wie nickend im Schlaf, durch Nebelschleier.
Hoch über dem Gletscher erhebt sich glänzend
Ein scharfgeschnittener schneeiger Gipfel.
Der thront als Herrscher in heiterer Höhe
Im Hermelinschmuck und läßt sich den Mantel,
Der ihm schattenlos schimmernd die Schultern umkleidet,
Vom feurigen Randstrahl rosig färben.
Doch ihm zu Füßen da führen Fehde
Die Götter des Tags und die Geister der Tiefe.
Denn dort, wo die Nebel bald niedersinken,
Bald höher schweben, bald klärend schwinden,
Bald schwarz geschwollen und schwanger von Unheil
Die Bäuche voll Donner zum Bersten dehnen,
Da ringen die Mächte der beiden Reiche;
Da sind die Neider und Nachtgewalten
Von Eifer entbrannt, einen Oststurm zu brauen,
Der mit Wintergewalt die Wogen zerpeitsche
Und in Scherben zerschelle das Schiff des Helden;
Doch die Walter des Heils, die den Himmel bewohnen,
Bemühen sich mild und menschenfreundlich,
Der werdenden Windsbraut die Wolkenflügel
Mit sanftem, südlichem Sommerhauche
In flockigen Flaum zerflattern zu lassen.
Und schwärzlich geballt von der Schwelle des Berges
Wälzt ein Gewölk sich hinunter zum Wasser
Des noch tief smaragdgrün ruhenden Fordes.
Weiter fliegend kräuselt's die Fläche;
Der Spiegel zerschäumt; eine schöpfende Spitze,
Ein riesiger Rüssel reckt sich durstig
Und schlürfend herab aus dem schwebenden Schlauche;
Und Salzflut saugend und Schloßen schleudernd
Treibt der Trombe wirbelnder Trichter
Den Sund entlang und saust nach der See.

Wie reizend ist das Naturbild in der folgenden kurzen Vergleichung:

Sie dachte nicht so; nur ein Darben und Dürsten
Ihrer tiefsten Natur durchthaute nun plötzlich
Unfaßlich Ersehntes mit seeliger Fülle; —
Wie kein blickendes Auge die Blätter besitzen
Und doch wohlig durchwärmt sich wenden zum Lichte,
Das sie durchströmt mit belebendem Strahl.

Wie anschaulich sind die mit Homerischer Kunst und genauer Naturkenntniß weiter ausgeführten Vergleichungen:

Wann im Hochgebirge an heißem Tage
Ein schneidender Schneewind, beim schnellen Zerthauen
Der Gletscher geboren, zur Tiefe gleitend
In Rissen und Klüften, aus schmaler Klamme
In ein weites erwärmtes Wiesenthal austritt,
Dann webt er sich hier Gewande von Nebel,
Und du meinst, es entschreite dem schroff gethürmten
Thore der Schlucht ein verschleierter Riese: —
So entschritt jener Pforte und nahte den Schranken
In weitem Gewand aus wolkigem Stoffe
Eine Frauengestalt.
— — — — — — — — — —
Wie um Sommeranfang in sumpfiger Gegend
Nach schwülem Tage beim Schwinden des Lichtes
Die Tiefe des Wassers zehntausendweise
Nach der Luft hin entläßt die Larven der Hafte —:
Da zersprengen die Schalen unendliche Scharen
Von Eintagsfliegen und flattern nach oben,
Um nach wenigen Stunden schon wieder zu sterben;
Schließe die Hand, und Hunderte hältst du;
Sie verdecken dem Auge das andere Ufer;
Den ganzen Lauf des langsamen Flusses,
So weit du sehn kannst nach beiden Seiten,
Bezeichnet verschleiernd in schlängelndem Zuge
Die weiße Wolke von wirbelnden Thierchen;
Du wähnst, jeder Tropfe des trägen Gewässers
Sei heute durchhaucht von Himmelsheimweh
Und sende nun sichtbar empor sein Seelchen
In ein anderes Dasein, so dicht in der Dämmrung
Ist am Flußgestade dies Flockengestöber
Lebendigen Schnees: — so schnell gebar dort
Aus tausend Thoren die Tiefe der Erde
Unermeßliche Scharen von menschlichen Schatten.

Auch an einzelnen Kraftmetaphern fehlt es nicht neben jenen ins Breite gemalten Vergleichungen, so wenn es von Hagen's Stimme heißt, sie töne wie Donner, der „böser geworden", oder von den Regelmenschen, daß sie „der Wesenbildner als beste Waare gleich dutzendweise ins Dasein töpfert".

Die Naturversenkung des Dichters zeigt sich auch in seiner brahmanischen Thierliebe; er sucht die Geheimnisse der Thierseele zu entschleiern, versenkt sich in die kindlichen Seelen der Pferde und der Falken. Der Falke Feynald spielt von Haus aus als dramatis persona mit:

Schon wurde geklopft. Die Klinke hob sich,
Und mit Helfrichson Hunolt dem Heerbannführer
Zugleich ins Gemach trat Meister Manhard,
Auf der Faust einen alten vermauserten Falken.
Ob der linken Klaue trug dieser den Klemmring,
Von biegsamem Silber und sammetgefüttert;
Denn mit zartem Baste der Linde umbunden
Und mit Rinde geschient war sein rechter Ständer,
Dem nach Falknerübung die Fessel zukommt.

Von dem Halsschuh hakte der Alte hurtig
Das drähtene Kettchen und nahm die Kappe
Vom Kopfe des Vogels. Sein feuriges Auge
Erkannte die Herrin. Mit freudigem Kichern
Schwang er die Flügel und schwebte behende
Von der Faust des Falkners auf Ute's Finger.
Vergessend vor Glück des leidenden Gliedes
Umfaßt' er ihn erst mit beiden Fängen,
Doch zog er sogleich wie zuckend vor Schmerzen
Ans Gefieder zurück den rechten Ständer
Und spreizte die Krallen des kranken Fußes
In die Luft, um allein auf dem linken zu stehen.
So ließ er sich küssen und rieb sein Köpfchen
An Ute's Wangen, zuweilen verwundert
Die hellen Augen auf Hadubrand richtend.
Den kannt' er nicht mehr. Daß der Mann das Kind sei,
Das getändelt mit ihm in früheren Tagen,
War sein Falkenverstand nicht fähig zu fassen,
Und dennoch kam er ihm gar so bekannt vor.
So sprach nun die Fürstin zu Feynald dem Falken:
Mein armer Schelm! Dein geschientes Beinchen
Thut dir immer noch weh. Doch nicht lange mehr währt es,
So bist du gesund. Nun sage mir, Feynald,
Mein trautester Vogel, mein treuer Bote,
Der die Wolkenwege nach zwanzig Wintern
So wohl noch gewußt zum Wohnsitz Ute's,
Und wer weiß wie weit verwundet, verhungert,
Doch rastlos gereist, um sein Amt zu verrichten
Und mir Trost zu bringen in schwerer Trübsal,
Nun sage mir, Feynald, du klügster der Falken,
Wo Hildebrant weilt?
Sie wiederholte
Recht laut und deutlich den lieben Namen
Noch mehrere male, den Mund recht nahe
Am Gehör des Habichts. Da ließ sich hängend
Unter den Finger der Vogel fallen
Und spreizte zum Fächer die Federn des Schweifes,
Daß nach oben gekehrt von den Kielen und Fahnen
Die untere Seite sichtbar wurde.
Auf dem silbergrauen fast weißen Grunde
Der mittelsten Feder, mit Mennigfirnis
In feinen Pünktchen gepinselt erschienen
In rother Farbe drei Reihen Runen.
Da bückten sich denn die Wülfinge beide
Begierig nieder, um ganz in der Nähe
Recht klar zu schauen die kleinen Zeichen.
Und nacheinander lasen vernehmlich
Die Wülfinge beide die Wolkenbotschaft
Ueberein mit Ute. Sie lautete also:
Wund gewesen. Weite Reise
Gottbegehrt durch Gibich's Tochter.
Hoffe Heimkehr heuer im Herbst.

Die Freskenmalerei der Menschenschicksale, der Heldengruppen und ihrer Bewegung athmet noch einen grandiosern Schwung. Auch in der Nachdichtung vielbesungener Scenen sucht der Dichter nach originellen Zügen und versteigt sich selbst ins Humoristische, obschon der barocke Heldensänger Schwämmel, den Jordan ohne weiteres auch als Dichter einzelner Gesänge unsers vielgepriesenen Nibelungenliedes gelten lassen würde, doch einen etwas fremdartigen Ton von Haus aus in die Dichtung bringt und der alte Stabreimvers sich wol zum Neckischen und Schelmischen, aber nicht zum Satirischen und Witzigen bereitwillig hergibt. Die übermüthige Schwanhild, die zur Demuth gebeugt wird, die anmuthige Fischerstochter Siltrun, der Herrscher von Drontheim, sein Sohn und Schwiegersohn, führen in der ersten Hälfte des zweiten Liedes mit dem Helden Hildebrant einen epischen Contretanz in wechselnden Touren auf. Die Belagerung Drontheims und die Errettung des Königssohnes gehören hier zu den glänzendsten Partien. Auch auf den epischen Effect versteht sich der Dichter, ohne durch ihn den Reiz echter Poesie zu zerstören. Die junge Fischerin Siltrun fleht der bei dem Kampf in die Fluten gestürzte Erbe des Reichs um Rettung an; sie nimmt ihn in ihren Kahn:

Rammer indessen
Lag fieberglühend in feuchten Kleidern
Im Nachen Siltrun's. Umsonst versucht' er
Ein wenig zu schlafen. Denn schloß er die Augen,
So sah er sitzen die Sigfridstochter,
Starr wie Marmor, als Stiefmutter
Auf Jormunrek's Thron, und gleich unerträglich
War dies höhnende Bild als unverbannbar
Solange die Lider dem Lichte wehrten,
Und that er sie auf, so verschwand zwar die Täuschung,
Doch dann schauten so scharf vom Scheitel des Himmels
Die Gestirne herab wie stechende Augen,
Und das Peinlichste war, daß die leuchtenden Punkte
Nicht still heut' standen an ihren Stellen.
Ob der Wind auch schwieg, noch schwankte des Fordes
Geschliffener Spiegel wie schlummerathmend
Und bewegte im Takt die Schmerzenswiege
Des verwundeten Mannes, und ohne Mitleid
In stetem Wanken waren die Sterne.
Sein Gemüth war zerknirscht, zermalmt seine Hoffnung.
Kein Jubelruf, daß von lastendem Joche
Das Land nun erlöst sei, war laut geworden.
Der einzige Gruß von der Grenze bis Drontheim
War der finstere Blick des Volkes geblieben,
Der voll Vorwurf sprach: Feind deines Vaters!
Wo war nun sein Stolz? Ihm wankten die Sterne.
In trunkener Hoffnung von Schwanhild träumend,
Schon fest vertrauend, den Thron der Ahnen
In der nächsten Stunde mit ihr zu besteigen,
War er siegesgewiß zum Saume des Grabens
Nach der Brücke gestürmt — da trifft ihn der Steinwurf,
Man stößt ihn ins Wasser — Wie wanken die Sterne!
Wie umklangen sein Ohr so verklagend noch immer
Zwei Worte der Jungfrau: Jormunrek's Erbsohn!
Wie dicht umdüstert, wie ganz undenkbar
War nun die Zukunft! Wie dacht' er zagend:
O wär' ich gestorben! Wie wanken die Sterne!
Vergaß sie mich ganz? Wie brennt mir der Gaumen
Von quälendem Durst! Und dauert das Dunkel
Heut' die zehnfache Zeit? O zeigte sich endlich
Das Grauen des Tages, die grausamen Taumler,
Die mein Leid verlachenden Lichter zu löschen!
In der Wunde sticht's, und es wanken die Sterne.
Da, horch! ein Rauschen wie Ruderschläge.
Sein Haupt zu erheben versucht er, doch hülflos
Sinkt es zurück, er kann sich nicht regen.
Doch näher dem Nachen und näher vernimmt er
Das Plätschern im Wasser, das Poltern der Planke
Beim Ruck mit dem Ruder am Rande des Boots.
Ueber den Bord beugt sich ein Antlitz,
Ein Mädchenantlitz. Ohne Vermischung
Mit strafender Strenge strahlt nur einzig
Mildes Mitleid aus ihren Mienen.
Sie hebt ihm den Kopf auf und hält am Henkel
An die Lippen des Kranken den Krug mit Wasser
Vom Quell auf Munkholm. Er schlürft Erquickung.
Ist die Fläche der Flut erstarrt, daß so stetig
Neben dem Boote der Nachen jetzt festliegt?
Ja, wie sorgebeseligt die Augen Siltrun's
Mit sanftem Blick von dem bleichen Gesichte
Das dankende Lächeln des Durstelösten
Als Lohn erheben und hold erwidern,
So freundlich lächelnd, so friedenverheißend
Und gerade so ruhig herunterschauend
Standen jetzt still die heiligen Sterne.

Dieser Gegensatz ist durchaus effectreich, aber zugleich episch anschaulich und stimmungsvoll.

Wol durch die Muster der antiken Epen einerseits, andererseits durch Dante's große Dichtung und die Göttergestalten der Edda sah sich Jordan angeregt, eine Divina commedia in dantesker Beleuchtung auf dem Hintergrunde der germanischen Göttersagen zu dichten. Diese Divina commedia nimmt den größern Theil des neunzehnten und zwanzigsten Gesangs ein; sie ist eine Vision Hildebrant's, der sie auf dem Schlachtfelde träumt, wo er mit Dietrich von Bern gegen die Heruler gekämpft hat. Vom Roß gestürzt, wund bei den Leichen der Walstatt liegend, ein gefallenes Pferd als Pfühl unter dem Haupte, hat Hildebrant diesen somnambulen Fern- und Tiefblick in das Jenseits oder vielmehr in eine zeitlose Welt, indem er auch gleichzeitiges Geschehen auf der Erde erblickt. Er trinkt aus einem krystallenen Wasser und wird dadurch in den Zustand eines hochgradigen Somnambulismus versetzt, den der Dichter als einen erhöhten Zustand der Seele schildert mit dem bekannten Lieblingsgleichniß der Unsterblichkeitsgläubigen, das er mit naturwissenschaftlicher Exactheit ausführt und mit einem zweiten zoologischen Gleichniß verknüpft:

> Wann die frühere Raupe, die hornig umrüstet
> Fast regungslos schlief als geringelte Puppe,
> Der geborstenen Schale in schönerer Bildung
> Entsteigt und staunend unglaubliche Glieder
> Anstatt der gewohnten erworben wahrnimmt,
> Die gestreckten Füßchen, die Augen zur Fernsicht,
> Die das Blau des Himmels und Blumen erblicken,
> Das gewundene Trinkhorn, aus Trichterkelchen
> Die Nektartröpfchen herauszunippen,
> Die farbigen Fittiche, um nun als Falter
> Im lichten Luftreich um Liebe zu werben: —
> Dann wundert sich wol dies verwandelte Wesen
> In ähnlicher Art, wie nun Ich nach dem Trunk.
> Denn mir waren die Sinne und ihre Summe,
> Der Seele Bewußtsein, unsagbar verwandelt,
> Ihre Raschheit und Stärke so riesig gesteigert,
> Wie wenn einer Schnecke so schnell als ein Wiesel
> Zu laufen plötzlich verliehen würde,
> Und die Ferne zu schaun wie mit Falkenaugen
> Mit den schwärzlichen Tüpfchen der Tasterknoten,
> Die ein Zwitterempfinden von Zwielichtschimmer
> Und Wärme gewohnt sind nur wahrzunehmen,
> Wo der Sonne Flammenmeer niederflutet.

Das Todtengericht über Krimhild, das Hildebrant's Geist in Hela's Reich miterlebt, verknüpft die Reise ins Jenseits mit der Handlung des Epos; Krimhild wird freigesprochen und darf nach Walhalla wandern. Das Todtengericht hat freilich sein eigenthümliches Gesetzbuch, und wenn Krimhild in vieler Hinsicht als ein Vorbild für Frauen der Zukunft hingestellt wird, weil sie den Muth der Wahrheit besitzt, weil ihre starke, stolze Seele in sich das Gesetz hat, und nicht in der Sorge, was der Hause wol sage, so mag man doch gegen diese liberale Ethik gerechte Bedenken hegen. Denn auch eine Lucrezia Borgia und andere große Verbrecherinnen der Geschichte könnten dies Recht für sich in Anspruch nehmen. Die Höllenfahrt Hildebrant's führt ihn dann an allerlei Bildern vorüber, welche der dantesken Copirtinte ihre Umrisse verdanken; doch fehlt es dem Dichter auch nicht an großartiger phantasievoller Intuition, und einzelne Züge in seinem Höllenbreughel sind durchaus original, so z. B. daß einzelne der Büßenden dazu verurtheilt sind, in schrecklicher Hast unaufhörlich dasselbe am nichtigen Nachtbild aufs neue zu verüben, „was sie Aergstes gethan in der Tagewelt oben“. Ja der unglückliche Dietrich von Bern, als Apostat des alleinseligmachenden Heidenthums, muß sein Haupt fortwährend zum Wasser im Becken beugen. Wir kommen nun nach Walhalla; dieser germanische Himmel ist uns stets etwas langweilig vorgekommen, und Jordan vermag uns nicht zu bekehren, wenn er uns Wodan's Hofstaat schildert. Frau Bercht, die Magd des Bauern Bugi mit ihren gelben gezackten Schuhen, die wie Gänsepadden aussehen, die schöne Jarda, Sigi, der gewaltige Wilmund und andere ziemlich gleichgültige Halbgötter harren an der Schwelle; auch die geheimnißvolle Runenräthselei mit den vier M hat etwas Gesuchtes. Hildebrant trinkt aus einem lebenden Haupte aus dem Brunnen der Norne vom Urquell, der da stillt allen Durst nach der Dinge Bedeutung! Da erscheint neben ihm ein Mann mit einem spannbreiten Täflein voller Kreise, Figuren, Ziffern und Zeichen; darüber stand in deutlichen Runen „die richtige Lösung der Räthsel der Welt“. Doch hier fürchte keiner einen Sprung in die unergründlichen Tiefen des Mysticismus. Die Bilder, auf die der kleine Mann deutet, sind zum Theil höchst moderne Erfindungen, und wir fühlen uns plötzlich vom Brunnen der Norne in die Zeit der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Telegraphen versetzt; das sind die Wunder, die wir auf dem magischen Täflein erblicken:

> Ich schaute zerwühlt zu schäumenden Wogen
> Vom Sturme des Meers unermeßliche Fluten,
> Doch stolz und sicher dem Sturm entgegen
> Durchrauschte den Schaum ein Schiff mit Rädern. —
> Ich sah durch die Lande, dem Lindwurm ähnlich,
> Ein riesiges Roß mit rauchender Nüster
> Und feurigen Augen, in furchtbarer Eile
> Die Windsbraut besiegend, Wägen ziehen,
> Hier auf Spinngeweben, die Ströme spannten,
> Durchfliegen die Luft, dort donnerndes Laufes
> Durchbohren sogar den Bauch der Gebirge. —
> Ich sah, gefesselt an dünne Fäden,
> In zeitlosem Zucken gezähmte Blitze
> Des Gebieters Gedanken als Boten dienen.

Für den alten Wodan und seine Wölfe haben wir uns nie sonderlich erwärmen können; er hat in Jordan's Dichtung etwas von Michel Angelo's Gottvater, nur erscheint er im kriegerischen Costüm. Er entrollt dem erstaunten Hildebrant eine Genealogie der Zukunft, die durch Krimhild und Schwanhild hindurchgeht zu einem Heldengeschlecht, in welchem man deutlich die Hohenzollern erkennt:

> Dann will's das Geschick, daß aus Schwanhilds Schoße
> In ferner Zeit und nach vielen Geschlechtern
> Die Fürsten hervorgehn, die deinem Volke
> Das ruhmvollste Reich auf dem Runde der Erde
> Ersiegen, bewahren, zum Segen der Welt.
> Dann erfüllt sich der Traum, den schon Krimhild träumte,
> Doch, die Seele getrübt von trotziger Selbstsucht,
> Schon erlangbar gewähnt in des eigenen Lebens
> So bald verspielter kärglicher Spanne.
> Auf erhabenem Hochsitz thront ein Herrscher,
> Wie noch keinen bisher die Erde gekannt hat.
> Die Stufen des Thrones umstehen in Treue

Und einiger Stärke die sämmtlichen Stämme
Der deutschen Zunge. Auf, diese Zukunft,
O Wülfing, erwirb in der Wölfungenjungfrau
Dem deutschen Volk und den Deinen zugleich!

Ueber den Sinn der Prophezeiung läßt der Schluß des Gedichts keinen Zweifel. Nachdem die büßende stumme Schwanhild im Magdgewand uns an Gudrun erinnert hat, die gleichsam auch damit in das umfassende Heldenepos aufgenommen ist, nachdem eine Episode die Melusinensage, ausführlich und originell behandelt, mit herangezogen, nachdem Hildebrant und Hadubrand miteinander gekämpft und so das Hildebrantlied sein Recht erhalten, verliebt sich der heimkehrende Hadubrand blitzesschnell in die schöne Schwanhild, die Tochter der Krimhild, deren Bann gelöst wird, und heirathet sie. Vorher aber ist ihm auf dem Schlachtfeld als dem Sieger im Kampf der Berg Zollern mit seiner Mark zugesprochen worden:

Zu mächtiger Schutzwehr
Der schwäbischen Gaue, der heimischen Götter
Bebaue den Berg mit Burg und Bollwerk,
Und gesegnet soll deinen Söhnen und Enkeln
Der Zollern sein bis in späteste Zeit.

Wenn wir Freytag's „Ahnen" recht verstehen, so wird auch dieser Dichter mit einer gänzlich andern poetischen Genealogie den Stammbaum seiner thüringer Helden bis zu den Zollern herabführen.

Die kecke Mischung des Modernsten und uralt Sagenhaften gibt der Jordan'schen Dichtung eine eigenthümliche Physiognomie. Sie ist in Einzelheiten das Grandioseste, was irgendein neuer Dichter gedichtet hat; Hermann Lingg's Phantasie und Architektonik in der „Völkerwanderung" reicht bei weitem nicht an Jordan's geniale Intuition und tiefsinnige Verschlingung der epischen Fäden, noch an seine Meisterschaft epischen Stils.

Ueber die Alliteration und den Vers mit vier Hebungen und Senkungen haben wir uns schon früher ausgesprochen. Obgleich wir ihn für eine etwas primitive Form halten, so müssen wir doch bekennen, daß ihn Jordan mit ausnehmender malerischer Kunst handhabt und zwar in diesem zweiten Lied noch mehr als in dem ersten. Das Gehemmte und Beflügelte weiß er gleich ausdrucksvoll in der metrischen Form wiederzugeben. Krimhild's Begegnung mit Etzel wird in Versen geschildert, deren Hebungen fast alle Senkungen verschlungen haben:

So blieb sie stehn und blickte stumm
Etzeln an, ausdruckslos,
Königlich kalt, fürchterlich fest.

Daß dies derselbe Vers ist wie etwa:

Bis zum träge strudelnden Strome der Straßen —

wird man ihm kaum ansehen. Dann treibt Jordan's Muse wieder eine Heerde vierfüßiger Trochäen, ganz regelrecht geschoren, vor sich her:

Ihrer Mienen Marmorstille
Wehrt' es nicht, den Wahn zu hegen,
Daß die Macht des kleinen Mannes,
Seine Häßlichkeit verhüllend,
Selbst erwünscht dem Frauenherzen
Dieses Freiers Werbung mache,
Und erlaubt' es doch, als Larve
Arger List nur dies gelassne
Edle Antlitz auszulegen
Und dahinter tief im Herzen
Mordgedanken zu vermuthen,
Schaudern vor dem Schimpf des Schicksals:
Ihres Todten theuerm Schatten
Riesengroße reiche Rache
Mit dem Liebreiz ihres Leibes
Von dem Kobold hier zu kaufen.

Ein anderes mal stoßen wir auf regelrechte vierfüßige Jamben:

So sonnengleich, so seelisch glühn sie,
Als müßten selbst den kalten Marmor
Zu Fleisch und Blut die Flammenblicke
Erwärmen und erweichend schmelzen.

Auch diese regelrechten Verse, die Jordan aber im ersten Lied nicht so rottenweise aufmarschiren ließ, sind durch die vier Hebungen und Senkungen legitimirt.

Der Eindruck der ganzen großen Dichtung hat zugleich etwas Gewaltiges und Befremdliches. Die Edda und die Philosophie des Unbewußten; uraltes und funkelneues Heidenthum; älteste Mythen und neueste Deutung; weite geschichtliche Perspectiven aus allen Götterhainen und Himmelsräumen; bizarr Phantastisches, Sagen- und Märchenhaftes und echt Menschliches von Homerischer Klarheit; willkürlich verschobene und zusammengerückte alte Sagenstoffe: das alles bildet ein dichterisches Gemälde von gewaltigen Dimensionen, ausgeführt mit einem sprachlichen und sprachschöpferischen Talent ersten Rangs, bisweilen bizarr, meist glücklich in kühnen Neubildungen, in der epischen Darstellung oft meister- und musterhaft durch Nerv und Mark der Phantasie und der Intuition, glücklich im Naiven und Grüblerischen, aber oft modern wühlend und suchend, alte Runen und neue Rebus vermischend, in seiner Ethik oft hünenhaft, in seiner Weltanschauung ebenso oft mystisch somnambül wie antichristlich und heidentrotzig; kurz, ein schweres Epos in der Zeit der leichten Romane, eine in ihrer Art einzige Dichtung, deren seltene und großartige Eigenheiten und Schönheiten aber oft unter dem germanischen Sagenwust fast verschüttet sind, sodaß sie herauszugraben aus diesen achtundvierzig Gesängen mehr Ausdauer erfordert, als das leichtlebige Geschlecht der Gegenwart besitzt.

Rudolf Gottschall.

Zur neuen Geschichte und neuesten Politik.

(Beschluß aus Nr. 43.)

6. Aus dem deutschen Reichstage in Berlin. Mit fünf Reichstagsreden über die wichtigsten Fragen im heutigen Staate. Von H. Ewald. Braunschweig, Spohr u. Wengler. 1872. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser, seit 1866 als unversöhnlicher Gegner der preußischen Regierung und eben damit der neuen Gestaltungen Deutschlands bekannt, hat seit 1837, wo er eine mannhafte That gewagt, das Unglück gehabt, des Satzes nicht eingedenk zu sein, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist. In einem Bericht an seine Reichstagswähler vom 16. Juni 1871 gibt er einen kurzen Ueberblick der politischen Verhältnisse Deutschlands „vor dem verhängnißvollen bösen Jahre 1859", und kommt zu dem Resultate, daß Oesterreich seit Kaiser Joseph II., ja streng genommen seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs jedem schädlichen Sonderstreben entsagt habe, während Preußen die undeutsche Herrschaft der Willkür aufgerichtet habe und seit Friedrich II. folgerichtig in die Sucht, über andere Deutsche herrschen zu wollen, verfallen sei. Gegen solch kindliche Geschichtsanschauungen, welche Sympathien und Antipathien als Denkwerkzeuge benutzt, bei dem einen Theil das Schwarze weiß, bei dem andern das Weiße schwarz anstreicht, läßt sich nicht aufkommen. Offenbar wünscht dies auch der Verfasser nicht; seine treuen welfischen Wähler sind ihm Publikum genug, und diesen handelt er ja ganz nach Willen, wenn er, der wegen und zur Opposition gewählt ist, in immer neuen Variationen gegen die Annexionen protestirt und mit Konstantin Frantz die Restauration der entthronten Fürsten als Bedingung der Versöhnung verlangt. In einem zweiten Bericht theilt er seinen Wählern mit, daß er wegen des ersten angeklagt, aber freigesprochen worden sei, und benutzt, da er einmal das Wort hat, die Gelegenheit, um sich noch weiter auszusprechen. Er findet, daß es mit dem Deutschen Reiche bereits schlimm steht; denn „versunken sei aller königliche Sinn", gesunken die deutsche Wissenschaft, gesunken die Freiheit der Kirche, und die Verheißung der deutschen Einheit, der politischen und Religionsfreiheit, welche in den letzten Jahren gemacht worden, sei auf eine höchst unbefriedigende Weise erfüllt worden. Um näher zu zeigen, welche Art von Freiheit er meine, fügt der Verfasser fünf Reichstagsreden aus den Jahren 1871 und 1872 hinzu, von welchen nur die dritte das Glück gehabt hat, unter fortdauernder Heiterkeit und „fortlaufendem" Beifall des Hauses gehalten zu werden, während die vier andern zwar bei dem Präsidium angemeldet, aber durch das Uebelwollen und die Sturmeseile des Hauses unterdrückt worden sind. Um nun doch der Welt nichts zu entziehen, veröffentlicht er nachträglich die fünf Reden, und wir sehen daraus, daß er ein Gegner des Kanzelparagraphen und des Verbots des Jesuitenordens ist, daß er die Protestantenvereinler und die Döllinger-Freunde (sonst Altkatholiken genannt) für verwirrende Zwitterbildungen ansieht, und den deutschen Ministern den Rath gibt, in das steigende Gewirre aller solcher rein kirchlichen Streitigkeiten sich nicht einzumischen, und daß er den Jesuiten das Wort spricht, weil diese Gesellschaft aus unsern christlichen Ländern sich herausgebildet hat und ernstlich im Christenthum bleiben will, weil sie in neuerer Zeit nichts Schlimmes angestellt, weder eine Bartholomäusnacht noch eine Pulververschwörung veranstaltet hat, und weil sie für den Bestand der katholischen Kirche durchaus unentbehrlich ist. Seltsame Gründe! Auch Fra Diavolo hat sich aus dem christlichen Italien und dessen Volksleben herausgebildet und war ein eifriger Christ; wenn er gerade niemand massacriren konnte, so war er der friedfertigste, unschuldigste Mensch von der Welt, und „aller Geschichte zufolge" sind solche romantische Gestalten für den Bestand des italienischen Zaubers so unentbehrlich wie uns das liebe Brot.

7. Die Zukunft. Ein prophetisches Sendschreiben an die Fürsten von J. Hoppe. Schaffhausen, Hurter. 1873. Gr. 8. 8 Ngr.

In unserm skeptischen Zeitalter eine Prophetenstimme erschallen zu lassen, ist eine gewagte Sache, die viel Muth des Hervortretens, einen starken Panzer gegen feindliche Geschosse und einen wunderbar tiefen Blick in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft voraussetzt. An dem ersten Erforderniß fehlt es dem Verfasser nicht; wie es mit dem zweiten steht, ist noch unsicher; ob er das dritte besitzt, wer kann es sagen? Sehen wir uns seine Sätze etwas näher an! Die Kirche, sagt er, will das Erlösungswerk aufrecht halten, steht in dessen Heilighaltung und Vertheidigung so musterhaft da als je, findet aber an der weltlichen Macht um so mehr Hindernisse, je unklarer das Ziel der Staaten und deren Verhältniß zur Kirche, je weniger das Ziel beider ein und dasselbe ist. Man klage zwar die Kirche (unter welcher der Verfasser natürlich nur die katholische versteht, wenn er es auch für unnöthig findet, dies ausdrücklich hervorzuheben) vielfach an, werfe ihr Abfall vom reinen Christenthum, Geistesknechtung, Herrschaftsgelüste u. s. w. vor, könne aber solche Anklagen blos behaupten, nicht beweisen. Man müsse jedoch die leidige Thatsache der Unzufriedenheit doch beachten, die Ursache derselben zu erforschen suchen, um sie dann ganz zu beseitigen. Die Schuld dieser Unzufriedenheit sei blos eine wissenschaftliche, welche am besten wieder durch Wissenschaft aufgehoben werde. Das menschliche Wissen und Denken sei jetzt zu einer größern Selbständigkeit gelangt und dadurch in einen Gegensatz zum Glauben gerathen, der die Wohlfahrt des Ganzen störe. Dieser Gegensatz müsse gehoben werden, und zwar von der Kirche selbst, nicht in der Weise, daß sie den Kampfplatz betrete, sondern mit ihrer gewöhnlichen Liebe und Würde habe sie mittels einer der heutigen Wissenschaft entsprechenden Forschung die Begründung ihres Waltens darzulegen. Diese Begründung werde auf dem Studium der Psychologie und der Logik zu beruhen haben, und mit diesem Wissen werde die richtige Grundlage für die Erziehung, für die

geistige und weltliche Leitung des Menschen und für das geistige Leben gewonnen. Die Lehre Christi, als des Sohnes Gottes, ausgeführt auf dem Grunde der Wissenschaft des Menschengeistes, im geordneten Bunde mit der Staatsgewalt, das sei das zu erstrebende Ziel. Die Scheidung in einzelne Confessionen müsse aufhören; alles dränge dahin, daß die civilisirten Völker sich zu einer einzigen Religion vereinigen, welche Vereinigung nur durch das trotz aller Bedrängniß unerschütterlich fortbestehende Papstthum bewerkstelligt werden könne. Denn der Materialismus, der Unglaube, die Unordnung, die Schwierigkeiten die Massen zu beherrschen, würden so groß werden, daß die Fürsten sich nicht mehr zu helfen wissen, selbst sich an die Spitze der Bewegung stellen und an den Papst, den Mann der religiösen Geistesmacht, mit ihrem Hülferuf sich wenden würden. Der Papst werde der Retter der Menschheit, und mit einem Schlage sei die ganze geistige Gestalt der menschlichen Welt verändert; denn die Kirche lege jetzt die in ihrer ganzen Tiefe erforschte Wissenschaft vom Geiste des Menschen vor und zeige, wie die Lehre Christi alle Bedürfnisse des menschlichen Geistes befriedige. Damit beginne die Versöhnung der Kirche und der Wissenschaft; die Kluft zwischen Glauben und Wissen sei ausgefüllt; das Misverhältniß zwischen Staat und Kirche, so alt wie das Christenthum, werde wahrhaft und dauernd befestigt. Ein großes Versöhnungsconcil für alle Völker der Erde werde eröffnet, um das ausgearbeitete Werk zu berathen; der Staat bleibt in seinen weltlichen Rechten, diene aber der Kirche für die im Concil festgestellten Zwecke und Bedürfnisse; die Fürsten seien in Bezug auf das Schirmamt Primas der Kirche; ein Völkerbund, an dessen Spitze der Papst stehe, werde gestiftet, und zur Schlichtung von Streitigkeiten ein Völkerschiedsgericht eingesetzt; die Priester, voll Glauben und Wissenschaft, würden leuchtende Ideale der Tugend sein, „Heiligen gleich" auf Erden wandeln (man denke an Kozmian!); das goldene Zeitalter sei angebrochen, ohne Zweifel durch eine vom Papste componirte und von seinen Heiligen ausgeführte Ouverture am Schluß des großen Völker- und Versöhnungsconcils eingeleitet und eingeweiht.

Wenn der Verfasser seine Broschüre betitelt hätte: „Phantasien eines sanften Flötenbläsers", oder: „Vision einer somnambulen Jungfrau aus Lothringen", so würden wir keinen Grund haben, gegen diese prophetischen Photographien eine Ausstellung zu machen; wenn er aber alles das im vollen Ernste uns mittheilt, so möchten wir fragen, ob der Verfasser denn noch auf festem Boden stehe, ob es für ihn noch eine Wirklichkeit gebe, bevölkert mit Menschen voll innerer und äußerer Kämpfe, voll Streben nach unbegrenztem Wissen und Herrschen, und ob alles das, was unsere so real denkende und rechnende Gegenwart so titanenhaft aufgethürmt habe, um den modernen Staat zum Krystallisationspunkt des Jahrhunderts zu machen, damit enden solle, daß ein neuer Dalai-Lama den Krummstab über eine Heerde von Millionen schwingt.

8. Wider die gegenwärtige Richtung des Staatslebens im Verhältniß zur Kirche. Ein Zeugniß von Otto Krabbe. Rostock, Stiller. 1873. Gr. 8. 25 Ngr.

Der hochwürdige Verfasser hat viel auf dem Herzen. Die neuen Kirchengesetze und was damit zusammenhängt, sind gar nicht nach seinem Geschmack. Diese der Kirche feindliche Gesetzgebung, sagt er, geht über die Gesichtskreise ihrer Urheber in ihren schließlichen Consequenzen weit hinaus. Sind diese Consequenzen einmal gezogen, so werde einerseits die Zersetzung, andererseits die Knechtung der Kirche daraus hervorgehen. Dann aber werde eine Reaction eintreten, und diese könnte uns in die traurigen Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs zurückführen. Es sei hohe Zeit, daß der eingeschlagene Weg verlassen und dem theuern Vaterlande die hohen Güter der Religionsfreiheit und der Gleichberechtigung der Confessionen bewahrt würden. Wir sehen, der lutherische Verfasser versteht sich auch ein bischen aufs Prophetenthum, wenn auch nicht in der unergründlichen Tiefe wie sein College Hoppe, welcher in einer mit reichern Gnadenmitteln ausgestatteten Kirche aufgewachsen ist. Dabei versteht er es, die rechten Saiten des menschlichen Herzens anzuschlagen: mit einem strafenden Blick auf Bismarck und Falk, welche sich über die Ziele ganz gewaltig getäuscht hätten, weist er auf das unvermeidliche Ende mit Schrecken hin, droht mit den Kroaten und Wallonen des Dreißigjährigen Kriegs und will uns zwingen, auf dem Wege des Gruselns zu Kreuz zu kriechen. Es wird schwer gehen, sowol mit dem Gruseln als mit dem Kreuzkriechen. Denn der Verfasser hat das Unglück, dasjenige zu bekämpfen, was die Mehrzahl der deutschen Nation erstrebt und durch ihre gesetzmäßigen Vertreter beschlossen hat. Nachdem er über die Verhältnisse der „annectirten" Länder Hannover, Hessen und Elsaß gesprochen hat, wirft er dem Staate das Streben nach Omnipotenz auch der Kirche gegenüber vor; der Staat verlange die unbedingte Souveränetät über die Kirche, und nicht die katholische Kirche, sondern der Staat, das neu entstandene Reich sei es gewesen, welches nach dem Ausgang des deutsch-französischen Kriegs plötzlich zu einem Kriegsstand gegen die römische Kirche übergegangen sei und für die Altkatholiken als seine Bundesgenossen in dem neuen Kampfe Partei genommen habe. Das sind allerdings Ansichten, mit denen der Verfasser nicht allein steht; Windthorst von Meppen, Reichensperger, Majunke und die ganze katholische Presse behaupten das Nämliche; wir sehen aufs neue bestätigt, wie nahe sich Ultramontanismus und Ultralutheranismus stehen, wie lieb sie sich gegenseitig haben, wie eins für das andere einsteht. Hören wir weiter! Der Verfasser findet es unbillig, daß der Kanzelparagraph dem Geistlichen in Besprechung staatlicher Angelegenheiten Beschränkungen auferlegt, während doch die Presse, wenigstens die liberale, und die Wissenschaft der größten Freiheit sich erfreuen. Aber bedenkt denn der Verfasser nicht, daß ein katholischer Geistlicher weit zwingendere Mittel in der Hand hat, um sein Publikum zum Glauben und Gehorsam zu bringen, als die Presse und die Wissenschaft? Jener darf ja nur mit den Schlüsseln des Himmelreichs, die er Tag und Nacht in der Tasche hat, rasseln, um alles zu erzwingen; mit was sollen aber Presse und Wissenschaft rasseln? Uebrigens erfreut sich nicht blos die liberale, sondern auch die reichsfeindliche Presse, sei sie ultramontan oder socialistisch oder demokratisch, der allergrößten Freiheit. Das Schulaufsichts-

gesetz von 1872 und die „Quadriga“ der Maigesetze von 1873 sind natürlich dem Verfasser gleichfalls ein gewaltiger Stein des Anstoßes. Er glaubt, daß die Volkskirche, soll sie ihren Bestand behalten, zur Erziehung ihrer Glieder die Schule nicht entbehren könne, da hier eine bloße Staatsschule mit confessionellem Unterricht nicht genüge, und fürchtet, daß der Staat in seiner Omnipotenz als alleinige Obmacht über die Schule zuletzt auch bestimmen werde, welches der richtige Religionsunterricht in der Schule sei, wobei dann das Altlutheranerthum etwas zu kurz kommen könnte. Dies möchte von diesem Standpunkte aus allerdings zu befürchten sein; andererseits ist zu bedenken, daß die Schule ja kein kirchliches Institut ist, sondern eine staatliche Einrichtung von so eminent nationaler Bedeutung, daß derjenige Staat, welcher sie der Kirche überliefert, einen Mordversuch an sich selbst begeht. Unter den Bestimmungen der Kirchengesetze misbilligt der Verfasser besonders diejenigen, welche von der Prüfung der Predigtamtscandidaten und von der Excommunication handeln. Die Verhängung des kleinen Bannes, die Ausschließung von der Sakramentgemeinschaft will sich der lutherische Doctor nicht nehmen lassen; es ist ja gar zu verführerisch, ein bischen mit Scepter und Krone zu spielen, ein wenig zu wetterleuchten oder gar zu blitzen. Daher erkennt der Verfasser auch den kirchlichen Staatsgerichtshof nicht als berechtigt an, da die Kirche das Recht habe, in ihrer innern Sphäre sich unabhängig und selbständig bewegen zu können. Aber was ist innere Sphäre? Wo fängt die äußere an und wo hört die innere auf? Dies sind gewichtige Fragen, deren Beantwortung manchem Consistorium, innerhalb und außerhalb Mecklenburgs, zu schaffen machen würde. Der Verfasser erkennt zwar an, daß durch die besprochenen Gesetze die katholische Kirche vorzugsweise gemeint, erklärt aber, daß auch die evangelische Kirche schwer betroffen sei, wobei er hinzuzufügen vergißt, daß in manchen deutschen Ländern diese neuen Bestimmungen zum Theil schon längst in Geltung sind, ohne daß irgendwelcher Unfriede daraus hervorgeht, und verlangt zuletzt, daß der Staat bei der Vorbereitung solcher Gesetze nicht einseitig vorgehe, sondern auch die Kirche mitreden lasse, was blos zu erreichen sei, wenn die Kirche direct oder indirect einen Einfluß innerhalb des Parlamentarismus, der nun einmal Staatsform geworden sei, zu gewinnen suche. Ist dies der katholischen Kirche durch Gründung der Centrumsfraction gelungen, so wäre nun auch die Organisation einer lutherischen Fraction zu erwarten, welche, wenn sie zu Stande käme, sicherlich mit jener ersten zusammenfiele; denn der Verfasser spricht ja bereits, als ob er im Reichstag auf Windthorst's Commando stimmte.

9. Unzeitgemäße Betrachtungen. Von Friedrich Nietzsche. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben. Leipzig, Fritzsch. 1874. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Grundgedanke der gelehrt geschriebenen Schrift ist, daß unsere Zeit an einem verzehrenden historischen Fieber leide, und mindestens das, daß sie daran leide, klar erkennen sollte. Sofern die Geschichte im Dienste des Lebens stehe, stehe sie im Dienste einer unhistorischen Macht und werde deshalb nie reine Wissenschaft werden können, wie etwa die Mathematik es sei. Die Frage sei nur, bis zu welchem Grade das Leben den Dienst der Geschichte überhaupt brauche. Dieselbe gehöre in dreierlei Hinsicht dem Lebendigen: als monumentalische Geschichte dem Thätigen und Strebenden, als antiquarische dem Bewahrenden und Verehrenden, als kritische dem Leidenden und der Befreiung Bedürftigen. Wer Großes schaffen wolle und zu diesem Zwecke die Vergangenheit brauche, bemächtigte sich derselben vermittels der monumentalischen Historie; wer dagegen im Gewohnten und Altverehrten beharren wolle, pflege das Vergangene als antiquarischer Historiker; nur der, welchem eine gegenwärtige Noth die Brust beklemme und welcher um jeden Preis die Last von sich abwälzen wolle, habe ein Bedürfniß zur kritischen, d. h. richtenden und verurtheilenden Historie. Unsere Zeit aber fordere, daß die Geschichte sich nicht allein durch das Leben leiten und bestimmen lasse, sondern daß sie eine Wissenschaft sei; damit seien alle Grenzpfähle umgerissen, alle Perspectiven verschoben, der Blick in unermeßliche Fernen gerückt, und eine Flut ohnegleichen dringe ein; die Geschichte als Wissenschaft biete ein unüberschaubares Schauspiel dar, wie noch kein Geschlecht ein solches gesehen habe. Diese Uebersättigung unserer Zeit durch Geschichte sei für das Leben sehr gefährlich, sofern dadurch die Persönlichkeit geschwächt, die Einbildung, als ob unsere Zeit die seltenste Tugend, die Gerechtigkeit, in höherm Grade als jede andere Zeit besitze, erzeugt, die Instincte des Volks gestört und der einzelne nicht minder als das Ganze am Reifwerden verhindert, der schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube, Spätling und Epigone zu sein, gepflanzt würde und unsere Zeit in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und dadurch in die noch gefährlichere des Cynismus gerathe, wodurch sie einer klugen, egoistischen Praxis entgegenreife, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und zuletzt zerstört würden. Diese historische Krankheit, welche auf die Gesundheit des Volks wie ein Gift wirke, lasse sich nur durch Gegengifte heilen. Als solche bezeichnet der Verfasser, frappante Schlagwörter liebend, das Unhistorische und das Ueberhistorische, und versteht unter jenem die Kunst und Kraft, vergessen zu können und sich in einen begrenzten Horizont einzuschließen, unter diesem die Kunst und die Religion als diejenigen Mächte, die den Blick von dem Werden ablenken und dem zuwenden, was dem Dasein den Charakter des Ewigen und Gleichbedeutenden gebe. Wer dieses Heilmittel an sich anwende, werde weniger wissen, weniger „gebildet“ sein, aber wieder Mensch sein. Das delphische „Erkenne dich selbst!“ fordere hierzu auf und das Beispiel der nach diesem Spruch handelnden Griechen, welche anfangs auch in einem Chaos von Bildung lebten, aber auf sich selbst, auf ihre echten Bedürfnisse sich zurückziehend, das Chaos zu organisiren verstanden und so eine Bildung sich schufen, die nicht eine bloße Decoration des Lebens war, sondern auf sittlicher Grundlage ruhte und sittliche Kraft förderte.

Wir glauben, daß das Buch, welches manche interessante Ausblicke gewährt, einigermaßen an Abstraction und Doctrinarismus leidet, und daß der praktische Gewinn einer solchen Erörterung ein geringer ist. Die grie-

chische Welt mit der jetzigen deutschen Welt zu vergleichen, dieser jene als Muster gegenüberzustellen, geht nicht an; denn mehr als zwei Jahrtausende liegen dazwischen. Und der allerdings fast krankhafte Drang, alle Zeiten und Räume mit den Banden der Geschichte zu umspannen, alles Gewordene unter das Vergrößerungsglas der wissenschaftlichen Forschung zu legen und die Resultate mit statistischer Gewissenhaftigkeit zu rubriciren, hat doch wol als Entstehungsgrund nicht einen Druck im Innern des Menschen, sondern den dem menschlichen Geiste tief eingeprägten, in unserer Zeit sehr scharf ausgeprägten Forschungs- und Wissenstrieb, wodurch die Geschichte immer mehr Wissenschaft, für den einzelnen aber das Umfassen derselben immer schwieriger oder vielmehr zur Unmöglichkeit wird.

10. Ausgleich und „Verfassungstreue" 1871—73. Zur Lösung der gegenwärtigen Verfassungskrisis in Oesterreich. Leipzig, Luckhardt. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Zweck dieses Buchs geht aus der an der Stelle einer Vorrede mitgetheilten Parlamentsrede hervor, in welcher das Unterhausmitglied Schiel über die Verfolgungen in Irland den Stab bricht und den Wunsch äußert, es möchte zwischen England und Irland zu einer vollkommenen Nationalversöhnung kommen, diese beiden Länder möchten, „statt blos durch das dünne Band eines Gesetzesbuchstabens, das jeder Zufall zerreißen kann, zusammengeknüpft zu sein, fortan moralisch, politisch und gesellschaftlich nicht blos vereinigt, sondern vereinerleit werden". Wie Irland nicht aufhören wird, seine autonome Stellung zu fordern, sein besonderes Parlament zu verlangen, für die Berathung der gemeinsamen Angelegenheiten Delegationen zu beantragen, ohne vorderhand auch nur die geringste Aussicht auf die Erfüllung seiner Wünsche zu haben, so stellt sich auch der anonyme Verfasser vollständig auf den historischen Standpunkt, macht sich zum Advocaten der staatsrechtlichen Opposition von Böhmen und Mähren, fordert die Herstellung der Wenzelskrone mit allem, was drum- und dranhängt, ohne in der nächsten Zukunft eine Gewähr für die Erfüllung seiner Wünsche und Ausführung seiner Plane zu finden. Der Verfasser bespricht zunächst die eigenthümliche Stellung der Königreiche Ungarn und Böhmen, welche mit den übrigen Ländern der österreichischen Monarchie ein gemeinschaftliches angestammtes Herrscherhaus besäßen, aber nie ein gemeinschaftliches Stammland gehabt hätten, vielmehr von jeher und noch heute, jedes für sich und für seine Nebenländer, Stammland im geschichtlichen und staatsrechtlichen Sinne des Wortes seien. Daraus gehen die staatsrechtlichen Ansprüche des Königreichs Böhmen hervor, das nicht einsehen kann, warum bei gleichen Rechtsansprüchen Ungarn befriedigt, Böhmen abgewiesen wird. Die einzelnen Phasen der Verfassungsstreitigkeiten kurz schildernd, spricht der Verfasser von den Hoffnungen, welche Böhmen auf das Octoberdiplom von 1860 gesetzt habe, wodurch seine Stellung zur Gesammtmonarchie nur unter Mitwirkung und Zustimmung des eigenen Landtags, den Rechtsanschauungen und Rechtsansprüchen des böhmischen Volks gemäß, festgesetzt werden sollte, sodann von dem Februarpatent von 1861, welches den Schwerpunkt der verfassungsmäßigen und gesetzgebenden Action wieder von den Landtagen in den Reichsrath verlegte, darauf von der Decemberverfassung von 1867, gegen welche die czechische Partei in Böhmen und Mähren ihren feierlichen Protest am 22. August 1868 abgab in einer Staatsschrift, nach welcher sie seitdem die Partei der „Declaranten" genannt wird, und endlich von dem Ministerium Hohenwart, das den Kaiser zu dem Rescript vom 12. September 1871 veranlaßte, durch welches die Rechte des Königreichs Böhmen anerkannt und dessen Landtag zur Vorlegung eines Ausgleichsentwurfs aufgefordert wurde. Die Verfassung von 1867 erklärt der Verfasser für ungültig, weil die Bestimmung des Februarpatents, daß Verfassungsänderungen nur unter Mitwirkung beider Häuser des vollen Reichsraths und einer Zustimmung von wenigstens zwei Dritteln der Mitglieder desselben gültig vorgenommen werden könnten, nicht eingehalten worden sei; er verlangt deshalb die Anknüpfung neuer Verhandlungen auf Grund der böhmischen Fundamentalartikel von 1871, um den versprochenen Ausgleich abzuschließen, und macht es der Opposition zur Pflicht, in den Landtagen und im Reichsrathe unaufhörlich darauf zu dringen, daß die Decemberverfassung den einzelnen Landtagen zur Berathung und Schlußfassung unterbreitet werde. Eine Verfassungsrevision, von sämmtlichen Landtagen Cisleithaniens der Reihe nach vorgenommen, möchte wol ein höchst monströses Product der Staatskanzlei zurückschicken. Daher wird dieser Wunsch ebenso wenig erfüllt werden wie der der Restitution des welfischen Königshauses, wenn auch der Verfasser eine Menge Beispiele von Maßregelungen der czechischen Presse vorbringt und den ungesetzmäßigen Zustand der Verfassungstreuen und den alleinseligmachenden Standpunkt der Declaranten auf eine für seine Partei höchst günstige Weise zu coloriren sucht.

11. Die menschliche Gesellschaft in ihren Beziehungen zu Freiheit und Recht. Von Demetrius von Glinka. Nach der vierten Auflage aus dem Französischen übersetzt. Leipzig, Brockhaus. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Diese Schrift ist die Frucht tiefen Nachdenkens und in hohem Grade gedankenanregend. Sie geht aus von den Ideen des Rechts und der Freiheit, welche, weit entfernt identisch zu sein, wesentlich verschieden sind, sofern jede einen andern rationellen Ausgangspunkt, eine andere Tendenz hat und andere Wirkungen hervorbringt. Die Idee des Rechts, sagt der Verfasser, hat zum rationellen Ausgangspunkt den Vorrang des Menschen vor den übrigen irdischen Geschöpfen, ist das schöpferische Princip der Ordnung der Dinge, welche die Existenz des Menschen als Individuum und als Mitglied der Gesellschaft sichert, und hat zur Wirkung, das Recht des Individuums und der Gesellschaft als solcher, d. h. das Privatrecht und das Staatsrecht, zu constituiren. Die rechtliche Erwägung, daß nicht dem einzelnen Individuum, sondern allen Menschen der Vorrang den äußern Gegenständen gegenüber zukommt, erzeugt die Idee der Gerechtigkeit, während die Rechtsidee in einer andern Phase als Autorität erscheint. Die Idee der Freiheit dagegen hat ihren rationellen Ausgangspunkt in dem gleichen geistigen Werthe, welchen alle Menschen, einer dem andern gegenüber, besitzen, hat die Tendenz, den Menschen von dem Zwange

des Rechts zu befreien, sobald dessen Entwickelung das den herrschenden Begriffen entsprechende Maß überschreitet, und äußert sich darin, daß sie alle Gestaltungen des Rechts, je nach dem Maß ihrer Entwickelung, immer mehr modificirt. Die Idee des Rechts bildet, auf der Grundlage der Autorität und der socialen Form, das Staatsrecht aus sich heraus, welches sich auf die Totalität der Gesellschaft und ihrer constitutiven Theile bezieht, d. h. auf gewisse Klassen oder Kategorien von Individuen, sowie auf gewisse Gewalten oder öffentliche Functionen, welche vereinigt die sociale Form bilden. Die letztere erscheint entweder als patriarchalische Gesellschaftsform, worin die Autorität von einem einzelnen oder von einer Minorität ausgeübt wird, oder als Republik, worin die Majorität das Gesetz macht, oder als feudale Gesellschaftsform, bei welcher das Verhältniß zwischen den Ideen des Rechts und der Freiheit durch vielfache Uebereinkunft bis in die Details festgesetzt ist, oder endlich als constitutionelle Gesellschaftsform, worin dieses Verhältniß durch eine einzige oder mehrere sich ergänzende Uebereinkünfte (Charten) festgestellt ist. Es gibt aber noch secundäre sociale Principien, welche auf die Bildung der socialen Beziehungen einen alles andere beherrschenden Einfluß ausüben und, sofern die Motive ihre Quelle in der geistlichen Autorität, in der militärischen Kraft oder im Handel haben, entweder den theokratischen oder den Militärstaat oder den Handelsstaat bilden.

Demgemäß spricht der Verfasser zuerst von der Idee des Rechts und dessen erstem Product, dem persönlichen Eigenthum, sodann von dem Civilrecht und den Verletzungen des Rechts, von der Idee der Gerechtigkeit und den verschiedenen Modalitäten derselben, von der legitimen Autorität, von der Idee der Freiheit, ihren mannichfachen Arten und dem Verhältniß zwischen den socialen Ideen, der Idee der Moral und der Religion und geht mit dem siebenten Kapitel auf das Staatsrecht über, wobei er, um die verschiedenen Staatenbildungen nach ihrer Genesis und nach ihrer Beschaffenheit scharf und klar zu charakterisiren, die socialen Einrichtungen des alten Rom und Athen, die feudalen Verhältnisse in Deutschland und Frankreich, den Uebergang vom Feudalismus zum constitutionellen Staat, besonders in England und Deutschland, und endlich, als Beispiele von Gesellschaftsverbänden, in welchen sich die Wirkungen des theokratischen, militärischen und commerziellen Princips aufs entschiedenste gezeigt haben, die socialen Einrichtungen Aegyptens, Spartas und Karthagos bespricht, um mit einem Kapitel über das Völkerrecht zu schließen. Diese letztere historische Partie über die Einrichtungen der verschiedene staatsrechtliche Principien repräsentirenden Staaten des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit beruht auf den gewissenhaftesten, umfassendsten Studien des Verfassers, welcher sich die Mühe nicht hat verdrießen lassen, die neuesten und besten Schriften über Staatsalterthümer, über Lehnswesen, über Constitutionalismus aufs genaueste zu lesen und zu prüfen, und die Resultate dieser Studien als reife Früchte langjährigen Nachdenkens in geordneter Aufeinanderfolge und klarer Sprache hier vorlegt. Mit großem Interesse und lebhafter Befriedigung wird besonders der Historiker die zweite Hälfte des Werks lesen.

12. Das heilige römische Reich. Von James Bryce. Vom Verfasser durchgesehene deutsche Ausgabe von Arthur Winkler. Leipzig, Kummer. 1873. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Der Zweck dieser Schrift ist nicht, eine fortlaufende pragmatische Geschichte des Deutschen Reichs zu geben, die politischen Ereignisse und die Culturzustände zu beschreiben, sondern diesen Ereignissen nur insoweit Rechnung zu tragen, als ihre Anführung nothwendig ist, um die Entwickelung der Reichsidee, um die Gründe des Steigens und Fallens der kaiserlichen Macht zu erklären. Es ist interessant zu sehen, mit welcher Hingabe, mit welcher Vorurtheilslosigkeit, mit welchem Verständniß ein englischer Gelehrter an diese Aufgabe geht und sie behandelt, mit welchem Scharfsinn er die verwickeltsten Fragen anfaßt und sich beantwortet, mit welcher Klarheit er den geschichtlichen Stoff und sein Raisonnement hierüber zur Darstellung bringt. Auch ist es wohlthuend, von einem Engländer die Versicherung entgegenzunehmen, daß viele von seinen Landsleuten die neuern Erfolge der deutschen Politik, die Erringung der staatlichen Einheit, die Wiedererwerbung lange verlorener Provinzen, die Züchtigung einer Nation und Herrscherfamilie, welche die ewigen Ruhestörer des europäischen Friedens waren, mit aufrichtiger Theilnahme und Freude verfolgt haben. In 20 Kapiteln behandelt der Verfasser folgende historische Themata: „Das römische Reich vor dem Einfall der Barbaren“; „Die Einfälle der Barbaren“; „Wiederherstellung des Westreichs“; „Das Kaiserreich und die Politik Karl's des Großen“; „Karolingische und italienische Kaiser“; „Theorie des mittelalterlichen Kaiserthums“; „Das römische Kaiserthum und das deutsche Königthum“; „Sächsische und fränkische Kaiser“; „Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum“; „Die Kaiser in Italien: Friedrich Barbarossa“; „Kaiserliche Titel und Ansprüche“; „Untergang der Staufer“; „Die deutsche Verfassung: die sieben Kurfürsten“; „Das Kaiserthum als eine internationale Macht“; „Die Stadt Rom im Mittelalter“; „Die Renaissance: Veränderungen im Wesen des Kaiserthums“; „Die Reformation und ihre Wirkungen auf das Reich“; „Der Westfälische Friede: letzte Staffel im Verfall des Reichs“; „Die Auflösung des Reichs“; „Allgemeine Uebersicht“. In einem „Anhang“ gibt der Verfasser noch eine Uebersicht über die deutschen Einheitsbestrebungen und das neue Deutsche Reich, über die burgundischen Reiche, über die Beziehungen des Reichs zu Dänemark und den Herzogthümern Schleswig-Holstein, über gewisse kaiserliche Titel und Ceremonien, über die Kronen der römisch-deutschen Kaiser, eine Abhandlung über den Titel „römischer König“, ein von einem französischen Bischof im 12. Jahrhundert verfaßtes Gedicht über Roms Gegenwart und Vergangenheit, ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher Päpste und Kaiser seit Petrus (?) und Augustus, eine Menge von Citaten und sonstigen Anmerkungen zum Text und ein alphabetisch geordnetes Personen- und Sachregister.

Hieraus erhellt so ziemlich die Art und Weise der Anlage dieses Werks und besonders seine Reichhaltigkeit. Das Urtheil des Verfassers ist maßvoll, aber präcis. Was er z. B. über die Stellung Karl's V. zur Refor-

mation und zu Deutschland, über das Scheitern seiner Pläne, über Ferdinand II., diesen hassenswürdigsten aller Habsburger, über die rücksichtslose Selbstsucht der habsburgischen Politik, welche Deutschland fortwährend in Kriege, welche dessen Interesse nicht berührten, verwickelte, über die Mission Napoleon's I. sagt, stimmt vollständig mit den Urtheilen der deutschen Historiker überein. Sehr angenehm liest sich die Abhandlung über die deutschen Einheitsbestrebungen, worin er zugleich eine Geschichte des Hohenzollern'schen Hauses in großen Zügen gibt, bei der den Engländern so sympathischen Gestalt Friedrich's des Großen mit Vorliebe verweilend und an jenen Vorschlag Winterfeldt's erinnernd, der König solle ganz Deutschland erobern und durch Vereinigung zu Einem Staate dem Auslande gegenüber widerstandsfähig machen.

Wenn wir noch eine kleine Ausstellung machen dürfen, so gilt die eine dem Uebersetzer, der eine nicht eingebürgerte Participialform (der regiert habenden Monarchen) anbringt, welche so leicht in die gangbare Münze eines Relativsatzes umzutauschen gewesen wäre, die andere dem Verfasser, welcher die Stiftung des österreichischen Erbkaiserthums ins Jahr 1805, statt ins Jahr 1804 (14. August) verlegt, was vielleicht auch ein Versehen des Setzers ist.

Duboc's „Psychologie der Liebe".

Die Psychologie der Liebe. Von Julius Duboc. Hannover, Rümpler. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Aufgabe, welche sich der Autor des vorliegenden Werks gestellt hat, eine wissenschaftlich positive Analyse und Entwickelung des geschlechtlichen Liebesgefühls in seinen Stadien vom Keime bis zur vollsten Entwickelung des Begehrens zu geben, ist um so schwieriger, als einerseits statt positiven Materials nur Phrasenschwulst zu bringen bedenklich naheliegt, andererseits der Untersuchende hier nur auf dem Wege der erprobtesten Erfahrung eine einigermaßen erwähnenswerthe Leistung zu Tage fördern kann. Die Theorie ist hier nur schwach angebaut und nichts weniger als absolut richtig, vielmehr nach den verschiedensten Richtungen schwankend und unzuverlässig. Die Empirie bietet jedoch auch wieder naheliegende natürliche Schwierigkeiten. Wenn wir nun trotzdem mit Fug sagen können, die Arbeit ist eine sehr tüchtige, so ist angesichts solcher Umstände des Autors Verdienst ein um so größeres. Auch dieses Lob dürfen wir dem Werke nicht versagen, daß es streng wissenschaftlich alle sogenannten pikanten Zuthaten von sich weist, wie es andererseits wissenschaftlich ist, ohne einen bei dem größern Publikum mit Recht unbeliebten Gelehrtenjargon. Betrachten wir in kurzem den Aufbau des interessanten Werks.

Der Autor beginnt damit, drei Stufen der Liebe vorzuführen: 1) des Gefallenfindens, der Annäherungslust an ein anderes Individuum; 2) der durch das Gefallenfinden dieser andern Persönlichkeit in Erwiderung unsers Wohlgefallens gereizten Selbstliebe; 3) des obersten Stadiums des vereinigten Ich und Du, wo beide erste Stadien verschmelzen und die Selbstliebe zurücktritt in dem Wonnegefühle einer ganz neuen Seelenstimmung, der rückhaltlosen, nur im „Du" lebenden Liebe.

Von hier aus untersucht der Autor die Grenzen der Liebe nach ihrer sinnlichen und geistigen Richtung. Als Charakteristik wird hier vor allem die Entsagungsunfähigkeit der Liebe angeführt, die, wo sie auch um des Geliebten willen zu entsagen versucht, nicht entsagen kann, sondern in diesem Versuche untergeht oder wenigstens sich unheilbar schädigt. Es geht dies hervor aus dem dritten Stadium der Liebe, der Auflösung des Egoismus in dem „Du", der unmittelbarsten Zusammengehörigkeit mit dem „Du", welches alles, die Welt geworden ist in geistigen Anschauungen und Ansichten und in den sinnlichen Gefühlen.

Nach dem Gesagten nun findet die Liebe ihre Grenze von einer Seite in der Begier. Duboc sagt:

> Diese (die Liebesstimmung) umfaßt alle Seiten des Menschen — dies bildet ja eben ihren Inbegriff —, die Begier schränkt auf eine Seite ein, sie bannt Gefühl, Phantasie und Vorstellung in eine bestimmte Richtung, legt also der freien Bewegung Fesseln an.

Diese eine Richtung ist die nach Befriedigung der sinnlichen Geschlechtsempfindung, welche, einseitig hervorgehoben, nicht mehr den ganzen unversehrten Menschen zum Ideal hat. Weiter gibt der Autor eine geist- und stilvolle Deduction der „geistigen Liebe", welche er ihrem wahren Gehalte nach als „geschlechtlich angehauchtes Sympathieverhältniß" betrachten zu müssen glaubt. Als Liebe ist sie ihm eine Unmöglichkeit; denn wo erst der Geliebte durch von ihm getrennte Beziehungen der Intelligenz, des Erkenntnißtriebes das Wohlgefallen erwirbt, erscheint er nur als der glänzendste Träger dieser höhern Beziehungen, er existirt nur durch diese, um dieser willen. Dadurch wird er untergeordnet einem Höhern, er ist, wie Duboc sagt, „nur die Nebensonne einer größern Sonne". Hier hört die wahre Liebe, welche im Geliebten eine alles überragende, absolut herrschende Größe sieht, an der Grenze der überwiegenden Geistigkeit ebenso auf, wie bei der Begier an der überwiegenden Sinnlichkeit.

Ein Excurs über die „ethischen Beziehungen der Liebe" bildet die Achillesferse des Werks. Duboc sieht hier in dem sittlichen Heiligthum und dem Heiligthum der Liebe zwei getrennte Bereiche, die nun nothwendig aneinanderstoßend zu einem tragischen Conflicte führen, dessen Ausgang schmerzliche Resignation der Liebe oder Besiegung der sittlichen Integrität mit den Nachwehen moralischer Gewissenspein ist. So richtig nun Duboc's Ausspruch, der Monotheismus der Pflicht genüge dem Menschen nicht, ist, so bedenklich erscheint andererseits des Autors Darstellung, die wir nicht anders verstehen können, als sei kein anderes Verhältniß zwischen echter Liebe und dem Sittengesetze denkbar als das Verhältniß des tragischen Conflicts. Wir meinten, die echte Liebe kann allerdings, muß aber keineswegs dem sittlichen Ideale so schroff gegenüberstehen, kann und wird sogar meistens in einem harmonischen ineinander übergehenden Verhältniß

stehen. Gerade dieses Verhältniß aber, durch welches das Liebesgefühl durchaus nicht gemindert, das Sittlichkeitsgefühl aber mit der Liebe eine Reihe neuer, echter Pflichtbegriffe gewinnt, hat der Autor ganz beiseitegelassen, obwol er in der Vorrede bemerkte, wesentlich nur die normalen Verhältnisse der Liebe ins Auge fassen zu wollen. Aber die Erscheinung, daß mit der echten Liebe eine Reihe neuer sittlicher Pflichten an den Liebenden tritt und so die Liebe in sich eine sittliche Kategorie enthält, ist das Normale, der tragische Conflict das wenn auch Häufige, doch Anomale. Scheinbar steht unserer Ansicht Duboc's richtige Behauptung eines Absolutismus hier und eines Absolutismus dort entgegen. Allein gerade die beglückendste, friedenvollste Liebe ist da, wo keine sittliche Pflicht bei der ganzen Liebesentwickelung als Hinderniß in den Weg tritt, wo Sittengesetz und Liebe sich gar nicht berühren, d. h. wo die Liebe keine Frage des Sittengesetzes als ihr Liebesgefühl hemmend aufzufassen in der Lage ist. Hier wird die Liebe selbst ein sittlicher Factor, sie baut sich selbst ein Gebäude von Pflichten, wie z. B. Treue, auf.

Sollte dieser Fall unmöglich sein? Das kann Duboc selbst nicht glauben. Er wird — so allein läßt sich das Ignoriren dieser psychologisch interessanten Materie der Einheit der Liebe und des Sittengesetzes erklären — inmitten seines Buchs seinem ursprünglichen Gedanken untreu, nur die einfachste psychologische Normalentwickelung der Liebe zu betrachten. Er kommt unwillkürlich in das Gebiet des Anomalen, das er nicht berühren wollte. Darum spricht er im Kapitel über Don Juanismus von der Treue als von einem etwas mit der Liebe allerdings eng verwandten, aber nicht nothwendigen Elemente. Ganz richtig. Echte Liebe ohne Treue ist möglich. Allein die normale Liebe ist die treue Liebe, und den psychologischen Zusammenhang von Treue und Liebe hätte Duboc schärfer darlegen müssen, wenn er seinem ursprünglichen Gedanken treu geblieben wäre. Er hätte dann eine umfassendere, präcisere Darstellung der ethischen Beziehungen der Liebe gefunden. Wie berechtigt wir sind, ihm diese Inconsequenz vorzuhalten, zeigt seine weitere Aufstellung, daß wahre Liebe unabhängig ist von sittlicher Achtung des geliebten Gegenstandes. Es ist dies wiederum richtig, allein wiederum ein anomales Verhältniß, während das normale in der höchsten Achtung des geliebten Wesens beruht. Daß uns Duboc auch diesen Zusammenhang nicht gibt, geht aus der schon mehrfach bemerkten unrichtigen Auffassung der Stellung der Ethik zur Liebe hervor.

Glänzend dagegen ist Duboc's Auseinandersetzung von der falschen Idealbildung, vom Antheil der Eitelkeit an dieser falschen, kränkelnden Liebe. Daß bei Besprechung dieser falschen Idealbildung die geistige Liebe wieder zur Sprache kommt, ist natürlich. Sie wird durch ein interessantes Beispiel illustrirt. Wenn wir hier etwas zu tadeln haben, so ist es der Punkt, daß Duboc uns nicht weiter in das Gebiet der pathologischen Erscheinungen in der Liebe einführt, sondern hier, wo ein bedeutsames Feld sich bietet, plötzlich des ursprünglichen Plans gedenkt, dem er doch schon wiederholt untreu geworden ist. Dagegen sind die Auseinandersetzungen über die Unterschiede von Liebe und Freundschaft und die Stellung der Liebe in der Gesellschaft vortrefflich. In letztern Abhandlung hätten wir nur gewünscht, daß die manche Berechtigung enthaltende, aber in so allgemeiner Fassung doch schwer beweisbare Behauptung weniger schroff hingestellt worden wäre:

> Die Tochter der verwöhnten Stände kann nicht lieben. Ist damit kein absolutes Maß ausgedrückt, das überall volle Anwendung findet, so bezeichnet es doch die Richtung, die mit gradweisen Unterschieden durchweg gültig ist.

Noch schlimmer lautet ein vorhergehender Satz, welcher die Tochter höherer Stände „eine unpoetische Erscheinung und Wesenheit" nennt. Ich meine das stricte Gegentheil, da Reichthum entschieden den Vorzug in sich birgt, eine harmonische Entwickelung besser zu fördern, als das nur zu oft disharmonisch berührte Leben der untern Stände. Die Erfahrung hilft diesen Satz beweisen.

Als Anhang spricht Duboc von der Nothzucht, über Stuart Mill und die Frauenemancipation, welche er mit Glück durch den Hinweis auf die physische Beschaffenheit des Weibes als Nährstoff erzeugend und auf die damit zusammenhängenden Folgen bekämpft. Den Schluß des Werks bildet eine unserer Ansicht nach höchst glückliche Zurückweisung der Hartmann-Schopenhauer'schen Liebesmetaphysik durch Hinweis auf psychologische und im täglichen Leben zur Erscheinung tretende Thatsachen. Zu tadeln ist höchstens, daß der Autor Schopenhauer und Hartmann zu sehr in eine Linie stellt. Denn ist auch Schopenhauer namentlich auf diesem Gebiete bis zur Unfaßlichkeit paradox und willkürlich, an der Hartmann'schen Oberflächlichkeit hat er keinen Theil.

Fassen wir nun unsern Bericht in ein Schlußrésumé zusammen, so erhalten wir folgendes Resultat: die Kritik hat die Pflicht, die Fehler eines Werks an das Licht zu setzen, besonders, wo es sich um Gegenstände von besonderer Bedeutung handelt. Dagegen aber hat sie wiederum die Pflicht, diese Fehler, wo es möglich ist, nach ihren günstigsten, mildernden Seiten zu betrachten. Was wir in Duboc's Werk getadelt, entspringt nur dem einen Hauptfehler, daß er seinen leitenden Grundgedanken nicht festhalten konnte, wie wir sahen. Die getadelten Punkte an sich sind vollkommen richtig, nur hätten sie als Anomalien bezeichnet und das Normale hätte nicht zurücktreten sollen. Bei der Schwierigkeit der Aufgabe sind aber solche Misgriffe nie gänzlich zu vermeiden. Duboc hat immerhin sich ein großes Verdienst erworben, und sein Werk füllt eine Lücke in unserer Literatur aus.

Theodor von der Ammer.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Von der zweiten vermehrten Auflage von „Schiller's Briefwechsel mit Körner", herausgegeben von Karl Goedeke (Leipzig, Veit u. Comp.,), ist der zweite abschließende Band erschienen, welcher die Correspondenz von 1793—1805 umfaßt. Ueber die Principien, die ihn bei der Herausgabe leiteten, spricht sich Karl Goedeke in der Vorrede aus. Er hat nur wenige Stellen ausgelassen und unterdrückt, öfters das Ursprüngliche hergestellt, wo seine Ausgabe von der frühern abweicht, nur einige Ergänzungen aus den Briefen anderer oder Schiller's an andere als Körner aufgenommen. Dem Werk ist ein Register beigefügt, welches die Hauptpersönlichkeiten und Gegenstände des Briefwechsels alphabetisch für die Bequemlichkeit des Nachschlagenden ordnet.

Wenn Schiller's Briefwechsel mit Goethe als einer der wichtigsten Beiträge zu jener classischen Aesthetik angesehen werden muß, welche von unsern großen Dichtern in Theorie und Praxis zur Geltung gebracht wurde, so ist der Schiller-Körner'sche nicht nur ebenfalls ein Denkmal geistvoller Freundschaftsbeziehungen; er zeigt uns auch Schiller, der Goethe's Genius gegenüber oft „gebändigt" erschien, in größerer Freiheit des Urtheilens und Empfindens, sowie Körner's liebevolle Kritik der Schiller'schen Gedichte und Dramen andererseits für ein Muster eingehender Beurtheilung gelten muß. Wie sich übrigens auch oft die besten Freunde in der Würdigung dichterischer Erzeugnisse und ihrer Wirkungen irren können, beweist z. B. Körner, indem er von einer Aufführung der „Maria Stuart" in Dresden abräth, weil er sich von dem Stücke keinen Erfolg auf der Bühne verspricht.

Sehr lehrreich ist der Briefwechsel auch für die Kenntniß der damaligen literarischen Zustände und des Publikums unserer Classiker, welches man gegenwärtig in ambrosischer Beleuchtung zu sehen gewohnt ist, weil die vielen hundert Auflagen Schiller'scher Werke wie ebenso viele Réverbères ihr gesammeltes Licht auf jene Epoche zurückwerfen. Man kann es sich kaum anders denken, als daß wie jetzt Schiller's Gedichte in allen Schulen vorgetragen wurden, und daß man bei seinem Namen allgemein jenes Gefühl hoher Bewunderung empfand wie jetzt, wo so viele Schillerfeste und Schillerdenkmäler den Weltruhm des Dichters künden. Wie indeß die damaligen Kritiker, darunter auch sehr namhafte, wie die Schlegel, über Schiller geurtheilt, ist den Literarhistorikern bekannt; daß aber auch das Publikum oft spröde war, das beweisen sehr viele Stellen gerade des Schiller-Körner'schen Briefwechsels. So klagt Schiller am 15. August 1798, daß die Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme seines „Musenalmanach", die er nicht verdient habe, ihm nicht viel Lust zur Fortsetzung desselben machen, und weiterhin sagt er in demselben Briefe: „Ich muß gestehen, daß Ihr, Humboldts, Goethe und meine Frau die einzigen Menschen sind, an die ich mich gern erinnere, wenn ich dichte, und die mich dafür belohnen können; denn das Publikum, so wie es ist, nimmt einem alle Freude." Körner sucht seinen Freund darüber zu trösten, er schreibt am 22. August 1798: „Gegen das Publikum, glaube ich, bist du nicht ganz gerecht. Du erfährst nur einen kleinen Theil von der Wirkung deiner Arbeiten. Der Deutsche hat ohnehin keinen Hang, den tiefen Eindruck, den ein Kunstwerk auf ihn macht, laut werden zu lassen. Hierzu bedarf es immer noch eines besondern Anlasses. Manchen, der dich innig verehrt, hält die Bescheidenheit ab, sich gegen dich selbst darüber zu äußern. Dagegen gibt es Menschen, die sich ein Geschäft daraus machen, dir jedes ungewaschene Urtheil, was irgendwo gedruckt ist, zu hinterbringen; aber die literarischen Schreier, die du überdies durch die Xenien gereizt hast, sind das Publikum nicht, so wenig als die pariser Werkzeuge der schimpfenden Factoren die französische Nation ausmachen. Was ich dir einräume, ist wenig Empfänglichkeit bei dem Publikum im ganzen für die poetische Form. Aber dies trifft Goethe mehr als dich. In deinen Werken ist immer noch ein besonderer Gehalt des Stoffs, der auf mehrere wirkt, die zwar nicht den Künstler, aber doch den Menschen zu schätzen wissen." An einer andern Stelle rühmt Körner die Studenten als diejenige Klasse des deutschen Publikums, von der man die meiste Empfänglichkeit für das Poetische zu erwarten habe, da sie durch die Verhältnisse der wirklichen Welt noch nicht abgestumpft seien. „Das eigentliche Burschenleben ist ein immerwährendes Fest, und eine festliche Stimmung ist eine Hauptbedingung des höhern Kunstgenusses. Bei dem übrigen Publikum hat die Kunst erst alles zu überwinden, was dieser Stimmung entgegen ist." Das Publikum war also in seinem Durchschnitt in der damaligen Zeit nicht anders wie heutigentags, Kotzebue war ihm lieber als Schiller; nur gab es damals keine anerkannten Classiker wie heute, hinter welche sich das Urtheil des Publikums flüchten konnte, um seinen guten Geschmack zu beweisen. Auch die Theater waren nicht classischer als jetzt. Schiller meint, daß man am dresdener Theater „aufs Poetische gar nicht eingerichtet sei". Solche Correspondenzen zeigen uns, wenn man sie aufmerksam liest, daß die sogenannte classische Epoche in Bezug auf den Geschmack und die Urtheilslosigkeit des großen Publikums mit der Gegenwart ganz auf gleicher Linie stand.

— Die Redaction der „Deutschen Dichterhalle" (Leipzig, Hartknoch) ist jetzt in die Hände eines bewährten Dichters, Ernst Eckstein, übergegangen, nachdem das Blatt lange Zeit unter der gänzlich unberechtigten Redaction eines höchst undichterischen Kalauerfabrikanten vegetirte. Wir wünschen dem Unternehmen unter der neuen Leitung den besten Aufschwung.

Bibliographie.

Auer, Adelheid v., Das Leben kein Traum. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Baensch. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

d'Aurelle de Paladines, Feldzug von 1870/71. Die erste Loire-Armee. Autorisirte deutsche Uebersetzung von La Pierre. 1ste Abth. Braunschweig, Zwissler. Gr. 8. 18 Ngr.

Bach, Jenny, Die Pflegegeschwister. Eine Erzählung. Braunschweig, Zwißler. Gr. 16. 1 Thlr.

— — Verwaist. Zwei Novellen. Braunschweig, Zwißler. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baldi, A., Die Hexenprocesse in Deutschland und ihr hervorragendster Bekämpfer. Eine kulturhistorische Abhandlung. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 12 Ngr.

Berkow, K., Frauenliebe. Roman in 2 Bdn. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bibra, E. Freih. v., Brautstand und Verehelichung. Ein geheimnißvoller Weg. Zwei Erzählungen aus Südamerika. Erlangen, Schwäbische Buchhandlung. Gr. 8. 2 Thlr.

Birlinger, A., Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kindereien. Neue Sammlung. 2ter Bd. Sitten und Rechtsbräuche. Wiesbaden, Killinger. Gr. 8. 3 Thlr.

Klöden, K. F. v., Jugenderinnerungen. Herausgegeben und durch einen Umriß seines Weiterlebens vervollständigt von M. Jähns. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. 1ster Thl. Geschichte des Krieges bis zum Sturz des Kaiserreichs. 6tes Heft. Die Schlacht bei Gravelotte. — St. Privat. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Kürnberger, F., Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Hamburg, O. Meißner. 8. 2 Thlr.

Lenz, H., Das Thierleben in der Travemünder Bucht. Vortrag. Lübeck, Seelig. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Neues belletristisches Lese-Cabinet der besten und interessantesten Romane aller Nationen 1444ste bis 1450ste Lief.: Zwei neue Novellen von J. Turgénjew. Aus dem Russischen. Wien, Hartleben. 8. à 4 Ngr.

Milner, E., Zur Diätenfrage. Eine politische Studie. Tübingen, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.

Moser, G. v., Lustspiele. 2ter Bd. Der Elephant. Berlin, Behr. Gr. 8. 1 Thlr.

Münnich, H. A., Braut in Haaren. Eine Erzählung aus dem Gebirge. Jena, Costenoble. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nordheim, J., Drei Ehestandsgeschichten. Braunschweig, Zwißler. 8. 18 Ngr.

Perls, A., Herzensklänge. Dichter-Album für deutsche Frauen und Jungfrauen. Leipzig, Koch. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Planta, P. C., Thomas Maßner, Rathsherr von Chur. Eine dramatische Geschichte aus dem 18. Jahrhundert. Chur, Kellenberger. Gr. 16. 10 Ngr.

Die Religion des Zweiflers. Leipzig, Haessel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Briefwechsel
zwischen
Varnhagen und Rahel.

(Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense.)

Erster und zweiter Band.

8. Geh. 4 Thlr.

Mit dem vorliegenden Briefschatze erhält das Publikum eine lange vermißte Gabe von seltenem Gehalt. Als Varnhagen kurz nach dem Tode seiner Gattin in dem so berühmt gewordenen Buche „Rahel" einen Theil ihrer Briefe zum Andenken für ihre Freunde herausgab, bemerkte er im Vorwort: „Man wird aus ihnen ermessen, was in dieser Art einem künftigen Zeitpunkt einst vollständiger aufzuschließen vorbehalten bleibt." Und für diesen Zeitpunkt, der jetzt erst eingetreten ist, hat er die Sammlung noch mit eigener Hand geordnet und druckfertig hinterlassen. Der schriftliche Verkehr zwischen den beiden geistreichen Naturen in der Vollständigkeit, wie er nun hier dargeboten wird, darf als charakteristische Quelle zur Kenntniß einer ganzen wichtigen Culturepoche gelten und als solche hervorragenden und dauernden Werth für sich in Anspruch nehmen.

Fr. Gerstäcker's Ges. Schriften!

Zahlreiche Beschwerden der geehrten Abonnenten wegen unregelmäßiger und nicht pünktlicher Lieferung der Fortsetzung nöthigen die Verlagshandlung zu der Erklärung:

„daß die Fortsetzung stets regelmäßig in Zwischenräumen von 8—14 Tagen erscheint und pünktlich ausgegeben wird."

☛ **Das Unternehmen erschien bereits bis Heft 102.** ☚

Die nächsten Hefte enthalten: **Der Kunstreiter, Jagd- und Streifzüge, Tahiti, Roman der Südsee, Die Colonie, Heimliche und unheimliche Geschichten, Das alte Haus, Die Inselwelt.**

Sollte also, selbst auf Reclamation bei der betreffenden Buchhandlung, bei der man abonnirte, Fortsetzung nicht zu erlangen sein, so wolle man sich gef. an eine andere dortige Buchhandlung wenden, oder direct an unterzeichnete Verlagshandlung, falls keine Buchhandlung in der Nähe ist.

☛ Neue Abonnenten können jederzeit eintreten und das Erschienene in beliebigen Zwischenräumen nachbeziehen. — Heft 1 und 2 in allen Buchhandlungen vorräthig.

Jena. Hermann Costenoble, Verlagsbuchhandlung.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nächte des Orients
von
Adolf Friedrich von Schack.

8. Broschirt 28 Ngr., oder 1 Fl. 36 Kr.

In dieser Dichtung hat Schack Bilder der verschiedenen Weltalter, welche Anschaulichkeit der Schilderung mit novellistischem Interesse verbinden und mit einem Ausblick in die Zukunft der Menschheit schließen, auf eigenthümliche Art zu einem Ganzen verflochten. Die völlige Neuheit des Grundgedankens und die lebendige Darstellung werden dem Gedichte dieselbe Theilnahme des Publikums gewinnen, welche die frühern Werke des Verfassers gefunden haben.

Stuttgart, October 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von **Veit & Comp.** in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Entwicklung der Kunst
in der
Stufenfolge der einzelnen Künste
von **Ludwig Noiré.**

So führt ihn, in verborgnem Lauf,
Durch immer rein're Formen, rein're Töne,
Durch immer höh're Höh'n und immer schön're Schöne
Der Dichtung Blumenleiter still hinauf. —
Schiller.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' aus Folge neue Kraft.
Goethe.

Gross Octav. 62 Seiten. Preis 12 Sgr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in neunter Auflage:

Taschen-Wörterbuch
der
italienischen und deutschen Sprache.
Von Dr. **Francesco Valentini.**

Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 2 Thlr. 18 Ngr.

Italienisch-Deutscher Theil: geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 5 Ngr.

Deutsch-Italienischer Theil: geh. 1 Thlr. 10 Ngr., geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Valentini's italienisch-deutsches und deutsch-italienisches Wörterbuch, das jetzt bereits in neunter Auflage vorliegt, hat sich bei beiden Nationen, den Deutschen wie den Italienern, den Ruf vorzüglicher Brauchbarkeit erworben. Der sehr billige Preis begünstigt dessen immer weitere Verbreitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 5. November 1874.

Zur Urgeschichte der Erde und des Menschengeschlechts.

Handbuch der vorhistorischen, historischen und biblischen Urgeschichte von C. S. Wollschläger. Oberhausen, Spaarmann. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist der Vortheil spät erscheinender Recensionen, daß sie auf früher erschienene Rücksicht nehmen und dieselben, wenn nöthig, berichtigen können. Im vorliegenden Falle scheint uns Anlaß vorhanden, von diesem Vortheil Gebrauch zu machen. Es sind uns etliche Besprechungen des obenbezeichneten Buchs zu Gesichte gekommen; aber sie behandelten dasselbe nur obenhin, gingen kurz darüber hinweg, hatten auf der einen Seite allerlei daran auszusetzen, spendeten ihm auf der andern Seite Worte des Lobes und der Anerkennung, traten ihm aber in keiner Weise hinreichend nahe, um den Leser eine wirkliche Vorstellung davon gewinnen zu lassen. Diese Recensenten haben sich, wie es scheint, durch gewisse Ungeschicklichkeiten der Abfassung und Darstellung zu sehr gegen das Buch einnehmen lassen, haben darüber die Lust verloren, seinen Inhalt genauer zu prüfen, und sind so der Arbeit des Verfassers unserm Dafürhalten nach keineswegs gerecht geworden. Um so mehr wird es daher angezeigt sein, an dieser Stelle etwas gründlicher zu Werke zu gehen und das Buch einer etwas eingehendern Würdigung zu unterziehen, als ihm dem Anschein nach bisher zutheil geworden.

Allerdings können auch wir einige tadelnde Bemerkungen nicht zurückhalten und wollen damit nur auch sogleich beginnen. Das Buch nennt sich mit Unrecht ein „Handbuch". Von einem solchen erwartet man vor allen Dingen praktische Brauchbarkeit, leichte Uebersichtlichkeit, klare Zerlegung und Gliederung des Stoffs; auch darf es nicht zu vieles als bekannt voraussetzen, also dem Leser nicht zumuthen, dasjenige, was behandelt wird oder worauf die Behandlung sich gründet, bereits zu wissen, da es ja vielmehr ihm Gelegenheit geben soll, sich erst zu unterrichten und zu belehren.

Daß Wollschläger diese Absicht verfolgt und sein Buch einen solchen Charakter haben soll, spricht er selbst aus, wenn er im Vorwort sagt, in diesem Werke sei ein ungeheuerer Stoff nur in den Grundlinien behandelt, und die Arbeit solle ein Wegweiser durch die behandelten Themen sein, damit man sich desto leichter den oft sehr abweichenden Ansichten gegenüber orientiren könne; das hier Dargebotene solle hauptsächlich nur die Punkte berühren, worauf es bei genauerm Studium der Urgeschichte ankomme. Der Absicht indeß entspricht die Ausführung nicht in dem wünschenswerthen Maße. Abgesehen davon, daß das Buch für denjenigen, der nicht schon orientirt ist, durchschnittlich viel zu viel voraussetzt und als bekannt annimmt, fehlt es ihm auch, trotzdem daß jeder der drei Haupttheile den Titel „Abriß" und jede der je zwei Unterabtheilungen den Titel „Uebersicht" führt, doch in sehr empfindlicher Weise gerade an der Uebersichtlichkeit, und wenn auch nicht im großen und nach seiner Haupteintheilung, so doch desto mehr in den Einzelausführungen. Vielfach geht die Behandlung von dem einen Gegenstande, ehe er erledigt ist, zu einem andern über, kehrt dann wieder zum ersten zurück, bringt an spätern Stellen abermalige Auseinandersetzungen darüber oder Nachträge dazu, kurz, sie zwingt den Leser, der das Bedürfniß hat, klar zu sehen und den Faden der Darstellung festzuhalten, an manchen Stellen zu immer wiederholtem Hin- und Herblättern. Man vermißt eine bestimmt heraustretende, klare Anordnung und Gruppirung der Gegenstände wie der Gedanken, was zum Theil auch darin seinen Grund hat, daß es an kleinern Unterabtheilungen, an Kapiteln mit bestimmten Ueberschriften und ähnlichen nicht zu verachtenden Hülfsmitteln übersichtlicher Darstellungsweise in dem bei weitem größten Theile des Buchs fast gänzlich fehlt.

Allerdings gereicht dem Verfasser die Masse des zu bewältigenden Stoffs ebenso wie die Natur desselben

zu einiger Entschuldigung für diese Mängel, denn es liegen darin ganz besondere Schwierigkeiten, und man muß ihm bis zu einem gewissen Punkte beistimmen, wenn er, vielleicht in der Voraussicht von Vorwürfen solcher Art, sagt:

Ein erster Versuch, das Maß und den Gang der Weltgeschichte einmal im großen und ganzen nach einer wahrhaft universalgeschichtlichen Anschauung darzustellen und die ganze Entwickelung der Menschheit in ihren Hauptepochen darin zur übersichtlich geordneten Anschauung zu bringen, kann natürlich kein vollkommener, vielmehr nur ein ganz kurzer Abriß sein; denn die Darstellung in diesem Buche bedingt äußerste Beschränkung. Der Verfasser kann nur hoffen, daß der erstmalige Versuch, eine vollständige organische Weltgeschichte im Umrisse der Urgeschichte zu construiren, nicht um des ihm anklebenden Mangels einer vielleicht allzu großen Kürze willen verkannt werde, sondern daß er vielmehr allmählich die Bahn brechen helfe zum richtigen Verständniß der Entwickelung und Bestimmung unsers Geschlechts und zum Verständniß der spätern ausgeführten Weltgeschichte, als des Kosmos des Geistes.

Nichtsdestoweniger ist dieser Mangel an Klarheit und Uebersichtlichkeit im einzelnen, die gerade bei der vom Verfasser betonten Kürze um so eher zu erreichen gewesen wären, sehr störend und erschwert die Lektüre des Buchs in manchen Partien recht wesentlich.

Daneben fällt auch mehrfach eine gewisse Unreinheit des Stils unangenehm auf. So wird von „Thatsachen“ gesprochen, wo es vielmehr Kenntniß der Thatsachen oder Aufschlüsse über dieselben heißen müßte, und in demselben Absatze wird mehrmals ein Accusativ statt des Nominativs gesetzt. An einer andern Stelle heißt es: „Als ferneres Beispiel ist an die Ausgrabungen zu erinnern, die ...“, und ebendaselbst ist von einer „Summe von Menschenknochen“ die Rede, die man in gewissen mexicanischen Hügeln gefunden, wie denn das Wort Summe auch an andern Stellen in ähnlich sonderbaren Verbindungen vorkommt. Zugleich sachlich unrichtig ist es, wenn die durch Küchenabfälle gebildeten Hügel der sogenannten dritten Steinzeit „geologische“ Bildungen genannt werden. Ferner liest man den Satz: „Pfahlbauten, die unter dem Wasserspiegel, theils wenig darüber sich befinden“; und: in den Pfahlbauten „hat der Paläontolog einen Schatz gefunden, wie vielleicht nicht gleich wieder“! Ein andermal hat ein Forscher „alle auf die Bildung des Mississippideltas von Einfluß seienden Verhältnisse sorgfältig erwogen“. Dann muß man folgenden Satz verdauen: „Was sind die 20000 oder, wenn wir diese Zeit verdoppeln wollten, 40000 Jahre für die historische Urgeschichte, den Beginn ausgehender Völkergeschichte des Urvölkerlebens der historischen asiatischen Bildungsmenschheit?“ An einer andern Stelle heißt es: „Die Aegypter wissen nichts von jenem ungeheuern Ereignisse, welches jedenfalls vor dem 10. Jahrtausend v. Chr. seinen klimatischen Mittelpunkt hat“; es ist hier von der „Flut, d. h. der Katastrophe Nord- oder Mittelasiens“ die Rede; daß derselben ein „klimatischer Mittelpunkt“ angewiesen wird, ist ja in der Ordnung, daß dieser aber statt durch Ortsangaben durch eine Zeitangabe (auf welche letztere es allerdings dem Verfasser ankommt, die aber in diese Verbindung eben nicht hineinpaßt) bestimmt wird, ist ein arger lapsus linguae. Ebenso muß man es nennen, wenn „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte aufgerichtet wird“, oder wenn man liest: „Es ist die Frage aufzuwerfen und zu bejahen: wie verhalten sich beide Ueberlieferungen zu der allgemeinen semitischen Ueberlieferung von den Anfängen? Haben sie beide gar keinen Anklang daran? oder nur eine, und welche?“ Wie sollte man diese Fragen wol bejahen können! Kleinere Versehen, die wir weiter nicht erwähnen wollen, nimmt der Leser schon leichter hin.

Offenbar freilich beruhen diese stilistischen und sprachlichen Fehler nicht auf Ungeschick oder Unfähigkeit in Handhabung der Sprache, sondern nur auf Nachlässigkeit, vielleicht auf Unaufmerksamkeit bei der letzten Durchsicht; denn daß der Verfasser zu schreiben versteht, zeigt er im übrigen deutlich genug. Auch sind sie nur etwa im ersten Drittel des Buchs zahlreicher und verschwinden im weitern Verlaufe mehr und mehr; ja die Diction hat im ganzen und namentlich überall da, wo die Natur des Gegenstandes dazu veranlaßt, einen hohen Flug und edeln Schwung. Aber es würde dem Buche doch zu nicht geringem Vortheil gereichen, wenn dem Leser dergleichen unliebsame Begegnisse überhaupt und gänzlich erspart blieben.

In dem Titel des Werks haben wir bereits die Bezeichnung „Handbuch“ beanstanden müssen. Es ist darin aber außerdem die Nebeneinanderstellung von „vorhistorisch, historisch und biblisch“ befremdlich, ja entschieden unrichtig, und zwar ebenso wol an sich wie auch nach den vom Verfasser selbst documentirten Anschauungen. Das logische Verhältniß des ersten dieser drei Begriffe zum zweiten ist doch ein ganz anderes als das des zweiten zum dritten. Es muß hier scheinen, als wenn historische und biblische Urgeschichte sich ausschlössen oder in Gegensatz zueinander ständen, während doch vielmehr die erste als das Allgemeinere die zweite als das Speciellere in sich faßt. Wo fängt denn die Geschichte für uns an? Da, wo uns über das, was geschehen ist, Quellen zu Gebote stehen. Und sind die biblischen Berichte keine Geschichtsquellen? Die darin niedergelegten historischen Ueberlieferungen gehören im Gegentheil nicht allein zu den ältesten, sondern auch zu den zuverlässigsten und sind im großen und ganzen durch die nachgehende und prüfende Forschung nur bestätigt worden. Der Verfasser selbst sieht sie auch durchaus so an und verwendet sie so, indem er sie für die Entwerfung seines urgeschichtlichen Gemäldes ganz wesentlich mit zu Hülfe nimmt. Es wäre also gegen seine eigene Meinung, wenn man die Ausdrücke des Titels in dem Sinne verstehen wollte, als wären historisch und biblisch ebenso verschiedene Dinge wie vorhistorisch und historisch. Aber dieses Misverständniß, das, den Titel allein angesehen, fast unvermeidlich ist, hat er eben selbst verschuldet; er hätte statt historisch etwa profanhistorisch sagen müssen, denn nur dies würde den Unterschied, wie er selbst ihn faßt, ausdrücken. Dann aber freilich würden die beiden letzten Ausdrücke wiederum nicht zu dem ersten passen, und somit wäre überhaupt eine andere Fassung des Titels zu wählen gewesen.

Von der richtigen und maßvollen Schätzung übrigens, die der Verfasser den biblischen Urkunden, sofern sie Ueberlieferungen der Urzeit sind, angedeihen läßt, gibt die sehr zutreffende Bemerkung Zeugniß, die er über das Ver-

hältniß der Heiligen Schrift zu geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Thatsachen oder Forschungen macht:

Die Bibel enthält die Geschichte der Offenbarung Gottes an die Menschheit in der Geschichte der menschlichen Seele und ihres unmittelbaren Verhältnisses zu Gott, besonders dargestellt in der Geschichte Israels, des Prophetenthums, des fleischgewordenen Wortes Gottes, nämlich des Sohnes Gottes Jesu Christi, seiner Apostel und der ersten Kirche. Aber ein vollständiges, unfehlbares ethnographisch-geologisches Compendium zu bilden, ein absolut richtiges chronologisches System enthaltend, dazu war sie nicht bestimmt, und jeder Versuch, sie dazu zu misbrauchen, ihr eine besondere Astronomie, Geologie, Ethnographie und Chronologie anzudichten (während sie in diesen Dingen gerade so außerordentlich unbefangen und kindlich und ohne alle besondere Bestimmung verfährt), kann ihr Ansehen und ihren Gehalt nur herabwürdigen und der positiven Religion schaden, indem sie sie lächerlich macht.

Sieht man das Wollschläger'sche Buch auf seinen Inhalt und Gegenstand an, so hat man zu berücksichtigen, daß man sich hier auf einem Gebiete befindet, wo bei weitem nicht überall mit wirklich sichern, exacten Resultaten der Geschichtsforschung gearbeitet werden kann, sondern wo vielfach Conjecturen, Hypothesen und Combinationen zu Hülfe genommen werden müssen. Daß dies selbst ein gewissenhafter und zugleich gründlich unterrichteter Forscher von sehr respectabler Gelehrsamkeit nicht umgehen kann, zeigt auch dieses Buch, und wir sind weit entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Es liegt aber in solchen Fällen die Gefahr nahe, daß eben in Ermangelung absolut zuverlässiger Thatsachen und an Stelle derselben die Hypothesen und Schlußfolgerungen, deren man sich bedienen muß, mit zu großer Sicherheit als ausgemachte und feststehende Ergebnisse der Wissenschaft behandelt werden. Auch Wollschläger entgeht dieser Gefahr nicht, und dem Leser müssen daher an verschiedenen Stellen gegenüber seinen Ausführungen nicht unerhebliche Zweifel aufsteigen. Um so mehr wäre es wünschenswerth, daß man in dem Buche zugleich die Quellen, wenigstens die wichtigsten, nachgewiesen fände, aus denen der Verfasser schöpft. Diese Nachweisung fehlt jedoch fast gänzlich, während sie doch, auch ohne die angestrebte compendiöse Kürze des Buchs merklich zu beeinträchtigen, hätte gegeben werden können. Augenscheinlich ist diese Rücksicht auf Kürze für die Unterlassung bestimmend gewesen, aber nicht zum Vortheil der Sache, wie es denn ferner auch sehr nützlich gewesen wäre, wenn manches, was blos als Behauptung ausgesprochen ist, eine wenngleich nur kurze Begründung erfahren hätte.

Trotz alledem ist es sehr dankenswerth, daß der Verfasser es unternommen hat, die Masse des auf diesem Gebiete vorhandenen, durch andere bereits zu Tage geförderten Materials zu verarbeiten und zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten. Es ist gewiß ein guter und fruchtbarer Gedanke, die Geschichte der Erde und der Menschheit von ihren ersten Anfängen an, also auch dasjenige eingerechnet, was man sonst noch nicht Geschichte zu nennen pflegt, bis dahin, wo die regelrechte Geschichtschreibung und gesicherte Geschichtskunde beginnt, zusammenzufassen und so gewissermaßen ein mit Einem Blicke übersehbares Gesammtweltbild zu entwerfen. Denn das eben ist es, was der Verfasser zu thun versucht.

In den Begriff der Urgeschichte, die ihm die „Geschichte der Anfänge" ist, bezieht er auch die Geschichte der Erdbildung, resp. der Erdumgestaltungen ein. Daher beginnt seine Darstellung, deren erster Hauptabschnitt die „Vorhistorische Urgeschichte" umfaßt, mit einer Uebersicht über die Entwickelungsprocesse der Erde, auf Grund deren dann die allmählich bis zur heutigen Beschaffenheit fortschreitende Gestaltung der Alten Welt, besonders Asiens und Europas, dargelegt wird.

„Die Erschaffung des Urmenschen" wird in den „letzten, mehr als 300000 Jahre hinter der Gegenwart zurückliegenden Abschnitt der eigentlichen Tertiärzeit, die sogenannte Pliocänzeit" gesetzt. Ein Nachweis kann dafür natürlich nicht erbracht werden, doch wird ein solcher wenigstens für eine Existenz des Menschen vor 8000—12000 Jahren, und zwar aus Forschungen und Funden in Korallenriffen, Torfmooren, Nilschlammlagerungen und andern Dingen, versucht; gerade dieser Nachweis weckt aber die sehr berechtigte Frage, woher man denn auf jene 300000 Jahre kommen will. An einer spätern Stelle freilich wird auch diese Frage zu beantworten gesucht, indem aus den Gegenständen, die in Pfahlbauten und andern Resten menschlicher Wohnungen gefunden worden sind, 57000, 70—80000, 100000, ja endlich 300000 Jahre als Alter des Menschengeschlechts herausgerechnet werden. Aber abgesehen von der überaus großen Unsicherheit all solcher Berechnungen (wegen der vielfach äußerst zweifelhaften Factoren, mit denen sie angestellt werden), wäre es doch unbegreiflich, daß während dieser ungeheuern Zeiträume menschlicher Entwickelung nicht auch schon Ueberlieferungen irgendwelcher Art sich gebildet und erhalten haben sollten. Denn auch damals müssen ja doch schon bedeutsame Ereignisse, wie Kriege, Wanderungen u. dgl. stattgefunden, es muß Könige, Helden, Eroberer, siegende und besiegte Völker gegeben haben, und wie sollte von alledem das Gedächtniß so vollständig geschwunden, wie sollte nicht irgendetwas durch Volkserzählungen, Sagen, Lieder u. s. w. auch ohne die Existenz der Schreibekunst auf uns gekommen sein? Ja wie sollte nicht auch die Schreibekunst selbst und überhaupt eine gewisse höhere Geistescultur schon früher sich entwickelt haben, und welcher Art müßte denn die gesammte Entwickelung gewesen sein, die während jener 300000 Jahre stattgefunden hätte?

Es führt dies zugleich auf eine Principienfrage anderer Art. Muß denn die menschliche Entwickelung nothwendig von den allerniedrigsten und rohesten Anfängen ausgegangen sein? Kann nicht zu allem Anfang schon eine verhältnißmäßig hohe Culturstufe, wenigstens intellectuell, sittlich und religiös, vorhanden gewesen sein? Wenn man nicht der Darwin'schen Theorie einer Entwickelung aus thierischem Dasein huldigt, sondern den Menschen als von Gott geschaffen und fertig ausgerüstet in diese Welt gesetzt betrachtet, warum dann nicht auch der Anschauung von einer ursprünglichen Geisteshoheit und natürlichen Herrlichkeit zustimmen? Warum nicht annehmen, daß erst später nach der Ausbreitung und Zerstreuung der Menschheit gewisse Theile derselben für Jahrtausende in dunkle Tiefen versinken, d. h. unter depravirenden moralischen und klimatischen Einflüssen verwildern und verrohen, andere dagegen, in denen sich gewissermaßen das geistige Centrum der Menschheit darstellt, obschon gleichfalls zu tie-

ferer Stufe herabgesunken, doch mehr Geisteskraft und Culturfähigkeit bewahrt haben, daher auch, sobald die Verhältnisse förderlich sind, wiederum eine so viel schnellere und edlere Entwickelung nehmen? In den einen würden wir die wilden Völker alter und neuer Zeit, in den andern die sogenannten Culturvölker zu erblicken haben. Damit würden auch die Ergebnisse culturgeschichtlicher Forschung keineswegs in Widerspruch stehen. Man braucht ja nicht entfernt bei den bekannten 6000 Jahren, welche für die menschliche Geschichte aus der Bibel bei buchstäblicher Auffassung derselben herausgerechnet werden, stehen zu bleiben, ohne doch darum andererseits auf unendliche Jahrtausende schließen zu müssen. Der Verfasser selbst theilt auch offenbar die hier ausgesprochene Grundanschauung, zieht aber doch für die Culturentwickelung, wie uns scheint, daraus nicht die vollen Consequenzen.

Indem weiter die Perioden der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit vorgeführt werden, wird sehr richtig festgehalten, daß dieselben nicht in bestimmter Scheidung nacheinander gefolgt seien, sondern zum Theil gleichzeitig und nebeneinander bestanden hätten. Wenn dies indeß für Bronze- und Steinzeit unter anderm auch aus dem Umstande gefolgert wird, daß Goliath „einen ehernen Schild", David aber „nur eine Steinschleuder" hatte, so ist das doch wol etwas kühn. Gelegentlich der sogenannten Hünengräber wird der vielfach verbreitete Irrthum berichtigt, daß die Menschen jener Zeit in Nord- und Nordwesteuropa ein besonders starkes, fast riesenhaftes Geschlecht gewesen seien; vielmehr seien sie allen Anzeichen nach viel kleiner gewesen als die jetzigen Bewohner dieser Gegenden, folglich auch ein anderes Geschlecht als dasjenige, welches vor etwa 2000 Jahren daselbst lebte und welches die Vorfahren der gegenwärtigen nordeuropäischen Bevölkerung bildete; wahrscheinlich seien es finnisch-lappische Stämme gewesen, die dann später durch die skandinavisch-germanischen aus ihren Sitzen verdrängt worden seien.

Am Schlusse dieses Abschnitts über die vorhistorische Zeit wird mit Recht ein besonderer Nachdruck darauf gelegt, daß, soweit unsere Kenntniß reiche, innerhalb des Menschengeschlechts keine Rassenverwandlung, keine durchgehende Entwickelung (in physischer Beziehung) von einer niedern zu einer höhern Stufe stattgefunden habe, daß vielmehr den verschiedenen Rassen ein festgeprägter und nur innerhalb enger Grenzen veränderlicher Charakter zuzuerkennen sei, und daß sich noch weniger auf eine Entwickelung des Menschen aus dem Thiere schließen lasse. Dabei bleibt es freilich unklar, wie sich der Verfasser dann die Entstehung der Rassen selbst denkt, und wie er ihr Vorhandensein mit der Einheitlichkeit des Menschengeschlechts in Einklang bringt, welche er doch sehr bestimmt vertritt und später von verschiedenen Seiten her, namentlich mit Hülfe der Sprachforschung, nachweist.

Moritz Lüttke.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Novellistisches.

Wenn ich die heute mir zur Besprechung vorliegenden Werke überblicke, so ergeben sich mir drei Hauptgruppen. Erstens sehe ich Werke, welche ein deutliches Streben, höhern, poetischen Zielen gerecht zu werden, bekunden, aber in der Ausführung dieses anerkennenswerthen Wollens mehr oder minder bedenkliche Richtungen einschlagen. Als zweite Gruppe tritt mir eine kleine Zahl von Werken entgegen, welche mehr den Zweck rein realistischer Darstellung als eines hohen poetischen Fluges bekunden und hier in einem bescheidenern Felde literarischer Thätigkeit Lobenswerthes leisten. Endlich findet sich eine dritte Gruppe, welche der Form novellistischer Darstellung sich nur bedient zur Verfolgung von Zwecken, die weder künstlerisch noch überhaupt ehrenhaft erscheinen. Beginnen wir mit Betrachtung der oben bezeichneten ersten Gruppe, so sehen wir hier zierliche Werkchen in elegantester Ausstattung, theilweise sogar in reichen goldverzierten Einbänden, auf Velinpapier, mit feinstem Drucke — ganz gemacht für den Salon, wo sie bei Photographiealbums und Blumenvasen Bedürfnisse der schönen Bewohnerinnen an geistiger Nahrung kundgeben sollen. Ein unwillkürliches Vorurtheil beschleicht mich beim Anblick solcher Salonliteratur. Um so erfreulicher war es für mich, in der Mehrzahl dieser Arbeiten fein empfundene, in der Form elegante und auch in der Composition spannende Leistungen zu finden.

Dies Lob verdienen zunächst:

1. Marianne. Eine Novelle von Ferdinand von Saar. Heidelberg, G. Weiß. 1873. Gr. 16. 20 Ngr.
2. Die Steinklopfer. Eine Geschichte von Ferdinand von Saar. Heidelberg, G. Weiß. 1874. Gr. 16. 17½ Ngr.
3. Waldtrauer. Ein Liebessang von Julius Weil. Berlin, Hausfreund-Expedition. 1872. 16. 27 Ngr.
4. Gretchen. Erzählung aus der Heimat von E. Alberti. Kiel, von Wechmar. 1874. Gr. 16. 21 Ngr.

Leider ist es mir nicht vergönnt, das gespendete Lob hingehen zu lassen, ohne mit dem Tadel nachzuhinken. Alle diese Erzählungen, mit Ausnahme der „Steinklopfer", leiden an einem empfindlichen Uebel. Sie sind durchweg angekränkelt von thränenvollster Sentimentalität. Es gibt Leute, welche die höchste Poesie darin suchen, daß man mit der größten Kraft auf Thränendrüsen, vornehmlich auf weibliche, wirkt. Ich aber glaube, nicht eine der geringsten Pflichten des Dichters liegt in der Gesundheit seiner Weltanschauung, in der sittlichen Kraft, mit welcher er vor den Leser tritt.

„Marianne" von Ferdinand von Saar (Nr. 1), welche die zuerst erwähnten Vorzüge im höchsten Maße besitzt, hat in ihrer ganzen Composition eine in gewissem Sinne jedenfalls poetische, für gesunde Gemüther aber peinliche Wertherstimmung. Ein junger Schriftsteller liebt die junge Frau eines übermäßig nüchternen, vom Autor

etwas gar zu flüchtig behandelten Geschäftsmannes. Gegenliebe findet der interessante Jüngling in hohem Grade. Allein die brave Gesinnung der beiden läßt es bei Blicken, Händedrücken und scheuen Reden bewenden. So ergibt sich das Verhältniß eines theilweise sinnlich belebten Seelenaustausches voll schmachtender Sehnsucht, eines zu vergeblicher Wehmuth gebannten, hoffnungslosen Begehrens. Der junge Schriftsteller sollte eine Stellung als Bibliothekar auf einem hochadelichen Schlosse übernehmen, verzögert aber immer die Abreise um seiner Liebe willen. Die Hochzeit der Schwester jener jungen Frau findet statt. Nach der Trauung wird getanzt. Bei einem Galop entzündet sich die Leidenschaft unsers Helden so sehr, daß er die Geliebte fester an sich drückt und endlich küßt. Sie sinkt zu Boden. Ein Herzschlag hat ihrem Leben ein Ende gemacht.

In Form stilvoller Briefe jenes jungen Mannes an seinen Freund veröffentlicht der Autor diese von reichem künstlerischen Talente zeugende, aber auf eine überwundene Richtung der belletristischen Literatur zurückweisende Erzählung.

Weit besser behagte mir desselben Autors Erzählung „Die Steinklopfer" (Nr. 2). Aus dem Leben der Arbeiter an der Semmeringbahn sind hier poetisch schöne Motive zu drastischen Conflicten mit schließlich versöhnlicher Lösung geführt, gemüthvoll und tief ins Herz greifend, doch frei von den vorher gerügten Uebeln. Hier zeigt sich Saar's feine Künstlernatur im besten Lichte, sodaß die Lektüre des Büchleins einen wirklichen ästhetischen Genuß gewährt.

Von der unter Nr. 3 angeführten Erzählung „Waldtrauer", von Julius Weil, läßt sich dasselbe wie von Nr. 1 in Bezug auf zu sentimentale Stimmung sagen. Schon die für eine in Prosa geschriebene Novelle bedenkliche Bezeichnung „Liebessang" gibt wie der Titel eine Ahnung davon. Das in künstlerisch tüchtiger Weise durchgeführte Werk hat in seiner elegischen Tonart einen störenden Beigeschmack süßer Romantik, wie sie einst Mode war. Es muthet den über die Jahre weicher Schwärmerei von „gebrochenen Herzen", „Grabessehnsucht" u. dgl. glücklich Hinausgelangten eine sittliche Schwäche, Gefühlshysterie an. Es ist dieser Mangel an gesunder Lebensauffassung, die der Erde Weh und Sorge ja keineswegs ignorirt, sondern vielleicht mit energischerer Tiefe erfaßt, um so mehr in diesem Buche zu bedauern, als ein wirklich bezaubernder Duft von Poesie, eine Frische der Begeisterung und Grazie des Gedankenausdrucks sich darin findet, welche in gesündern Darstellungen des Lebens Treffliches leisten könnte.

Der Inhalt ist in größter Kürze folgender: Ein junger Gelehrter geht zur Erholung zu seinem Onkel, einem Förster. Seine beiden Cousinen, reizende Geschöpfe, verlieben sich in ihn, er in sie, sodaß es ihm schwer wird, zwischen beiden zu wählen. Endlich entscheidet er sich für Angeria. Teherba begnügt sich in schwesterlich resignirender Liebe. Der Gelehrte muß in die Universitätsstadt zurück, bleibt aber in reger Correspondenz mit Angeria. Da sieht er auf der Straße ein Mädchen, Angerien aufs Haar gleichend. Er entdeckt dessen Wohnung, eilt kühn zu ihr und macht ihr, die ihn gar nicht kennt, als quasi Angeria eine stürmische Liebeserklärung. Sie hat jedoch Mitleid mit seinem Zustande des Schwankens zwischen der fernen Angeria und ihrem sinnlich wahrnehmbaren Ebenbilde. Er kommt öfter ins Haus, und Helene, so heißt die quasi Angeria, verdrängt bald aus seinem Herzen die wirkliche Angeria. Die Nachricht von der Verlobung kommt ins Forsthaus. Obwol Angeria auf einen Stimmungswechsel des jungen Mannes bereits aus dessen Briefen vorbereitet ist, kann sie doch den schweren Schlag nicht ertragen. Sie stirbt an gebrochenem Herzen. Ihre Schwester Teherba kommt geisteskrank nach der Stadt, überrascht den Ungetreuen bei der Braut und führt nun eine drastische Scene auf, in welcher die Liebe zur todten Schwester, vermischt mit der Liebe zum ungetreuen Vetter, sie zur vollendet Verrückten macht. Helenen gelingt es, sie durch ihre Aehnlichkeit mit Angerien zwar zu beruhigen, aber auch sie sinkt dem Grabe zu, in welchem sie sich mit der todten Schwester vereint.

Wie weit die in den beiden vorhergehenden Werken getadelte Richtung führen kann, zeigt sich in „Gretchen" von E. Alberti (Nr. 4), wo überquellende Gefühlsvirtuosität mit der Psychologie die kühnsten Escamoteurkünste treibt. Wie schon oben angedeutet, hat das Werk reiche Vorzüge in stilistisch-technischer Durchführung. Allein die treffliche Composition ist mit solcher Misachtung jeder psychologischen Möglichkeit behandelt, daß wir dennoch das Buch, anscheinend ein Erstlingswerk, nicht ohne scharfen Tadel lassen können. Ein junger Mann kommt in das Aelternhaus seines Freundes; dessen Schwester, noch sehr jung, verliebt sich in ihn. Er scheidet bald, bleibt aber im Herzen Gretchen's als Ideal. Diese, in traurigen Familienverhältnissen, entschließt sich, in der Stadt Dienst zu nehmen, um die Mittel zu erwerben, damit ein jüngerer Bruder studiren könne. Ihr Ideal ist unterdessen ein berühmter Dichter geworden, und in der Stadt sieht sie im Theater ein Stück von ihm — „Maria Magdalena" (!). „Ob auch nicht in ihrer Schuld, doch in ihrem unerbittlichen Verhängniß" findet Gretchen Aehnlichkeit zwischen sich und Maria Magdalena. Sie hatte keinen andern Platz gefunden denn als Magd in einem Hotel. Ein frecher Kellner nähert sich ihr in unanständiger Weise auf der Treppe. In demselben Augenblicke sieht Gretchen auf dem Corridor unerwarteterweise — ihr Ideal. Entsetzt, von dem Manne ihrer stillen Liebe in dieser Situation gesehen worden zu sein, ertränkt sie sich. Einen an sich so schwachen Conflict wie den vorliegenden mit der Tragik eines Selbstmordes lösen zu wollen, ist denn doch der Inbegriff des Krankhaften und das Gegentheil der Aufgabe eines Dichters, welcher vor allem der seelischen Structur des Menschen ein scharfes Auge zuzuwenden hat. So viele verschrobene Mädchengemüther es auch gibt, bis zu der Verschrobenheit Gretchen's gelangt denn doch nur eine Geisteskranke.

Obwol das Werk gründlich verfehlt ist, der dichterische Funke, das Talent blitzt durch. Versuche sich der Autor auf andern, gesundern Gebieten mit gründlichern Seelenstudien der Erfolg wird ihm, glaube ich, nicht ausbleiben.

Nächst diesen hervorragendern Werken der ersten Gruppe haben wir unser Augenmerk zu richten auf

5. Redleo. Eine poetische Erzählung von Ferdinand Bender. Heidelberg, C. Winter. 1874. Gr. 16. 12½ Ngr.

Eine im Metrum tadellos durchgeführte, in poetischem Ausdruck vorzügliche Arbeit mit frisch realistischer Darstellung, doch leider, in dem Inhalte meines Dafürhaltens etwas gar zu arm bei allem Gefühlsreichthum, der daraus entgegenweht. Gerade in metrischer Novellistik, wo wir die ausgezeichneten Schöpfungen eines Heyse, Kinkel, Roquette u. a. kennen, sind wir gewohnt, einen gewissen Reichthum an Stoff und Handlung, einen Aufwand von Phantasie vom Autor zu erwarten, den wir hier vermissen.

6. Sonnenstrahlen. Ein Märchen von E. Bely. Stuttgart, Simon. 1873. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
7. Eine Walpurgisnacht. Waldmärchen von E. Bely. Stuttgart, Neff. 1872. 16. 27 Ngr.

Zwei zierliche, geschmackvoll ausgestattete Werkchen, so recht für das Damenboudoir gemacht. Damit soll keineswegs ein Tadel ausgesprochen sein. Haben sie auch nicht den Anspruch, zu den poetischen Erzeugnissen höherer Gattung zu gehören, so ist ihnen doch jedenfalls eine gewisse Dosis poetischen Gehalts und eine ebenso liebenswürdige als in den reichsten Farben glänzende Phantasie zuzuerkennen. Die Bezeichnung „Märchen" jedoch beruht auf einem entschiedenen Misverständnisse der ästhetisch-literarischen Stellung des Märchens. Die an sich höchst anmuthige Methode, welche die Verfasserin verfolgt, unter phantastischer Ornamentik Blumen, Insekten, Reptilien und Vögel, im ersten Werke auch Sonnenstrahlen erzählen zu lassen, was sie an den Menschen beobachteten, und in diesen fabelhaften Erzählungen unvernünftiger Wesen und Gebilde menschliche Lebensereignisse in ihrer absoluten Wirklichkeit herauszubilden und so ein Nebeneinander von Fabel und Novelle zu schaffen, berechtigt zu dem Namen „Phantasiestück" oder dergleichen, allein das Märchen bedingt eine ganz andere Structur des Stoffs, geht von andern Voraussetzungen aus, welche hier nicht näher zu erörtern sind. Von diesem, für das große Publikum mehr oder minder irrelevanten Umstande abgesehen, glauben wir beide Werkchen als recht liebliche Nippes für das Boudoir empfehlen zu dürfen.

8. Von Nah und Fern. Von Rosa Riemann (Käthe Voß). Flensburg, Westphalen. 1873. 16. 18 Ngr.

Der Titel ist sonderbar genug ohne klar ersichtlichen Zusammenhang mit dem Inhalte gewählt. Dieser gibt eine kleine, hübsch stilisirte, graziöse Sammlung von Aufsätzen und Skizzen, meist annähernd novellistischer Natur. Doch weiß man nicht recht, was man aus diesen Kleinigkeiten machen soll. Es sind eben nichts anderes als unausgeführte Motive und Gedankenabfälle, ohne den pikanten Effect der Skizzen oder Aphorismen. Solche Dinge behält man meist im Schreibtisch zurück zu späterer Ausführung. In vorliegender Gestalt sind sie zu magere und gehaltlose Spielereien, welche kein Interesse erwecken können. Warum denn alles drucken lassen? Wozu dieser erfolglose Eifer, sich à tout prix in klein Octav zierlich gebunden zu sehen?

Wenn wir der oben aufgestellten Gruppirung getreu bleiben, so erscheint

9. Ein Dornröschen. Von M. Widdern. Berlin, Goldschmidt. 1874. 8. 10 Ngr.

als vermittelndes Glied der ersten und zweiten Gruppe in einem ausgezeichneten Sinne. Den poetisch tiefen Grundton der vorher besprochenen Werke hat auch Widdern's Erzählung als lobenswerthe Eigenschaft, die sich aber keineswegs den oben gerügten Mängeln falscher Gefühlsrichtung vermählt. Vielmehr sehen wir hier die Poesie in einer sehr glücklichen Ehe mit dem Realismus und so Kunst und Leben in die richtige Stellung zueinander gebracht. Der ganze Aufbau der Erzählung wurzelt im wesentlichen auf rein psychologischen Motiven. Diese aber werden theilweise hervorgebracht, theilweise wenigstens zu strafferer Spannung geführt durch das der Erzählung zu Grunde liegende Geheimniß der Geburt eines der Helden, ein Familiengeheimniß im verfeinerten Stile der englischen Belletristik. Das künstlerische Hauptgewicht liegt auf der Figur des Haupthelden, des Pianisten Daupin, eines häßlichen, im Bewußtsein seiner Häßlichkeit an Liebesglück zweifelnden, verbitterten Genies, in dem aber stets die Accorde reinster Menschlichkeit, innigster Liebesfähigkeit anklingen. Ergreifend ist die Geschichte seiner Liebe zu Paula, die ihn wieder liebt, aber theils durch eigenen Mädchenstolz, theils durch seine Sonderlichkeiten stets dazu gelangt, statt ihm Kunde von ihrer Liebe zu geben, durch herbe Sprödigkeit ihn zu verletzen. Er zweifelt nicht, daß allein seine Häßlichkeit ihm das ersehnte Glück verwehrt, und wir sehen mit Rührung das bittere Weh in seiner treuen edeln Seele, bis sich die Dinge glücklich lösen durch völlige Klärung jenes Familiengeheimnisses, welches bisher noch ein zweites Liebespaar voneinander getrennt hielt durch die falsche Vermuthung, welche sie als Geschwister bezeichnete.

Der Autor hat in dieser spannenden Erzählung ebenso jede derbe Sensation vermieden, wie er es auch verstanden hat, Daupin's pikante Figur originell zu zeichnen, ohne in heutzutage so beliebte Schrullen und Virtuosenstückchen zu verfallen. Das kleine Büchlein ist als spannende und künstlerisch tüchtige Arbeit allenthalben zu empfehlen.

10. Lagervorräthe. Novellen von S. von der Horst. Hamburg, Richter. 1874. Gr. 8. 1 Thlr.

Unter diesem etwas gesucht klingenden Titel finden wir eine Sammlung keck und frisch hingeworfener Novellen heitern Inhalts. Mitten aus dem Leben gegriffen treten sie ohne jede höhern Ansprüche derb realistisch an uns heran, grämliche Falten von der Stirne zu jagen. In der That sind sie ganz geschaffen, diesen Zweck zu erreichen. Die erste der Erzählungen: „Das Rendezvous am Buchenteiche", erschien mir als die unbedeutendste, weil in ihrer Anknüpfung und Durchführung zu wenig von allgemein menschlichem Interesse und zu viel vom Charakter des Possenhaften an sich tragend. Um so ver-

züglicher ist die erfrischende, kerngesunde Komik der mit erfindungsreicher, kühner Phantasie in gewandter Form geschriebenen folgenden Erzählungen. Diese greifen mit kecker Hand in das moderne Leben hinein, und unter dem Schellengeklingel des ausgelassenen Narren erkennen wir wohl den erfahrenen, scharfsehenden Beobachter. „Schicksalstücken" behandelt das moderne Institut der Heirathsannoncen in neuer, origineller Form. Die „Mysterien von H." schildern höchst witzig den verunglückten Versuch einer kleinstädtischen Beamtenfrau, Romanschriftstellerin zu werden. „Flitterwochen" haben die durch die Häufigkeit des Namens „Müller" herbeigeführten Eifersuchtsscenen eines erst drei Tage verheiratheten Pärchens zum Gegenstande, welche, bis zur bevorstehenden Scheidung sich steigernd, in der lustigsten Harmlosigkeit enden. Das beste Lob aber gebührt der Erzählung „Durch die Reclame". In ihrer Entwickelung vier armer, aber braver Bursche von der Noth zum Glücke durch die Göttin Reclame, nimmt sie in den komischsten Situationen einen höhern Flug zum Humor, schlägt innige Gefühlsaccorde an unter der lachenden Miene, mit der sie ein Spiegelbild unserer reclamesüchtigen Zeit entwirft, in der so mancher Wackere untergeht, dem es nicht gegeben ist, mit den Wölfen zu heulen. Der Autor zeigt hier eine über die einfache Komik zum Humor hinausreichende Befähigung, welche in unserer Zeit, wo gerade dieses Gebiet nur schlecht oder gar nicht bebaut wird, doppelt beachtenswerth erscheint. Sämmtliche Erzählungen theilen sich in das Lob lebendigster Darstellung, frei von der geringsten Weitspurigkeit. Sie sind alle mit einer genialen Keckheit hingeworfen, welche die richtige Form von selbst findet, indem sie sich eben einfach gibt, wie sie ist, ohne Putz, ohne Tand, in naiver aber packender Frische.

11\. Im Hirtenhaus. Eine oberfränkische Dorfgeschichte von Heinrich Schaumberger. Braunschweig, Zwißler. 1874. 8. 25 Ngr.

Es gab eine Zeit, jeder von den Lesern hat sie miterlebt, wo es Sache des Anstandes war, auf den Damastpolstern eines gräflichen oder fürstlichen Salons ebenso wie bei den ästhetischen Thees bei Professor N. N. von Buttermilch und Rendezvous am Gartenzaune, Kirchweihintriguen und Stallmagdleiden zu schwärmen. Die Zeiten sind vorüber. Das „Dämonische", Männer, die Weiber sind, um von Weibern, die Teufel sind, sich treten zu lassen, winselnde Schwäche und hypergeniale Blasirtheit sind jetzt die Lieblinge eines großen Theils des Publikums geworden, und nicht ohne tiefen Grund, ja bis zu gewissen Grenzen nicht ohne Berechtigung. Unter solchen Umständen erscheint Schaumberger's Werk vom geschäftsmännischen Standpunkte als ein höchst unpraktischer Anachronismus. Dieser wird doppelt groß, wenn man bedenkt, daß der Autor keine Stallmagd schildert, welche den Leser mit so zierlicher Biegung des Arms führt, wie einst die Schäferinnen am Hofe von St.-Cloud ihre Hirtenschaufel, daß er keinen Bauernburschen schildert, der spinozistische Moral dem hartherzigen Vater vorträgt. Schaumberger schreibt eine Dorfgeschichte mit Menschen so schlicht und wacker, so naiv in ihrer Moral oder so bäuerisch hochmüthig und verschmitzt, so händelsüchtig und verkommen, so widerlich und roh, wie man sie leibhaftig in buntem Wechsel auf dem Lande finden kann. Ein oberfränkisches Dorf mit einem als Armenhaus verwendeten Hirtenhause zeigt sich uns in einer ungeschminkten Natürlichkeit. Die Intriguen eines übermüthigen, durchaus unredlichen Bauern bringen den wackern Schreiner Lorenz mit Weib und Kind ins Hirtenhaus, nachdem sein verpfändetes Hab und Gut der Habgier jenes Menschen zugefallen. Dort im Hirtenhause bemüht sich nun Lorenz, unter die verrottete Schar seiner Einwohner Zucht und Ordnung zu bringen, was ihm nach langem Kampfe so ziemlich gelingt. Das Interessante nun jener Vorgänge im Hirtenhause liegt nicht sowol in der Handlung als in der geistvollen Zeichnung der auftretenden Figuren, Charaktertypen, so scharf, so energisch markirt, daß sie lebensvoll vor uns stehen in origineller Art ohne Anstrengung unserer Phantasie. Dieser „Hiele", die „Wassermaus", der „Hansnikel" mit der großartigen Theorie, daß der Todtengräber zur Geistlichkeit gehört; es sind Gestalten, die eben in der feinfühligen Darstellung ihrer einfachen Wahrheit zu jenen Figuren sich würdig hinstellen dürfen, die, aus Auerbach's Schriften berühmt geworden, oft nicht die plastische Kraft der Lebenswahrheit der Schaumberger'schen Typen erreichen. Liegt der Kernpunkt, der Hauptwerth der Schrift in diesen Charakterbildern aus dem Hirtenhause, so läßt sich doch auch die fortschreitende Entwickelung nicht unterschätzen, wie es Lorenz gelingt, das Hirtenhaus zu reformiren, wie der Kirchbauer und sein Genosse, der Schulze, gestürzt werden und ein besseres Regiment ins Dorf kommt, wie endlich Lorenz durch eine heldenmüthige That als Eisenarbeiter seine Genossen vor dem Verderben in einem stürzenden Durchstiche rettet und dadurch sich selbst den Weg zu neuem Glücke bahnt.

Mancher Leser des vorliegenden Werks kann fragen, wo denn das Lesenswerthe liege in einer Geschichte, die so ungeschminkt, so ohne irgendwelchen Aufputz die höchst gleichgültigen Vorkommnisse in einem oberfränkischen Dorfe schildert?

Allerdings, wer so fragt, dem kann die Geschichte unmöglich ihren wirklichen Werth erschließen. Es gehört nothwendig dazu, aus diesen geschilderten schlichten Verhältnissen das allgemein Menschliche herauszufinden. Dann aber wird man in diesen Bildern von Jammer, Elend und Sünde, von schwerem Drangsal wackerer Leute durch fremde Habgier, in diesen Thränen und Seufzern, welche Kummer, Reue und Gewissensangst erpressen, ein tief ernstes, elegisches Lebensgemälde finden, das in seinen einzelnen Zügen bis zu dem versöhnlichen, harmonisch glücklichen Abschluß genug der poesievollsten Eindrücke gibt. Schaumberger's „Im Hirtenhaus" ist eine Volkserzählung ersten Rangs, welche die höchste Beachtung des Publikums aller Bildungsstufen als eine seltene Gabe verdient.

Wenn ich das ebenbesprochene Werk eine Volkserzählung ersten Rangs nannte, so war ich dabei von den gleichen Gründen geleitet, wie wenn ich

12\. Schlichte Geschichten. Frei nach dem Englischen von Rudolf Müldener Zwickau, Döhner. 1872. 8. 3 Ngr.

nicht als die richtigen Volkserzählungen betrachte. Es sind recht tüchtige populäre Nachbildungen englischer

Stoffe unter Hinweglassung aller an höhere Bildungskreise appellirender Gedanken, sodaß sie als recht nutzbringend für die Leserwelt unterer Volksstufen erscheinen können, und an spannendem Inhalte fehlt es ihnen keineswegs. Allein wenn der Herausgeber in seiner Vorrede andeutet, er wolle dem Mangel an geeigneten Volksschriften durch entsprechende Anleihen im Auslande abhelfen, so möchte ich denn doch bemerken, daß Erzählungen, welche das Volk versteht, noch keine Volkserzählungen sind, wie andererseits der volksthümliche Ton nicht gerade in der Darstellung gar zu harmloser Conflicte besteht. „Aus dem Volke für das Volk": dies gilt als die alleinige Richtschnur für Volkserzählungen. Tiefern Conflicten, sofern sie in für das Volk interessanten, ihm nahestehenden Motiven beruhen, soll man keineswegs ausweichen. „Das Blumenmädchen" trifft am ehesten noch das Richtige, was den Lebenskreis, dem der Stoff entnommen ist, anlangt, obwol auch hier, wie in den andern Geschichten, der Herausgeber es nicht so recht verstanden hat, über das Niveau der Jugendschrift hinauszukommen. An sich ganz brav, treffen die Geschichten doch das Ziel nicht, das der Herausgeber erstrebte, sodaß durch diese Uebertragungen für den guten Zweck bei weitem nicht geleistet ist, was z. B. Schaumberger in seinem „Vater und Sohn" und seinem „Hirtenhaus" geleistet hat.

13. Im Kampfe Frieden. Ein einfaches Bild aus großer Zeit von Silas. Halle, Fricke. 1874. 8. 15 Ngr.

Wir haben es hier mit einem kleinen Roman zu thun, dessen Held ein protestantischer Theolog ist. Als Erzieher der Söhne eines Landedelmanns beschäftigt er sich vielfach mit der ländlichen Arbeiterfrage. Sein von Liebe zur Tochter des Hauses krankes Herz, und seine Grübeleien über die sociale Frage treiben ihn bei seinem Umzuge nach Berlin in die Arme der „innern Mission", deren höchst eifriges Glied er bald wird. Im Jahre 1870 wirkt er in diesen Tendenzen auf dem Schlachtfelde, trifft dort als Diakonissin ein braves Mädchen, das, schon zu seinen Hofmeisterzeiten in ihn verliebt, jetzt endlich seine Liebe gewinnt. Sie pflegen zusammen seinen frühern Zögling, dessen Vater und Schwester im Spitale erscheinen. Die Schwester, die der junge Prediger einst geliebt, gratulirt ihm zu seiner Verlobung, er aber hilft bei dem Zustandekommen einer Ehe zwischen ihr und einem ebenfalls verwundeten jungen Gutsnachbarn, der schon lange still für sie entbrannt gewesen.

Das alles ist recht spannend geschildert, die Charaktere brav gezeichnet. Nur eins stört — die allzu stark gezeichnete Tendenz. Das Buch erscheint fast im Auftrage der leitenden Organe dieser „innern Mission" geschrieben zu sein. Sie ist eigentlich der Kernpunkt, wegen dessen alles übrige geschrieben ist. Um für derartige Institute, über deren Werth der Berichterstatter hier nicht entscheiden will, Propaganda zu machen, gibt es unserer Ansicht nach andere Mittel als das Hereinziehen der Kunst, die damit nichts zu schaffen hat, deren innerstem Wesen es widerspricht, die Magd solcher Parteiinteressen und Zeitfragen, seien sie politisch oder religiös, zu werden.

Können wir principiell einen solchen Gebrauch der Kunst als Mittel zu einem ihr fremden Zwecke nicht dulden, so müssen wir doch zugestehen, daß in dem Werke von Silas die Tendenz wenigstens in einem anständigen, ja idealen Gewande zu erscheinen weiß. Ganz anders aber ist dies der Fall in

14. Die Staatsgefährlichen. Erzählung für das Volk von Konrad von Bolanden. Mainz, Kirchheim. 18[illegible]. Gr. 16. 3 Ngr.

Hier tritt die Tendenz in der ungeschlachtesten Gestalt des rohen Fanatismus, der kein Mittel scheuenden Parteihetzerei auf. Gott bewahre uns vor solchen „Erzählungen für das Volk"! Der Autor hat in frühern Schriften wenigstens künstlerisches Talent gezeigt. Jetzt ist ihm die Pflege dieser Gabe gleichgültig geworden. Form- und stillos ist hier eine Schilderung des Neronischen Zeitalters gegeben und Simon Petri Auftreten und Märtyrertod in Rom unter Begleitung einiger Wunder en miniature berichtet. In plumper Weise wird auf einen Vergleich der damaligen Christenverfolgung mit der Jetztzeit hingewiesen. Wie der Autor verfährt, möge aus Folgendem erhellen. Zuerst schildert er in bäuerisch roher Darstellung das Bacchanal des Nero; dann bittet er den Leser in einer Anmerkung um Verzeihung, sein „christliches Sittlichkeitsgefühl" verletzt zu haben, allein er wolle nur „die Verworfenheit der Altheiden und die Gemeinheit der Neuheiden zeigen, welche die christliche Gesittung beklagen und die Freiheiten des alten Heidenthums herbeisehnen". Ja, allerdings ist ein perikleisches Athen einem Böotien vorzuziehen, in welchem derartige Erzeugnisse auch nur die geringste Entschuldigung finden könnten. Solche literarische Erscheinungen, welche die Roheit mit der gleißnerischen Maske der Religion verbinden, um die ungebildeten Massen zu fanatisiren, gehören in jene Kategorie der Literatur, wo der Kritik nur der Ausdruck der Entrüstung bleibt über die schnödeste Vergewaltigung der Kunst.

Von anderer Richtung aus den gleichen Tadel verdient

15. Nach dem Diner. Junggesellenplaudereien von C. Spielmann. Zwei Bändchen. Altona, Verlags-Bureau. 1874. Gr. 16. 1 Thlr.

Die Umschlagdeckel, welche die Gesellschaft bezeichnet, in welcher diese Sammlung von Zoten, denen sogar die Grazie fehlt, erscheint, ersparen mir eine besondere Besprechung dieses Werks. Wir finden hier empfohlen unter anderm: „Die Qual der Blähungen!" „Der Mensch von der Wiege bis zum Grabe" u. s. w.; „Mysterien der galanten Frauen Berlins"; „Boudoirbibliothek für die galante Welt" u. s. w. Die Kritik kann sich mit solchen Schriften nicht befassen und verweist derartige Bilder der Literatur an die „Liebhaber", welche sich an solchen Schriften, die einer ganz aparten Haut-gout-Literatur angehören, in aller Stille zu erbauen pflegen. Spielmann hat weit Besseres geschrieben als diese cynischen flores und amoenitates seiner Nebenstudien.

Theodor von der Ammer.

Zur Fröbel-Literatur.

Friedrich Fröbel. Die Entwickelung seiner Erziehungsideen in seinem Leben. Nach authentischen Quellen dargestellt von Alexander Bruno Hanschmann. Eisenach, Bacmeister. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Es ist nothwendig, die Kinder von der Wiege auf zum ununterbrochenen Gebrauch ihrer Kräfte und Anlagen zu bilden, ihre Thätigkeit zu beleben und ihnen einen höhern Grad von Real- und Sprachkenntnissen zu geben, als dies bisher der Fall war. So ähnlich sprach sich der große Menschheitsbildner und Entdecker des A-b-c aller Wissenschaft und Kunst, Pestalozzi, noch in seinem achtzigsten Lebensjahre aus. Ein Vierteljahr vor seinem Tode mühte er sich noch ab, die einfachsten Mittel aufzufinden, womit die Kunst das Kind von der Wiege bis ins höchste Jahr der häuslichen Erziehungskreise führen könne.

Die Ausführung dessen, was Pestalozzi ahnte, erfüllte ein weiteres volles und reiches Entdeckerleben, das Streben und Erringen des großen Pestalozzi-Schülers und -Freundes Friedrich Fröbel.

Wer einmal in die Nähe der hochaufstrebenden grotesken Felsenmassen von Altenstein-Liebenstein in Thüringen, und von da auf den Kirchhof des nahen Dörfchens Schweina kommen sollte, der wird auf einem hervorragenden Grabe auf steinernem Würfel eine Walze und auf dieser eine Kugel erblicken. Es ist das Grabdenkmal Friedrich Fröbel's, welches in sinniger Weise der Fröbel'schen Grundanschauung über die Anfänge der naturgemäßen Entwickelung des Menschen Ausdruck gibt.

Mit diesen drei Grundformen begann bekanntlich die Plastik der alten Griechen: aus der Kugel bildeten sie ein menschliches Antlitz, aus der Pyramide den Hals, aus dem Würfel den Rumpf. Diesen Grundformen entwuchsen auch die Anfänge der plastischen, anschaulichen, praktischen Idee Fröbel's; sie waren das Agens seiner Erziehung zur That, die das Leben ins Auge faßt, die nicht nur die Körperkraft übt, sondern auch durch Weckung der Intelligenz die Kinder für ihr ganzes Leben zur Arbeit willig und tüchtig macht, bei welcher das Kind fortschreitet in der Bildung von „Lebens-, Schönheits- und Erkenntnißformen", für deren Realisirung das Schauen, Sprechen u. s. w. wirksame Mittel sind, und für deren Durchführung der Grundsatz gilt, daß der Mensch nur das richtig verstehen lernt, wofür er sich interessirt.

Wie viele Menschen gibt es, denen beim Nennen des Namens Fröbel ein mitleidiges Lächeln auf die Züge tritt, weil er diesen Kurzsichtigen gleichbedeutend ist mit „idealer Schwärmer", „unpraktischer Schulmeister", „alter Tändler"! Wie viele feinden ihn an, weil sie gefährliche Tendenzen in Fröbel's Streben wittern, was ich schon vor vielen Jahren in meiner Schrift „Erziehung zur Vernunft" erwähnte. Sie alle kennen Fröbel nicht. Wer ihn begreift, muß ihn bewundern und lieben, muß von Begeisterung für ihn entbrennen, wie dies von so vielen gerühmt werden kann, von welchen ich nur diejenigen nenne, deren Arbeiten oder Schriften vor mir liegen: Doris Lütkens (400 Ausschneideformen, vgl. auch „Illustrirte Monatshefte"); Karl Fröhlich (Ausgeschnittene Bilder, von denen z. B. die Schriftstellerin Thekla Gumpert schöne Anwendung machte); Dr. Werner („Die reinste Quelle jugendlicher Freuden"); Heinrich August Köhler, F. Seidel und Franz Schmidt (gemeinschaftlich redigirte Zeitschrift: „Kindergarten, Elementarklasse und Bewahranstalt"); Bertha von Marenholtz-Bülow („The Infant-Gardens"); Wichard Lange („Fröbel's gesammelte pädagogische Schriften"), Dr. Pösche und besonders der Verfasser des obigen Buchs, Rector Bruno Hanschmann.

Fröbel war eine derjenigen edeln, auf dem Aussterbe-Etat stehenden Gestalten, die ungeachtet einer nicht zu unterschätzenden philosophischen Bildung sich den Kindern widmen, ja mit ihnen spielen konnten, weil er in ihnen die Zukunft erblickte. Er war daher der Mann, welcher Erzieher und Erzieherinnen zu bilden verstand, an welchem sich letztere für alle Zeiten aufrichten können. Er war derjenige Pädagog, welcher das, was Comenius, Basedow, Pestalozzi, Salzmann nur leise als Forderung aufstellten, in die Wirklichkeit einführte: eine Anleitung zur Erziehung des Kindes von der Wiege an, indem er die Mittel fand, den Darstellungstrieb des Kindes als hauptsächlichsten Factor der Entwickelung durch Selbsterziehung mittels geeigneter, dem allgemeinen Lebensgesetz sich anschließender Pflege des Thätigkeitstriebes zu unterstützen und dadurch zugleich des Kindes Schöpfungstrieb zu wecken. Auf diese Weise ist durch Fröbel ein ungemein wichtiger und in jeder Beziehung weittragender Fortschritt über Pestalozzi hinaus gemacht und zugleich der seit Lessing und Herder durch das Denken des deutschen Geistes sich ziehenden Humanität thatsächlicher Ausdruck verliehen worden. Es können nur diejenigen an Fröbel's Urgeist und hohem Verdienst zweifeln, welche sich nie die Mühe gegeben haben, seine Ideen und seine Erziehungsmittel zu prüfen und anzuwenden. In vielen Anstalten, unter denen auch Lehrerseminarien sind, hat man begonnen, den in Fröbel gebotenen Fortschritt anzuerkennen und Fröbel's Princip wie die Mittel zur Durchführung desselben zu lehren. Besonders aber verbreitet sich das Institut, welches Fröbel's Princip für die vorschulpflichtige Kindheit durchführen will — der Kindergarten — über die ganze gebildete Welt. Abgesehen von der Erwägung, ob die Kindergärten bereits in jener Vollendung bestehen, wie sie Fröbel sich gedacht, so sind sie doch schon in ihrer jetzigen Gestalt praktische Musterschulen, welche methodisch Geist und Gemüth wecken und bilden und dem Schulunterrichte formell und materiell vorarbeiten. Um dies zuzugeben, betrachte man nur das allererste Spiel: den Kasten mit sechs Bällen für die drei ersten Kinderjahre, und man wird die hohe Absicht Fröbel's ersehen, den Formensinn an einem Normalkörper zu bilden, die Muskeln der Hand und des Arms zu stählen, das Auge im Fixiren zu üben, sowie das Kind in Entfernung und Richtung zu orientiren und dessen Farbensinn zu wecken. So geht es systematisch weiter in der zweiten Periode der errungenen Selbst- und Freithätigkeit des Kindes, wie auch in der dritten Periode des sich entfaltenden Bedürf-

nisses der Genossenschaft u. s. w. Kegel, Walze, Würfel in ihren Theilungen, Vervielfältigungen, Verschiedenheiten, die Arbeitstafeln, das Stäbchenlegen, Erbsenarbeiten, Verschränken oder Schleißen mit Spänen, der gegliederte Stab, das Flechten und Schnüren mit Papierstreifen, das Falten und Ausschneiden in Papier, das Ausstechen und Durchnähen von Mustern in Papier mit Nadeln, das Thonschneiden und Modelliren, sowie die von ihm methodisch geordneten Arbeitsübungen der Volksschule für Mädchen wie für Knaben: sie sind eine Reihe von Erfindungen, die in ihrem Werth für den Friedensbau der Menschheit, in ihrer Bedeutung für die Jugend und für die folgenden Generationen wol werth sind, den Resultaten unserer größten Entdecker und Forscher an die Seite gestellt zu werden. Bei allen Arbeiten Fröbel's leuchtet der hohe Grundsatz durch: den Anfang geistiger Thätigkeit bildet die Anregung von außen, bei welcher sich der Geist in geringerm oder höherm Grade empfangend, hingebend, anschauend verhält; die Ursache ist außen, die Wirkung innen; die Bewegung geschieht außen durch die Glieder an einem Bildungsstoffe, wobei sich der Mensch activ, bildend, gestaltend, formend, darstellend u. s. w. verhält, sei es durch Thon, in Stein, Papier, Holz u. s. w.

Wenn schon nach dem Vorstehenden Fröbel in seiner Bedeutung groß und einzig dasteht, so ist jedenfalls der Wunsch gerechtfertigt, die Entwickelung der Erziehungsidee Fröbel's in seinem Leben genauer dargelegt zu erhalten; und diese Aufgabe hat der Verfasser des obigen Buchs mit ebenso viel Verständniß als Pietät gelöst. Er hat es zum ersten mal unternommen, am rothen Faden des Lebensbildes Fröbel's eine Entwickelung seines innern Lebens und seiner immer reifer sich gestaltenden Ideen und Ansichten über Erziehung und Unterricht zu entrollen. Nahezu alles, was über Fröbel geschrieben wurde, ist vom Verfasser durchgesehen und verwerthet worden, wie er auch eine Fülle Originalmaterials, Originalbriefe von Freunden Fröbel's und seiner in Hamburg lebenden Witwe, sowie in culturhistorischer Beziehung werthvolle Briefe von Leonhardi und andern an und über Krause mittheilt, mit dem bekanntlich Fröbel fast die gleiche philosophische Terminologie gemein hat.

Das Buch bietet seinen reichen Inhalt unter folgenden Kapitelüberschriften: 1) „Kindheit und Lehrzeit"; 2) „Wanderjahre"; 3) „Fröbel und Pestalozzi"; 4) „Auf der Hochschule und im Felde"; 5) „In Griesheim und Keilhau"; 6) „Zeit der Calamität; äußere Drangsal, innere Erhebung"; 7) „Grundlagen der Menschenerziehung"; 8) „In der Schweiz"; 9) „Blankenburg und die Begründung der Kindergärten"; 10) „Verbreitung der Kindergärten und Begründung der Erziehungsvereine. Reisen und Bildungscurse"; 11) „Marienthal und der Apostel des weiblichen Geschlechts"; 12) „Letzte Zeit"; 13) „Nach Fröbel's Tod".

Abgesehen von einigen kleinen zu entschuldigenden Mängeln und Irrthümern, auf die wir hier nicht eingehen mögen, abgesehen von einigen unhaltbaren, forcirten Ansichten, ist das Buch für die Freunde Fröbel's namentlich auch insofern von Werth, als es das reiche Material über Fröbel vereinigt und in gelungener Weise dessen Leben auf dem Hintergrunde der Orte seines Wirkens und der Erscheinungen des Jahrhunderts schildert. Auch leuchtet aus demselben des Verfassers Liebe für menschenwürdige Bestrebungen, seine Liebe zur Kindheit und zum Lehrerberufe hervor.

Nach Durchlesung dieses Buchs gewinnt ohne Zweifel selbst der Vorurtheilsvolle den Eindruck, daß doch dieser Pädagog Fröbel ein Mann von außergewöhnlicher Stellung und Bedeutung war. Man lernt Fröbel's äußere Entwickelung, sein Lehrerleben, sein Wandern von einem Ort zum andern in Abzug von dem Erstrebten bringen und behält als Facit seine Idee, seine im Aufbau des Kindergartens liegende zeitgeschichtliche Bedeutung. Mühsam erwirbt sich Fröbel, wie ein Autodidakt, seine Bildung; durch einen Zufall (Besuch in Frankfurt) wird er dem Lehrerberufe in die Arme geworfen, und ebenso zufällig ist es, daß er erst Privaterzieher mit Gehalt, etwas später Privaterzieher seiner Neffen ohne Gehalt, endlich Begründer einer mit Uneigennützigkeit und Ausdauer geleiteten Erziehungsanstalt in Keilhau wurde. Dies waren übrigens nur Phasen eines bahnbrechenden, sich entfaltenden Genius, der mit seinen Zielen sein Jahrhundert überragt und Hebung der Menschheit fordert. Freilich braucht er zur Entfaltung Raum, Material, Geld! Die Heimat unterstützt ihn nicht. Da geht er auf das ihm zur Verfügung gestellte Schloß Wartensee in der Schweiz. Er wäre wol auch nach Indien gegangen, denn seine Ideen, seine Bestrebungen galten ja der ganzen Menschheit, dem lieblichen Kindergewimmel der ganzen Welt, das er wie aus der Vogelperspective in dem von ihm gebotenen friedlichen, tief absichtsvollen Spiele mit geistigem Auge überblickte, und für das sein Herz in Vaterliebe schlug. Verstehe ich den Geist Fröbel's recht, so sollte sein Kindergarten eine Art Einigungsinstitut der gesammten Menschheit sein! Und das verleiht ihm in den Augen aller Sehenden eine gewaltige culturhistorische Mission.

Lange bevor Haß und confessionelle oder nationale Trennung den Kindern eingeimpft oder zum Bewußtsein gebracht werden kann, sollen sich die unschuldsvollen Kinder freuen, soll ihnen der Friede gewahrt bleiben, sollen sie aber auch an freudeschaffende Thätigkeit gewöhnt werden. Dadurch stellt der Kindergarten den Zusammenhang mit der Schule her, ja er unterstützt sogar die nationale Charakterbildung, denn da in den Spielgaben die Anregung zur Arbeit liegt, ist für den deutschen Charakter unserer Jugend der Beginn einer neuen Epoche, der Epoche der Arbeit im Kindesalter gegeben — einer Kinderarbeit, gegen welche sogar unsere Kathedersocialisten nichts einwenden können.

Wie sich der Kern der deutschen Lehrerschaft zur Fröbel'schen Idee verhielt, beweist das schöne Zeugniß der Fünften allgemeinen Lehrerversammlung, welches die Kindergärten als eine treffliche Vorstufe für die Schule sowie Fröbel's Erziehungsweise als eine wahrhaft naturgemäß entwickelnde, die selbständige Thätigkeit fördernde bezeichnet.

Es ist ja nicht zu leugnen, daß sich bei Fröbel manche Ueberschwenglichkeit findet, welche freilich oft nur in seiner

dem Umgang mit Krause und Leonhardi entsprungenen Terminologie liegt (z. B. Wörter wie: Lebganzes, Gliedganzes, Lebensgliedganzes des dreieinigen Menschheitlebens, Darleben, Vereinanwendung, Vollwesenlebbilden u. s. w.). Aber diese Ueberschwenglichkeit hat Fröbel mit fast allen Erfindern, Gründern, Entdeckern u. s. w. gemein; sie berechtigt somit nicht zu Angriffen.

Mögen Fröbel's Gegner Hanschmann's Buch lesen, und es wird ihnen ein neues Licht über Fröbel aufgehen. Sie werden dann zugeben müssen, daß die epochemachende Erscheinung Fröbel's bahnbrechend wurde für eine Erziehung zur That; ja sie werden einsehen, daß die Gründung des Kindergartens nicht zufällig war, sondern daß sie als spätes Resultat seiner Entwickelung seinem eigenartigen Wesen, seinem Streben, seiner Thätigkeit mit Nothwendigkeit entkeimen mußte. Wir zweifeln nicht, daß auf die Gegner Fröbel's Hanschmann's Buch regenerirend wirken und sie zum Studium der Fröbel'schen Schriften anregen wird.

Es ist mir erfreulich, daß mich eben noch, bevor ich diese Zeilen zum Druck gebe, unsere segensreich wirkende Kindergarten-Vorsteherin, Fräulein Julie Traberth, mit der auf Besuch hier weilenden geistig und körperlich so frischen Witwe des großen Fröbel bekannt machte, und daß sich Frau Fröbel bei dieser Gelegenheit recht anerkennend über Hanschmann's Buch ausgesprochen hat; ich erwähne diese Anerkennung öffentlich, um den Verfasser zu einer neuen Arbeit zu ermuthigen, die auf dem Gebiete der Fröbel-Literatur noch fehlt, zu einer historischen Darstellung der Methode und der Idee Fröbel's.

Dieses Buch würde wie das obenbesprochene eine neue dankenswerthe Förderung sein, daß der Geist Fröbel's sich recht bald auf alle Kinderherzen segnend ergieße, wie die belebende Frühlingswärme auf die Knospen des Blumengartens, sowie daß in unserer Jugenderziehung recht bald zur Wahrheit werde, was ich als das Wesen und das geheimnißvolle Agens des Fröbel'schen Systems und der Fröbel'schen Methode ansehe und was ich daher in goldenen Buchstaben als Motto über jeder Kindergartenthür sehen möchte: Aus Freude, in Freude, durch Freude zur Freude!

Karl Beyer.

Zur Geschichte des 17. Jahrhunderts.

Der Friede von Ryswijk und die Abtretung Straßburgs an Frankreich 1697. Größtentheils nach ungedruckten Gesandtschaftsberichten und Sitzungsprotokollen dargestellt von J. C. Neuhaus. Freiburg im Br., Herder. 1873. Gr. 8. 24 Ngr.

Jetzt nachdem das Elsaß und seine schöne Hauptstadt dem Deutschen Reiche wiedergewonnen sind, kann man schon mit einigem Gleichmuth auf die Zeiten und Verhältnisse zurückblicken, in und unter welchen sie ihm entrissen wurden. Freilich tritt man den Vorgängen näher, vergegenwärtigt man sich das Detail der Begebenheiten, so wird es doch zuweilen schwer, diese Ruhe zu behaupten; unwillkürlich steigt einem die Röthe des Zorns und der Scham in die Wangen, des Zorns über den frechen Hoch- und Uebermuth der Franzosen, der Scham über die klägliche Rolle, welche Kaiser und Reich ihnen gegenüber spielen. Wenn aber irgendwo, so zeigt sich die Insolenz der einen und die Ohnmacht der andern in den Verhandlungen, welche den Inhalt des vorgenannten Werks bilden.

Eine eingehende Darstellung des Ryswijker Friedens, der dem dritten der sogenannten Raubkriege ein Ende machte, ist ohne Zweifel ganz zeitgemäß. Die gewaltthätige Weise, in welcher Ludwig XIV. mitten im Frieden eine elsässische Landschaft nach der andern und schließlich auch die Reichsstadt Straßburg an sich riß, ist noch in den letzten Jahren mehrfach geschildert und dadurch auch in weitern Kreisen bekannt geworden. Nicht so allgemein dürfte man wissen, wie es möglich wurde, daß diese räuberischen Annexionen legalisirt, daß die Ergebnisse brutaler Gewalt in feierlichen Verträgen anerkannt werden konnten. Die Schrift von J. C. Neuhaus gibt hierüber genauern Aufschluß. Indem sie dem Gange der Verhandlungen über den für unser Vaterland so schmachvollen Frieden Schritt für Schritt folgt, gewährt sie vielfach einen recht klaren Einblick in die Motive und Verhältnisse, welche den Abschluß desselben herbeiführten. Daß aber der Verfasser den Gegenstand so ausführlich, wie er es thut, behandeln konnte, verdankt er dem Umstande, daß sich ihm für seine Arbeit bis dahin unzugängliche handschriftliche Quellen von großer Reichhaltigkeit eröffnet haben. Dieselben wurden ihm, wie er in der Vorrede bemerkt,

> aus besonderer Güte zur Benutzung überlassen von dem Herrn Grafen Nikolaus Esterházy auf Schloß Nordkirchen im Münsterlande, wo sie sich unter den von den Herren und Grafen von Plettenberg, den Vorfahren der Mutter des genannten Herrn Grafen, hinterlassenen diplomatischen Papieren vorfanden. Sie bestehen aus folgenden Stücken: 1) Aus den fortlaufenden Berichten des Dompropstes Ferdinand von Plettenberg, Bevollmächtigten des Fürstbischofs von Münster beim Friedenscongreß zu Ryswijk, an seinen Fürsten und Bruder Friedrich Christian von Plettenberg. 2) Aus den Antworten des Fürstbischofs auf diese Berichte. 3) Aus den Protokollen, welche in den Versammlungen der reichsfürstlichen Gesandten, die an den Verhandlungen mit den französischen Gesandten nicht unmittelbar theilnahmen, nach den Berichten der kaiserlichen Gesandtschaft niedergeschrieben wurden, und welche so wahrheitsgetreu und zuverlässig sind, daß sich die kaiserlichen Gesandten selbst später in einer Vertheidigungsschrift an den Kaiser auf sie beriefen.

Außer diesen handschriftlichen Aufzeichnungen, die nur über die eigentlichen Friedensverhandlungen berichten, hat dann Neuhaus auch, besonders für die Darstellung der vorbereitenden Negociationen, einige gedruckte Werke, vor allem die „Actes et Mémoires des négociations de la paix du Ryswick“ (Haag 1698 und 1708), zu Rathe gezogen. Er verfügt somit über ein reichhaltiges Material, von welchem er auch in seinem Buche ausgiebigen Gebrauch macht. Dennoch reicht dasselbe, wie uns scheinen will, zur allseitigen Klarstellung der in Rede stehenden Vorgänge nicht aus. Wenigstens ist uns trotz der um-

fassenden quellenmäßigen Auszüge, wie der zahlreichen Erläuterungen, die der Verfasser beifügt, manches dunkel geblieben. Es gilt dies namentlich von den geheimen Unterhandlungen, welche Frankreich mit einzelnen Mitgliedern der ihm feindlichen großen Coalition, mit England, Holland und Spanien, pflog, um diese Mächte zum Abschluß eines Separatfriedens zu bestimmen. Neuhaus gedenkt dieser geschickten Maulwurfsarbeit nur kurz und beiläufig, allerdings insofern mit Recht, als es ihm vorzugsweise darum zu thun ist, die Verhandlungen mit Kaiser und Reich ins Licht zu stellen, aber doch nicht ohne erheblichen Nachtheil für das Verständniß der letztern, weil deren Fort- und Ausgang durch jene anderweitigen Transactionen bedingt wird. Daß diese solchen Einfluß üben, hören und sehen wir zwar. Indeß befriedigt uns diese Wahrnehmung nicht; wir möchten näher erfahren, *wie* sie ihn üben, zugleich auch Aufschluß darüber erlangen, wie sie überhaupt möglich wurden und gelingen konnten. Die bloße Berufung auf den Egoismus der betreffenden Mächte wie auf die freilich zweifellose Ueberlegenheit der französischen Diplomatie reicht dazu nicht aus.

Ein anderer Punkt, über den wir eine genügende Aufklärung vermissen, ist das Verhalten Schwedens, dem auf dem Congresse die Vermittelung des Friedens oblag. Neuhaus glaubt, es habe seine schwierige Aufgabe mit großer Hingebung und, worauf es vor allem ankam, mit voller Unparteilichkeit gelöst. Auch spricht, was er über das Benehmen des schwedischen Gesandten mittheilt, meist für seine Ansicht. Indeß möchten wir ihr dennoch nicht ohne weiteres beitreten. Einzelne Aeußerungen und Schritte des Vermittlers haben auf uns den Eindruck gemacht, als ob er bemüht sei, den Frieden für Frankreich möglichst günstig zu gestalten. Auffallend wäre ein solches Bestreben eben nicht; es lag im schwedischen Interesse, in den Kämpfen zwischen dem Deutschen Kaiser und Frankreich dieser Macht, wenn nicht seine active Unterstützung, so doch seine Sympathien und guten Wünsche zuzuwenden. Die französische Regierung wußte auch ohne Zweifel sehr wohl, was sie that, als sie gerade Schweden unter der Hand veranlaßte — daß eine solche Einwirkung stattfand, hält auch der Verfasser für wahrscheinlich —, seine Vermittelung den alliirten Mächten so lange anzutragen, bis sie von ihnen acceptirt wurde.

Begegnen wir in der vorliegenden Schrift einzelnen Fragen, die wol eine genauere Erörterung verdient hätten, so enthält sie andererseits manches, was füglich wegbleiben oder doch kürzer gefaßt werden konnte. Dahin gehört die Vorgeschichte des Friedenscongresses, die, instructiv wie sie immer sein mag, unsers Erachtens zu breit behandelt wird. Auch weiterhin finden sich manche Längen und lästige Wiederholungen. Ueberhaupt ist es schade, daß der Verfasser es nicht verstanden hat, dem interessanten Inhalt eine anziehendere Form zu geben. Sein Buch wird unter den Fachgenossen gewiß die gebührende Beachtung, im Publikum aber schwerlich großen Anklang finden. Die Sprache ist zu trocken und nüchtern; es fehlt der lebendige fesselnde Vortrag und mehr noch die wohlgegliederte, den Stoff künstlerisch gestaltende Composition, wie man sie heutzutage auch von historischen Schriften erwartet. Doch genug der Ausstellungen; heben wir lieber aus dem Inhalte der Schrift das eine oder andere heraus.

In unserer schnelllebenden Zeit ist die erstaunliche Langsamkeit, womit sich in frühern Tagen die Haupt- und Staatsactionen abzuspielen pflegten, kaum zu begreifen. Fünf Jahre lang wurde über den Frieden gesprochen und geschrieben, ehe es gelang, die Präliminarien festzustellen. Als man dann endlich zusammentrat, um auf Grund derselben weiter zu verhandeln, gingen noch fast sechs Monate vorüber, bevor man zum Abschluß kam. Die politischen Verhältnisse, wie die militärischen Operationen, welche zunächst keine Unterbrechung erfuhren, gaben den betheiligten Mächten immer wieder Anlaß, ihn zu verzögern. Gewann es den Anschein, daß der kranke Karl II. von Spanien bald das Zeitliche segnen werde, so ging die Hemmung vom Kaiser aus. Denn ihm galt es, die Auflösung der bestehenden großen Coalition zu verhindern, weil er ihrer für den Fall, daß die spanische Erbschaft eröffnet wurde, bedurfte, um den voraussichtlichen Ansprüchen Ludwig's XIV. nachdrücklich entgegenzutreten. Andererseits wurden die Franzosen lässig, wenn ein neuer bedeutender Erfolg ihrer Waffen, wie etwa die Eroberung von Ath oder gar die Einnahme des wichtigen Barcelona, in Aussicht stand. Dazu kam dann die schwerfällige Weise, in welcher die Verhandlungen selbst geführt wurden. Man kann sich über ihren langsamen Fortgang nicht wundern, wenn man hört, daß es mehrere Monate dauerte, bis die Unterhändler sich nur einmal sahen. Der Gesandte Schwedens, der vermittelnden Macht, bemühte sich freilich gleich anfangs, einen persönlichen Verkehr unter ihnen herbeizuführen. Aber ohne Erfolg; der Verfasser erzählt:

Als sich am 15. Mai alle bevollmächtigten Minister um 10 Uhr zu Ryswijk versammelt hatten, machte der Mittler den Vorschlag zu einer gemeinschaftlichen Zusammenkunft der beiden Parteien im großen Saale der Mediation. Er sagte, die Franzosen würden sich zuerst dort einfinden, indem sie sich den Schein gäben, als wenn sie mit ihm über irgendeine Angelegenheit sprechen wollten. Dann sollten sich auch die kaiserlichen Gesandten wie von ungefähr einfinden, und so könnten sich dann beide Parteien gegenseitig sehen und begrüßen, ohne daß die eine oder die andere sich etwas vergäbe. Die Franzosen hatten diesem Vorschlage zugestimmt, aber die kaiserlichen Gesandten waren nicht zu bewegen, dasselbe zu thun; denn sie sagten, das gäbe den Anschein, als thäten sie den ersten Schritt und suchten die Franzosen auf. Als der Mittler sah, daß sein Vorschlag nicht annehmbar befunden wurde, schlug er einen andern Weg vor. Die Kaiserlichen und die Franzosen sollten nämlich alle beide zur selben Zeit und jede Partei von ihrer Seite her durch die betreffenden Thüren in den Saal des Mittlers eintreten und beide mit gleichen Schritten gegen ihn vorwärts schreiten. Aber auch diese Art, den gegenseitigen Besuch einander abzustatten, gefiel den Kaiserlichen nicht, denn sie fanden keine Bevorzugung darin, die sie doch beanspruchten. Und so unterblieb der Besuch zunächst ganz und kam auch noch so bald nicht zur Ausführung.

Mit solchen Quisquilien wird auch später noch manche Sitzung ausgefüllt. Fort und fort hadern die Gesandten und Bevollmächtigten um den Vorrang; jeder von ihnen wacht eifersüchtig über die Ehren und Auszeichnungen, welche er oder sein Mandant beanspruchen zu dürfen glaubt. Wir hörten schon, daß in dieser Bezie-

hung die Gesandten des Kaisers einen ganz besondern Eifer an den Tag legten. Derselbe bethätigte sich aber nicht nur den Franzosen gegenüber, sondern auch in ihren Beziehungen zu den Vertretern der Kur- und andern Reichsfürsten. Es war in Regensburg, als die Betheiligung des Reichs an den Friedensverhandlungen in Frage kam, beschlossen worden, daß nicht, wie noch in Nimwegen, der Kaiser allein mit ihrer Führung betraut werden, vielmehr eine besondere Deputation die Interessen des Reichs vertreten solle. Natürlich war man in Wien von diesem selbständigen Vorgehen der Reichsfürsten wenig erbaut, auch nicht gewillt, das bisher anerkannte Recht des Kaisers, das Reich dem Auslande gegenüber zu vertreten, irgendwie antasten zu lassen. Als daher die Bevollmächtigten der einzelnen Fürsten in Ryswijk verlangten, als unmittelbare Theilnehmer an den Verhandlungen zugelassen zu werden, wiesen die kaiserlichen Gesandten diese Zumuthung entschieden zurück. Es half ihnen wenig, daß sie ihre Ansprüche mehrfach erneuerten; sie mußten sich schließlich mit dem Zugeständniß begnügen, daß ihnen von dem Fortgange der Unterhandlungen regelmäßig Mittheilung gemacht und ihr Gutachten eingeholt wurde. Diese unerquicklichen Weiterungen kosteten aber nicht nur viel Zeit, sie trugen auch erheblich dazu bei, daß die Franzosen gegen Kaiser und Reich immer anmaßender und rücksichtsloser auftraten.

Ihre Ueberhebung zeigte sich vor allem darin, daß sie die Anerbietungen, welche sie in frühern Stadien der Verhandlungen gemacht, später zurücknahmen, oder doch so modificirten, daß sie ihren Werth verloren. Diese punische Treue durfte freilich von ihnen erwartet werden; war sie doch ihrem Könige von seinen Räthen geradezu empfohlen worden. Sie hatten ihm vorgestellt,

daß die königliche Würde von jeder Art Knechtschaft frei sein müsse. Ein Reich würde sehr unglücklich sein, wenn der Monarch verpflichtet wäre, sich an seine Verbindlichkeiten und an die mit andern Mächten eingegangenen Verträge zu halten. Ein Fürst müsse nur an den Vortheil seiner Unterthanen denken. . . . . . Der König möge ruhig alle Bedingungen, welche die Alliirten wünschten, präliminariter versprechen; wenn der Congreß erst eröffnet sei, habe man Mittel genug, den so gemachten Versprechungen aus dem Wege zu gehen und den Dingen ein anderes Aussehen zu geben. Man könne bald mit dem einen, bald mit dem andern derartige Intriguen anspinnen, daß Frankreich durch diesen Frieden viel größere Vortheile erlange, als der König sich denke, und auf die Geschicklichkeit seiner Minister könne er sich dabei verlassen.

In der That fehlte es daran auch nicht. Die französischen Gesandten wußten die in Aussicht genommenen und schon vor Eröffnung des Congresses eingefädelten „Intriguen" so erfolgreich weiter zu spinnen, daß sie der Alliirten des Kaisers sehr bald sicher sein konnten. Je gewisser es aber wurde, daß dieselben zum Abschluß von Separatverträgen bereit seien, um so weniger hielten sie es für nöthig, sich den kaiserlichen Gesandten gegenüber Zwang aufzulegen. Sie nahmen deshalb,

als es zu persönlichen Besprechungen über die einzelnen streitigen Punkte kam, eine Haltung an, die keinen Zweifel darüber ließ, daß sie den Frieden nicht zu unterhandeln, sondern zu dictiren gedachten. Versuchten die Kaiserlichen, die in Vorschlag gebrachten Bestimmungen zu ihren Gunsten zu ändern, so erklärten sie rundweg, das gehe nicht an, ihre Instructionen gestatteten keine Abweichung. Man möge nur schleunigst annehmen, was geboten werde; bei längerer Zögerung werde man noch weniger erlangen. Ständen doch die Dinge so, daß ihr König nur zu gewähren, nicht aber Forderungen zu gewärtigen habe. Nur seiner Großmuth und aufrichtigen Friedensliebe sei es zu verdanken, daß er sich zu so weit gehenden Zugeständnissen herbeilasse. Man möge aber seine Geduld nicht zu sehr auf die Probe stellen, und wohl bedenken, daß er nicht in der Lage sei, eine Fortsetzung des Kriegs scheuen zu müssen. Es begreift sich, wenn nach solchen, zuweilen recht bittern und höhnischen Aeußerungen die kaiserlichen Gesandten wohl darüber klagten, „wie hochmüthig und schimpflich die Franzosen sich öfter bei den Verhandlungen vernehmen ließen, dergestalt, daß es fast unerträglich wäre".

Indeß konnten derartige Klagen die Sachlage nicht ändern. Die bisherige Ueberlegenheit der Franzosen im Felde war eine unbestreitbare Thatsache, von einer etwaigen Verlängerung des Kriegs aber um so weniger zu hoffen, da es nachgerade feststand, daß die verbündeten Mächte sich nicht ferner an ihm betheiligen würden. Es blieb daher vernünftigerweise nur übrig, die französischen Bedingungen, wie hart sie auch sein mochten, schon deshalb ohne Säumen anzunehmen, weil bei längerm Zaudern eine Verschärfung derselben zu befürchten stand. Daß die Vertreter des Kaisers sich dieser naheliegenden Einsicht verschlossen, macht ihrem Scharfsinne — oder dem unzeitigen Eigenwillen des wiener Hofs? — wenig Ehre. Auch ist es um so mehr zu bedauern, da sie bei raschem Zugreifen wenigstens Straßburg dem Reiche hätten bewahren können. Die Rückgabe dieser Stadt war von den Franzosen schon in den Präliminarien versprochen worden. Als sie dann auf dem Congresse selbst ein detaillirtes Friedensproject entwarfen, ließen sie in dem betreffenden Artikel dem Kaiser die Wahl zwischen der Restitution und einem näher bestimmten Aequivalent. In den mündlichen Verhandlungen stellte sich nun freilich heraus, daß sie eben nur die Stadt, keineswegs aber ihr Gebiet, und zwar nicht in ihrem gegenwärtigen wohlbefestigten Zustande, sondern so herauszugeben gedachten, wie sie dieselbe bei der Occupation (1681) vorgefunden, weshalb sie denn auch weiter verlangten, daß sie noch zehn Monate, bis zur Demolirung der Festungswerke, von französischen Truppen besetzt bleiben solle. Auf diese Clauseln glaubten die kaiserlichen Gesandten nicht eingehen zu dürfen, obgleich sie nicht nur von den alliirten Mächten, sondern auch von den Reichsständen, namentlich von den süddeutschen, welche die Wiedererlangung von Straßburg nach ihrem vollen Werthe zu würdigen wußten, zur Annahme derselben gedrängt wurden. Inzwischen lief die Frist, welche die Franzosen für die Genehmigung ihrer Vorschläge gestellt hatten, allmählich ab. Es wurde nun zwar versucht, sie zu einer Verlängerung zu bewegen, damit es den Kaiserlichen möglich werde, neue Instructionen einzuholen. Doch sie mochten denken, und nicht mit Unrecht, daß man dazu Zeit genug gehabt habe. Jedenfalls wiesen sie das Ansinnen entschieden ab und erklärten dann, als die Frist unbenutzt verstrichen war, sofort, daß sie an die frühern Vorschläge nicht mehr gebunden seien. In den neuen Bedingungen aber, welche sie nun aufstellten, war von einer Rückgabe Straßburgs keine Rede mehr; sie sprachen nur noch von dem Ersatze, den der König für diese Stadt, welche

fortan definitiv in den Besitz Frankreichs übergehe, durch die Abtretung von Freiburg, Philippsburg u. s. w. zu leisten geruhe. Zwar boten die kaiserlichen Gesandten in Gemeinschaft mit ihren Collegen alles auf, um die Franzosen umzustimmen. Doch umsonst; wollten sie den Krieg, der nunmehr, nachdem die Verbündeten mittlerweile ihren Frieden gemacht, ganz aussichtslos war, nicht erneuert sehen, so mußten sie sich fügen. Sie entschlossen sich denn, das französische Ultimatum anzunehmen. Am 30. October wurde der Friede unterzeichnet, nicht daß die Franzosen noch im letzten Augenblick, zum Erstaunen aller wie zum Schrecken der protestantischen Reichsstände, eine neue Clausel, welche die an den abzutretenden Orten von ihnen zu Gunsten der Katholiken getroffenen Einrichtungen sicherstellte, beantragten und trotz aller Proteste auch durchsetzten.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Lorenzo de' Medici, il Magnifico" von Alfred von Reumont, sagt die „Saturday Review" vom 19. September: „Das Leben eines so hervorragenden Vertreters der italienischen Renaissance wie Lorenzo de' Medici, von einem Gelehrten, der in der Geschichte und Literatur der Periode so bewandert ist wie Alfred von Reumont, konnte nicht anders als ein höchst werthvolles Werk sein. Es ist kaum eines jener Werke, welche bei ihrem Erscheinen gierig verschlungen werden und gebildeten Lesern dann für immer vertraut bleiben, sondern vielmehr eines derjenigen, die man zum Nachschlagen beiseite stellt, und die man eher zu Rathe zieht und anführt, als liest. Hr. von Reumont ist mehr Kritiker und Kenner als Historiker, und sein Werk wird in der Literatur seines Landes keine solche Stelle einnehmen, wie diejenige, welche das Roscoe's mit viel weniger solidem Verdienst in der Literatur Englands behauptet hat. Es ist vielmehr ein Nachschlagewerk für Gelehrte aller Länder, eine Schatzkammer von Kenntnissen, reich an Betrachtungen einer classischen Periode menschlicher Cultur, nicht aber selbst ein classisches Werk. Der größte Vorzug desselben ist vielleicht des Verfassers tiefe Sympathie für das florentiner Leben in allen seinen öffentlichen und privaten Gestalten. Hierin sticht er vortheilhaft von Roscoe ab, den das florentiner Gemeinwesen nur als der nöthige Boden für das stattliche Wachsthum der mediceischen Fürsten-Kaufleute interessirt, von denen seine Phantasie ganz und gar bezaubert ist. Bei Reumont im Gegentheil ist Lorenzo in seiner größten Herrlichkeit blos der Culminationspunkt eines nationalen Lebens, dessen Glanz kaum gelitten haben würde, hätte jener nie existirt. Die größere Weisheit und tiefere Philosophie dieser Anschauung kann nicht bezweifelt werden, gleichwol ist sie kaum die am besten für eine Biographie geeignete. Trotz aller Mängel hat Roscoe unzweifelhaft seines Helden Leben geschildert; während Reumont eher eine prächtige Procession mit Lorenzo an deren Spitze, zuweilen vielleicht etwas im Hintergrunde, beschrieben zu haben scheint. Dennoch ist jede Seite in seinem Buche vom höchsten Interesse."

„Petrarca" von Ludwig Geiger hat, der „Saturday Review" zufolge, etwas zu viel vom Charakter einer Gelegenheitsschrift an sich, die theils durch die fünfhundertjährige Feier zu Avignon und anderswo, theils durch den natürlichen Wunsch der Anhänger des italienisch-deutschen Bündnisses hervorgerufen worden, Berührungspunkte in der Vergangenheit zu entdecken. Die neuesten Ereignisse haben die Menschen stark an die Tage erinnert, wo der Deutsche Kaiser auch König der Römer war und von italienischen Patrioten angerufen wurde, die Verirrungen der geistlichen Macht zurechtzuweisen. Das Werk ist dessenungeachtet gut geschrieben und anziehend, und ist es vielleicht nicht minder wegen seiner spärlichen Bezugnahme auf eine ebenso durch Eintönigkeit wie durch Süßigkeit ausgezeichnete Dichtung. Petrarca's Verherrlichung seiner Laura ist allerdings unsterblich; doch misfällt es uns nicht, ihn einmal hauptsächlich von derjenigen Seite seines Genius betrachtet zu finden, welche, obschon sie ihm selbst nur wenig Ruhm einbrachte, doch den meisten Einfluß auf die Welt ausübte, nämlich als einen Humanisten und Wiederhersteller der Wissenschaft. . . . Des Idealisten Bemühungen, seine Ueberzeugungen dem realistisch gesinnten deutschen Kaiser seinerzeit beizubringen, werden von Geiger gut erzählt." . . .

„Der Vorzug der «Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge» von R. Röhricht, ist die Ausdehnung, bis zu welcher er die unveröffentlichten arabischen Quellen, die bisjetzt, wie er sagt, noch sehr unvollkommen durchforscht sind, benutzt hat. . . . Die erste seiner Abhandlungen ist zwar weniger anziehend und malerisch als die andern beiden, zeichnet sich aber durch Neuheit des Inhalts am meisten aus. . . . Des Verfassers Versuche, den Kreuzzug Friedrich's II. in einem heroischen Lichte darzustellen, machen jedenfalls seinem Patriotismus Ehre. Die ganze Geschichte indessen ist in der That eine unerbauliche Schaustellung von Eigennutz auf beiden Seiten, christlichem sowol wie mohammedanischem, und das Beste, was sich zu dessen Entschuldigung sagen läßt, ist, daß das Zeitalter unbewußt die kreuzfahrende Periode überlebt hatte."

Von Geschichtswerken werden ferner besprochen: „Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher", bearbeitet von K. Ritter, „Die Administration Andrew Jackson's" von H. von Holst, „König Sigismund und Heinrich V. von England" von Max Lenz und „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart", von F. von Hellwald. Da die Besprechungen jedoch bloße Referate sind, so geben sie uns keine Veranlassung zu einer Wiedergabe ihres Inhalts, nur über die erste Lieferung des letztern Werks wird das Urtheil gefällt, daß die Geschichte verspreche, klar und gedrängt zu werden, diese Vorzüge aber zu oft nur dadurch erreicht worden wären, daß der Verfasser schwierige Fragen ausgelassen oder sie beiseite gesetzt habe. Von „Hauptfragen der Ethik" von R. Landmann heißt es, es sei das Buch ein Erzeugniß einer gelehrten und bündigen, aber dunkeln Untersuchung des wesentlichen Unterschieds zwischen Recht und Unrecht.

„Benedict" von Fanny Lewald, sagt dasselbe Blatt, „beginnt und endet mit einer Tragödie, die mit bedeutender Kraft geschildert ist. Die Zwischenfälle indessen sind nicht besonders interessant, und die Charaktere, obgleich lebendig skizzirt, bloße Vertreter conventioneller Romantypen."

„Der Todesgruß der Legionen" von Gregor Samarin, dem Verfasser von „Um Scepter und Kronen", heißt es schließlich, „hat abermals die Herrscher und Staatsmänner Europas zu einem elenden Romane benutzt, welcher, wie sein früheres Werk, einige Anziehungskraft für Leser besitzen mag, deren Neugierde ihre Urtheilsgabe übertrifft. Einige glaubwürdige politische Enthüllungen mögen möglicherweise den langweiligen Blättern zu Grunde liegen, sie müßten aber in der That werthvoll sein, wenn es sich der Mühe lohnen sollte, sie aus der Masse nichtigen Zeugs, in welches es ihm beliebt hat, sie einzuhüllen, herauszusieben."

Die „Saturday Review" von 12. September kommt nochmals, jedenfalls auf Anlaß der bereits erwähnten Tyndall'schen Rede, auf den ersten Band von Lange's „Geschichte des Materialismus" zurück und widmet ihm eine längere selbständige, natürlich sehr anerkennende Besprechung.

In „The Westminster Review" vom October d. J. wird unter der Rubrik „Theologie und Philosophie" von deutschen Werken über die folgenden referirt: „Die Geschichte der Philosophie im Grundriß" von F. C. Poetter, deren raison d'être, wie der Recensent sagt, er nicht entdecken könne; der Verfasser habe die Mitte zwischen einem Handbuche und einer erschöpfenden Geschichte nicht zu treffen verstanden, und es könne sein Werk keinen Augenblick mit dem Ueberweg's verglichen werden. Ferner: „Grundzüge der Psychologie" von F. A. von Hartsen, von welchen es heißt, die außerordentlich lichtvolle Darstellung, welche das Buch auszeichne, rühre wahrscheinlich davon her, daß es ursprünglich in französischer Sprache verfaßt worden sei. Die Schlüsse des Verfassers jedoch hätten eine gewisse Unbestimmtheit und Unentschlossenheit, woran vielleicht die populäre Fassung des Buchs schuld sei. Von F. Brentano's „Psychologie vom empirischen Standpunkte" sagt der Recensent, der Verfasser habe augenscheinlich die neuern englischen Psychologen sorgfältig studirt, dabei aber consequent seine selbständige Ansicht sich erhalten.

Den „Phrenologischen Bildern" von Gustav Scheve, meint er dann, gebühre kaum ein Platz unter der Abtheilung: „Philosophie", was die Phrenologie sicherlich nicht sei. Am Schluß der Besprechung sagt er: „Wir können indessen der Phrenologie insoweit huldigen, daß wir von dem vortrefflichen Bildniß seiner selbst, welches Scheve seinem Werke vorangeschickt, erklären, es zeige, daß er ein Mann von Energie und Intelligenz sei."

Der „Naturethik" von H. J. A. Körner wird kein günstiges Prognostikon gestellt, obgleich eine solche in einem Zeitalter wie das jetzige, wo die Fortschritte der Wissenschaft den Glauben selbst unter den Ungebildeten untergraben (wie irrt sich der Recensent, wenn er diesen noch „Glauben" beimißt!), ein dringendes Bedürfniß sei.

„Wenn ein Beweis für den Erfolg von Hartmann's großem Werke nöthig wäre", lesen wir ferner, „so könnte er in dem lebhaften Streite gefunden werden, welcher eben jetzt die deutsche speculative Welt in Betreff der Verdienste der «Philosophie des Unbewußten» spaltet. Das Buch bot allerdings Stoff zu einem sehr lebhaften Zanke, denn es verstieß gegen die liebsten Vorurtheile der alten Parteien, der philosophischen und religiösen, und wagte sich sogar auf einen Boden, den die Naturwissenschaft als ihren eigenen ausschließlichen Besitz zu betrachten begonnen hatte. In seinen «Erläuterungen zur Metaphysik des Unbewußten» von Eduard von Hartmann antwortet er einem Kritiker, welcher, an die neue Philosophie den Hegel'schen Maßstab anlegend, ihr Hauptverdienst für das sehr untergeordnete auffaßte, zwischen Schopenhauer und Hegel zu vermitteln, um den Weg für den letztern vorzubereiten. Es war nur natürlich, daß Hartmann dieser Auffassung entgegentrat und mit vermehrtem Nachdruck die wichtigsten Unterschiede zwischen sich und dem Panlogismus seines Beurtheilers wieder auseinandersetzte. . . . Ein Gesammtüberblick der schwachen Punkte in Hegel bildet den Schluß dieser höchst wirksamen polemischen Schrift."

Bibliographie.

Arndt, W., Kleine Denkmäler aus der Merovingerzeit. Hannover, Hahn. Gr. 8. 16 Ngr.

Bamberger, B., Die Zettelbank vor dem Reichstag. Versuch einer gemeinverständlichen Darstellung. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

Baumann, J. J., Sechs Vorträge aus dem Gebiete der praktischen Philosophie. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 24 Ngr.

Die höhere Bildung in Bayern. Betrachtungen eines Niedergebildeten. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 5 Ngr.

Bucher, B., Geschichte der technischen Künste. Im Verein mit J. Brinckmann, A. Ilg, J. Lessing, F. Lippmann, H. Rollett herausgegeben. 1ste Lief. Email- und Glasmalerei. Stuttgart, Spemann. 1875. 4. 20 Ngr.

Büchner, L., Natur und Geist. Gespräche zweier Freunde über den Materialismus und über die real-philosophischen Fragen der Gegenwart. In allgemeinverständlicher Form. 3te verbesserte Aufl. Halle, Gesenius. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Castell, L., Mein Stern. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 16. 5 Ngr.

Czerny, A., Chronik. Aufzeichnungen eines Oberösterreichers aus der Zeit Kaiser Max I. Linz, Ebenhöch. Gr. 8. 6 Ngr.

Dymmann, M., Jugendbühne. Zwei Lustspiele für's Haus: Böhmische Dörfer — Heimlichthuerei. Mitau, Behre. Gr. 8. 16 Ngr.

Ehlers, J., Deutsche, französische und englische Sprichwörter. Prenzlau, Mieck. 16. 3 Ngr.

Endemann, W., Studien in der romanisch-kanonistischen Wirthschafts- und Rechtslehre bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. 1ster Bd. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 3 Thlr.

Fraknoi, W., Melanchtons Beziehungen zu Ungarn. Deutsch von A. Dux. Budapest. 8. 7½ Ngr.

Geffcken, F. H., Das deutsche Reich und die Bankfrage. 2te umgearbeitete und fortgeführte Ausgabe. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 18 Ngr.

Genée, R., Poetische Abende. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr.

Gerber, G., Die Sprache als Kunst. 2ter Bd. 2te Hälfte. Bromberg, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr.

Goldschmidt, M., Avrohmche Nachtigal. Eine Erzählung. Deutsch von A. W. Peters. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. 8. 10 Ngr.

Grotthus, Baronin Elisabeth, Das falschverstandene Ehrgefühl. Novelle. Augsburg, Schmid. 8. 8 Ngr.

Helmersen, A. v., Die Religionen, ihr Wesen, ihr Entstehen und ihr Vergehen. Naturwissenschaftlich-philosophische Excursionen. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jókai, M., Gebrochene Farben. Roman in 4 Bdn. Aus dem Ungarischen übersetzt von einem Landsmanne und Jugendfreunde des Dichters. 4 Bde. Leipzig, Baensch. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Kaufmann, R., Novellen. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1875. 8. 1 Thlr.

Klein, H. J., Ansichten aus Natur und Wissenschaft. Für Gebildete. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. 1875. 8. 2 Thlr.

Krane, F. v., Der Kapitän. Erlebnisse eines westfälischen Edelmannes. 3 Bde. Breslau, Trewendt. 8. 5 Thlr.

Kugler, J., Im Fegefeuer. Eine Geschichte nach der Natur. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von A. Wilbrandt. Wien, Rosner. 8. 20 Ngr.

Lichthorn, C., Die Erforschung der physiologischen Naturgesetze der menschlichen Geistesthätigkeit auf der Grundlage der neuesten grossen Entdeckungen Dubois-Reymond's, Darwin's und Häckel's über die organische Natur und deren vervollkommnende Entwickelung. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lindheim, W. v., Russland im Jahre der Weltausstellung 1873. Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des Czarenreiches. Wien, Gerold's Sohn. 4. 4 Thlr.

Löwl, M., Ein Roman. Drama. Wien, Hölder. Gr. 8. 20 Ngr.

Minoprio, J., Ein Wort über die Bank-Frage. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 6 Ngr.

Montanus, A., Christus und seine Kirche, oder was wollte er, und was ist daraus geworden? Betrachtungen über den Ursprung, die Ausartung, die Stellung zum Staate und die Zukunft der christlichen Kirche. Pest, Grill. Gr. 8. 1 Thlr.

Poel, G., Johann Georg Hamann, der Magus im Norden. Sein Leben und Mittheilungen aus seinen Schriften in zwei Theilen. 1ster Thl. Das Leben. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 8. 2 Thlr.

Pückler-Muskau, Fürst H. v., Briefwechsel und Tagebücher. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. 5ter Bd. Berlin, Wedekind u. Schwieger. Gr. 8. 3 Thlr.

Riggenbach, B., Johann Eberlin von Günzburg und sein Reformprogramm. Ein Beitrag zur Geschichte des 16. Jahrhunderts. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Rodenberg, J., Wiener Sommertage. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Rousset, C., Die Freiwilligen von 1791 bis 1794. Aus dem Französischen. Eingeleitet durch eine Rede des Feldmarschalls Grafen Moltke und ein Vorwort von Karl Braun. Berlin, Janke. 1875. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Scharling, C. H., Humanität und Christenthum in ihrer geschichtlichen Entwickelung oder Philosophie der Geschichte aus christlichem Gesichtspunkte. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. 1ster Thl. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Schmidt, J. F. J., Vulkanstudien. Santorin 1866 bis 1872, Vesuv, Bajae, Stromboli, Aetna 1807. Leipzig, Scholtze. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Seyerlen, R., Entstehung und erste Schicksale der Christengemeinde in Rom. Ein ekirchengeschichtliche Monographie. Tübingen, Fues. Gr. 8. 15 Ngr.

Sigismund, R., Brynhilde. Tragödie. Rudolstadt, Müller. 8. 10 Ngr.

— — Chriemhilde. Tragödie. Rudolstadt, Müller. 8. 10 Ngr.

Söderström, H., Sternenlicht und Wetterleuchten. Novelle. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 28 Ngr.

Fünfzig Sonette eines Fünfzigjährigen. Berlin, van Muyden. 16. 20 Ngr.

Spir, A., Moralität und Religion. Leipzig, Findel. Gr. 8. 25 Ngr.

Strehle, F., Olympia. Eine Erzählung aus dem 2ten Jahrhundert. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 25 Ngr.

Sydow, J. v., Wilde Rosen. Bilder aus Nah und Fern. Berlin, Expedition des Sonntags-Blattes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Begründet von Frdr. v. Raumer. Herausgegeben von W. H. Riehl. 5te Folge. 4ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Ulmann, C., Lettische Volkslieder übertragen im Versmaaß der Originale. Riga, Brutzer u. Comp. 8. 1 Thlr.

Uschner, K. R. W., Der letzte Minnesänger. Erzählendes Gedicht aus den deutschen Reichszeiten. 2ter Bd. Hamburg, Richter. 8. 20 Ngr.

Voß, R., Unfehlbar. Schauspiel. Cassel, Kay. 8. 1 Thlr.

Wickede, J. v., Geschichte der Kriege Frankreichs gegen Deutschland in den letzten zwei Jahrhunderten. 3 Bde. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 5 Thlr.

Winterfeld, A. v., Humoresken für Sopha und Eisenbahn-Coupe. 7ter Bd. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.

Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien in fünfter Auflage:

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von Kalidasa.

Deutsch metrisch bearbeitet

von

Edmund Lobedanz.

Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese deutsche Bearbeitung des indischen Schauspiels „Sakuntala", das sich den größten Dichtungen aller Zeiten anreiht, hat wegen ihrer poetischen Wiedergabe des Originals allgemeine Beliebtheit erlangt. Sie liegt bereits in fünfter Auflage vor.

In Bearbeitung von Edmund Lobedanz erschien ferner:
Urvasi. Indisches Schauspiel von Kalidasa. Zweite Auflage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.
König Nal und sein Weib. Indische Sage. Miniaturausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Adolf Friedrich von Schack.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Schack's Gedichte gewinnen immer größere Verbreitung. Wenn die Eigenthümlichkeit des Dichters sich am glänzendsten da entfaltet, wo er große Erscheinungen der Natur und des Völkerlebens im Spiegel der eigenen Empfindungen und Gedanken vorführt, so zeichnen sich doch auch seine eigentlichen Lieder durch Tiefe des Gefühls und melodischen Reiz aus und haben vorzügliche Musiker, wie Johannes Brahms, zur Composition angeregt.

Stuttgart, October 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Welt

als

Entwicklung des Geistes.

Bausteine

zu einer

monistischen Weltanschauung.

Von **Ludwig Noiré.**

Forma mentis aeterna.
Tacitus.

Groß Octav. XVI und 486 Seiten. Preis 3 Thlr.

J. G. Cotta'scher Verlag in Stuttgart.

Der Staat

und

Die katholische Kirche

im Königreich Württemberg.

Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Verhältnisses zwischen beiden

und des geltenden Rechts auf Grund der Gesetzgebung von 1862

mit besonderer Beziehung auf die neuesten preußischen Kirchengesetze von 1873

von

Dr. L. Golther,

württembergischer Staatsminister.

Gr. 8. Broschirt 4 Thlr., oder 7 Fl.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Mahnruf an unsere Zeit auf Grund des tiefsten Zusammenhanges ihrer Verirrungen von Ulrich Rudolf Schmid. Jena, A. Neuenhahn, 1875. Gr. 8. Brosch. Preis $1^{4}/_{5}$ Mark.

Unter diese Verirrungen gehört unter sehr vielen andern das Thiermenschenthum, welches vom rein philosophischen Standpunkt bekämpft wird; ferner die Zwangs-Civilehe. Ihre mannichfachen großen Nachtheile werden dargethan und als ihr größter die Untergrabung des kirchlichen Lebens und zwar vorzüglich deshalb, weil sie die kirchliche Trauung, d. h. Eheschließung (im Gegensatz der bloßen Einsegnung) unmöglich macht und so die heiligen unersetzlichen Wirkungen derselben der Christenheit nimmt. Dagegen wird von der Wahl-Civilehe nachgewiesen, daß sie allein in gleicher Weise dem Staatswohl (auch in Bezug auf die römische Kirche), den Forderungen von Recht und Freiheit und den Interessen des kirchlichen Lebens entspricht. Darum wird ihre Einführung im ganzen deutschen Reiche vorgeschlagen. — Endlich sei noch erwähnt die Leichenverbrennung, deren durchaus unchristliches und irreligiöses Wesen gründlich erörtert wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Zettelbank vor dem Reichstag.

Versuch einer gemeinverständlichen Darstellung

von

Ludwig Bamberger.

8. Geheftet. 20 Ngr.

Der auf diesem Gebiet besonders competente Reichstagsabgeordnete hat sich in vorliegender Schrift der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, das größere Publikum auf die Reichstagsdebatten über das Bankgesetz vorzubereiten, indem er kurze aber doch erschöpfende und klare Auskunft gibt über alles, was zu wissen nöthig ist, um den Reden und Verhandlungen mit vollem Verständniß zu folgen. Niemand, der sich über den wichtigen Gegenstand orientiren will, wird die hier gebotenen belehrenden Auseinandersetzungen entbehren können.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 12. November 1874.

Aus Uhland's Leben.

Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttgart, Cotta. 1874. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die bereits sehr reichhaltige Uhland-Literatur ist in diesem Jahre durch ein Werk vermehrt worden, das unter allen verwandten den größten Anspruch auf Authenticität hat. Die Witwe des heimgegangenen Dichters veröffentlicht aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung ein Leben Uhland's. Sie selbst bezeichnet ihre Arbeit ganz anspruchslos als „schlichte Schilderung", und es ist wahr, die Erzählung ist nicht so recht gegliedert, und die Gestalt des bedeutenden Mannes tritt nicht scharf genug hervor. Aber der Inhalt des Buchs ist neu und gehaltvoll. Mehrere bisher unbekannte Gedichte und mehr als hundertundfunfzig Briefe von und an Uhland sind hier veröffentlicht, und unzählig sowol wie unschätzbar sind die kleinen persönlichen Züge, welche die Erzählerin mit liebenswürdiger Einfachheit bei allen Gelegenheiten dazwischenstreut. Es zeigt sich jetzt, daß unser Bild von Uhland, wie die beste der vorhandenen Biographien, die Notter'sche, es entworfen hat, zwar in allen Grundzügen richtig, aber doch zu blaß, zu arm an Schatten und Licht war. Aus dem vorliegenden Buche wird ein künftiger Biograph es berichtigen, ergänzen und vertiefen können. Und für diese Möglichkeit ist nicht nur der Literarhistoriker, sondern jeder Deutsche, dem die edle Dichtergestalt Uhland's jemals nahe am Herzen gestanden hat, der Herausgeberin reichen Dank schuldig.

Von den zwanzig mitgetheilten Gedichten ist allerdings die Mehrzahl dem literarischen Publikum bereits bekannt. Wir heben nur einiges Neue heraus. So ist zum ersten mal jene „Bitte um die Frühjahrsvacanz" vollständig abgedruckt, welche der vierzehnjährige Knabe, nach Schulsitte im schwarzen Mäntelchen als Vertreter seiner Klasse, vor dem Herrn Dekan zu sprechen hatte. Hier mögen die vier mittelsten, bei Notter ausgelassenen Strophen ihren Platz finden, obwol sie in ihrer menagerieartigen Aufzählungsmanier eher von Horaz, Haller oder Matthisson als von dem spätern „Classiker unter den Romantikern" zu stammen scheinen:

> Das Zwitschern der Schwalbe, das Klappern der Störche,
> Das Schlagen der Wachtel, das Trillern der Lerche
> Durchströmet die Lüfte in buntem Gemisch.
> Es plätschert die schlüpfrige muntere Schmerle
> Im Teiche, beschattet vom Wipfel der Erle,
> Und unter dem haarigen Weidengebüsch.
>
> Die wärmenden Strahlen der Sonne erweckten
> Unzählige Heere von kleinen Insekten,
> Sie füllen mit dumpfem Gesäusel die Luft.
> Der Schmetterling flattert durch blumige Weiden,
> Durch junge Gebüsche, durch sonnige Heiden
> Und schlürfet der Veilchen erquickenden Duft.
>
> Der Ackermann jocht die gemästeten Stiere
> Vergnügt an den Pflug, und die stattlichen Thiere
> Erfreut die Erlösung vom düsteren Stall.
> Hell schallen des Ackermanns ländliche Lieder
> Verdoppelt vom schattigen Tannenwald wider,
> Vermischt mit der Peitsche erschütterndem Knall.
>
> Und wir, wir Söhne der Musen, wir schauen
> Hinaus in des Neckarthals heitere Auen,
> Und Durst nach Vergnügen bewegt uns die Brust.
> Hier unter dem blauen, erhabenen Himmel
> Zu wandeln im freudigen bunten Gewimmel,
> O welches Entzücken! Welch himmlische Lust! . . .

Als Abschluß dieser Periode der Kindheit ist ein kleines Gedicht zu betrachten, welches der Knabe kaum ein Jahr später, nachdem er inzwischen in die tübinger Universität aufgenommen war, an seine Aeltern zum Neujahr 1802 richtete:

> Meines Lebens zarte Blüte
> Hat die Zeit nun abgestreift,
> Und, bewahrt durch Gottes Güte,
> Sind die Früchte bald gereift.

Wie nach Freunden, die ins Ferne
Unserm Aug' enteilend gehn,
Wir zwar trüben Blicks, doch gerne
Noch, soweit wir können, sehn:

Also durch der Vorzeit Dunkel
Seh' ich nach der Kindheit Glück,
Das wie goldner Sterne Funkel
Fern im Nebel blinkt, zurück.

Stets aus sinnendem Gemüthe
Tönt mir dann der laute Ruf:
Dank den Aeltern, deren Güte
Jene Zeit so glücklich schuf!

In diesen jugendlichen Versen glauben wir schon vieles von der Eigenart unsers Dichters zu erkennen. Ja, wüßten wir auch nicht, sie seien von Uhland, so würden wir sie ihm dennoch zuweisen. Diese Innigkeit, diese Wärme des Gefühls, der helle Hintergrund eines frommen, in sich befriedeten Familienlebens: das fände sich auch wol bei einem andern zusammen. Aber ganz eigen steht unserm Liede ein Zug, der durch den ganzen Uhland hindurchgeht, der ungewöhnliche Fleiß und das Geschick der poetischen Arbeit. Schon hier entdecken wir jene Aehnlichkeit, die Uhland's Gedichte mit gewissen Landschaften haben, daß man, je länger man sie betrachtet, um so tiefer hineinschaut. Da beginnt denn allmählich alles zu leben, selbst hinter dem Horizonte scheinen noch Menschen und Blumen aufzutauchen, sei es nun auf einer einsamen Heide von Ruisdael oder in Uhland's „Schloß am Meer", „Nachtreise", „Ueberfahrt" u. a. Von derselben Eigenschaft gibt denn auch das folgende Lied Zeugniß. Es ist eine Art von Vorstudie zu dem frischesten aller Jugendgesänge des Dichters, zu „Des Knaben Berglied"; es mag ja auch eben dort entstanden sein, wo jenes entsprang, auf den Höhen des Oesterbergs bei Tübingen. Dort, so erzählt die Witwe, hat der Knabe Uhland zwischen dem Heidekraut mit wilden Kameraden sich herumgetummelt oder den Schmetterlingen nachgejagt, später mit einer Rittergeschichte von Spieß oder Cramer oder als angehender Jüngling mit Hölty und Ossian dort oben gesessen:

Oft sah er auch dort den ziehenden Wolken, dem herannahenden Gewitter, dem Leuchten der Blitze zu, und erst wenn der Regen herabzuprasseln anfing, eilte er mit großen Sätzen dem Aelternhause zu.

Das Gedicht, das aus dem Jahre 1804 stammt („Des Knaben Berglied", 1806) lautet so:

Was kümmert das Gewimmel
Der kleinen Erde mich!
Hoch in dem blauen Himmel
Leb' unter Sternen ich.

Und seh' so klein da unten
Die Erdenmännlein gehn,
Seh', wie sie sich in bunten
Geschäft'gen Wirbeln drehn.

Doch Dank! Zu meiner Höhe
Dringt nicht ihr Modezwang,
Schwingt sich kein Ach und Wehe
Und keiner Fessel Klang.

Dem Himmel angetrauet
Kann frei und froh ich sein;
So weit mein Auge schauet
Ist diese Erde mein.

Und mein sind alle Sterne,
Die durch den Himmel gehn
Und sich in blauer Ferne
Mir überm Haupte drehn.

Wenn einst mit Gottes Willen
Mein Erdenleib zerfällt,
So trägt man ihn im Stillen
Hinab zur kleinen Welt.

Und ihr geschäft'gen Leute,
Ihr leget ihn zur Ruh,
Längst schwang sein Geist voll Freude
Sich sel'gern Welten zu.

Noch zu einer andern Vergleichung fordert dieses Gedicht heraus. Von der tief empfundenen Ballade: „Der König auf dem Thurme", vermuthet Eduard Paulus („L. Uhland und seine Heimat"), auf der Höhe der alten tübinger Pfalz, vielleicht in lichter Sternennacht, möchten dem Dichter diese Weisen aufgegangen sein. Was bei den meisten modernen Dichtern zu unkritischen Resultaten führen würde, der Versuch, ihre Werke aus localen Eindrücken zu erklären, das scheint uns bei Uhland, der zwei Drittel seines Lebens an dem einen Orte zugebracht hat, wo er geboren ward und starb, und der, was mehr ist, mit seiner ganzen Poesie so fest im Boden des Realen wurzelt, nicht unbedingt verwerflich zu sein. Daher mag man auch immer die verwitterte Warte des alten Schlosses für jene Stelle halten, von welcher der junge Dichter so stolz auf das Getriebe der Städter und Dörfler hinabgeschaut hat.

Aus dieser glücklichen Jugendzeit, in welcher die eigene Production des Hochbegabten genährt und gestärkt wurde durch die wieder aufgedeckte altdeutsche Poesie, geben einige mitgetheilte Briefe noch nähern Bericht. So schreibt der neunzehnjährige Uhland — und man fühlt, wie dem eifrigen Schreiber die Wange geglüht hat — an Leo von Seckendorf:

Der deutsche Dichter, dem es um die wahre, im rüstigen Leben erscheinende Poesie zu thun ist, fühlt einen auffallenden Mangel an vaterländischer Mythologie ... er findet so wenig alte Kunden seiner Nation, die sich der bildenden Kraft ohne Sträuben hingäben und doch auf der andern Seite das tiefste Leben der Seele zur objectiven Erscheinung förderten. Die Geschichte kann diesen Mangel nicht ersetzen. Die griechischen Dramatiker hatten vor sich ihre Epiker, Shakspeare eine reiche Menge alter Lieder und romantischer Erzählungen; auch wir Deutsche stehen auf dem Punkte der dramatischen Kraft und suchen eine Vorwelt epischer Dichtungen.

Und ein Jahr später an Kölle:

Gehen Sie, wann Sie immer können, in die Bibliotheken von Paris, suchen Sie hervor, was da vergraben liegt von Schätzen altdeutscher Poesie. Da schlummern sie, die bezauberten Jungfrauen, goldene Locken verhüllen ihr Gesicht; wohlan, ihr männlichen Ritter, löset den Zauber! Sie werden tiefathmend die Locken zurückwerfen, aufschlagen die blauen, träumenden Augen.

Auf seiner ersten Schweizerreise findet der Jüngling bei einem Schuhmacher, der ihm die durchgelaufenen Sohlen erneut, zwei alte Volkslieder, und noch der gereiste Mann gibt in einem Briefe an Justinus Kerner von ähnlichen Jugendbemühungen Nachricht. Indem er dem Freunde die Sammlung seiner Volkslieder zuschickt, erinnert er ihn, wie sie beide in jungen Jahren einmal auf dem Wege von der wurmlinger Kapelle zu Thal den singenden Hirtenknaben ihre Verse abgefragt haben.

Ja, Uhland und Justinus Kerner! Diese Namenverbindung führt uns wieder zurück zu den Dichtungen, deren das Buch der Witwe Erwähnung thut. Aus den Jugendbriefen Uhland's geht hervor, daß nicht wenige dramatische Entwürfe in unfertiger Gestalt von ihm hinterlassen sein müssen. Da ist ein Trauerspiel „Otto von Wittelsbach", von dem einige Aufzüge und das Scenarium, ein anderes „Benno", das gänzlich, ein drittes „Tamlan und Jannet", das zur Hälfte vollendet sein soll. Wäre es nicht an der Zeit, diese und die vielen andern Fragmente des Dichters als Nachlaßschriften herauszugeben? So ist es kürzlich mit Otto Ludwig's hinterlassenen Werken gehalten worden, nicht ohne tiefes Interesse zu erwecken bei allen Gebildeten, welche diesen Bruchstücken mit Theilnahme nahe traten. Wir besitzen nur allzu wenig von Uhland's kostbaren Schriften; um so weniger dürfen wir Scheu tragen, hier auszusprechen: was von seinen Entwürfen und Planen das Schicksal vor dem Feuer und dem Papierkorbe noch bewahrt hat, das gehört dem deutschen Volke als Reliquie eines theuern Mannes. Einige von jenen Dramen, zu denen noch „Konradin", „Die Weiber von Weinsberg", „Die Nibelungen", „Der arme Heinrich" u. a. kommen, mögen ja in der That verloren sein, anderes aber ist noch vorhanden. So nach Notter's Zeugniß „Die Bärenritter" und „Die unbewohnte Insel", gemeinsame Jugendwerke von Uhland und Justinus Kerner aus der Zeit, da der letztere das Schattenspiel „Eginhard" und Uhland dazu das übermüthige Nachspiel schrieb. Möchte es uns bald vergönnt sein, dieselben kennen zu lernen! Um so gerechtfertigter ist dieser Wunsch, als gerade Uhland's Talent zum Komischen, ja Burlesken dadurch deutlicher bewiesen und bestätigt werden würde. Der Nachrichten darüber haben wir genug, der Zeugnisse nur allzu wenige.

Zu dem erwähnten Fragmente „Tamlan und Jannet" macht die Herausgeberin eine befremdliche Bemerkung: „Von obigem unvollendeten Drama sind Bruchstücke in die Gedichtsammlung von Uhland aufgenommen worden: «Das Ständchen» unter den dramatischen Dichtungen, dann «Ritter Harald und die Elfen»." Bekanntlich hat Uhland nur die zweite Scene des „Ständchen" in die Gedichte aufgenommen, die erste ist aber anderwärts mitgetheilt (Notter, S. 89 fg.). In keiner von beiden werden die Namen Tamlan oder Jannet erwähnt, in keiner findet sich die mindeste Andeutung, daß hier eine schottische Ballade — denn um eine solche handelt es sich — bearbeitet sei; „Harald und die Elfen" haben in ihrem märchenhaften, phantastischen Stil auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem hausbackenen Humor des „Ständchen", und an eine romantische Zerklüftung des Stoffs, welche beiderlei Behandlungsweisen zugelassen hätte, ist schließlich um so weniger zu denken, als Uhland mit ruhigem Ernst, ohne das geringste komische Zucken der Feder von seinem Entwurfe spricht. Sollte die verehrte Frau, von der jene Mittheilung ausgeht, diese Bedenken erwogen haben?

Schlagen wir nun weiter in unserm Buche um, so müssen wir hinweggehen über die pariser Reise, über die charakteristischen Briefe von Uhland's vortrefflicher Mutter, über das inhaltreiche Schreiben, in welchem der nationalgesinnte Dichter die undeutsche, unter südlichen Himmeln schwelgende Poesie des Isidorus Orientalis (Grafen Löben) angreift, und über noch manches andere, das ausführlicher Kenntnißnahme würdig wäre. Wir eilen zu einem Gedicht, das bisher wie ein lockendes Räthsel in der Sammlung stand und nun erst von der einzig Berufenen seine Lösung gefunden hat. Das Gedicht „Der Ungenannten" wird künftig wol heißen müssen „Am 15. Mai 1819". Denn es ist zum Geburtstage an das junge Mädchen gerichtet worden, dem der wackere Mann nach langer, bitterer Entsagung erst jetzt — nachdem ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den constituirenden würtembergischen Landtag von 1819 berufen hat — seine Liebe zu gestehen wagt. Und es kommt eine neue Strophe hinzu, die den bisherigen Anfang in eine schwungvolle Mitte verwandelt, sodaß das Ganze, ungleich inniger als bisher, folgendermaßen lautet:

Zu eines Tages Ruhme,
Der uns viel Heil beschied,
Bricht man wol eine Blume
Und singt man wol ein Lied.
Was heißt's, ein Blümchen brechen,
Wo reicher Frühling blüht?
Ein armes Lied zu sprechen,
Wo volle Liebe glüht?

Auf eines Berges Gipfel,
Da möcht' ich mit dir stehn,
Auf Thäler, Waldeswipfel
Mit dir herniedersehn.
Da möcht' ich rings dir zeigen
Die Welt im Frühlingsschein
Und sprechen: Wär's mein Eigen,
So wär' es mein und dein!

In meiner Seele Tiefen,
O sähst du da hinab,
Wo alle Lieder schliefen,
Die je ein Gott mir gab!
Da würdest du erkennen:
Wenn Echtes ich erstrebt,
Und mag's auch dich nicht nennen,
Doch ist's von dir belebt.

Aus Uhland's spätern Jahren finden sich auch in diesem Buche keine neuen Zeugnisse poetischen Schaffens. Seit 1846 hat er, wie es scheint, nur noch gelegentlich einen geselligen Scherz oder einen ernsten Sinnspruch niedergeschrieben. So paßt denn auf ihn als Prophezeiung, was ein erst jetzt bekannt gemachter Vers aus seiner Jugend als allgemeine Regel ausspricht:

Laßt uns Freude kosten, Freude singen,
Weil die Jugend in der Fülle blüht!
Will der Mann noch mit der Muse ringen,
Wird's ein ernstes, dämmerichtes Lied.
Will der Greis die goldnen Saiten rühren,
Wird's ein Sinnspruch, seinen Stein zu zieren.

Aber ein so frühzeitiges Verstummen wie bei Uhland entspricht doch der Regel nicht, selbst nicht bei den Lyrikern, die am meisten unter den Dichtern von dem wild dahinbrausenden Strome jugendlichen Gefühls getragen werden. Man hat daher oft nach einem speciellen Grunde gesucht, ja ein verehrender Jünger des Meisters soll ihn sogar mit leichtem Vorwurfe gefragt haben, warum er die Muse so gänzlich ruhen lasse; darauf habe dann der greise Dichter mit Lächeln erwidert, nicht er lasse die Muse in Ruhe, sondern sie ihn. Aber umgekehrt scheint das Verhältniß doch auch nicht unrichtig zu sein; Goethe's

Wort über Uhland hat recht behalten: „Geben Sie Acht, der Politiker in ihm wird den Poeten aufzehren, mit seinem Gesange wird es aus sein."

Aus dieser spätern Periode, in welcher Uhland theils als eifriger Arbeiter in der Kammer thätig war, theils als emsiger Sagenforscher die hervorragenden deutschen Bibliotheken durchsuchte, und bei all diesem Fleiße doch noch aufstrebenden Dichtern und Dichterlingen mit Rath und That an die Hand ging, bringt das Buch nicht weniger interessante Aufzeichnungen. Zunächst ist da ein Brief Uhland's an einen Forstcandidaten, der über die Poesie als Lebensberuf handelt:

Ich habe schon mehrmals in ähnlichen Fällen vom Aufgeben des ergriffenen Berufs auf das bestimmteste abgerathen; selbst bei der entschiedensten poetischen Dichtergabe würde die ausschließliche Beschäftigung mit dem Idealen, ohne einen Widerhalt in positiven Kenntnissen und ohne eine gemessene Thätigkeit im wirklichen Leben, der Poesie selbst zum Nachtheil gereichen.

Der Brief drückt mit unermüdlicher Geduld dasselbe aus, was Uhland in einem andern, bereits bekannten Schreiben ebenso ausführlich niedergelegt hat. Ergötzlich ist die Schilderung der Witwe, wie in spätern Jahren solcher Zusendungen und Anfragen immer mehr wurden; Gedichte und Dramen sollte Uhland beurtheilen, auch wol Vorreden dazu schreiben, Verleger und Subscribenten ermitteln. Viele Stunden gingen Uhland damit verloren; oft klagte er, daß ihm der Kopf vor lauter Lesen schwindle; immer aber war er zu gewissenhaft, um flüchtig zu lesen oder zu urtheilen:

Wann er von einer Reise, die er für die eigenen Arbeiten unternommen, zurückkam und sich freute, nun an die Ausarbeitung zu gehen, so fand er meistens eine Anzahl neu eingelaufener Manuscripte in seinem Zimmer, oft auch schon wieder Mahnschreiben der Verfasser wegen einer Antwort... Dem einen sollte Uhland ein Drama anbringen, zum Trost, weil ihm ein Kind gestorben; ein Herr wurde in seinen alten Tagen noch zum Dichter, weil er seine Frau verloren, er schickte ein Holzkistchen voll fast unentzifferbarer Gedichte mit der eigenen Bemerkung: er sollte freilich Uhland's alten Augen nicht zumuthen, seine undeutliche Handschrift zu lesen, allein — er schicke sie doch. Diesem Verlangen konnte er aber bei all seinem guten Willen nicht entsprechen. Von einem jungen Manne kam ein Heft lyrischer Gedichte mit dem naiven Beisatz: er habe zwanzig davon nacheinander im Bette gemacht, solange er geschwitzt habe; er brauche sich gar nicht zu besinnen, die Gedanken fliegen ihm nur so zu; wie werde es erst sein, wenn er wieder gesund sei? Uhland solle ihm sagen: ob er sich nicht lieber ganz der Poesie widmen solle. Gar vielen dieser Sendungen war der Vers aus Uhland's Gedicht „Freie Kunst": „Singe, wem Gesang gegeben", als Motto beigegeben, sodaß er einst im Unmuth ausrief: „Ich habe aber gesagt: «Wem Gesang gegeben»."

Wir greifen nun in eine etwas frühere Zeit zurück, nicht ohne abermals vieles zu unterdrücken, das, so neue und interessante Aufschlüsse es manchmal enthält, doch unser Referat übermäßig anschwellen würde. So die Verhandlungen der beiden Landtage, denen Uhland angehörte, die Verleihung und Entziehung der literarischen Professur u. a. Nur flüchtig können wir auch ein Verhältniß erwähnen, das bislang in den Uhland-Biographien gar nicht oder doch allzu kurz berührt worden ist, die langjährige Freundschaft des deutschen Sagenforschers mit dem ritterlichen Gelehrten Joseph von Laßberg. Die Verehrung und Bewunderung, welche Laßberg seinem Freunde in jedem der reichlich mitgetheilten Briefe ausdrückt, war von hohem Werthe für Uhland. Die reichen Sammlungen des Freiherrn konnte er unbeschränkt benutzen, Handschriften, deren Sendung nach Stuttgart oder Tübingen ihm von der ängstlichen Bibliothek zu Bern verweigert wurde, in der Villa Epponis oder in der uralten Meersburg am Bodensee kennen lernen. Uhland seinerseits hat einmal in dem umgekehrten Falle — wie er auch seine pariser Abschriften an Bekker und Adelbert Keller überließ — den ganzen Weingarter Codex der Minnesänger für Laßberg abgeschrieben. Wahrer Schmerz spricht aus dem Beileidschreiben, welches er im März 1855 nach dem Tode des Freundes an dessen Witwe richtete:

Wie ich auf jeder Reise an den Bodensee auf dem einen oder andern Ufer gastfrei von ihm aufgenommen war, so wird auch sein Andenken bei jedem spätern Besuch der Gegend in mir lebendig sein. Während meiner letzten Anwesenheit in Meersburg saß Laßberg einmal an seinem sonnigen Fenster, eine alte Schrift in der Mappe für mich aufsuchend, sein ehrwürdiges Gesicht hob sich auf dem weiten Hintergrunde des Sees und Gebirgs ab: so steht mir das Bild des schwäbischen Forschers und Freundes unvergänglich vor dem geistigen Auge.

Einige andere Actenstücke sollen aber vollständig mitgetheilt werden, nicht blos weil sie neu, sondern weil sie im höchsten Grade bedeutend sind. Zunächst Uhland's Gutachten über die Stiftung eines deutschen Dichterbundes. Die Idee dazu ging aus von dem Kronprinzen Max von Baiern. Von diesem beauftragt, hatte sich der Staatsrath von Schenk auch an Uhland gewandt, um denselben für das Unternehmen zu gewinnen und seine Vorschläge entgegenzunehmen. Uhland aber antwortete abweisend. Dieses Schreiben, das vom 13. Januar 1841 datirt ist, darf ein Meisterstück knapper, abgerundeter, scharfer und dennoch warmherziger Darstellung genannt werden:

Euer Excellenz haben mich aus hohem Auftrag mit der Einladung beehrt, über den vorläufigen Entwurf der Satzungen eines deutschen Dichtervereins meine Ansicht darzulegen. Indem Euer Excellenz die Idee dieses Unternehmens als eine echt deutsche bezeichnen, ergibt sich mir noch besonders die Aufforderung, mich über dasselbe mit Offenheit zu äußern.

Mancher einsam und wild gehende deutsche Dichter wird befremdet aufblicken, wenn der Ruf zu einer allgemeinen Versammlung der Genossen und Freunde seiner Kunst ihm zu Ohren kommt. Es ist wahr, die echten Schöpfungen der Poesie steigen nur aus der Tiefe des gesammelten Geistes auf; aber nicht minder gewiß ist, was ein alter Spruch sagt: Glut belebt sich an Glut, Mann wird dem Mann durch Rede kund. Zum ersten mal in der neuen Zeit soll eine Gesammtheit von Dichtern als sichtbarer Theil des Volkslebens persönlich und öffentlich auftreten, und zwar nicht zu unbestimmtem geselligen oder schöngeistigen Verkehr, sondern zu einem ausgesprochenen, gehaltigen Zwecke: „Förderung und Stärkung der Einigkeit aller deutschen Stämme auch in ihrer Dichtkunst, Erweckung einer wahrhaften deutschen Nationalpoesie."

Sollte dieser neue und schöne Gedanke nicht lebhaften Anklang in einer Zeit finden, in der durch unleidliche Anmaßungen des Auslandes das deutsche Nationalgefühl erregt ist und jedes tüchtige Mittel zur Kräftigung desselben erwünscht sein muß? Eben diese praktische Beziehung führt aber auch darauf, die angezeigte nationale Richtung des Vorschlags genauer ins Auge zu fassen. Wenn die Beseitigung der zwischen Süd- und Norddeutschland theilweise bestehenden literarischen Trennung mit zum Zwecke des Vereins gezählt wird, so scheint mir dieses von untergeordnetem Belang zu sein; ich rechne jene Spaltung mehr nur zu den Dingen, an die man glaubt, weil be-

von gesprochen wird. Wesentlich ist es, sich zu vergegenwärtigen, wie der nationale Geist zu nehmen sei, der in und mittels der Poesie genährt werden soll. Gewiß ist es nicht die Absicht, der Universalität des deutschen Geistes, die ja eben auch zu seiner Eigenthümlichkeit gehört, Eintrag zu thun. Sofern aber durch die nähern Bestimmungen dichterische Bearbeitungen deutscher Nationalstoffe, Forschungen zur Geschichte der deutschen Poesie, Herausgabe alter Lieder und Sagen in den Bereich der Gesellschaft gezogen werden, ist auch die Vorliebe für den historisch-nationalen Standpunkt genugsam angedeutet. Meiner persönlichen Neigung, den Studien, die ich fortwährend pflege, können die mitgehenden antiquarischen Zwecke nur befreundet zusagen, und auch ohne persönliche Befangenheit wird sich behaupten lassen, daß mitten in unserer vielseitigen Bildung die Unkenntniß und Stumpfheit dem Heimischen gegenüber vielfach anerzogen, und es darum verdienstlich sei, nach dieser vernachläßigten Seite hin anzuregen. Der Werth des Vaterländischen steigt, wenn das Vaterland Unbill erfährt, und das Insichgehen hat schon einmal sich wirksam auch zur That erwiesen. Gleichwol darf ich nicht verschweigen, daß es vorzüglich die Zeitgemäßheit des Unternehmens ist, was sich mir in Zweifel stellt. Die bezweckte „Einigkeit aller deutschen Volksstämme auch in ihrer Dichtkunst" ist ein Bestandtheil der umfassendern geistigen Einheit in Sprache, Wissenschaft, Kunst, geschichtlicher Erinnerung, mit welcher neben dem Fortschritte der mercantilischen und neuerlich auch der militärischen Einigung das gefühlte Bedürfniß eines engern und kräftigen Nationalverbandes sich zu beschwichtigen sucht. Jene geistige Einheit, nicht selten als ein Ersatz der staatlichen, ja als ein viel Höheres gerühmt, hat noch jüngst in Denkmalsstiftungen und Gedächtnißfeiern eine geschäftige Rolle gespielt. Der Befreier vom Römerjoche, der Erfinder des Bücherdrucks, der Dichter des Gedankens erheben sich als Bürgen unserer Nationaleinheit im Geiste. Aber diese Denkmalfeste haben auch gezeigt, daß es der gepriesenen Einheit an einem festen Anhalt im Leben fehlt; von diesen Gebrechen niemals zu reden, ist stillschweigende Bedingung jeder öffentlichen Feier; nicht in Fesseln, nur mit Blumen bekränzt durfte die deutsche Presse im Zuge geführt werden. Das Ungenügende solcher Abfindungen mit dem, was noth ist, tritt noch merklicher in der neuesten Zeitbewegung zu Tage. Fremde, die sich in Deutschland gefielen, Verehrer deutscher Literatur und Sitte, nahmen keinen Anstand, dem geistig-einen Volke statt der Rheinlande die vormals ostgothische Küste des Schwarzen Meers anzubieten und uns damit vom Sänger des Rheinliedes auf den alten Ulfila zu verweisen. In gerechter Entrüstung erwidern die Sprecher deutscher Tageblätter; aber was wiegt die Rede, die nur gestattet ist, wann und wie sie gerne gehört wird! Der Zwang straft sich, indem er den Patriotismus zur Wohldienerei stempelt; das Wort, augenblicklich und halb freigegeben, wird von solchen verschmäht, die es am wirksamsten zu führen wüßten; der teutoburgische Hermann darf sein Riesenschwert drohend nach Westen strecken, nach innen darf er keinen warnenden Finger heben. Warum uns das Ausland misachtet, was wir beim Feste missen und noch leidiger in der Stunde bittern Ernstes, das ist die politische Einigung, nicht in einer starren Centralisation, sondern in der lebendigen Gemeinschaft einer vernünftigen Volksfreiheit; ein Volk, das durch geistige und sittliche Eigenschaften berufen ist, keinem andern in politischer Berechtigung nachzustehen, wird im Stande politischer Unmündigkeit niedergehalten, es hat kein Organ in seinen Gesammtangelegenheiten, keine Stimme, kein freies Wort in den Fragen, die es mit Gut und Blut ausfechten soll.

Ergeht an die Deutschen der Aufruf zu den Waffen, sie werden abermals treulich für ihr Vaterland kämpfen; aber ein Rüstzeug ist ihnen versagt, der Stolz des freien Bürgers. In einem Augenblicke nun, der so herbes Bewußtsein aufdrängt, kann der bestgemeinte neue Vorschlag zur idealen Einigung eher verletzen als ermuthigen; immer nur der Stein statt des Brotes. Selbst was zum Glanz und Gedeihen des Vereins bestimmt ist, der Schutz eines kunstliebenden Fürsten, würde die Versammelten verpflichten, nichts zu berühren, was die obwaltenden Verhältnisse von solcher Nähe ausschließen. Nicht als sollte die Politik vom Zaune gebrochen, der Dichterverein zum Parteikampfe verkehrt werden; aber wenn die deutsche Dichtkunst wahrhaft national erstarken soll, so können ihre Vertreter nicht auf ein historisches oder idyllisches Deutschland beschränkt sein, jede vaterländische Frage der Gegenwart, wem sie das Herz bewegt, muß einer würdigen Behandlung offen stehen. Je allgemeiner eine so ungewohnte Versammlung die Blicke auf sich ziehen müßte, um so gewisser würden die Dichter mit der Freiheit auch das Vertrauen der Nation verscherzen. Da aber die freie Bewegung der öffentlich vereinigten Dichter in unsern Tagen überhaupt nicht gedenkbar ist, so erscheint es räthlicher, daß sie auch fernerhin im herkömmlichen Freistaate verharren.

Indem ich dieses niederschreibe, haben Euer Excellenz vielleicht von andern Seiten bereits entsprechendere und heiterere Ansichten vernommen; um so eher wird auch das Zurückstehen eines Einzelnen freundliche Würdigung finden. In vollkommener Verehrung Euer Excellenz gehorsamster Ludwig Uhland.

Der Plan wurde dann aufgegeben; wie man behauptet hat, zumeist infolge der abrathenden Stimme Uhland's. Notter bezweifelt diese Angabe, ohne daß einzusehen wäre, warum. Denn abgesehen von den wirklich überzeugenden Gründen des vorstehenden Schreibens, das die Zwecklosigkeit eines solchen Verbandes für die damalige Zeit schlagend nachweist — was wäre denn ein Dichterbund gewesen, von welchem der größte unter den damaligen deutschen Sängern sich ausgeschlossen hätte?

Die politische Windstille der neun Jahre von 1839 bis 1848 benutzte Uhland, um auf zahlreichen Reisen, die sich bis nach Kopenhagen und Belgien ausdehnten, seine wissenschaftlichen Sammlungen zu ergänzen und dann, heimgekehrt nach dem bekannten Hause an der Neckarbrücke zu Tübingen, die Früchte seiner Forschungen reifen zu lassen. Aber inzwischen zogen sich die Wolken drohender zusammen; jenseit des Rheins begann es dumpf zu grollen und die französischen Freiheitsrufe fanden Widerhall in dem geknechteten Deutschland. Da war es auf der frankfurter Germanistenversammlung von 1846, daß Uhland jene denkwürdigen Worte sprach: „Wenn der Frühlingswind geht, knospet die Saat, wenn der Herbst kommt, schießen die Trauben, wenn die Flamme ausbrechen soll, kommt es aus allen Ritzen; und als diesen Morgen im Saal das Wort Freiheit genannt wurde, das ging ja wie ein Lauffeuer durch die Versammlung, und man meinte, die alten Kaiser wollten aus ihren Rahmen springen." Ein Vorbote war dieses Wort für das Jahr der großen Revolutionen. Uhland's Theilnahme an der würtembergischen Bewegung, die Stellung, die er als Vertrauensmann und später als Abgeordneter in Frankfurt einnahm, sein festes, treues Ausharren bis zur Sprengung der Nationalversammlung — das alles ist bekannt, und unser Buch bringt nichts wesentlich Neues darüber. Unbekannt war bisher nur ein Brief Uhland's an Mittermaier, in welchem er sich mit ungewohnter Lebhaftigkeit und lauter Entrüstung gegen die standrechtlichen Verfolgungen in Baden erklärt:

Noch immer bringen uns die Zeitungsblätter aus Baden standrechtliche Erkenntnisse, meist Todesurtheile, und wo die Milde vorschlägt, Verurtheilungen zu zehnjähriger Zuchthausstrafe. Von Tag zu Tag hat man die Einstellung dieser außerordentlichen Strafrechtspflege erwartet, vergeblich! Wie die gleichgültigste Fristerstreckung wird die Fortdauer des Standrechts

ja wieder von vier Wochen zu vier Wochen verkündigt. Der Eindruck dieses Verfahrens ist der, daß nicht der gegenwärtige Zustand des badischen Landes die Verlängerung erheische, sondern daß derselbe lediglich verfügt werde, damit nicht die mildern ordentlichen Gerichte eintreten, bevor alle, an denen man ein blutiges Beispiel aufstellen zu müssen glaubt, standrechtlich getroffen sind. Umsonst versucht man es, für diese Gerichtsbarkeit überhaupt einen rechtlichen Standpunkt zu ergründen. Es ist auch meines Wissens von der badischen Regierung nirgends ein solcher angegeben worden. Ist es denn auch jemals erhört worden, daß eine Regierung den Stab der Blutgerichte über ihre eigenen Angehörigen freiwillig in die Hände einer fremden Militärgewalt übergeben hat? Mußten es Kriegsgerichte sein, war es dann durchaus unmöglich, aus einem neuen Kerne des badischen Heeres ordnungsmäßig solche herzustellen? Und war dies wirklich nicht ausführbar, wäre man wirklich genöthigt gewesen, alle jene Processe an den ordentlichen, gemeinen Richter zu verweisen, und hätte man dann auch nach frühern Erfahrungen von den Geschworenen nur parteiische Lossprechungen erwarten zu dürfen gemeint, so fragt es sich noch immer (und dies ist der politische Gesichtspunkt), auf welcher Seite lag das größere Unheil? Lag es darin, daß keine Hinrichtungen stattgefunden hätten, der strafenden Gerechtigkeit nicht ihr Opfer geworden wäre, oder liegt es nicht vielmehr in einer Maßregel, welche die Wunden des zerrütteten Landes nicht heilen läßt, weil sie täglich neu aufgerissen werden? Es ist wahrlich nicht abzusehen, wie eine Regierung sich befestigen kann, die den ernstesten Theil des Richteramts verfassungswidrig auf eine Weise hingibt, wodurch bei der besiegten Partei fortwährend der Schrei der Rache geweckt und auch bei solchen, die nicht zu dieser Partei zählen, der Groll des Widerwillens und der Entrüstung erzeugt wird. . . . .

Wenn angesehene Rechtskundige, Sie, Welcker, Mohl und andere Männer, die außerhalb der schroffen Parteiung stehen und dafür anerkannt sind, die als badische Staatsbürger und Volksvertreter den nächsten, dringendsten Beruf der Bethätigung haben, wenn diese ungesäumt und öffentlich vor Baden und vor der ganzen deutschen Nation ihr nach allen Seiten rückhaltloses Rechtsgutachten, ihren entschiedenen Rechtsausspruch darüber abgäben, gegenüber jenen Ausnahmegerichten: was Verfassung, Gesetz, selbst die allgemeinsten Rechtsgrundsätze fordern und verwerfen, ich denke mir, eine solche Stimme würde nicht wirkungslos verhallen.

Mit derselben muthigen Offenheit äußerte sich Uhland aber auch öffentlich, indem er den — seitdem öfter abgedruckten — Aufsatz über „Das Standrecht in Baden" in den „Beobachter" einrücken ließ.

Und als ein Nachklang dieser politischen Stimmung sind endlich die Briefe zu betrachten, in denen Uhland drei Jahre später zwei der höchsten Ordensauszeichnungen, die dem Gelehrten in Deutschland zutheil werden können, den Maximiliansorden und den Orden pour le mérite, zurückwies. Sein Ablehnungsschreiben an von der Pfordten ist bereits bekannt. Weniger klar steht die Sache mit dem Orden pour le mérite. Nicht nur, daß die „Grenzboten" (1862, S. 413) behaupten, derselbe sei dem Dichter schon 1842 angeboten, aber „in sehr bescheidener Weise" von ihm ausgeschlagen worden, wobei es fraglich bleibt, ob dem Verfasser jenes Aufsatzes die unzweifelhafte Verleihung vom Jahre 1853 bekannt war, sodaß man allenfalls auf eine Verwechselung schließen könnte, sondern es spielt auch noch eine briefliche Voranfrage aus Berlin hinein, die nicht von Jakob Grimm ausging, wie die Witwe jetzt gegen Notter bemerkt, hinsichtlich deren aber eine gewisse Zurückhaltung beobachtet wird. Jedenfalls sind Uhland's Briefe in dieser Angelegenheit klar und fest, ja, man könnte sie eher scharf und schneidig als auffallend bescheiden nennen; und die beiden Schreiben des Ordenskanzlers Alexander von Humboldt schließen die — ja schon an sich unwahrscheinliche — Annahme einer zweimaligen Anerbietung des Ordens fast mit Bestimmtheit aus.

Dies sind die letzten Briefe von größerm Interesse, welche in dem Buche der Witwe gegeben werden. Den Schluß bildet die genauere Erzählung von Uhland's letzten Tagen, zu welcher ja die Gattin des Heimgegangenen am nächsten berufen war.

Hiermit schließen wir die „literarische Unterhaltung", fügen aber noch einige Worte literarischer Untersuchung hinzu, welche letztere d. Bl. ja auch nicht fremd ist. Für diejenigen Leser, welche dem Buche ein genaueres Studium widmen wollen, ist es vornehmlich als Quellensammlung zu bezeichnen; es schließt die Benutzung anderer Quellen keineswegs aus, macht sie vielmehr nothwendig, denn nicht alle Angaben sind so wie zu wünschen wäre genau. Die Uhland-Literatur wimmelt überhaupt von falschen Angaben. Nicht einmal den Todestag des Dichters führen Notter und Paulus mit dem richtigen Datum auf. Ebenso behauptet Notter, und Otto Jahn schreibt es ihm nach, die schwere verfassungslose Zeit von 1817—19, in welcher Uhland ernstlich daran dachte, sich außerhalb Würtembergs eine Lebensstellung zu gründen, habe den rüstigen Kämpfer nicht zu Boden gedrückt; falle doch gerade in das Jahr der auswärtigen Plane, 1818, die Dichtung des „bunten, heitern, mitunter gegen des Dichters sonstige Weise sogar muthwilligen" „Fortunat". Der erste Theil der Behauptung ist ja unzweifelhaft, das beweisen die zahlreichen dramatischen Entwürfe, das beweisen vor allen „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier", welche jener Periode ihre Entstehung verdanken; was aber den „Fortunat" betrifft, so ist von demselben der erste Gesang schon im März 1815 und der zweite im November 1816 vollendet gewesen (K. Mayer, „L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen", II, 30; die Witwe S. 124). Und dergleichen fragwürdige Behauptungen wären noch viele anzuführen. Obwol nun das Buch der Witwe den vorhergehenden Biographien gegenüber unbedingt die höhere Glaubwürdigkeit in Anspruch nimmt, so sind doch auch in ihm manche Daten zu verbessern. Der mitgetheilte Brief Uhland's an Karl Mayer ist in seiner ersten Hälfte allerdings, wie richtig angegeben, vom (28.) Juli 1808, der zweite Absatz stammt aber aus einem ganz andern Schreiben vom 14. September. Daß Uhland's Brief an Ferdinand Wolf nicht von 1827, sondern von 1837 zu datiren ist, ergibt sich aus Vergleichung der S. 250. Die würtembergischen Stände sind im Jahre 1819 nicht am 11., sondern nach Köstlin am 13. Juli eröffnet worden u. dgl. m. Aber selbst Uhland's Rede gegen die Ausschließung Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde, jenes berühmte oratorische Kunstwerk, das mit den Worten schließt: „Eben weil es gärt, müssen wir die Form bereithalten, in die das siedende Metall sich ergießen kann, damit die blanke, unverstümmelte, hochwüchsige Germania aus der Grube steige" — ist, vermuthlich

infolge eines Druckfehlers, vom 6. statt vom 26. October 1848 datirt.

Das Sonett Uhland's auf die Madonna della Sedia ist nicht, wie das Buch behauptet, noch ungedruckt, sondern steht schon seit mehrern Jahren bei Karl Mayer (a. a. O., I, 177) zu lesen.

Schließlich möge man uns gestatten, bei dieser Gelegenheit eine kurze Uebersicht der bessern Uhland-Literatur mitzutheilen, welche vielleicht manchem Leser bei dem Studium unsers Dichters zu statten kommen dürfte. Vergleichende Aufsätze, wie G. Pfizer's „Uhland und Rückert", oder Börne's „Béranger und Uhland", sowie Veraltetes, schon Ausgenutztes, wie G. Schwab's Aufsatz in den „Moosrosen", sind dabei ausgelassen.

Von biographischem Standpunkte aus sind geschrieben:

F. Notter, L. Uhland, sein Leben und seine Dichtungen. Stuttgart, Metzler. 1863. — K. Mayer, L. Uhland, ein Lebensbild. Tübingen, Osiander. 1861. — Otto Jahn, L. Uhland, ein Vortrag. Bonn, Cohen. 1863. (Mit literarhistorischen Beilagen, von denen aber das chronologische Verzeichniß der Gedichte, von M. Bernays entworfen, durch Professor Holland's Gedichtausgaben überholt ist.) — Gihr, Uhland's Leben. Stuttgart, Kröner. 1863. — R. Foß, L. Uhland, ein öffentlicher Vortrag. Berlin, Hertz. 1863. — (Klüpfel?), Johann Ludwig Uhland, in „Unsere Zeit", VII 81 fg. — Ludwig Uhland, in der augsburger „Allgemeine Zeitung", 1862, Nr. 338—345, Beilagen. — Ludwig Uhland, in den „Grenzboten", 1862, S. 401 fg.

Persönliche Erinnerungen an den Dichter geben:

Karl Mayer, L. Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen. Zwei Bände. Stuttgart, Krabbe. 1863. — A. Schöll in der Zeitschrift „Orion", 1863. — L. A. Frankl in der wiener „Presse", 1863, Nr. 23 und 27. — F. Pfeiffer, L. Uhland, ein Nachruf. Wien, Gerold. 1862. — Th. Creizenach in der Zeitschrift „Diutisca", 26. November 1862.

Endlich Skizzen und Essays, welche das Wesen Uhland's in kurzem Rahmen vergegenwärtigen:

H. von Treitschke, Ludwig Uhland, in den „Historisch-politischen Aufsätzen", dritte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1867. — F. T. Vischer, Ludwig Uhland, in den „Kritischen Gängen", neue Folge, viertes Heft. Stuttgart, Cotta, 1863. — Eduard Paulus, L. Uhland und seine Heimat Tübingen. Eine Studie. Mit Illustrationen. Berlin, G. Grote. 1869. — G. Liebert, Uhland, eine Skizze. Hamburg 1857.

Zur Urgeschichte der Erde und des Menschengeschlechts.

(Beschluß aus Nr. 45.)

Handbuch der vorhistorischen, historischen und biblischen Urgeschichte von C. S. Wollschläger. Oberhausen, Spaarmann. 1873. Gr. 8. 1 Thlr.

Den zweiten Hauptabschnitt seines Werks, die „Historische Urgeschichte" umfassend, beginnt Wollschläger damit, daß er zunächst einen historischen und chronologischen Rahmen für dieselbe und zugleich für die Universalgeschichte zu entwerfen sucht, und zwar mittels Vergleichung der durch Thatsachen, Urkunden und Monumente constatirten Daten, wobei ihm denn vorzugsweise die ägyptische Geschichte in Betracht kommt:

Das alte Aegypten stellt, wenn man das Ganze der menschheitlichen historischen Urentwickelung ins Auge faßt, das wahre Mittelalter zwischen der historischen Urgeschichte und der eigentlich sogenannten Weltgeschichte dar. Der historische Bildungsmenschengeist Urasiens erscheint uns in Aegyptens Urgeschichte sowol sprachlich als mythologisch in einer Verpuppung, innerhalb welcher jedoch der Geist bereits die Schwingen regt. Dieser Geist ist schon der bewußte, der Geist organisch schaffender Persönlichkeit, welcher den schwankenden und in ewigem Flusse sich bewegenden Erscheinungen anfängt ein weltgeschichtliches Gepräge aufzudrücken. Kraft dieses Gepräges gestaltet sich eine organische Bildung, welche das Alte bewahrend fortbildet und die Entwickelung des Stammes und Volks zu einem Theile des weltgeschichtlichen Ganzen begründet. Von diesem schöpferischen Walten des zum vollen Bewußtsein erwachten Geistes gibt das ägyptische Leben in seiner Sprachbildung die ältesten Urkunden und füllt dadurch die schmerzlichste Lücke der Weltgeschichte aus.

Wohl sind andere Völker, Sprachen und Geschichten älter als die ägyptische, z. B. die chinesische, aber der große Vorzug der ägyptischen ist die geschichtliche Bestimmbarkeit, das Vorhandensein von der Zeit nach fixirbaren Daten. „Die alten Aegypter", heißt es später in einem andern Zusammenhange, „sind die wahren Zeitmesser der Universalgeschichte im weitesten Sinne des Wortes. Vorwärts und rückwärts schreitend hat man in Aegyptens gleichzeitigen pharaonischen Denkmälern einen festen Haltpunkt gefunden."

Die weltgeschichtlichen Völker treten mit ihrer historischen Sprache, wahrscheinlich auch mit den Anfängen der Schrift und Mythologie auf den Schauplatz der Geschichte. „Diese Völkergeschichte, offenbar gemäß einem in die Menschheit gelegten organischen Gesetze, schreitet nach Stämmen vorwärts." Nach dem Verfasser sind zwei große Sprachstämme und staatenbildende Volksgruppen anzunehmen, die Semiten (mit den Chamiten als Vorstufe) und die Iranier (mit den Turaniern als Vorstufe). Alle Einzelentwickelungen innerhalb der historischen Urgeschichte lassen sich auf die Anstöße und Keimbildungen zurückführen, die von diesen beiden Stammesgruppen, beziehungsweise von dem ihnen beiden wiederum gemeinsamen Centrum in Mittelasien, ausgehen. Diese Einheitlichkeit wird vorzugsweise aus der Entwickelung der Stämme und Völker in sprachlicher, religiöser und allgemein geistiger Beziehung erwiesen, woraus dann gleichzeitig Maße und Zeitbestimmungen für die historische Urzeit gewonnen werden. Sehr schätzbar sind die hier eingeflochtenen, übrigens auch durch den Gegenstand selbst geforderten allgemeinen Erörterungen, namentlich diejenigen, welche sich auf das Wesen der Mythologie, das religiöse Bewußtsein und dessen Ausgestaltung in Einzelreligionen, zugleich im Unterschiede von dem wahren Monotheismus, beziehen:

Wie die Sprache die Religion der Dinge, so ist die Religion die Sprache Gottes zu dem Menschen. Die Mythologie aber mit ihren Göttergeschichten und erdichteten Persön-

lichkeiten ist die Poesie des Gottesbewußtseins in der Welt, wie die Geschlechtsbezeichnungen des Nennwortes und die Bezeichnungen der Zeiten und Weisen des Zeitwortes in den organischen Sprachen die Mythologie des Erkennens der einzelnen Dinge sind. Die Ideen der mythologischen Religion werden nicht als Gedanken dargestellt, sondern als Wesen, denen gewisse Urkräfte beiwohnen, physische und geistige; denn beide sind in dieser Betrachtungsweise unzertrennlich. Die mythologische Betrachtung ist das noch nicht geschiedene Ur-Epos und Ur-Drama der Menschheit. Etwas in Ewigkeit Seiendes und doch auch in der Zeit Geschehenes soll zur Darstellung dessen gebraucht werden, was in der Menschenseele lebt. Eine Geschichte wird erzählt, die in Wirklichkeit ausläuft, und diese Wirklichkeit ist das Weltall und der Mensch, der sich in dasselbe gesetzt findet. . . . . Der wahre Monotheismus ruht so wenig auf einer unbedingten Sonderung von Gott und Welt, daß er vielmehr seine Wahrheit nur hat in der unauflöslichen Verbindung beider. Aber er ist unzertrennlich verknüpft mit einem doppelten Glauben: dem Glauben an die Einheit des Wahren und Guten, oder, mit Kant zu reden, der theoretischen und der praktischen Vernunft, und dem Glauben an die Menschheit, d. h. an die überwältigende Anziehungskraft der Gottheit als des höchsten und ewigen Gutes, und an das daraus mit Nothwendigkeit hervorgehende sittliche Streben der Menschheit nach dessen Verwirklichung. Und hier zeigt sich die gefahrvolle Seite des Polytheismus. Die Religion (im gewöhnlichen Sinne) wird gesondert von der Sittlichkeit, weil Gott von dem Guten, Vernunft vom Gewissen getrennt gedacht ist.

Nur ungern versagen wir es uns, hier der schönen und tiefgehenden Gedankenentwickelung noch weiter zu folgen.

Nachdem so die allgemeinen Grundlagen gewonnen sind, werden die ältesten uns bekannten Sagen und Ueberlieferungen der verschiedenen Völkergruppen auf ihren Inhalt und ihre Zuverlässigkeit geprüft und zugleich untereinander verglichen, zunächst die chaldäisch-babylonischen mit den hebräischen (biblischen), eine Vergleichung, die nicht anders als zum Vortheil der letztern ausfallen kann, wenngleich zugestanden werden muß, daß in diesen letztern dem idealen Elemente neben dem realen, dem der bloßen Berichterstattung, mehr Geltung beizumessen ist, als es so oft geschieht. Die biblische Schöpfungsgeschichte und die Angaben der Epochen der Urmenschheit bis auf die Flut bieten keine Berührung dar mit den nichtsemitischen Berichten, welche wir besitzen; die Ueberlieferungen dagegen von den „nachflutigen Anfängen“ greifen tief in das geschichtliche Leben der ältesten asiatischen Stämme und Reiche ein und haben viele ihnen gleichlaufende Berichte neben sich. Daher werden nun weiter die entsprechenden Ueberlieferungen der andern großen Völkergruppe der Urmenschheit, nämlich die turanisch-iranischen, zur Ergänzung dieser chamitisch-semitischen herangezogen und nach ihren verschiedenen Verzweigungen als iranisch-arische, indisch-arische und pelasgisch-hellenische berücksichtigt.

Nach denselben sind die ältesten Arier aus ihrer ursprünglichen Heimat, den Quellenländern des Oxus und Jaxartes, dem „Ur-Iran“, dem „iranischen Paradiese“, dem „Lande der Anmuth“, zum Theil beeinflußt durch „eine große Naturumwälzung, welche diese Landstriche und ihr Klima veränderte“, ausgewandert, haben sich zunächst in dem alten Baktrien, welches von da an Mittel- und Ausgangspunkt dieser gesammten Entwickelung bleibt, festgesetzt und dann allmählich sich weiter in die angrenzenden Gebiete verbreitet, in vorherrschend südlicher Richtung bis nach Indien hinein. Die in den altiranischen Ueberlieferungen, in „jener berühmten Urkunde, welche die heiligen Schriften der Feueranbeter Irans eröffnet“, erwähnten vierzehn Ruhestätten oder Niederlassungen der Arier, von Sogdiana bis zum indischen Sutledsch, „können geschichtlich nichts Geringeres bedeuten als die Eroberung von vierzehn (vorarischen, turanischen) Ländern und die Gründung ebenso vieler Reiche im ganzen östlichen Mittelasien und im eigentlichen Indien, im Lande des Indus und seiner Zuflüsse“. Diese Reiche werden dann geographisch bestimmt und zugleich aus den Andeutungen auch der indischen Ueberlieferung begründet. Was diese letztere angeht, so wird darauf hingewiesen, daß zwischen den Sanskrit-Indern und den vedischen Indern ein durchgreifender Unterschied zu constatiren sei; die Sanskrit-Inder hätten von allen arischen Völkern am wenigsten Sinn für das Geschichtliche, alles verflüchtige sich bei ihnen in das Ideale, Sinnbildliche, Phantastische, während dagegen bei den vedischen Indern das Geschichtliche weit mehr zur Geltung komme. Die Ueberlieferungen von den Anfängen, die wir bei den pelasgisch-hellenischen Stämmen finden, haben historisch geringern Werth. Im Unterschiede von den arischen, die der Hauptsache nach geschichtliche Erinnerungen enthalten, stellen sie sich auf den Boden der Dichtung und der weltphilosophischen Betrachtung. Indessen weisen auch sie, zumal in Verbindung mit Sprache und Stammeszusammenhang, auf die Arier zurück. Der Verfasser will daher die hellenische Entwickelung nicht aus indischen und ebenso wenig aus ägyptischen Wurzeln hergeleitet wissen.

Von hier aus auf die Vorstufe des Iranismus, nämlich den Turanismus zurückgreifend, wendet er sich zu den Chinesen (er schreibt Sinesen), deren Verhältniß zu den Aegyptern, also zu der „chamitischen Bildungsmenschheit“ in mehrern Beziehungen, namentlich in chronologischer, ein weltgeschichtlich wichtiges sei, und über deren älteste Geschichte er daher nach ihren eigenen Ueberlieferungen und auf Grund der neuern Forschungen eine Uebersicht gibt.

So hat der Verfasser die einzelnen Entwickelungsreihen innerhalb des Semitismus und Chamismus einerseits und des Iranismus und Turanismus andererseits verfolgt und versucht, daraufhin eine zusammenfassende Darstellung der Resultate zu geben.

In der hebräisch-semitischen Geschichte sind bis auf Abraham die überlieferten Namen und die ihnen beigesetzten Zahlen nicht geschichtlich im eigentlichen Sinne, sondern cyklisch-summarisch zu fassen, sie entsprechen ebenso wol großen Geschichtsperioden als der stufenweisen Entwickelung der Ideen, Anschauungen und Grundsätze innerhalb des Menschengeschlechts. Erst von Abraham an beginnen geschichtliche Zahlen und wirkliche Geschichtserzählung. Vor diesem mehr oder weniger geschichtlichen Semitismus „liegt aber Cham“ und die chamitisch-ägyptische Culturentwickelung. Andererseits liegen wieder vor allen Chamiten- und Semitenreichen die ersten geschichtlichen Staatenbildungen turanischen Stammes. Diese knüpfen sich an den Namen Nimrod's („des Ku-

schiten", was aber der Verfasser nicht auf die Aethiopen, die sonst so heißen, sondern auf die Kossäer, Skythen, deutet) als eines großen Eroberers und Herrschers. Das Nimrod'sche Reich wird das erste erobernde Weltreich genannt; es habe, wird gesagt, die Zustände Asiens, Nordafrikas und selbst Europas in urältester Zeit mächtig verändert. Es war die Vorstufe des chaldäisch-babylonischen Reichs, wie denn der riesige, gewöhnlich als ein Belustempel angesehene Bau zu Babylon (der „babylonische Thurm" der Bibel), nach Resten an andern Orten zu schließen, wahrscheinlich auch einen Nimrodthurm zum Kerne gehabt hat. Die Zerstörung jenes ältesten Reichs durch die Chaldäer-Babylonier bildet in der Erinnerung der Völker den Anfang der Bildung von Nationen und den Zeitpunkt der Völkerzertrennung und der Sprachzersplitterung, d. h. der Individualisirung eines vorher ungetheilten Sprachganzen. „Die biblische Nachricht von Nimrod ist also kein Mythus: sie hat einen rein geschichtlichen Kern, welcher ins 8. Jahrtausend v. Chr. hinaufreichen mag."

Hiermit ist die Lücke ausgefüllt zwischen der Epoche Sem und dem geschichtlichen Manne Abraham. Was nun „die weltgeschichtliche Stellung der Abrahamiden in Sprache und Religion" angeht, so war das Verhältniß Abraham's zur Mythologie Kanaans das gerade Gegentheil seiner Stellung zu dessen Sprache. Er nahm als der eingewanderte Chaldäer die Sprache Kanaans an, blieb aber dem herrschenden palästinischen Gottesbewußtsein, der Mythologie des Landes fremd:

Die Unmittelbarkeit und Innerlichkeit des Verhältnisses des Menschen zu Gott erkennend und gläubig festhaltend, gründete er darauf eine neue Lebensgemeinschaft, die wesentlich umgestaltend wirkte für die ganze innere Weltgeschichte. Durch Abraham's Gottesthat mußte das Volksthümliche seiner Heimat (Aram, Mesopotamien) in allen wesentlichen Punkten nothwendig in das richtige Verhältniß zurücktreten; das Widersprechende ward ausgemerzt, das unanstößig Natürliche (des heidnisch Semitischen) ward vergeistigt; im israelitischen Volksleben blieben unschuldige Erinnerungen und Sprachweisen zurück. Nur bei dieser Annahme erklären sich die unleugbaren Spuren des ursprünglichen Zusammenhangs.

Wir übergehen die nun folgende „vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus" angestellte Vergleichung der chamitischen Anfänge mit den semitischen, ebenso die weiterhin gegebene „Uebersicht der Epochen der historischen Urgeschichte", wobei speciell Aegypten berücksichtigt und sowol an sich selbst nach seiner sprachlichen und staatlichen Entwickelung als nach seiner Stellung im weltgeschichtlichen Ganzen behandelt wird, um noch einen Augenblick bei dem letzten Haupttheile des Buchs zu verweilen, welcher einen „Abriß der biblischen Urgeschichte" gibt, und zwar in der Weise, daß er sich zuerst mit der vor-Abrahamischen Geschichte, dann mit der Geschichte der Abrahamiden beschäftigt.

Da dem Verfasser hier die biblischen Berichte selbst, und zwar die Genesis, als Quelle dienen müssen, so hat er diesen zunächst seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er charakterisirt daher eingehend die beiden Urkunden, aus denen sich bekanntlich die Genesis zusammensetzt, resp. mischt, die Elohim- und die Jahveh- oder Jehovah-Urkunde (so genannt nach den darin herrschenden Gottesnamen), indem er zeigt, wie die erstere wesentlich geschichtlich, die andere wesentlich philosophisch ist:

Dort tritt das Werk Gottes hervor, als eine in Raum und Zeit sich entwickelnde Geschichte; hier wird der ewige Gedanke Gottes hervorgehoben. Das ist der Grund der durchgängig verschiedenen Anordnung des Einzelnen bei anscheinender Gleichheit. Dort erscheint der Mensch zuletzt auf der Erde, nach vollendeter Schöpfung der Thiere und der ihnen vorhergehenden Pflanzenwelt: hier ist der Mensch das Erste, und ganz folgerichtig, weil im Gedanken Gottes der Geist allein der unmittelbare Gegenstand des schöpferischen Willens sein kann: die ewige Vernunft denkt, in das Werden versenkt, nothwendig die endliche Vernunft, alles übrige ist nur Mittel und Durchgangspunkt, obwol nothwendiges Glied des in Raum und Zeit entfalteten Schöpfungsgedankens.

Und diesen Unterschied von geschichtlicher und philosophischer Auffassung finde man in allen einzelnen Stücken der beiden Urkunden.

Zugleich wird, um die einzige Erhabenheit und Ursprünglichkeit der auf uralter Ueberlieferung ruhenden biblischen Weltanschauung darzuthun, dieselbe einerseits im Gegensatze zu den heidnischen Ueberlieferungen, den babylonisch-chaldäischen, den phönizischen, baktrischen und indischen, andererseits nach ihrem eigenen Wesen und Inhalte betrachtet, schließlich auch mit den „Ergebnissen der wissenschaftlichen Erforschung der Geschichte der Erde vom rein geologischen Standpunkte" verglichen. Für den Geist dieser Erörterungen, die zu den besten Partien des Buchs gehören, sind folgende zusammenfassende Sätze bezeichnend:

Es zeigen sich also auch hier zwei große Wahrheiten. Einmal, daß das Vernünftige älter ist als das Unvernünftige, und daß der menschliche Geist durch das ihm innewohnende Gottesbewußtsein die Ergebnisse der spätesten Wissenschaft vorwegnehmen kann, nicht etwa durch direct hellseherisches Schauen, sondern vermittels einer einfachen, hellgedachten, nüchternen und klaren Betrachtung, welche durch Einheit und Kraft des sittlichen Gottesbewußtseins zusammengehalten wird. Zweitens, daß das Eigenthümliche, Ursprüngliche und Einzige der Bibel nicht darin besteht, daß in ihr auf diesem Gebiete etwas Neues und Unerhörtes gesagt, sondern daß das immer an jene uranfänglichen Wahrnehmungen erleuchteter Geister sich ansetzende Phantastische, Spielende, Materialistische abgestreift oder ferngehalten werde. Das ist nun fortwährend in der biblischen Offenbarung geschehen, und zwar durch das Vorwalten des sittlichen Bewußtseins vor dem speculativen und durch das Festhalten an der geistigen Einheit vor der verwirrenden Mannichfaltigkeit und dem Spiele der Erscheinungen.

Demnächst wendet sich der Verfasser der Periode der ältesten Menschheitsgeschichte zu, welche zwischen den Uranfängen und der Abrahamischen Zeit liegt. Er stellt hier zuvörderst die mit dem „Garten Eden" gemeinte Localität fest, indem er die zumeist verbreitete Ansicht mit Gelehrsamkeit und Geschick als die richtige erweist, daß man darunter das armenische Hochland zu verstehen habe, die Quellenländer des Euphrat und Tigris und des Phasis und Araxes, ein Gebiet, das bei Hinzunahme der arischen Ueberlieferungen durch die Länder des Oxus und Jaxartes östlich vom Kaspischen Meere zum „Gesammtparadiese der Menschheit" ergänzt wird.

Weiter wird der für die Urgeschichte ebenso wichtige wie schwer zu deutende Bericht, Genesis 6, von der Vermischung der „Gottessöhne" mit den „Menschentöchtern", aus welcher ein Riesen- und Frevlergeschlecht hervorging und welche schließlich das Gericht über die Menschheit

zur Folge hatte, gleichfalls im Einverständniß mit der auch bisher schon am allgemeinsten anerkannten Auslegung dahin erklärt, daß hier die Verbindung der Sethiten und der Kainiten zu verstehen sei. Interessant sind die darangeknüpften Bemerkungen über die Wirkung solcher Stammesmischungen:

Man hat auf der einen Seite kainitische Lamechiden, tapfere, gewaltthätige Geschlechter, und auf der andern Seth's heilige Sprößlinge, welche in Hanoch und Noah ihre Vertreter fanden. Die beiden Stämme lebten getrennt. Als sich nun Urasien mit Bewohnern füllte, wollten die Gemüther nicht mehr in der bisherigen Vereinzelung verharren. Es trat eine Erscheinung hervor, die sich bei ähnlichen Gelegenheiten gezeigt hat. Die innige Verschmelzung getrennter, obwol naher und edler Stämme gibt dem daraus erwachsenden gemischten Geschlechte eine größere Thatkraft. Die Römer und Engländer, diejenigen Völker der neuern Geschichte, welche die Weltherrschaft am besten zu erhalten verstanden, sind, ebenso wie die rührigen und anregenden Franzosen, volle Mischvölker, im Gegensatz zu den ungemischten Germanen und Slawen. Diese Erscheinung führt auf ein großes Gesetz des geistigen Geschichtskosmos: jedes Volk soll die Menschheit in sich darstellen; nun aber verstockt sich jedes mehr oder weniger bei starrer Abgeschlossenheit, physisch und sittlich, in Einseitigkeiten und Schwächen. Also muß hier in größerm Maßstabe geschehen, was bei den einzelnen Familien derselben Gemeinde oder desselben Volks geschieht, es muß das Besonderheitliche geschwächt werden, damit das Gemeinsame sich stärker entwickele. Es ist eine Lebensentwickelung, aber auf Leben und Tod. Insbesondere wird die Thatkraft und das Selbstvertrauen durch eine solche Verschmelzung von Stammtypen gestärkt. Es sollte dadurch eine größere sittliche Kraft hervorgerufen werden (und wird es auch oft), allein nach der Macht der Selbstsucht über den Menschen wird in der Wirklichkeit oft nur das Selbstvertrauen verstärkt, und es entsteht Uebermuth, des Frevels Vater. Das ist die Erscheinung, welche die biblische Urkunde uns auch aus der ältesten Welt berichtet: die Frevler hatten sich selbst zum Gotte, also zum Abgotte gemacht.

Es folgt nun eine Vergleichung des biblischen Berichts über die Flut mit andern Berichten, namentlich dem chaldäischen, und eine Untersuchung, wiefern der erstere geschichtlich sei. Sodann wird die Frage aufgestellt und beantwortet, wie sich „die Völkertafel der Genesis (Kap. 10) zu dem großen urkundlichen Stammbaume der Menschheit, nämlich der Sprachwissenschaft" verhalte, und hieran wird zugleich noch eine Erörterung über „die älteste völkergeschichtliche Meldung", den Thurmbau und die Zerstreuung der Völker, angeknüpft.

Als zweiter Abschnitt dieser Uebersicht über die biblische Urgeschichte folgt endlich zum Schluß die Geschichte der Abrahamiden, doch kommt es hier dem Verfasser im wesentlichen nur auf die in der Genesis mitgetheilten Geschlechts- und Volksregister, also auf den ethnographischen Zusammenhang der Stämme und Völkerschaften an, die mit Abraham und den Abrahamiden in genealogische Verbindung gesetzt werden. Er gibt zu, daß in dieser Beziehung sich manches Unhistorische in die Ueberlieferungen eingemengt habe, aber er ist, und ohne Zweifel mit vollstem Recht, der Meinung, „daß es ungeschichtlich sein würde, wenn man die persönliche Geschichte Abraham's deswegen für einen Mythus erklären wollte, weil der chaldäische Abraham als der Stammvater vieler Völker, nicht blos der Israeliten, dargestellt wird". Die umgekehrte Ansicht sei vielmehr die einzige, welche dem wirklichen Charakter der Erzählungen Rechnung trage. Nur weil die Persönlichkeit des geschichtlichen, palästinisch-hebräischen Abraham in der Ueberlieferung vieler südlichen Stämme in so hohem Glanze dagestanden, habe man auf den Gedanken kommen können, die verwandten Stämme auf ihn zurückzuführen. In der Ausführung seien gewiß die alten Ueberlieferungen der Stämme maßgebend gewesen, und nur die Anreihung derselben an Abraham als natürlichen Stammvater sei das Epische, Poetische. Man dürfe daher allerdings die Geschichte Abraham's der epischen Form mündlicher Volksüberlieferung entkleiden, dann aber komme man auf einen echt geschichtlichen Kern, nämlich auf jene hohe Persönlichkeit des Mannes, welcher den Gott des Gewissens, also den Ewigen, zum Gotte seiner Verehrung machte.

Ebenso geschichtlich seien im großen und ganzen die Berichte von Abraham's Sohn und Enkel und dessen Söhnen. Die persönlichen Familiengeschichten von Isaak und Rebekka, von Jakob und Rahel, von Joseph und seinen Brüdern seien nicht erdichtet. Allerdings habe sich auch hier manches Ungeschichtliche, Poetische, Mythische angesetzt, und es seien sogar Spuren heidnisch-mythologischer Anschauungen der ältern Semiten in diesen Patriarchengeschichten nachzuweisen; „aber der Gottesgeist in den Nachkommen Jakob's, anknüpfend an Jakob's Gottesschau und bewährte Treue, gab dem Mythus der heidnischen Semiten eine geistig-geschichtliche Grundlage; die sittliche Persönlichkeit ist die endliche Erfüllung der Idee und des Mythus".

Nach diesem summarischen Ueberblick über den Inhalt des Wollschläger'schen Werks darf wol mit um so größerer Berechtigung das oben ausgesprochene anerkennende Urtheil über dasselbe wiederholt werden. Das Werk hat das Verdienst, einen weitschichtigen, ja massenhaften Stoff in knapper Geschlossenheit und Kürze und in ebenso selbständiger Auffassung wie eigenthümlicher Behandlung verarbeitet zu haben. Der Verfasser schöpft überall aus dem Vollen, aber er bringt nicht blos Material zusammen, sondern producirt auch eine Fülle eigener Gedanken; er zeigt nicht blos Belesenheit und Wissen, sondern im tiefern Sinne Gelehrsamkeit, er beherrscht seinen Stoff und hat ihn geistig durchdrungen. Bald schrittweise und mit gründlichem Eingehen in Einzelheiten, bald sprungweise oder im Fluge führt er den Leser durch große und weitentlegene Zeiträume, und dieser gewinnt nach und nach ein zusammenhängendes Bild von Geschichte und Entwickelung der Menschheit innerhalb derselben. Freilich fehlt es diesem Bilde, zufolge der oben angedeuteten Mängel der Zeichnung, in einzelnen Theilen an den klaren und bestimmten Umrissen, dafür aber entschädigt es durch mancherlei Schönes und Bedeutendes in andern Theilen.

Moritz Lüttke.

Unterhaltungslektüre.

1. Ein verlorener Thron. Roman in drei Bänden von J. D. H. Temme. Prag, Verlag der Bohemia. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ungarische Erzählungen von Mariam Tenger. Zweiter und dritter Band: Esther Zivatar. Honképek. Prag, Verlag der Bohemia. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 14 Ngr.
3. Auf einsamer Höhe. Roman in zwei Bänden von Maria Ehe. Prag, Verlag der Bohemia. 1874. Gr. 16. 20 Ngr.
4. Groß-Buselow. Humoristischer Kriegsroman in vier Bänden von A. von Winterfeld. Jena, Costenoble. 1874. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.
5. Ein Gentleman. Geschichte eines jungen Mannes. Roman in vier Bänden von Franz von Nemmersdorf. Jena, Costenoble. 1874. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.
6. Uffe Hjaelm's und Palle Löwe's Erlebnisse von Henrik Scharling. Deutsch von W. Reinhardt. Drei Bände. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.
7. Geschichte eines jungen Mädchens. Aus dem Dänischen von J. Uebersetzt von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Comp. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir nehmen keinen Anstand, den neuen Roman Temme's: „Ein verlorener Thron" (Nr. 1), seinen vorzüglichsten Leistungen beizuzählen. Klarheit und Eleganz der Diction, scharfumrissene Charakteristik, eine stete Folge fesselnder und die Handlung fördernder Scenen, endlich die Culmination in einer fingirten Thronentsagung: das ist es, was uns diese neue Arbeit Temme's bietet und werth macht. Auf die oft fein erfundenen und vielfach complicirten Einzelheiten wollen wir nicht versuchen einzugehen, besonders da sie nur gelegentlich mit der Thronentsagung in directen Zusammenhang treten. Aber wir bitten bei der politischen Katastrophe einen Augenblick verweilen zu dürfen und lassen am liebsten und besten den Verfasser selbst sprechen. Er hat der diplomatischen Verhandlung mit der depossedirten Königsfamilie Form und Inhalt dergestalt zu geben verstanden, daß wir uns nach Hietzing versetzt glauben, und wünschen möchten, es würde dort in nicht zu später Zeit ein ähnlicher Erfolg möglich. Leicht freilich entsagt nur der eigentliche Thronfolger, und aus andern Motiven als seine geistlich gewordene Schwester. Die Königin-Mutter kämpft mit der Verzichtleistung am schwersten.

Hören wir zunächst den Diplomaten, der als Agent der siegreichen Dynastie für Frieden und Versöhnung plaidirt; die fingirte schwere Erkrankung seines Königs ist uns zunächst nebensächlich. Er sagt:

Mein Monarch ist ein Charakter, der keiner Verstellung und keines Unrechts fähig ist. Was er für wahr hält, das wird er nie verleugnen; was er für recht hält, davon wird er nie ablassen. Auch in dem, was er gegen Sie that, hat er stets nur dem Recht, einer höhern, auf seinem Throne ihm gewordenen Aufgabe, einer zwingenden Nothwendigkeit sich unterwerfen zu müssen geglaubt. Das ist noch heute seine Ueberzeugung; in dieser Ueberzeugung wird er sterben. Sie beruht zum Theil auf seiner ganzen geistigen Richtung; er steht aber auch zum Theil darin unter einem fremden Einflusse, und wie ich jene nicht theile, so beklage ich diese tief. Meine Stellung dem Träger dieses Einflusses gegenüber ist, wie die Welt von mir weiß, eher eine feindliche als eine freundliche. Gleichwol muß ich einräumen, daß die öffentliche Meinung in dem größten Theile nicht blos Europas, vielmehr der Welt, dem Vorgehen unserer Regierung ihren Beifall zollt. Inwiefern das Urtheil der Menge immer das richtige ist, inwiefern es nur gar zu leicht durch hingeworfene Schlagwörter, durch Aufregung der Leidenschaften irregeleitet werden kann, inwiefern gerade hier eine Irreleitung stattgefunden habe, das sind Fragen, die ich jetzt nicht erörtern mag, da deren Erörterung auch für den Stand der Angelegenheit völlig gleichgültig ist.

Die geistlich gewordene Tochter wird von der Königin-Mutter zuerst zur Erwiderung aufgefordert. „Ich kenne nur die Liebe, meine Mutter!" sagt sie. „Die Liebe verzeiht, verzeiht auch das schwerste Unrecht, das die Menschen uns zugefügt haben. Verzeihe auch du unsern Feinden, wie ich ihnen längst verzieh."

Nach dieser Erklärung, die von jesuitischem Einflusse überraschend frei ist und deshalb in die thatsächlichen heutigen Verhältnisse wenig passen dürfte, fordert die Mutter ihren Sohn zur Antwort auf, da er der eigentlich Geschädigte sei; ihm seien seine Rechte genommen, die Mutter sei nur deren Trägerin gewesen. Dieser spricht:

Ich wurde als Thronfolger geboren, ich wurde für den Thron erzogen. Es war ein äußerst beschränkter Gesichtskreis, der mir geöffnet, vielmehr in den ich gebannt war. Ich war vermöge meiner Stellung nicht in der Lage, ihn mir erweitern zu können; ich konnte auch kein Bedürfniß dazu empfinden. Da kamen die Kriege, die die deutschen Stämme in wilden blutigen Schlachten einander gegenübersahen, das deutsche Vaterland zertheilten und zerrissen. Von den deutschen Völkern waren sie nicht ausgegangen. Die deutschen Völker wollten keinen Hader, keinen Krieg, keine Vergewaltigung, keine Eroberungen. Sie wollten nur in Frieden leben, in Eintracht, und in Frieden und Eintracht zu einem einzigen Volke staatlich, aber frei verbunden sein. Das wurde mir durch jene Zeit klar, und das ist mir klarer und klarer geworden durch die fernern Ereignisse bis zu dem heutigen Tage. Damit ein anderes. Von den Thronen waren jener Hader, jene Kriege ausgegangen; um Throne und Gebiete für die Throne handelte es sich, und die Völker kamen nicht weiter in Betracht; sie sollten nur die Werkzeuge für die Zwecke der Throne sein. Das war für mich eine Verkehrung aller göttlichen und menschlichen Ordnung auf Erden, und die Folge war eine Befriedigung über die neuen Zustände in unserm Vaterlande, soweit sie mich persönlich betrafen. Ich hätte ohne sie einen Kampf, und nicht blos mit mir selbst, kämpfen müssen, in dem ich vielleicht unterlegen wäre. Es bedarf seiner jetzt nicht für mich. Jene Rechte, die wir einmal und in solcher Weise, wie man sie uns nahm, verloren haben, kehren nach dem Laufe der Geschichte zu dem, dem sie genommen wurden, nicht zurück. Es ruht kein Segen auf ihnen, nicht der Segen des Himmels, nicht der der Völker. Sie kehren zu denen zurück, denen sie von Anbeginn gehörten: zu den Völkern! Wie, das erlassen Sie mir zu schildern. Ihr Monarch hat durch das, was er gegen mich that, mich in eine Lage versetzt, die einer Mitschuld an jenen, wenn auch sehr fernen Ereignissen für immer mich enthebt. Ich trage in meinem Herzen keinen Groll gegen Ihren Monarchen. Ich könnte ihm dankbar sein, wenn ich für das Unrecht Sympathien zu haben vermöchte.

Der Prinz verschweigt, daß er Liebe zu einem tief unter seinem Stande stehenden Mädchen empfindet; vielleicht hat er es sich selbst verschwiegen, daß diese Liebe, aller menschlichen Berechnung zufolge, nur Aussicht hat, von Erfolg gekrönt zu werden, wenn er an keine andere Krönung mehr denkt. Seine Liebe ist sein Schutz und Trost, sein unsichtbarer Schild. Erst später gesteht er im Familienrathe die Bedrängniß seines Herzens, führt sein Liebchen heim und verschwindet mit ihr nach der „freien Schweiz".

Die Königin-Mutter hatte für den Diplomaten eine andere Antwort bereit, die wir hier ebenfalls anführen wollen:

Herr Graf, die Männer mögen das Recht blos mit dem Verstande auffassen können. Die Frau erfaßt es mit dem Herzen, mit ihrem ganzen Herzen, und was sie mit dem Herzen einmal erfaßt hat, von dem kann sie nicht wieder lassen. Und das Unrecht ist uns Unrecht, sei es auf dem Throne begangen oder in der Hütte, und es muß seine Wiedervergeltung finden. Das Unrecht der Menschen wird nicht gegen die Menschen, es wird gegen Gott begangen. Möge Gott Ihrem Monarchen seine Verzeihung schenken!

Da haben wir fast die ganze Hietzingiade beisammen, wohl wissend, daß der Verfasser, ohne es zu sagen, diesen persönlich gefärbten Expectorationen mit einem historisch und logisch freiern und gerechtern Urtheile gegenübersteht. Wir sind ihm aber gern bis auf den Kernpunkt des von ihm neubetretenen Romangebiets gefolgt und haben mit Vergnügen gelauscht, wie er Personen von Distinction über die wichtigsten politischen Tagesfragen sich äußern läßt. Wir wollen von dem Autor nicht ohne den lebhaften Wunsch scheiden, ihm in diesen Jagdgründen, für die gerade er viel persönliche Erfahrung und erprobtes Schutzzeug mitbringt, bald wieder zu begegnen.

Wie Temme aus der Schweiz, so sendet Mariam Tenger (Nr. 2) aus dem Ungarland vortreffliche Beiträge auf den deutschen Büchermarkt, fein- und tiefgefühlte Bruchstücke aus dem magyarisch-deutschen Volksleben, das noch vielfach zerklüftet ist, auf dessen innige Verschmelzung die wackere Verfasserin aber sicher rechnet und für die sie selbst erfolgreich die fleißige Hand anlegt. Sie hat sich klar gemacht, und mehr und mehr wird es jenseit der Leitha klar, daß das französirende Wesen in den hochadelichen magyarischen Familien und im socialen Leben bekämpft werden muß, ebenso der Wahn von der absolut höhern Begabung und der ausschließlichen Berechtigung des Magyarenthums vor den andern ungarischen Nationalitäten. Die Deutschen, Slawen, Rumänen auf ungarischem Boden sind Ungarn und müssen als solche in voller Gleichberechtigung und mit Anerkennung ihrer Stammeseigenthümlichkeiten behandelt werden. Sie protestirt entschieden dagegen, daß die magyarische Sprache als Cultursprache auf dem Felde der Wissenschaft und Kunst wie der Staatswirthschaft ausschließlich zur Anerkennung gelange und räumt dem deutschen Elemente eine hohe Bedeutung in der Culturentwickelung Ungarns ein. Sie ist im vollen Rechte, darauf gewissermaßen stolz zu sein, daß der sächsisch-deutsche Stamm in Ungarn angefangen hat, aus seiner Starrheit und Abgeschiedenheit herauszutreten, sich dem ungarischen Vaterlande enger anzuschließen und sein eigenthümliches Element mit jenem zu verschmelzen. Wohin dieser innigere Verband endlich führt, ist abzuwarten. Welche Confession und welcher Stamm die größte Summe von Geist und Energie in den allgemeinen Verschmelzungsproceß mitbringt, wird natürlich zumeist auf die Gesammtentwickelung wirken. Es ist dies ein einfaches Exempel, dessen Lösung aber noch Schweiß und auch wol gelegentlich Blut genug kosten wird. Denn auf fast 6 Millionen römisch-katholischer Einwohner kommen fast 1 Million griechisch-katholischer, $2^1/_2$ Millionen evangelischer, meist calvinistischer, und über $^1/_2$ Million jüdischer Einwohner, schwierige Ingredienzien für ein nach Einheit ringendes Staatsganzes, zumal in dem Betracht, daß die magyarische Rasse fast 5 Millionen, die slawische nahe an 3 Millionen zählt, denen sich weiter Ruthener, Raizen, Kroaten, Slawonier, Rumänen, Griechen, Armenier, Zigeuner u. s. w. zugesellen, und daß diesem Völkergemengsel ursprünglich deutsche Elemente nur zu etwa $1^1/_2$ Million gegenüberstehen, freilich sinnende, strebsame, ausdauernde Naturen, die aber in dem allgemeinen Wettkampfe unzweifelhaft sehr geringe Chancen hätten, wenn der neuerdings so siegreiche Aufschwung des großen Deutschen Reichs, dessen Tragweite in der That unabsehbar ist, nicht auch ihnen wesentlich zu Hülfe käme und sie, vielleicht vielfach zu ihrem eigenen Erstaunen, mächtig mit sich nach oben risse.

Der in Briefen geschriebene Roman „Esther Zivatar“ bildet einen Theil der Vorgeschichte des größern Werkes „Drei Cassetten“, den Hans Wachenhusen bereits veröffentlicht und der sich andererseits an das „Fest auf Arpádvár“ anschließt, eine fortgesetzte Abwickelung also der Geschicke „interessanter Gestalten“, die den aufmerksamen Leser um so inniger anspricht, als diese Gestalten keineswegs Erfindungen sind, sondern dem Leben und der Wirklichkeit angehören, und weil manche seltsame Verkettung ihrer Schicksale auch in der Geschichte Anhaltpunkte hat. Der Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit ist deshalb durchaus unberechtigt und um so mehr, als die Wirklichkeit das Erzählte in Abenteuerlichkeit noch weit überbietet. Die Verfasserin braucht sehr oft das vor ihren Augen sich abspielende Leben nur getreu zu copiren, um von ihren deutschen Collegen, denen der „gute Stoff“ so oft fernliegt, der Sensationstendenz beschuldigt zu werden.

Das schleppend Schwerfällige der Briefform hat die Verfasserin durch alle Gewandtheit und Leichtigkeit ihrer Benutzung keineswegs vollständig beseitigen können. Besser wäre es wol, wenn sie auf die Erleichterung, welche diese Form Anfängern gewährt, in Zukunft verzichtete. Hin und wieder einen prägnanten Brief einzuschalten, der eine Katastrophe herbeiführt oder erläutert, ist nicht blos zulässig, sondern auch erprobt, aber das fertige Material nicht in streng künstlerischer Ausgestaltung zu erzählen, sondern die Bruchtheile in Briefen mitzutheilen, wie Klatscherei, und diese Briefe bald dieser bald jener Figur unterzuschieben, sogar solchen, die sonst nie Briefe schreiben, wie dem Doctor Jorich, und doch Stil und Auffassung fast nicht zu ändern — das kann und will die Kritik nicht gestatten. Arbeitet der Autor auf Grundlage von alten oder neuen Correspondenzen, so mache er von directer Uebernahme charakteristischer Briefstellen nur den sparsamen Gebrauch, wie Goethe in „Werther's Leiden“, einem Roman, der, was Form und leidenschaftliche dramatische Steigerung betrifft, für alle Zeit als Muster dienen kann.

Die Heimatbilder: „Honképek“, dienen recht zur Bestätigung der Richtigkeit unserer Rüge. Klar und fertig für sich, wirkliche Kunstwerke in ihrer Art, kein Wort zu viel, keins zu wenig, liegen sie vor uns, jedes nur durch seinen wirklichen Inhalt wirkend, nirgends durch lästig hinzugefügte, wenn auch immer wohlgemeinte Veredungsversuche. Der „Rothen Schnur“ möchten wir

noch vor der „Kleinen Weberin" den Vorzug geben, wol weil diese Erzählung die gebotene Grenze des Umfangs mehr respectirt. Die „Reisebilder" erinnern oft an Bret Harte, den die Verfasserin freilich einstweilen noch nicht erreicht.

Wir irren wol nicht, wenn wir der Erzählung von Maria Ehe (Nr. 3) den Vorwurf machen, daß dem Leser bei der Lektüre die Arbeit und Mühe des Erfindens und Combinirens nicht genug verborgen bleibt, daß er allzu sehr die Absicht der Verfasserin erkennt, einen schulgerechten kleinen Roman zu schreiben, an dem die Kritik nichts solle auszusetzen haben. Und das ist trotz allen Fleißes und unverkennbaren Geschicks doch der Fall. Die Gestalten sollen „interessant" sein, aber sie sind es nicht, sie haben nicht einmal Blut und Fleisch, wie jede Figur der ungarischen Schriftstellerin, und bleiben schattenhaft und wesenlos, aller Mühe ungeachtet, sie mit nicht gewöhnlichen Eigenthümlichkeiten zu bekleiden. An dem Haupthelden rächt sich die Untreue gegen seine erste Geliebte schwer, aber sie war auch für einen Mann von Geist und Kenntniß, den hartes Leben gewitzigt und der es bis zum Ministerportefeuille bringt, allzu wenig motivirt. Wer verläßt denn um eine kokette Ballfahne ein edles und liebreizendes weibliches Wesen, zumal wenn jene ihn nur flüchtig sinnlich umstrickt und ihr Besitz keineswegs die Bedingung seiner glänzenden amtlichen Laufbahn ist? Und wie kann er nachher die frühere Geliebte als Erzieherin seines Kindes in sein Haus nehmen? Das mußte zu einer Scene führen; aber solche Scenen sind so häßlich, daß wir sie im Leben scheuen und in Romanen geradezu verabscheuen. Erzählt ist stets correct, aber nicht packend, und in der Erfindung ließe sich noch manches rügen. So wird es dem Leser schnell kund, daß in dem verlassenen Todtengräberjungen der Vater seinen eigenen Sohn, als Kind ihm entführt, wiedergefunden hat; weshalb merken Vater und Sohn selbst das erst so spät? Hier fehlen die Motive, oder vielmehr die Motive, die gegeben sind, müßten zu andern Consequenzen führen. Wir sagen es geradezu, die Verfasserin hat sich an ihrem Helden versündigt und hat unrecht, ihm selbst die Schuld seines schließlichen Lebensleides zuzuschieben. „Lebensklug" war Graf Alexander, kein Bruder Heißsporn, der sich überstürzte, weil er seine Leidenschaften nicht zügeln konnte. Ihm mußte ein anderer Lebensabend bereitet werden, als der ist, den die Verfasserin zeichnet, indem sie sagt:

> Er lebte von nun an in aufopfernder Thätigkeit nur den Pflichten, die er auf sich genommen. Alles liebte und bewunderte ihn, obwol er keines Menschen Freundschaft suchte; er ging seinen Lebensgang einsam auf einsamer Höhe.

Im schroffen Gegensatze versetzt uns A. von Winterfeld (Nr. 4) wieder in das unmittelbarste und überall greifbare wirkliche Leben, indem er von einem altpreußischen Landsitze aus die deutsche Dämmerperiode vor 1806, die Schlacht bei Jena und den während der Invasion sich vorbereitenden Aufschwung unsers Volks unserm Auge vorüberführt. Von dem großen Jammer jener Zeit wird uns nichts erspart; wieder und wieder erfahren wir, daß nichts directer zum Elende führt als Cliquen- und Claquendienst, der mit der Niederhaltung der kräftigen und kraftgebenden Naturen stets Hand in Hand geht und gemeinhin als identisch bezeichnet werden darf. Da wird dann als Kriegsforce gerühmt und geübt, was in der That nur Commißdienst und eitle Gamaschenknöpferei ist, da wird dann mit alter Tapferkeit geprahlt, wo es doch nur nach Pferdedecken und Essigwichse riecht und Kreidepulver umherfliegt, nicht besser und nicht schlechter als vordem der edle Haarpuder. Der schadete im Siebenjährigen Kriege nicht, aber 1806 hat er geschadet. Der Verfasser nennt sein Buch, alter Praxis zu Liebe, „humoristischer" Kriegsroman, und er hat recht, denn der Humor spielt auch in diesem Buche eine Hauptrolle, wenn auch nicht eine so ausschließliche, wie in „Schimmelmann" und in andern seiner Schriften, denn auch dem Ernste, dem bitterlichen Ernste ist sein Platz vergönnt, wo es sein mußte, und ebenso dem Spott und der Satire, wo sie angebracht waren. Wie vortrefflich klingt nicht gleich im ersten Bande der Excurs:

> Von der Kleidung der Knaben in unserer modernen Zeit wollen wir kein großes Aufheben machen, obgleich die beliebten russischen Costüme oft unser bedenkliches Kopfschütteln hervorgerufen haben; einen wahrhaft verletzenden, fast empörenden Eindruck machen aber viele kleine Mädchen, die, wie Affen herausgeputzt, in so zartem Alter schon von Eitelkeit und Frivolität geschwellt, mit ihren kurzen Röckchen, zierlichen Stiefeln und dünnen Waden kokettiren. Die thörichten Mütter behängen und vergiften diese kleinen Leiber und Seelen mit den theuersten Stoffen, gewöhnen sie an eiteln Tand und, anstatt sie zu tüchtigen Hausfrauen heranzubilden, entwürdigen sie die unschuldigen Opfer zu elenden Zierpuppen, deren Hauptwerth in der Toilette und eventuell in der Formation des Körpers liegt. Lebende Statuen, inwendig alles hohl und kalt, die Seele ein Modejournal, das Herz eine Rechentafel.

In ähnlicher Weise schlägt der als humoristischer Sittenrichter überall wohlangesehene Verfasser bisweilen kräftige und richtig sitzende Quarten und Terzen, und wir möchten herzlich wünschen, er entschlösse sich dazu häufiger. Es wird auf sein Wort gehört, und das ist viel, und das ist gerade das, dessen sich unsere Kanzelredner und Kathedersocialisten so selten zu rühmen haben. Ridendo dicere verum, die Fähigkeit hat unser Autor, und er könnte sie noch mehr nützen, als er schon thut.

Wer „Groß-Busekow" langsam und aufmerksam liest, fühlt sich bald heimisch dort, und gern erträgt er Leid und Freud mit der Familie und denen, die ihrer Abkunft nach zu ihr gehören. Sage niemand, daß nicht viel Vorstudien und Detailforschungen dazu gehören, um mit bloßen Localfarben das Leben und Treiben in jener jetzt schon so entlegenen Zeit zu schildern. Und Winterfeld kennt Land und Leute so genau, daß er nirgendwo falsch zeichnet oder die Farben zu stark aufträgt. Was wir gern wahrnehmen und was wir aus mancherlei zuverlässigen Berichten aus der „Franzosentid" bestätigen können, ist der stets sich wiederholende Eindruck, daß die bessern deutschen Naturen in jener bösen Zeit die Hoffnung auf Umschlag und deshalb auch den Humor nicht verloren hatten, daß überall, wenn auch oft schwer wahrnehmbar, die Waffen parat gehalten und das Pulver trocken gelegt wurde, um zur rechten Stunde mit aller Gewalt die bessere Zeit wieder herbeizuführen.

Das ist gelungen, nach schweren Kämpfen und nach mancherlei nachfolgendem Drangsale; die Keime zu 1866 und 1870/71 wurden schon nach dem 14. October 1806 gelegt, und herrlich sind sie aufgegangen.

Außer dem Gutsherrn und seiner Frau, echten Gestalten der alten und so einfachen, aber redlichen Zeit, außer seinem Sohne, dem strammen Junker, der mit seinem Freunde Pferdeknecht lustige Streiche genug macht, um sich schließlich als Preußenheld von echtem Schrot und Korn zu entwickeln, ist besonders der feingebildete Herr von Knollen zu rühmen, der eine Art gelehrten Hagestolzes ist, trotzdem aber zuletzt die sehr zimperliche Tante Flörchen heimführt, und der alte schwerhörige Herr von Waldow, der alles misversteht und doch in dem bunten Concerte nicht entbehrt werden kann.

Als ein Hauptverdienst des Werks möchten wir noch die Unparteilichkeit hervorheben, mit der jede Schwäche, die zu unserer Niederlage beitrug, in ihren Ursachen charakterisirt wird, ohne daß dadurch dem Gesammtbilde unsers Volks, das trotz der erduldeten Schmach stets ehrenhaft blieb, irgend Eintrag geschähe. Besonders sind es die von den Führern und Feldherren begangenen Fehler, die der Verfasser mit gebührender Schonungslosigkeit offen an den Pranger heftet und seine Geisel empfinden läßt.

Nach den uns bekannt gewordenen Arbeiten Franz von Nemmersdorf's (Nr. 5) zögerten wir nicht, ihm unter den bessern Romanschreibern der Gegenwart seinen Platz anzuweisen. Feine Beobachtung und sachgemäße Erzählung, Mannichfaltigkeit und Neuheit der Situationen, sittliche Gerechtigkeit — das alles zeichnete seine frühern Werke aus. Nun aber fehlt es an der letztern in der „Geschichte eines jungen Mannes" vollständig, und wir sehen uns einem wirklichen Problem gegenüber, einem ethischen und ästhetischen zugleich. Wie darf ein deutscher Autor die Nachsicht der Leser und Leserinnen für einen Burschen in Anspruch nehmen, zu dessen Gunsten in der That nichts spricht als ein vortheilhaftes Aeußere, nonchalante Cavaliermanieren, untadelige Toilette, etwas Adel und Erbgut — und weiter nichts. Nicht Kenntnisse, nicht ideales Streben und keine Spur von sittlichem Halt! Alle vier Bände hindurch sehen wir ihn zwischen einer rothhaarigen Hetäre und einer reichen Heirath, zwischen Uebergang zur schwarzen Internationale und äußerlicher Solidität schwanken. Ein edles Frauenherz verräth er vier Bände hindurch, immer wieder entzückt von einer Buhlerin. Endlich fesselt ihn eine vorzügliche Dame, aber er heirathet eine der schlimmsten Grisetten, weil er sie für die Tochter eines Nabobs hält, scheidet sich von ihr, oder wird vielmehr durch hohe Gönnerinnen von ihr getrennt, und nimmt am Schluß eine dieser letztern zur Frau. Richard von Eisenhofen wird uns als ein moderner Cavalier vom reinsten Wasser vorgeführt, unserer Hochachtung und edler Frauenliebe werth, aber er ist ein Gauch, dieser „hübsche, blonde, deutsche Edelmann", nicht um einen Strich besser als „die alte verwüstete Menschenruine, mit der vom afrikanischen Fieber gelb gebliebenen Haut, mit dem unbestimmten dunkeln Stigma des Verbrechens und der niedrigen thierischen Gelüste", der Nabob, dessen Grisette er einfältig genug ist für Tochter und Erbin zu halten und mit ihr vor den Altar zu treten. Hier tritt die abscheuliche Absicht, sich mit dem Laster zu versöhnen, unverhohlen hervor.

Von hoher sittlicher Reinheit und edelm Patriotismus getragen sind die zwei aus dem Dänischen übersetzten Romane „Uffe Hjaelm und Palle Löwe's Erlebnisse" (Nr. 6) und die „Geschichte eines jungen Mädchens" (Nr. 7). Wie tief fällt der deutsche Autor Franz von Nemmersdorf gegen diese beiden Dänen ab, und wie beschämend ist es für den deutschen Kritiker, dieses Urtheil offen abgeben zu müssen. Wir sind gewiß nicht blind gegen das mancherlei Blendwerk, von dem selbst die wackersten Dänen noch vielfach befangen sind, aber wir sind in der Lage, darüber hinwegsehen zu dürfen, und können um so unbefangener das viele Schöne und Große, dessen das Volk und besonders der Gebildete jenseit des Sundes theilhaftig geblieben ist, erkennen und rühmen. Beide Werke gereichen der dänischen Nation und Literatur zur Ehre und verdienten es, so meisterhaft in unsere Sprache übersetzt zu werden, wie durch W. Reinhardt geschehen ist.

Sollte es Henrik Scharling entgangen sein, daß Uffe, in dem das Dänenthum sein geistiges Spiegelbild sieht, „eigenthümlich scheu im Sinnen und Denken, langsam zum Entschluß und langsamer noch zur That", endlich, den Danebrog schwingend, von deutscher und zwar tiroler Kugel getroffen niederstürzt und sich nicht wieder erhebt? Es widerspricht der Gesammtsignatur unserer Zeit, daß je ein Excidium Holmense wieder möglich werde, daß dynastische Eroberungsgier zur Erreichung ihrer Zwecke wieder jede Tyrannei und Barbarei für erlaubt halte; vielmehr stimmen wir jenen bei, die behaupteten, daß wie früher die Fürsten die Einheit der skandinavischen Völker anstrebten, diese aber sich bis auf das Blut befehdeten, umgekehrt jetzt diese Völker des Nordens es sind, denen der Einheitsgedanke zur andern und bessern Natur geworden ist, und diesem nationalen Einheitsgedanken bei den Nordlandsrecken möchten wir alles Heil und Gedeihen und unblutige Verwirklichung recht vom Herzen wünschen.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In der funfzehnten Plenarversammlung der Historischen Commission der bairischen Akademie der Wissenschaften in München sind Mittheilungen gemacht worden, welche für die Pflege der historischen Wissenschaften in Deutschland von hohem Interesse sind. Die folgenden officiellen Angaben nehmen die allgemeine Theilnahme in Anspruch.

„Eine größere Zahl neuer Publicationen ist seit der vorjährigen Plenarversammlung in den Buchhandel gekommen: 1) «Geschichte der Wissenschaften in Deutschland», Bd. 10, Abth. 2: «Die Entwickelung der Chemie in der neuern Zeit von Hermann Kopp»; 2) «Deutsche Reichstagsacten», Bd. 2: «Deutsche Reichstagsacten unter König Wenzel, zweite Abtheilung 1388—97, herausgegeben von Julius Weizsäcker»; 3) «Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert», Bd. 11: «Die Chroniken der fränkischen Städte: Nürnberg» (Bd. 5); 4) «Briefe und Acten zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs in den Zeiten des vorwaltenden Einflusses der Wittelsbacher», Bd. 2: «Die Union und Heinrich IV. 1607—9, bearbeitet von Moritz Ritter»; 5) «Jahrbücher der deutschen Geschichte. Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen von Bernhard Simson, Bd. 1: 814—830»; 6) «Bairisches Wörterbuch von J. Andreas Schmeller, zweite, mit des Verfassers Nachträgen vermehrte Ausgabe, bearbeitet von G. Karl Frommaun» (Lief. 10); 7) «Forschungen zur deutschen Geschichte» (Bd. 14).

„Die «Geschichte der Wissenschaften» wird schon in den nächsten Tagen eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren, da die «Geschichte der Nationalökonomik» vom Geheimrath W. Roscher in Leipzig vollständig gedruckt ist. Man hofft im Laufe des Jahres 1875 zugleich die Geschichten der Botanik und der Geologie der Presse übergeben zu können.

„Von der großen, unter Professor Hegel's Leitung herausgegebenen Sammlung der deutschen Stadtchroniken enthält der eben erschienene elfte Band, fünfter Band der nürnberger Geschichten, Jahrbücher des 15. Jahrhunderts, Heinrich Drechsler's Chronik und andere Denkwürdigkeiten, hauptsächlich aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Mehr als die Hälfte dieses Bandes ist das hinterlassene Werk des Professors von Kern, der übrige Theil ist durch den Herausgeber selbst hinzugefügt worden. Das Glossar, von Professor Lexer in Würzburg bearbeitet, erstreckt sich, ebenso wie das Register, zugleich über diesen und den vorausgegangenen Band. Ein Plan der Stadt Nürnberg im Mittelalter ist beigegeben. Mit diesem Bande ist die Sammlung der nürnbergischen Chroniken als abgeschlossen zu betrachten, da aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, insbesondere aus dem Reformationszeitalter, zwar eine Menge von officiellen Acten und Correspondenzen, auch einzelne Familienbücher, wie sehr umfängliche Collectaneen von Christoph Scheurl, aber keine Chroniken und Denkwürdigkeiten von hervorragendem Werth vorhanden sind. Zwei Bände kölnischer Chroniken, historisch und sprachlich bearbeitet von Dr. H. Cardauns und Dr. Schröder, sollen zunächst zum Abschluß gelangen. Professor Mantels, dem jetzt durch die nicht genug anzuerkennende Liberalität des lübecker Senats eine wesentliche Erleichterung in seinen Amtsgeschäften gewährt ist, hofft im nächsten Frühjahr mit dem Druck der lübeckischen Chroniken beginnen zu können. Eine neue Ausgabe der Chronik der Stadt und des Bisthums Bremen von Schene Rynesberg mit Fortsetzung bis 1547 wird Dr. von Bippen für die Sammlung besorgen. Auch ein Band bairischer Chroniken wird für den Druck vorbereitet. Die Bearbeitung der Chroniken und Denkwürdigkeiten der Städte München, Regensburg und Mühldorf haben Archivrath Muffat und die Archivsecretäre Dr. Heigel und Freiherr von Oefele übernommen.

„Von den «Jahrbüchern der deutschen Geschichte» ist der erste Band der «Geschichte Kaiser Heinrich's III.», bearbeitet von Professor E. Steindorff in Göttingen, im Druck vollendet und wird in den nächsten Tagen versendet werden. Ihm wird alsbald der Schlußband der «Geschichte Heinrich's II.», bearbeitet von Dr. H. Breßlau in Berlin, folgen. Professor Dümmler hat die durch den Tod R. Köpke's unterbrochenen Arbeiten für die «Geschichte Otto's des Großen» aufgenommen, und ist so weit gediehen, daß er das Werk schon im nächsten Jahre der Presse zu übergeben hofft. Leider hat sich der Wunsch der Commission, für die Fortsetzung der «Geschichte Karl's des Großen» einen hervorragenden Gelehrten zu gewinnen, bisjetzt nicht verwirklichen lassen.

„Die Redaction der «Allgemeinen deutschen Biographie», aus dem Freiherrn von Liliencron und Professor Wegele bestehend, legte das erste Heft, zehn Bogen umfassend, zur Ausgabe fertig vor; das zweite Heft ist bereits im Druck vorgerückt, und die Publication wird jetzt regelmäßig fortschreiten. Es sollen jährlich zwei Bände, jeder zu fünf Lieferungen, ausgegeben werden. Das beigegebene Mitarbeiterverzeichniß weist nach, daß sich bereits über 350 Gelehrte an diesem großen Unternehmen betheiligt haben, und unter ihnen finden sich Historiker von der anerkanntesten Bedeutung. Es wird durch die «Allgemeine deutsche Biographie» eine von allen Seiten empfundene Lücke in unserer historischen Literatur endlich ausgefüllt werden, und wie sich das Werk auf die namhaften Persönlichkeiten deutscher Nationalität zu allen Zeiten und in allen Lebenssphären erstreckt, ist auch die allgemeinste Theilnahme unsers Volks an demselben zu erwarten."

Bibliographie.

Bakitsch, W., Rousseau's Pädagogik. Wissenschaftlich beleuchtet. Leipzig, Schmaler u. Pech. Gr. 8. 15 Ngr.

Clana, H. v. der, Protestantische Polemik gegen die katholische Kirche. Populäre Skizzen und Studien. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 15 Ngr.

Paschka, L., Epigramme. Naumburg, Pfeifer. 16. 15 Ngr.

Peberzani, J., In Acht und Bann! Eine Erzählung. Pest, Heckenast. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Plath, J. H., Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren. IV. Sämmtliche Aussprüche von Confucius und seinen Schülern, systematisch geordnet. Nach chinesischen Quellen. München, Franz. Gr. 4. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Racine. Mit deutschem Commentar und Einleitungen herausgegeben von A. Laun. 1. Britannicus. Strassburg, Trübner. Gr. 8. 20 Ngr.

Ramann, L., Franz Liszt's Oratorium Christus. Eine Studie zur zeit- und musikgeschichtlichen Stellung desselben. Mit Notenbeispielen. Leipzig, Schuberth u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Reichner, A., Stürme im Wasserglas. Ein humoristischer Roman. 3 Bde. Leipzig, R. Schaefer. 1875. Gr. 8. 3 Thlr.

Reinisch, L., Sprachen von Nord-Ost Afrika. 1ster Bd. Die Barea-Sprache. Grammatik, Tex tund Wörterbuch. Nach den handschriftlichen Materialien von Werner Munzinger Pascha. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.

Rotter, R., Die Kleinkindererziehung im Lichte der Gegenwart. Ein Wort an Aeltern und Kinderfreunde. Wien, Buchholtz u. Diebel. Gr. 8. 6 Ngr.

Scherr, J., Goethes Jugend. Der Frauenwelt geschildert. Leipzig, Keil. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schiemann, T., Salomon Hennings livländisch-kurländische Chronik. Eine Quellenuntersuchung. Mitau, Behre. Gr. 8. 16 Ngr.

Schlagintweit-Sakünlünski, H. v., Die Pässe über die Kammlinien des Karakorúm und des Künlün in Bálti, in Ladák und im östlichen Turkistan. Nach unsern Beobachtungen von 1856 und 1857 und den neueren Expeditionen. München, Franz. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.

Schloß Lowestein. Historisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert. Münster, Aschendorff. 8. 15 Ngr.

Schmidt, A., Pariser Zustände während der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. 1ster Thl. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Scholz, P., Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Sonnenfels. Briefe. Als Beitrag zu seiner Biographie mit einer Anleitung und mit Anmerkungen. Herausgegeben von H. Rollett. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.

Stark, L., Neuer compendiöser Literaturführer durch die meistgepflegten Musik-Gattungen. Nach practischen Erfahrungen zusammengestellt. Stuttgart, Galler. Gr. 16. 7½ Ngr.

Sybel, H. v., Die deutschen Universitäten, ihre Leistungen und Bedürfnisse. Zugleich als 2te verbesserte und vermehrte Aufl. der Schrift: „Die deutschen und die auswärtigen Universitäten." Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Ulmann, H., Ueber den Werth diplomatischer Depeschen als Geschichtsquellen. Eine academische Antrittsrede. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Neuester belletristischer Verlag von **Hermann Costenoble** in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Der slavische Bauernkönig.

Historischer Roman

von

Heinrich M. Penn.

2 Bände. 8. Brosch. 2¼ Thlr.

Leben um Leben.

Roman

von

Carl Tornow.

2 Bände. 8. Brosch. 3 Thlr.

Erzählungen aus der Heimath.

Von

Edmund Hoefer.

2 Bände. 8. Brosch. 3 Thlr.

Novellenblüthen.

Von

Maurus Jókai.

Aus dem Ungarischen von T. B. Dluhoß.

4 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr.

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

MEYERS

HANDLEXIKON

Gibt in ***einem Band*** *Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache* ***augenblicklichen Bescheid.*** *1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Poetische Abende.

Von

Rudolph Genée.

Groß Octav. VIII und 439 Seiten. Preis 3 Thlr.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lothar.

Ein Gedicht in zehn Gesängen

von

Adolf Friedrich von Schack.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Schack's Lothar hat sowol durch den fesselnden Inhalt der Erzählung, als durch die farbenprächtigen, auf eigener Anschauung beruhenden Schilderungen aus Spanien, den afrikanischen Wüsten, Aegypten, Palästina und Griechenland, das lebhafte Interesse der Lesewelt erregt. In vorliegender eleganter Ausgabe wird sich das Gedicht besonders zu Geschenken eignen.

Stuttgart, October 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a. S.** ist soeben erschienen:

Krohn, A., Sokrates und Xenophon.

Gr. 8. Broschirt. 1 Thlr. 15 Sgr.

Diese Schrift gibt Gesichtspunkte und Beispiele für die Kritik der Memorabilien und versucht mit einer neuen Würdigung der Xenophontischen Quelle die ursprüngliche Sokratik wieder herzustellen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 19. November 1874.

Ein schwerer Verlust hat uns und unsere Zeitschrift betroffen!

Herr Heinrich Brockhaus

ist nach längern Leiden am 15. November sanft entschlafen.

Dreißig Jahre lang war Herr Heinrich Brockhaus der verantwortliche Herausgeber und Redacteur unserer „Blätter für literarische Unterhaltung", und bis an sein Ende hat er ihnen sowie den literarischen Interessen, welche sie vertreten, eine vorsorgliche thätige Theilnahme zugewendet. Mitlebend mit dem geistigen Leben unserer Nation, mit warmer Sympathie jedes verheißungsvolle Ereigniß in der Kunst, Literatur und Politik begrüßend, ist er als einer der tüchtigsten Vertreter einer ältern Generation dem jüngern Geschlecht ein leuchtendes Vorbild gewesen. Sein Andenken bleibt in Ehren! Wir aber feiern dasselbe am würdigsten, wenn wir diese Blätter fortführen in dem Geiste, in welchem er sie Jahrzehnte hindurch geleitet hat: in dem Geiste frischer Theilnahme und unbeirrter Gerechtigkeit.

Leipzig, 16. November 1874.

Rudolf Gottschall.

Lyrisch-epische Dichtungen.

1. Teutoburgisches Lied in zwölf Gesängen, von O. Böttcher. Berlin, Henschel. 1871. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Das Käthchen von Heilbronn. Ein deutsches Epos von Moritz Mandl. Wien, Gerold's Sohn. 1873. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Die Rosenegger Romanzen von Julius von der Traun. Zweite Auflage. Wien, Fäsy u. Frick. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Salomon, König von Ungarn. Ein Gedicht von Julius von der Traun. Wien, Fäsy u. Frick. 1873. 8. 2 Thlr.
5. Hutten's letzte Tage. Eine Dichtung von C. F. Meyer. Zweite Auflage. Leipzig, Häffel. 1872. 16. 20 Ngr.
6. Mose und Zipora. Ein himmlisch-irdisches Idyll in zwölf Gesängen von J. V. Widmann. Berlin, Springer. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
7. Der letzte Minnesänger. Erzählendes Gedicht aus den deutschen Reichszeiten von K. R. W. Uschner. Hamburg, Richter. 1873. 8. 20 Ngr.

Indem wir zunächst das „Teutoburgische Lied" von Otto Böttcher (Nr. 1) einer Besprechung unterziehen, beginnen wir unsere Revue keineswegs unter günstigen Auspicien. In Gemäßheit des epischen Gesetzes, daß der Epiker nur einen Ausschnitt aus einer größern Begebenheit zu behandeln habe, und nach dem Horazischen Satze, daß derselbe immer gleich in medias res geht, hat sich Otto Böttcher den zweiten Tag der Schlacht am Teutoburger Walde als epischen Stoff erkoren und diesen Inhalt von — wie er selber sagt — genau 24 Stunden

auf 414 Octavseiten verarbeitet. Es ist nun aber von vornherein klar, daß auch der inhaltsvollste Schlachttag unmöglich hinreichenden, wahrhaft interessanten Stoff für ein so dickleibiges Epos bieten kann, der Verfasser hat daher das historisch Gebotene aufs äußerste dehnen und mit allerlei eigenen Zuthaten und Erfindungen verbrämen müssen, um jene 414 Seiten zu füllen. Namentlich spielt die germanische Mythologie mit ihren Göttern in Walhalla keine unwichtige Rolle; aber weder sie noch die übrigen Zuthaten dienen dazu, das Gedicht interessanter zu machen. Und was die Form betrifft, so ist die poetische Sprache des Gedichts theilweise ein so ohnmächtiges Stammeln, daß dem Leser alle Augenblicke Prosaismen und Geschmacklosigkeiten schlimmster Art begegnen und ein nicht beabsichtigter komischer Eindruck nur allzu oft als Ergebniß der Lectüre hervorgerufen wird. Gleich in der ersten Strophe läßt der Verfasser

> Fürsten hoch zu Roß die Streitaxt *schwirren* (!) —

welches Verbum doch unmöglich transitiv und in gleicher Bedeutung mit „schwingen" gebraucht werden kann. Die vierte Strophe lautet also:

> Der Freia Zwist, o Göttin, lehr' mich singen,
> Den schrecklichen, und der Germania,
> *Nebst seinen kriegerischen Folgen, Dingen,*
> *Die einzig stehn im Lauf der Zeiten da,*
> *Zumal die Folgen immer weiter dringen,*
> Durch ein Jahrhundert hin, durch mehr dann, ja —

Uns dünkt, daß in diesen Worten die unverhüllte Prosa hervorbricht. Dasselbe gilt von Strophe 7, welche beginnt:

> Es bilden nämlich hier im engsten Rahmen
> Durch Wotan's Rathschluß sich *wie typisch* vor
> Begebenheiten, und es klingen Namen
> Schon jetzo hier an unser staunend Ohr,
> Die später ganz dieselben wiederkamen —

In Strophe 19 wird Einverständniß, Kenntniß und *Bewändniß* gereimt. Wir meinten bisher: es hieße „Bewandtniß". Ebenso unmögliche Worte sind Strophe 22: „beworben" und Strophe 23: „Flämmerschein". In Strophe 24 „vergeußt ein Lämpchen trüben Brand". In Strophe 25 findet sich ein Plural: „die Trümmern". In Strophe 31 heißt es:

> Kaum hat
> Die Fürsten er zu machen sich geglaubt hold,
> Als in den Sand auch schon sein blutig Haupt rollt.

Ueberhaupt finden sich — namentlich in den beiden letzten Versen der ottave rime — Reime, auf die sich Wilhelm Busch etwas zugute thun und die auch Ernst Eckstein in seinen komischen Epen mit trefflichster Wirkung in Anwendung bringen könnte. So heißt es gleich Strophe 38:

> Doch Hermann weist ihn fort, gefaßt beim Kragen,
> Und Siegmund weint und flehet so zu Bragen.

Ebenso komisch schließt Strophe 43:

> Grauenvollen Schlachtruf schreit der finstre *Wölfer* (!),
> Und reihnweis sinken seinem Pfeil die Völker.

Desgleichen Strophe 46:

> Wir sind bereit zu all'm, gewiß auch *der* Mann,
> Der höchster Macht sich rühmt, ich meine Hermann.

Strophe 63:

> Nun sag, ob du geändert nicht die *Färbung* (!),
> Denn ehmals warst du günstig meiner Werbung!

Strophe 64:

> Denn lange lüstert's (!) ihn nach diesem Trumpfe,
> Das Weib Armin's zu führen im Triumphe.

Strophe 38 in Gesang 2:

> Dann stürzt sie, graß von Blick, doch schön von Wuchse,
> Aus dem Gebüsch und naht sich Marbod's Fuchse.

Strophe 68:

> Umsonst hofft' ich, daß sich mir Freude böte,
> Mein Leben glich der Elegie der Flöte.

Auf eine besonders schöne Stelle wollen wir noch aufmerksam machen. Marbod hat Thusnelda entführt, „bewußtlos völlig lag die bleiche Rose", und nun kommt folgende Schilderung:

> Beglühet schauend sanft vom Lichtgefieder
> Ihr schönes Antlitz, hält er sich nicht mehr:
> Er kniet vor ihr und küßt sie heiß und wieder
> Und — bebt zurück, denn horch! sie seufzet schwer.
> Nun löst er zitternd ihr das enge Mieder,
> Sodaß der Hüll' entsteigt ein Busen, der
> Ihm ganz den Kopf verwirrt. Jetzt helft mir, Musen,
> Damit ich schildre diesen schönen Busen.
>
> Zwei Emsenhügeln *) glich er, wenn die Wiesen
> Der Lenz schon hat beschenkt mit grünem Kleid,
> Sodaß auf einem jeglichen von diesen
> Ein Erdbeerbüschchen steht, das Frucht schon leiht,
> Der Winter aber, kaum nur erst verwiesen,
> Zurück noch kehrt und beide dicht beschneit
> Ringsum, daß nur die Erdbeer' hält ganz oben
> Purpurn das Köpfchen aus dem Schnee erhoben.

Im vierten Gesange soll Hesperia den Gothen Alarich gewinnen, und von der Erstgenannten heißt es also:

> Aus altem Stamm, zum Vetter der Medeia
> Ging er zurück, zu dem Telegonos,
> Den einst Odysseus zeugte in Aiaia
> Mit Kirke in dem hellen Zauberschloß,
> Glich sie an Schönheit völlig dieser Feia,
> Sodaß sich frühe schon ihr Herz erschloß
> Eroberungen, doch als Herrn verwehrte
> Sie jeden, bis Augustus sie begehrte.
>
> Der alte Schäker (!) nämlich ließ sich holen
> Noch junge Mädchen oft durch Livia;
> So ward durch die auch zum Palast befohlen,
> Wie sehr sie sträubte sich, Hesperia.
> Dann, als er ihr den Jungfernkranz gestohlen,
> Mit Varus er als Gatten sie versah
> Und steuerte mit Syrien aus sie beide,
> Der schönsten Perl' in Roms Triumphgeschmeide.
> Als sie ihr schönes Haupt nun, als sie ihren
> Reizvollen Busen auch geschmückt aufs neu',
> Den üppigen, der, quillend aus den Schnüren,
> Dem Blick sanft wogend zeigt, wie schön er sei,
> Geht sie zur Küch' — —

Indeß der Gothe Alarich verschmäht ihre Zauberein,

> „Daß nicht dem Ernst es meiner Sendung schade." —
> „Wohl! Dann erlaub' ein Gläschen Limonade."

Dieses nimmt er an und spricht dann zu Hesperia:

> „Fahr' fort im Spiele, schöne Virtuosin,
> Das, dies bedaur' ich, nur nicht klang wie Frohsinn."

*) D. h. Ameisenhaufen.

Weiterhin aber

> Ward ernst der Held und sagte düster: „Ach,
> Auch ich bin in Arkadien gewesen!" —
> „Meinst du das wörtlich oder bildlich?" sprach
> Hesperia. Er seufzt und herbes Leides
> Senkt er das Haupt und flüstert traurig: „Beides."

Indeß seine Trauer wird verscheucht. Denn:

> So ruhte kosend dort der große Balte
> Im Arm der liebenden Hesperia.
> Ihr Gatte, daß sich Heereskraft entfalte,
> Durchläuft indeß das Lager fern und nah,
> Und ordnet, flucht und schimpft auf Jung' und Alte,
> Weil langsam nur, was er befahl, geschah;
> Denn, ach! sein Heer, das abends sich betrunken,
> Lag eben jetzt im ersten Schlaf versunken.

Wir schließen mit der Schilderung eines Mondaufgangs:

> Und dunkler wird's und sieh, sich zu entdrängen
> Sucht jetzt dem Ost des Mondes sanft Geroll:
> Auf ihm steht Freia, wehnden Kleids: bei Klängen,
> Die, rosumkränzt, sie lockt aus Lyra, quoll
> Er immer weiter vor aus Bergeshängen
> Und immer sanfter glüh'nd, bis er nun voll
> Sprang aufs Gebirg, bewerfend hell die ganze
> Bethaute Flur weithin mit Flimmerglanze.

Sapienti sat! Das Opus kann nur als ein vollkommen mislungenes bezeichnet werden und könnte höchstens als reiche Fundgrube unwillkürlicher Komik gute Dienste leisten.

Schlechterdings nicht günstiger läßt sich urtheilen über „Das Käthchen von Heilbronn", ein „deutsches Epos" von Moritz Mandl (Nr. 2), mit dem der Verfasser keineswegs einem „tiefgefühlten Bedürfniß" abgeholfen hat. Es wird demselben nicht ganz unbekannt geblieben sein, daß wir ein Schauspiel gleichen Namens von H. von Kleist besitzen; und möchte man an demselben auch aussetzen, wie viel man wollte, durch das Epos von Moritz Mandl wird es bis auf Weiteres nicht verdrängt und in Schatten gestellt werden. Denn dieses Epos ist die traurigste Bänkelsängerei, die überhaupt denkbar ist. Es hat leider gleichfalls die beträchtliche Länge von 398 Seiten, und auf jeder dieser Seiten wimmelt es von Seltsamkeiten, die nur ein homerisches Gelächter hervorrufen können. Wir wollen aber den Leser nicht aufs neue mit dutzendweisen Belegen behelligen, hoffen vielmehr, daß derselbe auch ohne solche unserer Versicherung glaubt, und wollen nur die Rede theilweise hersetzen, in welcher Käthchen dem Ritter über ihre Herkunft Auskunft gibt:

> Ich bin ein ganz gewöhnlich Kind,
> Ich weiß an mir nichts Gutes,
> Gar traurig oft, manchmal geschwind
> Auch wieder guten Muthes.
>
> Sag' ich Euch recht: das Leben thut
> Im Grund mir herzlich wehe,
> Doch mein' ich, alles würde gut,
> Wenn ich gen Himmel sehe.
>
> Ach, meine liebe Mutter hab'
> Ich nimmermehr erlebet,
> Saß weinend oft an ihrem Grab,
> Dran sich ein Kreuz erhebet.
>
> In Heilbronn, wo der Neckar fließt,
> In duft'gen Rebgeländen,
> Und alles volle Blüten sprießt
> An allen Eck und Enden,
>
> Wo auf den Bergen Blümlein blühn,
> So ganz gering und kleine,
> So halb hinaus, so für sich hin
> Und ganz in sich hineine,
>
> In Heilbronn, hoher Herr, lebt' ich
> In meines Vaters Hute,
> Ein Tag so wie der andre wich,
> Abend war alles gute!

Eine Tochter, „die in ihres Vaters Hute lebt", bei allen Göttern, das ist noch nicht dagewesen; und die Lektüre einer so unsterblichen Stelle muß selbst den ärgsten Melancholikus erheitern.

Wir gehen über zu Nr. 3: „Die Rosenegger Romanzen" von Julius von der Traun, und kommen damit aus dem Bereiche des Nonsens auf das Gebiet der wirklichen Poesie. Julius von der Traun ist niemand anders als der österreichische Reichstagsabgeordnete Alexander Schindler; die Romanzen tragen ihren Beinamen von dem Schlosse, wo ihr Autor sie gedichtet haben will, und das Buch ist eigentlich keine neue Erscheinung. Vielmehr ist die erste Auflage schon 1852 erschienen; Referent muß aber frei bekennen, von diesen Dichtungen bisjetzt keine Kunde gehabt zu haben, er freut sich nun um so mehr, daß er in denselben eine höchst angenehme Bekanntschaft gemacht hat, und kann sich nur wundern, daß erst über 20 Jahre haben vergehen müssen, bevor eine neue Auflage nöthig geworden ist. Ignaz Hub, in „Deutschlands Balladendichter und Lyriker der Gegenwart", sagt, daß diese Romanzen „in der That zum Besten gehören, was in neuerer Zeit auf lyrisch-epischem Gebiete in Oesterreich producirt wurde. Der Ton der alten Volksweise ist vortrefflich angeschlagen, die Stoffe aus Sage und Geschichte haben Reiz und Neuheit, die Darstellung ist charakteristisch, kräftig und phantasiebelebt, hin und wieder fesselnd durch psychologische Vertiefung", und wir selbst können uns diesem Urtheil nur vollständig anschließen und das Buch jedem Poesiefreunde angelegentlich empfehlen. Die eingestreute Lyrik hält sich ganz auf der Höhe der Romanzendichtung. Form und Ausdruck sind fast überall vortrefflich; und nur hin und wieder einzelne kleine Fehler besonders in den Ghaselen sind das Einzige, was uns auszusetzen erschien; und da sich dieselben auf fast 400 Seiten vertheilen (die Druckfehler fallen zudem dem Verfasser nicht zur Last), so können sie den Werth des Buchs im großen und ganzen nicht beeinträchtigen, dem wir wünschen, daß es auch außerhalb Oesterreich viele Leser finden möge.

Indem wir die Besprechung des von demselben Verfasser stammenden, in den bekannten spanischen Trochäen geschriebenen Gedichts „Salomon, König von Ungarn" (Nr. 4), unmittelbar hieran anschließen, haben wir zunächst zu bemerken, daß sich die oben namhaft gemachten Vorzüge des Dichters und seiner Poesie auch in dieser Dichtung wiederfinden. Die Form ist meist eine tadellose und die Vortragsweise eine wirklich poetische. Ob aber die Wahl des Stoffs eine glückliche genannt werden kann,

das steht sehr dahin. Ein zur Zeit der salisch-fränkischen Kaiser lebender König von Ungarn ist doch eine sehr fragwürdige Persönlichkeit für ein Epos; der Stoff dürfte in jedem Falle von zu localem Interesse sein, und ein nicht-ungarischer oder nicht-österreichischer Leser dürfte weder für diesen wenig sympathischen König noch für die im ganzen sehr barbarischen und blutigen Vorgänge eines erst in den Anfängen begriffenen Culturzustandes große Begeisterung fassen können. Und wenn man sich schließlich auch zu dem Zugeständniß versteht, daß ein poetischer Kern dem gewählten Stoffe nicht abzusprechen ist, so würde derselbe doch durch eine kürzere Fassung dem allgemeinen Interesse jedenfalls zugänglicher geworden sein, während dessen hier vorliegende Behandlung auf 372 Seiten bei der Einförmigkeit der spanischen Trochäen schon der Form nach ermüdend wirkt und in dieser Dehnung auch das Interesse am Stoff allmählich erlahmen läßt. Wir wiederholen, daß auch diese Dichtung immerhin ein talentvolles, auf respectablem poetischen Niveau sich haltendes Werk ist, daß aber nicht blos poetischer Sinn, sondern auch ein gewisser Localpatriotismus erforderlich ist, um dasselbe in dieser Breite mit Behagen und Genuß lesend zu bewältigen.

Einen recht freundlichen Eindruck hat uns weiterhin das demnächst zu erwähnende Buch gemacht: „Hutten's letzte Tage", eine Dichtung von C. Ferdinand Meyer (Nr. 5), der sich in dieser Production gleichfalls als einen wirklichen Dichter bewährt. Dieselbe bietet auf 126 Seiten 54 einzelne Gedichte, welche sämmtlich im Metrum des „Pilgrim vor Sanct-Just" d. h. in fünffüßigen iambischen Zweizeilern mit männlichen Reimen geschrieben sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses ewig gleiche Metrum bei einer doch immerhin nicht ganz kurzen Dichtung auf die Dauer etwas Einförmiges hat. Doch bleibt auf der andern Seite nicht minder wahr, daß der Wechsel des Metrums in derartigen Gedichten gleichfalls sein Bedenkliches hat, weil dadurch die Einheit des Tons und der Stimmung zerstört wird. Und ein ganz anderes, weniger einförmiges Metrum wüßten wir dem Verfasser eigentlich auch nicht zu rathen. Denn sowol der Hexameter wie der von Hamerling im „Ahasver" gebrauchte Blanevers hat als episches Metrum seine Gegner; wir haben eben für epische Darstellungen keine allgemein gültige, unbeanstandete metrische Form, und so mag es denn auch in unserm Falle bei dem von dem Verfasser gewählten Metrum bleiben. Was weiterhin die Vortragsweise betrifft, so erscheinen die Gedichte sämmtlich als Monologe Hutten's; nicht der Dichter erzählt, sondern aus Hutten's eigenem Munde hören wir die Schilderung seiner letzten Lebenstage auf der Insel Ufnau. Natürlich aber beschränkt sich die Dichtung nicht auf diese, vielmehr versenkt sich der dem Tode entgegengehende Hutten fortwährend mit rückwärts schauendem Geiste in die erinnerungsreiche Vergangenheit, und in sanft elegischer Färbung geht das ganze Leben des großen Kämpfers für Geistesfreiheit an uns vorüber. In Betreff der Sprachbehandlung läßt sich an den Gedichten kaum etwas aussetzen; dieselbe ist überall correct und edel, und somit können wir die ganze Dichtung nach Form und Inhalt bestens empfehlen.

Wir kommen zu Nr. 6: „Mose und Zipora", ein himmlisch-irdisches Idyll in zwölf Gesängen von Joseph Victor Widmann. Der Verfasser ist auf dem deutschen Parnaß kein Neuling und hat den Freunden der Poesie schon manche hübsche Gabe geboten, so namentlich das von dem Herausgeber d. Bl. als eine sehr rühmliche Leistung anerkannte Epos „Buddha" (1869). Ob er aber mit seinen frühern Gedichten einigermaßen durchgedrungen, das ist eine andere Frage. Das vor „Mose und Zipora" sich findende Motto weist uns nicht auf die Bejahung derselben hin. Dieses Motto lautet:

Den wenigen Vernünftigen
Jetzt Lebenden und Künftigen!

Wir können nicht leugnen, daß wir dieses jedem gleich in die Augen fallende Motto oder diese Widmung lieber weggewünscht hätten. Wir bestreiten freilich gar nicht, daß es heutzutage „wenige Vernünftige" gibt, d. h. unzweifelhaft im Sinne des Verfassers solche, die — nach Goethe's „Tasso" — „der Dichtung Stimme vernehmen"; es wird auch vielleicht in Zukunft nicht viel anders sein, wie es factisch auch in der Vergangenheit nie viel besser gewesen ist, selbst nicht zur Zeit unserer classischen Dichter; aber es ist doch nicht sehr klug gethan und kann leicht als Arroganz gedeutet werden, wenn der Verfasser gleich auf dem Umschlage dem so wie so sehr widerhaarigen Publikum mit einer nicht eben schmeichelhaften Aeußerung sozusagen ins Gesicht springt, und mit den Appellationen an die Zukunft ist es nun erst recht eine eigene Sache. Habent sua fata libelli heißt das bekannte Wort des Horaz, und wer vermag zu sagen, was aus der Unmasse des heutzutage Erscheinenden in Zukunft noch gelesen werden wird. Vielleicht wird manches jetzt Strahlende sehr im Preise sinken, und andererseits wird manches Verborgene ans Licht gezogen werden. Welchen Büchern aber das eine oder andere Schicksal zutheil wird, wer will das vorher erkennen! Im ganzen wird es immer am besten sein: der Dichter schreibt, was ihm in die Seele gelegt ist, und bekümmert sich hinterher um das Schicksal seiner gedruckten Bücher möglichst wenig. Alfredde Vigny sagt im „Journal d'un poëte": „Le seul beau moment d'un ouvrage est celui, où on l'écrit." Und derselbe:

Un homme, qui se respecte n'a qu'une chose à faire:
Publier, ne voir personne et oublier son livre —

wozu er noch die Bemerkung hinzufügt: „Un livre est une bouteille jetée en pleine mer, sur laquelle il faut coller cette étiquette: Attrape qui peut". In unserm Falle zudem werden auch bei dem wohlwollenden Leser durch das in Rede stehende, etwas stolze Motto Erwartungen rege gemacht, denen das Buch denn doch schließlich nicht ganz gerecht wird. Ein solches Motto paßt von Rechts wegen für ein Buch, in welches der Verfasser einen gewissen, nicht an der Oberfläche liegenden Tiefsinn hineingeheimnißt hat, etwa für eine Faustdichtung oder eine dichterische Gestaltung der Merlinsage, ja auch auf desselben Verfassers „Buddha" wäre dasselbe vielleicht eher angebracht gewesen. Die augenblicklich vorliegende Dichtung hingegen ist allerdings — wir wollen nicht zögern dies sofort auszusprechen — eine nach Form und Inhalt in der That vorzügliche Leistung, aber ihre Ver-

züge liegen nicht nach der Seite gedankenhaften Tiefsinns hin, und wenn dem Ganzen auch eine Idee zu Grunde liegt, so ist die Dichtung doch wesentlich erzählender Natur, dem allgemeinen Verständniß sehr wohl zugänglich und keineswegs eine schwerwiegende Gedankendichtung, wie es das Motto, das sie an der Stirn trägt, mehr oder weniger anzudeuten scheint. Die Grundidee der Dichtung ist, daß nur die Liebe dem Menschen die Kraft zum Höchsten verleiht, und diese Idee und ihre Wahrheit wird uns in der Schilderung der nach Andeutungen der Bibel ausgemalten Liebe des Moses und der Zipora in lebendiger Anschaulichkeit vor die Seele geführt. Das Gedicht bietet uns ein Stück Jugendgeschichte von Moses, bevor dieser sich seiner großen Sendung in der Geschichte der Juden gewidmet hat, und der wesentliche Plan und Gang des Gedichts ist der, daß der Herr der Heerscharen, der Gott Jahve, um Moses zu dieser seiner Sendung fürs ganze Leben zu stärken, den Beschluß faßt, ihm zuvor ein Jahr süßester Liebesseligkeit zu gewähren. Eben die Ausmalung dieser Liebesseligkeit in ihrem Entstehen und Verlauf ist die wesentlichste Aufgabe des Buchs, das in der That diese Aufgabe in durchweg poetischer und wirklich fesselnder Weise löst und neben den „Rosenegger Romanzen" von Schindler jedenfalls die hervorragendste Erscheinung in unserer diesmaligen Revue ist. Soweit Jahve und die himmlischen Heerscharen nebst ihrem Widerpart, dem Teufel, der die Plane des Herrn zu vereiteln sucht mitspielen, hat der Verfasser die seit Klopstock's „Messias" bei derartigen Scenerien fast unvermeidliche Langweiligkeit geschickt zu vermeiden gewußt; und was den Ton der auf der Erde spielenden Partien anbelangt, so ist der Grundaccord, der in diesen wie eigentlich in der ganzen Dichtung herrscht, derjenige einer gewissen grandiosen Einfachheit, wie er zu diesen patriarchalischen Zeiten sehr wohl paßt; und gerade der Contrast, in welchem diese selige Ruhe des Kindheitsmorgens der Menschheit zu den heutigen verwickelten und aufregenden Zuständen von Menschen und Dingen steht, wirkt auf den modernen Leser mit einem eigenthümlichen Reiz. Die Ottave rime, in denen das Gedicht geschrieben ist, sind von fast tadelloser Vollendung.

Was die zuletzt zu besprechende Dichtung: „Der letzte Minnesänger", erzählendes Gedicht aus den deutschen Reichszeiten von K. R. W. **Uschner** (Nr. 7), angeht, so möchten wir auf dieselbe gern die bekannten englischen Worte last, not least anwenden, sind aber leider nicht in der Lage, dieses thun zu können. Das Gedicht ist allerdings nicht etwa insofern least, als es mit Nr. 1 und 2 auf einer und derselben Stufe oder noch tiefer stände, vielmehr steht es entschieden höher, denn es verfällt nirgends dem Fluche der Lächerlichkeit, documentirt vielmehr immerhin eine nicht zu verkennende poetische Begabung in dem Verfasser desselben; aber nichtsdestoweniger kann eine wahrhaft erfreuliche und die deutsche Literatur bereichernde Leistung in demselben nicht gesehen werden, und den unter Nr. 3, 4, 5 und 6 besprochenen Leistungen steht es auf alle Fälle bedeutend nach. Daß der Hexameter als Metrum gewählt ist, darüber wollen wir, weil eben ein allgemein anerkanntes Metrum für epische Darstellungen im Deutschen fehlt, an dieser Stelle weiter kein Wort verlieren, obwol dessen Angemessenheit gerade bei einem derartigen Stoffe (Zeit des Minnegesangs) doch ganz besonders fraglich erscheint. Vor allen Dingen aber ist das Gedicht in einer ganz unerträglich manierirten Sprache geschrieben, die sich in kühnen — wenn auch nicht gerade falschen — Wortbildungen, Weglassung des Artikels und sonstigen unzähligen krausen Auswüchsen und Sonderbarkeiten gefällt und die Lektüre des Buchs zu einer sehr mühseligen macht. Und was nun weiterhin den Inhalt anlangt, so läßt sich ein definitives Urtheil über die Dichtung eigentlich gar nicht fällen. Denn das Buch bezeichnet sich als erster Theil, ist also in der vorliegenden Gestalt durchaus unvollständig, und man kann gar nicht wissen, welches der Plan der Dichtung ist und was alles noch kommen kann und soll. So weit indeß menschliche Berechnung reicht, glauben wir denn doch nach dem Vorliegenden den Verfasser zu einer Fortsetzung kaum ermuthigen zu können. Der Held der Dichtung ist ein Spätling des Minnegesangs, der in der Zeit Adolf's von Nassau und Albrecht's von Oesterreich lebt. Es ist dem Verfasser aber schlechterdings nicht gelungen, uns für diesen seinen Helden zu erwärmen. Derselbe wird freilich fortwährend „der Erbe des Minnegesangs" genannt, man merkt aber eigentlich blitzwenig davon. Nicht etwa als ob wir verlangten, daß er fortwährend mit wirklichen Minneliedern unterhielte. Aber die Schicksale, die er erlebt, haben mit diesem seinem Charakter als „Erbe des Minnegesangs" herzlich wenig zu thun, vielmehr könnten sie jedem andern Erdensohne ziemlich ebenso gut passiren, und sie sind zudem von so alltäglicher und gar wenig erfreulicher Art und sind vom Verfasser nichtsdestoweniger so breit ausgesponnen, daß der Eindruck der Langweiligkeit, welcher der epischen Breite nicht gerade wesentlich ist, ein von der Lektüre des Buchs unzertrennlicher sein dürfte.

Albert Moeser.

Kleine Schriften von Sacher-Masoch.

1. Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. Novellen von Sacher-Masoch. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen von Sacher-Masoch. Leipzig, E. J. Günther. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. Von Sacher-Masoch. Leipzig, E. J. Günther. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Die Messalinen Wiens. Geschichten aus der guten Gesellschaft. Von Sacher-Masoch. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
5. Sociale Schattenbilder. Aus den Memoiren eines österreichischen Polizeibeamten. Von Sacher-Masoch. Ein Seitenstück zu „Falscher Hermelin", kleine Geschichten aus der Bühnenwelt desselben Verfassers. Halle, Gesenius. 1873. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sacher-Masoch's glänzende novellistische Begabung, die er namentlich in dem ersten Bande seines „großangelegten" Werks „Das Vermächtniß Kain's" bekundete, und die in d. Bl. von weit mehr berufener Feder als die meine rückhaltlos anerkannt wurde, kommt leider in den vorliegenden fünf Bänden Novellen und Geschichten nur selten und auch da nicht in eminentem Grade zum Ausdruck. Und was noch mehr zu bedauern als der Mangel an künstlerischer Gediegenheit, ist der peinlich berührende Umstand, daß Sacher-Masoch hier im Widerspruche zu den Aeußerungen der gesammten deutschen Kritik mit Vorliebe das Feld des wollüstig-grausamen Erotismus bebaut, welches mit vollem Rechte als krankhafte Verirrung seines Schaffenstriebes bezeichnet wurde — nicht vom moralischen Standpunkte, der in seiner landläufigen Bedeutung für den Künstler gar nicht existiren soll, sondern von dem einzig maßgebenden, dem ästhetischen Standpunkte aus. Nachdem wir dies Gesammturtheil vorausgesendet haben, welches den Leser nicht allein über die vorwiegende Färbung dieser Schriften unterrichten, sondern auch die vorurtheilsfreie, in keiner Beziehung engherzig moralisirende Stellung kennzeichnen soll, welche Schreiber dieser Zeilen dem künstlerischen Schaffen gegenüber im allgemeinen und dem Schaffen Sacher-Masoch's gegenüber im besondern einnimmt, können wir sogleich zur Detailkritik übergehen.

Unter den vorliegenden Büchern scheint uns das literarisch bedeutendste eine Novellensammlung, betitelt: „Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten" (Nr. 1), zu sein, ein Buch, in welchem die Vorzüge der Sacher'schen Schreib- und Darstellungsweise noch am fühlbarsten sich geltend machen und der erotischen Neigung nur wenig gefröhnt wird. Der Preis unter diesen Novellen gebührt entschieden dem fünften Stücke: „Hmelnizki der Kosack", einer Geschichte aus dem 17. Jahrhundert, die den Kampf der Kosacken und polnischen Bauern gegen die Gewaltherrschaft und den Uebermuth des polnischen Adels behandelt und mit dem Siege der erstern schließt. Eine besonders gelungene Figur ist die des Helden Hmelnizki, welcher uns vielfach an Kleist's „Michael Kohlhaas" erinnert. Auch Lidwina, seine treulose Gattin, entbehrt nicht mancher sympathischer Züge, ist aber mit einem allzu üppigen Pinsel gemalt.

Ebenfalls eine sehr hübsche Arbeit ist die „Venus von Murany", aus der ungarischen Geschichte geschöpft und die heldenmüthige Vertheidigung der Festung Murany durch ein Weib äußerst lebendig und effectvoll erzählend. Wenn wir noch beifügen, daß diese Venus mit der „Venus im Pelz" im Grunde nur den — Pelz gemeint hat, so glauben wir ihrem Charakter dadurch eine besondere, freilich nur negative Anerkennung zu zollen.

Diesen zwei Novellen schließen sich als gelungene und anziehende Gaben wenn auch von geringerm Werth: „Die Myrte der Liebenden" und „Margarethe Lambrun", an, wogegen „Ein Geniestreich der Pompadour" bei der Widerlichkeit des Sujet jeder künstlerischen Behandlung spottet. Die mit Unrecht an erster Stelle stehende Novelle: „Die schwarze Zarin", gehört zu jenen Arbeiten Sacher's die wir trotz aller Proteste des Verfassers immer wieder verwerfen müssen, nur den Aufwand von Phantasie und Farbenpracht beklagend, den er gerade an solche enfants terribles verschwendet. Derlei bestialische Weiber wie diese schwarze Zarin, die aus Wollust und Grausamkeit zusammengesetzt sind, diese Sphinxe ohne Geist, welche anstatt der Löwentatzen die Peitsche und das Schwert in der kleinen weichen Hand haben, gehören, wenn sie leben, in einen Menageriekäfig, und wenn sie todt sind, auf den Anger. Die schöne Literatur hat nichts mit ihnen zu schaffen.

Wir kommen nun gleich auf Sacher's jüngst erschienenes Buch: „Gute Menschen und ihre Geschichten" (Nr. 2), zu sprechen, indem dasselbe ebenfalls Novellen enthält und, was seinen Werth betrifft, sich den „Liebesgeschichten" am ehesten noch anschließt. Vor allem müssen wir hier constatiren, daß der Verfasser in allen drei Stücken, die dieser Band enthält, der erotischen Richtung entschieden den Rücken wendet. Und diese Verleugnung geht so weit, daß er in der ersten Novelle: „Aus einer andern Welt", nahezu in das Gegentheil verfällt, das heißt, seinen Lesern eine Naivetät, eine „Unschuldigkeit" zumuthet, die er just bei seinen Lesern naturgemäßer- und logischerweise nicht suchen dürfte.

Von dem bei Sacher-Masoch stets so scharf prononcirten „principiell feindseligen Gegensatze der Geschlechter" ist in dieser Novelle nichts zu verspüren; die junge Prinzessin vielmehr, welche hier die geheimnißvolle Rolle eines „Beschützers aus einer andern Welt" spielt und den Idealisten Karl Breit, den armen Studenten, in seinem Streben, ein tüchtiger Arzt zu werden, materiell in der ausgiebigsten Weise fördert, soll das verkörperte Princip der Güte, des Edelsinns, der Selbstlosigkeit sein. Nur eins kommt uns sonderbar vor bei ihr, und das sind die Bedingungen, die sie unserm Helden stellt. Die erste: „niemals, unter keinen Verhältnissen und unter keinem Vorwande nach der geheimnißvollen Macht, welche ihn beschützt, zu forschen", ginge noch hin; die zweite aber: „regelmäßig von seinen Studien und Bestrebungen, seinem Leben, ja von allem, was ihn bewegt, Nachricht zu geben und nichts zu unternehmen, keinen wichtigen Schritt zu thun, ohne die Einwilligung des Beschützers einzuholen",

ist denn doch etwas stark und zwingt unsern armen Karl naturgemäß zu dem tugendhaftesten Lebenswandel, dessen er sich denn auch wirklich befleißigt durch volle zehn Jahre. Und so geht denn alles ganz nach Wunsch der Prinzessin. Sie hat die Freude, ihren Schützling sich zu einem tüchtigen Arzte, zu einem schönen Manne — ohne Vergangenheit — entwickeln zu sehen, und als der alte Fürst Winborg stirbt und in der letzten Stunde das Testament, welches die Prinzessin einem andern Manne verbinden soll, zerreißt, da hindert sie nichts mehr, sich dem Arzte des Fürsten, demselben Karl Breit, zu erkennen zu geben als seine langjährige Beschützerin „aus einer andern Welt" — und dessen Gattin zu werden.

Daß diese Geschichte sehr hübsch ist, von Tugend und Seelenadel strotzt und die moralisirenden Kritiker zu hellem Lobe für den verlorenen Sohn Sacher-Masoch begeistern wird, scheint uns über jeden Zweifel erhaben, nur können wir leider in dieses Lob nicht einstimmen, denn diese Geschichte weist nicht nur eine ganze Kette von Unwahrscheinlichkeiten auf — das wäre das Schlimmste nicht —, sondern sie ist geradezu unwahr, psychologisch und physiologisch unwahr. Das aber darf ein Kunstwerk niemals sein, wenn es unsern Beifall finden soll. Und wenn wir sagen, diese Geschichte ist unwahr, so brauchen wir des physiologischen Moments gar nicht zu gedenken, es genügt uns das psychologische. Ein Mann wie Karl Breit, der uns als strebsam, willenskräftig, begeistert für seinen Beruf geschildert wird, kann schon dieser Eigenschaften wegen nicht eine Unterstützung annehmen, durch deren Annahme er zu den peinlichsten Rechenschaftsberichten über sein Thun und Treiben gezwungen, durch die seine persönliche Freiheit, seine Selbständigkeit absolut unterdrückt wird. Ein Mann wie Karl Breit wird bei seiner Begeisterung für die Mission des Arztes auch ohne Beschützer aus einer andern Welt die Mittel und Wege finden, die es ihm ermöglichen, Arzt zu werden, und viel eher Noth und Mangel ertragen als die Beschränkung, Ueberwachung und Vergewaltigung seines Willens. Individuen, die sich darein ergeben, werden niemals tüchtige Männer, am allerwenigsten tüchtige Aerzte.

Und was nun die Prinzessin betrifft, so wird sie, wenn wirklich echt weiblicher Edelsinn sie zu der Rolle einer Beschützerin Breit's veranlaßt, niemals Bedingungen stellen, die den Mann gänzlich von ihrem Willen abhängig machen, noch weniger aber — wie dies in der Geschichte erzählt wird — sich ihm in den Weg stellen, wenn ihr Schützling Gefahr läuft, in den Armen einer andern Frau glücklich zu werden. Durch diese Umstände erhält ihr Charakter eine ganz bedenkliche Schattenseite. Sie erscheint uns herrschsüchtig, selbstsüchtig, vielleicht sogar ein wenig raffinirt, und die weitere Thatsache, daß sie ihren Schützling liebt, ist durchaus nicht geeignet, ihre Handlungsweise in einem mildern Lichte erscheinen zu lassen. Mit einem Worte und ganz abgesehen von allen andern Unwahrscheinlichkeiten: sind Karl Breit und die Prinzessin die Charaktere, für welche sie der Verfasser gelten lassen will, so werden sie anders handeln müssen; so aber, wie sie handeln, sind sie andere Charaktere und keine „guten Menschen", gut in dem Sinne von achtenswerth genommen.

Viel gelungener, eine wirklich gute humoristische Novelle ist das zweite Stück: „Gläubiger als Heirathsstifter", in welcher Sacher-Masoch auf polnischem Boden steht und uns polnisches Leben, polnische Zustände und Individualitäten, vor allem aber polnische Juden mit der Echtheit und Unverfälschtheit, so frisch und plastisch schildert, wie es ihm vor allen gegeben ist. Hier wird Sacher-Masoch immer Lob einernten, und mag uns auch hier und da bei seinen galizischen Geschichten — bei der vorliegenden ist es nicht der Fall — eine Hinneigung zu Turgenjew'scher Manier auffallen, so bleibt er doch vorwiegend originell und die kleinen Reminiscenzen an den russischen Schriftsteller wirken niemals störend, zumal sie sich meist auf die eigenthümliche Art der Landschaftsschilderung beschränken, in welcher Turgenjew bekanntlich Meister ist und Sacher-Masoch als Schüler ihm wenig nachsteht.

Das Buch „Gute Menschen und ihre Geschichten" enthält nun noch eine dritte Novelle, betitelt: „Die verliebte Redaction." Vielleicht findet sich da und dort eine naive Leserin, welche an diesem Machwerke Gefallen findet; wir können nur bedauern, daß Sacher-Masoch derlei zu schreiben seine Zeit nicht zu kostbar findet. Nicht vielleicht daß wir durch die darin enthaltene Geiselung des ignoranten Journalisten- und schmuzigen Schmockthums uns getroffen fühlten, das wäre im Gegentheil ein ebenso zeitgemäßes als den Beifall aller gebildeten Standes- und Nichtstandesgenossen heischendes Beginnen, aber die Fabel, die diesem Zwecke zur Unterlage dient, ist ebenso unwahrscheinlich als — ungeistreich, um mild zu sprechen, und so kann es dem Verfasser leicht geschehen, daß er in diesem Falle aus dem Schützen zur Scheibe wird.

Die beiden uns weiterhin vorliegenden Bücher: „Falscher Hermelin" (Nr. 3) und „Die Messalinen Wiens" (Nr. 4) dürfen in einem Athem genannt werden. Es enthalten dieselben eine erkleckliche Anzahl von meist dem Leben nacherzählten Geschichtchen, Anekdötchen und Chambres séparées-Histörchen aus der Bühnenwelt und der sogenannten guten Gesellschaft. Daß der Verfasser dadurch in die Lage kommt, sehr indiscret zu sein, braucht nicht erst gesagt zu werden und ist bei der Wahl des Stoffs wol unvermeidlich; daß er es aber für gut und schicklich fand, die preisgegebenen Persönlichkeiten ziemlich scharf zu kennzeichnen und mitunter auch die „historischen" Thatsachen zu fälschen, das ist entschieden zu tadeln. Bei jenen Persönlichkeiten nun, welche sich wirklich schmachvoller Handlungen schuldig gemacht haben, für die es nur keine Strafgesetzartikel gibt, könnte das noch gebilligt werden, in vielen andern Fällen aber — wir beziehen uns hier auf das bessere Buch, den „Falschen Hermelin" — könnte der Verfasser sich gelegentlich eine verdiente Zurechtweisung wohl oder übel gefallen lassen müssen. Uebrigens sind — man verzeihe mir den kleinen Seitensprung, den ich hier unbedingt machen mußte — die Geschichten im „Falschen Hermelin" noch mit einer gewissen Sorgfalt, einzelne sogar geistreich geschrieben, und die meisten mehr pikant als skandalös. Jene dagegen, die uns von den Messalinen Wiens erzählt werden, sind salop geschrieben, monoton, ohne jedes psychologische Interesse und im Grunde nur skandalös, wie es eben bei dem wunderbaren Titel des Buchs gar

nicht anders zu erwarten ist. Das Allerschlimmste aber, was der Verfasser bisjetzt im gemein-grausam-wollüstigen Genre geleistet hat, ist die den Abschluß der „Messalinen Wiens" bildende Novelle: „Die Hyäne der Puszta", welche der Verfasser nur in einem sehr fragwürdigen Geisteszustande geschrieben haben kann. Wir verzichten darauf, unsere Leser mit dem ganzen haarsträubenden Inhalte dieser Novelle bekannt zu machen, wollen aber, um unser Urtheil ein wenig zu motiviren, eine Stelle daraus hier folgen lassen. Anna Klauer, oder auch Sarolta, ist von einem Baron Steinfeld verführt und dann verlassen worden. Sie schwört ihm Rache, und als er endlich nach Jahren in ihre Hände fällt, läßt sie ihn geiseln und foltern, und als er schon halb todt ist, spinnt sich zwischen den beiden noch diese Scene ab:

Ein gellender Pfiff ertönte, und im Nu war Steinfeld wieder von den Dirnen gefesselt, welche ihn jetzt an einen Ring ketteten, der über der Marmorwanne in der Wand stak. „Was ist das?" rief er. „Was fällt dir ein?" — „Du sollst es gleich erfahren", sprach Sarolta, sich erhebend. Zugleich rissen ihm die Dirnen die Kleider herab. „Du hast mir meine Jugend genommen, Elender", fuhr Sarolta fort, „nun sollst du sie mir zurückgeben mit deinem Blute!" — „Wie, bin ich toll?" — „Hast du nie von jener ungarischen Gräfin gehört, die sich im Menschenblute badete und so ewig jung blieb? Ich will heute dies seltene Schönheitsmittel versuchen." — „Mein Gott, das ist ja nicht möglich", stöhnte Steinfeld, „ich träume." — „Weckt ihn auf!" rief die schöne Hyäne, warf ihren Pelz ab und stieg in die Marmorwanne hinab. Die beiden Dirnen traten, jede eine mit scharfen eisernen Spitzen versehene Peitsche, in der Art, wie sie die Inquisition anwendete, in der Hand, hinter den Unglücklichen und begannen ihre grauenvolle Arbeit. Nach wenigen Streichen schon war ihr Opfer zerfleischt, sein Blut floß in Strömen hinab in die Marmorwanne und über das schöne Weib, das wollüstig seine herrlichen Glieder in dem warmen Strome des Lebens badete, und jedesmal auflachte, wenn Steinfeld wie ein Wahnsinniger schrie. Bald konnte er jedoch nur noch leise aufseufzen, endlich hing nur noch eine leblose, blutende Masse an dem Ringe — Anna Klauer war gerächt.

Damit ist die Novelle noch nicht zu Ende; der Verfasser hat noch über einige Scheußlichkeiten zu verfügen, die er dieser Anna Klauer auf den Pelz hängt, ehe sie gelyncht wird. Wir aber wollen dem Verfasser nur wünschen, daß mit der „Hyäne der Puszta" der letzte Giftpilz aus dem Boden seiner literarischen Production emporgeschossen ist. Es ist ein ganz capitales Exemplar, welches mindestens in dieser einen Beziehung dem Autor Ehre macht.

Von culturhistorischem Standpunkte nicht ohne Werth und ganz wohl als Lektüre zu empfehlen sind in dieser Serie von kleinen Schriften Sacher-Masoch's die „Socialen Schattenbilder. Aus den Memoiren eines österreichischen Polizeibeamten" (Nr. 5). Diese Schattenbilder sind im Feuilletonstil gehaltene Skizzen von mehr oder minder criminalistischer Natur, denen theils politische Ereignisse aus der Zeit vor und während der polnischen Aufstände in den dreißiger und vierziger Jahren, theils unpolitische Affairen aus der Polizeigeschichte von Wien, Prag und Lemberg, immer aber wirkliche Thatsachen zu Grunde liegen. Unter den politischen Skizzen sind besonders hervorzuheben: „Polnische Emissäre", „Ein Mord in den Karpaten", „Eine Damenverschwörung", „Politische Hinrichtungen", „Ein Demokrat im Bauernkittel" u. a. m., unter den nichtpolitischen „Das Alibi des Verräthers", „Eine militärische Diebesbande", „Gespenster der Kirche" und vor allem „Das Todesurtheil einer Frau", eine Skizze, welche novellistische Ausführung wohl verdient hätte. Das stoffliche Interesse, welches diese „Schattenbilder" erwecken müssen, wird durch die Vorzüge der Sacher'schen Darstellungsweise, Lebendigkeit, plastische Anschaulichkeit und wo es nöthig, auch sinnlich frische Färbung, noch gehoben, und so dürfte wol kaum jemand dieses Buch unbefriedigt aus der Hand legen, zumal die Quelle, aus welcher der Verfasser diesmal geschöpft hat, eine sehr authentische und zuverlässige ist. Warum Sacher die „Socialen Schattenbilder" ein Seitenstück zu seinem „Falschen Hermelin" nennt, ist uns übrigens vollkommen unverständlich; es muß dies unserer Ansicht nach die Leser total irreführen, denn wenn auch in einzelnen der „Schattenbilder" das erotische Element eine hervorragende Rolle spielt, so halten sich die meisten derselben völlig frei davon, was dem Buche nur zum Vortheile gereicht, wogegen im „Falschen Hermelin" eigentlich nur Liebesaffairen behandelt werden.

Oskar Welten.

Melchior Meyr's Nachlaß.

1. Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie. Von Melchior Meyr. Aus seinem Nachlasse herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moritz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
2. Melchior Meyr. Biographisches. Briefe. Gedichte. Aus seinem Nachlasse und aus der Erinnerung herausgegeben von Max Graf von Bothmer und Moritz Carriere. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Es ist eine merkwürdige Fügung, daß das unter Nr. 1 genannte Buch gerade jetzt erscheint. In der gegenwärtigen Literatur konnte uns nichts Willkommeneres geboten werden, denn es zeichnet sich durch alles das aus, was die heutige Zeit so groß, so unvergleichlich mit jeder andern macht, enthält aber auch zugleich alles das, was der Gegenwart fehlt. Diese fordert und gewährt Offenheit des Bekenntnisses, Freiheit der Forschung, Pflege und Anerkennung des so lange misachteten Realen, Bruch mit dem Frühern, wo dieses selbst anbrüchig und vor der Vernunft nicht mehr haltbar geworden ist. Wo wir das vorliegende Buch aufschlagen, da fordert es dasselbe, da befriedigt es aber auch. Unsere Zeit verläuft sich nach so vielen Richtungen in die Extreme. Sie glaubt alles oder nichts, sie zweifelt und verzweifelt sogar an dem Wissen, sie ist weder warm noch kalt, sie ist indifferent, stumpf, sie ist gedankenscheu, haßt das Ideal, leugnet den Geist, ergibt sich dem flüchtigen Genuß, verliert sich in die gröbste Sinn-

lichkeit, erklärt sich zuletzt für lebenssatt und preist mit Gähnen das große Nichts bis zur Raserei des Behauptens. Unser Buch dagegen huldigt nie dem Extrem, nie dem Justemilieu, ehrt den Glauben, warnt ihn aber auch vor dem Wahn, erhebt den Zweifel zum Wissen, ist glühend bis zum Enthusiasmus, klar, ruhig in vollster Besonnenheit, stets entschieden, für alles Hohe empfänglich, voll von Ideen, entzückt vom Ideal, gewiß des Geistes im Menschen, im All, gewiß des Geistes der Geister, hinlänglich bekannt mit dem Jammer der Erde, statt des Genusses von Seligkeit erfüllt, sicher der Verklärung aller Existenz, voll nie ausgehenden Lebensreizes, immerdar aufgeweckt, im Anschauen des Herrlichsten was es gibt, stets bei voller Vernunft, nie excentrisch, nie der Gewißheit entbehrend, daß es weiß, was es will, und daß das Ende des Processes der Triumph des Vollkommenen sein werde.

Diese „Gedanken", welche das vorliegende Buch in unerschöpflicher Fülle bringt, und doch in einer Anmuth, Elasticität, Durchsichtigkeit der Sprache, daß jeder leicht folgen kann, durch die Schönheit derselben immer wieder angezogen wird, sind keine Aphorismen im gewöhnlichen Sinne, vor allem keine Gedankenspäne, abgesprungen während der Production, keine Fragmente in zufälliger Abfolge, sondern sie sind Gedankenseelen, lebendige Monaden, deren jede ein Universum abspiegelt, wie es der Dichter und Denker in sich trug, wenn er sie auch später zu einzelnen Werken vervollständigen wollte. Wir erkennen aus jedem dieser Gedanken, was der, welcher sie dachte, schon geleistet hat und zu leisten noch beabsichtigte. Es kündigen sich in ihnen an: Lyrik, Drama, Novelle, Roman, Religionsphilosophie, Metaphysik, Aesthetik, Anthropologie, Theodicee in genialer Anschauung, in kühnster Ausführung.

Da ist auch nicht der kleinste Ausspruch unter ihnen, der nicht seine poetische, speculative Berechtigung und Vortrefflichkeit kundgäbe, der nicht seine besondere, überraschend neue, tief und scharf gegriffene Pointe hätte, dessen Zusammenstimmung mit den andern nicht denselben Grundcharakter verriethe, und der nicht blos als vorüberfliegender Blitz des Genies, sondern als aufgegangene Sonne desselben in eine unendliche Zukunft uns, die wir noch wandernd, Wege und Ziele suchend pilgern, zu den erfreulichsten, nie geahnten Ergebnissen hinleuchtete. Diese Freudigkeit des Lebens, Arbeitens, Schaffens, Freudigkeit bis zum letzten Augenblick, diese freudige Ueberlegenheit über alles Leid, über jeden Schmerz, über jeden Groll, über jede Dissonanz ist eine vollstimmige Symphonie all dieser Gedanken vom Anfang bis zum Ende.

Unser Dichter und Denker verschweigt nicht, was er an Tadel und Misbilligung in so vielen Beziehungen auf dem Herzen hat. Er klagt, aber nie mit Unrecht, die Gegenwart grober Verstöße, starker Verschuldungen an, doch weist er auch stets darauf hin, wie sie von Grund aus gehoben werden können. Auch gegen die Vergangenheit ist er schonungslos, wo sie sich überlebt hat, aber auch voll Ehrerbietung gegen das, dessen Werth keiner Zeit unterliegt. Wir bezeichnen sein köstliches Buch als ein ebenso religiöses wie dichterisches und philosophisches Testament, welches er uns hinterließ, mit höchster Bescheidenheit zwar, indessen auch im Bewußtsein, daß er mit seinen Kräften gewissenhaft und rastlos gearbeitet, Festes erreicht habe, mit dem Wunsche, daß wir da fortsetzen möchten, wo er aufhören mußte, mit der Gewißheit, daß die Menschheit nicht für nichts und wieder für nichts existire, leide, kämpfe, sondern für einen Totalzweck, den sie auch erreichen werde, und zwar auch jeder Einzelne, ob spät ob früh, je nachdem er sich der künftigen Harmonie des Ganzen widersetzt oder mit aller Begeisterung ihr fügt.

Kunst, Religion, Philosophie — sind unserm Autor Heiligthümer, die noch ganz anders gepflegt, verherrlicht, weiter ausgebaut werden sollen, als es bis dahin geschehen ist. Nichts Vergangenes genügt ihm vollständig, denn jenes fand überall seine Schranke, er dagegen verkündet eine Zukunft, die im Besitz der Vollkommenheit sein wird. Das Alte reicht nicht völlig mehr aus, das Neue schwebt noch meist in der Luft, und doch ist es dazu berufen, das Ideal zu verwirklichen. Mit bloßer Kritik oder gar Herummäkelei und Frivolität wird nichts erreicht, im Gegentheil alles Menschenwohl untergraben, durch Negation in nichts aufgelöst. Allein die Production kann helfen, und zwar die, welche aus Ideen schafft, daher bis zum Positiven vordringt, dem sie aber eine neue Gestalt gibt, zuletzt eine solche, die nie mehr verfallen kann, nicht überlieferter Buchstabe, nicht rohe Materie, nicht vergänglicher Organismus, nicht tastbarer, sondern verklärter Leib, vollendetes Sein und Bewußtsein.

Was David Strauß in seinem „Neuen Glauben" geben wollte, aber zu geben nicht vermochte, weil es ihm bei allen Vorzügen, die er besaß, an productivem Geist fehlte, weil er wesentlich zersetzender Kritiker war, das gibt Melchior Meyr in seinen an ureigenen Ideen reichen „Gedanken", in Vergleich mit denen so viele hochgepriesene Bücher, Abhandlungen in der heutigen Theologie, Philosophie, Naturwissenschaft, Geschichte, nachdem wir uns in die Gedanken unsers Autors vertieft, durch sie auf die höchsten Höhen menschlichen Dichtens und Denkens erhoben haben, nur noch wie Wolken erscheinen, wie Nebelgestalten, die, als sie noch über uns schwebten, uns noch Wahrheit vortäuschten, nun wir sie unter unsern Füßen haben, als bloße Hypothesen in Dünste zerflattern.

Es ist dem wahrhaften Genius verliehen, selbst das, was durch lange Zeiten verflacht, entstellt, verfälscht, gemeinplätzlich misbraucht worden ist, in seine ewigen Rechte wieder einzusetzen, als unzweifelhaft gewiß und zwar wissenschaftlich für immer zu begründen. Wie gedankenleer, fade hat sich schon der alte, stumpfe Rationalismus über so erhabene Gegenstände wie Gott, Freiheit und Unsterblichkeit ausgesprochen! Die elendeste Charlatanerie des heutigen Materialismus verlacht sie sogar. Wie unser Autor dagegen dieselben Objecte darstellt, treten sie in ein ganz neues Licht und ergeben sich als die sichersten Resultate der echten Wissenschaft, die nie irren kann, sonst wäre sie eben nicht Wissenschaft.

In diesen prächtigen „Gedanken" Melchior Meyr's handelt es sich all überall um die wahre, ewige Existenz, nicht um bloße Lebensfrist. Der Kampf ums Dasein ist eine fixe Idee unserer Tage geworden. Darwin, für

sich sehr ehrenwerth, hat so viele Halbphilosophen, mittelmäßige Naturforscher, fade Empiriker, rohe Materialisten damit wie angezaubert. Was ist jedoch, beim Lichte der Vernunft besehen, dieser Kampf, Zank ums Dasein in allen Einzelwesen eigentlich? Was ist er in der Theorie und deren Nachplauderern? Es ist Neid, und zwar durchaus gemeiner Brotneid, der alle Wesen gegeneinander aufruft. Es handelt sich bei ihnen gar nicht um die Existenz, sondern nur um die klägliche, ganz ordinäre Subsistenz, um Hunger und Durst, um Nahrung und Trank, um womöglich die letzten beiden dem Mitgeschöpf aus dem Munde zu reißen. Verhungere, verdurste, wer will, wenn *ich* nur am Leben bleibe! Sogar an den Himmel schon haben sie dieselbe Rauferei, Prügelei und thierische Misgunst jetzt verlegt. In den „Gedanken" unsers Autors aber ist es wirklich ein Kampf um die Existenz im erhabensten Sinne des Wortes, und zwar für Seele und Leib zugleich, zu Gunsten des Geistes. Es ist bei ihm nicht animalische Züchtung, für die er mit glänzender Waffe ins Feld rückt, sondern idealische, moralische Zucht, um auch reales Wohlsein zu erobern. Denn wo hätte Melchior Meyr selbst die Materie je gering geachtet? Im Gegentheil, er will sie als Leiblichkeit aufs sorgsamste gehegt und gepflegt, er will sie organisirt, zum Organe der Seele erhoben und bewahrt sehen. Aber freilich, er will Harmonie und zwar Universalharmonie des Geistes. Er will offen, ehrlich, allseitig Diesseits und Jenseits zugleich, denn er will die Vollkommenheit, das Weltall, wie es aus Gott und nicht aus einem schwebenden Atom folgt oder mit Noth aus dem Unbewußten das Bewußte, aus einem Affen den Menschen gewinnt.

Das ist es ja eben, was diesen materialistischen, einseitigen Fanatikern das Christenthum, dessen Universalität zu verstehen sie viel zu verstandesschwach sind, so verhaßt macht, daß es ausdrücklich lehrt, es lebe der Mensch nicht vom Brote allein. Nun vergegenwärtige man sich nur gewisse armselige Repräsentanten der Brotwissenschaft, was sie eigentlich wollen, wofür sie dociren, studiren und produciren, recensiren.

Auch das ist das Große, das Herrliche an Melchior Meyr, daß er sich in obigen „Gedanken", wie in allen seinen Werken, unabhängig macht, unabhängig von jeder pfäffischen Satzung, unabhängig von jedem philosophischen System, von jeder Kleinkinderbewahranstalt von Kunstschule und vorgeschriebenen ästhetischen Theorie, von jeder Literatencoterie. Er ist wahrhaftig kein blos zersetzender, polemisirender Geist, er baut auf aus der Vollmacht des Genius, er schafft, er ist versöhnlich, wo es irgend angeht, aber wo er die Waffen braucht, da treffen sie, wo er selbst grobes Geschütz spielen läßt, da zermalmt es, und auch wo er, wie in diesem Buche, göttliche Grobheit mit seinem berühmten „Grobian" zu appliciren für nöthig hält, da wird kein Gras mehr wachsen; er rottet das giftige Unkraut aus bis zur verborgensten Wurzel.

Sein Buch ist voll tiefster Menschenkenntniß und reichster Lebenserfahrung. Wer es wiederholt liest, wird im Beobachten der Menschen einen hohen Genuß finden und sich viele bittere Erfahrungen ersparen. Wir nehmen ein schlagendes Beispiel heraus von zutreffendster Beurtheilung. Welcher productive Mensch hat nicht schon die äußerste Unfähigkeit, die unglaublichste Verballhornung an Pietisten erlebt? Der als Krankheit der Seele noch immer andauernde Pietismus ist der deutsche Ultramontanismus in schwärzester Gestalt. An Schwerfaßlichkeit, Bigoterie, Engherzigkeit, Herrschsucht, Verdammungsluft gleicht er diesem bis aufs kleinste. In jeder weltlichen Musik, in der Sculptur ohnehin, in der Malerei, in jedem Gedicht wittert der Pietist als solcher Ketzerei, die zur Hölle reif macht; jede Philosophie ist ihm Atheismus schon von vornherein. Dieses wahre Verhältniß zu aller Kunst, diese frivole Verdächtigung alles wissenschaftlichen Denkens wird in den „Gedanken" unsers Autors ebenfalls nicht blos treffend bedacht, sondern wirksamst gezüchtigt.

Vor allem aber finden die vielfachen Jammerzustände unserer heutigen Durchschnittsliteratu ihren schonungslosen, stets aber gerechten Richter in vorliegendem Buche. Meisterhaft stellt der Verfasser es dar, wie man sich umthun, bemühen, bitten, anflehen muß, daß man auch nur angenommen, des Ansehens gewürdigt, kaum aber gelesen, sehr selten verstanden werde. Man vernehme die goldenen Worte, welche den Mangel an Bildung, die Roheit der heutigen „verkehrten" Welt der Nachwelt überliefern, einer Welt, in welcher die Bedientenseele dort auf dem Kanapee sich gähnend dehnt, während der Herr und Abgesandte des Geisterthums, nachdem er die Bittschrift seines Products hat einreichen lassen, im Vorzimmer steht, höchstens etwa sich lehnend, schnöde herabgesetzt, unterthänigst verharren muß. Da heißt es, nach dem Leben gezeichnet:

Es ist wunderbar: wenn man neue Wahrheiten gefunden hat, welche die Welt mit dem höchsten Dank hinnehmen sollte, dann muß man sie ihr erst noch aufschwatzen! Antichambriren bei ihr, suppliciren, sich empfehlen lassen — und sich glücklich preisen, wenn sie das, was sie demüthigst empfangen sollte, huldvollst entgegennimmt.

Wer wüßte nicht — und von den Edelsten, Anspruchslosesten werden darüber Beschwerden geführt —, wie von seiten parteisüchtiger, mit der Mode und dem Zeitgeist gehender Kritik die gediegensten Bücher heute ignorirt oder gar massacrirt, mit Steinen und Koth beworfen werden. Ein überaus artiges, solche Liederlichkeit plastisch wiedergebendes Gedenkwort und Zeugniß bei Melchior Meyr dafür ist, wenn er sagt:

Die schlechten Kerle in der Literatur meinen immer, man müsse etwas leisten, was sie loben müssen. Aber das ist unmöglich. Denn je besser eine Leistung ist, desto leidenschaftlicher fühlen sie sich gestachelt, sie zu schmähen. Die guten schlechten Kerle sind dümmer als es erlaubt ist.

Was den speciellern Inhalt und die sehr übersichtliche, zweckmäßige Anordnung betrifft, so wird das Ganze eröffnet durch ein Vorwort des Herausgebers. Darauf folgt das des Verfassers. Wer könnte es ohne Wehmuth lesen, ohne den erschütternden Schmerz, daß der nicht mehr unter uns weilt, der uns als Dichter und Denker so viele der ausgetragensten Werke von bleibendem Werthe hinterlassen hat! Bis zum Tode blieb er unser eingedenk, und wankte von seinem Krankenlager noch zum Schreibtische, um mit willensstarker Hand, in jenem charakter-

festen und doch fließenden Stil, den wir stets an ihm bewundert haben, gleichsam zum letzten Abschiede zu sagen, wie er es ein Menschenleben lang mit seinen Gedanken gehalten habe, wie wir es mit ihnen halten sollten.

So folgen denn die weitern, wohlüberlegten Abtheilungen aufeinander: „Aus der Jugendzeit", mit den Jahreszahlen überall zu chronologischer Orientirung versehen; „Aus dem Mannesalter"; „Diabolisches und Böses"; „Göttliches und Gutes"; „Zerstreute Gedanken"; „Religion, Theologie, Reform"; „Aesthetik"; „Aus den Papieren des Grobians"; „Philosophie".

Wie diese ebenso erbaulichen als durch ihre Schärfe und gehaltvolle Tiefe bis zur höchsten Höhe der Wissenschaft, über jedweden Zweifel hinausrückenden Gedanken, vielmehr Ideen, schon in der Jugend den seltensten der Männer versprechen, wie sie mehr als Wort halten, denn der Mann, der vor uns dasteht, überflügelt jede Erwartung —, so ist es ein unendlicher Verlust, daß er uns nicht auch noch aus dem Greisenalter seine Gedanken spenden durfte. Dennoch ist er sich so sehr vorausgeeilt, als hätte er sein frühes Ende geahnt, daß wir in diesem Buche mit Heranziehung seiner Werke ein Ganzes besitzen, wie es nur wenig Dichtern und Denkern nachzurühmen ist. Wer mit solchen Gedanken Zeit seines Lebens seinen Umgang gehabt, von dem begreifen wir jetzt, wie er so treffliche Productionen zu geben vermochte, als da sind seine „Erzählungen aus dem Ries", seine „Gedichte", sein Roman „Vier Deutsche" — er war selbst der echte, vollständige Deutsche —, sein das Universum teleskopisch zurückspiegelndes „Gott und sein Reich", seine „Gespräche mit einem Grobian", die feinste und doch energiereichste Satire, die es geben kann, seine „Religion des Geistes", seine „Fortdauer nach dem Tode", seine „Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung" und das gegenwärtige Gedankenbuch.

Dieses Buch ist eine wahre Theodicee gesunder, fortschreitender, mit Religion, Wissenschaft, Kunst, mit Vernunft, Güte, Wahrheit, Schönheit, mit Gott geeinigter Ideenanschauung.

Die wahrhaft Gebildeten sollten dieses Gedenkbuch zu ihrem steten Lebens- und Studienbuche machen; es ist für alle Menschen geschrieben, welche edel sind, für die Ewigkeit sich erziehen lassen und selbst mit Gewissenhaftigkeit sich erziehen wollen. Es ist ein wahres Buch des Trostes für Leser und Schriftsteller, für Denker und Dichter, für Theologen und echte Naturforscher. Das Buch darf nicht geliehen, es muß als eine Hauptzierde jeder Bibliothek besessen werden.

Auch der neueste Band des Nachlasses (Nr. 2) bietet eine große Mannichfaltigkeit des Interessantesten. Geht das so fort, kein anderes Werk wäre geeigneter, eine günstige Krisis in unserer deutschen Literatur zu bewirken. Die begründeten Klagen des Dahingegangenen über Vernachlässigung von seiten des Massenpublikums und eines Theils der Kritik müßten schon jetzt volles Gehör finden, und der Glaube an die Gerechtigkeit der Künftigen, der ihn bis zum letzten Augenblick beseelte, begeisterte, schon heute müßte er in Erfüllung gehen. Die deutsche Nation wiegt für immer entscheidend, wiegt schwerer als die urtheilslose, zufällige Menge, die man Publikum nennt. Die deutsche Nation wird schon heute die Nachwelt sein, welche ihre edeln Söhne feiert und nimmer vergißt.

Und waren die auserlesenen Freunde, die Melchior Meyr in München, in Baiern, in Preußen, an allen Orten, wo er sich aufhielt, vor allem in Berlin, zahlreich fand, waren sie nicht schon Vorboten der Nachwelt? Schon allein in dem Grafen Max von Bothmer hatte der Dichterphilosoph nicht blos einen Gesinnungs-, sondern einen Bundesgenossen der Wissenschaft, einen Freund voll des feinsten, tiefsten Verständnisses und Kennerurtheils in all seinen religiösen, poetischen, philosophischen, oft bis zum Kühnsten von allem Bisherigen abweichenden Schöpfungen sich erworben. Der Geistvolle traf hier stets den Geistvollen. Dieser zweite Theil des Nachlasses gibt, von der „Vorrede" bis zur Biographie und der trefflichen Organisation des Ganzen, aus Gesprächen, Tagebüchern, Briefen, Poesien zusammengeordnet, den sprechendsten Beweis dafür. Der Bedeutende zieht den Bedeutenden an.

Zumal der Dichter der „Weisheit des Brahmanen" mußte sich glücklich preisen, noch in spätern Jahren einen solchen Geistesverwandten sich zugeführt zu sehen, wie er ihm in Meyr zutheil wurde. Das Gemeinsame beider war schon das, was man im modernen Zeitalter nicht häufig erkundet, daß Melchior eine so nach allen Seiten hin lebensfroh aufgeschlossene Natur war. Gereichte diesem nicht alles zur Freude? Und wurden nicht auch ihm gesunde Religion, Denken und Forschen in der Wissenschaft eine wahre Lust, noch dazu durch Poesie erst recht verschönt und verklärt? Wie empfänglich war er für alles, was Natur, Kunst, Geselligkeit, was jedes Lebensalter, jede Jahreszeit, Stunde und Augenblick zu bieten vermögen! Er war, wie der Genius stets, ein Kind und ein Weiser zugleich sein Leben lang. Alles Menschliche, wiefern es rein war, kostete er aus, alles Niedere, auch nur Alltägliche, Philisterhafte wußte er von sich fernzuhalten. Pietät, Freundschaft, Liebe, ob er in dieser Erwiderung fand oder nicht, sie waren ihm unerschöpfliche Gedankenquellen. Er war beim Erhabensten mit ganzer Seele, aber auch beim Kleinsten. Heute konnte er sich vertiefen in die Lösung der schwersten Probleme, morgen sehen wir denselben ernsten Forscher im Familienkreise, in der Gesellschaft froher Genossen als der Muntersten, Jovialsten einen. Geselligkeit und Einsamkeit, Genießen und Entbehren hatten für ihn dieselben Reize, aber jedes Reale war durch das Ideale geweiht, und doch konnte er auch erregt werden, wo es galt, Energie zu zeigen und seine Selbständigkeit zu bewahren.

Dieser briefliche Umgang Meyr's mit Rückert, der später auch ein persönlicher wird, ist der köstlichste Schmuck, der je eine Biographie geziert hat. Nie ist Rückert lebendiger geschildert worden. Wir erblicken diesen in den verschiedensten Verhältnissen. Auch wie er sich im Gespräche gibt, er ist immerdar einzig. Es beglückt den ältern, so viel erfahrenen Dichter, in dem Jüngern ebenfalls einen Dichter, Denker der seltensten Art, zugleich einen der feinsten Kritiker zu finden, der auch der literarischen Welt in neuer Weise erschließt, was sich im

jenem Priester und Magier des Orients, nicht minder des Occidents, in diesem ausgemachten Gedanken- und Sprachwunder alles vereinigt. Wo wäre denn ein Gedankenreichthum, zu künstlerischer Mosaik sinnig verarbeitet, je in einem Dichter so reizend laut geworden wie in Rückert? Nur Jean Paul, den Goethe treffend ebenfalls aus dem Orient ableitete, ist ihm in der unerschöpflichen Fülle von Gedanken ebenbürtig, wie Melchior Meyr selbst. Es gibt in diesen Abschnitten der Biographie die anmuthigsten Genrebilder, Familienscenen, aber auch Vorgänge bei Hofe wie auf dem Katheder in einer berühmten Residenz, die alle zur Verherrlichung des größten deutschen Brahmanen sogar Komisches beitragen. So wenn er mit Steffens, der wahrlich zu dem genialen Inder mit seiner nicht mattern Nordlands- und Eddaphantasie nicht blos ein Gegenstück, sondern ein großartiger Pendant war, aber schon eingeweiht in die Mysterien der Hofsitte, wenn er mit diesem eingeladen zu Hofe fährt und der Inder, gewöhnt an narkotisch-exotischen Genuß, ganz harmlos, zwar nicht Opium, doch eine Cigarre hervorzieht, um sich zuvor im Wagen noch gütlich zu thun, worüber der Skandinavier Zeter schreit, und die Inficirung zweier schwarzen Galafracks glücklich noch abzuwehren vermag. Oder wenn der herrliche Dichter, bereits mitten im Hofcirkel, wie kürzlich der Schah von Persien, nicht zwar im Flimmer und Sprühregen edelster Steine am Rocke, dafür aber als erlauchter Träger von Gedankendiamanten erscheint, zwar nicht mit einer Spitzmütze aus schwarzer Schafwolle, wol aber mit einer schwarzen Kravatte, und der Ceremonienmeister ihm pflichtschuldigst vermerkt, es hätte der Hofsitte gemäß eine weiße Halsbinde sein müssen, doch müsse man einem Rückert auch so etwas gestatten. Oder wenn selbiger Inder und Perser zugleich, und zwar auf dem Katheder, vor Ohren und Augen eines dichtbesetzten Auditoriums, statt laut descriptiv-lucrativ zu werden, plötzlich die süße Anwandlung des Orientalen zu bekommen scheint, contemplativ sich vernehmen zu lassen. Das alles und wie Unzähliges noch sonst ist in unserm Buche mit großem Behagen, mit malerischer Anschaulichkeit vorgetragen.

Nicht zu vergessen ist folgende Anekdote. Meyr sendet an Goethe ein Manuscript seiner Gedichte, begleitet es mit einem Briefe. Die Antwort ist günstig, ja ergreifend. Die herrliche Dichtersonne, die auf ihrem erhabenen Gange einst so vielen Erquickung gespendet hat, schickt auch jetzt, da sie tief steht, kurz vor ihrem Scheiden, einem eben aufgehenden Dichtergestirn Licht, Wärme und Weihegruß. Desgleichen auch Schelling erfreut den jungen Denker mit Wohlthun. Und was kommt nicht noch sonst alles in dieser reichen Biographie zur Sprache: Tieck, Romantik, Platen, Immermann, Heine, junge Literatur bis auf Menzel, gegen den der brave, mustergültige Rückert seinen ganzen, wiederholten Groll ausläßt!

Und überall Leben, wohin sich Meyr auch wendet. Er ist unter muntern, mitstrebenden Gesellen ein Meister edler, höherer Geselligkeit, unter Tischgenossen, beim Mittag wie einst Goethe in Straßburg, am Abend, wo es einer dem andern, er selbst es allen zuvorthut im kreisenden Humor, in tausend Planen; fast stolpert man über Extreme des Augenblicks und furchtbarster Paradoxien, wo er sich mit Geistgeweckten zusammenfindet, gleich aber ist wieder durch ihn alles in die Richte gebracht, nachdem sich eben noch Geist mit Geist wie auf dem Fechtboden, zu messen wußte, kurz, es ist ein Vergnügen, lesend das alles mitzumachen. Das Liebste und Theuerste jedoch, zu dem unser Melchior immer wieder in die Stille zurückkehrt, ist ihm Production und immer wieder Production, deren Anfang und Ende, im Dichten und Denken, deren Refrain stets ihm Gott ist, aber ein Gott, der in sich selbst eine Fülle von Gestalten, eine unendliche Welt constituirt, so jedoch, daß auch alle intelligente Creatur in dieser Welt Gottes ein lebendiges Organ sein solle.

Jedenfalls ist diese Gottespräsenz die Grundidee Meyr's, die sich als das Centrum in allen seinen Schöpfungen, von Gedichten, Erzählungen, Novellen bis zu Romanen, philosophischen Abhandlungen, Tagebüchern, Briefen, Gesprächen, reflectirt, in seinem eigenen Centralwerk „Gott und sein Reich" zur eigentlichen Sonne seines Lebens und Schaffens sich concentrirt und, man darf behaupten, als eine wahrhafte Apotheose, und noch mehr, als eine ausgetragene Theodicee, die nach allen Richtungen des Alls hin ihre Strahlen sendet.

Sichtlich hat es dem trefflichen Biographen unsers Helden eine nicht geringe Verlegenheit bereitet, die harten, jedoch völlig gerechten Beschwerden über die Stumpfheit des heutigen Massenpublikums ebenfalls in die Oeffentlichkeit zu bringen. Wir, und gewiß viele mit uns, wissen ihm aber den aufrichtigsten Dank dafür. Auch jene Jämmerlichkeit eines großen Theils unserer modernen Lesewelt, zu um so größerer Auszeichnung unzähliger Edeln und wahrhaft Gebildeten im neuen Reich, mußte einmal gründlich zur Sprache gebracht werden. Es wird jene preiswürdige Partie des Buchs vielen ähnlich Vernachlässigten zum Troste gereichen, ihnen Kraft und Heiterkeit zuführen, wie bisher fortzufahren in ihren Bestrebungen.

Es ist dabei merkwürdig, wie ein Dichter und Denker von solcher Bedeutung, der die Menschennatur doch so genau kannte und die Verkommenheit so vieler Heutigen aus dem Grunde erfahren hatte, dennoch unangenehm davon berührt werden konnte, daß „Gott und sein Reich" im Durchschnitt sich einer so geringen Beachtung in weitern Kreisen zu erfreuen hatte. Man hätte ihm darüber genügenden Aufschluß zu geben vermocht. Es gehört zur modernen Sonder- und Abart, gegen nichts eine so spinnefeindliche Abneigung zu haben als gegen Geist. Daher eben ist ihnen auch Gott als Geist, mit ihm der Genius, verhaßt. Der niedrigste Gelehrte ist ein Fachmensch und gelangt über sein Fach nie hinaus; der mittlere, zumal wenn er sich für einen Philosophen ausgibt, kümmert sich nicht im mindesten um Systeme des Weltalls, sondern nur um Systeme der Philosophie und ihrer Geschichte, womöglich um sein eigenes System. Da erscheint ein neuer Denker. Was will der? Gehört er einer Schule an? Nein. Fort mit ihm, ist gar nicht zu beachten. Aber das geht viel weiter: Geist ist ihnen lästig in der Religion, in der Wissenschaft überhaupt, in der Kunst als solcher, in Büchern, Broschüren, Zeitschriften, auf der Bühne — je geistvoller ein Drama, idealer und künstlerischer es ist, destomehr wird es abgewiesen —, in

der gesellschaftlichen Unterhaltung, in Briefen. Je geistvoller ein Brief ist, desto leichter bleibt er unbeantwortet. Sie wollen keinen, der sich in ihrem Fache auszeichnet, er müßte denn bereits gezunftet sein, keinen, der als Dichter, Denker, Schriftsteller hoch über sie hinausragt. Sie wollen keinen Geist höherer Art. Sie wollen stets unter sich sein, kleinbürgerlich, ressourcenartig, oder am liebsten nur unter Verwandten, in einem Kränzchen oder nur en famille. Nun wird ihnen vom Buchhändler — nachdem sie sich aus der Leihbibliothek an faden, geistlosen Romanen, Reisebeschreibungen, physikalischen Werken überaus glücklich und satt gelesen haben — gar ein Buch zugeschickt, welches nicht blos Drama, am wenigsten ziehendes Bühnenstück, sondern Weltdrama ist, mit dem Titel: „Gott und sein Reich"! Nicht einmal das niedere Gelüsten in ihnen wird aufgeregt, in die unaufgeschnittenen Bogen so quer vor sich hin hineinzublinzeln! Schon der Titel des Werks ist überspannt, kommen Mann und Frau mit sich überein; es muß möglichst schnell aus dem Hause. Dieser Philisterschluß erklärt die Ankunft vieler literarischen Krebse, und hätte sie einem der edelsten, berufensten Seelenfischer auch leicht erklären können. Doch gerade der Edle, der Ueberlegene ist am meisten geneigt, wie oft er immerhin getäuscht werden konnte, den Schwachen, wenn nicht gar Verdorbenen stets wieder etwas zuzutrauen.

Zum Schluß geben wir noch eine Uebersicht dieser zweiten Abtheilung des Meyr'schen Nachlasses. Schon die „Vorrede" ist überaus wichtig. Dann folgt: „Aus meinem Leben. Erinnerungen an Friedrich Rückert. Von Melchior Meyr"; „Erinnerungen des Herausgebers an Melchior Meyr"; „Biographische Skizzen"; „Gedichte"; „Briefe" und zwar „An Melchior Meyr" und „Von Melchior Meyr".

Viel hat Meyr erlebt, Werke von bleibendem Werthe geschaffen; Vortreffliches, schon nach dem, was da ist, stand zu erwarten; hier, da, dort erhebt sich bereits über das neue Fundament der großartige Bau seiner Zukunft, entweder halb oder doch zum Theil ausgeführt, und wir vergegenwärtigen uns den umfassenden Plan, den er entworfen, nach dem er rastlos gearbeitet. Und dennoch mußte er so früh sterben! Wir sind trostlos über diese Nothwendigkeit. Meyr ist nicht zu ersetzen. Es wird nicht an solchen fehlen, die da sicher kommen und schon die Mitwelt zur Bewunderung fortreißen. Denn die Menschheit geht vorwärts und nie bleibend zurück. Genien, von denen wir noch keine Ahnung haben, werden da sein, bevor wir an sie glauben, und der Totalzweck aller Existenz wird erreicht werden. Aber so wie Meyr dichtete, dachte, ganz so wie ihm die Rede floß, die künstlerische Phantasie ihn weit hinaustrug über alle Pfahlbauten und Pfahlbürger der Erde, ganz so wie er Erde und Himmel bevölkerte, den Himmel sogar mit Humor, dem selbst das Negative und alle Geister der Verneinung dienen mußten, wie er gestaltete, malte, schilderte, wird keiner mehr sie in Scene setzen. Schon „Gott und sein Reich" ist ein glänzender Beweis dafür.*) Was Meyr, der Dichter, in der poetischen Charakteristik vermag, wie es ihm verliehen war, Geister — freilich nicht spiritistische oder spiritische — aus dem Empyreum wieder heraufzubringen, wird dem Leser des köstlichen Nachlasses das Gedicht „Shakspeare" veranschaulichen. Wir schließen mit dem Wunsche, daß uns noch Band auf Band des Meyr'schen Nachlasses zugehen möge!

Alexander Jung.

*) Vgl. meinen philosophischen Roman „Rosmarin" (Leipzig 1862), zumal was „Gott und sein Reich" betrifft (V, 327).

Feuilleton.

Ausländische Literatur.

Im ersten Octoberheft der „Revue des deux mondes" findet sich ein Aufsatz von **Albert Réville**: „Un nouveau système de philosophie allemande, M. von Hartmann." Der Verfasser dieses Aufsatzes, der schon mehrfach die neuere deutsche Philosophie zum Gegenstande seiner Abhandlungen gemacht hat, ist ein holländischer Geistlicher; er beginnt seine Kritik mit Bemerkungen über die beliebten Illusionen, welche bisher im Auslande über Deutschland im Schwang gewesen, und wie dasselbe sie jetzt gründlich widerlegt habe. Dann spricht er von dem jetzt in Deutschland herrschenden Pessimismus, von Schopenhauer und Hartmann, als dem unabhängigen Schüler Schopenhauer's, der unter den Bewunderern des alten frankfurter Misanthropen ohne Widerspruch derjenige sei, welcher am meisten dazu beitrage, den Meister für die Misachtung zu rächen, deren Opfer er während seines ganzen Lebens gewesen sei. Die eingehende Darstellung der Hartmann'schen „Philosophie des Unbewußten", welche mit besonderer Vorliebe bei dem ethischen Theil derselben verweilt und aus der Lehre von den Illusionen und den Kapiteln über die Liebe größere Auszüge mittheilt, wird den Franzosen manches Neue bringen, ja sie werden sich gewiß wundern, in einem deutschen philosophischen System so viel Pikantes und sogar Amusantes zu finden. Wir können hier indeß auf diese französische Reproduction, die nicht ganz von einigen Schiefheiten der Auffassung frei ist, nicht näher eingehen; wohl aber wollen wir die Porträtvignette, welche Réville seiner Analyse vorausschickt, da sie sehr charakteristisch aufgefaßt ist, unsern Lesern nicht vorenthalten: „Karl Robert Eduard von Hartmann, Sohn eines preußischen Generals, ist zu Berlin im Jahre 1842 geboren; er trat im Jahre 1858 in die königliche Gardeartillerie ein. Von Jugend auf machte er sich durch einen ernsten und selbst misanthropischen Charakter bemerkbar. Er floh, wie es scheint, die Gesellschaft der jungen Leute und suchte nur diejenige älterer Männer auf. Im Jahre 1860 wurde er Offizier, aber schon das Jahr darauf das Opfer eines Unfalls, am Knie verwundet und so gelähmt, daß er im Jahre 1865 den Dienst verlassen mußte. Dies sein Leiden nahm noch fortwährend zu, und er war durch dasselbe, wenn ich recht unterrichtet, an das Zimmer, wenn nicht sogar an das Bett gefesselt. Er hatte zum mindesten den Trost, sich ganz den philosophischen Studien hingeben zu können, die er als Liebhaber in seiner Mußezeit während des Garnisonlebens gepflegt hatte. Seine Arbeiten auf diesem Gebiet wurden schon so beachtet, daß die Universität von Rostock ihm im Jahre 1869 den Doctortitel ertheilte. Er beschäftigte sich auch mit Fragen der dramatischen Kunst. Mit seinem Vornamen Karl Robert veröffentlichte er 1870 Aphorismen über das Drama, 1871 dramatische Dichtungen, zwei Tragödien «Tristan und Isolde» und «David und Bathseba». Man versichert uns, daß dieser letzte, etwas bedenkliche Stoff mit Würde behandelt ist, und wir wollen es gern glauben, obschon der Adel des Stils und der Ideen nicht gerade die

Haupteigenschaft seiner philosophischen Werke ist. Der Exoffizier der Artillerie hat sich vielmehr durch seine cavalierartigen Manieren, durch eine gewisse Ungenirtheit, die vor keinem derben Ausdruck zurückschreckt, eine literarische Manier geschaffen, die ihm eigen angehört und mit welcher er jedenfalls Erfolg gehabt hat. Da der gute Geschmack in Bezug auf wissenschaftliche Werke in Deutschland noch selten ist, so hat ihm diese Art, «à la hussard» zu philosophiren, keinen Schaden bei dem großen Publikum zugefügt, das er für abstracte Fragen zu interessiren verstand; er amusirt dasselbe, indem er von Metaphysik und Moral spricht. Wir sind jetzt hundert Meilen von Hegel und seinen Hieroglyphen entfernt. Diese Philosophie führt in ihren Consequenzen zu einem schrecklichen Pessimismus, doch wir kennen keine, deren Details einen so gesunden Humor athmen. Mancher Ausspruch nöthigt uns zu lachen, und die humoristischen Bemerkungen sind häufig. Ist dies ein Vorzug oder ein Fehler, und ist dieser buntscheckige Mantel das Gewand, welches der strengen Muse der Philosophie zukommt? Wir wollen uns hierüber nicht vorweg aussprechen. Nicht weniger geistreich und kaustisch, aber glänzender als sein Meister Schopenhauer, strebt Hartmann wie dieser nach dem Ruhm, und glücklicher als dieser hat er ihn früh erreicht. Dies Streben nach einer Wirkung auf ein von metaphysischen Untersuchungen leicht abgestoßenes Publikum war von großem Einfluß auf seine Manier, sie zu behandeln. Das Porträt, welches der letzten Ausgabe seines Werks beigefügt ist, zeigt uns einen schönen Kopf, von einem mehr englischen als deutschen Typus, von regelmäßigen und festen Zügen, der uns vollkommen sympathisch sein würde, wäre er nicht für unsern Geschmack entschieden zu «bebartet», und müßte man sich nicht mit einer gewissen Besorgniß fragen, ob in seinem Ausdruck nicht eine gewisse Pose liege, wie man sie auch in dem philosophischen System des berliner Pessimisten zu argwöhnen versucht ist. Werther, wie alle diese Vertreter des Weltschmerzes, ist ebenfalls ein wenig poseur, und wenn Werther, statt sich das Leben zu nehmen, sich auf die Philosophie geworfen hätte, so würden seine Ideen über Welt und Leben höchst wahrscheinlich nicht merklich von denen Hartmann's abweichen."

Theater und Musik.

Die neue Saison zeigt eine große Regsamkeit der Bühnen in der Vorführung dramatischer Novitäten. Einen bessern Erfolg als mit Hebbel's „Herodes und Mariamne" errang das berliner Hoftheater mit Emil Brachvogel's drastischem Soldatenstück: „Alte Schweden", welches uns, wie Ponsard's „Verliebter Löwe", der jüngst am berliner Stadttheater gegeben wurde, einen von den Netzen der Liebe umsponnenen Conventsdeputirten, so einen verliebten General vorführt, und zwar von echt derbem Gepräge, das sich bis auf den provinziellen Dialekt erstreckt — den volksthümlichen Derfflinger. Das Stück läßt die einheitliche Composition vermissen; es beginnt mit politischer Haupt- und Staatsaction und endet mit einer Liebesgeschichte. Doch für dies bunte Scenenconglomerat entschädigt die oft brüske Frische der Brachvogel'schen Begabung, die stets einige glückliche Griffe aufzuweisen hat. Wo der derbe Soldatenton weniger beliebt ist, wird das Stück kaum Erfolge erringen.

— Am wiener Burgtheater gab man Joseph Weilen's „Dolores", ein Drama, welches von der Kritik arg zerpflückt wurde, obschon der erste Theaterabend dem Dichter Beifall brachte. Geringen Erfolg hatte das neue Lustspiel Eduard von Bauernfeld's: „Selbständig", besonders in dem letzten Act. Man fand eine Wiederholung früherer Lieblingsmotive des Autors ohne die frühere Frische. Der Versuch, Shakspeare's „Maß für Maß" in der Bearbeitung des Freiherrn Gisbert von Vincke am wiener Stadttheater einzubürgern, ist nur zum Theil geglückt; die nothwendige Ermäßigung der Shakspeare'schen Motive erschien zu sehr als eine Entkräftung des Stücks, welches einmal cynische Voraussetzungen hat in dem Culturbild, das die Handlung erläutert. Die Kritik sprach sich dahin aus, man müsse das Stück Shakspeare's, da man es nicht in der ursprünglichen Gestalt geben könne, der Lektüre vorbehalten und nicht seines eigentlichen Lebensnerys berauben.

— Am breslauer Lobe-Theater und hamburger Thalia-Theater kam ein Lustspiel von Schweitzer: „Die Darwinianer", zur Aufführung, das in Breslau gefiel, in Hamburg nur einen mäßigen Erfolg hatte. Schweitzer hat die glücklichsten Griffe, doch er verschleudert die besten Funde durch eine etwas leichtfertige und allzu derbe Behandlung. Auch in den „Darwinianern" finden sich vortreffliche Motive, doch die Ausbeutung derselben ist durchweg eine schwankartige.

— In Leipzig kam das geistreiche und interessante Lustspiel von Adolf Wilbrandt: „Die Maler", mit einem Erfolg zur Aufführung, der an Nachhaltigkeit ersetzte, was ihm am ersten Abend an zündender Wirkung fehlte, während „Arria und Messalina", ein Trauerspiel desselben Autors, am dresdener Hoftheater und in Prag Beifall fand. Dies Stück spielt zur Zeit der Christenverfolgungen und interessirt durch den Gegensatz zweier tragischer Frauencharaktere, von denen Messalina eine dämonische Gestalt ist. In Leipzig wurde ferner das Drama von Mels: „Heine's junge Leiden", gegeben, das einige ergötzliche Anekdoten und Charaktere enthält, den Dichter selbst aber ins Sentimentale und zum Theil Pathetische verzeichnet.

— Das für die meininger Decorationen geschriebene Renaissancedrama von Albert Lindner: „Marino Falieri", ist am berliner Belle-Alliance-Theater zur Aufführung gekommen und soll, trotz einiger markigen Züge des dramatischen Talents, nicht zu den bessern Productionen des shakspearisirenden Autors gehören. Dagegen soll es allerdings für decorative Ausstattung besonders dadurch, daß die Scene vor und in die venetianischen Prachtbauten verlegt ist, die gewünschte Gelegenheit bieten; nur war das Belle-Alliance-Theater nicht in der Lage, den Intentionen des Dichters und seines Auftraggebers zu entsprechen.

— Am innsbrucker Theater hat Director von Othegraven eine Feier veranstaltet, welche der Gedenktafel am Vogelweidhof in Layen, dem muthmaßlichen Geburtsort Walther's von der Vogelweide galt. Den Mittelpunkt der Feier bildet ein Festspiel von Martin Greif: „Walther's Rückkehr in die Heimat", welches eine dichterisch edle Haltung behauptet. Außerdem wurden Goethe's „Geschwister" aufgeführt und neben andern Concertproductionen drei Lieder Walther's von der Vogelweide gesungen.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 7. November ist in Wien der Volksdramatiker Friedrich Kaiser gestorben, den Abend vorher ehe seine letzte Arbeit, „Die Brillantenkönigin", am Josephstädter Theater in Scene gehen sollte. Friedrich Kaiser war am 3. April 1814 als Sohn eines österreichischen Offiziers in Biberach im Würtembergischen geboren, absolvirte seine philosophischen Studien, trat aber, der geistlichen Carrière abhold, die er ergreifen sollte, als Praktikant bei dem Hofkriegsrath ein. Er gab indeß die Beamtencarrière wieder auf, nachdem er mit einigen Stücken Erfolge gehabt, widmete sich anfangs der Malerei unter Waldmüller's Leitung und stellte auch zwei Bilder aus, doch dann blieb er ausschließlich der schriftstellerischen Carrière treu. Nur einmal im Jahre 1848 betheiligte er sich als rühriger Politiker, war Hauptmann der akademischen Legion und kämpfte am 6. October bei der Taborbrücke mit. Kaiser war lange Zeit Dramaturg des Carl-Theaters, und zwar unter Bedingungen, die eine vollkommene Geistessklaverei darlegen. Er sollte für keine andere Bühne arbeiten und jährlich sechs Stücke, berechnet für die Mitglieder des Carl-Theaters, liefern; dafür bezog er einen Monatsgehalt von 24 Gulden und erhielt für jedes Stück ein Honorar von 48 Gulden. Als er sich von Director Carl emancipiren wollte und sich Pokorny zuwandte, stellte jener einen Proceß gegen ihn an, den Kaiser verlor; er wurde zu 64000 Gulden Strafe verurtheilt. Director Carl verlangte nicht die Auszahlung des Geldes, sondern nur, daß Kaiser einen neuen Contract mit ihm schloß. Von Kaiser's Volksstücken, einer Mischung des Komischen und Rührenden, sind die bekanntesten: „Mönch und Soldat" und „Stadt und Land".

Anzeigen.

Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Groß-Busekow.

Humoristischer Kriegs-Roman

von

A. v. Winterfeld.

4 Bände. 8. Brosch. 5½ Thlr.

Ein Oratorium der Zukunft.

Komischer Roman

von

R. Stegmann.

2 Bände. 8. Brosch. 1¾ Thlr.

Um Gold und Ehre.

Roman

von

Ewald Aug. König.

4 Bände. 8. Brosch. 6 Thlr.

Tamarin und Iwanow.

Roman

von

M. Awdejeff.

Aus dem Russischen.

2 Bände. 8. Brosch. 3 Thlr.

Für den Weihnachtstisch.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reimchronik des Pfaffen Maurizius

von

Moritz Hartmann.

Miniatur-Ausgabe elegant gebunden mit Goldschnitt.

3 Mk., oder 1 Thlr.

Adam und Eva.

Eine Idylle in sieben Gesängen

von

Moritz Hartmann.

Miniatur-Ausgabe elegant gebunden mit Goldschnitt.

2 Mk., oder 20 Ngr.

Aus der Gesammtausgabe Moritz Hartmann's erscheint hier sein berühmtestes Werk, die von Witz und Laune sprudelnde Reimchronik, das Muster einer politischen Satire, mit der Einleitung Ludwig Bamberger's versehen, separat in Miniatur-Format. — Nicht minder empfiehlt sich das ebenfalls separat gedruckte liebliche epische Idyll Adam und Eva, eine Dichtung von wunderbar zartem poetischen Duft, zur Weihnachtsausstellung.

Stuttgart, November 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Studien über die Frauen.

Von

Dr. Eduard Reich.

Gr. 8. Eleg. brosch. 4 Thlr.

J. G. Cotta'scher Verlag in Stuttgart.

Waldfried.

Eine vaterländische Familiengeschichte

von

Berthold Auerbach.

3 Bände 8.

Geheftet 6 Thlr., oder 10 Fl. 30 Kr.

In 3 Leinwandbänden 7 Thlr. 6 Ngr., oder 12 Fl. 36 Kr.

Im Verlage von A. Edelmann, Universitäts-Buchhändler in Leipzig, ist erschienen:

Die sensoriellen und sensitiven Sinne

von

Susanna Rubinstein,

Dr. phil.

8. Eleg. brosch. Preis 18 Gr.

// Blätter

für

// literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 26. November 1874.

Zur Shakspeare-Literatur.

1. Jahrbuch der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Neunter Jahrgang. Weimar, Huschke. 1874. Lex.-8. 3 Thlr.

Dieser Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs enthält einige interessante Aufsätze, aber auch manchen bedenklichen Beitrag zur Charakteristik der heutigen Shakspeare-Weisheit. Zunächst indeß müssen wir uns mit dem Herausgeber selbst, dem „Rufer im Streit", Karl Elze, beschäftigen, welcher in einem geharnischten Artikel: „Der Shakspeare-Dilettantismus, eine Antikritik", Rümelin, Benedix und tutti quanti, zu denen auch der Unterzeichnete gerechnet wird, in die Pfanne haut, nach dem Horazischen Motto: „Odi profanum vulgus et arceo." Der Hauptinhalt dieser Kriegserklärung besteht in dem Nachweise, daß die Welt aus zwei Sorten von Sterblichen besteht, Shakspeare-Gelehrten und Shakspeare-Dilettanten, und daß nur die erstern ein Urtheil über Shakspeare haben. Dies ist des Pudels Kern, und allerdings auch der Punkt, gegen den sich unsere Polemik kehrt. Nicht dagegen eifern wir, daß die Shakspeare-Gelehrten sich in der scharfsinnigen Prüfung von Varianten und Lesarten üben oder Conjecturen nachjagen; es ist dies ein harmloses Vergnügen und steht mit der Lösung von Schachräthseln ungefähr in einer Linie; sondern dagegen, daß sie aus diesem Privatvergnügen die Anwartschaft auf den ausschließlichen Besitz einer patentirten Shakspeare-Weisheit herleiten und das Urtheil über den Dichter monopolisiren wollen. Gerade diese Ueberhebung spricht sich in dem Aufsatz von Karl Elze in so schlagender Weise aus, daß wir dem Autor zu Dank verpflichtet sind wegen der Offenherzigkeit seiner Geständnisse. Es gab eine Zeit, wo die absolute „Kritik" in Berlin sich im vollen Gegensatze fühlte zu der „Masse", die als eine unaufgeklärte, nur durch ihre Schwere wirkende Art von geistiger Materie der Kritik gegenübergestellt wurde. Diese Kritik, die sich dagegen als eine Art von höherm Spiritismus offenbarte, hatte ihre Medien in den Auserwählten, den Gebrüdern Bauer und den charlottenburger Genossen, welche von einem geistreichen Socialisten als „heilige Familie" bezeichnet wurden. Nun, die Shakspeare-Gemeinde bildet nach Karl Elze ebenfalls eine solche „heilige Familie", die sich auf den ambrosischen Wolken der „höchsten Bildung" schaukelt. Wer sie angreift, verräth schon durch diese Thatsache, daß er der Mittelstufe der Bildung angehört, wenn er nicht gar auf deren unterster Stufe steht. Wir werden übrigens von der höchsten Bildung der souveränen Shakspeare-Weisheit gleich einige ergötzliche Proben geben. Wo ist nun aber die Grenze zwischen Dilettantismus und Philologie? Karl Elze sagt:

> Begreiflich ist es allerdings, daß gerade die Shakspeare-Philologie dem Dilettantismus ein Dorn im Auge ist, und daß nicht nur Benedix, sondern auch Gottschall, Genée u. a. ihr Möglichstes gethan haben, sie in den Augen des Laienpublikums — an Kenner wenden sie sich wohlweislich nicht — lächerlich und verächtlich zu machen. Dilettantismus und Philologie sind sich insofern geradezu entgegengesetzt, als der erstere unmethodisch ist, während die letztere in der Methode aufgeht. Der Dilettantismus hat zugleich das instinctive Gefühl, daß die Philologie nur mit der Vergangenheit zu thun haben sollte, die abgeschlossen hinter uns liegt; die „ausgestopften alten Sprachen" gibt er ihr allenfalls preis. Ohne es zu wissen und zu wollen, stellt er damit der Shakspeare'schen Poesie das bündigste Zeugniß ihrer unversiegbaren Lebensfähigkeit, ihrer lebendigen Fortexistenz in der Gegenwart aus, wenn er der Philologie den Zutritt zu ihr, als zu einer noch lebenden, nicht verstatten will. Wozu, meint er, bedarf es der Textkritik und Texterklärung bei modernen Schriftstellern? Die Texte brauchen ja nicht aus Handschriften enträthselt zu werden, sondern liegen von Anfang an gedruckt vor und sind für jedermann verständlich, der nur der betreffenden Sprache mächtig ist. Der Shakspeare-Dilettant liest doch seinen englischen Roman von

Miß Braddon, Miß Yonge, Miß Craik oder einer sonstigen romanschreibenden Miß; er ist vielleicht in London gewesen und hat dort — man denke! — ein Shakspeare'sches Stück aufführen sehen — soll da noch etwas für sein Verständniß Shakspeare's zu wünschen bleiben? Für das unbefangene Verständniß und den Genuß des gebildeten Lesers und Hörers — nichts; für das gelehrte philologische, literarhistorische, ästhetische Verständniß — außerordentlich viel, ja fast alles.

Es wird also doch wol nöthig sein, daß jeder Shakspeare-Kritiker oder jeder, der über Shakspeare schreibt, sich zunächst einem Examen an einer allerdings noch neu zu begründenden Shakspeare-Facultät unterwerfe, um zu beweisen, daß er nicht blos die Miß Braddon, Miß Yonge und andere neue Autoren liest, sondern auch des Shakspeare-Textes vollkommen mächtig ist. Bis dahin sind die Behauptungen des Herrn Elze Vermuthungen, möglicherweise Verleumdungen; denn woher weiß er, ob dieser oder jener, der über Shakspeare schreibt, nicht ebenso gut seine Studien des Altenglischen gemacht hat wie die Männer des Shakspeare-Jahrbuchs? Ist es durchaus nöthig, eine Art Doctordissertation in der Shakspeare-Facultät zu schreiben zur Vermehrung der textkritischen Makulatur? Was den Unterzeichneten betrifft, so glaubt er rite promovirt zu haben, nachdem er einigen der Shakspeare-Philologen von Fach recht grobe sprachliche Schnitzer nachgewiesen hat. Wenn aber Elze den Hauptunterschied zwischen Dilettantismus und Philologie darin erblickt, daß der erstere unmethodisch ist, während die letztere in Methode aufgeht, so möchten wir doch daran erinnern, daß die „Methode“ in Shakspeare's Augen selbst nicht so hoch stand, da ja der weise Polonius findet, daß auch der Wahnsinn Methode haben kann. Wir haben übrigens von einer besondern Methode bei der Shakspeare-Kritik bisher nichts bemerkt. Eigenthümlich ist die Volte, welche die höchste Stufe der Bildung schlägt, wenn sie fortwährend die Dilettanten angreift und doch diejenigen citirt, die über Shakspeare sich günstig geäußert haben. Oder ist Schiller kein Shakspeare-Dilettant? Wie stand es denn mit seiner Kenntniß des Englischen und des Altenglischen? Oder womit hat Grillparzer in der Shakspeare-Facultät promovirt? Gleichwol werden diese Dichter als Autoritäten citirt, wenn sie über Shakspeare sich mit Begeisterung äußern. Grillparzer begeht dabei freilich eine kleine Ketzerei, die alsbald „rectificirt“ wird, wenn er sagt: „Nichts mehr von Shakspeare! Die deutsche Literatur wird in seinem Abgrunde untergehen, wie sie aus ihm hervorgestiegen ist.“ Wie viele deutsche Talente in diesem Abgrunde untergegangen sind, das würde eine Geschichte der deutschen Shakspearomanen von Lenz und Klinger bis zu Immermann, Grabbe und vielen neuern Autoren beweisen. Es wäre eine würdige Aufgabe der Shakspeare-Gelehrten, dies einmal nachzuweisen und dort Strohwische aufzustecken, wo unsere shakspearisirende Dichtung sich auf verbotenen Pfaden verläuft. Die bloße Betheuerung, es komme der Shakspeare-Forschung nicht in den Sinn, unsere dramatischen Dichter auf Shakspeare als ein absolutes Muster verpflichten zu wollen, von dem sie keinen Strohhalm breit abweichen dürfen, genügt keineswegs. Wem das Interesse unserer Nationalliteratur am Herzen liegt, der muß sich über alle fördernden und schädlichen Einflüsse Rechenschaft geben. Shakspeare's Einwirkung hat auf unsere Classiker fördernd, auf die Romantiker und ihre Nachfolger lähmend gewirkt; auch noch in der Gegenwart gehen viele Talente an dem unverdauten Shakspeare und an der Monomanie des Shakspeare-Cultus zu Grunde. Benedix, der allerdings die tragische Größe des britischen Dichters nicht erfaßt hat, sowie ihm auch der Sinn für alles poetisch Schwunghafte fehlt, erwarb sich dadurch große Verdienste, daß er in Bezug auf die dramatische Technik Warnungstafeln für die Nachstrebenden errichtete und auf die gerade am öftersten nachgekünstelten Schattenseiten des großen Dramatikers schonungslos hinwies.

In der Elze'schen Antikritik ist Benedix so wenig widerlegt wie Rümelin, dem allerdings einige Irrthümer in seiner Darstellung der altenglischen Bühne nachgewiesen werden, dessen Kritik der einzelnen Dramen aber durchaus nicht ad absurdum geführt wird. Elze bewegt sich meistens in allgemeinen Tiraden und läßt sich nur auf zwei oder drei einzelne Behauptungen ein. Dazu gehört der von Rümelin und von uns geäußerte Tadel, daß Ophelia's Wahnsinn völlig unmotivirt sei, was durchaus nicht dasselbe ist wie die Elze'sche Einkleidung dieses Tadels, daß Shakspeare uns nicht die Erkrankung der Ophelia des Langen und Breiten mit handwerksmäßiger Nüchternheit vor Augen gestellt hat. Elze rühmt dagegen „die beispiellose Wahrheit und Kunst Shakspeare's“ in der Darstellung Geisteskranker, die auch von den Irrenärzten mit einstimmiger Bewunderung anerkannt worden sei. Nun, Ophelia geht vernünftig fort und kommt verrückt wieder! Warum sie es geworden, ist eine der beliebten Shakspeare-Nüsse; die beispiellose Kunst und Wahrheit in der psychologischen Darstellung besteht darin, daß wir überhaupt nichts darüber erfahren. Doch halt, da kommt Professor Dr. Neumann den verlegenen Shakspeare-Gelehrten zu Hülfe, und indem er seine Erfahrungen bei den pöpelwitzer Patienten zu Rathe zieht, ergänzt er die Lücken im „Hamlet“ in willkommener Weise:

> Wollen wir uns ein Bild machen, wie es Ophelia in der Zwischenzeit gegangen sein mag, so fällt uns dies eigentlich nicht schwer. Es kommt — zunächst darauf an, zu ermitteln, inwieweit ihre körperlichen Verrichtungen durch alle diese Vorgänge mit erschüttert sind. In diesem zweiten Falle (der erste ist Lear) sagt es uns der Dichter selbst nicht, er läßt der Phantasie freien Spielraum. Aber niemand wird glauben, daß Ophelia in der Zwischenzeit auch nur einmal ruhig geschlafen, daß sie ordentlich gegessen, daß ihr Athemholen nicht stets durch Seufzer unterbrochen und daß ihr Herz nicht vom regelmäßigen Schlage weit entfernt geblieben sei. Es gehört keine große Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß keine einzige ihrer Körperfunctionen ganz richtig von statten gegangen sei.

Nun wissen wir's! Diese in allen ihren körperlichen Functionen gestörte Ophelia, die nicht ordentlich gegessen hat — das ist die medicinische Ergänzung der von Shakspeare gelassenen Lücke, und als solche wird sie unbesehens von den Shakspeare-Weisen acceptirt, obgleich ein nur auf der mittlern Stufe der Bildung stehender Shakspeare-Dilettant dies Krankheitsbild den Zellenbewohnerinnen seiner Heilanstalt abphotographirt hat.

Nachdem wir uns von dem heißen Ueberguß dieser Elze'schen Philippika möglichst abgekühlt haben, wenden wir uns der methodischen Shakspeare-Kritik zu, soweit

dieselbe in ihrer Erhabenheit dem profanen Standpunkte des Dilettantismus überhaupt zugänglich ist. Da stoßen wir auf die Besprechung zweier der schwächern Stücke Shakspeare's. **Karl Elze** gibt Glossen zu „Heinrich VIII." und **Hermann Ulrici** behandelt die Frage: „Ist «Troilus und Cressida» Comedy oder Tragedy oder History?" Daß dies schwächere Stücke sind, geben die Shakspeare-Gelehrten selbst zu, die, wenn sie ihren bösen Tag haben, den Dichter ebenso herunterhunzen wie irgendein ketzerischer Dilettant. Von „Heinrich VIII." sagt Ulrici, „ihm fehle die innere organische Gestaltung, die ethische Vitalität", sodaß es kein Ganzes, sondern eitel Stückwerk, d. h. geistiges Stückwerk und eine bloße Scheinexistenz sei, und für **Hertzberg** ist „Heinrich VIII." gar kein Drama, sondern „ein scenificirtes historisches Gelegenheitsgedicht zur Feier irgendeines frohen Familienereignisses am Hofe Jakob's I.", und weiterhin

eine „Haupt- und Staatsaction mit drei und einer halben Katastrophe, variirt durch eine Hochzeit und einen Krönungszug, abrupt zu Ende gebracht durch eine Kindtaufe, in welcher die Elemente eines Satirdramas mit einer prophetischen Ekstase sich begegnen, und dieses alles locker zusammengehalten durch die Person des Titelhelden (sit venia verbi), aus welcher kein Dichter im Himmel oder auf Erden je eine tragische Gestalt zu machen im Stande gewesen wäre".

Von dem Stoffe zu „Troilus und Cressida" sagt Ulrici, daß er sehr wenig dramatische Elemente in sich trägt und

nicht nur das heutige, sondern wahrscheinlich auch das Shakspeare'sche Publikum kalt gelassen, und den zu erwärmen und dramatisch wirksam zu machen selbst Shakspeare nicht gelungen ist. „Troilus und Cressida" gehört nicht zu den ewigen Meisterwerken, die über ihr Zeitalter hinaus in die ferne Zukunft hineinragen. Es zeigt im Gegentheil deutlich die Signatur seiner Zeit und m. E. Spuren einer Gelegenheitsarbeit, die Shakspeare flüchtig hingeworfen und dann ihrem Schicksal überlassen hat.

Man sollte doch nun glauben, daß die Shakspeare-Gelehrten am besten diese schwächern Stücke auch ihrem Schicksal überließen; statt dessen haben sie gerade für dieselben eine besondere Vorliebe, etwa wie die Orthopäden für verkrüppelte Individuen, da sie zu vielen interessanten Fragen Anlaß geben. Wann hat Shakspeare „Heinrich VIII." gedichtet, zur Zeit der Elisabeth oder des Königs Jakob? An diese Frage knüpft Elze die Analyse des Stücks. Wir stimmen ihm darin bei, daß dies zur Zeit der Königin Elisabeth geschehen sei, und halten die Stelle, welche das Lob des Königs Jakob enthält, mit ihm für eine spätere Interpolation. Wenn er aber meint, daß auch die Scenen der Katharina später hinzugefügt worden seien, etwa von Ben Jonson oder Fletcher, so ist dies ein Beweis, zu welchen merkwürdigen „ästhetischen" Resultaten die eigentliche Shakspeare-Philologie kommt. Das einzige in dem Stück, was an Shakspeare's beste Dramen erinnert, die Scenen mit Katharina, von denen Jonson mit Recht sagte: „Der Genius Shakspeare's kommt und geht mit Katharina; das übrige kann jeder andere erfinden und schreiben" — gerade diese Scenen soll eben Shakspeare **nicht** geschrieben haben, blos damit Elze gegen Hertzberg in Betreff des Datums der Abfassung des Stücks recht behält. Kann man da nicht sagen, daß die Philologie das ästhetische Urtheil auf den Kopf stellt?

Damit die mittlere und untere Stufe der Bildung indeß erfahre, womit sich die höchste beschäftigt, wollen wir das Publikum noch von den Bestrebungen der Shakspeare-Gelehrsamkeit in Kenntniß setzen, ihre Wissenschaft in eine exacte, wie Optik und Mathematik, zu verwandeln, und zwar mit Hülfe der Mathematik. Freilich nur der elementarsten, des Zählens, der Addition und Subtraction. Man wird vielleicht nicht errathen, was die vier Species mit einem Dichter wie Shakspeare zu thun haben, der selbst mit den chronologischen Zahlen auf einem sehr gespannten Fuße lebt; doch die Thatsache steht fest. Ulrici selbst gibt zu, daß man „heutzutage liebt, alles mit Zahlen zu belegen und mit Rechenexempeln zu beweisen", und so will er hinter den Gleichstrebenden nicht zurückstehen. Um nachzuweisen, welchen Raum Thersites in „Troilus und Cressida" einnimmt, geht er frisch ans Werk:

Ich habe mir die Mühe nicht verdrießen lassen, die Zeilen, welche nach der Globe-Edition auf die Rolle des Thersites und die des Troilus fallen, zusammenzuzählen. Ist meine Rechnung richtig, so kommen auf Thersites' Part 288, auf Troilus' 415 Zeilen. Thersites' Antheil steigert sich aber noch erheblich durch den Umstand, daß er stets in Prosa, Troilus dagegen meist in Versen spricht, die Verse aber um ¼ bis ⅓ weniger Raum einnehmen als die Prosastellen des Drucks. Thersites' Rolle ist also höchstens um ¼ kleiner als die des Troilus, der durch den Titel des Stücks als der Held desselben bezeichnet ist.

So wird jetzt die Bedeutung der Charaktere an den Fingern abgezählt. Ein anderer Shakspeare-Gelehrter, Hertzberg, will die chronologische Reihenfolge der Shakspeare'schen Dramen nach dem „Procentsatz der weiblichen Versausgänge" bestimmen, ohne allerdings die Sicherheit eines mathematischen Gesetzes dafür zu beanspruchen. Er hat ausgerechnet, daß dieser Procentsatz in „Heinrich VIII." die größte Höhe erreicht, nämlich 37 Procent. „Troilus und Cressida" hat 20½, „Othello" 28, „Cymbeline" 30 Procent. Den „Timon" hat er — wie Elze hinzufügt — **leider** noch nicht in seine Berechnung eingeschlossen. Elze fährt fort:

Wer kann sagen, inwieweit die Ueberarbeitung des Stücks im Jahre 1612—13 auf den Versbau und insbesondere auf die weiblichen Ausgänge von Einfluß gewesen sein mag? Shakspeare's Versbau bedarf überhaupt und namentlich in Betreff des weiblichen Ausgangs und seiner ohne Zweifel mit den Jahren steigenden Zunahme noch fortgesetzter Untersuchungen; eine allgemeine Procentangabe für die ganzen Stücke in Bausch und Bogen reicht nicht aus. Das hat bereits der obenerwähnte ungenannte Mitarbeiter des „Gentleman's Magazine" nachgewiesen, welcher dort gerade „Heinrich VIII." Act für Act und Scene für Scene von diesem Gesichtspunkte aus unter die Lupe genommen hat und zu dem Ergebniß gekommen ist, daß der weibliche Ausgang gerade in den Scenen am häufigsten vorkommt, die auch aus andern Gründen verdächtig sind, nämlich in Katharina's Unterredung mit den beiden Cardinälen und in der Sterbescene. In der erstern (III, 1) finden sich unter 166 Versen 119 weibliche, das Verhältniß ist also 1 zu 1,3. Die Sterbescene zerlegt der Verfasser (nach Anleitung älterer Ausgaben?) in zwei Scenen, von denen die erste (IV, 2) bis zur Vision reicht und auf 80 Verse 51 weibliche, also 1 zu 1,5, enthält; die zweite (IV, 3) von da bis zum Schluß des Acts zählt 93 Verse mit 51 weiblichen Ausgängen, d. h. 1 auf 1,8. Um den Abstand zu zeigen, mag angeführt werden, daß z. B. in V, 1 das Verhältniß 1 zu 2,5, in II, 4: 1 zu 3,1 und in I, 1 sogar nur 1 zu 3,5 beträgt.

Diese ästhetischen Studien lesen sich wie Curstabellen!

Da sage jemand, daß die Shakspeare-Gelehrsamkeit nicht eine „exacte" Wissenschaft sei! Wir meinen indeß, den Rosenkranz eines Derwisches herunterbeten, sei eine ebenso nützliche Beschäftigung.

Doch auch andere Beschäftigungen treiben die Shakspeare-Weisen. Das Behagen, mit welchem sie die Cynismen des Dichters tractiren, erinnert uns an die Pietät, mit welcher die Tibetaner den Koth ihres Dalai-Lama verzehren. Da hält Pandarus in „Troilus und Cressida" einen ziemlich albernen und gemeinen Epilog, darin kommt die Anspielung vor, daß eine „verletzte Winchestergans zischen kann", und über diese Anspielung gerathen selbst solche tüchtige Männer wie Hertzberg und Ulrici in Streit. „Winchestergans" bedeutet eine syphilitische Eiterbeule. Hertzberg will dies ganz ohne jede Bildlichkeit des Ausdrucks verstehen, Ulrici aber bezieht es auf die liederlichen Dirnen und nimmt daher eine Synekdoche an, wo der Theil — und was für ein Theil! — für das Ganze steht. Von diesen Eiterbeulen und ihren glücklichen Besitzerinnen handeln drei Seiten des Shakspeare-Jahrbuchs, und schließlich spricht Ulrici von den „faden Späßen" des Pandarus, an welche zwei Meister der Shakspeare-Weisheit so großen kritischen Scharfsinn wenden!

Ein anderes eifriges Bestreben der Shakspearianer von Fach ist, den Nachweis zu führen, daß Shakspeare nicht blos seine Stoffe, sondern auch seine Gedanken aus den verschiedensten Quellen gleichzeitiger und vorausgehender Literatur geholt hat, und so nachträglich eine Rechtfertigung der Robert Greene'schen Anklage des Dichters zu geben, während sie nur einen Beitrag zur Verherrlichung Shakspeare's zu liefern glauben. Auch der vorliegende Jahrgang enthält einen Aufsatz über dieses Thema, von Wilhelm König: „Ueber die Entlehnungen Shakspeare's, insbesondere aus Rabelais und einigen italienischen Dramatikern". König sagt:

> Wir lernen außer jenen eigentlichen Quellen immer mehr Werke als solche kennen, die Shakspeare bei seinen Dichtungen vor Augen gehabt und studirt hat, aus denen er einzelne Scenen, einzelne Bilder, ja einzelne Worte und Ausdrücke in seine Werke mit mehr oder weniger Veränderungen herübergenommen hat. So wie wir bei näherer Prüfung die Sorgfalt und Feile bewundern müssen, mit welcher von ihm das bereits Gegebene behandelt und an seinen richtigen Platz gesetzt, in neue Form gebracht wurde, so dürfte uns allmählich auch der Umfang in Erstaunen setzen, in welchem er die Literatur des In- und Auslandes kennen lernte und künstlerisch zu verwerthen wußte.

Und die Abhandlung schließt mit den Worten:

> Hat nun Shakspeare auch im einzelnen manches mehr oder weniger Bedeutende, ja manches recht Unbedeutende, das er bei andern vorfand, in seine Dichtungen aufgenommen, hat er manches vergessene Blümchen, das er an seinem Wege stehen sah, in den reichen Garten seiner Dichtung verpflanzt, hat er aus dem poetischen Schutt der Literatur manchen Baustein aufgenommen und wieder zu Glanz und Ehren gebracht, indem er ihn den erhabenen Gebäuden seiner Dichtung einfügte, so werden wir dies weder als ein Zeichen poetischer Schwäche, noch als unberechtigtes Aneignen des geistigen Eigenthums anderer oder, gelind gesagt, als unbescheidenes Zugreifen in das für alle zugänglich Daliegende ansehen können. Wir erblicken darin sogar im Gegentheil einen Ausdruck jener Bescheidenheit, die wir als einen Hauptzug in dem räthselhaften Charakter des großen Dichters erkennen möchten, indem derselbe es unterließ, da Neues zu schaffen, wo Vorhandenes füglich gebraucht werden konnte und der poetischen Ausbildung noch wartete. Es ließe sich freilich einwerfen, daß ein so gewaltiger Geist wie der Shakspeare's Besseres vollbracht hätte, wenn er von Grund aus sich auch die Stoffe seiner Dichtungen selbst geschaffen hätte, aber neben einer gewissen Pietät, womit er das Vorhandene achtete und bestehen ließ, dürfte ihn mehrfach das Bewußtsein geleitet haben, daß er im großen und ganzen mehr leisten konnte, wenn er auf einer schon vorhandenen Grundlage weiter arbeitete und alle Kraft auf den soliden Ausbau verwendete, als wenn er sich die Ausgestaltung reiner Phantasiegebilde zur Aufgabe machte und so auf unsicherer Grundlage ein ebenso unsicheres Gebäude aufführte. Er fand es vielleicht ersprießlicher, mit seinem unbeirrten Urtheil an etwas Vorhandenes heranzutreten und es verständlich zu machen, zu beleben und zum schönen Ganzen zu vollenden, als von Haus aus mit der Phantasie zu schaffen und sich von dieser vielleicht über die Schranken des richtigen Urtheils hinausführen zu lassen. Er glich darin den großen griechischen Tragikern, welche im großen und ganzen nichts erfanden, sondern die vaterländischen Mythen und Traditionen verherrlichten und für die Ewigkeit lebendig machten.

Wenn wir auch die freie dramatische Umdichtung gegebener Novellenstoffe für ein gutes Recht des Dichters halten, so verhält es doch sich anders mit den einzelnen Scenen, Bildern und Gedanken, die uns als Plagiate nachgewiesen werden. Denn wenn wir aus dem mit der Durchforschung der damaligen Literaturmasse von Jahr zu Jahr sich mehrenden Nachweis derselben schließen könnten, so würde zuletzt ja, bei der Annahme einer vollkommenen Kenntniß jener Literatur, kein Stein in Shakspeare's Werken auf dem andern bleiben und der Dichter als solcher sich in einen Mythus verwandeln, statt dessen der Plagiator und Compilator übrigbleiben, der Dichterkönig als geflickter Lumpenkönig. Wir begreifen den dithyrambischen Jubel nicht, in welchen einzelne Shakspeare-Enthusiasten, wie L. Klein, jedesmal ausbrechen, wenn sie den Nachweis geführt haben, daß Shakspeare aus irgendeinem italienischen Drama Scenen, Situationen, die Stimmung, selbst den bildlichen Ausdruck entlehnt hat. Allah el Allah, es ist nur ein Gott und Shakspeare ist sein Prophet — tönt dann der Jubelruf immer von neuem. Mit Verlaub, ihr Herren! Wenn ein Dichter seine schönsten Gedanken und am meisten poetischen Situationen irgendwoher gestohlen hat, dann bleibt er nicht mehr ein origineller Dichter von ureigener Kraft und Herrlichkeit, dann wird er ein geschickter Arrangeur, der ein Ragout aus anderer Schmaus braut. Diese Kritiker gleichen den wilden Völkerschaften, die ihre Götter aus lauter Verehrung auffressen. Glücklicherweise sind die Parallelstellen, die Wilhelm König aus Rabelais und der Tragödie „Rodopeia" des Leonoro Verlato sowie der Komödie „La Strega" des Grazzini anführt, keineswegs beweiskräftig, und wir müssen Shakspeare hier von der Schuld freisprechen, welche seine Verehrer ihm aufwälzen wollen. Jede Zeit hat einen gewissen Hausschatz von Witzen, in den die Dichter, Rabelais wie Shakspeare, hineingreifen, ohne aneinander zu Plagiatoren zu werden, und analoge Gedankengänge beweisen weder die Kenntniß dieses oder jenes Werks noch ein Plagiat aus demselben.

Wenn einzelne Kritiker Shakspeare das geistige Eigenthumsrecht an Erfindungen, Scenen und Gedanken strei-

tig machen, so gibt es wiederum andere, welche ihn dafür entschädigen, indem sie ihm Dichtungen oder Stücke zusprechen, über welche noch sub judice lis est oder die als res nullius cedunt primo occupanti. Diese wohlwollende Absicht hegt Johannes Meißner, welcher einen Sonettenkranz: „Great Britains mourning garment" für ein wahrscheinliches oder mögliches Product Shakspeare's erklärt. Es sind dies Nänien auf den Prinzen Henry, den Sohn des Königs Jakob I.; der früh von dem Tode dahingeraffte Prinz wurde allgemein bedauert. Meißner theilt auch die immerhin interessanten Sonette selbst mit, und wenn wir nur unser Stilgefühl in die Wagschale werfen wollen, so möchten wir behaupten, daß sie nicht von Shakspeare sind; denn sie sind im Ton und Inhalt flacher und ärmer, nicht so aus dem Vollen herausgearbeitet wie Shakspeare's Gedichte, und was an Shakspeare zu erinnern scheint, ist den altbritischen Dichtern, besonders den Sonettendichtern gemeinsam. Meißner's Hauptbeweis für die Autorschaft Shakspeare's in seiner gelehrten, von der genauesten Kenntniß altenglischer Literatur zeugenden Untersuchung beruht auf dem Inhalt der drei letzten Sonette, welche, da sie von Shakspeare'schen Dramen als Werken des Dichters dieser Sonette sprechen, am auffälligsten auf Shakspeare hinweisen; ferner erfahren wir, daß wir es mit einem dramatischen Dichter zu thun haben, daß derselbe schon gealtert ist, und daß er früher Sonette gedichtet hat. Nach diesen Seiten hin hält Meißner unter den Dichtern jener Zeit Musterung, er scheidet diejenigen aus, auf welche eine oder die andere dieser Bestimmungen nicht passend ist; da bleibt ihm wieder in erster Linie Shakspeare übrig. Wir finden die Indicienbeweise Meißner's ganz scharfsinnig, aber das corpus delicti selbst erscheint uns fragwürdiger Art.

Ein anderes Gedicht aus jener Zeit, die „Nymphidia" von Drayton, theilt uns Freiherr von Friesen in einer Uebersetzung mit. Es ist sogenannte Lovely-Poesie, ein Feenmärchen; die Strophen dieses Gedichts, welche die Ausfahrt der Königin Mab schildern, erinnern sehr an die Schilderung, welche Mercutio von dieser Fee entwirft, und beweisen von neuem entweder die Ungenirtheit der Aneignungen, die damals im Schwange war, oder das Feststehende, das Typische der märchenhaften Ueberlieferungen, sodaß das Verdienst der einzelnen Dichter, die sie benutzten, nur auf die Einkleidung, nicht auf die Erfindung geht:

> Schnell wird ihr Wagen, reich verziert,
> Mit feinen Stoffen ausstaffirt;
> Zur Eile muß, wie sich's gebührt,
> Sich alles wohl bequemen.
> Vier kleinen Mücken als Gespann
> Legt man Geschirr von Spinnweb an,
> Als Fuhrmann eilt 'ne Fliege dann,
> Den Kutschbock einzunehmen.
>
> Aus einem Schneckenhäuschen ward
> Die Kutsch' erbaut, und fein und zart
> Bemalt mit Farben aller Art,
> Daß es das Aug' entzückte.
> Das Polster war der Wollenflaum
> Der Biene, und der Flügelschaum
> Vom Schmetterling, man glaubt es kaum,
> Die Decke farbig schmückte.
>
> Von Heimchenbein war jedes Rad:
> Aus feiner List man alle hat,
> Daß keines rassl' auf stein'gem Pfad,
> Mit Distelwoll' umschlagen;
> Denn allen Zofen bangt' es sehr,
> Daß es vernähm' der König hehr,
> Wohin Frau Mab gefahren wär',
> Das würd' ihm schlecht behagen.

Der Aufsatz über „Shakspeare's Narren" von Julius Thümmel charakterisirt diese officiellen Schellenträger des Shakspeare'schen Humors, d. h. die eigentlichen fools, nicht die clowns; jene bilden nach der Ansicht des Autors den Chorus, während diese mit in die Handlung eingreifen. Die vier Narren, die hier charakterisirt werden, sind: Lavache in „Ende gut, alles gut", Lear's Narr, Probstein in „Wie es euch gefällt", und der Narr Feste in „Was ihr wollt". Der Verfasser dieses Aufsatzes geht indeß zu weit in der „Methode", indem er in das philosophische Schema der verschiedenen Arten des Komischen je einen dieser Narren hineinpassen will:

> Die Aesthetik nimmt vier Gattungen des Komischen an: den bildlichen oder vergleichenden Witz (den Witz κατ' ἐξοχήν), den in seinen Gegenstand eingehenden Witz (die Ironie), die Weltverlachung, bei welcher als wesentliches Moment die Selbstironisirung hervortritt (den Humor), und die zur Naturstimmung erhobene gute Laune (den naiven Humor). Obwol nicht behauptet werden soll, daß diese vier Kategorien rein und unvermischt in den vier Shakspeare-Narren ihre specifischen Repräsentanten finden, so dürfte es sich ohne Anwendung besonderer Interpretirkünste darlegen lassen, daß im wesentlichen Lavache in „Ende gut, alles gut" den Witz, der Narr im Lear die Ironie, Probstein in „Wie es euch gefällt" den Humor, und Feste in „Was ihr wollt" den naiven Humor vertritt.

Ueber ein Concurrenzstück von Shakspeare's „Hamlet", über Chettle's „Hoffman", in welchem der „Hamlet" beiweitem überboten ist durch crasse Effecte, berichtet Delius, welcher eine genaue Analyse dieses „grausen" Stückes gibt. Er erwähnt zunächst den „deutschen" Stoff und fährt dann fort:

> Ein anderes Interesse, welches neben dem deutschen Charakter des Stoffs und der darin auftretenden Personen Chettle's „Hoffman" für uns ansprechen darf, ist bisher wenig oder gar nicht hervorgehoben worden: die geflissentliche Berücksichtigung nämlich, welche der Dichter in der Wahl wie in der Behandlung seines dramatischen Vorwurfs dem Shakspeare'schen „Hamlet" hat widerfahren lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war Shakspeare's „Hamlet" kurz zuvor von Burbadge's Truppe unter persönlicher Mitwirkung des Dichters, der den Geist des alten Hamlet darstellte, aufgeführt worden, und zwar mit derartigem Beifall, daß dem rivalisirenden Theaterdirector Henslowe oder dem in Henslowe's Sold und Lohn stehenden Chettle wol der Versuch sich als thunlich empfahl, ein verwandtes Thema, womöglich mit noch drastischern Wirkungen ausgestattet und dramatisirt, in Scene zu setzen. Wie Chettle's „Hoffman" den zweiten Titel „A Revenge for a Father" führt, ebenso ließ sich auch Shakspeare's „Hamlet" füglich charakterisiren. Und wie der Dänenprinz, um zu diesem Ziel der Rache für seinen Vater zu gelangen, alle Mittel der Verschlagenheit und Verstellung aufbietet, unbekümmert, welche schuldlose Schlachtopfer etwa auf dem Wege zur Erreichung des Racheziels fallen mögen, wie z. B. Polonius, Rosenkranz, Güldenstern, so auch Chettle's Hoffman. Die Wirkung auf ein Publikum, für dessen Geschmack nicht leicht genug Metzeleien und sonstige Greuel vor sich gehen konnten, ließ sich in diesem Falle im voraus berechnen und wol gar noch steigern dadurch, daß Hoffman den grausen Martertod seines Vaters an einer ganzen Reihe fürstlicher Persön-

lichkeiten zu rächen hatte, Hamlet den verborgenen Meuchelmord seines Vaters aber nur an einer einzigen.

Zu den interessantesten Aufsätzen im neuen Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs zählen wir diejenigen des Freiherrn Gisbert von Vincke, von denen der erste „Shakspeare und Garrick" behandelt, der zweite die „Bearbeitungen und Aufführungen Shakspeare'scher Stücke vom Tode des Dichters bis zum Tode Garrick's". Aus dem letztern ersehen wir, wie lange Zeit hindurch in dem Jahrhundert seines Todes und in dem folgenden Shakspeare vorzugsweise in sehr freien Bearbeitungen auf die Bühne kam, bis allmählich seine Originalstücke diese Bearbeitungen verdrängten. Er war durch den Eifer seiner Interpreten allmählich zu einem Classiker geworden, dessen Archaismen und Geschmacklosigkeiten man infolge einer anstudirten Bildung überwand, während die vorausgehende Zeit noch ihren naiven Eindrücken folgte, und was sie auf der Bühne ungenießbar fand, aus dem Wege räumte. Die Charakteristik Garrick's bietet viele fesselnde Züge, das Urtheil Lichtenberg's über Garrick als Hamlet in der Scene mit dem Geist gibt ein anschauliches Bild dieser Darstellung und ist für unsere Künstler lehrreich. Wie übrigens Garrick, der große Shakspeare-Darsteller, die Shakspeare'schen Stücke gab, darüber berichtet Gisbert von Vincke ganz genau. Im „Macbeth" wagte Garrick nicht:

die Davenant'schen Hexenchöre zu beseitigen, spätere Theaterleiter, unter andern William Macready, wagten das ebenso wenig, und diese wunderliche Restaurationsarabeske erhielt sich bis zur Gegenwart auf der englischen Bühne. Für den sterbenden Macbeth hatte Garrick eine längere Rede hinzugefügt. Im „König Lear" entschied er sich, nach reiflicher Ueberlegung dafür, die Aenderung von Nahum Tate beizubehalten, welcher ein Liebesverhältniß zwischen Cordelia und Edgar erfand und den Narren beseitigte. Diesen letztern wollte er wieder aufnehmen, nur das Bedenken hielt ihn ab, es könnte durch die Zwischenreden des Narren der Lear selbst benachtheiligt werden. Allerdings war das Originalstück gleich nach der Restauration auf dem Repertoire nicht zu halten gewesen. Auch die sieben Bearbeitungen Shakspeare'scher Stücke von Garrick's Hand treten dem Dichter mannichfach zu nahe. Der „Sturm" und der „Sommernachtstraum", welche im Original keine Aufführung mehr fanden, wurden zu Opern umgearbeitet. Vom „Wintermärchen" nahm er den zweiten Theil (Act IV und V) und machte daraus ein dreiactiges Stück, dessen Schwerpunkt das Hirtenleben bildet. Die „Bezähmte Widerspenstige" wurde in drei Acte zusammengedrängt. Aus seinen letzten Lebensjahren stammt die nie gedruckte Hamlet-Bearbeitung, welche das Publikum nur aus Achtung vor dem Bearbeiter so lange duldete als dieser lebte: man war namentlich mit dem Fortbleiben der Todtengräber nicht einverstanden. „Cymbeline" erhielt lediglich eine Bühneneinrichtung, welche vielfach kürzt und mehrfach zusammenlegt. „Romeo und Julia" erfuhr tiefer greifende Aenderungen: Julia zählt 18 Jahre statt 14; Romeo's Leidenschaft für Rosalinde ist beseitigt, er liebt Julia bereits als das Stück beginnt; Act V, Scene 1 zeigt das Innere einer Kirche und Juliens Bestattung, von einem Grabgesang begleitet. Nachdem Romeo das Gift getrunken, folgt noch eine Scene zwischen ihm und Julia.

Diese große Scene theilt uns Vincke mit; sie ist durchaus nicht im Shakspeare'schen Stil und Geist gehalten.

Wir erwähnen noch eine mehr auf das Aeußerliche gerichtete Arbeit von Richard Koppel: „Sceneneintheilungen und Ortsangaben in den Shakspeare'schen Dramen", und die fleißige Chronik der „Shakspeare-Aufführungen der manheimer Hof- und Nationalbühne 1779—1870" von Regisseur Pichler.

Zu den stehenden Artikeln jedes Shakspeare-Jahrbuchs gehören die Jahresberichte, die Berichte über die Generalversammlungen, ein statistischer Ueberblick über die Shakspeare-Aufführungen deutscher Bühnen im letztvergangenen Jahre, literarische Besprechungen, die im ganzen sehr mild ausgefallen sind — nur Oswald Marbach wird für seinen „Hamlet ohne Geist" und für seinen „Shakspeare-Prometheus" etwas zur Rede gestellt —, Miscellen, Angaben über den Zuwachs der Shakspeare-Bibliothek u. dgl. m. Daß auch in diesem Jahrgang Aufsätze über Shakspeare-Darstellungen und -Darsteller, über die Einwirkungen Shakspeare's auf unsere neue dramatische Literatur und ähnliche fehlen, fällt auf den ersten Blick in die Augen; daß man unsere Rathschläge, welche im Interesse der Deutschen Shakspeare-Gesellschaft, ihrer größern Popularität und ihres directern Einflusses auf das dramatische und theatralische Leben der Gegenwart gegeben sind, unbeachtet läßt, daran sind wir gewöhnt, obgleich wir als Mitglied der Shakspeare-Gesellschaft und im Namen zahlreicher gleichgesinnter Mitglieder derselben sprechen. Die Erbitterung des Herausgebers über diese Rathschläge zeigt sich nur zu deutlich; möge er in dem Weihrauch Entschädigung finden, den ja die Shakspearianer der stricten Observanz einander gegenseitig streuen, und in dem Bewußtsein, auf die Mittelstufe der Bildung von dem erhabenen Standpunkte der Shakspeare-Philologie mit souveräner Verachtung herabzusehen.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in nächster Nummer.)

Reiseliteratur.

Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea, von Gerhard Rohlfs. In zwei Theilen. Erster Theil. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Endlich, endlich kommt der wackere Reisende, doch er kommt, und wir wollen es ihm deshalb verzeihen, daß er fast zu spät bringt, was wir schon längst, schon gleich nach seiner Rückkehr aus Afrika, erwarteten. Denn wenn er auch einen großen Theil seiner Reise in den Ergänzungsheften zu Petermann's „Geographischen Mittheilungen" bereits niederlegte, so war es doch nicht die ganze Reise, war es keine volle, runde Uebersicht, und diese ist es, die er uns jetzt vorlegt, für die wir ihm innig danken. Referent hat sie gleichsam verschlungen; so sehr fühlte er sich aufs neue gefesselt von dem Verfasser, der mit unvergleichlicher Lebensklugheit, dem entsprechenden Glück und dem unerlaßlichen Beobachtungstalent eine Reise ausführte, die zu den denkwürdigsten unserer Zeit um so mehr gehört, als sie mit sehr beschränkten Mitteln eine Aufgabe löste, die, von dem Titel des Buchs schon kurz

und bündig bezeichnet, eines Livingstone würdig gewesen wäre. Aus diesem Grunde widersteht Referent der Versuchung nicht, schon den ersten Theil anzuzeigen, obwol er es nicht leicht über sich bringt, über ein halb vollendetes Werk zu sprechen. Er widersteht um so weniger, als dieser erste Theil gewissermaßen doch ein Ganzes ist, das uns bis nach Kuka, der Hauptstadt von Bornu, also bis zu einem Punkte geleitet, der an sich schon früher der herrliche Abschluß einer gefahrvollen Reise durch die Sahara nach Innerafrika war. Daß übrigens die Reisebeschreibung so spät selbständig ins Leben tritt, hat auch sein Gutes gehabt; denn so ist es dem Verfasser möglich gewesen, manches durch spätere Beobachtungen anderer Reisenden zu berichtigen, was früher nicht möglich gewesen wäre, und so begrüßen wir denn das Buch mit einem lauten Willkommen!

Der vorliegende Band ist in 17 Kapitel eingetheilt, und diese schildern die Reisen in Tripolitanien, die Reise von Tripolis nach Rhadames, die Stadt Rhadames und ihre Bewohner sowie die persönlichen Erlebnisse daselbst, die Reise von dort nach den Schwarzen Bergen, die Ankunft in Fesan, ingleichen die Geschichte und das Land, den Aufenthalt in Mursuk, die Reise durch Fesan, die Sahara, das Land zwischen Fesan und Kauar, letzteres selbst, die Tebu, das Ende der großen Wüste, die Reise nach Kuka, den Empfang und Aufenthalt daselbst, den Tschadsee, sowie endlich Kuka selbst und seinen Markt.

In seiner Darstellung zeigt sich der Verfasser so gewandt, daß wir ihm aufrichtig Glück dazu wünschen. Denn es ist keine leichte Sache, seine persönlichen Erlebnisse mit einer objectiven Schilderung von Land und Leuten so zu verbinden, daß der Leser an allem Geschmack findet und unaufhaltsam mit fortgerissen wird. Das ist dem Verfasser in hohem Grade gelungen. Geschickte Anordnung des Stoffs, eine gleichmäßige Vertheilung desselben, taktvolles Herausgreifen des Bemerkenswerthesten, sorgfältige Accentuirung der Fremdnamen zeichnen sein Buch vortheilhaft aus. Da er sich nicht monographisch für Einzelnes begeistert, folglich auch nicht monographisch von dem Ganzen abgezogen wird, so bietet er uns den Vortheil, daß er auf alles achtet, was Land und Leute zunächst charakterisirt, ohne uns zuzumuthen, uns in Dinge zu versenken, die dem einzelnen Leser fernliegen. Mit Recht hat er deshalb alles ausgeschlossen, was specielle Itinerare und meteorologische Beobachtungen betrifft; wer sich für diese interessirt, hat eben Gelegenheit, dieselben in dem 34. Ergänzungshefte der Petermann'schen Zeitschrift einzusehen. Natürlich ist das nicht so zu verstehen, als ob der Verfasser über Wind und Wetter kein Wort verloren habe. Im Gegentheil war das von einer Schilderung der Reise selbst sowie der betreffenden Länder insoweit nicht zu trennen, als es zur Charakteristik des Ganzen nothwendig gehörte. Infolge dessen empfangen wir deshalb auch z. B. über Wüstenstürme fortwährend Kenntniß, und zwar eine ganz andere, als wir bisher in unserer Phantasie besaßen. Bei dergleichen Schilderungen haben wir ganz besonders die Wahrhaftigkeit des Verfassers anzuerkennen. Nirgends zeigt sich das sonst so naheliegende Bestreben, diese Klippe vieler Reisenden, die Farben dicker aufzutragen, als sie beobachtet wurden. Bleibt doch sonst noch genug übrig, um eine solche Reise als eine Waghalsigkeit ersten Ranges erkennen zu lassen!

Besonders wissen wir es dem Verfasser Dank, daß er mit unbefangenem Blicke die Verwandlung der Landschaftsbilder zu erkennen, aufzufassen und wiederzugeben verstand. So verknüpft sich, dramatisch spannend, jedes seiner persönlichen Erlebnisse innig mit der Scenerie, die nun um so plastischer vor uns aufgerollt ist. Ebenso erkennen wir dankbar an, daß er hier und da an passender Stelle, gleichsam eine zusammenfassende Rückschau haltend, ganze in sich abgerundete Bilder einschob. Dieses gilt ganz besonders von der Sahara im neunten Kapitel; um so mehr, als der Verfasser ausdrücklich auf ältere Anschauungen Rücksicht nimmt und diese dann berichtigend oder erweiternd in seine eigenen Beobachtungen verwebt. Diese Rücksichtnahme auf die vorhandene Literatur gibt seinem Reisewerke eine Mittelstellung zwischen Reisebericht und Reiseschilderung, und zwar eine glückliche, indem sie des Verfassers eigene Verdienste unwillkürlich um so glänzender auf fremder Folie abhebt. Doch möchten wir bei dieser Gelegenheit, nämlich bei der Erwähnung des Saharabildes, darauf aufmerksam machen, daß sich der Verfasser gerade bei diesem Bilde einer gewissen Einseitigkeit schuldig machte, insofern er mit den schweizerischen Naturforschern, namentlich mit Desor, den bekannten Föhn der Alpen von Saharawinden herleitet, ohne an die tief eingehenden Untersuchungen über diesen wichtigen Gegenstand von Dove zu erinnern, der den Föhn, unsers Erachtens weit glücklicher, von den westindischen dampfgeschwängerten Hurricains herleitet. Die Desor'sche Phrase: „Die Sahara ist der große Regulator unsers Klimas", würde er dann nicht auf Europa, sondern auf Vorderasien bezogen, und damit eine ganz andere Vorstellung von der Sahara gewonnen haben.

Um unsere Monita überhaupt in Einem Athem abzumachen, bemerken wir auch einen ähnlichen Mangel in Bezug auf Botanik. Der Verfasser hat zwar ein offenes Auge für das Pflanzenreich, für die Aufeinanderfolge der Pflanzenformen und die Culturgewächse, doch befriedigt er uns häufig nicht, weil er die Gewächse theils nur mit ihren einheimischen Namen belegt, wodurch sie für uns gänzlich unvorstellbar werden, oder weil er sie mitunter nach diesem oder jenem Schriftsteller mit den entgegengesetztesten lateinischen Namen aufführt, wodurch wir gänzlich irregeleitet werden. Es bleibt deshalb wahrhaft zu bedauern, daß der Verfasser, so schwer auch die Aufgabe sein mochte, nicht ein Herbarium der von ihm erwähnten Pflanzen anlegte, um ihnen in Europa die ihnen gebührenden Namen geben zu lassen. Der Pflanzengeograph muß dies um so mehr bedauern, als gerade der Verfasser einen Blick für das Charakteristische der Pflanzenwelt gehabt zu haben scheint. Einen ähnlichen Mangel bemerken wir auch in Bezug auf geognostische Verhältnisse der von ihm durchreisten Gebirgszüge, und gern hätten wir z. B. gewußt, ob die schwarze Färbung der Schwarzen Berge in der Natur des Gesteins oder nur in kryptogamischen Anflügen bestand? Natürlich läßt sich das vom Verfasser selbst nicht wieder gutmachen; aber wir erwähnen das alles auch nur, um andere, die vielleicht nach ihm kommen, auf dergleichen wissenschaft-

liche Wünsche aufmerksam zu machen, obgleich wir recht gut wissen, welche enormen Ansprüche auch sonst schon an einen Reisenden solcher Art von der Wissenschaft an sich gestellt werden. Im Vordergrunde steht bei unserm Reisenden immer der Mensch, und das ist ja auch vorderhand ganz richtig. Es gibt eben noch genug zu thun, um erst diesen in allen seinen Wandlungen, Schattirungen und in seinen sonstigen Eigenthümlichkeiten zu erkennen, und daß das keine leichte Sache sei, ersehen wir ganz einfach daraus, daß verschiedene Reisende, je nach ihren individuellen Erfahrungen, sehr verschieden über dieselben Volksstämme, welche der Verfasser traf, geurtheilt haben. Handel und Wandel, Gemein- und Staatswesen, Sprachen, Sitten, Religion, Abstammung, Geschichte, Bauwesen, Industrie, Münzwesen u. s. w.: das sind des Verfassers eigentliche Gebiete, auf denen er sich mit einem wahrhaft weltmännischen Blicke umsieht. Er ist eben vorwaltend Ethnolog, und jeder kann nur sein besonderes Gewerbe treiben, wenn er etwas Rechtes leisten will. Das erkennen wir in hohem Grade bei unserm Reisenden an und wissen es ihm Dank. Möchte er uns mit dem zweiten Theile nicht allzu lange warten lassen!

Essays, Skizzen und Studien.

Die moderne Einrichtung der Presse hat auch in Deutschland den Schriftstellern zwei gegenwärtig reichlich gepflegte Zweige literarischen Schaffens eröffnet: das französische Feuilleton und den englischen Essay. Nahe verwandt und doch verschieden tragen sie an sich das deutliche Gepräge ihres localen Ursprungs. Hier die Grazie des raketenartigen, blitzenden und glänzenden französischen Esprit, dort die präcise Gedankenfixirung des klaren, mit wenigem vieles sagenden Engländers. So sehr nun beide Formen in der deutschen Presse von den Männern der Feder geübt werden, vermissen wir im allgemeinen doch im Feuilleton die „Leichtigkeit" und finden dafür nur die salope „Liederlichkeit", wie wir im Essay statt des Vielen im Wenigen, statt der gewichtigen, gehaltvollen Kürze das Wenige in schwülstiger Breite finden. Aus dieser verwässerten Allgemeinheit ragen aber auch in Deutschland Meister hervor, welche den französischen und englischen Fachkoryphäen wol gleichstehen und bei gleichen sonstigen Literaturverhältnissen auch die hervorragende Stellung derselben dem Publikum gegenüber theilen würden.

Solche ebenbürtige Meister zeigen sich uns heute in ihren Werken.

1. Leichte Waare. Literarische Skizzen von Ernst Eckstein. Leipzig, Hartknoch. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus meinem Skizzenbuch von Friedrich Spielhagen. Leipzig, Staackmann. 1874. 8. 1 Thlr.

Ich betrachte das erstere Werk als eine Sammlung von Feuilletons, im Unterschiede davon das zweite als eine Sammlung von Essays. In „Leichte Waare" (Nr. 1) bietet uns Ernst Eckstein eine Reihe von Arbeiten, welche in der hervorragendsten Weise französische Schreib- und deutsche Denkart zu wohlthuender, fesselnder Harmonie vereint. Während die stilistische Grazie die französische Schule in trefflichster Weise zeigt, sehen wir die bei den Franzosen beliebte Methode einer blendenden, effecthaschenden Geistesgymnastik, die, im Moment verblüffend, schließlich doch nur als berechneter Coup des Mannes von Routine ohne solide Gedankenbasis erscheint, glücklich vermieden. Ebenso begegnet uns statt der französischen theatralischen Berechnung des Effects in den Stimmungen die deutsche Wärme und Aufrichtigkeit des Tons und der Empfindung.

Ich hebe zunächst gleich die erste Arbeit, „Abendphantasien", hervor, in welcher Roqueplan's bekannte Zeitklage: „Alles ist Baumwolle", zu einer bei aller Grazie tiefen Zeitbetrachtung benutzt ist. Wer sagte nicht mit dem Verfasser:

> Dieses schnöde Gemengsel halbverdauter Wahrheiten und absurder Hypothesen, dieses Conglomerat fremder Oberflächlichkeit und eigener Geistesbeschränktheit — ekelt mich an. Der moderne Commis Voyageur-Materialismus ist intoleranter als irgendeine positive Religion!

Einem großen Theile unserer modernen Gebildeten wird hier ein Spiegel vorgehalten, glänzend gerahmt und scharf in seiner Fläche geschliffen. Nicht minder scharf zu Gehör dringend sind die „Unpatriotischen Zugeständnisse eines Patrioten". Den Philisterseelen aus dem „Volke der Denker" wird hier sehr ernst vorgehalten, wie weit sie in Hinsicht auf literarische Bildung und Interesse für die Geistesproducte ihrer bedeutendsten Koryphäen hinter den Franzosen zurückstehen. Das große Laster des deutschen Publikums, in Zeitungen über Bücher zu lesen und dann ohne die Lektüre der Werke selbst darüber zu discutiren, wird der Begeisterung gegenübergestellt, mit welcher das französische Publikum seinen Lieblingsautoren entgegenkommt. Die jeden literarischen Erfolg beinahe erdrückende Genügsamkeit des deutschen Lesers, welcher der besten Autoren Werke nur aus der Leihbibliothek hier und da auf einige Tage entlehnt, statt einen Hausschatz an ihnen zu erwerben; die so oft mit der Ausrede „Ich habe keine Zeit" beschönigte Unkenntniß der neuesten Literatur, die vorherrschende Oberflächlichkeit im literarischen Urtheil, die schnöde Kälte gegen das Schönste und Beste, was geboten wird, und der daher rührende große Unterschied des deutschen Büchermarktes im Vergleiche zum englischen und französischen: dies alles wird schonungslos der deutschen Lesewelt vorgehalten, welche sich nach außen so gern mit ihren Helden der Feder brüstet, im Innern aber sie weit schlechter als das so gern jetzt über die Achsel betrachtete Frankreich behandelt, welche gar nicht die Werke kennt, über die sie spricht, welche eben — keine Zeit sich nimmt zu geistig anregender Lektüre. „Lerne von deinen Feinden!" ist das ernste Wort, welches Eckstein hier in eindringlicher Weise seinen Mitbürgern zu Gehör bringt.

In der zweiten Abtheilung: „Literarische Scharmützel", mache ich auf die geistvolle Abhandlung aufmerksam: „Wie tauf' ich meine Helden", welche die Bedeutung der im Roman und der Novelle gebrauchten Namen in feiner, pikanter Weise veranschaulicht. Besonders aber verdient

die „Vision", „Die ewigen Sittengesetze" beachtet zu werden. Eckstein ist hier bestrebt, in höchst geistvoller Manier im Verkehr mit einem Inder darzuthun, wie, was wir so oft als „ewiges Sittengesetz" betonen, näher betrachtet nur eine gegebene Summe aus anerzogenen, in der localen, nationalen Grundlage bedingten Sitten, Gesichtspunkten, Anschauungen und Empfindungen ist. Daher ändert sich der Begriff dieses sogenannten ewigen Sittengesetzes in der widersprechendsten Weise nach geographischen Entfernungen. Diese Arbeit dünkt mir um so schätzenswerther, als sie einen Punkt berührt, der vielfach in unserer Literatur psychologische und ethische Irrthümer fördert — den Mangel einer tiefer gehenden, stricten Sonderung des absolut und allgemein gültigen natürlichen Sittengesetzes und des culturhistorisch bunt entwickelten, willkürlichen, gesellschaftlichen Sittengesetzes, des Sittlichen und der Sitte.

Weniger einverstanden kann ich mich mit der letzten Abhandlung der zweiten Abtheilung erklären: „Nach dem Concert." Die hier pikant und mit großem Geschick durchgeführte Behauptung, Musik und Architektur seien keine Künste, sondern Arrangements, hier von Tönen, dort von Körpern, ist nicht mehr so ganz neu in ihrem Kerne, wol aber in der paradox zugespitzten Manier der geistvollen und graziösen Gewandung. Ohne hier auf beschränktem Raume in eine nähere Discussion eingehen zu können, möchte ich den Autor fragen, wie jener Professor der Aesthetik, den er sprechen läßt, ihn denn so sehr in träumerische Zweifel stürzen konnte, wenn er dessen Definition der Kunst beachtete: „Kunst ist die sinnliche Darstellung geistiger Vorgänge." Diese im Moment manchem vielleicht zusagende Begriffserklärung ist ja doch zum mindesten eine viel zu enge und muß nicht nur Musik und Architektur, ebenso Landschaftsmalerei und Thiermalerei, plastische Thiercomposition, ja consequent auch jede Porträtdarstellung als Kunst negiren, da ja auch hier keine „geistigen Vorgänge" sich dargestellt finden. Nicht von ihrem Gegenstande nimmt in erster Linie die Kunst ihren Begriff, sondern von dem ästhetischen Grundbegriffe „Idee des Schönen". Der letztern gesetzmäßige Durchführung in sinnlicher Darstellung gibt den Anhalt zu einer richtigen Definition der Kunst als der gesetzmäßigen, ihres Ziels bewußten Anordnung sinnlicher Elemente zu einer harmonischen Einheit mit der Idee des Schönen. Wo eine gesetzmäßige geistige Thätigkeit nach diesem Ziele strebend sich findet, haben wir es mit Kunst zu thun, sei nun das die sinnlichen Elemente lenkende geistige Motiv der Anordnung der äußern Sinnenwelt oder geistigen Vorgängen entnommen.

In der dritten und letzten Abtheilung: „Reiseblätter", ist die brillante Skizze „Die Pariserin" rühmend hervorzuheben, welche eine wahrhaft reizende, lebendige Schilderung der Natur der Parisienne de pur sang gibt, ein Cabinetsbild moderner Culturgeschichte von unübertrefflicher Grazie des Pinsels. Ein französischer Feuilletonist ersten Ranges kann dieses Thema, obwol es ihm weit näher liegt, nicht virtuoser behandeln.

So können wir die Besprechung der „Leichten Waare" mit der erfreulichen Bemerkung schließen, eine Sammlung von Musterleistungen moderner Feuilletonistik hier gefunden zu haben, welche in uns nur den Wunsch zurückläßt, noch mehr einer so gewichtigen leichten Waare zu erhalten.

Etwas ganz Fremdes, dem eben Besprochenen beinahe Entgegengesetztes, tritt uns in Nr. 2, dem „Skizzenbuche" Spielhagen's, entgegen. Wir sehen in Nr. 1 die flackernde Lohe eines lebendig sprühenden Geistes sich zu seinem Stoffe mit graziöser Kühnheit verhaltend, etwa wie der Reiter in der Rennbahn, der seinem sieggewohnten Roß die Zügel läßt, sich sicher im Sattel wiegend, und nur zuweilen ihm einen Wink durch leise Bewegung der Hand gebend daß, es nicht in seinem Ungestüm aus der Bahn breche. Ganz anders Spielhagen, der uns nicht dem anmuthigen Schauspiele eines solchen literarischen Sport zusehen läßt, sondern uns die Hand reicht wie ein guter Freund, und mit uns Berg und Thal, Nord und Süd durchwandernd, sein Fühlen und Denken, sein eigenes Innenwesen erschließt. Wir sollen nicht objectiv bleiben, wir sollen mit dem Autor subjectiv werden. Seine Skizzen sind vorzugsweise Landschaftsbilder. Allein man erwarte hier keine jener objectiv detaillirten Schilderungen, wie sie theils als vorzügliche Cabinetsstücke poetischer Malerei, theils als phrasenhafte oder ermüdende Berichte zur Genüge vorhanden sind. Nach dem bereits Gesagten sind die Spielhagen'schen Schilderungen mehr Schilderungen der eigenen Empfindung unter dem Eindrucke der Außenwelt, als eine Darstellung der letztern selbst. Wer daher die von Spielhagen geschilderten Landschaften der Schweiz, Italiens und auf Norderney durch Autopsie kennt, wird vielleicht manches in den Schilderungen missen, was ihm von Interesse ist, was sich seinem Gedächtniß besonders eingeprägt hat, wie andererseits der dem Stoffe fremde Leser sich kein deutliches Bild des Geschilderten wird machen können. Insofern, als Reiseschilderungen hergebrachten Stils, wären diese Skizzen so ziemlich verfehlt. Wer aber ein Interesse daran findet, in eines geistvollen Mannes Seele zu lesen, sein Auffassen der Außenwelt zu betrachten, und ihn so kennen zu lernen wie einen Reisegefährten, der, uns anfangs fremd, sich nur reservirt mittheilte, im Verlaufe der Reise warm wird und aufthaut, sodaß wir sehen, unser geistvoller Begleiter hat auch ein zartbesaitetes Menschenherz, dem die schönsten Accorde humanen Sinnes für Edles und Schönes entströmen, nicht als künstlich hervorgerufene Stimmung eines Romanciers, sondern als echte, persönlichste Naturlaute — wer dies will, der und der allein lese Spielhagen's „Skizzenbuch".

Die einfachen Mittel seiner Kunst sind es, durch welche der Meister Schönheitssinn und Gefühlswärme am reinsten und intensivsten weckt. Je complicirter die Formen sind, desto mehr mischt sich in die Betrachtung der analysirende und kritisirende Verstand ein, der die frische Ursprünglichkeit, ich möchte sagen Naivetät des Genusses schmälert.

Spielhagen vermeidet jede Künstlichkeit, und seine Kunst erzielt in ihrer edeln Einfachheit die schönsten Wirkungen. Da hören wir nichts von den hergebrachten Phrasen der Landschaftsschilderer. Sparsam wird umgegangen mit den sonst so wohlfeilen Worten „majestätisch, imposant, erhaben" u. s. f. Wo wir in andern Schilderungen die ganze Stufenleiter der Phrasen des Entzückens finden, gebraucht Spielhagen einen kurzen, prägnanten Ausdruck,

der etwa heißen soll: „Hier gefällt's mir!" oder „Hier ist mir wohl zu Muthe." Er weiß, wie er das sagen muß, daß es so einfach tönt, wie's jeder, der nicht Spielhagen heißt, auch schreiben könnte, daß er dabei aber durch die ganze Stellung des Satzes eine so schöne Wirkung erzielt, in dem Leser das Gefühl des Wahrhaftigen, Tiefempfundenen erweckend, wo die hochklingendsten Phrasen nur den Eindruck schöner Stilübungen machen. Spielhagen versetzt uns, abgesehen von der seine Absicht deutlich darlegenden Vorrede, bereits in dem ersten Essay in die richtige, zum verständnißvollen Genusse des Werks nothwendige Stimmung. Der Essay „In meiner Jugend-Stadt" führt uns mit Spielhagen nach dessen dreißigjähriger Abwesenheit in jene nordische Stadt, wo er als Beamtensohn den größten Theil seiner Kindheit bis zu den reifern Jünglingsjahren verlebte. Offen legt der Autor uns die sanfte Wehmuth der Rückerinnerung dar, wo er alles verändert und im Veränderten doch wieder Bekanntes sieht, wie z. B. in dem Hause, in dem er einst gewohnt, er noch einen von ihm selbst befestigten Riemen an einer Stallthür findet. Diese Kleinigkeit bewegt des Mannes Gemüth und das unsere, wenn wir seine Stimmung so warm geschildert sehen. Er führt uns zurück in jene Zeit, wo er, als Gymnasialschüler die ersten glühenden Regungen des Schöpfungsdranges im Herzen, vereinsamt, rathlos in seinem Zweifel, vergebens nach einem ältern Freunde sucht, der ihm die richtige Zukunftsbahn weist; wo er jene beneidet, die an der Quelle geistiger Anregung ihren Bildungsdurst löschen können, während ihm in kleinstädtisch-philiströsen Verhältnissen der freiere Athem genommen wird.

Durch dieses „Stückchen Autobiographie", wie er den Essay nennt, hat er uns zu vertrauten Freunden gemacht, die nun wissen, welche Fülle geistiger und gemüthlicher Anregung ihrer auf der gemeinsamen Wanderung durch die Schweiz und Italien und im Herbst auf Norderney harrt. Wir fühlen uns so wohl bei dem Manne, der heute in der innigsten Sprache seine Bewunderung zollt, morgen seine üble Laune über das trübe Wetter kundgibt, und bei Einzelheiten plaudernd verweilt, die ein anderer ganz übersieht, ohne uns nur einen Augenblick zu langweilen. Vor dem letztern schützt die Meisterschaft des Gedankenausdrucks, die ein wenn auch noch so einfaches, doch anziehendes Stimmungsbild immer zu schaffen weiß. Wir gehen darum gern auch auf unsers Reisegefährten Sonderlichkeiten ein, wie z. B. seine ausführliche Besprechung der neapolitanischen Droschkenverhältnisse und seine Freude über die Entdeckung des unterirdischen Monstrestalles für Neapels gesammte Lohnpferde.

Den Reiseschilderungen angehängt sind noch ein originell behandeltes „Idyll auf dem Thüringer Walde", eine Besprechung der Verdienste des patriotischen Malers „Anton Werner", eine Kritik über den Schauspieler Helmerding als Gottlieb Weigelt in „Mein Leopold", und endlich die Skizze „Breite Schultern", interessant als erste Idee zu dem spätern Roman „Hammer und Amboß".

Freunden der Spielhagen'schen Muse wird das Buch um so schätzenswerther sein, als sie hier Gelegenheit finden, in die Individualität des feinsinnigen Autors einigermaßen einzudringen, und ein höchst vortheilhaftes Bild davon zu gewinnen.

An die ausführliche Besprechung dieser beiden Werke knüpfe ich einige kurze Bemerkungen über zwei kleinere Werkchen:

3. Bilder des Augenblicks von S. M. Ernst. Wiesbaden, Niedner. 1874. 16. 15 Ngr.
4. Ernst und Scherz. Eine belletristische Aehrenlese, herausgegeben von S. Klein. Ratibor, Wichura u. Comp. 1874. 8. 16 Ngr.

Das erstere Werk enthält phantasievolle, originelle Betrachtungen, die man am besten als philosophische Träumereien bezeichnen kann. Von einem edeln Hauche der Poesie durchdrungen, bieten diese mit allegorisch-märchenhaften Zierathen reich ausgestatteten Phantasien doch des positiven Stoffs zu wenig, um bedeutungsvoll sein zu können. Ist der Stempel des Geistvollen ihnen nicht abzusprechen, und gewährt ihre Lektüre einen eigenthümlich phantastischen Reiz, so ist dagegen der daraus gewonnene Eindruck nur ein flüchtiger, ein Bild des Augenblicks.

Das zweite Werk ist eine Sammlung von Aphorismen, Sinnsprüchen und geflügelten Worten aus einem reichen Gebiete der Literatur. Neben Neuem ist hier Allbekanntes, beinahe abgenutzt Klingendes nicht wohl zu vermeiden, weshalb die Frage gerechtfertigt sein dürfte, ob mit dem Werkchen irgendeinem Bedürfniß gedient sein soll. Zu loben ist die Aufnahme von bezeichnenden Stellen auch aus der neuern Belletristik, z. B. von Auerbach, Bulwer, Rittershaus, Roquette, Spielhagen, was andere derartige Werke versäumen, sich nur auf ältere Literaturperioden stützend. Nicht gefallen will mir die vom Autor der Abwechselung wegen, wie er sagt, beliebte Systemlosigkeit der Stoffanordnung.

Als eine von den vier vorher erwähnten Arbeiten gesonderte Art literarischen Productes habe ich noch schließlich anzuführen:

5. Berlin bei Nacht. Culturbilder von Gustav Rasch. Berlin, Wedekind. 1874. 8. 20 Ngr.

Gustav Rasch, der vielschreibende Vielgereiste, ist bekannt als ein Schriftsteller, dem es nicht eben um sorgfältige formelle Durchführung eines Stoffs zu thun ist, sondern nur darum, ein sachliches Interesse zu erwecken bei einer äußerlich höchst salopen Form.

Die vorliegenden „Culturbilder" unter dem pikanten Titel „Berlin bei Nacht" gehören einerseits dem Gebiete des Polizeilichen, andererseits des Philanthropischen in der modernen Städtecultur an. Allerdings darf man keineswegs erwarten, hier tiefer gehende, etwa für den Fachmann in Staats- und Volkswirthschaft interessante Untersuchungen über berliner Polizeiwesen und die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten dort zu erhalten. Es sind allgemein gehaltene, nicht mit eingehender Untersuchung sich befassende Feuilletons über berliner Bauernfänger und die Art ihrer polizeilichen Verfolgung in nächtlichen Conditoreien, über Kaffeeklappen, im Thiergarten und auf der Hasenheide, desgleichen allgemeine Schilderungen der berliner Asyle, des Leichenhauses und der Irrenanstalt, auch eine sehr oppositionelle Schilderung des Rauhen Hauses am Plötzensee. Wenn auch, wie schon bemerkt, in keiner

Weise für eine authentische Charakteristik Berlins in den angeregten Richtungen tief genug, schließen die kleinen Aufsätze sich doch insofern des Autors ähnlichen frühern Arbeiten an, als ihre fließende Diction bei einem allgemeinen Leserkreise immer Interesse für die geschilderten Dinge erweckt. Für die Kritik sind sie jedoch als Ableger der Tagespresse unwesentlich, da sie weder vom administrativen noch culturhistorischen Standpunkte eine beachtenswerthe Höhe erreichen, eine ästhetische Geltung aber, die weder den künstlerischen Anforderungen des Feuilletons noch des Essay entsprechende leichtfertige stilistische Ausführung verhindert. Theodor von der Ammer.

Lyrisches und Episches.

1. Liebe, Lenz und Leben. Gedichte von Karl Loevenich. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1874. Gr. 16. 15 Ngr.
2. Mein Herz und seine Heimsuchung. Gedichte von J. P. Martin. Mainz, Kupferberg. 1874. 16. 20 Ngr.
3. Kleine Lieder von Karl Flüssing. Wien, Selbstverlag des Verfassers. 1874.
4. Engelberg. Eine Dichtung von C. Ferdinand Meyer. Leipzig, Haessel. 1872. 16. 20 Ngr.
5. Der Graf von Remplin. Eine Erzählung in Versen von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. Wien, Rosner. 1874. Gr. 16. 24 Ngr.

Unter den vielen charakteristischen Merkmalen unserer modernen Lyriker steht das rührende Selbstbewußtsein, welches sie erfüllt, gewiß nicht in letzter Reihe. Wer Verse macht, ist ein Dichter, und wer ein Dichter ist, der erscheint der Ehre würdig, daß sich die Blicke der Zeitgenossen voll Bewunderung auf ihn richten. Mögen die Verse auch so holperig sein, daß alle Musen entsetzt entfliehen, mag der Inhalt auch eine noch so bedenkliche Aehnlichkeit mit den breiten Bettelsuppen in Goethe's Hexenküche haben, der Glaube an ihr Genie verläßt selbst die ungelehrigsten von Apollo's Schülern nicht, denn sonst könnten sie es nicht wagen, mit unreifen Stilübungen vor das Forum einer ernsten Kritik zu treten. Daß der Beruf des Dichters ein gar schwerer und von tändelnden Spielereien weit abliegender ist, daß derjenige, welcher ein Publikum durch seine Dichtungen erfreuen will, lange Zeit in seiner Studirstube mit dem Aufgebot aller seiner Fähigkeiten nachgedacht und gearbeitet haben muß, davon scheinen viele unserer Poeten keine Ahnung zu haben.

Von den dichterischen Werken, welche sich auf unserm Büchertische befinden, darf nur „Liebe, Lenz und Leben" von Karl Loevenich (Nr. 1) auf einige Anerkennung Anspruch machen. Zwar erheben sich die Gedichte nirgends über ein gewisses mittleres Niveau, aber sie sind frei von groben Geschmacklosigkeiten und zeugen von ernstem künstlerischen Streben. Die Sammlung beginnt mit einer edel gehaltenen Ouverture, der man gern das Ohr leiht:

> Verlaß mich nicht, o Göttin Poesie!
> Will dir gehören ganz mein Leben lang.
> Erfreu' mein Herz mit süßer Melodie,
> Erfrisch' mein Ohr mit hellem, vollem Klang!
>
> Laß grünen Waldes Zauber mich umwehn
> Im Wipfelrauschen, in der Vögel Chor!
> Laß lauschen mich am Bach, wo Blümlein flehn,
> Was seine Wellen murmeln mir ins Ohr.
>
> Die Sterne laß ins Herz mir freundlich glühn,
> Wie der Geliebten Augen schön und klar;
> In dunkler Nacht, wenn Flammenblitze ziehn,
> Mich deine Stimme hören wunderbar!
>
> Auf Blütenauen und im Sturmesdrang
> Will preisen dich mit süßer Melodie,
> Will dir gehören ganz mein Leben lang, —
> Verlaß mich nicht, o Göttin Poesie!

Die Lieder enthalten theils eine poetische Verklärung des Naturlebens, theils besingen sie die Liebe. Die Empfindung ist wahr und ungekünstelt, die Gedanken streben höhern Zielen zu, und auch auf die Form ist ein anerkennenswerther Fleiß verwendet. Die Anklänge an Heine sind allerdings nicht zu verkennen, aber das dichterische Gewand sitzt meistens sauber und nett ohne die zerrissenen Fetzen, welche sich der pariser Aristophanes so genial um die Schultern zu schlagen wußte. Hübsch ist folgende Nachblüte der „Reisebilder":

> Leuchtender Lieder Quell
> Hat mir ein Gott gelegt
> Tief in die Brust.
>
> Aber des Lebens Hauch,
> Schneidend und rauh,
> Läßt sie erstarren zu Eis.
>
> Nun glänzen und funkeln sie
> Wie ein Demant
> In des Herzens Schacht,
> Und niemand erschaut sie;
> Nur meinem Auge sichtbar,
> Läßt ihr Gefunkel mich
> Tiefer das Dunkel sehen,
> Das mich umgibt. —
>
> Da fiel dein Sonnenblick
> Ins Herz mir, Geliebte!
> Es thauet das Eis,
> Und jubelnde Lieder
> Brechen hervor,
> Klingend und rauschend —
> Dir, meiner Muse, ein tönendes Lob.

Das Gedicht ist wieder ein Beweis dafür, wie gebieterisch das musikalische Ohr des Deutschen am Ende des Verses den wohlthuenden Vollklang des Reims fordert. Die Balladen tragen einen einfachen, volksmäßigen Charakter, während die kunstvollern Versmaße des Sonetts, der Sestine, der Triolette und der Ghasele von dem ernsten Wollen des Verfassers erfreuliches Zeugniß ablegen.

J. P. Martin, der Verfasser von „Mein Herz und seine Heimsuchung" (Nr. 2), entschuldigt sich in einem Nachworte wegen seines poetischen Debut. Er bittet keinen allzu hohen Maßstab zur Anwendung zu bringen, da man in unserer prosaischen Zeit nicht epochemachende Schöpfungen verlangen könne und seine Jugend unreife Gaben wol erklärlich mache. Ein frischer, empfänglicher Sinn, ein warmes Gemüth, eine rege Phantasie sind un

verkennbar, nur muß sich Martin vor Trivialitäten in Acht nehmen, mehr auf die Correctheit der Form achten und nicht glauben, daß alles, was er sich in anregenden Stunden aus dem Aermel geschüttelt hat, auch werth ist, in eine für die Oeffentlichkeit bestimmte Sammlung aufgenommen zu werden. Es fehlt ihm durchaus an Vertiefung, und die meisten Gedichte wiegen federleicht. Mit solcher lyrischen Dutzendwaare, auch wenn sie nicht ganz schlecht ist, läßt sich der Lorber nicht erringen. Ein gewisses Talent ist vorhanden, nur will es sorgsam gepflegt und gebildet sein.

Die „Kleinen Lieder" von Karl Flüssing (Nr. 3) bewegen sich in den allerengsten Kreisen des Empfindens. Man bewundert die Gemüthsruhe, mit welcher der Verfasser seine oft nichts weniger als interessanten Herzensgeheimnisse auskramt, als ob es auf der ganzen Welt nur schwächliche Liebeszerflossenheit gäbe. Wenn doch unsere Dichter aufhören wollten, immer nur diesen Acker zu pflügen, wenn sie doch Männer genug wären, den Blick kühn zu erheben und das von so vielen höhern Interessen bewegte Leben energisch zu erfassen! Solange diese engherzige Subjectivität, welche von dem sausenden Webstuhle der Zeit nichts wissen will, als alleinige Domäne der Lyrik angesehen wird, solange dürfen sich unsere jungen Talente nicht darüber wundern, daß ihre Geistesproducte nur in Freiexemplaren verbreitet werden.

C. Ferdinand Meyer scheint uns mit seiner in vierfüßigen gereimten Jamben abgefaßten epischen Dichtung „Engelberg" (Nr. 4) keinen glücklichen Wurf gethan zu haben. Die Geschichte der in sündiger Liebe erzeugten Angelika, welche in dem Kloster Engelberg erzogen wird, daraus entflieht, sich mit einem Jäger verheirathet, ihren Mann infolge eines ihm auf der Jagd zugestoßenen Unglücks verliert, vier wohlgerathene Söhne besitzt und endlich sanft und ruhig in dem Herrn entschläft, wird mit einer gewissen mattherzigen Schwächlichkeit erzählt, die ein warmes Interesse nicht aufkommen läßt. Dagegen ist der epische Stil, welcher in seinem Gusse durch lyrische Blasen nirgends getrübt wird, streng festgehalten, und auch die Scenerie der Alpenlandschaft ist glücklich für die Dichtung verwerthet.

Einen noch viel weniger sympathischen Eindruck macht der „Graf von Remplin" von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy (Nr. 5). Die poetische Erzählung schildert in reimlosen fünffüßigen Jamben das Leben des Grafen Friedrich von Remplin, eines Theaternarren, der mit seinem kindischen Dilettantismus in der Kunst Thaliens Hab und Gut verschleudert, an die Spitze einer elenden vagabondirenden Bande tritt und endlich nach langen, an glänzendem Elende reichen Fahrten als alter gebrochener Mann in den Armen seines Sohnes Felix liebevolle Aufnahme findet, bis der Tod ihn von seiner Krankheit heilt. Die Dichtung schildert überall die Schattenseiten des Schauspielerlebens und entrollt ein düsteres Bild, welches aber für die mit dem Schutt der Vergangenheit auch auf diesem Gebiete aufräumende Gegenwart nicht mehr zutreffend erscheint und, da es an überwundene Roheiten erinnert, den Leser nicht recht erfreulich berühren kann.

Eugen Zabel.

Neue Romane.

1. David Elginbrod. Von George Mac Donald. Aus dem Englischen übersetzt von Julie Sutter. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 1873. Gr. 8. 3 Thlr.
2. Die Clarinette als Talisman. Musikalischer Roman in zwei Bänden von Karl Zastrow. Jena, Costenoble. 1874. 8. 3 Thlr.
3. Die Volksbeglücker. Eine Erzählung von Max von Schlägel. Leipzig, E. J. Günther. 1874. 8. 1 Thlr.
4. Concordia. Eine deutsche Kaisergeschichte aus Baiern. Von Hermann Schmid. Fünf Bände. Leipzig, E. J. Günther. 1873. 8. 4 Thlr.
5. Nachklänge. Aus den hinterlassenen Papieren des Sanitätsraths Dr Karl Wilhelm Junge. Bearbeitet und herausgegeben von Otto Hüttig. Breslau, Trewendt. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Unter vorstehend aufgezählten fünf Romanen ist der englische der schwächste. Sein Held, Hugo Sutherland — der auf dem Titel verzeichnete Name ist unbegreiflicherweise derjenige einer sehr bald verschwindenden Nebenfigur — ist einer jener „Erzieher", wie sie aus dem geistreichen französischen Lustspiel „On demande un gouverneur" bekannt sind. Wenn man aber hinter „David Elginbrod" ein philosophisch-didaktisches Werk für Pädagogen und solche, die es werden wollen, zu finden meint, so irrt man sehr; wir haben es mit einer im Grunde sehr gewöhnlichen Liebesgeschichte zu thun, in welcher nebenher etwas in Geisterklopfen, Tischrücken und ähnlichem Unfug gemacht wird. Die fernern Ingredienzen des nicht sehr schmackhaften Gebräus bilden ein ziemlich zweideutiges Liebesverhältniß, ein romanhafter Dieb und Betrüger, Funkelstein genannt, u. s. w. Wäre dies alles in genügender pikanter Kürze aufgetischt, so würde man vielleicht eine für untergeordnete Unterhaltungsblätter geeignete Sensationsnovelle zu Gesicht bekommen haben, allein jetzt, da dem Leser nicht weniger als 610 enggedruckte Groß-Octavseiten zugemuthet werden, wird niemand dem wunderlichen Buche Geschmack abgewinnen. Was die Uebersetzerin (die, beiläufig bemerkt, eine recht mangelhafte Arbeit geliefert hat) bewegen konnte, Zeit und Mühe an die Verdeutschung zu verlieren, ist geradezu räthselhaft.

Ein freundlicheres Urtheil verdient Karl Zastrow's Roman: „Die Clarinette als Talisman" (Nr. 2). Sein Verfasser ist augenscheinlich begabt; er hat eine flotte Erfindungsgabe und hübsche Darstellungskraft. Nur muß er sich hüten, bei Schilderung ganz bestimmter, jedermann genau bekannter Verhältnisse eine Beschreibung zu machen, wie sie auf die Wirklichkeit ganz und gar nicht paßt. Zastrow's Held ist ein Musiker; da aber die Zeit gekommen ist, tritt er unter das Militär und dient sein Jahr in Berlin ab, und zwar in dem modernen Berlin, nicht etwa in dem Friedrich's des Großen. Preußische Wehreinrichtungen und Preußens Hauptstadt sind aber

Dinge, über die jeder Deutsche so außerordentlich genau unterrichtet ist, daß uns niemand, der sie schildert, Dichtung für Wahrheit verkaufen kann. Dies ist aber Zastrow's Fall, und mit diesem schweren Vorwurfe, der doch bei einiger Gewissenhaftigkeit leicht zu vermeiden gewesen wäre, ist sein ganzes Buch gerichtet. Es ist liebenswürdig geschrieben, aber es könnte einen Franzosen zum Verfasser haben. Und die Moral? Schnell Romane fabriciren, heißt noch nicht: sie gut machen. Lieber Ein Junges, aber ein Löwe, als ein Dutzend verkrüppelter Gestalten, an denen niemand ungetrübte Freude haben kann.

Anders Max von Schlägel's „Volksbeglücker" (Nr. 3). Eine consequent durchgeführte, logisch sich entwickelnde Handlung, folgerecht gezeichnete Charaktere, gut erfundene Situationen, und dies alles auf dem Hintergrunde moderner, künstlerisch geschickt verwertheter, aber niemals unrichtig dargestellter Orts- und Zeitverhältnisse bringen eine durchweg befriedigende Wirkung hervor. Vielleicht herrscht in dem Ganzen hier und da einige Trockenheit, allein im Gegensatze hierzu wären ebenso wol wahrhaft poetische Schönheiten aufzuzählen, und jedenfalls überwiegen diese bei weitem jene. Der Roman ist tendenziös; er will zeigen, wohin das Volk durch seine „Beglücker" im politischen Schwindel gerissen wird; die Zustände der Schweiz, welche dabei den Stoff geliefert haben, sind mit großem Glück und Geschick entrollt. Leider findet man aber diese „Beglücker", welche das Volk lediglich zu egoistischen Zwecken ausbeuten und es bestenfalls auf verhängnißvolle Irrwege führen, jetzt überall, und so verdient Schlägel's tüchtige Arbeit, welche der Zeit schonungslos den Spiegel vorhält, als ein treffendes Culturbild aus der Gegenwart nicht nur den „Volksbeglückern" der kleinen Republik, sondern auch gewissen Herren im deutschen Vaterlande als heilsame Anregung zur Selbstschau bestens empfohlen zu werden.

Ein vortreffliches Werk, welches völlig dazu angethan ist, das durch Luise Mühlbach und Genossen einigermaßen um seinen Credit gebrachte Genre des „historischen Romans" wieder sehr beliebt zu machen, liegt in Hermann Schmid's „Concordia" (Nr. 4) vor. Die „deutsche Kaisergeschichte aus Baiern" ist die Geschichte jenes Wittelsbachers, der als Karl VII. den deutschen Kaiserthron bestieg, und der Roman erzählt die letzten Lebensjahre dieses Fürsten. Mit größter Kunst sind die verschlungenen Fäden der damaligen politischen Wirren im Verein mit frei erfundenen dichterischen Zuthaten zu einem sehr effectvollen Gesammtbilde jener Zeit und der in ihr herrschenden Sitten verwoben; die hohen wie die niedrigen Charaktere sind mit gleicher Meisterschaft gezeichnet, der culturhistorische Hintergrund mit größter Treue ausgeführt. Es würde schwer sein, zu entscheiden, welche der zahlreichen Gestalten des stattlichen Werks dem Verfasser am besten geglückt sei, ob Kaiser Karl VII. selbst, ob sein Bundesgenosse König Friedrich II. von Preußen, oder ob seine Gegnerin, die Kaiserin Maria Theresia, unser Hauptinteresse in Anspruch nimmt. Genug, daß die Theilnahme keinen Augenblick ermüdet und wir den letzten Band, trotzdem er nicht weniger als vier Vorgänger hatte, nur mit einer Empfindung des Bedauerns darüber aus der Hand legen, daß die gediegene Arbeit schon zu Ende sei. Hermann Schmid hat auch in diesem Werke seinen alten Ruhm, einer unserer besten modernen Volksschriftsteller (dieses Wort im edelsten Sinne genommen) zu sein, aufs neue glänzend bewährt.

Erfreulicherweise braucht dem Lobe kein Tadel zu folgen: ein höchst sympathisches Buch ist auch der letzte heute zu besprechende Band: „Nachklänge" (Nr. 5). Es ist bedauerlich, daß Otto Hüttig keinerlei Rechenschaft darüber gegeben hat, inwiefern er Junge's Nachlaß „bearbeitete"; es ist daher unmöglich, festzustellen, auf wessen Rechnung das hervorragendste Verdienst um die in dem Buche enthaltenen Novellen — von den eingestreuten kleinen Gedichten kann man füglich absehen — zu setzen ist. Doch gleichviel: „Onkel und Neffe" ist ein Meisterstück des humoristisch erzählenden Genre. Eine solche Natürlichkeit, Wahrheit, Einfachheit, und dabei einen so liebenswürdigen, frischen Humor, der oft in dem drolligsten Wortwitze gipfelt, ist leider den modernen Romanschriftstellern nur sehr selten eigen; viele derselben könnten sowol in Rücksicht auf Inhalt als namentlich auch auf Form bei Junge in die Schule gehen. „Die blaue Blume" ist ein Nachtstück, ähnlich dem classischen „Bettelweib von Locarno" Heinrich von Kleist's, wennschon vielleicht nicht ganz mit gleicher Schaffenskraft der Phantasie hervorgezaubert; „Kunigunde" (die Sage vom Kynast) zeigt, wie auch einem allbekannten Thema durch virtuose Kunst des Erzählers noch eine neue, interessante Seite abgewonnen werden kann; „Der Flüchtling" endlich ist eine hübsche, spannende Erzählung mit politischem Hintergrunde, ein wenig in der Manier der „Taschenbücher für Damen". Der Herausgeber, von dem doch wol die Reihenfolge des Gebotenen herrührt, ist so pfiffig — oder soll man sagen so ungeschickt? — gewesen, das Gediegenste der Junge'schen Werke voranzustellen. Man glaube jedoch nicht, an dem „Flüchtling" etwas Mittelmäßiges zu lesen; es ist auf alle Fälle eine schätzbare, originelle und tüchtige Arbeit, obwol sie nicht so allgemein ansprechen wird wie „Onkel und Neffe". Smaragde und Rubine sind noch immer köstliche Edelsteine, wenn es auch keine Solitärs sind.

Hermann Uhde.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 16. November starb Heinrich Brockhaus, der frühere langjährige Redacteur dieser Blätter. Geboren am 4. Februar 1804 in Amsterdam, trat er schon 1819 in das väterliche Geschäft als Mitarbeiter ein, und hat dasselbe nach dem Tode des Vaters 1823 theils mit dem ältern Bruder Friedrich, theils allein, von 1854 bis 1863 mit dem ältern Sohne Eduard, dem sich 1863 auch der jüngere, Rudolf, anschloß, fortgeführt. Im Jahre 1855 beging er das Jubelfest der Firma, im Jahre 1872 den Säculargeburtstag des Vaters und das eigene funfzigjährige Jubiläum. Die glänzenden Verdienste des Verstorbenen um den deutschen Buchhandel und die allgemeine Bildung, der er namentlich durch die treue Pflege und zeitgemäße Fortführung des „Conversations-Lexikon" einen in allen Welttheilen anerkannten Dienst leistete, die Hebung des eigenen Etablissements, die Erweiterung desselben nach allen Seiten hin, ebenso sein überzeugungstreues politisches Wirken und seiner Sitten Freundlichkeit, die so viele Freunde und Bekannte nicht blos in der Heimat, sondern in allen von ihm bereisten Ländern kennen lernten, das alles können wir hier nur berühren; alle deutschen Blätter haben die Gelegenheit zu anerkennender Würdigung so vielseitigen Verdienstes nicht vorübergehen lassen. Wohl aber müssen wir hier an dieser Stelle hervorheben, daß Heinrich Brockhaus die „Blätter für literarische Unterhaltung" von 1823 bis 1853, bis Hermann Marggraff die Redaction übernahm, redigirte, in allem Wechsel der Zeiten, mit vollkommener Treue gegen ihr anfängliches Programm, stets bestrebt, neu auftauchende Kräfte von Bedeutung für sie zu gewinnen, durchgeführt, und sie auch über das Bewegungsjahr 1848, dessen „Völkerfrühling" so viele Blätter welken machte, glücklich hinübergeleitet hat. Literarische Parteiströmungen mochten, soweit sie berechtigt waren, dem Blatt ihre Färbung ertheilen; niemals vermochten sie dasselbe in eine einseitige Richtung hineinzureißen. Und so sind die dreißig Jahrgänge der Redaction von Heinrich Brockhaus nach wie vor eine vielbenutzte Quelle der Literaturgeschichte geblieben, wie dies bei dem Streben nach Vollständigkeit und Unparteilichkeit nicht anders sein konnte. Und in gleichem Sinne diese Blätter als Literaturarchiv der nachfolgenden Geschichtschreibung zu bewahren, unbeirrt durch die Erfolge, welche bald dieser, bald jener neu auftauchenden Zeitschrift von einer nach dem augenblicklichen Beifall haschenden Tendenz zutheil wurden, ist das Bestreben Hermann Marggraff's gewesen, wie es dasjenige des jetzigen Herausgebers blieb und bleiben wird.

— Uns liegen jetzt die officiellen Protokolle der Generalversammlung der Deutschen Schiller-Stiftung vor, welche am 4., 5. und 6. October in Weimar unter dem Vorsitze des Regierungsraths Genast getagt hat. Der münchener Antrag auf Abänderung des §. 10 der Statuten betraf einen Punkt, der schon in frühern Zeiten viel Staub aufgewühlt hatte. Der durch das Statut gebotene Wechsel des Vororts nach Ablauf eines Lustrums wird von den einen als Bürgschaft der Unabhängigkeit und Freiheit der Stiftung mit Eifer festgehalten, während die andern die großen Schwierigkeiten und Kosten hervorheben, welche mit solchem Wechsel verbunden sind und manche auch das Schiller-Haus in Weimar als dauerndes Standquartier der Schiller-Stiftung für ganz geeignet halten. Wir selbst können in dem Umherwandern der Stiftung von Ort zu Ort keinen Vortheil erblicken und schließen uns dem eifrigen Vertheidiger des münchener Antrags, Dr. Paul Heyse, an, wenn er sagt: „die Ansicht, der Wechsel des Vororts werde eine lebhaftere Betheiligung in den einzelnen Provinzen hervorrufen, ist eine ungeheuerliche particularistische Idee". Wir meinen, es ist ein alter Satz: wo man wohl sich fühlt, möge man Hütten bauen. Archiv und Secretariat der Schiller-Stiftung sind aber in dem weimarischen Schiller-Hause gewiß an ihrem Platze, und irgendwelche Unzuträglichkeiten oder auch nur wohlmeinende Beeinflussungen hat die sorgfältigste Prüfung der weimarischen Verwaltung nicht nachzuweisen vermocht. Dr. Heyse hob besonders hervor, daß man die Stiftung nicht in Weimar stabilisiren wolle, es solle nur alle fünf Jahre beschlossen werden, ob Weimar, als den Aufgaben des Vororts genügend, solcher bleiben solle. Da indeß die Zweigstiftungen, welche die größte Kapitalmacht repräsentirten, Dresden und Wien, sich gegen den münchener Antrag erklärten, so war keine Aussicht auf Annahme desselben. Dagegen fand ein vermittelnder Antrag des Geheimen Hofrath Schöll einstimmige Annahme. Er lautete dahin, daß im ersten Absatz des §. 10 der Statuten die Worte: „doch kann dieselbe Zweigstiftung nicht zwei Wahlperioden hintereinander gewählt werden", gestrichen werden, diese Statutenänderung aber erst in Kraft treten solle, sobald die hohen Regierungen, die sich eine Genehmigung solcher Statutenänderung vorbehalten, dieselbe ertheilt hätten. Es ward demgemäß ein neuer Vorort gewählt und zwar Dresden, während in den neuen Verwaltungsrath die Zweigstiftungen von Wien, München, Berlin und Stuttgart gewählt wurden. Außerdem ward dem Verwaltungsrath das Recht zuerkannt, Personen, welche durch Leistungen und Bemühungen die Stiftung fördern, zu Ehrenmitgliedern zu ernennen. Auch eine neue Schiller-Lotterie ist von Herrn Dr. Braunfels und Herrn Justizrath Gruner beantragt worden. Der Antrag lautet: „Die Generalversammlung erklärt es für wünschenswerth, die Mittel der Deutschen Schiller-Stiftung durch Veranstaltung einer Geldlotterie zu vermehren und ertheilt zu diesem Zweck dem künftigen Verwaltungsrath den Auftrag, die Ertheilung der Concession zu einer solchen Lotterie bei den betreffenden Staatsregierungen nachzusuchen und die zur Ausführung des Unternehmens erforderlichen Maßregeln zu ergreifen." Ein Zusatzantrag erklärte indeß als grundsätzlich festgestellt, daß die Unternehmung der Kasse der Schiller-Stiftung keine Kosten verursachen dürfe, daß die Lotterie mit plan- und verhältnißmäßigen Geldgewinnen ausgestattet werde, und daß der gesammte Ertrag, nach Abzug der Kosten, der Centralkasse der Stiftung zufließen müsse. Beide Anträge wurden mit 15 Stimmen angenommen. In Bezug auf lebenslängliche Pensionen erklärte die Versammlung zu Protokoll, daß dieselben zurückzuziehen seien für den Fall, daß eine Hülfsbedürftigkeit der Subventionirten nicht mehr vorhanden sei oder die Subventionirten sich der fraglichen Pensionen unwürdig machten. Dr. Grosse, dessen Secretariatsführung allgemeine Anerkennung fand, wird auch für das neue Lustrum Secretär der Stiftung bleiben und nach Dresden übersiedeln.

Bibliographie.

Albrecht, P., Beiträge zur Strassburger Schulgeschichte. II. Die Gründung der Academie. Strassburg, Schmidt. Gr. 8. 12 Ngr.

Aus dem Leben einer deutschen Frau von [illegible]. Mit einem Vorwort von [illegible]. Gotha, Schlößmann. Gr. 16. [illegible] Ngr.

Bastelberger, J. M., Die militärischen Reformen unter Mahmud II., dem Retter des osmanischen Reiches. Eine militärhistorische Studie. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Beaulieu-Marconnay, C. Freih. v., Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch. Beitrag zur deutschen Cultur- und Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Collins, W., John Jago's Geist. Erzählung. Deutsche, vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Berlin, Janke. [illegible]. Gr. 16. 1 Thlr.

Dincklage, E. v., Emsland-Bilder. Erzählungen aus dem Emslande. Stuttgart, Simon. 16. 1 Thlr.

[illegible], J., [illegible]. [illegible] des J. van [illegible]. 2 Thle. München, [illegible]. 8. 2 Thlr. [illegible] Ngr.

Erinnerungen aus dem Leben des kaiserlich russischen General-Lieutenant Johann von Blaramberg. Nach dessen Tagebüchern von [illegible]—[illegible]. 1ster Bd. Berlin, [illegible]. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedländer, E., Ostfriesisches Urkundenbuch. 1stes Heft. [illegible]—[illegible]. Emden, Haynel. Gr. 4. 2 Thlr. [illegible] Ngr.

Goedeke, K., Goethes Leben und Schriften. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Grohmann, A. F., [illegible]. Berlin, [illegible]. [illegible]. Gr. 8. 10 Ngr.

[illegible], H., In Frankreich. [illegible]-Erinnerungen. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

[illegible], W., [illegible]. Hamburg, [illegible]. Gr. 8. 5 Ngr.

[illegible], K., Die [illegible]. [illegible] Vortrag. [illegible]. Gr. 8. [illegible] Ngr.

Anzeigen.

Neuester belletristischer Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Daponte und Mozart.

Roman in fünf Büchern

von

Julius Grosse.

3 Bände. 8. Brosch. 4 Thlr.

Unfehlbar.

Zeitroman

von

Max Ring.

4 Bände. 8. Brosch. 6 Thlr.

Fritz Ellrodt.

Historischer Roman

von

Karl Gutzkow.

Zweite Auflage.

3 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr.

Ein kaiserlicher Wahlspruch.

Roman

von

Luise Ernesti.

I. Abtheilung:

Die Glieder eines Stammes und ihres Hauses Vorgeschichte.

2 Bände. 8. Brosch. 3 Thlr.

II. Abtheilung:

Die neue Zeit und das neue Geschlecht.

3 Bände. 8. Brosch. 5 Thlr.

Als Weihnachtsgeschenk zu empfehlen:

Blüthen einer Weltanschauung von Ulrich Rudolf Schmid. Zweite vermehrte Ausgabe. Jena 1874. Verlag von A. Neuenhahn. 16. Brosch. Preis 3 Mark.

Dieses in der ersten Ausgabe in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1868, Nr. 38, in Matthes' Allgemeiner kirchlicher Chronik (Schulze), 1867, S. 82, und dem Süddeutschen Wochenblatt (Gehe), 1868, Nr. 35, und andern Zeitschriften rühmlichst empfohlene Büchelchen enthält in der zweiten Ausgabe außer patriotischen Gedichten aus der neuesten Zeit die Dichtungen Prometheus und Faust. Prometheus im Geist der vielgestaltigen Sage und wie der Aeschyleische mit freier Dichterkraft auf Grund desselben aufgefaßt, ist die Menschheit als ein lebendiges Ganzes: die Menschheit in ihren Verirrungen, Kämpfen und Siegen, als da sind: Kampf der Allmacht der Menschheit mit der Allmacht der Götter; übermüthiger, frevelhafter Trotz; Durchbruch des Christenthums durch das Heidenthum; ewiger Kampf mit dem Heidenthum. Das ist ein Kampf mit dem Bösen. Prometheus kämpft ihn. Er will der Schuld entgehen und muß sie doch fühlen und der Buße sich unterwerfen, aus der er zum wahren Leben ersteht. So verknüpft sich die Prometheus-Dichtung mit der Faustsage, welcher der Kampf mit dem Bösen zu Grunde liegt, und dem Monolog „Faust". Die dem Menschen angeborene Liebe zum Guten, gleichsam seine erste Liebe, und ihr Kampf mit den in der Entwickelung des Menschen eintretenden Versuchungen zum Bösen wird unter dem Bilde des Kampfes der ersten reinen mit einer spätern unreinen Liebe dargestellt, und durch das tiefste Schuldgefühl und die wahre Reue, welche zu Gott und Christus führt, siegt die Liebe zu dem Guten. An Goethe's Faust schließt sich die Dichtung insofern an, als auch in ihm Werth und Macht der Liebe mit Glaube und Reue verbunden (in den Stimmen „Sie ist gerettet" und „Heinrich! Heinrich!") Rettung verheißt. In dieser religiös verklärten Verheißung liegt der schönste poetische Schluß, den dieses Thema haben konnte, aber der große Dichter, der, nur von seinem Genius geführt, sich selbst nicht verstand, schrieb einen zweiten Theil. Dieser ist weniger Poesie als Reflexion, die aber den großen Dichter, nachdem er sich selbst überlebt, nicht zu der Einsicht führen konnte, daß einen Faust, der vier Menschenleben auf dem Gewissen hat, nur das tiefste Schuldgefühl und die ausdauerndste Reue und Entsagung retten kann.

Im Verlage von H. R. Mecklenburg in Berlin C., Klosterstraße 38 ist erschienen:

Beiträge zum Verständniß Kant's,

von

Dr. Johannes Witte.

(Privat-Docent der Philosophie in Bonn.)

Preis 20 Sgr.

Der Verfasser dieser Schrift will den Ergebnissen der Kant'schen Philosophie von seiten der Ethik die Anerkennung ihrer bleibenden Bedeutung sichern. Jedoch hat er auch deren theoretische Grundlage selbständig geprüft und zwar unter eingehender Rücksicht auf die in den letzten Jahren von Bona Meyer und Herm. Cohen über Kant verfaßten Schriften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Krylóf's sämmtliche Fabeln.

Aus dem Russischen übersetzt und mit einer Einleitung begleitet von

Ferdinand Löwe.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Krylóf's Fabeln, das beliebteste russische Volksbuch, erscheinen hier zum ersten male in deutscher Uebersetzung und werden sicher durch ihre Schlagfertigkeit und ihren natürlichen, harmlosen Witz auch in Deutschland zahlreiche Freunde gewinnen.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Adolf Friedrich von Schack.

Dritte Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Schack's Gedichte gewinnen immer größere Verbreitung. Wenn die Eigenthümlichkeiten des Dichters sich am glänzendsten da entfalten, wo er große Erscheinungen der Natur und des Völkerlebens im Spiegel der eigenen Empfindungen und Gedanken darstellt, so zeichnen sich doch auch seine eigentlichen Lieder durch Tiefe des Gefühls und melodischen Reiz aus und haben verschiedene Musiker, wie Johannes Brahms, zur Composition angeregt.

Stuttgart, October 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Jetzt complet:

Theologisches

UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauche für

Geistliche und gebildete Nichttheologen.

2 starke Bände,

120 Druckbogen gross Lexikon-Format.

— Subscript.-Preis 5 Thlr. — 15 Mark. —

Dieses „Universal-Lexikon" will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispiellos billig.

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

MEYERS HANDLEXIKON

Gibt in **einem Band** Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** 1908 kl. Oktavseiten mit 32,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 3 Thlr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig (vormals Hildburghausen).

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schillers Briefwechsel mit Körner.

Von 1784 bis zum Tode Schillers.

Zweite vermehrte Auflage.

Herausgegeben von

Karl Goedeke.

Groß Octav. 2 Bände. XIV und 395 Seiten. Preis geheftet 5 Thlr. 10 Sgr., gebunden in Originalprachtband 7 Thlr.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lothar.

Ein Gedicht in zehn Gesängen

von

Adolf Friedrich von Schack.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe mit Goldschnitt.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 20 Kr.

Schack's Lothar hat sowol durch den fesselnden Inhalt der Erzählung, als durch die farbenprächtigen, auf eigener Anschauung beruhenden Schilderungen aus Spanien, den afrikanischen Wüsten, Aegypten, Palästina und Griechenland, das lebhafte Interesse der Lesewelt erregt. In vorliegender eleganter Ausgabe wird sich das Gedicht besonders zu Geschenken eignen.

Stuttgart, October 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

— jetzt complet — 2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr. In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an

jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 49. 3. December 1874.

Ein neues Charakterbild der Renaissance-Epoche.

Lorenzo de' Medici il Magnifico von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1874. Gr. 8. 8 Thlr.

In der Arbeit Alfred von Reumont's liegt ein Werk vor uns, das wir eine ganze Mannesthat nennen möchten; liest man doch daraus die Resultate jahrelangen Studiums und eifrigsten Forschens, trägt es doch den Stempel der innerlichsten Vertiefung in einen großen gewaltigen Stoff, ist es doch mit der Hingebung, die einer Lebensaufgabe gewidmet zu werden pflegt, entworfen und ausgeführt. Es verbindet sich darin lichtvolle Darstellung mit der nöthigen Gründlichkeit der Behandlung. Ein sehr reiches Material über florentinische Geschichte und Ortskunde hat dem Verfasser sichtlich vorgelegen; mit welcher Mühe er es sich zugänglich gemacht haben mag, entzieht sich unserer Beurtheilung; jedenfalls fließt seine Darstellung fast lückenlos documentarisch begründet dahin; wir fühlen wohl, daß sie einer subjectiven Beleuchtung unterworfen ist, aber fast nirgends, daß an Stelle von Motiven die Hypothese getreten sei. Nur eine Eigenthümlichkeit, so geringfügig sie auch ist, wollen wir nicht unerwähnt lassen: warum folgt der Verfasser dem Beispiele des königlichen Dichters Ludwig von Baiern und spricht stets nur von „Teutschland" und „teutschem Wesen"? Uns erscheint es immer auffallend, solche wohlfeile Eigenart für sich in Anspruch zu nehmen.

Der Raum d. Bl. erlaubt uns nicht, mit dem Verfasser in jene hochinteressanten Zeiten einzudringen, in denen die damalige moderne Welt durch den Einfluß der Bildungselemente der Antike, im Kampfe gegen das Mittelalter, eine Umgestaltung erfuhr, die sich in der Entwickelung der Renaissance kenntlich machte; ebenso wenig wie wir die wundersam verflochtenen Fäden der historischen Begebenheiten in ihrer Verbindung mit der Culturentwickelung weiter verfolgen dürfen, als sie in dem Palaste der Medici zusammenlaufen; und so wollen wir nur einfach versichern, daß außer dem hellstrahlenden Einzelbilde uns in dem Reumont'schen Buche noch eine Fülle der weitgehendsten Anregungen und mannichfaltigen Belehrungen gegeben wird. Ist auch Cosimo de' Medici als „pater patriae" eine hochbedeutende Persönlichkeit, vereinten sich in Lorenzo il Magnifico auch in großartiger Weise die seltenen Eigenschaften eines hervorragenden Bürgers und eines auserlesenen Fürsten, so bleibt doch der schwerwiegendste Theil ihres Nachruhms, daß ihre Bestrebungen wesentlich dazu beigetragen haben, die Keime jener gewaltigen Zeit, die für das Kunstleben und den Gang der geistigen Entwickelung eine zweite Perikleische Epoche bedeutet, zur Blüte zu bringen. Man sagt von Lorenzo, daß er der glänzendste Repräsentant eben dieser Epoche gewesen, und weil Reumont, um ein treffendes Bild von ihm zu entwerfen, uns auch das Verständniß seiner Zeit eröffnen wußte, reicht die Bedeutung des Buchs weit über den Rahmen einer Biographie hinaus und es wird zu einem culturgeschichtlichen Gedenk- und Lehrbuche.

Nicht einmal in großen Zügen können wir zusammenhängend den Inhalt des umfangreichen Werks wiedergeben. In die Zeit, die voranging, bis Cosimo von Medici, der Bürger und Kaufmann, seine Familie zu einer der ersten in der Republik Florenz erhoben hatte, fallen die mannichfaltigsten politischen Umwälzungen und blutigen Kämpfe. Auch in Florenz hatte der Streit der Guelfen und Ghibellinen, der Schwarzen und der Weißen getobt; die Albizzi, eine berühmte florentinische Familie, die Strozzi, deren Parteigenossen, haben ihre Herrschaft geübt, Cosimo war verbannt und wieder zurückgerufen worden, bis er endlich, gleich mehrern seiner Vorväter, das Gonfalonierat, das erste städtische Amt, erhielt. Von nun an stiegen die Medici von Stufe zu Stufe; Cardinäle und Päpste entsprangen ihrem Geschlechte, aus den einstmaligen Bürgersöhnen wurden gefürstete Herrscher, und ihre Töchter trugen die Kronen von Königinnen. Dennoch blieben

Cosimo, der Vater des Vaterlandes, und sein Enkelsohn, Lorenzo der Herrliche, die erlauchtesten Söhne des Stammes, obgleich beide das Gewand der Bürger niemals abgelegt hatten.

Reumont schildert treffend den Charakter Cosimo's:

Der Gebieter des florentinischen Staats blieb Bürger, Landwirth, Kaufmann. In seinem Auftreten und seiner Haltung war nichts, was ihn von andern unterschied; er war einfach, mäßig, zugänglich, freundlich, im Umgang mit den kleinen Leuten vertraulich. Er war ein ernster, in allen Genüssen mäßiger Mann, er scheute sich vor Ueberhebung, er sagte, es gebe ein Kraut, das man nicht bewässern, sondern vertrocknen lassen müsse: das sei der Neid.

Als seine Gemahlin ihn eines Tags nach dem Grunde der Schweigsamkeit fragte, die seine letzten Lebensjahre kennzeichnete, antwortete er: „Wenn du nach der Villa ziehst, überlegst du vierzehn Tage lang, was du zu besorgen hast. Meinst du, ich habe nicht über manches nachzudenken, während ich mich anschicke, dies Leben mit einem andern zu vertauschen?" Und als er in seinem sechsundsiebzigsten Lebensjahre gestorben war, da schrieb Marsilio Ficino, der berühmte Platoniker, welcher der Vertraute der Familie vier Generationen hindurch gewesen war, an seinen Zögling Lorenzo:

Ein Mann, vor allen andern verständig, fromm vor Gott, gerecht und hochherzig gegenüber den Mitmenschen, gemäßigt in allem, was ihn selbst betraf, in seinen Privatangelegenheiten thätig, aber noch sorgfältiger und vorsichtiger in den öffentlichen. Nicht für sich allein hat er gelebt, sondern für den Dienst Gottes und des Vaterlandes. Keiner hat ihn übertroffen an Demuth wie an Hochsinn. Ueber zwölf Jahre lang habe ich mit ihm philosophische Unterredungen geführt, und er war ebenso scharfsinnig im Disputiren wie weise und kräftig im Handeln. Ich verdanke Platon viel: Cosimo verdanke ich nicht weniger. Es ließ mich in der Ausübung jene Tugenden gewahren, welche Platon mir in der Idee vorführte. Mit der Zeit geizte er wie Midas mit dem Golde; er maß Tage und Stunden und klagte selbst über den Verlust von Minuten. Nachdem er sein Leben lang und inmitten der ernstesten Angelegenheiten sich mit der Philosophie beschäftigt, widmete er sich ihr, nach Solon's Beispiele, mehr denn je in den Tagen, in denen er vom Schatten zum Lichte überging. Denn wie Du weißt, da Du gegenwärtig warst, kurz vor seinem Hinscheiden noch las er mit mir Platon's Buch: „Von dem einen Grund der Dinge und dem höchsten Gut", gleichsam als wollte er nun in Wirklichkeit das Gut genießen gehen, welches er in der Unterhaltung gekostet hatte.

Der Sohn und Nachfolger Cosimo's, Pierro di Medici, sollte nicht lange unangefochten seine mächtige Stellung als Parteihaupt bewahren. Es bildete sich eine Verschwörung gegen ihn, und damals schon rief er seinen achtzehnjährigen Sohn Lorenzo zu Hülfe. Dieser rechtfertigte in glänzender Weise das in ihn gesetzte Vertrauen; er machte den König Ferrante von Neapel den Mediceern geneigt, vereitelte einen Anschlag auf das Leben seines Vaters, und die Verschwörung des Diotisalvi Neroni und des Luca Pitti endete mit dem noch höher gehobenen Ansehen der Medici. König Ferrante schrieb über diese Händel an Lorenzo:

Vordem schon liebten wir Euch wegen Euerer trefflichen Eigenschaften, wie wegen der Verdienste Euers Großvaters und Vaters. Da wir aber neuerdings vernommen, mit welcher Klugheit und welchem männlichen Muthe Ihr Euch bei den neuerlichen Umwälzungen benommen, und wie beherzt Ihr Euch ins Vordertreffen gestellt habt, so ist unsere Zuneigung zu Euch wunderbar gestiegen. So wünschen wir denn dem erlauchten Pierro Glück zu einem so würdigen Sohne, dem florentinischen Volke zu einem so hervorragenden Beschützer seiner Freiheit, uns selber zu einem Freunde, dessen vortreffliche Gaben mit jedem Tage sichtbar zunehmen. Vielleicht würde es an uns sein, Euch zu lobenswerthen Werken anzufeuern, aber Euere edle und thatkräftige Natur bedarf der Ermunterung nicht, abgesehen davon, daß Ihr das Beispiel Euers Großvaters und jenes Euers Vaters stets vor Augen habt.

Lorenzo trat nun immer mehr in den Vordergrund, und in diese Zeit fällt auch seine Liebe zu Lucretia Donati, der lieblichen Tochter jenes edeln Geschlechts, das durch Dante zu unsterblichem Ruhme gelangt ist. Ihr zu Ehren veranstaltete Lorenzo ein Turnier, dessen Pracht bis dahin unerhört gewesen. Das Verhältniß zu Lucretia, das übrigens auch nach Lorenzo's Verheirathung noch fortbestand, ließ in der mit dessen Leben verbundenen Geschichte der italienischen Poesie eine leuchtende Spur zurück. In zahllosen Sonetten und Canzonen, die ihm einen Ehrenplatz unter den Dichtern des 15. Jahrhunderts verschafften, feierte der Jüngling die Geliebte; dennoch verlobte er sich nach des Vaters Willen mit Clarice degli Orsini, der Tochter eines der ältesten und größten römischen Geschlechter; übrigens ein deutlicher Beweis, wie damals schon die Medici eine Mittelstellung zwischen Bürgern und Fürsten einnahmen. Kaum ein Jahr später starb Pierro de' Medici, von dem Donato Acciajuoli geschrieben: „Wann finden wir einen andern, so verständig im Rathen, so rechtlich, treu, mild gesinnt, so liebevoll gegen Heimat, Verwandte, Freunde, in allen Dingen so würdig und achtungswerth", und von dem Machiavell berichtet: „Florenz konnte den Werth und die Güte dieses Mannes nicht vollständig erkennen, weil er seinen Vater nur um wenige Jahre überlebte, und diese kurze Zeit für ihn in Krankheit wie in innern Zerwürfnissen verstrich." Wenig älter als 21 Jahre trat nun Lorenzo an die Spitze seiner Familie und des Staats; er war noch so jung, als ihm schon die schwere Aufgabe zutheil wurde, ein Regiment zu führen, das seine wesentliche Basis nicht in ererbtem Ansehen, nicht in einer nach außen feststehenden Machtstellung, sondern ausschließlich in des Regenten persönlicher Begabung und der Stärke seiner Partei finden mußte; darum war auch seine Herrschaft thatsächlich die seiner Person in Verbindung mit seiner Partei. Er bewahrte sie nicht gewaltsam noch grausam, wenige Fälle ausgenommen, wo Nothwendigkeit ihn dazu zwang, allerdings aber war sie auf Vereinigung der Interessen der Mächtigern mit den eigenen Interessen auf Unterdrückung aller begründet, die ihren eigenen Weg zu gehen Miene machten.

Ein Leben so inhaltschwer, so reichbewegt nach innen und nach außen, wie selten eins die Geschichte verzeichnet, entrollt sich nun unserm Blicke. Wohl trübt auch den Glanz seines Namens manch dunkler Fleck, und der florentinische Feldzug gegen die verbündete Stadt Volterra, der größtentheils auf Veranlassung Lorenzo's unternommen wurde, gab dem übeln Leumunde zuerst berechtigten Anlaß; was trotz alledem dieser Mediceer seinem Vaterlande gewesen, drücken die Worte König Ferrante's, als ihm die Botschaft von dem Tode Lorenzo's gebracht wurde, treffend aus: „Für seinen unsterblichen Ruhm hat dieser Mann lange genug gelebt, für Italien zu kurz!" Und

dieses ohnehin so kurze Leben wurde schon in früher Blüte gewaltsam bedroht. Des Papstes Sixtus' IV. Misgunst und Eifersucht auf Florenz war längst schon rege, als die Familie der Pazzi eine mörderische Verschwörung gegen Lorenzo zu seiner Kenntniß brachte; wie nun dieses blutige Drama, dem Lorenzo nur durch einen glücklichen Zufall entrann, während sein Bruder Giuliano zu den Opfern zählte, zu Ende gespielt war und des Papstes Vorwissen offenbar wurde, fand der offene Bruch zwischen ihm und Florenz statt. Das Blut, das die Pazzi freventlich vergossen, war von dem wilderregten Volke durch Ströme Blutes gesühnt worden, die Häupter der Pazzi und viele ihrer Freunde wurden getödtet, Francesco Salviati, der mitschuldige Erzbischof von Pisa, an einem Fenster aufgehängt; das gleiche Schicksal erlitten Prälaten aus seinem Gefolge, während der Cardinal von San-Giorgio, der ohne sein Wissen den Verschwörern hatte zum Schilde dienen müssen, von der Signorie zu seiner eigenen Sicherheit, wie es hieß, gefangen gehalten wurde. Der auf das äußerste erbitterte Papst schleuderte den Bann wider Lorenzo, den er iniquitatis filius et perditionis alumnus (Sohn der Unbilligkeit und Zögling der Verderbniß) nannte, wider seine Freunde und die Mitglieder seiner Regierung; und liefere Florenz nicht die Schuldigen aus, dann solle das Interdict die Stadt treffen. Damit war der Krieg verkündet; um beide Parteien scharten sich Bundesgenossen; mit dem Papste kämpfte Bologna und Neapel, an der Seite der Florentiner Mailand und Venedig. Lorenzo war vor eine Bürgerversammlung getreten und hatte all sein Gut, seine Freiheit, ja selbst sein Leben dem Vaterlande dargeboten, wenn die Mitbürger meinten, daß die Gefahr eines Kriegs dadurch vermieden werden könnte; Florenz aber nannte seine Sache eine Angelegenheit der Republik und erklärte, dem Papste nimmer zu weichen. Der Kampf begann; doch überall unterlagen die florentinischen Truppen, überall mußten sie sich zurückziehen, und endlich sah sich die Stadt Florenz selbst vom Feinde bedroht. Lorenzo erkannte, daß nur ein äußerstes Mittel Rettung zu bringen vermöge, und so erklärte er einer Versammlung der angesehensten Bürger:

> Er habe in Betracht gezogen, wie die Stadt des Friedens bedürfe, da es ihr unmöglich sei, sich alleinstehend gegen so mächtige Gegner zu vertheidigen. Da diese Gegner nun immer behaupteten, sie hätten viel mehr mit ihm persönlich als mit der Stadt zu schaffen, und der König Ferrante insbesondere immer sage, er sei nicht der Stadt feind, sondern liebe sie und wünsche ihre Freundschaft, so habe er beschlossen, sich nach Neapel zu begeben. Wollten die Feinde nur ihn, so hätten sie ihn in der Hand und brauchten die Stadt nicht ferner zu beunruhigen. Er wisse, daß er sich in Gefahr begebe, aber er schätze das eigene Beste geringer als das allgemeine, so der Pflicht eines jeden Bürgers gegen das Vaterland wie seiner Pflicht wegen, da keiner gleich ihm Gunst und Ansehen von der Bürgerschaft erlangt habe.

Es half keine Widerrede; Lorenzo reiste ab, und sein Entschluß, dessen Kühnheit allerdings tendenziös überschätzt wurde, brachte ihn auch zum gewünschten Ziele. Er wurde ehrenvoll und durchaus nicht feindselig von König Ferrante aufgenommen, und nach drei Monaten diplomatischer Unterhandlung, bei der ihn seine persönliche Beliebtheit wesentlich unterstützte, die aber zugleich ihm Gelegenheit bot, seine politische Tüchtigkeit glänzend zu beweisen, kam endlich ein Vertrag zu Stande, der Florenz den Frieden, freilich unter schweren Bedingungen, brachte. Als er heimkehrte, wurde er als Triumphator und Retter des Vaterlandes mit Jubel empfangen, und von nun an beginnt die glänzendste Zeit seiner Macht. Um Lorenzo's politische Freundschaft warben Frankreich und das Deutsche Reich; in dem Kriege zwischen Venedig und Ferrara, zwischen König Ferrante und seinen Baronen, in den mannichfaltigen Kämpfen zwischen Neapel und Rom, immer wurde Lorenzo's Ansehen angerufen und anerkannt, und so beruhte in ihm gewissermaßen das Gleichgewicht der italienischen Staaten, und es war die Folge seiner Politik, daß alle Eroberungsgelüste der außeritalienischen Nachbarn erfolglos blieben; erst nach seinem Tode gelang es Spanien und Frankreich, in Italien Boden zu gewinnen. Während aber durch ihn die politische Stellung der Republik Florenz nach außen hin immer mächtiger wurde, erfreute sich auch die Hauptstadt blühender Entwickelung. Francesco Guicciardini berichtet uns darüber:

> Die Stadt war in vollkommenem Frieden; die Bürger, in deren Händen die Verwaltung lag, hielten fest zusammen, die von ihnen geführte und gestützte Regierung war so mächtig, daß keiner ihr zu widersprechen wagte. Täglich sah sich das Volk durch Feste, Schauspiele, Neuigkeiten unterhalten; es kam ihm zugute, daß die Stadt an allem Ueberfluß hatte, Handwerk und Geschäfte in vollem Flor standen. Die Männer von Talent fanden ihre Rechnung dabei, daß Künste und Wissenschaften mit großer Liberalität gefördert und die, welche sie ausübten, geehrt wurden. Diese im Innern ruhige und friedfertige Stadt genoß im Auslande hohe Achtung und großes Ansehen, weil sie eine Regierung mit einem Haupte voll Autorität hatte, weil ihr Gebiet neuerdings erweitert worden *), weil die Rettung Ferraras wie die des Königs Ferrante wesentlich ihr Verdienst gewesen, weil sie über Papst Innocenz **) völlig verfügte, weil sie, mit Neapel und Mailand verbündet, gewissermaßen ganz Italien im Gleichgewichte hielt.

Haben wir bei diesen Hauptmomenten aus der politischen Laufbahn Lorenzo's das gewissenhafte Studium und die hervorragende Quellenkunde Reumont's im weitesten Umfange anzuerkennen, so erscheint uns dennoch der zweite Theil seines Werks: „Die Medici im Verhältniß zu Literatur und Kunst", seiner individuellen Beleuchtung wegen fast noch bedeutungsvoller.

Zu Ende des 14. Jahrhunderts waren die größten italienischen Dichter zu Grabe gegangen; eine trostlose Zeit für die Poesie war gefolgt und schien dem düstern Trauergesang, den Franco Sachetti bei dem Tode Boccaccio's angestimmt, recht zu geben:

> Der Dichtung Born, er ist nun ausgeleert,
> Den Musenberg bewohnt kein lebend Wesen.
> Wer glaubt wol, daß ein Dante wiederkehrt,
> Wenn keiner mehr sein Buch vermag zu lesen?
> Wohin ihr lauscht, vernehmet ihr den Schall
> Der Hörner, die ringsum zum Rückzug blasen;
> Wohin ihr blickt, seht ihr der Blätter Fall —
> Spät wird's fürwahr, eh' wieder grünt der Rasen.

Viele Jahrzehnte vergingen, ohne daß ein Dichter von wirklicher Bedeutung erstanden wäre, und in dieser Zeit vollzog sich die große Bewegung, welche die neue Aera einleitete; der classisch antike Geist trat in den Kampf mit

*) Durch die Eroberung von Sarzana.

**) Der Nachfolger von Sixtus IV.

der mittelalterlichen Poesie, der Humanismus stritt wider die Romantik. Die Bedeutung dieser Umwälzung liegt nicht so sehr in den dichterischen Productionen, die sie hervorrief, als in dem Boden, den sie schuf und zugleich befruchtete, in den Ideen, denen sie den Weg bahnte, und in der Vernichtung des Alten und Verbrauchten, die sie bewirkte. Es kam die Zeit der Wiedererweckung von Classicität und idealen Formen, die in allen Jahrhunderten die vollkommensten Werke der bildenden Kunst ins Leben gerufen hat, es kam aber auch die Zeit der Misachtung der Vulgarsprache, es entstand die Gefahr, daß der Sprache, in der Dante und Petrarca Unsterbliches gesungen, ihre Natürlichkeit und ihr Charakter, ja ihr Geist geraubt werde durch die Bestrebungen der Humanisten nach einer völligen Continuität mit der antiken Bildung, und hier ist es, wo wir zunächst auf den persönlichen Einfluß Lorenzo's zurückkommen wollen.

Florenz stand auch an der Spitze dieser geistigen Bewegung und eine lange Zeit hindurch sogar auf ihrer höchsten Höhe; der Geist Petrarca's, nicht nur der des großen Dichters, sondern auch der des gediegensten Kenners und leidenschaftlichsten Verehrers des Alterthums in seinem Jahrhundert, schien über der Stadt zu schweben und hier die beste Pflege gefunden zu haben. Lorenzo von Medici war in der Atmosphäre dieser Stadt groß geworden, er war von seinen Lehrern in die Weisheit Platon's, in die Schönheit der griechischen Sprache, in die tiefe Bedeutung der christlichen Lehre und in die Poesie Dante's und Petrarca's zugleich eingeweiht worden, und gleichmäßig war er durchdrungen von der Erhabenheit der antiken Bildung und der Liebe zu der Sprache seiner Heimat. Er hatte sich, gleichfalls schon als siebzehnjähriger Jüngling, in der vaterländischen Literatur, nicht nur durch deren genaue Kenntniß, sondern auch durch eigene Productionen, in denen er die Sprache mit ebensolcher Meisterschaft beherrschte, als er den Versbau zu behandeln verstand, in hervorragender Weise bekannt gemacht, und wenn seine Sonette und Canzonen auch nicht gerade bahnbrechend geworden, so sind sie doch als gute Vorbilder zu betrachten. Geradezu staunenswerth klingt die geistige Reife des Jünglings in Briefen über seine Landessprache:

Keiner darf diese toscanische Sprache als schmucklos oder arm geringschätzen. Denn wer ihre Zierde und ihre Fülle recht würdigt, wird sie, statt rauh und arm, reich und feingebildet finden. Ja es läßt sich nichts Zierliches, Blühendes, Anmuthiges ersinnen, nichts Treffendes, Sinnreiches, Geistvolles, es läßt sich nichts Wohllautendes und Harmonisches, endlich nichts Erhabenes und Majestätisches denken, wovon uns die beiden Größten, Dante und Petrarca, nicht glänzende Muster bieten. Die Eigenschaften, welche den Vorzug einer Sprache bilden, besitzt die unsere in Fülle, und wir dürfen uns über dieselbe nicht beklagen. Aus demselben Grunde darf auch niemand mir zur Last legen, wenn ich in der Sprache schreibe, in welcher ich geboren und herangewachsen bin. Gleich ihr war die hebräische und lateinische ursprünglich einfache Volkssprache, wurden jedoch von solchen, die als Schriftsteller in Ehren stehen, unter naturgemäßer Ausbildung mit größerer Vollendung angewandt als vom Volke im großen und ganzen.

Reumont charakterisirt uns Lorenzo's Bedeutung für die Literatur seines Vaterlandes:

Wäre er nur Literat gewesen, auch als Literat würde er glänzen. Wie in seiner ganzen übrigen Erscheinung ist dieser Mann auch als Dichter der echte Repräsentant seiner Zeit, welche zugleich rückwärts wie vorwärts blickend mit dem Cultus der Pietät die Wiederbelebung des Alten, mit freudiger, aber noch ungewisser Ahnung die Eröffnung neuer Bahnen anstrebte, auf der Schwelle zwischen zwei großen Epochen, Abendroth zugleich und Morgenröthe.

Und daß Lorenzo nicht aufgehört hat, Künste und Wissenschaften zu beschützen und zu fördern, dafür sind die gültigsten Beweise heute noch erhalten. Seine Vaterstadt birgt die von ihm begründete vollständigste Handschriftensammlung der Welt; die Bibliothekensäle von San-Marco und San-Lorenzo danken ihm reiche Schätze, zu denen wir heute noch pilgern; den besten Architekten seiner Zeit gab er die Gelegenheit, jene Kunstwerke auszuführen, an denen unser entzückter Blick sich erhebt. Seine Häuser und seine Gärten enthielten Kunstgegenstände aller Art, die jetzt noch zu den schönsten der florentiner Sammlungen gehören, und nicht nur daß durch seinen Kunstsinn die zeitgenössischen Künstler die kräftigste Unterstützung fanden, er hat auch für die Zukunft gesäet; mehr als irgendeiner hat er die glänzendste Epoche der Kunst mit herbeigeführt. Vasari bemerkt von ihm im Leben Giovan Francesco Rustici's:

Es ist nichts Geringes, daß alle jene sich ausgezeichnet haben, die im Mediceischen Garten in die Schule gegangen und von dem erlauchten Lorenzo unterstützt worden sind. Dies kann sich nur von dem ungemeinen, ja unendlichen Scharfblick dieses edeln Herrn herschreiben, der, ein wahrer Mäcen verdienter Männer, in demselben Maße, wie er Talent und Geist erkannte, sie auch hervorzuziehen und zu belohnen verstand.

So geschah es auch mit Michel Angelo, den Lorenzo, seine künftige Größe erkennend, als funfzehnjährigen Jüngling an seinen täglichen Tisch zog und dem er regste Theilnahme und Liebe bewies.

Das also war der Mann, der kaum 43 Jahre alt einem gichtischen Leiden, das ihn einen großen Theil seines Lebens gequält, erlag, ein Leben so kurz nach menschlichem Maße und doch überreich an Sorge und Freude, an Mühe und Genuß, an Glanz und an Ruhm. Angelo Poliziano hat bei dem Tode seines großen Freundes die Klage angestimmt:

Vom Blitze liegt da jäh gefällt
Der Lorber, Zierde dieser Welt,
Der Lorber, den der Musen Chor
Und Nymphen pries vor unserm Ohr,
In dessen Schatten Poesie
Und alles Schönen Harmonie
In froher Herrlichkeit gedieh;
Stumm ist nun alles ringsumher,
Taub ist es wie auf ödem Meer!

Wer gibt zur Klage Stimm' und Muth,
Wer meinem Aug' die Thränenflut,
Daß ich bei Tag' in tiefem Weh
In Jammer mich bei Nacht ergeh'?
So klagt der Tauber einsam müd',
So singt der Schwan sein Sterbelied,
Die Nachtigall, wenn Lenz entflieht;
O weh mir Armen, trüb' und bang,
O bittrer Schmerz, der mich durchdrang!

Wir wollen unsere Betrachtungen über Lorenzo mit den Worten schließen, die Reumont ihm als Nekrolog gewidmet:

Lebendiger, selbstbewußter Drang des Schaffens mit dem Streben nach Erkenntniß der Phasen des Entwickelungsgangs

zur Fundamentirung des Neuen, regste Empfänglichkeit und raschefte Auffassung mit dem Ernst und der Sorgfalt des Studiums, frischer, freudiger Kunstsinn mit der Fähigkeit unmittelbarer Anwendung auf das Leben, alles das finden wir bei ihm vereint, die Eigenschaften des Dichters und des Staatsmannes, des Kenners und des unermüdeten Förderers, des Bürgers und des Fürsten, Phantasie und klaren Verstand, große Plane und geduldige Berechnung. In den durch die Leitung eines eigenthümlich constituirten Staatswesens ihm überwiesenen, zahllosen Geschäften unermüdlich, ausdauernd, mit sicherm, raschem Blick das Ganze überschauend und das Kleinste beachtend, in reifern Jahren vorsichtig und besonnen, das Ziel unverrückt im Auge, ohne blindes Selbstvertrauen und ohne Ueberhebung, wenngleich mit dem lebendigen Gefühl der eigenen Stellung wie jener des von ihm vertretenen Staats. Ein warmer, aufmerksamer, standhafter Freund, als solcher verschiedenartigste Naturen an sich heranziehend und fesselnd, stets zu helfen bereit durch Rath und That, inmitten von tausend Geschäften mit gleichem Eifer einschreitend und sich verwendend für Hohe und Niedrige.

Albert Weigert.

Zur Shakspeare-Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

2. Shakspeare-Studien. Von Hermann Freiherr von Friesen. Erster Band: Altengland und William Shakspeare. Wien, Braumüller. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wir stehen hier wieder einer umfangreichen Arbeit über Shakspeare gegenüber, der es an Ernst, Fleiß, Gründlichkeit und chevaleresker Haltung in der Polemik nicht fehlt, die aber etwas Schwerfälliges und Undurchsichtiges besonders in der stilistischen Behandlung hat. Der Verfasser spricht sich in der Widmung seines Werks an den Vorstand des Shakspeare-Vereins mit übergroßer Bescheidenheit aus; er sagt von dem Titel „Studien“:

Er ist vollständig subjectiv zu verstehen. Denn er soll andeuten, daß ich nicht beabsichtige, ein erschöpfendes Wissen und gründliches Verständniß hinsichtlich Shakspeare's vor Ihnen und der Welt auszubreiten, noch weniger im Sinne habe, aufklärend und belehrend aufzutreten. Es ist mir vielmehr, unter Ihrem mittelbaren und unmittelbaren Antrieb, nur darum zu thun gewesen, zu Papiere zu bringen, wie ich Shakspeare seit einer Reihe von fast funfzig Jahren studirt zu haben meine. Damit hoffe ich denn auch dafür Entschuldigung zu finden, daß, besonders im ersten Buche, vieles Aufnahme gefunden hat, was manchem unter Ihnen überflüssig scheinen kann, zu meinen Studien aber unbedingt gehörte. Ueberdies glaube ich mit den bezeichnenden Ueberschriften der einzelnen Abschnitte dafür gesorgt zu haben, daß jeder, der den behandelten Gegenstand für seine Studien als überflüssig erachtet, dies und jenes überschlagen kann. Denn in gewisser Hinsicht hat jeder einzelne Abschnitt, wie dies bei Studien fast herkömmlich ist, ebenso sehr einen selbständigen wie einen fragmentarischen Charakter. Und doch darf ich hoffen, daß im ganzen der organische Zusammenhang des Bestrebens, Shakspeare als Dichter seiner Zeit und seines Volks von dem möglichst erhabenen Standpunkte einer poetischen Anschauung aufzufassen, vorherrschend ist. Die Bitte, unter diesem Gesichtspunkte die Ihnen hiermit geweihte Gabe nachsichtsvoll zu beurtheilen, darf ich gegenüber von Ihnen, meine geehrten Herren Collegen und Freunde, nicht für vergeblich halten. Derjenigen Welt gegenüber, welche für die Betrachtung von Shakspeare einen andern und vielleicht den entgegengesetzten Standpunkt anzunehmen liebt, will ich keine Apologie meiner Arbeit versuchen. Nur das darf ich mit Sicherheit erwarten, daß die immerhin nicht völlig unberechtigten Gegner des Enthusiasmus für Shakspeare den Anstoß, der ihnen vielleicht durch diese Schrift erregt werden könnte, nicht mir, sondern ihrer eigenen Versuchung, dieselbe zu lesen, zum Vorwurf machen wollen.

So wohlthuend diese Bescheidenheit neben dem hochfahrenden Wesen mancher Shakspeare-Gelehrten berührt: so haben wir doch Einwendungen gegen die Erklärung in dieser Widmung zu machen. Wenn Friesen nicht „aufklärend und belehrend“ wirken will, so ist in der That nicht abzusehen, warum er dies Buch veröffentlicht hat; denn ein Interesse für seine Privatstudien kann er vielleicht bei den Männern des Shakspeare-Vorstandes, nicht aber bei dem großen Publikum voraussetzen. Ebenso wenig begreifen wir die Entschuldigung, daß vieles Aufnahme gefunden hat, „was manchem aus dem Shakspeare-Vorstande überflüssig scheinen kann“. Ja in aller Welt, ist denn dies Buch blos für den Shakspeare-Vorstand geschrieben? Dann hätte der Autor dasselbe ja ebenso gut als Manuscript bei demselben circuliren lassen können. Was aber die Gegner des Standpunktes betrifft, den Hr. von Friesen einnimmt, so werden sie der Versuchung, seine Arbeit zu lesen, gewiß folgen, ohne sich daraus gerade einen Vorwurf zu machen; denn es bleibt ihnen ja immer die Polemik übrig, um sich gegen das, was ihnen nicht genehm ist, zur Wehr zu setzen.

In der Einleitung weist der Autor zunächst auf die massenhafte Shakspeare-Literatur hin, die er durch seine „Studien“ vermehrt, und wiederholt die Erklärung der Widmung, daß er nicht belehren, sondern für Shakspeare „erwärmen“ wolle. Er führt drei Stufen des Verhältnisses zu Shakspeare an, die er durchgegangen sei: einmal diejenige einer großen Angst und Scheu, dem Dichter nahe zu treten, eine Befangenheit, von welcher ihn Tieck befreit habe; dann die Periode maßloser Bewunderung, wie sie den Romantikern eigen gewesen; dann diejenige von Anschauungen, die mit der wahren Kritik mehr vereinbar sind! Wir erhalten dann eine kurze Uebersicht über die deutsche Shakspeare-Kritik und über die englische und das gegenseitige Verhältniß derselben. Friesen ist kein Freund der philosophischen Shakspeare-Auslegung und geneigt, sogar Rümelin recht zu geben, insoweit er sich gegen dieselbe erklärt:

Das wird niemand verkennen wollen, daß mit theoretisch-philosophischen sowie mit ästhetischen Erörterungen und Zergliederungen Shakspeare'scher Dramen manche lichtvolle Anschauungen zu Tage gefördert worden, und ich bin weit entfernt davon, zu verkennen, daß wir Vischer in jener und Gervinus in dieser Hinsicht Dank schuldig geworden sind. Indessen wird selbst den besten Shakspeare-Kritikern der Gegenwart kaum der Vorwurf erspart werden können, daß sie, vielleicht wider ihren ernsten Willen, mehr von einem außerhalb des zu beurtheilenden Objects liegenden Standpunkt ausgegangen, als berechtigt gewesen sind, den Standpunkt des Dichters zu dem ihrigen zu machen und dadurch, sozusagen von innen heraus, Urtheil und Verständniß zu finden. Wiewol sie dadurch nicht zu der ideel-

len Anschauung kommen, welche den Romantikern zum Vorwurf gemacht worden ist, scheint doch der innige Zusammenhang von Shakspeare's hoch erhabenem poetischen Standpunkte mit der wirklichen Welt von ihnen nur wenig oder misverständlich aufgefaßt und betrachtet zu werden. Eine Reaction gegen diese Kritik war natürlich. Man wird daher Rümelin's Bestreben, einen realistischen Standpunkt wieder zu gewinnen und von diesem aus diejenigen kritischen Erörterungen zu bekämpfen, welche mehr in den Dichter hineinzulegen als aus ihm selbst herauszuerklären suchen, an sich selbst nicht unberechtigt nennen können.

Allerdings meint unser Autor, daß mit Rümelin und seinen kritischen Urtheilen über Shakspeare keine Verständigung möglich sei, weil sein Standpunkt nicht als ein realistischer, sondern als ein materialistischer betrachtet werden müsse. Friesen nimmt dagegen bei seinen Erörterungen über Shakspeare einen Standpunkt ein, den man wol als den historischen bezeichnen kann:

Ich kann nach meiner Anschauungsweise mich nicht entbrechen, die politischen, kirchlichen und socialen Zustände Englands und ihre Genesis bis zum Auftreten Shakspeare's in erster Stelle und in zweiter Stelle den Entwickelungsgang von Sprache, Poesie und Wissenschaft bis zu demselben Zeitpunkt zum Gegenstand unserer Besprechungen zu machen, ohne daß dabei Shakspeare's Name kaum erwähnt werden wird. Denn erst dadurch wird der Boden zu finden sein, auf welchem es meines Erachtens allein möglich ist, Shakspeare's poetische Individualität in ihrer ganzen Ausdehnung und Bedeutung einem erschöpfenden Urtheil zu unterwerfen; erst unter diesen Prämissen wird es thunlich sein, diese über Mit- und Nachwelt erhabene Erscheinung nicht blos im Zusammenhang mit seiner Zeit, sondern als das natürliche Product derselben zu fassen.

Dieser Standpunkt ist gewiß vollkommen berechtigt; nur würden wir es für eine nothwendige Consequenz desselben ansehen, daß die moderne Kritik auch dasjenige, was an Shakspeare veraltet ist, gleichzeitig nachweise, nachdem sie ihn aus seiner Zeit heraus zu begreifen gesucht. Je mehr Shakspeare im Zusammenhang mit seiner Epoche dargestellt wird, desto mehr muß auch der Unterschied zwischen seiner Zeit und der unserigen hervortreten und eine Sonderung des Bleibenden und Vergänglichen in Shakspeare sich daraus ergeben. Inwieweit Friesen auch dieser Anforderung gerecht werden wird, kann man aus dem ersten Bande seines Werks noch nicht ersehen, da er hier nur allgemeinere historische und ästhetische Untersuchungen anstellt.

Bei dem Abriß der Geschichte der deutschen Shakspeare-Kritik, welche uns der Autor entwirft, finden wir einige Gesichtspunkte hervorgehoben, welche auch für eine Geschichte der deutschen Shakspearomanie von Belang wären. Wir bedauern, daß Benedix nur durch eine Kritik der Shakspeare'schen Stücke die letztere anzugreifen suchte, während er eine Kritik der Shakspearomanie selbst zum Mittelpunkte seines Werks hätte machen sollen. Nach Cohn und Genée ist ein „Shakspeare in Deutschland“ noch immer zu schreiben, ein Werk, in welchem die Einflüsse des Dichters auf unsere Dichtung und Kritik bis in die neueste Zeit hinein verfolgt würden, und durch welches man dem altenglischen, dem historischen Shakspeare, den uns Friesen darzustellen unternimmt, durchaus nicht zu nahe träte. Ueber den deutschen Shakspeare-Cultus finden wir bei Friesen die folgende bezeichnende Stelle:

Wir dürfen uns nur der Erscheinungen, wie Gerstenberg's „Ugolino“, mehrerer Dramen von Lenz und einiger Stellen aus dem merkwürdigen Stücke vom Maler Müller „Genoveva“, auch an Heinrich von Kleist erinnern, so haben wir, abgesehen von vielem andern, Beispiele genug davon, daß man die Mustergültigkeit Shakspeare's vorzugsweise in dem, wenn ich so sagen darf, Ungeheuerlichen seiner Dramen zu erkennen meinte. Auf dieser Spur weiter zu gehen können wir uns um so mehr versagen, als diese Anschauungsweise in unsern Tagen für überwunden, ja fast für vergessen zu erachten ist. Wir sind jetzt eher zum andern Extrem übergegangen, und man ist, wie wir in der Folge sehen werden, gegenwärtig fast zu sehr geneigt, aus der ursprünglich großartigen Erscheinung des Dichters vieles, was man für wilde Triebe hält, zu entfernen oder zu ignoriren, um daraus einen möglichst zahmen Dramatiker nach den Ansprüchen heutiger Bedürfnisse und Meinungen herauszubilden.

In der That hat die deutsche Shakspearomanie zunächst ihre wilde Epoche durchgemacht: ihre Losung war das Crasse, Ungeheuerliche, Gespenstige, Gigantische, Greuelvolle. Außer den Stürmern und Drängern und den von Friesen angeführten Romantikern gehören zu dieser Gemeinde von Dramatikern, die mit der altbritischen eine große Aehnlichkeit haben, noch Brentano, Arnim, Immermann, Grabbe, und sie reicht noch bis in die neueste Zeit hinein, bis zu den Preisdichtern Hebbel und Lindner, von denen der letztere ungern ein Drama ohne Gespenster vom Stapel läßt. Diese wilde Shakspearomanie hat besonders unsere Dichter ergriffen, auf abenteuerliche Bahnen geworfen und bedeutende Talente ruinirt; ihre Form ist Tobsucht, Geisterseherei, Größenwahnsinn der dramatischen Helden. Seitdem hat sich eine stillere Form der Manie in die Kritik eingeschlichen, welche altersschwach zu werden beginnt und sich mit dem Zählen der Verse und der Versendungen beschäftigt. Eine Geschichte der deutschen Shakspearomanie würde aber auch die Meinungen der Notabilitäten der Shakspeare-Wissenschaft, z. B. über die einzelnen Stücke, zusammenzustellen haben und brauchte dem Zersetzungsproceß dieser Kritik nur zuzusehen, da die Widersprüche derselben sich selbst aufheben und Shakspeare durch das Kreuzfeuer dieser Apotheosen mehr verdunkelt wird als beleuchtet.

Friesen stellt zunächst die historischen Voraussetzungen des Shakspeare'schen Zeitalters seit Heinrich VII., seit der Herrschaft der Tudors dar; die politisch-religiösen Zustände unter Heinrich VIII. und Maria, das Verhältniß des Adels, der mehr als früher zum Hofadel wurde, und ähnliches wird uns mit Sorgsamkeit geschildert. Noch mehr gilt das von dem Zeitalter der Elisabeth, dessen geschichtliche Hauptereignisse uns im Zusammenhange kurz vorgeführt, dessen culturgeschichtliche Zustände aber eingehender erörtert werden. In dieser Charakteristik des altenglischen Volkslebens liegen für das Verständniß Shakspeare's sehr wichtige Momente; die Volksfeste spielen in seinen Dramen eine große Rolle; ohne Kenntniß der damaligen gesellschaftlichen Sitten muß vieles in ihnen befremden. Daß in dem lustigen Altengland ein sehr freier Ton herrschte, hebt Friesen mit Recht hervor:

Als die Puritaner mit zelotischem Eifer gegen auffällige Zeichen der Sittenlosigkeit zu predigen anfingen, waren sie im allgemeinen nicht im Unrecht. Selbst mildere Sittenrichter damaliger Zeit konnten nicht leugnen, daß in Bezug auf den Umgang zwischen beiden Geschlechtern, ebenso wie

über die Heilighaltung der Ehe dem Gewissen der Allgemeinheit sehr weite Grenzen gesteckt waren. Trotz der vielfach gepriesenen Jungfräulichkeit der Königin herrschte selbst an ihrem Hofe ein überaus freier Ton in der Beurtheilung solcher Verhältnisse. Wie überhaupt im Mittelalter in der Besprechung derselben eine große Ungebundenheit üblich war, so erhielt sich in England noch lange Zeit die, an sich selbst harmlose Gewohnheit, heimliche Liebesverhältnisse, welche in späterer Zeit nur mit sittlicher Misbilligung oder selbst Entrüstung betrachtet und deshalb in gebildeten Kreisen nicht berührt werden durften, zum Gegenstande belustigender und scherzhafter Unterhaltung zu machen. Auch in anderer Beziehung nahm es die öffentliche Meinung mit Uebergriffen über Anstand und Ehrbarkeit nicht genau.

Der dritte Abschnitt stellt die Genesis der englischen Sprache und Literatur dar, charakterisirt Chaucer, Surrey, Spencer, John Lily, Thomas Sackville, Robert Greene und Marlowe in anziehender Weise. Das Literaturbild ist ebenso lebendig wie das Culturbild. Der Eindruck dieser Darstellung wird allerdings dazu beitragen, den Glauben an die Naivetät und ausschließlich nationale Volksthümlichkeit jener altbritischen Literaturepoche, wie er noch in manchen Köpfen spukt, zu erschüttern; es war schon eine Epoche literarischer Aneignungen, ästhetischer Reflexionen, gelehrter Streitigkeiten; die alten Classiker, Ovid und Homer u. a., wurden übersetzt; die Mythologie war eine Modesache:

Die allgemeinere Bekanntschaft mit den classischen Schriftstellern — unter denen Ovid den meisten Beifall gewonnen zu haben scheint — wirkte ferner auf das noch häufigere Heranziehen von Gleichnissen, Bildern und Gestalten aus der alten Mythologie. Wenn kein öffentlicher Festschmuck mehr Beifall fand ohne die Verherrlichung durch fast alle Bewohner des Olymps oder Anspielungen auf mythologische Begebenheiten, wenn die Königin kein Landhaus eines Lords betreten konnte, ohne an der Schwelle von den Penaten und irgendwelchen Göttergestalten als Diana oder Cynthia begrüßt zu werden oder in den ländlichen Umgebungen Nymphen, Dryaden und Satyrn zu begegnen, so brauchte ein großer Theil der bei solchen Gelegenheiten zusammenströmenden Menge kein lateinisches Buch in die Hand zu nehmen, um mit diesen mythischen Erscheinungen, ihren Attributen und Functionen bekannt zu werden. Wo das Verständniß etwa mangelte, halfen die niemals fehlenden metrischen Erklärungen in den Anreden an die Königin nach. Ja man muß vermuthen, daß es selbst Köchen und Zuckerbäckern zugemuthet wurde, sich in Ovid's „Metamorphosen" wenigstens oberflächlich umzusehen. Denn die von ihnen herzustellenden Tafelaufsätze und Schaugerichte würden mit Geringschätzung übersehen worden sein, wenn in ihnen nicht eine Gruppe von mythischen Figuren aus diesen oder einem andern Gedichte dargestellt gewesen wäre. Wie können wir uns unter solchen Umständen wundern, daß dieselbe Verschwendung von Ausschmückungen aus dem Bereiche der Mythologie in poetischen Auslassungen aller Art getrieben wurde.

Ebenso wurden die italienischen Dichter und Novellisten, Ariosto und Tasso, Boccaccio und Bandello übersetzt; wie viel Shakspeare gerade aus diesen Quellen geschöpft hat, zu denen die neuere Forschung auch noch italienische Dramen hinzugefügt, ist allbekannt. Auch französische Fabliaux, wie die von Belleforest, waren eine Stoffquelle des Dichters. Jene Epoche hatte einen stark kosmopolitischen Zug und kann in der Sucht der Aneignungen mit derjenigen unserer Romantiker verglichen werden, die eine wohlbegründete Sympathie mit ihr haben. Die blos aus dem eigenen Volksleben schöpfende Naivetät lag ihr fern. Irrig ist es ferner, wenn man meint, alle jene Dichter hätten ihren poetischen Instincten, unbekümmert um jede ästhetische Regel, gehorcht. Es gab damals mehr Poetiken, als wir zur Zeit unserer Classiker in Deutschland hatten. Friesen erwähnt drei, eine von Gascoigne, eine von William Webbe und eine sehr ausführliche von George Puttenham (1589), der im ersten Theil seines Werks von den Dichtern und der Poesie, im zweiten von dem richtigen Verhältniß, im dritten von den poetischen Zierathen spricht. Für und gegen den Hexameter, in welchem Surrey und Sidney dichteten, wird gestritten; selbst für und gegen Fremdwörter, welche von Asham, dem Gegner der romanischen Literatur und der ganzen in England sich einbürgernden Renaissance, von Lord Buckhurst u. a. als Inkhorn terms heftig angegriffen wurden. Diesen Streit konnte Shakspeare auch zu Lustspielmotiven benutzen, wie diejenigen komischen Figuren seiner Stücke beweisen, welche durch den unrichtigen Gebrauch von Fremdwörtern das Publikum belustigen, ein seitdem vielfach benutztes Motiv, z. B. auch von Sheridan in „The rivals", das bis zur Gegenwart noch nicht ganz abgebraucht ist. Dieser mit vieler Gelehrsamkeit ausgeführte Abschnitt, der die Charakterköpfe einzelner Dichter mit Sorgfalt und Liebe zeichnet, beweist uns gerade, daß die Shakspeare'sche Epoche und alle Dichter in ihr unter der Herrschaft der Renaissance standen und keineswegs Volkspoeten, sondern, um einen Richard Wagner'schen Ausdruck zu gebrauchen, Literaturpoeten waren.

Die Darstellung der englischen Bühne, wie sie Friesen uns gibt, wendet sich gegen die Rümelin'sche Auffassung und sucht dem Theater der damaligen Zeit die Bedeutung eines Volks- und Nationaltheaters zu sichern. Rümelin hatte erwähnt, daß die Gesetze jener Zeit die Schauspieler mit den Gauklern, Seiltänzern, Bärenführern stets in eine Linie stellen. Friesen weist nach, daß es sich dabei nur um eine einzige Verordnung der Königin vom Jahre 1572 handle, und daß diese nur gegen wandernde Schauspieler gerichtet gewesen sei. Wir glauben darauf kein großes Gewicht legen zu müssen; denn sonst müßte ein Theaterhistoriker der Zukunft der Ansicht sein, daß die Theater in unserer Zeit mit den Branntweinschenken in einer Linie gestanden hätten, weil der Norddeutsche Reichstag in einem Athem über die Concessionen für beide verhandelte und der Paragraph des Gesetzes sie ebenfalls dicht nebeneinander nennt. Daß vorzugsweise Hof und Adel der Bühne ihren Schutz zutheil werden ließen, gibt Friesen zu; er glaubt aber darin den maßgebenden Ausdruck der damaligen Gesinnungen und Bedürfnisse der Nation zu erkennen, wenngleich aus Regionen, denen der Hof und der Adel nicht angehörten, vielfach Widerspruch dagegen erhoben würde, wie namentlich von den Puritanern. Ueber die ältern englischen Dramen, über die Einrichtung der Bühne und den Einfluß derselben auf die dramatische Dichtung finden sich manche treffende Bemerkungen in diesem Abschnitt.

In dem zweiten Buch wendet sich unser Autor Shakspeare selbst zu; den biographischen Mythus sucht er durchaus nicht mit neuen Daten auszufüllen, ja er bezweifelt vom historisch-kritischen Standpunkte sogar manches Datum der bisher feststehenden Ueberlieferung.

So stellt er besonders diejenige über Shakspeare's Bildungsgang in seiner Jugend in Frage, indem er schon aus seinen ersten, von einer ungewöhnlichen Sprachkünstlerschaft zeugenden Werken auf eine bessere Erziehung schließt. Ueber die Sprache Shakspeare's stellt Friesen eingehende Betrachtungen an.

Der nächste Abschnitt handelt von Shakspeare's Gesinnung. Shakspeare wird hier gegen die Anklage des Kryptokatholicismus vertheidigt, dagegen zugegeben, daß er, obgleich weit entfernt davon, sich einem blinden Autoritätsglauben hinzugeben, doch seine sittlichen Anschauungen und Gesinnungen unmittelbar auf dem Grunde der schriftgemäßen Offenbarung aufgebaut habe. Man mag einräumen, daß er nicht „jenseit der Autorität einen Fortschritt oder eine Erweiterung der sittlich-religiösen Erkenntniß gesucht habe", wie dies Marlowe in seinem „Faust" gethan, ja man mag, wenn man die Aufgaben des Dramatikers nicht genügend ins Auge faßt, hierin sogar eine Schranke seiner dichterischen Leistungen erkennen; doch seine Uebereinstimmung mit der schriftgemäßen Offenbarung besonders hervorzuheben, das erscheint uns wiederum als eine verhängnißvolle Einseitigkeit, ganz geeignet, die sonst unbefangene und objective Darstellung des Dichters zu trüben. Der Nachweis, daß viele seiner Helden und Heldinnen durchaus nicht „biblisch" denken und handeln, dürfte sehr leicht zu führen sein, und was haben überhaupt ein Romeo, Macbeth, Richard III. u. a. mit der schriftgemäßen Offenbarung zu thun? Weiterhin behauptet Friesen, daß Shakspeare nicht jenseit der Grenze zwischen „der Romantik des Mittelalters und der modernen Poesie, sondern diesseit derselben, auf dem Boden der letztern" stehe. Hiernach müßte man also annehmen, daß moderne Poesie und Romantik des Mittelalters Gegensätze seien. Gleich darauf erfahren wir indeß, daß der modernen Poesie, als dem Gegensatze gegen die alte classische, eine Region phantasievoller Schöpfungen eröffnet sei, „welche wir in der Allgemeinheit als romantisch oder sozusagen anticlassisch bezeichnen dürfen". Es sind das von dem Autor selbst nicht gelöste Widersprüche.

Von den erzählenden Dichtungen Shakspeare's und seinen Sonetten hat Friesen eine hohe Meinung. Die Schönrednerei der „Lucrezia" gibt er zwar zu, aber er meint, daß auch dies Gedicht in Bezug auf die Erhabenheit des Standpunktes und die in die innersten Tiefen des Gemüths eindringenden Anschauungen weit über allen andern ähnlichen Dichtungen seiner Zeit gestanden habe. In Bezug auf die Sonette kritisirt Friesen die verschiedenen Anschauungen und Conjecturen der Ausleger; er schließt sich der Ansicht von Charles Knight an, daß diese Sonette in dem Jahre 1598 in den Händen vieler Freunde gewesen und auch an verschiedene Personen gerichtet seien. Die Zeit ihrer Entstehung verlegt Friesen in die Periode zwischen 1590—91 und 1594—95; er schließt das vorzugsweise aus innern Gründen:

Je mehr ich diese Widersprüche betrachte, einer sanften Schwermuth mit dem Gefühl von Glück und Beseligung, Lebensmüde, Zerfallenheit mit den umgebenden Verhältnissen bis zur Bitterkeit, niederdrückende Bescheidenheit und Geringschätzung seiner selbst auf der einen und zuversichtliche Hoffnung auf poetische Unsterblichkeit auf der andern Seite, endlich Uebermuth der Laune mit tiefernsten Betrachtungen, die fast bis zur Zerknirschung der Reue gehen: dann stellt sich meinem innern Auge das Bild eines Seelenzustandes dar, wie er gerade den begabtesten Ingenien in den entscheidendsten Momenten ihrer Entwickelung am nächsten zu stehen pflegt. Ich sehe in demselben den brennenden Kampf und das Ringen, in welchem sich die Gesinnung gegenüber dem ursprünglichen Charakter auszubilden und wo beides zur ausgleichenden Versöhnung zu kommen sucht. Das ist der Hauptgrund, weshalb ich mich für berechtigt halte zu glauben, daß alle diese Gedichte der Periode zwischen 1590 bis 1591 und 1594 bis 1595 angehören.

Ehe Friesen Shakspeare als Dramatiker betrachtet, schickt er noch eine Abhandlung über das innere Wesen der Tragödie und Komödie voraus, mit Betrachtungen über das Verhältniß von Charakter und Gesinnung, von Handlung und Charakteren, über die tragische Schuld, die Peripetie und Katastrophe, über die Bedeutung der Intrigue in der Komödie u. s. f. Neben vielen treffenden Bemerkungen finden sich doch auch andere, die man als Axiome aus zweiter Hand bezeichnen könnte; sie sind abgeleitet aus dem Studium Shakspeare's und sollen dann wieder zur Erklärung und Verherrlichung des Dichters dienen. In dem letzten Abschnitt, der von Shakspeare's Vorgängern und seinem dramatischen Charakter handelt, finden sich schon Proben für diese doppelte Buchhaltung. Friesen hatte erklärt, daß die Leidenschaft an sich nicht der Boden sei, auf welchem das Wesen des Tragischen unmittelbar beruhe; sie dürfe daher nicht aus Motiven hervorgehen, welche mit dem edeln Wesen der Charaktere im Widerspruch ständen. Bei Shakspeare wird dies natürlich im nächsten Abschnitt mit Bestimmtheit nachgewiesen:

Zugegeben auch, daß in einzelnen Fällen die Leidenschaft des tragischen Charakters in einem Shakspeare'schen Stücke schon von vornherein völlig ausgeboren und daher auf den ursprünglich edeln Boden, auf dem sie, als tragisches Motiv, correcterweise ruhen müsse, ein allzu geringes Gewicht gelegt zu sein scheinen sollte, so könnte ich damit nicht mehr als den Schein für berechtigt halten. Denn es bedarf nur des unbefangenen Eingehens auf die sehr bald nachfolgende individualisirende Charakteristik, um sich zu überzeugen, daß auch in diesen Fällen der schon von Anfang an sich manifestirenden leidenschaftlichen Gesinnung der Boden des Edeln nicht fehlt.

Wir bekennen, außer Stande zu sein, diesen „Boden des Edeln" bei mehrern Hauptheldes Shakspeare's, wie z. B. Richard III., zu entdecken, ganz abgesehen von Männern zweiten Ranges, wie der Schuft Jago. Im ganzen erfahren wir hier blos von den Vorzügen Shakspeare's, nur hin und wieder berührt eine leise Andeutung den Tadel, der von anderer Seite gegen den Dichter gerichtet worden ist; daß die Motivirung mit schlagender Sicherheit, aber doch nur unter einer gewissen Beschränkung ausgeführt werde, wird als eine unvermeidliche Nothwendigkeit hingestellt, die sich aus der Reichhaltigkeit und der tiefsinnigen Bedeutung der Handlung in den Shakspeare'schen Dramen ergebe. Daß überhaupt der historische Standpunkt Friesen's auch bei der Beschäftigung mit den einzelnen Stücken kein eigentlich kritischer sein werde, kündigt der Autor uns selbst mit folgenden Worten an:

Ist es nun aber nicht ein willkürliches Traumbild, sondern eine thatsächlich begründete Wahrnehmung, daß an Shakspeare's Dramen sich in der Regel ein harmonisch organisches

Bild von den im positiven Leben wurzelnden Gegensätzen verfolgen läßt, so wird auch die Anschauung und Erörterung dieser Frage nach diesem Organismus den allein richtigen Maßstab für seine Beurtheilung an die Hand geben. Wenn auch in einzelnen Fällen und namentlich in seinen frühern Schöpfungen diese Frage nicht eine durchaus befriedigende Antwort finden, hier und da noch ein Wunsch in dieser Beziehung übrigbleiben sollte, so wird doch, meiner Ueberzeugung nach, das Bedürfniß nach der Herstellung desselben überall zu erkennen sein. Sie werden also mir gern zugestehen, daß ich dem Wege, auf welchem man Schwächen und Vorzügen im einzelnen nachspürt oder in einigen zweifelhaften Fällen aus diesen die Echtheit oder Unechtheit eines für Shakspeare's Eigenthum angesprochenen Stücks beurtheilen zu können meint, nicht überall folgen kann. Was ich auch von menschlichen Schwächen an Shakspeare's Schöpfungen zugeben kann, so wird mir doch immer jene Frage an der Spitze stehen und ihre Beantwortung nach der einen oder andern Seite hin der einzige Anhalt meiner Entscheidung über den höhern oder geringern Werth einer einzelnen Dichtung bleiben. Das an der Detailbetrachtung der Shakspeare'schen Dramen zu bethätigen, wird die Aufgabe von dem zweiten Haupttheil unserer Besprechungen sein.

Als stilistische Eigenheiten möchten wir den sehr häufigen Gebrauch der Präposition „von" statt des Genitivs, wie den Gebrauch der Zeitwörter statt des Substantivs, z. B.: „zum Anhalten dienen", statt „zum Anhalt dienen", und ähnliche Kleinigkeiten rügen. Der Name des poeta laureatus und Shakspeare-Editors, Nikolas Rowe, wird consequent Row geschrieben. Der Fortgang des fleißigen Werks wird zeigen, ob wir es wirklich mit dem historischen oder mit dem apotheosirten Shakspeare zu thun haben.

3. Zwölf Briefe eines Shakspearomanen. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1874. 8. 12 Ngr.
4. Unsere deutschen Dichterheroen und die sogenannte Shakspearomanie. Von M. Maaß. Thorn, Lambeck. 1874. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese beiden Schriften sind durch das Werk von Benedix hervorgerufen worden. Die Entgegnung von Noiré ist im Stile des funkelnden französischen Esprit gehalten, mit Pointen jeder Art reichlich ausgestattet, aber im Tone höchster Ueberschwenglichkeit und entrüsteter Abweisung; die Schrift von Maaß ist ruhiger und geht auf Widerlegungen ein, während Noiré dieselben für überflüssig hält, da er auf seinen Gegner von Haus aus von einem höhern Standpunkte herabsieht. Der Standpunkt von Benedix ist ihm derjenige „der ledernen dürftigen Mittelmäßigkeit, die ihren eigenen Pygmäenmaßstab an einen Riesen legen möchte"; blödes Auge, Schenleder, behagliches Philisterthum, das böotische Auge der Mittelmäßigkeit, täppische Hand, Zaunkönig, der des Adlers Flug messen will, albernes Gewäsche, Pseudokritiker, Altweibergewäsche, ein solches Nichts, nichtser als nichts, eine Maus, die an der Klaue des Löwen nagt, albernes, seichtes, suffisantes Gerede, ein beschränkter Mensch, dessen Beschränktheit in ihrer Wirkung der Bosheit gleichkommt — das sind einige Proben aus dem Lexikon von Schimpfwörtern, mit denen Benedix von Noiré beehrt wird. Dabei befindet sich der Polemiker in einem pathologischen Zustande; denn er bekennt mehrfach, daß ihn der Zorn übermannt. Indeß liest sich die Schrift stellenweise ganz amusant; denn Shakspeare's Charaktere lehren uns, daß man gerade in pathologischen Zuständen oft witzig wird, wie die folgende Probe beweist. Zuerst wird Benedix citirt:

„Dynastische Interessen können interessant werden, wenn sie mit den Interessen des Volks zusammenfallen. Die Thätigkeit der Hohenzollern ging auch vielfach aus dynastischen Interessen hervor, allein durch sie ward eine geschichtliche Nothwendigkeit erfüllt, sie schuf die Bildung großer Staaten, die Entfaltung politischer Macht für die Völker. (!) Die großen interessanten dynastischen Interessen (also die, wo es sich um das Wohl der Völker handelt) sind aber auch deshalb für das Drama nicht zu brauchen, weil ihre Entwickelung Jahrzehnte, ja Jahrhunderte umfaßt, Zeiträume, welche weit über den Rahmen eines Dramas hinausgehen. Ich bin demnach der Meinung, daß jahrzehntelange Kämpfe um dynastische Interessen nicht interessant sein können. Denn von dem Schicksal und Wohlergehen des Volks ist dabei niemals die Rede!"

Lieber Doctor! Erlauben Sie, daß ich nach der hier klar vorgezeichneten logischen Figur in baralipton einen Syllogismus des gewöhnlichen Lebens formulire: Ein großer Kalbsbraten ist selten wohlschmeckend, weil er selten durchgebraten ist. Ein großer, durchgebratener Kalbsbraten ist allerdings wohlschmeckend. Aber auch dieser ist bedenklich, weil er groß ist. Ich bin deshalb der Ansicht, daß er nicht wohlschmeckend ist. Denn durchgebraten ist er gewiß nicht. Genug für heute? Addio!

Wenn Noiré die Eigenheiten Shakspeare'scher Bildersprache gegen die etwas nüchterne Kritik von Benedix vertheidigt, so ist er in seinem guten Rechte. Dagegen setzt er sich über eine Menge sehr treffender Bemerkungen dieses Autors mit einem Voltigirsprung hinweg, indem er dieselben einfach für Unsinn erklärt, ohne irgendeinen Beweis dafür zu liefern. Dabei passirt ihm auch das Unglück, daß er einen Satz für „unendlich albern" erklärt, den allerdings Benedix ausspricht, den aber Goethe schon fast mit denselben Worten ausgesprochen hat: „Je weniger in einem Drama Einheit des Orts und der Zeit beobachtet wird, desto strenger muß die Einheit der Handlung ins Auge gefaßt werden." Goethe sagt von seinem „Götz" in „Wahrheit und Dichtung": „Als ich nach einiger Zeit mein Werk wie ein fremdes betrachten konnte, so erkannte ich freilich, daß ich bei dem Versuch, auf die Einheit der Zeit und des Orts Verzicht zu thun, auch der höhern Einheit, die um so mehr gefordert wird (der Einheit der Handlung), Eintrag gethan hatte." Noiré mag sich also mit seinen Ausstellungen gegen Goethe wenden. Jener Satz ist so unbedingt wahr, daß hier dem Kritiker, der sich so überlegen dünkt, einfach das Verständniß fehlt. Wenn Benedix die Scene der Kärrner in „Heinrich IV." das Schmuzigste nennt, was in der Literatur vorkommt, so findet Noiré diese Scene köstlich, naturfrisch. De gustibus non est disputandum. Diese Art von Naturfrische gehört nicht in die Poesie. Die witzelnden Bemerkungen, mit denen Noiré die Benedix'schen Auslassungen begleitet, sind sehr übel angebracht. Benedix rügt, daß die Personen in der niedrig gröbsten Sprache miteinander verkehren; dazu macht Noiré die Bemerkung: „Wie soll's denn nur der Dichter anfangen? Soll er sie in Alexandrinern reden lassen? Oder sollen sie die «zärtlichen Verwandten» spielen?" Er soll sie eben gar nicht reden lassen, wenn er sie nur in der niedrig gröbsten Sprache reden lassen kann; denn die Sprache der Dichtung darf nie ins Rohe und Platte verfallen. Noiré zeigt überhaupt so viel Talent zum Shakspearomanen, daß wir uns über seinen Schlußangriff auf die Shakspearomanie überhaupt gewundert haben:

Es ist das Los alles Großen, daß die blöde Menge einen Fetisch daraus macht. Das ist dieselbe Menge, die heute Richard Wagner ihr „Kreuziget ihn!“ entgegenschreit und morgen, nachdem er sich über ihre „stupide Gelassenheit“ lustig gemacht, Hosannah! ruft und Palmen streut. Shakspeare konnte auch sagen: Gott bewahre mich vor meinen Freunden! Aber stört das den Genuß an Rafael und Michel Angelo, an Goethe und Beethoven, daß über dieselben mehr Phrasen, mehr seichtes Kunstgeschwätze producirt worden ist, als ein moderner Omar zu verbrennen im Stande wäre? Es ist die eine Sorte der Impotenz, die auch ihr Lichtchen leuchten lassen möchte, indem sie an dem ehernen Riesenbilde irgendein verstecktes Fältchen des Gewandes erhellt. Die echte, wahre Kritik, deren Auge auf die großen Schönheiten gerichtet ist, lacht über dieselbe und verweist sie in den Winkel, wohin sie gehört.

Die Schrift von M. Maaß (Nr. 4) widerlegt Benedix öfters durch Gervinus und sucht außerdem durch eine eingehende Kritik der Schiller'schen Dramen nachzuweisen, daß sie in Bezug auf die Composition durchaus nicht so untadelig sind, wie Benedix hervorhebt. Dieser Nachweis kann im ganzen nicht für gelungen gelten; es ist keine Frage, daß, was kunstgerechte Anlage, dramatische Steigerung und Spannung betrifft, die Schiller'schen Dramen den Vorzug vor den Shakspeare'schen verdienen. Hierin hat Benedix vollkommen recht, mag man immerhin die Einrichtungen der altenglischen Bühne und den springenden Scenenwechsel dafür verantwortlich machen; mag man den Tiefsinn hervorheben, der in der gedanklichen Rhythmik der Shakspeare'schen Compositionen liegt. Die Haltung der Schrift von Maaß ist übrigens eine durchaus gemessene. Nur zu den eigentlichen Shakspeare-Gelehrten darf man den Autor nicht rechnen; außer Schlegel und Gervinus scheint er nicht viel von der massenhaften Shakspeare-Literatur der Neuzeit zu kennen, ja er gibt sich offenbare Blößen. Benedix spricht von „Euphuismus“; Maaß sagt in einer Anmerkung: „Diesen Ausdruck, der uns sonst noch nicht vorgekommen, scheint Benedix von Lessing entlehnt zu haben.“ Bei einem Examen bei der Shakspeare-Facultät würde Maaß entschieden durchfallen. Euphuismus gehört zu den Elementarbegriffen der kritischen Shakspeare-Forschung.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zum deutsch-französischen Krieg.

1. Aus den Tagen der Occupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsaß-Lothringen 1871. Von Theodor Fontane. Zwei Bände. Berlin, von Decker. 1874 8. 3 Thlr.

Der erste Band bringt Schilderungen aus Straßburg, Epernay, Rheims, St.-Denis, von Le Bourget und dem Mont-Avron, aus Amiens und von den beiden in der Nähe befindlichen Schlachtfeldern, aus Rouen, Dieppe und Neuville. Wir durchwandern mit dem Verfasser die alten Dome, die Schlösser des alten Adels, die Grabgewölbe der französischen Könige und empfangen, im Gewande leichter Unterhaltung, eine Fülle werthvoller Mittheilungen über culturhistorische Zustände, archäologische Fragen und Verhältnisse längst vergangener Tage. Diese mehr ernsten, wissenschaftlichen Aufklärungen des in den alten Chroniken des Landes wohlbewanderten Verfassers wechseln mit anregenden Beschreibungen der durch die kriegerischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit bedeutsam gewordenen Localitäten ab. Dazwischen eingestreut finden sich in buntem Wechsel und oft aus frischer Reiselaune heraus geschriebene charakteristische Anekdoten und Plaudereien mit Soldaten des deutschen Besatzungsheeres, mit französischen Landeseinwohnern, humoristische Skizzen aus der jüngsten Kriegszeit und Reiseerlebnisse mannichfacher Art.

Es werden uns also die reichen Eindrücke eines gediegenen Forschers hier in anziehender, leicht genießbarer Form übermittelt.

Mit Vorliebe verweilt Fontane bei den historisch bedeutsamen Monumentalbauten Frankreichs; maßvoll und schön schildert er die durch diese steinernen Zeugen der alten Macht und des reichen Glanzes des fremden Landes in ihm wachgerufenen Erinnerungen, wobei unbeschadet der Pietät in wohlthuender Weise stets der patriotische Standpunkt des im Auslande reisenden Deutschen gewahrt wird. Wir kennen seine Begabung für derartige Schilderungen aus seiner classischen Beschreibung der Wanderungen in der Mark Brandenburg.

Aber all der schimmernde Glanz, welchen eine reiche Natur wie eine durch das Zusammentreffen vieler günstiger Verhältnisse zu prächtiger Blüte entfaltete Kunst — wir beziehen dies namentlich auf die Zeit der Renaissance, welcher die meisten bedeutendern Monumentalbauten angehören — über Frankreich verbreitet haben, vermochte bei Fontane nicht die Wärme des Gefühls hervorzurufen, die in der liebevollen Beschreibung seiner Heimat zum Ausdruck kam und diesem frühern Werk jenen poetischen Gehalt verleiht, der es zum classischen Volksbuch, zu einer nach Form und Inhalt gleich vollendeten Chronik gemacht hat.

Fontane schreibt mit dem Herzen; der qualitative Unterschied zwischen den Eindrücken, die er in Frankreich empfing, und denen, welche die in Bezug auf äußere Vorzüge weniger begünstigte Mark in ihm hervorrief, tritt sofort erkennbar hervor, und wir stehen nicht an, hier auszusprechen, daß uns diese Wahrnehmung nur angenehm berührt hat. Französische Art ist zu verschieden von der unserigen, ist dem deutschen Gemüth, der deutschen Denkweise fremd und unsympathisch; selbst einem so liebenswürdigen Charakter wie dem des Verfassers, ist es nicht möglich gewesen, diese Gegensätze zu vermitteln.

Wenn im ersten Bande vorzugsweise die auf die Vergangenheit bezüglichen ästhetisch-archäologischen Schilderungen in besonderm Maße das Interesse des Lesers zu fesseln geeignet waren, so finden wir im zweiten Bande überwiegend Darstellungen derjenigen Gegenden, welche den Schauplatz der wichtigsten, den Ausschlag geben-

den Ereignisse während des letzten deutsch-französischen Kriegs bildeten.

Der Verfasser wählte den Rückweg über St.-Quentin, Sedan, Metz, Bitsch und Straßburg und berührte somit die denkwürdigen Schlachtfelder, auf welchen 1870 die französische Armee und mit ihr die Napoleonische Regierung zertrümmert wurden.

Wir erhalten neben kurzen, auf das Hauptsächliche beschränkten Darstellungen der bezüglichen Kriegshandlungen anziehende und sehr plastische Terrainbeschreibungen, welche in einer auch für den Laien leichtfaßlichen Weise die für den Verlauf der Schlachten wesentlichen Localitäten hervorheben und deren Einfluß auf die Entscheidung zum Verständniß bringen. Es ist sehr schwierig, das hier Angedeutete anders als durch gute Pläne zu erreichen, und selbst wenn letztere zu Gebote stehen, wird immerhin nur ein nicht allzu großer Theil des Leserkreises in der Lage sein, auf Grund derartiger Hülfsmittel ein eigenes Urtheil über die Reliefverhältnisse gewinnen zu können.

Auch über die Kämpfe einer frühern Zeit, welche auf denselben Schlachtfeldern stattfanden, finden sich lesenswerthe Notizen, so namentlich in Bezug auf St.-Quentin und Metz.

Zum Schluß führt uns Fontane nach Wilhelmshöhe und schildert dort, im Anschluß an die Persönlichkeit Napoleon's, welche durch die Reise in Frankreich naturgemäß verstärkt in die Erinnerung gerufen wird, den unfreiwilligen Aufenthalt desselben, und knüpft daran einige allgemeine Bemerkungen über den Charakter und die sonstigen Eigenschaften des gefallenen Kaisers. Dem Unglück gegenüber fällt Fontane's Urtheil sehr mild und nachsichtig aus. Ob die Geschichte einst ähnliche Rücksicht walten lassen werde, bleibt abzuwarten und darf bezweifelt werden.

2. Geschichte der Belagerung von Straßburg im Jahre 1870 von Reinhold Wagner. Auf Befehl der königlichen General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen, nach amtlichen Quellen bearbeitet. Erster Theil. Berlin, Schneider u. Comp. 1874. Gr. 8. 2 Thlr.

Die vorliegende Bearbeitung der Belagerung von Straßburg ist, wie der Titel besagt, auf Grund amtlichen Materials in officiellem Auftrage erfolgt. In Verbindung mit einigen andern, auf Veranlassung der königlichen General-Inspection unternommenen Veröffentlichungen (Belagerung von Paris, von Schlettstadt und Neu-Breisach) werden zuverlässige und sehr detaillirte Mittheilungen über den Verlauf des Festungskriegs erfolgen, welche das eingehende Studium der durch die Kriegsmittel der Neuzeit so wesentlich veränderten Formen des Angriffs und der Vertheidigung der Festungen ermöglichen, während die von seiten des Großen Generalstabes bearbeitete Geschichte des deutsch-französischen Kriegs sowie die officiellen Beschreibungen des Verlaufs einzelner Kriegsperioden und die der Thätigkeit bestimmter Armeen oder Corps gewidmeten Werke vorzugsweise den Gang der Operationen im freien Felde zur Darstellung bringen und die Belagerungen nur in großen Umrissen schildern, soweit dies für das Verständniß des Zusammenhangs der großen Operationen erforderlich wird.

Die auf Anregung der General-Inspection des Ingenieurcorps veröffentlichte Geschichte einzelner Belagerungen ergänzt daher das Generalstabswerk über den deutsch-französischen Krieg und zwar vorwiegend auf dem technischen Gebiete der Ingenieurwissenschaft. Eine weitere Ergänzung in Bezug auf die Thätigkeit der Belagerungsartillerie soll äußerm Vernehmen nach ebenfalls von der competenten Centralstelle dieser Waffe in Aussicht genommen sein.

Es liegt auf der Hand, daß die technische Beschreibung einer großen Belagerung, wenn sie nicht ungebührlich weitschweifig werden soll, auf einen mit entsprechenden Vorkenntnissen ausgestatteten Leserkreis berechnet sein muß. Nach dieser Richtung genügt indeß für das Verständniß der vorliegenden Schrift dasjenige Maß an technischem Wissen, welches dem Lehrplan der deutschen Kriegsschulen gesetzt ist und welches somit jeder Offizier besitzt. Der durch frühere Arbeiten bereits vortheilhaft bekannte Verfasser war durch seine dienstliche Stellung als Lehrer an der Kriegsakademie besonders geeignet, ein für Offiziere aller Waffen in gleichem Maße anziehendes und dabei doch auch dem Ingenieur von Fach genügendes Werk dieser Art zu bearbeiten, und hat sich dieser Aufgabe mit großem Geschick entledigt.

Das Buch ist fesselnd und gewandt geschrieben, die beigegebenen Karten und Pläne sind deutlich und auch technisch gut ausgeführt, sodaß wir Wagner's „Belagerung von Straßburg" dem Studium aller Offiziere nur auf das wärmste empfehlen können.

Der bisjetzt erschienene erste Theil enthält eine kurze, aber alles Wesentliche umfassende Einleitung über die militärische Bedeutung der Festung, dann die genaue Beschreibung des bei Ausbruch des Kriegs bestehenden Zustandes der Werke und der Armirung nebst einer Würdigung der Terrainverhältnisse, endlich die Geschichte der Vorgänge in der Festung bis zur Berennung des Platzes.

Wir bedauern, daß die Herausgabe des Werks lieferungsweise mit langen Zwischenpausen erfolgt, obschon nach einer auf dem Umschlag befindlichen Mittheilung die Verlagsbuchhandlung sich im Besitz des vollständigen Manuscripts befindet.

Auch für die folgende in demselben Verlage erschienene Schrift ist diese Anordnung beliebt worden:

3. Geschichte der Belagerung von Paris im Jahre 1870/71, von Eduard Heyde und Adolf Froese. Auf Befehl der königlichen General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen, unter Benutzung amtlicher Quellen bearbeitet. Erster Theil. Mit einem Atlas, enthaltend 16 Karten und Pläne. Berlin, Schneider u. Comp. 1874. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Die Stadt Paris besitzt eine relativ so hohe Bedeutung für Frankreich wie keine Hauptstadt eines andern Landes. Sie enthält den zwanzigsten Theil der gesammten Bevölkerung und den fünften Theil der gesammten Industrie Frankreichs; in ihr befinden sich sämmtliche Centralstellen der Verwaltung, der Wissenschaft und Kunst; sie bildet den natürlichen Sammelplatz der hervorragendsten Kräfte aus allen Gebieten französischen

Lebens, daneben weist sie auch den stärksten Zusammenfluß catilinarischer Existenzen und zahlreicher Arbeitermassen auf. Seit dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts war das Verhalten von Paris stets ausschlaggebend für den Verlauf der innern Krisen Frankreichs.

Rücksichten der innern Politik haben zweifellos in erster Linie die Befestigung von Paris herbeigeführt. In militärischen Kreisen herrschte allgemein die Ansicht, daß Frankreich erst nach der Unterwerfung von Paris widerstandsunfähig werde und daher die Occupation der Hauptstadt das wichtigste Ziel jeder offensiven Strategie sein und bleiben müsse. Die Geschichte der im Laufe dieses Jahrhunderts vorgekommenen Invasionen scheint die Richtigkeit dieses Lehrsatzes bisjetzt lediglich zu bestätigen.

Unter diesen Umständen wurde die Befestigung von Paris von Anfang an in großartiger Weise unternommen und durchgeführt. Die Ausdehnung der Werke, der Reichthum der Armirung, die gewaltigen Streitmittel materieller wie personeller Art, welche die von den Werken umschlossene Stadt für die Vertheidigung zur Verfügung stellte, die Zahl der Besatzung übertrafen weitaus die jemals früher im Festungskriege vorgekommenen Verhältnisse. Die Vertheidigung wie der Angriff eines derartigen Waffenplatzes waren etwas durchaus Neues; für beide gebrach es deshalb an Erfahrungen, welche einen Schluß ermöglichen über den Ausgang des Unternehmens, über das Maß der wirklich nothwendigen Streitkräfte, oder über die Zeitdauer, welche die Durchführung des Angriffs erfordere oder in welcher die Vertheidigung der Blokade erliegen müsse. Die Großartigkeit und Vielseitigkeit der bei der Belagerung von Paris von beiden streitenden Parteien eingesetzten Streitmittel machen das Studium dieser Belagerung zu einem vorzugsweise fruchtbringenden.

Die vorliegende Bearbeitung der Belagerung von Paris ist die erste, welche auf Grund amtlicher Quellen von deutscher Seite veröffentlicht wurde. Französischerseits ist über die Vertheidigung bereits ein sehr umfangreiches, theilweise recht werthvolles Material bekannt gemacht worden, welches ebenfalls auf das sorgfältigste benutzt zu sein scheint. In Bezug auf die sehr detaillirten thatsächlichen Angaben darf daher die deutsche Bearbeitung wol als sehr zuverlässig und mit vollem Vertrauen als eine auf kritischer Sichtung der von beiden Parteien veröffentlichten Berichte beruhende, sachverständig geschriebene Quelle über die Belagerung der Riesenfestung bezeichnet werden. Aber das der Bearbeitung zu Grunde gelegte Material war so umfangreich, die zur Darstellung kommenden Verhältnisse so großartig, daß zur Bewältigung der Arbeit die Kraft eines Einzelnen nicht genügt hätte, wollte man das Erscheinen des Werks nicht allzu lange hinausschieben. Für die innere Verarbeitung des Stoffs hat dieser Umstand gewiß erschwerend mitgewirkt.

Es mag sein, daß in Bezug auf die innere Harmonie das vorliegende Werk der „Geschichte der Belagerung von Straßburg" in etwas nachsteht, in Bezug auf Gründlichkeit und kritische Benutzung aller einschlagenden Quellen indeß ist es derselben sicherlich vollständig ebenbürtig.

Die beigegebenen Karten sind technisch gut ausgeführt, der große noch fehlende Plan von Paris, welcher nicht rechtzeitig vollendet werden konnte, wird mit dem zweiten Theile nachgeliefert werden.

Freiherr A. von Fircks.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Westminster Review" vom October d. J. rügt an „Der Allgeist" von Moritz Venetianer besonders die Form, welche die Sprache der Philosophie nicht sowol populär, als vielmehr vulgär zu machen drohe.

In dem Referat über „Kant's Theologie und ihre erkenntnißtheoretische Bedeutung" von August Stadler wird auf die Wiederaufnahme eines dogmatischen Interesses am Kantismus in Deutschland, rein und einfach, als eine bedeutsame Erscheinung hingewiesen und die ebengenannte Monographie über „einen wenig verstandenen Theil des Kant'schen Systems" als „anziehend und gut geschrieben" bezeichnet. Nur wird es bedauert, daß der Verfasser „so gänzlich für die in Kant Eingeweihten schreibt". Die beiläufige Widerlegung von Mill's Lehre, den empirischen Ursprung unserer Idee von der Gleichförmigkeit betreffend, sagt der Recensent, sei nicht sehr neu, und werde sich wol nur denen empfehlen, die bereits überzeugt sind.

Großes Lob wird dem Werke Alexander von Oettingen's: „Die Moralstatistik in ihrer Bedeutung für eine christliche Socialethik", gespendet. Während das Werk auf Thatsachen gegründet sei, die aus den mannichfaltigsten und umfangreichsten Quellen geschöpft sind, sei es dennoch keine einfache, trockene Rechenmaschine, sondern zeige überall die Hand und den Geist eines gefühlvollen, weitherzigen und wahrhaft philosophischen Denkers.

Unter der Rubrik: „Wissenschaft", wird Die „Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen", von M. Perty, des Längern besprochen, und nach summarischer Angabe des Inhalts dieselbe jedem, der kühn genug ist, das Gebiet der Anthropologie zu erforschen, als Führer, und den minder wissensdurstigen Lesern, die blos ein allgemeines Interesse an dem darin behandelten Gegenstande nehmen, als ein höchst vortreffliches und gedrängtes Nachschlage-Handbuch aufs wärmste empfohlen.

Unter „Geschichte und Biographie" begegnen wir mehrern Referaten über deutsche Werke. Den „Beiträgen zur Geschichte der Kreuzzüge" von R. Röhricht wird gründliche Gelehrsamkeit nachgerühmt. A. Strodtmann's „Briefe von und an G. A. Bürger" geben dem Recensenten Anlaß zu einer längern Betrachtung über den Hainbund und die deutsche Literatur jener Zeit. Ferner werden folgende historische Werke besprochen: „Florentiner Studien" von Paul Scheffer-Boichorst; „Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs" von A. von Vivenot; „Zur Genesis der zweiten Theilung Polens" von A. Ritter von Vivenot; „Abriß der europäischen Staats- und Rechtsgeschichte" von F. Schuler-Libloy und „Zur orthographischen Frage" von H. Erdmann, in welcher letztenn Besprechung es heißt:

„In Wahrheit, die deutsche Literatur ist früher zur Reife gekommen, als ihre schriftstellerische Form. Die englische und französische Literatur wurden langsamer klar, und die Schwierigkeit der ungewissen Rechtschreibung ist nicht mehr vorhanden. Deutsch aber ist als Schriftsprache immer noch etwas gärend und satzig. Mit der Zeit indessen, zweifeln wir nicht, wird sie klarer fließen. Wir hoffen, Erdmann's Monographie werde dieses Ziel herbeiführen helfen. Nachher wird es vielleicht gut sein, die häßlichen gothischen Schriftzüge aufzugeben, durch welche die Deutschen fortfahren, sich von ihren europäischen Nachbarn zu trennen."

Unter der letzten Rubrik: „Belles Lettres", ist diesmal nur das „Shakspeare-Lexikon" von Alexander Schmidt besprochen. Wir wollen nur einige Stellen daraus mittheilen: „Was ist die Ursache der Ueberlegenheit der deutschen Shakspeare-Kritik über unsere eigene? Ehe wir die Frage beantworten, müssen wir deutlich verstehen, was mit Kritik gemeint wird. Bei Shakspeare gibt es zweierlei, die philosophische und die rein exegetische und wörtliche. Wir räumen ohne Vorbehalt ein, daß wir in der philosophischen Kritik niemand einem Ulrici oder Gervinus an die Seite zu stellen haben. In der rein philologischen Kritik liegt die Sache anders. Wir haben Männer wie Abbot, Fleay, Furnival und Skeat, anderer nicht zu gedenken (wir möchten nur Singer, Staunton, Collier, Dyce und Halliwell noch nennen), welche es mit allen aufnehmen können. Das Merkwürdigste aber ist, wir behaupten unsern Platz nicht und gestatten den Deutschen, alle Ehren auf dem Gebiete der Shakspeare-Kritik zu ernten." Als Grund wird die Schwierigkeit angegeben, einen Verleger für eine gute Ausgabe zu finden, was, wie wir erst kürzlich aus einem Briefe Furnival's an das „Athenaeum" erfahren, auch wirklich bei dem jüngst verstorbenen Staunton, vielleicht dem bedeutendsten Textkritiker Shakspeare's neuester Zeit, der Fall war. Von Schmidt's „Lexikon" selbst heißt es schließlich: „Wir schmeicheln nicht, wenn wir sagen, daß keine Bibliothek ohne dasselbe vollständig sein wird. Ein solches Lexikon ist eine entschiedene Nothwendigkeit zum richtigen Verständniß der Wörter in unserm größten Dichter."

Nachdem die „Saturday Review" vom 17. October der Bezold'schen Uebertragung von Massari's „Cavour. Biographische Erinnerungen" einige Worte gewidmet und dem Werke das Lob gespendet, daß es weder durch Formlosigkeit noch Weitschweifigkeit Anstoß errege, sagt der Recensent, auf das von Rudolf Gottschall herausgegebene Sammelwerk: „Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst", übergehend: „Eine richtige Würdigung des Grades, in welchem diese Fehler die Mehrzahl der neuern Biographien entstellen, hat Rudolf Gottschall hauptsächlich auf die Idee gebracht, eine Reihe Lebensbeschreibungen herauszugeben, welche sich vor allem durch Ebenmaß und Gedrängtheit auszeichnen sollen. Die Idee ist vortrefflich und die Ausführung verspricht, verdienstvoll zu werden. Der erste Band enthält vier Biographien berühmter Personen aus der Feder hervorragender Schriftsteller: die Luther's, von H. Rückert; Cromwell's, von Reinhold Pauli; Heinrich's IV. von Frankreich, von M. Philippson; Voltaire's, von Rosenkranz. Wie man sieht, ist die Wahl der Gegenstände vorzugsweise durch die gegenwärtigen Verhältnisse Deutschlands bestimmt worden: alle haben mittel- oder unmittelbaren Bezug auf den nationalen Kampf mit Rom. Die Behandlung jedes Gegenstandes ist entsprechend beeinflußt; so ist z. B. Cromwell weniger vom englischen Gesichtspunkte aus, als im Verhältniß seiner Politik zu den festländischen Angelegenheiten behandelt. Dieses Verfahren kann man jedoch unter den Umständen kaum tadeln, um so weniger, als die schriftstellerische Ausführung jeder der Biographien die Verheißungen des Prospects vollkommen erfüllt."

Ueber „Ludwig Uhland's Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe" sagt dasselbe Blatt: „Dies ist eine werthvolle Vermehrung der Biographien deutscher Dichter und zeichnet sich, wie Uhland selbst, durch Einfachheit und guten Geschmack aus. Der Band enthält viel interessante Correspondenz und ist ein wirklich würdiges Denkmal eines vortrefflichen Dichters und musterhaften Bürgers, dessen Genius und Sympathien zu beschränkt waren, um großen Einfluß auf die Literaturgeschichte seines Vaterlandes auszuüben, der aber eine besondere Nische in ihr mit solcher Vollständigkeit einnimmt, daß er keinen Platz für einen Rivalen oder Nachfolger gelassen hat."

Auch „Gottfried Hermann" von H. Köchly wird in günstiger Weise besprochen, und heißt es dabei unter anderm: „Porson's Epigramm auf Hermann, obschon an sich nur ein Plagiat aus der griechischen Anthologie, hat den Namen seines Rivalen vielen vertraut gemacht, welche, wenn auch keine Philologen, doch sich freuen werden, zu erfahren, was für eine Art Mann dieser besondere Deutsche war. Professor Köchly's Biographie setzt uns in den Stand, ihn als einen Philologen von der alten Schule zu bezeichnen — als einen Bücherwurm, wenn man lediglich den engen Kreis seiner Fachstudien und seine ausschließliche Hingebung an dieselben ins Auge faßt, als einen Weltmann jedoch an Charakterstärke und Verstandeskraft. Die Einfachheit auch dieser Biographie stimmt ganz mit dem Helden derselben überein. Sie ist klar, gedrängt, methodisch, da alle Abschweifungen und Erläuterungen in die Anmerkungen verwiesen sind, die einen mannichfaltigen und unterhaltenden Anhang bilden."

„Ernst Haeckel's langerwartete «Anthropogenie. Entwickelungsgeschichte des Menschen»", heißt es ferner daselbst, „ist unzweifelhaft in einigen Hinsichten ein großes Werk. Die leitende Auffassung des menschlichen Embryo als die Miniaturvertretung der ganzen Entwickelungsreihe des Lebens, von den niedrigsten bis zu den höchsten thierischen Organismen, ist lichtvoll ausgedrückt, kräftig dargestellt und mit einer großartigen Entfaltung anatomischer Kenntnisse beleuchtet. Die zahlreichen Mängel des Werks lassen sich vielleicht auf den Grundfehler zurückführen, daß der Verfasser ein bloßer Specialist ist und die schwierigen Fragen, welche biologische Forschungen umgeben, nur in seinem eigenen besondern Zweige, der vergleichenden Anatomie, nicht richtig gewürdigt hat.... Im ganzen haben des Verfassers Kenntnisse nicht den encyklopädischen Charakter, welcher allein das große Vertrauen und den Dogmatismus seiner Sprache hätte rechtfertigen können. Als Beitrag zu einem besondern Zweige einer umfassenden Untersuchung ist dieses Werk unzweifelhaft werthvoll und wird wahrscheinlich dazu dienen, zwei sich jetzt geltend machende Ueberzeugungen zu kräftigen, daß nämlich die Evolution der Schlüssel zum Mysterium der Natur sei, und daß das Geheimniß seiner Anwendung dem menschlichen Scharfsinn bisjetzt Trotz geboten hat."

Die „Deutsche Rundschau" wird mit anerkennenden Worten begrüßt, Storm's Novelle als „ein Werk von wirklicher Begabung" gerühmt, und der Artikel über Kaulbach als der anziehendste bezeichnet. „Im ganzen", heißt es schließlich, „hat die neue Zeitschrift einen vortrefflichen Anfang gemacht und braucht nur mit gleichem Geschick fortgesetzt zu werden, um einen entschiedenen Erfolg zu erringen. Der schwächste Punkt in dem ersten Hefte ist eine Neigung zu urtheilsloser Anpreisung in den literarischen Notizen, was eine verdächtige Aehnlichkeit mit Cameraderie hat."

Bibliographie.

Dr. K. F. Wilhelm Altmann. (Biographisches Charakterbild). Erfurt, Körner. Gr. 8. 2 Ngr.

Aprent, J., Gedanken über Erziehung und Unterricht. Leipzig, O. Wigand. 8. 18 Ngr.

Böhmer, J. F., Regesta imperii VIII. Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV., 1346—1378. Aus dem Nachlasse Joh. Frdr. Böhmer's herausgegeben und ergänzt von A. Huber. 1ste Lief. Innsbruck, Wagner. Gr. 4. 2 Thlr.

Böhnke, H., Zollern und Quitzow. Historisches Drama. Oldenburg, Schmidt. 1875. Gr. 16. 15 Ngr.

Busson, A., Zur Geschichte des grossen Landfriedensbundes deutscher Städte 1254. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Chmielowski, P., Die organischen Bedingungen der Entstehung des Willens. Eine physiologisch-psychologische Analyse. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.

Schweizerische Chronik. 1873. Herausgegeben von H. H. Vögeli. Basel, Schwabe. Gr. 8. 25 Ngr.

Conrad, G., Elfrida von Monte-Salerno. Drama. Berlin, Günther. 8. 18 Ngr.

Delius, M., Die Civil-Ehe und die Standesbeamten. Eine Volksschrift. Leipzig, O. Wigand. 8. 6 Ngr.

Eichholz, E., Tagebuch in den Monaten August bis November 1870. Auf Wunsch des Verfassers und vieler seiner Freunde gedruckt. Hannover, Brandes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Musikverein Euterpe zu Leipzig 1824—1874. Ein Gedenkblatt auf Grund der Akten herausgegeben bei der Jubelfeier des 50jährigen Bestehens der Euterpe. Leipzig, Kahnt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Esche, L., Eines Stammes. Erzählung aus Westphalen. Halle, Gesenius. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ewald, P., Walram von Naumburg. Zur Geschichte der publicistischen Literatur des XI. Jahrhunderts. Bonn, Strauss. Gr. 8. 20 Ngr.

Furtwängler, A., Eros in der Vasenmalerei. München, Th. Ackermann. 1875. Gr. 8. 18 Ngr.

Fußenecker, J. G., Das entschleierte Leben. Metrisch dargestellt. Augsburg, Kollmann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedenkblätter zum 200jährigen Jubiläum und zur Fahnenweihe des k. k. 42sten Infanterie-Regiments „Georg V. König von Hannover“. Wien, Seidel u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hartsen, F. A. v., Der Katholicismus und seine Bedeutung in der Gegenwart. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Hebler, C., Aufsätze über Shakespeare. 2te beträchtlich vermehrte Ausgabe. Bern, Dalp. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hellmann, F., Das gemeine Erbrecht der Religiosen. Ein historisch-dogmatischer Versuch. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Holm, A., Geschichte Siciliens. 2ter Bd. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Jensen, W., Nymphäa. Novelle. Stuttgart, Simon. 16. 1 Thlr.

Jókai, M., Traurige Tage. Roman aus dem Ungarischen. 2 Bde. Berlin, Janke. 8. 3 Thlr.

Italia. Herausgegeben von K. Hillebrand. 1ster Bd. Leipzig, Hartung u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kaden, W., Durstige Tage. Eine wälsche Weinwanderung. Stuttgart, Meyer u. Zeller. 16. 1 Thlr.

Kaulich, W., System der Metaphysik. Prag, Tempsky. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Katzer, E., Der religiöse Laienliberalismus der Gegenwart. Eine Schutzschrift für die wahre Freiheit. Dresden, Burdach. Gr. 8. 10 Ngr.

Kleinwort, S., Kurzgefaßte Geschichte des Herzogthums Lauenburg nebst einem Anhang: Das Bisthum Ratzeburg nach von Kobbe. Mölln, Hinstorff. Gr. 8. 12 Ngr.

Keller, J., Streiflichter über die päpstliche Unfehlbarkeit. Sagan, Luttermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Kirchner, O., Die botanischen Schriften des Theophrast von Eresos. Vorarbeiten zu einer Untersuchung über Anlage, Glaubwürdigkeit und Quellen derselben. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 24 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. 11ter Bd. 1ste Abth.: Geschichte des spanischen Drama's. 4ter Bd. 1ste Abth. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Kunze, O., Erziehung und Schule. Drei Vorträge für das Volk. Bernstadt, Schmorrde. Gr. 8. 7½ Ngr.

Laicus, P., Der Sonderling. Eine Erzählung aus der neuesten Zeit. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Landsteiner, K., Erwin. Wien, Hölder. Gr. 8. 24 Ngr.

Lange, O., Literaturgeschichtliche Lebensbilder und Charakteristiken. Biographisches Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur. 2te, sehr vermehrte und verbesserte Aufl. Berlin, Gärtner. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Locher-Wild, H., Ueber Familienanlage und Erblichkeit. Eine wissenschaftliche Razzia. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Löber, R., Furchtlose Treue und verfehltes Leben. Zwei Vorträge. Gotha, Schlößmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Norddeutsche Landschaftsdichter. Separat-Abdruck aus der besonderen Beilage zum deutschen Reichs- und königlich preußischen Staats-Anzeiger. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 5 Ngr.

Linde, A. van der, Geschichte und Litteratur des Schachspiels. 2 Bde. Berlin, Springer. Gr. 8. 13 Thlr. 10 Ngr.

Lingg, M., Gmüethle. Gedichte in der Mundart des östlichen und mittleren Allgäu. Kempten, Kösel. 16. 8 Ngr.

Lipsius, R. A., Die Quellen der aeltesten Ketzergeschichte. Neu untersucht. Leipzig, Barth. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Deutsche Lyriker seit 1850. Mit literar-historischer Einleitung und biographisch-kritischen Notizen von E. Kneschke und M. Moltke. 4te bedeutend vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Theile. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Marx, K. F. H., Zur Anerkennung des braven Arztes Dr. Daniel Ludwig, des Reformators der Pharmakologie und Pharmacie. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 12 Ngr.

Meltzl, H. v., Petőfi nicht werth von ungarischen Universitäten gefeiert zu werden. Authentische Documente zur Geschichte einer merkwürdigen These des Herrn Professors an der Klausenburger Universität Adalb. Szász. Wien, Faesy & Frick. Gr. 8. 6 Ngr.

Mertens, C., Hermann v. Mallinckrodt. Erinnerungen aus seinem Leben zu Nordborchen. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 6 Ngr.

Merwart, K., Erster Zusammenstoss Polens mit Deutschland, seine Bedeutung und seine Folgen. Graz, Verlag Leykam-Josefsthal. Gr. 8. 20 Ngr.

Michaelis, G., Vorschläge zur Regelung und Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung. Berlin, Mittler & Sohn. Gr. 8. 6 Ngr.

Moere, J. van der, Die Verfolgung der Genter Seminaristen in den Jahren 1813 und 1814 nebst einem Rückblicke auf die Kirchengeschichte jener Zeit. Mainz, Kirchheim. 8. 15 Ngr.

Morris, L., Bunte Blumen. Ein Liederbuch. Wien, Hölder. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Mühlbach, Louise, Protestantische Jesuiten. Historischer Roman. 1ste und 2te Abth. 6 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 5 Thlr.

Neumann, C., Ueber das von Weber für die elektrischen Kräfte aufgestellte Gesetz. Leipzig, Hirzel. Gr. 4. 1 Thlr.

Ohorn, A., Grundzüge der deutschen Literaturgeschichte. Ein Leitfaden für die Oberklassen der höheren Töchterschulen, Mittelschulen und verwandter Anstalten. Mit einem biographischen Anhang. Bielefeld, Bacmeister. Gr. 8. 8 Ngr.

Der deutsche Orden im fünfzehnten Jahrhundert. Dramatische Darstellungen von dem Verfasser des „Scipio Cicala“. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Poetter, F. C., Der persönliche Gott und Welt. Grundzüge der Wissenschaftslehre. Elberfeld, Friderichs. 1875. Gr. 8. 20 Ngr.

Pressel, W., Priscilla an Sabina. Briefe einer Römerin an ihre Freundin aus den Jahren 30 und 31 n. Chr. Geb. 2te Serie. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. Gr. 8. 24 Ngr.

Reich, E., Die Kirche der Menschheit. Neue Ausgabe. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 24 Ngr.

— — Studien über die Frauen. Jena, Costenoble. 1875. Gr. 8. 4 Thlr.

Reusch, F. H., Bericht über die am 14., 15. und 16. September in Bonn gehaltenen Unions-Conferenzen im Auftrage des Vorsitzenden Dr. v. Döllinger herausgegeben. Bonn, Neusser. Gr. 8. 10 Ngr.

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben neue Novellen. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 2 Thlr.

Ritschel, A., Die christliche Vollkommenheit. Ein Vortrag. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 6 Ngr.

Rosenkrantz, W., Prinzipienlehre. 1ster Thl. Die Prinzipien der Theologie nebst Einleitung über die Prinzipienlehre im Allgemeinen. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 Thlr.

Roth, K., Die Schlacht von Alischanz [la bataille d'Aliscans]. Kasseler Bruchstücke; niederdeutsches Heldengedicht vom Anfange des 14. Jahrhunderts, abermal aus der Urschrift herausgegeben, ergänzt und erläutert. Paderborn, Schöningh. 8. 12 Ngr.

Ruge, S., Das Verhältniss der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften. Dresden, Schönfeld. Gr. 8. 6 Ngr.

Sammlung historischer Bildnisse. 2te Serie. 7tes Bdchn.: Joseph II. Charakteristik seines Lebens, seiner Regierung und seiner Kirchenreform. Mit Benützung archivalischer Quellen von S. Brunner. Freiburg i. Br., Herder. 8. 21 Ngr.

Samarow, G., Um Scepter und Kronen. 3te Abth. Zwei Kaiserkronen. Zeitroman. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Stuttgart, Hallberger. 8. 22½ Ngr.

Schack, A. F. v., Nächte des Orients. Stuttgart, Cotta. 8. 28 Ngr.

Schaefer, A., Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2ter Bd. 2te Abth. Die drei letzten Kriegsjahre und die Friedensschlüsse mit Register. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Thlr.

Schaumberger, H., Fritz Reinhardt. Erlebnisse und Erfahrungen eines Schullehrers. Roman in 3 Bdn. Braunschweig, Zwißler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scherr, J., Geschichte der englischen Literatur. 2te verbesserte und vermehrte Aufl. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien und Bilder. 3 Bde. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Thlr.

Scherer, W., Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schiller's. 2te vermehrte Aufl. Herausgegeben von K. Goedeke. 2ter Thl. 1793—1805. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schöni, F. R., Der Stifter von Hofwyl. Leben und Wirken Fellenbergs herausgegeben vom Festcomite auf die hundertjährige Jubiläumsfeier. Schaffhausen, Baader. Gr. 8. 15 Ngr.

Schulz, C., Strafford. Trauerspiel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 16. 15 Ngr.

Schütz, L., Vernunft-Beweis für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Paderborn, Schöningh. 8. 15 Ngr.

Ségur, v., Der Glaube der modernen Wissenschaft gegenüber. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 6 Ngr.

Seidemann, J. K., Dr. Jacob Schenk, der vermeintliche Antinomer, Freibergs Reformator. Zum ersten Male aus den unbekannten urkundlichen Quellen dargestellt. Leipzig, Hinrichs. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Sierke, E., Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Söndermann, A., Der Freischütz oder die Geheimnisse der Wolfsschlucht. Volksroman. 1ste—6te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 2 Ngr.

Spiegel, F., Arische Studien. 1stes Heft. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Springer, R., Sidney Smith. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 4 Thlr.

Stephen, J. F., Die Schlagwörter Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit in ihrer ethischen, socialen und politischen Anwendung. Aus dem Englischen übersetzt von E. Schuster. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Storm, T., Novellen und Gedenkblätter. Braunschweig, Westermann. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Straumer, F., König Johann von Sachsen. Königin Luise von Preußen. Zwei Schulreden. Chemnitz, Focke. Gr. 8. 5 Ngr.

Stromeyer, G. F. L., Erinnerungen eines deutschen Arztes. 2 Bde. Hannover, Rümpler. 1875. Gr. 8. 6 Thlr.

Tapeinon. Skizzen aus einem Stücke Kleinleben. Von H. S. K. z. N. Neusalz, Lange. Gr. 8. 15 Ngr.

Deutsches Theater. 28stes Bdchn.: Klein Däumling. Rapunzel mit dem langen Haar und Riquet mit dem Schopf. Weihnachtskomödie nach den drei gleichnamigen Märchen bearbeitet von C. A. Görner. Altona, Verlags-Büreau. 8. 1 Thlr.

Umpfenbach, K., Des Volkes Erbe. Berlin, Weidmann. Gr. 8. 16 Ngr.

Vely, E., Meereswellen. Ein venetianisches Märchen. Stuttgart, Simon. 16. 1 Thlr.

Anzeigen.

Für den Weihnachtstisch!

In unserem Verlage sind nachstehende, zu Festgeschenken vorzüglich geeignete **Miniatur-Ausgaben** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Berthold Auerbachs
Barfüssele.
(Erzählung.)
In eleg. Halblederband.
2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Berthold Auerbachs
Edelweiss.
(Erzählung.)
In eleg. Halblederband.
3 Thlr., oder 5 Fl. 15 Kr.

Berthold Auerbachs
Joseph im Schnee.
(Erzählung.)
In eleg. Halblederband.
1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Berthold Auerbachs
Lorle.
(Die Frau Professorin.)
(Erzählung.)
In eleg. Halblederband.
1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Stuttgart, November 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Otto Meissner** in **Hamburg** ist eben erschienen:

OSIRIS.

Weltgesetze in der Erdgeschichte.
Von
C. Radenhausen.
Verfasser der «ISIS.»
Erster Band, erste Hälfte.
23 Bogen gr. 8. 1 Thlr. 15 Sgr.

Das Werk enthält den Versuch einer ausführlichen Kosmogenie auf Grund der Wissenschaft der Gegenwart. Es soll seinen besondern Werth haben im Darstellen und Begründen der durchgehenden Bezüge, welche die kleinsten und niedersten Stufen der Welt durch Zwischenreihen mit der höchsten erkennbaren verbinden.

Für den Weihnachtstisch.

In unterzeichnetem Verlag sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Moritz Hartmann.

Miniatur-Ausgabe elegant gebunden mit Goldschnitt.
1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Außer den schon versandten Separat-Miniatur-Ausgaben von Moritz Hartmann erscheinen hier noch seine Gedichte in einer neuen Auswahl. Aus den drei im ersten Bande der Gesammtausgabe veröffentlichten Sammlungen und den im zweiten Bande abgedruckten Nachlaßgedichten sind hier die vollendetsten und besten Erzeugnisse, echte Blüten lyrischer Dichtkunst, ausgelesen und nach den Stoffen: Lieder und Minne, Leben und Fahrten, Balladen und Mären, Vermischte Gedichte und Sonette, neu geordnet.

Stuttgart, November 1874.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Jetzt complet:

Theologisches
UNIVERSAL-LEXIKON
zum Handgebrauche für
Geistliche und gebildete Nichttheologen.
2 starke Bände,
120 Druckbogen gross Lexikon-Format.
= Subscript.-Preis 5 Thlr. = 15 Mark. =

Dieses „Universal-Lexikon" will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispiellos billig.

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der entfesselte Prometheus.

Ein Drama von

Richard Paul.

Gr. 8. 16 Ngr., oder 54 Kr.

Die Erhabenheit des antiken Stoffs, den der Dichter gewählt hat, die Einfachheit, und die durch dieselbe bedingte Durchsichtigkeit und Klarheit der dramatischen Entwickelung, die hochpathetische, in Aeschyleischer Form redende Sprache, die gleichwol jeden Schwulst sorgfältig vermeidet, der sittliche Ernst, dem wir überall in dem Drama begegnen — das alles wird die vorliegende Dichtung dem gebildeten Publikum eine willkommene, höchst sympathische Erscheinung sein lassen.

Stuttgart, November 1874.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. Nr. 50. 10. December 1874.

Zur Rechts- und Staatslehre.

Thomas Hobbes' Abhandlung über den Bürger. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit sachlichen und kritischen Erläuterungen versehen von Julius Hermann von Kirchmann. Leipzig, Brockhaus. 1873. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Nach Aristoteles ist der Mensch ein politisches Thier (πολιτικὸν ζῶον) und der Staat folglich ein Naturproduct. Der Mensch ist vermöge seiner Natur zur Gemeinschaft bestimmt, wie sich dies schon darin zeigt, daß ihm allein die Sprache verliehen ist. Der Staat ist für das menschliche Leben so unentbehrlich, daß Aristoteles auch geradezu sagt, an sich sei der Staat, als der Zweck und die Vollendung der menschlichen Thätigkeit, früher als der Einzelne und die Familie, nur der zeitlichen Entstehung und dem empirischen Bedürfniß nach später.

Im diametralen Gegensatz zu dieser richtigen und tiefen Ansicht erklärte Hobbes den Staat für ein Kunstproduct. Nach der Philosophie von Hobbes, welche die Körper, die den Gegenstand der Philosophie bilden, in natürliche und künstliche theilt, gehört der Staat zu den künstlichen Körpern. Der Mensch ist nicht aus Geselligkeitsinstinct in den Staatsverband eingetreten, sondern aus Furcht, weil im Naturzustand der Krieg aller gegen alle herrscht, und aus diesem unsichern Zustande nur herauszukommen ist durch vertragsmäßige Unterwerfung aller unter die Macht eines absoluten Herrschers, dem alle unbedingten Gehorsam leisten, um dagegen von ihm Schutz und eben dadurch erst die Möglichkeit eines wahrhaft humanen Lebens zu gewinnen. An das Zusammenleben im Staate erst knüpft sich nach Hobbes der Unterschied von Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Gutem und Bösem. Was die absolute Macht im Staate sanctionirt, ist gut, das Gegentheil verwerflich. Das Strafrecht des Staats ist ein Ausfluß seines Rechts auf Selbsterhaltung. Es soll nicht um des vergangenen Bösen, sondern um des zukünftigen Guten willen gestraft werden; die Furcht vor der Strafe soll die Lust, die jemand von der durch den Staat verbotenen Handlung erwartet, aufzuwiegen vermögen; nach diesem Princip ist das Strafmaß zu bestimmen. Religion und Aberglaube kommen darin überein, daß sie Furcht vor erdichteten oder traditionell angenommenen unsichtbaren Mächten sind; die Furcht vor denjenigen unsichtbaren Mächten, welche der Staat anerkennt, ist Religion, die Furcht vor solchen, welche derselbe nicht anerkennt, ist Aberglaube. Religiöse Privatüberzeugung dem sanctionirten Glauben entgegensetzen, ist ein revolutionäres Treiben, welches den Staatsverband auflöst. Die Gewissenhaftigkeit besteht in dem Gehorsam gegen den Herrscher.

Diese absolutistische Staatstheorie hat ihren classischen Ausdruck gefunden in dem berühmten Werke von Hobbes „De cive", und von Kirchmann hat sich das Verdienst erworben, dieses Werk des englischen Philosophen durch eine deutsche, mit sachlichen und kritischen Erläuterungen versehene Uebersetzung dem größern gebildeten Publikum zugänglich zu machen.

Wenngleich die Staatstheorie von Hobbes längst als eine irrige erkannt ist, so ist es doch von Interesse, sie näher kennen zu lernen, um sich ihre Irrthümer und die Quelle derselben deutlich zum Bewußtsein zu bringen, und hierfür leistet die Kirchmann'sche Uebertragung nebst den Anmerkungen vortreffliche Dienste. Die Anmerkungen sind theils erklärender, theils kritischer Natur. Kirchmann sagt:

> Wenn auch das Werk von Hobbes leichter verständlich ist als die Schriften Spinoza's, so hat doch der bald zu kurze, bald zu breite Stil den Sinn hin und wieder verdunkelt; auch bewegt sich Hobbes noch viel in den Begriffen und der Methode der Scholastiker, trotzdem daß er sich als ihren Gegner geberdet. Endlich ist das Werk, wenngleich es sich als ein rein philosophisches ankündigt, doch ein Erzeugniß, welches

wesentlich dem Boden und den damaligen politischen Kämpfen Englands entsprossen ist. Dies alles nöthigte zu sachlichen Erläuterungen aus den geschichtlichen Vorgängern und aus der in den Schulen noch damals herrschenden aristotelisch-scholastischen Philosophie.

Doch die blos sachlichen Erläuterungen — dies erkannte Kirchmann richtig — hätten für das volle Verständniß des Werks nicht genügt. Es waren auch kritische Erläuterungen nöthig. Denn:

Es gehört schon eine große Sicherheit und Uebung im philosophischen Denken dazu, um die Schwächen eines fremden, aber doch folgerichtig gehaltenen Gedankenganges zu bemerken; der größere Theil der Leser läßt sich zu sehr von dem Verfasser führen und für dessen Ansichten vorschnell gewinnen; oder er begnügt sich, dessen Ergebnisse einfach abzuweisen, ohne den Gründen der Verschiedenheit näher nachzuspüren und den Ursprung der Gegensätze bis zu dem ersten Keime zu verfolgen. Nun liegt aber der noch heute gültige Werth dieses Werks von Hobbes nicht in seinen letzten Ergebnissen, sondern in der Methode und in den Wegen, auf denen er zu denselben gelangt ist. Man hat nämlich an diesem Werke ein belehrendes Beispiel, daß mit dieser Methode selbst ein so scharfsinniger und bedeutender Mann wie Hobbes die Wahrheit verfehlen mußte. Dies ist freilich nur ein negatives Resultat, allein es ist noch heute von Wichtigkeit, die Mängel dieser Methode klar darzulegen, da die moderne Rechtsphilosophie immer noch meint, an dieser Methode möglichst festhalten zu müssen.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat Kirchmann die Kritik gegen Hobbes weniger materiell wie formell geübt. Es wäre, sagt er, zwar allerdings leichter gewesen, seinen Resultaten einfach die jetzt herrschenden Ansichten entgegenzustellen und sich behufs seiner Widerlegung an das Gefühl und die anerzogenen Ueberzeugungen der heutigen Leser zu wenden; denn die Mittel, welche Hobbes für das Heil der Staaten vorschlägt, seien von den Völkern des gebildeten Europa nirgends angenommen worden, vielmehr habe die Staatsentwickelung den entgegengesetzten Weg eingeschlagen. Allein für das von der Rechtsphilosophie einzuhaltende formale Princip sei es viel wichtiger und nöthiger, an dem Werke von Hobbes darzulegen, daß mit der von ihm gewählten geometrisch-deductiven Methode die Wahrheit nicht erreicht werden konnte, und daß diese Methode nur ein blendender Schein ist, der für die Rechtswissenschaft um so gefährlicher wird, als die äußere Aehnlichkeit derselben mit der in der Geometrie eingehaltenen Methode leicht zu der Meinung führt, daß die Resultate derselben in beiden Wissenschaften an Wahrheit und Gewißheit sich gleichstehen möchten.

Als Beispiel der noch heutzutage grassirenden falschen Methode in der Rechtswissenschaft führt Kirchmann die „rechtsphilosophische Einleitung" von Professor Ahrens zu der von Professor Franz von Holtzendorff herausgegebenen „Encyklopädie der Rechtswissenschaft" (Leipzig 1870) an. Ueberhaupt meint Kirchmann, die Wissenschaft der sittlichen Welt befinde sich noch heutzutage in dem Zustande, in welchem sich die Wissenschaft der natürlichen Welt vor Baco, Galilei, Kepler u. s. w. befunden habe. Nur die steigende Strenge in Festhaltung der beobachtenden und inductiven Methode habe die Naturwissenschaft auf ihren heutigen Stand gebracht, wo die Leistungen eines jeden Mitarbeiters als brauchbare Steine zum Weiterbau verwendet werden können, und nur wenn es der ethischen Wissenschaft gelingt, dieselbe Methode einzuhalten, werde das Ergebniß ein gleich bewundernswerthes und dauerhaftes sein.

Wir können dieser Ansicht nur beistimmen, meinen jedoch, daß es ganz so schlimm mit der Wissenschaft der sittlichen Welt nicht mehr bestellt ist, wie Kirchmann klagt. Denn die Naturwissenschaft hat eben ihren Einfluß auch schon auf die ethischen Wissenschaften geübt, und es sind schon achtungswerthe Anfänge zu einer Erforschung der Gesetze der sittlichen Welt nach inductiver Methode gemacht. Aber freilich bleibt hier noch viel zu thun übrig, und da leider noch bei gar vielen Gelehrten unserer Zeit, besonders in Deutschland, die Neigung herrscht, sich derselben falschen Methode zu bedienen wie Hobbes, so hat Kirchmann etwas Verdienstliches, die wahre Wissenschaft Förderndes gethan, indem er an der Staatslehre von Hobbes gezeigt, zu welchen Verirrungen diese falsche, deductive Methode führt.

Hätte, sagt unser Autor, Hobbes die Bildung der Staaten aus dem Zwange und der Unterjochung der Schwächern abgeleitet, wobei die Furcht der Schwächern mit eingeschlossen ist, so würde er vielleicht weniger Widerspruch erfahren haben und jedenfalls der geschichtlichen Wahrheit näher geblieben sein; allein Hobbes berührt wol in seinem Werke auch diese Entstehungsart des Staats, aber nur flüchtig und nebensächlich. Die Entstehung des Staats durch Vertrag bildet vielmehr den vorwiegenden Inhalt seines Werks, und dadurch ist er mit seinem Motiv der Furcht auf Abwege gerathen. Diese Abwege erklären sich daraus, daß es ihm darauf ankam, eine mathematisch demonstrirte Doctrin über den Staat zu geben, und dazu war nur der Vertrag als Grundlage geeignet; nur dadurch konnte Hobbes sich die Prämissen zu seinen Conclusionen verschaffen, indem er kein Bedenken trug, in die Abreden dieses Vertrags alles das hineinzuschreiben, dessen er als Prämisse zu seinen Folgerungen bedurfte.

Nach Hobbes sind die Menschen von Natur einander gleich. Der Grund für die gegenseitige Furcht liegt nach ihm theils in der natürlichen Gleichheit der Menschen, theils in ihrem gegenseitigen Willen, sich Schaden zuzufügen; deshalb könne man weder von andern Sicherheit erwarten, noch vermöge man sie sich selbst zu verschaffen. Denn betrachte man die erwachsenen Menschen und sehe man, wie gebrechlich der Bau des menschlichen Körpers ist (mit dessen Einsturz auch alle Kraft, Stärke und Weisheit des Menschen zusammenbricht), und wie leicht es selbst dem Schwachen ist, den Starken zu tödten, so könne niemand im Vertrauen auf seine Kraft sich von Natur über andere erhaben glauben; denn Gleiche seien die, welche Gleiches gegeneinander vermögen, und wer das Größte vermag, nämlich zu tödten, vermöge auch Gleiches. „Deshalb sind alle Menschen von Natur einander gleich, und die jetzt bestehende Ungleichheit ist erst durch die bürgerlichen Gesetze eingeführt worden."

Treffend bemerkt Kirchmann gegen diesen Schlußsatz der Hobbes'schen Lehre, er enthalte einen so auffallenden logischen Sprung, daß es kaum nöthig sei, darauf aufmerksam zu machen. Wenn auch der Schwache den Starken durch Hinterlist zu tödten vermöge, so führe dies doch

offenbar noch zu keiner allgemeinen natürlichen Gleichheit aller Menschen. Hobbes würde diesen Fehler wol nicht begangen haben, wenn seine Theorie ihn nicht dazu genöthigt hätte. Die Ansicht, daß der Staat durch Vertrag entstanden sei, war damals die allgemein herrschende; auch Grotius hatte darauf sein Naturrecht erbaut, und ebenso konnte Hobbes sich nicht von ihr losmachen. Da aber nach seiner Ueberzeugung kein Geselligkeitstrieb die Menschen zu diesem Vertrage getrieben hatte, sondern nur die gegenseitige Furcht, so mußte Hobbes, um zu der richtigen Schlußfolgerung hier zu gelangen, beweisen, daß auch der Stärkste dieser Furcht unterworfen sei, und dies war nur möglich, wenn er alle Menschen von Natur als gleich darlegte; nur dann konnte er in Kapitel 1, §. 13 sagen: „Indeß können die Menschen, solange sie sich im Naturzustande befinden, wegen jener Gleichheit der menschlichen Kräfte und sonstigen Vermögen, nicht erwarten, sich dauernd erhalten zu können, und deshalb ist es ein Gebot der Vernunft, den Frieden zu suchen."

Mit dieser Pflicht zum Frieden hatte dann Hobbes alles, was er brauchte, erreicht; sie führte zur Pflicht, sich zu verbinden und seinen Willen Einem zu unterwerfen, der damit der Stärkste wurde und alle schützen konnte, und damit war der Staat fertig. Hobbes übersah dabei in seinem Eifer, daß diese Möglichkeit der Tödtung eines Starken durch die Hinterlist eines Schwachen auch im Staate bestehen bleibt, also mit diesem Satze, wenn er wahr wäre, auch der Staat sein Ziel verfehlen müßte; und ebenso übersah er, daß umgekehrt die Furcht, vermöge welcher der Staat den Einzelnen von der Verletzung der andern abhält, auch schon in dem Naturzustande den Stärkern zu statten kommt, und daß diese Furcht bei rohen Völkern vollkommen genügt, dem Stärkern die gleiche Sicherheit zu gewähren wie im Staate:

Der Starke wird mithin niemals der Furcht und angeblichen Gleichheit wegen sich entschließen, einen Unterwerfungsvertrag einzugehen. Die einfache Erwägung dieser geschichtlichen Thatsachen hätte hinreichen müssen, die Ableitung des Staats aus einem Vertrage zu verwerfen; sie war nicht allein unhistorisch und unnatürlich, sondern auch nutzlos, weil bei der Unbestimmtheit seines Inhalts jeder Schriftsteller diesen Inhalt des Vertrags nach Belieben gestalten und damit jede ihm passende Form des Staats daraus sich zurechtlegen konnte. ... Solange man innerhalb der Rechtsphilosophie an der deductiven Ableitung allen Inhalts aus einem obersten Princip und aus einem über dem Seienden stehenden Soll festhält, wird diese Vertragstheorie aus der Wissenschaft nicht verschwinden, trotzdem daß man jetzt zugibt, daß die Geschichte von solchen Verträgen nichts wisse. Entschließt man sich dagegen, das Princip der Beobachtung auch auf die sittliche Welt auszudehnen und das Sittliche, als ein Seiendes, aus dem Achtungsgefühle vor den Geboten erhabener Mächte abzuleiten, so erscheint diese Vertragstheorie als eine nutzlose, ja beinahe lächerliche Spielerei, und in dem Begriffe der Autorität und der Volksautorität insbesondere ist dann der Wissenschaft das Mittel geboten, die seiende sittliche Welt mit ihren Institutionen ohne die Hülfe von Fictionen ebenso vollständig zu verstehen, wie es der Wissenschaft mittels der Beobachtung bei der natürlichen Welt bereits gelungen ist.

Wir stimmen dem Herausgeber bei, daß es, wie er schon im Vorwort sagt, Aufgabe der Gegenwart ist, „die Umwandlung des Solls in ein Ist, oder die Ableitung des Sittlichen aus einem der Beobachtung unterliegenden Thatsächlichen zu vollziehen". Auch wir halten den Sollbegriff für keinen ursprünglichen, über dem Seienden stehenden, sondern für einen abgeleiteten, aus dem Seienden entspringenden. Denn jederzeit ist es ein seiender Trieb, sei es ein Naturtrieb oder ein geschichtlich entstandener Trieb, der bestimmt, was geschehen soll. Und auch das sittliche Sollen macht hiervon keine Ausnahme. Ein kategorischer Imperativ, der nicht aus einer realen Naturbeschaffenheit, einem Naturtriebe oder Willen des Menschen, dessen Handlungen er zu leiten beansprucht, abgeleitet wird, schwebt haltlos in der Luft. Jedes Sollen muß seine Berechtigung nachweisen und kann dies nur durch Zurückführung auf eine reale Macht, deren Forderung oder Gebot das Sollen ist. Kirchmann scheint uns nur darin geirrt zu haben, daß er die reale Macht, aus der das sittliche Sollen entspringt, zu äußerlich als Autorität gefaßt hat.

Julius Frauenstädt.

Zur Shakspeare-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 49.)

5. Erläuterungen zu den ausländischen Classikern. Erstes Bändchen: Shakspeare's Romeo und Julia. Erläutert von **Robert Prölß**. Leipzig, Wartig. 1874. Gr. 16. 10 Ngr.
6. Shakspeare's Romeo und Julia von **Eduard von Hartmann**. Leipzig, Hartknoch. 1874. Gr. 8. 12½ Ngr.

Das erste Heft einer neuen, wir möchten sagen kritischen Volksbibliothek, welche sich an die „Erläuterungen zu den deutschen Classikern" anschließt und in gleicher Weise die hervorragenden Classiker des Auslandes besprechen soll, bringt eine Analyse von Shakspeare's „Romeo und Julia" von **Robert Prölß** (Nr. 5), welche nach dem Schema der Düntzer'schen Erläuterungen entworfen ist, zuerst die Ausgaben des Stücks behandelt, dann die Quellen — und zwar gibt sie die Novelle von Luigi da Porto in vollständiger Uebersetzung, das Gedicht von Arthur Brooke, die unmittelbarste Vorlage Shakspeare's, im Auszug mit Hervorhebung der von dem Dichter benutzten Stellen; hierauf die Entwickelung der Handlung. Reichhaltig ist also das literarische Material; die Kritik beschränkt sich nur auf wenige Stellen und tritt besonders dort hervor, wo Prölß nachweist, aus welchem Grunde Shakspeare von seinen Quellen abgewichen sei, sowie in einer begeisterten Schlußapostrophe. In Julia's Charakter findet Prölß nur Reinheit, Keuschheit, Adel der Empfindungen und Gedanken, obgleich er auch die sinnliche Glut ihrer Liebe zugibt und daß sie das schwellende Verlangen nach vollem Liebesgenusse ausspreche: „Das Verlangen Julia's tritt offen, aber mit dem Bewußtsein eines heiligen Naturrechts hervor, das durch die Blüte der Unschuld seine Weihe erhält."

Zugeben muß unser Erklärer freilich, daß Julie in einer Umgebung aufgewachsen ist, welche sich in groben zweideutigen Späßen behagt und daß ihr die Mysterien der Liebe und Ehe dem Namen nach keine Geheimnisse mehr waren.

An diesem Punkte setzt der Philosoph des Unbewußten, **Eduard von Hartmann**, ein mit seiner Abhandlung über „Romeo und Julia" (Nr. 6); er erkennt die Vorzüge der Dichtung an, protestirt aber dagegen, daß sie das dramatische Hohelied der Liebe, der erschöpfende poetische Ausdruck dieser weltbewegenden Leidenschaft, die erotische Musterdichtung nicht nur für ihre, sondern für alle Zeiten sei:

Ist die Liebe zwischen Romeo und Julia die tiefe Liebe des Gemüths, die das Ideal der germanischen und speciell der deutschen Denk- und Empfindungsweise ausmacht, oder ist sie nicht vielmehr die Erregung der phantasieumkränzten Sinnenglut eines heißblütigen und leichtlebigern Volksstammes, dem Shakspeare seine Fabel entlehnte? Kann die Dichtung des großen Briten unserm modernen deutschen Gefühl als Darstellung des Ideals unserer Liebe genugthun, oder werden wir nicht genöthigt sein, eine Fremdartigkeit der hier gegebenen Erscheinung zu constatiren, welche sich zum Theil durch eine Vertiefung und Verfeinerung unserer Anschauungen über das Wesen der Liebe seit dem Elisabethinischen Zeitalter erklären würde? Die Beantwortung dieser Fragen hat nicht nur eine ästhetische Bedeutung, sondern kann auch durch ihre praktischen Folgen insofern von Wichtigkeit werden, als ein durch die ersten Autoritäten gestützter, allgemein verbreiteter irriger Glaube an die Reinheit der von Shakspeare hier verkörperten Idee der Liebe wol im Stande ist, eine schädliche Rückwirkung auf das Zartgefühl unsers autoritätsgläubigen Volks zu üben und den feinern Takt seiner eigenartigen und höhern Cultur zu verwirren und zu depraviren.

Hartmann sucht nun zu beweisen, daß Shakspeare das Problem der Liebe nicht nur nach einer romanischen Quelle, sondern auch in romanischem Sinne behandelt habe, daß Romeo kein Held, sondern ein eleganter Cavalier sei, Julia aber mehrfach Mangel an jungfräulicher Scheu beweise und den Phantasiebildern erhitzter Sinnlichkeit sich hingebe, und kommt zu dem Resultate:

Wir müssen nach diesen Betrachtungen die Frage, ob „Romeo und Julia" noch als dramatische Verkörperung unsers Ideals der Liebe angesehen werden könne, entschieden verneinen. „Othello" ist uns noch heute das Drama der Eifersucht, „Macbeth" noch heute die Tragödie des Ehrgeizes, aber „Romeo und Julia" nicht mehr das Drama der Liebe. Die Ursachen hierfür liegen theils in dem bedenklichen Tone, der den Verkehr der Geschlechter im England Shakspeare's beherrschte, theils in der Beschaffenheit der Quelle, welche ihren nationalen italienischen Charakter in keinem Punkte verleugnet. Wir sind einerseits in unserer Auffassung der Liebe über die Zeit Shakspeare's hinausgeschritten und haben unsere Gefühlsweise verfeinert und vertieft; andererseits sind wir nicht Romanen, sondern Germanen, nicht Italiener, sondern Deutsche, und haben als solche ein wesentlich anderes Ideal der Liebe, ein anderes Ideal des Mannes und ein anderes des Weibes. Die romanische Liebe geht in einer durch Phantasie und Esprit veredelten Sinnlichkeit auf, die deutsche ruht vor allem in den Tiefen des Gemüths, für das die Romanen nicht einmal ein Wort haben. Von dem deutschen Manne verlangen wir in allererster Reihe Männlichkeit, eine geschlossene, ihrer selbst bewußte ruhige Kraft; der Romane scheut den hiermit leicht verbundenen schwerfälligen Ernst und begnügt sich statt eines echten Mannes gern mit einem Cavalier von noblesse und générosité. Von der Jungfrau erwarten wir unbedingt, wenn nicht von vornherein der Erscheinung aller Duft und Schmelz abgestreift sein soll, weibliches Zartgefühl, an dessen reservirte Feinfühligkeit wir ziemlich hohe Ansprüche stellen; dem Romanen erscheint die vorwiegend receptive und passive Beschaffenheit unsers Frauenideals leicht als zimperliche Langweiligkeit, er verlangt vielmehr feurige Phantasie, hinreißenden Schwung und reizende Ueppigkeit. Romeo und Julia entsprechen mithin ziemlich wol den romanischen Idealen, aber sie contrastiren auf das schroffste mit den deutschen.

Sehr treffend erscheint uns auch der folgende Hinweis Eduard von Hartmann's:

In der Balconscene haben wir noch einen auffälligen Punkt zu bemerken, das ist die Leichtigkeit, mit welcher sowol Romeo als Julia sich über die Anhänglichkeit an ihre eigene Familie und über den lebenslang eingesogenen Haß gegen die Familie des andern hinwegsetzen. Wie Julia im Monolog sagt:

> Schwör' dich zu meinem Liebsten,
> Und ich bin länger keine Capulet —

so antwortet Romeo auf ihre Frage, ob er nicht Romeo, ein Montague sei: „Nein, Holde; keines, wenn es dir misfällt." Das Lossagen von der Familie und dem ganzen aristokratischen Familienbewußtsein sammt seinen eingewurzelten Traditionen erscheint beiden schon im ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft als etwas ganz Selbstverständliches, der Bruch mit der ganzen Vergangenheit und der bestimmten Einordnung in die socialen Verhältnisse als etwas sehr Gleichgültiges, kaum der Rede Werthes, das sich ohne jeden Kampf der Seele vollzieht und am allerwenigsten ein der Liebe gebrachtes Opfer zu involviren scheint. Wir können eine solche gleichgültige Zerreißung aller Bande der Familie und Gesellschaft nur als leichtfertig bezeichnen, zugleich aber als gemüthlos, insofern aus dem Fehlen jedes Seelenkampfes auf den gänzlichen Mangel an Pietät und Gemüthsanhänglichkeit für Aeltern und Angehörige geschlossen werden muß. Bei Julia stimmt dieser Schluß mit dem schon oben aus andern Zeichen Gefolgerten, bei Romeo mit der auch sonst durch das ganze Stück zur Schau getragenen Gleichgültigkeit und Unbekümmertheit um seine Familie überein. Was mich aber bei dieser Sache am meisten wundernimmt, das ist, daß Shakspeare sich die Gelegenheit zur Darstellung des intensivsten und interessantesten Seelenkampfes zwischen Geschlechterhaß und Geschlechtsliebe in seinen verschiedenen Erscheinungsformen im Gemüthe des Mannes und Weibes hat entgehen lassen, welche recht eigentlich den springenden Punkt eines Liebesdramas zwischen Mitgliedern feindseliger Geschlechter hätte abgeben müssen, und daß er statt dessen sich damit begnügt hat, die Gegenwirkung der Familienfeindschaft auf ganz äußerliche Hemmnisse gegen die Wünsche der Liebenden zu beschränken.

Die geistreiche Abhandlung Hartmann's enthält in der That neue Gesichtspunkte von Gewicht für die dramatische und ethische Schätzung des Dramas — und dies ist trotz der überschwenglichen Fülle der Shakspeare-Literatur immer als eine Seltenheit zu betrachten.

7. Ueber Shakspeare's Midsummer-Night's-Dream. Eine Studie von **E. Hermann**. Zweite Auflage. Braunschweig, J. H. Meyer. 1874. Gr. 8. 20 Ngr.
8. Ein Wort zur weitern Begründung und Berichtigung meiner Auffassung des Sommernachtstraums, zugleich ein Widerwort gegen Herrn Rudolf Genée von **E. Hermann**. Braunschweig, J. H. Meyer. 1874. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Studie (Nr. 7), welche **Hermann** eine kleine Abhandlung nennt, umfaßt 162 stattliche Seiten, die überdies eine Menge langer enggedruckter Noten enthalten. Wir haben es daher mit einem größern Opus zu thun, welches die Tendenz hat, nachzuweisen, daß der „Sommernachtstraum" eine allegorische Bedeutung hat und eine gegen das gesammte Theaterwesen, also Schauspielkunst wie dramatische Poesie, gerichtete Satire sei. Es wäre also ein polemisches Drama, etwa wie Platen's „Romantischer Oedipus" und „Verhängnißvolle Gabel", und das Getrippel der Elfengeister und die ganze Blumenpoesie

nicht um ihrer selbst willen da, sondern es wären dies lauter satirische Gnomen und Kobolde, welche der gleichzeitigen Bühne Gesichter schnitten. Man sieht, die Shakspeare-Exegese kann doch noch Neues zu Tage fördern, und der Verfasser hat sich mit einer Subtilität und einem Scharfsinn der Arbeit unterzogen, seine Allegorie in die Dichtung hineinzugeheimnissen, daß man allen Respect vor dieser „Consequenz" im Nachweise einer „Grundidee" haben muß. Daß dieselbe kein Glück gemacht hat, gibt er in der Broschüre (Nr. 8) zu, die er seiner Studie folgen läßt. Er citirt den Ausruf Lessing's, der sich allerdings oft genug bei den Shakspeare-Interpreten uns aufdrängt: „Daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiß keinen Einfall mehr haben dürfen", und fürchtet die Anwendung dieses Ausspruchs auf sein Werk. Uns ist es der Beweis dafür, was man mit einem Scheine von Recht alles in ein Dichtwerk hineinlegen kann, und wenn das Extrem die Wahrheit einer Richtung ist, so charakterisirt Hermann's dickleibige Interpretation des „Sommernachtstraum" die Art und Weise der ganzen Shakspeare-Exegese, indem es dieselbe auf eine paradoxe Spitze treibt.

Also — der „Sommernachtstraum" ist eine Literaturkomödie:

Elfenkönig Oberon und Elfenkönigin Titania sind zusammen die Vertreter der Poesie in abstracto wie Theseus und Hippolyta die Vertreter der Poesie in concreto, d. h. der englischen, strenger noch der Shakspeare'schen Poesie. Denn Theseus ist der Dichter selbst und Hippolyta seine geschulte, geläuterte Phantasie, etwa in derselben Weise wie Titania und Oberon sich als Genien der Poesie, d. h. der Harmonie, des ordnenden, wesentlich kritischen Geistes, und der Phantasie, gegenüberstehen und ergänzen. Den erstern Theil beider Seelenfunctionen faßt Shakspeare als den männlichen Theil des Dichtergeistes auf und personificirt ihn in Oberon. Die Phantasie dagegen erscheint ihm als Weib, das der Herrschaft und Befruchtung durch jene erstere Hälfte bedarf; sie wird daher durch Titania vertreten. Ich vermuthe, daß gerade die Figur der Titania den Anstoß zu dieser Allegorie gegeben hat. Der Dichter führt uns dieselbe in „Romeo und Julia" unter dem Namen „Frau Mab" als Hebamme der Traumgeburten vor, woraus sich jene allegorische Benutzung sofort von selbst ergibt, sobald man sich in den Tropus von träumen und phantasiren hineingedacht hat.

Der Knabe, welcher den Grund des Streits zwischen Oberon und Titania bildet, ist ein allegorischer Wechselbalg, ein unechtes, untergeschobenes Kind der dramatischen und Bühnenkunst überhaupt:

Die Liebesirrungen der athenienfischen Liebespärchen nämlich benutzte er vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, die Mängel und Schwächen des damaligen Dramas in der Charakteristik der Personen, mit einem Worte, die psychologische Seichtheit desselben aufzudecken; vielleicht hat er auch hier schon sein Augenmerk auf Metrum und Stil der Darstellung mit gerichtet, weil beides sich nicht vollständig trennen läßt. In aller Schärfe tritt dieser letztere Gesichtspunkt erst in dem Handwerkerstück hervor, in welchem überhaupt alle Fehler des englischen Dramas und der englischen Bühnenkunst zur Caricatur zugespitzt, namentlich noch der dramatische Selbstmord, die Rücksichtslosigkeit gegen alle Illusion aufgedeckt wird. Daneben geben ihm, wie bemerkt, die Probe von «Pyramus und Thisbe» sowie Titania's Unterredungen mit Bottom noch Gelegenheit zu einer Menge von speciellen Anspielungen auf die damalige Bühnentechnik und das Künstler- und Dichterleben, welche wie Salz und Pfeffer auf die bittere Kost gestreut sind, sodaß Robin vollständig recht hat, wenn er triumphirend ausruft, der Tag breche an, nun müßten die schuldbeladenen, ruhelosen Geister der Nacht nacheilen, um ihre Schande zu bergen!

In diesen Liebesscenen, welche von einigen Auslegern bewundert werden, erblickt Hermann nur eine Parodie; auch Oechelhäuser verlangte schon, daß sie in solcher parodistischen Weise gespielt würden. Obschon indeß die satirisch-parodistische Tendenz in der Aufführung des Dramas „Pyramus und Thisbe" durch die Handwerker unverkennbar ist, so können wir doch Hermann nicht folgen, wenn er auch die romantische Handlung des „Sommernachtstraum" in eine allegorisch-satirische verwandelt. Eine folgerichtige Satire zu schreiben und zwar in allegorischer Einkleidung, lag nicht in dem Geiste der Zeit. Ueberhaupt sind mythologische Figuren ungeeignete Träger der Allegorie, wie diese letztere als eine etwas strohherne Dichtweise kaum von einem genialen Dichter in einem fünfactigen Drama ausgesponnen worden wäre. Das Hereinspielen satirischer und parodistischer Elemente in die Dichtung ist zwar nicht zu verkennen; aber die Satire und Parodie gibt sich meistens direct. Auch war Shakspeare wol in der Stimmung, einzelne Ausfälle auf seine Vorgänger und Mitstrebenden zu machen und gelegentlich die Schauspieler, die seine Stücke verhunzten, von der Bühne herab zu züchtigen; aber eine große, noch dazu allegorische Literaturkomödie zu schreiben, etwa wie das Aristophanes in den „Fröschen" gethan, das lag außer der Zeitrichtung. Die Satire sowol wie die Allegorie verlangen verstandesmäßige Consequenz, die sich mit dem Behagen an dem bunten Leben einer Phantasiewelt und ihrem poetischen Duft und Zauber nicht verträgt. Shakspeare war in seinen Lustspielen viel zu sehr der Mitschuldige jener romantischen Verirrungen, die er nach Hermann in dem „Sommernachtstraum" gegeißelt haben soll, als daß man ihm eine derartige Absicht zumuthen könnte. Wenn aber die Allegorie Hermann's fällt, so bleibt dafür seine scharfe Kritik des Stücks übrig für alle, die es nicht als durchweg parodistisch, sondern ernst auffassen; eine Kritik, die das Zusammenhangslose, Seicht Psychologische u. s. w. trifft. Hermann gehört keineswegs zu den unbedingten Shakspeare-Enthusiasten; er spricht sich über Rümelin mit Wärme aus, nennt den „Sommernachtstraum" für die heutige Bühne veraltet und sagt von den Historien:

Dieselben bilden in jeder Beziehung eine abgeschlossene Klasse für sich. Zwar hat Shakspeare auch bei ihnen gewisse Principien der Composition befolgt, welche in damaliger Zeit auch für das echte Drama anerkannt wurden; indeß im großen Ganzen schließen diese historischen Dramen schon durch ihre Tendenz sich gegen das echte Drama ab. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die Historie überhaupt eine Verirrung des Geschmacks ist, welche darauf hinausläuft, Gegenstände, die, wenn sie überhaupt der poetischen Bearbeitung fähig sind, eine epische Behandlung verlangen, in dramatische Form hineinzuzwängen. Die Historien, und zwar gerade die allerbesten Historien, welche Shakspeare verfaßt hat, sind auch nur Jugendarbeiten, an deren jovialen Stellen wir uns zwar erfreuen, die aber sonst für uns im Grunde todt sind. Ich wenigstens bekenne ganz offen, daß, abgesehen von einzelnen Stellen, in denen des Dichters schöpferische Phantasie und seine productive Kenntniß der menschlichen Seele fesselnd auf mich wirkt, ich für diesen Theil der Shakspeare'schen Muse gänzlich unzugänglich bin.

9. Hamlet, Prinz von Dänemark von William Shakspeare. In wort- und sinngetreuer Prosaübersetzung von E. Hach. Stuttgart, Aue. 1874. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

10. Hamlet. Tragödie nach Shakspeare von Oswald Marbach. Leipzig, E. G. Naumann. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die wort- und sinngetreue Prosaübersetzung von E. Hach, welcher einleitende kritische Studien, die Amlethsage nach Saxo Grammaticus und eine Anthologie von Urtheilen über die Tragödie „Hamlet" vorausgeschickt sind, zeichnet sich durch ihre Durchsichtigkeit aus und wird den Lesern, welche Shakspeare nur in deutscher Sprache verstehen, ein klares Bild der Dichtung geben, da diese von den Uebersetzungen in Versen durch allerlei Verzwicktheiten, die sich von einer Uebersetzung zur andern forterben, oft bis zur Unverständlichkeit getrübt wird.

Oswald Marbach's „Hamlet" ist im Gegensatze zu dieser wortgetreuen Uebersetzung eine durchaus freie Aneignung der Dichtung.

Marbach sagt in dem Vorwort:

Wenn man ein Shakspeare'sches Stück in kunstgerechter Weise für die deutsche Bühne einrichten will, so genügen dazu nicht einige Federstriche, die man an einer der gebräuchlichen „wortgetreuen Uebersetzungen" anbringt, um Ueberflüssiges zu entfernen, Anstößiges auszumerzen und eine die Aufführbarkeit ermöglichende Auswahl von Scenen zu treffen. Es muß das von Shakspeare Gegebene mit selbständiger Dichterkraft aufgenommen und mit klarstem Kunstbewußtsein aus ihm ein neues Werk frei aufgebaut werden.

Was Shakspeare Unübertreffliches, immerdar Mustergültiges geschaffen hat, das sind die in den Situationen ihren Ausdruck findenden dramatischen Motive, die scharfen, lebensfrischen und doch unendlich einfachen Charakterzeichnungen, endlich die kühnen, treffenden Bilder für tiefste Gedanken und wahrste Empfindungen, die wie Offenbarungen bewältigend wirken. Aber gerade diese hohen Vorzüge Shakspeare'scher Dichtung kommen in den gewöhnlichen Uebersetzungen nicht zur Geltung, am wenigsten in der gepriesensten Schlegel-Tieck'schen, welche ihren hohen Ruhm einer Verirrung der Uebersetzungskunst verdankt, von der man endlich zurückzukommen begonnen hat. Man meinte, es sei die Aufgabe des Uebersetzers, die eigene Sprache der fremdländischen anzupassen, die Eigenthümlichkeiten dieser auf jene zu übertragen. Auf diesem Wege kommen keine deutschen Dichtwerke zu Stande, sondern nur Hülfsbücher für Leute, welche der fremden Sprache nicht mächtig sind und doch gern von deren Besonderlichkeiten eine Vorstellung haben möchten.

Weiterhin heißt es sehr treffend:

Das Theater ist nicht ein Museum für gelehrte Kenner der Vergangenheit, sondern ein Institut, in welchem das volle frische Leben der Gegenwart ein- und ausflutet. Was auf dem Theater wirksam vorgeführt werden soll, muß folglich auf die Menschen der Gegenwart berechnet sein.

Marbach meint, ein Shakspeare'sches Stück für die Bühne der Gegenwart einrichten, heiße die von Shakspeare benutzten prototypen Charaktere — diese überlieferten Theaterfiguren, welche das Inventarium der Menschheit sind — so verwenden und ausstatten, daß man durch sie eine gleich große Wirkung auf die Menschen der Gegenwart auszuüben vermöge, wie Shakspeare auf die Engländer des 16. Jahrhunderts ausgeübt hat. Doch das allein genüge noch nicht. Shakspeare sei einer der größten Dichter aller Zeiten gewesen, doch er habe kein Bewußtsein von der Composition eines Dramas gehabt; alle seine Stücke seien Scenenconglomerate gewesen. Der deutsche Dichter müsse daher eine Art von Neudichtung unternehmen, um ein Werk zu schaffen, welches Anfang und Ende in sich selbst trage. Und er sagt von seiner eigenen Neudichtung:

Ich habe Ordnung, Zusammenhang, Licht in das Stück zu bringen gesucht, indem ich die bei Shakspeare ganz äußerlichen Motive zu innerlichen gemacht, das Gespenst von der Bühne in die Seele Hamlet's verlegt, übrigens aber die von Shakspeare angedeuteten Fäden, aus denen das Stück gewoben ist, sorgfältig aufgesucht und zur vollen Geltung gebracht habe, freilich aber auch indem ich den mystisch-romantischen Nebel zerstreut habe, welchen manche Shakspearomanen für das Allerschönste halten.

Soweit diese Neudichtung freie Uebersetzung ist, erinnert sie an die Schiller'sche Uebersetzung des „Macbeth"; sie nimmt alles Wesentliche auf, hält sich klar, durchsichtig, geschmackvoll, hat Guß und Schwung und manche glückliche Wendungen, und übersetzt auch die Shakspeare'schen Prosascenen in Verse. Wo sie aber die Compositionsfehler des Dichters zu verbessern und Neues zu geben sucht, da erregt sie doch mancherlei Bedenken. Der Geist von Hamlet's Vater ist allerdings kein psychologisches Gespenst, wie Gervinus und andere Shakspeare-Ausleger meinten, sondern ein sehr handfestes Gespenst, das die Schildwachen, die mit psychologischen Zuständen nichts zu thun haben, ebenso gut erblicken wie der Dänenprinz; sein Gebaren erinnert oft an das Treiben der Marionetten; sein maulwurfartiges Hin- und Herwühlen unter der Erde, welches für die hin- und herlaufenden Schauspieler auf derselben eine willkommene Gelegenheit zu allerlei theatralischen Gesten bietet, ist eine Geschmacklosigkeit und Albernheit, die auf der Bühne des 19. Jahrhunderts längst ausgemerzt sein sollte; aber ein ebenso starkes Motiv, Hamlet zum Handeln anzuspornen, wie es in diesem Erscheinen des Geistes liegt, läßt sich nicht an die Stelle desselben setzen, und was Marbach dafür einfügt, ist etwas schwächlicher Art:

Horatio.

Die Reden eines Mannes, der von hier
Entflohn und Schutz gesucht bei Fortinbras,
Erregten den Verdacht, daß Euer Vater
Als Opfer schändlichen Verraths erlegen.

Hamlet.

Verdacht — Verdacht? nichts weiter als Verdacht?

Horatio.

Höchst dringenden Verdacht.

Hamlet.

Was du mir bringst,
Das hab' ich längst: — höchst dringenden Verdacht! —
Hast du vielleicht gehört, mein lieber Freund,
Was man sich hier in Dänemark erzählt?
Mein Vater Hamlet — nein, nur sein Gespenst —
Geht um bei Nacht — er findet keine Ruh
In seinem Grabe — sagt man, und warum?
Weil in der Blüte seiner Sünden er
Gewaltsam, ohne Reue, ohne Buße, Nachtmahl,
Von Mörderhand hinweggerafft [illegible]? —
Freund, glaubst du an Gespenster?

Horatio.

Nein, ich nicht.
Jedoch das Volk; und dessen Glaube [illegible]

Die Geister der Erschlagnen aus den Gräbern,
Weil es sie nicht vergessen kann und will,
Bevor gerächt sie sind an ihren Mördern.

Hamlet.

Wir wollen unsern Todten Ruhe geben. —
Ja, ja, mein Vater, Ruhe sollst du haben! —
Doch sprich, mein Freund Horatio, was weißt du
Von jenes Mannes Reden, die Verdacht
Erregt?

Horatio.

Er sagt: der König Hamlet sei
Urplötzlich hingewelkt besinnungslos,
Und Aussatz habe seinen edeln Leib
Im Nu mit Schorf bedeckt, sodaß der Tod
Ein ganz entstelltes Bild aus ihm gemacht.

Hamlet.

Ja, ja — so ging es zu — so sah er aus —
So hat man mir's beschrieben — weiter! weiter!

Horatio.

Das — sagt der Mann — sei keine Krankheit, die
Von selbst im Menschenleibe sich entwickelt,
So schrecklich wirke nur ein böses Gift,
Das in den Körper künstlich eingeführt
Wie Lab in Milch das Blut gerinnen macht
Und der geschmeidigen Haut den Saft entzieht,
Daß sie verwelkt, erstarrt und brüchig wird.

Hamlet.

Und dies verfluchte Gift —

Horatio.

Hat jener Mann
Der, wie er sagt, ein Apotheker ist,
Mit eigner Hand bereitet, auf Bestellung.
Man sagt' ihm nicht wozu; doch als er hörte,
Wie König Hamlet starb, da floh er eilig
Aus Dänemark hinweg zu Fortinbras,
Dem alles er berichtet.

Statt des Geistes der Apotheker, statt der Mystik die Pharmacie — das erscheint doch als eine zu prosaische Abschwächung. Da Marbach übrigens so kühn ist in dichterischen Hinzufügungen, so hätte er den Wahnsinn der Ophelia wol noch eindringlicher motiviren können, als er gethan.

II. Shakspeare-Prometheus. Phantastisch-satirisches Zauberspiel vor dem Höllenrachen. Von Oswald Marbach. Leipzig, C. G. Naumann. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies ist ein originelles, an genialen Zügen und dichterischen Schönheiten reiches Werk. Freilich, die Grundidee in ihrer großartigen mythischen Gestaltung hat etwas die Detailsatire, die doch den Kern der Dichtung bildet, Ueberragendes; sie ist eine Verherrlichung Shakspeare's auf Unkosten der Shakspearomanen und der ganzen parasitischen Shakspeare-Existenzen, wie denn überhaupt die verschiedensten philosophischen, politischen, theologischen Richtungen der Zeit mit herangezogen und satirisch gegeißelt werden.

Shakspeare wird von der Sünde und dem Tod zum Teufel geführt. Der Teufel will ihn als Advocat in einer Hölle anstellen; der Tod hat aparte Ordre, daß das nicht geschehen darf, nur wenn es ihm gelingt, ihn zu bewegen, daß er zum Teufel schwört, ganz wie im Faust'schen Prolog im Himmel:

Bewegst du ihn, dem Herrn zu fluchen,
So wird er freilich! auch dein Knecht.

Shakspeare wird nun wie Prometheus in Eisenbänder festgeschmiedet. In dieser unerquicklichen Situation werden ihm in dissolving views, bisweilen unterbrochen von Trostliedern von anmuthender Schönheit, alle die Martern vorgeführt, denen er und seine Werke ausgesetzt sind. Da kommen zuerst die Shakspeare-Mimen:

O weh, die derben frischen Jungen,
Die in die Welt ich schickte aus,
Sie kehren mit verzehrten Lungen,
Schwindsüchtig heim ins Vaterhaus!
Und meiner Mädchen holde Blüte
Ist, ach, verwelkt und abgestreift,
Das Feuer, das in ihnen glühte,
Erloschen und hinweggeschweift!
Ha, hätt' ich solche Ungeheuer
In Gottes Welt hineingesetzt,
Verdient' ich, daß ins Höllenfeuer
Ich würde gleich hineingehetzt! —
Was spreizt sich dort im langen Barte
Recht wie ein Hahn auf seinem Mist?
Hätt' ich nur eine Schweineschwarte,
Zu sehn, ob das ein Jude ist!
Gott meiner Väter! an der Sohle
Wetzt er sein Messer — Shylock das?!
Ei daß dich gleich der Teufel hole,
Verfluchter Jude! Nur zum Spaß
Für Christenmenschen hab' den Schlingel
Ich einst geschnitzt im Uebermuth,
Ihm angehängt die Schellenklingel
Und ihn gepeinigt bis aufs Blut; —
Nun hat der Kerl sich aufgeschwungen
Zum Märtyrer und spreizt einher,
Als hätt' er eine Welt bezwungen,
Für die er ein Messias wär'! — —
Was wälzt für eine wüste Masse
Von Menschenfleisch sich mühsam dort?
So kriecht ein Schwein im Schmuz der Gasse
Behaglich grunzend, watschelnd fort!
O Falstaff, einst so flink und munter,
So übermüthig, lustig, keck,
Gingst du so ganz im Fleische unter?
Ward all dein Witz zu eitel Speck? — —
Ein Pärchen schleicht heran im Schatten —
Ha, Julia und Romeo!
Herbei, herbei, ihr holden Gatten,
Und werdet eurer Liebe froh!
O girrt, ihr schlanken Turteltauben,
Vergeßt die Zeit, vergeßt das Leid,
Es kann kein Tod euch beiden rauben
Inbrünstiger Liebe Seligkeit! —
O weh, was ist aus euch geworden? —
Schmachtlappig, winselnd, feuchter Schwamm!
Hinweg — in einem Büßerorden
Sucht euch ein Grab im Sündenschlamm! — —

Später erscheint der Chor der Uebersetzer [illegible] gestalten als Wölfe, Füchse, Hyänen, Schakale [illegible] deres Raubzeug:

Viel lieber als nach frischem Fraß
Noch schnüffeln wir nach Leichen;
Biß irgendwo ein Wild ins Gras,
Sieht man alsbald uns [illegible].

Das schweigt und setzt [illegible]
Wie schlecht wir es [illegible]
Ob wir es zerrend [illegible]
Zur Ungestalt [illegible]

Ein Schuft, der mehr thut, als er kann:
Uns Geisterreichsverwesern,
Was gehen uns die Geister an,
Wir halten's mit den Aesern.

Dann kommt der Chor der Erklärer: Raben, Krähen, Elstern, Enten und andere Raubvögel. Diese Gesänge der Shakspeare-Erklärer sind von aristophanischem Geiste durchweht; z. B. das Eulenlied:

Schu-hu! Schu-hu!
Im Dunkeln, da funkeln
Die Augen die runden — hu!
Was Blinde nicht finden,
Ich hab' es gefunden — hu!
Schu-hu! Schu-hu!

Hu-uk! Hu-uk!
Mich denkend versenkend
Bei Tag in den Dingen — Wumb!
Bedächtlich allnächtlich
Erheb' ich die Schwingen! — Wumb!
Hu-uk! Hu-uk!

Hierauf beschwört der Teufel das Publikum für eine von ihm eingerichtete Aufführung von „Troilus und Cressida" herbei; da kommen der Materialist, der Idealist, die Pfaffen und Intendanten, Romantiker und Classiker, emancipirte Frauen, die Rothen, die Gelben, die Schwarzen, die Blauen, die Violetten, die Philister und Freßgevattern, die Zeitungsschreiber, die Epigonen, die Akademiker, zum Theil mit schlagender Satire geschildert. Der neue Intendant wünscht das weibliche Geschlecht fürs Ballet wehrpflichtig zu machen:

Ballet! Ballet! Das ist die Kunst
Der Künste: zieht die Masse,
Erfreut sich allerhöchster Gunst
Und füllt mir meine Kasse.
Was unvollkommen schafft Natur
In massiger Verschwendung,
Das bringt Cultur nur durch Dressur
Zu glänzender Vollendung. —
Ich hab' ein Plänchen mir erdacht,
Was höchsten Beifall findet
Und, in Gesetzesform gebracht,
Das Heil des Staates gründet:
So gut als wie ein jeder Mann,
Hat er gesunde Glieder,
Im stehenden Heere dienen kann
Und sträubt sich nicht dawider,
Kann künftig auch ein jedes Weib
Für Vaterland und König
Einstehn mit ihrem jungen Leib
Und dienen ihm ein wenig.
Die Männer thun's in der Armee,
Die Weiber im — Ballette,
Da hilft kein Ach, da hilft kein Weh,
Sie dienen um die Wette.
Da wird marschirt und exercirt
Bis zum Manöveriren,
Und salutirt und präsentirt,
Bis Ordre sie pariren.
Worin ein Weib dann excellirt,
Das bleibt ihm unvergessen,
Und hat es gar capitulirt,
Bekommt es goldne Tressen.
Wenn's endlich nicht mehr dienen kann,
So ist es doch geborgen:
Der König wird's mit einem Mann
Dann im Civil versorgen. —
O welche selige Ehen führt
Ihr braven Invaliden:
Der Mann gedrillt, das Weib dressirt —
Ist Himmel schon hienieden!

Der andere Intendant spricht sich über Shakspeare-Tragödien in folgender treffender Weise aus:

Ein halbes Dutzend Stück' etwa
Von Shakspeare und dergleichen,
Da reicht man weit, auch kann man ja
Sie derb zusammenstreichen.
Die Rollen all' sind leicht besetzt:
Es sind Paradepferde,
Auf die ein jeder eingehetzt
In unsrer lustigen Heerde.
Das Beste ist: sie kosten nichts,
Man hat umsonst die Waare,
Da kommt kein Dichter Taugenichts
Und fragt nach Honorare.
Was von Gelump man nöthig hat
Für den Tragödienjammer,
Das findet sich genug und satt
Auf unsrer Rumpelkammer.

Vortrefflich ist der Chor der Philister und der Chor der Epigonen:

Tod Poeten und Propheten! Doch die Todten sollen leben!
Hoch bei schäumenden Pokalen wollen wir ihr Lob erheben,
Weil wir ernten, wo sie säten, und ihr stets vergebnes Streben
Sich für uns in Brot verwandelt und in goldnen Saft der Reben.

Wie sie's einst gemacht im Leben, wir nun räuspern uns und spucken,
Suchen ihre kleinsten Schwächen ihnen spürend abzugucken,
Und bewundern und beklatschen ihre Fehler, ihre Mucken,
Ja wo sie ein Floh gebissen, wir entzückt das Fell uns jucken.

Wer das Erbe eines großen Mannes will für sich erschleichen,
Muß in allen kleinsten Dingen seinem hohen Meister gleichen,
Muß wie er die Haare tragen und wie er den Bart sich streichen,
Denn das Volk erkennt als rechten Erben ihn an solchen Zeichen.

Wer den Helden will ergründen, muß den Kammerdiener fragen,
Der allein vermag, wie jener sich geberdet, ihm zu sagen:
Wie den Schlafrock, die Pantoffeln und noch andres er getragen,
Was er that, wenn ein Diner ihm unverdaulich lag im Magen.

Was sein Leibgericht gewesen, ob er rauchte oder schnupfte,
Ob er gar vielleicht bei Mondschein schwärmerisch Guitarre zupfte,
Ob ein Wuchrer, ob ein Dirnchen insgeheim ihn weidlich rupfte,
Ob ihn Hühneraugen plagten, wenn er in die Stiefeln schlupfte.

Dies und viele andre Dinge, allerliebste Anekdötchen
Aus dem Leben, und Skandälchen, und am liebsten saftige Zötchen
Stoppeln wir zusammen emsig, interessante Schwerenöthchen,
Die zum Memoirenschmieren wir verwenden jedes Körbchen.

Diese Trochäen sind der Platen'schen Achtfüßler nicht unwürdig.

Das Zwischenspiel, die Aufführung von Shakspeare's „Troilus und Cressida", ist uns in seiner Bedeutung nicht recht einleuchtend. Der Teufel sagt zwar:

Ich bin ein richtiger Regisseur,
Der sich versteht aufs Streichen;
Ich bringe das nur zu Gehör,
Was gnügt, um zu erreichen
Den Zweck: das liebe Publikum
Zu kitzeln und zu krauen;
Zum Denken ist es viel zu dumm,
Es kommt um zu verdauen.

Anfänger ist der Shakspeare noch —
Ich will aus ihm was machen:
Ich streich' heraus und füll' das Loch
Mit allerliebsten Sachen.

Und so werden die Stellen aus Shakspeare's Drama mit Stellen aus Offenbach's „Schöner Helena" durchwoben. Nun ist aber die Grundstimmung in beiden Werken in der That nicht eine so sehr verschiedene; das Parodistische überwiegt, und an Zoten ist in beiden Dichtwerken kein Mangel. Marbach erwähnt in der Vorrede zu seinem „Hamlet" „Troilus und Cressida" selbst unter den Shakspeare'schen Stücken, „in denen die Charaktere verzeichnet oder geflissentlich zur Caricatur heruntergezogen sind". Die Scenen aus Shakspeare und Offenbach bestehen in der That sehr gut nebeneinander — und so können wir die satirische Bedeutung dieses weit ausgeführten Zwischenspiels nicht recht fassen.

Hierauf folgt ein Chor der lächerlichen Shakspeare-Apotheose:

Shakspeare ist der größte Dichter
Aller Länder, aller Zeiten,
All die andern Geisteslichter
Ueberstrahlet Er bei weitem!

Seit Sein Licht Er ausgegossen
Durch der Menschheit Geisteshimmel,
Ist in eitel Nichts zerflossen
Aller Sterne bunt Gewimmel.

Aller Volks- und Kunstpoeten
Ruhm und Ehre ist zunichte,
Nur Trabanten und Kometen
Wandeln noch in Seinem Lichte!

Und wir brauchen weiter keinen,
Weder alten, weder jungen,
Als nur Ihn, den Einzigeinen,
Uebersetzt in alle Zungen!

Daran reiht sich Shakspeare's wahre Apotheose. Statt Gott zu fluchen, flucht er dem Teufel, welcher in die Hölle versinkt. Dann singen die Aeschyläischen Okeaniden einen Schlußchor.

Die Dichtung ist in vieler Hinsicht das, was Goethe einen „Tragelaphen" nannte; sie enthält viel Befremdliches und Bizarres; doch ihre Satire ist treffend, ihre Verse sind oft schwunghaft und schön; es ist ein echter Dichtergeist, der sich in ihr ausspricht.

Rudolf Gottschall.

Zur neuesten Romanliteratur.

Ob nach dem Maße der streng kritischen Forderungen und dem geistigen Gehalte das Niveau der Production auf dem massenhaft bebauten und gelesenen Felde der schönen Literatur, in dem Romanfach, im Steigen oder Fallen begriffen sei, ist selbst für den, welcher den ganzen Strom der Production seit Jahren verfolgt hat, eine nicht zu entscheidende Frage. Der stehende Eindruck, der sich übrigens bei jeder Massenarbeit in aller Zeit und Literatur zu wiederholen pflegt, bei jeder Gattung, die nun einmal in der Strömung einer gewissen Periode liegt, ist der, daß weitaus die Mehrzahl des Geleisteten Mittelgut wird ohne besonders ausgeprägte Züge im Guten oder Schlimmen. Will man diese Beobachtung in auffallender Weise sich bestätigen lassen, so nehme man eine Reihe von Schriftwerken mit ganz verschiedenen Objectsgrundlagen. Eine solche Reihe folgt: zwei große Lebensgemälde aus der modernsten Gesellschaft, ein im großen Stil genommenes nationales Revolutionsbild aus unsern Tagen, eine Ritterabenteuergeschichte mittelalterlichen Schlags. Trifft es sich, daß unter den vier Schriften eine einzige sich ganz eigentlich charakteristisch abhebt, so findet sich auch da wieder unsere hundertfach gemachte Beobachtung von der überwiegenden Gleichartigkeit in dem Werthmaße, der Auffassungs- und Darstellungsart bestätigt. Eigenart ist in diesem Kapitel nicht die Zeitlosung.

Die vier ziemlich umfangreichen Werke, die uns diesmal vorliegen, zerfallen für die Betrachtung naturgemäß in drei Partien, da zwei sich auffallend gleich, die andern zwei dagegen isolirt für sich stehen.

1. Das Haus zur goldenen Rose. Roman von Ernst Pasqué. Drei Bände. Berlin, Janke. 1874. 8. 4 Thlr.
2. Auf dem Ocean des Lebens. Roman von A. Brook. Drei Bände. Berlin, Janke. 1874. 8. 4 Thlr.

Trotz der unausbleiblichen Unterschiede, welche die Behandlung verschiedener Objecte mit sich bringt, und ferner trotz einer nicht zu übersehenden Differenz im Grundton der Weltanschauung, welcher bei Brook eine sehr prononcirte, man möchte fast sagen tendenziöse Färbung annimmt, sind die beiden Romane auffallend parallel nach seiten der wesentlichsten Elemente, wie Composition und Ablauf des Ganzen, Erzählungsweise, Färbung von Sprache und Stil. Ja noch mehr: sehen wir genau zu, so wird uns, ungeachtet der Ungleichheit in den Ausgangspunkten der bedeutsamen Lebensläufe, eine auffallende Gleichartigkeit des Entwickelungsganges, namentlich nach den psychischen Grundlagen, nicht entgehen, und darauf fußt endlich die Wesensgleichheit in den Abschlüssen. Wären die Objecte groß genug, um ihnen ein eingehendes Studium zu widmen, die Behandlung dieser Aehnlichkeitspunkte dürfte nicht ohne Interesse sein.

Pasqué stellt in den Kern seiner Erzählung (Nr. 1) zwei Lebensläufe, die im ersten Moment fast gleich verfahren oder verkommen scheinen, aber eine sehr verschiedene Richtung nehmen: den des alten Schauspielers Franz Wilden, eines vertrunkenen Taugenichts; daneben den jungen Jan van der Meulen, der einst aus dem Vaterhaus vertrieben und schwer in der Welt herumgeworfen ward, um schließlich in der Heimat ein sehr tüchtiger Bürger und glücklicher Familienvater zu werden. Die Eigenheit der An-

lage besteht in Folgendem: der ganze dreibändige Roman führt uns in voll lebendigem Flusse des Ablaufs eigentlich blos die Begebnisse einiger Tage vor; aber in die kurze Spanne Zeit ist so Vieles und Außergewöhnliches hineingedrängt, daß wir nicht nur nirgends zur Ruhe kommen, sondern mit förmlicher Hast durch die überraschenden innern und äußern Entwickelungen hindurchgejagt werden. Und ferner: die der schließlichen Ablaufszeit des Romans vorausgegangenen Dinge, Familien- und Personengeschicke, über welche wir schon des Verständnisses wegen einmal informirt werden müssen, sind so reich und vielartig, daß es fast Mühe kostet, den sichern Ueberblick über den Gesammtverlauf zu gewinnen und festzuhalten. Nachdem einmal der Autor sich so gestellt, daß er blos die rasch ablaufende Schlußentwickelung zum speciellen Objecte nahm, mußte er nothwendigerweise alle jene Voraussetzungen in den Thatsachen, in den Lebensläufen und der Geistesentwickelung an passendem Orte dem kurzen Schlußporträt einverleiben; dadurch ist dieses äußerst verwickelt, es ist überladen und sehr schwer überschaubar geworden. Der Autor hat uns ohnehin keine seiner spannenden Gewaltscenen, keinen farbenreichen Schilderungseffect schenken wollen. Was ist die Folge von alledem? Die ganze Composition hinterläßt den Eindruck wie im Sprachbau eine kolossal gestreckte Periode nach dem Einschachtelungssystem. Bekannt ist, daß dabei jedenfalls die Schönheit der Form und die Klarheit der Auffassung nicht gewinnen.

Am deutlichsten wird uns das, wenn wir untersuchen, was alles in die sechs Schlußkapitel zusammengedrängt ist: Der alte van der Meulen, jetziger Eigenthümer der „Rose", hat einst das versteckt gehaltene Vermögen des frühern Besitzers entdeckt, den rechtmäßigen Erben verheimlicht, darauf seinen Reichthum begründet, aber auch seine Gewissensqual. Nun treffen wir ihn, um sich endlich Ruhe zu verschaffen, in einer halb gespenstischen Nachtscene damit beschäftigt, das verhängnißvolle Eisenkistchen mit dem Betrag des einstigen Werthes in das Kamin eines Hinterzimmers, den ursprünglichen Versteck, einzumauern. Zwei sonderbare Zeugen dieses Actes, seine Söhne, treffen hierbei zusammen: Jan, der vermöge eigenthümlicher Begebnisse als ein Fremder ins Vaterhaus gebracht worden, und der ältere, Edmund, Offizier, einer leichtfüßigen Schauspielerin halber ruinirt, gesonnen von dem Alten um jeden Preis Geld zu erpressen, und wär's um den des Vatermordes. Die Nachtscene zwischen den dreien hat etwas Schauerliches; der jüngere Bruder verhindert die ruchlose Frevelthat des ältern, dieser stürzt fort und erschießt sich. Unterdeß hat ein verlotterter Komödiant einem Theatermitglied einen letzten humoristisch-boshaften Galgenstreich gespielt. Er zündet das Theater an, in welchem die Familie seines Schwagers verbrennen soll, kommt aber selbst als Opfer der Frevelthat um; die furchtbar bedrohte Familie wird durch den jüngern van der Meulen heroisch gerettet. Der alte van der Meulen findet die leidenschaftlich gesuchten Eigner des ungerechten Gutes, dazu den einst verstoßenen trefflichen Sohn, und stirbt in Ruhe. Die seltsam zusammengeworfenen und innerlich zusammengehörenden Personen aber erleben ein reines Glück in Frieden und Liebe; das Schicksal ist versöhnt, nachdem es seine nothwendigen Opfer gefordert hat.

Ziehen wir die Summe aller der Scenerien und Lebensbilder, denen wir in diesem kürzesten Abriß Erwähnung gethan; nehmen wir hinzu, daß einzelne unter ihnen, wie vor allem der versuchte Raub-, möglicherweise Mordanfall des ruinirten Sohnes im Vaterhause und dann der große Theaterbrand, nach ihrer Natur Effectscenen gespanntester Art darstellen, und daß sie von dem Dichter in der That mit jener Kraft und jenem Farbenreichthum ausgemalt worden sind, die so erschütternden Gewalteffecten gegenüber selbst einer mittelmäßigen Feder zu Gebote stehen, so wird uns vollkommen klar, daß wir ohne Ruhe und Rast von Erschütterung in Erschütterung geworfen und — übersättigt werden. Das ist französische Manier.

Als wohlgetroffene moderne Lebensbilder allgemeiner Art mögen hervorgehoben werden alle die Auftritte aus dem Schauspielerleben, sei es in der Stammkneipe des „Omnibus", sei es im Bureau des Directors, sei es auf dem Maschinenboden. Schließlich müssen wir uns sagen: das ist die ganze bunt angemalte und mit Seidenfetzen behangene Misère, mit vielem Humor erfaßt und gezeichnet. Wer in einfach natürlicher und rührender Weise von dem trüben Ende solcher unsteten Laufbahn hören will, der lese das durch seine Treue bewegende Kapitel von dem Tode des alten Schauspielers („In der Stammkneipe"). Ein Kapitel ganz anderer Art unter dem Titel „Fräulein Laforest" rollt mit dem ganzen drollig boshaften Humor einen Auftritt zwischen neidischen Theaterheldinnen vor uns ab, der zu ergötzlich ist, als daß wir ihn vergessen könnten. Diese besondere Amalgamirung des Megärenhaften und Lächerlichen können in der That nur Theaterheldinnen produciren:

Frau Biedermann war bei dem plötzlichen Ausbruch der Alten zusammengefahren, doch nach der „alten Komödiantin" erstarrte sie förmlich zu einer Statue. Wie das zur Salzsäule gewordene Weib Lot's stand sie da, keiner Bewegung, keines Lautes mehr fähig. Das hatte sie, die große Künstlerin, noch nie zu hören bekommen; das war ein Schlag, ärger als ein Dutzend empfangener Rollen zweiter und letzter Klasse; das mußte gerochen werden. Wehe dir, arme Gülnare Laforest! Du kennst die Schreckliche noch nicht, weißt noch nicht, daß das Schrecklichste der Schrecken nicht allein der Mensch, sondern vor allen Dingen eine alternde Schauspielerin in ihrem jugendlichen Liebhaberinnenwahn ist! . . . Mama Laforest hatte ihre fulminante Rede mit einem krampfhaften Husten schließen müssen. Noch machte die Schauspielerin eine kleine Kunstpause, doch ihr Auge blitzte bereits Verderben, und mit einer superben Handbewegung schleuderte sie der von dem gewaltsamen Ausbruch der Mutter überraschten Tänzerin und der Alten nur die Worte zu: „Pfui — Bagage! Morgen soll die ganze Stadt den Kniefall und was sonst der berühmten — Müller oder Fischer passirte, erfahren! Haha!" Plötzlich ging die höhnische Lache in ein Schluchzen über, so gewaltig, schier übermenschlich, daß es den noch immer forttönenden Husten der Mama Laforest — Fräulein Gülnare war ohnmächtig auf ihre rothseiden-bequastene Ottomane gesunken — vollständig umhüllte, überschwemmte, und nun ertönte ein Schlag, der das ganze Haus erbeben machte, der einen Todten hätte aufwecken können.

Daß wir uns in den modernsten Zuständen bewegen, beweisen die hineingewobenen Geschichten eines „Strike" mit den obligaten Gewaltacten und den ebenso bekannten Endzielen der Führer.

Ja, die Zeit wird kommen — und bald! — wo wir, die Arbeiter, die Herren sein werden! Von unserm Schweiße haben sie sich gemästet, die großen Fabrikherren und Unternehmer; durch unsere Hände sind sie reich geworden, indeß wir Sklavendienste verrichteten und darbten. An uns kommt die Reihe, dann! — dann Gnade Gott den Geldsäcken! Was jetzt vorgeht, ist nur Kinderspiel, nur ein Anfang. Was will das heißen: weniger Arbeit und mehr Lohn! Wir wollen den ganzen Verdienst; wir wollen die Herren sein.

Die Uebereinstimmung des Brook'schen Romans (Nr. 2) mit dem eben behandelten, die wir oben betonten, springt wenigstens nach einer Richtung schon bei der einfachen Skizzirung des Inhalts in die Augen.

Hans Walden, ein durch Kraft und Talent heraufgekommener Mechaniker in einem großen Geschäft, auch tüchtiger Familienvater, wird nach dem Tode seiner vorzüglichen Frau unter Einwirkung des rothen Steffen, eines Erzbösewichts, zum Trunkenbold, Wilddieb und vermeintlichen Mörder des Försters. Der rothe Steffen, als Mitwisser dieser Frevelthat auftretend, will dem verkommenen Manne, den er vollends aussaugt, dessen ausgezeichnete Tochter Hanna zum Weibe abzwingen; da zeigt der Gehetzte und Verzweifelnde sich selbst dem Gericht an und büßt im Zuchthaus. Walden hat mehrere Kinder: Käthe, die älteste, eitel, vorlaut und unbeständig, wird nach fruchtlosem Kampfe mit dem Elend ein Freudenmädchen und stirbt jung an der Schwindsucht. Die andern dagegen entwickeln sich vorzüglich: ein Knabe wird sehr tüchtiger Seemann. Hanna, die Schützerin und Ernährerin der verwaisten Familie, wird schließlich glückliche Frau. Gertrud bleibt als Stütze des wieder freigewordenen alten Vaters zurück. Die jüngste blinde Dolores, „das Engelchen", Sorge zugleich und Trost für alle, durch die Bosheit des Steffen und unter Beihülfe seiner gemeinen Schwester den furchtbar betrübten Geschwistern geraubt, entwickelt sich zur meisterhaften Sängerin und Klavierspielerin und wird nach Jahren der wiedervereinten Familie zurückgegeben, dazu geheilt und die überaus glückliche Gattin ihres Arztes. Steffen, nach Amerika entwichen, verübt dort ebenso arge Greuelthaten und wird endlich nach Gerichtsbeschluß gehängt. In seinen letzten Stunden bekennt er, daß nicht die zitternde Hand Walden's, sondern seine eigene sicherere Kugel im gleichen Augenblick den Förster hingestreckt hat, was Entlastung und feierliche Freilassung des unschuldigen Sträflings zur Folge hat und Frieden und Ruhe für die ganze bitter geprüfte Familie.

Nach dem Angedeuteten haben wir ganz genau denselben logischen Gang der Gesammterzählung wie oben: die Bösen und Missethäter verfolgen in gleicher Art ihre verhängnißvolle Carrière, bis das Maß voll ist und sie gerade der Strafe anheimfallen, die wir im Laufe der Geschichte für sie wünschten und erwarteten; ja die Aehnlichkeit geht bis auf einzelne Lebensläufe herab. Wie oben der junge Edmund van der Meulen mehr durch Leichtsinn, Uebermuth und Ausgelassenheit unterging, so hier trotz ganz verschiedener Lebensstellung die Käthe. Der Vagabund und Mordbrenner Wilden dort, der Wilddieb und Mörder Steffen hier ergänzen sich in ihren Zügen, nur daß der letztere noch weit ärger ist, ein kaltblütiges Scheusal. Die schweren Prüfungen und Seelengänge der Familie Eder dort, der Familie Walden hier, in der Form zwar sehr verschieden, haben doch gerade dieselbe innere Bedeutung, und vollends das Schlußschicksal der beiden sieht sich auf ein Haar gleich.

Prüfen wir einzelne Partien des Romans auf ihren innern Werth und ihre Wahrheit! Zunächst einige der Hauptgestalten.

Der rothe Steffen ist ein Scheusal ohne alles menschliche Gefühl. Wir würden als Gipfel des Teuflischen nicht einmal die ruchlosen Frevelthaten und kaltblütigen Morde nehmen, sondern finden die Spitze der Zeichnung in seinem letzten Schurkenstreiche: das ist die kannibalische Art, wie er die eigene Schwester, die ihm so lange als gehorsames Werkzeug der Rache diente, im schmuzigsten Elende wegstößt, sodaß ganz deutlich durchschimmert, er würde auch sie unbedenklich umbringen, sobald es für ihn einen Zweck hätte. Auf der andern Seite stehen die Schwestern Hanna und Dolores in himmlischer Geduld und Reinheit da, ganz eigentlich Engel des Lichts. Also einerseits der baare Teufel, andererseits vollendete Lichtgestalten. Das ist beides schief und unwahr. Wir erinnern nur, daß uns schon in den Knabenjahren und schon an Schiller's „Räubern" ganz bestimmt nachgewiesen worden ist, wie es sehr viel leichter hält, Teufel und Engel zu zeichnen als richtige Menschen; wie also aus Phantasiegebilden leichter Ideale zu schaffen sind mit besonders markanten Farben — ob nachtdunkel, ob sonnenhell, beides frappirt und besticht gleich sehr —, als aus den gewöhnlichen schwachen Menschenkindern nach treuer Beobachtung und mit feiner Hand wirklich poetische Gestalten; wie aber endlich jene Art der Wahrheit entbehrt und mit ihr des obersten Existenzgrundes.

Hierzu kommt die Weltanschauung. Wir haben kein Hehl, daß uns diese viel zu sehr auf einen frömmelnden Ton gespannt ist; es ist wahr, die ganze Schicksalsführung des alten Walden und seiner Familie weist stark auf diesen Ton hin, aber trotzdem können wir es nicht ausstehen, wenn in einem Roman zu viel gebetet und gepredigt wird, sein Verlag sei denn im „Rauhen Hause"; der Roman ist kein Erbauungsbuch.

Die patriarchalische Stellung des großen Hauses Ebeling und Söhne zu der ganzen von ihm beschäftigten Fabrikarbeiter-„Familie" ist auch so ein Bild aus der Phantasiewelt, idyllisch schön. Es ist bei einer ansehnlichen Zahl von Schriftstellern Lieblingssache geworden, das Verhältniß des Brotherrn zu seinen Arbeitern in diesem rosenrothen Lichte zu malen, und das Gemälde, das uns hier gleich im ersten Kapitel des Buchs entgegentritt, ist ja nicht das erste seiner Art; aber — was ist Traum, was Wahrheit? Halten wir den Blick offen, den Kopf kalt, und schauen wir klar ins Leben hinaus, so müssen wir alle behaupten, ein so verständnißvolles und so gemüthliches Entgegenkommen der beiden Klassen gehöre in die Idealwelt; es ist uns niemals vor Augen getreten, besten- und seltenenfalls ganz schwache Ansätze und Rudimente eines solchen. Die in unsern Tagen herrschende gegenseitige Stimmung der beiden Klassen, die sich entschieden mehr als Feinde denn als Brüder ansehen, läßt uns ein Gemälde dieser Art noch befremdender erscheinen. Wir leben nicht in der Zeit des Idylls,

und ein Arbeiteridyll dieser Art mag uns als lieblich poetischer Traum eine Stunde unterhalten und anziehen; dadurch hat es das Recht seines Auftretens dargethan, aber das ist auch sein ganzes Recht. Vollends Herren, die wie hier bei der Verheirathung eines geschickten Fabrikführers und einer treuen Hausaufseherin nicht weniger als ein ganzes Haus mit Garten schenken!

Die alleranziehendsten Kapitel im Buche berühren das Verhältniß des angehenden Seemanns zu den beiden alten und treuen Brummbären, dem Bootsmann und dem Kapitän, zu denen er nacheinander förmlich in die Stellung eines treugehegten und dankbaren Sohnes tritt. Da ist Poesie und Natur und Wahrheit ohne irgendeine Beimischung jener ausgebüftelten und schiefgezeichneten Grundstriche, um derentwillen wir oben eine Reihe von Lebensbildern nur unter starken Einschränkungen anerkennen konnten. Dazu sind Seemannsbrauch und Seemannssprache so charakteristisch wiedergegeben, daß es uns berührt wie labende Brise, und das ist eigenthümlich: uns Landratten bewegt es immer ganz seltsam, und ein Hauch urkräftiger Naturpoesie zieht durch unser Herz, wenn ein Autor es versteht, etwas von dem besondern Tone des Meeresrauschens vor unser Ohr zu zaubern. Thalatta, Thalatta!

Die letzten Schritte der Verbrecherlaufbahn des rothen Steffen in Neuorleans sind so ziemlich in der Manier der französischen und englischen Schauerromane, und doch können wir sie nicht carikirt heißen; wenn man einmal diese Carrière schildert, passen diese Dinge.

Es trifft den Kern seiner Lebensanschauung, wenn der Dichter zu dem Schicksal des armen Gefangenen bemerkt:

> Wie ist es so wach, so zart, das Vaterherz unsers großen Gottes! Verhallte schon ein Schrei des Wehs, von einem seiner armen Kinder ausgestoßen in seiner gewaltigen, unausmeßbaren Schöpfung, unbeachtet von ihm? Zweifelt und verzweifelt auch der von der Last der Sünde und deren Fluch erdrückte Erdenpilger, will er unter der Wucht der Grabesdecke erliegen — es gibt dennoch Einen, der sein „Hephata!" über den so Ersterbenden herabrufen kann und will —, und dieser Eine wacht auch über den versinkenden Büßer in der einsamen Zelle.

Das kann nicht unser Standpunkt mehr sein.

Auf ein durchaus verschiedenes Feld führt uns der nächste Schriftsteller:

3. Ritter Lupold von Wedel's Abenteuer. Historischer Roman in drei Bänden, mit freier Benutzung von Lupold's Selbstbiographie. Von A. E. Brachvogel. Berlin, Janke. 1874. 8. 5 Thlr.

Ein „Ritt ins alte romantische Land". Ritterfahrten und Abenteuer, Krieg und Diplomatie, Hofintriguen und Schlachtgebrause, Minne und Familienleben — es ist ein buntbewegtes Treiben, und die Ereignisse jagen sich. Kurz, es ist das leibhafte Ritterthum mit wehenden Fahnen und brechenden Lanzen. Der in eine Masse von sprunghaften Scenen auseinanderfallende Roman spielt zwar im Reformationszeitalter, wo offenbar jenes echt mittelalterliche Ritterthum mit seinem Abenteuer- und Kampf- und Wanderleben und mit dem jugendlichen Märchenflimmer bereits überlebt war. Was aber daran nicht mehr recht in die Zeit paßt, das wird durch den Ort und seine Wechsel ersetzt. Aus den pommerschen Ebenen werden wir in alle Weltgegenden geführt, und die Kampf- und Wanderlust und was alles im märchenhaften Orient zu sehen und zu erleben ist, gibt dem Porträt einen kreuzzugartigen Schimmer. Ohne Zweifel geht da ein Geruch aus wie von jenen in Leder gebundenen unförmlichen Scharteken, in denen die hölzernen Federzüge eine längst hingegangene Zeit hünenhafter Geschlechter schwerfällig abmalen.

Wie der Dichter im gereimten Prolog seinen Folianten anredet:

> Altersgrau und kränklicht' Scriptum
> Aus erhabnen, stolzen Tagen!
> Abenteuernd Reckenleben,
> Still verwahrt in deutscher Schweinshaut ...

Und darauf seinen Helden:

> Wie in grauen Tagen sollst du
> Auf dem Rößlein lustig wandern,
> Nun das tück'sche Meer durchfahren
> Und das Hofparket betreten!
> Sollst im Ernste komisch und in
> Narrheit ernst sein, kurz, so wie du
> Einst gelebt und einst geliebt hast,;
> Wie du aus der Thorheit Weisheit
> Schöpftest — weise warst als Thor.

Jedenfalls ist die ganze Färbung gut deutsch; das pommersche Reckenblut bricht überall durch. Zu diesen Abenteuern kommen überflüssigerweise eine Reihe Sonderbarkeiten und Ueberraschungen: die „güldene Froh", das Stammwappen der adelichen Wedel, ein im Kloster zu Kolbetz aufbewahrtes heidnisches Götzenbild als Symbol der Sonne, führt uns auf die im Pommerlande zwar nicht besonders alten Zeiten des ausgehenden Heidenthums und der erst aufdämmernden christlichen Cultur zurück. Die Desdichada, das schreckliche Leichenweib auf den kaiserlich türkischen Schlachtfeldern in Ungarn, eine im Heer als gewaltige Zauberin gefürchtete und erschreckend häßliche Alte, deren furchtbares Hauptgeschäft scheint, die Gefallenen und Sterbenden auf den Schlachtfeldern zu plündern, ist eine so durch und durch phantastische Figur, daß sie nur in märchenhaft fremdartige Umgebungen paßt. Sie wird um so räthselhafter, wenn wir erfahren, daß unter dem gespenstigen Schreckbild eine verführerisch schöne zwanzigjährige spanische Jüdin sich verbirgt, die durch ein furchtbares Geschick ihrer Aeltern dahin gebracht wurde, alles menschliche Gefühl zu ertödten und als finsterer Rachegeist alles, was Christ und christlich heißt, auf den Tod zu verfolgen, während sie denn doch vermöge eines unerklärlich mystischen Zugs auf den ersten Blick hin dem jungen Pommerhelden eine demüthigst entsagende Liebe schenkt. Das ist alles so seltsam, so unbegreiflich, so schreckhaft, bald anziehend, bald abstoßend, als hätten wir eins jener Ammenmärchen vor uns, bei denen uns etwas „gruselig" wird. Der nächtliche Auftritt im Harem des Bei von Ramla, eine an befremdenden Wahnglauben sich anschließende Orgie des Weins und der Liebe, hat selbst für den Orient, wenigstens gerade nach dieser Art des Vorgangs, wenig Wahrscheinlichkeit. Aber je weiter wir noch in dieser Abenteuerwelt schreiten, desto unwahrscheinlicher, desto toller scheint sie; am Ende sehen die Dinge einem bunten Märchen gleich, und der launervollste Zufall wirft uns in eine Welt hinein, in wel-

cher der Held selbst nur noch die Rolle eines fast willenlos herumgeworfenen Instruments der Menschen- und Schicksalstücken spielt. Das Wunderlichste geht da nicht einmal in dem ohnehin so märchenreichen Oriente vor, sondern im Abendland. Unser Ritter soll nämlich nicht blos ein wackerer Haudegen, sondern auch ein Werkzeug der hohen Politik werden: er wird deswegen, ohne selbst eine Ahnung von dem zu haben, was Pfaffentücke mit ihm treibt, mit dem Zeichen der Gregorsritter ausgestattet, welches keine geringere Sendung bedeutet, als den Oranier und die Elisabeth von England zu morden. Die gefährliche Decoration führt ihn in Spanien dem gewaltsamen Untergang ganz nahe, aus dem ihn nur List und Keckheit ziehen; in England aber wird er nach langer Prüfung Warner und Retter der gefährdeten Elisabeth, und das wendet sein unstetes Schicksal. Die Jugendgeliebte, von welcher ihn lange Jahre hindurch unverständige und beschränkte Einmischungen immer wieder entfernt hatten, wird ihm als glückliche Gattin zugeführt, das Abenteurerleben ist zu Ende, und auf seinen pommerschen Gütern setzt sich der so viel in der Welt Umgetriebene zur Ruhe. Das Allerunwahrscheinlichste ist das Doppelspiel von spanischer Politik, in dem schließlich unser einfacher deutscher Held über die Meister der Intrigue und Treulosigkeit den Sieg davontragen soll. Sollen wir daran glauben, wie ein Philipp II. sammt seinen geistlichen und weltlichen Rathgebern sich auf so unverzeihliche Weise von einem ihnen fremden Abenteurer übertölpeln ließen, so müßten wir eben auch die Frage des Oraniers bejahen, der zu diesem Unterfangen meint:

> Gesetzt, Ihr heucheltet alle die Eigenschaften der Schlechtigkeit, welche zu solchem Höllenplan, zu solcher That gehören, — soll ich eines Philipp, eines Granvella Hirn, die List und Lebensklugheit der römischen Curie so niedrig anschlagen, schon für so verarmt, so verkommen halten, daß sie Euch glaubten, vertrauten, statt Euere eigentliche Absicht zu durchschauen?

Wol der interessanteste Charakter, der in der ganzen Geschichte mitspielt, ist die rothhaarige und doch in eigener Art mit blendend verführerischer Schönheit begabte Sidonie von Borke, ein aus Wollust, Laster und Ehrgeiz zusammengesetzter Teufel, der erst alle Weltlust und Intrigue zum Ueberdruß auskostet, um zum Abschluß nach nichts Geringerm als einer Herzogskrone zu langen, dafür aber auf dem Schaffot zu sterben. Uebrigens paßt es ganz gut zu jenen Orten und Stämmen, die, spät zum Christenthum übergetreten, bis in die neuern Jahrhunderte hinein immer noch eine Partie heidnischen Wahns und Aberglaubens hegten und pflegten, wenn ein altheidnisches Götzenbild dem jungen Ritter als adeliches Stammwappen und Symbolum zur Verehrung vorgeführt wird; wenn jene rothhaarige Hexe einen jungen Adelichen, den sie umstrickt, gleichsam durch höllische Kraft an sich gefesselt hält, bis der Verzweifelnde den gesuchten Tod findet, hernach aber vermöge derselben Kraft einen Herzog von Pommern zum Liebeswahnsinn bringt; wenn ferner Wahrsagungen und Zauberkünste eine gewaltsam bestimmende Geschicksweudung begründen.

Die Sprache ist unschön, die Formen sehr gewöhnlich, ja wir mögen uns schließlich des Eindrucks nicht erwehren, daß der Roman nachlässig geschrieben sei. Sätze wie die folgenden können wir auch kaum als correct anerkennen:

> Obschon seine Verhältnisse weder zerrüttet oder unsolid genannt werden konnten, hatte er doch seinen Grundbesitz mit Schulden belasten müssen. Er sah voraus, daß, wenn er selbst allenfalls noch durchkäme, seine Kinder doch die Nachwehen seines Hoflebens zu tragen haben würden. . . .
>
> Für den schlimmsten Fall, daß ich einen Arm oder Bein verliere, zumeist jedoch, damit die Mutter nicht merkt, was in mir vorgeht, sollst du mir für den Fall der Rückkehr Repplin urkundlich versprechen. . . .
>
> Ueberall stößt man auf ein blitzendes Augenpaar oder eine vorbeischwebende zarte Gestalt und das Geräusch der Fächer — von tausend schönen Händen beständig bewegt — bald geöffnet und geschwungen, bald zusammengeklappt, verbreitet von weitem schon ein Geräusch, wie wenn ein Feld voll Grillen seine zirpende Abendunterhaltung losläßt.

Die Erzählung läuft ununterbrochen; wir werden von Abenteuer in Abenteuer geworfen; auf Schilderungen läßt sich der Autor nie ein, auch wo die Veranlassung noch so lockend scheinen konnte; ein Fahrender Ritter hat dazu weder Zeit noch Wille, und absolut im Charakter eines solchen ist das Ganze gehalten. Nicht übel nimmt sich ein Anflug von zwar ernstem Humor aus, der auf dem Bilde liegt.

Schauen wir auf das Gesammtgemälde dieser Kreuz- und Querfahrten zurück, die von Pommern bis Spanien herunter, von Palästina bis Schottland hinauf convergirende und divergirende Linien verschiedenster Art beschreiben, so kommen wir abschließend zu dem Urtheil, daß da ein vielgestaltiges und noch mehr verschlungenes Lebensbild vorliegt, mit einem gar gewaltigen Aufwande von Scenerie, die ihm aber deshalb nicht größern intensiven Werth gibt; es bleibt doch eine Zeichnung in ziemlich groben Zügen, auseinanderbröckelnd und nur zum kleinen Theil durch innere Lebenskraft gehalten. Das ist eben alte Aventiure-Manier, und unsere Zeit hat nun einmal nicht mehr recht Sinn und Herz dafür.

J. J. Honegger.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

Zur schweizer Sagengeschichte.

Die Sage von der Befreiung der Waldstätte. Die Ausgangsstelle, das Erwachsen und der Ausbau derselben. Von G. Meyer von Knonau. Basel, Schweighauser. 1873. 8. 10 Ngr.

In dieser Schrift, welche nur drei Bogen umfaßt, will der Verfasser, wie er ausdrücklich sagt, weder den speciellen Fachgenossen neue Aufschlüsse bringen, noch eine Erschöpfung des reichen Materials liefern, sondern, unter theilweise eigenartiger Gruppirung des Stoffs, dem gebildeten Publikum weiterer Kreise zeigen, wie er und die andern Forscher sich den Aufbau des Sagengerüstes denken. Zur Erklärung des Ausgangs der Sage führt der Verfasser an, wie Uri und Schwyz in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts durch Kaiser Friedrich die Reichsunmittelbarkeit erhielten, wodurch die Grafen von Habsburg ihre gaugräflichen Gerechtsame über Schwyz und ihre Vogteirechte über Uri einbüßten, während sie als Grundherren oder als Inhaber von landgräflichen und Vogteirechten in Unterwalden eine Herrschaft noch ausübten. Um dieser Herrschaft sich zu entledigen, erhoben sich die Unterwaldner, von den ihrer Errungenschaft noch nicht sichern Schwyzern unterstützt, und die Urner, obgleich von Habsburg längst völlig unabhängig, betheiligten sich aus nachbarlicher Freundschaft und angeborener Streitlust gleichfalls an dem Kampfe; auch Luzern nahm theil. Am heftigsten entbrannte der Kampf am Vierwaldstättersee in den vierziger Jahren des angeführten Jahrhunderts, als Friedrich II. von Innocenz IV. verflucht und all seiner Würden verlustig erklärt, die deutsche Krone aber dem Landgrafen von Thüringen angeboten wurde, und nun Graf Rudolf von Habsburg die ghibellinische Sache aufgab und in das Lager der Guelfen überging. Die drei Waldstätte schlossen damals eine Waffenbrüderschaft, theils im ghibellinischen, theils im eigenen Interesse, und diese ist gemeint, wenn in späterer Zeit von einer zu erneuernden alten Eidesverbindung der drei Cantone die Rede ist. Aber die ghibellinische Sache unterlag, wie in Italien und in Deutschland, so auch in den Urcantonen! Die Unterwaldner mußten die habsburgische Herrschaft anerkennen, die Schwyzer mußten auf die Durchführung ihres Freiheitsbriefs verzichten, nur Uri blieb in seiner Selbständigkeit unangefochten. Nach dem Tode des Königs Rudolf schlossen die drei Waldstätte, um die habsburgische Macht in Schwyz und Unterwalden zu brechen, 1291 das Ewige Bündniß, und bald darauf folgte ein Schutzvertrag der Urner und Schwyzer mit Zürich. Unter König Adolf erlangten die Schwyzer und Urner wieder eine Verbriefung ihrer Reichsunmittelbarkeit, mußten sich aber unter König Albrecht zehn Jahre lang unter dessen landesfürstliche Uebermacht beugen; Uri konnte keine Bestätigung seiner Reichsfreiheit gewinnen, Schwyz mußte die habsburgische Gerichtsgewalt anerkennen, Unterwalden die bisherige Herrschaft dulden. Albrecht's Tod machte seinen weitern Planen ein Ende, und von Heinrich VII. erlangten alle drei Waldstätte eine Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit. Die zwiespältige Königswahl von 1314 machte die Waldstätte zu Bundesgenossen Ludwig's des Baiers und zu Gegnern Friedrich's des Schönen und gab Veranlassung zur kriegerischen Entscheidung, welche 1315 bei Moorgarten und 1386 bei Sempach erfolgte. Was nach dem Siege bei Moorgarten geschah, die Schließung des Ewigen Neuen Bundes in Brunnen, die baldige Aufnahme des schon früher bundesgenössischen Luzern, das sind nur die Besiegelungen der Verbindung aus der letzten staufischen Zeit und der von 1291.

Dies waren die thatsächlichen Verhältnisse, und wir sehen, daß gerade unter der Regierung der habsburgischen Könige Rudolf und Albrecht vollständige Ruhe herrschte; was vorderhand nicht zu ändern war, wurde geduldet. Nun zeigt der Verfasser, wie sechs Menschenalter nach jenen Kämpfen unter den Staufen gegen den habsburgischen Rudolf irrige Ansichten über Ursache und Verlauf jener ghibellinischen Erhebung auftauchten, der Gedanke an einen fortwährenden Kriegszustand mit Habsburg sich festsetzte und die Meinung aufkam, daß diese Kämpfe ihren Höhepunkt, ihre historische Entscheidung unter Albrecht gefunden hätten. Die Begebenheiten der vierziger Jahre des 13. Jahrhunderts werden mit allerhand Zusätzen und Dichtungen in die Zeit Albrecht's verlegt, und so entstehen nach und nach zwei eine Zeit lang parallel nebeneinanderlaufende Sagen, die vom Geheimbund und die von Tell. Der Verfasser nennt hier den berner Chronisten Justinger (1420), den züricher Chorherrn und fleißigen Sammler Hemmerlin, einen obwaldner Landschreiber, das Lied vom Tell (von 1474), die Ausführung der Tellsage durch den luzerner Geschichtschreiber Melchior Ruß, ein dramatisches Gedicht von etwa 1512: „Das urner Spiel von Wilhelm Tell“, und führt zuletzt aus, wie der gewandte Tschudi (eigentlich: Gilg Schudy) beide Sagen ineinanderverwoben und ihnen die bekannte Gestalt gegeben habe. Des Verfassers kritisches Urtheil geht dahin, daß die Erzählung von der Entstehung der Eidgenossenschaft in ihrer altgewohnten Form als historische Erkenntnißquelle innerlich haltlos, der Wahrheit widersprechend und darum nicht länger der Vaterlandsgeschichte einzufügen sei; die Episode von Tell vollends sei von derselben gänzlich abzutrennen, und hinsichtlich des Restes, der Sage vom Rütlibund, sei zuzugestehen, daß eine Herausschälung des historischen Kerns, der Erinnerungen an die Ereignisse um 1247, aus der jetzigen Fassung heraus nicht mehr möglich sei.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

Auf unserm Weihnachtstisch hat sich eine große Zahl von elegant eingebundenen Anthologien, Albums, Gedichtsammlungen, meistens in neuen Miniaturausgaben, eingefunden.

Ein „Dichteralbum für deutsche Frauen und Jungfrauen", herausgegeben von Arnold Perls (Leipzig, C. A. Koch), berücksichtigt fast alle bessern neuen Dichter, und enthält eine gute Auswahl aus den minder bekannten; auch einige bisher noch ungedruckte Gedichte enthält die Sammlung, welche natürlich auf den Horizont des Ewig-Weiblichen visirt ist.

Die „gedankenvollen" Gedichte von A. F. von Schack liegen in eleganter dritter Auflage vor (Stuttgart, Cotta); ebenso ist seine epische Dichtung „Lothar" in zweiter Auflage in eleganter Miniaturausgabe erschienen.

Auf die ebenfalls in geschmackvoller Ausstattung vorliegenden „Gedichte" von Ernst Scherenberg (Leipzig, Keil), eines Dichters, welchem besonders die politische Verve eigen ist, werden wir noch näher zurückkommen, ebenso auf eine in alterthümlichem Geschmack ausgestattete Dichtung von Julius Wolff: „Till Eulenspiegel redivivus, ein Schwanenlied" (Detmold, Meyer).

Zwei Anthologien ausländischer Lyrik sind in neuen Auflagen erschienen, zunächst die sehr reichhaltige englische Anthologie, welche Ferdinand Freiligrath herausgegeben hat: „The rose, thistle and shamrock" (Stuttgart, Hallberger), und zwar in einer fünften mit Illustrationen ausgestatteten Ausgabe. Die Berücksichtigung aller namhaften englischen Poeten bis in die neueste Zeit hinein, die sinnige Anordnung nach der Verwandtschaft des Inhalts (Poesy and the poëts, home and country, liberty, society, changes of life, love and the affections, nature and the seasons, the sea and the sailor, der letztere ein für die englische Lyrik charakteristischer Abschnitt), macht diese Sammlung besonders werthvoll.

Ebenfalls in fünfter von A. Peschier durchgesehener und vermehrter Auflage ist Eugène Borel's „Album lyrique de la France moderne" (Stuttgart, Hallberger) erschienen. Diese mit zwölf Holzschnittvignetten ausgestattete Sammlung ist nach den Dichtern geordnet und enthält Gedichte der bekanntesten modernen französischen Poeten, sowie auch eine geschmackvolle Auswahl aus den Werken der weniger bekannten.

Der Jahrgang 1875 des „Düsseldorfer Künstleralbum", herausgegeben von Ernst Scherenberg (Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.), enthält ein pietätvolles Widmungsgedicht des Herausgebers zum Gedächtniß Wolfgang Müller's von Königswinter, und versammelt im übrigen mit wenigen Ausnahmen die besten neuern Lyriker, auch solche, welche längere Zeit schwiegen, wie Anastasius Grün und Alfred Meißner. Die Ausstattung ist durchaus geschmackvoll, die Bilder der Künstler sind trefflich. Wir kommen darauf zurück.

Eine besondere Zierde des Weihnachtstisches wird das im Verlag von J. Guttentag in Berlin erschienene Album „Natur und Herz" sein. Die Auswahl der Gedichte ist durchweg angemessen für ein Album, welches sinniger Betrachtung gewidmet sein soll; es sind meistens Poesien, welche dem Gebiet der stillen, besonders der Naturlyrik angehören. Der große Vorzug dieses Albums besteht aber in den vorzüglichen, in Kupfer radirten Compositionen von W. Georgy, meistens Natur- und Landschaftsbildern, doch von so stimmungsvoller Auffassung und von so feiner, technischer Ausführung, daß sie als Kunstwerke betrachtet werden können. Wir erwähnen von den Gedichten, die in so meisterhafter Weise illustrirt sind, „Nachtstille" von Prutz, „Der Eichwald" von Lenau, „Lotosblume und Wasserlilie" von Heine, „Reiseempfindung" von Lenau, „Frühlingszeit" von Bodenstedt, „Naturfrieden" von Gottschall u. a.

— Griechische Komödien in der Sprache des Aristophanes werden neuerdings von deutschen Autoren gedichtet. Ein solches Lustspiel „Die Gründer" hat Julius Richter (Jena, F. Frommann) erscheinen lassen; wir werden bei der Beurtheilung des deutschen Textes auf dasselbe zurückkommen.

— Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben liegen in einer achten Auflage (Berlin, Lipperheide) vor, welche das wohlgetroffene Bildniß des Dichters in Stahlstich enthält und zum Besten des hinterbliebenen Sohnes des Dichters erschienen ist.

— Die „Literaturgeschichtlichen Lebensbilder und Charakteristiken" von Otto Lange liegen in einer zweiten sehr vermehrten und verbesserten Auflage vor (Berlin, Gärtner). Wir können dies biographische Repertorium der Geschichte der deutschen Literatur wiederholt als ein unparteiisch redigirtes Nachschlagebuch empfehlen.

— Von Moritz Hartmann's bekanntern Dichtungen „Adam und Eva", der „Reimchronik des Pfaffen Mauritius", sowie von seinen „Gedichten" in neuer Auswahl hat die J. G. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart volksthümliche Taschenausgaben veranstaltet, was uns ein empfehlenswerther Weg scheint, auch unsere neuern Lyriker bei dem Publikum einzubürgern, da die Käufer der eleganten Miniaturausgaben nur einen kleinen Bruchtheil der für die Lyrik sich interessirenden Leserkreise repräsentiren.

— Die Gesammtausgabe der Werke von Adolf Stahr (Berlin, Guttentag), eines der geistvollsten und anregendsten Schriftsteller auf dem Gebiete der Kunst- und Literaturgeschichte, Biographik und Reiseliteratur, ist bis zum funfzehnten Bande gediehen. Die fünf letzten Bände enthalten „Ein Jahr in Italien", gewiß die schwunghafteste und in Sachen der Kunst verständnißvoll eingehendste Reiseschilderung aus Italien.

— Rudolf Müldner hat C. C. von Woltmann's „Memoiren des Freiherrn von S—a" neu herausgegeben (Altona, Verlags-Bureau). Das Werk hat bei seinem ersten Erscheinen durch pikante Situationen und diplomatische Verschleierungen Aufsehen erregt.

— Das „Rechtslexikon, Encyklopädie der Rechtswissenschaft, von Franz von Holtzendorff unter Mitwirkung vieler Rechtsgelehrter herausgegeben" (Leipzig, Duncker und Humblot), liegt uns bis zur siebenten Lieferung vor. Das Lexikon ist sehr sorgfältig redigirt, die einzelnen Artikel sind klar und durchsichtig abgefaßt; die Berücksichtigung der Quellen, bis auf wichtige Artikel in journalistischen Zeitschriften, ist besonders werthvoll, da sie für das encyklopädische Studium die wünschenswerthe Ergänzung an die Hand gibt.

— J. J. Weber's „Illustrirter Kalender für 1875" ist ebenso trefflich redigirt, wie die frühern Jahrgänge, und enthält ebenso werthvolle Jahresrevuen mit reichem Bilderschmuck. Der Musikkalender bringt die Bilder von Nachbaur und David, der Theaterkalender diejenigen von Benedix und Frau Günther-Bachmann, der Literaturkalender die von F. von Raumer und David Strauß.

Bibliographie.

Adler, L., Emilie. Dichtung. Berlin, L. J. Heymann. 8. 1 Thlr.

Arenfeld, C., Leben von den Todten. Eine Sammlung von Lebensbildern gläubiger Christen aus dem Volke Israel. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Barmen, Wiemann. 8. 20 Ngr.

Bastian, A., Schöpfung oder Entstehung. Aphorismen zur Entwickelung des organischen Lebens. Jena, Costenoble. 1875. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Bernstein, A., Bis nach Olmütz. Historische Erinnerungen. Fortsetzung von 1849. Berlin, F. Duncker. 8. 8 Ngr.

Bezold, E., Geschichts-Tabellen von Italien zunächst als Supplement zu Massari, Biographie Cavour's. Leipzig, Barth. Gr. 8. 12 Ngr.

Bluhme, F., Die gens Longobardorum. 2tes Heft. Ihre Sprache. Bonn, A. Marcus. Gr. 8. 15 Ngr.

Blum, H., Dunkle Geschichten. Berlin, Gebr. Paetel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Böttger, H., Hermann der Cheruskerfürst und Befreier Deutschlands vom römischen Joche durch die varianische Niederlage. Mit besonderer Rücksicht auf den Zug des Germanicus in das Teutoburgergebirge aus den betreffenden Geschichtsschreibern erwiesen zu einem sicheren Führer durch das Gebiet der am zweiten Tage endenden Schlacht zur Vernichtung des römischen Heeres im Jahre 9 n. Chr. 1ste Abtheilung. Ein sicherer Führer durch das Gebiet der am zweiten Tage endenden Schlacht zur Vernichtung des römischen Heeres im Jahre 9 n. Chr. durch den Cheruskerfürsten Hermann, den Befreier Deutschlands vom römischen Joche und die ihm untergebenen Hülfsvölker in der varianischen Niederlage. Hannover, Helwing. Gr. 8. 22½ Ngr.

Bunge, F. G. v., Geschichte des Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens in Liv-, Est- und Curland. Reval, Kluge. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Born, G. F., Don Carlos. Historisch-romantische Erzählung aus Spaniens Jetztzeit. 1ste—4te Lief. Berlin, Große. Gr. 8. à 3 Ngr.

Class, G., Die metaphysischen Voraussetzungen des Leibnitzischen Determinismus. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 20 Ngr.

Darwin's, C., Gesammelte Werke. In circa 60 Lief. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. 1ste Lief. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 12 Ngr.

Diest-Daber, O. v., Geldmacht und Socialismus. Einzelne Schlagschatten auf die innere Politik des Fürsten Bismarck mit Original-Correspondenzen desselben. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 1875. Gr. 8. 20 Ngr.

Ditfurth, F. W. Freih. v., Hundertzehn Volks- und Gesellschaftslieder des 16., 17. und 18. Jahrhunderts mit und ohne Singweisen. Nach fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde. Stuttgart, Göschen. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Diethoff, Ernestine, Edle Frauen der Reformation und der Zeit der Glaubenskämpfe. Leipzig, Spamer. 1875. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dühring, E., Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. 1ste Lief. Leipzig, Koschny. Gr. 8. 1 Thlr.

Duncker, A., Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium in Hanau. Eine Episode aus den Wanderjahren des Dichters. Hanau, Prior. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eberhardt-Bürck, Adelheid, Die Macht der Liebe. Ein Buch für und wider die Frauen. Basel, Riehm. 8. 1 Thlr.

Die Ehe populär-wissenschaftlich dargestellt von einem katholischen Theologen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Ehrlich, M., Das Gastspiel der Meininger oder die Grenzen der Bühnenausstattung. Ein freundschaftliches Gespräch. Berlin, Mitscher u. Röstell. 8. 7½ Ngr.

Eugen, F., Der Held des Bauernkrieges. Historische Erzählung. 2 Bde. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 2 Thlr.

Ewald, H. F., Agathe. Erzählung aus der Gegenwart. Mit Autorisation des Verfassers in's Deutsche übertragen von W. Reinhardt. Bremen, Kühtmann u. Co. 1875. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Felix, L., Die Arbeiter und die Gesellschaft. Eine culturgeschichtliche und volkswirthschaftliche Studie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fest-Theater zu Ehren der 47sten Naturforscher-Versammlung in Breslau. Breslau, Morgenstern. 16. 8 Ngr.

Fischer, R., Briefe über Freimaurerei. Gera, Reisewitz. 1875. 8. 20 Ngr.

Fontane, T., Gedichte. 2te vermehrte Aufl. Berlin, Hertz. 1875. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Förster, E., Kanzler und Pabst oder die sieben Todsünden Deutschland's wider Rom. Stuttgart, Ulrich. Gr. 8. 15 Ngr.

Für Rom. Streit- und Weiheklänge Deutscher Dichter. Herausgegeben von L. v. Heemstede. Aachen, Tepe. 8. 10 Ngr.

Die Fürstenverrathe des Melchior Baron Balaschscha. Historische Tragikomödie in 5 Abtheilungen. Gedichtet 1564 vom Anonymus des Buchdruckers und Unitarierprediger Paul Karádi. Wörtlich übersetzt nach dem einzig noch vorhandenen Exemplare, gedruckt 1569, von K. M. K. Leipzig, Veit u. Co. Gr. 8. 16 Ngr.

Galen, P., Der Rastelbinder. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 6 Thlr.

Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. 14ter Bd. Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland von W. Roscher. München, Oldenbourg. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Giesebrecht, W. v., Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 4ter Bd. Staufen und Welfen. 2te Abth. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Goeze, E., Ein Beitrag zur Kenntniß der Orangengewächse. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 8 Ngr.

Grimm, J., Die Familie von Brion. Novelle aus den Jahren 1869—71. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Habicht, L., Am Genfer See. Erzählung. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1875. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hagen, Marguerite, Eine fingirte Familie. Roman. 2 Bde. Wien, Hügel. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hartmann, M., Adam und Eva. Eine Idylle in 7 Gesängen. Stuttgart, Cotta. 16. 20 Ngr.

— — Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr.

Haustheater. Eine Sammlung deutscher Original-Lust- und Schauspiele von M. B. 1stes Bdchn. Graz, Cieslar. 8. 6 Ngr.

Heyse, P., Ehre um Ehre. Schauspiel. Berlin, Hertz. 1875. 8. 25 Ngr.

Hiltl, G., Die Damen von Nanzig. Historischer Roman. 5 Bde. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 6 Thlr.

Jost, E., Das Sonnensystem von einem hydrodynamischen Gesichtspunkte betrachtet. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 4. 15 Ngr.

Kohn, S., Ein Spiegel der Gegenwart. Ein Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1875. 8. 4 Thlr.

Krakauer, G., Das Verpflegungswesen der Stadt Rom in der späteren Kaiserzeit. Berlin, Mayer u. Müller. Gr. 8. 12 Ngr.

Krogh, F. v., Der Ploen'sche Successions-Vertrag. Ein Beitrag zur Geschichte des Holstein-Sonderburg'schen Hauses. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 24 Ngr.

Krohn, A., Sokrates und Xenophon. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Krömer, E. J., Der Staats-Vertrag. Eine philosophische Abhandlung unter Zugrundelegung des Rousseau'schen Contrat social. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 10 Ngr.

Laurin. Ein tiroler Heldenmärchen aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts, herausgegeben von K. Müllenhoff. Berlin, Weidmann. 8. 10 Ngr.

Lindner, A., Marino Falieri. Trauerspiel. Leipzig, Weber. 1875. 8. 20 Ngr.

Lindner, G., Eine Cardinalfrage der Schulpädagogik. Langensalza, Verlagscomptoir. 1875. 8. 5 Ngr.

Lochner, J. F., Die Lösung der wichtigsten bis jetzt noch unerklärten Probleme in der Natur in populär-wissenschaftlichen Briefen verfaßt. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Löwig, C., Jeremias Benjamin Richter, der Entdecker der chemischen Proportionen. Eine Denkschrift. Breslau, Morgenstern. 4. 25 Ngr.

Mestorf, J., Der internationale archäologische und anthropologische Congress in Stockholm am 7. bis 16. August 1874. 7te Versammlung. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 10 Ngr.

Mithoff, H. W. H., Kunstdenkmale und Alterthümer im Hannoverschen. 3ter Bd. Fürstenthum Hildesheim nebst der ehemals freien Reichstadt Goslar. Hannover, Helwing. Gr. 4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mönckeberg, C., Die lutherische Kirche, ihr Verfall und ihre Wiederherstellung. Hamburg, Nolte. Gr. 8. 6 Ngr.

Morin, G., König, Dichter und Maler. Dem Andenken Karl's XV., König von Schweden und Norwegen gewidmet. Leipzig, Theile. 1875. Gr. 16. 12 Ngr.

Mossbach, E., Bolivia. Culturbilder aus einer südamerikanischen Republik in persönlichen Erlebnissen. Leipzig, Barth. 1875. 8. 20 Ngr.

Mylius, O., Geprüfte Herzen. Novellen und Geschichten. Nürnberg, Richter u. Kappler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Ausgewählte Novellen. 2 Bde. Nürnberg, Richter u. Kappler. 1875. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Nicht römischer, sondern deutscher Syllabus des gesunden Menschenverstandes. Ein Verzeichniß der hauptsächlichsten Irrthümer und Fehler, welche noch viele Liberale und Gebildete in Rücksicht auf das Pfaffenthum und die Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse sich schuldig machen. Von L. Zürich, Verlags-Magazin. 1875. 8. 10 Ngr.

Nietzsche, F., Unzeitgemässe Betrachtungen. Drittes Stück. Schopenhauer als Erzieher. Schloss-Chemnitz, Schmeitzner. Gr. 8. 1 Thlr.

Ochorowicz, J., Bedingungen des Bewusstwerdens. Eine physiologisch-psychologische Studie. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 18 Ngr.

Oswald, E., Fern von der Welt Getriebe. Zwei Novellen. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Paul, R., Der entfesselte Prometheus. Ein Drama. Stuttgart, Göschen. Gr. 8. 16 Ngr.

Raven, Mathilde, Elisabeth von Ungnad. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1875. 8. 4 Thlr.

Reichenbach, Marie v., Goldene Sprüche. Lieder und Bilder für's Haus. Dichtung und Bibelwort in 12 Illustrationen. Leipzig, [illegible]. Gr. 4. 8 Thlr.

Rochholz, E. L., Die Schweizerlegende vom Bruder Klaus v. Flüe nach ihren geschichtlichen Quellen und politischen Folgen. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr.

Rosenmund, R., Die ältesten Biographien des heiligen [illegible]. Eine kritische Studie. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Schatten und Licht. Roman von Ernestine v. L. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 1 Thlr.

Scherer, G., Die schönsten deutschen Volkslieder. Illustrirte Pracht-Ausgabe. Leipzig, A. Dürr. 1875. 4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Schmidt, F., Moses Mendelssohn. Ein Lebensbild. Berlin, [illegible]ner. Gr. 16. 7½ Ngr.

Schumann, R., Musikalische Haus- und Lebensregeln. Mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung von H. H. Pierson. Leipzig, Schuberth u. Comp. 16. 7½ Ngr.

Schupp, Der Selbstmord und die theologische Kritik. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.

Schütte, W., Das Reich der Luft. Frei nach C. Flammarion. Leipzig, Brandstätter. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Socialpolitisches. Von einem Feudalen. Breslau, Mälzer. Gr. 8. 10 Ngr.

Tangermann, W., Zuerst die Wahrheit, dann den Frieden. Zwei Vorträge. Leipzig, Mayer. 1875. 8. 8 Ngr.

Vacano, E. M., Bilderbuch für Hagestolze. Wien, Klič u. Spitzer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Walchner, F. H., Die Nahrungsmittel der Menschen, ihre Verfälschungen und Verunreinigungen. Nach den besten Quellen dargestellt. Berlin, Springer. 1875. 8. 1 Thlr.

Weber, G., Zur Geschichte des Reformations-Zeitalters. Umrisse und Ausführungen. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Wichmann, P. B., Herzog Heinrich von Rohan. Historischer Roman. 5 Bände. Jena, Costenoble. 8. 6 Thlr. 22½ Ngr.

Werther, J., Die Medici. Trauerspiel. Stuttgart, Werther. 8. 1 Thlr.

Wohlfahrt, H., Katechismus der Harmonielehre. Leichtfaßliche Anleitung zum Selbstunterricht. Leipzig, Merseburger. 8. 9 Ngr.

Wohlrab, M., Gymnasium und Gegenwart. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 6 Ngr.

Wood, H., Der Herr von Greylands. Roman. Aus dem Englischen. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.

Zimmermann, G. A., Ephesos im ersten christlichen Jahrhundert. Inaugural-Dissertation. Jena, Deistung. Gr. 8. 24 Ngr.

Anzeigen.

Album der neuern deutschen Lyrik. 8. Aufl. In Leinwandband $1\frac{2}{3}$ Thlr. Prachtausgabe in Lederband $3\frac{2}{3}$ Thlr.
Bartsch, Wanderung und Heimkehr. Gedichte. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Gregorovius, Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji. 2te Aufl. Geb. 1 Thlr. Prachtausgabe, mit Original-Compositionen von **Grosse,** cart. $2\frac{1}{3}$ Thlr.
Hammer, Schau um dich und Schau in dich. 22. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Zu allen guten Stunden. 4. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Fester Grund. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Auf stillen Wegen. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hammer, Lerne, liebe, lebe. 3. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Hermann, Bruder Ludwig der Wasgauer. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Meyr, Die Religion des Geistes. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Müller, Wilhelm, Ausgewählte Gedichte. Cart. $\frac{2}{3}$ Thlr.
Müller von Königswinter, Dichtungen eines Rheinischen Poeten. Vier Bände. Jeder Band geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Schulze, Die bezauberte Rose. 12. Aufl. Geb. 1 Thlr. — Illustrirte Prachtausgabe. In Leinwandband $5\frac{2}{3}$ Thlr., in Lederband 8 Thlr.
Sturm, Gedichte. 4. Aufl. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Sturm, Neue Gedichte. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Sturm, Fromme Lieder. Erster Theil. 7. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Sturm, Fromme Lieder. Zweiter Theil. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Sturm, Für das Haus. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Sturm, Zwei Rosen. Geb. 16 Ngr.
Sturm, Lieder und Bilder. Zwei Theile. Jeder Theil geb. 1 Thlr.
Sturm, Spiegel der Zeit in Fabeln. Geb. 24 Ngr.
Kalidasa, Sakuntala. Uebersetzt von Lobedanz. 4. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Kalidasa, Urvasi. Uebersetzt von Lobedanz. 2. Aufl. Geb. 1 Thlr.
Krylof's sämmtliche Fabeln. Uebersetzt von Löwe. Geb. $1\frac{2}{3}$ Thlr.
Das Nibelungenlied. Uebersetzt von Bartsch. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Shakespeare's Sonette. Uebersetzt von Gildemeister. Geb. 1 Thlr.

Wilhelm von Humboldt's Briefe an eine Freundin. Ausgabe in 1 Bde. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr. — Ausgabe in 2 Bdn. Geb. 5 Thlr.
Eckermann's Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. 3 Bde. Geb. 4 Thlr. Geb. in 1 Bd. $3\frac{1}{2}$ Thlr.
Goethe's Naturwissenschaftliche Correspondenz. Herausgegeben von Bratranek. 2 Bde. Geb. 6 Thlr.
Briefe von der Universität in die Heimat. Geb. 3 Thlr.
Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. 1. und 2. Thl. Geb. 4 Thlr. 20 Ngr.
Gottschall, Porträts und Studien. 4 Bde. Geb. 7 Thlr.
Carriere, Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwickelung. 2. Aufl. 5 Bde. Geb. 20 Thlr. 5 Ngr.
Carriere, Aesthetik. 2. Aufl. 2 Bde. Geb. 7 Thlr.
Oppermann, Ernst Rietschel. 2. Aufl. Geb. 2 Thlr.
Freiherr von Bunsen. Geschildert von seiner Witwe. Deutsche Ausgabe von Nippold. 3 Bde. Geb. $10\frac{1}{2}$ Thlr.
Hase, Ideale und Irrthümer. 2. Aufl. Geb. 2 Thlr.
Alexander von Humboldt. Eine wissenschaftliche Biographie, herausgegeben von Bruhns. 3 Bde. Geb. 12 Thlr.
Der Neue Plutarch. Herausgegeben von Gottschall. 1. und 2. Thl. Jeder Theil geb. $2\frac{1}{3}$ Thlr.
Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten des eignen Lebens. 3. Aufl. 6 Thle. Geb. in 3 Bdn. 9 Thlr.
Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale. 3. Aufl. 1.—9. Theil. Geh. 12 Thlr.
Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. 4. Aufl. 6 Bde. Geb. 7 Thlr.
Gregorovius, Wanderjahre in Italien. 4 Bde. Geb. 8 Thlr.
Hassel, Von der Dritten Armee. Mit 10 Abbildungen nach Aquarellen von Graf G. von Seckendorff. Geb. $5\frac{1}{3}$ Thlr.
Nostitz, Gräfin, J. W. Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien. 2 Thle. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.
Ratzel, Wandertage eines Naturforschers. 2 Bde. Geb. 4 Thlr.
Rodenberg, Studienreisen in England. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.
Rodenberg, In deutschen Landen. Geb. 2 Thlr. 4 Ngr.
Rodenberg, Wiener Sommertage. Geb. 2 Thlr. 5 Ngr.
Deutsche Liebe. Herausgegeben von **Max Müller.** 4. Aufl. Geb. $1\frac{1}{3}$ Thlr.
Schücking, Ausgewählte Romane. 12 Bdchn. Geb. 7 Thlr.

☞ **In allen Buchhandlungen vorräthig.** ☜
Ein ausführliches Verzeichniß zu Festgeschenken geeigneter, elegant gebundener Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist gratis zu haben.

Belletristischer Verlag von Richter & Kappler, Nürnberg.

Soeben gelangten zur Ausgabe:

Geprüfte Herzen.

Novellen und Geschichten

von

Otfrid Mylius.

Eleg. geh. 1 Thlr. 10 Ngr. — In Prachtband 1 Thlr. 20 Ngr.

Die ersten

Glieder einer langen Kette.

Roman

von

Ernst Freiherrn v. Bibra.

2. Auflage. 3 Bände. Elegant geheftet 3 Thlr.

☞ Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken.

Novitäten!

Goethe's Faust.

Photographien nach Oelbildern
von **A. v. Kreling.**

Fortsetzung von Kaulbach's Goethe-Gallerie.
Cab.-Format. 10 Blatt in eleganter rother Mappe $3\frac{1}{3}$ Thlr. Einzelne Blätter 10 Sgr.

Kaulbach's Nachlass.

I. Serie, 30 Blatt Photographien,
darunter die Sündfluth in 9 Blättern,
ist soeben in verschiedenen Formaten à 3 Thlr. — $1\frac{2}{3}$ Thlr. — 10 Sgr. pro Blatt erschienen und in allen Kunst- und Buchhandlungen vorräthig.

Friedr. Bruckmann's Verlag.
München und Berlin.

Neuester belletristischer Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena**.

Vorräthig in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken:

Kleine Romane und Erzählungen.

Von

Karl Gutzkow.

3 Bände. 8. Brosch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Blasedow und seine Söhne.

Satyrischer Roman

von

Karl Gutzkow.

2 Bände. 8. Brosch. $2\frac{5}{6}$ Thlr.

Gesammelte Erzählungen.

Von

Adelheid von Auer.

3 Bände. 8. Brosch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

In Südamerika und in Europa.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Bibra.

2 Bände. 8. Brosch. $3\frac{1}{4}$ Thlr.

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

MEYERS

HANDLEXIKON

*Gibt in **einem Band** Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** 1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).

Verlag von **R. L. Friderichs** in **Elberfeld.**

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. Von Prof. Dr. **J. Köstlin.** 2 starke Bände. Mit Portrait. Preis 5 Thlr.

Mit „**Luther**" hat das von Nitzsch eingeleitete Hauptwerk: „**Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutherischen Kirche**" seinen Abschluss erhalten. Dasselbe enthält: Band I. II: **Luther.** Von Köstlin. 15 Mark. Band III: **Melanchthon.** Von Schmidt. $4\frac{1}{2}$ Mark. Band IV: **Bugenhagen.** Von Vogt. 4 Mark. Band V: **Osiander.** Von Möller. 5 Mark. Band VI: **Brenz.** Von Hartmann. $3\frac{1}{2}$ Mark. Band VII: **Urb. Rhegius.** Von Uhlhorn. 3 Mark. Band VIII: Supplement-Band. Von Pressel. Enthaltend: **Speratus, Jonas, Cruciger, Spengler, Amsdorf, Eber, Chemnitz** und **Chytraeus.** Somit kostet das Gesammtwerk im Subscriptions-Preise 13 Thlr. 20 Sgr.

Das Seitenstück zu diesem Werke: „**Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche.** Eingeleitet von Dr. K. R. **Hagenbach.**" 10 starke Bände, ist noch fortwährend zu dem Subscriptions-Preise von 15 Thlr. zu haben.

In unserm Verlage erschien:

Johann Peter Hebel.

Ein Lebensbild

von

Georg Längin,

Stadtpfarrer in Carlsruhe.

Mit dem wohlgetroffenen Bildnisse Hebel's.

Gr. 8. 3 Mark.

Hebel's Muse hat ihren Flug weit über den Kreis der engern Heimat hinausgenommen, der alemannische Dichter gehört dem ganzen deutschen Vaterlande an. — Wo immer Gedanke und Empfindung zur Harmonie und Gemüthstiefe deutschen Wesens sich entfalten, werden auf deutschem Familientische die Dichtungen Hebel's nicht fehlen dürfen.

Die **Augsburger Allgemeine Zeitung,** dem vorliegenden Buche eine längere Besprechung widmend, äußert sich unter anderm:

„Längin ist es gelungen, mit dem Fleiß und der Gründlichkeit des deutschen Gelehrten, und beseelt von treuer Liebe für den Dichter seiner Heimat, ein bis in die kleinsten Einzelheiten eingehendes, zuverlässiges und wahres Lebensbild zu entwerfen."

So sei denn dieses mit seltener Sachkenntniß geschriebene biographische Werkchen allen Freunden und Kennern Hebel's aufs wärmste empfohlen.

Carlsruhe, im December 1874.

Macklot'sche Buchhandlung.

Passendstes Festgeschenk für Damen!

Soeben ist bei **Hermann Costenoble** in **Jena** erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Braut in Haaren.

Eine Erzählung aus dem Gebirge.

Von

Haus Adolf Münnich.

Mit einem Titelkupfer, gez. von **P. Thumann,**
in Kupfer gestochen von Prof. **H. Bürkner.**

8. Eleg. brosch. $1\frac{1}{3}$ Thlr., in eleg. Mosaikband $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Diese Erzählung von hervorragendem Werthe ist eine reizende, hochpoetische Arbeit eines wahren Dichters von Gottes Gnaden, die von den Künstlern **Thumann** und **Bürkner** aufs sinnigste illustrirt, sich für die Frauenwelt besonders als **Festgeschenk** eignet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 51. —— 17. December 1874.

Papst Sixtus V.

Sixtus V. Von Alexander Freiherrn von Hübner. Deutsche Ausgabe vom Verfasser. Zwei Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1871. Gr. 8. 4 Thlr.

Das vorliegende Werk nimmt ebenso sehr durch den Gegenstand, den es behandelt, wie durch die Persönlichkeit und die Stellung seines Verfassers unser Interesse in Anspruch. Um mit dem letztern zu beginnen, so ist es allerdings in neuerer Zeit nichts Ungewöhnliches mehr, daß ehemalige Staatsmänner, gestürzte Minister und geschlagene Feldherren unter die Geschichtschreiber gehen: aus den großen Ereignissen der letzten Jahre ist ja eine ganze Literatur dieser Art hervorgegangen, deren Producten man jedoch nur in ganz vereinzelten Fällen einen historischen Werth zuerkennen kann; meistens handelt es sich da um mehr und minder unglückliche Selbstvertheidigung, welche zu wenig rühmlichen Enthüllungen und zur Verketzerung Andersdenkender oder Andershandelnder ihre Zuflucht zu nehmen pflegt; ja selbst wo es sich dem Namen nach um weiter rückwärts liegende Ereignisse handelte, wurden dieselben doch nur als Aushängeschild benutzt, um mehr als einmal offen in den Wirren der Gegenwart einen bestimmten Parteistandpunkt möglichst scharf und nachdrücklich zur Geltung zu bringen. Der Verfasser des uns hier beschäftigenden Werks hat mit den Autoren dieser Art von geschichtlichen Abhandlungen und Skizzen aber durchaus nichts gemein; aus dem Getriebe der großen Politik, in deren Mitte er lange Jahre auf einem hervorragenden Posten stand, in das Privatleben zurückgetreten, benutzt nun Freiherr von Hübner die ihm gegönnte Muße zur Weiterführung und zum Abschlusse wissenschaftlicher Studien, für deren Betreibung ihm seine ehemalige amtliche Stellung besonders schätzbare und von andern noch nicht benutzte Hülfsmittel zugänglich gemacht hatte. Auch hat er sich, wie sein unlängst erschienenes Reisewerk zeigt, mit jugendlicher Rüstigkeit aufgemacht, um mit seinem durch ein vielbewegtes und inhaltreiches Leben geweiteten und geschärften Blick die Welt zu umwandern und fremde Länder und Völker in ihrer Eigenart und in ihren Beziehungen zu dem Fortschritte der menschlichen Cultur kennen zu lernen. Ein kurzer Rückblick auf das mannichfach bewegte Leben des Biographen Sixtus' V. ist auch in Bezug auf die Beurtheilung der schriftstellerischen Leistungen des ehemaligen Staatsmannes von Interesse.

Joseph Alexander Freiherr von Hübner ist am 26. November 1811 zu Wien geboren und begann, nachdem er dort seine Studien vollendet, 1833 seine Laufbahn in Metternich's Staatskanzlei. Er wurde im Jahre 1837 der österreichischen Gesandtschaft in Paris beigegeben, kam 1841 als Gesandtschaftssecretär nach Lissabon und 1844 als Generalconsul nach Leipzig. Im Jahre 1848 mit der diplomatischen Correspondenz des Erzherzogs Rainer beauftragt, gerieth er beim Ausbruch des Aufstandes in Mailand in die Gefangenschaft der Empörer, wurde aber später ausgewechselt und begleitete die kaiserliche Familie auf der Flucht von Schönbrunn nach Olmütz; seiner gewandten Feder bediente sich dann Fürst Schwarzenberg für die Abfassung von Proclamationen und Denkschriften; im März 1849 ging Hübner auch in einer geheimen Mission nach Wien. Bald danach wurde er zum bevollmächtigten Minister bei dem Präsidenten der Französischen Republik und dann bei dem Kaiser der Franzosen ernannt; in dieser Eigenschaft nahm er 1856 an den Friedensverhandlungen zu Paris theil; an ihn war bei dem berüchtigten Neujahrsempfang 1859 das Wort Napoleon's III. gerichtet, welches den italienischen Krieg inaugurirte; der Ausbruch desselben entfernte Hübner aus Paris. Nachdem er dann kurze Zeit Gesandter in Rom gewesen war und im August und September 1859 das Polizeiministerium bekleidet hatte, lebte er einige Jahre in Zurückgezogenheit, bis er im Herbst 1865 als Nachfolger des Herrn von Bach,

des Schöpfers des österreichischen Concordats, auf den Botschafterposten in Rom zurückkehrte. Als aber das Wiederaufleben der Verfassung in Oesterreich infolge der Ereignisse von 1866 das Concordat in Frage stellte und bald auch Verhandlungen zwar noch nicht über eine Aufhebung, aber doch über eine Abänderung desselben nothwendig wurden, trat Freiherr von Hübner bereits 1867 wieder von seinem Posten ab.

Aus dieser Skizze sieht man schon, daß der Biograph Papst Sixtus' V. nicht eben zu den Anhängern der Ideen gehört, welche sich in neuester Zeit mehr und mehr zur Herrschaft durchgerungen haben. In der Schule Metternich's gebildet, durch Schwarzenberg in die Höhe gekommen, bekennt er sich noch am Schlusse seiner staatsmännischen Laufbahn als entschiedener Anhänger des Concordats. Wer sich das gegenwärtig hält, wird nicht ohne ein gewisses Mistrauen das geschichtliche Werk eines so denkenden Verfassers zur Hand nehmen: er wird sich aber — setzen wir das gleich hinzu — mit uns sehr angenehm enttäuscht finden und keine derartige Befürchtung als berechtigt erkennen.

Daß die Geschichte Papst Sixtus' V. einer neuen eingehenden Behandlung würdig und auch bedürftig ist, das wird niemand, der mit dem Stoffe und dem, was aus demselben bisher gemacht worden, einigermaßen bekannt ist, in Abrede stellen. Selbst die in ihrer Art classische Schilderung des merkwürdigen Mannes, die Leopold von Ranke in seiner unlängst neu umgearbeiteten und bis auf die Gegenwart fortgeführten Geschichte der Päpste gegeben hat, drängt bei der durch die Größe der zu lösenden Gesammtaufgabe gebotenen Oekonomie im einzelnen die Fülle der bedeutenden Momente, von denen man jedes für sich recht eingehend behandelt sehen möchte, in einen so knapp gemessenen Raum zusammen, daß die Lust mehr zu hören und tiefer in das Detail einzudringen sich nur doppelt energisch geltend macht. Mit der ältern historischen Literatur über Sixtus V. sieht es nun aber vollends ganz trostlos aus. Da haben wir zunächst die zuerst 1669 zu Lausanne erschienene Biographie des merkwürdigen Papstes von Gregorio Leti, die großen Erfolg hatte, mehrere Auflagen und verschiedene Uebersetzungen erlebte: sie gibt aber nur ein falsches, ein fratzenhaft verzerrtes Bild von Sixtus V.; der Papst Leti's ist, wie von Hübner mit Recht bemerkt, der Held eines Schelmenromans. Auf diese Leti'sche Biographie, die man geradezu ein freches Pamphlet nennen möchte, gehen alle die falschen Vorstellungen, alle die Fabeln und Lügen zurück, die bis in die Gegenwart über Sixtus V. in Umlauf waren und welche, namentlich in der Vorstellung des römischen Volks selbst, durch die geschichtliche Wahrheit zu ersetzen nicht so leicht sein und erst sehr allmählich gelingen wird.

Der kleine Schweinehirt, der drollige Mönch, der unruhige, ehrgeizige, unerträgliche Untergebene, der Witzbold, der fanatische Inquisitor, der heuchlerische Cardinal, der nach seiner Wahl, die er durch eine alberne List erschlichen hat, die Krücken von sich wirft, der tyrannische Papst, ein Freund des Hugenottenkönigs, zum Kriege rüstend gegen Philipp II., der seine Hauptstütze ist und der mächtigste Fürst der Christenheit, endlich den Tod findend durch Gift, welches der argwöhnische König gemischt hat — dies ist der Sixtus V. Gregorio Leti's.

Nach der entgegengesetzten Seite hin fehlte der zweite Biograph Sixtus' V., Pater Tempesti aus dem Minoritenorden, dem ja der große Papst selbst angehört hatte. Der Schmähschrift Leti's setzt er einen Panegyricus entgegen, denn es kam ihm namentlich darauf an, für seinen Orden den gebührenden Antheil an dem Glanze jener großen Gestalt in Anspruch zu nehmen. Seiner ganzen Anlage nach aber ist das Buch Tempesti's mehr für Gelehrte als für das große Publikum geschrieben; so fand es denn wenig Leser und hat zur Berichtigung des Urtheils über Sixtus V. sehr wenig beigetragen. Immerhin ist es von Werth wegen der in ihm gesammelten reichen Materialien, wenn man freilich sowol in der Auswahl als auch in der Benutzung derselben die rechte Kritik vermißt. Erst Leopold von Ranke hat Sixtus V. Gerechtigkeit widerfahren lassen: er zuerst hat die Züge des großen Mannes richtig aufgefaßt und mit der ihm eigenen Meisterschaft in wenigen Strichen lebensvoll zu zeichnen verstanden. Nach dieser Seite hin ist nichts wesentlich Neues zu leisten: man kann noch weiter in das Detail hinein ausmalen, man kann thatsächlich neue Einzelheiten ihrer bisherigen Vergessenheit entziehen, aber das Bild Sixtus' V. im ganzen und großen ist durch Ranke endgültig festgestellt, und an ihm kann wenigstens Wesentliches nicht mehr geändert werden.

So steht denn auch der neue Biograph Sixtus' V., Freiherr von Hübner, dessen Werk nach dem auf dem Titel befindlichen Vermerke nicht gleich zuerst deutsch, sondern, irren wir nicht, französisch erschienen ist, in Bezug auf die allgemeine Auffassung seines Helden im ganzen und großen auf dem Ranke'schen Standpunkte. Neues bietet er namentlich nach zwei Seiten hin: er fördert einmal die Kenntniß der großen Politik jener Zeit, indem er über die noch nicht im einzelnen bekannten Verhandlungen in Betreff Frankreichs und die damit eng zusammenhängenden und für Sixtus V. ganz besonders charakteristischen Beziehungen der Curie zu dem Hofe von Madrid ein neues Licht verbreitet, dann aber gibt er von dem gesammten Leben und Treiben jener Zeit in Italien überhaupt und namentlich in Rom ein auf umfassenden Studien, genauester Kenntniß von Land und Leuten und eingehendster Vertrautheit mit den damals entstandenen Bauten und Kunstwerken beruhendes, lebendiges und anschauliches und daher für den Freund der Culturgeschichte außerordentlich lehrreiches Bild. In das bisher zum guten Theil mit Dunkel bedeckte Gewirre der diplomatischen Verhandlungen ist durch die neuerdings der Wissenschaft zugänglich gewordenen und auch von Hübner benutzten Schätze des spanischen Archivs zu Simancas ein Einblick gewonnen worden; die in demselben aufbewahrten Berichte des spanischen Botschafters am päpstlichen Hofe und die oft mit eigenhändigen Bemerkungen König Philipp's II. versehenen Entwürfe zu den Antworten darauf sind für die Kenntniß jener Zeit von unschätzbarem Werthe. Dazu kommen dann die Berichte des venetianischen und des toscanischen Botschafters sowie die der Residenten der Herzoge von Savoyen, Mantua, Parma, Ferrara und Urbino, nebst den Instruc-

tionen für diese Beamten von seiten ihrer Höfe. Eine reiche Sammlung dieser werthvollen Archivalien hat Freiherr von Hübner aus den Staatsarchiven von Rom, Paris, Simancas, Venedig, Wien und Florenz in seiner Hand vereinigt. Diese bilden die Hauptquellen seines Werks. Daneben sind natürlich alle sonst irgend in Betracht kommenden Quellen gewissenhaft benutzt, jedoch mit der argwöhnischen Kritik, die namentlich für die von Parteigeist erfüllten zeitgenössischen Aufzeichnungen über Sixtus' V. Regierung durchaus nothwendig ist.

Ueber alle diese Punkte gibt der Verfasser im Eingange des ersten Buchs Rechenschaft. Weiterhin schildert er dann die allgemeine Lage Europas bei dem Regierungsantritte Sixtus' V. (1585), natürlich nur in großen Umrissen, um dann auf die politischen Zustände Italiens näher einzugehen. In dem Bilde, was da entworfen wird, nimmt die zwar schon alternde, aber doch immer noch hochwichtige Republik Venedig den ersten Platz ein; denn in dieser lag ja noch immer in gewissem Sinne das Centrum der europäischen Politik überhaupt, weil Venedig sich ebenso sehr um die Freundschaft des Papstes wie um die des Hauses Habsburg in Spanien und in Deutschland bewerben, und dabei doch auch darauf bedacht sein mußte, das gute Einvernehmen mit Frankreich, mit England und mit den protestantischen Fürsten Deutschlands aufrecht zu erhalten. Unter den Fürsten Italiens ragen der ehrgeizige und geschickt auf die Mehrung seiner Macht bedachte Herzog Emanuel Philibert von Savoyen und der durch seine dynastischen Interessen ebenfalls nach den verschiedensten Seiten hingezogene Mediceer Herzog Kasimir von Toscana hervor. Den Kreis enger ziehend, gibt der Biograph Sixtus' V. dann einen summarischen Ueberblick über die Entwickelung des Papstthums seit der Rückkehr von Avignon, schildert darauf das weltliche Regiment der Päpste und die Gestaltung der Dinge in Rom selbst, und entwirft endlich — vielfach im Anschluß an bisher ungedruckte zeitgenössische Tagebuchaufzeichnungen und seltene, selbst in Italien nur noch in ganz vereinzelten Exemplaren aufzufindende Reisebücher und Beschreibungen — ein culturhistorisch höchst interessantes und anmuthendes Bild der bedeutendsten Städte Italiens und des Lebens und Treibens in denselben.

Das zweite Buch berichtet dann die Ereignisse von dem Tode Papst Gregor's XIII. am 10. April 1585 an, die Parteiungen und Intriguen während des Conclave und das Zusammenwirken der sehr verschiedenartigen Einflüsse, denen schließlich die den Wählern selbst zum Theil überraschend kommende Wahl Sixtus' V. zuzuschreiben war. So charakteristisch diese Durchstechereien, dies Täuschen und Getäuschtwerden für die Kirche jener Zeit sein mögen, wir haben den Eindruck, als ob Freiherr von Hübner hier des Guten denn doch zu viel gethan und Dinge, die schließlich doch kein allgemeineres Interesse haben, allzu eingehend behandelt hätte. Der beste Theil des zweiten Buchs, zu dem man sich durch die unendlich verschlungenen Fäden der das Conclave erfüllenden Intriguen mit einiger Mühe durcharbeiten muß, erzählt die Geschichte des Fra Felice Peretti, des spätern Papstes, von seiner Jugend bis zu dem Augenblicke der Erhebung auf den päpstlichen Thron. Dies ist der Theil aus dem Leben Sixtus' V., dessen sich die verherrlichende ebenso wie die feindselig verkleinernde Mythenbildung mit besonderer Vorliebe bemächtigt hat, und der daher so dicht von nur halb begründeten und ganz erdichteten Ueberlieferungen überwuchert ist, daß bei dem Mangel wirklich authentischer Zeugnisse die Ermittelung der geschichtlichen Wahrheit sehr schwer, ja in einzelnen Fällen ganz unmöglich ist. Um so interessanter ist es, an der Hand der Darstellung, die Freiherr von Hübner gibt, zu verfolgen, wie sich der Charakter des spätern Papstes in allen wesentlichen Zügen schon in dem jungen Geistlichen entfaltet und mit dem schnellen, doch nicht ungehinderten und durch manche Kränkung getrübten Fortschreiten desselben in der Reihenfolge der geistlichen Würden immer entschiedener zur Geltung kommt.

Aus seinen Worten und Geberden, auf seinem Antlitz leuchtete der göttliche Funke; unter der Hülle einer überreichen Beredsamkeit zeigte sich die feste Grundlage des Wissens, die Reinheit der Lehre, die Innigkeit der Ueberzeugung.... Fra Felice hatte übrigens die Fehler seiner Tugenden. Er war ehrlich, aber barsch, lebhaft aber jähzornig; strenge gegen sich, aber auch gegen andere; mäßig, arbeitsam, den Schlaf leicht entbehrend, in allem voll Eifer, aber häufig vorlaut und nicht immer maßvoll; demüthig, wenn er sich beurtheilte; stolz, wenn er sich mit andern verglich; denn die Demuth schließt ein richtiges Urtheil nicht aus; immer und allenthalben Mönch, Frate im vollsten Sinne des Worts. Die Reichthümer der Welt verachtete er, so lange er deren nicht besaß. . . . . Er hatte drei vornehme Leidenschaften: er liebte Bücher, Künste und Bauten.

Der Rest des ersten Bandes und der ganze zweite Band sind dann der Darstellung des zwar nur fünfjährigen, aber nach den verschiedensten Seiten hin in so hohem Grade epochemachenden Pontificats Sixtus' V. gewidmet. Befremdlich durch ihre pointirte Gezwungenheit ist uns dabei aber die von dem Biographen gewählte Eintheilung des Stoffs gewesen; das zu Grunde gelegte Theilungsprincip ist doch eigentlich allzu zufällig, als daß es bei einer ernsten, auf tüchtiger Quellenforschung beruhenden geschichtlichen Darstellung durch den Contrast nicht recht störend wirken sollte. Freiherr von Hübner weist darauf hin, daß, wenn in Rom von Sixtus V. die Rede ist, das Gespräch sich jederzeit auf die Banditen, die Monti, die Congregationen und die Nadel, d. i. den Obelisk, wende. Er meint, daß damit die mündliche Ueberlieferung sehr treffend die Gerechtigkeitspflege, die Finanzverwaltung, das päpstliche Regiment und die Bauten dieses Papstes bezeichne, und deshalb hat er diese aus dem Volksmunde stammende Eintheilung sich angeeignet; die äußern Angelegenheiten finden ihre natürliche Stelle bei der Finanzrubrik, weil Sixtus' Einschreiten in den auswärtigen Fragen nur infolge seiner gefüllten Truhen möglich war. Wie gezwungen diese Eintheilung ist, wird jeder namentlich in dem letztern Passus empfinden; auch deckt sich der in Bezug des Zusammenhangs zwischen Sixtus' V. Finanzmaßregeln und seiner auswärtigen Politik aufgestellte Gesichtspunkt durchaus nicht mit dem, was nachher thatsächlich über beide Punkte entwickelt wird. Außerdem tritt in diesem Theile des Hübner'schen Werks eine Eigenthümlichkeit hervor, die an sich ja durchaus nicht zum Tadel gereichen soll, sich aber doch etwas breiter macht, als mit dem

Ernste der Historie recht verträglich erscheint, nämlich die Neigung zum Anekdotenhaften und die Vorliebe, lieber durch Anekdoten als durch eingehende Schilderung den Charakter der handelnden Personen sich vor dem Leser entfalten zu lassen. Es will uns scheinen, als ob diese Eigenthümlichkeit aus der besondern Art und Natur der Quellen erklärt werden könnte, aus denen die Darstellung vorzugsweise geschöpft worden ist; in den Berichten des Gesandten und Agenten pflegen ja solche einzelne Worte, einzelne Handlungen eines gekrönten Hauptes einen besonders hervorragenden Platz einzunehmen. Auch sind manche von den hierher gehörigen Aeußerungen Sixtus' V. im höchsten Grade charakteristisch.

Mit wie eiserner Hand Sixtus V. gegen die Banditen verfuhr, wie er von ihren Mitschuldigen und Helfershelfern auch die Höchsten nicht schonte, sondern auch diese ohne Gnade dem ihnen gebührenden Ende am Galgen überlieferte, ist bekannt. Weniger bekannt, aber fast bemerkenswerther noch und namentlich im Hinblick auf die Vorgänge unserer Tage ist es, daß der Papst dieselbe unerbittliche Gerechtigkeit angewandt sehen wollte, wo ein Geistlicher die Gesetze des Staats willkürlich misachtete. Als er nach seiner Wahl bei dem Empfange der fremden Botschafter dem Gesandten Signoria von Venedig für diesen Staat größere Rücksicht auf die Inquisition und die nicht immer gut behandelten Bischöfe empfahl, setzte Sixtus die höchst charakteristischen Worte hinzu: „Ich will damit nicht sagen, daß man den Bischöfen Auflehnung gegen die Obrigkeit gestatten solle. In einem solchen Falle hätte ich nichts dagegen, daß Euere Regierung die Schuldigen gefangen setze, oder auch ihnen die Köpfe zu Füßen lege!" Das entsprach ganz den Grundsätzen, nach denen der Papst in seinem Staate für die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung sorgte; es ist bekannt, einen wie überraschend glänzenden Erfolg er damit hatte, und daß sich Rom kaum zu irgendeiner Zeit wieder solcher Sicherheit im Innern und in der weitesten Umgegend erfreut hat. Und in ähnlicher Weise faßte Sixtus seine finanziellen Grundsätze zusammen in das Wort: „Ein Fürst ohne Geld ist nichts." Auch hat er in seinen Finanzen treffliche Ordnung gehalten und so Schätze angesammelt, welche ihm in jener geldarmen Zeit zu großer Macht auch in den internationalen Verhältnissen verhalfen. Dabei war Sixtus freigebig, wo er eine Ausgabe als nützlich und ehrenvoll ansah. Der sonst so peinlich sparsame Papst hat ungeheuere Summen auf seine Bauten und die von ihm ins Leben gerufenen Kunstwerke verwendet. Das diese Punkte behandelnde Kapitel des Hübner'schen Werks gehört zu den interessantesten Abschnitten des ganzen Buchs und gibt ein höchst lebendiges Bild des damaligen künstlerischen Schaffens in Rom. Das meiste sachlich Neue bieten dagegen die letzten Abschnitte, in welchen Sixtus' V. Politik Frankreich und Spanien gegenüber dargestellt ist: die von dem Verfasser benutzten bisher unbekannten archivalischen Quellen haben eine Fülle neuer Aufschlüsse gegeben und lassen nicht blos die Politik Sixtus', sondern auch die zur Zeit des Pontificats desselben eingetretenen großen Ereignisse, das Aufkommen Frankreichs unter Heinrich IV. und das Sinken der der Weltherrschaft einen Moment so nahen spanischen Monarchie unter Philipp II. in einem neuen Lichte erscheinen.

Hans Prutz.

Zur neuesten Romanliteratur.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Ohne Zweifel der bedeutsamste unter den uns diesmal vorliegenden Romanen, mögen wir nun das Stoffinteresse oder die Darstellungskunst befragen, ist

4. Der Mann mit dem steinernen Herzen. Roman von Maurus Jókai. Aus dem Ungarischen. Autorisirte Uebersetzung. Vier Bände. Berlin, Janke. 1874. 8. 5 Thlr.

Der Gegenstand ist von weltgeschichtlicher Bedeutung, da ihm die Wirren und die ungarische Revolution der Jahre 1848 und 1849 zu Grunde liegen, und überdies in lebendigen Strichen hingemalt. Nähere Grundlage bildet das Geschick einer hochedeln ungarischen Magnatenfamilie in der Revolution, der Mutter mit drei Söhnen und zwei Schwiegertöchtern. Der Vater dieser in all ihren verschiedenen Gliedern höchstes Interesse ansprechenden Familie Baradlay, ein Mann mit steinernem Herzen in pathologischem Sinne, da er Jahrzehnte an Versteinerung der Herzschlagader gelitten und daran stirbt, mit steinernem Herzen im biblisch-symbolischen Sinne, da er über den eigenthümlichen Größeplanen für sein Haus und, wie er wol meint, auch für sein Land von jeher auch nicht die leiseste Gefühlsregung bei sich und den Seinen hat aufkommen lassen: dieser sonderbare Mann ist kurz vor dem gewaltigen Völkersturm seinem Uebel erlegen. Wir mögen aber schließen, was für eine Natur er war, wenn wir den Sterbenden, der genau berechnen kann, daß er nur noch eine Stunde Zeit zu leben hat, seiner längst zur bloßen Marmorstatue erstarrten Gemahlin kalt und abgemessen ein Testament in die Feder dictiren sehen, durch welches er bis in die weite Zukunft das Geschick seines Hauses und die von den Stammhaltern desselben einzuhaltende Politik zu bestimmen meint. Der stolze Conservative, der offenbar Haus und Land für immer an die österreichischen Stillstandsinteressen knüpfen will, vermißt sich in seiner Sterbestunde zu folgenden Behauptungen:

> Ich habe ein großes Werk geschaffen, das nicht mit mir zu Grunde gehen darf. Die Erde soll sich nicht drehen, sondern stillstehen. Und wenn auch die ganze Erde sich bewegt, dieses Stück Erde geht nicht mit....
>
> Und zur Gemahlin: Noch eine Stunde lang werde ich Ihr Gebieter sein; was ich aber in dieser Stunde vor Ihnen sage, wird Ihr ganzes Leben ausfüllen. Ich werde auch nach meinem Tode Ihr Gebieter bleiben, Ihr Herr, Ihr Tyrann, mit dem Herzen von Stein.

Der Blick täuscht uns nicht, wenn wir aus dieser starren, grauenerregenden Todesgröße, welche die Scene eröffnet, schließen, daß der Roman uns überhaupt Naturen vorführen wird, die Eisernes zu tragen haben, und Geschicke, welche Uebermenschliches zu leiden und zu thun gebieten. Aber ebenso gewiß mögen wir da in dem kleinen Sterbezimmer an einem eng umgrenzten Familienacte die kommende Revolution ganzer Reiche vorausverkündet finden, wenn sich die düstere Sterbescene abschließt wie folgt:

Als der vielgewaltige Mann mit dem versteinerten Herzen fühlte, daß er vor einem noch Mächtigern sich beugen müsse, da schloß er freiwillig die Augen und preßte die Lippen zusammen, nicht wartend, daß man ihm Hülfe leiste im Sterben wie andern gebrechlichen Menschen, und übergab seine große, unbezwingbare Seele dem großen Kerkermeister, stolz, ohne Zögern, wie es einem Edelmann ziemt. Die Frau aber, als sie sah, daß die letzten Momente abgelaufen und ihr Mann eine Leiche war, stürzte am Schreibtisch nieder auf ihre Knie, und die ineinandergefalteten Hände auf das geschriebene Blatt legend, stammelte sie: Höre mich, Herr und Gott, und wolle so seine verlassene Seele vor dein Angesicht gelangen lassen und ihm so barmherzig sein im Jenseits, als ich schwöre vor dir, daß ich, o Herr, von alle dem Bösen, das er mir aufgetragen mit seinem letzten Athemzug, das Gegentheil erfüllen werde! So wahr du mir helfen mögest in deiner unendlichen Allmacht! ... Ein übermenschlicher, ein namenlos grauenhafter Schrei ertönte durch die Grabesstille. Und siehe, seine früher geschlossenen Lippen waren geöffnet, die zugeschlossenen Augen waren aufgerissen, und von den beiden über der Brust zusammengelegten Händen war die rechte über den Kopf erhoben.

Er nimmt sich allerdings etwas seltsam aus, dieser Titel eines vierbändigen Romans, wenn uns der „Mann mit dem steinernen Herzen“ gleich im ersten Kapitel auf dem Sterbebette vorgeführt wird. Gleichwol hat der Titel insofern recht, als das furchtbare Familienhaupt auch noch vom Jenseits aus gleichsam als Rachegeist das Geschick der Familie regiert, als der Kampf mit diesen nicht wegzulöschenden Gedanken die furchtbar geprüfte Witwe und Mutter, die doch den Bruch gewagt, immer noch beherrscht und quält, als der Verstorbene seine abtrünnig gewordene Familie bis an den Rand des Abgrundes zu verfolgen scheint und unerbittlich sein Opfer fordert. Da scheint allerdings geheime Geister- und Dämonenmacht zu walten.

Sehen wir uns das Gerippe der unendlich wechselreichen Völker- und Familiengeschichte an: Ocdön Baradlay, des Hauses ältester Sohn, wird zunächst durch der Mutter segenstiftende Hand aus einem verzweifelnden Liebhaber ein sehr beglückter Familienvater, greift dann aber in die hohe Politik der ungarischen Revolution als Parteihaupt ein und macht hier die furchtbarsten Prüfungen durch. Der zweite, Richard, Offizier, weiht sich ebenso mit Leib und Seele derselben unselig ausgehenden Revolutions- und Freiheitssache, führt sein Reiterregiment aus dem österreichischen Dienst mit ins aufständische Lager über, macht auf dieser Flucht und in dem ihr folgenden Krieg unerhörte Strapazen und hundertfache Lebensgefahr durch, fällt nach beendeter Revolution dem Kriegsgericht in die Hände und soll eben erschossen werden, als eine seltsame Verwickelung von Intriguen und Schicksalswendungen ihm Leben und Freiheit wiedergibt. Zugleich gewinnt er zum Weibe eine schwergeprüfte vorzügliche Braut, deren Muth und Geistesgegenwart sich und den Geliebten fast ebenso geschützt und bewahrt hat wie seine eigene Thatkraft und höchstens überwogen wird von den großherzigen, weit über alles Gewohnte hinausgehenden Geisteseigenschaften der Mutter dieser bedeutenden jungen Männer. Der jüngste Bruder, Jenó, der Mutter Liebling, bis gegen das Ende hin wenig beachtet, zur Diplomatie bestimmt und eher schüchtern abwägenden Wesens, steht auf dem Punkte, durch das Versprechen von Amt und Ehre und durch die Sirenenstimme eines schönen, aber teuflisch schlechten und Verrath übenden Weibes in die österreichische Sache hinübergezogen und so gegen die eigenen Brüder und das eigene Vaterland getrieben zu werden. Wieder ist es die Mutterhand, die ihn aus diesem geistigen Verderben rettet, sein guter Engel, wie sie es in anderm Sinne auch den beiden andern Söhnen zu sein Geist und Muth anwendet, Verstand und Gemüth aufs höchste spannt. Er lebt übrigens von dieser Wendung an bis zum Ende des Aufstandes tröstend und helfend in der Familie des ältesten Bruders, ohne sich in die öffentlichen Dinge zu mischen. Da gibt ihm eine eigenthümliche Namensverwechselung Anlaß, statt dieses verfemten Bruders sich dem pesther Kriegsgericht zu stellen und für ihn nach frei heroischem Entschluß den Tod auf dem Schaffot zu leiden. Der junge Mann, der lange unschlüssig schwankte und mindestens keine heroischen Eigenschaften darlegte, hat schließlich das Großartigste gethan, er ist der Held der Helden.

Diese sechs Gestalten, die Mutter mit den drei Söhnen und den zwei Frauen, jede mit ihren höchst charakteristisch hervorspringenden individuellen Geisteseigenschaften, alle aber nach Einer großen Richtung steuernd, bilden einen so mächtig fesselnden Personenkreis, daß wir nicht anders können, als mit Staunen und Bangen ihrem Schicksal bis zu Ende gespannt folgen. Schade nur, daß der glänzende Cirkel, in seinem engen Kreise die universelle Verherrlichung des magyarischen Volksthums darstellend, in einer Höhe der Idealisirung gehalten ist, die uns nicht mehr recht an ihre Naturwahrheit glauben läßt. Das sind Figuren aus einer Zeit und einem Stamme, die von unsern Generationen nicht verstanden noch gefaßt werden können, die sich in solcher Art und Größe auch zu keiner Zeit und an keinem Orte zusammengefunden haben. Und mit der innern Wahrscheinlichkeit ihres Geisteswesens fällt auch die äußere ihres Lebensgangs dahin; die Saiten sind zu hoch gespannt.

Viel wahrscheinlicher erscheint die andere Seite der Menschennatur, die schlechte, die in der Familie Plankenhorst dargestellt ist. Verfehlte Speculation, verfrühte Liebe, schließlich ein sehr bedeutendes Geldinteresse von verwöhnten Weltdamen, Mutter und Tochter, die nun einmal nichts Besseres gelernt haben als Glänzen in einer herzlosen, genußsüchtigen, raffinirten Gesellschaft, dazu Verlockung durch noch schlauere Werkzeuge, endlich gar — und das ist die nobelste Seite, die entschuldigende und reinigende in dem sonst recht gewöhnlichen Sündenpfuhl — die in Wuth ausbrechende Verzweiflung über den Verlust des trotz alles speculativen Spiels wahrhaft und allein Geliebten: alle diese Mo-

mente zusammenwirkend mögen es erklären, wie aus einem haltlosen Weiberherzen ein vulkanartig ausbrechender Krater der Rache und des Hasses wird. Erklären läßt sich, wenn dieses Weib, dem ja ohnehin Freiheit und Vaterland unbekannte Begriffe sind, blindlings darauf losstürmt, diejenige Familie, die das Schicksal ihrem vermeintlichen Glück zerstörend in den Weg geworfen, auch total auszurotten und zu diesem Zwecke das Spiel mit der Revolutionspartei, den Verrath an ihr nicht zu gemein zu achten. Die volle Unnatur liegt freilich in dem Verhalten zu dem eigenen Knaben, dem Kinde der Liebe, welches die Rabenmutter aus Furcht vor unliebsamer Entdeckung so sicher von sich zu entfernen gewußt hat, daß sie selbst es hernach nicht mehr findet. Das Kind verkommt in Schmuz und Elend, bis die Nachforschungen des Vaters seine Spur aufdecken. Aber kurz, diese Idealisirung ins Schwarze, um dem Teufel ein Weib fertig zu bringen, hat schließlich viel mehr innere Wahrscheinlichkeit an sich als jene obengenannte Reihe von Idealgestalten. Das Porträt jenes Weibes verletzt um so weniger, als der Dichter schließlich an der verlorenen Familie Gerechtigkeit übt: das nur auf glänzende Repräsentation gebaute Haus geht zu Grunde; die alte Plankenhorst wird von der Tochter ins Irrenhaus spedirt; diese selbst, zur Bettlerin geworden, sucht Hülfe bei dem eigenen Sohn, der ihr höhnend ihr Verhalten zu ihm, dem verstoßenen Knaben, vorhält und nach Amerika geht; sie kommt in den Armenspitel, dem die Mutter der Baradlay, der ihr so grimmig Verhaßten, als Oberin vorsteht. So schließt das ganze Lebensgemälde derart ab, daß allen in gut und böse ihr Recht geworden; zu bedauern ist nur, daß in der Regel das Leben nicht so rechnet, sondern nach unerbittlichen Existenzgesetzen oder nach Zufall und Fatalismus gut und böse durcheinander verkommen oder gedeihen läßt. Auch diese vergeltende Gerechtigkeit ist eben wieder — Ideal.

Die vier Bände enthalten eine Reihe von großen Prachtbildern aus dem Natur- und Menschenleben; die glänzendsten sind: der petersburger Marmorpalast im Prunk der hohen Gesellschaft und ein unterirdischer Orgientempel für die verfeinertsten Gelüste der Reichen und Vornehmen; die furchtbare Burana und die Wolfsjagd in der seltsam verkehrten Situation, daß der Wolf der Jäger, der Mensch das gehetzte Wild ist, romantisch, grandios und schreckend, echt russische Naturscenen; ähnlich die ungarische Heide und Sumpflandschaft, gerade so ergreifend und von derselben fremdartigen Anziehung wie jenes russisch winterliche Steppenbild; die Körösinsel, ein Idyll mitten im Schlachtlärm, von bezauberndem Liebreiz. Eine überwältigende, von Feuer enthusiastischer Vaterlandsliebe getragene, die großartigen Kriegsschrecken in intensivster Farbenglut widerstrahlende Scene ist das Bild der Beschießung der Stadt Pesth und Belagerung der Feste Ofen, erhaben schön, furchtbar fesselnd, in Feuer getaucht.

Noch reicher sind freilich die excessiv romantisch geschraubten Scenen mit unvollkommen motivirten Gewalteffecten.

Es heißt der Phantasie erdrückend viel zugemuthet, wenn die beiden adelichen Herrensöhne Leonin Ramirow und Oedön Baradlay an Einem Tage auf russischer Winterfahrt folgenden Abenteuern glücklich entgehen sollen: die furchtbar über die öde Schneefläche hinrasende Burana packt sie noch am äußersten Flügel und gerade so viel, um sie mit dem Leben davonkommen zu lassen; ein heftiger Sturz des Wagens schleudert sie ans Ufer des Dnjepr, und der Schlittschuhlauf auf dem Strome wird auf Leben und Tod ein Wettlauf, da Hunderte heulender Wölfe heißhungerig ihnen nachstürzen, die vordersten wirklich zum Kampfe kommend; zum Schluß stürzt der eine durch ein von Fischern ins Eis gehacktes Loch in den Strom, der andere wirft sich ihm nach und bringt den Freund lebend vom Stromesgrunde herauf. Diese Abenteuerreihe ist unfaßbar, wir glauben ihr nicht. Das vollständige Seitenstück dieser Situationen, nur daß es unter Hunderten spielt, ist das Kapitel „Zwischen Wasser und Feuer", die Entweichung des ungarischen Husarenregiments über Ströme und Berge, durch Nacht und Hunger, ein gelingendes Wagestück, das wir höchstens einer Schar von Leonidas-Naturen zutrauen dürften; für heutige Generationen scheint dergleichen zu viel zum Begreifen, geschweige zum Durchleben. Und daran knüpfen dann wieder die Thaten der ungarischen Nationalarmee und des Aularegiments an, ein riesiges Reckenthum, von dem wir kaum die Idee haben, ein „Nibelungenepos der Neuzeit". Man nehme in seinen Einzelporträts das Kapitel durch, in dessen Einleitung es heißt: „Ein unsaglicher Schmerzensschrei ging durchs Land; die Luft trug ihn von Berg zu Berg, und als der Widerhall ihn zurückbrachte, war er schon kein Weheruf mehr, sondern ein Schlachtruf." Dieser Heroismus spitzt sich zu in dem erhabenen Revolutionsduell der Brüder Richard und Oedön Baradlay, die sich auf den todbringenden Wettlauf laden, wer von ihnen auf seiner Seite zuerst die Mauern der feindlichen Festung erklettert habe. Und endlich: in ihrer Art ebenso heldenhaft und unglaublich sind die Erlebnisse der beiden edeln Frauen, deren eine in Nacht und Grausen die Söhne, deren andere den Geliebten retten will, erduldend und besiegend, erfindend und ausführend was man kaum der schwachen Menschenkraft zutraut.

Wir nehmen endlich Act von den besondern Charakter- und Nationalbildern und der humoristischen Seite des Buchs.

Ins Kapitel des Humors fällt gleich das Einleitungsbanket, eine Art ungarischer Comitats- oder Delegatenversammlung beim Wein und mit den obligaten Toasten. Der hochwürdige Herr fördert aber mit geschwollenen Backen und dem kräftigsten Lungenaufwande den Knalleffect zu Tage:

Diesen glorreichen Mann, der, ein zweiter Atlas, die Last unsers Landes auf den Schultern trägt, den die späteste Nachwelt als das Vorbild wahren Patriotismus verherrlichen wird, das Haupt und den Oberfeldherrn des Lagers unserer zum Siege eilenden Gesinnungsfreunde, ihn, unsere Schule und Stütze, unsern leuchtenden Pharus — obwol er leider nicht gegenwärtig ist — erhalte der Himmel noch lange, unzählige Jahre!

Wer je einmal auch nur einen Zipfel öffentlichen Lebens gesehen hat, der weiß, was er von solchen Versammlungen und oratorischen Meisterstücken zu halten hat; sie sind in der ganzen Welt die gleichen, stereotyp, treffen immer was zufällig oben schwimmt. Selten freilich treibt auch das Schjickal seinen Humor so weit wie gerade

hier, daß es nämlich eine so gefeierte Größe (vulgo Duodezgröße) in dem Momente, da die weinbegeisterte und wortselige Gemeine jubelt: Er lebe! er lebe tausend Jahre! — sans façon abruft in jenes unbekannte Land, von woher keiner wiederkehrt. Zum Ueberfluß wird die erwähnte Feier noch in seltsamer Weise commentirt durch das Leichengebet des Ortsgeistlichen in einem Stil, wie man ihn sonst auch auf die verstorbenen Mächtigen nicht anzuwenden wagt. Die Rede und der Redner, den sie um seines schneidigen Wortes willen den „alten Kurutzen“ heißen, sind Originale.

Eine eigene Nuancirung aus dem ungarischen Magnatenleben stellt Tallérosz Zebulon dar, die Personification des hochconservativen, starr an seinen Standesvorurtheilen hängenden, von seinem bornirten Standpunkt aus mit dem Genius seiner Sprache im Kriege liegenden oberungarischen Landedelmanns. Dem ungarischen Leser ist die Figur als eine stehende des Jókai'schen Witzblattes „Der Komet“ bekannt. Wie sie uns hier in deutschem Gewande vorgeführt ist, scheint sie uns weder komisch noch auch nur recht humoristisch: der gesprächige Alte macht zwar genug Bêtisen, ist daneben recht unschuldig gutmüthig; aber der Habitus der Gesammtzeichnung ist zu schwerfällig, und überdies fallen zu tiefe Schlagschatten daneben, als daß das unbefangene Ergötzen des Humors aufkommen könnte. Höchstens macht es sich so recht gemüthlich einmal Platz, als Herr Zebulon seiner keifenden bessern Hälfte klar macht, was hohe Politik sei:

„Also sage mir, was ist hohe Politik?“ fragte er mit sanfter Malice. — „Sag du's zuerst!“ replicirte Frau Anna mit hochgeröthetem Gesicht. — „Nun, ich will dir's sagen“, versetzte Herr Zebulon. „Hohe Politik ist, meine fünf Mädel an Mann zu bringen.“ Nun, das war ein Thema, über das Frau Anna mit sich reden ließ. . . . „Nur wer hat fünf Mädel, weiß, was ist hohe Politik!“

Eine echt humoristische Nationalgestalt ist dagegen der adeliche Ochsentreiber Gregor Boksa, dessen Stückchen, wie er den Feinden 50 Ochsen wegtreibt, zu den ergötzlichsten Streichen gehört. Eine andere nicht minder erbauliche Figur, und wieder nach dem Jókai'schen Witzblatt, ist nach innen und außen die ausgeprägte Verkörperung des behäbigen Schlendrians, der sich gut füttert und daneben die ganze Welt laufen läßt, wie sie eben kann und mag. Der liebenswürdigste Humor herrscht in der ganzen Stellung des Rittmeisters Baradlay zu seinem Diener Paul, der schließlich seine Treue dadurch besiegelt, daß er in der Schlacht für seinen Herrn fällt. Ergötzlich boshafter Humor dagegen liegt in dem fein angezettelten Auftritte, wie der Administrator und Volksverräther Ridegváry, Aspirant auf die Hand der Witwe Baradlay, zur Verlobung ins Herrenhaus geladen wird, in der Meinung, es gelte ihm, mit seiner ganzen Partei und feierlich vorbereitetem Gepränge einrückt und nun die ihm tödlich verhaßte Verlobung des einen Sohnes sich abspielen sieht. Eine Bande zusammengetrommelter Brüller, welche jenen hohen Herrn leben lassen sollen, gibt uns ein getreues Bild der Pöbelscharen, die in aller Welt zum Spectakelmachen benutzt werden und zum Saufen gut sind. Der Autor hat uns zum zweiten mal, nur in drohenderer Form, die ähnliche Rasse vorgeführt als Raub- und Sturmcolonne in der wiener Revolution. Eine Comitatsversammlung, in welcher die schlagenden Argumente blutig auf die Köpfe geschrieben werden, gehört mit zwingender Nothwendigkeit zum nationalen Bilde, das ohne sie um eine lebendig sprechende Farbe ärmer wäre.

Die Versuchungen, welche in glänzendster Form an den jüngsten Baradlay herantreten, um ihn auf eine unselig principlose und gegenüber der scharfumgrenzten Haltung der ganzen übrigen Familie geradezu verrätherische Laufbahn hineinzuwerfen, sind ein auf der schlüpfrigen Laufbahn der Politik und Diplomatie ganz gewohntes Factum; sie begründen aber seinerseits durch die Unentschlossenheit und den Mangel an Charakterfestigkeit eine Art Schuld, und es ist eine der feinsten seelischen Nuancen, daß diese Schuld gebüßt werden muß, daß gerade er, der sonst gar nichts verbrochen, für den am schwersten compromittirten Bruder das Opfer wird; nur liegt in der freiwilligen Uebernahme dieses Opfertodes eine ideale Hoheit, läuternd und versöhnend; der Theuerste der hochsinnigen Mutter erweist sich der unendlichen Fülle ihrer Liebe würdig.

Was folgern wir aus der ganzen Haltung? Der Dichter hat sich ebenso viele Excentricitäten erlaubt, wirft uns in ebenso vielen unbegreiflichen Dingen und tollen Wagnissen, die zudem alle glücken sollen, herum, wie wir es oben bei Anlaß des ebenbesprochenen Ritterromans constatirten, sei es nun, daß er sich einfach durch den Gang zu Effectscenen habe bestimmen; sei es, daß er sich durch die begeisterte Verherrlichung der magyarischen Nationalität habe hinreißen lassen. Jedenfalls hat das Ungarvolk, das er in seiner Revolutionsthat leuchtend vorführt, allen Grund, seinen Sänger hochzuhalten und ihm einen Theil der Liebe rückzuzahlen, die hier aus vollem Herzen dem ganzen Stamm entgegengetragen wird. Aber trotzdem, daß wir uns diese Ausschreitungen in keiner Weise verbergen dürfen, trotz allem, was unmotivirt oder psychisch schief gezeichnet scheint, steht der Roman um sehr viel höher als der vorige. Die glücklich sich abhebenden Wechsel in den äußerst mannichfachen Scenerien und den ebenso wechselreichen Seelenprocessen, die glänzende Vollendung einer Reihe von großen Naturgemälden, die Großartigkeit und — wenn auch zu gespannte! — Idealität des Gesammtporträts, die Angemessenheit und Würde des Tons stehen auf der Höhe eines bedeutsamen Völkerdramas.

J. J. Honegger.

Lyrisches und Episches.

1. Dichtergrüße aus Oesterreich von Erwin Plowitz. Wien, Brüder Winter. 1874. 8. 28 Ngr.
2. Aus meiner Liedermappe. Gedichte von Heinrich Pfeil. Dritte wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, Theile. 8. 10 Ngr.
3. Herbstzeitlosen. Kunstlose Lieder von Karoline von Egloffstein. Berlin, Beck. 1874. 16. 15 Ngr.
4. Eigenes und Fremdes. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Wien, Rosner. 1874. Gr. 16. 1 Thlr.
5. Wellenspiele. Gedichte von Schmitt vom Rheine. Erster Band. Manheim, Schneider. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
6. Aus Hellas. Gesänge von Alfred Friedmann. Wien, Rosner. 1874. Gr. 16. 20 Ngr.
7. Im Fichtelgebirge Ein Waldstrauß von Ludwig Zapf. Wunsiedel, Krause. 1874. 16. 7½ Ngr.
8. Immergrün. Die Monate des Jahres in Denksprüchen. Gesammelt und eingeleitet von Ludwig Buud. Zweite Auflage. Hamburg, Grüning. 1874. Gr. 16. 22½ Ngr.
9. Geharnischte Sonette wider die Civil-Ehe. Für Deutschlands Volk von einer deutschen Frau. Berlin, Beck. 1874. 8. 10 Ngr.
10. Wladimir der Große. Epische Dichtung frei nach dem Schwedischen des Eric Johan Stagnelius von Rudolf Wellnau. Leipzig, Mentzel. 1874. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
11. Tuisko oder das alte und das neue Deutschland von Hermann Wald. Offenburg, Trube. 1874. Gr. 8. 1 Thlr.
12. Vionville. Ein Heldengedicht in drei Gesängen von E. von Wildenbruch. Berlin, Stilke. 1874. Gr. 8. 15 Ngr.
13. Das blutige Jahr (L'Année sanglante) von Paul Jane (Adolphe van Soust de Borckenfeldt). Autorisirte Uebersetzung von Gustav Dannehl. Breslau, Max u. Comp. 1874. Gr. 8. 10 Ngr.

Die unermüdliche Productivität unserer Lyriker ist angesichts der bärbeißigen Lieblosigkeit, mit welcher sie in gleicher Weise von den Verlegern, dem Publikum und der Kritik behandelt zu werden pflegen, eine doppelt rührende Erscheinung. „Seid fruchtbar und mehret euch" — dieser Segensspruch findet auch auf unserer Dichter hoffnungsfreudige Schar Anwendung. Die lyrische Sündflut, mit welcher Deutschland wie kein anderes Volk begnadigt ist, strömt in so mächtigen Wogen, als wollte das Meer noch ein Meer gebären. Und ob man auch Flügel der Morgenröthe nähme und bis an die äußerste Sprachinsel unsers geliebten Deutsch flöge, man würde auch hier den zartleibigen Erzeugnissen unserer Dichter begegnen, welche bei ihrem mimosenhaften Gemüth mit schüchterner Hand an die oft verderbenbringende Pforte der Kritik klopfen. Ein keineswegs erfreuliches Merkmal für diese Massenproduction ist dabei, daß die höhern Gattungen der Lyrik, wie Ode und Elegie, unter einer auffälligen Vernachlässigung zu leiden haben. Wohl wird der wahre und große Dichter auch dem Ausdruck des mehr subjectiven Empfindens den Stempel der allgemeinen künstlerischen Bedeutung aufzudrücken wissen, aber für untergeordnete Talente liegt die Gefahr der Versandung bei der beständigen Bearbeitung des durch die Worte „Liebe" und „Frühlung" bezeichneten Terrains nur zu nahe. Man hört sich bald an diesen Tönen satt, wenn sie nicht einem Dichter von hervorragender Bedeutung angehören. Sobald unsere Talente versuchen wollten, den Anforderungen einer ernstern, inmitten unserer geistigen Kämpfe stehenden Gedankenpoesie zu entsprechen, würde es ihnen gewiß gelingen, auch weitere Kreise für ihre Bestrebungen zu interessiren, die sich jetzt ihnen gegenüber in kühler Unnahbarkeit verhalten.

Die „Dichtergrüße aus Oesterreich" von Erwin Plowitz (Nr. 1) sind mit Dank willkommen zu heißen, da sie das edle Streben eines entschiedenen Talents verrathen, welches mit Vorliebe in den von dem Gedanken intensiv erleuchteten Gegenden des Parnasses verweilt. Ein hochstrebender, für die idealen Güter der Menschheit begeisterter Sinn, welcher mit stolzer Verachtung auf jede den Glanz des Geistesadels befleckende Gemeinheit herabblickt, verbannt alles Tändelnde und Spielerische, alle an „Jery und Bätely" erinnernden Tonarten. Für das einfache Lied ist das Talent des Dichters nicht leicht und zart genug, sein eigentliches Gebiet ist die Elegie und die Romanze, letztere in dem weitern Sinne des lyrisch-epischen Gedichts genommen. Die Sammlung würde einen noch erfreulichern Eindruck machen, wenn der Leser einer Anzahl von Dichtungen nicht die vom Affecte fieberhaft bewegte Hand des Verfassers anmerkte, der oft noch zu sehr unter der Herrschaft der leidenschaftlichen Erregung steht und es nicht immer vermag, die künstlerischen Gebilde zu ebenmäßiger Harmonie heranreifen zu lassen. Die Form zeugt von gewissenhaftem Fleiße, selten beleidigt uns ein unreiner Reim, und schwierige Strophen wie die ottave rime werden mit vielem Geschick zur Anwendung gebracht. Auffallend ist dagegen die falsche Betonung einzelner Eigennamen wie: Méssias, Zénith, Néptun u. s. w.

Plowitz verleugnet keinen Augenblick den österreichischen Dichter, der sich an Nikolaus Lenau und Anastasius Grün herangebildet hat. Er besitzt etwas von der „tiefschwarzen Seide" des erstern und zugleich von dem „rosenrothen Panier" des letztern. Das Leid des Daseins erpreßt ihm schwermuthsvolle Klagen, aber er sucht es mannhaft zu überwinden und findet in der Dichtkunst eine Stätte, wohin der Schmuz des Alltagslebens nicht dringen kann. Aus dieser Stimmung heraus ist das tiefempfundene Eingangsgedicht „Trost" geschaffen:

> So steigt herab, ihr Genien, von der Höhe,
> Umschwebet mich nur noch ein einzig mal,
> Berauscht noch einmal mich durch eure Nähe,
> Tragt mich hinaus aus diesem Jammerthal,
> Daß ich getrost auf diese Erde sehe,
> Aus der sich längst mein heißes Sinnen stahl,
> Tragt mich empor zu jenen schönen Welten;
> O! nehmt mich auf, ich will es euch vergelten.
>
> Ich will euch wie die zarte Knospe hegen,
> Die aus dem Beete wunderbar erblüht,
> Und Rosen will ich streun auf allen Wegen,
> Durch die der Genius bezaubernd zieht.
> Ich will euch wie ein heilig Kleinod pflegen,
> In meiner Seele tiefempfundnem Lied;
> O nehmt mich auf und höret meine Bitten,
> Denn lang hab' ich in eurem Dienst gestritten.
>
> Was gilt mir denn die Welt, ein wildes Jagen,
> Ein unbegriffnes seelenloses Reich,
> Ein geizig Haschen und ein tolles Wagen,
> Und ihre Laster blicken hohl und bleich.

Kein Sterblicher verstehet meine Klagen,
Ich habe euch, ich habe einzig euch,
Ihr meine Genien habt mich stets verstanden,
An euch nur ward mein Glaube nicht zu Schanden.

Euch sucht' ich auf, wenn feile Krämerseelen
In meiner Brust dem Stolze lachten Hohn,
Auf euern Trost konnt' ich beruhigt zählen,
Wenn unverstanden mich die Menschen flohn,
Ob diese Zwerge meinen Körper quälen,
Es schwingt mein Geist sich auf zu euerm Thron,
Dort küßt ihr mich und reichet mir zum Lohne
Den Stab der Götter und die Dichterkrone.

Seid mir gegrüßt, die ihr in langem Zuge,
Ihr holden Boten, mir das Haupt umschwebt,
Es rauscht geheimnißvoll von euerm Fluge
Und seltsam fühl' die Seele ich durchbebt,
Es ist kein Wahn, gezeugt von schnödem Truge,
Wie wird's mir hell, da sich der Schleier hebt,
Ihr seid's, ich sinke nieder vor Entzücken
Und Zauber ruhn auf meinen stummen Blicken.

O Dank, o Dank im Namen meiner Wunden
Für diesen Balsam, tausend, tausend Dank;
Schon hab' geöffnet ich mein Grab gefunden
Und in die Tiefe sah ich bleich und bang,
Da riefet ihr ein Halt! den Schreckensstunden,
Es tönte durch die Nacht wie Sphärensang,
Und aus dem Himmel stieg der Trost hernieder
Und der Olymp gab mich den Menschen wieder.

Ueberall ist ein reformatorischer Freiheitsdrang mächtig, der energisch mit dem Schutt der Vergangenheit aufräumt, um Licht und Raum für die Werkstätte des modernen Weltgeistes zu gewinnen. Aus dem Aberglauben und dem Fanatismus führt uns der Dichter in den Tempel der Humanität, wo die Liebe das milde Scepter schwingt („Die zwei Wanderer", „Dem neuen Morgen"), er feiert die allsiegende Macht des Menschengeistes, welcher sich die rohen Naturelemente zu dienstbaren Gewalten unterwirft („Die besiegten Götter"), und wendet sich mit David Strauß verurtheilend „An die Halben", die er auffordert, den Tempel Gottes von allen unsaubern Elementen zu befreien und nicht schmählich in der Mitte des Wegs stillzustehen. Durchaus beifallswürdig spricht sich diese wackere Gesinnung in dem Gedicht „Die Fünfundzwanzig" aus.

Es ist bezeichnend, daß sich in der ganzen Sammlung nur zwei Liebesgedichte finden, von denen das eine, „Trockene Blumen", balladenartig, aber nüchtern und spröde ist, während das andere wärmere und innigere, „Flammen", eine Elegie bildet. Plowitz rückt immer gern mit dem schweren Geschütz der breit durchgeführten Gedankenpoesie vor und besitzt nicht die Fähigkeit, eine einfache Empfindung melodisch austönen zu lassen. Dagegen weiß er den epischen Ton in einer Anzahl längerer Romanzen recht glücklich zu treffen, wie z. B. „Der versunkene Thurm" zeigt, obgleich das hüpfende daktylische Versmaß zu dem ruhigen Fluß der Handlung nicht recht passen will.

Die Gedichte von Heinrich Pfeil (Nr. 2) erinnern an die machtvollen Accorde, welche sich aus dem liedersüßen Munde unserer Gesangvereine bei Bier und Cigarren zum Aether erheben. Das Vaterland, die Liebe, die Freundschaft, der Frühling bilden den Empfindungskreis, in welchem sich diese durchaus sangbaren, mit einem Refrain versehenen Lieder bewegen. Das gute Herz des Dichters spricht sich in einem etwas flachen Optimismus aus, der alle Vorgänge in Natur und Geschichte mit einem rosigrothen Schimmer umgibt und nichts von den Nachtseiten des Daseins weiß. In unserm von des Gedankens Blässe angekränkelten Zeitalter werden solche harmlose Dichternaturen zu immer seltenern Erscheinungen. Doch auch diese Poeten, welche ihren Rücken nur mit einem leichten Ränzel beschweren, lächelnd und trillernd durch den deutschen Dichterhain schlendern und jedem im Wege liegenden Steine geschickt aus dem Wege zu gehen verstehen, haben ihr gutes Recht, sobald sie es wie Pfeil vermögen, ihre Empfindungen zu künstlerischer Harmonie zu erheben und es über eine bloße Herzenserleichterung hinausbringen.

Haben wir schon die Männerlyrik eines allzu niedrigen Phantasiefluges beschuldigt, so können wir gewiß von unserer Frauenlyrik ein allseitiges Erfassen der modernen Ideen noch viel weniger erwarten. In der That machen die „Herbstzeitlosen" von Karoline von Egloffstein (Nr. 3) einen nur kümmerlichen Eindruck, da sie auf keiner festen Grundlage des Gedankens ruhen und nur das schwächliche Irrlichteliren eines poetischen Gemüths bekunden, welches das Alltägliche auch nur alltäglich zu erfassen und seiner Lyra nur ein primitives Geklimper zu entlocken weiß. Namentlich tritt ein gottergebener Sinn, der sich oft unangenehm breit macht, überall zu Tage und belehrt uns, daß in dies von der breiten Heerstraße des öffentlichen Lebens weit abliegende Landhäuschen der Damenpoesie keine Kunde von dem „Neuen Glauben" des verstorbenen Religionsphilosophen zu Ludwigsburg gedrungen ist. Wir geben folgende Probe:

Du Vöglein hoch in Lüften!
Wie klingt aus voller Brust
Dein Lied so süß harmonisch
In wonniglicher Lust.

Du singst dem Herrn zu Ehren
Ein fröhlich Morgenlied,
Dankst ihm!, daß schön und prächtig
Die Erde neu erblüht.

Und Mensch auf dieser Erde,
Was stehst du stumm und still?
Ist's, weil kein Wort des Dankes
Vom Herz sich lösen will?

Dann knie schweigend nieder;
Denn Gott, der Herr, versteht,
So wie des Vögleins lautes,
Dein stummes Dankgebet.

Angenehmer berühren die Gedichte des Grafen Albrecht Wickenburg: „Eigenes und Fremdes" (Nr. 4). Zwar spricht kein gewaltiger Dichtergenius aus ihnen, aber ein kunstgebildeter Sinn, der Platen's Schule durchgemacht hat, redet zu uns von einer höhern Warte, als sie die Alltagspoesie einnimmt, welche zur Anwendung des Scheffelmaßes auffordert. Hier ist alles einfach und klar, ohne mystische Verschwommenheit oder dämonisches Ueberschäumen. Ruhig fließt der Strom der Empfindungen und Gedanken, die den Adel der Form anstreben. Freilich erscheint die Fähigkeit des dichterischen Nachempfindens fast größer als das ursprüngliche poetische Talent, da ein großer Theil der Sammlung aus Uebersetzungen

englischer Dichtungen, namentlich Drayton's, Parnell's, Longfellow's, Hood's, Southey's u. a., besteht. Die Sonette und Ghaselen sind formgewandt, aber auch marmorkalt. Für den mangelnden Schwung der Phantasie sucht überhaupt eine oft gelungene Spruchweisheit Ersatz zu bieten.

Schmitt vom Rheine zeigt sich durch seine „Wellenspiele" (Nr. 5) als einen Dichter von überaus fragwürdiger Bedeutung. Es gehört kein geringes Maß von Milch der frommen Denkart dazu, so viel hohle Nüsse abzuknacken. Die Mühe, welche es kostet, sich durch dieses Chaos von Klingklang und Singsang durchzuarbeiten, hält nur mit der schweißtriefenden Arbeit des Sträflings in der Tretmühle einen Vergleich aus. Wenn ein junger Mensch seine poetischen Schwingen zum ersten mal zu lyrischem Fluge ausbreitet, wäre es ungerecht, von hohem Piedestal herab die Kritik als ein Schlachtmesser zu gebrauchen, welches ihm wegen verworrener Vorstellungen und unklarer Empfindungen den Garaus macht. Aber ein so dürrer Boden benimmt uns jede Hoffnung, daß aus ihm jemals eine genußbietende Ernte erwachsen werde. Welche Gefühle mögen wol des Verfassers Busen durchwogt haben, als er folgendes Gedicht niederschrieb, welches für den poetischen Gehalt der Sammlung überhaupt charakteristisch ist:

Der Ring, der Ring an meiner Hand,
Was will der Ring an meiner Hand?
Es glänzt der Ring an meiner Hand,
Was glänzt der Ring an meiner Hand?

Der Ring, der Ring an meiner Hand,
Ein gleicher glänzt an deiner Hand,
Es sagt der Ring an meiner Hand:
Mein ist der Ring an deiner Hand.

Der Ring, der Ring an deiner Hand
Gehöret mir mit deiner Hand,
Mir selber du mit deiner Hand
Und dir der Ring an meiner Hand.

Der Ring, der Ring an meiner Hand
Gehöret dir mit meiner Hand,
Und mit dem Ring an meiner Hand
Ich selber dir mit meiner Hand.

Wir müssen zu unserm Bedauern gestehen, keineswegs „mit gespannter Erwartung" der Herausgabe des zweiten Bandes entgegenzusehen.

Akademische Studien in des Wortes verwegenster Bedeutung sind die Gesänge von Alfred Friedmann: „Aus Hellas" (Nr. 6), richtige Primanerarbeiten, denen man auch nicht den leisesten Pulsschlag der Empfindung anmerkt, die aber noch von den bei der Studirlampe vergossenen Schweißtropfen kleberig sind. Dergleichen poetische Balancirkünste auf dem Drahtseile der Philologie mögen das Entzücken unserer Schulmeister bilden, für die Dichtkunst haben sie den Werth, welchen todtgeborene Kinder für die Weltgeschichte besitzen. Zeigt sich Friedmann's Talent schon in seinem Epos „Savilla" als ein vorwiegend nachbildendes, so trägt es in seinem neuesten Producte den classischen Studien selbstgefällig die rauschende Schleppe nach. Die moderne Poetik hat ein Recht, sich vor diesen Federübungen zu bekreuzigen, welche sich zur wahren Poesie verhalten wie Faber's Sprechmaschine zu Emilio Castelar. Wir erwähnen noch, daß die den Inhalt bildenden vier Gesänge: „Das Halsband der Bacchis", „Ariadne auf Dia", „Iphigeniens Klage am Strand von Tauris" und „Gesang der Danaide", in fünffüßigen Jamben abgefaßt sind.

„Im Fichtelgebirge" von Ludwig Zapf (Nr. 7) zeigt uns einen wanderlustigen Poeten, der die Romantik des düstern Waldgebirgs besingt und theils von Naturvorgängen, theils von historischen Erinnerungen ausgeht. Die Behandlung ist eine ungleiche, bald hausbacken und trocken, bald waldesduftig und naturfrisch. Im ganzen scheint es uns, als ob sich aus diesem Bergwerke doch edleres Gold der Poesie müßte gewinnen lassen. Recht frisch und unmittelbar ist das erste Gedicht, welches zugleich das beste ist:

O Sommerwonne im grünen Wald!
O Vogelsang aus rauschendem Born!
Ihr locket ins Dickicht mit Allgewalt,
Als riefe Roland's volltönig Horn!

Wohl sind die Burgen verfallen längst,
Doch nicht versank ihr Leben zugleich,
Es baut in den moosigen Trümmern auf
Die Jugend ihr fröhliches, seliges Reich!

Da klingen Pokale, da hallt Gesang,
Manch freudiger Schall sich am Felsen bricht,
In des Forstes sonnendurchstreifter Nacht
Wie schimmern die Mädchengewande licht!

Die Bäume, sie flüstern von alter Zeit,
Durchs Gezweige blauen die Lande fern,
Aufblüht in der dämmrigen Einsamkeit
Der Wunderblume goldner Stern.

Ludwig Bund hat in seiner Sammlung „Immergrün" (Nr. 8) Aussprüche moderner Dichter nach den einzelnen Monaten des Jahres zusammengestellt. Das Ganze darf als eine sinnige Gabe bezeichnet werden.

Die „Geharnischten Sonette wider die Civilehe" von einer deutschen Frau (Nr. 9) wirken, wenn dies auch nicht beabsichtigt ist, in erfreulichster Weise auf die Lachmuskeln des Lesers, und wir müssen sie allen auf das angelegentlichste empfehlen, welche sich eine halbe Stunde lang den erlösenden Mächten der Komik hingeben wollen. Der Titel ist natürlich durch das Vorbild des größten deutschen Sprachkünstlers, Rückert, hervorgerufen, der in die nur für ruhige Harmonie geeignete Form des Sonetts seine Polemik gegen das Welschthum ergoß. Für eine Frucht des Welschthums und der Gottlosigkeit hält unsere deutsche Frau auch die Civilehe, kühn wirft sie Strickstrumpf und Nähnadel beiseite, um den Pegasus gegen die Neuerung zu tummeln, welche ihr das Herz im Busen zu zerbrechen droht. Eine Hausfrau, welche, anstatt an der Wiege ihrer Kinder zu sitzen und das häusliche Familienglück zu begründen, wuthentbrannt auf das Forum geht und der versammelten Menge wilde Sonette vordeclamirt, ist gewiß eine befremdende Erscheinung. Ueberhaupt ist der ganze Kampf gegen Windmühlen gerichtet, da durch die Civilehe wie durch alle übrigen neuerdings auf diesem Gebiete erfolgten Reformen gar nicht religiöse Ueberzeugungen, sondern nur kirchliche Formen betroffen werden. Eine Besprechung der vierzig Sonette, welche nirgends weder das Schwarze noch die Scheibe treffen, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes ins Blaue gehen und an der Grenze der Parodie stehen, wird man nicht ver-

langen. Die deutsche Frau möge es sich aber gesagt sein lassen, daß, wenn die Poesie als Kämpferin auftreten soll, es ihre heilige Pflicht ist, der Erleuchtung und Befreiung der Menschheit, kurzum dem Fortschritt zu dienen und nicht den Blick rückwärts zu kehren, um alte Institutionen neu beleben zu wollen, über welche der Zeitgeist sein endgültiges Urtheil gesprochen hat.

Rudolf Wellnau hat die epische Dichtung „Wladimir der Große" des schwedischen Dichters Stagnelius (Nr. 10), dessen gesammelte Schriften bereits durch Kannegießer im Jahre 1851 unserer Literatur angeeignet waren, aufs neue ins Deutsche übertragen und dabei die Hexameter des Originals in achtzeilige Strophen von vierfüßigen Trochäen umgesetzt. Stagnelius (1793—1823) wird von den Literarhistorikern als einer der bedeutendsten neuern Dichter Schwedens angesehen, und namentlich gilt das vorliegende Epos als eine Musterdichtung. Was die Pracht der Schilderungen und die Ueppigkeit des Colorits betrifft, so sind sie allerdings von seltener Vollendung, aber der Stoff ist überaus unerquicklich und steckt im dicksten Nebel mystisch-christlicher Dogmatik, welche uns lebhaft an Calderon's mondbeglänzte Zaubernacht erinnert. Die Bekehrungsgeschichte des Russenherrschers Wladimir durch die byzantinische Prinzessin Anna liegt dem modernen Bewußtsein überaus fern und hat nichts mit den Humanitätsströmungen unserer Tage zu thun, in welchen die philosophischen Titanen mit so großem Erfolge den Kampf gegen die Olympier führen. Aber die gewinnende Melodik der Verse wirkt selbst noch in der Uebersetzung bezaubernd, die Schilderung ist geradezu prachtvoll, sodaß wir die Verirrungen eines so ungewöhnlichen Talents, wie es Stagnelius unzweifelhaft war, doppelt bedauern müssen.

Hermann Wald versucht in seiner Dichtung: „Tuisko oder das alte und das neue Deutschland" (Nr. 11), eine poetische Verklärung der deutschen Geschichte von ihren Anfängen bis zur ruhmreichen Errichtung des neuen Deutschen Reichs, ohne daß er dem großen Gegenstande gerecht geworden wäre. Seiner Begeisterung für des Vaterlandes Macht und Größe zollen wir unsern wärmsten Beifall, aber sein dichterisches Talent erscheint doch allzu gering und bringt es niemals über einen ungeläuterten Bänkelsängerton hinaus. Ein so gewaltiger Gegenstand läßt sich nicht in einer solchen aller Idealität baren Weise poetisch behandeln. Mit demselben Rechte könnte man auch Schiller mit den Händen in den Hosentaschen darstellen wollen. Die Verse sind dabei so unendlich nachlässig, daß die Vergleichung mit kleingeschlagenem Holze kaum zu umgehen ist. Interessant ist es auch, daß jedem Gesange historische Belege folgen. Es erscheint uns bedeutungsvoll, daß nicht nur unsere Classiker mit Anmerkungen herausgegeben werden, sondern auch poetische Werke dieses gelehrten Schmucks nicht entbehren zu dürfen glauben.

Wildenbruch's „Vionville" (Nr. 12) ist eine Dichtung im Stile der Scherenberg'schen Poesie, welche sich in der Entfaltung großer Schlachtengemälde gefällt. Wir gestehen offen, diesen Dichtungen kein warmes Interesse entgegenbringen zu können. Wenn der platte Realismus kriegerische Vorgänge mit photographischer Treue einfach copirt, so ist nicht abzusehen, welches hohe Ziel auf diesem Wege der Dichtkunst winken soll. Hier kann doch des Künstlers Aufgabe nur darin bestehen, den Gegenstand geschichtsphilosophisch zu erfassen und neue Fernsichten zu eröffnen; ihm muß vor allen Dingen der ideale Aufschwung im Geistesleben der Nation zum Quell der Begeisterung werden, sodaß das an sich ja rohe und nur durch einen großen Gedanken geadelte Kriegerhandwerk zu einem untergeordneten Moment gemacht wird. Eine noch so gelungene Galerie von Schilderungen der Schlachten und Eroberungen wird niemals einen wahrhaft erhebenden Eindruck machen, wenn diese ethischen Lichter nicht aufgesteckt sind. In der That bringt es auch Wildenbruch meistens nur zu Darstellungen, welche ein lediglich militärisches Interesse haben können, und nur selten schlagen die poetischen Funken zu Flammen von wahrer dichterischer Begeisterung auf, die auf unsere Anerkennung rechnen darf.

The last, not the least! Paul Jane's „Das blutige Jahr" (Nr. 13) ist ein wirklicher poetischer Trumpf, an dem man seine herzliche Freude hat. Im December des Jahres 1871 kam diese Apotheose des deutschen Ruhms in französischer Sprache heraus, und konnte nicht verfehlen, das allergrößte Aufsehen zu erregen. Während die literarischen Notabilitäten Frankreichs in beklagenswerther Einseitigkeit den deutschen Genius verketzerten, und selbst Dichter von Gottes Gnaden wie Victor Hugo und George Sand sich der lächerlichsten Schmähungen nicht enthalten konnten, wurde plötzlich in der Sprache Molière's und Voltaire's eine Verherrlichung der deutschen Thaten unternommen, welche naturgemäß das Aufsehen eines weißen Raben erregte. Der Verfasser konnte aus sprachlichen Gründen kein Deutscher und aus sachlichen kein Franzose sein. Der Uebersetzer der „Année sanglante", Gustav Dannehl, theilt uns den wahren Namen des sich in den Mantel der Pseudonymität hüllenden Verfassers mit. Es ist der als Dichter und Kunstschriftsteller rühmlichst bekannte belgische Ministerialdirector Adolphe von Soust de Borckenfeldt, welcher als einer der Hauptführer der vlämischen Bewegung anzusehen ist.

Das „Blutige Jahr" enthält eine durch die großen Ereignisse der Jahre 1870 und 1871 hervorgerufene vollgültige Poesie und darf sogar, was idealen Schwung anbetrifft, als musterhaft betrachtet werden. Wir finden keine Excerpte aus dem Generalstabswerk, welche man so oft für Kriegsdichtung auszugeben beliebt, sondern eine selbständige mit Gefühlswärme und phantasievollem Feuer durchgeführte poetische Verklärung des deutschen Triumphzugs nach Paris. Mit künstlerischem Takte hat der Verfasser all die Detailschilderungen ausgeschlossen, auf welche sich untergeordnete Talente so viel zugute thun, die aber ohne Frage aus der Poesie durchaus herausfallen. Wie farbenprächtig ist z. B. folgende Schilderung aus der Schlacht von Sedan:

Soweit zum fernen Horizont das Auge dringt,
Rings um die Stadt, in der die Feuer höllentflammt
Zusammenlaufen all und sich vereinigen,
Sieht einen Cirkel man von Glut und Eisen nur!

In dieser Esse, ungeheuer, grauenvoll,
Vollzieht der Kampf sich, schrecklich und erbarmungslos.
Der Krieg, der unerbittlich immer ist, hat nie
In seinem Grimm geboren stechendere Qual.
Blut überall, von Blut geröthet ist die Maas,
Dem weißen Tischtuch gleichend nach dem Trinkgelag',
Verlassen treibt auf ihrer Wellen Lauf dahin
Von manchem Mann, von manchem Roß der todte Leib.
Drauf wandelt sich das Bild und neuer Graus beginnt,
Denn Schmerz und Wahnsinn, Raserei und Todeskampf,
Sie streiten um das menschenblutbefleckte Feld,
Wo Helden weinend sterben, krampfgeballt die Faust.
Wie auf der Tenne unterm Flegel liegt zermalmt
Das Stroh, so decken Menschenleichen rings das Feld.
Beseufzen muß die Menschlichkeit, was sie erblickt!
Und übersättigt ist von Blut die Erde selbst!
That diese blut'ge Düngung noth, daß nach der Saat
Die junge Ernte keime neu in ihrem Schos?
Ist's nicht genug, daß unter schwerer Arbeit Druck
Der Mensch von früh bis spät mit seinem Schweiß sie netzt?
Genug, genug! O mache, Gott, in heil'gem Zorn
Ein schnelles Ende, wenn sich's gar nicht wenden will,
Und mit des Wetterstrahles allgewalt'gem Schlag
Ersticke jählings allen Kampf in tiefe Nacht!

Der darauf folgende Dankhymnus ertönt in jenen mächtigen Accorden wie „Orgelton und Glockenklang". Wir theilen die fünf ersten Strophen mit:

Nun soll von Thal und Höhen,
Wo nur ein Haus mag stehen,
In Süd und Nord,
Von Deutschlands Kindern allen
Ein Dankgebet erschallen
Zum Himmelshort.

Ja, unser Mund soll loben
Und preisen ihn, der droben
Im Himmel wohnt.
Nun trockne, Mutterzähre,
Gefeit hat unsre Wehre,
Der ewig thront.

Sein starker Schild ist Klarheit,
Und heil'gen Rechtes Wahrheit
Ihn ganz umhüllt;
Er hat den Berg der Sünden
Gestürzt, da in den Gründen
Der Kampf gebrüllt.

Der Feind will nimmer wanken,
Stolz auf der Burgen Schranken
Und stolze Zinn',
Doch bald wird mit Getöse
Auf seine schuld'ge Größe
Sie sinken hin.

O Deutschland, stolz gehoben,
So frei, so engverwoben,
Gott war dir nah',
Auf deinem Siegespfade
War mit dir seine Gnade,
Halleluja.

Ueberhaupt ist die Dichtung, welche je nach den zum Ausdruck gelangenden Stimmungen in verschiedenen Versmaßen gehalten ist, durchweg von einer so weihevollen, mächtig zu Herzen sprechenden Hoheit erfüllt, daß wir auf diesen Apolegeten des Deutschthums in einem halb französirten Lande mit Stolz blicken können. Die Uebersetzung zeigt im allgemeinen eine geschickte Hand, obgleich sich an einzelnen Stellen unreine Reime in störender Weise bemerkbar machen. **Eugen Zabel.**

Zur naturwissenschaftlichen Volksliteratur.

1. Naturkraft und Geisteswalten. Betrachtungen über Natur- und Culturleben von A. Bernstein. Berlin, F. Duncker. 1874. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Freie Blicke. Populärwissenschaftliche Aufsätze von Edmund Reitlinger. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

„Der Geistesstrom unserer Zeit führt außerordentlich viel von Gedanken an uns vorüber, die, kaum geboren, schon verloren zu gehen scheinen. Es haftet wenig von dem, was unsere Volksliteratur bringt, fest im Gedächtniß der Empfänger, und es thut darum noth, daß man viel darbietet und von Zeit zu Zeit die Gabe erneuert." Dieser Ausspruch des zuerst genannten Buchs ist dem Referenten seit langer Zeit Richtschnur bei der Beurtheilung neu erscheinender Bücher auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Volksliteratur gewesen. Es geht den Gedanken und Belehrungen wie den Stecknadeln, die zu Millionen verloren gehen und darum auch zu Millionen wieder neu fabricirt werden müssen. Wo nur irgendein sittlicher Ernst sich zeigt, Aufklärung ohne Verfolgung cliquenhafter Tendenzen zu bewirken, da haben wir deshalb Ursache, selbst die kleinste Gabe zu beachten und nicht in das Geschrei derer einzustimmen, welche von massenhafter Ueberproduction auch auf literarischem Gebiete sprechen. Im Anblick vorliegender Bücher aber erwarten wir den erwähnten Vorwurf noch weniger; denn es sind zwei ausgezeichnete Producte, die uns die Pflicht auferlegen, sie unserm Leserkreise ausführlicher vorzuführen.

Nr. 1: „Naturkraft und Geisteswalten", gehört einem Manne an, den wir kürzlich schon einmal rühmend anzuerkennen hatten, dem berühmten Leitartikelschreiber der „Berliner Volkszeitung", A. Bernstein; einem Manne, der den eigenthümlich scharfen Verstand seines Volksstammes mit einem außerordentlich entwickelten umsichtigen Weltblicke ebenso wie mit einer tiefen Wissenschaftlichkeit, einem großen Reichthum an Kenntnissen und Gedanken verbindet: Eigenschaften, die ihn befähigen, mit einer Klarheit zu produciren, die zunächst Zeugniß dafür ablegt, daß er alles, worüber er schreibt, nicht nur klar durchdrang, sondern es auch in sich selbst zu Fleisch und Blut machte. Wir möchten ihm eine Art Lessing'schen Verstand vindiciren: so sehr erinnert er uns in der Art seiner Darstellung und seiner Diction an diesen scharfen Kopf. Vieles, was er in seinem Buche bringt, glauben wir schon anderwärts von ihm gelesen zu haben; hier jedoch bilden die dreizehn verschiedenen Aufsätze, welche das mit rothem Seitensaume zierlich ausgestattete Buch zusammensetzen, ein Conglomerat der interessantesten Art, um so mehr, als sie, getreu dem Titel, die heterogensten Themata aus Natur- und Culturleben bringen und sie

sammt und sonders sich mehr oder weniger in die Sphäre des Ethisch-Philosophischen erheben. Deshalb lesen sie sich wie belletristische Producte; wirkungsvoll durch den einfachen klaren Stil, der ohne Umschweife gerade auf die Sache losgeht, wirkungsvoll aber auch durch den hohen sittlichen Ernst, durch den unerschütterlichen Glauben an den Fortschritt in der Menschheit, durch die Anerkennung der Denker der Vergangenheit, sowie durch das Bewußtsein der Grenzen unsers Wissens. Es steckt in dem Ganzen ein solches Maß von Toleranz nach jeder Richtung hin, ein solches Fernbleiben von allem Ueberschwenglichen, daß wir es eben nur mit der größten Reife eines hochbegabten Geistes zu thun haben; mit einer Reife, die auf den denkenden Leser wahrhaft erquickend wirkt und vorliegendes Buch geradezu zu einem Alltagsbuche macht, in welchem jeder etwas für sich findet, das er wiederholt zu genießen im Stande ist. Referent möchte es unter jene seltenen Bücher stellen, die, wie die Hauspostillen ehemaliger Zeit, auf jedem Büchertische zur täglichen geistigen Nahrung vorhanden sein sollten.

In dem ersten Aufsatze spricht der Verfasser Weiheworte über das biblische Thema: „Seid fruchtbar und mehret euch, füllet die Erde und macht sie euch unterthan"; er zeigt, wie das nur ein echter Dichter zu sprechen vermochte und wie er damit den Kernpunkt aller Weltregierung im Menschengeschlechte traf. In den „Verlorenen Dingen" dürfen wir uns an dem Gedanken erbauen, wie viel reicher heutzutage auch der Aermste vor den Reichsten der Vergangenheit dadurch ist, daß die Verallgemeinerung des Genusses die höchste Verschwendung in die höchste Sparsamkeit verwandelt. Der Ruf: „Es werde mehr Licht!" zeigt uns, wie unser Auge, so meisterhaft es auch in seinen Leistungen ist, doch nicht alles sichtbar macht, was in dem Farbenspectrum liegt, wie wir uns folglich zwar bescheiden müssen mit einer gewissen Grenze des Naturgenusses, wie wir aber dennoch alle Ursache haben, uns dieses meisterhaften Instruments zu erfreuen. „Die Legung des transatlantischen Kabels" sowie „Der Durchgang der Venus im Jahre 1874" zeigen den Verfasser auf seinem eigentlichsten Gebiete; wenigstens ist der letzte Aufsatz ein kleines Meisterstück von Verständniß der Sache und Verständlichkeit der Darstellung. Wenn man dann „Ein alltägliches Gespräch" mit dem Verfasser über die Ordnung in der Alltäglichkeit anknüpft, oder sich von ihm über „Die Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschrift" belehren läßt, dann hat man eine erstaunliche Vielseitigkeit an ihm zu bewundern. Vertieft man sich aber in seine Novellette „Aus vollem Menschenherzen", dann sieht man auch, daß dergleichen Geister dichterisch veranlagt sind. Ich spreche absichtlich von Vertiefen; denn dieses kleine Kunstwerk enthält eine solche Fülle von Philosophie und poetischer Form, das Ganze durchdringt ein so feiner Humor, es behandelt überhaupt ein so edles Thema, die Einheit von Kraft, Wort und That, daß die eingestreute Fabel von Pygmalion, welcher seine geliebte, von Zeus belebte Bildsäule nur durch eine Ohrfeige zu vergeistigen vermag, ein wunderbar anziehendes Amalgam von Ironie und Naturwissenschaft bildet. „Unser Wissen und unsere Wissenschaft" ist vielleicht an sich noch bedeutender, weil der Aufsatz den tiefen Zwiespalt behandelt, der durch die Naturwissenschaft dadurch entstand, daß sie das herkömmliche Weltbild in allen seinen Vorstellungen als Täuschung erkannte, während es ihr bisher doch nicht gelang, für die Ordnung des menschlichen innern Getriebes und des gesellschaftlichen Zusammenhangs eine neue Formel zu finden. „Die Geheimnisse der Zahlen" stellen uns das überraschend Vernünftige in den Zahlen dar, während „Die Wunderbauten unserer Zeit" den Geist schildern, welcher sich durch eine Gotthardbahn, durch das schwimmende Dock des Deutschen Reichs, durch die Pacificbahn und durch den Suezkanal die Erde unterthan zu machen strebt. Ganz besonders danken wir es dem Verfasser, daß er in dem „Darwinismus und dessen Uebertreibung" letztere als eine neue Orthodoxie darstellt, obgleich auch er unsers Erachtens dem Darwinismus eine viel höhere Bedeutung beilegt, als demselben innewohnt. „Die Geschwindigkeit der Sternschnuppen" endlich behandelt kurz ein Thema, mit welchem nachgerade ein ganzer Band gefüllt werden könnte.

Alles in allem genommen, haben wir es mit einem bedeutenden Buche zu thun, das immer und immer wieder gelesen werden kann. Wenn es auch aus dem großen Schatze unserer Kenntnisse nur Brocken bietet, so sind doch dieselben so vergeistigt, daß der Leser geradezu Pygmalion's Bildsäule sein müßte, sollte er durch sie nicht auch ohne Ohrfeige zum Weiterdenken angeregt werden.

In E. Reitlinger, dem Verfasser von Nr. 2: „Freie Blicke", lernen wir einen Schriftsteller kennen, welcher den Lesern der „Neuen Freien Presse" längst bekannt ist, im Deutschen Reiche aber noch wenig genannt wurde. Sein Buch bildet einen Theil jener Sammlung, welche der unter Protection des Großherzogs von Weimar stehende „Allgemeine Verein für deutsche Literatur" allmählich dadurch herzustellen sucht, daß jedes Mitglied des Vereins einen Jahresbeitrag von 10 Thalern zahlt, wofür es in der betreffenden Serie sieben Werke aus der Feder „hervorragender und beliebter" Autoren alljährlich empfängt. Nach einem kaum nothwendigen, etwas umständlichen Vorworte bietet uns der Verfasser dreißig verschiedene Aufsätze bunten Inhalts, welche meist schon anderweit, namentlich in den wiener Zeitungen, publicirt wurden und hier gesammelt vor uns liegen: „Sonnendienst des Naturforschers"; „Wie wird die Sonne geheizt?" „Zur Sonnenfinsterniß vom 6. März 1867"; „Ein Blick ins Weltall"; „Unsere Ahnen aus dem Steinalter"; „Aus dem Todtenbuche der Aegypter"; „Die ägyptischen Denkmäler in Miramar"; „Von den Antipoden"; „Vom Markt der Welt"; „Thiergartenstudien"; „Aus dem grünen Saal"; „Ein Preis von 50000 Franken"; „Aus der Geschichte der Telegraphie"; „Der Blitzstrahl und die Wissenschaft"; „Die Kugel im Fluge"; „Nikolaus Kopernicus"; „Kepler's Traum vom Monde"; „Galileo Galilei"; „Franz Arago"; „Hundert Jahre nach der Geburt Alexander's von Humboldt"; „Zur Säcularfeier desselben"; „Joseph Rossel, der Erfinder des Schraubendampfers"; „Karl Rokitansky"; „Aenderung von Ton und Farbe durch Bewegung"; „Das Klavier im Ohre"; „Disputirkunst"; „Doctor Faust und die Naturwissenschaft"; „Zeitrechmung"; „Der Mensch der Zukunft";

„Ins Innere der Natur". Das ist der Inhalt des vorliegenden Buchs.

Es würde uns schwer werden, dem Verfasser nach der Anzeige des vorigen Buchs gerecht zu werden, wenn wir sein Buch nicht vor jenem gelesen hätten. Er ist eben eine ganz andere Natur als Bernstein, weniger tiefsinnig als dieser, aber in seiner Art doch ebenfalls geistvoll und freisinnig, mehr dem Erkennbaren als dem Speculativen zugewendet, darum mehr für solche, die nur lernen wollen, als für solche, welche sich gern auch den Kopf über metaphysische Dinge zerbrechen. Aus diesem Grunde bietet er uns auch nur kurze Aufsätze über die angeregten Themata, die gerade durch ihre Kürze anziehend werden; um so mehr, da sie fast durchgängig zeitgemäße Fragen behandeln, die jedem naheliegen oder doch nahelagen. Am meisten hat uns unter allen dreißig Aufsätzen „Kepler's Traum vom Monde" als der originellste und bedeutendste angezogen. Der Verfasser hat mit diesem Aufsatze sich zugleich ein wahres Verdienst um den großen Astronomen erworben, indem er darin eins der unbekanntesten und unverstandensten Bücher jenes unsterblichen Mannes zum öffentlichen Verständniß brachte. Einfachheit der Darstellung, Klarheit der Schilderung, besonderes Verständniß der physikalischen und astronomischen Erscheinungen — der Verfasser ist Professor der Physik an der technischen Hochschule zu Wien —, aber auch ein Hang zum Universellern und zum freiheitlichen Fortschritte zeichnen den Verfasser aus. Er erinnert in seiner ganzen Natur an den Dänen Schouw (lies: Skau), mit welchem er wahrscheinlich auch einen ähnlichen Leserkreis theilen wird, da er weniger subjectiv als objectiv, und alles in größter Gedrängtheit zeichnet. Referent hat sein Buch mit Vergnügen, theilweise mit großer Belehrung gelesen und glaubt deshalb auch wol mit Recht, daß noch tausend andere Vergnügen daran finden können. Bedenken wir nur den Eingangssatz dieses Referats, und wir werden dankbar sein müssen, daß sich namentlich in den wissenschaftlichen Berufskreisen hier und da Männer finden, die, der Feder kundig, ihr Wissen auch den Laienkreisen prunklos und mit jener Zuversicht vortragen, welche fest an die Weiterentwickelung des Menschengeschlechts glaubt.

Karl Müller von Halle.

Feuilleton.

Deutsche Literatur.

In Miniaturausgabe liegen auf unserm Weihnachtstisch: „Zwölf Balladen" von Felix Dahn (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), welche die verschiedensten Stoffe von der ältesten bis zur neuesten Zeit mit gewohnter Formgewandtheit behandeln, mit „Nausikaa" beginnen und der „Schlacht bei Sedan" endigen.

— Von Scherer's „Deutschem Dichterwald" (Stuttgart, Hallberger), liegt die fünfte Auflage vor, welche um einzelne Gedichte und die illustrirten Porträtvignetten einzelner Dichter bereichert ist.

— Eine Fülle von neuen Veröffentlichungen und neuen Ausgaben, die für den Weihnachtstisch sich eignen und theils dem ethnographischen, theils dem historischen Gebiete, theils dem der Sage und des Märchens angehören, bietet der Verlag von O. Spamer in Leipzig. Wir erwähnen das in vierter Auflage erschienene Werk: „David Livingstone, der Afrikareisende", „Ostafrika vom Limpopo bis zum Somalilande, von Hermann von Barth; „Der Jugend Lieblingsmärchenschatz" von Franz Otto, in dritter vermehrter und verbesserter Auflage vorliegend; Karl Oppel, „Das alte Wunderland der Pyramiden", dritte vermehrte und verbesserte Auflage; ebenfalls in dritter Auflage Hermann Grell's „Illustrirte Mythologie, die Göttersagen und Cultusform der Hellenen, Römer, Inder, Perser, Aegypter und Germanen". Neu erschienen ist „Centralasien" von Friedrich von Hellwald, ein umfassendes Gemälde der Landschaften und Völker in Kaschgar, Turkestan, Kaschmir und Tibet; Franz Otto, „Männer eigner Kraft", Lebensbilder verdienstvoller, durch Thatkraft und Selbsthülfe emporgekommener Männer; und die mittelalterliche Erzählung „Kaiser, König und Papst".

— Im Verlage von Ferdinand Hirt und Sohn in Leipzig ist „Südafrika, Natur- und Culturbilder" von Professor Friedrich Körner erschienen, ebenfalls mit Holzschnitten und Farbendrucktafeln, nach photographischen Originalen reich ausgestattet, meistens den Publicationen des Afrikaforschers Gustav Fritsch entnommen.

— Der „Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft" (Leipzig, Payne) wird, nachdem Julius Rodenberg die Redaction niedergelegt, um diejenige der „Deutschen Rundschau" zu übernehmen, von Dr. Franz Hirsch redigirt. Es liegen bis jetzt drei Hefte vor, die unter der neuen Redaction erschienen sind und alle einen Zug geistiger Frische und Regsamkeit zur Schau tragen. Die Novelle „Judith Stern" von Paul Heyse ist lebhaft und geistreich und hat jenen Reiz des geheimnißvoll Dämonischen, durch welchen die Schilderung gewagter Situationen möglich wird. Auch die Novelle von Ernst Eckstein, „Der alte Schärtlin", hat eine stimmungsvolle Haltung. Schwunghaft sind die Möser'schen Gedichte. Die Mittheilung der vielbesprochenen italienischen Tragödie „Jesus Christus" von Felice Godeau in der Verdeutschung von Julius Schanz, wird allgemeines Interesse erregen. Was sonst die nach Art der englischen Magazine mit Zeichnungen ausgestattete Zeitschrift an Correspondenzen aus großen Hauptstädten, an Skizzen und kritischen Berichten aus der Feder des Herausgebers bringt: das ist alles auf einen frischen Ton gestimmt, wie namentlich der literarische Weihnachtsbericht in Versen, zu denen Franz Hirsch seinen Pegasus gesattelt hat. Unter den Bildern wird das des beliebten Lustspieldichters G. von Moser gewiß sehr willkommen sein.

— Von Hermann Ulrici's geistreichem Werke „Gott und der Mensch" ist der erste Abschnitt: „Leib und Seele" in zweiter neu bearbeiteter Auflage erschienen (Leipzig, T. O. Weigel). Wir verweisen auf die anerkennende Besprechung, die wir früher zu diesem vielfach anregenden Werke gegeben haben.

Ausländische Literatur.

Mit Spannung sieht man der nachgelassenen Schrift John Stuart Mill's über „Die Religion" entgegen, von welcher er kurz vor seinem Hinscheiden geäußert, sie würde solche Kritik hervorrufen, daß sein Ruf in England dadurch fast zu Grunde gehen dürfte.

— Jules Bonnassies hat eine „Histoire administrative du Théâtre français (1658—1757)" bei Didier in Paris veröffentlicht, welche nicht nur wegen der amtlichen Details, die sie bietet, sondern auch durch die Anekdoten aus dem Privatleben der Schauspieler und den Bericht über ihr Verhältniß zum Hofe und dem Publikum, den sie enthält, von außergewöhnlichem Interesse ist.

— Die Petrarca-Literatur ist durch ein neues Werk von Albert Maurins: „Les Amours de Petrarque et de Laure" betitelt, bereichert worden.

— Das neueste Product Octave Feuillet's: „Julia de Trécoeur" soll noch schlimmer sein als seine „M. de Camors". Die „Saturday Review" drückt sich namentlich ungehalten über das demselben entnommene, in London über die Breter der dortigen französischen Bühne gehende Stück „Le Sphinx" aus, welches in Frankreich so viel Erfolg gehabt.

— Ein sehr unterhaltendes Werk ist: „Histoire de la caricature sous la république, l'empire et la restauration", von Champfleury.

— Schließlich sei noch „Les roses: histoire, culture, description par H. Jamain et E. Forney" als Seitenstück zu der von Schleiden veröffentlichten Schrift über „Die Rose" erwähnt.

Theater und Musik.

Paul Lindau's Lustspiel „Ein Erfolg" fand bei seiner ersten Aufführung in Berlin lebhafte Opposition und in den angesehensten Zeitungen eine ungünstige Beurtheilung. Mehr gefiel das Stück in Wien am Burgtheater, in Dresden, Hamburg, Breslau und an andern Bühnen.

— G. von Moser's „Ultimo" macht die Runde über fast alle deutschen Bühnen; die heitern schwankartigen Scenen des Stücks amusiren, sodaß man über die Lockerheit der Composition und die unkünstlerische Anlage eines Stücks hinwegsieht, das seinen Grundgedanken nach dem ersten Acte vergißt und sich erst am Schlusse des Lustspiels wieder daran erinnert. Ein einactiges Lustspiel desselben Autors mit dem Titel „Die Versucherin", ist inzwischen an mehrern Bühnen gegeben worden; ein anderes mit dem merkwürdigen Titel „Der Veilchenfresser" steht am breslauer Stadttheater in Aussicht.

— Das nachgelassene Lustspiel von Roderich Benedix: „Der Professor als Cavalier", ging am leipziger Carltheater in Scene. Das Stück hat einen für das Lustspiel wohlgeeigneten Grundgedanken und zeigt auch in der Ausführung die bekannte Bühnengewandtheit des Verfassers, doch macht die Komik in der That einen zu harmlosen Eindruck; es fehlt ihr an durchgängiger Frische und Energie, um die glücklichen Umrisse der Composition überall wirkungsvoll auszufüllen. Wenn der Witz des Dialogs in den meisten Stücken von Benedix sich mit dem Situationswitz nicht auf gleicher Höhe hält, so erscheint er überhaupt in diesem Stücke etwas abgeblaßt. Gleichwol hat es mehr innern dramatischen Zusammenhalt als sehr viele Stücke, die jetzt mit Erfolg die Runde über die Bühne machen.

— Das Drama des schwedischen Dichters Hedberg: „Die Hochzeit zu Ullfasa" wurde am Stadttheater zu Hamburg aufgeführt, ohne sonderlich anzusprechen, wegen der allzu großen Schlichtheit der Handlung und Einfachheit der Charakterzeichnung.

— Die historische Episode von Otto Schreier: „Das Triumvirat", welche die berühmtesten Männer der Französischen Revolution in einem einzigen Acte vorführt, ging am wiener Stadttheater in Scene, wurde aber von der Kritik als zu leicht befunden für die Bedeutung der vorgeführten Charaktere.

— Von neuen Opern, die auf deutschen Bühnen jüngst mit Erfolg zur Aufführung gekommen sind, lehnen sich zwei in ihrem Text an Shakspeare'sche Dichtungen an. Wilhelm Taubert's Oper „Cäsario", welche in dem berliner Opernhause einen glänzenden Erfolg errang, hat einen Text, der nach Shakspeare's „Was ihr wollt" von Emil Taubert bearbeitet ist. Die vieractige komische Oper von Hermann Götz „Der Widerspenstigen Zähmung", welche in Manheim vielen Beifall fand, behandelt einen Text, der von dem talentvollen Dichter J. V. Widmann auf Grundlage des bekannten Shakpeare'schen Lustspiels gedichtet ist. Es wäre erfreulich, wenn die deutsche Opernmuse den Anlauf zu einer neuen bessern Aera nähme, und nicht Richard Wagner, der seine neuesten Productionen ja für die baireuther Nationalfeste aufspart, ihr einziger Vertreter bliebe. Abgesehen von jenen beiden Opern, hat Franz von Holstein's „Erbe von Morley" am münchener Hoftheater, der „Faublas" von Richard Weiß in Nürnberg gefallen. J. J. Abert in Stuttgart hat seinen „König Enzio" einer vollkommenen Umarbeitung unterzogen; die Oper wird demnächst als „Enzio von Hohenstaufen" in Scene gehen.

Bibliographie.

Ditfurth, F. W. Frhr. v., Die historischen Volkslieder des oestreichischen Heeres von 1638—1849. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen aus dem Volksmunde gesammelt und herausgegeben. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 20 Ngr.

Dühring, E., Cursus der Philosophie als streng wissenschaftlicher Weltanschauung und Lebensgestaltung. 1ste Lief. Leipzig. Koschny. Gr. 8. 1 Thlr.

Fitger, A., Fahrendes Volk. Gedichte. Oldenburg, Schulze. 1875. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fournier, A., Abt Johann von Viktring und sein Liber certarum historiarum. Ein Beitrag zur Quellenkunde deutscher Geschichte. Berlin, Vahlen. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Grün, K., Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass, sowie in seiner philosophischen Charakterentwickelung. 2ter Bd. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Hankel, H., Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter. Leipzig. Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Henke's, E. L. Th., Neuere Kirchengeschichte. Nachgelassene Vorlesungen für den Druck bearbeitet und herausgegeben von W. Gass. 1ster Bd. Geschichte der Reformation. Halle, Lippert. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herbst, W., Johann Heinrich Voss. 2ter Bd. 1ste Abth. Leipzig. Teubner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmeier, N., Wetterstudien zur Benutzung der täglichen Witterungsberichte. Mit Genehmigung des Verfassers und auf Veranlassung von W. v. Freeden übersetzt von R. Parkinson. Hamburg, O. Meißner. Gr. 8. 12 Ngr.

Horwicz, A., Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Ein Versuch zur Neubegründung der Seelenlehre. 2ter Thl. 1ste Hälfte. Analyse des Denkens. Grundlinien einer Erkenntnisstheorie. Halle, Pfeffer. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Amerikanische Humoristen. 2ter Bd.: Jim Smiley's berühmter Springfrosch und dergleichen wunderliche Käuze mehr. Im Silberland Newada, von Mark Twain. Ins Deutsche übertragen von M. Busch. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.

Irmentrude. Eine Erzählung. Dresden, Naumann. 8. 8 Ngr.

Kirchner, F., Leibnitz's Stellung zur katholischen Kirche. Mit besonderer Berücksichtigung seines sogenannten Systema theologicum. Berlin, C. Duncker. Gr. 8. 15 Ngr.

Shakespeare, W., Hamlet, Prinz von Dänemark. In wort- und sinngetreuer Prosa-Uebersetzung von C. Hack. Mit einleitenden kritischen Studien der Amleth-Sage nach Saxo Grammaticus, und einer kurzgefaßten Zusammenstellung von Urtheilen über die Tragödie Hamlet, insbesondere über den so räthselhaften Charakter des Prinzen Hamlet, von Johnson, Goethe, Herder, Börne, Gervinus, Kreißig, Vischer u. A. Stuttgart, Aue. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Telmann, K., In Pommern. Novellen. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 1875. Gr. 8. 3 Thlr.

Temme, J. D. H., Allerlei Reisegesellschaft. Novelle. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1875. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Tschabuschnigg, A. Ritter v., Sünder und Thoren. Ein Roman. 2 Bde. Bremen, Kühtmann u. Co. 1875. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Virchow, R., Ueber Wunder. Rede. Mit einer Nachschrift. Breslau, Morgenstern. 16. 4 Ngr.

Wachenhusen, H., Säbel und Scapulier. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 1875. 8. 4 Thlr.

Wagner, R., Geschichte der Belagerung von Strassburg im Jahre 1870. Auf Befehl der königl. General-Inspection des Ingenieur-Corps und der Festungen nach amtlichen Quellen bearbeitet. 2ter Thl. Berlin, Schneider u. Co. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. 5ter Bd. Die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des 9. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. 1ster Bd. Kiel, Homann. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Wehrkraft Italiens im Jahre 1874. Wien, k. k. Hof- und Staatsdruckerei. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolf, A., Briefe von Hoffmann von Fallersleben und Moritz Haupt an Ferd. Wolf. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 14 Ngr.

Zapf, L., Aus der Heimath. Voigtländische Geschichten. 1stes Heft. Hof, Büching. 8. 6 Ngr.

— — Der Sagenkreis des Fichtelgebirgs. Hof, Büching. 8. 15 Ngr.

Zimmermann, G. A., Ephesos im ersten christlichen Jahrhundert. Ein Beitrag zur neutestamentlichen Zeitgeschichte. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr.

— — R., Kant und die positive Philosophie. Wien, Gerold. Lex.-8. 9 Ngr.

Zöllner, C. W., Das Lehr-Gebäude der Volks-Wirthschaft. 3tes Buch. Geld und Banken. Cottbus, Meyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Zur Kritik des Liberalismus. Funfzehn Leitartikel der süddeutschen Reichs-Post. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 6 Ngr.

Anzeigen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 24. December 1874.

Koberstein's Grundriß der deutschen Nationalliteratur.

Grundriß der deutschen Nationalliteratur. Von August Koberstein. Fünfte umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Erster bis fünfter Band. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1872—73. Gr. 8. 17 Thlr. 20 Ngr.

Als Ludwig Uhland im Jahre 1830 an der tübinger Hochschule über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter vortrug, da gab es der literargeschichtlichen Werke und Hülfsbücher noch verschwindend wenige, während wir heute über eine ganze Bibliothek solcher Bücher und Büchlein verfügen. Uhland macht seine Zuhörer in der Einleitung zuerst auf von der Hagen's und Büsching's „Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie" (Berlin 1812) aufmerksam, dann nennt er als ein sehr empfehlenswerthes geschichtliches Handbuch den „Grundriß zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Zum Gebrauch auf gelehrten Schulen entworfen von August Koberstein" (Leipzig 1827). Außer diesem „Grundriß" hatte Koberstein noch ein kleineres Hülfsbuch, einen „Leitfaden beim Vortrage der Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (Leipzig 1828) verfaßt, welcher ebenfalls von Uhland aufgeführt wird, aber ohne Urtheil. Dagegen äußert sich Uhland über den „Grundriß" Koberstein's genauer und sehr anerkennend. Nicht allein die Erwähnung und Empfehlung des Buchs von seiten Uhland's scheint uns für die Geschichte der Koberstein'schen Grundrisse bedeutungsvoll, sondern auch dessen näher begründetes Urtheil, weshalb Uhland's Worte, welche uns nun auch gedruckt vorliegen (Bd. 1 von „Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage", 1865, S. 16), hier wiederholt sein mögen:

Es (das geschichtliche Handbuch) ist allerdings schon seinem Umfange nach, nur Grundriß, gibt aber eine sehr brauchbare, gedrängte Uebersicht der Zeitverhältnisse, unter welchen sich die schöne Literatur der Deutschen in ihren verschiedenen Perioden bis auf die neueste Zeit entwickelt hat, sowie die wichtigern Denkmäler selbst aus dem Fache der Poesie und Beredsamkeit nach den Hauptdichtarten, mit gesundem Urtheil und zweckmäßiger Auswahl der Literaturnotizen. Der Zeitraum, welcher uns angeht, ist in den drei ersten Perioden abgehandelt, und der Verfasser zeigt hier die eigene Bekanntschaft mit der Poesie des Mittelalters, aus deren Gebiet er auch einige verdienstliche monographische Arbeiten herausgegeben hat. Auch für die folgenden Perioden wird das Buch mit Nutzen gebraucht werden.

Daß dieses Lob ein verdientes war, hat auch der äußere Erfolg des „Grundrisses" bewiesen. Es blieb nicht bei dem ersten Entwurfe, im Jahre 1830 erschien eine zweite Auflage, im Jahre 1837 eine dritte, und eine jede war nach den Veränderungen und Bereicherungen, welche die Literaturforschung erfahren, vermehrt und verbessert. Wesentlicher umgestaltet erschien die vierte Auflage, welche, drei starke Bände umfassend, im Jahre 1847 begonnen und erst im Jahre 1866 vollendet wurde. Aus kleinem Anfange, aus einem Büchlein von 300 Seiten, war ein umfangreiches, hoch bedeutendes Werk erwachsen, welches seinem ursprünglichen Zwecke, als Leitfaden beim Unterrichte auf gelehrten Schulen zu dienen, nicht mehr entsprechen konnte. Koberstein's „Grundriß" war im Laufe der Jahre durch die fortgesetzten, wahrhaft erstaunlichen Bemühungen des Verfassers zu einem unentbehrlichen Hülfsbuch, ja selbst zu einem Quellenwerke für den Literator geworden. Eine wahre Fülle gelehrten Materials war in ihm aufgespeichert, manche Perioden waren von hier aus der Literaturkenntniß eigentlich erst erschlossen. Wenn Uhland einst bemerkt hatte, daß auch für die folgenden, d. h. jüngern Perioden das Buch mit Nutzen gebraucht werden könne, so war die Behandlung gerade dieser jüngern Zeit, des 17., 18. Jahrhunderts und der Schiller- und Goethe-Epoche nun der Schwerpunkt des ganzen Werks geworden.

Wie viel indeß auch innerlich an dem Buche verändert

werden mußte, so hatte Koberstein doch an der äußern Anlage insofern festgehalten, als es bei der Eintheilung in Paragraphen, bei den Anmerkungen unter dem Text jedes Paragraphen verblieb. Die erstrebte Kürze des Textes, der nur das Nöthigste in knapper Form enthalten sollte, brachte im Laufe der Zeit und im Verlaufe der Darstellung, je mehr mit der reichern Literatur auch das gelehrte Material anwuchs, einen Uebelstand mit sich: der Anmerkungen wurden es im Verhältniß zum Texte zu viele. Zwar trat dieser Uebelstand im ersten und zweiten Bande nicht allzu oft hervor, aber im dritten hat die überwuchernde Fülle der Anmerkungen öfters die Textseite auf ein paar Zeilen, manchmal selbst auf eine einzige Zeile zusammengedrückt, ja es kommt sogar vor, daß die Seite keine einzige Zeile Text enthält, sondern die Anmerkungen über mehrere Seiten fortlaufen. Das mag zunächst etwas Aeußerliches sein, aber es war doch insofern für das Werk Koberstein's von Nachtheil, als der Text beinahe als nebensächlich, ja als überflüssig angesehen wurde und die Anmerkungen als die Hauptsache galten.

Daß der Verfasser, wenn er selbst noch eine Neubearbeitung vorgenommen hätte, diese zunächst äußere Gestalt des Buchs geändert haben würde, dürfen wir wol annehmen. Denn wie sehr Koberstein auch in erster Reihe der Wissenschaft diente, so war er doch auch ein Mann von Geschmack, der gewiß selbst am allermeisten diese in der Anlage des Werks begründete und unüberwindliche Unschönheit empfunden und beklagt haben wird. Aber wenn ihm das Manuscript mit seinen unzähligen und oft weitschichtigen Anmerkungen eine wohlgefällige Gestalt des Drucks nicht finden ließ, so bot doch eben dieser Druck auch die Stellen dem Auge deutlich dar, an denen die verschönende Hand thätig zu sein hatte.

Wir wissen, daß Koberstein in seinen letzten Lebensjahren auf eine neue Ausgabe des Werks bedacht war. Für die letzten beiden Bände, namentlich für den dritten war diese Arbeit nicht so von nöthen wie für den ersten. Für diesen war sie ein unabweisbares Bedürfniß. Denn während das ganze Werk im Jahre 1866 abgeschlossen wurde, war der erste Band, wie bemerkt, bereits im Jahre 1847 erschienen. Es war also, vornehmlich in seinem vordern Theile, veraltet, in manchen Partien sogar gänzlich veraltet. Gerade für die ältere Periode unserer Literatur war die Forschung in den letzten 20 Jahren überaus thätig gewesen. Nicht allein eine große Menge neuer Quellen war gefunden und zugänglich gemacht, auch die Kritik hatte tüchtig gewirkt, neue Anschauungen fanden Eingang, manches mußte von Grund aus anders als ehedem aufgefaßt werden, manches war Irrthum geworden, was bis dahin als Wahrheit gegolten hatte. Aufmerksam war Koberstein allen diesen Bestrebungen gefolgt, fort und fort sammelte er, trug er nach und änderte er, und schon rüstete er sich zur Ausarbeitung, als ihn der Tod ereilte. Es hat etwas unendlich Wehmüthiges, dieser plötzliche Abschied! Koberstein war allerdings betagt, als er aus dem Leben schied, aber er war ungemein rüstig, er hatte den Lebensmuth und den Frohsinn eines Jünglings, und der Gedanke an seine Neubearbeitung des „Grundrisses" verließ ihn keinen Augenblick.

Koberstein's Vorarbeiten sollten nicht verloren gehen. Hatte Karl Bartsch, wie uns bekannt, dem Altmeister der deutschen Literaturwissenschaft seine Beihülfe zugesagt, so wurde er dazu ausersehen, die Erbschaft des verstorbenen Freundes anzutreten und das begonnene Werk auszuführen. Aber nicht etwa nur den ersten Band, sondern das ganze große Werk sollte Bartsch neu herausgeben. Wir meinen, daß der Verleger und die Erben Koberstein's keine bessere Wahl treffen konnten. Bartsch hatte bekanntlich sich auch an der Bearbeitung der neuesten Auflage von Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung" betheiligt, die er später allein übernahm. Wie verschieden auch die Anlage beider Bücher sein mochte, so konnte doch die für das eine darstellende Werk aufgewandte Vorarbeit und Mühe auch dem andern, mehr lehrhaften zugute kommen. Ein anderer Gelehrter wäre vielleicht vor solcher gewaltigen Aufgabe zurückgeschreckt. Aber Bartsch vertraute seiner bewährten Arbeitskraft. In unglaublich kurzer Frist besorgte er die Umarbeitung von Koberstein's „Grundriß" und er schuf ein vielfach anders geartetes Buch. Mit Recht ist neben dem ursprünglichen Titel auch der neue hinzugefügt: „August Koberstein's «Geschichte» der deutschen Nationalliteratur." Denn es war schon in der vorhergehenden Auflage die Grenze des „Grundrisses" überschritten, und in dieser Umarbeitung von Bartsch sind die alten Bahnen vollends verlassen. Der Text wurde bereichert, namentlich historische und biographische Daten sowie literarische Urtheile, die früher in den Anmerkungen standen, sind der geschichtlichen Darstellung einverleibt worden. Wie überaus geschickt und geschmackvoll Bartsch hier sein Verfahren eingerichtet hat, kann der ermessen, der sein Buch häufig benutzt und mit der frühern Anlage vergleicht. Jetzt haben wir ein durchaus lesbares Buch vor uns, dabei aber ist in den Anmerkungen ein so reicher Schatz literarischer und gelehrter Nachweise aufgespeichert, sind Text und Anmerkungen in so lichtvolle Verbindung gesetzt, daß das Buch nach wie vor eine wahre Fundgrube der Wissenschaft genannt werden kann und eine Leuchte für den Suchenden. Daß auch die Druckeinrichtung, die klaren Lettern mit dazu beitragen, Lektüre und Studium zu erleichtern, wollen wir wenigstens nicht unerwähnt lassen. Für die neuere Zeit, für welche die Literaturforschung auch mehr oder weniger thätig gewesen ist, galt es ebenfalls, die neu gewonnenen Ergebnisse zu verwerthen und die belangreichen Arbeiten zu verzeichnen, soweit dies nicht schon von Koberstein selbst geschehen war. Im großen und ganzen aber ist die Umarbeitung des Buchs für die letzten Bände eine mehr redactionelle gewesen, dies Wort aber im höchsten Sinne genommen. Wesentlich selbständiger mußte für die ältere Periode das Verfahren des Herausgebers sein. Wenn Bartsch auch viele Excerpte Koberstein's benutzen konnte, sie materiell verwerthete oder ihren Weisungen folgte, so reichten sie doch lange nicht aus. Auch hinsichtlich der Periodeneintheilung mußte Bartsch öfters seine eigenen Wege gehen. Das geschah auch noch in andern Dingen. Bartsch hat sich in seinem Vorwort darüber ausgesprochen.

So ist denn das altbewährte Buch Koberstein's in seiner neuen Gestalt ebenso wol ein würdiges Denkmal des geschiedenen Meisters als eine Ehre für den jüngern Genossen der Wissenschaft. Karl Bartsch, der unermüdliche, in eminenter Weise fruchtbare Forscher, hat seinen reichen Verdiensten durch dieses Werk ein neues hinzugefügt, welches um so höher anzuschlagen ist, als es sich hier um eine historische Darstellung handelt, um einen Ueberblick über ein großes weites Gebiet. Die philologische Thätigkeit, die auf Texte und Lesarten und auf Dialekt und Stil der Autoren ihr Augenmerk richtet, macht leicht kurzsichtig, weil hier gewissermaßen mit dem Mikroskop gearbeitet wird. Bartsch hat aber durch seine minutiösen Arbeiten den weiten Blick nicht verloren, wie er denn in seltener Weise das germanische wie das romanische Literatur- und Sprachgebiet gleichermaßen bebaut. Seine staunenswerthe, beinahe räthselhafte Productionskraft hat hier einen wahren Triumph gefeiert. Im Laufe weniger Jahre beschenkt er uns mit einem Werke von gewaltigem Umfange, von außerordentlich zuverlässiger Beschaffenheit, von der saubersten Ausführung, zu dessen Vollendung ein anderer mindestens ein Jahrzehnt bedurft hätte. So ist es ein Werk aus einem Gusse; alle Theile stehen in gleicher Weise auf dem Standpunkte der neuesten Forschung.

Nachdem wir somit das Buch im allgemeinen betrachtet und sein Werden und Wachsen geschildert haben, wollen wir, ohne daß wir eine genaue Kritik des Einzelnen beabsichtigen, diese Umarbeitung auch etwas im besondern ins Auge fassen, und dabei derjenigen Punkte gedenken, die eine sachliche Abweichung von der aus Koberstein's Hand hervorgegangenen letzten Ausgabe im erhöhten Maße erkennen lassen.

Diese letzte Ausgabe umfaßte drei ziemlich gleich starke Bände. Die neue Ausgabe hat fünf Bände von ungleichem Umfang, ja einer, der vierte, ist über noch einmal so stark wie der dritte. Aeußerlich schön ist das gerade nicht. Man versöhnt sich aber gar bald mit dieser Verschiedenheit, wenn man die Bände, die auf dem Bücherbret sich so seltsam ausnehmen, zu benutzen beginnt. Denn der Umfang jedes Bandes ist bedingt durch den Inhalt, meist durch eine bestimmte Periode, jeder ist für sich in gewissem Sinne ein abgeschlossenes Ganzes. Dem Suchenden wird dadurch große Erleichterung gewährt. In der vierten Ausgabe waren im ersten Bande fünf Perioden abgehandelt, von den Anfängen bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts. Aus diesem Bande sind zwei gemacht worden: der erste umfaßt die alte Zeit des Mittelalters und die Reformationsperiode, oder er reicht, wie es auf dem Titel heißt, „bis zum Ende des 16. Jahrhunderts“. Wer also sich mit dieser Periode beschäftigt, und solcher sind nicht wenige, braucht nicht in dem benutzten Bande immerwährend Dinge mit in die Hand zu nehmen, die ihm zunächst fernliegen. Die Periode des 17. Jahrhunderts ist ebenso von der vorhergehenden wie von der folgenden charakteristisch unterschieden, sodaß ihre Behandlung in einem besondern, dem zweiten Bande, nur erwünscht sein kann. Jeder dieser beiden ersten Bände hat sein besonderes Register, sodaß auch in dieser Hinsicht die Benutzung erleichtert ist. Für „die neuere Zeit“ waren in Koberstein's letzter Ausgabe zwei Bände bestimmt, die nun in drei zerlegt sind. Sie sind vereinigt durch den Gesammttitel: „Vom zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bis zu Goethe's Tod.“ Hier ist die Periodeneintheilung nicht so scharf begrenzt wie vorher, aber der dritte Band umfaßt die Zeit des Uebergangs und der Vorbereitung bis in die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts. Eine Vereinigung der folgenden Bände hätte zu einer äußern Unzuträglichkeit geführt; so ist die Eintheilung dadurch herbeigeführt, daß der vierte Band den Entwickelungsgang der Literatur darstellt, und der letzte innerhalb derselben Periode die Literatur nach ihren Gattungen bespricht. Sobald man sich diese Eintheilungen eingeprägt hat, wird man selten beim Suchen und Nachschlagen fehlgreifen. Abweichend von Koberstein's letzter Ausgabe haben die Bände 3—5 keine Specialregister erhalten. Daß dann in dem als besonderes Bändchen herausgegebenen Register am Schlusse auch noch die beiden ersten Register wieder mit berücksichtigt sind, daß also ein Generalregister gegeben wurde, scheint uns nicht ganz praktisch zu sein. Wer in den beiden ersten Bänden etwas sucht, wird sich doch aus den ausführlichern Specialregistern Raths erholen, andererseits bietet allerdings ein vom Texte abgetrenntes handliches Verzeichniß gewiß auch manchen Vortheil.

So ist die Oekonomie der Stoffeintheilung in dieser neuen Ausgabe nicht blos etwas Aeußerliches, sondern aufs engste mit der historisch begründeten Periodisirung oder mit einer sachlich nothwendigen Scheidung verknüpft. Sehen wir im einzelnen auf die Veränderungen, welche das neue Buch erfahren mußte, so werden wir ihnen naturgemäß am meisten in den ersten Bänden, vornehmlich im allerersten Bande begegnen. Beiseite lassen wir füglich alle bibliographischen Bereicherungen der Literaturgattungen oder der dichterischen Thätigkeit, auch alle Nachträge zu einzelnen bereits bekannten und feststehenden Thatsachen, ebenso alle die kleinern Umänderungen, welche der neue Stand der Forschung erheischte. Nur einige der größern und wichtigern Momente heben wir hervor. Es ist dies aber nicht eine Charakteristik der neuen Leistung allein, sondern im Grunde ein gedrängtes Bild von dem Fortschritte der deutschen Literaturkunde.

Die wesentlichste Bereicherung tritt uns in der Periode des Uebergangs vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen entgegen; denn vor dem Jahre 1847 waren zahlreiche Gedichte dieser Periode noch gar nicht bekannt gemacht. Und in gleicher Weise ist die Literatur des ausgehenden Mittelalters in der neuen Ausgabe bei weitem reicher vertreten. Innerhalb der sogenannten classischen Zeit herrschte nach früherer Ansicht, die freilich auch noch heute nicht von allen aufgegeben ist, eine allgemein gültige Schrift- und Hofsprache, welche sich vorzugsweise auf die schwäbische Mundart gründen sollte. Diese Ansicht vertritt auch Koberstein, und Bartsch hat pietätsvoll den betreffenden Passus im Texte nicht geändert, aber doch dafür gesorgt, daß eine entgegenstehende Meinung in den Anmerkungen ihren Platz fand. Die Existenz eines besondern schriftgemäßen Dialekts Mitteldeutschlands wird jetzt allgemein angenommen, während Koberstein nur Andeu-

tungen bietet, ohne zur eigentlichen Lehre, die später von anderer Seite durchgefochten wurde, vorzudringen.

Besonders interessant ist es aber, die Abschnitte über das Nibelungenlied bei Koberstein mit denen bei Bartsch zu vergleichen. Bartsch, der bekanntlich eine eigene Hypothese von der Entstehung unsers Nationalepos aufstellte, trägt hier, allerdings auch mit Berücksichtigung der andern Auffassungen, seine Ansicht vor, die wesentlich von der in der letzten Ausgabe vertretenen abweicht. Koberstein stand damals noch auf dem Standpunkte Lachmann's, dessen Theorie erst längere Zeit nach den vierziger Jahren angegriffen wurde. Bartsch glaubte, wie er auch im Vorworte ausdrücklich über diesen Punkt bemerkt, die Berechtigung zur Darlegung seiner eigenen Ansicht aus der Thatsache ableiten zu dürfen, daß er aus seinen „Untersuchungen über das Nibelungenlied“ (Wien 1865) ein Excerpt von 53 enggeschriebenen Quartseiten, wozu noch ein Excerpt des Metrischen von 20 Seiten kommt, in dem handschriftlichen Nachlasse Koberstein's vorfand. Denn es sei doch wol nicht anzunehmen, daß letzterer sich dieser Mühe unterzogen haben würde, wenn er die Resultate des Buchs verworfen hätte.

Ein ganz anderes, viel richtigeres und vollständigeres Bild erhält der Leser der neuen Ausgabe von der Geschichte des altdeutschen Dramas, für welches gerade in der Zeit nach den vierziger Jahren so überaus viel Mittelalters, die uns jetzt viel bedeutsamer als ehedem geschah. Und dasselbe gilt von der deutschen Prosa des erscheint.

Innerhalb des Reformationszeitalters betreffen die Bereicherungen meist die Literatur des Meistergesangs und die kirchliche Lyrik sowie das historisch-politische Volkslied. Sachlich verschieden von einer ehemaligen, aber im Texte der neuen Ausgabe noch nicht geänderten Anschauung ist das heutige Urtheil über Hans Sachs als Meistersänger. Seine Wirksamkeit in der Singschule gilt jetzt für eine viel hervorragendere, als sie die frühere Literaturgeschichte annahm; diese Wirksamkeit steht nicht im Gegensatze zu den freien Schöpfungen seiner Muse, sondern ist mit ihnen aufs engste verknüpft, wie verschieden auch Zweck und Form in beiden Dichtarten sein mochten.

Daß auch in den Betrachtungen über die sprachlichen und metrischen Verhältnisse manches Neue sich vorfindet, wollen wir nur andeuten. In keiner andern Literaturgeschichte ist gerade diesen formalen Theilen eine so liebevoll eingehende Darstellung gewidmet worden als in der von Koberstein; und da Bartsch auf diesem Gebiete, namentlich auf dem metrischen, ganz besonders heimisch ist, so begrüßen wir hier eine Sprachgeschichte und eine Verslehre, wie sie sonst nirgends geboten ist. Wir können nicht immer sehen, was Bartsch neu hinzugefügt, oder was Koberstein selbst geändert und eingetragen hat, aber wir dürfen annehmen, daß wir gerade hier den Weisungen des Bearbeiters sehr viel zu verdanken haben. Und dies gilt nicht allein für den ersten Band, wenn auch vorzugsweise für diesen, sondern erstreckt sich auf das ganze Werk.

In der Periode des 17. Jahrhunderts, streng genommen vom Anfang des 17. bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts sind die Veränderungen mehr auf das Einzelne gerichtet als auf die Gesammtauffassung. Bei Opitz sowol wie bei dem Verfasser des „Simplicissimus“ begegnen wir wichtigen Untersuchungen, welche neues Licht verbreiten. Im allgemeinen aber ist uns in der neuen Ausgabe eine größere Berücksichtigung der fremden Einflüsse entgegengetreten, welchen die deutsche Literatur in dieser Periode gefolgt ist. Insbesondere finden hier die neuern Shakspeare-Forschungen ihre Verwerthung.

Koberstein's „Grundriß“ — denn so wird das allbewährte und allberühmte Buch ja immer genannt werden — ist in seiner neuen Gestalt eine der werthvollsten und stattlichsten Erscheinungen der neuern gelehrten Literatur. Für den Fachmann unentbehrlich, wird es auch wie bisher in den Kreisen der wahren Literaturfreunde seine Stätte finden und hier Nutzen stiften und Freude bereiten.

Reinhold Bechstein.

Neue erzählende Schriften.

1. Sich selbst erobert. Ein Mädchenroman in sechs Büchern von Jeanne Marie von Gayette-Georgens. Zwei Bände. Mit einem Titelbild. Berlin, Deutsches Verlagsinstitut. 1873. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir haben nie das vielverbreitete Vorurtheil gegen schriftstellernde Damen getheilt, wol aber gewisse charakteristische Fehler in fast jedem von weiblicher Feder geschriebenen Werke zu tadeln gehabt. Diese nun treten in dem vorliegenden Romane mit einer so großen Stärke auf, daß wir nicht umhinkönnen, das Werk der vielbekannten Verfasserin als verfehlt zu bezeichnen. Das Sujet dreht sich um die psychologische Entwickelungsgeschichte einer jungen Dame, Namens Wildine. Dieselbe war bis zu ihrem jungfräulichen Alter an das Krankenbett einer siechen Mutter gefesselt, jeder Freiheit, jedes Lebensgenusses entbehrend. Dies nun erzeugt in ihr einen unbändigen Freiheitsdurst, der nach dem Tode der Mutter sich thatsächlich in den schlimmsten Fehltritten äußert. Sie verlobt sich und löst nach einiger Zeit in der Fülle ihres Freiheitsdranges dieses Verlöbniß wieder, d. h. sie macht sich ihrem Verlobten unerträglich. Im Hause ihres Vormundes wird sie in das Salonleben eingeführt; hier läßt ihr unglückseliger Freiheitsdrang sie die tollsten Dummheiten begehen. Sie wird zur Besserung in das Haus eines lutherischen Geistlichen geschickt, dessen heuchlerische und habgierige Absichten auf ihr Vermögen aber ihr solchen Abscheu einflößen, daß sie flieht und nun als Malerin sich der Kunst widmen will. Da geräth sie in die Gesellschaft eines liederlichen Herrn Malers, dessen Schwester für die Frauenfrage arbeitet. Diese wollen sie zur Bekeh-

nerin der allgemeinen Frauenrechte machen, dabei aber an ihr das siebente Gebot des Dekalogs übertreten. Die daran sich knüpfende gerichtliche Verhandlung führt eine neue Verbindung mit dem verlassenen Bräutigam herbei. Sie heirathet ihn endlich, nicht ohne gleichzeitig ihre Gedichte herauszugeben, welche sie in bewegten Stunden niedergeschrieben.

Wir halten die ganze psychologische Entwickelung der Heldin von vornherein für unrichtig, da wir der Ansicht sind, daß eine derartige Emancipationssucht bei einem natürlich gesunden Mädchen gerade unter solchen Verhältnissen, am Krankenbette der Mutter, nicht möglich ist. Unter solchen Umständen entwickelt sich ein Charakter ganz anders als der Wildinens. Nur eine verschrobene, nach außen gerichtete Erziehung, Nährung der Eitelkeit können zu solchem fanatischen Lebensdrange führen, nicht aber das gerade Gegentheil. Allein selbst dies zugestanden, wird man sich kaum für eine Romanheldin begeistern können, welche nichts anderes ist als ein eigensinniges, bis ins Fratzenhafte launisches Kind, aber keine mit sich selbst in edlerm Sinne kämpfende Heldin.

Die Männer des Romans sind fleisch- und blutlose Schattengestalten ohne jede markirtere Stellung. Vivion, der Bräutigam, welchen die Verfasserin von dem Leser geliebt wünscht, erscheint in seiner undankbaren Rolle als ein höchst langweiliger, farbloser Pedant, der recht brav sein mag, aber weiter nichts ist, sodaß wir es der launenhaften Wildine nicht einmal sehr übel nehmen, wenn sie sich von ihm bald nicht mehr angezogen fühlt.

Ein weiterer Fehler, welchen Frau Gayette-Georgens begeht, ist der, welchen sie mit vielen Romanschriftstellern theilt: jene Figuren, welche unsere Antipathie erregen sollen, statt zu originellen Charakterzeichnungen, zu Caricaturen zu machen. Außerdem zeigt der Roman eine besondere Vorliebe der Autorin, ihre subjective Philosophie an den Mann zu bringen in hier und da etwas verworrenen Raisonnements.

Ein entschieden günstigeres Resultat für unser Urtheil gewinnen wir aus der Lektüre der Schöpfungen einer andern weiblichen Feder:

2. Hellstädt und andere Erzählungen von Luise von François. Drei Bände. Berlin, Janke. 1874. 8. 4 Thlr.

Luise von François versteht es vor allem, sich in der Wahl ihrer Sujets bescheiden zu beschränken, statt gefährliche Sonnenflüge mit unzureichender Kraft zu unternehmen. Die vorliegenden Erzählungen enthalten spannende, aber doch nichts weniger als besonders kühn erfundene Conflicte. Man wird daher die Verfasserin keine geniale Künstlerin, wol aber eine fleißige, kluge und gewandte Schriftstellerin nennen müssen. Doch dürfen wir nicht leugnen, daß die bescheidene Stoffwahl der Autorin sie auch auf Sujets hingewiesen hat, in welchen die Poesie etwas spärlich zur Geltung kommt. Es ist dies zunächst die Erzählung, welche den Titel zur Sammlung gab: „Hellstädt.“ Einzelne feingedachte und zartsinnige Motive zugestanden, dreht sich die ganze Schürzung des Knotens, der ganze Conflict und sogar die Lösung doch nur um das wenig künstlerische Motiv „Geld und Schulden“, zu welchem die Liebe in eine nebengeordnete Stellung tritt. Ein Gleiches kann man von der kleinern Erzählung „Formalitäten“ sagen. Obwol wir hier in der Heldin einen interessanten und liebenswerthen Charakter kennen lernen, so ist diese Erscheinung leider so sehr in die ökonomischen Conflicte verwickelt, daß sie oft, an poetischem Gehalt verlierend, nur zu einer anerkennenswerth „praktischen“ Frauengestalt wird.

Auch einfach, aber würdiger sind die Sujets der „Schnakenburg“ und der „Goldenen Hochzeit“. Namentlich der letztern fehlt es nicht an einem warmen Hauche wenn auch schlichter, doch herzgewinnender Poesie. Die Erzählung „Schnakenburg“ führt einen wirklich originellen Charakter in dem verkrüppelten, halb geistreichen, halb verrückten Grafen von der Schnakenburg in glücklicher Beleuchtung vor. Das Ganze ist mit großer psychologischer Gewandtheit durchgeführt. „Die Geschichte meines Urgroßvaters“ ist eine mit gesundem, frischem Realismus gegebene altmodische Familiengeschichte, welche trotz ihrer Einfachheit nicht ohne Interesse und selbst nicht ohne poetische Wirkung ist. Nur schade, daß der Schluß mit der Doppelheirath zwischen den Vater des Liebenden und der Mutter der Geliebten sowie des jungen Paares selbst den Eindruck des Uebereilten, zum Abschluß gewaltsam Drängenden macht, ohne eine völlig befriedigende Wirkung.

Der Stil ist gut wie bei wenig schriftstellernden Damen. Immerhin kann das Buch als eine leichte, anregende Lektüre empfohlen werden, in seiner gesunden Schlichtheit der Stoffe auch völlig unverfänglich für moralisch ängstliche Gemüther.

3. Oriola. Von Alfred Meißner. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

4. Die Bildhauer von Worms. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert von Alfred Meißner. Zwei Bände. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1874. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die beiden Werke des berühmten Autors sind Producte echten Poetengeistes, und als solche werden sie die Herzen der Leser ohne Zweifel im höchsten Maße gewinnen. Die Fehler, welche die Kritik hervorzuheben die Pflicht hat, sind in beiden Werken dieselben. Zunächst zeigt sich uns das Auftreten der handelnden Persönlichkeiten in einer nicht ganz vorwurfsfreien Weise. Die Figuren treten uns zu wenig in ihrer psychologischen Eigenart entgegen, wir lernen sie wesentlich nur in den von ihnen ausgehenden Wirkungen kennen. Die Handlung ist der Charakteristik zu sehr vorgezogen, daher wird es uns schwer, sofort die Nothwendigkeit der Entwickelung zu finden, und wir bekommen stellenweise eine bedenklich unbestimmte Färbung zu Gesicht. Wie in der Personalschilderung, so haben wir auch in der Localfärbung des Hintergrundes den Mangel entschieden scharfen Colorits zu tadeln. Durch dieses einseitige Betonen der Handlung einerseits und das Verzichten auf ein größeres Totalgemälde andererseits bringt sich der Autor selbst um naheliegende lohnende Wirkungen.

Wir sehen dies vorzugsweise in der ersten Erzählung, welche die tragische Liebesgeschichte Philipp Massinger's schildert. So rührend der elegische, hochpoetische Ton des ganzen Werks uns stimmt, denken wir doch sofort daran, warum der Autor uns die Zeit Altenglands nicht

in einem so leicht zu gebenden, farbensattern Gemälde vorführt. Beaumont, Fletcher, Ben Jonson, sie treten an uns heran, aber kaum sehen wir sie, und sie sind wie flüchtige Schatten verschwunden. Philipp Massinger und seine Geliebte stehen losgelöst von dem Hintergrunde ihrer hochinteressanten Zeit vor uns, aber auch sie zeigen sich, wie bereits erwähnt, weniger selbst, sondern lassen auf ihre Persönlichkeit erst durch das Objective der sie berührenden Ereignisse schließen.

„Die Bildhauer von Worms" theilen die gleiche parteiliche Bevorzugung der Handlung auf Kosten psychologischer Zeichnung und ebenso die graue Färbung des Hintergrundes. Doch, was hier eine strenge Kritik tadelt, läßt noch genug des reichsten Werthes an beiden Büchern übrig. Sie haben Anspruch vor allem auf ein Lob, das man heute so selten ertheilen kann: sie sind spannend, aber ihre Spannung liegt nicht in der raffinirten Erregung der Gehirnnerven, sondern in dem die Herzen unwiderstehlich fassenden Zug der Poesie. Wir sehen den Autor als Dichter von Gottes Gnaden, sein Werk als ein Product des echten Künstlergeistes. Gegen solche Tugenden auf die Wagschale gelegt, werden die von uns hervorgehobenen Fehler nicht zu sehr ins Gewicht fallen.

So sind wir in der glücklichen Lage, die beiden Werke als Zierde des Büchertisches mit gutem Gewissen empfehlen zu können.

Theodor von der Ammer.

Schweinfurth's Afrikareise.

Im Herzen von Afrika. Reisen und Entdeckungen im centralen Aequatorial-Afrika während der Jahre 1868—71. Von G. Schweinfurth. Deutsche Originalausgabe. Zwei Theile. Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt, einer Farbendrucktafel und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 1874. 8. 10 Thlr.

Georg Schweinfurth wird unbedingt jetzt und für alle Zeiten unter die Entdecker ersten Rangs zählen. Auf seinem Gebiete, nämlich dem östlichen, nilotischen Afrika wird sein Name unmittelbar genannt werden nach Speke und nach Sir Samuel Baker. Durch die berliner Humboldt-Stiftung mit Reisemitteln versehen, durch frühere Wanderungen übrigens schon mit der afrikanischen Natur vertraut, brach er Ende 1868 auf und kehrte gesund und unversehrt 1871 wieder. Niemals war er ernstlich krank. Wol litt er einige Zeit am Skorbut, hatte sich aber dieses Uebel nicht durch das Klima, sondern nur durch schlechte Kost zugezogen. Seine Erlebnisse und Entdeckungen schildert er uns in zwei Bänden, und die Art und Weise seiner Darstellung, abgesehen von einer gewissen Breite und gelegentlichen Wiederholungen, darf eine musterhafte genannt werden. Es ist freilich leicht, den Leser zu fesseln, wenn man fast immer Neues, Unerwartetes und Spannendes mitzutheilen hat. Zunächst erhalten wir einen Bericht über den Verlauf und die Beschwerden des Marsches, denn sowie Schweinfurth die Nilbarke verließ, war er auf Fußwanderungen angewiesen, da weder Pferde noch Kamele in jenen Räumen Centralafrikas brauchbar sind. So hat er, wie er selbst uns mittheilt, 2000 Meilen in 2¼ Jahren zu Fuß zurückgelegt, also fast drei Meilen täglich. Zuvor hatte er sich durch das Rothe Meer nach Süden bis nach Suakim und von dort nach Chartum an der Vereinigung des Blauen und des Weißen Nil begeben. Dort schloß er sich den Elfenbein- und Sklavenhändlern an, die alljährlich in die Gebiete des sogenannten Nil der Gazellen vordringen. Der Beschiffung dieses Stroms bereiten bekanntlich Inseln aus schwimmendem Pflanzenfilz die größten Schwierigkeiten. Ihre Masse besteht aus Papyrusschilfen, doch spielt ein anderes Gewächs, die Aedemone mirabilis oder der Ambatsch, dabei noch eine größere Rolle:

Er schießt bis zu 20—50 Fuß Höhe auf und erreicht in seiner Basis gewöhnlich eine Dicke von 6 Zoll. Das Gewicht dieses Schwimmholzes läßt sich fast mit dem einer Federspule vergleichen, und man muß es in Händen gehabt haben, um an die Möglichkeit glauben zu können, daß ein Mann ein daraus verfertigtes Floß auf seine Schultern hebt, das acht Menschen über dem Wasser zu halten vermag.

Die ersten Papyrusbüsche trifft der Reisende unter 9° 30′ nördl. Br., und bei ihrem Anblicke bricht er in die Worte aus:

Wie Gebilde aus einer andern Welt erscheinend, wirken die Papyrushorste magisch auf die Phantasie des Beschauers ein und fordern ihn unwillkürlich auf zur Verehrung der unsichtbaren Mächte. Tage und Wochen verstrichen mir im vertrauten Umgange mit dieser wunderbarsten Erscheinung der Nilflora, aber mein Auge vermochte nicht sich sattzusehen an den göttlichen Formen.

Aehnlichkeiten mit tropischen Nillandschaften würden wir in unserer Nähe nicht suchen, und dennoch:

Der Bachr-el-Ghasal hat sein Analogon in Europa, denn die Havel zwischen Potsdam und Brandenburg gewährt mit ihrer Unmasse schwimmender Vegetation, welche die Mehrzahl ihrer Pflanzengattungen mit dem afrikanischen Fluß gemein hat, eine sehr gute Vorstellung von ihm. Sehr häufig beträgt die Breite des offenen Wassers nur die einer Barkenlänge, die große, von den längsten Stangen nicht erreichte Tiefe indeß verräth den riesenhaften Wasserreichthum, den rechts und links ein paarhundert Schritte weit die Grasdecke verbirgt.

Die Schiffahrt auf dem Nil der Gazellen erreicht bei einer Meschera (Landungsstelle) ihr Ende, und wir lernen nun das Leben in den Seriben kennen. Seriba heißt eine Anzahl von Hütten, umgeben mit einem Pfahlwerk. In den Hudsonsbailändern würde man von einem Fort, in Guinea von einer Factorei sprechen. Die Seriben gehören reichen Elfenbeinhändlern in Chartum und dienen als Magazine, erstrecken sich daher staffelförmig weit nach Süden, Südwesten und Westen. Dabei ist zu bemerken, daß der Seribenbesitzer bis auf weiteres als der Souverain seines Handelsgebiets betrachtet wird und daß von den andern fürstlichen Kaufleuten die Grenzen seines Handelsterritoriums geachtet werden. Die Jagd rottet sehr rasch in einem Gebiet die Elefanten aus oder treibt sie weiter ins Innere, daher haben die Chartumer ihre Seriben und ihre Handelszüge immer tiefer in das Festland ausdehnen müssen.

Ein Handelszug besteht oft aus Hunderten Bewaffneter, theils Nubiern, theils Eingeborenen, die sich den

Kaufleuten angeschlossen haben. Sie dienen zur Bedeckung der Träger, welche die Tauschwaaren, jetzt fast nur Kupfer in Draht und Barren, sowie die eingekauften Elefantenzähne schleppen müssen. Endlich folgt noch ein Troß von Frauen. Einer solchen Karavane schloß sich Schweinfurth an. Sie wurde befehligt von dem Seribenbesitzer Abd es-Ssammat, und ihr Ziel war das Land der Monbuttu, von denen nur der Name vor Schweinfurth bekannt geworden war. Zuvor aber mußte das Land der Niamniam oder Sandeh durchschritten werden. Die letztern sind hartgesottene Menschenfresser, und nicht etwa aus Aberglauben, auch nicht aus Mangel an Fleischnahrung, sondern aus Lüsternheit. Wie man dabei zu Werke geht, mag Schweinfurth selbst erzählen:

Als ich ein Gehöft der Eingeborenen betrat, fand ich vor der Thür der ersten Hütte eine alte Frau sitzen, welche damit beschäftigt war, Kürbisse zu zerschneiden und zur Speise herzurichten; dabei war sie von einigen Knaben und Mädchen unterstützt. Ihr gegenüber, vor einer andern Hütte, saß gleichgültig ein Mann, sich mit seiner Mandoline die Zeit vertreibend. Zwischen beiden auf einer Matte hingestreckt lag unbedeckt und den glühenden Strahlen der Mittagssonne preisgegeben ein neugeborenes Kind, es konnte erst in der vergangenen Nacht das Licht der Welt erblickt haben und war noch hell und roth wie das frische Fleisch der innern Leibestheile. Alle paar Minuten gab es einen schwachen Athemzug von sich. Meine Begleiter, befragt was das zu bedeuten habe, erzählten ohne Umschweife, es sei die Leibesfrucht einer auf dem letzten Raubzuge erbeuteten Sklavin, die man nach einem andern Platze gebracht hätte, nachdem ihr das Kindlein abgenommen worden, dessen Pflege ihre Verwerthung für die Hausarbeit beeinträchtigt haben würde. Das Würmchen mußte sie zurücklassen, denn es war dazu bestimmt, als leckerer Braten Verwendung zu finden. Man ließ es erbarmungslos so lange liegen, bis es verendet sein würde, man fand es ganz selbstverständlich, dabei gelassen den häuslichen Beschäftigungen nachzugehen, bis der Moment gekommen wäre, das Würmchen in den Kochtopf zu stecken.

Trotz solcher Scheußlichkeiten gehören die Niamniam innerhalb ihres Culturkreises zu den am höchsten gestiegenen Völkern. Ihre Hütten sind höchst sauber und reinlich, ihre Eisenindustrie ist eine vorzügliche, bei beiden Geschlechtern ist die Kleidung eine reichliche, die Frauen sind obendrein sehr sittsam, und ihre Männer wiederum ihnen so zärtlich zugethan, daß sie das höchste Lösegeld aufbieten, um sie aus der Gefangenschaft zu befreien. Endlich finden wir bei ihnen die Sitte, daß die Knaben schon frühzeitig aus dem älterlichen Schlafgemach entfernt werden. Dabei sind sie sehr selbstbewußt und äußerst kriegerisch. Wahrscheinlich wird lange Zeit verstreichen, ehe sich wieder ein Europäer in ihr Land wagen darf. In den letzten Jahren nämlich haben sie sich gegen die Durchzüge der nubischen Karavanen aufgelehnt. Als Schweinfurth mit Abd es-Ssammat aus dem Monbuttulande elfenbeinbeladen heimkehrte, wurde ihnen der Rückweg von den Niamniam verlegt, und es folgte eine Reihe blutiger Gefechte. Noch schlimmer steht es auf dem mehr westwärts gelegenen Niamniamgebiete. Dort haben nämlich die streitbaren Anthropophagen einzelne Abtheilungen der Elfenbeinhändler niedergemacht, ihnen ihre Flinten und Munition abgenommen und sind dann mit Feuerwaffen spätern Karavanen entgegengetreten. Seitdem wollen sich die schwarzen Söldner nicht mehr für Reisen in das Niamniamland anwerben lassen, denn sie haben nur dann Muth, wenn sie selbst mit Schießgewehren bewaffnet gegen Feinde mit Speeren oder Pfeilen geführt werden.

Wer von dem Gazellenstrom südwärts vordringt, der erreicht bei den Niamniam auch einen neuen Abschnitt, hinter dem sich die Natur des afrikanischen Festlandes oder wenigstens seiner Vegetation ändert:

In wunderbarer Einfachheit gliederten sich auf meiner über 26 Breitengrade sich erstreckenden Reihe die pflanzengeographischen Gebiete, je nach der geographischen Zone und entsprechend den meteorologischen Verhältnissen der Länder. Zuerst waren es 800 Meilen trostloser Wüste, die der Wanderer zu durchschreiten hatte; dann sah er sie schrittweise übergehen in die weiten, baumlosen, aber mit ununterbrochener Grasdecke bekleideten Steppen; aus diesen gelangte er in die lieblichen Regionen des Buschwaldes, wo die Gewächse sich des kummervollen Dornschmucks der Wüste entkleideten und ihn das weiche Laub der Heimat umfing. Jetzt erst betrat er dasjenige, was er mit Fug und Recht Urwald nennen konnte.

Der Boden selbst bleibt im allgemeinen eben, er hebt sich jedoch merklich gegen Süden und noch mehr gegen Westen. Zufolge von Barometerangaben, die freilich so tief im Festlande nur annähernd richtige Höhenbestimmungen geben können, liegt der Wasserspiegel des Gazellen-Nil, da wo die Elfenbeinjäger landeten, 1364 Fuß hoch, und von dort hebt sich das Land bis zu den Quellen der westlichen Nebenflüsse auf 2608 Fuß. Gegen Süden zu beträgt die Wasserscheide etwa 3000 Fuß. Auf dieser Hochsteppe steigen hin und wieder sanft gewölbte Gneismassen auf, die sich jedoch ebenfalls nur wenig über das umliegende Land erheben. Der höchste Berg, den Schweinfurth sah, der Baginse, wird von ihm auf 1270 Fuß relativer Höhe geschätzt.

Wenn soeben von einer Wasserscheide des Nil gesprochen wurde, so haben wir damit den wichtigsten Erwerb erwähnt, welchen die Erdkunde Schweinfurth verdankt. Sobald er nämlich südwärts vordringend die Quellzuflüsse des Gazellenarms hinter sich hatte, stieß er auf Gewässer, die in anderer Richtung, nicht mehr nördlich dem Nil, sondern westlich dem Innern des Festlandes zuströmten. Zu ihnen gehörte als Hauptader ein großer Fluß, Namens Uëlle. Bleibt er seiner Richtung gegen Westen getreu, bildet er kein Knie und ergießt er sich nicht in ein abgesondertes Becken, so müßte er zuletzt dem Tsadsee tributpflichtig werden, und vielleicht ist der Scharistrom im Innern Afrikas nichts anderes als der untere Lauf des Uëlle. Diese Vermuthung Schweinfurth's würde gut beglaubigt erscheinen, wenn ein merkwürdiges Wasserthier, welches den Uëlle bewohnt und von den Nubiern „Flußschaf" genannt wird, ein Manatus oder Lamantin sein sollte, eine Art, die wol dem Schari, nicht aber dem Nil eigen ist. Leider bekam Schweinfurth selbst keins dieser Flußschafe zu Gesicht.

Im Grenzgebiete zwischen Nil und Uëlle zeigt die Vegetation längs der Gewässer eine neue Eigenthümlichkeit; sie gestaltet „Galerien". Dieser Ausdruck, der zuerst von dem Nilreisenden Piaggia gebraucht worden ist, wird als sachgemäß auch von Schweinfurth angewendet. Es handelt sich um Folgendes:

Bäume mit gewaltigem Stamm und von einer Höhe, die alles bisher im Gebiete der Nilflora Gesehene, die Palmen Aegyptens kaum ausgeschlossen, weit in den Schatten stellen, bilden hier dichtgedrängte, lückenlose Reihen, in deren Schutze

sich minder imposante Gestalten im wirrsten Gemenge stufenweis abgliedern. Im Innern dieser Uferwälder gewahrt man Säulengänge, ägyptischen Tempelhallen ebenbürtig, in ewig tiefen Schatten gehüllt und von aufeinandergelagerten Laubdecken oft dreifach überwölbt. Von außen betrachtet erscheinen sie wie eine undurchdringliche Wand des dichtesten Blattwerks, im Innern eröffnen sich dagegen überall Laubgänge unter den Säulenhallen, voll murmelnder Quellen und Wasseradern. Die durchschnittliche Höhe des obersten Laubdachs beträgt 80—100 Fuß und scheint nirgends unter 70 Fuß herabzusinken; allein oft gewährt eine solche Galerie, von außen gesehen, lange nicht den imposanten Anblick, den man von der Sohle des Bachs genießt, da an vielen Stellen die Einsenkung der letztern, welche den Galerien- und Tunnelcharakter vollständig macht, kaum die Hälfte des Waldes über die Steppenfläche hervorragen läßt; viele Galerien sind ganz und gar in dieselbe versenkt.

Am Uëlle sollte Schweinfurth sein äußerstes Ziel erreichen, dort aber lag auch der Glanzpunkt des Gesehenen, nämlich das Reich der Monbuttu. Diese Neger, unter denen, beiläufig bemerkt, blonde Haare nicht ungewöhnlich sind, gehören wie die Niamniam zu den schlimmsten Menschenfressern, stehen aber in Bezug auf Verfeinerung des Haushalts und der Gewerbe noch höher. Die Männer kleiden sich in Rindengewänder, die Frauen gefallen sich in einer beinahe gänzlichen Nacktheit und sind obendrein scham- und zügellos. Das Reich der Monbuttu kann man, ohne in Verlegenheit zu kommen, einen Staat nennen, denn es ist eine Monarchie mit geregelten Abgaben. An Streitbarkeit und Muth stehen die Monbuttu den Niamniam nicht nach, wahrhaft Bewundernswerthes aber leisten sie durch ihre Bauten. Die Empfangshalle ihres Königs Munsa glich der Länge und Höhe nach einem Bahnhofe, denn etliche Reihen schlanker Säulen oder Baumstämme trugen ein gewölbtes Dach von 40 Fuß Höhe und entsprechender Breite. Obgleich alles nur aus Blattrippen und Rohrgeflecht hergestellt war, trotzt doch der luftige Bau den gelegentlichen tropischen Stürmen. Als Gastgeschenk empfing Schweinfurth vom König Munsa ein Haus derselben Bauart, und zugleich wurde es ihm portofrei an seinen Lagerplatz gesendet: zwanzig Männer nämlich trugen den Unterbau, eine Anzahl anderer das Dach:

Das leichte, korbartige und mit Spanischrohr fest zusammengenähte Gestell glich einer großen Schachtel, das Dach war der Deckel dazu und ließ keinen Regentropfen durch. In wenigen Minuten waren sie oben und stellten das Häuschen neben meinem Zelte auf. Es war 20 Fuß lang und immerhin geräumig genug, um meine Vorräthe aufzunehmen.

Vom Monbuttulande selbst entwirft Schweinfurth eine höchst verlockende Schilderung:

Bis wir die letzten 12 Meilen zurückgelegt hatten, welche uns noch von dem Wohnsitze des Königs trennten, führte uns der Pfad durch eine paradiesische Landschaft, deren Reize sich für immer meiner Erinnerung eingeprägt haben. Wir durchzogen die endlosen Pisangplantagen, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen der Oelpalmen, das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalten. Die Oelpalmen, deren Stämme von oben bis unten von Farrnkräutern überwuchert waren, stellten alle Pracht eines ägyptischen Dattelhains weit in den Hintergrund. Eine köstlich erquickende, würzige Luft strich durch die Landschaft, überall war Wasser und kühlender Schatten zu finden; vor den Häusern der Eingeborenen prangten riesige Feigenbäume, deren dichte Kronen kein Sonnenstrahl durchdrang.

Zu den Unterthanen des Monbuttu-Königs gehören auch die Akka, welche Landschaften weiter gegen Süden inne haben. Es sind geschickte Jäger, die Bogen und Pfeile führen. Schweinfurth sah nicht blos eine Horde solcher Akka an Munsa's Hofe, sondern er nahm auch einen Knaben als Merkwürdigkeit mit sich. Leider starb er unterwegs auf der Nilfahrt. Diese Akka gehören zu den Zwergvölkern Afrikas. Sie sind nur anderthalb Meter hoch, also etwa so groß oder eine Kleinigkeit größer als die Buschmänner in Südafrika. Hier hören wir nun zuerst Genaueres über sie, und die Fabeln, welche auf ihre Kosten verbreitet waren, können nun als beseitigt gelten.

Sehr ernst und wichtig sind Schweinfurth's Bemerkungen über den Sklavenhandel in den Nilländern, welcher leider viel höhere Gewinne abwirft als das Elfenbein. Wir haben hier keinen Raum, näher auf die Ansichten des Reisenden einzugehen, nur eine versagen wir uns nicht zu wiederholen. Sehr wirksam würde der Sklaverei gesteuert werden, wenn man Mühlen, seien es Wind-, Wasser- oder Dampfmühlen, einführen könnte. Noch jetzt wird überall am Nil das Korn zwischen zwei Steinen von Frauenhänden zerrieben, und eine solche weibliche Maschine ist nöthig, um den Tagesbedarf für sechs Personen zu befriedigen. Vielleicht wäre vorläufig sogar mit einer Verbesserung der Handmühlen schon viel geholfen.

Oskar Peschel.

Zwei lyrische Prachtalbums.

1. Deutsches Künstleralbum. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. Herausgegeben von Ernst Scherenberg. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. 1875. Folio. 7 Thlr. 15 Ngr.
2. Deutsche Kunst in Bild und Lied. Originalbeiträge deutscher Maler, Dichter und Tonkünstler. Herausgegeben von Albert Traeger. Siebzehnter Jahrgang. Leipzig, Klinkhardt. 1875. Gr. 4. 5 Thlr. 20 Ngr.

Die deutsche Lyrik muß sich mit der Zeichenkunst verschwistern, wenn sie auf den Weihnachts- und Toilettentischen, in den eleganten Salons eine Freistatt finden soll. Die Berechtigung dieser Prachtalbums ist bereitwillig anzuerkennen, dennoch fehlt dem Genuß derselben von seiten des Publikums oft die rechte Andacht. Wir wünschen daher recht billige und einfache Volksausgaben auch neuer deutscher Lyriker, damit das große Publikum, jene bürgerlichen Kreise, welche geistigem Schaffen warmen und begeisterten Antheil entgegenbringen, sich eine poetische Hausbibliothek anzulegen vermag.

Das Salonpublikum und der feine ästhetische Geschmack werden an den vorliegenden Prachtalbums volles Genüge finden. Die Herausgeber beider sind als Dichter vortheilhaft bekannt, und die Auswahl unter den Gedichten, die sie getroffen haben, verdient alles Lob.

Das düsseldorfer Album (Nr. 1) wird eingeführt mit einem Gedichte Scherenberg's zum Gedächtniß Wolfgang Müller's, das von warmer Pietät dictirt ist. Unter den

namhaften ältern Dichtern, die zu dem Album beigesteuert haben, erwähnen wir zuerst Anastasius Grün, der aus einem größern Gedicht: „Auf dem Thurme von Cremona", ein Fragment gegeben hat. König Sigismund und Papst Johann halten oben auf dem Thurme eine wenig erbauliche Zwiesprache, indem sie sich gegenseitig ihre Sünden vorhalten; ein noch größerer Sünder, der Despot von Cremona, Fondolo, ist bereit, sie vom Thurme herunterzuschleudern; doch ihn schreckt das böse Beispiel, welches er dadurch seinen Vasallen geben würde. Es ist eine frappante Situation, die sich nach allen Seiten hin scharf markirt, wo der Griffel des wiener Spaziergängers die Umrisse zeichnet.

Emanuel Geibel gibt seiner patriotischen Gesinnung Ausdruck in den folgenden, elegisch angehauchten Versen:

Im Spätherbstlaube.

Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.

Doch nicht in klagenden Accorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag;
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag:

Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich,
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.

Aus dem Nachlaß Hoffmann's von Fallersleben sind einige Lieder mitgetheilt aus dem Jahre 1873, Lieder, welche der greise Sänger nahe der Gruft gedichtet hat. Rührend ist es, wie er sich in der winterlichen Lebenszeit, man möchte sagen, krampfhaft eine Lenzesstimmung zu schaffen sucht:

Sag', wozu doch immer warten,
Immer nach dem Grabe sehn?
Deine Wünsche, die verscharrten,
Werden doch nicht auferstehn.

Wenn die Selbstsucht dir im Lenze
Jedes Blütenreis zerbricht,
Warte nicht auf neue Kränze,
Die die Liebe dankbar flicht,

Laß das Harren, laß das Warten,
Freu' dich dessen, was du hast!
Mach' die Welt zum Freudengarten,
Darin du dein bester Gast.

Flicht dir Kränz' aus alten Tagen
Fröhlichster Erinnerung!
Laß das Warten, laß das Klagen!
Werd' und bleibe froh und jung!

Hermann Lingg schildert die Meerfahrt des Bacchus; die Schlußstrophen des Gedichts haben jenes eigenthümliche antike Colorit, über welches die Lingg'sche Muse gebietet; dagegen sind die Anfangsstrophen etwas matt:

Ehrt den Genius kühner Thaten,
Höhnet seiner Milde nicht! —
Schiffer wollten einst verrathen
Jenen Gott, der Fesseln bricht;
Aber, daß er auch sie flicht,
Mußten die Verruchten bald gewahren,
Als sie auf dem Meere waren.

J. G. Fischer läßt in den eleganten Spalten des Albums einen ganzen Cyklus von Liedern aufblühen; die meisten sind kleine lyrische Epigramme mit Blumenpfeilen gerüstet; andere schlagen im Odenstil Klänge des Tiefsinns an, wie das Gedicht „Einer Blume". Schön und schwunghaft, in einem leichtflatternden Reimgewande bewegt sich das Gedicht:

Blüt' und Blüte.

Scheue den Schlummer der zärtlichen Blätter,
Du im Westen dräuende Wolke,
Oder wähle dir deinen Raub;
Segen ist auch im Sturm und Wetter,
Aber verschone an deinem Volke
Seiner heiligen Kränze Laub.

Tummle die Becher, tummle die Rosse
Schäumende Jugend, und löse die Bande,
Muthige Liebe und Liebesgunst,
Treibe, freudiger Stamm und Sprosse,
Blüten um Blüten deinem Lande,
Frühlinge seiner Kraft und Kunst.

Trage Lieder dem Lenz entgegen,
Blüten des Geistes, im Lenz empfangen,
Gluten der Seele, wenn alles glüht;
Ist er herrlich, der Maiensegen,
Göttlich ist er allein begangen,
Wann die Blume der Menschheit blüht.

Eins der tiefsinnigsten und schönsten Gedichte der Sammlung ist das Gedicht von Felix Dahn:

Gottvater spricht.

„Wenn ich ins Weltgebäude vom Himmel schau' hinein,
Traun, alle meine Freude ist jetzt die Lieb' allein.

Die Demuth ist gestorben, der Glaube todesbleich,
Die Wahrheit ist verdorben, die Lüge hat das Reich.

Den Stolz, auf den sie pochen, längst hätt' ich ihn gefällt,
Längst hätt' ich sie zerbrochen, die ungetreue Welt,

Säh' ich nicht treues Lieben blühn hin und wieder doch,
Ein Reis, das übrigblieben vom Paradiese noch.

Einen Engel will ich senden, den Treuesten, der mein,
Der soll mit starken Händen der Liebe Hüter sein.

Mit Glut und Thau sie pflegen soll er zu rechter Zeit,
Soll schirmen sie und hegen gen alle Fährlichkeit.

Und spricht er einst mit Reue: «O Herr, die Lieb' verdarb —
Nichts half ihr meine Treue, denn ihre Wurzel starb» —

Dann weigr' ich meinen Blitzen nicht mehr ihr Rächeramt,
In ihren tiefsten Sitzen zermalmt die Erde flammt,

Und aus dem Weltenstaube entfliegt die Liebe blos,
Fliegt, eine weiße Taube, in meinen ew'gen Schos."

Albert Moeser's Gedicht: „Die Schlacht bei Göllheim", erscheint uns etwas im epischen Schablonenstil der Nibelungenverse gehalten, zwar anschaulich, aber nicht so schwunghaft wie viele andere Gedichte Moeser's.

Albert Traeger gastirt in Scherenberg's Album mit einigen Liedern von wohlthuender Innigkeit, wie „Abschied":

Wiederum die Stunde schlug,
Dich mir zu entringen
Und bereit zum Wanderflug
Hebst du schon die Schwingen;
Lebe wohl! Ob nun die Zeit
Endlos mir sich dehne,
Stets in treuer Traurigkeit
Denk' ich dein, Helene!

Dich zu halten immerfort,
Thörichtes Bemühen —
Mag an jedem neuen Ort
Neues Glück dir blühen!
Denkst du auch zu keiner Frist,
Wie ich heiß mich sehne —
Wenn du müd' und einsam bist,
Komm zu mir, Helene!

Stilvoll ist das Gedicht: „Hellas" von Ernst Ziel. Wir können nicht alles Ansprechende, was die Sammlung bietet, im einzelnen verfolgen und nennen nur noch einige in ihr vertretene Dichternamen: Friedrich Bodenstedt, der einige epigrammatische Schnitzel beigesteuert hat; A. E. Brachvogel, in der Lyrik nicht glücklich, weil der correcten poetischen Form nicht mächtig; W. Constant, Therese Dahn, Dräxler-Manfred, Freiherr von Ditfurth, Adolf Ebeling, in Streckversen ein Wiedersehen bei den Pyramiden besingend; den formgewandten Ernst Eckstein, Bernhard Endrulat, Ernst Förster, Ludwig Frankl, Ferdinand Freiligrath, der die Gedichte Robert Herrick's, eines Zeitgenossen des Ben Jonson, übersetzt; Hermann Grieben, Julius Grosse, Robert Hamerling, Friedrich Hofmann, Hermann Hölty, Wilhelm Jensen (altdeutsche Kaiserpoesie mit scharfer Pointirung), Hermann Kletke, mit stimmungsvollen Liedern; Friedrich Marx und Stephan Milow, jener mehr schwunghaft, dieser mehr sinnig; Paul Möbius mit dem warmempfundenen Gedicht „Heimkehr"; Otto Roquette mit dem formenschönen und gedankenvollen Gedicht „Die Lampe"; F. von Schack mit dem bereits bekannten „Ubaldo Lapo"; Ernst Scherenberg, Julius Sturm, Theodor Storm, Robert Waldmüller mit einer im englischen Stil gehaltenen Ballade, u. a.

Was die Illustrationen betrifft, so überwiegen nach düsseldorfer Tradition die Genrebilder, unter denen sich treffliche befinden: historischen Stil haben die Illustrationen zu den Gedichten von Anastasius Grün, Schack und Julius Sturm. Die Würdigung der einzelnen Künstler müssen wir hier der artistischen Kritik überlassen.

In dem Traeger'schen Album (Nr. 2) übernimmt die Poesie oft die dichterische Erläuterung der Illustrationen. Neben Albert Traeger zeigen sich Wilhelm Jensen, Hermann Oelschläger, Hermann Grieben, Hermann Kletke, Rudolf Bunge, Friedrich Marx hierin besonders gewandt, im Ernsten wie im Scherzhaften, indem sie zu den Bildern trefflicher Künstler Gedichte geben, die ihren Schwerpunkt in sich selbst tragen.

Unter den selbständigen Gedichten befinden sich manche werthvolle. Albert Moeser's „Marguerite von Bourgogne", der Stoff des „Tour de Nesle", hat mehr Balladenton als sein historisches Schlachtbild im „Deutschen Künstleralbum"; Felix Dahn gibt ein dialogisches Bild: „Lucifer", das an Byron'sche Dichtungen, besonders dessen „Kain" erinnert. Robert Hamerling hat ein Lied gedichtet, das in seiner rhythmischen Form und seinen Refrains die Composition herausfordert: „Das Lied in Oesterreich". Der Schlußvers lautet:

Auf Felsenhöh'n, am Gemsenstand
Schallt Liedesklang zur Schroffenwand;
Die Gemsen kühn
Sie lauschen,
Hoch rauschen
Die Adler drüber hin.
Das Lied im grünen Oesterreich,
Das sei ein Hort, den besten gleich:
Aus rauhem Fels ein milder Quell,
So reich, so tief, und doch so hell!
So ist's, ja, ja,
So kling' es da
Für fern und nah,
Ein deutscher Hort in Oesterreich,
Das deutsche Lied — hurrah!

Hermann Lingg's Gedichte sind stimmungsvoll, besonders der „Abend":

Fern hinunter in die Flut
Taucht das Licht, sich nochmals wendend
Nach den Bergen, eine Glut
Zu der Alpe Blumen sendend.

Da schon Dunkel liegt im Thal,
Flattern hier noch Schmetterlinge,
Und der Sonne letzter Strahl
Uebergoldet ihre Schwinge.

Horch, vom Wald ein Amselschlag!
Wie so seltsam und verklungen
Tönt's herauf zum hohen Tag
Aus der Tiefe Dämmerungen!

Sehr naiv ist das Gedicht von Robert Waldmüller:

Trudchen an die lieben Großältern.

„Was ich bei der Muhme treibe?
Ob ich lese, ob ich schreibe?
Ob ich ihr auch etwas nütze?
Ob ich Kaffee koch' und Grütze?
Ob ich wasche, ob ich bügle
Und in ihrem Fleiß mich spiegle?" —

Ein'ges, das ihr mir empfohlen,
Bleibt noch, fürcht' ich, nachzuholen;
Aber was so oft euch quälte:
Daß mir's an Gespielen fehlte, —
Gott sei Dank, — und darum schreib' ich —
Damit geht's; und deshalb bleib' ich.

Morgens — o da fehl' ich selten! —
Treib' ich Gänse mit dem Belten;
Mittags — daß er nicht alleine —
Hüt' ich mit dem Peterl Schweine;
Nachmittags such' ich im Bache
Aal' und Krebse mit dem Zache;
Abends, nach verspeister Bemme,
Reit' ich mit dem Klaus zur Schwemme;
Und wenn ich nun wieder schreibe,
Meld' ich, was ich sonst noch treibe.

Die Ballade von Ernst Ziel: „Die Kaisernacht in St.-Petersburg", athmet einen Zug historischer Größe; wir entnehmen ihr die folgenden Verse:

Auf die hohe Marmortreppe ist der Zar vors Schloß getreten,
Harrt, als ob zur späten Nachtzeit er sich einen Gast gebeten.
Wunderbar — zur gleichen Stunde regt sich unterm Mondesstrahle
Leis' des großen Peter's Erzbild auf dem Platz der Admirale,
Wie ein Lebensblitz durchzuckt es auf dem Felsen Roß und Reiter.
Tönet Narwa's Donnerstimme neu im Ohr dem alten Streiter?
Feurig scheint sein Aug' zu leuchten, athmend sich die Brust zu heben,
Und durch die metallnen Glieder rinnt es warm wie Blut und Leben.

Peter gibt dem Roß die Sporen, sprenget mit verhängten Zügeln
Von dem Felsen, durch die Straßen, hastend wie auf Sturmesflügeln.

Ehern dröhnet rings das Pflaster unter den beschwingten Hufen,
Bis am Schloß der schnelle Reiter anhält vor den Marmorstufen.

Und die Stimm' erhebt er eisern, fest wie in des Lebens Tagen;
An den Enkel ernst und finster richtet er drei große Fragen:

„Blühet noch das heil'ge Rußland? Lebt mein Heer und meine Flotte?
Ward ein Sproß dir, der den Feinden auf dem Throne Rurik's spotte?" —

„Heil dir, Peter! Rußland blühet", ruft der Zar im Jubeltone,
„Heer und Flotte wachsen mächtig, und ein Sproß ward deinem Throne."

Peter schwenkt den Rappen rückwärts, sprengt zum Platz der Admirale,
Sprengt hinauf zum hohen Felsen unterm bleichen Mondesstrahle.

Schön sind auch die Schlußstrophen:

Siehe, unten in der Runde werden wach die Schläfer alle:
Zecher, Tänzer, Musikanten mischen sich in buntem Schwalle.

Leise ist des Schlafs Erinnern mit dem Schlaf hinweggezogen.
Neujahrsnacht! Um Peter's Felsen branden wild des Jubels Wogen.

„Mutter und Kind" und „Mathilde" von Ernst Eckstein athmen den Hauch inniger Empfindung. Von den Gedichten von Max Kalbeck heben wir als stimmungsvoll heraus:

Glück im Traum.

Augen, die im Traum gegrüßt,
Schaun am Tage fremd verdrossen;
Lippen, die zur Nacht geküßt,
Bleiben kühl und streng verschlossen.

Dämm'rung übers müde Land
Breitet liebreich ihr Gefieder;
Wer sein Glück am Tag nicht fand,
Hofft für alle Nächte wieder.

Von den Gedichten von Karl Elze ist sinnreich und formschön das Gedicht:

Ueber Nacht.

Besorgte Mutterhände decken
Das innre Walten der Natur,
Von ihren Wundern, ihren Schrecken
Gewährt sie leise Ahnung nur;
Wer sah die Knospe sich erschließen?
Wer sah, wo sich der Sturm entfacht?
Die Schleier, die das All umfließen,
Sie lüften nur sich über Nacht.

Gleich Wundern der Natur entsteigen
Geheimnißvoll der Menschenbrust
Im bunten, wechselvollen Reigen
Der tiefste Schmerz, die höchste Lust;
Wer sah ihr Kommen, wer ihr Gehen?
Der Liebe Glück, der Dichtung Pracht,
Des Todes letztes stilles Wehen,
Sie alle kommen über Nacht.

Als poetischer farbenreicher Marinemaler zeigt sich Hermann Hölty in „Seestück", in „Ost- und Nordsee"; originell ist Wilhelm Jensen's „Das Dach von Stroh", sinnreich die „Gedenkblätter" von Stephan Milow, den Hauch schlichter Empfindung athmen die Gedichte von Emil Rittershaus.

Wir können manches Treffliche hier nicht erwähnen, auch auf die vorzüglichen Genre- und Landschaftsbilder des artistischen Theils nicht näher eingehen. Die Leser werden manche anmuthige Blume pflücken, welche die Kritik stehen ließ. Der Eindruck der Poesien dieser beiden Albums ist doch die Ueberzeugung, daß die deutsche Lyrik noch immer viel Werthvolles bietet und keineswegs den Vorwurf der Nachsommerblüten oder gar des greisenhaften Epigonenthums verdient, mit welchem Unkenntniß und Voreingenommenheit nur zu rasch bei der Hand sind.

Rudolf Gottschall.

Schleiden's Werk über das Meer.

Das Meer. Von M. J. Schleiden. Zweite umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, Sacco Nachfolger. 1873—74. Lex.-8. 12 Thlr. 15 Ngr.

„Was halten Sie von Schleiden's Meer?" — „Ach, gehen Sie mir mit dem prosaischen Buche!" antwortete mir einer der geistreichsten Professoren einer der bedeutendsten deutschen Universitäten. Ich verstand ihn nicht, denn ich hatte das Buch noch nicht gelesen; im Gegentheil hatte ich den Antwortenden im Verdacht, zu sehr für das Meer zu schwärmen, das stets einen berauschenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien. Ich schüttelte also den Kopf und mußte mir gestehen, daß die wenigen Hefte, die ich zur Zeit meiner Frage in den Händen hielt, durch ihre Ausstattung höchst vortheilhaft auf mich gewirkt hatten. Die bunten Stahlstiche, das imposante Format, das elegante Papier mit einem tadellosen splendiden Drucke und manches andere nehmen das Urtheil von vornherein gefangen.

So stand die Sache für mich, bis ich das Ganze plötzlich erhielt und mich nach Herzenslust in dem dickleibigen Buche ergehen konnte. Da fiel mir zunächst eins auf: daß nämlich sämmtliche Buntdrucke und Holzschnitte, mit Ausnahme der Karte, französisches Fabrikat seien, wie wir es alljährlich massenhaft aus der Fabrik des Buchhändlers Hachette in Paris empfangen. Vieles war mir schon in andern französischen Werken jener Fabrik wiederholt vorgekommen, und ich wußte nur zu gut, wie viele Tausende von Franken Hr. Hachette für die Clichés seiner Bilder von außerfranzösischen Verlegern einzustreichen pflegt. Das wollte ja an und für sich nichts sagen, wenn nur diese Bilder nicht die echt französische Eigenthümlichkeit an sich trügen, mehr zu scheinen, als wirklich darzustellen. In dieser Hinsicht sind die Stahlstiche noch das Beste, die Holzschnitte aber befriedigen den Kenner meistentheils nicht. Da aber diese Bilder sämmtlich eine gewisse Reihenfolge beobachten, die

nur einer bestimmten Absicht entsprungen sein kann, so liegt die Annahme nahe, daß ursprünglich ein französisches Werk (vielleicht von dem Vielschreiber Figuier?) als Muster für das obengenannte vorlag, und daß letzteres erst seine Inspiration von ersterm empfing.

Das bestätigt auch die ganze Ausstattung des Buchs; denn dieses ist nach Format, Papier und Satz echt französisch. Auch das wollte nichts sagen, da wir von den Franzosen hinsichtlich der Eleganz, welche auch ihre Berechtigung hat, recht viel lernen können. Ich fürchte aber, daß das Muster auf die Conception des Plans von größerm Einflusse gewesen ist, als der deutsche Verfasser wahrscheinlich gewillt gewesen wäre, hätte er gänzlich unabhängig von französischen Vorlagen an sein Buch gehen können. Auf diese Weise ist eben ein Werk entstanden, das seinem allergrößten Theile nach eigentlich nur eine Zoologie des Meeres genannt werden kann. Nur zwei Lieferungen von acht Bogen behandeln etwas sehr dürftig die Physik des Meeres, während sich kaum zwei andere Lieferungen mit den Algen, alle übrigen bis zur vierzehnten Lieferung mit den Meeresthieren beschäftigen. Freilich läßt sich das Meer unter den verschiedensten Gesichtspunkten auffassen, unter einem naturhistorischen und besonders einem geographisch-physikalischen, und man kann nicht behaupten, daß ein Schriftsteller, welcher sich auf den erstern stellt, einen groben Fehler begangen habe. Wenn man jedoch erwägt, daß wahrscheinlich die meisten Leser den letztern Gesichtspunkt erwarten, so wird uns das oben erwähnte Urtheil unsers Professors sofort verständlich; man erwartet eben bei einem Buche über das Meer wol nebenbei eine Darstellung des Lebens im Meere; wenn aber dieses das Uebergewicht bekommt und daraus eine Zoologie hervorgeht, dann muß man wirklich fragen, ob dieser Plan nach deutschen Forderungen der rechte sei.

An und für sich haben wir uns nun hierüber nicht den Kopf zu zerbrechen, sondern wir haben das Buch zu nehmen, wie es eben vor uns liegt, und wir haben nur zu fragen: erfüllt denn dieses seinen Zweck, wenn auch dieser Zweck nicht unser Ideal ist? Die Antwort darauf gibt die Thatsache, daß wir es bereits mit der zweiten stark vermehrten Auflage des Werks zu thun haben. Es muß also wol eine Menge Leser geben, die nicht in die Kategorie unsers Professors gehören, die auch dem naturhistorischen Leben im Meere Geschmack abgewinnen und dieses poetisch finden. In dieser Beziehung gewährt unser Verfasser durch seine wissenschaftliche Vergangenheit die beste Gewähr, daß er mit den besten Quellen auch eine gewissenhafte Darstellung verbunden haben werde. Uns selbst ist alles interessant, was der Natur angehört, gleichviel ob wir für eine ästhetisch geschriebene physikalische Geographie eine physikalisch-geographische Zoologie des Meeres erhalten, wenn letztere nur möglichst frei von Irrthümern und in einer lesbaren Darstellung gehalten ist. In der That haben wir die enorme Mühe anzuerkennen, welche der Verfasser Gegenständen zutheil werden ließ, die von seiner ursprünglichen Wissenschaft weit abliegen.

Wie es von einem so beleibten Werke zu erwarten steht, ist die Fülle der Thatsachen eine außerordentliche, des Lehrreichen unendlich viel. Wer also Geschmack an zoologischen Dingen findet, wer gern auch auf die tiefern Erscheinungen des thierischen Lebens eingeht, wer sich für Entwickelungsgeschichte, anatomische und physiologische Verhältnisse sowie für die Klassification der Thiere interessirt: der findet in dem Buche einen guten Leitfaden. Nur darf er nicht verlangen, daß alles, was der Verfasser ihm auftischt, auch in Verbindung zu dem Meere stehe. Er kann oft viele Seiten lesen, ohne auch nur eine Seite zu finden, die darauf Bezug hätte; denn nirgends ist das Meer aus dem Meere entwickelt, die vorgeschriebene Schablone läßt den Verfasser nicht dazu kommen. Zweierlei ist uns auch sonst dabei empfindlich störend gewesen: erstens, die gänzlich nutzlose Mottosucht, welche auch dem kleinsten Kapitel ein passendes oder unpassendes Citat aus irgendeinem Schriftsteller voranstellt, wobei der Verfasser sich selbst als einen tüchtigen Bibelhelden erweist; zweitens die Art und Weise, über andere, welche nicht seines Glaubens sind, zu urtheilen. Da wimmelt es nur so von dergleichen unästhetischem Ungeziefer: von Pfaffen, von abgeschmackten Narren, unverschämten Thoren u. s. w. Eine Eigenthümlichkeit des Verfassers, die er zwar im allerstärksten Grade ehemals in seinen botanischen Werken, besonders in den „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik" auskramte, von der wir aber geglaubt hätten, daß er sie mit zunehmenden Jahren endlich allmählich abgelegt habe. Leider begegnen wir dieser animosen Stimmung auch hier; wiederholt und mit Verwunderung sehen wir, daß es dem Verfasser noch immer ein Gaudium ist, sich über andere lustig zu machen, wenn er denselben irgendeinen Irrthum nachzuweisen im Stande ist, obgleich das häufig gar nicht zur Sache gehört, oder obgleich das an einen ganz andern Ort gehörte, da es hier eingeflochten den Naturgenuß gänzlich verkümmert. Referent erinnert nur an die Ausfälle gegen Burmeister und Hartwig; wenn auch der Verfasser im Grunde recht hat, so hätte sich das in milderer Weise mit zwei Worten abmachen lassen. Das ist eins der unliebsamsten Momente seiner Darstellung, welches einem geläuterten Geschmacke wenig zusagt und unwürdig der glänzenden Ausstattung des Werks ist.

Im Speciellen behandelt der Verfasser seinen Gegenstand in drei Hauptabschnitten: „Das Meer für sich", „Das Leben im Meere", „Das Meer und der Mensch". Der erste und letzte Abschnitt, welche hier nur ganz dürftig die Geographie, das Wasser, die Physik, den Spiegel und Boden sowie die Pole des Meeres, endlich den Menschen an und auf dem Meere betrachten, würden in unserm Sinne diejenigen gewesen sein, welchen der größte Raum hätte überwiesen werden sollen. Statt dessen nimmt ihn der zweite Abschnitt ein: allgemeine Betrachtungen über Flora und Fauna des Meeres, die Protisten, die Pflanzenwelt des Meeres (Algen und sonderbarerweise auch der Bernstein, obschon die Mutterpflanze nie im Meere lebte!), die Thierwelt des Meeres. In letzter Beziehung wird dieselbe nach systematischem Schema behandelt, sodaß der Verfasser in zehn Kreisen Zoophyten, Echinodermen, Würmer, Gliederfüßler, Mollusken, Cephalopoden, Fische, Amphibien, Vögel und Säugethiere nach-

einander classificatorisch trocken behandelt, um dann auf Einzelnes Wissenswerthes dieser Thierformen näher einzugehen. Eine gute Karte von Henry Lange, welche die Küstencurven, Meeresströmungen, Sargasso-Seen u. s. w. in farbiger Manier sehr gediegen darstellt, ist dem Ganzen beigegeben.

Um alles noch einmal zusammenzufassen, haben wir ein Buch vor uns, welches in schwungloser Darstellung, aber in verständlicher Sprache ein so reiches Material verarbeitet, daß es, abgesehen von seiner französischen Natur, wol die beste Naturgeschichte des Meeres genannt werden kann, die wir besitzen. Ein ausführliches Sachregister begünstigt es, das Werk als Hand- und Nachschlagebuch zu gebrauchen. Mancher geistreiche Wink wird überdies dazu dienen, zu weiterm Nachdenken anzuregen, wie das namentlich im letzten Abschnitte der Fall ist.

Biographien von Gelehrten und Künstlern.

1. Regiomontanus (Johannes Müller aus Königsberg in Franken), ein geistiger Vorläufer des Columbus. Von Alexander Ziegler. Dresden, Höckner. 1874. 8. 20 Ngr.

Vorstehendes Buch beschäftigt sich mit dem bedeutenden Mathematiker und Astronomen Johannes Müller, nach seinem Geburtsorte Königsberg in Unterfranken Regiomontanus genannt, geb. daselbst 1436, gest. 1476 in Rom. Er studirte in Wien bei Peurbach Astronomie, bei Cardinal Bessarion Griechisch, wirkte in Italien (Ferrara, Padua, Venedig) als astronomischer Lehrer und Schriftsteller und wurde hier der Urheber der Trigonometrie (1463), las 1468 in Wien als Professor über Mathematik und Astronomie, ordnete darauf die Bibliothek des Königs Mathias Corvinus von Ungarn in Ofen, zog 1471 nach Nürnberg, wo seine bedeutendste wissenschaftliche Wirksamkeit eintrat, wurde durch Papst Sixtus IV. zum Bischof von Regensburg ernannt (obschon er nie Theolog gewesen), und als er sich damit in Rom installiren lassen sollte, fand er dort sein Ende an der Pest oder auch an Gift. Die eifrige Pflege, welche Wissenschaft, Kunst und Industrie im 15. und 16. Jahrhundert zu Nürnberg fanden, ist bekannt, und damals entstand auch durch Regiomontanus die große Schule der mathematischen Wissenschaften, an welcher unter anderm Martin Behaim und andere berühmte Gelehrte und Techniker ihre Bildung fanden. Ihm und seinen Schülern verdankt die nautische Astronomie ihre größten Fortschritte, und die damaligen Seefahrer segelten mit nürnberger Instrumenten. Durch ihn wurden selbst in der Buchdruckerkunst Vervollkommnungen begründet, indem er zum Drucke seiner Werke eine eigene Officin gründete. Vorzüglich aber ist er der Begründer des wissenschaftlichen Kalenderwesens. Staunenswerth ist die Zahl der von ihm in Nürnberg herausgegebenen Werke. Die große Entdeckung des Kopernicus hat Regiomontanus allerdings nicht im mindesten geahnt; aber er war der Verbesserer des Astrolabiums und Erfinder des Jakobsstabes, und wird vom Verfasser ein Vorläufer des Columbus genannt, weil sein Schüler Martin Behaim den großen Entdecker der Neuen Welt in seinem Plane vorzüglich bestärkt haben soll, was freilich nicht hinlänglich erwiesen ist. Auch ist dem Regiomontanus eine Verbesserung in der Kartographie zuzuschreiben; er hat nämlich die horizontale stereographische Projection zuerst gelehrt. Nach seinen „Ephemeriden" soll auch Columbus die Mondfinsternisse berechnet haben. Das vorliegende Buch weist dies alles näher nach, mit großem Fleiße sowol als in anziehender Darstellung.

2. Helius Eobanus Hessus, ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Von Gotthold Schwertzell. Halle, Lippert. 1874. Gr. 8. 25 Ngr.

Wir werden hier in die bedeutsame Periode versetzt, in welcher die Wiedererweckung des tausend Jahre lang schlummernden classischen Alterthums einen mächtigen Fortschritt aus der wissenschaftlichen Geistesnacht des Mittelalters in die Morgenröthe eines neuen Zeitalters hervorbrachte. Unter den diese Bewegung leitenden „Humanisten", diesen Vorläufern der „Kirchenverbesserung", ist keiner der Geringsten Eoban, nach seinem Heimatlande Hessen (geb. 1488 bei Kloster Haina) Hessus und durch sich selbst Helius (von Helios, Sonnen- oder Sonntagskind) genannt. Der hauptsächlichste Schauplatz seines Wirkens war Erfurt, wo er seit 1504 studirte, dem reformatorischen Bunde der Poeten beitrat und ein inniges Freundschaftsbündniß mit dem aus dem Kloster dahin geflohenen Ulrich von Hutten schloß. Seit 1510 diente er als Secretär dem Bischof Hiob von Pomesanien (zu Riesenburg bei Danzig), dem Friedensvermittler zwischen Polen und dem Deutschen Orden. Im Jahre 1513 ging er nach Frankfurt a. O., um Jurisprudenz zu studiren, aber bald darauf nach Leipzig und 1514 wieder nach dem geliebten Erfurt zurück, wo er sich verehelichte. Eifrig betheiligte sich Eoban an dem Streite Reuchlin's mit den kölner Pfaffen, er ist oft als einer der Verfasser der „Epistolae obscurorum virorum" betrachtet worden, was aber Gotthold Schwertzell bestreitet. Eoban war auch ein feuriger Verehrer des Erasmus von Rotterdam, den zu sehen er eigens nach den Niederlanden reiste. Zahlreich waren seine Schüler und Anhänger, die ihn ihren „König" nannten. Seine Gedichte sind bekanntlich sämmtlich in lateinischer Sprache verfaßt, wie damals gebräuchlich war. Der Reformation schloß er sich mit Feuereifer an; er erhob Luther zum Himmel, sowenig er seinen beschränkten theologischen Standpunkt theilte, und so sehr er von dessen Richtung Gefahr für die schönen Wissenschaften fürchtete. Letzteres war wirklich der Fall; durch die Religionskämpfe gerieth der Humanismus in Abnahme; Eoban verlor seine Lehrstelle in Erfurt und wurde vor bitterer Noth nur durch eine Berufung an das Gymnasium zu Nürnberg, diesem damaligen Hort der Kunst und Wissenschaft, gerettet, wo er 1526 mit der liebenswürdigsten Aufmerk-

samkeit und tiefsten Ehrfurcht empfangen wurde. Hier begann er auch seine dankbarste Thätigkeit, die metrische Uebersetzung griechischer Dichter ins Lateinische, so der „Idyllen" Theokrit's, der „Ilias" Homer's, und wirkte segensreich im Verkehr mit Camerarius, Wilibald Pirkheimer, Albrecht Dürer u. a. Aber der herrschende Handelsgeist störte den Dichter, und er nahm deshalb 1533 eine neue Berufung nach Erfurt an. Doch schon 1536 zog Philipp von Hessen den ruhelosen Dichter und Landsmann nach Marburg, wo er 1540 starb. Die Geschichte seines Lebens und seiner Werke ist in dem vorliegenden Bande mit äußerster Gründlichkeit und classischer Sprache erzählt und bildet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Humanisten.

3. Das Leben Fénélon's. Von Frommhold Hunnius. Gotha, F. A. Perthes. 1873. 8. 22 Ngr.

Der Verfasser will, „jetzt, wo die katholische Kirche und ihr Schützling Frankreich ein so betrübendes Schauspiel äußersten Niedergangs gewähren, die Aufmerksamkeit auf einen Mann lenken, der, obgleich katholischer Kirchenfürst und begeisterter Franzose, von jeher bei evangelischen Christen, ja überhaupt allen edeldenkenden Menschen, sowol seiner theologischen Bedeutung als seiner liebenswerthen Gesinnung wegen, die allgemeinste Theilnahme erfahren hat". Denselben Zweck hat auch das von uns bereits in Nr. 11 d. Bl. besprochene Werk von E. R. Wunderlich über denselben Gegenstand. In Hunnius' Buch sind besonders Fénélon's Verhältnisse zu der Schwärmerin Frau von Guyon, seine Verfolgung durch König und Papst und durch Bossuet, sein Stilleben in der Verbannung vom Hofe an seinen Bischofssitz, die Unterdrückung der Jansenisten, die er zugleich widerlegte und beschützte, der Tod seines Schülers des Herzogs von Burgund, seine Opposition gegen die päpstliche Unfehlbarkeit und sein Tod eingehend behandelt.

4. Leben und Wirken von Dr Aloys Schmitt. Von Heinrich Henkel. Mit Porträt. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1873. 8. 20 Ngr.

Der Held dieser Biographie, geb. 1789 zu Erlenbach am Main, gest. 1866 zu Frankfurt a. M., war bekanntlich ein bedeutender Musiker und Concertgeber, nämlich Pianist und Componist einer großen Menge Klavier-Etuden und ähnlicher Werke, deren langes Verzeichniß das vorliegende Büchlein bringt, wozu auch fünf Opern, zwei Oratorien und mehrere Cantaten kommen. Die Einzelheiten seines Lebens sind gedrängt, aber interessant dargestellt.

5. Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters. Eine Jubelschrift von Karl Alexander Freiherrn von Reuchlin-Meldegg. Heidelberg, Bassermann. 1874. Gr. 8. 28 Ngr.

Der funfzigjährige Jubeltag seiner theologischen Doctorwürde veranlaßte den Verfasser zur Herausgabe vorliegender Lebensgeschichte. Geboren 1801 an der bairisch-böhmischen Grenze, mitten im Kriegsgetümmel, als Sohn eines österreichischen Offiziers, wurde er zu Freiburg im Br., wo sein Vater 1807 eine gerichtliche Beamtung erhielt, erzogen, studirte an der dortigen Universität und am Priesterseminar zu Meersburg, wurde 1822 Gymnasialprofessor zu Freiburg, 1823 Priester, 1824 Doctor der Theologie und 1828 Professor der Theologie an der Universität. Im Jahre 1831 erhob sich gegen ihn wegen freisinniger Richtung eine Untersuchung von seiten der erzbischöflichen Curie, welche ihn bewog, 1832 zum Protestantismus überzutreten; zugleich verehelichte er sich auch. Auf Befehl der badischen Regierung ging er nach Heidelberg, wo er philosophische und historische Vorträge an der Universität hielt, aber auf Grund hämischer Anklagen die ihm gewährte Pension verlor. Doch erhielt er 1835 wieder einen Gehalt und 1839 eine Professur der Philosophie, welche er noch heute bekleidet. Seine philosophischen Werke und namentlich sein Buch über die Faust-Sage sind bekannt, ebenso seine Herausgabe der hinterlassenen Werke des Historikers Kortum. Das Ansprechendste im Buche sind übrigens die lebendigen, farbenreichen und treffenden Personalschilderungen aller seiner Collegen und sonstiger Personen, mit denen er in Berührung kam; sie gewähren recht dankenswerthe Beiträge zur Culturgeschichte der Zeit.

6. George Grote. Sein Leben und Wirken, aus Familienpapieren, Tagebüchern und Originalbriefen zusammengestellt von Harriet Grote. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Leopold Seligmann. Mit Porträt und Facsimile. Leipzig, Brockhaus. 1874. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Gattin des berühmten englischen Geschichtschreibers, des Verfassers der gefeierten „Geschichte Griechenlands", hat diese Arbeit auf Bitten seiner besten Freunde schon im Jahre 1866 ohne Wissen ihres Mannes begonnen und dann mit seiner Zustimmung fortgeführt und nach seinem Tode beendet. George Grote, 1794 zu Clay Hill in Kent, zehn englische Meilen von London, geboren, trat in das Bankhaus seines Vaters ein, dessen Chef er später wurde, und das noch heute zu den ersten Firmen der City gehört, von der er mehreremal in das Parlament gewählt wurde. Die Peerswürde lehnte er ab, aber nach seinem 18. Juni 1871 erfolgten Tode fand er seine Ruhestätte in Englands Pantheon, der Westminsterabtei, wo unter Gelehrten und Dichtern seine Büste mit der Inschrift: „Historian of Greece", aufgestellt ist. Sein Großvater, Andreas Grote, war ein Deutscher aus Bremen, der nach London übersiedelte und das Bankhaus gründete.

Der Geschichtschreiber war auch stets deutsch gesinnt bis zu seinem Ende und stand mit deutschen Gelehrten in regem, ununterbrochenem Verkehr. Das vorliegende Buch ist ein würdiges Denkmal eines solchen Geistes, und seine enorme Reichhaltigkeit, die prächtige Ausstattung, ganz im Geschmack der englischen Bücher, und der Name der geistvollen Herausgeberin, welche selbst auch als Schriftstellerin aufgetreten, sprechen mehr als beredt für die Vorzüglichkeit des Werks.

Feuilleton.

Englische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Ueber „Briefe von und an Gottfried August Bürger" von Adolf Strodtmann sagt die „Saturday Review" vom 21. November: „Ein großer Fund, der Briefwechsel des Dichters Bürger, hat die Veröffentlichung vier starker Bände von jener zweideutigen Art veranlaßt, welche niemand Lust hat zu kaufen, viele aber froh sein werden, nachschlagen zu können. Bürger's eigener literarischer Ruf, wenn auch bedeutend, ist doch kaum genügend für ein so massives Denkmal; die Beleuchtungen der Literaturgeschichte der Zeit sind weniger zahlreich und wichtig, als wir erwartet hätten, und die Briefe selbst sind nicht sehr werthvoll. Die besten sind die Biester's, eines Mannes von scheinbar so großer Lebhaftigkeit und Begeisterung, daß man sich wundert, an ihm einen Bundesgenossen des prosaischen Nicolai zu finden. Die Briefe von Bürger's Mentor, Boie, besitzen auch bedeutendes Interesse, insofern sie den allmählichen Fortschritt der Gedichte Bürger's von dem ersten Entwurf bis zur Reife beleuchten, und sind wegen des gediegenen Charakters des Schreibers anziehend. Bürger's eigener Charakter ist sehr lebendig geschildert; er erscheint gutmüthig, uneigennützig, gemüthlich, der Literatur hingegeben; aber unregelmäßig, unfein in seinen Gewohnheiten und stets mehr oder minder in Unannehmlichkeit. Die scandalösen Einzelheiten seiner dritten Ehe hätten weggelassen werden sollen. Strodtmann's Entschuldigung, weshalb er sie wiedergibt, ist sehr nichtig. . . . Im ganzen wird dieser bändereiche Briefwechsel den Einblick lohnen, obgleich der Hauptwerth desselben darin besteht, daß er als Grundlage zur Biographie Bürger's dient, welche Strodtmann ankündigt."

Wir lassen noch folgende Urtheile derselben Zeitschrift folgen:

„Professor G. Teichmüller's «Studien zur Geschichte der Begriffe» bilden einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der alten Philosophie."

„Die streng logische Form von P. R. Seydel's «Ethik oder Wissenschaft vom Seinsollenden» macht sie nur denen verständlich, die im Studium der formalen Logik bewandert sind. Des Verfassers Ernst und Mäßigung sind indessen selbst hinter seinen Kunstausdrücken sichtbar, und die Dunkelheit seines Werks liegt viel weniger in seinem Stile als in seiner Methode."

„Dr. Brentano's Behandlung der «Psychologie vom empirischen Standpunkte» deutet darauf hin, daß er in der Hauptsache Anhänger der englischen Schule sei, und er beobachtet ein Untersuchungsverfahren, von welchem Deutschland anfängt zu erkennen, daß es bessere Erfolge verheiße als das bisher befolgte."

„Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrhundert" von G. L. Kriegk „stellen diese Cultur kaum in das vortheilhafteste Licht, da sie hauptsächlich den Criminalarchiven Frankfurts entnommen sind. Sie bieten deshalb malerische, aber unerbauliche Episoden, wie Entführungen, geheime Vergiftungen, erkaufte Taufen bübischer Juden und Beweise allgemeiner Feilheit frankfurter Senatoren während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. . . . Beinahe alle diese Geschichten verdienen aufbewahrt zu werden und sind gut erzählt."

Ueber „Beethoven, Liszt und Wagner" von Professor Ludwig Nohl heißt es: „Jenes Dreigestirn bildet bekanntlich Nohl's dii majores, und die unaufhörliche Verherrlichung derselben in seinen gesammelten Abhandlungen muß selbst für diejenigen ermüdend sein, welche seine Vorliebe vollkommen theilen. Es würde taktvoll gewesen sein, etwas einzustreuen, was sich auf Tonsetzer von leichterer Weise und allgemeinerer Beliebtheit bezieht, da die beständige aggressive Haltung eines ausgemachten Vorkämpfers eines unbeliebten oder wenigstens nicht anerkannten Stils dem beschwichtigenden Einfluß, der gewöhnlich zu den köstlichsten Eigenschaften der Musik gezählt wird, äußerst ungünstig ist. Nohl indessen schreibt stets mit Geschick, und seine Recension von Thayer's Biographie Beethoven's ist durch seine vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande besonders werthvoll."

„Altengland und William Shakspeare" von H. Freiherrn von Friesen „ist der erste Band eines umfassenden Werks über Shakspeare von einem hochgebildeten Manne, der einen klaren Kopf hat, verständig ist, eine leichte und fließende Schreibart besitzt und über alles, was sich auf das mittelalterliche England unter den Tudors bezieht, außerordentlich gut unterrichtet ist. . . . Im allgemeinen tritt der Verfasser als Vermittler zwischen der englischen und deutschen Schule der Kritik auf; jene, glaubt er, verdiene mehr Ehre, als ihr die letztere hat angedeihen lassen, deren Bewunderung, wenn auch nicht gerade übertrieben, doch mindestens zu urtheils- und maßlos sei."

„Friedrich Spielhagen's «Aus einem Skizzenbuche» wird seinem Rufe nicht zur Unehre gereichen, obschon die Stoffe meistens äußerst leicht behandelt sind. . . . Die kleine Geschichte, die sich um die Bewerbung um eine Stelle dreht, ist die unterhaltendste im Buche."

In der Nummer derselben Zeitschrift vom 14. November befindet sich eine längere Besprechung der kürzlich erschienenen englischen Uebersetzung der Strauß'schen Biographie Ulrich von Hutten's von Mrs. G. Sturge. Es wird die Biographie als das bedeutendste unter den drei kleinern Werken des Verfassers und als jedenfalls das interessanteste für das größere Publikum bezeichnet. Die Uebertragung wird im ganzen für vortrefflich erklärt.

„Zwei Novellen von Robert Waldmüller «Leid und Lust» verdienen ungewöhnliches Lob. Der Schauplatz der einen, ein vollkommenes kleines Lustspiel in erzählender Gestalt, ist nach der Normandie verlegt, die andere schildert das Leben einer Dorfgemeinde um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Geist und Gefühl."

Bibliographie.

Dobel, A., Die Neuere Schöpfungsgeschichte nach dem gegenwärtigen Stande der Naturwissenschaften. In gemeinverständlichen Vorlesungen über die Darwin'sche Abstammungslehre und ihre Bedeutung für die wissenschaftlichen, socialen und religiösen Bestrebungen der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 1875. 8. 4 Thlr.

Lengenfeldt, T. v., Rußland im 19. Jahrhundert. Berlin, Wedekind u. Schwieger. 1875. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ludwig, Feuer-Hannes, der verfolgte Brudermörder, und seine Spießgesellen, oder: geheimnißvolle Enthüllungen aus dem Leben des berüchtigtsten Brandstifters. Historischer Volksroman. 1stes bis 4tes Heft. Dresden, Lohse u. Sohn. Gr. 8. à 3 Ngr.

Marx, A. B., Ludwig van Beethoven's Leben und Schaffen. In 2 Thln. mit chronologischem Verzeichniss der Werke und authographischen Beilagen. 3te Aufl., mit Berücksichtigung der neuesten Forschungen durchgesehen und vermehrt von G. Behncke. Berlin, Janke. 1875. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Melena, Elpis, Kreta-Biene oder kretische Volkslieder, Sagen Liebes-, Denk- und Sittensprüche. München, Franz. 8. 7½ Ngr.

Meyer, R., Der Emancipationskampf des vierten Standes. 2ter Bd. 1ste Abth. Berlin, A. Schindler. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Müller, K. G., Die leidenden Volksglieder. Ein Hilferuf für Arme an die Nicht-Armen, zur Mahnung an die Dringlichkeit der socialen Frage. Halle, Fricke. Gr. 8. 5 Ngr.

Mylius, O., Für Frauenhand. Sinnige Erzählungen und Novellen zu Lust und Lehre für Frauen und Töchter gebildeter Stände. 1ster Bd. Stuttgart, Bruchmann. 1875. 8. 1 Thlr.

Oliphant, Mrs., Innocenzia. Roman aus dem modernen Leben. Aus dem Englischen von Julia Dohmke. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Leipzig, E. J. Günther. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Overbeck, F., Studien zur Geschichte der alten Kirche. 1stes Heft. Schloss-Chemnitz, Schmeitzner. 1875. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.

Peipers, D., Untersuchungen über das System Plato's. 1ster Thl. Die Erkenntnisstheorie Plato's mit besonderer Rücksicht auf den Theätet. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Ngr.

Planck, M., Karthago und seine Heerführer. Ulm. Gr. 4. 12 Ngr.

Resch, F. B., Ueber den Ursprung des dynastischen Namens Reuß. Beitrag zur Kenntniß der Urgeschichte des Voigtlandes. Gera, Reisewitz. Gr. 8. 6 Ngr.

Schmidt, D., Wie hat unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Kirche ihr Interesse an dem Religionsunterricht in höheren und niederen Schulen zu wahren? Referat für die Pastoralconferenz zu Dresden am 9. September 1874. Leipzig, J. Naumann. Gr. 8. 10 Ngr.

Anzeigen.

Jetzt complet:

Theologisches

UNIVERSAL-LEXIKON

zum Handgebrauche für

Geistliche und gebildete Nichttheologen.

2 starke Bände,

120 Druckbogen gross Lexikon-Format.

= Subscript.-Preis 5 Thlr. = 15 Mark. =

Dieses „Universal-Lexikon" will ein den Anforderungen der heutigen Wissenschaft entsprechender, sicherer und bequemer Wegweiser für alle Fragen sein, die das Gebiet der Theologie und der ihr verwandten Wissenschaften berühren. Dasselbe sollte in keiner guten Bibliothek fehlen.

Der Preis ist beispiellos billig.

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

Zweiter Theil.

8. Geh. 6 Mark. Geb. 7 Mark.

Inhalt: Maximilian Robespierre. Von Rudolf Gottschall. — Maria Theresia. Von Adolf Beer. — Camillo Graf von Cavour. Von Otto Speyer.

Wie der erste Theil des „Neuen Plutarch" in weiten Kreisen die günstigste Aufnahme gefunden hat, werden sich auch die in dem soeben erschienenen zweiten Theile des Werks vorgeführten Lebensbilder den Beifall aller Leser erwerben. Von modernem Geiste durchdrungen und den höchsten Gesetzen künstlerischer Darstellung entsprechend, darf der „Neue Plutarch" die Stelle eines wahren Volksbuchs der deutschen Nation in Anspruch nehmen.

Delius'

SHAKSPERE

III. (Stereotyp-) Auflage

— **jetzt complet** — 2 starke Bände, broschirt: 5 Thlr. 10 Sgr. In 2 feinen Halbfranzbänden: 7 Thlr.

Um die Einführung in Schulen zu erleichtern, kostet von jetzt an

jedes einzelne Stück: 8 Sgr.

(Letztere werden, soweit der Vorrath reicht, zunächst in der 2. Auflage geliefert.)

Elberfeld, Verlag von R. L. Friderichs.

Soeben ist im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** erschienen:

Die deutsche Nationalliteratur

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Literarhistorisch und kritisch dargestellt

von

Rudolf Gottschall.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage.

Erster Halbband.

Gr. 8. 19 Bogen. Eleg. brosch. Preis 20 Sgr. (2 Mark).

Das ganze Werk ist auf acht Halbbände berechnet, welche in monatlichen Zwischenräumen erscheinen werden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wanderung und Heimkehr.

Gedichte

von

Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedankenreichthum und Formvollendung machen diese Gedichte nicht blos für die persönlichen Freunde des Dichters, des bekannten Germanisten, sondern für jedes empfängliche Gemüth zu einer ansprechenden poetischen Gabe.

☞ *Auf jeden Schreibtisch gehört*

MEYERS

HANDLEXIKON

*Gibt in **einem Band** Auskunft über jeden Gegenstand der menschlichen Kenntnis und auf jede Frage nach einem Namen, Begriff, Fremdwort, Ereignis, Datum, einer Zahl oder Thatsache **augenblicklichen Bescheid.** 1968 kl. Oktavseiten mit 52,000 Artikeln und über 100 Karten und Beilagen. Gebunden in 1 Halbfranzband 5 Thlr.*

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bibliographisches Institut in Leipzig
(vormals Hildburghausen).

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus in Leipzig. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Register.









